B 54567 7

Digitized by Google

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830.6
B
1839
July - Dec

1839.

Monat Juli;

enthaltend:

31 Blätter: Nr. 182—212, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXI — XXV.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 8 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1839.

Inhalt.

Nr. 184. Zur Nachricht. — Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz. Ein Beitrag zur Charakteristik des Liberalismus in seiner Stellung zum Christenthume. — Literarische Notiz.

185. Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz. (Fortsetzung.) — Ernst und Laune, aus meinen Papieren; von W. Reinhard. Zwei Bändchen. — Literarische Notiz.

186. Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz. (Fortsetzung.) — Literarische Notiz.

187. Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz. (Fortsetzung.) — Französische Literatur. — Miscellen.

188. Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz. (Fortsetzung.) — Staatsverfassungen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende Nationalbewaffnung und Volksbewaffnung, ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel, sie abzuhelfen und besonders sie vorzubeugen. Von F. H. Bodz Raymond. Vier Bände. — Literarische Notizen.

189. Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz. (Beschluß.) — Staatsverfassungen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende Nationalbewaffnung und Volksbewaffnung etc. Von F. H. Bodz Raymond. Vier Bände. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

188. August Graf von Platen's gesammelte Werke. Ausgabe in Einem Bande. Erster Artikel. Von F. W. Rugge. — Der französische Hof unter Heinrich II. — Literarische Notiz.

189. Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1840". — Unterhaltungsliteratur. 1. Englischer Novellenkranz von L. Wihl. 2. Federzeichnungen. Gesammelte Erzählungen von A. G. Gente. Zwei Bände. 3. Drei Novellen aus dem Leben. Von L. Funck. 4. Berliner Erzählungen und Lebensbilder. Von Adolf Brennglas. Erstes Bändchen. 5. Bunter Kartenblätter von Eduard Maria Oettinger. 6. Der Missionnair. Historisch-romantische Skizzen aus Tunis und Malta. Von Karl Jaspers. 7. Herz und Ehre. Novellen und Schilderungen von C. Dedrier Manfred. Zwei Bändchen. 8. Adolph. Novelle. Nach dem Französischen des Benjamin Constant, von Heinrich Kurz. 9. Blüten. Gedichte und Novellen eines Schweizers. Von Joseph Mendelssohn. Mit einem Vorworte des Herrn Geheimrathes Fr. K. v. Stromberck. 10. Die zwölf Monate des Jahres. Naturisch dargestellt von Georg Jung-Wein.) — Notiz.

190. Über Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe. Von Hermann Ulrici. — Unterhaltungsliteratur. (Beschluß.) — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

191. Über Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe. Von Hermann Ulrici. (Beschluß.) — Aus Schweden. — Die juristische Bücherfabrikation in England. — Bibliographie.

192. Briefe an Heinrich Voß. Herausgegeben von Abraham Voß. Drei Theile. — Der Einfluß der Civilisation auf den poetischen Menschen. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

193. Nationalsagen der Kosacken. Nach dem Polnischen des Michael Czajkowski von F. Miasdeeg. — Die Gegenwart in ihren verderblichen Gegensätzen und in der Gewißheit des Sieges der Wahrheit und des Rechtes. — Literarische Notiz.

194. Nationalsagen der Kosacken. Nach dem Polnischen des Michael Czajkowski von F. Miasdeeg. (Beschluß.) — Irland. — Notizen. — Bibliographie.

Nr. 195. Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von R. H. Julius. Zwei Bände. Zweiter Artikel. — Denkwürdigkeiten des Johann Chrysostomus Pasek, aus den Regierungsjahren der Könige Johann Kasimir, Michael Korybut und Johann IV von Polen, vom Jahre 1656—68. Polnisch herausgegeben vom Grafen Eduard Raczyński, deutsch von Gustav Adolf Sternzel. — Literarische Notiz.

196. Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von R. H. Julius. Zwei Bände. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Skizzen öffentlicher Charaktere Englands. — Notiz.

197. Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von R. H. Julius. Zwei Bände. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Skizzen öffentlicher Charaktere Englands. (Beschluß.) — Notizen.

198. Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von R. H. Julius. Zwei Bände. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Englische Ansicht von der deutschen Theologie. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

199. Briefe an Johann v. Müller. Herausgegeben von Maurer-Constant. Mit einem Vorworte von Friedrich Hurter. Erster Band. — Gedichte von A. von Maltitz. Zwei Bände. — Notiz.

200. Briefe an Johann v. Müller. Herausgegeben von Maurer-Constant. Mit einem Vorworte von Friedrich Hurter. Erster Band. (Fortsetzung.) — Gedichte von A. von Maltitz. Zwei Bände. (Beschluß.) — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

201. Briefe an Johann v. Müller. Herausgegeben von Maurer-Constant. Mit einem Vorworte von Friedrich Hurter. Erster Band. (Beschluß.) — Die Herrnhuter, in ihrem Leben und Wirken nach der Wahrheit dargestellt von einem ehemaligen Mitgliede. Eine zeitgemäße Mittheilung. — Notiz. — Bibliographie.

202. Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. Dritter Theil. — Ein Rückblick auf Spanien vor der Vereinigung der verschiedenen Kronen zu einem Gesammtkönigreiche. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

203. Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. Dritter Theil. (Beschluß.) — Ein Rückblick auf Spanien vor der Vereinigung der verschiedenen Kronen zu einem Gesammtkönigreiche. (Fortsetzung.) — Notizen.

204. Schelling und Hegel. Oder Beweis der Echtheit der Abhandlung: Über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. Als Darlegung der Stellung beider Männer gegeneinander. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie von C. L. Michelet. Von Ch. H. Weiße. — Ein Rückblick auf Spanien vor der Vereinigung der verschiedenen Kronen zu einem Gesammtkönigreiche. (Beschluß.) — Mancherlei.

205. Schelling und Hegel. Oder Beweis der Echtheit der Abhandlung: Über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. Als Darlegung der Stellung beider Männer gegeneinander. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie von C. L. Michelet. Von Ch. H. Weiße. (Beschluß.) — Der Autor Leo von Klenze und unsere Kunst. Von R. Wiegmann. — Aus Dänemark.

206. Zur Kritik einiger neuen Erscheinungen im Bereiche der Bibliographie. (1. Bulletin du bibliophile. 2. Bibliographie paléographico-diplomatico-bibliologique générale. Par P. Namur. Zwei Bände. 3. Lehrbuch einer allgemeinen Literargeschichte aller bekannten Völker der Welt, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten von

830.6
B
1839
July-Dec.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 182. — 1. Juli 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz.

Ein Beitrag zur Charakteristik des Liberalismus in seiner Stellung zum Christenthume.

Die Berufung des Dr. Strauß an die Hochschule zu Zürich hat in diesem Cantone eine so allgemeine und tief eingreifende Aufregung zur Folge gehabt, sie hat in so weitem Kreise die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich gelenkt, daß es wol am Orte ist, von umfassenderm Standpunkte aus die Erscheinung und ihre Gründe ins Auge zu fassen. Fast jeder Einzelne, welcher der Bewegung nahe stand, sah sich unwillkürlich davon ergriffen, und Alle, die nicht gewöhnt sind, mit stumpfer Gleichgültigkeit die Offenbarungen des Völkerlebens an sich vorübergehen zu lassen, waren moralisch genöthigt, für oder wider Partei zu ergreifen. Auch hierin hatte das sinnvolle Gebot des athenienfischen Gesetzgebers sich bewährt, ohne erst einer positiven Sanction zu bedürfen. Jetzt aber hat die Bewegung ihr nächstes Ziel erreicht; der Sieg selbst, den sie errungen, hat sie mäßigen müssen, und jetzt erst dürfte ein unparteiischer Rückblick auf ihren Verlauf, eine gerechte Würdigung ihrer Ursachen möglich sein. An den Kampf der Geister im Cantone Zürich schließt sich, wenn nicht dem äußern, doch dem innern Zusammenhange nach, manches Verwandte, namentlich in den Cantonen Bern, Waadt und Basel-Landschaft. Es dient zur Erklärung des Einen durch das Andere, diese Erscheinungen gleichfalls in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Ein engeres Band als je zuvor verknüpft in unserer Zeit die Schicksale der europäischen Völker, und nur Hand in Hand werden sie neue Stufen der Entwickelung beschreiten. Aber wenn noch manche Nationen mit stummem Schweigen einzelnen Machthabern zu folgen scheinen, so sind es dagegen die politisch freien Völker, bei denen die Presse entfesselt und durch die Verfassung selbst das öffentliche Leben von der öffentlichen Meinung abhängig gemacht ist, wo zugleich die Richtung des Bildungsganges deutlicher sich offenbart. In ihrer Mitte treten die Wahrheiten und Irrthümer, die Bedürfnisse und Vorurtheile der Zeit in schärfern Zügen hervor, und auf sie vor Andern muß der Blick sich wenden, damit man erkenne, wohin der Zeiger deute, damit man nicht die Stunde der Dämmerung mit der des hellen Tages verwechsele. Zu diesen Völkern gehören die Bewohner der Schweiz, und schon darum sollte jede wahrhaft volksthümliche Bewegung zwischen ihren Bergen die besondere Beachtung jedes europäischen Staatsmannes auf sich lenken sowie jedes Forschers nach dem gesetzmäßigen Verlaufe des Völkerlebens.

Schon lange her schöpfen viele Beamte und Führer des Volkes in der deutschen Schweiz ihre höhere wissenschaftliche, zum Theil selbst ihre sittliche Bildung an den deutschen Hochschulen. Früher, als noch Basel die einzige und eine sehr zahlreich besuchte Universität dieses Landes war, galt dies in noch höherm Grade als jetzt. Darum läßt sich der Charakter des schweizerischen Liberalismus, wie er sich in vielen seiner hervorragendsten Vertreter ausgeprägt hat, besonders auch seine Stellung zum positiven Christenthume nur im Zusammenhange mit dem akademischen Leben Deutschlands begreifen. Dieses hatte nach den Befreiungskriegen gegen Frankreich einen eigenthümlichen Aufschwung genommen. Der Erbe der französischen Revolution hatte sich fast alle gebildetern Nationen Europas unterworfen, und in den weiten Zauberkreis, den er mit seinem Schwerte gezogen, schien er selbst den Geist der Völker gebannt und zum großen Theile seinem Willen gehorsam gemacht zu haben. Nach den Berechnungen menschlicher Klugheit war sobald keine Befreiung aus den Banden zu erwarten, als die Flamme von Moskau den Löwen in die nordische Wüste zurückscheuchte und im Froste des Winters seine Glieder erstarrten. Wie

ein Wunder der Vorsehung mußten diese folgenschweren Ereignisse dem erst noch so glaubensarmen Europa erscheinen. Der Ruf: „Mit Gott für das Vaterland!" wnede der Schlachtenruf der deutschen Heeresmassen, unter dem Zeichen des Kreuzes stritt und siegte die preußische Landwehr. Nach fünfundzwanzigjährigen Heereszügen und Kämpfen hoffte die Sehnsucht das gelobte Land der Freiheit eeeeicht zu haben. Aber je mehr sich bei Einzelnen die Erwartungen gespannt und überspannt hatten, um so größer wurde bei ihnen die Täuschung, und um so bitterer mußte sie empfunden werden. Im natürlichen Gegensatze gegrn die französische Glaubensleerheit hatte sich indeß ein Theil der deutschen studieenden Jugend eine eigenthümlich cheistliche Faede dewahet. Damals entstanden jene christlich-deutschen Burschenschaften; eine Menge christlicher Freiheitslieder wurde gedichtet und gesungen; auch populaire Schriften erschienen, welche die Grundsätze von Volksfeeiheit und Volksecchten, wie sie bei dieser Jugend sich ausgebildet, auf die Bibel zu gründen und mit Bibelstellen zu deglaubigen suchten. Die Studenten schrieben sich diblische Sprüche in die Stammbücher. Selbst der Vorschlag zu einer besondern Feier des heiligen Abendmahls für die in iheen politischen Ansichten näher Stehenden tauchte hervor, und die Ausführung scheiterte an der einzigen Rücksicht, als Separatisten zu erscheinen und sich dadurch mit der Volksmasse in noch scheoffern Gegensatz zu stellen, als ohnehin der Fall wae. Übeehaupt hätte man die ganze Summe dieser jugendlichen Bestrebungen als eine cheistliche Demagogik dezeichnen können, wenn übeehaupt die ganze Bewegung mehe in das Volksleben hineingereicht und sich nicht hauptsächlich auf die engeen Kreise des akademischen Lebens beschränkt hätte. Aber dieses Christenthum war nichts weniger als orthodox. Es war rationallistisch, so weit sich dee Rationalismus die ganze christliche Offenbaeung in menschlich-natürlicher Weise zu erklären sucht. Für diese Jünglinge war also Christus ein Mensch; doch zugleich ein hochgefeiertes Vorbild, weil er ihnen als der geößte Reformatoe im Interesse der Völkerfreiheit erschien. Und er galt ihnen als erreichbares Voebild, sodaß in diesem Sinne einer der geisteskräftigsten Häupter der jugendlichen Bewegung, Karl Follen, in einem seiner Gedichte den Gleichgesinnten zurief: „Ein Christus sollst du werden!" Aber dieses liberale Cheistenthum hatte zugleich ein pietistisches Element, wenn man unter dem Pietismns nicht blos die passive Hingebung an religiöse Gefühie versteht, sondern überhaupt jede einseitig subjective Neigung, die sich mit ganzer Kraft auf eine positive Religion wirft, um daraus nur Das sich anzueignen, was dieser vorherrschenden Neignng selbst entspricht, während alles Übrige zwar nicht verworfen, aber doch übersehen wird. Darum sollte jener politisch-religiös angeregten Jugend das Christenthum nur der Boden sein, auf dem sie die Verwirklichung ihrer Liedlingsideen von deutscher Einheit und Freiheit zu gründen hoffte. Darum hielt sie sich nicht sowol an den Christus, der geduldig sein Keenz trug und seinen Jüngern gebot, nach einem Schlage auf den rechten Backen auch den linken hinzuhalten; sondern vielmehr an den eifrigen Kämpfer gegen die Sünde, an den Vertilger des Unrechts, der die Phariséer Heuchler und Otterngezüchte nannte, der die Wechsler und Verkäufer aus dem Tempel stieß. Und wie diese besondere christliche Richtung deutscher Jugend wenigstens zum Theil von einem noch lebhaft nachklingenden Feanzosenhasse ausging, so tried sie auch der gleiche Haß gegen die verwelschenden, democalisirenden Tendenzen und der nicht sehr umsichtige Eifer ihres guten Willens bis zu einem einseitigen Gegensatze gegen französische Frivolität und Leichtfertigkeit. Man eeinnert sich noch an das christlich-altdeutsch-catonische Ansehen mancher deutschen Studenten jener Zeit; an ihren fast puritanischen Ernst; an die auf den Universitäten feüher so seltene Sittenstrenge, die aber hier und da zur Pruderie wurde und als etwas künstlich Gemachtes oder Halbwahres erscheinen mußte. Wurde doch sogar auf halbofficielle Weise den angehenden christlichen Demagogen ihre größere Sittenreinheit zum freilich seltsam klingenden Vorwurfe gemacht, da sie nur ein Mittel sei, um sich im Volke größern Einfluß zu verschaffen!

Dem allgemeinern Charakter jener Zeit gemäß hatten sich aber zugleich die Gegner des Fortschritts, die den Abgrund der Revolution geschlossen und diplomatisch versiegelt zu haben meinten, auf sehr ostensible Weise wieder unter den Schirm des alten Christenglaubens gestellt. Die heilige Allianz war geschlossen worden, an äußerlichen Erfolgen nicht sehr reich, weil der Kampf gegen die revolutionnaire Partei auch ohne den heiligen Bund wäre geführt woeden; aber bedeutend als ein Symptom einer Periode, die mit ihrer voeherrschenden christlichen Fäedung freilich nicht viel über ein Jahezehnd hinauseeichte. Auch der uralte Jesuitismus, wie er nicht erst seit Loyola bestand, wußte in tausendeelei Formen und Weisen seine reactionnairen Interessen in den Mantei des Christenthums zu kleiden. Auf dieser Seite war es der Christus der duldenden Hingebung und des leidenden Gehorsams, den man den Völkeen predigte; und diesen Bestrebungen entgegenzuteeten, mußte sich natüelich die deutsche Jugend versucht fühlen. Wie in andern Ländern, so war in Deutschland, besonders im Anfange des dritten Jahrzehnds unsees Jahrhunderts, von jesultisch-ultramontanen Umtrieden viel die Rede. Die lebhafte jugendliche Phantasie consteulete sich leicht aus einzelnen Fäden ein ganzes Gewede und glaudte hier und da seibst an einen vollständig ausgebildeten Plan, um Deutschland wieder in die Nacht der Unwissenheit nnd Unfeeiheit zu versenken. Es ist bezeichnend, daß mehre Mitglieder des bekannten 1821 gestifteten deutschen Jünglingsbnndes ihren Beitritt dazu mit dee Existenz soicher jesuitischen Umteiede und Plane zu erklären und zu eechtfertigen suchten. Auf solche Weise war aber diese Jugend mehr und mehr in die Stellung einer Opposition gegen einen Christianismus gekommen, der ihr als Stütze des politischen Absolutismus erschien. Zugleich war der seühee Haß gegen das Franzosenthum um so mehr bei ihr verdampft, als sie

hauptsächlich in Frankreich den Liberalismus im fortwährenden Kampfe gegen den Bund der Kirche mit dem Absolutismus erblickte. Und so kam es, daß die deutsche Burschenschaft, die sich in Folge der gegen sie ergriffenen Maßregeln nur als geheime Verbindung in ziemlich schwachen Verzweigungen fortsetzte, ihren ausschließlich deutschthümlichen Separatismus aufgab, während zugleich ihre frühere christliche Farbe verblaßte. Bei Denen, die nicht gerade eine theologische Berufsbildung suchten, trat selbst ein merkbarer Indifferentismus an die Stelle des religiösen Eifers. Um so empfänglicher mußte nach dem Ausbruche der Julirevolution derjenige Theil der deutschen Jugend, der sich überhaupt wieder zu politischen Bewegungen fortreißen ließ, für die Eindrücke erscheinen, die jetzt von Frankreich herüberkamen. Der vorherrschende Geist des französischen Liberalismus, welcher damals dem positiven Christenthume gegenüber ein verneinender war, schien dieser deutschen Jugend seinen Stempel aufzudrücken. Ohnehin glaubten Viele, daß die Ereignisse, die sich in rascher Folge an die Julirevolution knüpften, zu einem allgemeinen Massenkampfe führen dürften. Man suchte da und dort Partei zu werden, und im rüstigen Jagen auf ein baldiges praktisches Resultat nahm man es minder scharf in der Wahl der Mittel und Menschen. Indem man aber gegen Andere nachsichtiger war, wurde man es auch gegen sich selbst und schlug es minder hoch an, wenn sich der Einzelne in seinem Privatleben über die herrschende Sitte und Sittlichkeit leichtfertig hinaussetzte, falls er nur bereit schien, dem großen Ganzen, seinem Volke und Vaterlande mit jedem persönlichen Opfer seine Schuld zu zahlen. Im bemerkbaren Gegensatze gegen die frühere Sittenstrenge wechselte also die Farbe des deutschen Liberalismus wenigstens in einem Theile seiner jüngern Vertreter, während er sich doch in seinem Wesen und in seiner Richtung auf das öffentliche Leben gleich blieb, das er in weiterm Umfange auf die freie Selbstthätigkeit der Staatsbürger zu gründen gedachte.

Läßt sich nun keineswegs leugnen, daß sich auch in Deutschland der Liberalismus des jüngern Geschlechts in Religion und Sitte einer gewissen Frivolität hingab, so liegt doch in den bezeichneten Momenten seiner Entwickelung die Erklärung und zum Theil die Entschuldigung dieser neuen Einseitigkeit. Es ist sogar nicht zu verkennen, daß er von einem sittlichen Grunde aus, im natürlichen Gegensatze gegen Das, was ihm als Wahn und Vorurtheil, als Heuchelei und künstliche Frömmelei erschien, in dieser Richtung hinausgetrieben wurde. Dies ist nicht zu übersehen, wenn man sich zugleich ein mildes und gerechtes Urtheil bewahren will. Gleich wenig läßt sich verkennen, daß das aus der Mitte des akademischen Lebens entsprungene Streben einer sittlichen Reinigung desselben, wie sie die Burschenschaft früher als Zweck verfolgte, auch von außen gehemmt und zurückgeworfen wurde, weil man den für verderblich gehaltenen politischen Tendenzen nicht zu begegnen vermochte, ohne zugleich den damit innig verwachsenen sittlichen Bestrebungen zerstörend entgegenzuwirken. Aus dem Allen erklärt sich nun eine gewisse Verwandtschaft des französischen Liberalismus mit dem deutschen des jüngern Geschlechts; auch erklärt sich daraus, daß man sich nach 1830 selbst von einer französisch-liberalen Partei in Deutschland Manches konnte träumen lassen. Aber jene Verwandtschaft war aus eigenthümlich deutschen Zuständen sehr natürlich entsprungen, und die sichtbare hervortretende Sympathie mit dem französischen Liberalismus konnte nur in den Augen des oberflächlichen Beobachters das Ansehen einer plötzlich entstandenen Wirkung der Julireignisse, einer schnell hingeworfenen Copie französischer Geistesrichtungen haben. Und gewiß, zu welchen Verirrungen der politische Schwindel manche deutsche Jünglinge fortriß, nirgend ist doch der Gedanke an einen Verrath der Nationalinteressen an das Ausland erwacht. Wenn man jetzt in Frankreich wenigstens hier und da von dem Vorurtheile zurückgekommen ist, daß noch in den deutschen Rheinprovinzen eine lebhafte Sympathie für eine Wiedervereinigung unter französischer Herrschaft vorhanden sei, so ist dies zum Theil die Folge des Einflusses deutscher Ausgewanderten, welche, durch die Ereignisse auf den Boden Frankreichs geworfen, auch in Mitte des fremden Volkes ihre Nationalität zu wahren und die Interessen ihrer Nation zu vertheidigen wußten. Wer in unparteiischer Stellung Gelegenheit hatte, darüber aus eigener Anschauung Beobachtungen zu machen, wird der deutschen politischen Emigration, was man ihr auch sonst tadelnd nachsagen mag, wenigstens dieses Zeugniß nicht verweigern.

In Frankreich selbst hatte sich indeß der Liberalismus in seiner einseitig negirenden Richtung gegen positives Christenthum auf eine Spitze getrieben, von welcher er in seinem eigenen Interesse wieder auf andere Bahnen einlenken mußte. Schon der greise Chateaubriand war durch die Ereignisse in eine entschiedene Opposition gedrängt und auf die Seite der Partei der Bewegung gestellt worden, ohne darum seine christlich-legitimistischen Gesinnungen aufzugeben. Indem er diese letztern fortdauernd bewahrt und bekannt, aber zugleich zum Propheten der Republik sich gemacht hatte, stellte er religiöse und politische Meinungen in sich vereinigt dar, die man früher für unvereinbar halten mochte. Ein neues Zeugniß aber, daß man jetzt eine aufrichtige Überzeugung, die sich aus solchen Elementen zusammensetzt, für möglich hält, ist der freudige Willkommen, womit der ehrenwerthe Greis noch vor kurzem in Mitte der pariser Bevölkerung begrüßt wurde. Auch unter den jüngern hervorragenden Männern haben einige den christlich-religiösen Sinn und eine gewisse Pietät für die gefallene Dynastie mit den Interessen der Freiheit zu verbinden gesucht; so namentlich Montalembert, der warme Vertheidiger der Sache des polnischen Volkes. Solche Vorgänge sind selbst auf den Klerus in Frankreich nicht ohne Einfluß geblieben, sodaß auch bei einem Theile der Geistlichkeit eine Tendenz zur Versöhnung des alten Glaubens mit der jungen Freiheit unverkennbar hervortritt. Einen eigentlichen Wendepunkt im Bildungsgange des französischen Liberalismus bezeichnet aber der offene Anschluß von Lamennais an

Digitized by Google

die Partei der Bewegung. Mag man immer seine eigenthümlich christlich-politischen Ansichten vom Standpunkte der katholischen Kirche aus für verwerflich erklären, so hat er doch in weit anklingender Rede von neuem den Versuch gemacht, die Ideen der politischen Freiheit mit dem Christenglauben in Einklang zu bringen und jene auf diesen zu gründen. Indem er so aus dem Schooße des Christenthums selbst einen neuen Bundesgenossen dem Liberalismus zugeführet, hat er diesen gezwungen, in seiner einseitigen Negation gegen die positive Religion stille zu stehen, seine Angriffe dagegen zu mäßigen und jeden Glauben zu achten, der von seinem Boden aus die Erhebung der Völker zu größerer politischer Selbstthätigkeit und Selbständigkeit als weltliches Ziel verfolgt. Diese mittelbare Wirkung ist noch viel bedeutender als die directe Schöpfung einer katholisch-liberalen Partei, und dadurch besonders ist erst der französische Liberalismus fähig geworden, sehr verschiedene religiöse Elemente in seine Mitte aufzunehmen und jedes an seiner Stelle gelten zu lassen.

An diesem Bildungsgange der politisch-religiösen Ideen hatte auch die Schweiz Theil genommen, aber nach ihrer eigenthümlichen Stellung in eigenthümlicher Weise. Es war der Bund des Ultramontanismus mit der alten Aristokratie, der vom Umschwunge der Verhältnisse von 1814 und 1815 besondern Nutzen zu ziehen und nach dem Sturze der Napoleon'schen Mediationsverfassung, die in mancher Beziehung der liberalen Partei zusagte, seine frühere Herrschaft wenigstens theilweise herzustellen wußte. Der schweizerische Liberalismus kam also damit in eine Opposition gegen die sogenannte Pfaffenpartei und von Anfang an um so leichter in eine negirende Richtung gegen die Satzungen der Kirche und des alten Glaubens. Dies war selbst in den protestantischen Cantonen der Fall, weil auch hier die altstädtische Aristokratie in einem großen Theile der Geistlichkeit natürliche Bundesgenossen gefunden hatte; und in dieser Richtung mußte der schweizerische Liberalismus durch die schon berührten Veränderungen im Geiste des deutschen akademischen Lebens noch mehr bestärkt werden. Als nun durch den Anstoß der Julireignisse im größeren Theile der Schweiz eine liberale Reaction hervorgerufen wurde, änderte sich nur die äußere Stellung, nicht auch die Tendenzen der Parteien. Doch mußte der Liberalismus im fortdauernden Kampfe die tief wurzelnde Macht der religiösen Ideen begreifen und wenigstens da und dort einsehen lernen, daß er mit der bloßen Verneinung nicht auf die Dauer zu bestehen vermöge. Als daher Lamennais seine christliche Freiheitslehre verkündete, fanden dessen Ansichten bei der katholisch-liberalen Partei nicht wenig Anklang. Die im katholischen Theile des Cantons Bern erscheinende „Helvétie" bekannte sich offen dazu, und dieses offene Bekenntniß selbst wurde der Grund eines Anathema, das vor einigen Monaten von dem Bischofe von Freiburg gegen dieses Blatt geschleudert wurde. Im Canton Waadt kam sogar eine Gemeinde auf den Gedanken, Lamennais' „Livre du peuple" als Schulbuch einführen zu wollen. Auch in der deutsch-katholischen Schweiz machte sich die „Luzerner Kirchenzeitung" zum Organe für die Verbreitung Lamennais'scher Lehren. Aber auch unabhängig davon hatte die Christuslehre unter den katholischen Anhängern des Radicalismus ihre feurigen Verfechter gefunden. Vor Andern ist hier der geistvolle Troxler zu nennen, der fast in allen seinen Schriften, kürzlich wieder in der Vorrede zu „Das seltene uralte geistreiche Büchlein, die deutsche Theologie" ꝛc., mit tiefer Überzeugung den Angriffen einer oberflächlichen Aufklärungssucht gegen die höhern Mysterien des Christenthums entgegentritt; der selbst die Klöster gegen die weitern Eingriffe der weltlichen Gewalt in Schutz nimmt, während er fortwährend zu den Häupteen der sogenannten nationalen und radicalen Partei zählt und sein ganzes Leben hindurch den unablässigen Kampf für die politische Freiheit und Einigung des schweizerischen Volkes gekämpft hat. In einigen Theilen der regenerirten protestantischen Schweiz, namentlich im Canton Zürich, traf zwar die radicale Partei von Seite des größern Theils der Geistlichkeit stets der Vorwurf des religiösen Indifferentismus, oder selbst einer feindlichen Stimmung. Allein gleichwol offenbarte sich bei Gelegenheit der Berufung des Dr. Strauß unter mehren Anhängeen dieser Berufung, wenngleich nicht die unbedingte Hingebung an das Dogma der sogenannten Landeskirche, doch ein warmer christlich-religiöser Eifer. Ein Zeugniß dafür sind mehre bei dieser Veranlassung erschienene Schriften, wie Orelli's „Rede an die Studenten der Hochschule von Zürich"; und dieses Zeugniß haben selbst die Gegner nicht versagen können.*) Auch die aufrichtige, ein ganzes Leben durchdringende, christlich-religiöse Gesinnung des Mannes, der hauptsächlich für die Berufung thätig war, des Bürgermeisters Hirzel, konnte nur in der jüngsten Zeit einer leidenschaftlichen Aufregung theilweise und vorübergehend verkannt werden. Immer bleibt es hiernach ein sehr falsches und flaches Urtheil, wenn man auch in der Schweiz, die vor andern Ländeen so besonders reich an religiösen und politischen Gegensätzen ist, den Liberalismus nur als ein einseitig Negirendes charakterisiren zu dürfen glaubt und die vielfachen positiv religiösen Elemente übersieht, die er in seiner Mitte vereinigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Von Ramon de la Sagra, Mitgliede der Cortes und correspondirendem Mitgliede des königlichen Instituts von Frankreich, Verfasser einer Geschichte von Cuba und von „Cinq mois aux Etats-Unis", erschien in zwei Bänden: „Voyage en Hollande et en Belgique", worin mit Talent besonders die Systeme entwickelt sind, welche beide Länder in Betreff des Gefängniß-, Ackerbau- und Erziehungswesens befolgen. 108.

*) Den gleichen Charakter religiöser Wärme hat das „Sendschreiben an das zürcherische Volk" von Dr. Henne in St.-Gallen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 183. — 2. Juli 1839.

Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

In noch höherm Grade als die Entwickelung des Liberalismus mußte die wissenschaftliche Berufsbildung der protestantischen Geistlichen der Schweiz mit dem theologischen Bildungsgange in Deutschland in der innigsten Verbindung stehen. In Deutschland hatte sich der Protestantismus, wie er auf den Universitäten gelehrt wurde, in einen todten Wortglauben verknöchert, bis ihm zuerst Spener zu Ende des 17. Jahrhunderts von der Kanzel aus und auf dem literarischen Gebiete mit seinem Pietismus entgegentrat. Im Leben und in der Mitte des Volkes hatte die Reaction des religiösen Gefühls gegen den kalten Buchstabenglauben schon früher einige pietistische Sekten erzeugt. Bekannt ist, auf welche feindselige und gehässige Weise der von Spener und seinen Anhängeen repräsentirte Pietismus von Seiten der orthodoxen Theologie bekämpft und verketzert worden ist. Durch den Forschungsgeist des 18. und sogenannten philosophischen Jahrhunderts erzeugt und genährt, besonders durch Voltaire und die Encyklopädisten vielfach angeregt, später durch die kritische Philosophie unterstützt und mit schärfeen Waffen versehen, war inzwischen der Rationalismus mit seiner Vermenschlichung des Christenthums, seinen natürlichen Wundererklärungen und seiner Hintansetzung der christlichen Glaubenslehre gegen die Sittenlehre als ein drittes Element zum Vorscheln gekommen und mehr und mehr zur Herrschaft gelangt. Gegen diesen neuen gemeinsamen Gegner machten fortan die erst so feindlichen christlichen Brüder, der Orthodoxismus und Pietismus, gemeinschaftliche Sache. Sie sind bis auf den heutigen Tag fast immer verbunden geblieben, und weil das größere Publicum nur dann von ihnen Notiz nahm, wenn sie seine Aufmerksamkeit im Streite mit dem Rationalismus auf sich lenkten, so ist es gekommen, daß in der gewöhnlichen Meinung Orthodoxe und Pietisten für gleichbedeutend gelten, da sie doch nur durch beiderseitige Noth aus frühern Gegnern zu Bundesgenossen geworden sind. Aber von lange her haben die christlichen Hauptparteien das Christenthum in ebenso verschiedenem Sinne betrachtet und behandelt wie etwa ein Publicum ein herrliches altes Gemälde, das ihm zur Beschauung und Beurtheilung vorgelegt ist. Der Katholicismus, als ausschließender Eigenthümer sich ansehend, begnügte sich nicht damit, das Gemälde nur vom Staube zu säubern, um es in seiner ursprünglichen Reinheit zu erhalten. Er übermalte es und setzte zu, was er für dienlich hielt, also daß Vielen vor Heiligen das Heilige nicht mehr erkennbar schien. Die Reformation wusch die Wasserfarben ab. Nun stellte sich die Orthodoxie bewundernd vor das Bild und vertiefte sich so sehr in die Anschauung des Ganzen, daß sie selbst das Kleid, die Hülle, die Draperie für Fleisch und Bein nahm. Der Pietismus dagegen, von ganz individuellen Neigungen getrieben, übersah das Ganze über dem Einzelnen, mochte er nun entzückt in das seelenvolle Auge sich versenken, oder an den gefalteten Händen, an dem Ausdrucke der Ergebung, oder der fliegenden Begeisterung festhalten. Endlich kam der nüchterne Kritiker, der Rationalismus, und wo die Begeisterung mit ihrem Herzblute gemalt hatte, galt es ihm nur, zu wissen, wie die Farben gerieben und gemischt seien, während er sich aus dem Bilde selbst, ohne besondern Enthusiasmus dafür, nur einige allgemeine Regeln der Malerei abzuleiten wußte.

Jede dieser Geistesrichtungen wird, einseitig verfolgt, auf Abwege führen; aber selbst jede dieser Einseitigkeiten geht aus einer eigenthümlich überwiegenden Geisteskraft hervor. So entspricht der Orthodoxie die besondere Fähigkeit, sich eine Totalanschauung ihres Gegenstandes zu bilden, wonach jeder Buchstabe der heiligen Schrift, vielleicht auch jeder zufällige Druckfehler, als ein nothwendiger Bestandtheil des Ganzen gilt. Der Pietismus dagegen, irgend einer besondern Gefühlsstimmung, oder selbst einer ganz speciellen Neigung folgend, ist höchst scharfsichtig für dieses Besondere; aber nur dafür, und er wird darum am leichtesten bis zum eigentlichen religiösen Wahnsinne sich verirren. Endlich ist der prüfende und zersetzende Verstand das Element des Rationalismus, der mit seiner ausschließenden Herrschaft alle religiöse Begeisterung und Thatkraft auflösen und nur den leeren Rahmen eines Bildes übrig lassen würde. Freilich mischen und durchdringen sich diese drei Elemente auch bei dem Einzelnen wieder zu einem Ganzen, und dieser wird nicht leicht die Überzeugung aufgeben, daß sie gerade bei ihm in harmonischem Gleichgewichte stehen. Dennoch tritt bei

Digitized by Google

Jedem das eine oder andere Element überwiegend hervor. Erst durch diese ungleiche Verbindung wird der Kampf der Geister nothwendig und für die Entwickelung der religiösen Wahrheiten ein ewig fortschreitender Proceß möglich, und weil wir damit auf ein allgemeines Gesetz des menschlichen Lebens hingewiesen sind, tritt uns seine Herrschaft überall und nicht blos im Bereiche des positiven Christusglaubens entgegen. Gibt es nicht auch Orthodoxe in der Poesie, welche — wie etwa Manche in ihrer Auffassung des Shakspeare — selbst die Wegiassnng oder Abänderung jedes Wortes für eine Sünde gegen den heiligen Geist der Dichtkunst erklären? Und gibt es nicht kritische Rationalisten wie Johnson neben einer zahllosen Menge poetischer Pietisten, die nur von Einzelnem sich entzücken lassen und nnr Einzelnes zu erfassen und zu empfinden fähig sind? So werden auch auf dem Gebiete des christlichen Protestantismus jene drei Glaubensschattirungen, wenngleich in wechselnden Verbindungen und Mischungen, immer wieder hervortreten und hervortreten müssen, um das volle Abbild des offenbarten Urbildes lebendig widerzuspiegeln.

In der wissenschaftlichen Theologie der Deutschen hatte der Rationalismus ein nur noch schwach bestrittenes Übergewicht errungen und es etwa behauptet bis zum Schlusse der Freiheitskriege und dem Beginne der Restaurationsperiode. Aber der bequemere Genuß des Sieges selbst hatte endlich seine Kräfte erschlafft. Da hob jener merkwürdige Umschwung im Völkerleben auch wieder die religiöse Stimmung im deutschen Volke, in dessen Mitte nun eine zahlreiche Menge pietistischer Sekten zum Vorscheine kam. Überdies hatte die mit Schelling sich entwickelnde Naturphilosophie gegen den Rationalismus, der auf den Kant'schen Kriticismus sich gestützt, manche neue Waffe geliefert. Auf den Schultern ihrer Vorgängerin hatte sich dann die Hegel'sche Philosophie zum größten Ansehen erhoben. Sie kündete die Aufgabe einer wissenschaftlichen Rechtfertigung der Dogmen des Christenthums als von ihr vollendet an, und obgleich ihr von Anfang an die strengere Orthodoxie nicht unbedingt beipflichtete, so wußte diese doch eine stärkende Geistesnahrung aus ihr zu ziehen. Kaum aber mochte Jemand ahnen, daß sich dieselbe Philosophie auf eine Höhe oder Spitze gestellt hatte, von der sie nach allen Seiten, selbst zur Erneuerung eines hinfällig gewordenen Rationalismus, ihre Apostel aussenden konnte. Auch Schleiermacher mit seinen Schülern war von eigenthümlichem Standpnnkte aus dem einseitig flachen Rationalismus entgegengetreten. Da hiernach die Orthodoxie bei den größern geistigen Notabilitäten zwar nicht unbedingte Hingebung, aber doch vielfache Unterstützung fand, so konnte sie sich um so leichter triumphirend wieder erheben. Sie trat also von neuem hervor, mit weit mehr geistiger Kraft ausgerüstet als je zuvor, und mit weit mehr, als ihr eine Zeit lang der siechende Rationalismus entgegenzusetzen vermochte.

Diese ganze Bewegung mit ihren verschiedenen Wendungen und Verschlingungen hatte in der protestantischen Schweiz, namentlich auch im Canton Zürich, ihren merklichen Einfluß auf die Berufsbildnng der Geistlichkeit. Als Repräsentant des Rationalismus lehrte und wirkte in Zürich noch vor wenigen Jahren der alte und ehrwürdige Schultheß, selbst von seinen geistlichen Widersachern geachtet und in hohem Grade achtungswerth. Allein obgleich er längere Zeit ausschließend Dogmatik vortrug, kehrte doch in den letzten Jahren eine größere Zahl jüngerer Geistlichen mit strengern orthodoxen Grundsätzen, oder mit etwas pietistischer Färbung von den deutschen Universitäten zurück. Auch die Theologie Schleiermacher's fand nnd findet hier in einem seiner ausgezeichnetsten Schüler, Alexander Schweizer, einen tüchtigen Vertreter. Im Ganzen aber überwog die strengere orthodoxe Richtung wenigstens so weit, daß sich ihr der Rationalismus bequemte und in äußerlichem Frieden mit ihr lebte. Diese Richtnng aber konnte dem politischen Liberalismus nicht zusagen, der mit seinen Meinungen über Religion und Kirche hauptsächlich noch auf dem Rationalismus fußte. Hierzu kam eine eigenthümliche politische Stellnng der Geistlichkeit zur Zeit der sogenannten Revolution und politischen Regeneration des Cantons 1831. Ohne an der Staatsverwaltung thätigen Antheil zu nehmen, gehörten doch viele Geistliche durch eine Art Gewohnheitsrecht und eine herkömmlich gewordene Erblichkeit der Berufsbildung zu den städtischen Familien, in deren Händen die Verwaltung des Cantons fast ausschließend lag.*) Sie waren also die geistliche Schutzgarde einer städtischen Aristokratie, und jeder Pfarrer in seiner Gemeinde war ein kleiner Monarch, da namentlich das ganze Schulwesen unter seinem Einflusse stand. Es war also sehr natürlich, daß die Radicalreform von 1831 in der großen Mehrheit der Geistlichen wenn auch nicht sehr eifrige Widersacher, doch noch weniger begeisterte Anhänger fand. Vom Principe einer allgemeinern staatsbürgerlichen Gleichheit ausgehend, hatte zwar diese Reform die Wählbarkeit der Geistlichen in den großen Rath und in höhere Verwaltungsbehörden anerkannt; allein zugleich wurde die volle Emancipation der Schule von der Kirche ausgesprochen und organisirt, auch überhaupt von Seiten der weltlichen Gewalthaber, wie dies zu erklären und selbst zu rechtfertigen ist, der Schule eine besondere Vorliebe zugewendet. Ein Redner im großen Rathe sprach unlängst sogar von einer „Terrorisirung der Kirche durch den Staat". Er hat damit zu viel gesagt, aber doch liegt in diesen Worten eine neue Bestätigung, daß man sich mehr und mehr eines gespannten Verhältnisses zwischen Staat und Kirche bewußt geworden ist. Solche locale Ursachen traten zu den schon angeführten allgemeinern hinzu, um zwischen einem Theile der Wortführer des Liberalismus, namentlich mehren eigentlich sogenannten Radicalen, und einem Theile der Geistlichkeit und ihren öffentlichen Vertretern einen fortdauernden kleinen Krieg und beständige oft sehr unergötzliche Neckereien zu unterhalten. Die Vorwürfe des Kastengeistes nnd der Heuchelei von der einen, die der Irreligiosität und Frivolität von der andern Partei gin-

*) Vor dem Jahre 1798 durfte sogar kein Landmann studiren.

gen in Spott und Ernſt, nicht ſelten tiefere Wunden zurücklaſſend, hinüber und herüber. Wie immer in ſolchen Lagen und Stellungen, war auf jeder Seite Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht. Aber durch eine lange Reihe unbedeutender Streitigkeiten erhitzte man ſich endlich weit genug, um ſich aus der fortwährenden Noth, die man ſich ſelbſt bereitet, eine Tugend zu machen, um endlich die irrigen Vorwürfe, die man gegen ſeine Widerſacher ſchleuderte, für wahr anzuſehen. Kann es doch auf die Dauer jeder Partei nicht anders ergehen wie einem Lügner, der endlich ſeine eigenen Unwahrheiten und Übertreibungen für wahr hält; und dennoch würde man ſich einem neuen Irrthume hingeben, wenn man ſich aus dieſer Erfahrung die Maxime, daß man keiner Partei angehören dürfe, ableiten wollte. Im Ganzen mußte jedoch die Geiſtlichkeit bei jenem fortdauernden Streite im Nachtheile ſtehen, da ſich ihre Gegner im Beſitze der verſchiedenen Zweige der Staatsgewalt befanden und ihr meiſtens an Kampffertigkeit in ſchriftlicher oder mündlicher Discuſſion überlegen waren. Um ſo leichter iſt es zu erklären, daß in den letzten Tagen eine der Geiſtlichkeit beſonders günſtig ſcheinende Veranlaſſung zu einer allgemeinen Reaction geführt hat.

Unter jenen Umſtänden war Strauß mit ſeinem „Leben Jeſu" hervorgetreten, als neuer Führer des ermatteten Rationalismus, dem er für einen kräftiger zu erneuernden Kampf wieder Geiſt und Seele einhauchte. Wenngleich mehre rationaliſtiſche Theologen von Anfang an ſich gegen ihn erklärten, ſo war doch die große Zahl der rationaliſtiſchen Dilettanten aus den gebildetern Claſſen, die der Halbgläubigen und Halbzweifelnden, um ſo eher bereit, ſeiner Fahne zu folgen. Das „Leben Jeſu" wurde das Feldgeſchrei für Viele, die es geleſen, und für weit Mehre, die es nicht geleſen oder nicht verſtanden hatten; denn auch unter den Anhängern von Strauß waren Viele, welche nicht ſahen und doch glaubten. Der faſt allgemeine Angriff von Seiten der Geiſtlichkeit war übrigens ein ſchlagendes Zeugniß für die beſondere Bedeutung des Gegners, und gewiß war Strauß nach dem Verfalle eines flachen und verflachenden Rationalismus der Schöpfer eines tiefer eindringenden geworden. Er ſuchte in einem höhern Sinne eine natürliche Erklärung für die Geheimniſſe der chriſtlichen Offenbarung. Indem er einen Mythus nachzuweiſen und die dichteriſche Hülle zu entfalten ſtrebt, um die Idee, die ihn geſchaffen, darzuſtellen, hat er zugleich den Rationalismus, man darf wol ſagen, poetiſcher gemacht, oder ihn doch auf eine Bahn geführt, wo ſelbſt der dichteriſche Sinn mit ihm lieber Hand in Hand gehen mag. Und wie hierin ſeine Lehre einem wirklichen Bedürfniſſe begegnet, ſo wird ſie gewiß auch ihre Zukunft haben; aber nur als ein beſonderes Moment im Proceſſe der religiöſen Entwickelung, nicht als eine Doctrin, die früher oder ſpäter den Glauben der Menſchen abſolut zu beherrſchen vermöchte. Strauß ſelbſt hat während der Bewegung im Cantone Zürich in einem „Sendſchreiben an die HH. Hirzel, Profeſſoren Orelli und Hitzig", das aber mehr an das Volk gerichtet iſt, ſeine Lehre möglichſt populair darzuſtellen geſucht. Schon um dieſes Zweckes willen — denn ſoll eine Lehre zum Volksglauben werden können, ſo muß ſie auf volksthümliche Weiſe ſich ausſprechen laſſen — verdient dieſe Schrift beſondere Beachtung. Sie zeigt deutlich, warum ſeine Lehre manche aufrichtige Anhänger gefunden hat, warum aber auch die Maſſe des Volks leicht dagegen eingenommen werden konnte. Dies wird auch künftig der Fall ſein, wenngleich das Verhältniß der Anhänger und Gegner nicht immer und nicht überall ein ähnliches ſein wird, und wenngleich man mit Strauß ſelbſt vorausſagen darf: „Aber kommen wird er gewiß der Tag, wo man vernünftig und freimüthig über Religion wird denken und reden können, ohne für gottlos zu gelten, und von Herzen fromm ſein und gottesfürchtig, ohne die Vernunft zu ſchmähen und die Wiſſenſchaft zu verketzern."

Das „Sendſchreiben" zählt eine Reihe von Wundererzählungen und Verheißungen des Alten und Neuen Teſtaments als den Inhalt des alten Chriſtenglaubens auf, wie er bisher von den proteſtantiſchen Seelſorgern gelehrt worden. Es erkennt das Schöne, Erhebende und Tröſtliche deſſelben an; weiſt aber dann auf die Schwierigkeiten hin, die ein buchſtäbliches Fürwahrhalten mit ſich führe, auf die daraus entſpringenden unlösbaren Widerſprüche ſowol mit Naturgeſetzen als der verſchiedenen Stellen der Bibel unter ſich ſelbſt. Dem Einwande, daß ſolche außerordentliche Erſcheinungen eben Wunder ſeien, wodurch Gott ſein Daſein und ſeine Schöpfungskraft beweiſe, begegnet der Verf. mit der gewöhnlichen Beziehung auf die zahlloſen täglichen Wunder in der Natur, in den Einrichtungen und in dem ordentlichen Verlaufe der Welt. Er vergleicht den Glauben an die Nothwendigkeit der Wunder zum Beweiſe eines göttlichen Daſeins mit dem Benehmen der Kinder, die nichts Beſonderes daraus machen, wenn man ihnen eine Uhr mit ihrem gleichförmigen Pendelgange und regelmäßigen Stundenſchlage als das Werk eines Künſtlers bezeichne; denen aber der Uhrmacher der gefeierte und beliebte Mann ſei, wenn er mit der Hand den Glockenhammer hebe, um ihn außer der Ordnung einmal, zweimal, oder ſo oft das Kind wolle, anſchlagen zu laſſen. Chriſtus, der in der Schrift zugleich Gottesſohn und Menſchenſohn heiße, ſei ein wahrer Menſch; aber zugleich in dem Sinne ein Gottesſohn, als Gott die Frucht der Vereinigung Joſeph's und der Maria geheiligt und ihr die ſchöne, reine Seele, den ſchon frühe im Kinde ſich offenbarenden hohen und gewaltigen Geiſt gegeben habe. Darum verliere man nichts, ſondern beſeitige nur manchen Anſtoß, wenn man die einzelnen Wundererzählungen aus ſeinem Leben bezweifle. Dieſe Wunder ſeien etwa einem Zettel unter einem ſchönen Gemälde zu vergleichen, der die überflüſſige Verſicherung enthalte, daß es ein ſchönes Gemälde ſei. Im Widerſpruche mit der grobſinnlichen Anſicht von der Verſöhnung Gottes durch das Blut Chriſti iſt ihm deſſen Tod das Bild und für jeden Bußfertigen eine Bürgſchaft der Begnadigung. In ähnlichem Sinne gilt ihm die Auferſtehung und Himmelfahrt als das Symbol von

Christi Erhebung zu Gott schon bei Lebzeiten, von seinem ununterbrochenen Sein bei Gott, sowie die Verkündigung seiner Wiederkehr zum Weltgerichte als das Symbol des fortwährenden Gerichts in uns selbst durch das vom Geiste Christi gereinigte und geschärfte Gewissen. Strauß macht bemerklich, daß man die Offenbarung und ihre Urkunden nicht verachte, wenngleich man die Schriften des Alten und Neuen Testaments nicht als eine wörtliche göttliche Eingebung anerkenne. Erst auf diesem Standpunkte werde das Bibellesen für den denkenden Christen wahrhaft erbaulich. So lange er sich aber zum buchstäblichen Bibelglauben verpflichtet halte, finde er auf jedem Schritte einen Anstoß für seine Vernunft, dessen Wegräumung ihm so viel zu schaffen mache, das Gemüth in solche Schwankung und Unruhe versetze, daß der beste Nutzen des Bibellesens dabei verloren gehe. Sei doch bis jetzt gar Mancher vor gläubigem Staunen oder neugierigem Grübeln über die Wunder Jesu nicht zum Nachdenken über seine Sittenlehre gekommen, und habe doch mancher Andere, weil ihm die Wundergeschichten zuwider gewesen, die ganze Bibel mit Spott oder Unwillen von sich gewiesen. Beidem sei durch seine Ansicht vorgebeugt, die sich an dem frommen und kindlichen Sinne der biblischen Schriftsteller, an der tiefen Bedeutung ihrer Erzählungen erfreue, selbst wenn man diese als Sagen oder Dichtungen erkennen müsse. So bleibe die Bibel Grundlage der Erbauung; aber auch an der Schöpfung habe man sich zu erbauen, an den Führungen der Menschheit im Großen und Kleinen, wovon die Bibel nur einen einzelnen, aber den merkwürdigsten und lehrreichsten Theil begreife. Von diesen drei Büchern der Natur, Geschichte und Bibel solle keines über dem andern vernachlässigt, sondern vielmehr eines durch das andere ergänzt werden. Am Schlusse kommt Strauß, wie er davon schon im Eingange seines Sendschreibens gesprochen, noch einmal auf den Widerstand der theologischen Zunftgenossen gegen seine Lehre. Diese hätten sich ihr widersetzt, wie sich die einen Beruf herkömmlich Betreibenden von jeher allen neuen Erfindungen widersetzt hätten. Die jetzigen Geistlichen seien nur darauf eingeübt, mittels des Klebens am Buchstaben der biblischen Erzählungen und Vorstellungen fromme Gefühle in ihren Zuhörern zu erwecken, und es versetze sie darum in Verlegenheit und Unwillen, daß man sich anheischig mache, auch bei freierer Ansicht von der Bibel sich und Andere zu erbauen. Endlich glaubt er noch sich selbst und den Gleichgesinnten, an die er sein Sendschreiben gerichtet, das Zeugniß geben zu dürfen, nach Kräften dazu mitgewirkt zu haben, daß die Verheißung Christi von einer Zeit, wo man Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten werde, endlich einmal in Erfüllung gehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ernst und Laune, aus meinen alten Papieren; von W. Reinhard. Zwei Bändchen. Karlsruhe, Marr. 1838. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Leser wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, wir haben in unserm Jahrhundert allen Manuscripten den Krieg erklärt: die Regierungen schicken die fleißigsten Bibliophilen nach Frankreich, den Niederlanden und Italien auf die Jagd nach Manuscripten; Sickler und seine Nachfolger dechiffriren die halbverkohlten Schriftrollen von Herculanum; wer etwas geschrieben hat, will's auch gedruckt sehen, in der Zeitung, in den gemeinnützigen Blättern, in den Magazinen des Unentbehrlichen, im Kirchen- und Schulfreund, und was weiß ich, wo sonst noch. Jedes Nichtedition eines Buches aber ist uns wie ein Kindermord im oder am Geist. Unsern Alten war das Gedruckte etwas Seltneres, Höheres; doch jetzt wird's bald dahin kommen, daß, wie Jeder seine eigene Stahlfeder und sein eigenes Tintenfaß hat, so Jeder sein eigener Drucker und Verleger wird, blos um die Gerechtigkeit einigermaßen herzustellen, weil viel Gutes keinen Verleger findet, während ich doch Glauben genug an die Kraft des Geistes und des Schönen habe, um überzeugt zu sein, daß in Deutschland viele Novellen, Gedichte, Memoiren, Satiren, Reisebilder und dergleichen ungedruckt in Mappen und Pulten liegen, die doch unendlich vortrefflicher sind als die Mehrzahl Dessen, was der Meßkatalog in diesem Genre als gedruckt und verlegt ankündigt. Was das vorliegende Buch betrifft, so wird Niemand behaupten, daß es in die Literatur gehöre; Werth aber hat es doch; zunächst für Den, der es vor 20—30 Jahren geschrieben hat, und dann für dessen Freunde, namentlich für Den, dem es dedicirt ist. Man findet in den zwei Bändchen treffende Bemerkungen, theoretische wie praktische; aber wer macht nicht treffende Bemerkungen? Es werden kurze ernsthafte und scherzhafte Erzählungen mitgetheilt; aber wer thut das nicht? Es sind kurze und hübsche Reiseberichte darin; aber wer gibt die nicht? Der Inhalt des ersten Theils ist dieser: 1) Vorhalle zum Staatsdienst. 2) Bad Langensteinbach. 3) Die Illumination. 4) Drei Sendschreiben. 5) Marginalien. 6) Aus einer Reise nach Paris. Der zweite Theil enthält: 1) Zwei Fußreisen. 2) Nachricht von einer Reise nach Mailand im J. 1810, mitgetheilt von dem Vater des Herrn W. Reinhard. 3) Ein Durcheinander.

Zu tadeln ist, daß der Verfasser keine feste chronologische Ordnung in seinem Werke hat; jetzt gibt er etwas aus 1811, dann aus 1814, darauf aus 1806, dann aus 1812, dann aus 1810. Ein bedeutender Anachronismus scheint in Folgendem zu liegen: der Verfasser sagt in seinem Vorworte, sein Buch, vor 20—30 Jahren geschrieben, sei ihm ordentlich fremd gewesen, als er's habe herausgeben wollen, nur historisch als das seine ihm bekannt; nun findet sich aber Th. 2, S. 193, die Mittheilung eines ganz faden berliner Witzes. Wie man sich das denken muß, das überlassen wir gelehrtern Conjecturalkritikern als wir selbst sind. Als Motto des letzten Hauptcapitels des zweiten Theils hat der Verfasser hingesetzt:

. . . . Und darum keine Feindschaft mich.
Der Meister im Feste der Handwerker.

Übrigens stimmen wir dem Herrn Verfasser bei, wenn er im Vorworte sagt, daß sein Buch eine Stunde Unterhaltung und eine Erinnerung an manche Wahrheiten, die man nicht genug wiederholen kann, wol gewähren werde; und wenn er vermuthet, daß seine zwei Bändchen mit diesem bescheidenen Reisepaß, wie er's nenne, geneigte und freundliche Leser finden werden, so mag diese Vermuthung immerhin eintreffen. 75.

Literarische Notiz.

Mad. Desbordes-Valmore, die Verfasserin mehrer anmuthigen Gedichte, worunter „L'atelier d'un peintre", hat soeben einen Roman unter dem Titel: „Violette", herausgegeben, worin die Schwester Franz I., Margaretha, Königin von Navarra, und der Dichter Marot eine Rolle spielen. Man rühmt den lebhaften, seelenvollen Dialog und die glänzende dichterische Einbildungskraft in den einzelnen Schilderungen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 184. — 3. Juli 1839.

Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Gewiß würden auch Diejenigen, die seine Ansicht nicht im vollen Umfange theilen, nur mit Unrecht dasselbe Zeugniß ihm versagen, sowie jedem Andern, der mit treuem, alle seine Kräfte sammelndem und einigendem Forschungseifer in das Gebiet der religiösen Offenbarung eintritt und ohne Scheu verkündet, was ihm das Wahre dünkt. Und wer könnte die vielen schlagenden Wahrheiten verkennen, die auch in dieser neuesten Schrift des ausgezeichneten Mannes, deren Inhalt hier nur kurz zusammengedrängt werden konnte, enthalten sind? Wer wird ihm gar das Recht jedes freien Geistes bestreiten mögen, die Überlieferungen des Christenthums von seinem Standpunkte aus und nach seiner Überzeugung mythisch aufzufassen und zu erklären? Wer endlich wird anders als etwa im leidenschaftlichen Eifer leugnen mögen, daß erst dadurch Manche dem Christenthume wiederzugewinnen sind, die ihm sonst gleichgültig oder feindselig gegenüberstanden; daß also auch die mythische Erklärung desselben eine der stets zahlreicher hervortretenden Weisen der Auffassung ist, wodurch die Möglichkeit der größern Verbreitung und der weitern Herrschaft des Christusglaubens mit bedingt wird? In diesem Sinne darf Strauß wol mit vollem Rechte den ihm scheu Gegenüberstehenden zurufen: „Keine Furcht, es möchte uns Christus verloren gehen, wenn wir Manches von Dem, was man bisher Christenthum nannte, preiszugeben uns genöthigt finden! Er bleibt uns und Allen um so sicherer, je weniger wir Lehren und Meinungen festhalten, welche denkenden Köpfen ein Anstoß zum Abfall vom Christenthume werden können." Immer wird jedoch seine Lehre nur mitgehen, ohne zum herrschenden Volksglauben zu werden und ohne dies in ihrem vollen Umfange jemals werden zu können. Irgendwo hat einmal Voltaire gesagt, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, daß ihm aber der Mensch Gleiches mit Gleichem reichlich vergolten und nach seinem Bilde auch seinen Gott sich gemacht habe. Er hat es damit ironisch gemeint, aber zugleich eine tiefe Wahrheit ausgesprochen. Was auch die Philosophie über das Wesen der Gottheit ergründet hat und künftig erforschen wird, in allen ihren zeitlichen Manifestationen an Individuen geknüpft, spricht sie damit nur die Erfahrungen eines individuellen Geisteslebens aus. Aber eine immer wiederkehrende Erfahrung des Menschen ist die seiner eigenen Persönlichkeit, das Wissen einer eigenthümlichen Verbindung von Geist, Seele und Leib, die ihre gesetzmäßige Entwickelung haben, in die er aber zugleich mit der Kraft seines Willens eingreift, um seine geistige Thätigkeit dahin oder dorthin zu lenken, um sich seinen Gefühlen und Neigungen hinzugeben, oder sie zu bekämpfen und zu zügeln, um die Glieder seines Leibes so oder anders zu bewegen. Und nach dieser immer sich erneuernden Vorstellung seiner besondern Persönlichkeit wird sich auch immer wieder die Vorstellung von einem Welt-Ich und einer Welt bilden. Fort und fort wird also der Glaube an einen lebendigen und persönlichen Gott sich erneuern, der mit der Kraft seines Willens in den Weltlauf eingreift. Auf untern Stufen der Erkenntniß, da noch der Geist des Menschen die äußere Natur in geringerm Maße seiner Herrschaft unterworfen, da er noch ununterbrochen mit ihren Schrecken zu kämpfen hat sowie mit den rohern und ungezügelten Leidenschaften in sich selbst und bei seinen Nebenmenschen, mag er sich diesen Gott hauptsächlich als einen Gott des Zorns und des Eifers vorstellen. Aber wie der Mensch sich selbst liebt in seinen Einsichten und Überzeugungen, in seinen Neigungen und Empfindungen, in seinem leiblichen Wohlsein und körperlichen Besitze und Vermögen, so kann ihm auch der Gedanke natürlich werden, daß Gott die Welt liebt. Und diese Idee: Gott ist die Liebe, einmal verkündet und durch die Verkündung zum Bewußtsein gebracht, wie es durch die, vom Glauben an einen Gott des Zorns und der Rache erlösende Christuslehre geschehen ist, mußte fortan ein unantastbares Eigenthum der folgenden Geschlechter werden. Im Besitze dieses Glaubens wird nun der Mensch seinen lebendigen, persönlichen und liebenden Gott durch die Verweisung an ein von ihm unabhängiges Gesetz der weltbeherrschenden Nothwendigkeit sich nimmermehr in ewigen Ruhestand und in ein Verhältniß der todten liebeleeren Passivität versetzen lassen mögen. Und diesem Gottesglauben wird auch der eigenthümlich christliche Wundergiaube an besondere Einwirkungen eines göttlichen Willens und einer göttlichen Liebe nicht ferne stehen. Strauß hat in seinem Sendschreiben einem schon öfter gebrauchten

Digitized by Google

Gleichnisse eine geistvolle Wendung gegeben, um den Wunderglauben als kindisch darzustellen. Aber um auf dasselbe Gleichniß einzugehen — das freilich in seiner weitern Ausführung nicht sehr erbaulich ist —, wäre es nicht schon unwahrscheinlich genug, wenn der Uhrmacher sich zwingen würde, von seinem vorliegenden Werke das Auge abzuwenden? wenn er es durchaus nicht in seinem Gange beobachten und unter Umständen bessernd eingreifen wollte? Man wird jedoch überhaupt nicht das Verhältniß zu einem seelenlosen Werke der Mechanik mit dem Verhältnisse Gottes zu einer Welt von Geistern ernstlich vergleichen wollen, die mit dem Bewußtsein ihrer Freiheit zugleich der Täuschung und Sünde zugänglich sind. Und wäre es nicht gerade das unerklärlichste Wunder, wenn sich ein lebendiger Gott der Liebe seiner Geschöpfe nicht unter besondern Umständen auf besondere Weise sollte annehmen wollen? wenn er ihnen nicht mit einer besondern Gottesthat der Liebe sollte näher treten und seinen Willen ihnen offenbaren können? Es wird oft nicht schwierig sein, dem Einzelnen den Glauben an dieses oder jenes bestimmte Wunder zu benehmen; aber der Wunderglaube selbst, die Überzeugung von der Möglichkeit außerordentlicher Einwirkungen der Gottheit auf die Geschicke der Menschen wird sich in den an einen lebendigen Gott Gläubigen nimmer zerstören lassen. Und diese Überzeugung der Möglichkeit wird stets auch nach einer Wirklichkeit sich umsehen. Millionen haben sie in dem Glauben an die Göttlichkeit Christi gefunden. Als eine besondere Erscheinung wird sie zugleich ihre Zweiflee finden; aber die Masse der christlichen Völker wird den Gedanken an eine göttliche Natur ihres Heilands um so mehr festhalten, als ihr der Blick in die zerstreuten Blätter der Geschichte und Natur auch den Glauben nur zerstreuen und zerstücken würde; als sie über jede philosophische Speculation hinaus das höchste sittliche Interesse, dessen der Mensch fähig ist, das lebendige thätige Interesse, nur im Hinblicke auf Ein reines Leben zu befriedigen vermag; als es für sie kein Tag geworden ist, ohne daß ihr Eine Sonne scheint. Sie will, weil sie muß, die höchste Einsicht und Liebe in Einem Leben verkörpert sehen. Wer nun, von diesem sittlichen Bedürfnisse getrieben, seinen Glauben an eine mögliche außerordentliche Offenbarung Gottes in der Menschenwelt an die Erscheinung Christi geknüpft hat und ihn hiernach selbst als göttlich gelten läßt, findet auch wieder in diesem Glauben die Bürgschaft der christlichen Verheißungen und Lehren; und selbst wenn er nicht jede Erzählung des Neuen Testaments für buchstäblich wahr erklärt, wird er doch die Überzeugung festhalten, daß sich im Leben Christi Außerordentliches begeben, weil es eben das Unglaublichste wäre, ihm höhere als blos menschliche Kräfte und doch keine andern als blos menschliche Wirkungen zuzuschreiben. So wird denn im natürlichsten Zusammenhange der Glaube an einen lebendigen und persönlichen Gott, in Verbindung mit der historisch vermittelten Einweihung in das positive Christenthum, fort und fort den Glauben an die Möglichkeit und Wirklichkeit einer besondern Offenbarung der göttlichen Kraft und Liebe in Christus erzeugen. Darum wird stets ein aufrichtiger und ehrlicher Orthodoxismus ebenso wol seinen Grund und Boden finden, worin er Wurzel faßt, als ihm zur Seite der Rationalismus seine Stelle behaupten wird, ob dieser nun die Überlieferungen des Christenthums nach den Gesetzen der äußern Natur oder auf mythische Weise aus den Bedürfnissen und der Entwickelung des menschlichen Seelenlebens zu erklären sucht. Wenn also Viele im Canton Zürich der Meinung waren, daß ihnen der auf der Idee der Göttlichkeit Christi ruhende Glaube, das innerste Eigenthum ihres Geistes und Herzens, angetastet werden solle, so erklärt sich daraus zum Theil jene allgemeinere Aufregung im Volke. Es sind jedoch noch besondere Umstände, mannichfache Täuschungen und Misverständnisse hinzugetreten, um ihr ihren besondern Charakter aufzuprägen. Um sich dies anschaulich zu machen, ist das Wesentliche des geschichtlichen Verlaufs näher ins Auge zu fassen.

Schon vor etwa drei Jahren war die Berufung des Dr. Strauß zum Lehrer der Dogmatik an der Hochschule zu Zürich in Antrag gekommen, dieser aber in der Minorität geblieben. Namentlich hatte sich damals Bürgermeister Hirzel dagegen erklärt. Dieser achtungswerthe Staatsmann war stets mit redlichem Eifer um die Vervollkommnung des Unterrichtswesens in allen seinen Zweigen bemüht, und besonders hatte er, dem eigensten Antriebe seiner Natur folgend, sich die Vertretung des religiös-gemüthlichen Elements gegenüber einer allzu ausschließlichen Verstandesbildung angelegen sein lassen. Er nahm Veranlassung, die persönliche Bekanntschaft des Dr. Strauß zu machen, und wie es den für gemüthliche Eindrücke besonders empfänglichen Charakteren eigen ist, so scheint die gewinnende Persönlichkeit des Mannes, dem er früher seine Stimme versagt, nicht ohne tiefere Wirkung auf ihn geblieben zu sein. Unter diesem Einflusse machte er sich mit den Schriften des Dr. Strauß näher bekannt und richtete mit dessen frühern Anhängern sein Augenmerk auf ihn, als zu Anfang dieses Jahres die Erledigung der Professur der Dogmatik und Kirchengeschichte eine Wiederbesetzung der Stelle nothwendig machte. Die theologische Facultät, vom Erziehungsrathe zur Einreichung ihre Vorschläge aufgefodert, sprach sich in ihrem Gutachten gegen die Berufung aus. Es wurde darin hauptsächlich hervorgehoben, daß Strauß, wenngleich er in neuerer Zeit gewisse positive Sätze über die Person Christi zugegeben und aufgestellt, doch wesentlich nur ein extremes Werk der negativen Kritik geliefert habe, und daß man auf einer Hochschule, wo nur Ein Lehrer der Dogmatik angestellt sei, den ausschließenden Unterricht vom mythischen Standpunkte aus nicht für geeignet halten könne. Auch wurde ausdrücklich auf das Ärgerniß hingewiesen, das durch seine Berufung der Kirche und nicht blos den Geistlichen werde gegeben werden. Nur ein Mitglied der Facultät, Professor Hitzig, trug auf Anstellung an. Er erklärte die Lehre des Dr. Strauß, im Selbstbewußtsein Jesu sei die Einheit des göttlichen mit dem menschlichen Geiste schöpferisch urkräftig aufge-

Digitized by Google

treten, keineswegs für unchristlich. Aus seinen Streitschriften glaubt er die Gewißheit hervorleuchten zu sehen, daß Strauß ein wesentlich positiver Geist sei. Endlich macht er besonders bemerklich, daß nicht von der Anstellung eines Geistlichen oder gar eines Vorstehers der Kirche die Rede sei, sondern von der eines akademischen Lehrers neben andern Professoren der Theologie, und daß Strauß schon durch sein Amt als Dogmatiker genöthigt sein werde, eine positive Bahn mit synthetischem Verfahren einzuschlagen. Im Erziehungsrathe theilten sich die Stimmen mit 7 gegen 7, sodaß erst durch Stichentscheid des Präsidenten, Bürgermeisters Hirzel, die Berufung beschlossen wurde, die nun der Bestätigung des Regierungsraths, der höchsten vollziehenden Behörde, unterlag. In der Verhandlung darüber hatten sich die Gegner dieser Wahl besonders auf den Art. 4 der Verfassung gestützt, wonach die evangelisch-reformirte Kirche ausdrücklich anerkannt sei. Die andere Partei erklärte es dagegen für die erste Pflicht des Erziehungsrathes, die Wissenschaft ins Auge zu fassen, und erwartete von einer wissenschaftlichen Erweiterung des Gebiets der religiösen Wahrheit zugleich die Förderung der wahren Interessen der evangelisch-reformirten Kirche, die überhaupt keinen feststehenden, sondern nur einen der Vervollkommnung fähigen und zugänglichen Lehrbegriff anerkenne. *) Auf den doppelten Umstand, daß im Cantone Zürich keine Verpflichtung auf symbolische Bücher stattfinde, da man es dem Geiste der Reformatoren verdanke, daß hier die Theologie eine freie Wissenschaft geworden und daß zugleich völlige Lehrfreiheit durch das Gesetz gewährleistet sei, hatte namentlich der den Freunden der classischen Literatur rühmlichst bekannte Professor Orelli sein Votum im Erziehungsrathe gegründet.

Inzwischen hatte ein Theil der periodischen Presse, besonders die in einigen Tausend Exemplaren in Stadt und Land verbreitete „Züricher Freitagszeitung" sowie die beiden in Zürich erscheinenden Kirchenzeitungen, sehr heftig gegen die Berufung geeifert und diese als einen offenen Angriff gegen die Christuslehre geschildert. Zu einem zahlreichern Publicum sprechend als die Blätter der Gegenpartei, mußte schon dieser äußere Umstand dazu beitragen, um die Masse für eine allgemeinere Opposition zu stimmen. Hängt doch in einem Staate, wo die gesammte Bevölkerung zu einer activen Rolle in den Angelegenheiten des Gemeinwesens berufen ist, stets unermeßlich viel von dem ersten Eindrucke ab. Anfangs jedoch in Zweifel, ob sich die Ernennung selbst werde hintertreiben lassen, hatte man sich darauf beschränkt, die Nothwendigkeit einer Opposition gegen jeden einseitig überwiegenden Einfluß der Strauß'schen Lehre geltend zu machen, und so war eventuell an die christliche Bevölkerung des Cantons die Aufforderung ergangen, dem Dr. Strauß einen rechtgläubigen Lehrer der Dogmatik entgegenzustellen und zu diesem Zwecke Subscriptionen zu eröffnen. Gleichzeitig waren jedoch da und dort die Vorstände der Kirchengemeinden, die sogenannten Stillstände *), zusammengetreten, um Adressen gegen die Berufung vorzubereiten; auch hatte der Kirchenrath Verabredungen getroffen, um bei dem bald sich versammelnden großen Rathe, der höchsten gesetzgebenden und oberaufsehenden Behörde des Cantons, zu gleichem Zwecke Schritte zu thun. Hätte man sich darüber vereinigt, wie es ein Mitglied des Kirchenraths, Professor Alex. Schweizer, verlangte, mit Rücksicht auf den Art. 4 der Verfassung die oberaufsehende Gewalt des großen Raths in Anspruch zu nehmen und es ihm in dieser Eigenschaft zur Pflicht zu machen, vorerst die Meinung und Stimmung des Volks ins Auge zu fassen, so hätte er sich solchem Verlangen kaum widersetzen mögen. Es wäre dann Zeit gewonnen worden, binnen welcher sich die entgegenstehenden Parteien in ihrem Einflusse auf die Masse des Volks hätten versuchen mögen, und wonach sich die Ansichten desselben vor jedem weitern Beschlusse kundgegeben hätten. Statt dessen wurde jedoch die Einbringung einer Motion beschlossen, darauf gerichtet, daß dem Kirchenrathe bei der Wahl der theologischen Professoren an der Hochschule irgend ein Einfluß zu gestatten sei.

Der Vorsteher der züricherischen Kirche, Antistes Füßli, begründete als Motionssteller in dem am 31. Jan. versammelten großen Rathe seinen Antrag hauptsächlich damit, daß bei der Wahl der theologischen Professoren verfassungsmäßig auf das Interesse der Kirche Rücksicht genommen werden müsse, und daß der evangelisch-reformirte Lehrbegriff immer gewisse Fundamentalgrundsätze anerkenne, wenn er auch übrigens kein festgestellter, sondern verschiedener Auffassung und Darstellung fähig sei. Niemals habe der Erziehungsrath einen katholischen Professor der Theologie ernannt, und um so mehr würden noch tiefer liegende Unterschiede als die des Katholicismus und Protestantismus zu beachten sein. Mit einigen allgemeinen Bemerkungen berührte er sodann die Strauß'sche Lehre, die das Göttliche vermissen lasse, wenngleich sie Christus als Mensch so hoch und rein als möglich halte; die eine Verneinung alles Positiven im Christenthume sei, von welchem nur ein dürres Gerippe übrig bleibe. Über diese Motion, die nebenbei schon aus Gründen des formellen Rechts bestritten wurde, erhob sich nun eine parlamentarische Discussion, die ihrem Geiste nach zu den merkwürdigsten der neuern Zeit gehört, wenngleich sie zunächst nur das besondere Interesse eines kleinen Staates zum Ausgangspunkte und zum Ziele hatte. Es war eine ernste, würdige und warme Verhandlung über die höchsten religiösen Interessen in der Mitte einer Versammlung von

*) Von historischem Interesse in dieser Beziehung war in den spätern Verhandlungen des großen Raths die Hinweisung Hirzel's auf den Zwingli's Lehre betreffenden Beschluß des Magistrats der Stadt Zürich vom 29. Jan. 1523, worin es ausdrücklich heißt: „Meister Ulrich Zwingli soll fürfahren, das Evangelium nach dem Geiste Gottes (seines Vermögens) zu verkünden."

*) Diese eigenthümliche Benennung stammt wol noch von dem Brauche der katholischen Kirche, wonach mit den Worten: „Missa est ecclesia", die Versammlung entlassen wurde, während der Vorstand zur Berathung kirchlicher Angelegenheit zurückblieb.

Digitized by Google

Vertretern des Volks aus allen Classen und Ständen der Gesellschaft. In einer Rede, die selbst seine Gegner als das Erzeugniß inniger Überzeugung gelten ließen, suchte besonders Bürgermeister Hirzel die Lehre von Strauß gegen jeden Vorwurf der Unchristlichkeit zu rechtfertigen. Er erklärte aber denselben nicht blos für einen echten Christen, sondern auch für einen Reformator, wie ihn die Kirche nöthig habe, und stellte ihn überhaupt als einen Vertreter des Lichts den im Dunkeln Wandelnden entgegen. Die Andern ihrem Supernaturalismus, ihrem naturalistischen Rationalismus oder ihrem Mysticismus überlassend, brach er in die Worte aus: „Wir aber wollen einen Denkglauben, einen vernünftigen Glauben!" Damit stellte er einen Gegensatz auf, den jene Andersgläubigen von vornherein nicht anerkennen, und er foderte nicht blos für sich, sondern zugleich für das Volk des Cantons Zürich eine neue Reformation im Sinne der Strauß'schen Lehre für „den seit der Reformation stationnair gewordenen Glauben". Nicht ebenso ausschließend sprachen andere Redner derselben Partei, unter Andern Dr. Keller, nur von der Nothwendigkeit einer Reform durch gegenseitige geistige Anregung, und hielten nicht sowol eine unbedingte Herrschaft der Strauß'schen Lehre für wünschenswerth als vielmehr den lebhaftern Kampf der Meinungen im Interesse der religiösen Wahrheit. Die Gegner der Wahl erklärten es keineswegs für eine Unabhängigkeit der Schule von der Kirche, sondern für eine Abhängigkeit der letztern, wenn es in die Hände der Erziehungsbehörden gelegt sei, von der Schule aus eine totale Umwälzung in der Kirche zu bewerkstelligen. Im geraden Widerspruche mit einem andern Redner, welcher meinte, daß die Lehre des Dr. Strauß „längst schon der Glaube des gebildetern Theils der Völker geworden sei", äußerte Dr. Bluntschli, daß er „Männer gekannt, die an Verstand keinem Andern gewichen, und die geglaubt, was er nicht habe glauben können. Dies habe ihn aufmerksam gemacht, und vor dem Glauben schlichter Menschen habe er nun dieselbe Scheu." Allein ungeachtet dieser allgemein richtigen Bemerkung, wodurch, unabhängig von der Geisteskraft der Einzelnen und selbst von dem Grade der Bildung, die Möglichkeit der verschiedensten Glaubensansichten anerkannt wird, mußte doch der Redner für den Canton Zürich zugeben, daß ein Conflict herrsche „zwischen der Bildung von Vielen und Dem, was ihnen von den Geistlichen geboten werde", die ihm „zu ausschließliche Rücksicht auf die niedern Volksclassen zu nehmen schienen". Auch Alex. Schweizer, obgleich gegen die Berufung sprechend und stimmend, äußerte sehr treffend und wahr, „daß Strauß der Kirche ein Segen sein werde, wenn er die positive Richtung ausbilde; halte er aber die negative fest, so nöthige er die Kirche zur bessern Vertheidigung und werde auf diese Weise gleichfalls zu ihrem Segen gereichen". Es konnte nicht fehlen, daß diese Äußerung auch von den Anhängern der Berufung aufgegriffen und in ihrem Interesse ausgebeutet wurde. Im Allgemeinen hatten sich die Gegner derselben nur in der Negative gegen die Strauß'sche Lehre gehalten, die auf der andern Seite desto eifrigere Vertheidiger fand. So fiel alles Licht nur auf diesen Gegenstand, während keiner der anwesenden Geistlichen eine andere Glaubensansicht positiv gegenüberstellte und mit warmer Überzeugung vertrat. Um so leichter mochten nun mehre Mitglieder, wie sie dies zum Theil ausdrücklich erklärten, erst durch die Discussion selbst für die Berufung gewonnen werden, und so wurde denn endlich nach langer Verhandlung die vom Antistes Füßli gestellte Motion mit 98 gegen 49 Stimmen verworfen. Diesen Beschluß kündigte die „Neue züricher Zeitung" mit den Worten an: „An den Dr. Strauß ist ein feierlicher Ruf im Namen eines Volkes ergangen, das auf ihn vertraut, er werde ihm die Fackel des Lichts in seinen Freistaat bringen und dem neuen Erwachen seines kirchlichen Lebens leuchten." Und in der That war nach dieser indirecten Billigung der Wahl durch den großen Rath der Regierungsrath in dem Falle, seine Bestätigung kaum mehr versagen zu können. Sie erfolgte mit 15 gegen 3 Stimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 180.)

*35. Cobbett's (William) englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterrichte eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von Jakob Heinrich Kattschmidt. Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 27 Bogen. 18 Gr.

Diese neue Auflage der Cobbett'schen Sprachlehre ist in jeder Beziehung eine völlig umgearbeitete und verbesserte zu nennen, und sie wird durch ihre wahrhaft praktische Methode gewiß bald allgemeinen Eingang finden. Sie zeichnet sich zugleich durch eine gute typographische Ausstattung und einen ungemein billigen Preis aus.

Lehrern der englischen Sprache, die sich, bevor sie die Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich dieser oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

*36. Universal-Register zur achten Auflage des Conversations-Lexikons. Enthaltend in alphabetischer Folge eine vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände. Gr. 8. Geh. Druckpapier 16 Gr., Schreibpapier 1 Thlr., Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die 18 Bogen in dreispaltigen Seiten des kleinsten Drucks weisen ungefähr 70,000 Personen und Gegenstände nach, über die kürzere oder ausführlichere, stets aber genügende, Mittheilungen in dem Werke sich finden. Über den Gebrauch dieses Universal-Registers sind in demselben die nöthigen Andeutungen gegeben. Der Preis ist möglichst billig gestellt und gern wird jeder Besitzer der achten Auflage des Conversations-Lexikons dieses Register, das die Brauchbarkeit des Werks so sehr erhöht und den erstaunenswerthen Reichthum desselben zeigt, sich anschaffen.

*37. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8.

Früher erschien in meinem Verlage: Die göttliche Komödie des Dante. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und grometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1837. 3 Thle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 185. — 4. Juli 1839.

Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

Während nun den Anhängern der Berufung diese als eine abgethane Sache erschien und die Blätter, welche dafür Partei ergriffen hatten, sich eine Zeit lang wenig damit befaßten, erwachte jetzt erst der thätigere Eifer der im parlamentarischen Kampfe geschlagenen Gegner. Sie suchten den Streit auf ein anderes Feld zu spielen, wo für sie ein leichterer Sieg zu hoffen war. Fast von allen Kanzeln wurden in den zahlreicher als je besuchten Kirchen eifernde Predigten gehalten, die dem Volke die Meinung beibrachten, die Religion sei in Gefahr. In seiner natürlichen Tendenz, sich jede Frage zu vereinfachen, sah dieses bald nur die Eine Wahl zwischen Christus oder Strauß, und so konnte ihm die Entscheidung nicht schwer fallen. Wie die Geistlichen predigten, in demselben Sinne schrieben mehre vielgelesene, zum Theil noch unentgeltlich verbreitete Blätter. Mehre ihrer Artikel waren zugleich populair und mit Feuer geschrieben, und ein Feuer zündete das andere an. Als später die Regierung durchblicken ließ, daß man der Anstellung eines zweiten Professors der Dogmatik nicht abgeneigt sei, als eine Proclamation dieser Behörde die ausdrückliche Erklärung gab, daß es niemals ihre Absicht gewesen, durch die Berufung des Dr. Strauß eine Reformation herbeizuführen, hatte die Bewegung schon zu viel Umfang und Stärke erreicht, um sich durch solche Zugeständnisse beschwichtigen zu lassen. Zwar erhob sich fortan auch die andere Partei zu thätigerm und kräftigerm Widerstande. Aber einer vorweg eingenommenen Menge gegenüber, die schon in der Allgemeinheit der gemeinen Meinung ihre scheinbare Rechtfertigung fand und Jeden, der sich ihr einmal zugesellt hatte, mit jenem unvermeidlichen Terrorismus festhielt, den eine aufgeregte Masse schon durch ihre Existenz nothwendig ausübt — einer solchen Menge gegenüber blieb Jenen fast nur das einzige Mittel der Belehrung durch Druckschriften. Auf der andern Seite hatte dagegen die große Mehrheit der Geistlichen, ohne daß man ihnen mit gleichartigem Widerspruche begegnen konnte, das lebendige Wort der mündlichen Rede voraus. Eine drängende und sich gegenseitig verdrängende Masse von theils gehaltlosen, theils ziemlich bedeutenden Druckschriften für und wider, von Caricaturen, von mitunter sehr geistvollen Spottgedichten und dergleichen strömte von nahe und fern in zahlloser Menge zusammen.*) Unter den Schriften, welche die Aufrechthaltung des regierungsräthlichen Beschlusses vertheidigten, waren einzelne, welche, durchaus populair gehalten und klug genug berechnet, dennoch fast ohne alle Wirkung blieben, weil schon die Aufgeregten auf Das nicht mehr hören wollten, was mit der einmal herrschend gewordenen Meinung irgendwie im Widerspruche stand.

Inzwischen hatte sich die Bewegung organisirt und dadurch noch mehr Zuversicht und festere Haltung gewonnen. Eine Aufforderung zur Gründung von Gemeinde- und Bezirksvereinen, um daraus einen Cantonalverein hervorgehen zu lassen, hatte fast allgemeine Folge. In mehren Versammlungen der Kirchengemeinden wurde die Stimme der Wenigen, die eine andere Ansicht als die der Menge verfechten wollten, zum Schweigen gebracht. Hier und da fielen einige thätliche Excesse gegen Solche vor, die man als Straußianer bezeichnete. Verleumderische Gerüchte und tausend Klatschereien wurden begierig aufgenommen, womit der Haß von Einzelnen gegen Einzelne sich Luft zu machen suchte, und bis in das Innere zahlreicher Familien wurde Spaltung, Unfriede und Misstimmung erzeugt. Von beiden Parteien aus und großentheils mit vollem guten Glauben gerieth man in einen blinden Eifer, der keinen Fehler mehr auf der eigenen, nichts Gutes mehr auf der andern Seite anerkannte. Denn auch unter den Anhängern der Berufung waren manche durch blos zufällige Einflüsse und Eindrücke in eine Richtung gekommen, die sie bis zum enthusiastischen Autoritätsglauben an die Lehre eines Mannes trieb, von der sie nur höchst unklare Begriffe hatten und haben konnten. Auch die Antipathien gegen Fremde, namentlich gegen die zahlreichen deutschen Lehrer, kamen, wenngleich nur momentan, lebhafter zum Vorschein. Sie sind zu erklären, da wol die Mehrheit der anwesenden Deutschen, denen von ihrem Standpunkte aus das Interesse der Lehrfreiheit besonders am Herzen liegen mußte, durch die Erhebung der Masse gegen die Wahl eines akademischen Professors sich nicht selbst besonders erhoben fühlen konnte. Und jene Anti-

*) Darunter ein Sendschreiben von Paulus in Heidelberg, das besonders vom Standpunkte der protestantischen Glaubens- und Lehrfreiheit die Berufung zu rechtfertigen sucht.

Digitized by Google

pathien sind selbst zu entschuldigen, wenn man nicht übersieht, daß im Eifer für eine rasche Reform des ganzen Unterrichtswesens eine Menge ausländischer Lehrer berufen und der Canton so sehr mit fremden Elementen gesättigt worden ist, daß zur Zeit eine harmonische Verschmelzung der verschiedenen Bestandtheile nicht durchweg möglich sein konnte. Wie die Galle den Witz schärft, aber zugleich den innern Menschen mit allen seinen Blößen und Schwächen nach außen kehrt, so wurde binnen wenigen Monaten mehr Geist, aber freilich auch eine größere Masse von Bulls und Betisen producirt, als sonst in Jahren der Fall war. Die seltsamsten Wünsche und Interessen, jede Art politischer Unzufriedenheit mit Gesetzen und Einrichtungen, die dem ursprünglichen Grunde der Bewegung völlig fremd waren, getäuschte Erwartungen und speculirender Ehrgeiz, Alles schloß sich in bunter Mischung der Bewegung an und bildete eine Schale um ihren Kern, welche diesen nur schwer noch erkennen ließ. Eine Zeit lang schien der Ausbruch von Gewaltthätigkeiten leicht möglich und nicht sehr ferne zu sein. Es gingen Gerüchte von beabsichtigten Brandstiftungen, oder von Planen aufgeregter Massen, in bewaffneten Haufen nach der Stadt Zürich zu ziehen. Selbst im Regierungsrathe wurde über die für diesen Fall zu treffenden Maßregeln verhandelt. Aber die Besorgnisse wurden nicht zur Wirklichkeit, und zum Theil lag wol der Grund hiervon in der Allgemeinheit der Bewegung selbst und in der verhältnißmäßig nur höchst geringen Zahl der Gegner. Ähnliche Erscheinungen wie die hier berührten werden immer bei solchen Volksbewegungen sichtbar werden, und weil eine solche Aufregung stets den ganzen Menschen von allen Seiten erfaßt, so werden meist auch bei dem Einzelnen die mannichfaltigsten Triebfedern zusammenwirken, selbst wenn er sich im Zustande der Aufregung nur reiner Motive bewußt zu sein glaubt. Dies Alles ist psychologisch nothwendig und gilt sowol von der einen als der andern Partei, und darum konnte man vom möglichst unparteiischen Standpunkte aus moralisch genöthigt sein, eine solche Bewegung in einzelnen flüchtigen Momenten entschieden zu bekämpfen, ohne doch im Hinblicke auf den ganzen Zusammenhang und in Beziehung auf das Volk, von dem sie ausging, weder zu besonderm Lobe noch zu besonderm Tadel Ursache zu finden. Immer bleibt es jedoch für den Einzelnen von großem Interesse, eine Bewegung dieser Art zugleich äußerlich und innerlich erlebt zu haben. Mag man gleich aus der Ferne es versuchen, sich das Bild eines religiös-politisch erregten, zum Theil selbst fanatisirten Volkes zu entwerfen, man wird damit nur einen leeren Rahmen fertig bringen, den erst die Wirklichkeit selbst mit individuell lebendigen Gestalten und Scenen auszufüllen vermag.

Am 1. u. 2. März d. J. hatten sich die 22 Mitglieder des Centralcomité in Zürich versammelt und eine in ziemlich drohender Sprache verfaßte Adresse an den Regierungsrath erlassen. Gleichzeitig hatte das Comité den Entwurf einer Petition an den großen Rath den sämmtlichen Kirchengemeinden zugestellt, wodurch diesen außer der Beseitigung des Dr. Strauß noch manche andere Wünsche in den Mund gelegt wurden, namentlich für eine freiere Repräsentation der Kirche durch eine gemischte Synode; für Theilnahme des Kirchenraths an den Wahlen der Professoren der theologischen Facultät und der Kirchensynode an der Wahl eines Theils der Mitglieder des Erziehungsrathes; für Ergreifung verschiedener Maßregeln zu Förderung der religiösen Bildung in der höhern und niedern Volksschule sowie im Schullehrerseminar. Hier und da hatten einige Gemeinden an der Form der Adresse Anstoß genommen. Aber da man den einmal fixirten Volkswunsch auf Entfernung des Dr. Strauß vorangestellt sah, schloß man sich leicht auch den andern Forderungen des Comité an, die ohnehin ziemlich allgemein gehalten waren und der besondern Art und Weise der Gewährung einen weiten Spielraum ließen. Nahe an 40,000 Cantonsbürger, eine größere Zahl als für die Annahme der neuen Verfassung gestimmt hatte, traten im Wesentlichen diesen Forderungen bei, und höchstens 3 — 4000 mochten sich im gegentheiligen Sinne erklärt haben. Der Regierungsrath wies die an ihn gerichtete Adresse als ungehörig und unschicklich zurück, stimmte jedoch in seiner Mehrheit zum Nachgeben und foderte vom Erziehungsrathe ein Gutachten ein, ob gesetzmäßig eine Pensionirung des Dr. Strauß zulässig sei. Mit seiner frühern Majorität sprach sich zwar der Erziehungsrath gegen die Pensionirung aus und verband damit nur den weitern Antrag auf Anstellung eines zweiten Professors der Dogmatik; die Majorität des Regierungsrathes beharrte indeß auf ihrer Ansicht und ließ diese als Motion in dem am 18. März außerordentlich versammelten großen Rathe einbringen, der sich nun mit einer Majorität von 149 gegen 38 für die Pensionirung erklärte. Für Manchen mochte in dieser Abstimmung die Rücksicht auf die bedrohliche Stellung des Volkes die entscheidende sein; aber zum Theil hatte man wol auch aus der Betrachtung der bisherigen Entwickelung die Überzeugung geschöpft, daß den Foderungen des Volkes Manches zu Grunde gelegen, was vor dem gerechten Richter Beachtung verdiene. Und so wird man auch hier, um ein billiges Urtheil zu fällen, sich hüten müssen, den Beschluß dieser neuen Majorität nur ausschließend auf ein einziges Motiv, wie auf das der vorherrschenden Furcht, zurückführen zu wollen. Die weitern, in der Petition der Gemeinden gestellten Forderungen wurden meistens der Gegenstand besonderer Motionen, und es sind zur Begutachtung und Berichterstattung darüber eigene Commissionen ernannt worden. Ein Gleiches geschah mit einem auf Aufhebung der Hochschule gerichteten und von einem Theile der radicalen Partei ausgegangenen Antrage. Auch diesem Antrage haben wol gleichzeitig verschiedene Motive zu Grunde gelegen: theils die Ansicht, daß die Aufhebung der einzige verfassungsmäßige Weg zur Beseitigung der einmal beschlossenen Berufung des Dr. Strauß sei, und daß durch Verletzung des Princips der Lehrfreiheit in der Person dieses Mannes zugleich das Lebensprincip der Hochschule selbst verletzt worden; theils die besondere Rücksicht, daß bei einem großen Theile

des Volks die Hochschule nicht sehr populair ist und hiernach ein Antrag auf Aufhebung wol geeignet sein könne, der in der Strauß'schen Sache gefährdeten Popularität der Radicalen wieder einigen Vorschub zu thun. Allein ein späterer Sieg derselben Partei bei Gelegenheit der am 3. April durch den großen Rath vorgenommenen Erneuerungswahlen in die höchste vollziehende und richterliche Behörde dürfte jenes Bedürfniß der Popularität um jeden Preis wieder etwas in den Hintergrund rücken. Um so mehr läßt sich auf die Erhaltung eines Instituts hoffen, das selbst bei zeitweisen Mängeln der Schweiz und insbesondere dem Cantone Zürich zum Ruhme gereicht, und das kaum irgend ein Wohlmeinender und richtig Denkender gegen einen andern Ersatz würde hingeben mögen als gegen die Gründung einer gemeinsamen Hochschule für die gesammte deutsche Schweiz.

Fassen wir nun die Bedeutung dieses religiös-politischen Kampfes näher ins Auge, so weist uns dessen Betrachtung zunächst auf die alte politische Erbsünde, auf jenen Hang zum Absolutismus, der stets von neuem bei den Machthabern sich erzeugt, auch wenn sie an die Spitze eines demokratischen Gemeinwesens gestellt sind. Aus dem siegreichen Kampfe des Liberalismus mit der Aristokratie einzelner Stände oder Städte sind nach 1830 im größten Theile der Schweiz, namentlich im Cantone Zürich, repräsentative Demokratien hervorgegangen. Auf das Princip der Volkssouverainetät und der staatsbürgerlichen Gleichheit gegründet, halten sie an einer dreifachen Gliederung der Gewalten fest, sodaß jedoch die Organe der gesetzgebenden und oberaufsehenden sowie die der vollziehenden und richterlichen Gewalt aus unmittelbarer oder mittelbarer Volkswahl hervorgehen. In den Verfassungsurkunden hat man hiernach den Umfang der verschiedenen Gewalten und die Competenz der höchsten Behörden möglichst scharf abzugrenzen gesucht und diesen alle regelmäßigen Functionen des Staatslebens zugewiesen. Abgesehen von seinem Wahlrechte und mit einziger Ausnahme der Cantone St.-Gallen und Basel-Landschaft, wo gegen die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt durch seine Vertreter dem Volke ein Veto eingeräumt ist, äußert sich die Souverainetät der höchstberechtigten Gesammtheit der Staatsbürger auf eine unmittelbare Weise nur in dem außerordentlichen Falle der Revision der Verfassungen selbst. Die Behörden, innerhalb ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse handelnd, bleiben nun freilich auf dem Boden des positiven Rechts, und diesen hatten auch der Erziehungsrath, Regierungsrath und große Rath im Cantone Zürich nicht überschritten, als die Berufung des Dr. Strauß beschlossen oder gutgeheißen wurde. Aber damit allein wird die ganze Aufgabe der Staatsweisheit nicht gelöst, und die Abgrenzungen des positiven Staatsrechts schließen eine Politik keineswegs aus, die von einem lebendigen Geiste der Liebe zum Volke sich leiten läßt. Die Aufnahme der Idee der Volkssouverainetät in die positive Gesetzgebung ist gerade die ausdrückliche Anerkennung eines politischen Culturzustandes, worin das Volk nicht mehr in todter Passivität für eine blos leidende Masse gelten kann, die nur von außen und oben ihre Eindrücke empfängt. Dem Geiste dieses Princips entspricht es vielmehr, daß Alles im öffentlichen Leben, wofür sich im Volke ein allgemeineres Interesse voraussetzen läßt, aus dem Innern des Volkslebens selbst entbunden und entwickelt, nicht ihm blos äußerlich mit dem Regierungsstempel aufgeprägt werde; daß vor jedem Beschlusse, der in den Kreis dieses allgemeineren Interesses fällt, die Meinung und Stimmung erforscht, geprüft und dafür gewonnen werde; daß selbst dann, wenn einem nach der Meinung der Gewalthaber wesentlich heilsamen Beschlusse mächtige Vorurtheile entgegenstehen, man diese erst zu überwinden suche, ehe man zur Vollstreckung schreitet. Weicht man ab von dieser leitenden Richtschnur einer populairen Politik, wie sie dem demokratischen Gemeinwesen geziemt, so wird man nicht selten — die jüngste Erfahrung hat es bestätigt — in den Fall kommen, daß selbst die Stimme einer durchaus frei gewählten Versammlung von Volksvertretern nicht mehr den wahren Willen des Volks ausspricht; daß dieses zur Opposition gereizt wird; daß die Behörden zu stets bedenklichen Rückschritten genöthigt werden, welche, wenn sie sich öfters wiederholen, die Verfassung selbst untergraben und der Anarchie Thor und Thür öffnen. Anders ist es in Monarchien, wo sich noch das Volk mit rücksichtslosem Vertrauen der höhern Leitung seiner Behörden hingibt; wo noch seine Selbständigkeit in den Angelegenheiten des Staats eine beschränktere, wo es nur von oben zu empfangen gewöhnt ist. Kein Besonnener wird leugnen, daß diese monarchischen Formen der Verfassung und Verwaltung gewissen Bildungsstufen der Völker in höherm Grade als die republikanischen angemessen sind, weil im Widerspruche mit den wahren Interessen des Volkes selbst viel Nützliches und Förderliches gehemmt und gehindert würde, wenn man sich über jede besondere Maßregel mit der beschränkten Einsicht, den Irrthümern und Vorurtheilen der Masse zu vergleichen hätte. In einem demokratischen Staate soll man aber nicht im Geiste der Monarchie, sondern in dem der demokratischen Legitimität regieren wollen; und obgleich auch hier nicht unbeschränkt der Grundsatz gilt: Alles für das Volk und Alles mit dem Volke, so gilt er doch gewiß für Das, was dem Volke als allgemein wichtig erscheinen muß. Dies ist das Ei des Colombo für die populaire Politik. Aber so einfach diese Wahrheit ist, so schwer wird Vielen ihre Anwendung, weil ihre Erkenntniß mehr aus dem Herzen als aus dem Kopfe stammt, weil man vor Allem erst das Volk lieben muß, um es kennen zu lernen und nach dem Standpunkte zu behandeln, worauf es gerade steht. Und doch wird ohne diese Liebe zum Volke die Politik der demokratischen Gewalthaber, mögen sie gleich Liberale oder Radicale heißen, stets nur ein verkappter Absolutismus sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Literatur.

Wie kommt es, daß, während die französische Literatur zu keiner Zeit so gediegene wissenschaftliche Werke aufzuweisen und

sich so gründlicher wissenschaftlicher Leistungen zu rühmen gehabt hat als jetzt, die Volksliteratur immer tiefer in ekelhaften Schmutz versinkt? Am 16. April las man in Paris in riesengroßen Lettern angekündigt: „Madame Putiphar, roman immoral, par *Petrus Borel*"; „Une larme du diable, par *Théophile Gautier*"; ferner „Femme adultère", „Le libertin" u. s. w. von Balzac, Alexander Dumas und Andern, Alles auf einem Blatte. Und neben solchem Unrath erscheint eine große Anzahl der schätzbarsten Werke fast in allen Zweigen der Wissenschaften, namentlich in den historischen und philosophischen, in welchen letztern die theologische Schule rüstig arbeitet. Zur Ausführung des von der Akademie der Inschriften gebildeten Plans, alle auf die Geschichte der Kreuzzüge bezüglichen Urkunden herauszugeben, ist bereits eine in drei Sectionen getheilte Commission ernannt worden. Die erste hat die Auswahl der Stellen aus den arabischen Schriftstellern zu besorgen und Hr. Reinaud der Akademie bereits eine Übersetzung mehrer interessanten Auszüge aus Abulfeda und Ibn Alater vorgelegt. Die zweite Section, an deren Spitze Hase steht, ist mit der Auswahl aus den byzantinischen Schriftstellern beschäftigt; ein dritter Band wird die von Beugnot und Lebas herausgegebenen Werke des Guillelmus Tyrensis mit der Sammlung der von Gottfried von Bouillon's Nachfolgern im heiligen Lande erlassenen Gesetze enthalten. Dieselben sind in romanischer Sprache abgefaßt. Mit dem Anfang des nächsten Jahres werden diese Werke im Druck erscheinen. Ferner wird unter der Leitung der Akademie der Inschriften und Hrn. v. Pastoret's besonderer Aufsicht jetzt der zwanzigste Band der „Ordonnances des rois de France" gedruckt, in welchem die Edicte Karl's VIII. vom 14. Mai 1488 bis April 1498 enthalten sind. Auch Brequigny's leider nur bis 1215 von ihm geführtes und dann von Pardessus nach den von jenem hinterlassenen Materialien um einen Band vermehrtes Werk, bekanntlich eine Nachweisung der Sammlungen von Quellen für die Geschichte Frankreichs, Englands, Deutschlands u. s. w., wird fortgesetzt werden, und von der von den Benedictinern begonnenen Literaturgeschichte Frankreichs befindet sich gegenwärtig, gleichfalls unter Leitung der Akademie, der zwanzigste Band unter der Presse. Auch zu der wichtigen, unter dem Titel: „Recueil des historiens de France", bekannten Sammlung, von der 19 Foliobände theils von den Benedictinern, theils von der Akademie bereits herausgegeben sind, wird bald ein zwanzigster mit den Werken Geoffroy's von Beaulieu, Wilhelm's von Chartres, Joinville's, Wilhelm's von Nangis und den Schlußcapiteln Wilhelm's von Puy Laurent kommen. Erwähnung verdienen noch zwei historische Werke: 1) die „Collection des pièces inédites relatives à l'histoire de France", mit militairischen Denkwürdigkeiten aus dem spanischen Erbfolgekriege von General Pelet, einer Abhandlung Cousin's über Abälard's Schriften als Einleitung zu dessen berühmten „Sic et Non", der ganzen diplomatischen Correspondenz über den spanischen Erbfolgekrieg von Mignet und mehren andern Memoiren; 2) eine Geschichte der französischen Gemeinden von Augustin Thierry. Die ersten beiden Bände davon sind fast vollendet. Alle diese Werke werden auf Kosten der französischen Regierung gedruckt. 145.

Miscellen.

Ein Brief Napoleon's an Talma.

Der Oberst Macaroni, Murat's ehemaliger Adjutant, theilt in seinen Memoiren*) folgendes merkwürdige Schreiben Napoleon's an Talma mit: „Mein lieber Talma, — ich habe wie ein Löwe für die Republik gekämpft, aber, bester Freund, mein Lohn dafür ist, daß ich wahrscheinlich Hungers sterben muß. Alle meine Hülfsmittel sind erschöpft; Aubry, der elende Bursche (der damalige Kriegsminister), läßt mich im Dreck stecken, während er doch etwas für mich thun könnte. Ich fühle es, daß ich mehr als ein General Santerre und Rossignol zu leisten vermöchte, und doch können sie in der Vendée oder anderwärts keinen Winkel für mich finden, wo ich beschäftigt würde! Wie glücklich sind Sie, da Ihr Ruf von Ihnen allein abhängt. Zwei Stunden auf den Brettern bringen Sie vor das Publicum, von dem aller Ruhm ausgeht; aber wir Soldaten müssen den Ruhm auf einer großen Bühne theuer genug erkaufen und sehen uns zuletzt noch daran verhindert, ihn zu erlangen. Bereuen Sie daher nicht, daß sie diesen Pfad eingeschlagen haben. Bleiben Sie auf Ihrem Theater. Wer weiß, ob ich auf dem meinigen jemals wieder auftreten werde? Ich habe Monvel (ein ausgezeichneter Schauspieler und dramatischer Schriftsteller) gesehen; er ist ein treuer Freund. Barras (der Präsident des Directoriums) macht mir schöne Versprechungen; aber wird er sie auch halten? Ich zweifle sehr daran. Inzwischen bin ich bis auf den letzten Sou heruntergekommen. Haben Sie vielleicht ein paar Kronen, um mir zu helfen? Ich werde sie mit Dank annehmen und verspreche, sie von dem ersten Königreiche wiederzubezahlen, das ich mit meinem Degen erobern werde. Wie glücklich waren doch Ariost's Helden: sie hingen von keinem Kriegsminister ab! Leben sie wohl, das wünscht Ihr Freund Bonaparte. Toulon, den 3. Jan. 1794."

*) Memoirs of the life and adventures of colonel *Macaroni*, late aide-de-camp to Joachim Murat. 2 Bände. London 1838.

Anekdote.

Dem englischen Rechtsgelehrten und trefflichen Redner Law entging es nicht, daß den Erfolgen seines Talents und seiner Bemühungen in Westminster-Hall nicht nur die Nebenbuhlerschaft mehrer sehr tüchtiger Advocaten, unter ihnen Erskine, sondern auch Lord Kenyon selbst, der Oberrichter und Gönner des Letztern, entgegenarbeitete. Die Parteilichkeit des Richters gewährte dem an sich schon mächtigen Gegner oft den Sieg, und als dieser sich desselben eines Tages auf etwas verletzende Weise rühmte, machte Law seinem Verdruß darüber mit außerordentlicher Feinheit in folgender classischen Reminiscenz Luft, die er in passendem Tone an Erskine richtete:

Non me tua fervida terrent
Dicta feror: Di me terrent et Jupiter hostis.

Bei den letzten Worten, die er gehörig betonte, machte er dem Oberrichter eine Verbeugung und ging.

Die Eisenberge in Missuri.

Bekanntlich sind die Vereinigten Staaten sehr reich mit Mineralien versehen, und kein Land der Erde birgt einen solchen Schatz der mannichfaltigsten und brauchbarsten Mineralarten in seinem Schoose, welche Speculation sich jetzt ans Licht zu bringen bemüht. Besonders aber verdienen die sogenannten Eisenberge in Missuri Beachtung, deren ungeheurer Eisengehalt durch wissenschaftliche und glaubwürdige Personen, die an Ort und Stelle waren, bestätigt ist. Der Knabberg z. B. bildet eine ganze Masse von eisenhaltigem Porphyr von außerordentlicher Reinheit, und der etwa eine Stunde im Umfang haltende Iron Mountain besteht fast aus gediegenem Eisen. Es soll hier Eisen genug sein, um den ganzen Erdtheil damit zu versorgen, und das in einer Gegend, die mit allen für die Gewinnung desselben erforderlichen mineralischen Hülfsmitteln reichlich versehen und für den Handel trefflich gelegen ist. Ein großer Theil des vielen in den Vereinigten Staaten verbrauchten Eisens wird jetzt noch immer zu einem ungeheuern Preise eingeführt. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 186. — 5. Juli 1839.

Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz.

(Fortsetzung aus Nr. 185.)

So hätte man wol auch die beabsichtigte Berufung des Dr. Strauß erst zur öffentlichen Beurtheilung anstellen und das Resultat des Kampfes erwarten sollen, der sich für und wider erhoben haben würde. Freilich sagte man: Wie dürfte sich die unwissenschaftliche Menge vermessen, über die Interessen der Wissenschaft, über die Ernennung eines akademischen Lehrers entscheiden zu wollen? Und gewiß müßte ein allgemeiner Wahnsinn diese Menge ergriffen haben, wenn sie etwa bei der Ernennung eines Lehrers des römischen Rechts, der Medicin, Mathematik u. s. w. über dessen Würdigkeit zu Gericht sitzen wollte. Aber das will sie nicht und kann es nicht wollen, weil ein solches allgemeines Überschreiten der ihr angemessenen Sphäre der Urtheilsfähigkeit an sich undenkbar ist. Hier aber war von einem besondern Falle die Rede, und gerade Das ist die Aufgabe der Politik, das Besondere in seinen wahrscheinlichen Folgen und danach die Art und Weise zu bemessen, wie es zu behandeln sei. Es galt die Berufung eines Mannes, die, wie vorauszusehen war, von Manchen als ein Angriff auf den Volksglauben betrachtet oder doch geschildert werden würde. Zwar hat man entgegnet, daß die ganze Bewegung nur eine gemachte, von der Geistlichkeit künstlich erzeugte gewesen sei. Aber auf diese Weise entstehen überhaupt solche Bewegungen im Volke, daß sich Einzelne als intellectuelle Urheber an die Spitze zu stellen suchen, um für ihre Ansichten und Interessen die Menge zu gewinnen. Ist die Geistlichkeit doch auch ein Bestandtheil des Volkes, der in seinem Einflusse auf die andern Theile desselben zu berücksichtigen war. Und dieser Einfluß wird überall ein großer sein, weil der Geistliche in der Ausübung seines Berufs minder lästig fällt als sonst irgend ein öffentlicher Beamter; weil das ganze Verhältniß weniger als jedes andere auf Zwang beruht; weil der Geistliche als Rathgeber und Lehrer meist nur wirkt und wirken kann, wenn man ihm freiwillig entgegenkommt. Daß nun die große Mehrheit der Geistlichen der Lehre des Dr. Strauß nicht beipflichten, daß sie ihren ganzen Einfluß in die Wagschale werfen würde, um seine Berufung zu hintertreiben, dies ist es gerade, was man nicht in seinem vollen Umfange voraus-gesehen, was man aber um so mehr hätte voraussehen können, da zahlreiche Vorgänge die Stimmung der Geistlichkeit schon lange gereizt und eine Reaction von ihrer Seite für die erste günstig scheinende Angelegenheit vorbereitet hatten. Nachdem sich einmal der große Rath in seiner Sitzung vom 31. Jan. ausgesprochen, war freilich der Regierung der Weg gewiesen, wovon sie nicht leicht mehr abweichen konnte, und gewiß wird man auch hier an Goethe's Worte erinnert:

Alles ließe sich trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Allein diese Bemerkungen sollen auch keineswegs als besonders unpolitisch einen *einzelnen* Beschluß bezeichnen, der vielmehr an sich und ohne Rücksicht auf die Form der Vollstreckung vollständig sich rechtfertigen läßt. Wol aber soll auf eine Tendenz hingewiesen werden, die leicht zu einzelnen Mißgriffen führt: auf jenen Absolutismus der Gesinnung, der selbst in einem demokratischen Staate den Forderungen und Bedürfnissen des Volkslebens schon dann zu genügen meint, wenn er nur einseitig am Formalismus der Verfassung und Gesetzgebung festhält, aber es für überflüssig achtet, über jene Formen hinaus den Meinungen und der Stimmung des Volks vermittelnd entgegenzukommen.

Die Äußerungen einzelner Redner für die Berufung des Dr. Strauß hatten der Meinung Vorschub gethan, als erblicke man in ihm einen neuen Reformator, mit dem eine dritte Hauptperiode in der Bildungsgeschichte des Christenthums beginne. Gewiß hat diese Bildung auch auf dem Gebiete der christlichen Religion ihren ununterbrochenen Fortgang; und gewiß darf man eine Lehre, die so zahlreiche Vertheidiger gefunden und so mannichfache Angriffe erfahren hat wie die Strauß'sche, in besonderm Grade als reformatorisch bezeichnen. Von einem Manne, dessen Stärke seine dialektische Schärfe ist, womit er ein Gegebenes zerlegt und auseinanderfaltet; der für keine Autorität begeistert ist, wie es die Reformatoren waren, als sie der Autorität der Kirche die der Bibel entgegenstellten; der überhaupt nicht *die* Sprache spricht, die zum Herzen der Massen dringt, und der sie nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit wol nicht sprechen kann und will — von diesem Manne, zumal in der Stellung eines akademischen Lehrers, durfte man gewiß nicht eine solche Reformation

erwarten, welche durch die rasch wirkende Zauberkraft des Enthusiasmus eine zahlreiche Menge plötzlich unter ihrer Fahne versammelt hätte. Und eine solche Erwartung hatten schwerlich auch die Männer, die ihn als einen Luther oder Zwingli des 19. Jahrhunderts anzukünden schienen. Aber in der Hitze des parlamentarischen Kampfes hatten sie Äußerungen fallen lassen, die einer Misdeutung fähig waren, und dieser an sich geringfügige Umstand wurde in seinen Folgen nicht unwichtig, weil er den Gegnern Anlaß gab, ihn auszubeuten und dem Volke die Meinung einzuflößen, daß es auf nichts weniger als die Vernichtung seines Christengiaubens abgesehen sei. Als sodann der große Rath auf ziemlich unzweideutige Weise die Berufung gebilligt hatte, wäre es wol von den Anhängern dieses Beschlusses politisch gewesen, mit einiger Selbstverleugnung zur Anstellung eines zweiten Lehrers der Dogmatik aus Privatmitteln auch von ihrer Seite die Hand zu bieten. Sie hätten dann ihren Widersachern ein thatsächliches Zeugniß gegenüberhalten können, daß es ihnen nicht um die ausschließende Herrschaft Einer Lehre zu thun sei; und Ein Factum gilt ja stets in den Augen des Volkes mehr als noch so oft wiederholte Versicherungen. Später aber, da die Bewegung schon ihre volle Stärke erreicht hatte und man sich zur Anstellung eines zweiten Lehrers aus Staatsmitteln bereit zeigte, mußte diese Erklärung durch den Schein einer gezwungenen Nachgiedigkeit wirkungslos bleiben.

Auf der andern Seite hatten es die Führer der Bewegung übersehen und zum Theil wol absichtlich davon weggesehen, daß der Berufene als Lehrer der Dogmatik seine eigene Ansicht nicht zu vertheidigen vermöge, ohne zugleich die entgegenstehenden Meinungen zu entwickeln und seine Schüler schon dadurch zur prüfenden Vergleichung aufzufodern; daß diese jedenfalls eine Lehre berücksichtigen müssen, die so viel Anerkennung und Anfechtung erfahren hat, mögen sie diese nun aus den Schriften des Dr. Strauß, oder aus seinem mündlichen Vortrage kennen lernen; daß auch jedes andere Mitglied der theologischen Facultät berechtigt war, als Lehrer der Dogmatik ihm gegenüberzutreten; daß die schweizerische Jugend vielleicht weniger als die irgend eines andern Volkes dahin neigen dürfte, sich mit rücksichtsloser Hingebung einer neuen Lehre in die Arme zu werfen; daß in der kirchlichen Gesetzgebung des Landes, in dem Rechte der Prüfung und Wahl der Geistlichen durch Kirchenrath und Kirchgemeinden genügende Garantien gegeben sind, um dem Volke keine Geistlichen aufdringen zu können, die sich mit dem Volksglauben in Widerspruch setzen wollten. Sie hatten es überdies verkannt, daß viele Anhänger der Berufung nicht Anhänger der Lehre des Dr. Strauß waren, die sie zum großen Theile nicht einmal kannten; daß sie aber Freunde der Freiheit der Lehre waren, weil der Kampf der Meinungen, als ehrlicher Kampf für die Wahrheit, nicht blos die Erkenntniß derselben fördert, sondern auch den Eifer der Wahrheit weckt, der schon an sich sittlich ist, weil er über das gemeine materielle Interesse hinaushebt. Statt dessen wurden die Anhänger der Wahl mit viel zu rücksichtsloser Allgemeinheit als frivol, unsittlich und irreligiös bezeichnet. Hier und da mochte man sich wol gar freuen, daß Männer, deren aufrichtige Frömmigkeit und thätiges Wohlwollen früher nicht bezweifelt wurde, in den Augen einer zahlreichen Menge keine Gnade mehr fanden und ihr durch ein neues Wunder des Satans, durch eine plötzliche Metamorphose in Antichristen verwandelt schienen.

Solche Beschuldigungen wurden dann mit gleichem Unrechte vergolten. Mit derselben inhaltleeren Allgemeinheit wurde der Mehrheit der Geistlichen der Vorwurf der Heuchelei gemacht und die Behauptung hingeworfen, daß viele von ihnen im Herzen andern Glaubens seien, als sie öffentlich zu bekennen gewagt. Gewiß liegt es tief in der menschlichen Natur, daß sich Denjenigen, die einen überlieferten Glauben häufiger zum Gegenstande der Betrachtung und Prüfung machen, auch der Zweifel leichter beigesellt, der diesen Glauben fort und fort durchkreuzt. Das Symbol des Christenthums selbst, das Kreuz, sowie zahlreiche Stellen des Neuen Testaments deuten auf dieses beständige Miteinander eines Positiven und Negativen.*) Und so ist der Zweifel dem Geiste als ein Sporn gegeben, der ihn aus der Erstarrung vorwärts treibt, der auch auf dem religiösen Gebiete Leben und Bewegung bedingt. Dieselbe Wahrheit hat Goethe so unübertrefflich schön in den Worten ausgesprochen:

Wer kann ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?

Und gerade der denkende und gebildete Christ wird und muß sich dieser hin- und herwogenden Bewegung im Geiste, die zugleich eine läuternde ist, öfter und deutlicher bewußt werden. Der Geistliche aber ist schon durch seinen Beruf genöthigt, die verschiedenen religiösen Meinungen prüfend zu vergleichen, und so darf man auch mit psychologischer Nothwendigkeit behaupten, daß oft die Glaubenslehrer in ihrem Glauben schwankender, oder, wenn man lieber will, minder stabil sein werden als die meisten Andern, welche diese Lehre nur empfangen, aber für ihre Ausbildung und Darstellung in geringerem Grade selbstthätig sind. Der immer sich wieder erneuernde Kampf ist indeß noch kein Sieg des Zweifels über den Glauben, und so wird man auch den Geistlichen mit Unrecht der Heuchelei beschuldigen, wenn er nicht jede Bedenklichkeit, die ihm in Glaubenssachen wol aufstoßen mag, vor seiner Gemeinde ausspricht. Tritt ihm nun von außen ein religiöser Widersacher entgegen, so werden die in seinem Innern streitenden Mächte um so leichter einen zeitweisen Frieden schließen, und er wird gegen den äußern Feind mit der ganzen Kraft seines positiven Glaubens sich waff-

*) Diese sinnige Hinweisung auf eine höhere symbolische Bedeutung des Kreuzes dankt der Verfasser dieses Aufsatzes der mündlichen Unterhaltung mit einem der geistvollsten und begeistertsten Vertreter des orthodoxen Lutherthums.

Digitized by Google

nen können. Was sich unter ähnlichen Verhältnissen immer begeben wird, hat sich auch im Canton Zürich bei der Berufung des Dr. Strauß begeben; die ungeschwächte Macht des Positiven im Glauben trat hervor; und hiernach darf man wol überzeugt sein, daß es auch bei der Mehrheit der Geistlichen keine Aufregung war, die sie mit dem Bewußtsein der Absichtlichkeit nur zur Schau gestellt hätten, sondern daß gewiß viele von ihnen mit aufrichtigem Eifer an die Religionsgefahr glaubten, von der sie dem Volke predigten und sagten. Daß sich aber das Volk denselben Glauben beibringen und in fast allgemeine Aufregung versetzen ließ, die eine Zeit lang selbst ein revolutionnaires Aussehen hatte, ist leicht erklärlich. Bei denselben äußern Mitteln des Einflusses auf die Menge, bei gleich unabhängiger Stellung der Geistlichen, die, ohne Ahndung besorgen zu müssen, vor der versammelten Gemeinde ihrem vollen Eifer konnten die Zügel schießen lassen; bei gleicher Ausdehnung des Rechts der Petition und Association hätte sich wol überall eine solche Aufregung erzeugen lassen. Nur weil es an denselben Mitteln eines populairen Einflusses fehlt, weil von Anfang an eine concentrirtere Kraft jeder gegen die Regierung gerichteten Reaction entgegengetreten wäre, hätte diese nicht ebenso leicht in einem monarchischen Staate entstehen können. Wäre sie aber entstanden, so würde sich die Reaction, weil sie sich minder leicht hätte organisiren lassen, schwerlich in den Schranken der Mäßigung gehalten haben, wie doch im Ganzen, abgesehen von einzelnen nicht sehr bedeutenden Excessen, im Cantone Zürich der Fall war. Denn schon der Besitz solcher Institutionen, die dem Volke die Bürgschaft geben, seinen Willen auf gesetzmäßige Weise durchsetzen zu können, wird es meist vor den äußersten Schritten der Gewalt bewahren. So zeigte sich also auch hier, daß freilich erst das Dasein politischer Freiheit ihren Misbrauch möglich macht; daß aber auch die Freiheit selbst das Sicherungsmittel gegen die Gefahren darbietet, die sich aus ihrem eigenen Schooße erzeugen. Und wie manches Irrige, Fremdartige und Unreine jener Bewegung sich beimischen mochte, so liegt doch immer darin etwas sittlich Ansprechendes, daß hier wieder einmal für ideelle Güter fast einmüthig ein Volk sich erhob, dem man nicht selten den Vorwurf gemacht hat, von den Rücksichten auf materiellen Erwerb viel zu ausschließend sich beherrschen zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende National- und Privatarmuth, ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel, ihr abzuhelfen und besonders ihr vorzubeugen. Von F. H. Bodz Reymond. Vier Bände. Berlin, Logier. 1837—39. Gr. 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. macht die Mittel, der Armuth vorzubeugen und abzuhelfen, von veredelten Staatseinrichtungen und einer Umbesserung des gesammten Bildungswesens abhängig, weswegen er denn auch Alles, was Politik, Gesetzgebung, Staatsverwaltung, Policei, Handel, Gewerbswesen, Unterricht, Religion betrifft, in den Bereich seiner umfassenden Arbeit gezogen hat. Wie man immer von seiner Leistung denken mag, so wird ihm wol Niemand die Ehre streitig machen, daß er gleichsam als Zeiger an der Uhr der Zeit auf den Sitz und die Quelle des Grundübels hinweist, den Vorhang vor den klaffenden Wunden der Gesellschaft wegreißt und den Staatsmännern und Gesetzgebern zuruft: Hier helft!

Zuvörderst drängt sich die Frage auf, ob der Verf. von einer vollkommen wahren Thatsache ausgehe, indem er behauptet, daß in Europa die Privat- und Nationalarmuth allgemein im Zunehmen begriffen sei. Er hat das Verdienst, die wichtige Unterscheidung zu machen, daß sich Nationalreichthum und Nationalarmuth keineswegs ausschließen; daß, gleichwie der Grundbesitz, wovon Irland ein trauriges Beispiel gibt, in den Händen Weniger sein kann, so auch durch die Fabrikation und den Handel die ohnedies reichen Capitalisten immer mehr bereichert werden mögen, während der arbeitende, geldlose Theil des Volkes in immer tieferes Elend sinkt. So weit scheint es in Deutschland noch nicht gediehen zu sein. Der Reichthum ist bei uns nicht in so wenige Hände zusammengedrängt und der Grundbesitz ist zu sehr getheilt, als daß die Vermehrung des Nationalreichthums überhaupt nur dem großen Capitalisten, dem vielbesitzenden Grundeigenthümer zugute käme; derselbe vertheilt sich vielmehr gleichmäßig, wenigstens weit gleichmäßiger als in England, unter die geringern Capitalisten, die kleinern Grundbesitzer, die minder bemittelten Handelsleute und Fabrikanten: allerdings zunächst immer unter Leute, die schon besitzen, aber durch sie unter die Masse des Volks. Allein die Thatsache, daß das Übel noch nicht den höchsten Grad erreicht hat, darf nicht verführen, gegen dasselbe die Augen zu schließen; vielmehr gibt es Gründe genug, welche alle Regierungen dringend auffodern, den heilsamen Rath des Verf. zu beachten, künftig nicht blos den Nationalreichthum, der von ihnen wenig mehr als Schutz verlangt, sondern auch und hauptsächlich die Nationalarmuth in das Auge zu fassen und an die Verstopfung ihrer Quellen, so weit menschliche Macht nur irgend reicht, kräftig und unablässig Hand anzulegen. Was die Privatarmuth betrifft, ist zunächst zwischen der natürlichen und der künstlichen zu unterscheiden. Die natürliche Armuth liegt in ihren meisten Quellen fast ganz außer dem Bereiche menschlicher Macht und umfaßt solche Unglückliche, welche, auch wenn Beschäftigung und Arbeitswille vorhanden ist, nicht arbeiten können, Blinde, Blödsinnige, Krüppel aller Art, Sieche, Greise. Hier kann von einer progressiven Vermehrung anderer Art, als die in der Zunahme der Bevölkerung überhaupt liegt, kaum die Rede sein. Aber die künstliche Armuth, dieses vielgestaltige Ungeheuer, dieser nagende Krebs an der europäischen Menschheit, ist ein erbliches, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzendes, im fortwährenden Zunehmen begriffenes Übel. Sie besteht darin, daß entweder mehr Hände da sind, als beschäftigt werden können, oder daß, wenn es auch an Arbeit nicht fehlt, der Arbeiter nur so wenig verdient, daß der Mensch zum leibeigenen Sklaven herabsinkt, Tag und Nacht, Woche und Sonntag sich abmühen muß, um mit Aufopferung der Gesundheit für sich und die Seinigen Brot spärlich zu erschwingen. Dieser Dämon, die künstliche Armuth, hat sich bereits in die Mittelclassen gedrängt, verschont selbst die höhern Stände nicht ganz; sein Hauptquartier hat er aber in den großen Städten und Fabrikbezirken aufgeschlagen. Das flache Land blieb verhältnismäßig verschont, weil Ackerbau allein nur eine sich fast gleichbleibende Bevölkerung nähret und ihr Überfluß größtentheils der dienenden Classe der Städte zuströmt. Das Dasein künstlicher Armuth zugeben, heißt zugleich ihre steigende Vermehrung einräumen, denn Armuth zieht stets wieder Armuth an, die vorhandenen Armen zeugen Erben ihrer Armuth, ihre Ehen sind zahlreicher und größtentheils noch gesegneter als die der Reichen. In einem Staate, in welchem die nothwendigen Lebensbedürfnisse, albumen et tegumen, wie sie der Verfasser nennt, nicht fehlen, wird die künstliche Armuth dann verschwinden, wenn qualitativ und quantitativ die zur Menschenzahl im

Verhältniß stehende Arbeit nicht mangelt. Daß es an ihr nicht fehle, daß überhaupt im Staate Niemand leiblich oder geistig unverschuldet Noth leide, wäre nach dem Verf. die Aufgabe der Regierung, und er beginnt ganz natürlich mit den Quellen der künstlichen Armuth. Er theilt dieselben (Eintheilungsgrund ist ihm dabei der Staat) in die äußern und innern. Zu jenen zählt er vor Allem die unbeschränkte Handelsfreiheit. Man muß nun allerdings zugeben, daß Noth eintritt, sobald der Preis der Subsistenzmittel in Folge ihrer Ausfuhr die Einnahme der Arbeiter übersteigt. Allein mit dem Preise der Lebensmittel hebt sich, wenn nicht gleichzeitig andere Krisen einwirken, gewöhnlich auch der Preis der Arbeit, was zugleich das natürliche Gegenmittel ist. Nur Irland bietet in Folge des mit Absenteeismus gepaarten übergroßen Grundbesitzes die beklagenswerthe Ausnahme, daß es einen sehr großen Theil seiner Subsistenzmittel ausführt, ohne dafür einen Gleichwerth zu erhalten. Die Fixität der Preise, die der Verf. will, steht auf die Dauer nicht in der Macht des Menschen und dürfte annähernd weit eher die Folge eines wirklich freien Handels, des natürlichen, als der Handelssperre, des erzwungenen Zustandes sein. Es dürfte dem Verf. schwer werden, außer Irland Staaten nachzuweisen, welche zu viel ausführen; über das Gegentheil aber klagen fast alle. Einem so klaren Kopfe, als welchen man den Verfasser anerkennen muß, möchte es vielleicht wohl angestanden haben, über vollkommene und allgemeine Handelsfreiheit, aus dem einfachen Grunde weil sie in Europa nirgend existirt und überhaupt seit Jahrhunderten kein Gegenstand der Erfahrung ist, nicht vorschnell und gänzlich den Stab zu brechen.

Unbedingt muß man dem Verf. darin beipflichten, daß er menschliche Schwachheit in physischer und geistiger Beziehung an die Spitze der innern Armuthsquellen stellt. Wer Einsicht mit Willenskraft vereint und seit seiner frühesten Jugend einer gleichmäßigen Thätigkeit huldigt, dabei fromm, bieder, keusch und mäßig ist, dem wird es nur unter außerordentlichen Umständen mißlingen, sich album et tegumen zu erwerben. Allein gerade hierin ist die Armuth selbst wieder hauptsächlichste Quelle der Armuth, indem die drückende Sorge für das Leibliche sowol die Selbstbildung als die weise Erziehung der Kinder hindert. Mit Wärme verweist der menschenfreundliche und gottesfürchtige Verf. auf das Lesen der Bibel, als das beste Mittel, das Herz zu läutern und den Willen zu kräftigen. Die zweite innere Urquelle der künstlichen Armuth wird von dem Verf. tabula rasa genannt, und er versteht darunter den, in Folge der französischen Revolution mit Unglauben jeder Art, mit Verachtung alles Bestehenden, Geschichtlichen, Herkömmlichen, Überlieferten gepaarten Drang, Alles einzureißen, Alles zu nivelliren und ein neues Staatsgebäude ohne geschichtliche Grundveste in die Luft hineinzubauen. Man muß aber in Abrede stellen, daß ein solcher Drang das herrschende Element Deutschlands bilde, daß Anarchie bei uns Regel, Ordnung aber Ausnahme sei und sich Alles in einem fortwährenden Revolutionszustande befinde. Prüft man die Verhandlungen der verschiedenen deutschen Stände, so erblickt man überall das conservative Element als vorherrschend und vom revolutionairen kaum eine Spur; desgleichen in der Schriftstellerwelt, mit Ausnahme einiger verschrobenen Glutköpfe ohne Einfluß und Bedeutung. Hierin sieht der Verf., wahrlich, zu schwarz! Die dritte innere Urquelle der künstlichen Armuth erkennt er in der allgemeinen Concurrenz, welche sich nach ihm als Unterdrückung der Individualitäten (worunter er privilegirte Körperschaften jeder Art versteht), als Centralisationssystem der Regierungen, als Gewerbsunsicherheit, Ständeunsicherheit und „Seinconcurrenz" auf die verderblichste Weise kundgibt. Wol möchte man dort, wo man die Corporationen aufgehoben hat, klüger gethan haben, wenn man sie, statt sie zu vernichten, verbessert hätte; denn wer keiner Zunft, Gilde, Universität u. s. w. angehört, steht vereinzelt da, ist $^1/_{1000000}$, wie sich der Verf. gelegentlich nicht ohne Glück ausdrückt. Allein abgesehen, daß nur in sehr wenigen deutschen Ländern die Corporationen abgeschafft worden sind, hat man in allen die wichtigsten Körperschaften, die Orts- und Städtegemeinden, nicht nur beibehalten, sondern vielfach zu kräftigen gesucht. Wo ist in Deutschland ein Centralisationssystem wie in Frankreich? Doch gewiß nicht in des Verf. Vater- oder Aufenthaltslande, in Preußen, wo die Gemeinden ihren innern Haushalt fast unumschränkt selbst regeln; wo es Provinzialstände gibt, deren Wirksamkeit zwar nicht geräuschvoll, aber tiefeingreifend und segensreich ist. Die Centralisation aber, welche nothwendig ist, um der Verwaltung Kraft und Schnelligkeit zu geben, um die oberste Controle rechtzeitig auszuüben, wird der Verf. gewiß nicht tadeln, und sie hat auch keineswegs ihren Ursprung in der Concurrenz der Regierung mit Allem, was außer ihr im Staate Macht besitzt. Am meisten zürnt der Verf. der Gewerbefreiheit, „der Anwendung des verderblichen Princips der tabula rasa, der allgemeinen Concurrenz, auf die Gewerbe". Sie führt nach ihm zur Gewerbeunsicherheit, deren Folge sich hinwiederum als Ständeunsicherheit darstellt. Der Verf. ist uns nachzuweisen schuldig, daß in Deutschland die Gewerbe- oder Erwerbfreiheit Regel sei. Es dürfte dem Verf., falls er kein Vermögen besitzen sollte, ziemlich schwer werden, sich außer Preußen in irgend einem andern Bundesstaate, es sei auf was immer für ein Geschäft, häuslich niederzulassen. Wahr ist nur, daß es jetzt vergleichungsweise leichter hält als sonst, Meister, oder Kaufmann, oder Fabrikant zu werden, schwerer aber, zu einem erhöhtern Amte in Staat, Kirche oder Heer zu gelangen, was uns eben kein Unglück zu sein scheint. Der Verf. dürfte die Wirkungen der Gewerbefreiheit, soweit sie besteht, nicht in ihrer Totalität aufgefaßt haben: er hat aus der unleugbaren Erscheinung, daß es jetzt mehr arme Meister gibt als einst, weil überhaupt mehr Meister vorhanden sind, geschlossen, die Gewerbefreiheit sei daran Schuld; als hätte es nicht auch zur Zeit des strengsten Zunftzwanges arme, sehr arme Meister gegeben. Er hätte sich fragen sollen, ob nicht dort, wo die Gewerbefreiheit eingeführt, oder wenigstens der Zunftzwang gemildert worden ist, sich jetzt auf einem gegebenen Raume mehr Meisterfamilien das nöthige album et tegumen erwerben als einst? Wahrscheinlich dürfte der Verf., wenn er sich die Frage so gestellt hätte, zu einem andern Resultate in Betreff der Gewerbefreiheit gelangt sein. Und was soll denn aus allen den vielen Jünglingen und Jungfrauen werden, wenn man ihnen die Aussicht auf einen selbständigen Haushalt rauben wollte? Es hieße sie mit Gewalt auf außereheliche Geschlechtsvermischung oder auf noch schlimmere Dinge verweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Eine interessante Unternehmung ist die Zeitschrift: „La revue du progrès", deren Erfolg immer mehr im Anwachsen ist. Die neunte Lieferung enthält folgende Artikel: „Le jury choisi par les préfets" von dem Deputirten Martin (von Strasburg), „M. de Talleyrand" von Louis Blanc, „Brantôme et Bussy-Rabutin" von Pierre Mauvel, „Du progrès en chirurgie" von Dr. Civiale, „Russie militaire", „Evénements du jour". Die vorhergehende Nummer enthielt: „James Watt" von Arago, „Histoire de l'insurrection canadienne" von dem bekannten L. J. Papineau, „Salon de 1839" von Charles Blanc, „Revue musicale" von Lachet und Marliani, „Evénemens du jour".

Neu erschienen ist: „La Pologne littéraire", versificirte Übersetzungen und Nachbildungen mehrer Gedichte von Krasicki, Niemciewicz, Brodzinski, Mickiewicz ꝛc., eingeleitet durch einen historischen Abriß über die ältere und moderne polnische Literatur von Boyer Riache, Verf. einer Übersetzung der Fabeln des Phädrus in Versen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 187. — 6. Juli 1839.

Die jüngsten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz.

(Beschluß aus Nr. 186.)

Die Verhandlungen im großen Rathe des Cantons Zürich hatten zu einigen Bemerkungen über die Vermehrung des Sektenwesens Anlaß gegeben. Dieselbe Erscheinung läßt sich in andern Theilen der protestantischen Schweiz gewahren. Darin ist die Vollstreckung eines allgemeinern, nicht blos das Gebiet der protestantischen Kirche beherrschenden Gesetzes zu erkennen, des Gesetzes der Individualisirung, der fortschreitenden Zerlegung und Entfaltung des einförmig Massenhaften in der Menschenwelt. Gerade in den Staaten, wo Verfassung und Gesetzgebung die persönliche Freiheit im weitesten Umfange anerkennen und schützen, wie in Großbritannien, in Nordamerika und in der Schweiz sehen wir dieses Sektenwesen aus dem einen Stamme des Christenthums immer neue Zweige treiben. Allein selbst in solchen Staaten, die ihrer Freiheit sich rühmen und dessen Ursache haben, sind einzelne Bestimmungen in der Gesetzgebung zurückgeblieben, die mit dem anerkannten Principe der Gewissensfreiheit im Widerspruche stehen. So wurde es mit Beziehung auf den Canton Zürich mit Recht gerügt, daß nicht die Kirche, wol aber der Staat die Dissidenten noch allzu hart behandle, indem er keine bürgerliche Ehe anerkenne und die Kinder der Dissidenten nöthige, bei den Geistlichen der Landeskirche in der Religion sich unterrichten zu lassen. In Bern, wo gleichfalls die Zahl der Dissidenten zugenommen, sind diesen in jüngster Zeit einige Concessionen gemacht und ihre rechtliche Stellung zum Staate und zu den Anhängern des helvetischen Glaubensbekenntnisses ist nähre bestimmt worden. Das wichtigste kirchliche Ereigniß aber, nächst der Bewegung im Canton Zürich, ist der Kampf der kirchlichen Parteien, der sich fast gleichzeitig im Cantone Waadt erhoben hat. Durch Sprache und Abstammung dem romanischen Völkergebiete angehörig, hatte zwar der Rationalismus in dem Sinne, wie es in Deutschland der Fall war, bei der Geistlichkeit dieses Theils der französischen Schweiz keine Ausbreitung gewinnen können. Wol aber hatten die Lehren eines Voltaire und der Encyklopädisten, überhaupt der ganze Charakter der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts auf die Geistlichkeit des Waadtlandes ihren Einfluß geäußert. Die einseitige Herrschaft des kalten und trockenen Verstandes machte auch hier im Kirchenwesen sich geltend, rief aber dann mit der Entstehung der Momiers und zahlreicher anderer Sekten eine Reaction des zurückgedrängten gemüthlichen Elements hervor. Weit der größte Theil der quasi-rationalistischen Geistlichkeit trat als heftiger Gegner gegen diese neuen Dissidenten auf. Im Geiste der allgemeinen religiösen Bewegung nach den Freiheitskriegen von 1814 und 1815 erhob sich jedoch in der Mitte der waadtländischen Geistlichkeit, namentlich unter den Jüngern, eine orthodoxe Opposition des streng calvinistischen Glaubensbekenntnisses. So lange sich die Vertreter dieser Ansicht noch in der Minorität befanden, kämpften sie für die Freiheit des Glaubens und hiernach mittelbar für die pietistischen Sekten. Sie gewannen jedoch nach und nach das Übergewicht, und als Repräsentanten einer vorherrschenden Meinung zeigten sie nun dieselbe Unduldsamkeit gegen die Dissidenten wie die frühere Geistlichkeit. Bei dieser Lage der Dinge mußte zur Entwerfung eines neuen Kirchengesetzes geschritten werden, weil verfassungsmäßig die sämmtlichen vor 1798 erlassenen Gesetze mit dem 21. Mai 1841 erlöschen sollen und alle Kirchengesetze von älterm Datum sind. Nach langen Vorbereitungen ließ der Staatsrath 1837 durch eine von ihm ernannte Commission den Entwurf eines solchen Gesetzes ausarbeiten und überwies diesen 1838 zur Begutachtung einem Ausschusse von 34 Abgeordneten der Geistlichkeit, die in öffentlichen Sitzungen darüber verhandelten. Eine starke Minorität dieser geistlichen Abgeordneten wollte, daß bei Bildung der Kirchenbehörden eine Repräsentation der Laien stattfinden solle. Fast durchweg einig war man dagegen über die Einsetzung einer eigentlichen Kirchengewalt, über die Forderung eines Glaubensbekenntnisses von den Mitgliedern der Kirche und über die Beibehaltung des helvetischen Glaubensbekenntnisses. Mit Berücksichtigung dieser Verhandlungen entwarf nun der Staatsrath einen neuen Gesetzvorschlag, wonach die Kirche in einem Systeme halber Unabhängigkeit vom Staate organisirt, aber gleichfalls, nach Art. 2 des Vorschlags, am helvetischen Glaubensbekenntnisse festgehalten werden sollte. Dieser Vorschlag mußte dem großen Rathe 1839 zur Entscheidung vorgelegt werden. Mehre Redner, namentlich Jaccard und Staatsrath Druey, vertheidigten

Digitized by Google

gegen die große Mehrheit der geistlichen Mitglieder den Grundsatz, daß die in der Bibel enthaltenen Doctrinen als einzige Regel für den Glauben und die Glaubenslehre anzuerkennen seien. Druey namentlich suchte die Entstehung besonderer, bindender Glaubensbekenntnisse und hiernach die Gründung neuer Autoritätskirchen als einen protestantischen Papismus zu schildern. Nach einer merkwürdigen sechstägigen Discussion wurde wirklich mit 67 gegen 57 Stimmen der Art. 2 des staatsräthlichen Entwurfs verworfen und hiernach die Abschaffung des helvetischen und jedes positiven Glaubensbekenntnisses als einer bindenden Lehre beschlossen. Nach Inhalt dieses Beschlusses soll bis zum nächsten Herbste ein neuer Gesetzentwurf ausgearbeitet werden. Die Verhandlungen darüber dürften um so eher zu einem neuen heftigen Kampfe Anlaß geben, als die Ereignisse im Cantone Zürich auch auf die Bewohner des Waadtlandes ihre Wirkung äußern werden und schon jetzt manche Vorfälle auf eine besondere Thätigkeit der streng orthodoxen Partei schließen lassen.

Eine gleichzeitige religiöse Bewegung fand endlich im Cantone Basel-Landschaft statt, doch in entgegengesetzter Richtung von der im Waadtlande. Nach der Trennung der Stadt von der Landschaft hatte der §. 10 der neuen Verfassung dieses Cantons unbedingte Glaubensfreiheit gewährt. Der Eid der Geistlichen war fortan nur darauf gerichtet, die in der heiligen Schrift enthaltenen Evangelien nach dem Grundsatze einer nach evangelischer Wahrheit strebenden Bibelforschung zu verkünden. Auch hatte schon 1819 der Kirchenrath des frühern Cantons Basel erklärt, daß die hauptsächlich vom Reformator Johannes Oekolampadius verfaßte baseler Confession zwar im kirchlichen Ansehen zu lassen, aber keineswegs zur bindenden Norm in Glaubens- und Kirchensachen zu machen sei. Gegen jene Ausdehnung der Religionsfreiheit, wie sie in der Verfassung von Basel-Landschaft anerkannt ist, erhob sich nun 1839 eine Opposition. Eine gedruckte Petition an die Versammlung der Repräsentanten, den Landrath, wurde in Umlauf gesetzt. Man verlangte die Erlassung eines neuen Kirchengesetzes, die Aufstellung kirchlicher Behörden sowie die Wiedereinführung des baseler Glaubensbekenntnisses vom 31. Jan. 1534. Diese Confession, welche, obgleich eine der freisinnigsten des 16. Jahrhunderts, doch noch an der Lehre von der Gnadenwahl in ihrer ganzen Härte festhält und selbst den Kirchenbann in seiner frühern Strenge zuläßt, sollte in all ihren Theilen zum Fundamentalgesetze der evangelisch-reformirten Kirche des Cantons gemacht und alle diese Kirche betreffenden Gesetze danach umgestaltet werden. Auch den Gemeinden dieses Cantons legte man die Frage vor: ob sie bei dem alten Glauben bleiben wollten oder nicht? und so fand die Petition zahlreiche Unterschriften. Da jedoch die Bewegung aus keinem so dringenden äußern Anstoße hervorgegangen war wie im Cantone Zürich und nicht denselben stürmisch gebieterischen Charakter annahm, so hat sich der Landrath bis jetzt nicht veranlaßt gefunden, auf das Verlangen der Petenten einzugehen.

Diese verschiedenen Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus der Schweiz, die so bedeutungsvoll an verwandte Erscheinungen in andern Staaten Europas sich anschließen, diese Schwankungen und Strömungen vorwärts und rückwärts, sie deuten warnend darauf hin, daß man nicht mit leichtfertiger Hand die alten Formen antasten, aber auch sich hüten soll, den neuen Most in die alten Schläuche zu fassen. „In diesem Buche", so hatte einst ein ausgezeichneter Theolog auf das Titelblatt seiner Bibel geschrieben, „findet Jeder, was er sucht." Dies klingt wie ein Tadel, und doch ist es das größte Lob und die Bedingung einer möglichen Universalität des Christenthums. Eine Weltreligion muß Weltpoesie sein. Gerade darin liegt aber das göttliche Geheimniß der Dichtkunst, daß sie, nach Tieck's sinnvoller Bezeichnung, das Bedeutende im Leben in solchem Grade verdichtend zusammenfaßt, daß jede neue Lebenserfahrung im echten Dichterwerke immer neue Schönheiten und Wahrheiten erkennen läßt; daß es dem sinnenden Geiste, dem fühlenden Herzen immer neue Schätze bietet; daß nur der Reiche im Geiste den Reichthum des großen Dichters zu begreifen vermag. Ganz in demselben Sinne ist die Christuslehre der lebendige, unerschöpflich reiche Quell, der, auf dem weltumfassenden Grunde der ewigen Liebe entspringend, nach allen Richtungen sich ergießen kann und soll, um alle Durstigen zu tränken und zu laben. Der Katholicismus mit seiner strengen, einseitigen Consequenz hatte es versucht, diesen Brunnen des neuern Völkerlebens zu ummauern und zu umzäunen, um seine befruchtenden Wasser nach einer geraden Linie hinauszuleiten; aber der Protestantismus hat die Umzäunung gebrochen, damit man von jeder Seite ihm nahen dürfe, weil man nur von verschiedenen Seiten ihm nahen kann. Darum ist der Protestantismus in sich selbst schon jetzt so mannichfaltig geworden, und er wird mehr und mehr sich gliedern und entfalten müssen. Mit aus diesem Grunde ist aber auch hauptsächlich an ihn die Aufgabe der Verbreitung des Christenthums in alle Länder und an alle Völker übergegangen. Aber wichtig ist es für die Erweckung des rechten Sinnes christlicher Duldsamkeit, von vorn herein anzuerkennen, daß diese Mannichfaltigkeit der Glaubensansichten eine nothwendige ist; daß erst durch sie die höhere Einheit im Geiste christlicher Liebe möglich wird; daß nicht der Sieg der Wahrheit an die Fahne Einer Glaubensschar gefesselt sein könne, mögen gleich Tausende und aber Tausende dieselbe Uniform des Glaubens äußerlich zur Schau tragen. In unserer Zeit der reichern Entfaltung werden es stets nur die Beschränkten an Geist und Herz sein, die auf ihren Glauben oder Unglauben als auf ein ausschließlich Wahres pochen, die ihre Einbildung zum Maßstabe aller Bildung machen zu dürfen wähnen. Wäre man von diesen Wahrheiten inniger durchdrungen gewesen, so würde auch wol der jüngste Glaubensstreit im Cantone Zürich von beiden Parteien nicht mit derselben Bitterkeit und Unbilligkeit geführt worden sein. Aber man ist stets nur allzu geneigt, jene ausschließende Entschiedenheit, die auf dem Felde der Po-

Digitized by Google

litik mit Recht als eine Tugend des Mannes gepriesen wird, auf das Feld des Glaubens überzutragen. Ein Staat kann nicht zugleich Monarchie und Demokratie sein. Jeder besondere Staat ist nur eine bestimmte Offenbarung der Idee der Gerechtigkeit, und so muß es darum gelten, an einer bestimmten Weise der Gestaltung und Entwickelung des politischen Lebens festzuhalten. Aber derselbe Staat kann und darf unter der Herrschaft seiner Gesetzgebung die verschiedensten religiösen Elemente umfassen. Diese Möglichkeit ist fast überall durch die Wirklichkeit bewährt, und so mag man sich denn die politische Kampffertigkeit und die religiöse Friedfertigkeit in gleichem Grade zur Pflicht machen. Immer sollte jedoch der Liberalismus unserer Tage in der Betrachtung der jüngsten Ereignisse im Cantone Zürich die wiederholte Bestätigung einer folgeschweren Thatsache des Völkerlebens finden, die Gewißheit nämlich, daß die Christusreligion nach den bisherigen Hauptformen ihrer Überlieferung viel tiefere Wurzeln im Herzen des Volkes hat, als sich Einzelne von ihrem einseitig subjectiven Standpunkte aus mögen träumen lassen. Kein Besonnener wird dem Andern zur Pflicht machen wollen, an dieses oder jenes Wunder, an diesen oder jenen Heiligen zu glauben; aber der Kern des christlichen Volksglaubens selbst in seinen verschiedenen Gestaltungen soll auch dem Staatsmanne heilig sein, und in diesem Sinne darf man dem Liberalismus die Versöhnung der jungen Freiheit mit dem alten Volksglauben als seine wahre Aufgabe bezeichnen. Wer sie nicht zu lösen versteht, wer auch nur den Schein nicht zu vermeiden weiß, daß er diesem Volksglauben feindlich entgegenstehe, wird stets ein Stümper in der populairen Politik sein. Zwar mag der Liberalismus selbst ohne diese besondere Rücksicht vorübergehende Siege erfechten, aber sie werden immer wieder in Niederlagen umschlagen. Dann mag er wol mit Geist, Witz und Spott an seinen Gegnern sich rächen, aber damit wird er sich kaum seine Niederlage versüßen, noch weniger sie ungeschehen machen können. 83.

Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende National- und Privatarmuth ꝛc. Von F. H. Bodz Reymond. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 186.)

Die „Seinconcurrenz", nach dem Verf. Folge der allgemeinen Concurrenz durch Vermehrung der Ehen der Armen, mithin der Bevölkerung, ist ihm jenes Verhältniß, welches eintritt, „wenn die Masse der von albumen et tegumen entblößten Individuen so zahlreich wird, daß ein Theil derselben überflüssig, unbeschäftigt dasteht und nicht mehr Gelegenheit hat, noch Platz findet, um seine Dienste bei der, albumen et tegumen innehabenden Masse anzubringen": allerdings ein schrecklicher Zustand der Dinge. Der Verf. gibt als Quellen der Seinconcurrenz das Eigenthumsrecht, welches einen großen Theil der Güter der Erde für vergleichungsweise wenige Personen absperrt, und die vielen Heirathen bei den niedern Volksclassen an. An das Eigenthumsrecht zu tasten, kommt dem Verf. nicht in den Sinn, obschon aus seinen Prämissen mit strenger Consequenz folgt, daß diese Scheidewand fallen müßte, um eine Quelle des Übels zu verstopfen; aber dafür will er die Heirathen unter den niedern Volksclassen beschränken, was aus dem schon angeführten Grunde als verwerflich erscheint. Diese beiden Ursachen der Seinconcurrenz sind also nicht wegzuschaffen, außer man will vom Schlimmen in das Ärgste gerathen. Dennoch ist diese Concurrenz selbst in Deutschland bereits bis zu einem gewissen Grade entwickelt, der künstlichen Armuth gibt es allenthalben, und es liegt in der Natur der Dinge, daß sie sich ohne kräftige Gegenmittel vermehren muß. Die Maßregeln nun, welche der Verf. vorschlägt, um der Zunahme der künstlichen Armuth vorzubeugen, sind Wiederindividualisirung und bessere Erziehung. In Betreff der letztern kann man Alles unterschreiben, was der Verf., der sich hier im vollen Glanze eines aufgeklärten Menschenfreundes zeigt, vorschlägt. Unter Wiederindividualisirung versteht er Herstellung der Corporationen, namentlich der Zünfte, welche für ihre Armen selbst zu sorgen hätten. Allein die Herstellung der Zünfte und die Beschränkung der Ertheilung des Meisterrechtes nach dem Bedarf würde nur für einige Zeit als Palliativmittel wirken. Das wahre Mittel der Armenversorgung bei den Gewerben scheint uns nicht in Beschränkung der Ertheilung des Meisterrechtes, sondern darin zu liegen, daß sämmtliche Meister bezirksweise eine gegenseitige Versicherungsgesellschaft bilden, wie der Verf. etwas Ähnliches in dem Capitel über die Dienstbotenversorgung angedeutet hat.

Unbedingten Beifall dagegen verdient, ja erzwingt von jedem vorurtheilsfreien Gemüthe Alles, was der Verf. über Menschenbildung, diese Grundlage der zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, lehrt. Alle seine Behauptungen in dieser Beziehung sind auf die menschliche Natur gestützt; kein einziger der Vorwürfe, die er dem gegenwärtigen Erziehungs- und Unterrichtssystem macht, ist unbegründet oder übertrieben; keine einzige Verbesserung, die er vorschlägt, ist utopisch oder schwer auszuführen. Der Theil des Werkes, welcher über diesen hochwichtigen Gegenstand handelt, wird eine immerwährende und reiche Fundgrube für Gesetzgeber, Lehrer, Ältern, ja für Jeden bleiben, der seine eigene innere Bildung vervollständigen und nachholen will, was in seiner Jugend ohne seine Schuld versäumt wurde. Wenn des Verf. Ideen hierüber, die so praktisch, so natürlich, so leicht auszuführen sind, einmal vollständig in das Leben gerufen worden sein werden, dann würde die Hauptquelle der Verarmung verstopft sein, denn dann „würden sämmtliche Bürger und Behörden im Staate sich nur erlauben, was eine gottesfürchtige Lebensweisheit anräth, dann würde von einer künstlichen Armuth in der Welt kaum die Rede sein können; und was die natürliche betrifft, so würde sie Trost und Beruhigung in dem zweifachen Vertrauen auf Gott und Menschen finden, und ihr auch in der That so geholfen werden können und geholfen werden, daß sie, den Folgen nach, kaum noch als Armuth zu erkennen wäre". Daß einem Geiste, der sich Religion mit Recht als die Grundlage des Staates denkt, Volkssouverainetät ein Unding, Legitimität dagegen, oder, wie der Verf. richtig verdolmetscht, Landesvaterthum, die Quelle des Staatenglücks ist, kann nur Den befremden, der nicht einsehen will, daß die Verwandlung des Landesvaters in den gehorsamen Diener einer Anzahl Volksrepräsentanten Dem die Freiheit raubt, der der freieste Mann seines Volks sein muß. Wie alle diese revolutionnairen Begriffe und Bestrebungen armathzeugend wirken, hat der Verf. mit Gründlichkeit nachgewiesen, aber auch in der Unterrichtspflege, die von der Religion ausgehen soll, das Gegenmittel angegeben. Bis jedoch die Politik, welche nach dem Verfasser bis in die kleinsten Verhältnisse dringt, in ihre Schranken zurückgewiesen und das religiöse Element wieder vorherrschend geworden sein wird, muß an der Verminderung der künstlichen Armuth noch durch andere Anstalten als durch die Erziehung, welche erst für das nachfolgende Geschlecht Früchte tragen kann, gearbeitet werden, zu welchem Zwecke der Verf. die Errichtung von Ehrenarbeitsanstalten in allen großen Städten, den Hauptsitzen jener Art von Armuth, vorschlägt. Die Ehrenarbeitsanstalt soll in sich die Eigenschaft eines Nachweisungsbureaus der Beschäftigung mit jener einer Arbeitserzeu-

Digitized by Google

gungsanstalt vereinigen. Sie vermittele also theils die Gelegenheiten zur Arbeit, theils schafft sie dieselben selbst, und zwar entweder außerhalb der Anstalt oder im Innern. Alle Hauseigenthümer, Fabrikanten, Großhändler und sonstige Unternehmer von Privatarbeiten übernehmen die Verpflichtung, wenn sie eine vermehrte Zahl Arbeiter brauchen, dies der Ehrenarbeitsanstalt anzuzeigen, welche ihrerseits gebunden ist, ihnen nur tüchtige Leute zuzuweisen. Alle Lohnzahlungen an die Arbeiter erfolgen zur unmittelbaren Behändigung nur bei der Anstalt. Jeder Vorsteher eines Geschäfts zahlt einen jährlichen bestimmten Beitrag an die Ehrenarbeitsanstalt, welcher bei der Lohnzahlung der von ihm beschäftigten Leute in Abschlag gebracht wird. Die Ehrenarbeitsanstalt soll, um außerhalb ihr Arbeit zu erzeugen, befugt sein, öffentliche Arbeiten zu übernehmen, Anlegung von Landstraßen, Ortsverschönerungen, Urbarmachungen. Die nicht zu Handarbeiten brauchbaren künftigen Armen von Bildung sollen zu Aufsehern verwendet werden. Innerhalb der Ehrenarbeitsanstalt sollen rohe Stoffe zur Verarbeitung angeschafft und Bestellungen darauf angenommen werden. Alle, die der Besserung bedürfen, Bettler u. s. w., verfallen der Polizei, eben weil die Anstalt eine Ehrenarbeitsanstalt sein soll. Die Anstalt leiht, ohne Gewinn zu nehmen, auf Pfänder, welche durch Arbeit wieder eingelöst werden können. Die Hauseigenthümer müssen der Anstalt diejenigen ihrer Miethsleute, welche unbeschäftigt sind, anzeigen, und Letztern wird ein bestimmter Theil des Arbeitslohnes für die Miethe abgezogen. Die Regierung endlich muß zu den Kosten der Ehrenarbeitsanstalt beitragen. Ohne das Praktische einer solchen Anstalt zu verkennen, leuchtet ein, daß sie, unfähig, ganz aus eigenen Mitteln zu bestehen, Beiträge vom Staate bedarf, wie dies auch der Verf. einräumt, und da hätte man allerdings die Armencare, allein ohne die Folgen der von der englischen Elisabeth eingeführten, weil die Grundbedingung der erwähnten Anstalt Arbeit ist. Die Regierungen werden sich über kurz oder lang gezwungen sehen, zu irgend einem solchen Mittel zu schreiten, und möchten sie dann von den Grundsätzen geleitet werden, die der Verf. in seiner Ehrenarbeitsanstalt auseinandergesetzt hat. Diese Anstalt bildet den Schlußstein des tiefeingreifenden Systems des Verf., welches ganz consequent ein eigenes Ministerium, das Schutzministerium, fodert, unter dem alle Behörden und Verwaltungen, die sich mit Armenangelegenheiten befassen, stehen sollen und dessen Wichtigkeit und Nothwendigkeit in die Augen springt. Möchten des Verf. Ideen weiter ausgebildet und verwirklicht werden! möchte die Gegenwart endlich erkennen, daß sie einen wahren Frevel an der Nachwelt begeht, wenn sie das Übel durch klägliche Palliativmittel zu übertünchen sucht und die Anwendung kräftiger und tiefeingreifender Maßregeln den Nachkommen überläßt! Dem Verf. aber rufen wir zu, daß er gerechte Ursache hat, auf sein mühevolles und langjähriges Werk mit Freude zu blicken. 143.

Literarische Notizen.

Ein Buch, auf welches die Lärmtrompete des Verlegers das englische Publicum lange im voraus gespannt gemacht hat, als auf einen Inbegriff der wichtigsten Mittheilungen über Geburt, Herkommen, Erziehung, Charakter, Lebensverhältnisse und Lebensweise des unsterblichen Shakspeare, ist endlich erschienen, hat aber den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen; es ist das vom Dr. med. Severn nach einem in der Bibliothek der londoner medicinischen Gesellschaft aufbewahrten Manuscript herausgegebene Tagebuch John Ward's, der in Stratford am Avon vor etwa 200 Jahren Pfarrer und Apotheker war und unter den Schnurren und Schnaken, mit denen er in einer kleinen Provinzialstadt sein Tagebuch füllte, auch den berühmten Dichter nicht vergaß, der dort natürlich das Tagesgespräch bildete. Die Ausbeute in Beziehung auf Shakspeare ist äußerst dürftig und wir erfahren eigentlich nur, daß Shakspeare zwei Töchter hatte, von denen eine an einen Arzt, Namens Hall, verheirathet wurde; ferner, daß Shakspeare „von Natur ein Genie war ohne alle Kunst und Studium. In seinen jüngern Jahren war er ein fleißiger Besucher der Theater; in den spätern aber lebte er zu Stratford, von wo aus er die Bühne regelmäßig alle Jahre mit zwei Stücken versah, was ihm eine so große Einnahme gewährte, daß er des Jahrs an 1000 Pfund darauf gehen lassen konnte, wie ich (sagt Ward) gehört habe. Shakspeare, Drayton und Ben Jonson, ein lustiges Kleeblatt, machten sich einst einen fröhlichen Abend und tranken bei der Gelegenheit so viel, daß Shakspeare bald darauf an einem Fieber starb, das er sich dadurch zugezogen hatte." Welchen Glauben indeß solche Tagebuchnotizen verdienen, mag man daraus abnehmen, daß Milton, John Milton der Dichter, darin als eifriges Mitglied eines Papistenclubs (a frequenter of a club of papists) aufgeführt wird.

Die Buchhandlung Longman u. Comp. in London, welche jüngst eine Reihe der schätzbarsten Encyklopädien von verschiedenen Zweigen des praktischen Wissens verlegt hat, beabsichtigt dieselben fortzusetzen, bis das ganze Gebiet menschlicher Kenntnisse davon umfaßt ist. Was also bei uns durch eine große Gesammt-Encyklopädie, die Ersch und Gruber'sche „Encyklopädie", und ähnlich in England durch die „Encyclopaedia britannica" mehr vom höhern und gelehrten Standpunkte aus erzielt wird, das sucht vom praktischen und populairen jene Firma durch eine Reihe besonderer encyklopädischer Werke, von denen jedes in einem Bande immer eine Wissenschaft umfaßt, zu erreichen. Die wichtigsten der bereits erschienenen sind von uns schon angezeigt worden; unter der Presse befinden sich gegenwärtig: „A dictionary of science, literature and art", Astronomie, Mechanik, Physik, Architektur, Musik, die übrigen schönen Künste, Botanik, Ackerbau, Nationalökonomie, allgemeine Literatur, Rechtswissenschaft, vergleichende Anatomie und allgemeine Zoologie umfassend, unter Professor Brande's Leitung; ferner, unter M'Culloch's, des berühmten Herausgebers der „Handels-Encyklopädie", Leitung „A dictionary, geographical, statistical and historical", und eine „Encyclopaedia of rural sports", ein ziemlich ausgedehntes Feld, da nicht blos Jagd-, Fisch- und Vogelfang, Schießen, Rennen, gymnastische Übungen u. dgl., sondern auch die Naturgeschichte, Anatomie und Pathologie der Wald- und der zu ihrer Verfolgung gebrauchten Thiere hierher gehört.

Von Dr. Archibald Billing's „First principles of medicine", deren zweite Auflage im Lauf eines Jahres vergriffen wurde, ist bereits eine dritte erschienen, die der Verf. für den Anfänger in der Medicin wie für den wissenschaftlich ausgebildeten Arzt gleich brauchbar und anziehend zu machen gesucht hat. Über das Buch, zu dem Dr. Billing, der übrigens äußerlich ebenso hoch gestellt ist, wie er selbst auf der Höhe der Wissenschaft steht, auf eine Weise bestimmt wurde, etwa wie Lord Bacon einen ganzen Schiebkarren voll Landbau-, Gartenkalender u. dgl. in seinen Garten hinausbringen ließ und hier verbrannte, „weil er nicht im Stande war, ein einziges Princip in ihnen zu entdecken", herrscht bei allen kritischen Blättern Englands nur Eine Stimme, die des ungetheiltesten Beifalls. Die Physiologie bildet die Grundlage in dem System des Verf., ohne deren genaue und gründliche Kenntniß es keine wahre Kenntniß von der Natur der Krankheiten geben könne. Dies ist der nämliche Versuch einer echt wissenschaftlichen Begründung der Medicin, wie er in Deutschland bereits gemacht worden ist. Ein nicht unerwähnt zu lassender Vorzug des Buchs ist auch der, daß es in seiner jetzigen Gestalt, in der die Vermeidung aller Dunkelheiten der Schule sich selbst bis auf die Terminologien erstreckt und eine musterhafte Klarheit das Ganze durchdringt, auch dem gebildeten Laien zur Belehrung dienen kann. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 188. — 7. Juli 1839.

August Graf von Platen's gesammelte Werke. Ausgabe in Einem Bande, mit des Verfassers Bildniß in Stahl und einem Facsimile seiner Handschrift. Stuttgart, Cotta. 1838. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Erster Artikel.

Platen als Lyriker.

Unter den Dichtern, die in den beiden letzten Decennien aufgetreten sind und sich durch ihre aufeinanderfolgenden Leistungen unter den literarischen Heroen Deutschlands bleibend eine Stelle zu erringen versucht haben, verdient der Graf v. Platen ganz besonders eine nähere Berücksichtigung. Faßt man die literarischen Bestrebungen der jüngsten Vergangenheit schärfer ins Auge, so zeigt sich bei denjenigen unserer neuern Dichter, die einer Beachtung werth sind, das ziemlich allgemeine Bewußtsein, daß die verschiedenen Richtungen oder Auffassungs- und Behandlungsweisen der Poesie mit ihren alten Meistern und Repräsentanten für immer zu Grabe gegangen und daß es ihre Aufgabe sei, durch neue Weisen die Kunst neu zu beleben. In dem ganzen Zuge der frühern Periode, von Klopstock herauf bis zu Schiller und Goethe und den Mitstrebenden ihrer Blütezeit, prädominirt der Inhalt, der Geist, der Gedanke. Die höchste Vollendung der Form wurde mit Freuden anerkannt und bewundert, aber nicht eben als unerläßlich nothwendig erachtet; der Inhalt überwog. Den meisten dieser Männer war eine reiche Gemüthswelt eigen, die erhob, belebte, erwärmte, hinriß. Allein ihre Subjectivität, wie vorherrschend sie in Wahrheit sein mochte, war nicht ihr Anfang und Ende; die größte Anzahl ihrer vorzüglichern Productionen stand außer ihnen, wie schönen Zügen aus ihrer eigenen Brust wie zufällig ausgemalt.

Nicht so ist dies der Fall bei den ausgezeichnetern Dichtern der Jetztzeit, bei denen entweder Alles in subjectiven Ergüssen besteht oder in Äußerlichkeiten der Form und des Ausdrucks, nicht selten blendend, seltener von bleibendem Eindruck und Nachhalt. Wir bewundern an Lenau das blühende Colorit, die Weichheit des Gefühls, wie er Leben und Seele haucht in das Leblose und Alles mit sich in Beziehung zu bringen weiß; aber dies ewige Ausgehen und Zurückkommen von und auf sich selbst ermüdet, und dann läßt sich nicht leugnen, daß bei ihm und noch mehr bei Freiligrath u. A. eben Das, was sie auszeichnet, mehr äußerlich als innerlich ist, nicht selten allzu gesucht und absichtlich, mitunter sogar forcirt erscheint. Wir finden zu wenig eigentlichen Inhalt; kein Gedanke, der uns in den Himmel schleuderte; Alles Form, Alles Vers; während die Muse mit der einen Hand Blumen, mit der andern gediegenes Gold ausstreuen soll.

Der Graf v. Platen nun gehört mit zu Denjenigen, bei denen das Äußere, die höchste Vollendung der Form als Gesetz und vorzügliche Aufgabe gilt. Die Gesammtausgabe seiner Werke befähigt uns, was er gewollt und geleistet jetzt ruhig zu überblicken und näher zu würdigen, und so wenden wir uns denn sogleich zu der ersten Lieferung, dem lyrischen Theil derselben.

Die „Lieder und Romanzen" (S. 1—32), klare Bilder seiner Seele, in glücklicher Verborgenheit gemalt, wie er selbst sagt, gehören meistens der frühesten Periode seines dichterischen Strebens an, wo er noch mit der Welt und Allem, was ihn umgab, in friedlicher und freundlicher Berührung gestanden zu haben scheint. Zeigt sich in diesen Gedichten auch nichts Hervorstechendes, Blendendes oder gar Überragendes, geben sie auch keine Ahnung von Dem, was ihrem Verf. inwohnte, von dem venusinischen Schwan oder von Pindarischen Flügen, so enthalten sie doch viel Gemüthliches; es weht in ihnen eine Innigkeit und Herzlichkeit, wie sie in seinen spätern Ergüssen selten vorkommt, wie er denn diesen nachherigen Mangel an Wärme selbst eingesteht (S. 29, 1830):

Und drückt ein Mensch mir liebevoll und leise nur die Hand,
Empfind' ich gleich geheimen Schmerz und tiefen Widerstand.
Was stellt sich mir mit solchem Glanz dein holdes Wesen dar,
Als wär' ich noch so warm, so voll, wie meine Jugend war —

und dann sind sie anspruchslos und frei von aller Geltungssucht. Zu den schönsten Stücken dieser Abtheilung zählen wir: (S. 5) „Am Bodensee", weich und melodisch; (S. 8) „Noch im" ...., innig und tief; (S. 12) „König Odo"; (S. 22) „Wie rafft' ich mich auf" .... und andere.

Die 13 Balladen (S. 32—40), die nun folgen, sind, mit Ausnahme von: „Der Pilgrim in St.-Just", „Das Grab im Busento" und „Otto III.", nicht viel mehr als versificirte Erzählungen, ohne poetische Energie und Farbe, und zeigen, daß Platen für diese Gattung von Gedichten kein glückliches Talent besaß. „Vermischte und Gelegenheitsgedichte" machen den Schluß dieses ersten Buchs, in das

Digitized by Google

manches Ausgeschiedene wieder aufgenommen worden ist, wodurch zwar der Dichter nicht an Ruhm, noch der Leser eben an Genuß gewinnen wird, was aber für die Kritik in Bezug auf Bildungsgang und Entwickelung nicht ohne Interesse sein möchte. Die Gelegenheitsgedichte haben als solche meistens nur partiellen Werth; unter den vermischten dagegen zeichnen sich mehre wieder sehr vortheilhaft aus. Der „Chorödus der Kassandra", die „Fragmente" (I—III), die „Distichen" u. A. m. lassen bedauern, daß Platen diese Richtung so wenig cultivirt hat; er dürfte hier in der Manier von Ernst Schulze, oder vielmehr der alten Elegiker viel Gefälliges geleistet und sich dadurch ein ausgebreiteteres Publicum erworben haben. Noch verdienen hier hervorgehoben zu werden die Elegie auf P. U. Kernell und, wegen seiner Melodie, der „Chor zum Meleager".

Die Vorzüge der Gedichte dieses ersten Buchs haben wir bereits bezeichnet; nehmen wir sie nun in ihrer Gesammtheit, so müssen wir gestehen, daß sie der Hauptsache nach kein originelles Gepräge tragen: wir gewahren in ihnen weder eine glühende, blühende Phantasie, noch auch Gedanken, die wie ein Blitz in die Seele fielen; sie bewegen sich fast sämmtlich in den ausgebildeten Richtungen der frühern Periode und lehnen sich bald an Matthisson, mitunter an Körner, hier und da an Ernst Schulze. Ausdruck, Auffassung und Behandlungsweise sind durchaus hergebracht, und nur eine größere Correctheit der Form macht sich bemerklich, die hier noch wie bewußtlos erscheint.

Inzwischen hatte sich Platen nach einer andern Seite gewandt, von der her er mit größerer Eigenthümlichkeit aufzutreten Gelegenheit fand. Hammer, Goethe, Rückert u. A. hatten der Poesie des Orients mit Glanz und Beifall Bahn gebrochen und sie angebaut. Wie jene Männer in ihrer, so versenkte sich nun Platen in seiner Art in die orientalische Poesie, suchte nicht blos den Geist und das Wesen derselben zu ergründen, sondern sich auch der äußern Form zu bemeistern und bereicherte in Folge dessen unsere Literatur mit einer neuen Gattung von Gedichten, den „Gaselen" (S. 70—91). Es läßt sich nicht leugnen, daß er dabei unendlich viel Geist und Geschick beurkundet; er hat diese Gedichte nach und nach zu einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, seine technische Meisterschaft zeigt sich darin aufs glänzendste, sie sind zierlich, wie aus Perlmutter geschnitzt und gedankengefällig. Die günstige Aufnahme, die sie fanden, beschränkte sich jedoch auf die geringe Zahl Derer, die mit dem Wesen dieser Dichtungsart bekannt waren, das größere Publicum zeigte wenig Theilnahme dafür; man sah darin zu viel Gemachtes, zu viel Spiel, zu viel Intention und zu wenig Natürlichkeit. Was in dem Gemüth des Nordländers zünden und es erwärmen soll, muß auf große Motive basirt sein; nur das Gewaltige ergreift und erschüttert und nur der höchste Schmelz der Poesie erweicht ihn. Es würde ungerecht sein, wollte man Platen's Streben und Verdienste hinsichtlich seiner Gaselen nicht ehrend anerkennen; allein das Ausbleiben eines allgemeinen und glänzenden Erfolgs könnte nur Parteilichkeit dem Publicum als absichtlich zur Last legen, man muß den Grund vielmehr in den Gedichten selbst suchen. Platen hätte bedenken sollen, daß mit wenigen Ausnahmen schon die weichern Formen der Italiener und Spanier, wie z. B. die Canzone, das Madrigal, die Decime, dem deutschen Ohre nicht zusagen. Das Sonett hat durch meisterhafte Behandlung sich zwar endlich das Bürgerrecht bei uns erworben; der Widerstand, den es fand, war aber heftig und anhaltend, und nur die kräftigere Terzine machte Glück.

In seinen „Sonetten" (S. 92—105), 87 an der Zahl, steht Platen als einzig in seiner Art da, freilich wiederum nicht so sehr dem Inhalte als der Form nach; diese aber ist mit solcher Gewandtheit, Leichtigkeit, Strenge und Correctheit gehandhabt, daß nicht ein einziger von allen deutschen Dichtern in dieser Ausdehnung sich auch nur im entferntesten mit ihm messen könnte. Ich glaube fast, man könnte einen Preis für Den aussetzen, der darin einen falschen Reim aufzufinden im Stande wäre. Während Andere nur Lautreime im weitern Umfange haben, reimt Platen stets streng denselben Vocal, ja die größere Anzahl ist sogar bis auf die Orthographie rein gehalten; die Form steht hier in ihrer Idealität. Der Inhalt ist sehr mannichfaltig, theils gelegentlich, theils erotisch, bald persönlich, bald auf Kunst und Natur bezüglich. Die Sonette aus Venedig werden immer zu dem Schönsten gerechnet werden, was die deutsche Literatur in dieser Hinsicht aufzuweisen hat.

Wir kommen jetzt zu der Krone der Platen'schen Lyrik, den Gedichten in antiker Form, Oden, Eklogen, Idyllen, Hymnen und Epigrammen (S. 106—152). Der classisch gebildete Theil der Nation nahm diese Gedichte der Mehrzahl nach mit Beifall und bereitwilliger Anerkennung auf; wer einigermaßen Kenntnisse genug zu ihrer Würdigung besaß und Gehör hatte für Fall und Melodie antiker Strophen, der pries sie, die Philologen fühlten sich davon begeistert; die Romantiker dagegen wollten darin nicht viel mehr finden als eine gewisse Sprachvirtuosität; die Schlimmern sahen darin blos Verskünsteleі und Zwang ohne Nothwendigkeit. Aber es gab auch hochgebildete Männer, und wir haben deren in Göttingen manche in dieser Beziehung gesprochen, die bei aller Vorliebe für das classische Alterthum und dessen Verständniß und Würdigung doch an den Platen'schen Oden keinen Geschmack finden konnten und sie ebenfalls als zu gekünstelt bezeichneten. Die Kritik mit ihrem freien und unbefangenen Blick, weder zur Rechten noch zur Linken Partei nehmend, möchte den Grund zu dieser Opposition größtentheils in Platen's Persönlichkeit und in den Verhältnissen finden, in die er sich zu einzelnen Zeitgenossen gestellt. Man hat Dichtern und Künstlern immer ein gewisses Bewußtsein und Selbstgefühl zugute gehalten und auch abgesehen davon, daß die Alten die Bescheidenheit in unserm Sinne nicht kannten; wir würden dem Horaz sein „Exegi monumentum aere perennius" eben nicht sehr hoch anrechnen. Allein Platen kam mit seinen Ansprüchen auf Anerkennung etwas zu früh, und ehe er noch gekannt war, beklagte er sich schon, nicht anerkannt zu sein; er verlangte, was als Freiwilliges nur Werth

Digitized by Google

hat, als etwas ihm von vorn herein Gebührendes und Verweigertes. Er hätte einem Volke, dem gewiß von allen am wenigsten der Vorwurf gemacht werden kann, daß es nicht anerkenne, was anerkannt zu werden verdient, doch zum mindesten erst Zeit lassen sollen, um sich mit ihm bekannt machen und befreunden zu können. Mit seinen Ansprüchen an Andere wuchsen die Anfoderungen an ihn, und da durften Manche wol nicht ohne Grund fragen: kann Platen mit seinen Verdiensten als Metriker, warum es ihm doch so sehr zu thun war, etwa mit J. H. Voß in die Schranken treten? Was wollen alle seine Arbeiten in dieser Hinsicht gegen die einzige von Voß, gegen dessen Aristophanes? Wo findet sich im Platen ein Gedicht, das es in Fall, Leben und Bewegung mit dem „Friedensreigen" von Voß (s. dessen Werke Bd. 1, S. 220) aufnehmen könnte? wo eins, das von so viel metrischer Berechnung und Wirkung Zeugniß gebe als dessen „Braut am Gestade" (ebend. S. 212)? In beiden Gedichten zeigt sich die Wahl der Form durch Gegenstand, Auffassung und Behandlung gerechtfertigt, in ihrer Bedeutung erfaßt, höchst charakteristisch und metrisch-malerisch. Bei Platen zeugt das Meiste nicht so sehr von der Berechnung und dem Verständniß der Metra in ihrer höhern Bedeutung als vielmehr von der Lust, die er daran fand, ein schwieriges Schema mit Leichtigkeit zu behandeln, um, nach seinem eigenen Ausdrucke, zu zeigen, wie er „das Wort beherrsche mit gerechtem Stolze". Platen's Oden ist vor andern die strenge Haltung der Längen in der alcäischen und sapphischen Strophe eigen; Voß gab darauf nicht so viel; Niemand wird aber leugnen, daß die Beobachtung desselben ihm ein Leichtes gewesen. Andere, z. B. Ernst Schulze, können sich Platen im Bau des Hexameters und Pentameters vollkommen an die Seite setzen. Es finden sich sogar Incorrectheiten in der Zeitmessung, z. B. S. 44, Z. 8 „sich eine" — ⏑ ⏑, Z. 34 „Jedermann" — ⏑ ⏑, S. 50 in „Alexander's Grab": „ging sodann" — ⏑ ⏑; in den Distichen Z. 14 ist die zweite Hälfte des Pentameters falsch u. dgl. m. Wir führen dies Alles nicht an, um Platen dadurch herabzusetzen: was groß an ihm ist, wird es bleiben; wol aber, um zu zeigen, daß Diejenigen, die von seiner metrischen Überschwenglichkeit und Ursprünglichkeit declamiren, mit den größern oder gleichen Leistungen hingeschiedener Männer entweder nicht bekannt sind, oder nicht bekannt sein wollen. Platen war zu seiner Zeit der Repräsentant des Antiken wie Klopstock und Voß zu ihrer, und er stand in dieser Hinsicht auf den Schultern seiner Vorgänger.

Erkennen wir nun auch an, daß diese Oden, zwar nicht nach den Gesetzen, die Horaz dabei beobachtet, doch aber nach der unter uns hergebrachten Weise zu den correctesten und untadelhaftesten gehören, so sind es im Übrigen doch mehr Stoff und Gehalt, in denen ihr eigentlicher und unleugbar großer Werth beruht und was ihnen nach verschiedenen Seiten hin eine so glänzende Aufnahme verschafft hat. Platen suchte und fand für die classische Form den classischen Inhalt; sein langjähriger Aufenthalt in Italien kam ihm hierbei trefflich zu statten, er hatte die Wahrheit und die Anschauung für sich. Er saß betrachtend auf den Trümmern einer untergegangenen Welt, wo „große Bilder entstehen und große Worte das Herz beklemmen", wo „alter Zeit Eindrücke ihn neu bestürmen" mußten. Daher nun diese Juwelen der Poesie, „Die Pyramide des Cestius", die „Acqua Paolina", der „Abschied von Rom".

In der größern Anzahl seiner Oden und Hymnen herrscht ein Ernst, eine Feierlichkeit, eine Hoheit und Großartigkeit der Gesinnung, so viel Keckes und Kühnes, ein solches Blitzen und Leuchten der Gedanken, daß Niemand, wie befangen er immer sei, eines gewaltigen Eindrucks sich wird erwehren können. Wie herrlich ist die Ode: „Florenz", wie erhaben „Die Wiege des Königs von Rom", wie imperatorisch bewegt sich die Hymne: „Der Herzogin von Leuchtenberg"! Die Wahl der Metra zu den Hymnen, meistens aus Böckh's Pindar, mag nicht als nothwendig erscheinen und von Willkürlichkeit zeugen; sie gaben ihm wenigstens Gelegenheit zu schönen und kühnen Wortcompositionen, und seine sprachliche Meisterschaft auf eine glänzende Weise zu bewähren. In all diesem bei Platen vorzugsweise nichts als bloße Künstelei finden zu wollen, weil Platen die Schwäche besaß, sich auf seine technische Fertigkeit vor Andern etwas zugute zu thun, würde eine allzu große Befangenheit verrathen und hieße doch etwas zu weit gehen; der Verständige wird solche Außendinge in das gehörige Verhältniß zu rangiren wissen und durch Unwesentliches nicht das Wesentliche an einem Manne vernichten wollen.

Sollten wir nun über Platen als Lyriker im Einzelnen und im Ganzen unser Urtheil abgeben, so würde es dahin lauten: Platen ist im Liede, in der Romanze, in der Ballade ohne Bedeutung; in der Gasele Schöpfer und Vollender zugleich; im Sonett der Form nach Alle übertreffend, selbst unübertrefflich; in der Ode wie im Antiken überhaupt wenn auch nicht Alleiniger und Größter, doch den Größten gleich. Was ihm fehlt, ist der eigentliche Duft und Schmelz der Poesie, das Ungezwungene, Leichte, Gefällige, Einschmeichelnde, Anmuthige, oder, um es kürzer auszudrücken — die poetische Verklärung; was ihn auszeichnet dagegen: der Ernst, das Gewaltige, Großsinnige, das Rhetorischimponirende, die Pracht und der Pomp der Sprache. Nach Allem, was sich an ihm aussetzen läßt, bleibt er immer noch ein vortrefflicher Dichter, dessen Publicum aber nie sehr ausgedehnt sein wird, weil zu seiner Würdigung ein ästhetisch gereiftes Urtheil, eine große Kenntniß des Technischen und Vertrautheit mit dem classischen Alterthume, vor Allem aber ein freier und unbefangener Blick erfoderlich ist und vorausgesetzt werden muß.*)

F. W. Rogge.

Der französische Hof unter Heinrich II.

Ein in Tytler's „England under the reign of Edward VI and Mary" befindliches Schreiben des Marquis von Northampton, der 1551 von Seiten Eduard's VI. mit einem zahlreichen Gefolge nach Frankreich gesandt wurde, um dem Kö-

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Digitized by Google

nigs Heinrich II. die Insignien des Hosenbandordens zu überbringen, ist reich an einzelnen Zügen und Anekdoten, die uns von dem damaligen Hofe, dem Monarchen, seinen Staatsmännern und Kriegern, von den Stutzern und schönen Damen an seinem Hofe ein anschaulicheres Bild gewähren, als man es in einem allgemeinen Geschichtswerke oder selbst in den Memoiren aus jener Zeit zu finden vermag. Deshalb mögen folgende Stellen daraus hier einen Platz finden. „Seit Absendung meiner letzten Depesche an Sie sind wir gewaltig tractirt worden, zuerst von Mons. Chastillon, der uns nicht blos am Abend vor unserer Abreise aus Nantes ein großes Abendessen gab, sondern uns Alle auch auf dem ganzen Wege an den Hof bewirthete, und zwar auf seine Kosten und auf eine Weise, wie man es in der Bretagne nicht erwartet hätte, wo die Lebensmittel äußerst selten und ungemein theuer sind. Nichtsdestoweniger waren seine Zurüstungen der Art, daß sie unsere Verwunderung erregten. Letzten Freitag Nachmittag vier Uhr kamen wir auf Chastrau Brian an, wo Mons. d'Enghien und der Herzog von Montpensier uns eine halbe Meile von der Stadt mit mehr als 100 Cavalieren zu Pferde entgegenkamen und uns gerades Wegs gestiefelt und gespornt vor den König brachten, der mit seinem Adel und seinen Leibgarden unsere Ankunft im Audienzzimmer erwartete. Nicht genug vermögen wir Ew. Herrlichkeit den gütigen Empfang zu rühmen, den er einem Jeden von uns zu Theil werden ließ; denn bis zum geringsten Edelmann umarmte er Jeden, der in unserer Gesellschaft kam, und das mit einer so freundlichen Miene und mit so artigen Worten, als man nur irgend wünschen konnte. Nachdem dies geschehen und auch meinerseits die gebührende Ehrerbietung erzeigt war, erklärte ich ihm, daß der König mein Herr in Betracht der Liebe und Freundschaft, die er ihm zu erkennen gebe, auch seinerseits einen Beweis der nämlichen Gesinnungen ablegen wolle und mich deshalb mit seinem Orden, als einem Zeichen seiner besondern Hochachtung und einem offenbaren Geständniß seines Wohlwollens und seiner Zuneigung, an ihn abgesandt habe. An dem nämlichen Abend nach Tische ließ mich der König ersuchen, mit einigen jungen Lords in den Garten zu kommen, aber die Bogen nicht zu vergessen. Wir thaten so und schossen mit ihm und den andern Herren nach der Scheibe, bis es dunkel wurde. Alsdann führte er uns und die ganze Gesellschaft in das Gemach der Königin, die wir in Gesellschaft der alten und jungen Königin von Schottland *) und zahlreicher anderer Damen fanden, die uns alle einen Empfang angedeihen ließen, wie wir ihn nicht anders wünschen konnten. Der König fing sogleich an zu tanzen und fuhr dawie fort, bis es Zeit zum Schlafengehen war. Als er am Sonnabend nach der Mittagstafel mit mehren Edelleuten Ball spielte, ließ er mich ersuchen, ihm mit den Herren, die um mich wären, Gesellschaft zu leisten, was wir thaten, so lange das Spiel währte. Nach dem Abendessen führte er die Königin und ihr ganzes Gefolge ins Freie hinaus, wo meine Leute mit einigen starken Bretagnern rangen und sie zu Boden warfen. Wir gingen hierauf wieder hinein, und der König fing wieder an zu tanzen, wie er am Abend zuvor gethan hatte, und dewog auch einige von unsern jüngern Lords dazu. Alsdann führte er uns in sein Schlafgemach, wo uns seine Musici ein Concert gaben, das ihm außerordentliches Vergnügen machte. Als Alles vorüber war, sagte er mir, daß er am nächsten Morgen den Orden in Empfang nehmen wollte, und wünschte uns eine gute Nacht."

Die Beschreibung der Ceremonie sowie die Geschäftsverhandlung, mit welcher die Gesandtschaft beauftragt war, wollen wir übergehen, um nur Das darzustellen, was uns das Leben des Hofes vergegenwärtigt.

„Am Abend des nämlichen Tages", heißt es weiter, „speisten der König, die Königin und sämmtliche Damen im Park zusammen, wozu auch ich mit allen Lords und jungen Edelleuten in meinem Gefolge gebeten war. Der Platz war sehr angenehm, aber die Freundlichkeit und die angenehme Unterhaltung, welche Herren und Damen uns gewährten, ging doch noch darüber. Nach dem Abendessen ritten wir Alle in die Haide hinter dem Park hinaus, wo Rothwild eingehegt und bequeme Standpunkte für die Damen angebracht waren, von wo aus sie der Jagd zusehen konnten. Der König selbst ließ Pferde für mehre Herren unserer Gesellschaft herbeibringen, um das Wild im Galop zu verfolgen, was sich recht hübsch ausnahm. Es ist in der That außerordentlich, was der König für unsere Unterhaltung gethan hat; denn so oft, wo und in welcher Gesellschaft wir auch vor ihn kamen, hat er uns stets so herzlich und freundschaftlich behandelt, daß er für seinen Theil uns unmöglich größere Beweise von Liebe und Freundschaft geben konnte, als er uns wirklich erzeigt hat, wie Überbringer dieses Ew. Herrlichkeit ausführlicher auseinandersetzen kann, da er nicht blos von Zeit zu Zeit Zeuge davon gewesen, sondern auch auf das genaueste von uns hierüber unterrichtet worden ist, weshalb Sie ihm vollkommen Glauben schenken dürfen." 161.

*) D. i. Marie von Guise, die verwittwete Königin von Schottland, und die damals erst neun Jahre alte Marie Stuart, ihre Tochter, die bekanntlich in ihrem fünften Jahre schon nach Frankreich kam.

Literarische Notiz.

Ein durch seinen ernsten Gegenstand wie durch würdige Behandlung bemerkenswerthes Werk erschien unter dem Titel: „Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles, par *J. Matter*." Wir ziehen folgende beherzigenswerthe Stelle aus: „Jede Staatsverwaltung, welche lebendig sein will, muß sich auf die Macht sittlicher Grundsätze stützen. Ob die Moral ohne die Politik bestehen könne, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die Politik so gut wie die Religion und Philosophie nicht ohne Moral bestehen kann. Ohne Zutritt der Sittlichkeit ist die Politik ein hassenswürdiges Joch, die Religion eine schändliche Larve und die Philosophie ein verzehrender Feuerbrand. Leugnet sie, predige eine unmoralische Philosophie, verfolge eine unmoralische Politik, und ihr werdet sehen, daß ihr die Vernunft und das öffentliche Gewissen gegen euch in Aufruhr bringen werdet. Die religiösen, die philosophischen und politischen Systeme sind nach Zeiten, Sitten und Klimaten verschieden und der Veränderung unterworfen; die Moral ist immer und überall dieselbe", also, wie wir hinzusetzen, das gemeinsame Band der Menschheit, das Zusammenhaltende, die Grundbasis, die man sich nicht ohne eine allgemeine Auflösung der menschlichen Dinge aufgehoben denken kann. So urtheilt man in dem als unsittlich verrufenen Frankreich über die Moral, während es gegenwärtig unter den jüngern Schriftstellern Deutschlands guter Ton geworden ist, die Moral als ein nicht Nothwendiges, in der werdenden Zukunft Hinderliches zu bezeichnen und ihre Anhänger der Borniertheit und der Einfalt anzuklagen. Gerade darum ist man bemüht, sittlich anrüchige Männer wie Gentz oder Talleyrand als Heroen der Zeit auszurufen! Größe ohne moralische Größe ist ein Unding. Geht bei den alten Athenienſern, den Spartanern und Römern in den Schule, dort werdet ihr Charaktere finden, die darum Charaktere waren, weil sie auf sittlicher Grundlage beruhten. Construirt die Weltgeschichte nicht nach eurem eigenen zerfallenen und zerlieberten Ich. „Man komme mir nur nirgend mit der Moral!" hieß es noch neulich in einer Abhandlung irgend eines jungen berliner Philosophen. Die atheniensische Gerichtsbarkeit würde für diese und ähnliche Aussprüche auf den Schierlingsbecher erkannt haben. Das begehren wir nicht; aber wir begehren, daß man sie mit Verachtung strafe. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 189. — 8. Juli 1839.

Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1835". Leipzig, Brockhaus. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ge. *)

Der Verf. hat sich auf diesen Reisen, die eigentlich gar keine Reisen, sondern bloße Raisonnementsstücke voll scharfer Würze und beißender Lauge sind, ebenfalls in jene Cavalierperspective gesetzt, welche seinen „Ansichten" ein so eigenthümliches Gepräge gab und ein so großes Publicum verschaffte. Er hat sich auf den Standpunkt jener eingefleischten Adelsaristokratie erhoben, die immer noch nach so und so viel Ahnen zählt und den Menschenadel in das sogenannte, durch ebenbürtige Heirathen von Urgroßmutter bis zum Ururenkel ungemischt erhaltene reine Blut verlegt, sodaß sie sich selbst mit den Pferden der Arabee, deren Werth auch nach dem Stammbaum und dem ungemischten Blute geschätzt wird, in diese Beziehung auf gleiche Weise stellt. Dieser Volldlutadel merkt noch gar nicht, wie viel Boden unter seinen Füßen gewichen ist, und wie es heilsamer für ihn sein dürfte, sich mit dem bürgerlichen Geiste der Zeit in ein gutes Vernehmen zu setzen, als den mittelalterlichen halbfeudalen Spuk seiner Privilegien für sein eigentliches Lebensprincip zu halten. Er muß durch Zunahme von intellectueller Kraft seinen materiellen Verlust auszugleichen suchen. Dies allein, wie die Verständigern unter der Adelskaste selbst eingestehen, kann ihm wieder zu einer imponirenden Stellung verhelfen. Er muß, wie früher durch Privilegien, jetzt durch Intelligenz die Bürgerlichen zu überbieten suchen, damit er bei der wachsenden Civilisation der bürgerlichen Classe nicht gänzlich überholt werde. Die Erfindung, Benutzung und Ausbildung der Buchdruckerkunst, der Dampfschiffe, der Eisenbahnen — diese und andere sind jene großartigen Erfindungen und Werke des Bürgerthums, auf die es stolz sein darf, welche die Stütze seiner Intelligenz, seiner Industrie und seines Handels sind, und denen nichts an die Seite zu stellen ist, was aus dem Schooße der Adelskaste je Großes hervorgegangen. Die Reformation, die Revolution und alle großen Bewegungen der Gegenwart sind vom Bürgerthum ausgegangen und Wahrzeichen einer neuen Entwickelung des geschichtlichen Lebens, innerhalb welcher jede feudalistische Starrheit nicht auf die Dauer bestehen kann. Der Adel soll sich diese Bewegung anschließen und, ist es ihm möglich, sich ihrer zu bemächtigen, sie zu leiten und ihr das Bett anzuweisen suchen. Durch diesen Anschluß an die Bewegung des bürgerlichen Elements wurden Mirabeau, Lafayette und andere Edelleute Heroen der Zeit, und es ist ihnen zugleich durch die von Geburt und Erziehung ihnen zu Theil gewordene weltmännische Bildung und gemessene Würde möglich gewesen, die bürgerlichen Helden der Revolution, einen Petion, einen Marat, selbst einen Robespierre im Andenken der Geschichte in Schatten zu stellen. Der Adel muß sich nur über seine Aufgabe und Bedeutung für die Gegenwart klar zu werden und sich für eine neue höhere Bestimmung einzurichten suchen. Sonst möchte das „Rien appris, rien oublié" ihm ebenso wie den Bourbons zur Devise, zum Schaden, wenn nicht zum Untergange gereichen; denn es läßt sich schwer glauben, daß der Charakter der Zeit sich nur darum so durchaus verändert habe, um sich zu einer mittelalterlich feudalistischen Physiognomie zurückzubeugen, und am wenigsten läßt sich glauben, daß gerade das Nichtslernen und Nichtsvergessen dazu das Mittel sein könne. Wir stehen noch mitten in den Entwickelungen, aber ihr Ende und Ziel sind nicht abzusehen, und je friedlicher der Weg, desto schneller, wenigstens gediegener und haltbarer dürften sie sich vollenden; ich meine hier die innern Entwickelungen, nicht die äußern Verwickelungen der Staaten, denen die Diplomatie schwerlich auf die Dauer gewachsen sein dürfte. Daß die Geschichte an Pomp und äußerer Pracht, an Farbe und individueller Großthat bei dieser Richtung verlieren wird, ist gewiß; haben wir aber keine Ritter mehr, so haben wir auch keine Faustritter, haben wir keinen Karl den Kühnen mehr, so haben wir auch jene „Bauern von Bern" nicht mehr, wie er höhnend die Helden nannte, die später ihn und seine pfaffische Heereskraft bei Murten in den Staub legten.

Diese Gedanken erweckte in dem Ref. vorliegendes Buch. Ein sonderbares Buch! So seltsam trocken, so vom Standpunkte einer äußersten Seite der Adelskaste geschrieben, daß man die Satire kaum eher merkt, als bis

*) Vgl. den Art. eines andern Mitarbeiters: „Politische Satiren", in Bell. Nr. 5 d. Bl. Der ausführlichere Bericht über das vorstehende Werk hat sich zufällig verzögert.
D. Red.

man das Buch duechgeleſen. Dieſe Trockenheit, dieſer Standpunkt, eben dieſe Cavalierpeeſpective, endlich dieſe hiſtoriſche Thatſächlichkeit in der Daeſtellung ſind der eigentliche Humoe davon. Daß der Verf. mit den innern und äußern Verhältniſſen des Adels, beſonders des deutſchen, und mit den Anſichten und Begeiffen einer gewiſſen Claſſe des Adels innig vertraut iſt, davon zeugt jedes Capitel dieſes eigenthümlichen Buches, das, wie geſagt, überaus trocken und doch auch überaus unterhaltend iſt. Beiehrendes gibt es hier auch in hinreichendem Maße, beſonders für den Laien, der in die Adelsmyſterien nicht hinlänglich eingeweiht iſt. Der Styl iſt nicht das Vorzüglichſte an dem Buche, indeß iſt es ſchon eine Tugend, daß er nicht modern geiſtreich iſt und den verſtändigen, wenn auch etwas gewöhnlichen Weg der Mittelſphäre geht. Führen wir jetzt einige der intereſſantern Capitel an. S. 12 treffen wir auf eine „Warnungsſtimme", woein der reiſende Cavaliee, der den teockenen Schalk hinter den Ohren hat, ſeine adeligen Collegen voe der verführenden Stimme des Zeitgeiſtes warnt; „denn der Edelmann", wied hier geſagt, „der den Verlockungen deſſelben nachgidt, kann dem Adel mehr ſchaden als hundeet Büegerliche mit dem größten Verſtande und dem größten Veemögen". Rußland ſollte dem Adel als Modell dienen, weil es dort beſondere Schulen für den Adel und beſondere für die Bürger gibt.

So — ſagt dee Cavalier — muß es ſein, da lernt jeder Stand, was ihm zukommt, und dee Bauer bedarf keine Schule; er darf nue gehorchen lernen.

Nun fällt der Cavalier über die Edelleute her, welche bewegend in die Räder der feanzöſiſchen Revolution mit eingriffen, über die Herren von Calonne, Beienne, Siéyes, Entraigues, Mirabeau, den Herzog von Châtelet, der die Abſchaffung des Zehnten, den Biſchof von Chartres, der die Abſchaffung des Jagdrechts des Adels deanteagte u. ſ. w.

In Deutſchland — ſagt der naive Satiriker — zeigen ſich leidee Spuren ähnlicher Geiſtesverwirrung wie in Feankreich, wenn man auch den ihrer Sache treuen Umgebungen des Königs von Hanoeer alle Gerechtigkeit widerfaheen laſſen muß.

Beſonders iſt es der Verf. der „Tutti Frutti", der dieſe unſelige Richtung in Deutſchland verteitt und nach der Meinung des reiſenden Cavaliers beides zugleich iſt, Hocharistokrat und Radicalreformer, der ſchlimmſte Demagoge, ein deutſchee Mirabeau, dei alledem Tory, einer von jenen Freunden des Adels, weiche ſchlimmee ſind als die Feinde ſelbſt. Die Volksrepräſentationen in Deutſchland gefallen dem reiſenden Cavalier gar nicht, weil ſie ſo viel bürgerliches Eiement eingeſogen haben. In der erſten bairiſchen Kammer ſitzt unter Fürſten und Freiheeren ein „ſimpler" Edelmann, der noch vor kurzem bürgerlicher Profeſſor war; in der zweiten Kammer haben die Adeligen nun gar die Minoeität und ſind noch dazu meiſt von „ſimpeln" Edelleuten veetreten. Ein „ſimpler" Edelmann nimmt aber nach des Cavaliers Anſicht in der Rangordnung der Geſchöpfe Gottes eine viel geeingere Stufe ein als ein Freiherr, Graf, Reichsgraf oder Fürſt. Der Cavalier macht hierauf einen Vorſchlag, wie ein norddeutſcher Staat von 12 Millionen Einwohnern ſeine Kammer lediglich aus Edelleuten zu bilden habe, dreißig „ſimple" Edelleute würden freilich daein ſitzen können oder müſſen; aber es müßten dieſe aus den älteſten Geſchiechtern ausgewählt werden. Die Gehalte dieſer Adgeoedneten müßten natürlich auch nach ihrer Rangſtufe bedingt ſein, und wenn der Graf jährlich 5000 Thaier Gehalt eehielte, ſo könnte der Baron nur mit 3000 Thaiern, der ſimple Edelmann nur mit 2000 ſalarirt werden. Nach dieſem trockenen Vorſchlage läßt ſich ſogleich der Satiriker vernehmen:

Eine ſo zuſammengeſetzte Kammer könnte uns bald wieder in die glückliche Zeie zurückführen, welche uns La Motte Fouqué nebſt Frau Gemahlin und Conſorten ſo bezaubernd daegeſtellt haben, und die uns in Bauwerken alter Art und gemalten Glasſcheiben ſo herrlich voegezaubert wird. Die guten Baieen werden ſobald nicht dazu gelangen, ſelbſt wenn die Erziehung durch Mönche noch allgemeiner weeden ſollte.

Wie der Cavalier meint, iſt auch das herrliche Hanover trotz der jüngſten Beſtredungen nicht mehr Das, was es ſonſt wae, und nicht beſſer beſtellt iſt es mit Würtemberg, Sachſen, Baden und Kurheſſen.

Heiliger von Haller! — ruft der Cavalier am Schluſſe dieſer Betrachtung über die Volksrepräſentation in Deutſchland aus — heiliger Ritter Georg! heiliger La Motte Fouqué! heiliger von Schenkendorf! heiliger Hegel! heiliger Georg! alle lieben Heiligen adeligen Standes bittet für uns!!!

Der Cavaliee freut ſich indeß ſehr, daß des „göttlichen" Hrn. v. Haller's, des Wiederherſtelleee der Staatswiſſenſchaft, Anſichten unter vielen jungen Adeligen, ſelbſt Bürgerlichen Eingang gefunden haben. Auch Hegel habe in dem demagogiſchen Berlin zu rechter Zeit gepredigt, daß das Beſtehende das Beſte ſei.

Ich hoffe — ſetzt er ironiſch hinzu —, daß Steffens in demſelben Geiſte foetfahren wird.

Ein anderes Mal ruft er aus:

Da gibt's ſo viele andere Leute, die weder Bauern, noch Handwerkee, noch Edelleute ſind, z. B. ſo ein Arzt, ein Renteniree. Edelleute ſind ſie nicht, und Büeger, odee Handwerker, oder Bauern wollen ſie auch nicht ſein; und gar die unruhigen Köpfe, die Schriftſteller? Dieſe wollen ſich auch weder unter die Handwerker, noch untee die Bauern rechnen laſſen! Wo ſoll das hinaus?

Auf dem Rigi hat der Cavaliee wieder ein neues Ärgerniß; dort machte ſich ein Kaufmann aus Weſtfalen über eine Dame luſtig, welche die Herzogin v. Berri ſtets für eine Heilige erkiärt und, als dieſe endlich in das namenloſe Unglück verfiel, ſie damit entſchuldigt hatte, daß der heilige Geiſt noch nicht zu ſehr geaitert habe, um nicht noch jetzt Wunder zu wieken wie mit unſerer lieben Frauen. Der Cavalier dedauert hieedei, daß man jetzt gegen den Adel ſo rückſichtslos verfähet und ſelbſt an Wirthstafeln nicht darauf Acht hat, od ein Edelmann mit anweſend iſt oder nicht. Dagegen iſt er entzückt von dem Zuſtande des Adels in Ungarn, und er widmet ihm ein drolliges Capitel unter dem ſonderbaren Titel: „Die Strapaziermenſcher." So heißt nämlich die weibliche Dienerſchaft, welche ſich der ungaeiſche Gutsherr aus den dienſtfähigen unverheiratheten Frauenzimmern des Dorfes auswählt. „Unter den ungaeiſchen Veehältniſſen", ſagt der Verf., „befindet ſich Alles wohl — ſelbſt das Strapazier-

Digitized by Google

menſch." Ein für den höchſten und allerhöchſten Adel ärgerliches Capitel iſt das unter dem Titel: „Die Misheirathen", mitgetheilte, worin die erhabenſten Adelsgeſchlechter Deutſchlands der Reihe nach geprüft weeden und es ſich als Reſultat herausſtellt, daß der hohe Adel ſeine erlauchte Abſtammung mit wenigen Ausnahmen vernachläſſigt hat, indem er ſein reines Blut mit dem des niedern Adels vermiſchte; dieſem verderblichen Beiſpiel ſind die zum niedeen Adel gehörigen Fürſten, Grafen und Herren ebenfalls vielfach gefolgt, und ſo findet man ſelten mehr deutſche adelige Familien, welche ihre 32 Ahnen vollſtändig aufweiſen können. Denen, die ſich ſo vergeſſen haben, und in deren Adern noch etwa reines Blut vom hohen Adel fließt, ertheilt der beſorgte Cavalier den Rath, daß ſie ſich ſofort von ihren, den niedern Claſſen angehörigen Frauen ſcheiden laſſen und jetzt noch ebendürtig heirathen, damit ſie wenigſtens hochadelige Nachkommenſchaft erzielen. Daß in Preußen die beiden Obereraminationscommiſſionen für die Verwaltung und in der Juſtiz jede aus fünf Bürgerlichen beſtehen, kann unſer reiſender Cavalier nicht verwinden.

Es iſt ſchon ſchlimm genug — ſagt er in Bezug hieranf —, daß jetzt der Edelmann dem Bürger- und Bauerſohne gleichgeſtellt wird und ſich examiniren laſſen muß. Allein wenn die Sprößlinge alter erlauchter Häuſer in die Hände von Bürgerlichen fallen, dann wird die Sache noch ſchlimmer. Den Ritter Bayard hat Niemand geprüft, den Feldmarſchall v. Buddenbrock Niemand, ebenſo wenig den großen Feldherrn v. Tilly und den großen Staatsmann v. Kaunitz.

In allen Zweigen der Verwaltung in Preußen findet der Cavalier zu ſeinem drolligen Schrecken Beamte bürgerlicher Extraction; dagegen enthält das preußiſche Geſandtſchaftsperſonal eine Auswahl des reinſten adeligen Blutes und unter den Geſchäftsträgern nur hier und da Einen, deſſen Adel „nicht weit her iſt". Auch die Legitimitätsfrage kommt zur ironiſchen Beſprechung, ferner die Frommen im Lande, und Baron v. Haxthauſen wird ironiſch oft als Gewährsmann angeführet und der Polignac der Legitimen genannt, wie Fürſt Pückler-Muskau der Mirabeau, oder beſſer der Talleyrand der Liberalen. Das Buch ſchließt mit einem Capitel über das rheiniſche Adelsſtatut, „welches", wie der reiſende Cavalier bemerkt, „vorläufig freilich nur acht Ahnen zur Aufnahme erfodert, aber bald ſich weiter ausdehnen wird. Viel gewonnen iſt ſchon dadurch, daß wenigſtens amtlich und öffentlich ausgeſprochen iſt, daß der Edelmann aus ſeinem eigentlichen Berufe tritt, wenn er ſich der Induſtrie widmet. Dieſe führt zwar zu Gelde, aber zur Gemeinheit, wie in dieſem herrlichen Statut ſo wahr angedeutet worden."

Zuletzt werden noch die adeligen Herren, lauter Freiherren und Grafen, welche dieſes „zeitgemäße" Inſtitut zur Reife brachten, mit ihren Namen an das Kreuz des Buches geſchlagen, wie uns dünkt, zur Warnung, obgleich unſer Cavalier in folgende Worte voll ironiſcher Begeiſterung ausbricht: „Hoch leben ſolche Männer! Auf baldige Nachfolge in den andern deutſchen Gauen!"

Dieſe Proben werden erkennen laſſen, daß wir hier ein Buch vor uns haben, welches auf den Leſer gerade durch die Trockenheit, Thatſächlichkeit und gewiſſermaßen geſchichtliche Objectivität ſeiner Satire die beißende Wirkung hervorbringt, welche der Verf. bezweckt, welches aber allerdings von einer gewiſſen Rudität des Styls und der Darſtellung nicht freizuſprechen iſt. 23.

Unterhaltungsliteratur.

1. Engliſcher Novellenkranz von L. Wihl. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Bearbeiter dieſes angeblich engliſchen Novellen hätte billig eine beſſere Auswahl treffen ſollen, denn was uns in dieſem Bändchen mitgetheilt wird, iſt ſo undedeutend, ſo ganz gewöhnlich und meiſt aller künſtleriſchen Geſtaltung entgegenlaufend, daß wie uns übee den Geſchmack des Überſetzers nur wunbern müſſen. Außerdem erfahren wir nicht einmal die Quellen, welche der Verf. benutzt hat, ſelbſt die Namen der Autoren bleiben bis auf einen verſchwiegen. Wir können deshalb dieſe Peoduetionen, wenn ſie überhaupt dieſen Namen verdienen, für Origiaalarbeiten hinnehmea, da ohnedies voraus geſetzt werden darf, daß der Verf. nach Belieben an dem urſprünglichen Text änderte, beſchnitt oder zuſetzte. Es werden uns in dem vorliegenden Bande im Ganzen ſieben kleine Novellen mitgetheilt. Die erſte, „Die Schuld" überſchrieben, verdient weder den Namen einer Novelle, noch einer Erzählnng; es iſt ein willkürlich hingeworfenes, noch dazu alles Gefühl empörendes Bild widerliche Beutalität. Ein junges Ehepaar kommt in einem Hôtel an die Wiethstafel, einer der Gäſte fixirt die junge Frau, der Ehemann fühlt ſich dadurch beleidigt und verlangt Genugthuung. Dee Feemde erzählt hierauf, die junge Dame ſei eines frühera Mordes überführt und nur aus Mitleid mit Braadmarkuag davongekommen. Der wüthende Ehemann unterſucht nan die Sache näher, findet das Beanbmal und erſchießt ſich und ſeine Frau, die, wie es ſich bald darauf ergibt, ſchuldlos an dem ihr zugeſchriebenen Morde war. Glücklicher gewählt iſt „Rebekka", nach Landon. Ein junges Mädchen, arm, aber ſchön, ſchlägt die Hand eines fanatiſchen Geiſtlichen aus, dee es inbrünſtig liebte. Seinen Bewerbungen und drohenden Flüchen zu entgehen, die er der Andersdenkenden nachruft, verläßt Rebekka das ſtille Dorf nach dem plötzlich erfolgten Tode ihres Vaters und geht nach London. Hier lebt ſie ſtill einige Jahre, Dee Dramatikee Lee lernt ſie kennen. Er hat eben ſeiae „Rival queens" beendigt und briagt ſo lange in Rebekka, bis ſie ihm verſpricht, die Rorane zu ſpielen. Ihre Geſtalt lenkt die Blicke der reichen Wüſtlinge auf ſie; ein ſchöner, jnnger Mann bewirbt ſich um Rebekka, ſie liebt ihn, verſpricht ihm ihre Hand und trägt dadurch zum Ausdruche des Wahnſinnes bei, der nun ſchnell den Dichter ergreift. Rebekka verheirathet ſich mit Aubrey, kehrt bald darauf in die Nähe ihres ehemaligen Wohnortes zurück nnd erfährt bei einem Zuſammentreffen mit dem fanatiſchen Geiſtlichen, daß ſie nur die Maitreſſe Anbrey's iſt. Des Edelmaans Stallknecht hat den Prieſtee geſpielt. Aus ihrem Glück geriſſen, endigt ſie durch Gift. „Füeſt Pirkoff", „Schweſter Thereſe", „Ritter Vampyr", „Abenteuer mit einem Amerikaner" nnd „Der blinde Sohn" ſind ſämmtlich höchſt unbedeutende Producte, die höchſtens zur Ausfüllung einer müßigen Stunde dienen können. Sollte der Verf., wie wir hören, demnächſt einen zweiten Band folgen laſſen, ſo müſſen wir ſehr wünſchen, daß er Gediegeneres enthalten möge als dieſer erſte.

2. Federzeichnungen. Geſammelte Erzählungen von A. G. Gentzel. Zwei Bände. Berlin, Plahn. 1837. Gr. 12. 2 Thlr. 18 Gr.

Von Gentzel, dem Redacteur des „Freimüthigen", hat die Literatur bisher nur wenig Notiz genommen, aber mit Unrecht. Denn iſt auch Gentzel keiner von Denen, die eine neue Epoche in der Literatur zu gründen berufen ſind, ein glückliches, ja ſogar bedeutendes Erzählertalent kann ihm Niemand nach den

Digitized by Google

vorliegenden Proben absprechen. Und was Ref. besonders angenehm in den meisten der hier gebotenen Skizzen berührt hat, das ist die aus allen hervorblickende brave Gesinnung, eine tiefs fühlende Herzlichkeit und eine kräftige Religiosität, die, freilich gegen die jetzige Sitte, auf das Christenthum noch etwas hält. Eine detaillirte Inhaltsanzeige der 29 Skizzenerzählungen und Novelletten, die in beiden Bänden enthalten sind, würde uns zu weit führen; wir nennen daher nur einige von denen, die uns am meisten gefallen haben und das Talent des Verfassers beurkunden. Im ersten Bande zählen wir darunter: „Der Raucher", eine allerliebste Humoreske, worin der Tabacksrauch die wunderlichste Rolle der Welt spielt, einen reichen Holländer zum Tode, einen Armen dagegen zu großem Reichthume verhilft, ferner: „Phantasie über zwei blaue Augen", „Die Begegnungen", „Die Laterne" (nach dem Französischen), „Der Gottversucher". Den Stoff zu diesem sehr glücklichen Bildchen hat der Verf. aus einem jetzt wol nur noch wenig gelesenen Buche: Wagner's „Moral in Beispielen" entnommen, von eigener Erfindung aber genug hinzugethan, um füglich die Originalität der Erzählung ansprechen zu können. Der zweite Band ist weniger reich an ansprechenden Bildern; einigen, wie z. B. „Ein Besuch" und „Fatalitäten", mangelt alle Anmuth, die Phantasie verliert sich ins Fratzenhafte und wird unschön, ja abgeschmackt, namentlich in der erstgenannten Skizze. Nur drei hebt Ref. als glücklich behandelte Gegenstände hervor: „Der Handwerksbursch" (nach dem Leben), „Die Gewalt des Talents" und „Das Intelligenzblatt". Gegen den Styl des Verf. wäre mancherlei einzuwenden, vor Allem fehlt es ihm an Klarheit, an schöner Rundung. Man sieht es, daß ihm die Sprache mit der Phantasie oft durchgeht, und da gibt es natürlich nicht selten die wunderlichsten Confusionen; wo sich Herr Gentzel aber selbst zur Ruhe kommen läßt, da schreibt er angenehm und bestimmt. Ref. wünscht sehr, ihm bald wieder, dann aber in einer größern, ihm ganz zugehörenden Production zu begegnen.

3. Drei Novellen aus dem Leben. Von J. Funck. Schlensingen, Glaser. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Durch die Mittheilungen über Hoffmann hat sich J. Funck ein unbestreitbares Verdienst erworben, das Jedermann gern anerkennen wird. Etwas Anderes aber ist es, die Lebensschicksale eines Freundes ansprechend erzählen, und Novellen schreiben, bei denen die Kritik doch jederzeit genöthigt bleiben wird, einen ästhetischen Maßstab anzulegen. Ref. muß offen bekennen, daß die hier mitgetheilten Novellen als solche auf der niedrigsten Stufe dieser Dichtungsart stehen, namentlich die erste: „Liebe und Aristokratismus." Eine Fürstin verliebt sich in einen Maler, den sie im Theater kennen lernt, indem er ihrer Loge gegenüber sitzt. Das gegenseitige Liebesverhältniß, dessen Steigerung zur entschiedensten Leidenschaft und eine förmliche Erklärung wird mittels einer Darstellung des „Tasso" durch Aussprüche des Dichters sinnreich, aber etwas gesucht angeknüpft und weitergeführt. Der Maler erhält Zutritt im Schlosse und die Fürstin lebt in traulichster Gemeinschaft mit ihm; doch dringt sie auf die strengste Verschwiegenheit, weil sie zu stolz auf ihre Geburt ist, um ein so inniges Verhältniß mit einem so Niedriggeborenen wissen zu lassen. Daraus entwickelt sich die Katastrophe. Der Maler wird unvorsichtiger, dringender, und als die Neigung Beider wirklich entdeckt wird, heuchelt die Fürstin Haß gegen den Geliebten und stirbt am Schlagfluß.

Die zweite Novelle: „Hoffmann und die Epigonen", ist keine Novelle, wol aber ein interessantes Bild aus dem peinlichen Leben des wunderlichen Mannes in Bamberg und seines spätern Nachfolgers und Leidensgenossen Eitner, aus dessen frühern Schicksalen L. Bechstein die „Fahrten eines Musikanten" herausgab. Dem ebengenannten Buche ist der Stoff zu der dritten Novelle: „Corsicanische Blutrache" entlehnt, die als novellistisches Product noch die meiste Befriedigung gewährt.

4. Berliner Erzählungen und Lebensbilder. Von Adolf Brennglas. Mit Steinzeichnungen von Th. Hosemann. Erstes Bändchen. Berlin, Plahn. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Hr. Glasbrenner oder Hr. Brennglas will dem Engländer Dickens nachahmen. Das wäre nun ganz schön, wenn es nur ginge. „Es jinge wol, aber es jeht nicht", ist ein fatales berliner Sprüchwort, das sich in diesen „Lebensbildern" auf das schlagendste bewahrheitet. Brennglas' Verdienste als Volksschriftsteller, als Witzmacher und Schwänkeerzähler erkennen wir bereitwillig an, darüber hinausgehen darf er aber nicht wollen, sonst spielt er eine höchst possirliche Figur. Was gut ist an den hier mitgetheilten beiden Erzählungen: „Der junge Schneidermeister" und „Begräbnißtag in einer armen Familie", das sind Reminiscenzen aus frühern bessern Tagen der Brennglas'schen Muse, alles Andere ist trivial, langweilig und widerlich. Der „Begräbnißtag" fängt gut an, man hofft auf ein glückliches Bild, auf eine ins tiefere Leben eingehende Schilderung; nein, da springt gleich wieder der berliner Eckensteherteufel dem gutmüthigen Verf. auf die Achsel und der alte Plunder ist eben wieder da. Die beigegebenen Zeichnungen stehen zu dem Gehalt des Buchs in völlig gleichem Werth; nur fürchten wir, daß weder das Eine noch das Andere die etwaigen Leser zu heiterm Lachen wird bewegen können.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Der Volksunterricht in den Vereinigten Staaten.

Nach dem im März d. J. im Druck erschienenen Berichte des Oberaufsehers der common schools im Staate Neuyork befanden sich in diesem am 1. Juli v. J. 9830 Schulen mit 529,113 Kindern; eine Anzahl, welche von der Gesammtzahl der Kinder zwischen 5 und 16 Jahren in diesem Staate nur um 10,634 überstiegen wurde. Man kann hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, so sehr die Amerikaner materiellen Interessen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, sie doch den wichtigen Gegenstand des Volksunterrichts nicht aus den Augen verlieren und demselben eine stets wachsende Theilnahme schenken. Schon sind hin und wieder Schulen für die Bildung von Lehrern errichtet, Volksunterricht und Volkserziehung ist jetzt so sehr zur Staatsangelegenheit geworden, wird — nach einem gleichförmigen Plane, dem Commonschulsystem, durchgeführt — so sehr als die festeste Stütze der Demokratie angesehen, daß selbst der Congreß in der Hitze der politischen Verhandlungen denselben nicht vernachlässigt. Die Hauptaufmerksamkeit ist gegenwärtig auf die Verwendung des Smithson'schen Vermächtnisses von ½ Million Dollars gerichtet. Auf das von der Regierung an die ausgezeichnetsten Personen gerichtete Ersuchen um Einreichung von Planen für eine mit dieser Summe zu gründende Anstalt sind ihr bereits mehre Vorschläge gemacht worden. Viele wünschen eine Nationaluniversität, nach dem höchsten europäischen Muster ausgeführt; den merkwürdigsten und den Vereinigten Staaten vielleicht nicht unangemessensten Vorschlag hat jedoch ein Deutscher gemacht. Derselbe besteht in der Errichtung einer National-Agriculturanstalt zu Washington, die er, von der vernünftigen Idee geleitet, daß Ackerbau das vornehmste Interesse und die eigentliche Lebensquelle des amerikanischen Volks ausmache, auf einen großartigen Fuß auszuführen gedenkt. Was er bedarf, ist ein Gut, groß genug um alle Versuche machen, alle Systeme in Anwendung bringen zu können. In der Einrichtung der Anstalt scheint er sich das Fellenberg'sche Institut, nur nach einem erweiterten Plane und in vergrößertem Maßstabe, zum Muster genommen zu haben. Doch dürfte der Plan zur Gründung einer Universität leicht den Vorzug erhalten, da schon im December 1836 der Congreß die Dotirung einer solchen beschlossen hat. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 190. —— 9. Juli 1839.

Über Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe. Von Hermann Ulrici. Halle, Anton. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Das ist das Kennzeichen des echten Kunstwerks, daß es des Lebens ganze Fülle in sich trägt. Jedes neue Jahrhundert vindicirt sich deshalb die großen Dichter der Vorzeit, sucht ihre Werke zu verstehen und sich anzueignen. Jedes folgende aber thut's völliger als das vorhergehende: ein schöner Gedanke, der uns den Reichthum und die Fülle des Menschengeistes ahnen läßt.

Nun ist freilich jeder echte Dichter deswegen, weil sein Werk, wie ich eben sagte, des Lebens ganze Fülle umfaßt, Allen, die leben und im Leben sich besinnen, zugänglich; Jeder findet darin, was er im eigenen Innern trägt, bewegt und fühlt. Indeß, sowie es unleugbar in Dem, was wir schön nennen, Gradualunterschiede gibt, so gibt es auch Gradualunterschiede im Auffassen des Schönen. Die erste Stufe kann man sehr gut bezeichnen als Kunstsinn. Wird Jemand leicht erregt, geweckt durch Erscheinung des Schönen in der Kunst, hat er Empfänglichkeit dafür, zieht eine dauernde Neigung ihn dazu hin, unterscheidet er leicht Schönes vom Nichtschönen, so sagen wir, er hat Kunstsinn. Dieser Kunstsinn ist eigentlich ein mehr oder weniger unbestimmtes, unentwickeltes Gefühl; jedes Gefühl aber ist ein dunkles, des verklärenden Lichtstrahls bedürftiges Urtheil. Vergleicht man das Licht des Gefühls mit dem des Urtheils, so ist das letztere unbezweifelt das hellere; folglich ist eine höhere Stufe der Auffassung des Schönen das gesunde, freie, von Ideen geleitete Urtheil. Ein objectiv oder allgemein gültiges Urtheil kann es aber auf diesem Gebiete geben, weil die Idee des Schönen ewig dieselbe ist im Menschengemüth; sie kommt nur nicht an den verschiedenen Punkten gleich vollkommen zur Erscheinung, sondern entwickelt sich, correspondirend den Entwickelungsmomenten und Bildungsstufen der Menschheit, d. h. sie ringt nach Gestaltung so gut in der vorgeschichtlichen wie in der orientalischen, der antiken und modernen Kunstperiode. Da nun diese eine ewige Idee des Schönen der Menschheit ewiges Eigenthum ist, so gründet sich darauf die Möglichkeit, daß es einen allgemeinen Kunstgeschmack und ein allgemeines Kunsturtheil gibt.

Das vorliegende Buch will dieses allgemeine Kunsturtheil über Shakspeare im Zusammenhange unserer gegenwärtigen Cultur aussprechen; — das ist, wenn wir recht sehen, die Tendenz des Werkes. Es soll, wie der Verf. selbst andeutet, keineswegs ein Normalcodex Shakspeare'scher Kritik sein, sondern dazu wirken, daß dies Thema immer tiefer und voller ergriffen und ausgeführt werde. Diesen Zweck hat der Verf. — wir erkennen es mit Freude — würdig erreicht.

Von einer Schulphilosophie oder einer Schulästhetik geht er nicht aus; er thut doppelt recht daran: der Dichter, über den er schreibt, ist auch nicht für eine Schule, sondern für die Welt. Winckelmann, Lessing, die Schlegel, Tieck und Amadeus Wendt legen ihren Werken Das, was man im edelsten Sinne des Worts eine Popularphilosophie nennt, zum Grunde. Unser Verf. scheint sich nicht daran zu kehren, daß man es für unmodern ausgibt, wenn Jemand sich nicht zu einer Schule schlägt, oder selbst eine Schule stiftet; indeß gerade daraus, daß sein Werk ein großes Publicum finden wird, mag man sehen, daß er das Rechte getroffen hat. Da seine Arbeit vorzugsweise eine kritische ist, so müssen wir seine kritischen Principien einer kurzen Betrachtung unterstellen. Hr. Ulrici bemerkt sehr richtig, daß die Kritik weder mit der vergleichenden Anatomie etwas zu schaffen habe, noch mit der neuern Standpunktphilosophie, die sich selbst den höchsten Standpunkt anmaßt, für Religion und Kunst aber einen niedrigern hat. Es gibt nur Einen Standpunkt für die Betrachtung eines Kunstwerks, und der liegt in diesem selbst: daß man die innere Nothwendigkeit des Organismus, die Einheit des Geistes und des Lebens, von der die ganze Gestaltung, alle Theile und Glieder durchdrungen sind, kennen lerne; mit einem Wort, daß man die Grundidee des Kunstwerks nachweise. Zu diesem Zweck hat unser Verf. die historische und die ästhetische Kritik durchaus glücklich vereinigt. Er geht von dem allgemein zugestandenen Satze aus, daß in dem Leben jedes Volkes die bewegende Grund- und Triebkraft die Religion sei. Unser Leben also kann und darf vernünftigerweise keinen andern Charakter haben als den christlichen; soll diesen Charakter das Leben überhaupt haben, so muß derselbe auch unserer Wissenschaft und Kunst aufgedrückt sein. Wie toll ist es, wenn wir z. B. antike und moderne Kunst in kunstgeschichtlichen Perioden trennen, und wenn wir doch an ein Drama des Sophokles dieselben Forde-

Digitized by Google

rungen machen wie an eines von Shakspeare. Wenn z. B. Sophokles in seinem „Ödipus" darstellt, wie ein Mensch durch die Macht der ἀνάγκη dahin gebracht wird, daß er den Rath der Götter erfülle — sind wir denn zufriedengestellt, wenn wir dies zermalmende Geschick in einer Tragödie von 1839 wiederfinden? Ist es unbestreitbar, was ich schon oben gesagt habe, daß es in der Kunst Entwickelungsperioden gibt, so muß die antike Kunst den Principien des antiken Lebens, die moderne denen des modernen sich unterordnen und anschließen. Da nun aber die Kunst von der Religion ausgeht, da sie mit der Religion in lebendigster Verbindung steht und überall erscheint, so muß es Princip der Ästhetik, als der Wissenschaft vom Schönen, sein, diese Verbindung nicht blos nachzuweisen, sondern, wo dieselbe unterbrochen ist, herzustellen, wo sie gar nicht anerkannt war, zu begründen. Das hat Hr. Ulrici nicht blos versucht, sondern höchst glücklich ausgeführt. Und so einfach wahr das ist, so ist es doch neu: daß z. B. Lessing dasselbe gethan habe, wird Niemand behaupten; Winckelmann hat es ebenso wenig versucht, August Wilhelm Schlegel auch nicht; Goethe und Tieck mögen eine Idee davon haben; Fr. Schlegel verwechselt Religion und Katholicismus; Amadeus Wendt hat oft daran erinnert; von einer bestimmten und festen Durchführung dieser Idee hat Hr. Ulrici ein sehr glückliches Beispiel gegeben.

Es ist nun freilich eine höchst precaire Sache, von Verbindung der Ästhetik mit der Religion zu sprechen. So weit das Christenthum sich laut der Missionsberichte verbreitet, so groß die Zahl der Theologen sein mag, so sehr kann in Zweifel gezogen werden, ob dieser extensiven Verbreitung das intensive Leben entspreche. Es ist jetzt nicht blos dahin gekommen, daß das Prädicat: christlich, nicht nur keinen distincten Begriff gibt, sondern daß es oftmals dem Antichristlichen sehr nahe liegt. Unser Verf. sagt in dieser Rücksicht, daß er seine Ästhetik nicht eine christliche nennen möge, weil sogleich Einige daraus folgern würden, er hätte den größten Dichter, der als solcher gar kein Christ zu sein brauche, zum Proselyten, zum Pietisten oder gar zum armen Sünder gemacht. Wenn nun auch Böswillige und Oberflächliche also gesprochen haben würden und vielleicht — was wird nicht Alles an den Tag geschleppt? — noch sprechen, so sehen die Verständigen leicht, daß sich das genannte Princip an die reinen Grundwahrheiten des Christenthums, welche Jeder, auch der strengste Rationalist als ewige Wahrheiten erkennt, anschließt. Hr. Ulrici findet nämlich im Christenthum kein anderes Princip als das, was in allen Religionen liegt — das der Erlösung. Nun scheint es freilich schwierig zu sein, gewisse poetische Stimmungen, z. B. die komische oder die humoristische, mit diesem Principe in Verbindung zu setzen; aber unser Verf. hat dieselbe nicht blos hergestellt, sondern leicht und einfach nachgewiesen. Wie das geschehen ist, das will ich kurz angeben. Es sind, sagt er, in der christlichen Weltanschauung zwei Factoren: erstens Gott in seiner Gerechtigkeit und Liebe, zweitens der Mensch, als objectiv frei oder unter dem Gesetze der sittlichen Nothwendigkeit, und als subjectiv frei oder der Willkür unterworfen. Die Tragödie stellt das unmittelbare Walten der göttlichen Gerechtigkeit und der sittlichen Nothwendigkeit dar; das Tragische liegt im Leiden und Untergange des menschlich Großen, sobald es menschlicher Schwäche und sittlicher Verkehrtheit verfällt, da das blos Weltliche sein Dasein verliert und der sittlichen Nothwendigkeit Hohn spricht. Wollte man bei der alten Erklärung von A. W. Schlegel stehen bleiben, daß nämlich die innere Freiheit und die äußere Nothwendigkeit die zwei Pole des Tragischen wären, dann müßte dasselbe, wie unser Verf. auch sagt, in dem unermeßlichen Jammer liegen, daß der Mensch, ein innerlich freies Wesen, dem kalten Zwange der eisernen ἀνάγκη sich unterordnen und all sein Thun und Leiden für nichts achten müsse. Im Gegentheil aber, wenn die Liebe Gottes der menschlichen Verkehrtheit zu Hülfe kommt und da, wo Sinn und Gemüth nicht verdorben ist, das thörichte, eitle Wollen und Thun sich in sich selbst aufheben und zerstören läßt, sodaß aus der Vereitelung der tollen Absicht das Rechte hervorgeht, so ist das das Komische; wird die menschliche Willkür als herrschendes Entwickelungs- und Bildungsprincip des Lebens gefaßt, so entsteht eine Welt voll Widersprüche und Ungereimtheiten: die Komik. Auch der Humor entwickelt sich aus der bezeichneten Grundidee sehr leicht. Es ist nämlich auch im Tragischen zufolge der oben gegebenen Deduction eine Beruhigung, ein versöhnendes Element, welches sogar zur Lust an der Vernichtung werden kann, wenn das Menschliche und Weltliche von Seiten seiner unendlichen Undedeutenheit und Kleinheit zur Erscheinung gebracht und angesehen wird. Die komische Anschauung und Darstellung, die in dieser Lust der Vernichtung wurzelt, ist die humoristische Weltanschauung, daher nichts Anderes als das Komische im Sinne der christlichen Kunst. Jener tiefe tragische Ernst, der stets in der Heiterkeit der komischen Darstellung liegt, ist hier entscheidendes, überwiegendes Moment geworden.

Ebenso einfach und organisch ist der Zusammenhang der epischen, lyrischen und dramatischen Poesie hergestellt. Es wird nämlich gezeigt, wie das Epos die Weltgeschichte darstelle in ihrer Vergangenheit, in welcher die Entwickelung des Geistes bis auf einen gewissen Punkt bereits vollzogen sei, sodaß man das Epos die Plastik der Poesie nennen könne. Da in der epischen Dichtung der Geist ganz in der Sinnlichkeit der Erscheinung aufgeht, so erscheinen alle Helden in idealer Gestalt. Die lyrische Poesie ist die Poesie der Subjectivität, sie zeigt den Geist in der Gährung des Werdens und ist in dieser Rücksicht Poesie der Zukunft. Die dramatische Poesie dagegen faßt die Gegensätze der epischen und lyrischen Dichtungsarten zusammen zu einer organisch gegliederten Einheit; sie kann die Poesie der Gegenwart heißen, wenn die Gegenwart als die organische Einheit der Vergangenheit und Zukunft, die beide in sich trägt und ausdrückt, begriffen wird.

Nach diesen Bemerkungen ist nun noch zu untersuchen, wie unser Verf. seine Aufgabe gelöst hat. Er sagt auf dem Titelblatte, er wolle über Shakspeare's drama-

Digitized by Google

tische Kunst schreiben. Auffallend könnte es nur dem Oberflächlichen erscheinen, daß im Inhaltsverzeichniß kein Capitel über Shakspeare's dramatische Kunst angekündigt ist. Das ist nicht so geschehen, als wenn der Verf. etwas Anderes versprochen als geleistet hätte, sondern er hat sein Thema so unausgesetzt vor Augen, daß der Anfang, die Mitte und das Ende jedes Abschnitts hinausdrängt nach Dem, was wir die Shakspeare'sche Kunst nennen. Gleich das erste Capitel: „Übersicht der Geschichte des englischen Dramas bis zum Zeitalter Shakspeare's", spricht von Entstehung des Dramas in England, von ältesten religiösen und weltlichen Dramen, von Schauspielern, von Bühneneinrichtung, von den ältesten Dichtern, Thomas Kyd, John Lyly, George Peele, Robert Green, Christopher Marlow, doch aber in steterem Hinblick auf Ähnlichkeit mit Shakspeare und auf Verschiedenheit von ihm. Dadurch ist nun sehr gut vorbereitet das zweite Capitel: „Über Shakspeare's Leben und Zeitalter." Vortrefflich ist in diesem Abschnitte das Gemälde der Zeitsitten; das Leben des Dichters wird erzählt, aber immer in Rücksicht auf den Zweck des ganzen Werkes: Shakspeare's dramatische Kunst; es wird gesprochen von seinen Privat- und öffentlichen Verhältnissen, von seinem moralischen Charakter, von seinen Kenntnissen, von seiner Nationalität und vornehmlich von der Opposition, die Ben Jonson und John Fletcher gegen ihn gebildet haben, und wie es gekommen sei, daß unser Dichter schon von 1616—20 von den Letztgenannten so zu sagen verdrängt sei.

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

(Beschluß aus Nr. 199.)

5. Bunte Kartenbilder von Eduard Maria Oettinger. Gemma, Verlagscomptoir. 1839. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Falstaff sagt von seinen lumpigen und zerlumpten Soldaten: „Futter für Pulver! Futter für Pulver!" Bei Lectüre dieser „Kartenbilder" mußte sich Ref. wiederholt durch den Ausruf: Futter für den Pferd, Luft machen, um nur seiner Pflicht genügen zu können. Die fünf Kartenbilder, denen das Buch seinen Titel und eigentlich wol auch seine Entstehung verdankt, sind die lockersten Erzählungen von der Welt, was uns freilich nicht wundern darf, da sie auf Befehl einer vornehmen Dame in Zeit von acht Tagen (laut Vorrede) von Hrn. Oettinger zusammengeschmiert wurden. Das Beste daran ist die Federfertigkeit, denn Styl kann man dergleichen nicht nennen. In den übrigen elf Skizzen, oder wie man sie sonst betiteln will, läuft Alles bunt durcheinander. Man liest es weg, ohne auch nur ein flüchtiges Vergnügen daran zu haben. Die angehängte polemische Zugabe ist unbedeutend schon deshalb, weil sie sich mit Leuten beschäftigt, die im Grunde nie existirt haben. Den Beschluß machen einige Lieder, „Deutsche Chansons" genannt. Sie passen genau zu dem übrigen Inhalt.

6. Der Missionnair. Historisch-romantische Skizzen aus Tunis und Malta. Von Karl Jäger. Leipzig, Hinrichs. 1839. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Verf. dieses Buchs begleitete längere Zeit den Fürsten Pückler-Muskau als Secretair. Er bereiste mit ihm Afrika und einen Theil des Orients und gibt nun in dem vorliegenden Buche eine nicht uninteressante Schilderung von dem Leben und Treiben der Missionnaire in jenen Ländestrichen, die sich zum größten Theile wol auf wirkliche Begebenheiten stützen mag. Die novellistische Einkleidung, deren sich der Verf. bedient hat, ist unwesentlich und oft unbeholfen; dagegen beurkundet er in Zeichnung der hervorragendsten Charaktere eine sehr glückliche Begabung, die Aufmunterung verdient und bei sorgsamer Pflege gewiß Bedeutenderes leisten würde. Der listige, tückische, sinnliche und moralisch gänzlich verwilderte Missionnair Waldmann, ein getaufter Jude, ist vortrefflich geschildert. Sein hündisch schmeichlerisches Wesen vor den Personen, von denen er für seine Zwecke Großes erlangen will, sowie das tyrannische Benehmen gegen Niedriggestellte, seine Wüstlingstouren, seine Gewissensangst in schlaflosen Nächten, dies Alles ist mit glücklicher Hand entworfen; die übrigen Personen aber, die noch eine Rolle in diesem Buche spielen, erregen weniger Interesse. Der Zweck des Missionnaires, der zugleich als Repräsentant dieser ganzen Menschenclasse aufgestellt wird, geht dahinaus, die Hand eines jungen Mädchens, Tochter des schwedischen Consuls in Tunis, sich zu gewinnen. Zu diesem Zwecke ist ihm kein Mittel zu schlecht; er wendet Verleumdung, Fälschung, ja Gift an, ohne jedoch zum Ziele zu kommen. Seine Opfer sterben, er wird verrathen und auf Befehl der Regierung nach England eingeschifft, wo ihn während der Reise ein Sturm ereilt, das Schiff zertrümmert und sammt allen Passagieren in den Fluten begräbt. Noch verdient die einfache Schreibart des Verf. alle Anerkennung, der nur eine größere Gleichmäßigkeit zu wünschen wäre, um sie vielen unserer gegenwärtigen Schriftsteller zur Nacheiferung zu empfehlen.

7. Herz und Ehre. Novellen und Schilderungen von C. Dräxler-Manfred. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Hr. Dräxler-Manfred hält sich für einen großen Dichter und scheint sehr ärgerlich darüber zu sein, daß die liebe Leswelt sein außerordentliches Talent nicht anerkennen will. Dem Publicum geradezu zu sagen: Du, thörichtes Publicum, verdientest Nasenstüber, weil du mich, den großen Dräxler-Manfred, nicht anerkennst, nicht jeden Tag dreißigmal meinen Namen nennst, mich nicht als erste Stütze der deutschen Literatur ausschreist — dazu hat Hr. Dräxler-Manfred nicht Muth genug. Er weiß aber Rath, er empfiehlt sich indirect und sucht dabei Andern, die ihm im Wege stehen, eine Grube zu graben. Nur schade, daß er die Sache so herzlich einfältig angefangen hat! Was thut Hr. Dräxler-Manfred? Er schreibt eine Vorrede, die wedee Herz hat, noch ihm je Ehre machen wird. Darein kommt ein Passus vor, der folgendermaßen klingt:

„Gegen Eins muß ich mich mit aller Deutlichkeit verwahren, gegen den Verdacht nämlich, zu welchem der Titel und die Allegirung des Inhalts verleiten könnte, als wäre es mir beigekommen — Tendenznovellen mit socialen Zuständen, Entwickelungen und Zerwürfnissen im Sinne der jüngsten Zeit geben zu wollen. Wir haben eine Schar junger deutscher Schriftsteller, die alles Vorgenannte in Romanen, Novellen, Zeitbildern und Charakteristiken aufstapeln, den kritischen Lehrstuhl vornehm in sogenannten Unterhaltungsscheiften aufschlagen und das eigentliche Heil der deutschen Literatur von dem Beginne dieser glänzenden Umwälzung aller Formen datiren. Aber ein praktischer Blick in die nächtigen Erfolge zeigt das Trügerische dieser Anstrebungen bald im klaren Lichte. Haben wir denn in Deutschland jetzt auch nur Einen allgemein beliebten, immer begierig erwarteten Unterhaltungsschriftsteller, wie es die Cramer, Lafontaine, Schilling, Clauren, van der Velde für ihre Zeit waren?" u. s. w.

Die genannten, für die ungebildete Mittelclasse zahllose mittelmäßige und schlechte Bücher schreibenden Männer sind also Hrn. Dräxler-Manfred's Abgötter! Ref. gesteht, daß es ihm nach diesem Bekenntniß des Verf. sehr schwer ward, dessen „Herz und Ehre" näher zu prüfen. Doch hat er es gethan, und es thut ihm herzlich leid, sich so lange mit diesem nutzlosesten aller Bücher beschäftigt zu haben. Tendenzen, Gedanken, überhaupt irgend etwas, das einigermaßen Geist verrathen ließ, konnte und durfte er nach jenem Geständniß nicht erwarten. Ref. suchte daher

Digitized by Google

nur Unterhaltung; allein auch diese zu finden, war und blieb aller Mühe ungeachtet fruchtlos. Hr. Dräxler-Manfred ist zu arm an Erfindung, um unterhalten zu können. Man nickt beim Lesen jeder Seite zweimal ein, man wird verdrießlich und kann sich nicht genug über das Geträtsch wundern, das ein so absprechend auftretender Mann zu machen sich erkühnt, da ihm doch jedes Talent abgeht, mit dem er sich etwa in irgend eine Leserclasse einschmeicheln könnte. Dir von ihm genannten Heroen in Ehren, aber Hr. Dräxler-Manfred hat nicht zu hoffen, im Fache der Unterhaltungsliteratur je mit ihnen zu concurriren. Was aber darüber hinausliegt, das erreicht er nun vollends gar nicht, weil er es nicht begreifen kann. Vorliegende zwei Bändchen enthalten 11 Novellen oder Skizzen, von denen sich drei mit knapper Noth lesen lassen, wenn man just nichts Besseres zu thun hat. Wer auch die übrigen noch überwinden kann, ohne sich entsetzlich zu langweilen, dem sichert Ref. für seine Geduld eine Prämie zu.

8. Adolph. Novelle. Nach dem Französischen des Benjamin Constant, von Heinrich Künzel. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. 8. 1 Thlr.

Die Übersetzung dieser Novelle mag dem Übersetzer Vergnügen gemacht haben, hätte aber wol füglich unterbleiben können, da Constant's Buch jedem Gebildeten zur Genüge bekannt ist. Es enthält die Geschichte zweier Liebenden, die gegen die bestehenden Verhältnisse ankämpfen müssen, ohne ihrer Liebe dabei recht froh werden zu können. Beide leiden unsägliche Pein, misverstehen einander oft selbst und Eleonore erliegt endlich der ununterbrochenen Herzensqual. Die Übersetzung, obwol besser als hundert nahere, läßt doch noch Manches zu wünschen übrig.

9. Blüten. Gedichte und Novellen eines Schriftsetzers. Von Joseph Mendelssohn. Mit einem Vorworte des Herrn Geheimrathes Fr. K. von Strombeck. Braunschweig, auf Kosten des Verfassers. 1839.

Herr von Strombeck konnte dem jungen Zeitungssetzer die Bitte um ein Vorwort zu seinem Büchlein nicht abschlagen. Das finden wir human und liebenswürdig und glauben, nachdem wir die hier mitgetheilten Gaben genauer betrachtet haben, daß Hr. Mendelssohn die wenigen empfehlenden Worte verdient hat. Ref. konnte zwar in seinen Gedichten keine Poesie finden, wol aber begegnete ihm darin ein lebendiges Gefühl, dem es nur an der nöthigen Wärme fehlt, um die gehabten Anschauungen zu poetischer Gestaltung zu erheben. In der Wahl der Bilder ist er nicht glücklich, sie sind meistens zu gesucht, oft auch wieder ganz prosaisch oder nichtssagend. Überhaupt glaubt Ref. Hrn. Mendelssohn rathen zu müssen, die Lyrik bei Seite liegen zu lassen; denn auf diesem Felde dürften ihm schwerlich erfreuliche Blüten erwachsen. In der Novelle dagegen kann er es noch zu etwas bringen. Beide hier mitgetheilte: „Schottischer Rache" und „Leidrn eines Kurzsichtigen", zeugen von Talent. Sie sind hübsch erfunden, glücklich durchgeführt und sprechen an durch die Einfachheit der Erzählung, die ohne Nebenabsichten zu ihrem Ziele strebt. Auch der Styl hat Ref. gefallen.

10. Die zwölf Monate des Jahres. Naturschilderungen von Georg Jung-Wrln. Leipzig, Meizer. 1839. 8. 12 Gr.

Entgemeinte Beschreibungen des Naturlebens, wie es jeder Monat zur Erscheinung bringt, nur leider zu monoton und ohne alle geistige Regsamkeit durchgeführt. 33.

Literarische Notizen.

Die zweite Lieferung von Brougham's „Historical sketches of statesmen of the time of George III" enthält: Georg IV., Lord Eldon, Lord Stowell, Dr. Laurence, Sir P. Francis, Horne-Tooke, Castlereagh, Sir John Leach, Lord Liverpool, Tierney, Lord St.-Vincent, Lord Nelson, Horner, Ricardo, Lord King, Carroll, Wecker und Frau v. Stael, Mirabeau, Carnot, Lafayette, Talleyrand, Napoleon, Washington.

George Samuel Evans gibt heraus: „A grammar and vocabulary of the New Zealand language", mit angehängten Gesprächen und Gesängen. 101.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*38. *Ersch* (*Johann Samuel*), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe. Gr. 8.

Vgl. Nr. 17.

39. Gans (Eduard), Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre. Erster Band und folgende. Gr. 8.

*40. *Herder* (*Siegm. Aug. Wolfg.*, Freih. von), Der tiefe Meissner Erbstolln. Der einzige, den Bergbau der Freyberger Revier für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan. Nebst einer geognostischen Karte, einem Profil- und einem Grund-Risse. Gr. 4. Auf feinem Velinpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Das Werk des berühmten Verfassers war schon vor seinem Tode im Drucke beendigt und es wird jetzt gewiß die allgemeinste Theilnahme des bergbaukundigen Publicums erregen. Für die würdige Ausstattung des Werks sind keine Kosten gespart worden.

*41. Hille (Karl Christian), Die Bäder am Nieder- und Oberrhein. Mit Kärtchen. 8. Geh.

*42. — —, Die Bäder am Taunus. Mit Kärtchen. 8. Geh.

Vgl. Nr. 21.

*43. Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

*44. Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. *Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von *Friedrich Jakob Behrend*.

Erste Abtheilung: Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Unter dem besondern Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von *Friedrich Jakob Behrend*. In sechs Lieferungen. Gruss-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten, deren erste Lieferung bereits ausgegeben ist, bildet die erste Abtheilung der Ikonographischen Encyklopädie, die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der oben genannten Herren in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt. Ausführlicher hat sich derselbe über das bedeutende Unternehmen auf dem Umschlage der ersten Lieferung ausgesprochen, worauf ich hier verweise.

Die Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten wird aus sechs Lieferungen bestehen und 30 colorirte Tafeln mit ungefähr 25 Bogen Text enthalten. Jeden Monat erscheint eine Lieferung. Haupttitel und Inhaltsverzeichniß folgen mit der letzten Lieferung, wo dann das Werk auch erst eingebunden werden kann. Jede Lieferung kostet 2 Thlr., die ganze Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten also 12 Thlr., und man macht sich immer nur zu einer solchen Abtheilung verbindlich.

Die nächsten Abtheilungen werden die Knochenbrüche und Verrenkungen (nicht colorirt) und die Syphilis (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 191. — 10. Juli 1839.

Über Shakſpeare's dramatiſche Kunſt und ſein Verhältniß zu Calderon und Goethe. Von Hermann Ulrici.

(Beſchluß aus Nr. 190.)

Das dritte Capitel ſpricht nun von des Dichters dramatiſchem Styl und von ſeiner poetiſchen Weltanſchauung. Die Gedanken und Ideen unſers Verf., von denen wir im Eingange unſerer Relation geſprochen haben, ſind in dieſem Capitel entwickelt. Aus der ganzen Fülle des Vortrefflichen, was daſſelbe außerdem enthält, greifen wir nur noch heraus, was über die Originalität des großen Briten geſagt iſt. Derſelbe hat nämlich den Stoff zu mehren Komödien und Tragödien hier- und dorther entlehnt. Hr. Ulrici hat vollkommen Recht, wenn er ſagt, zum Begriff der Erfindung gehöre die Conception der Charaktere und der Grundidee, der Organismus des Ganzen, die Charakteriſtik, die Compoſition und der Gang der Action. Wenn nun der Dichter den Figuren, die er entlehnt hat, Geiſt und Leben einhauchte und ſie zu echt poetiſchen Charakteren erhob, wenn er die Grundidee des Ganzen ſelbſt aufgeſtellt und hineingelegt hat: ſo muß man ihm die größte Fülle und Kraft der Erfindung, die vom Original gefodert wird, zuſchreiben.

Im vierten Capitel folgt die Kritik der einzelnen Dramen. In der Einleitung widerlegt der Verf. den Irrthum, von welchem ſelbſt Goethe nicht ganz frei zu ſein ſcheint, daß einem Drama ein einzelnes religiöſes Dogma, oder ein Geſetz der Moral, oder ein Satz der Philoſophie, oder eine Lebensmaxime zum Grunde liege, und zeigt, daß jedes echte komiſche oder tragiſche Drama auf die Totalität der komiſchen und tragiſchen Weltanſchauung baſirt ſei. Was nun die kritiſche Darſtellung der einzelnen Dramen im Allgemeinen betrifft, ſo iſt es mit Lob zu erwähnen, daß Hr. Ulrici das Ganze jedesmal in einzelne Gruppen getheilt uns vorführt, wodurch die klarſte und diſtincteſte Anſchaulichkeit bewirkt wird. Die Ordnung des vorliegenden Capitels iſt dieſe: zuerſt die Tragödien, dann die Komödien, drittens die hiſtoriſchen Dramen, viertens Dramen von zweifelhafter Echtheit.

Da nun die Grenzen unſerer Relation weit überſchritten werden müßten, wenn wir über jedes einzelne Drama hier uns auslaſſen wollten, ſo wählen wir blos Einzelnes aus Einzelnem heraus: zuerſt „Romeo und Julia". A. W. Schlegel meint, Grundidee darin ſei die Vergötterung und das Leichenbegängniß der Liebe; unſer Verf. weiſt als Grundgedanken nach, daß die Liebe, die der Adel unſers Weſens iſt, Denjenigen, der ſie misbraucht und die ganze Kraft dieſes göttlichen Funkens an das irdiſche Daſein verſchwendet, mit unwiderſtehlicher, dämoniſcher Gewalt ergreift. Die Kritik des „Othello" ſtellt den Charakter dieſes Helden in ein klares Licht und widerlegt die Anſicht Schlegel's und Franz Horn's, die in ihm nur die wilde, thieriſche Natur des Mohren ſehen. Die Grundidee des „Königs Lear" wird mit Hinweiſung auf „Romeo und Julia" und auf „Othello" gründlich und klar erläutert; was über des Königs Wahnſinn und den Charakter des Narren geſagt iſt, muß treffend genannt werden. Ebenſo ruhig und ſicher iſt das Urtheil über „Macbeth". Was den „Hamlet" betrifft, ſo ſagt Goethe, es wird darin geſchildert eine große That, auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachſen iſt. A. W. Schlegel ſagt, es wäre ein Gedankentrauerſpiel, eingegeben durch anhaltendes und unbefriedigtes Nachſinnen über das menſchliche Schickſal, und beſtimmt, dies Nachdenken hervorzurufen. Hr. Ulrici gibt weder dem Einen noch dem Andern Recht; er findet den Grundgedanken in den Schlußworten des Horatio:

> Ihr ſollt hören
> Von Thaten fleiſchlich, blutig, unnatürlich,
> Zufälligen Gerichten, blindem Mord,
> Von Toden, durch Gewalt und Liſt bewirkt,
> Und Planen, die verfehlt zurückgefallen
> Auf der Erfinder Haupt.

Zum Schluß reinigt Hr. Ulrici den Dichter von dem Vorwurf, daß er in den letzten Acten des „Hamlet" den Gang der Handlung unnütz verwickelt habe. Der „Titus Andronikus" wird mit dem „Timon von Athen" zuſammengeſtellt, weil dieſe Tragödie eine der früheſten, die andere eine der ſpäteſten iſt, und weil beide denſelben Grundfehler haben: es fehlt das verſöhnende Element, der beruhigende Schluß.

In ähnlicher Art ſind die Komödien behandelt, ausführlich, ſcharf, mit Ruhe. Das Capitel über die hiſtoriſchen Dramen wird durch einige allgemeine Bemerkungen eingeleitet, in welchen das Weſen dieſer Dichtungsart feſtgeſtellt und Shakſpeare als Schöpfer des hiſtoriſchen Dramas in cykliſcher Form dargeſtellt wird.

In dem Capitel über einige Dramen von zweifelhafter Echtheit zeigt sich Hr. Ulrici wieder als besonnenen und scharfsichtigen Kritiker, der sein Urtheil stets auf die Combination innerer und äußerer Gründe stützt. Als unechte Stücke werden bezeichnet: „The arraignment of Paris", „Sir John Oldcastle", „The merry devil of Edmonton", „The fair Em", deren Echtheit Tieck behauptet; „The London prodigal" und „The Puritan widow". Über den „Locrine" conjecturirt Ulrici, daß er eine Überarbeitung eines Stückes etwa von George Peele sei; Dasselbe vermuthet er von dem ältern „König Johann", den Tieck für echt Shakspeareisch hält. Sehr scharfsinnig ist der Beweis, daß „Arden von Feversham" nicht wohl dem William Shakspeare zugeschrieben werden könne. Von dem „Leben und Tod Cromwell's" sagt unser Verf., die Echtheit bleibe immer nur eine, wenn auch nicht ganz unwahrscheinliche Hypothese. „König Eduard III." wird ungeachtet des Mangels äußerer Beglaubigung, aus innern Gründen dem großen Briten zugesprochen. Für die Echtheit des „Teufelspleis in Yorkshire" sprechen gleichfalls innere Gründe. „Die Geburt des Merlin" wird als pseudo-shakspearisch im Widerspruch gegen Tieck angenommen.

Von entschiedenem Werth ist das letzte Capitel: „Calderon und Goethe in ihrem Verhältniß zu Shakspeare." Es würde nicht vergönnt sein, hier in alle Einzelheiten dieser Abhandlung einzugehen; indeß die Art, wie dies Thema behandelt und ausgeführt ist, will ich an Calderon und Shakspeare zeigen. Hr. Ulrici parallelisirt Beide ungefähr so. Was die religiöse Grundanschauung des Calderon betrifft, so faßt er Religion und Kirche als eine objective, äußere Macht auf, welche der subjectiven Persönlichkeit des Menschen gegenübersteht, aber nicht innerlich aus und mit ihm wirkt, sondern ihn nur äußerlich leitet und beherrscht; die Transscendenz des Göttlichen wird von ihm durchaus äußerlich, objectiv gefaßt. Darin liegt offenbar eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen dem Calderon'schen und dem antiken Drama. Shakspeare dagegen bringt die Verwickelung der Handlung aus dem innersten Geiste und Leben der handelnden Personen hervor. Was die sittlichen Grundprincipien betrifft, so kennt Calderon die sittliche Gesinnung des Menschen von der religiösen; bei Shakspeare fallen beide in einen Begriff. Die große Übereinstimmung des spanischen und des englischen Dichters liegt in der Komödie; eine durchgreifende Verschiedenheit aber wieder darin, daß dem Calderon der Humor durchaus fremd ist. Shakspeare ist im historischen Drama groß, Calderon hat es nicht bearbeitet. In ähnlicher Weise vergleicht unser Verf. die Composition, die Sprache, die Charakteristik beider Dichter und strebt dahin, daß wir durch das Alles einen festern Begriff bekommen von Dem, was er Shakspeare's dramatische Kunst nennt. Derselbe Gesichtspunkt ist festgehalten in der Abtheilung, wo Goethe mit Shakspeare verglichen ist: ein Abschnitt, der in mannichfacher Weise neue Gesichtspunkte eröffnet und zu den interessantesten Discussionen anregt.

So schließen wir diese Relation, indem wir einerseits dem Verf. des fraglichen Werkes unsere vollkommene Anerkennung seiner allseitig trefflichen Leistung aussprechen, andererseits aber auch dem Publicum Glück wünschen, daß es an einem so ausgezeichneten Beispiel sehen könne, welch ein Unterschied sei zwischen unsinnigem Raisonnement, wahnwitziger Kritikasterei, geundioser Lobhudelei und echter, gediegener, unbestochener Kritik. 57.

Aus Schweden.

Zu den interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der schwedischen Literatur gehören: „Samlade Dikter af P. D. A. Atterbom" (Upsala 1838). Diese Sammlung bildet den zweiten Theil seiner sämmtlichen Gedichte. Der berühmte Verfasser windet hier einen neuen Kranz der Frühlingsblumen, welche er in einer Reihe von Jahren um sich gestreut, und welche zum großen Theile in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften sich finden, jetzt jedoch wiedergegeben in einer in technischer Hinsicht mehr veredelten und vollendeten Form. Sie sind treue Erinnerungen einer Zeit, da ein wirklicher Frühling in die schöne Literatur Schwedens einbrach, da ein neuerwachter jugendlicher Eifer für die Förderung der Literatur und Kunst sich zu zeigen begann. Wie redlich strebte man damals, eine schöne Literatur zu bilden, welche nicht von außen geholt werden, sondern auf einheimischem Boden aufblühen sollte. Mit welcher Wärme kämpften damals die jungen Streiter für die Befestigung der Ansichten in Wissenschaft und Kunst, welche sie für richtig ansahen und welche unleugbar schon reiche und wohlthätige Früchte getragen haben. Bei dieser neuen Ausgabe seiner Gedichte geht der Verf. von dem biographischen Standpunkt aus und nimmt in die Sammlung nicht blos solche Arbeiten auf, welche einen wahren Kunstwerth haben, sondern auch andere, welche weniger bedeutend sind, die aber auf den Gang und die Entwickelung seiner ästhetischen Bildung hinweisen und in dieser oder jener Hinsicht Licht über sein inneres oder äußeres Leben verbreiten. Diesen zweiten Band eröffnet der Verf. vortrefflicher Prolog zu der Zeitschrift „Phosphoros", eins der schönsten Gedichte in dieser Sammlung. Ein Seitenstück hierzu hat den Titel: „Epilog zu Phosphoros" (S. 158—170), wenngleich dieses Stück sich in poetischer Hinsicht mit dem erstgenannten nicht messen kann. Beide dieser Gedichte spiegeln indeß Atterbom's poetische Individualität auf eine bestimmte Weise ab, weswegen wir einen Augenblick bei denselben verweilen wollen. Sie sind schon in der Hinsicht merkwürdig, daß sie den Anfang und das Ende der Zeitschrift bilden, mit welcher die verjüngte schöne Literatur Schwedens beginnt. In dem ersten derselben säuselt ein warmer Lebenshauch, einen herrlichen Lenz verkündend, welcher erquickt und belebt und den Leser gleichsam mit einem himmlischen Äther erfüllt. Wie dieser, so ist auch die Darstellung klar und harmonisch. Hier ist der Verf. in seinem wahren Element; denn seine Sphäre ist die Welt der Ideen. Es ist gerade die vertraute Bekanntschaft mit der Philosophie, welche der Poesie Atterbom's ihre Tiefe und Bedeutung gibt. Sowol der Prolog als der Epilog haben in dieser neuen Ausgabe durch eine glückliche Umarbeitung viel gewonnen. Dasselbe gilt von vielen andern Gedichten in dieser Sammlung. Überall offenbart sich ein lobenswerthes Streben nach Vollendung.

Eine eigene Erscheinung in unserer den materiellen Interessen fast ausschließlich huldigenden Zeit ist folgende kleine Schrift: „Dikter i Prosa" (Stockholm 1838). Sie enthält vier Miniaturnovellen, welche sich um dieselbe Idee bewegen: sie erzählen alle von Herzen, welche, im Anfang von der Jugend goldenen Träumen schwellend und von idealischem Rosenstaub genährt, nachher in die Prosa des wirklichen Lebens eintreten, durch die eisige Kälte des Conventionellen erstarren oder von den Schlägen des Schicksals zermalmt werden. Diese Bilder

Digitized by Google

oder innern Scenerien sind von einer zarten und gefühlvollen Seele ausgegangen, welche ohne Zweifel selbst um den Traum des Lebens gebracht worden. Wir nehmen als ausgemacht an, daß der Verf. dieser Gedichte in Prosa dem Geschlechte angehöret, welches am häufigsten und vorzugsweise leiden, entsagen und schweigen muß. Die Jugend der meisten Menschen der Gegenwart hat solche Träume nie gehabt. Schwärmerei ist ein Wort, worüber man heutzutage mitleidig lächelt; Sentimentalität ein Unding, worauf man mit Erstaunen und Verachtung herabblickt. Wir fürchten demnach, daß diese Gedichte wenig Leser finden werden. Überdies hat dieses Büchlein gewisse Eigenheiten, welche dessen Horoskop weniger glücklich machen. Die Helden und Heldinnen, welche darin auftreten, sind nämlich fast blos Geister ohne Leiber, oder wenigstens sind dirse Leiber so fein, daß sie aus lauter Nerven bestehen, welche unaufhörlich vibriren und bei einem einzigen Schlage zerspringen. Sie scheinen aus lauter Luft gewebt zu sein, meteorische Gestalten, welche schimmern und glänzen, um binnen Kurzem durch den ersten Sturm weggeweht zu werden. Gerade darum, weil diese Wesen zu wenig Fleisch und Blut besitzen, zu wenig Wurzel im Leben haben, mit einem Worte, zu wenig Menschen sind, können sie die Sympathie des Lesers nicht recht gewinnen; denn der Mensch kann sich eigentlich nur für Seinesgleichen interessiren. Die große Kürze dieser Novellen trägt auch dazu bei, daß man keine rechte Theilnahme, weder an der Helden eigener Persönlichkeit noch für die Leiden, deren Opfer sie sind, haben kann. Der Verf. behandelt die Liebe als ein Abstractum, den Tod, oder wenigstens den Wahnsinn, oder die innere Versteinerung als nothwendige Folgen von der Auflösung der Liebe entweder durch die Untreue des Einen, oder durch äußere Zufälligkeiten. Überdies herrscht in diesen Zeichnungen eine gewisse Monotonie. Die dritte Erzählung, welche am meisten ausgeführt und in künstlerischer Hinsicht die vollkommenste ist, macht davon eine Ausnahme. Mehre Saiten werden da angeschlagen, die Conflicte anschaulicher dargestellt, die Dissonanzen besser vorbereitet und besser aufgelöst.

Viel Aufsehen hat hier im Lande die gegen Ende des vorigen Jahres in Stockholm erschienene Schrift: „Revolution och Republik", erregt. Der anonyme Verf. ist ein echter Radicaler. Schon in den ersten Zeilen sagt er: „In unserer Zeit ist eine Revolution, die nicht die Republik zum Zwecke hat, nichts anderes als ein zufälliger Auflauf, eine gelungene Verschwörung." Dem Titel gemäß theilt sich genannte Schrift in zwei Hauptabtheilungen. Die erste nennt sich „Theorie der Revolutionen", die zweite handelt von der Republik. „Man sollte meinen", sagt der Verf., „daß wir Schweden, von denen man sagt, wir hätten so viele Revolutionen gemacht, deren Bedeutung durch die Praxis sollten kennen gelernt haben, und also nicht nöthig hätten davon belehrt zu werden." Demzufolge wirft er einen Blick auf unsere Geschichte zurück und findet, daß Engelbrecht's und Gustav Wasa's Revolutionen in der That nur Pfuscherei waren: die des Erstern darum, weil ihr Urheber zu gemäßigt war; die des Letztern darum, weil seine Umwälzung nur von ihm und nicht vom Volke ausging; darum war es auch er, der eigentlich den Nutzen aus ihr zog, und daß er dem Lande so viel Vortheil zufließen ließ, war eine Folge seiner persönlichen Größe und nicht einer den Begebenheiten einwohnenden Nothwendigkeit. Natürlich ist der Verf. ebenso wenig mit Gustav's III. Revolution zufrieden, da „es nur die königliche Gewalt war, welche die Macht der Aristokratie verdrängte", und noch weniger mit der von 1809, deren einzige Folgen sollen gewesen sein, „ein neuer Name auf dem Throne, ein neues Bild auf der Münze, neue Abgaben, neue Forderungen der Liebe und Bewunderung, eine neue getäuschte Hoffnung besserer Zeiten". „Auf dieselbe Weise", heißt es ferner, „werden Revolutionen in Konstantinopel, Marokko, in allen Despotien Asiens gemacht." (!?) Der Verf. überschaut die Revolutionen in den übrigen Ländern Europas, von denen ihm nur die der Schweiz, die niederländische und die französische ihren Zweck erfüllt zu haben scheinen, weil sie zur Republik führten. Sodann kommt er zu Frankreichs letzter Revolution, welche ihm als eine elende Stümperei vorkommt, und meint, „sie würde einen ganz andern Ausgang gehabt haben, wenn man die Republik proclamirt und zu deren Präsidenten den Veteranen der Freiheit, den verehrungswürdigen Lafayette gewählt hätte". Nachdem der Verf. dem König Ludwig Philipp eine lange Lection ertheilt, setzt er hinzu: „Dieser König ist doch ein Mann von Verstand, Urtheilskraft, Muth, Energie und Rechtsgefühl." Als Präsident hätte er, meint der Verfasser, „ohne Schwertschlag, das stammverwandte (?) Belgien mit seinem Lande vereinigen, Polen selbständig machen, Italien emancipiren und die pyrenäische Halbinsel zu einem europäischen Staatsleben erwecken können". Folgende Zeilen enthalten einen wahren und richtigen Gedanken: „Niemand stelle sich vor, daß man eine Revolution machen kann. Sie muß sich selbst machen, und Alles, was ein Mann von Kraft und Verstand vermag, ist, die rechte Zeit zu benutzen. Geheime Verabredungen, weitverbreitete Kabalen, künstlich entworfene Pläne können allerdings gegen das Leben, die Freiheit und äußere Lage einer oder mehrer Personen mit Erfolg gerichtet werden; aber ihre Wirkungen erstrecken sich dann nie weiter als zu diesen Einzelnheiten und greifen nie in die Lage des Volks ein. In despatischen Staaten sind solche Veränderungen fast alltäglich und bringen nur einen Wechsel der Personen mit sich, nichts weiter. In Staaten dagegen, wo das Volk eine Bedeutung hat, ist das Complot kraftlos, weil es das Volk ist, welches als handelnd auftreten muß, und ein Volk conspirirt nie. Keine geheimen Verabredungen, keine Intriguen, keine kühnen Eingriffe können hier etwas ausrichten. Ein Jeder, der solche stiften will, ist ein Thor oder ein Betrüger, der entweder die Zeit und die Verhältnisse nicht kennt, oder der unter der Larve der Nationalsache eigennützige Pläne befördern will." Endlich tritt unser Verf. mit dem Entwurf zu seinem neuen Staate hervor. Das Hauptprincip soll seiner Meinung nach in „Gewerbsfreiheit, Äußerungsfreiheit (Rede-, Schreib- und Preßfreiheit), Gleichheit vor dem Gesetze, Municipaleinrichtung, Repräsentationsrecht für das Volk und Macht für das Oberhaupt bestehen."

60.

Die juristische Bücherfabrikation in England.*)

Eins der vorzüglichsten und unfehlbarsten Mittel, deren sich in England der noch unbeschäftigte Rechtscandidat oder Advocat nach Vollendung seiner juristischen Studien bedient, um zu einem Namen und zu den mit seinem Berufe verbundenen Vortheilen zu gelangen, ist die Publicirung, oft aber auch die bloße Ankündigung einer rechtswissenschaftlichen Schrift, welche, gut oder schlecht, mittelmäßig oder ausgezeichnet, wenigstens den Glauben erweckt, daß der Verfasser fleißig studirt und einen Gegenstand besonders ergründet hat, und die oft sehr oberflächlichen Leiter eines Rechtshandels (in England bringen, aus leicht begreiflichen Gründen, nicht sowol tiefe Kenntnisse in der Jurisprudenz als vielmehr, wie auch im alten Rom, forensische Künste und Kühnheit und Gewandtheit der Zunge zu Ruf und Praktik) mit Übergehung viel fähigerer Personen sich an sie um ihren gelehrten Beistand zu wenden bestimmt. Um dies zu bewirken, befolgen die jungen juristischen Autoren ein von dem anderer Schriftsteller ganz verschiedenes Verfahren; denn während diese einen Gegenstand seiner Neuheit oder Schwierigkeit oder einer damit verknüpften und noch nicht aufgehellten Dunkelheit wegen zu wählen pflegen, behandelt der nach Processen und Einnahme lüsterne Rechtscandidat einen recht alltäglichen, einen solchen, der häufig in der juridischen Praxis vorkommt.

*) Vgl. den Lebensabriß des englischen Rechtsgelehrten Holroyd im „Edinburgh review", April 1838.

Digitized by Google

Wäre der Gegenstand neu und ungewöhnlich, dann würde er kein Interesse erregen, und dem Verfasser ist es nicht um Förderung der Wissenschaft, nicht um litterarischen Ruf zu thun, sondern um Beschäftigung und Clienten, die am leichtesten erworben werden können, wenn der junge Mann sich in einem Gegenstande bewandert zeigt, der recht oft vor Gericht gebracht wird. Daß solche Schriften sich nicht durch wissenschaftliche Tiefe und höhere literarische Verdienste auszeichnen, ist natürlich, und aus der Art, wie aus dem Zweck, wozu sie mit oberflächlicher Flüchtigkeit verfertigt werden, vermag man sich die Erscheinung zu erklären, daß in Englands juristischer Literatur von Jahr zu Jahr immer mangelhaftere Producte erscheinen, die den alten, von den Vorfahren überlieferten Werken immer mehr und mehr nachstehen. Statt eines Littleton, Coke, Plowden, Blackstone, Fearn, die mit Ausnahme eines Einzigen Alle die Höhe ihres Berufs erreicht hatten, bevor sie in ihrer Wissenschaft öffentlich als Lehrer auftraten, schreiben jetzt junge Leute, die ihre Bildung noch nicht zur Hälfte vollendet, Rechtsgelehrte, die noch kein halbes Dutzend Processe unter den Händen gehabt haben. Da jedoch der Hauptzweck dabei kein anderer ist, als bekannt zu werden und die Meinung zu erwecken, als habe man irgend einem Zweige des Rechts eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, bloße Anzeigen aber allenfalls denselben Dienst leisten können, ohne daß man nöthig hätte, ein Buch zu schreiben, so ist nichts gewöhnlicher, als auf den Umschlägen juristischer Bücher und Zeitschriften Ankündigungen von neuen und wichtigen rechtswissenschaftlichen Werken zu lesen, die nie erscheinen werden. Nicht Wenige kommen durch diese Industrie zu Brot. 161.

Bibliographie.

Aret. Novelle von der Verfasserin der Cousinen, der Frauen, der Freunde u. s. w. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. Eichel. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Bertha von Ehrenkron oder die Brasseiers. Novelle in vier Büchern von W. v. G. Mit 1 Kupfer. 8. Leipzig, Drobisch. 1 Thlr. 4 Gr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 10ter Band: Deutsche Interlinearversionen der Psalmen aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. Herausgegeben von *E. G. Graff*. Auch u. d. T.: Deutsche Interlinearversionen der Psalmen. Aus einer windberger Handschrift zu München (XII. Jahrhundert) und einer Handschrift zu Trier (XIII. Jahrhundert) zum ersten Male herausgegeben von *E. G. Graff*. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 3 Thlr. 20 Gr.

Blaze, E., Der französische Soldat unter Napoleon. Humoristische Schilderung des militairischen Lebens während der Feldzüge, in der Garnison und Caserne; nebst Bemerkungen über Sitten und Gebräuche verschiedener Nationen Europas. Aus dem Französischen. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 6 Gr.

Bauer, A., Beiträge zum deutschen Privatfürstenrechte in Darstellungen merkwürdiger Rechtssachen. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 Thlr 8 Gr.

Carus, C. G., System der Physiologie umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen, für Naturforscher und Aerzte bearbeitet. 2ter Theil, enthaltend die physiologische Geschichte des Bildungslebens. Gr. 8. Dresden, G. Fleischer. 2 Thlr. 12 Gr.

Denkwürdigkeiten aus Walter Scott's Leben. Mit besonderer Beziehung auf seine Schriften. Nach „Lockhart's Memoirs of the Life of Sir W. Scott" und den besten Original-Quellen bearbeitet von *Moritz Brühl*. 1stes Bändchen. Auch u. d. T.: Walter Scott und seine Freunde. Oder Beiträge zur britischen Literatur-Geschichte der letzten funfzig Jahre. 8. Leipzig, Kollmann. 18 Gr.

Dittenberger, Theophor F., Biographie des Großherzoglich Badischen Kirchenrathes ꝛc. von ihm selbst verfaßt. Mit lithographirten Abbildungen. 1ster Band. 1stes Heft. Herkunft und früheste Erziehung. Gr. 8. Mannheim, Bensheimer. 12 Gr.

Donné, Al., Die Somnambüle Mademoiselle Pigeaire in Frankreich; oder merkwürdige Erscheinungen im Gebiete des Somnambulismus und thierischen Magnetismus. Eine interessante Schrift für Jedermann. Aus dem Französischen. Mit 1 Abbildung. 8. Quedlinburg, Basse. 8 Gr.

Fragmente aus Oesterreich. Herausgegeben von F. E. P. 8. Mannheim, Hoff. 20 Gr.

Froriep, R., Schutz vor Nachbildung der Kunstwerke. Nach dem Königl. Preuß. Gesetz vom 11. Juni 1837 für Künstler und Kunstverleger erläutert. 8. Berlin, Sachsen. Comp. 8 Gr.

Greverus, F. P. C., Reiselust in Ideen und Bildern aus Italien und Griechenland. 2ter Theil: Griechenland. Auch u. d. T.: Reise in Griechenland. 8. Bremen, Kaiser. 1 Thlr. 12 Gr.

Haupt, C. G., Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde oder der concrete Geist des Alterthums in seiner Entwickelung und in seinem System. 3 Bände. Gr. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Hoffmann, J. G., Die Bevölkerung des preussischen Staats nach dem Ergebnisse der zu Ende des Jahres 1837 amtlich aufgenommen Nachrichten in staatswirthschaftlicher, gewerblicher und sittlicher Beziehung dargestellt. Gr. 4. Berlin, Nicolai. 3 Thlr.

Hoffmann, K. F. V., Das Vaterland der Deutschen. [1ste Abth.] Lex.-8. Nürnberg, Stein. 1 Thlr.

Iduna. Ein Zeitschrift für die Jugend beiderlei Geschlechts, belehrenden, erheiternden und geistbelebenden Inhalts. Begründet von A. Schoppe, fortgeführt von Ed. Janinski. 9ter Jahrg. 1839. Gr. 8. Altona, Ane. 1 Thlr. 16 Gr.

Kolloff, E., Schilderungen aus Paris. 2 Theile. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 16 Gr.

Kramar, G., Der Fuciner See. Ein Beitrag zur Kunde Italiens. Mit 2 lithographirten Karten. Gr. 4. Berlin, Nicolai. 16 Gr.

Langerhanns, A., Skizzen englischer Charaktere und englischer gesellschaftlicher Zustände. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Lapelli, Graf v., Roms Alterthümer. Aus den hinterlassenen Papieren. Bearbeitet von C. v. K. Gr. 16. Magdeburg, Bühler. 12 Gr.

Lieder eines heimgegangenen Freundes. Gr. 12. Elberfeld, Hasset. 6 Gr.

Ludovic, Venedig im Jahre 1457 oder der Rache Macht. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 8. Leipzig, Rein. 9 Gr.

Müller, W., Russen und Mongolen. Bilder aus dem Wechselkampfe dieser Völker. 2ter Band. Gr. 12. Gödlin, Hendeß. 1 Thlr. 12 Gr.

Mundt, Th., Spaziergänge und Weltfahrten. 3ter Band. Ausflug durch die Schweiz nach der Provence. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr.

Riebel, W., Karl Philipp von Wrede, Fürst und Feldmarschall, nach seinem Leben und Wirken. Ein Beitrag zu den Lebensumrissen berühmter Männer aus Bayern. Mit Portrait. Gr. 12. Ulm, Ebner. 12 Gr.

Schiller. Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. 2 Bände. Mit 1 Stahlstich. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 1 Thlr. 12 Gr.

Deutsche Volkssagen, zunächst aus den Rheinlanden. Herausgegeben und erzählt von Roderich Benedix. 1stes und 2tes Bändchen. Mit 4 Bildern. Gr. 12. Wesel, Bagel. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 192. — 11. Juli 1839.

Briefe an Heinrich Voß. Herausgegeben von Abraham Voß. Drei Theile. Heidelberg, Winter. 1833—38. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Heinrich Voß, auf welchen vorliegende Bändchen sich beziehen, ist als Professor der Philologie zu Heidelberg 1822 gestorben und seitdem ist sein Zeitalter ihm schon nachgefolgt. Denn es verdient Aufmerksamkeit, wie rasch die Zeitalter neuerdings sich verdrängen, ihre Lebensdauer wird geringer, wie das Leben der Menschen nach der Sündflut, und was man einst nach ganzen und halben Jahrhunderten zählte, muß jetzt nach Jahrzehnden erwogen werden. So beginnt bekanntlich das Jahr 1830 ein neues Zeitalter für Literatur, Staatsverhältnisse und was sonst noch, an dessen Rande wir gegenwärtig stehen, und alles rückwärts darüber Hinausliegende gehört — wenn anders die Sprechweise erlaubt ist — dem vorigen Seculum. Dies trifft Lebendige und Todte: sie sind veraltet über dem Grabe und in demselben, und Ref. wundert sich manchmal über sich selbst, daß er voll Erinnerungen der frühern Jahrzehnde, mithin der Regel nach so gut wie gestorben, dennoch lebt und vielleicht im nächsten Jahre ein anhebendes neues Zeitalter zu begrüßen im Stande ist. Denkt er sich nun die Leser unsers literarischen Blatts als tapfer fortgehend mit dem Zeitalter, wozu ihnen auch eben dies Blatt behülflich sein soll, so weiß er kaum etwas anzufangen mit Personen und Dingen aus dem vorigen Seculum und mag darüber kaum reden, aus Furcht zu langweilen. Freilich sieht er auf dem Titel den Namen eines Jean Paul, der vielen Lesern und Leserinnen werth gewesen, eines Schiller und Goethe, die man durch Monumente und Bände von Commentaren noch heutzutage ehrt, und er hofft deshalb Ansprechendes zu finden; allein theils hat man schon sattsam von diesen Todten vernommen, theils ist ein Monument ganz etwas Anderes für die Schaulust als ein Bücherbericht für die Leselust, und hätte Goethe nicht in seinen „Faust" so Vieles hineingeheimnißt, so wären die Commentare darüber nicht entstanden. Außerdem steht die Familie Voß durch Übersetzungen und Protestantismus in keinem sehr geneigten Andenken, da das Zeitalter scharfe Originalität und Katholitismus fodert, und jenes idyllische deutsche Bürgerthum und dessen Sinnesart, welchen frühere Jahrzehnde gewogener sein mochten, erscheint dem ausgeweiteten Sinn der Gegenwart ärmlich, die mit ihren Lebensbildern wenigstens nach Jerusalem und Amerika hinüberstreift. Trotz dem Allen, die Hefte liegen einmal da, Ref. will berichten und spricht mit Ulrich Hutten: „Es sei gewagt."

Zuvörderst gewahren wir den Briefsteller, einen feinsinnigen, warmen, weichen, innig gemüthlichen Menschen, den sein Studium der Theologie nicht orthodox und die Philologie nicht herbe machte, der von Jugend auf an Ältern, Geschwistern und Freunden mit ganzer Seele hing. Was aus seinem Leben nach Mittheilungen der Mutter erzählt wird (Thl. 3), zeigt keine besondern Ereignisse, nicht einmal eine Heirath, da er unvermählt geblieben, sondern Schul- und Universitätsjahre, in denen er lernte, zwei Jahre in Weimar und den Rest zu Heidelberg, wo er lehrte. Übereinstimmend mit diesem Stillleben war sein stilles in sich gekehrtes Wesen.

In dessen Kreise tritt Jean Paul Fr. Richter, der warme, weiche und reiche Zögling der Phantasie, auf seinen heidelberger Festzügen (1817), und Beide schließen sich aneinander, bleiben darauf in ununterbrochenem Briefwechsel. Heinrich ergießt seine Empfindungen und lebt in deren Mittheilung, die der Gleichfühlende gewiß aufs vollkommenste verstand, weil er sie selbst geschildert. Folgendes z. B. gleicht ganz den behaglich kleinbildlichen Darstellungen im „Quintus Fixlein" und „Maria Wuz":

Ich fühle den Winter, der an mein Fenster bläst; aber die treue Flomme brennt lustig im Ofen, und mit ihr ist der Winter mein Freund. Es soll gewaltig geschneit haben; noch sehe ich nichts durch das dicke Dunkel (5 Uhr Morgens im December), aber ich freue mich des Anblicks, den mir der anbrechende Tag zeigen wird, der weißen Berge und der dickgepuderten Bäume. Und wenn ich dann den Himmel in Schneeflocken sich auflösen sehe und neben mir der Ofen knattert, so arbeitet sich's leicht und schön und gemüthlich. Noch immer spielen die Knabenempfindungen in die männlichen Arbeiten hinein. Ich denke, nur frisch zugelernt; dann geben die Ältern Erlaubniß, Schlittschuh zu laufen, auf der Schneebahn im kleinen Schlitten lustig hinzufahren, und da kann mich's mit Wonne durchschauern, wenn ich den Neckar im Froste knacken höre wie ehemals den cutiner See. Gerade der Decembermonat ist mir der behaglichste, weil er die Freuden des heiligen Christmonats enthält, die mir noch immer so bunt, so lichthell, so feierlich still, so geheimnißvoll vor der Seele stehen, und weil der December der letzte Monat im Jahre ist. Jedem Neujahrstage seh' ich mit einer Art von Bangigkeit, ja mit Schauer entgegen, wenn er nahe vor mir steht; aber im December fühle ich mich noch so recht sicher. Mir ist, als säß' ich mit allen Freun-

Digitized by Google

den und Bekannten im engen Stübchen und hörte Gespenstergeschichten und Musik, während in unserer Mitte die Punschbole dampft. Das Gespräch wird herzlich und immer herzlicher, wie die Empfindung, und man genießt es so recht mit warmem Dank, wieder ein altes gutes Jahr verlebt zu haben, und das Jahr selbst ist unser Mitgast im engen Stübchen, und wir sehen ihm lächelnd ins freundliche alte Angesicht. Aber am Ende wird das Herz schwer, wenn es ans Scheiden geht. Noch haben wir eine Stunde, eine halbe, eine Viertelstunde des Beisammenseins, jetzt, ach! nur fünf Minuten, nur noch ein paar, und der finstere Glockenmann regt sich schon, um die ernste Stunde zu schlagen. Wenn ganz Europa jubelt: Vivat das neue Jahr! gerade in dem Augenblicke schwindet das liebe, freundliche alte Jahr, schwindet die heitere Gesellschaft, versinken die Wände des kleinen Stübchens, und ich stehe vor einem unermeßlichen Nichts, vor einem Ocean ohne Ufer.

Das Nachleben der Vergangenheit im Leben ist kein geringer Quell von Freude und so zu sagen eine Kunst, eine Gabe, eine poetische Ergänzung, ohne welche man nur eine halbe Gegenwart lebt und in den Ocean der Zukunft verschwimmt. Gerade aber das Kleinste, nicht das Größte leiht diesem Nachleben die wohlthätigsten Farben, weswegen Fürstenkinder und Krösusseelen schwerlich viel davon haben. Wie werth dem Briefempfänger solche Mittheilungen waren, entdeckt sich bei einem spätern Jahreswechsel, als Heinrich schweigt, und wir lesen:

Ich dachte nicht, daß ich ohne deinen Schreibhanddruck ins neue Jahr übertreten würde; hätte ich nicht immer so sehr gehofft, ich hätte schon im alten geklagt.

Wie jubeln aber die Briefe Heinrich's an seine Ältern, als er den gleichgestimmten Freund in Baireuth besucht! Jean Paul — heißt es — ist ein gar gemüthlicher Hausvater; sein Haushalt erinnert mich an die dithmarsischen Zeiten; es ist doch eine Wonne, mit Leuten zu verkehren, die man unaussprechlich gut nennen muß, und so recht aufrichtig wie die alte Zeit; ich lebe im Schooße der Freundschaft, bin so recht in die Familie eingeweiht, gehöre ihr auf immer an.

Was den Vater Voß mit so Vielen entzweite, die Schrift über Stolberg, geht an dem Sohne und seinem Freunde ohne Zerwürfniß vorüber. Kein Wunder, wenn Ersterer, dem gewiß der Zweite beistimmte, schreibt:

Wenige Menschen haben wol so würdige Begriffe von Christus gehabt als Lessing, wenn er auch die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte nicht zu lösen weiß. Man lasse den Apostein diese Widersprüche und suche nicht durch gewaltsame Interpretation Einklang zu erzwingen. Vor Irrthümern konnten die rohgebildeten Apostel selbst durch den heiligen Geist nicht geschützt werden, der ja, wie alte Dogmatiker lehren, sich nach den Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers richtet, von dem er Besitz nimmt. Soll ich einem Apostel, der noch dazu lange nach Christi Tode schrieb, mehr glauben als der Vernunft? Ich meine die wirkliche Vernunft, nicht die unter dem Namen Vernunft von Harms u. A. eingeschwärzte Unvernunft.

Dabei bleibt allerdings die Trauer über ein verlorenes Ideal:

Mich schmerzte anfangs Vieles, was nicht zum Bilde paßte, welches ich von Stolberg in der Seele trug. Meine Ältern ließen mich, als ich unter Stolberg's Augen aufwuchs, nie in die Kehrseite von Stolberg's wahrhaft liebenswürdigem Wesen blicken. Kaum meine Ältern liebte ich mehr als diesen Mann von ganz unwiderstehlicher Anziehungskraft. Seine Religion kümmerte mich wenig, da sie mir nicht lästig fiel; von seinen Stürmen erfuhr ich nichts. Ich sah nur den Heitern mit der Engelseele, und wie freundlich war der Mann gegen mich, wie unverdrossen, mir in Sprachen fortzuhelfen, mir dunkle Stellen im Shakspeare zu erklären!

Über diesen britischen Dichter finden sich viel feine Bemerkungen in den Briefen, wie von seinem Übersetzer zu erwarten. Nach dessen Tode schreibt der baireuther Freund an die trauernde Mutter:

Wie viele andere Kräfte Ihr Heinrich auch hatte, Eine himmlische strahlte und glühte in ihm allmächtig, die Johanneskraft der Liebe. Auf der Erde erwarte ich Niemanden mehr, der mich zum zweiten Male so liebt, und so darf wol noch mancher Freund von sich sagen. Seine Liebe war die eines Starken, die festvertrauende, die fortopfernde, nicht die eines Weichlings zufälliger Aufwallungen. O du unersetzlicher Heinrich!

Auch einen andern Namen umfaßte diese Johannesliebe, der Vielen, die ihn kannten, sehr werth gewesen, den Ritter Truchseß von der Bettenburg, unweit Schweinfurt. Heinrich fand in ihm „einen der köstlichsten Menschen, die auf Erden leben", einen „Riesen und Athleten" seinem Körper nach und von ebenso hervorragendem Gemüth.

Die alte deutsche Biederkeit hat sich in diesem Manne erhalten, und so wie er ganz der alten bessern Zeit angehört, ist er auch ganz in der neuen einheimisch. Kein bedeutendes Werk existirt in der Literatur, das er nicht gründlich studirt hat, keine Freude des Moments ist, die nicht sein ganzes Herz fesselt. Glücklich sein und glücklich machen, scheint der Wahlspruch seines Lebens.

Und so dürfen wir uns nicht wundern, daß der Besuchende (1811) von der Bettenburg mit ihren Aussichten und umgebenden Anlagen und dem Bewohner derselben entzückt ist. Auch Ref. ward von der Beschreibung (Thl. 3) hingerissen; nur haben ihn etwas gestört die reichlichen Tafeln mit Inschriften, welche der Bettenburger in seinem Park angebracht, die Kapelle, welche für den Genius des Todesschlummers errichtet ist, die Namen einiger Plätze, z. B. des Minnesängerplatzes, u. s. w., was den freien Genuß der Natur ohne Noth zu verderben und die weitflatternden Empfindungen einzuschnüren scheint, jedoch manchen Liebhabern englischer Gartenanlagen gefällt. Vielleicht hat Ref. in dieser Beziehung sich etwas von dem neuen Zeitalter angeeignet, was ihm jene freundlichen Mühwaltungen des vorigen Seculums verkümmert.

Endlich haben wir noch aus der Zeit des weimarischen Aufenthalts (1804—6) der Nachrichten über Goethe und Schiller zu gedenken (Thl. 1). Kaum irgendwo tritt uns das Bild der Beiden so wohlgefällig entgegen. Goethe, dem anderwärts stets einige Härten beigemischt sind, empfängt den jungen Schulmann, der ihm auch seine Stelle verdankte, aufs freundlichste, spricht mit ihm im Tone eines Vaters über Alles, und zwar bewundernswürdig, läßt ihn Theil nehmen an Vorlesungen in seinen Sonntagsgesellschaften, sinnt darauf, ihm Angenehmes zu erweisen, überrascht ihn mit dem Doctordiplom, scherzt und schmaust mit dem jungen Doctor —

es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viel Güte und Wohlwollen aus. Nie ist er angenehmer und liebenswürdiger als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht, oder auf dem Sopha sitzt; da wird es unmöglich, sich ihm nicht hin-

Digitized by Google

zugeben. Er iſt durchaus redlich und treu, ein unbedingter Freund. Was ich noch mehr ſchätze, iſt das Unnennbare, was durch ihn in die Herzen dringt und mit Worten nicht ausgeſprochen werden kann. Er hat die Kunſt, Andere, ohne daß ſie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja, es iſt auch gar nicht Abſicht, wenn er es thut, es iſt vielmehr ſein ganzes Weſen. Er hat es lange gemirkt, wie lieb ich ihn habe, und daß er auch nicht leere Worte zu mir ſpricht; deswegen erlaubt er mir, recht oft um ihn zu ſein, ich darf ihn um Alles fragen, um jede Belehrung bitten. Wenn ich traurig bin, ſo ſchütte ich ihm mein Herz aus und gehe getröſtet von dannen; wenn ich fröhlich bin — ja für mich exiſtirt keine Freude, ehe ich ſie ihm nicht mitgetheilt habe, und dann iſt ein freundlicher Blick von ihm mir das Höchſte, oder ein väterlicher Kuß und Händedruck, oder der ſüße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. Iſt er recht lebendig, ſo ſpringt er vom Sopha auf und geht haſtig im Zimmer auf und nieder, und jede Geſticulation, ihm ſelbſt unbewußt, wird zur lebendigſten Sprache. Ja, dieſer Mann ſpricht nicht blos mit dem Organ der Zunge, ſondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menſchen ſtumm ſind, und aus ſeinen Augen ſtrahlt das ſeelenvollſte Feuer. In der letzten Krankheit Schiller's war Goethe ungemein niedergeſchlagen, ich habe ihn einmal in ſeinem Garten weinend gefunden. „Das Schickſal iſt unerbittlich und der Menſch wenig", das war Alles, was er ſagte, und wenig Augenblicke nachher ſprach er von heitern Dingen. Niemand hatte den Muth, ihm Schiller's Tod zu melden u. ſ. w.

Nach Schiller's Tode erfuhr Goethe, daß Voß's Vater von Jena nach Heidelberg gehen würde. Heftig ſagte er:

Schiller's Verluſt mußte ich ertragen, denn das Schickſal hat ihn mir gebracht; aber die Verſetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schickſal nicht zur Laſt, das haben Menſchen vollbracht.

Er ergriff des Sohnes Hand mit leidenſchaftlicher Heftigkeit und drückte und ſchüttelte ſie, wie er es nie gethan. Spät nach Hauſe gekommen am Abend, ſah man ihn noch lange Zeit mit dem Geſicht ans Fenſter gelehnt ſtehen. Als auch der Sohn dem Vater nach Heidelberg folgte, ward das innige Verhältniß geſtört, und Heinrich zweifelte bei einem ſpätern Beſuche, in Weimar das alte wiederzufinden. Goethe empfing ihn, nicht eben herzlich, aber mit einer Freundlichkeit, die vom Herzen kam, und am folgenden Mittage fand Heinrich Voß ganz den alten väterlichgeſinnten, liebenden Freund wieder.

Schiller — es iſt eine Freude, den Mann von ſeinem Leben erzählen zu hören, beſonders wenn er in ſeine komiſche Laune fällt. Von ſeiner Herzensgüte ließen ſich tauſend Beweiſe geben. Der Mann iſt ganz Wohlwollen, ſeine ruhige heitere Seele iſt für Alles empfänglich, was einem Herzen wohlthun kann, die fortdauernde Stimmung ſeines Gefühls iſt Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Weſen. Der Dichter Schiller ſteht ſehr hoch, aber der Menſch viel höher.

Ich ſehe Schiller nicht ſo oft als Goethe; ich habe ihn vollkommen ſo lieb wie dieſen, ſtehe aber zu ihm in ganz andern Verhältniſſen. Zu Goethe iſt meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich grenzenloſe Liebe, aber nicht ſo jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie unſer Einer. Goethe iſt mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter. Goethe iſt ein etwas ungeſtümer Kranker, Schiller die Sanftheit und Milde ſelber.

Als Schiller ſtarb, dachte Heinrich täglich und ſtündlich an den Geliebten, den er mit Bruders und Sohnesliebe liebte, vor deſſen Herzen er kein Geheimniß hatte. Er hörte deſſen letztes ſterbendes Wort, wachte öfter bei ihm in den Krankheitsnächten. Manche der mitgetheilten Züge und Geſpräche ſind höchſt rührend. Schiller hat über Anmuth und Würde geſchrieben; Anmuth, zur Würde geſellt, war ſein Charakter. Selbſt in ſeinem Gange, in ſeinen ſeelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; dieſe gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber dieſe Liebe fühlte man ſtets hervorſtechender als die Verehrung, und ſo war auch die Anmuth der überwiegende Theil, der ſich nie verleugnete. Es iſt keine Dichterfiction, wenn Schiller ſingt: „Dieſen Kuß der ganzen Welt!" ſondern ein Hauptzug ſeines Charakters; denn alle Menſchen betrachtet er wie ſeine Brüder und möchte ſie mit Armen der Liebe umfangen. In Dannecker's koloſſaler Büſte ſchien dem liebenden Freunde Schiller ganz wiederaufgelebt, und ihm war, als müſſe ſich der Mund zu einem freundlichen Geſpräche öffnen. Er ruft aus: „Wie ſchön, wenn Schiller's Vaterſtadt ihrem Lieblingsſohne ein Denkmal der Liebe weihte und Dannecker ſeine Büſte beiſteuerte?" Das Denkmal ſteht jetzt aufgerichtet in Würtembergs Hauptſtadt. 7.

Der Einfluß der Civiliſation auf den phyſiſchen Menſchen.

Stärke und Umfang der Organe des Menſchen ſehen wir in dem Maße, als das Leben ihre größere oder geringere Thätigkeit in Anſpruch nimmt, ſich beſtändig verändern; das alltägliche Leben bietet eine Menge Erſcheinungen hierfür dar, die ſich alle unter das eine Geſetz ordnen laſſen, daß, je mehr ein Organ angeſpannt wird — vorausgeſetzt es wird nicht überſpannt, weil in dieſem Falle Entkräftung eintritt, ebenſo wie in Folge unnatürlicher Ruhe —, daſſelbe deſto mehr Sitz einer ſpeciellen Thätigkeit wird, an der die Nahrungsſäfte zuſammenſtrömen. Welche Verſchiedenheiten müſſen nun aber in der Beſchaffenheit eines Volks hervorgebracht werden, wenn ſolche Einflüſſe von Generation zu Generation fortwirken? Die Frage hat kürzlich ein engliſcher Arzt in einem gründlich philoſophiſchen Schriftchen*) zu löſen geſucht, aus der wir folgende kurze Andeutungen herausheben. Der Menſch, der mit der Natur in einem Verhältniß wechſelſeitiger Action und Reaction ſteht, kann dieſelbe nicht verändern, ohne ſelbſt wieder durch den neuen Zuſtand, den er hervorgebracht hat, eine Rückwirkung zu erleiden, wodurch ſein eigenes Weſen modificirt wird. In dem Jägerleben ſtrengt er vorzugsweiſe noch ſeine Muskelkraft an; welche Veränderung bringt aber ſchon der Ackerbau in ihm hervor! Seine intellectuellen Fähigkeiten werden durch denſelben mehr in Anſpruch genommen, und jeder weitere Schritt, den er von nun an auf der Bahn der Civiliſation thut, erhöht die Geiſtesthätigkeit ebenſo ſehr und wirkt demnach in ebenſo hohem Maße auf das Cerebralſyſtem, als das Muskelſyſtem außer Übung bleibt. So iſt z. B. die jetzige Generation nicht mehr im Stande, die Waffen ihrer Vorältern zu tragen. Auf jeder höhern Stufe der Civiliſation wird der Kreis der Genüſſe des Menſchen und ſomit ſeiner Wünſche erweitert, und das Streben nach Befriedigung dieſer Wünſche iſt es gerade, was den Kopf des Menſchen in Thätigkeit ſetzt und demnach auf eine vorherrſchende Entwickelung des Cerebralſyſtems hinwirkt. Sehr weſentlich wird die Conſtitution der Menſchen auch durch die Diät verändert, und eine ganze Reihe von Ver-

*) Changes produced in the nervous system by civilisation, considered according to the evidence of physiology and the philosophy of history. By *Robert Verity*.

änderungen, die aus den Fortschritten der Civilisation hervorgehen, hängt von jener ab (animalische Nahrung der Erweiterung der Muskelgefäße, vegetabilische mehr der Entwickelung des intellectuellen Vermögens günstig; Thee, Kaffee ꝛc.). Besonders aber nimmt das civilisirte Leben an und für sich, z. B. in großen Städten, wo die Existenz schwieriger ist und feinere Berechnungen wie wissenschaftliche Anstrengungen voraussetzt, die Thätigkeit des Gehirns in hohem Grade in Anspruch; dadurch muß auch in der äußern Gestalt desselben eine Modification eingetreten und z. B. die Gefäße desselben bedeutend erweitert sein. Messungen von Köpfen unter den verschiedenen kaukasischen Stämmen in verschiedenen Lebensaltern würden hierüber Gewißheit gewähren. Sehr wünschenswerth hält der Verf. für ein Volk die Mischung mit neuen, frisches Leben bringenden Stämmen. Die gemischten Völker, sagt er, sind den ungemischten stets voraus. Wozu werden nun aber alle jene Actionen und Reactionen endlich führen? Begründen sie ein stetes Fortschreiten zu endlicher Vollkommenheit? Die Erfahrung bietet hierfür keine Bürgschaft. Stete Wandelbarkeit und ein immer neues Durchlaufen der nämlichen Bahnen sind die Bestimmung der Menschheit. In Folge moralischer Ursachen kann am Ende Anarchie eintreten, oder auch ein stationnairer Zustand wie in China, der aber nur eine langsamere Art des Verfalls ist. Glücklicherweise läßt sich aber die letzte, nicht zu überschreitende Grenze nicht angeben, und in jeder Zeitepoche darf man hoffen, die Thätigkeit des Volks zu seiner Glückseligkeit zu lenken. 161.

Literarische Notiz.

Unter den neuen Erscheinungen der französischen Presse rühmt man besonders Audibert's „Mélanges de littérature et d'histoire". Der Verf. ist ein eleganter Schriftsteller, ein geistreicher Beobachter und ein unabhängiger, selbständiger Denker. Seine „Mélanges" bestehen aus historischen und literarischen Untersuchungen, von welchen mehre bereits veröffentlicht und gewürdigt worden sind, und werden den Beifall aller Derjenigen haben, welche den Werth einer Schrift nicht nach der Dicke des Bandes oder dem größern oder geringern Format beurtheilen. Jedes der hier gebotenen Fragmente ist ein kleines Werk, worin sich der Geschmack und das Talent des Verf. aufs vortheilhafteste kund geben. Ein französisches Journal macht in Bezug darauf folgende Bemerkung: „Ein Jahrhundert, welches an langathmigen Productionen nicht reich ist und lieber Journale als Bücher liest, sollte es einem Schriftsteller nicht zum Vorwurf anrechnen, wenn er solche vermischte Schriften herausgibt; Schriften oder vielmehr Werke, welche nach der Taille einer Zeitschriftabhandlung zugeschnitten sind." In Audibert's Buche ist besonders eine Abhandlung über den Cardinal von Retz geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Audibert hat sich glücklich bestrebt, die allgemein verbreitete Ansicht zu widerlegen und zu berichtigen, welche in dem Cardinal von Retz, dem Helden der Fronde, wie man ihn nennen möchte, nichts erblickt als einen Parteihäuptling, einen Revolutionair, und in der Fronde nichts als eine Art Possenspiel, höchstens werth, in burlesken Versen beschrieben zu werden und einen Scarron zum Geschichtschreiber zu haben. Auch das Portrait, welches Audibert von Ludwig XI. entwirft, ist merkwürdig. Hr. Audibert hat diesen „gekrönten Collot d'Herbois" zum Gegenstande seines besondern Studiums gemacht und ist tief in des Königs finsteres Gemüth eingedrungen. Es waren in Ludwig XI. zwei Personen. Die eine, welche wir kennen, ist der König, die andere, welche, wenn auch nicht unbekannt, doch im Schatten geblieben ist, ist der Dauphin Ludwig, der schlechte Sohn, der verwegene Aufwiegler, der Emeutenfreund. Diese beiden Personen: Ludwig den Dauphin und Ludwig den König, hat uns Audibert in dem von ihm entworfenen Spiegelbilde enthüllt. Von Interesse in diesem Buche sind auch des Verf. Unterhaltungen mit Talma, welche schon früher veröffentlicht wurden. In diesen Unterhaltungen finden sich, wie durch den Zufall hingeschleudert, so viele neue, verständige und tiefe Betrachtungen über die dramatische Kunst und über vielerlei Punkte der Geschichte und Literatur, daß diese vertraulichen Unterhaltungen einem literarischen Cursus ähnlich sehen, worin sich nicht blos der große dramatische Künstler, sondern auch einer der am glücklichsten begabten, hellsten und ausgebildetsten Geister seiner Epoche offenbart. 108.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiß.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*45. **Julius** (N. H.), Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen dieses ebenso wichtigen als anziehenden Werks führen die Überschriften: Boden und Geschichte, Religiöses, Erziehung und Unterricht, Armuth und Mildthätigkeit, Volk und Gesellschaft, Verbrechen und Strafen, und es ergibt sich daraus, daß der Verfasser alle sittlichen Zustände Nordamerikas seiner Betrachtung unterstellt.

Als Vorläufer zu diesem wichtigen Werke erschien eine kleine Schrift des Verfassers: „Die amerikanischen Besserungs-Systeme" (1837, 8 Gr.).

*46. **Kathá sarit ságara. Die Märchensammlung des Soma Deva. Sanskrit und deutsch herausgegeben von *Hermann Brockhaus*.** Gr. 8. Geh.

Der Druck des Sanskrittextes ist bereits beendigt und ich hoffe das Werk in diesem Jahre ausgeben zu können.

Ein Fragment hiervon: „Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upokosa", erschien 1835 und kostet 6 Gr. Ein kritischer Text von „Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia", von demselben Herausgeber, kostet 1 Thlr.

*47. **Lang (Johann Georg), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln.** Gr. 8. 48 Bogen. 1 Thlr.

Competente Richter haben über diese französische Sprachlehre ein so günstiges Urtheil gefällt und sie als so durchaus praktisch bezeichnet, daß ich nicht zweifle, sie werde bald eine große Verbreitung finden, wozu ich meinerseits durch eine zweckmäßige typographische Einrichtung und einen sehr billigen Preis noch Kräften beitrage.

Lehrern der französischen Sprache, die sich, bevor sie die Sprachlehre einführen, noch näher damit bekannt machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

*48. **Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Diese Bearbeitung ist in Übereinstimmung mit dem Verfasser durch Herrn von Raumer besorgt worden und sie wird vollständig noch in diesem Jahre erscheinen.

*49. **Loebell (Johann Wilhelm), Gregor von Tours und seine Zeit in seinem Geschichtswerk.** Gr. 8.

*50. **Lutze (Arthur), Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht.** 8. Geh. 12 Gr.

51. ***Martens* (*Charles de*), Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes.** Gr. 8. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 193. — 12. Juli 1839.

Nationalsagen der Kosacken. Nach dem Polnischen des Michael Czajkowski von F. Minsberg. Glogau, Prausnitz. 1838. 8. 1 Thlr.

Daß die Kosacken auch eine Poesie haben, verlautete schon damals, als ihr Name den Franzosen wie eine Sturmglocke und uns Deutschen, die wir auf Befreiung hofften, wie festliches Geläute klang. Es gab eine Zeit, wo unsere Schönen — viele werden das jetzt für unmöglich halten, und die damals schön waren, sind es freilich nicht mehr — für den Namen Kosack schwärmten und mit freudethränenden Blicken an die Fenster liefen, wenn sich einer zeigte. Seltsam, das Wort Kosack und Freiheit galt einmal für gleichbedeutend. Diese Illusion verschwand bald. Man hatte sich schnell satt gesehen, wenn statt der einzelnen, ersten Glücklichen, welche in die Thore einer noch feindlich besetzten Stadt kühn einsprengten, Verwirrung und Schrecken unter den Franzosen verbreitend, ganze Regimenter und Pulke einritten und — einquartirt wurden. Dies eine Wort Einquartirung verlöschte alle Magie des Wortes Kosack. Wenn früher Jung und Alt um ihre Feuer gestanden, um ihre im Schmutz lagernden Pferde; und sie selbst, die kräftigen, gemüthlichen Söhne der Natur, daneben, den Kopf auf dem Sattel; wenn man mit Bewunderung angestaunt und es sich staunend wiedererzählt, wie sie rohe Kohlköpfe aßen und verschlangen; und ihre mit Beute unterpackten Sättel; und wie sie unter ihren weiten Pluderhosen, ein Stück über das andere, die Garderobe von zehn geplünderten Franzosen trugen; wenn die feinsten Damen es sich zur Ehre rechneten, ihnen Wein, Kaffee, Leckerbissen zu bringen, und sich unendlich erfreuten, wie die treuherzigen Krieger in ihrer Art und Weise sie verzehrten: so war es schon nach acht Tagen näherer Bekanntschaft ganz anders. Vielleicht um die Begeisterung nicht zu enttäuschen, geschah es, daß man in den Residenzen und großen Städten diese Krieger nicht in die Häuser quartirte, sondern das Schauspiel eines Campirens auf den Marktplätzen und Straßen gab. Aber auf dem Lande war es anders. Von da herein drangen dann Klagen über Klagen, die man nur zu bald bei uns selbst empfand. Die edle Eßlust wurde zur Gefräßigkeit, die Einfachheit und Genügsamkeit zu etwas ganz Anderm. Da verschwanden die Hühner und Tauben, und selbst den Katzen sollte von ihrem Heißhunger, der keine Grenzen der Appetitlichkeit kennt, nachgestellt werden. Da hieß es, man könne keinen Lumpen vor ihnen hängen lassen, und im Handeln — das man freilich an jedem Orte, wo sie anhielten, sogleich zu sehen bekam — seien sie ärger als die Juden. Sie zogen die Kleider vom Leibe und verkauften; zum Glück aber fiel dabei nichts Unanständiges vor, denn unter jedem verkauften Stück kam ein anderes zum Vorschein; unter dem grauen Kosack ein blauer, unter dem blauen ein rother, unter dem rothen ein grüner u. s. w. Wer aber gar einen Kosacken in einem Bette schlafen lassen, der schauderte vor Entsetzen und Schrecken, die Wirthin mit ihrer ganzen weiblichen Verwandtschaft bis ins zehnte Glied. Kurz, die armen Kosacken, als Götter empfangen, wurden mit einem Litaneigesange entlassen. Ihnen selbst wird das keine Schmerzen bereitet haben, denn sie waren nicht von schwachen Nerven, und was sie suchten, wußten sie zu finden, wenn man es ihnen auch nicht auf den Händen entgegentrug. Auch war ihr Triumphmarsch noch lang, und weithin ging ihnen dieselbe Illusion voraus; ja sogar, meinen französische Schriftsteller, bis Paris, wo ihnen doppelte Eroberungen gelangen, und wo ihrer orientalischen Ungewöhnlichkeit der classische Geschmack der Französinnen wich.

Schon damals, wie gesagt, verlautete es, daß die Kosacken auch eine Poesie hätten, und das berühmte Lied:

Schöne Minka, ich muß scheiden!

hörte man auf allen Clavieren und nachmals auf allen Gassen. Diese weichen Töne wollten freilich wenig gemahnen an den Kosacken, der, mit Koth bespritzt, auf seinem Sattel lag und den Kohlkopf roh aß und die Branntweinflasche bis auf den letzten Tropfen in Einem Zuge ausstürzte. Indessen wurde uns gesagt, nicht alle die Kosacken, welche man uns als Kosacken präsentirte, seien eigentliche Kosacken; vielmehr wären die echten Söhne des Don feine, zarte Leute. Auch deren kamen nachträglich viele zu uns; sie trugen allerdings feinere blaue Hosen, viel Silber am Leibe und am Kalpack blendendrothe Zipfel; im Übrigen aber fanden unsere Damen keinen großen Unterschied. Von der Kosackenpoesie hörten wir nichts mehr. Als sie aus Frankreich zurückzogen, suchte man sich aufs schnellste mit ihnen abzufinden, und sie wurden möglichst beseitigt, d. h. sie berührten auf ih-

Digitized by Google

ren Märschen wenig mehr die großen Orte. Was in den Provinzen und auf dem Lande von ihrer Poesie bemerkt worden, ist uns nicht bekannt geworden; nur das hörten wir, daß die Cultur in Frankreich auch an ihnen sich mächtig gezeigt und sie den gekochten Kohl jetzt den rohen Köpfen vorzögen. Der Name Kosack ist seitdem aus der europäischen Geschichte nicht verschwunden. Er ist erklungen aus Kleinasien, der Türkei, aus Polen und dem Kaukasus; von ihrer Poesie verlautete aber nichts mehr. Nur soll nach letzten Nachrichten ein Kosackenhetman sich jetzt damit beschäftigen, die französischen Lyriker und Fabeldichter ins Kosackische zu übersetzen; vielleicht auch den Voltaire!

Da erscheinen durch poinische Vermitteiung „Nationalsagen der Kosacken". Wer greift heut nicht mit Begier nach Sagen über eine Volksthümlichkeit, auch wenn sie uns nicht interessirt! Wir wollen den Stempel ursprünglicher Sinnesweise sehen, lernen, wie die ersten Gefühle eines Volkes in seiner Poesie sich aussprachen. Es wird uns der Schlüssel zu seinem politischen Charakter. Durch seine Poesien ist uns vor kuezem ein Volk, an dessen Existenz wir trotz seiner Heldenthaten kaum glaubten, zur Erscheinung gebracht: die Serben. Ja gewiß, ihre Volkslieder haben ebenso mächtig wie ihr kriegerischer Muth und die Klugheit ihres Fürsten Milosch die europäische Aufmerksamkeit und ihre Anerkennung bewirkt. Ihr ganzes Wesen, Seele, Leib, Gefühl und Verstand, ihr Muth und ihre Ausdauer sind in diesen Poesien repräsentirt. Man fühlt, sie sind werth, ein Volk zu sein, und sind eines. Von den Kosacken als Kriegern wußten wir viel, von ihnen als Volk sehr wenig. Mit Begier griffen wir daher nach diesen Documenten ihrer Volksthümlichkeit und sind dem Herausgeber, wenn wir auch Das nicht fanden, was wir erwarteten, Dank schuldig.

Um es mit Einem Worte vornherein auszusprechen, was wir vermissen, ist die Volkspoesie. Es mag viele Lieder geben wie der Abschied von der schönen Minka; wie denn gerade bei rauhen Völkern die Erscheinung nicht selten ist, daß ihee Lyrik in diesen sentimentalen Molltönen sich bewegt. Diese Liebes-, Scheide- und Minkalieder mögen uns auch einen Begriff von der Stimmung eines Kosacken geben, wenn er nicht an Krieg und Beute denkt, sondern sich seinen süßen Gefühlen überläßt; aber von ihrer nationellen Entwickelung ist auch kein Wink darin, wenn nicht etwa der, daß bei diesen kriegerischen Nomaden der Steppenländer ohne Berge, Burgen, Städte, woran sich das Gedächtniß festhält, überhaupt keine historische Entwickeinng möglich, sondern eine daueude Stagnation ist. Ausgesprochen ist es weder im Vorworte des Herausgebers noch in den Sagen selbst, daß die Kosacken keine Nationallieder haben; aber nach dem Inhalte der Sagen möchten wir mit Bestimmtheit diese Nichtexistenz behaupten. Ein altes Lied, das Thaten der Voezeit besingt, das im Volke lebendig ist und den Muth wach erhält, klingt in den Sagen auf diese oder jene Weise immer wider. Bei den Serben liegt ihre Geschichte in ihren Liedern, klar, kräftig. Diese kosackischen Nationalsagen sind nur historische Fragmente, von einer literarischen Feder aufgefaßt und in subjectiver Anschauungsweise niedergeschrieben.

Das Vorwoet sagt, da eine vollständige Geschichte des Kosackenvolkes nicht vorliege, dürften die Sagen desselben um so anziehender sein und die Beachtung des Lesers in höherm Geade verdienen, als sie in ihrer Reihenfolge einen Cyklus abschließen, in welchem Wachsthum, Blüte und Sinken sich deutlich herausstellen. Aber diese Reihenfolge ist Werk und Willkür des Erzählers, dessen eigenes Talent, wie der Übersetzer anführt, das Geschichtliche mit der Eefindung geschickt zu veebinden und seinen leicht beherrschten Vortrag mit strahlenden Farben zu malen, wir geen geiten lassen wollen, das uns aber sehr in unserer Erwartung stöet, Sagen eines Volkes, wie sie im Volke leben, zu lesen. Denn trotz der Versicherung des poinischen Autoes, daß sie ganz so erzählt seien, wie sie in dem Munde des Volkes lebten und seit langer Zeit durch Überlieferung sich fortgepflanzt hätten, zweifeln wir, was die Form anlangt, bedeutend an dieser Versicherung. Wohl sind es einzelne Züge, die aus dem Volksmunde in die Dichtung übergingen, diese that aber das Ihee dazu, um sie in dieser Gestalt dem Lesepublicum vorzulegen, und es ist vieles Moderne dabei mit in den Kauf gegeben.

(Der Beschluß folge.)

Die Gegenwart in ihren verderblichen Gegensätzen und in der Gewißheit des Sieges der Waheheit und des Rechtes. Berlin und Züllichau, Eyssenhardt. 1839. Gr. 8. 12 Gr.

Es sind jetzt neun Jahre her, seit Niebahr durch seine unglückdrohenden Worte in der Vorrede zum zweiten Theile der „Römischen Geschichte" uad durch die Vorhersagung einer allgemeinea Barbarei die Gemüther vieler Zeitgeaossen mit Angst aad bangea Ahnuagen erfüllte. Von Andern, minder Besorgten ward damals manches Wort der Beruhigaag gesprochen, und ein wackerer, jetzt verstorbener preußischer Staatsbeamter, der Geheimecath Ferber in Berlia, widertegte Niebuhr's Befürchtungen in einer eigenen kleinen Schrift, die voa der desten Gesinnung zeugte uad weniger in Erörterung von Begriffea und Tendeazea sich bewegte als in der Darstellung der praktischen Unmöglichkeit von Niebuhr's Ansichten über die nächste Zukunft Europas. Niebuhr's Weissagung ist wenigstens bis jetzt noch nicht eingetroffen; aber von Jahr zu Jahr hat sich der Zastand der Gegenwart bedrohlicher für Viele dargestellt und den Ausbruch so vieler gährenden Elemente besorgen lassen. Wir leben in einer ernsten Zeit: die heiligsten Güter der Menschheit sind allerdings gefährdet, die Freiheit durch Ultramontanismus und Demokratie, die wissenschaftliche Bildung durch Materialismus, die wahre Feömmigkeit und echt christliche Gesinaung durch Pietismas und Jesuitismus, das materielle Wohl durch gieeige Kriegslust. In elaer solchen Zeit ist es die Pflicht derjenigea Männer, die mit klarem Blicke die Haaptrichtungen und Bestrebungen erkeanen, solche überzeugungen nicht für sich zu behalten, sondern sie als die Früchte langer Studien, aufmerksamer Beobachtung und einer redlichen, nur auf das Rechte und Gute gerichtetea Gesinnaug zu veröffentlichen, um dadurch dem Interesse der wahren geistigen Freiheit, frei von aller Parteisucht, zu dienea, aber auch zugleich die Gemüther zu berahigea. Denn es kann nicht oft genug gesagt werden, daß alle Wirren der Zeit doch zu dem endlichen Siege des Rechten uns Wahren mithelfen müssen, und daß von Denen, welche die Weitgeschichte keanen und aus derselben die ermuthigende Über-

zeugung gewonnen haben, daß zwar unter schwerem Kampfe, aber mit unaufhaltbarem Siege das Wahre, Rechte und Gute fortschreitet, diese Meinung ganz besonders verbreitet werden sollte. Das Wie und Wo kann hier nicht vorgezeichnet werden; aber für unsere Zeit, die auf so verschiedenen Wegen nach Bildung, dem Schiboleth der Jetztwelt, strebt, bieten sich Gelegenheiten in Fülle dar, wenn es nur nicht so oft an Ohren und Augen fehlte, die weder hören noch lesen wollten.

Als einer dieser wackern, pflichtgetreuen und gewissenhaften Männer erscheint nun auch der Verf. der vorliegenden Schrift, die zwar nur wenig über hundert Seiten zählt, aber fast auf jedem Blatte geistreiche Überblicke und so ehrenhafte Gesinnungen bewährt, daß wir gern glauben, es habe nur „die wärmste Liebe zum Vaterlande und zur Wahrheit, zum Rechten" ihn zum Sprechen veranlaßt. Der Verf. ist uns durchaus unbekannt, aber wir wünschen dem Lande Glück, welches viele solche wohldenkende Bürger zählt, die es begriffen haben, daß der organische Monarchismus allein eine vernünftige Freiheit gewährt und die einzelnen Elemente derselben, wie sie zu verschiedenen Zeiten und unter den verschiedensten Farben sich dargeboten haben, zu beleben und zur Wirklichkeit zu bringen versteht, während die zwei Dämonen, welche den Frieden unterwühlen und die geregelten, gesetzlichen Zustände umzustürzen sich anstrengen, die Demokratie und der Ultramontanismus sind.

Der Verf. hat nach seiner eigenen Angabe für das große gebildete Publicum geschrieben und bekennt, keiner philosophischen Schule anzugehören. Dessenungeachtet hat er nicht eine streng wissenschaftliche Behandlung gescheut, weil die denkende Vernunft überall lauter und in größerm Kreise ihren Antheil fodert als die Phantasie und das Gefühl. Daher findet er in der klar, aber doch für einen nicht kleinen Theil selbst begabter Leser zu hoch gehaltenen Einleitung im Werden die stete Einigung der Vergangenheit und der Zukunft; Das, was war, mußte sich stets ändern, sich entwickeln, vollkommen sich gestalten. Dies auf den Staat bezogen, ergab die Bedeutung des Geschichtlichen: nur aus den organischen Gebilden der Vergangenheit kann wahr und naturgemäß die Zukunft sich entfalten. Die Gegenwart, das Jetzt, ist nur der Umwandlungsproceß des Einst. Es stirbt also stets etwas von dem Alten ab, wird ausgeschieden, wandelt sich um in eine neue Gestalt durch seine innere Kraft und einwohnende Nothwendigkeit. Um aber die Gegensätze zwischen dem Einst und dem Jetzt, wie sie das heutige Leben zeigt, zu beleuchten und zu vermitteln, findet der Verf. 1) Zwang und Freiheit vereint in der Vernunft. Diese bestimmt sich durch sich selbst, also ist sie selbstbestimmend oder Freiheit, und sofern sie auch wieder Nothwendiges festsetzt, ist sie Zwang; beides aber geht in ihr selbst und auf sie selbst bezogen vor. Ferner ist sie auch Zwang der rohen Natur und der Unwissenheit, dem Bösen gegenüber, die dann unfrei heißen, sofern nicht die Vernunft, sondern eine andere Macht sie bestimmt. 2) Knechtsinn und Empörungsgeist ist in Gehorsam verschmolzen, der die Nothwendigkeit der Staatsform und ihrer Grundbedingung, „wirklich etwas zu sein und zu gelten", einsieht und eine freie Unterwerfung mit dem Rechte der Vorstellungen, des Gesuches der Rechtfertigungen übt. 3) Despotie und Republik sind die Formen, welche die Begriffe von Knechtsinn und Empörungsgeist bei ihrer Verwirklichung annehmen. Die asiatisch-afrikanische Despotie ebenso wol als die Souverainetät der Demokratie sind theils zu bekannt, theils zu widerlich, als daß der Verf. lange bei ihnen verweilen sollte. Er wendet sich also zu der schlechten, abstracten, äußern Vermittelung oder Mischung beider Gegensätze. Zuerst gilt es den bekannten Spruch: Le roi règne et ne gouverne pas. Der Begriff, sagt der Verf. unter Anderm vortrefflich auf S. 23, ist so zu fassen, daß man aus Furcht vor dem Misbrauche der königlichen Gewalt nicht blos mit der Theilung und dem Gleichgewichte der Gewalten zufrieden war, sondern noch einmal theilte, oder vielmehr den König seiner Activität, seiner wirkenden, gestaltenden, zeugenden Kraft beraubte und ihm nur übrig ließ, seine Stellvertreter, die Minister, zu wählen und die Activität diesen zu überlassen. Zu größerer Bequemlichkeit des Königs gibt ihm die Majorität der Kammer und das Volk die nothwendigen Winke zur Wahl des Premierministers, der alsdann mit seinen Collegen allein verantwortlich ist. Besitzen diese nicht mehr die Gunst des vielköpfigen Hrn. Demos, so werden sie abgesetzt, dem König wird angedeutet, andere beliebige Personen zu wählen, diese bleiben wieder, bis sie abgenutzt sind aber die Meinung gegen sich haben. Weiter zeigt der Verf., daß diese Verfassung einem Lande keine Bürgschaft für seine Freiheit sein kann. In Frankreich ist die Pairskammer jetzt nur eine ehrenvolle Versorgungsanstalt, die Minister aber sind der Deputiertenkammer untergeordnet, weil sie auf ihren Wink entlassen und gewählt werden; also ist keine Gleichheit der Gewalten vorhanden. In der Deputirtenkammer aber ist der Wille des Volks auch nicht durch die Stimmenmehrheit zu erkennen, weil man noch nicht im Klaren ist, ob der Deputirte nach seiner Überzeugung abstimmen soll, oder nach dem Willen seiner Wähler, die oft genug voneinander abweichen. Und wäre es auch wahr, daß die höchste Entscheidung — direct in der Gesetzgebung und indirect durch die Meinung und Wünsche der Majorität, als Leitstern der Regierung — bei der ganzen Wählerschaft sich befände, so käme doch dadurch noch keine Volkssouverainetät heraus, es wäre nur immer ein etwas unbedeutend größerer Bruch; nämlich wenn uns die Deputirtenkammer den Volkswillen ausdrücke, wäre es ungefähr der fünfundsiebzigtausendste Theil des ganzen Volkes, und wenn die Wähler, dann der zweihundertste.

Ebenso belehrend, aber kürzer spricht der Verf. über das Widspiel: ein Thron mit republikanischen Institutionen. Dieser Satz will eben nichts Anderes sagen, als die constitutionnelle Monarchie ihrem Wesen nach in die Republik umzuwandeln; was dem Könige dem Namen nach an Macht und Entscheidung geblieben, nach innen und nach außen, zu einem todten Wort zu machen, ihn nur zum Spielball der Parteien herabzuwürdigen und ihn nur im Auftrage der Kühnsten oder der Mehrzahl handeln zu lassen. Er soll nicht blos die Stimme des Volks beachten, sondern blind ihr folgen.

Um nun im Concreten die im Allgemeinen besprochenen Formen der Despotie und Republik zu betrachten, hat der Verf. die Überschrift: „Rom und Paris", gewählt. Die Herrschaft, sagt er, ist da, um das Göttliche in uns, die Vernunft, zu einer höhern Entfaltung zu bringen, oder mit andern Worten, die Bildung in ihrer Einheit zu fördern: a) als fruchtbares Wissen und selbstbewußtes Denken, b) als sittliches Wollen, c) als richtiges, nutzreiches Schaffen, Handeln, Wirken. Es ist die wahre Sünde gegen den heiligen Geist, wenn die Regierung durch Verfinsterung, Aberglauben, unwahre Zwecke, das Licht der Vernunft in seiner Verbreitung zu hindern strebt; es ist gleiches Unrecht, wenn sie der individuellen Freiheit zu vielen Spielraum gewährt, als wenn sie dieselbe zu sehr beschränkt. Auf beiderlei Weise sind Empörungen und Staatsumwälzungen befördert worden. Für die Erscheinung des Despotismus gibt es kein schlagenderes und für die Gegenwart bedeutenderes Beispiel als den Geistesdespotismus Roms. Und nun entwickelt der Verf. zuerst in geistreicher Weise und auf geschichtlichem Wege die erste Aufgabe des Christenthums, als dasselbe in die Welt trat. Dann zeigt er weiter, wie die katholische Kirche nach den Decretalien des falschen Isidorus zwei ursprünglich ganz verschiedene Dinge, die Glaubens- und Kirchenlehre an sich und das Papstthum, als unumschränkte Oberherrlichkeit über alles Geistliche und Weltliche, zu einem Ganzen verschlungen habe, und macht sehr anschaulich, welch ein großer Unterschied zwischen dem Papstthume und dem Katholicismus sei. Der Letztere will auch nur das Gerechte, die Tugenden des Christenthums, er will frei, unangetastet seines Glaubens leben; aber er beeinträchtigt keinen Andern, er vereint die Verpflichtungen gegen die weltliche Macht mit denen seiner Kirche, er wird sich nie an den Grundlehren der Sittlichkeit und des

Digitized by Google

Rechts verirren, er verabscheut den Jesuitismus. Aber das Papstthum ist der vollendetste Despotismus, der das Geistige und das Materielle umfaßt. Dies wird in den Fundamentallehren der Kirche von der Tradition und Statthalterschaft des Papstes, von der schmählichen Unterdrückung der Vernunft, von der Verletzung des Rechts und der Sittlichkeit, von dem abscheulichen Jesuitismus, der alle Bande durch seine Grundlehren zerreißt und im schlimmsten Sinne des Worts revolutionnair ist, in bündiger Sprache nachgewiesen. Als neueste Beweise dieses ultramontanen Revolutionirens sind die Begebenheiten in Belgien und Preußen, die Aufregung der Katholiken in Irland, das wiederaufflebende Papstthum in der Schweiz, in England und Deutschland angeführt, auch über die arge List des Papstthums in Hinsicht der gemischten Ehen ein gutes Wort gesprochen.

Der Gegensatz zu Rom ist Paris genannt worden. Hier, also auf dem Gebiete der Demokratie, soll die unbeschränkte individuelle Freiheit herrschen und jedes subjective Meinen unbedingt gelten. Die verschiedenen Phasen der französischen Geschichte vor und in der Revolution bis Napoleon werden kurz angedeutet, ausführlicher dann von Ludwig XVIII., von der Charte und der Juliusrevolution gesprochen, Alles klar und übersichtlich, freilich nicht in dem Sinne Derjenigen, die Frankreich als das einzig wahre constitutionnelle Land ansehen. Solche werden es der Erörterung des Verf. schwerlich zugeben, daß die Charte keine Wahrheit werden kann, weil sie auf einer Fiction beruht, und weil sie eine Zusammensetzung macht, die dem Princip widerspricht. Ebenso wahr ist es, was auf S. 77 über die erbliche fürstliche Macht gesagt ist, und auf welchem Wege allein für Frankreich eine ruhige, gesunde Entwickelung gefunden werden kann. Eine solche Macht ist darum aber nicht Despotie, sie hat die Gesetze neben sich, sie umgibt sich mit geistigen und sittlichen Notabilitäten, die dem ganzen Volke entnommen sind (geistige Aristokratie), sie läßt eine erbliche Vermögensaristokratie in mäßiger Zahl zu ohne alle Berechtigungen, sie läßt die andern Stände, direct oder indirect, zur Berathung zu, sie läßt jeden in seinem Kreise, soweit es dienlich ist, eigene, freie Bewegung und Bestimmung. So sind im Princip und in den Formen Zwang und Freiheit, Despotie und Demokratie einzeln verschwunden und erscheinen nur in ihrer Einigung. Es kann zu Reibungen, Bewegungen kommen, aber nie bei zu sicherhaften und convulsiven Zuständen und zu Katastrophen gewaltsamer Natur. Die neueste Erscheinung der Coalition zur Beschränkung der Königsmacht ist dagegen die ganz nothwendige Folge der Grundrichtung der französischen Verhältnisse: siegt sie, so siegt auch die Demokratie, sie wird dann zur Anarchie und zur lüsternen Eroberungssucht getrieben.

Der letzte Abschnitt hat die Überschrift: „Vermittelung." In ihm werden zuerst die Gefahren zusammengefaßt, welche in den gegenwärtigen Zuständen liegen und zwar von den verirrten Freunden der Freiheit ausgehen. Natürlich mußte hier am meisten von Frankreich gesprochen werden. Nach einigen einleitenden Worten über die Ereignisse der Restauration zeigt der Verf. kurz und überzeugend, weshalb die Regierung nach der Juliusrevolution sich in der schwierigsten Lage befand und aller Rechte beraubt war, und wie nur durch die Gefahren des Lebens des Königs im wahren Sinne des Worts die Regierung einige nothwendige Zugeständnisse für ihre bessere Begründung und eine heilsamere, wohlbegründete Wirksamkeit zum Wohle des Ganzen erhalten konnte. Der Eifer verflog aber bald wieder, und die Republikaner wurden lauter als je, die Bekämpfung des Königthums verband sich mit der alten französischen Lüsternheit nach Gewinn und Eroberung. Was der Verf. über das treffliche Benehmen Ludwig Philipp's, „dessen ganzes Unrecht nur darin besteht, daß er Geist und Kraft besitzt und sich nicht zur Gliederpuppe irgend einer Mehrheit in der Kammer hergeben will, um so Frankreich mit raschem Schritte der Republik, der Anarchie und dem auswärtigen Kriege entgegeneilen zu lassen", gesagt hat, verdient um so mehr gelesen zu werden, da des Vicomte Cormenin bombastisches Geschwätz in seinem „Etat de la question" auch wol diesseit des Rheins Bewunderer gefunden hat. Hierauf geht der Verf. auf Belgien über und gibt mit wenigen Worten an, wie dort Republikanismus und Ultramontanismus herrschen. Auch in England, auf der pyrenäischen Halbinsel und in der Schweiz hat die demokratische Richtung tiefe Wurzeln geschlagen; die Schweiz namentlich hat redlich das Ihrige gethan, um die Freiheit durch den wildesten Misbrauch in Verruf zu bringen.

Weniger offen und bestimmt als der Demokratismus ist der Ultramontanismus aufgetreten. Die Taktik der Römlinge wird mit sehr festen und wahren Strichen gezeichnet: jene „unselige Mißgeburt von Unparteilichkeit, die den Teufel selbst nicht ganz zu verdammen und Gott nicht zu sehr loben zu dürfen glaubt" (S. 98), erhält verdiente Abfertigung; aber es wird auch mit sehr verständlicher Andeutung das trübselige Misverständniß und die arge Verblendung protestantischer Schriftsteller und Solcher, die von der Geschichte Gewerbe machen, gerügt, welche den Papisten direct oder indirect in die Hände arbeiten.

Für die Zuversicht aber, daß die Vernunft oder die Wahrheit und Gerechtigkeit siegen werden, gilt dem Verf. als Basis die richtige, wahre Bildung, deren glänzende Fortschritte trotz aller Hemmungen im Ganzen doch ohne Zweifel sind. Diese innere Freiheit fodert als nothwendiges Correlat die vernünftige äußere Freiheit, also in den Staatsformen. Eine solche Aufgabe ist im concreten Falle die schwierigste für die Weisheit, ja, sie ist in gewissem Sinne nie völlig zu lösen; aber für richtige Beurtheilung Dessen, was als relativ gut und erreicht vorliegt, ist im Allgemeinen geltend zu machen, daß man nicht jedes Volk und seine Verfassung für sich, gesondert, betrachten darf, sondern alle Staaten Europas als ein großes, organisches Ganze, und die Mildrung und Ausgleichung anerkennen muß, welche die einzelnen Verfassungen durch Beispiel, Warnung, Anregung erfahren. Im Besondern aber fodere man nicht von jeder Regierung Alles, was wünschenswerth oder theoretisch richtig ist, sondern was überhaupt möglich, praktisch und mit Berücksichtigung aller Verhältnisse erreichbar ist; man vergesse nicht, daß das Bessere der schlimmste Feind des Guten ist, und man erwäge nach allen Seiten, ob nun gerade das Neue stets das absolut Heilbringende sei. L.

Literarische Notiz.

Unter den in Frankreich neu erschienenen Romanen sind zu nennen: „Le château de Carqueranne, singulier roman" (Strasburg); „Deleytar", von Eugène Sue (2 Bde.); „Mézélie, von H. Arnaud (Mad. Charles Reybaud) (2 Bde.); „Manuarina ou Malte sous les chevaliers" (1775), von A. de Kermaingny (2 Bde.); „Mort et vivant", von Etienne de Malpertuit (2 Bde.); „Antoine", von X. B. Saintine, Verf. der „Picciola"; ferner erschien der siebente Band der „Souvenirs d'un enfant du peuple", von M. Masson. Der achte und endlicher oder vielmehr unendlicherweise auch letzte Band erscheint im Laufe des Juni. Noch sind angekündigt: „Halina-Oginska", von der Mad. de Choiseul-Gouffier; „Cécile de Vareil", von de Viel Castel; „Arthur d'Aizac ou la noblesse de province", von Demselben; „Le vicomte d'Aché", von Hippolyte Bonnetier. Wenn man die große Menge von Romanen, welche in rascher Aufeinanderfolge in Paris erscheinen, zuweilen bis zu sechs Bänden und mehr anwachsen und nicht selten die zweite und dritte Auflage erleben, in Betrachtung zieht und sich erinnert, daß Victor Hugo wie ein Fürst lebt und wohnt und Dumas und Balzac eher alles Andere als Bettler und Hungerleider sind, so möchte schwer zu glauben sein, daß, wie man neulich aus Paris berichtet hat, Romane nur schwer einen Verleger finden und die Verfasser nur ein kärgliches Honorar erzielen können. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 194. — 13. Juli 1839.

Nationalsagen der Kosacken. Nach dem Polnischen des Michael Czajkowski von F. Minsberg.

(Beschluß aus Nr. 193.)

Also reine Sagen des Volkes erwarte man hier nicht; aber ebenso wenig aus diesen umgebildeten Sagen, wie der Übersetzer meint, einen genügenden historischen Leitfaden der Kosackengeschichte. Denn, wie interessante Winke sie uns auch für die mittlere Periode des Kosackenstaates, wenn man sein Gemeinwesen so nennen darf, zur Zeit des Zusammenhaltens mit Polen geben, die Periode seines Verfalls ist von der Sage äußerst mager bedacht, und noch weniger erhalten wir aus den Nationalsagen über die ursprüngliche Volksthümlichkeit einiges Licht. Denn die Hauptfrage, ob die Kosacken kleinrussische Auszügler sind, die am Dniepr eine militairische Colonie durch einen contrat social gründeten, oder, was Vielen wahrscheinlicher klingt, Tatarenhorden, welche sich europäisch gesitteten, bleibt so unerledigt, als sie von je gewesen. Der Kosacken nachweisliche Existenz reicht nicht weiter als bis gegen Mitte des 14., der ältesten hier aufgenommenen Sagen aber nur bis in die des 16. Jahrhunderts. Die wenigen herausragenden Züge von eigenthümlicher Nationalität mögen ebenso tatarischen als russisch-sarmatischen Ursprungs sein.

Dennoch, obgleich wir den mitgetheilten Sagen den poetischen, geschichtlichen und eigentlichen Sagenwerth abgesprochen haben, wäre es unrecht, ihnen allen Werth abzustreiten. Das Volk der Kosacken, wie es einmal während der ganzen Zeit seiner Existenz als solches war, erblicken wir vor uns, und die Zeit ist nicht uninteressant — es ist seine Verbindung mit Polen, die mit der Blüte beider Völkerschaften zusammenfällt und, sich allmälig lockernd, den Verfall beider Gemeinwesen vorbereitet. Die Verbindung bestand freilich aus sich abstoßenden Elementen, aus einer Adelsaristokratie, welche sich Republik nannte, und aus einer reindemokratischen Militairrepublik. Aus titelsüchtigen Herren, mit Stolz auf ihre Ahnen und Tyrannei gegen ihre Knechte, und aus freien Männern, die nur die Herren ihrer eigenen Wahl als Obere anerkannten. Gefährlicher aber noch war der Religionsunterschied; der Pole strengkatholisch, der Kosack der griechischen Kirche treu anhängend. So lange ein gemeinschaftlicher Glaubensfeind, der moslemitische Tatar und der Osmane in Stambul, ihnen drohend gegenüberstand, hielt das Band; es zerriß, als die Diplomatie mitspielte, als die Jesuiten in Polen die Oberhand gewannen und ihre Bekehrungsversuche gegen die nicht unirten Griechen durch die verblendete Staatsgewalt unterstützt wurde. Dies ertrugen die strenggriechischen Kosacken nicht; daher Empörungen, offene Kriege, endlich der schmerzliche und für Polen verhängnißvolle Abfall der Kosacken und ihre, freilich spät erst durchgeführte Unterwerfung unter Rußlands Scepter. Züge von diesen Kämpfen beleben die uns mitgetheilten Sagen. Es kommen Liebesverbindungen vor zwischen edeln Polinnen und den kriegerisch-stattlichen Kosackenjünglingen, die von den Vätern jener oder dem eigenen Adelsstolze derselben hintertrieben werden; denn der freie Kosack kennt keinen Adel und keine Ahnen. Dennoch werden Verbindungen geschlossen, aber sie fallen unglücklich aus und bringen Unheil. Das Minieren der Jesuiten, die Versuche der polnischen Oligarchen, die Kosacken zum Übertritt zur katholischen Kirche zu bewegen, finden hier und da Anklang bei verrätherischen Attamanen; aber immer erstehen Helden unter dem Volke, die die Verräther züchtigen, niederstoßen, die Eingriffe vernichten, dennoch aber die Lehnspflicht in allem Übrigen gegen Polen als Vaterlandspflicht predigen. Der katholische Klerus hat so schon früh, vor den unseligen Machinationen gegen die protestantischen Dissidenten, durch die Verfolgung und Bedrückung der polnischen Unterthanen von der griechischen Kirche, Polens Untergang vorbereitet.

Gern fänden wir unter den erstern Sagen eine, welche uns von dem strengen Männerstaate der zaporogischen Kosacken eine bildliche Anschauung gäbe. Die Sage von des „Zaporogers Brautfahrt" ist aber sehr dürftig und in dem sentimentalen Tone gehalten, der später die „schöne Minka" noch ins Leben rief. Nur aus einer Anmerkung erfahren wir, daß die Statuten der zaporoger Kosacken keinem Mitgliede sich zu beweiben gestatteten, und daß selbst kein Weib in ihren Hauptlagern, noch in einem Umkreise von zwei Meilen davon wohnen durfte. Wer von den Kosacken heirathen wollte, mußte seinen Namen aus den Registern der Zaporoger streichen. Der Held dieser Sage nun thut dies aus Liebe zu einem schönen Mädchen, wirbt um sie bei den Ältern und will Lanze und Pferd mit dem Pfluge vertauschen. Aber ein

Digitized by Google

Pulk Zaporoger reitet zum Kriege gegen die Moskowiten vorüber. Der Lockung der kriegerischen Musik, dem Wiehern der Rosse, dem Blinken der Lanzen kann sein empfindsames Gemüth nicht widerstehen, er weint bitterlich und verschwindet der schönen Braut. Monden und Jahre vergehen, es wird erzählt, er sei mit in den Krieg gezogen gegen das wilde Volk der Russen, ein Krieg, in dem keine Beute, sondern nur der Tod zu holen sei. Auf demselben Hügel stehend, wo sie den Geliebten als Bräutigam zuerst angaloppiren sah, erblickt sie jetzt den heimkehrenden Pulk, die Leiche des Theuern auf einem Wagen mit sich führen. Sie sinkt todt zu Boden. An solchen elegischen Traditionen mag die Kosackenpoesie reich sein; doch sind in diese Erzählung mehre charakteristische Heirathsgebräuche eingewebt.

Von mehr politisch-symbolischer Natur ist die Sage von dem Dreischwesterhügel; drei Schwestern lieben drei Jünglinge der drei vereinigten Stämme, einen Kosacken, der als zaporogisches Conventsmitglied überhaupt nicht heirathen darf; einen Tatarprinzen, der der Religion wegen eine Christin, und einen polnischen Edelmann, der seines Adels wegen eine Ahnenlose nicht ehelichen darf. Jeder von den drei Bewerbern verwünscht die Zwangsregeln, die ihn an seinem Glücke verhindern, und alle Drei kommen in den Bürgerkriegen, die um jener Unterschiede wegen zwischen den Volksstämmen ausbrechen, um. Von derselben Tendenz, wenn auch mit mehr novellistischem Zusatz, während jene märchenhafter gehalten ist, erscheint die Sage von der Kirche zu Grurschinjetz. Hier treten die Geister der getödteten polnischen Väter und Verwandten drohend der Polentochter entgegen, als sie dem Kosackenobersten die Hand reichen will, und da sie nicht hören will, tödtet endlich der Blitz Beide vor dem Altar.

Interessante historische Gemälde, aber durchaus nicht sagenhaft gehalten, sind der Kriegszug nach Zaorgrod und Skallosub in den sieben Thürmen. Sie haben zum Thema die kühnen Kriegszüge der Kosacken auf ihren leichten Kähnen, den Dniepr hinunter, nach Konstantinopel. Jener gelingt und bringt mit der Eroberung Stambuls dem Kosackenvolk unendlichen Ruhm und große Beute. Der Name Kosack ist von da ab ein Schreckenswort dem Türken. Beim zweiten Zuge, der durch Verrath mislingt, opfert sich Skallosub, der alte Anführer, für die Seinen auf und erkauft durch seine Aufopferung die Rettung des größern Theils der Kosacken, welche die Mündung des Dniepr wiedergewinnen, während er gefangen und, da er heldenmüthig alle Anerbietungen des Sultans, sein Volk ihm zu unterwerfen, ausschlägt, erdrosselt wird. Ein charakteristisches Wort des Attamanen ist: „Dem Tataren ist es nur um die Beute zu thun, wie er sie auch gewinnt; der Kosack, indem er auf Beute ausgeht, will die Welt erstaunen.“

Konaschewitz ist der David unter den Attamanenkönigen der Kosacken. Zweimal legt der Held freiwillig seine Würde nieder und wird Mönch in Kiew. Nur wenn das Vaterland und die bedrängte Religion rufen, erscheint er plötzlich wieder unter den Seinen als Retter und Rächer. Siehe die Sage: „Des Kosacken Wahlspruch.“

Sobjeski und der Attaman Kunitzki ist auch ein historisches Bild mit einem großartigen Schlußzuge. Enthielte die Sagengeschichte der Kosacken nur mehr derselben! Sobjeski, zur Rettung Wiens ausziehend, fodert den Kosackenhetman Kunitzki auf, mit dem Aufgebot seiner Völker den Osmanen in den Rücken zu fallen und die Moldau und Walachei zu verheeren, um sie durch diese Diversion zum Rückzuge zu zwingen; der Plan gelingt. Die Kosacken sind überall siegreich. Aber Winter, Pest und die Uebermacht der Tataren reiben sie endlich auf. Nicht geschlagen, doch mit Wenigen der Seinen kehrt der Attaman in die Ukraine zurück. Die Sterschina, der hohe Kriegsrath, hält Gericht über ihn. Sein Urtheil ist: „Du hast dich tapfer gehalten, dich trifft kein Vorwurf. Doch weil es unerhört und für die Folge gefährlich ist, daß ein Attaman sein Heer verliert und selbst lebend zurückkehrt, sollst du, zur Warnung für künftige Feldherren sterben, doch in allen Ehren als unser Attaman.“ Kunitzki bittet nicht um sein Leben, nur darum, Gattin und Kind noch auf einen Tag sehen zu dürfen. „Gehe zu ihnen und bleibe bei ihnen, so lange es dir nöthig dünkt“, antworten die Richter; „denn du bist ein Attaman und hast zu befehlen.“ Er fliegt auf dem Rosse fort, küßt Weib und Kind und kehrt am folgenden Tage zurück, um sein Haupt unter das Beil zu legen.

Die poetische Sage von Mazeppa suchen wir vergebens, ob es doch neuerdings daegethan ist, daß sie mehr als Sage ist. Nur erwähnt wird seiner in der letzten Sage von Orlik und Orlenko, welche ein anschauliches Bild von der gänzlichen Zerfallenheit des kosackischen Gemeinwesens nach der Schlacht von Pultawa liefert. Die getrennten Stämme bekriegen sich untereinander; der Vater fällt durch den Dolch des Sohnes; ganze Züge begeben sich unter den Schutz der Tataren, da Polen ihn nicht gewähren will oder kann, und ein Attaman der Kosacken (Philipp Orlik, früher Mazeppa's Adjutant) schwor sogar seinen Glauben ab und heirathete eine moslemitische Tatarin, wofür ihn die Zaporoger seiner Würde entsetzten und heimlich erdolchen ließen.

Wie sich das Verhältniß zwischen den polnisch-adeligen Familien in der Ukraine und den freien Kosacken stellte, wird aus diesen Sagen nicht deutlich. Während unter den Kosackennamen rauh und fremdtönende außereuropäischen Ursprungs vorkommen, sind die Namen ihrer Attamanen unverkennbar polnische. Und doch kam es nach ihrer Verfassung nicht auf Geburtsadel an, um zu dieser Würde zu gelangen, sondern jeden Tüchtigen konnte die Wahl dazu erheben. 20.

Irland.

Ein merkwürdiges Buch ist die Reiseschrift „L'Irlande“, in zwei Bänden, von Capo de Feuillide, ein Reisenachtstück, wie man sie fast nennen möchte. Wem ist es nicht bekannt, daß das grüne Irland ein Sitz des Elends und des Hungers sei? Aber Herr Feuillide faßt das anmuthige Irland nur von der Seite des Jammers und des Todes auf. Er schreibt keine Reise, er schreibt eine Elegie, eine Todtenklage. Er begeistert sich für

Digitized by Google

den armen „Paddy", der Nichts hat, und schmäht auf den reichen „Landlord", der Alles hat. Der Engländer allein verschuldet, nach Feuillide, das Elend der Iren. Aber wenn das Sprüchwort, daß Jeder seines Glückes Schmied sei, irgendwo seine Anwendung findet, so findet es sie in Betreff ganzer Völkerschaften. Ein zahlreiches Volk wie die Irländer, auf einer Inselveste wohnend, die von Klippen und Meer vertheidigt wird, muß sich, wenn es sich wie Ein Mann erhebe, auch wie Ein Mann frei und unabhängig erhalten können. Hang zur Sinnlichkeit, zur Trägheit, zur berauschenden Freude, die nur des gegenwärtigen Augenblickes acht hat und, von der Vergangenheit losgeeissen, über die Zukunft sorglos hinwegstürmt, religiöse Dumpfheit, worüber die Klöster reich und die Häuser und Hüten arm werden, leidenschaftliche Hitze, welche ebenso schnell verraucht, als sie aufwallt, blinde Ergebung unter irgend einen Volksführer, der die Menge mit schönen Hoffnungen und Worten täuscht, welche gut wären, wenn sie in Erfüllung und That übergingen: das sind die Fehler, woran das irische Volk dahinsiecht, woraus es selbst die Fesseln schmiedet, die Altengland nur zu ergreifen und dem misleiteten Volke um den Nacken zu schlingen hat. Kein Volk braucht Sklave zu sein, wenn es nicht verdient, es zu sein. Hiermit wollen wir die Unterdrücker, welche hartherzig die Iren nicht zu Brüdern, sondern zu Sklaven haben wollen, nicht rechtfertigen, wir tadeln nur den einseitigen Standpunkt, den der französische, von bloßem Mitleid bestimmte Reisebeschreiber bei der Beurtheilung des irischen Volkes und Landes nimmt. Er weint, statt zu trösten, er klagt, statt zu rathen, er befühlt die Wunden und Blattern, statt zu sogen, wie sie entstanden, wie sie zu heilen sind. Die Gläubigkeit soll es sein, welche die Iren tröstet, rettet und über ihr Unglück erhebt; die Iren erscheinen ihm oder Jules Janin, der über das Buch des Verfassers einen glänzend stylisirten Bericht geschrieben, wie die ersten Christen, welchen die Verfolgung droht und die sich nicht begegnen können, ohne sich den Friedenskuß zu geben; denn, wie es weiter heißt, jeder Katholik ist des andern Bruder, sie erkennen sich beim ersten Blick; und noch mehr, sogar die Geistlichkeit soll es sein, welche als Irlands rettender Engel auftrete, sie allein habe, in Ermangelung jeder andern Hülfe, die Einigkeit zwischen dem natürlichen und moralischen Gesetz aufrecht erhalten. Etwa jene Geistlichkeit, welche das Volk von der Praxis abwendet, es geflissentlich verdumpft, statt aufzuklären, in Unterwürfigkeit erhält, statt zu unterrichten, beten und tränmen, statt arbeiten und handeln lehret? Etwa jene Gläubigkeit, welche die Elenden überredet, den eigenen Rock dahinzugeben, um den Priester in pomphafte Meßgewänder zu hüllen, welche den letzten Pfennig, der besser zu Brot oder Unterricht der Jugend verwandt würde, dem großen Agitator zum Opfer bringt? Doch genug hiervon! Gehen wir zu etwas Thatsächlicherm über, was sich in dem anziehenden Reisenachtstück des Herrn Feuillide in reichlichem Maße findet. Schon das Schiff, welches den Reisenden nach Dublin bringt, ist kein englisches mehr. Schlecht erhalten, ganz schwarz, von einem alten Capitain geführt, mit Matrosen versehen, deren Hände schwielig sind und deren Hemden nach Unschlitt riechen, läßt das traurige Fahrzeug bereits Irland, das proscribiete Land, vermuthen. Selbst das irische Meer ist ein anderes, dranseud, stüemisch bewegt, der Schrecken des Handels. Der Reisende traf, vom Glück begünstigt, an dem Tage in Dublin ein, wo die ganze Stadt von jener Art der modernen Cholera ergeiffen war, welche man das Wahlfieber nennt. Die Stimmgebung der Universität war ruhig, schweigend; aber in den Wahlen der Bürgerschaft sprach sich ganz das alte Irland aus. Alle Leidenschaften waren da im Spiel, an ihrer Spitze die Furcht und die Hoffnung. O'Connell stellte sich der gedrängten Volksmenge dar mit seinen belebten Gesten, seinem politischen Sarkasmus, der oft an Blasphemie grenzt. Diese Wortschlacht dauerte fünf Tage; fünf Tage lang hörte Irland auf diese mächtige Stimme. Doch war im Ganzen das Verhalten der Dubliner würdig und gemessen. Keine Umzüge in den Straßen, keine Weiber, welche für Gold oder durch ein Lächeln die unentschiedenen Stimmen erkaufen, nicht jene weinberauschte Volksmenge von Birmingham, welche aus vollem Munde Lob oder Beleidigung, die schon vorher bezahlt sind, ausspeit; statt aller Fahnen ließ dieses Volk von Bettlern seine Lumpen aus den Fenstern der Häuser herausflattern. Selbst die Hurrahs klangen traueig. Während dieser fünf Tage des unentschiedenen Kampfes war O'Connell der Gegenstand der schändlichsten Pamphlets, man nannte ihn einen Räuber, einen Heuchler, einen Schurken, einen Lügner; er, an diese feindseligen Ausdrücke seit lange gewöhnt, bewahrte sein kaltes Blut. Als er, der natürliche und legitime Repräsentant Irlands, endlich gewählt war, braustr er im Siegesjubel auf, seine Beredtsamkeit steigerte sich zum Spott, selbst zum abgeschmackten Spaße der Taverne. Das Volk tobte mit ihm. Da empfahl O'Connell Mäßigung im Siege und das Volk gehorchte ihm. Am andern Morgen sammelte man für O'Connell ein und jeder Bettler brachte seinen Zinsgroschen. Nackte Kinder, halbnackte Greise und Weiber spendeten ihr Almosen dem O'Connell, diesem schrecklichen Apostel Irlands, diesem Riesen von sechs Fuß Höhe, viereckig vom Kopfe bis zum Fuß, mit breiter Brust und nervigen Armen, diesem O'Connell, der von „Paddy" wie ein Gott angebetet wird. Wer sähe der Stadt Dublin an, welchen Hunger, welches Elend sie verbirge? Schöne Gebäude, glänzend von außen, aber Lügen von Stein, öde und wüst im Innern! Lumpen unter einem Purpurmantel! Unter den Säulenhallen hausen Unglückliche ohne Dach und Fach, Lazzaroni des Nordens, tausendfach beklagenswerther als die des Südens, denn diese haben wenigstens ihre Sonne und ihre Faulheit, aber der Ire stirbt vor Kälte, die Natur fodert ihn zur Arbeit auf, nur das Elend schläfert ihn ein. Die von edlerm Blute sind wenig wohlhabender, sie sind heruntergekommen durch jegliche Arten von Krieg, durch Unabhängigkeits- und Religionskriege, durch Confiscationen, Schenkungen und Executionen. Die Glücklichsten sind die ganz Armen, welche der Branntwein dumm macht und welche im Rauche der Wirthshäuser alle Leiden des gestrigen wie des morgigen Tages vergessen.

Später schiffte der Reisende den großen Kanal herab, auf einem Fahrzeuge, worauf sich auch 200 englische schlecht bekleidete Soldaten befanden. Diese rothen Söhne Altenglands machten sich vielen Spaß mit einem kleinen, unglücklichen und ganz verwachsenen Irländer, der als herumziehender Musikant seine schönsten Arien für nichts zum Besten gab. „Spiele uns Rule Britannia!" schrien sie auf ihn ein; er aber spielte die irische Nationalarie „Saint-Patrick" und seine Stirn erhob sich voll Stolz. Nachdem er die Arie des alten Irlands den Engländern vorgespielt, erhielt er von einer schönen Mitreisenden ein Almosen mit einem so süßen Lächeln — aber die Engländer gaben ihm nichts! — Die Landleute, welche auf dem Schiffe die rothen Röcke erblickten, verhöhnten die Engländer, wogegen diese ihnen die Mündungen der Schießgewehre zeigten! Bei einem so wüthenden Nationalhaß ist wol schwerlich die Dauer des jetzigen Verbandes zwischen England und Irland zu verbürgen. Was jetzt noch instinctartiger, halb thierischer Ausbruch des Hasses ist, wird, in bewußterm Zustande und auf Principien zurückgeführt, auf eine naturgemäße Weise die Union zu lösen, d. h. den Iren zu einem freien, von England unabhängigen Menschen zu machen im Stande sein. Auch in Limerick fand der Wahlkampf statt, als der Reisende dort ankam, aber unter ganz andern Phänomenen als zu Dublin; überall war Geschrei, überall bewaffnete Macht, Flugschriften liefen durch die Stadt und hatten zur Überschrift die Weheworte Irlands „Erinnere dich!" Die Bevölkerung theilt sich, wie der Verf. bemerkt, in die Herren, welche mehr als Herren sind, und in die Sklaven, welche weniger als Sklaven sind, in Diejenigen, welche besitzen, und in Diejenigen, welche arbeiten, in Diejenigen, welche mit ihrem Reichthum Misbrauch treiben, und in Diejenigen, welche vor Hunger sterben wollen. Diese nackte Erde, diese Geleise, die man Straßen nennt, diese Erdhütten, wo „Paddy" auf der Strohmatte liegt,

Digitized by Google

grenzen nah an die kostbaren Paläste, wo der „Landlord" alle Ergötzlichkeiten eines zügellosen Luxus zusammengehäuft hat. Und man bemerke wol, daß der Herr dieses Prachtstückes von Wohnung immer abwesend, daß der Palast verschlossen ist, daß der so reiche Hausrath nicht benutzt wird! Dies sind die schrecklichen Resultate jener mittelalterlichen noch nirgend vollkommen mit den Bedürfnissen der großen Masse des Volks ausgeglichenen Gesetze, welche von den Vornehmen zu Gunsten der Vornehmen gemacht worden sind! 108.

Notizen.

Die Literatur der biblischen Kritik und Exegese, über deren Abnahme in England vor einigen Jahren Dr. Lee in der Vorrede zu seiner Übersetzung des Buchs Hiob nicht ungerechte Klage führte, hat vor kurzem an folgendem Werke eine Bereicherung erhalten: „Job and his times, or a picture of the patriarchal age during the period between Noah and Abraham, as regards the state of religion and morality, arts and sciences, manners and customs etc., and a new version of that most ancient poem, accompanied with notes and dissertations. By *Thomas Wemyss.*" Man sieht schon an diesem Titel, daß, die Entstehungszeit des Gedichts betreffend, die Ansichten des Vers. von den Resultaten der deutschen Kritik abweichen. Dieser setzt dieselbe unter die spätern Könige *), und nimmt keinen arabischen Ursprung dafür an, weil sie überall hebräische Ideen und den Geist der Mosaischen Gesetzgebung durchscheinen sieht. Erzbischof Magee vermuthete deshalb sogar, daß Moses es aus dem Arabischen übertragen habe. Allein Wemyß sieht von jenen gar keine Spur, hält das Gedicht für älter als die Genesis selbst und Joseph für den Verfasser, da Religion, Sprache und Sitten auf das höchste Alterthum eines patriarchalischen Nomadenlebens hindeuteten. „Die Monate", sagt er, „haben noch keine Eigennamen und das Wort „Neumond" kommt noch nicht vor, wie in den Mosaischen Schriften, und von dem Einflusse, welchen Moses' neue Einrichtungen auf Sprache u. s. w. üben, ist noch keine Spur im Hiob, keine Theokratie, keine Priesterschaft, kein öffentlicher Cultus, kein Tempeldienst, keine Bundeslade u. s. w. Gott, der allgemeine Vater, Abbild des väterlichen Regiments jener Zeit, erscheint den Menschen in Person und geht vertraulich mit ihnen um, wie in den urältesten Zeiten unsers Geschlechts."

Zu Bombay hat sich eine neue medicinische Gesellschaft gebildet, die, wie aus dem ersten Bande ihrer Verhandlungen erhellt, sich der Methode der alten Ärzte wieder zuwendet und ihre Aufmerksamkeit ebenso sehr auf äußere natürliche Agentien, wodurch Krankheiten hervorgerufen werden, richtet, wie in Europa das Studium der Physiologie und vergleichender Anatomie vorherrschend ist. In Indien, dem Lande endemischer Krankheiten, scheint das sehr angemessen zu sein, weil dort noch alle natürlichen Umstände, auf welche die Hippokratische Schule bei ihren Arbeiten ihr Hauptangenmerk richtete, und die zu der bekannten Abhandlung „De aëribus, aquis et locis" führte, in ursprünglicher Stärke bestehen, während in Europa in Folge der weit getriebenen Cultur des Bodens wie der Menschen die Krankheiten von klimatischen Einflüssen weit unabhängiger geworden sind. Wichtig ist das Vorhaben der Gesellschaft, sich die Verbreitung medicinischer Kenntnisse unter den Hindus durch ein wirksames System des Unterrichts in dieser Wissenschaft angelegen sein zu lassen. Dadurch wird und muß das Kastenwesen und das Gebäude religiösen Aberglaubens, welches einer höhern Cultur in jenem Lande noch immer im Wege steht, nothwendig fallen. 161.

*) Bernstein in das babylonische Exil, andere Exegeten später, jedoch nicht tiefer herab bis ins 6. Jahrhundert v. Chr. Geb. Der Kürze wegen verweisen wir den Leser, der ein bestimmtes Resultat sucht, auf Schlosser's „Universalhistorischen Überblick der alten Welt", 1, 1, Hebräer.

Bibliographie.

Bartholmä, Ist das Christenthum wirklich perfektibel? Ein Sendschreiben an Herrn Prof. Krug in Leipzig, als Beitrag zur Apologetik des Christenthums. 8. Augsburg, Kreuzer. 9 Gr.

Davy's, Sir Humphry, Tröstende Betrachtungen auf Reisen oder die letzten Tage eines Naturforschers. Nach der 3ten Ausgabe verdeutscht von C. Fr. Ph. v. Martius. 2te verbesserte Ausgabe mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. Nürnberg, Schrag. 1 Thlr.

Erasmus, Desiderius, von Rotterdam. Das Lob der Narrheit. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. Nebst 33 lithographirten Zeichnungen. Gr. 12. St. Gallen. 1 Thlr. 6 Gr.

Geraldine oder Geschichte der Führung einer Seele. Aus dem Englischen. 2 Bände. Gr. 12. Augsburg, Kollmann. 2 Thlr.

Griesinger, G. Th., Humoristische Bilder aus Schwaben. 8. Heilbronn, Drechsler. 1 Thlr. 9 Gr.

— —. Die letzten Zeiten der Gräfenitz. Historische Novelle aus dem Ende der Regierungsjahre des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg. 8. Heilbronn, Drechsler. 1 Thlr. 3 Gr.

Gutzkow, K., Skizzenbuch. 8. Cassel, Th. Fischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Haggenmacher, J. H., Über die Auswanderungen nach Amerika. Ein Aufruf an Menschenfreunde und an Alle, die nach diesem Welttheile auswandern wollen. 8. Heilbronn, Drechsler. 6 Gr.

Haide, E. von der, Buch der Wanderungen. Ostsee und Rhein. Herausgegeben von K. Grün. 8. Cassel, Fischer. 1 Thlr. 6 Gr.

Heimbürger, H. Ch., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Biographischer Versuch. Gr. 8. Celle, Schulze. 21 Gr.

Ulrich von Hutten. Volksthümliche Betrachtungen des gegenwärtigen kirchlichen Streites in Deutschland. Gr. 12. Magdeburg, Creutz. 8 Gr.

Mischlinge, gebunden und ungebunden, zur Unterhaltung in Feierstunden. — Du fragst, wer uns erschaffen hat? — Freund Kantharos in Lindenstadt. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 12 Gr.

Kern, J. Urban, Gedrängte Übersicht der schönen Literatur Deutschlands von Lessing bis auf die neueste Zeit. 8. Breslau. 2 Gr.

Krais, J., Gedichte. 8. Heilbronn, Drechsler. 1 Thlr. 12 Gr.

Lacordaire, Abbé, Die geistlichen Orden und unsere Zeit; insbesondere über die Wiederherstellung des Prediger-Ordens in Frankreich. Aus dem Französischen. Gr. 8. Augsburg, Kollmann. 12 Gr.

Müller, Alexander, Ueber die Aristokratie des Geldes, den Ultra-Industrialismus und den Pauperismus, mit Andeutungen für die national-ökonomische Gesetzgebung. Gr. 8. Heilbronn, Drechsler. 8 Gr.

Naubert, B., Volksmärchen der Deutschen. 2te Auflage. 1stes Bandchen. 8. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 8 Gr.

Olfander, H. F., Darstellung der französischen Finanzen seit der Julirevolution von 1830—1837. Gr. 12. Stuttgart, Schweizerbart. Geh. 21 Gr.

Ossian's Gedichte. Rhythmisch bearbeitet von Ed. Brinckmeier. Kl. 4. Braunschweig, Oehme u. Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

Tobler, Titus, Lustreise ins Morgenland. 2 Theile. Gr. 12. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 195. — 14. Juli 1839.

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von N. H. Julius. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.*)

Der Hr. Verf. hat den zweiten Band seines trefflichen Werks jedenfalls als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet wissen wollen, denn es beginnt dieser zweite Band mit einem Eingange, welcher als eine Einleitung, aber auch als kurze Wiederholung aus dem ersten Bande betrachtet werden muß. Er handelt darin nämlich von dem Ursprunge der verschiedenen Ansiedelungen und geht von da zu den in der Union geltenden Rechten über.

Wir können diese Ökonomie des Werks nur billigen. Für Die, welche von dem zweiten Bande praktischen Nutzen für Europa ziehen sollten, ist Amerika, diese naseweise vorlaute Republik, ein Gegenstand des Vorurtheils und der Verachtung. Hätte die Sittengeschichte einen Werth für sie, so würden sie längst für das heimische Gebrechen die Augen geöffnet haben. Die Theorie des deutschen Staatsrechts hat auf andere Principien geführt als die des amerikanischen. Der erste Band des Werks enthielt lediglich die historisch-moralische Basis der Idee des Buß- und Besserungssystems, dessen Ausführung der zweite Band nachweist. Wir müssen die historische Moral unsers Volks als Basis substituiren, einen ersten Band des Werks uns schaffen. Leider hat man von dieser Seite der Strafrechtswissenschaft in Deutschland noch nicht viel Geschmack abgewonnen. Die einseitigen Theorien der Talion, der Abschreckung, der Prävention, der Nothwehr u. s. w. beschäftigen unsere Strafrechtslehrer noch viel zu lebhaft. Die Philisterei in der Doctrin, die Eigenliebe der Doctoren, die Beschränktheit des Wissens der Lernenden, ja, die Anmaßlichkeit, welche neue Ideen mit absprechender Geringschätzung von sich abweist, um das Monopol der Weisheit für sich zu behaupten, vereinigt sich oft gegen das Bessere. So lehrte zwar Henke schon längst, daß die Strafe für Verbrechen zur Besserung angewendet werden solle, allein die gegebenen Definitionen vom Rechtsstaate schlossen dessen Verpflichtung zur Erziehung des Verbrechers für die Gesellschaft aus, d. h. die Rechtslehrer fragten nur nach der sittlichen Begründung des Staats. Als wäre diese Erziehung des Verbrechers nicht blos Mittel, die Gesellschaft zu schützen! Als wäre der Satz: daß der erwachsene Ungezogene seinen Verstand und sein Gewissen, überhaupt die moralische Anlage, sich selbst zum Rechten, Guten und Wahren zu bestimmen, besitze, so ganz fix und fertig richtig und unumstößlich, daß die Zurechnungsfähigkeit ihn rechtlos und den Staat ihm gegenüber pflichtlos machen könnte! Man hat dies nie behauptet, allein man hat sich nie die Mühe genommen, mehr als die Plusseite des Strafrechts zu entwickeln; der Minusseite hat man keine Aufmerksamkeit geschenkt. Als wenn sie sich so ganz von selbst verstände; als wenn der Mensch, welcher das Unglück hat, dem Strafgesetze zu verfallen, ideell rechtlos würde, nur negativ berechtigt sei, während er doch nur ein Minusberechtigter ist! Daher führt die Anwendung unsers Strafrechts immer zur Infamie des Bestraften und zum bürgerlichen Tode. Dies ist ein Fluch unsers sittlichen und Rechtszustandes. Die junge französische Gesetzgebung hat dieses Unrecht gefühlt, aber nur der jüngsten amerikanischen ist es gelungen die Unvollkommenheit in der Ausführung der Idee loszuwerden. Allein in diesem Lande bildeten sich Vereine für die Verwirklichung der Idee, Vereine von Bürgern, denen der Staat vertrauensvoll entgegenkam und von denen er dankbar aufnahm, was sie zur Vervollkommnung der Gesetzgebung gründlich vorgedacht und vorgethan hatten.

In unserm Vaterlande gibt es kein Gesammtinteresse, dessen Verfolgung der Gesellschaft überlassen wäre. Nach dem deutschen Staatsrechte überwacht die Regierung nicht nur die materiellen Tendenzen der Gesellschaft, sondern auch die geistigen und ideellen. Wo unbestrittenes Recht der Regierungen ist, eine Staatsreligion, einen religiösen und wissenschaftlichen Unterricht nicht nur anzuordnen und die Mittel dazu von den Mitgliedern der Gesellschaft durch Zwang beizubringen, wo ebenso unbestritten ihr ein Recht zusteht, die Äußerungen des Geistes durch eine Censur zu überwachen, da liegt in ihren Pflichten auch die specielste Aufmerksamkeit auf alle sittliche Zustände, Hindernisse und Föderungsmittel der Gesittung.

Die hohe Stufe, welche die Intelligenz in Deutschland und der ganzen christlich gesitteten Welt betreten,

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 156—160 d. Bl.
D. Red.

Digitized by Google

und der ſtarke Anlauf, den ſie zu immer höhern Stufen genommen hat, geſtattet es, daß den ſogenannten Fachmännern die großen Lebensfragen der Civiliſation nicht allein mehr überlaſſen zu werden brauchen. Die Wiſſenſchaft iſt durch die ſie gemeinſam beherrſchende Philoſophie Gemeingut geworden. Der Arzt und der Theolog werden mit ihrer Hülfe Juriſten und dieſe Ärzte und Theologen. Wie der Laie ſich der Theologie, ſo bemächtigt ſich der Arzt und der Theolog der Jurisprudenz. So ſind es denn auch bei uns die Ärzte, und unter dieſen Hr. Dr. Julius, welche die chroniſchen Geſellſchaftskrankheiten aus dem Geſichtspunkte einer höhern Pſychiatrie ins Auge faſſen und deren Heilung mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln zu erreichen ſtreben. Ob ſie die Mittel dynamiſch oder mechaniſch wirken laſſen, ob ſie den homöopathiſchen oder allopathiſchen Standpunkt einnehmen, kann uns gleichviel ſein, wenn es nur hilft, was ſie geben.

Der Hr. Verf. führt uns, nachdem er an die Entſtehung der erſten Staaten der Union durch, ihres religiöſen Glaubens wegen aus England Vertriebene und Entflohene nochmals erinnert hat, an das Recht, welches die Einwanderer aus ihrer Heimat mitbrachten, das ſaſſiſch-engliſche ungeſchriebene Common law, die Baſis alles öffentlichen Rechts in England. Nächſt dieſem aber brachten ſie auch jenes blutige, feudale, normanniſche Strafrecht mit, welches von den frommen Flüchtlingen durch das Moſaiſche Geſetz womöglich noch in ſeiner rigoroſen Richtung verſtärkt wurde. Die Indianer wurden wie die Philiſter von den Iſraeliten behandelt, verfolgt, getödtet und ihre Weiber und Kinder als Sklaven verkauft u. ſ. w.

Nur Penn ſprach in ſeinem neuen Staate durch ſein großes Geſetz (Great law) ein großes Wort zur Sühne. Während Connecticut auf vierzehn Verbrechen die Todesſtrafe ſetzte, belegte er nur abſichtlichen Mord damit. Zwar verbot das hanoverſche Geſchlecht, welches um die Zeit ſeines Todes den Thron von England beſtieg, die Geltung dieſes beſſern Rechts, allein nach dem Befreiungskriege lebte es, ſeinen Grundſätzen nach veredelt und fortgebildet, wieder auf.

Der Einfluß, den die Milde und Menſchlichkeit des pennſylvaniſchen Strafgeſetzes auf die ſämmtlichen Strafgeſetzgebungen der Union geübt hat, iſt entſchieden, allein nach unſerer Meinung wurde dieſer Einfluß nur dadurch gewonnen, daß man ſich frühzeitig in Pennſylvanien die Frage zur Beantwortung vorlegte: *ob das Wie der Strafe nicht beiweitem wichtiger ſei, als die Strafe ſelbſt?*

Jeder denkende Vater hat die Erfahrung gemacht, daß dieſelbe Strafe für daſſelbe Vergehen bei verſchiedenen ſeiner Kinder ganz verſchiedene Effecte, und oft die entgegengeſetzteſten hervorbrachte. Jeder einſichtsvolle Mann hat ſich geſagt, daß die Schläge des Schickſals auf verſchiedene Individualitäten verſchiedene Einwirkungen und oft die widerſprechendſten hervorgebracht haben. Bleiben wir, wie die Nachfolger Penn's, bei der Bibel ſtehen, ſo finden wir das großartigſte Beiſpiel an dem jüdiſchen Volke ſelbſt, das trotz ſeiner Propheten und Geſetzherſteller halsſtarrig in ſeiner Verblendung beharrte und dem Verhängniß der Zerſtreuung und Vernichtung als Volk entgegeneilte. Hat die Vorſtellung vom Zorne Gottes nicht die Kraft gehabt, die humanere Seite dieſes Stammes herauszukehren, wie mag es der Zorn der Menſchen gegen gefallene, abtrünnige Glieder der Geſellſchaft?

Und welche Scheußlichkeiten bietet die Gefängnißkunde des Mittelalters bis in die neueſte Zeit! Hat die furchtbarſte Grauſamkeit gegen Gefangene, deren das menſchliche Gemüth in allen chriſtlichen Ländern irgend fähig geweſen iſt, haben die Martern vor und bei den Hinrichtungen und die beſchimpfenden Strafen auch nur etwas zur Verſittlichung der Geſellſchaft, zur Verminderung des Verbrechens beigetragen?

Die Menſchheit, die Civiliſation kann dem edeln Quäker Penn es nicht genug danken, daß die Idee der chriſtlichen Liebe im Sinne des Erlöſers ihn auch zu ſeinem gefallenen Mitbruder begleitete. Der Tag wird kommen, wo auch Europa und in ihm unſer geliebtes, langſames Vaterland die chriſtliche Gerechtigkeit gegen Verbrecher übt und ihr den Judaismus, die heidniſche Philoſophie und die kalte Idealdialektik zum Opfer bringt. Es wäre wahrlich ein jämmerliches Zeichen unſerer hohen Intelligenz und Geſetzung, wenn der Satz: Fiat justitia, pereat mundus! nicht endlich an der, ſchon dem ſtarren Römerkopfe ſich darſtellenden Betrachtung: Summa jus, summa injuria! zerſchellen ſollte.

Mit gewohnter Umſicht und Gründlichkeit macht uns der Hr. Verf. mit den Geſetzen der verſchiedenen Staaten der Union und dem größern und geringern Einfluſſe der Milde des pennſylvaniſchen Strafgeſetzes bekannt. Er weiſt nach, wie die civiliſirteſten beiden Staaten, Neuyork und Maſſachuſetes, durch Codifikation das Fortſchreiten der ſtrafrechtlichen Legislatur zu ſichern geſucht haben, behandelt das Princip der Jury, welches zu häufigern Freiſprechungen, die Stellung der oberſten Magiſtrate der einzelnen Staaten (Gouverneure) zur Volksgunſt, welche zu häufigern Begnadigungen, die öffentliche Meinung, welche der Todesſtrafe je mehr und mehr abhold, die größere Sittlichkeit des weiblichen Geſchlechts und die vorherrſchende Hochachtung der Amerikaner gegen daſſelbe, welche Scheuheit der Frauen zu einer verhältnißmäßigen Seltenheit macht, und endlich das demokratiſche Princip mit ſeinem Mistrauen gegen allen dauernden Beſitz von Gewalt, welches die Ehrfurcht gegen die, in manchen Staaten jetzt nur auf Jahresfriſt wählbaren, aber faſt durchgehends nur vom Volke zu wählenden Richter herabſetzt, und zeichnet uns mit leichten Umriſſen die Einrichtung der Juſtizpflege in der Union. Mit Recht hebt er das Syſtem der Geldbußen und die Richtung der Geſetzgebungen auf Entſchädigung des Beſchädigten durch den Eigenthumsverletzer ſowie die Strenge der Koſtengeltung hervor. Die Erſatzleiſtung beträgt in manchen Staaten den drei- und vierfachen Werth des Entwendeten oder des Schadens, wenn dieſer ſich abſchätzen läßt. Doch irrt er, wenn er dieſen Grundſatz aus dem deutſchen Rechte herleitet, wel-

Digitized by Google

ches in seinen alten Gesetzen nur die Talion kennt, zumal da z. B. in Neuyork und Tennessee nur im Falle einer Adhäsivklage des Beschädigten auf den Ersatz mit erkannt, sowie überhaupt das Verbrechen nur verfolgt wird, wenn der Beschädigte klagt. Sobald dies geschehen ist, tritt der Staat als Kläger ein und der Beschädigte wird zum Zeugen, und ist nun nicht mehr, wie in England, genöthigt, das Verfahren zu betreiben; auch hat sein Zeugniß das Gewicht jedes andern. Die Gefahr dieses Grundsatzes ist durch das Einschreiten des Gerichtes für den Kläger und die völlige Freiheit des Angeklagten hinsichtlich der Herbeischoffung der Gegenbeweismittel gemildert, wenn auch vielleicht nicht ganz vermieden. Die Gewissenlosigkeit der meistens aus der englisch-amerikanischen Bevölkerung hervorgehenden Lawyers oder Advocaten besonders gegen die Deutschen soll, wie man vernimmt, eine öffentliche Plage sein. Übrigens ist das Verfahren dem englischen ähnlich. Reisende Richter des Staats halten in den Bezirken von Zeit zu Zeit das peinliche Gericht. Einige der größeren Städte haben indessen Policeigerichte, welche wöchentlich und monatlich, auch ohne Jury sitzen, eingeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten des Johann Chrysostomus Passek, aus den Regierungsjahren der Könige Johann Kasimir, Michael Korybut und Johann IV. von Polen, vom Jahre 1656—88. Polnisch herausgegeben vom Grafen Eduard Raczyński, deutsch von Gustav Adolf Stenzel. Breslau, Max und Comp. 1838. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Das Original dieser Memoiren, das auch in Nr. 359 d. Bl. f. 1836 kurz besprochen worden ist, hat durch seinen heitern, derben, ungenirten Ton unter den Polen zu einem sehr beliebten Volksbuche sich erhoben und bereits zwei Auflagen erlebt. Für den Deutschen haben diese Memoiren, insbesondere wenn sie in einer weniger durchgebildeten Sprache, wie hier, dargeboten werden, meistens nur als Beiträge zur Historie Bedeutung. Es muß freilich bedauert werden, daß die ansprechenden Formen bei dem Umschmelzen ins Deutsche zum Theil verwischt und unkenntlich geworden sind. Hr. Archivrath Stenzel bekennt in dem Vorworte selbst, daß er des Polnischen nicht mächtig sei und die Übersetzung eines jungen Mannes nur mit Mühe habe lesbar machen und doch nicht alle Härten vermeiden können; doch werden dem deutschen Leser diese Mängel dadurch vergütigt, daß der mit Polens Geschichten wohlvertraute gelehrte Herausgeber bei den mancherlei Ungenauigkeiten und Übereilungen des Verf., und überhaupt durch erläuternde Anmerkungen vermittelnd eingetreten ist. Am Ende bedarf es aber nur eines ausdauernden Lesers, um an des Verf. treuherzigen und anschaulichen Erzählungen auch im neuen Gewande belehrende Unterhaltung zu finden. Denn in hohem Grade ist vorliegenden Denkwürdigkeiten der Vorzug vor allgemeinen Geschichten eigen, „daß wir in ihnen, Hand in Hand mit unserm Führer und neben diesem existirend, die Räume durchziehen, und Vieles, wenn auch sehr vereinzelt, doch immer in scharf charakteristischer Nacktheit erblicken, während der Leser allgemeiner Geschichten außerhalb des Kreises steht und nur Umrisse allgemeiner Verhältnisse wahrnimmt, welche um so mehr verschwimmen, als sie der individualisirenden Einzelheiten entbehren".

Der Hauptheil der Memoiren enthält Berichte über die Kriegsthaten des berühmten polnischen Feldherrn Stephan Czarniezki, in dessen Heeresabtheilung Passek bis zum Tode des Führers sich befunden. Die ausführlichern Mittheilungen beginnen mit dem Kriegszuge der Polen nach Dänemark 1658, welchen diese unter Czarniezki, mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Montecuculi unternahmen. In der Lebensweise der Dänen, in der Eigenthümlichkeit des Landes fällt dem Fremdlinge Manches auf, das er neben den zu Wasser und zu Lande erlittenen Abenteuern gar ergötzlich beschreibt, zugleich wird die Eroberung der Insel Alsen, die Überrumpelung der Vesten Kotdingen und Friedrichsodde ausführlich dargestellt. Passek ist in Gefahr, durch ein Liebesabenteuer an das fremde Land gefesselt zu werden, als die Ordre zur Rückkehr nach Polen eintrifft. Durch einen raschen Entschluß zerreißt er die Bande, mit denen er umstrickt worden, er verläßt Dänemark und reist über Hamburg, wo „dem prachtvollen und von drei Seiten von einem See umgebenen Augustinerkloster, aus welchem Martin Luther als Abtrünniger entlaufen (?)", das Passek besucht zu haben versichert, eine genaue Beschreibung gewidmet wird. Nach der Rückkehr ins Vaterland ward der Heerabtheilung Czarniezki's nur kurze Ruhe gegönnt, denn die Russen hatten unter dem Zar Alexei 1658 den durch den Waffenstillstand in Niemecz, 3. Oct. 1656, unterbrochenen Krieg erneuert; schon befand sich Lithauen mit allen Festungen in ihrer Hand, Podlachien war geplündert und selbst Warschau bedroht. Nun gingen die Feldherren Czarniezki mit den polnischen und Sapieha mit den lithauischen Truppen dem eingedrungenen Feinde entgegen, und noch einmal gelingt es der polnischen Tapferkeit den Untergang des Vaterlandes hinauszuschieben. Passek ward Theilnehmer des ruhmvollsten Feldzuges, bis in die einzelnsten Züge zeichnet er uns die Schlachten bei Palonka, wo der russische Hetman Chowanski überwunden ward, und die Entsetzung der Festung Lachowicz, von wo aus sich Czarniezki gegen das große russische Heer unter Dolgoruki wandte, welcher den Polen sichern Untergang verheißen hatte. „Mir hatte einst ein angesehener Herr", erzählt Passek, „durch achtungswerthe Männer sagen lassen, daß er mich bestimmt tödten werde. Um die ungewisse Stunde nicht erwarten zu müssen, zog ich es vor, mir die Zeit selbst zu wählen, um jenem Gedanken nicht länger nachzuhängen. Ich kam auf den Hof dieses Herrn und ließ ihm durch meinen Burschen Folgendes berichten: „Mein Gebieter, den deine Gnade tödten will, ist hier angekommen, ehe er noch magerer wird, um dir die Mühe zu sparen, ihn in der weiten Welt aufzusuchen; deshalb meldet er sich bei dir an." Jener Herr mäßigte sich, tödtete mich nicht und bat mich um Verzeihung. So eilte auch Dolgoruki mit aller Hast auf uns zu und befahl in den Festungen, welche von den Russen besetzt waren, uns überall aufzuhalten, sobald wir fliehen würden. Als wir ihm aber nun entgegenzogen, schwand sein Muth." Dolgoruki wird am Soez zu einer Schlacht genöthigt und überwunden. Passek berichtet hier von einer eigenthümlichen Art von Verschanzung, Hulaigoroden genannt, deren sich die Russen bedienten. „Diese Spitzwehren oder spanischen Reiter sind gezimmerte, über das Kreuz verbundene Holzpfähle, deren Enden durch eiserne Haken miteinander vereinigt sind. Das Fußvolk trägt sie vor den Reihen und stellt sie, wenn es zum Handgemenge kommt, auf die Erde, um die Musketen darauf zu legen. Man kann auf diese Vorkehrung weder eindringen, noch den Feind durchbrechen, weil die Pferde von den Spitzwehren durchbohrt werden, während das Heer hinter ihnen wie in einer Festung steht." Diese Wehren brachten aber diesmal den Russen selbst Verderben, denn als ihr Heer, das vor die Wehren getreten war, zurückgedrängt wurde, konnten bei der Verwirrung die Wehren, die durch eiserne Haken verbunden waren, in der Eile nicht losgemacht werden, „und als die Feinde auf jene stießen, hieben die Unserigen so lange ohne Aufhören ein, bis Leiche auf Leiche fiel, und nun diente den Russen selbst zum Falle, was sie gegen uns aufgestellt hatten".

In den Fortschritten gegen Rußland wurde Czarniezki besonders durch die Conföderation aufgehalten, zu welcher 1661

Digitized by Google

ein Theil des polnischen Heeres, unzufrieden wegen des vorenthaltenen Soldes und der bisherigen Verpflegungsweise, zusammentrat, d. h. es kündigte, um seine Foderungen durchzusetzen, dem Könige und dem Feldherrn den Gehorsam auf und wählte sich einen eigenen Führer, der Marschall der Conföderation hieß. Es gelang nicht, auch Czarniezki, der mit Leib und Seele dem Könige ergeben war, und dessen Division in die Conföderation zu ziehen, und Passek spricht gegen die Seinen sehr verständig über dieselbe sich also aus: „Ich weiß nicht, wie Der zu nennen ist, welcher des eigenen Vortheils wegen das Gesammtwohl des Vaterlandes vergessen kann. Wenn die muthwilligen Kinder die Speisekammer der Mutter auf einmal ausleeren, wie kann dann für längern Unterhalt gesorgt werden? Wir zaudern, und der Feind sammelt Kräfte. Gott, der mit uns kämpfte, wird uns entgegen sein, sodaß wir das feindliche Land nicht erobern, sondern auch das eigene verlieren werden". Schon damals waren in Polen die gesellschaftlichen Verbande fast ganz aufgelöst und die Zügellosigkeit des Heeres so groß, daß dieses alle königlichen Starosteien und Ökonomien mit Beschlag belegte und unter sich vertheilte. Als Hauptgrund zu dieser Conföderation erwähnt Passek des Privatinteresse einer gewissen Partei, „die im Trüben fischen wollte, indem sie den König Johann Kasimir seinem Untergange nahe sah. Der Zar von Rußland sparte den harzigen Kien nicht, um den Brand zu nähren."

Passek, der sich mit den Conföderirten in einige Verhandlungen eingelassen, befindet sich mit seiner Mannschaft auf dem Wege nach Weißrußland, wohin Czarniezki inzwischen gezogen, als er auf Anstiften des berüchtigten Mazeppa (dessen in den gewöhnlichen Erzählungen sehr ausgeschmücktes Abenteuer durch vorliegende Memoiren vollkommene historische Glaubwürdigkeit erhält) als ein Theilnehmer der Conföderation aufgehoben und nach Grodno vor den König geführt wird. Doch dem biedern Kriegsmanne, der seine Verantwortung wohl zu führen versteht, gelingt es, von seiner Ergebenheit und Treue den König zu überzeugen; unter Zusicherungen der königlichen Gnade reichlich beschenkt und mit einem königlichen Geleitsbriefe, der alle Städte anweist, ihm und den Seinen überall den nöthigen Unterhalt zu reichen, versehen, wird er entlassen. Auf dem weitern Zuge hat er ein gefahrvolles Scharmützel mit einem polnischen Streifcorps zu bestehen, das er mitten im Vaterlande bei der Plünderung eines Dorfes überrascht, und wir erkennen, daß es damals in Polen nicht anders zugegangen, als in Deutschland in der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges.

Von Czarniezki wird Passek sogleich zu einer wichtigen Mission gebraucht: er erhält den Auftrag, den Gesandten, welche der russische Zar auf den Reichstag nach Warschau zur Unterhandlung senden will, von der russischen Grenze aus das Geleite zu geben. Er reist ihnen bis Wiazma entgegen, führt sie glücklich nach Warschau, und der König ist bei dem erschöpften Schatze in Verlegenheit, wie er Passek's Dienste belohnen soll. Unter mancherlei Gefahren mit rebellischen Soldaten gelingt es diesem gegen eine königliche Anweisung 6000 Gulden in Wilna zu erheben. — Nun folgen Mittheilungen über den Hof Johann Kasimir's und die Zerwürfnisse des Königs mit seiner Gemahlin Ludwika, einer französischen Prinzessin, worauf mit dem Jahre 1665 der antheilvolle Bürgerkrieg, den Lubomirski erregte, die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Als heitere Episode erscheint die Erzählung von Passek's plötzlicher Verheirathung mit einer 46jährigen Witwe, die er selbst kaum für 30jährig hält, und dann folgt mit dem Jahre 1668 der Reichstag, auf dem Johann Kasimir, geleitet von dem als höchst ränkevoll dargestellten Erzbischof von Gnesen, Peazmonski, der nachher von der Conföderation aller Güter und Würden verlustig erklärt worden ist, der Krone entsagt; dem wieder der stürmische Reichstag vom Jahre 1669 folgt, auf dem gegen alles Erwarten ein von den Piasten abstammender Fürst, Michael Wisniowiezki, zum Könige erhoben wird. Im J. 1672 rückt Passek noch einmal mit einer Schar polnischer Edeln gegen die eingefallenen Tataren ins Feld, er ist aber mit der Subordination dieser Herren so wenig zufrieden, daß er lieber Schweine hüten als das Commando über polnische Edle führen möchte. Bald wurde auch Unzufriedenheit mit dem neuen Könige laut, und es fanden neue Versammlungen statt. Von der Art, wie es bei denselben zuging, stehe hier wenigstens ein Beispiel: „Ein gewisser Broniowski kam betrunken in die Kreissitzung und stellte sich zu Pferde gleich hinter uns Abgeordnete der Wojewodschaft Krakau, hier fing er an zu rufen, zu schreien und seine Stimme zu erheben. Ich glaubte, dieser Mensch wäre aus dem Gebirge, bis mir meine Collegen sagten: „Er ist nicht aus unserer Wojewodschaft." Er fing an immer heftiger zu schreien, worauf ich zu ihm sagte: „Herr Bruder, wir brauchen dich hier nicht, hier ist der Platz für die Wojewodschaft Krakau, also verhalte dich ruhig oder verlaß uns." Da brach er mit folgenden Worten gegen mich los: „Ich kann stehen, wo ich will." Meine Collegen erhoben sich und riefen: „Nein, das darfst du nicht, oder kennst du nicht den Beschluß, daß Jeder hinter den Abgeordneten seiner Wojewodschaft halten soll? Tritt zurück oder du wirst todtgeschlagen." Unsere Reiter stießen ihn zurück, er ritt auf die andere Seite und fing auch dort an zu lärmen. Man wußte, daß er zu den Unzufriedenen gehörte, deshalb rief ihm Jemand zu: „Ei, Herr Bruder, sei vorsichtig, damit du dir kein Unheil bereitest." Er aber schrie desto stärker und stieß etwas gegen den König aus. Sogleich wurde zu den Säbeln gegriffen, Jener floh und wurde im freien Felde in Stücken gehauen. Wir wußten nicht, was vorgegangen war, bis man den Getödteten auf einem rothen Teppich bei den Füßen in den Kreis schleppte mit dem Rufe: „Seht! da ist der erste Unzufriedene, den übrigen wird es nicht anders ergehen."

Die Jahrgänge 1674—88 beschäftigen sich meist mit den häuslichen Begebnissen Passek's; in der Kürze werden Sobieski's Heldenthaten erzählt, nur die Entsetzung Wiens ist wieder ausführlich beschrieben. Fast alljährlich fuhr Passek von seinem Gute aus mit Getreide die Weichsel hinab nach Danzig und berichtet Manches über die den Polen geneigte Stimmung der Danziger. Er stand auch bei Johann Sobieski in Ehren und starb wahrscheinlich um das Jahr 1690. 9.

Literarische Notiz.

Mehre deutsche Schriften über Erziehung und Religion sind vor kurzem in das Englische übertragen worden. Wir führen sie mit ihren englischen Titeln auf. Es sind: 1) „Original maxims for the young, by the celebrated *J. C. Lavater*. Translated by the daughter of a clergyman." Das „Monthly magazine" sagt, daß Lavater's Name für das Buch ein hinreichender Paß sei, man könne diesen anspruchlosen Band, welcher darauf hinzwecke, in den Gemüthern der Jugend gute Grundsätze hervorzuenfen, nicht genug empfehlen. 2) „Relics of Elijah the Tishbite; being a selection of the most striking passages omitted in the existing translation. Translated from the original work of *F. W. Krummacher*." 3) „Jacob wrestling with the angel. By the Rev. *G. D. Krummacher*", author of ‚Israel's wanderings in the wilderness.' Translated from the german." 4) „On restitution; Lot and his wife. The rich man's christian composure. By the Rev. *Friedrich Strauss*. Translated from the German, by Miss *Slee*." Der Berichterstatter im „Monthly magazine" sagt von diesen Schriften, daß ihre Verf. in ihrer Art gut seien, indeß gehörten sie nicht in den Kreis der deutschen Literatur, die in England eingeführt zu sehen besondere Freude machen könnte. Der ernste englische Sinn verlange eine höhere Nahrung, als hier geboten werde. Der Brite wünsche über den Wolken zu schweben, während diese Autoren kaum fähig seien, die mittlere Dunstsphäre zu erreichen, man könne sich ihnen wol bis zu einer gewissen Distanz getrost anvertrauen, aber diese Distanz sei nur die Hälfte des Weges, den man zu gehen habe. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 196. — 15. Juli 1839.

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von N. H. Julius. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 195.)

In der zweiten Abtheilung dieses Bandes behandelt der Hr. Verf. die Menge und Art der Verbrechen in den Vereinigten Staaten. Die von ihm mit der äußersten Sorgfalt bei den spärlichen und unsichern Quellen ausgearbeitete Statistik der Verbrechen gibt einen ziemlich sichern Anhalt über den Zustand der Sittlichkeit der Union und der Gesittung der einzelnen Staaten. Zur Beruhigung gereicht es, daß die Verbrechen im Wesentlichen unter allen Verhältnissen sich gleich bleiben. Der Hr. Verf. bringt zur hohen Wahrscheinlichkeit, daß die Verbrechen in Amerika sich ebenso zur Zahl der Bevölkerung verhalten wie in Europa, daß im Süden die Neigung zu blutigen, im Norden zu Eigenthumsverbrechen und Betrug vorherrscht, und daß die Fälschung von Staatspapieren auf dem betrügerischen Zettelbanksysteme, dem monopolisirten Betruge im Großen, sehr stark wuchert, obgleich das Gesetz gegen Helfer und Helfershelfer gleich streng verfährt.

Noch fehlen in neun Staaten geordnete Strafanstalten (S. 44), und nur sieben Staaten haben Bundesgerichte für die Verbrechen, deren Untersuchung und Bestrafung verfassungsmäßig der Bund sich vorbehalten hat. Louisiana, als der roheste, und Massachusetts, als der civilisirteste Staat liefern die mehrsten Verbrechen gegen den Bund.

So berühren sich also in der neuen wie in der alten Welt im Gegensatze von Massachusetts und Louisiana wie in dem von Paris und Corsica die Endpunkte der höchsten und geringsten Civilisation, der Rohheit und der Überfeinerung in dem gemeinschaftlichen Ergebnisse einer alle Mittelglieder übertreffenden Verbrecherzahl.

Die Idee eines obersten Bundesgerichts ist, theils aus Sparsamkeit, theils wol und hauptsächlich weil die noch nicht unter die Bundesgerichte eindezirkten Staaten sich der Oberjustiz des Bundes dadurch entziehen zu können glauben, nicht durchgeführt.

Auf diese Weise geht aber — — die Gelegenheit verloren, die herrlichste Institution der Vereinigten Staaten, das Bundesgericht, zu stärken und zu Dem zu erheben, was es der Verfassung gemäß hätte sein sollen, zu einem wohlthätig die Regierungen des Bundes wie der einzelnen Staaten, die jetzt nur nach von ihnen selbst gegebener und leider oft verweigerter Erlaubniß verklagt werden dürfen, bewachenden Amphiktyonengerichte, wie es die neuere Zeit noch nicht kennt (S. 50).

Die Verbrechen, welche die Bundesgerichte zu untersuchen und zu beurtheilen haben, sind meist gegen den Staat und gegen Menschen, nur selten gegen Sachen gerichtet (S. 51).

Der Hr. Verf. hat nur aus zwei Staaten, Massachusetts und Neuyork, genaue Nachrichten über die Thätigkeit der Gerichtshöfe der einzelnen Staaten erhalten können, weil in den übrigen an die, überhaupt auch in Europa noch junge Statistik der Verbrechen sowie an die Vielschreiberei und Papierverschwendung der Beamten nicht gedacht wird. In den drei Jahren von 1833 — 35 betrugen die Anklagen im Staate Massachusetts durchschnittlich jährlich 1566, oder eine auf 415 Einwohner, also etwa ebenso viele als in den ältern, dem deutschen(!) Rechte unterliegenden Provinzen Preußens (S. 54). Darauf erfolgten durchschnittlich im Jahre 98 Freisprechungen, oder eine auf 6632 Einwohner, ferner 731 Verurtheilungen oder eine auf 889 Einwohner, während 1817 in dem Jahre des Mißwachses und der Seuchen in den alten preußischen Provinzen nur ein Verurtheilter auf 924 Einwohner kam.

Wir gehen in die Details, von denen wir diese beispielsweise anführen, nicht näher ein. Sie sind nämlich, wie auch der Hr. Verf. andeutet, nicht ohne äußern Schein, und doch darf man auf sie nicht zu viel bauen. Jedenfalls beweisen sie, daß der Fortgang der Versittlichung gleiche Resultate überall liefert, wenn auch nach Ort und Umständen andere Gattungen von Verbrechen häufiger sind. In Massachusetts tragen die, besonders über Boston am häufigsten einwandernden Irländer viel dazu bei, die Verbrecherzahl zu mehren. Die Zahlenresultate seiner Forschungen über die Verbrechen hat der Hr. Verf. in eine Reihe vergleichende Tafeln gebracht, welche dem Liebhaber der „gefrorenen Geschichte", nach Görres' Ausdruck, höchst willkommen sein werden.

Es ist uns aufgefallen, daß der Hr. Verf. die Neigung der südlichen Bevölkerung zu Gewaltsamkeit, Autonomie und blutigen Verbrechen für besonders local in Nordamerika hält. Wir sind zeither der Meinung gewesen, daß der Süden Europas, ja die heißen Zonen

Digitized by Google

sämmtlich diese Neigung an sich trügen. Es scheint uns in der klimatischen Natur der Menschen zu liegen, ob die rasche That oder die langsamere Bedächtigkeit die verbrecherischen Neigungen begleitet, und wir finden in den Details, welche wir über die südlichen Staaten der Union in dem Werke finden, unsere Meinung bestätigt.

Wenn der Hr. Verf. die Meinung hegt (S. 61), daß der Landbau das Verbrechen und bezüglich das Verderbniß weniger begünstige als die Fabriken, welche in Amerika noch so gering sind, daß sie nicht einwirken können, so möchten wir dagegen bemerken, daß die Vergleichungen zwischen Preußen und Massachusetts gerade deshalb irrig sein möchten, weil Preußen wie Deutschland überhaupt vorzugsweise landbauliches Gewerbe treibt, die Fabrikdistricte in Massachusetts aber mit ihren Tausenden darin beschäftigter Mädchen und der dort herrschenden trefflichen Zucht negativ auf das Verbrechen influiren, d. h. die verbrecherischen Neigungen wenigstens der Frauen hindern müssen. Daneben ist ja bekannt, daß Massachusetts und Connecticut sich vorzugsweise mit Handel und Industrie beschäftigen, sich rühmen, daß ein Jude bei ihnen nicht aufkommen, aber lernen könne, und daß der berühmte Daniel Webster, Senator des Staats Massachusetts und einer der größten amerikanischen Redner, selbst den, freilich englischen Staatsökonomen abgeborgten Satz neuerlich ausgesprochen hat, daß „die vervielfältigten Bedürfnisse (multiplied wants) die Industrie vervielfachen und das Volk in jeder Beziehung glücklicher machen", während doch nur das Gegentheil wahr und durch Erfahrungen bewahrheitet ist, die für jenes neue System des Glücks noch fehlen. Der Pauperismus in England und in Massachusetts selbst straft solche Behauptungen Lügen.

Die vier großen Küstenstädte: Boston mit 70,000, Neuyork mit fast 300,000, Philadelphia mit 170,000 und Baltimore mit 90,000 Einwohnern, nähern sich überall europäischer Gesittung, geben aber ein von dem innern Lande ganz verschiedenes Bild derselben. Der Hr. Verf. hat ihnen daher eine besondere Aufmerksamkeit hinsichtlich der Verbrecherstatistik gewidmet, welche unsers Erachtens das Trügliche der Vergleichungen ziemlich deutlich an die Hand geben. Welcher Unterschied in allen politischen Beziehungen mit den großen Städten des europäischen Festlandes! Schon daß Baltimore in einem Sklavenstaate liegt, ändert ja fast alle Verhältnisse. Dasselbe zeigt sich in Bezug auf die Verbrechen gegen den Staat. Die Tausende von Menschen, welche durch das, in Deutschland mit fast Tiberischem Scharfsinne ausgeklügelte Verbrechen gegen die Majestät und den Staat seit etwa zwanzig Jahren zu Verbrechern gestempelt worden sind, die Bedrängnisse der gewissensbeängstigten Religiösen und dergleichen fehlen in den Vereinigten Staaten grundgesetzlich ganz und gar. Nur so viel ist gewiß, daß mit der Civilisation überall das Verbrechen der List, des Betrugs und der Eigenthumsverletzung zunehme (S. 83). Ob aber die Häufigkeit der Processe wegen des Verbrechens der Nothzucht und des Versuches dazu in den sklavenlosen Staaten nicht aus den entgegengesetzten Ursachen, weshalb z. B. in Frankreich und auch in Deutschland Ehebruch so selten vor die Gerichte gebracht wird, nämlich aus der größern Schamhaftigkeit und Sittsamkeit der amerikanischen Frauen zu erklären sei, indem diese dergleichen Angriffe häufiger als bei uns zur Sprache bringen, wollen wir der genauern Landeskenntniß des Hrn. Verf. zugleich mit der Frage zur Erwägung anheimgeben: ob nicht bei den, von ihm so oft hervorgehobenen strengreligiösen Begriffen der östlichen sklavenlosen Staaten die sämmtlichen Arten gewaltsamer Unzucht, welche wir nach der lex Julia de vi privata beurtheilen, nebst allen Gattungen des unfreiwilligen stupri (fraudulentum, insidiosum, furtivum) unter das nach deutschen Rechtsbegriffen beschränktere Verbrechen der Nothzucht und des Versuches dazu geworfen werde? Oder ob dieses Verbrechen wol gar aus einem, in Nordamerika bekanntlich noch stattfindenden Misverhältnisse der Menge der männlichen zur minbern weiblichen Bevölkerung seinen geheimen Grund habe?

In den Sklavenstaaten sind die peinlichen Bestrafungen weit seltener als in den sklavenlosen Staaten (S. 85). Der Hr. Verf. erkläet dies sehr natürlich aus dem Verhältnisse der freien, vollbürgerlichen und herrschenden weißen Bevölkerung zu den Sklaven. Einmal werden jene, als die Herren, wegen Verbrechen gegen die Sklaven kaum zur Rechenschaft gezogen, und das andere Mal strafen sie über eine Menge Verbrechen die farbigen Menschen in Folge jenes gerühmten patriarchalischen Zustandes, in welchem Herren und Knechte stehen, selbst ab; endlich aber nehmen die Männer durch verschiedene Arten von Zweikampf sich häufig selbst Recht.

Der Hr. Verf. kommt hier auf das Lynchgesetz, mit dem die Sklavenstaaten die Abolitionisten, d. h. Die, welche sich der Abschaffung der Sklaverei annehmen, heimsuchen. Dieses Lynch-law ist in Pennsylvanien aufgekommen.

Vor mehren Jahren — erzählt der Hr. Verf. in der vierten Beilage S. 419 — lebte in der Grafschaft Washington in Pennsylvanien ein umherstreifender Wilddieb, der sich mit seiner Familie, wie man glaubte, durch Plünderung der benachbarten Landleute erhielt. Obgleich allgemein verdächtig, wußte er sich dennoch so gewandt zu benehmen, daß er stets der Entdeckung entging. Zuletzt legte ihm ein gewisser van Swearingen folgenden Fallstrick, in welchem er gefangen wurde. Im Besitze eines eben geworfenen Kalbes verbarg er dieses mehre Tage vor seinem Nachbar und ritt dann zu dem Wilddiebe, dem er erzählte, ein junges Kalb habe sich vor kurzem nach seinem Hofe verirrt, er habe es eingefangen und wünsche es dem Besitzer zurückzugeben. Der Wilddieb fragte ihn, wie lange er es schon besitze, nach dessen Farbe, Abzeichen und Alter, und erklärte dann, nachdem er dies vernommen, das Kalb gehöre ihm und habe sich gerade zur angegebenen Zeit von ihm verlaufen. Nachdem van Swearingen ihn also auf einer Lüge mit der Absicht zu täuschen ertappt hatte, warf er ihm dieses vor, indem er ihm zugleich erklärte, er wolle ihm 24 Stunden Zeit geben, die Gegend zu verlassen; verweile er aber länger, so wolle er ihn schon verfolgen. Der Wilddieb lachte über seine Drohungen, worauf van Swearingen mit seinen Nachbarn zu Rathe ging, was zu thun sei. Nach Ablauf der 24 Stunden verfügten sich Fünf bis Sechs von ihnen zu dem Wilddiebe, den sie ganz unerschreckt fanden. Der Haufe fing aber an, ganz auf die gewöhnliche Weise zu Gericht über ihn zu sitzen, einen

Digitized by Google

unter sich, der Lynch hieß, zum Richter wählend. Vor diesem klagte nun van Swearingen wegen des Verbrechens, welches der Wilddieb natürlich ableugnete. Der Fall wurde dem Richter vorgetragen, der entschied, der Wilddieb solle angebunden werden und 300 tüchtige Hiebe haben, worauf ihm 24 Stunden zu bewilligen seien, um den Ort bei Strafe neuer 300 Hiebe im Falle der Wiederbetretung zu verlassen. Die erste Hälfte des Urtheils wurde auf der Stelle vollstreckt und zwar mit so gutem Erfolge, daß dessen Wiederholung unnöthig wurde. Der Sträfling entwich so rasch, als ihm seine zerfetzten Gliedmaßen nur gestatten wollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen öffentlicher Charaktere Englands. *)

Lord Liverpool und Canning.

Walpole und Pitt ausgenommen, hat kein anderer Minister länger und in einer für die Nation ruhmvollern Periode das Staatsruder Großbritanniens geführt als Lord Liverpool, der, nachdem er vom Unterstaatssecretair aufwärts fast durch alle öffentliche Ämter gegangen war und von seinem Eintritt ins Mannesalter an, mit Ausnahme des einen Jahres nach Pitt's Tode, sein ganzes Leben im Staatsdienste zugebracht hatte, 15 Jahre hintereinander Englands erster Minister war. Doch war ein so langer und ununterbrochener Lauf öffentlicher Wirksamkeit, wie er selten einem andern Staatsmanne zu Theil geworden ist, nicht sein einziges Glück, sondern ein viel höheres, daß die Jahre, auf welche sich dieselbe erstreckte, zugleich die der großartigsten Ereignisse waren, zu denen England, damals an der Spitze von Europa stehend, das Meiste beitrug. Er sah das unüberwindliche Frankreich von der Höhe seiner Macht gestürzt, sah Deutschland im Aufstande und hatte den Triumph, im Besitze der höchsten Würden, zu denen der Unterthan einer Monarchie gelangen konnte, zu erleben, was von Allen für unmöglich gehalten, von ihm allein, nicht ohne den Spott der Andersdenkenden, am Anfang seiner Laufbahn nicht allein für möglich, sondern auch für leicht erklärt worden war: den Marsch der Verbündeten gegen Paris. Doch war der Abend seines Lebens von Wolken am politischen Horizonte seines Vaterlandes getrübt: der Friede, der nach langen welterschütternden Stürmen wiederkehrte, brachte demselben nicht die Segensfülle, deren Erzeuger er sonst genannt wird; innerer Zwist trat an die Stelle des auswärtigen Kriegs, eine Stockung, ärger als sie England je erlebte, hemmte plötzlich die ungeheuere Thätigkeit, auf welcher die Wohlfahrt dieser Nation beruht, Ackerbau und Gewerbe lagen danieder, der Handel war wie gelähmt, in dem Werth alles Eigenthums, in den Verhältnissen von Gläubigern und Schuldnern, in der Wirksamkeit aller Privatverträge herrschte Zerrüttung, und als die verschiedenen Zweige der Nationalindustrie sich allmälig wieder belebten, hörte doch die öffentliche Unzufriedenheit nicht auf, die in Irland, an dessen fehlerhafter Regierung der Lord so viel Antheil hatte, wie in England sich gleich stark und kräftig äußerte. Die für den königlichen Gemahl so schmachvolle Verfolgung der vielfach gekränkten und mishandelten Königin, zu der Lord Liverpool seine Zustimmung gab, bildet eine weder ehrenvolle noch erfreuliche Episode in seiner langjährigen Geschäftsführung. Und dennoch, so wichtig, so mannichfach und so wenig oft zur Erwerbung der Volksgunst geeignet die Ereignisse und Maßregeln während derselben waren, so hoch auch der Parteigeist gerade in dieser Zeit stieg, so hat doch kein Minister je, ja wol selten ein untergeordneter Staatsdiener weniger Unguust, mehr wohlwollende Nachsicht und persönliche Hochachtung von allen Parteien erfahren als er. Für eine solche Erscheinung, daß eine Stellung, in der Andere sich von steten Stürmen angegriffen sehen, für ihn gleichsam ein sicherer Port war, in welchem zu einer Zeit großer Aufregung nicht Neid, nicht Parteihaß und öffentlicher Tadel ihn erreichten, ungeachtet er an allen unpopulairen und verkehrten Maßregeln der Regierung Theil genommen hatte und sich zu keineswegs volksfreundlichen politischen Meinungen bekannte, kann nur in der Natur seines Charakters und seiner Fähigkeiten eine Erklärung gefunden werden. Hohe Genialität und großer Geistesreichthum bei einem Staatsmanne pflegt in einer freien Verfassung Neid und Eifersucht zu erregen, während eine achtbare Mittelmäßigkeit, das Loos der Mehrzahl der Menschheit, Niemanden beleidigt, Niemanden demüthigt. Diese war auch dem Geiste Lord Liverpool's zu Theil geworden. Es fehlte ihm an aller Einbildungskraft, an allem höhern Aufschwunge; in Dem, was er sprach, kam nicht nur nichts vor, was das gewöhnlichste Begriffsvermögen überstieg, sondern er sprach auch sehr selten und immer nur, wenn die Noth es erfoderte, während sein Leben in Geschäften verging, was, als mit ihren eigenen Gewohnheiten übereinstimmend, der Mehrzahl einer aus Geschäftsleuten bestehenden Nation außerordentlich zusagte. Außerdem im Besitz einer seltenen Klugheit und Umsicht, die er von Jugend auf offenbart hatte, schien er ihnen der echt praktische Minister zu sein, der mit emsiger Thätigkeit, nicht mit müßigem Gerede seine Zeit hindringe. Nimmt man hinzu, daß er in seinen Vorträgen nie Jemanden beleidigte, in der Debatte sich nie eines aus Entstellung oder Übergehung von Thatsachen hergeleiteten Vortheils bediente und diese mit seltener Aufrichtigkeit und Treue stets so hinstellte, wie sie waren, dann kann man leicht erklärlich finden, daß ihm in der Meinung der Mehrzahl vor seinem glänzender ausgestatteten Collegen und frühern Gommilitonen *) Canning der Vorzug eingeräumt wurde. Dieser kränkte durch seinen Witz, das nur zu gewöhnliche Loos des Genies, wenn es mit der Beschränktheit alltäglicher Menschen in die Schranken tritt; die Feinheiten der Rhetorik, wodurch Canning seinen Reden zugleich einen hohen ästhetischen Reiz zu geben wußte, den leider nur Wenige zu schätzen vermochten, konnten den würdigen Baronen, den ehrsamen Kaufleuten, die um 5 Uhr von der Börse nach St.-Stephen's Chapel strömen, wie der zahlreichen Classe Derer, welche sich in das Horazianische:

Pannonne vnenis aeditis [Nubis

zusammenfassen lassen, auch keinen Beifall abgewinnen, und wurden sie auch gezwungen, in das Lob mit einzustimmen, so meinten sie, das sei Alles recht hübsch, gehöre aber zum großen Theile nicht dahin; Canning spreche zu viel, um die Hälfte zu viel; weit besser sei ein schlichter und tüchtiger Geschäftsmann wie der junge Jenkinson (Lord Liverpool), der immer nur spreche, wenn es nöthig sei.

Fast noch günstiger als dieser Contrast mit einem übrigens ungleich überlegenen Genie war für Lord Liverpool der Umstand, daß mit Ausnahme des Falls der Königin fast alle schlechten Handlungen oder unbeliebten Maßregeln der Regierung mit einem weit größern Anschein von Gerechtigkeit seinen Collegen als ihm zur Last gelegt werden konnten. So wurde Lord Castlereagh, der Minister des Auswärtigen, der fast alle Unterhandlungen mit dem Auslande in Person geführt hatte, der Sündenbock für sämmtliche in diesem Departement vorgefallenen Fehler, namentlich für die den Absichten der heiligen Allianz erwiesene Unterstützung. Das Nämliche widerfuhr ihm in Betreff Irlands, ungeachtet er über die Angelegenheiten dieses Landes die freisinnigsten Ansichten hegte, ungeachtet er den Grausamkeiten, durch die sich die Regierung bei Gelegenheit der Rebellion 1798 entwürdigte, auf das entschiedenste widersprochen hatte. Seine Sünde, die kein echter Irländer ihm vergeben konnte, war, die Union durchgesetzt und das schmachvolle, scham-

*) Vgl. eine vorläufige Mittheilung hierüber in Nr. 146 d. Bl. Wir schenken in dieser Zusammenstellung dem wenigen Bekannten absichtlich mehr Aufmerksamkeit als dem Berühmteren, dessen Beiordnung nur dazu dienen soll, den Charaktere des Andern besser hervortreten zu lassen.

*) Beide hatten in Oxford zusammen studirt.

Digitized by Google

lose, verdorbene irische Parlament abgeschafft zu haben, und demnach wurden alle vom Ministerium in den Angelegenheiten der Insel begangenen Fehler ihm zur Last gelegt, während Lord Liverpool jedem Tadel entging, den er so sehr verdient hatte. Für die Angriffe wegen Verhinderung der Gesetzreform und wegen Verzögerung in der Rechtspflege bot Lord Eldon das Ziel dar. Selbst die Fehler im Finanzfache, obgleich dieses ganz eigentlich zum Departement des ersten Lords der Schatzkammer gehört, wurden nur Vansittart zugeschrieben, während das Prahlen mit allgemeiner Wohlfahrt, der Speculationsschwindel und das darauf von einem panischen Schrecken plötzlich herbeigeführte Elend, woran doch Lord Liverpool ebenso viel Schuld hatte als Mr. Robinson, nur diesem, die schnelle in dem Circulationsmedium hervorgebrachte Revolution aber, bei der man nicht einmal Sorge getragen hatte, zu verhüten, daß, wer 20 Shilling geborgt hatte, nicht 25 wieder bezahlen müßte, Mr. Peel vorgeworfen wurde. Freilich konnte einer solchen Nachsicht gegen Lord Liverpool auch Gleichgültigkeit und Nichtberücksichtigung zu Grunde liegen, und einem Andern als ihm würde sie gewiß mehr peinlich als angenehm gewesen sein. Denn wenn den ersten Minister kein Tadel wegen vorgefallener Fehler traf, so wurde ihm auch kein Ruhm und Dank für glückliche Erfolge und allgemein gebilligte Maßregeln zu Theil. Diese, wie alles Große, alles Kühne, wurden ohne ihn ausgeführt; er war Premierminister, aber den Augen des Publicums so entfremdet, daß Niemand an ihn dachte.

Wie seine Beredtsamkeit nie etwas Außerordentliches zeigte, wiewol ihm dieselbe stets zu Gebote stand, so war er auch im Rathe nie um Hülfsmittel verlegen; aber zu kühnen Maßregeln vermochte er seinen Entschluß nicht zu erheben, und er gehörte zu den kleinen Seelen, von denen Lord Wellesley (Wellington's Bruder) sich in Unmuth lossagte, weil sie weder Frieden zu schließen noch Krieg zu führen vermochten, und die ohne Wellington's Waffenthaten, ohne Napoleon's Tollheit und ohne den russischen Winter gewiß den verdienten Lohn ihrer Halbheit und ihrer winzigen Beschlüsse geerntet haben würden. Ungeachtet, oder vielmehr weil ihm der höhere Muth gebrach, der in außerordentlichen Fällen erforderlich ist, ließ er sich mit gemeiner spießbürgerlicher Klugheit durch die Furcht, sein Amt zu verlieren, zur Unterstützung einer in England unerhörten königlichen Laune bestimmen und hätte dadurch beinahe den Bürgerkrieg hervorgerufen; wiederum, als das Volk beim Leichenbegängniß der Königin eine Abtheilung Truppen in die Flucht geschlagen hatte, gab er in halbem Wahnsinn Befehle, zum Äußersten zu schreiten, die von den Militairkommandanten zum Glück nicht ausgeführt wurden. Übrigens war sein Werth als Mensch allgemein anerkannt, und dies trug sehr viel zu der guten Meinung bei, welche die Nation von ihm hegte. Er konnte durchaus für einen Repräsentanten des Ministeriums Addington gelten, dessen Popularität sich wie die seinige auf die Mittelmäßigkeit seiner Talente und Grundsätze stützte.

Sir John Jervis (Lord St.-Vincent) und Nelson.

Eine glänzende Ausnahme von dem allgemeinen Tone der Mittelmäßigkeit, der das Ministerium bezeichnete, dessen Haupt wir eben geschildert haben, machte Sir John Jervis, später nach dem gleichnamigen, von ihm erfochtenen Siege Lord St.-Vincent genannt, ein Mann gleich ausgezeichnet als Staatsmann und als Krieger, in dem die glänzendsten Eigenschaften, welche im Felde wie in der Führung der öffentlichen Geschäfte Ruhm verleihen können, sich vereinigt fanden. Schon früh zeichnete er sich zur See aus und nahm dann mit Wolfe an jenen Unternehmungen gegen Quebeck Theil, welche die britischen Waffen zwar mit unsterblichem Ruhme gekrönt, zugleich aber auch ihrer Politik eine Last aufgebürdet haben, die sie jetzt erst recht eigentlich empfunden hat. Die glänzendste Waffenthat in diesem Kriege war ein Gefecht, welches Sir John Jervis mit dem Linienschiffe Foudroyant bestand, und das wegen des dabei bewiesenen Muths und Talents ihn schnell zu der höchsten Höhe militairischen Ruhms*) emporhob. Auf den Frieden folgte bald ein neuer Krieg, der amerikanische, in welchem Englands Marine zum ersten Male keine Lorbern geerntet haben würde, hätte nicht gegen das Ende der heldenmüthige Rodney die Ehre der britischen Flagge durch die glänzenden, schnell hintereinander über Spanier und Franzosen erfochtenen Siege gerettet. Lord Vincent blieb nach dem Frieden von 1783 fast 20 Jahre unbeschäftigt; eine Zurücksetzung, die trotz seiner großen Verdienste und Fähigkeiten ihm deshalb widerfuhr, weil er sich in seinen politischen Ansichten zu Lord Shelburne's Schule bekannte, den die Whigs als einen Apostaten haßten und verfolgten. Sein Scharfblick und seine weit und tief dringende Voraussicht in politischen Dingen wird uns durch eine Äußerung offenbar, mit der er zu einer Zeit, als noch Niemand daran dachte, auf eine Gefahr hinwies, die in den letzten Jahren wirklich eingetreten ist. Lord Shelburne ließ nämlich, als der Friede unterzeichnet, aber noch nicht veröffentlicht worden war, Sir John Jervis zu sich kommen, um dessen Meinung über denselben zu hören. „Die Bedingungen gefallen mir ganz wohl", sagte der Gefragte, „nur ist ein arger Fehler vorgefallen." „Welcher?" „Daß Canada britische Provinz geblieben ist." „Wie hätten wir das aufgeben können?" fragte überrascht Lord Shelburne. „Und wie können Sie hoffen, es zu behaupten", erwiderte der Andere, „mit einer englischen Republik an seiner Seite und mit einer Handvoll eben erst auf seinem Boden angesiedelter Engländer unter einer Bevölkerung von Franzosen? Es ist rein unmöglich; verlassen Sie sich darauf, Sie behalten in Canada nur ein eiterndes Geschwür, die Quelle endloser Unruhen und Ausgaben." „Aber würde das Land es zugeben? Haben Sie Wolfe und Quebeck vergessen?" fragte der Lord. „Keineswegs, ich denke noch an Beide, da ich mit Wolfe bei Quebeck gedient habe. Aber ich habe seitdem Zeit gehabt, über diesen Gegenstand nachzudenken, und meine unumwundene Meinung ist nun, daß, wenn jetzt die schöne Gelegenheit, Canada los zu werden, versäumt wird, künftig die Behauptung wie die Abtretung desselben mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden sein wird."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Nationalökonomische Ansicht aus dem 16. Jahrhundert.

Sir John Mason, unter Eduard's VI. Regierung englischer Gesandter am französischen Hofe, äußert in einem von Patrick Fraser Tytler in dem Werke: „England under the reigns of Edward VI and Mary" mitgetheilten Schreiben folgende Ansicht über Handel und Verkehr: „Ich höre hier (am französischen Hof) viel von großer Unzufriedenheit sprechen, die eine neuliche Verordnung über den Käse- und Butterhandel unter unserm Volke hervorgerufen haben soll. Die Maßregel hätte allerdings unterbleiben können. Ich kenne Beispiele von solchen Verordnungen genug; aber das Ende war immer Vertheuerung und Seltenheit des Artikels, der dadurch wohlfeiler gemacht werden sollte. Natur will ihren freien Lauf haben, einmal forea expellatur, und nie wird man sie zwingen können, darein zu willigen, daß Das, was einen Dreier und mehr werth ist, für einen Heller oder Pfennig verkauft werden soll. Wer wird z. B. eine Kuh halten wollen, wenn er die Milch nicht zu dem Preise verkaufen darf, den er von dem Käufer dafür erhalten kann?" 161.

*) Auch der militairischen Auszeichnung: er wurde bald darauf Admiral.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 197. — 16. Juli 1839.

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von N. H. Julius. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 196.)

Diese Volksjustiz der Fäuste hat in den südlichen Staaten vielen Anklang gefunden und scheint auch überall im Norden besonders gegen die freien Farbigen vom Volke geübt zu werden. Der Haß der Weißen gegen die farbige Race, die jenen schon durch den Geruch zuwider ist, übersteigt wirklich allen Glauben. Einsichtsvolle und unparteiische Männer urtheilen aus den scharfsinnigsten, in der Sache liegenden Gründen, daß ein Menschenfreund sehr wenig seinem Zwecke diene, wenn er, wie der bekannte Geistliche Channing in Boston, gegen den Grundsatz der Sklaverei öffentlich auftrete. Den Grundsatz billigt Niemand, allein die Abschaffung könne, ohne den Wohlstand des Südens zu vernichten, nicht erfolgen. Die Gefahr, ihren Besitz durch Aufwiegelung zu verlieren, nöthige die Pflanzer nur zu immer größerer Strenge gegen ihre Sklaven und zu völligem Verbieten alles Unterrichts, welcher früher stattgefunden habe. Die Absicht der Abolitionisten des Nordens gehe auf politische Vernichtung des Südens. Um ihr nicht zu erliegen, würden die Sklavenstaaten sich von der Union trennen müssen. Das Besitzthum der südlichen Pflanzer erhalte durch die Sklaven allein seinen Werth. Die vermehrte Tabacks- und Baumwollenconsumtion bewirke das schnelle Wachsthum des Besitzes und die Verbreitung der Sklaverei. Zur Entschädigung der Pflanzer würden 1000 Millionen Dollars nicht hinreichen. Wer solle diese zahlen? Die Pflanzer auf den englischen Inseln seien mit 100 Millionen Dollars (20 Millionen Pf. Sterl.) abgefunden worden; allein der Werth ihres Grundbesitzes sei auch um 75 Procent gefallen. Den Bau des Zuckerrohres, der Baumwolle und des Reises könne nur der Schwarze besorgen. Auch der Tabacksbau im Großen werde auf den kleinen Gütern nicht dauernd glücken. Die Natur des Weißen erliege im Süden wie die des Schwarzen im Norden bei schwerer Arbeit. Überdem sei nach einer Vergleichung der Ab- und Zunahme der Sklaven in den nördlichen Sklavenstaaten der Union mit Bestimmtheit zu schließen, daß Delaware, Maryland, Virginia, Nordkarolina, Kentucky und vielleicht auch Missuri in weniger als funfzig Jahren die Sklaverei factisch abgeschafft haben würden. In den erstern fünf Staaten komme die Arbeit der Negersklaven bereits höher zu stehen als die der einwandernden Deutschen. Ganze Grafschaften seien daher schon von strikigen Rheinländern und Würtembergern dort besetzt, welche die Sklaverei stets weiter nach Süden drängen. Übrigens seien die Pflanzer des Südens als Landbesitzer dem agricultorischen Interesse der Farmer des Nordens zugethan und stehen dadurch an der Spitze der demokratischen Partei gegen die Geld- und Gewerbsaristokraten des Nordens, und es sei keine Frage, daß das Interesse der freien weißen Arbeiter des Nordens von den Sklavenbesitzern des Südens am besten vertreten werde. Man vergleiche über dieses Alles den trefflichen Aufsatz im dritten Hefte der „Deutschen Vierteljahresschrift": „Über Negersklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas", wo diese Angelegenheit mit gründlicher Sachkenntniß behandelt und gleichsam dem deutschen Volke der richtige Standpunkt zur Beurtheilung dieser höchst wichtigen, humanen Angelegenheit unter Hinblick auf die drohenden Nachtheile, welche England aus der Emancipation der Sklaven in seinen amerikanischen Besitzungen erwachsen dürften, angewiesen worden ist. Man muß hier Alles von der Zeit und dem natürlichen Gange der Civilisation erwarten, darf aber nicht auf einmal reformiren wollen.

Wir haben an dieser Stelle auf diese Zustände um so mehr wieder aufmerksam gemacht, als sie zur Erkennung des Rechtszustandes des Südens der Vereinigten Staaten unumgänglich nöthig sind und besonders erklären, weshalb die Justizpflege in den Sklavenstaaten eine, von der des Nordens wesentlich verschiedene Tendenz und Ausbildung erhalten hat. Besonders möchte daraus erklärlich werden, weshalb die neuern Staaten des Südens der Fortentwickelung der Gerichtsbarkeit des Bundes nicht gerade günstig sind.

Ungeachtet der mildern Gesetze hinsichtlich der Todesstrafe fand der Hr. Verf. doch, daß die Hinrichtungen in den Vereinigten Staaten etwas häufiger sind als in Europa, und daß der todeswürdigen Verbrechen jedenfalls mehr begangen werden als in den Staaten des europäischen Festlandes außer Spanien und Frankreich. Nur England mit Irland liefert mehr Hinrichtungen als Frank-

Digitized by Google

reich. Die neuesten Vergleichungen des bekannten Criminalstatistikers Moreau de Joannés ergeben für 1831 — 35, daß in England Mord viermal, Todtschlag die Hälfte, Nothzucht siebenmal, Diebstahl fünfmal, die Zahl der Verurtheilten neunmal, die Hinrichtungen dreimal häufiger als in Frankreich gewesen seien. Nur Brandstiftungen geschahen etwas seltener. Die Behauptung, daß die Mehrzahl der Verbrecher in den Vereinigten Staaten Einwanderer seien, widerlegen die von dem Hrn. Verf. sehr sorgfältig angestellten Nachforschungen, und er tadelt mit Recht den scharfsinnigsten deutschen Schriftsteller, welcher Amerika besucht hat, daß er diese irrige Behauptung nachgesprochen habe (S. 101). Die verhältnißmäßig größere Masse der Verbrecher bilden die verachteten Farbigen (S. 102). Der Mangel an Strafanstalten für weibliche Verbrecher scheint ihm ein Hauptgrund zu sein, weshalb die Anzahl derselben so gering erscheine (S. 104). Hinsichtlich des Alters möchte die rasche und frühzeitige Entwickelung der Jugend zur Selbständigkeit die Zahl jugendlicher Verbrecher auffallend höher stellen als in den meisten Staaten Europas. Indessen wird auch in dem Mannesalter die Neigung zum Verbrechen in Amerika geringer als in Europa, wie die Vergleichung, welche der Hr. Verf. anstellt (S. 107), zeigt. Wir übergehen die Resultate der Vergleichungen hinsichtlich der Jahreszeit, des Standes und der Rückfälligkeit der Verbrecher, indem besonders die letztere von den verschiedenen Systemen der Bestrafung in den verschiedenen Staaten wesentlich bestimmt werden möchte.

Der Untersuchung dieser Systeme ist die dritte Abtheilung des zweiten Bandes (S. 115 — 328) gewidmet, und wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, so übertrifft der Hr. Verf. hier alles vor ihm und von ihm selbst über diesen wichtigen Gegenstand Verhandelte an Vollständigkeit und Klarheit. Sie ist die Spitze des Werks; alles Andere dient nur dazu, eine große neue Idee als dem jungen Leben der Union entsprossen und haltbar darzustellen.

Bekanntlich ist in den Vereinigten Staaten die Idee, die Gefängnisse des Staats zu Arbeitshäusern zu machen, schon von Penn ausgesprochen worden. Er hatte auf seinen Reisen im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in Italien und Holland einzelne Anstalten der Art gesehen und verordnete im zehnten Abschnitte seines 1682 in England entworfenen und noch im nämlichen Jahre nach Pennsylvanien verpflanzten Great-Law: alle Gefängnisse für Verbrecher, Landstreicher und lose und müßige Leute sollen Arbeitshäuser sein. Diese Einrichtung währte nur bis 1718, wo er starb und die Strenge der englischen Gesetzgebung unter Georg I. (welcher 1714 den englischen Thron bestiegen hatte) in Pennsylvanien wiedereingeführt wurde.

Kaum war der Freiheitskampf begonnen, so regte sich auch wieder die Anhänglichkeit an Penn's Gesetz. Im J. 1776 wurde in Philadelphia eine Gesellschaft zur Unterstützung hülfloser Gefangenen gestiftet, und 1787 lebte diese Gesellschaft mit dem erlangten Frieden um so kräftiger mit einer höhern Richtung unter dem Namen: Society for alleviating the miseries of public prisons, wieder auf. Sie überreichte damals der gesetzgebenden Versammlung des Staats ein Gesuch um Abschaffung der, Schamlosigkeit und Unfug fördernden Bestimmung, der zufolge die Sträflinge mit geschorenem Haupte und in Ketten die Straßen der Stadt kehren mußten, und erklärte, daß einsame Arbeit viel kräftiger auf Besserung hinwirken würde. Im J. 1789 reichte sie einen vollständigen Entwurf zur Gefängnißverbesserung ein, und 1790 bewilligte die gesetzgebende Verwaltung die nöthigen Mittel zur Erbauung eines Gebäudes mit einsamen Zellen und stellte die Anstalt unter Aufsicht von Gefängnißinspectoren, welche aus den angesehensten und redlichsten Einwohnern von Philadelphia erwählt werden sollten.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen öffentlicher Charaktere Englands.

(Beschluß aus Nr. 198.)

Der des Dienstes entlassene Veteran benutzte übrigens die Muße, welche die Ungerechtigkeit der Regierung ihm gewährte, um seinem Geiste durch eifriges Studium, durch Nachdenken und Umgang mit gelehrten und kenntnißreichen Personen jene Bildung zu gewähren, in der, was die Tiefe der staatsmännischen Einsicht, den durchdringenden Verstand und Scharfsinn deutet, ihm schwerlich ein anderer Mann seiner Zeit gleich kam. Als 1793 der Krieg wieder ausbrach, fand man es nicht länger angemessen, das Talent des Admirals Jervis unbenutzt zu lassen, und stellte ihn bei den Stationen zu Lissabon und im mittelländischen Meere an. Hier erwarb er sich durch die Klugheit und Festigkeit, mit der er die damals unter dem englischen Schiffsvolke herrschenden Meutereien zu stillen wußte (um Blutvergießen zu ersparen, ließ er immer nur die Strafbarsten, diese aber um des stärkern Eindrucks willen am Sonntag Morgen hinrichten), und die so groß war, daß man alle Schiffe mit meuterischer Mannschaft unter seine Befehle stellte, fast ebenso große Verdienste um sein Vaterland wie durch seine glänzenden Waffenthaten, von denen der im Februar 1797 über die dreifach stärkere spanische Flotte erfochtene Sieg die bekannteste ist.

Hatte er von seinem Talente für den Seekrieg jetzt die glänzendsten Beweise gegeben, so war es die Bildung des Ministeriums Addington, was ihm als Mitgliede desselben für das Seewesen seine großartigen Fähigkeiten für die öffentlichen Geschäfte, welche Erfahrung, Nachdenken und langjährige Gewohnheit des Oberbefehls auf das herrlichste entwickelt hatten, in ihrem ganzen Umfange entfalten ließ. Das System ökonomischer Verwaltung, das er im Seewesen einführte, ist seitdem in allen übrigen Departements nachgeahmt worden, und die Entdeckung der ungeheuern Misbräuche, Unterschleife und Verkehrtheiten, zu der seine Untersuchungscommission für das Seewesen (die berühmte Commission of naval inquiry) führte, hatte bald ähnliche Untersuchungen in allen übrigen Zweigen der Verwaltung zur Folge und fachte unter den Staatsmännern in- und außerhalb des Parlamentes den lebhaftesten Eifer für ökonomische Reformen an, der sich mehre Jahre hindurch mit nichts angelegentlicher beschäftigte. Durch solche Verdienste erwirbt man sich indeß selten allgemeine Dankbarkeit. Gegen sein Verfahren erhob sich ein allgemeines Geschrei. Seine unnachgiebige Strenge, unbeugsame Gerechtigkeitsliebe und sein fester Entschluß, die Räuber des öffentlichen Guts, wie hoch sie auch stehen, wie vornehm sie auch sein möchten, der Schande preiszugeben und alle unnützen Stellen, die ein Heer von Müßiggängern ernährten, abzuschaffen, regte einen immer größern Schwarm von

Digitized by Google

Feinden gegen ihn auf, deren Wuth in dem Maße wuchs, als seine Verdienste um das Gemeinwesen sich mehrten. Zu ihrem Hasse gesellte der Parteigeist seinen verderblichen Einfluß, indem Pitt und Fox, nachdem sie sich zum Sturze des Ministeriums Addington vereinigt hatten, einen gemeinschaftlichen Angriff gegen die Verwaltung des einzigen großen Mannes richteten, den das Ministerium besaß, des Helden, der, nachdem er die auswärtigen Feinde seines Vaterlandes mit den Waffen besiegt hatte, gegen die innern durch nachdrückliche Reformen und unnachsichige Verfolgung aller Misbräuche einen noch erfolgreichern Kampf führte.

Den Künsten der Rhetorik, wenigstens wie sie im Parlamente geübt werden, war Lord St.-Vincent nicht hold, vielmehr verachtete er dieselben und drückte seine eigene Meinung, gleich Phocion, immer nur in den kürzesten und einfachsten Worten aus. Nichtsdestoweniger waren gerade Männer, welche ihren Ruhm allein ihrer Beredtsamkeit verdankten, seine besten Freunde. Allein in seinen Augen fand zwischen parlamentarischer und gerichtlicher Beredtsamkeit, der Beredtsamkeit der bar, ein großer Unterschied statt, und während er in jener unnützes Geschwätz sah, das zu keinem Resultat führe, hielt er die gerichtliche Beredtsamkeit für eine sehr würdige Kunst, die nicht in bloßem Reden, sondern in wirklichem Handeln bestände, und hatte deshalb vor geschickten Advocaten die höchste Hochachtung, deren Kämpfe vor Gericht ihm ebenso viel Vergnügen machten, als das Anhören der langen Vorträge im Parlament ihn ermüdete und langweilte. Diese letztere Abneigung darf man sich indeß nicht etwa aus einer gewissen seemännischen Rauhigkeit erklären wollen; im Gegentheil gab es keinen vollendetern Gentleman als ihn, Keinen, der in Manieren und dem edeln Anstande des äußern Benehmens mehr den Hofmann darstellte. Niemand verstand so meisterhaft wie er Menschen zu behandeln und für seinen Entschluß zu gewinnen, mochte es nun darauf ankommen, diesen niedriger Stehenden oder gleich und höher Gestellten mitzutheilen. Die seine Kunst und Gewandtheit, die er bei solchen Gelegenheiten auf unwiderstehliche Weise offenbarte, hat ihm bei Manchen, die ihn nicht kannten, den Vorwurf der Unaufrichtigkeit und Verstecktheit zugezogen, während er sich ihrer nur bediente, um unnütze Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten in der Ausführung eines Plans zu umgehen. Sein Benehmen gegen den lissaboner Hof im J. 1806, als er an der Spitze eines Kriegsgeschwaders in den Tajo mit dem Auftrage eingelaufen war, im Fall er Portugal gegen den von den Franzosen gedrohten Angriff unhaltbar fände, die königliche Familie nebst dem hohen Adel des Landes nach Brasilien zu bringen, zeigt uns beides, seine martialische Entschlossenheit und seine staatsmännische Feinheit und diplomatische Gewandtheit, wie auch, daß er von dieser nicht Gebrauch machte, um zu täuschen, sondern um eine kühne, für nothwendig erkannte Maßregel still und ohne Störung auszuführen; es zeigt uns ihn als Cortes, mit dessen ganzem Wesen, insofern es sich in strategischem und politischem Scharfblick, in Kühnheit und Klugheit, in herrschermäßiger Würde und feiner Geschmeidigkeit offenbart, sein Charakter viel Ähnlichkeit hatte. Der Fall ist kurz folgender. Nachdem er alle Verbindung zwischen seiner Flotte und dem Lande durch Proclamirung einer achttägigen Quarantaine aufgehoben, dann aber den Bewohnern der Stadt die Erlaubniß ertheilt hatte, die Schiffe besuchen zu dürfen, zu denen sie scharenweise herbeiströmten, um ihre Schönheit, Stärke und die Disciplin der Mannschaft zu bewundern, trat er mit dem Hofe in Unterhandlung; es hätte aber den verweichlichten Mitgliedern desselben, die nie weiter gekommen waren als von Lissabon auf die Sommerpaläste und wieder zurück, kein widrigerer Vorschlag als der zu einem Exil jenseit des atlantischen Meeres gemacht werden können, und der Admiral, der entschlossen war, im Weigerungsfalle die Einschiffung zu erzwingen, entwarf demnach hierzu einen Plan, der an die Art, wie Cortes sich der Person des mexicanischen Monarchen bemächtigte, erinnert. Er selbst würde freilich bei der Ausführung in Gefahr geschwebt haben, dafür aber auch keine Anwendung militairischer Hülfe erforderlich gewesen sein. Die Wenigen, denen er sein Vorhaben mittheilte, waren zwar über die Kühnheit desselben betroffen, konnten sich jedoch nicht verhehlen, daß der Erfolg so gut als gewiß sei. Dieser Vorfall erinnert uns übrigens, von seinen politischen und diplomatischen Leistungen zu denen seines kriegerischen Geistes zurückzukehren. Nie offenbarte sich derselbe schöner als in der erstaunlichen Schnelligkeit und raschen Überlegung, mit der er Nelson an der Spitze der schönsten Flotte zur Verfolgung der französischen Expedition ins mittelländische Meer sandte. Dieser ausgezeichnete Seeheld hat später oft selbst bekannt, wie sehr er den Sieg am Nil den Vorbereitungen seines Obern (Lord Vincent) verdanke, und so groß war die Achtung dieser wahrhaft hochherzigen Seele für denselben, daß ihm nichts Widrigeres begegnen konnte, als wenn Schmeichler (pessimum inimicorum genus laudatores) ihm allein den Sieg von St.-Vincent (14. Febr. 1797), zu dem er allerdings sehr viel beigetragen hatte, zuschreiben wollten. Wiederum wurde Nelson von dem Lord Vincent so anerkannt, geschätzt und bewundert, daß dieser, sonst kein Freund von Ostentation und Gepränge, nach dem Tode desselben keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, das Andenken des Helden zu feiern. So frei war bei dessen Lebzeiten seine Seele von Argwohn und Eifersucht, daß er, wohl bekannt mit den Einflüsterungen der Schmeichler, die Nelson aufzublähen suchten, diesen nach Abukir sandte, gleichwie Alexander die Medicin seines Arztes trank, während er ihm die gegen ihn gerichtete Denunciation zu lesen gab, und ihn durch Anstrengungen, die nur ein Jervis machen konnte, mit den Mitteln versah, wodurch jener in Stand gesetzt ward, Lord Vincent's eigenen Ruhm zu verdunkeln. So sind große Seelen von gemeiner Eifersucht und niedrigem Mistrauen wahrhaft frei: es ist entweder das volle Bewußtsein des eigenen Werthes, den sie auch in dem Geistesverwandten wiederfinden und anerkennen, oder das Gefühl, für ein gemeinsames höheres Ziel zu wirken, was sie darüber erhebt. Und dennoch boten nie zwei Männer von ein- und demselben Beruf so viel Verschiedenheiten dar als diese Beiden. An Muth, an nautischer Tüchtigkeit stand Keiner dem Andern nach, aber in der Führung des Oberbefehls zeigten sie große Verschiedenheiten. Jervis war vermöge seiner ernsten Gemüthsart ein Freund strenger Maaßzucht, Nelson dagegen nachsichtig; nicht daß jener an den Possen des Kamaschendienstes gehangen, oder dieser nicht strengen Gehorsam gegen Vorschriften und Befehle gefodert hätte, deren Nichtbeachtung verderblich gewesen sein würde; aber für gewöhnlich sorgten sie unanerkennbar andern Grundsätzen und Gewohnheiten in der Handhabung der Disciplin auf ihren Schiffen. Nelson besaß auch das Vermögen nicht, weit vorauszusehen und für die kommenden Fälle seine Maßregeln zu treffen; ebenso war ihm ein behaarliches Ausdauern bei einem Plane fremd, das durchaus erforderlich ist, um eine langwierige Operation durchzuführen, und er vermochte nicht, gleich Jervis, den Plan zu einem Seefeldzuge zu entwerfen, oder die Operationen über eine weite Küsten- und Seestrecke auf eine Weise auszudehnen, daß jeder einzelne Theil nur den andern unterstützt, alle aber zu einem und demselben Zwecke zusammenwirken. Waren die Dinge aber zur letzten Entscheidung durch eine Schlacht reif, dann vermochte schwerlich Jemand seine Anordnungen für eine solche zu übertreffen. Ihm schien der Augenblick Alles einzugeben und ein gewisses intuitives Vermögen in der Stunde der Entscheidung zu sagen, was zu thun wäre. Von dieser schnellen Entschlossenheit, die, ungeachtet sie mehr die Folge einer feurigen Seele als scharfblickender Klugheit und tiefer Überlegung war, stets das Rechte traf, gibt die merkwürdige Fahrt über den atlantischen Ocean 1805 einen Beweis, als er auf die Kunde, die französische Flotte sei nach Westindien gesegelt, diese dahin verfolgte und dann mit ihr, die der Schrecken seines Namens von dort verscheucht hatte, zu gleicher Zeit wieder in Europa anlangte.

Weit mehr noch als in militairischer unterscheiden sich die beiden Helden in jeder andern Hinsicht. Denn während sich

Digitized by Google

von Jervis kaum bestimmen ließ, ob er inner- oder außerhalb seines seemännischen Berufs ausgezeichneter wäre, war Nelson nichts am Lande und zeigte hier wie ein Matrose Schwächen, die wenigstens für seinen Ruf die Seeluft nothwendig erscheinen ließen. Lord Vincent's Moralität war musterhaft, sein Benehmen stets würdevoll und anständig, weil er, übrigens ein Feind jeder pharisäischen Tugendheuchelei, von der Ansicht ausging, daß die hochgestellten Personen ihrem Volke Beispiele der Tugend sein müßten, wie das Ausland in ihnen auch die Repräsentanten von der Moral desselben sehe. Nelson dagegen besaß nicht die Kraft, sein Temperament zu beherrschen, und zeigte sich nur zu oft schwach und leichtsinnig. Er ließ sich in den Schlingen fangen, die Verführung seiner Ehre legte, und schloß, indem er dem Köder weiblicher Reize nicht zu widerstehen vermochte, eine Verbindung, die seinem Rufe gefährlich wurde. Von den buhlerischen Künsten eines Weibes und von den gefährlichen Reizen einer Andern verführt, überließ er sich einem Verfahren, das von den schwarzen Farben des Verraths und Mordes entstellt ist. Nur eine temporaire Geistesabwesenheit vermag diesen unglückseligen Abschnitt seiner Lebensgeschichte zu erklären, wenngleich nicht zu entschuldigen. Doch es genügt, darauf hinzudeuten, damit es nicht scheine, als wollten wir durch völlige Hinwegziehung des Schleiers seinen wohlerworbenen Ruhm schmälern.

Wie an moralischer Kraft und Willensstärke, so stand Jervis unstreitig an allen höhern geistigen Eigenschaften weit über Nelson. Dieser zeigte sich nur groß im Handeln, jener verband auf wunderbare Weise alle großen und seltenen Eigenschaften, die dazu gehören, einen umfassenden Plan zu bilden und schnell und glücklich auszuführen. Nelson war offen, gütig und freundlich, und dies, verbunden mit seiner glänzenden Tapferkeit, mit der schlichten Einfachheit seines ganzen Wesens, welche der Masse der Menschen an höher Stehenden so wohl gefällt, erwarb ihm in hohem Maße die Bewunderung, Zuneigung und Liebe derselben, für die er so wenig unempfindlich, die ihm Bedürfniß war. Jervis dagegen, mit dem nämlichen Muthe, der nur, von weit höhern Eigenschaften bei ihm überragt, weniger ausschließlich hervortrat, stand durch diese eben den gewöhnlichen Menschen zu fern, deren Gehorsam und Ergebenheit er sich mehr durch seine hohen Fähigkeiten und sein Befehlshabertalent als durch Liebe sicherte. Abgeschieden in seiner Größe, mit sich selbst und seinen eigenen Gedanken beschäftigt, berücksichtigte er die Meinungen Derer nicht, über die er sich zu herrschen berufen fühlte, und suchte sich ihre Gunst und ihr Wohlwollen nur zu erwerben, um sich ihrer Dienste desto wirksamer zu versichern. Dies gab ihm die Miene des Stolzes; jedoch haben Alle, die unter ihm dienten und ihn zu schätzen wußten, nie anders als mit der höchsten Bewunderung, ja mit wahrem Enthusiasmus von ihm gesprochen, wenngleich ihm die fast abgöttische Verehrung, deren Gegenstand Nelson für die Seinigen war, nicht zu Theil geworden ist. In seinen politischen Ansichten war Jervis freisinnig, stets der Seite der Humanität und des Rechts zugewandt und bei aller Anhänglichkeit an die Verfassung seines Vaterlandes unbekümmert um das Mißfallen, das die Offenheit, mit der er sich über öffentliche Angelegenheiten auszusprechen pflegte, höhern Orts erweckte. Es läßt sich denken, daß ein solcher Mann bei einem Georg III. und dessen Hofe nicht sonderlich in Gunst stand. 145.

Notizen.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Von Adolphe Garnier erschien: „La psychologie et la phrénologie comparées", von Duvergier: „Traité du contrat de société", worin unter Anderm eine Abhandlung über die Liquidation und die Theilung und über die Anwendung des Civilrechts auf die Handelsgesellschaften enthalten ist. Dieser Band bildet den zwanzigsten Band des von Duvergier fortgesetzten Werkes von Touiller über das französische Civilrecht. Man erwartet nach drei bis vier Bände. Ferner haben wir noch von neuen Publicationen heraus: „Précis des droits des Moldaves et des Valaques"; „Rapport sur les chemins de fer en Angleterre et en Belgique, par *Clarke*"; unter den dramatischen Erscheinungen: „Claude Story", Drama in vier Aufzügen, von Fournier und Arnould (dargestellt auf dem Theater der Porte Saint-Martin); „Soirées dramatiques de famille", von La Rochere; „Genevra ou la peste de Florence en 1570", Drama in fünf Acten, von Seitte (dargestellt zu Angers); unter den philosophischen und historischen Schriften: „Philosophie catholique de l'histoire", von Guirand; „Des erreurs et des doctrines du rationalisme en France"; „Loi de liberté, épître à Raspail", von Bruder; „Histoire des Osmanlis et de la monarchie espagnole pendant les 16ième et 17ième siècles", nach Ranke; „Histoire de la ville de Toulouse", bis jetzt drei Lieferungen; „Histoire de Château-Thierry", von Poquet, erste Lieferung; „Essai historique sur les invasions des Hongrois en Europe et spécialement en France", von Dussieux; „Histoire sentimentale et statistique de l'Egypte", von Pisançon; „La Grèce pittoresque et historique", von Wordsworth, vier Lieferungen mit sieben Stichen; „L'école du peuple ou l'histoire de l'émancipation graduelle de la nation française", von Robert; „Code moral du mariage ou les secrets de la félicité conjugale", von Jacomy-Régnier; „Les mille et une veilles ou pensées philosophiques", von S. S. Pionnier (2 Bde.). Als periodische Schriften sind angekündigt: zu Marseille „La gloneuse méridionale", eine literarische Revue, welche zweimal des Monats erscheint, und zu Paris „L'album littéraire, journal artistique", welches zweimal die Woche erscheint und wovon der Prospectus ausgegeben ist. Von der „Histoire des Francs" des Grafen von Peyronnet werden der dritte und vierte Band angekündigt. Von dem bekannten J. Reboul (von Nimes) erscheint ein Gedicht unter dem Titel: „Le dernier jour", und von J. Ch. Guingand, einem noch jungen Dichter: „Le bonheur d'être aimé, ou lettres à Rosine, poésie élégiaque et morale."

Ben Jonson.

Über Ben Jonson erschien ein Buch unter dem Titel: „The works of Ben Jonson, with a memoir of his life and writings. By *Barry-Cornwall.*" Von dieser Biographie rühmt man, daß sie in einem freundlichern und doch kritischern Sinne geschrieben sei als die von Gifford. Überhaupt, meint man, sei Ben Jonson zu sehr vernachlässigt worden, und es sei eine Schande für die britische Bühne, daß die Jonson'schen Stücke nicht öfter aufgeführt würden; er sei ein vollendeter Künstler in seiner Weise gewesen, und man könne überzeugt sein, daß die Wiederaufnahme des „Catilina" und „Sejanus" gute Speculationen für Macready sein müßten. Also auch in England, wie in Deutschland, Klagen über die Widerhaarigkeit, Sprödigkeit und Trägheit der Bühnenverwaltungen! Barry-Cornwall stellt Ben Jonson sogleich als zweiten hinter Shakspeare und rühmt seine Kraft in der Satire und seine Fülle in Sittenschilderungen. Es gelang ihm vorzüglich, Launen zu verkörpern und das Laster und die Thorheit mit glühendem Eisen zu brandmarken. Nur war er ein zu experimentirender Poet, der hauptsächlich darin fehlte, daß er mit zu großer Vorliebe blos Conventionelles und Zeitgemäßes zeichnete. Dies zugegeben, wird man sich die Sprödigkeit der gegenwärtigen englischen Bühnendirectionen gegen Ben Jonson wol erklären können. Man müßte seine Stücke in einen vollständigen Umguß bringen, wenn sie auf das jetzige Publicum noch eine Wirkung äußern sollten. Shakspeare, der das Ewige, den Menschen im Menschen erfaßt, Das, was über alle Localität und das blos Zeitliche hinausragt, wirkt, wie die Natur, unverkürzt am reinsten und wird so in eigenster Gestalt noch Jahrtausende fortwirken. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 198. — 17. Juli 1839.

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von N. H. Julius. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 197.)

Aus diesen Anfängen entwickelte sich im Laufe der Zeit das in den letzten zehn Jahren zu der gedenkbarsten Vollkommenheit fortgebildete pennsylvanische Gefängnißsystem, welches durchaus die Trennung der Gefangenen in Einzelzellen und die Beschäftigung derselben mit passenden, keineswegs ängstlich gewählten Arbeiten festhielt und die Beaufsichtigung, Belehrung und sittliche Besserung der Verbrecher während der Strafzeit zum Gegenstande der menschenfreundlichsten Aufmerksamkeit machte.

Ihm entgegen trat gewissermaßen das auburnsche Besserungssystem, so genannt von der zu Auburn bei Neuyork errichteten Strafanstalt. Hier hielt man nämlich die Idee der leiblichen Trennung der Verbrecher nur für die Nacht fest und versuchte während des Tages eine geistige durch das Gebot des Schweigens. Die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, konnten nur von der furchtbarsten Strenge, einer großen Menge von bewaffneten Aufsehern und einer alle Begriffe übersteigenden Gewalt derselben über die Sträflinge gewährt werden. Dabei drängt sich immer die Halbheit der Idee, das Künstliche und Forcirte in der Ausführung und die Unmöglichkeit, den Zweck zu erreichen, auf. Der Hauptmann Lynds, ein Mann von seltener Entschlossenheit, entwarf als Aufseher den Plan der Disciplin und hat, es läßt sich nicht leugnen, durch eine schreckhafte Consequenz in der Durchführung jenes Plans Unglaubliches geleistet. Allein es hat sich seit 1816, wo die Anstalt in Auburn besteht und fast in allen Staaten bis 1834 nachgeahmt worden ist, ergeben, daß dieses System die Sträflinge nicht bessere, sondern mit Ingrimm gegen die Grausamkeit des Staats erfülle; daß Meuterei, Brandstiftung und die Versuche zu gewaltsamem Ausbruche sich häufen; daß die Verbrecher, nachdem sie in der Anstalt miteinander bekannt geworden waren, sich nach ihrer Entlassung aus derselben suchten und große verbrecherische Verbindungen stifteten, und endlich daß die Rückfälle im Vergleich mit dem pennsylvanischen Systeme, wo sie in dem Verhältnisse von 1 zu 35 geblieben sind, sich wie 1 zu 5 verhalten.

Man muß diesen Systemen mit dem Hrn. Verf. in die innersten Geheimnisse folgen, um sich mit ihm zu überzeugen, daß nur die vollständige Durchführung des pennsylvanischen Systems ein Fortschritt der Gesittung sei, während das auburnsche neue Inhumanitäten zu der alten mittelalterlichen Gefängnißbrutalität, an welcher mehr oder weniger noch ganz Europa leidet, hinzufüge. Die rasche Entwickelung des auburnschen Systems führte endlich die Vollendung des pennsylvanischen herbei. Der Scharfsinn der Baumeister bemächtigte sich endlich des Gedankens bis in die feinsten Details, und die Gefängnißbaukunst hat durch sie eine neue Epoche angefangen. Wir verweisen auf die lithogeaphirten Grundrisse von Gefängnissen beider Systeme, welche dem Werke angehängt und in demselben mit großer Klarheit und Anschaulichkeit beschrieben und erläutert sind. In fächerartigen, getrennten Reihen liegen die pennsylvanischen Gefängnisse nebeneinander, alle vom Mittelbaue aus leicht übersehbar. Ihre Wände sind innerlich mit Sand ausgefüllt, wodurch aller Schall gebrochen und die Collision der Gefangenen verhindert wird. Luft und Licht sind mit ebenso großer Freigebigkeit als Reinlichkeit und Wärme vermittelt. Kein Gefangener hat mit den Mitteln zu letztern irgend eine Berührung. Die von innen unbemerkbare Aufsicht auf die Einzelzellen ist vollständig ermöglicht. Die Festigkeit der Gefängnisse übertrifft Alles, was die Baukunst in dieser Hinsicht jemals geleistet hat. Mit verbundenen Augen wird der Verurtheilte duech das Gebäude in seine Zelle gebracht. Kein Mitgefangener lernt ihn, keinen lernt er jemals kennen. Sein Name ist verschollen, er erhält eine, seit Gründung der Anstalt fortlaufende Nummer; bei dieser wird er von den Aufsehern genannt und von den Vorstehern gekannt. So sich in den ersten Tagen selbst überlassen und nur von dem Inspector und dem Aufseher besucht und mit kargen Worten angeredet, entsteht in ihm die Sehnsucht nach zerstreuender Beschäftigung. Sie wird ihm, und nur selten bedarf es der Entziehung derselben oder der Anregung; er erkennt in ihe bald das einzige Mittel, seine quälenden Gedanken zu verscheuchen, und arbeitet mit einem Fleiße, den er vielleicht in der Freiheit selbst nie in sich gesucht hat. Der geistliche Zuspruch folgt. Ein angestellter Geistlicher, unterstützt von einer hinreichenden

Digitized by Google

Anzahl Religiösgesinnter, übernimmt die Belehrung des Einzelnen. Sonntags wird vor sämmtliche Gefängnißthüren ein Segeltuch gespannt und der Gottesdienst gehalten, indem der Geistliche auf dem Corridor predigt. So geht ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern hin, und es gehört zu den seltensten Ausnahmen, daß es nicht in kurzer Zeit dem Geistlichen gelingt, durch die auf diese Weise mögliche individuelle Behandlung jedes Einzelnen, welche durch nichts in ihrem Fortgange gestört wird, die sittliche Besserung des Verbrechers hervorzubringen und bei längerm Aufenthalte in der Anstalt sogar zu vollenden.

Ist das Ende der Strafe erreicht, so wird der zu Entlassende mit Geld auf etwa 10 Tage und bürgerlicher Kleidung versehen. Er tritt in das Leben zurück, ohne von den Genossen seiner Strafe gekannt, ohne in den Augen der Menschen geschändet zu sein. Er kann seine guten Vorsätze, die er im Gefängnisse gefaßt hat, ohne Schwierigkeit bethätigen; er hat arbeiten, hat in der Regel ein Handwerk gründlich gelernt und besitzt mithin die Mittel, sich redlich zu nähren. Die Erinnerung an die stille Einsamkeit seines Gefängnisses steht wie ein Schreckbild allein hinter ihm und vollendet seine Selbstbestimmung zu einem verbrechenlosen Leben.

Alle diese hohen sittlichen Vortheile gehen in dem auburnschen Systeme verloren. Seit 1834 hat kein amerikanischer Staat mehr Gefängnisse nach demselben angelegt, und es ist keinem Zweifel in der Union unterworfen, daß das pennsylvanische System nicht nur das bessere, sondern auch im Ganzen das wohlfeilere sei.

Über diese Frage muß man die Baupläne, Rechnungen und Nachweise, welche der Hr. Verf. mit der gewissenhaftesten Genauigkeit ermittelt und mitgetheilt hat, selbst prüfen, um sich zu überzeugen. Der erste Anschein will uns das auburnsche System als eine Ersparung empfehlen; allein es ist dies nicht. Das reine Buß- und Besserungssystem hat den Sieg in jeder Hinsicht davongetragen und wird ihn, was wir Europa und unserm Vaterlande sehnlichst wünschen, über die ganze civilisirte Welt geltend machen. Der unglückselige Philanthropismus unserer europäischen, besonders unserer deutschen Gefängnißsysteme wird einer tiefern Betrachtung weichen, und die Besserungsvereine für entlassene Sträflinge, welche ihre nicht geringen pecuniairen Mittel alljährlich einem philanthropischen Phantome nachwerfen, das sie mit wahrer Don Quixote'scher Manie verfolgen, werden begreifen lernen, daß, wenn sie diese Mittel 10 oder 20 Jahre dem Staate widmen, dieser gern das Fehlende zur Einrichtung pennsylvanischer Strafhäuser hergeben werde. Wir glauben, daß der patriotische und menschenfreundliche Gedanke, welcher jene Besserungsvereine zusammenführte und zusammenhielt, sie für diesen Zweck noch leichter eine Reihe von Jahren zusammenhalten werde, wenn sie sich den Staatsinstituten unmittelbar anschließen, als jetzt, wo sie nur einem unklaren, idealistischen, keineswegs aber ideellen Zwecke huldigen.

Wir können die Hinweisung auf diesen Abschnitt nicht besser beschließen als mit den eigenen Worten des Verf. S. 157:

Wahre und reine Menschenliebe, die mit der christlichen Liebe eins ist *), sieht in dieser Strafe die Entsühnung des Verbrechers, der nach deren Erduldung menschlich und, falls er wahrhafte Reue empfindet, auch vor Gott gereinigt in die Gesellschaft zurücktritt, nach Maßgabe seiner Besserung fühlend, daß ihm dies sein Recht widerfuhr. Denn was liebt man eigentlich im Menschen? Der Mensch besteht aus zwei Theilen, einem leiblichen, vorübergehenden, und einem geistigen, ewigen. Soll die Menschenliebe nun darin bestehen, für den leiblichen Theil, das Vergängliche, auch wenn derselbe gesündigt hat, über den zu dessen Erhaltung nothwendigsten Bedarf hinaus zu sorgen, ihm Bequemlichkeit, Genuß der Sinne und zerstreuende Gesellschaft, welches gerade die Stufen sind, auf denen er zum Abgrunde des Lasters und Verbrechens hinabstieg, im Buspalaste zu verschaffen? Nicht also! Man gebe dem Leibe das Nothdürftige zu seiner Erhaltung, aber nichts als dieses. Dagegen komme man dem ewigen Menschengeiste, oder vielmehr dem in demselben wehenden, wenngleich unterdrückten und umschatteten Hauche des Göttlichen, der Seele, zu Hülfe. Man entferne alles ihre Wiederaufraffung Hindernde und Dämpfende, man träufle das milde Öl der Religion in deren Wunden, in die kaum noch lodernde Lampe des Geistes, man reiche dem Schwankenden und Wankenden für die neue Bahn, welche er durchmessen soll, den starken Stab des Sittengesetzes und lehre ihn die Hülfsmittel, sich auf ihr zu erhalten und die Nothdurft des Lebensbedarfes zu gewinnen. Alle Verbindung mit Dem entfernend, was ihm in der verlassenen Welt lieb war, weil es seinen Sinnen und seiner Lust schmeichelte, dafür aber ihm die Aussicht eröffnend auf die Wiedererwerbung der verscherzten Achtung und Zuneigung seiner Angehörigen und der Bessern unter den Menschen, führe man ihn nach abgebüßter Schuld zurück über die Schwelle des Gefängnisses in die Freiheit. Dort bewache, leite und unterstütze man seine ersten Schritte, verhelfe ihm zur Ausübung der erlernten Fähigkeiten, lege wahrhaftes Zeugniß für und über ihn ab gegen die Mistrauenden. Dies und dies allein ist wahre Menschenliebe, nicht aber jene, welche nur darauf sinnt, den Aufenthalt im Strafhause, der ihn reinigen, läutern und bessern soll, zu verannehmlichen, nach der Entlassung aber ihre Hand plötzlich von dem Verhätschelten und im Bösen Bestärkten abzieht.

In diesen Worten ist nach unserer Meinung die den Besserungsvereinen gestellte Wirksamkeit bezeichnet, wenn sie sich der Verbrecher in den Gefängnissen selbst während ihrer Haftzeit thätig angenommen haben. Über alles Dies finden wir in dem pennsylvanischen Systeme die schärfste, durchdachteste Anleitung, und es bedürfte nichts, als das bereits Gedachte lebendig in uns aufzunehmen.

Höchst interessant ist es, was der Hr. Verf. über die Gesundheit des pennsylvanischen Systems in Vergleich mit andern gesammelt hat. Auch dies spricht für das erstere und bestätigt wieder den Satz, daß Ruhe der Seele und Eingeschlossenheit bei gesunder Lebensluft und gehöriger Thätigkeit der menschlichen Natur zuträglicher sei als alles Vergeuden von Kraft in maßloser Freiheit. Es versteht sich von selbst, daß der Zustand der Gefangenen nur relativ gesund sein könne; allein davon ist ja überhaupt bei der Gefangenschaft nur die Rede.

Noch müssen wir auf die höchst tadelnswerthe Ein-

*) Der beredte Chateaubriand sagt: „La philanthropie est la fausse monnaie de la charité."

Digitized by Google

richtung unserer europäischen Gefangenanstalten hinweisen, welche männliche und weibliche Verbrechee zugleich aufnehmen, ohne ein Verständniß, ein Sehen, ja ein Sprechen und Verkehren zu hindern. Hr. Dr. Julius schildert die Gefahr davon mit den schärfsten und wahrhaftigsten Zügen, und man weiß, daß diese Verkehrtheit zur gefährlichsten Klippe der bessern Wiekungen unserer Steafgefangenschaft wird. An der Aufregung der Sinnlichkeit scheitert in der Einsamkeit sowol als im Zusammenleben dee Gefangenen in der Regel der letzte Rest der Möglichkeit einee Besserung.

Äußerst auffallend ist es uns gewesen, daß ein ebenso erfahrener als geistvollee Beobachter der Gefangenen wie der bekannte Hr. Ch. Lucas, Obercaufseher der Gefängnisse in Paris, in der neuesten Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften sich ungünstig über die Wirkungen des Isolirungssystems bei Gefangenen ausgesprochen und der Directoe des Zuchthauses zu Beaulieu erklärt hat, daß er bei keinem Gefangenen jemals eine vortheilhafte Wirkung der Abschließung wahrgenommen habe, indem schlechte Gewohnheiten in der Einsamkeit bis zur wahren Wuth gesteigert worden seien, weil sie die einzige Zerstreuung ausgemacht hätten. Wir haben den ganzen Bericht nicht gelesen, schließen aber aus der Äußerung des eben anwesenden Lord Brougham, daß er das System der Erziehung füe das beiweitem wirksamere ansehe, es sei hier von französischen Versuchen die Rede gewesen, welche man im Zuchthause zu Beaulieu von neuem angestellt, um zu den Resultaten des pennsylvanischen Systems zu gelangen. Auch fragt sich, ob die Anstalt in Beaulieu blos männliche Sträflinge enthalte, und ob diese Alle gesondert gewesen sind, oder blos Einzelne, und auf die ganze Dauer ihree Haft. Die Beleuchtung der Erfahrungen dieser Herren wäre in dee That der Mühe des Hrn. Dr. Julius werth, welcher füe seine Zwecke die ausgedreitetsten Bekanntschaften und Kenntnisse in unserm Vaterlande und vielleicht in Europa besitzt. Wir haben, um sein Werk zu lesen, die wichtigsten hierher gehörigen und uns zu Gebote stehenden Arbeiten der neuesten Zeit verglichen und sind stolz darauf, einem Deutschen den Ruhm der Gründlichkeit auch in diesem Felde vor seinen geistreichen Zeitgenossen, wie Lucas, Beaumont und Tocqneville, Moreau und selbst dem trefflichen Ducpetiaux, Generalinspector der belgischen Gefängnisse, zusprechen zu dürfen. Sein Werk macht eine ganze Bibliothek überflüssig.

Die vierte Abtheilung dieses Bandes beschäftigt sich mit den Rettungshäusern oder Anstalten für sittlich verwahrloste Kinder. Die Wichtigkeit dieses Abschnittes leuchtet Allen, die mit dem Zustande der niedern Volksclassen bekannt sind, ein. Allein es ist die Frage entstanden, ob der Staat sich der Rechte und Pflichten der Ältern anzumaßen befugt, oder gar verpflichtet sei. Man kann diese Feage in Deutschland einfach dadurch bejahend beantwoeten, wie der Hr. Verf. thut, daß man die Oberaufsicht der Erziehung nnd des Unterrichts dem Staate unangefochten zugesteht und daeaus folgert, daß nicht nur die regelmäßigen Mittel dei regelmäßiger häuslicher Erziehung, sondern auch bei unoedentlicher die außeeordentlichen Mittel von dem Staate bereit gehalten werden müssen. Können selbst Schulkinder füe begangene Verbrechen peinlich untersucht und gestraft werden, weil man eine hinreichende Zurechnungsfähigkeit voeaussetzt; kann dee Staat hier in die patriarchalischen Rechte der Ältern eingeeifen: so sollte wol die Pflicht, die verwahrloste Jugend einer besondern Eeziehung anzuvertrauen und die Gesellschaft dadurch vor künftigen Verbrechern zu schützen, keinem Zweifel unterliegen.

Die Trennung der jugendlichen Verbrecher dis zum neunzehnten Jahre von den ältern ist bereits überall außer in Deutschland als Nothwendigkeit angesehen worden. Amerika und England gehen auch hier mit einem, freilich nur in freien Staaten möglichen Eifer voran. Daß dergleichen Anstalten je nach dem Alte der jugendlichen Missethäter oder Verwahrlosten verschieden eingeeichtet sein müssen, versteht sich von selbst, und es genügt uns, auf diesen Abschnitt des vorliegenden Werkes, worin dieses Thema mit erschöpfender Gründlichkeit behandelt ist, verwiesen zu haben.

So traten wie denn an den Schluß des Werkes, die fünfte Abtheilung, mit der Überschrift: „Anwendung auf Eueopa und insbesondere auf Deutschland." Mit besonderer Wehmuth haben wie gelesen, wie unsaglich wenig unsee bestverwalteten Staaten mit allem ihren Eifee, zu regieren und zu ordnen, die Gesellschaft zu heben und die Bildung nnd Berechtigung der Classen auszugleichen, für die Annäherung an das Bessere gethan haben. Noch kürzlich lasen wir in den gedruckten Verhandlungen des Landtags zu Weimar eine treffliche Anmahnung zur Annahme des reinen Pönitenziarsystems von dem Deputieten der Universität Jena, Herrn Geheimen Hofrath Kieser. Auch hiee mußte wiedee ein Aezt es sein, der, weil die psychischen Ärzte, die Geistlichen, aus dem öffentlichen Leben weggedrängt und von Kirchendienern zu Staatsdienern herabgedrückt sind, sich des sittlichen Bedürfnisses annimmt! Wir schweigen über die Aufnahme, welche er fand. Anerkennend war sie, aber der Vorschlag ward in das Reich der finanziellen Chimären verwiesen.

Treten die größern oder reichern deutschen Staaten nicht voran; kann Preußen es nicht über sich gewinnen, so gut Millionen auf einige neue Strafhäuser zu verwenden wie auf Zollhäuser; können die freien Städte der Art nichts zu Stande bringen; fehlt es in unserm Vaterlande an der tiefen Religiosität, welche Opfer für sittliche Nothwendigkeiten nicht scheut; geht in dem Rationalismus und dem Hegelianismus unsere Pietät unter dann hat dee Hr. Verf. für Europa, füe die gesittete Völkerfamilie der alten Welt gestrebt, und — auch dies wird ihn beruhigen über die Lösung seiner Lebensaufgabe.

Noch möchten wir uns erlauben, den Hrn. Verf. aufzufodern, auch seine Meinungen öffentlich über die Untersuchungsgefängnisse auszusprechen. Nach unserer Meinung unterscheidet sich der deutsche Proceß in Strafsachen so wesentlich vom amerikanischen, englischen, französischen u. s. w., daß eine besondere Aufmerksamkeit auf

Digitized by Google

diese ganz besonders traurigen Gefangenanstalten zu richten sein dürfte. Ja, wir getrauen uns zu behaupten, daß sie der Reform noch viel dringendee bedürfen als unsere, wenn auch sehe elenden Zuchthäuser. Unsee Proeeß, gut odee schlecht seiner Idee nach, wird je mehe und mehr zum Gespötte der Verbrecher, und daran sind die Aufbewaheungsorte füe Untersuchungsgefangene ebenso sehr schuld als unsere hohen Schulen des Verbeechens, die Zuchthäuser. 52.

Englische Ansicht von bee deutschen Theologie.

Bei der Orthodoxie and strengen Altgläubigkeit der Engländer in Dingen der Religion erscheint ihnen die freie und kühne Forschung, welche im protestantischen Deutschland auf dem Felde der Theologie in so verschiedenen Richtungen auseinanderläuft and, verbunden mit philosaphischer Speculation, im Reiche der Idee eine ebenso große Regsamkeit affenbart, als die Engländer im Gebiete des praktischen Lebens und der darauf sich beziehenden Wissenschaften äußern, etwas seltsam, ja gefährlich und der Positivität des Glaubens, worauf das menschliche Gemüth hingewiesen sei, verderblich. Dies spricht sich in einem zwar kleinen, aber nicht ohne Kenntniß des Gegenstandes geschriebenen Artikel, den gegenwärtigen Zustand der theologischen Wissenschaft in Deutschland betreffend aus, der in Nr. 599 des „Athenaenm" enthalten ist. Der Verf. unterscheidet die deutschen Theologen nicht in die beiden Hauptparteien der Rationalisten und Supernaturalisten und in eine dritte der philosophirenden Theologen, jetzt wol die wichtigste und, wie es scheint, zue Durchkämpfung und Beendigung des zwischen jenen obwaltenden Streits berufen, sondern er nimmt sechs Parteien an: 1) die der entschiedenen, 2) die der gemäßigten (d. h. supernaturalen) Rationalisten, 3) die Schelling-Hegel'sche*), 4) die der Pietisten (d. h. die entschiedenen und fanatischen Supernaturalisten mit Hengstenberg an der Spitze), 5) die würtembergische („a very useful body"), 6) die Schleiermacher's. Gegen Gesenius, Wegscheider and die ganze Classe der entschiedenen Rationalisten schleudeet der Engländer sein Anathem and erkennt von dem Erstern nur sein gramatikalisches und lexikographisches Verdienst an. Die Hegel'schen Theologen werden den mystischen Pantheisten des Mittelalters vergliehen, welche den histarischen Christus der Schrift in ein symbolisches Haupt der Gläubigen verwandelten. Hengstenberg and nach mehr Tholuck werden mit Beifall erwähnt, hochgefeiert wird Klaus Harms, namentlich als Kanzeiredner, dee ans wegen seiner Intaleranz nicht von einer so voetheilhaften Seite bekannt ist. Am meisten sympathisirt der Brite mie Nr. 5, den wüetembergiischen Thealagen, „the leust unenglish of all the schools of Germany", deren Werke er seinen Landsleaten zum Studium empfiehlt. Doch werden für die eigentlichen Säulen des gesunden Christenthums in Deutschland Nitzsch, Tholuck, Lücke und Neander erklärt. 161.

Liteearische Notiz.

Ein interessantes Werk ist die in sanfzig Lieferungen erscheinende „Paläographie universelle" von Spivestre, Professar der Schönschreibekunst bei den Kindern des königlich französischen Hauses, Ritter mehrer französischen and spanischen Orden. Das Werk besteht in einer Sammlung Facsimiles von Schriften, alten Urkunden und Manuscripten, welche besonders den Bibliotheken Frankreichs, Italiens, Deutschlands and Englands entnommen sind. Diese Facsimiles sind mit vielem Kostenaufwande und während sechs Jahre ununterbrochener Anstrengungen an den Fundorten selbst von dem Herausgeber gezeichnet and gemalt warden, and zwar mit einer erstaunlichen Genauigkeit, Geduld, Geschicklichkeit and Feinheit der Ausführung. Alles ist hier wiedergegeben, selbst bis auf die Spuren des Alterthums, welche die Zeit dem größern Theile der Manuscripte aufgedrückt hat. Die reichsten Verzierungen, die glänzendsten Ausmalungen, die launenhaftesten Randzeichnungen, die sonderbarsten Schnörkel sind hier mit einer bewanderuswerthen Treue und Kraft nachgebildet. Das Werk wird aus 300 Platten bestehen and von einem gelehrten Texte, welchen man den Herren Champollian-Figeac and Aimé Champollian Sahn verdankt, begleitet sein. Unter den historischen Stücken, welche hier copirt sind, demerkt man folgende: den berühmten Dante aus der Bibliathek des Vaticans, die Gebetbücher mehrer Päpste, Ludwig's XI., Karl's V., der Maria Stuart, die Bibel Karl's des Großen, die Papyrus von Herculanum, die Pandekten des Justinian, die beiden Terenz, die beiden Virgil and den Sallust des Vatican, den Lactanz von Bologna, die Theodosianischen Codices von Paris und München, den Titus Livius von Wien und die kostbaren münchener Handschriften; fernee eine herrliche Samming vong riechischen, slawischen, angelsächsischen, lamdardischen, deutschen, italienischen und französischen Facsimiles. Jede Lieferung besteht aus sechs gestochenen und colorirten Platten and zwölf Seiten Text. 108.

*) Besser war es, einr philosophirende Partei anzunehmen und diese in die Schleiermacher'sche und Schelling-Hegel'sche Schule zu zerfällen.

Literarische Anzeige.

Beeicht übee die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Beockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*52. Neander (Eduaed), Gute Botschaft von Christo. Eine Sammlung Predigten. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

*53. Neigebaur (J. F.), Handbuch für Reisende in Italien. Deitte, ganz umgearbeitete, sehe vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Cart.

Diese dritte Auflage wird gewissermaßen als ein völlig neues Werk zu betrachten sein, so bedeutend sind die Zusätze and Verbesserungen, die nicht nur der Herr Verfasser, sondern namentlich auch mehre in Italien lebende deutsche Gelehrte dazu geliefert.

*54. Passavant (J. D.), Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände Text in gr. 8. Mit einem Atlas in Gross-Folio. Auf feinem Velinpapier. Cart.

Es freut mich anzeigen zu können, daß die Ausgabe dieses für jeden Kunstfreiker und Kunstfreund so wichtigen and interessanten Werks nahe bevorsteht. Der Druck des Textes ist so gut wie beendigt und die den Atlas bildenden Kupferstiche und Lithographien sind jetzt sämmtlich bis zum Abdruck fertig, der sich indeß nicht überellen läßt. Wie von dem Herrn Verfasser auf den Text, so ward von mir die größte Sorgfalt auf eine würdige typographische und artistische Ausstattung gewendet.

Der erste Band wird das Leben der beiden Künstler enthalten, während der zweite Band ein Verzeichniß der Werke des großen Meisters nebst Beschreibungen and historischen Nachweisungen über dieselben geben wird. Den Atlas werden folgende Platten bilden: 1. Rafael's Geburtshaus. 2. Altarblatt der Familie Buffi, nach einem Gemälde von G. Santi. 3. Rafael im Alter von drei und neun Jahren, nach Gemälden von G. Santi. 4. Rafael's Bildniß, nach einer Zeichnung von ihm selbst. 5. Rafael's Bildniß, nach einem Gemälde von ihm selbst. 6. Rafael's Geliebte, nach einem Gemälde Rafael's. 7. Bildniß Giuliana's de' Medici, nach einem Gemälde Rafael's. 8. Crucifix in der Galerie des Cardinals Fesch, nach einem Gemälde Rafael's. 9. Die Vision eines Ritters, nach einem Gemälde Rafael's. 10. Christus auf dem Oelberg, nach einem Gemälde Rafael's. 11. Altarblatt der Familie Ansidei, nach einem Gemälde Rafael's in Blenheim. 12. Facsimile eines Sonette von Rafael. 13. Plan der Peterskirche in Rom nach Rafael. 14. Façade von Rafael's Haus in Rom.

*55. Raumee (Friedeich von), Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83). Nach den Quellen im britischen and französischen Reichsarchive. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

Dies interessante Ergebniß der Reisen des Verfassers bildet die Fortsetzung der „Beiträge zur neueen Geschichte". — Vgl. Nr. 23.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 199. — 18. Juli 1839.

Briefe an Johann v. Müller (Supplement zu dessen sämmtlichen Werken). Herausgegeben von Maurer-Constant. Mit einem Vorworte von Friedrich Hurter. Erster Band. Schaffhausen, Hurter. 1839. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Man hat in Deutschland schon seit längerer Zeit angefangen, den Briefwechsel bedeutender Personen der Öffentlichkeit zu übergeben. Ob dabei überall eine des Zweckes sich deutlich bewußte Kritik obgewaltet habe, und ob die Auswahl stets eine glückliche gewesen, lassen wir hier ganz dahingestellt. Jedenfalls drängt die mehr und mehr anschwellende Masse von Briefsammlungen aller Art von selbst zur Untersuchung der Frage, wie sich diese Art des geistigen Verkehrs zu dem Ganzen einer volksthümlichen Literatur verhalte. Briefe sind vertrauliche Mittheilungen, in denen der einzelne Mensch dem geliebten Freunde, dem nahen oder fernen Bekannten die geheimern Seiten seines Gemüths, die Besonderheiten seiner Lebensbestrebungen darlegt; in diesen Mittheilungen soll und wird stets eine größere Rücksichtslosigkeit herrschen als in irgend welcher Art von schriftstellerischer Thätigkeit, deren Umfang und Maß durch das eingebildete oder wirkliche Verhältniß zu irgend einem Theile des Publicums bedingt sein muß; sie sind Ergüsse des Augenblicks, oder sollten es doch wenigstens sein, ohne entferntere Berechnung, ohne künstliche Nebenabsicht. Gerade dadurch erläutern und verdeutlichen sie die innere Entwickelung, das geheime Schaffen und das gegenseitige Aufeinanderwirken der Geister, enthüllen verborgene Triebfedern und führen auf die ersten und wahren Quellen aller Ereignisse und Begebenheiten zurück. Inwiefern nun aber die Kenntniß gerade solcher Dinge von größerm oder minderm Belange sei, hängt natürlich ganz von den Personen ab, welche Briefe wechseln. Stehen diese geistig hoch, so werden es auch ihre Briefe sein; sind durch sie Wissenschaften und Künste mächtig gefördert worden, so werden ihre vertraulichen Mittheilungen uns in die geheime Baustätte ihres Geistes leiten; oder haben sie sonst in die Geschichte ihrer Zeit thatkräftig und bedeutsam eingegriffen, so werden ihre Briefe zu höchst wichtigen geschichtlichen Belegen werden.

Durch nichts wird indessen der in diesem Sinne bedeutsame Briefwechsel so mächtig gefördert als durch einen geistigen Verkehr, der aus einem gemeinsamen Nationalinteresse hervorgeht. Dieses gemeinsame Nationalinteresse ist während des vorigen Jahrhunderts fast ausschließend ein wissenschaftliches gewesen, und insbesondere hat die blühende Entfaltung unserer Nationalliteratur wesentlich dazu beigetragen, dem brieflichen Austausche unserer Gedanken eine höhere Geltung zu verleihen. Unser politischer Ideenkreis ging in jener Zeit sehr selten — wenige Ausnahmen heben das Allgemeine nicht auf — über die Bewunderung Friedrich's des Großen hinaus, und die ganze Nation feierte die letzten patriarchalischen Stunden des untergehenden heiligen römischen Reichs mit wonniglichem Entzücken. Daher die ideale Richtung des geistigen Lebens, die bald in religiös-gläubiger, bald in abstract-wissenschaftlicher, bald in reinpoetischer Weise hervortrat, und der selbst der einbrechende Einfluß der leichtfertigen französischen Literatur nur zum Hebepunkte diente; daher die Harmlosigkeit in den gegenseitigen Mittheilungen der zu geistigen Schöpfungen aller Art zusammenwirkenden Geister. Diese Eigenthümlichkeit ist die Grundlage, auf welcher der geistige Verkehr zwischen den frühern Leipzigern wie unter den spätern Göttingern und Weimaranern beruht, und selbst Schiller und Goethe bewegten sich so sehr innerhalb dieser Grenzen, daß jenem bis an das Ende seines Lebens vor nichts so sehr graute als vor der Theilnahme an politischen Zeitschriften, und daß selbst Goethe sich die großartigen Ereignisse seiner Zeit nur durch die ihm eigene Weltanschauung zu assimiliren vermochte. Der briefliche Austausch der diesen verschiedenen Kreisen angehörenden Personen liegt nun vollständig, man könnte fast sagen, bis zum Überflusse vollständig vor uns öffentlich da, und wenn eine spätere Zeit Vieles als unbrauchbaren Ballast beseitigen wird und muß, so dienen doch selbst die zahllosen Mittheilungen einzelner Begegnisse aus den engsten und abgelegensten Familienkreisen dazu, uns den Boden kenntlich zu machen, auf dem das geistige Leben unsers Volkes seine Sprossen trieb.

Die französische Revolution gab dem öffentlichen wie gesellschaftlichen Leben der Deutschen eine ganz veränderte Richtung. Zunächst geschahen ihre Rückwirkungen, nachdem sie alle Erwartungen philanthropischer Enthusiasten völlig getäuscht hatte, in gewaltsam und wühlerisch zerstörender Weise. Die gemüthlichen Beziehungen zwischen den ersten und hervorragendsten Trägern unserer geistigen In-

Digitized by Google

tereſſen wurden vielfach erſchüttert, treue Freunde durch das Gift der Parteienwuth auseinandergeriſſen, alle ehrwürdigen Nationalerinnerungen mit Füßen getreten. Niederſchlagende Betäubung, Überraſchung und bodenloſe Verwirrung waren hiervon die nächſte Folge. Je mehr indeſſen die blutigen Kämpfe zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche eine ſolche Wendung nahmen, daß der völlige Umſturz aller öffentlichen Verhältniſſe unſers Vaterlandes ſich als unumſtößliche Gewißheit herausſtellte, deſto mehr mußten die verborgenen Triebfedern der Gemüther enthüllt und zu größerer Selbſtthätigkeit erregt werden. Zeigte ſich auch in dem größern Theile der Maſſe eine grenzenloſe Schlaffheit, eine faſt willenloſe ſchmähliche Duldung des eiſernen Geſchickes, ſo traten in beſſern und höhern Geiſtern die Gegenſätze um ſo ſtärker hervor. Es machten ſich Diejenigen geltend, welche unter ſchonungsloſer Vernichtung alles Herkömmlichen neue politiſche Bildungen in das Leben zu rufen trachteten, und es traten ihnen mit neubeſtärkter Überzeugung von der Nothwendigkeit einer geſchichtlichen Fortentwickelung die Vertheidiger des Beſtehenden gegenüber, um die Bewegung des reißenden Stromes zu dämmen und das verlorene Gleichgewicht wiederherzuſtellen. Niemand, den ſeine Stellung mit öffentlichen Intereſſen in Beziehung brachte, Niemand, der durch ſeinen Namen ein Gewicht in die Wagſchale legen konnte, durfte in dumpfer Duldſamkeit gleichgültig verharren; unter ſo außerordentlichen Umſtänden war gerade Parteiloſigkeit das größte Verbrechen. In dieſe furchtbare Kriſe fällt das Leben und Wirken zweier bedeutſamen Männer, Johannes Müller's und Friedrich's v. Gentz, deren geiſtiger Verkehr in einer der wichtigſten Epochen der neuern Geſchichte von Deutſchland uns in dem vorliegenden Werke vor Augen geſtellt iſt.

Johannes v. Müller ſtand damals auf dem höchſten Gipfel ſeines Ruhms. Von zarter Kindheit an für die Hiſtorie begeiſtert, durch dieſe wie durch ſeine Abſtammung als Schweizer ſchon früh von einem lebendigen Intereſſe für alle öffentlichen und ſtaatiſchen Verhältniſſe erfüllt, hatte er in ſeinen geſchichtlichen Werken eine Großartigkeit des Blickes und der Auffaſſung bewährt, welcher damals unſere hiſtoriſche Literatur wenig oder gar nichts an die Seite zu ſetzen vermochte. Er hatte gleich einem begeiſterten Seher die Thaten der alten Eidgenoſſen vor einem ausgedehnten Kreiſe der empfänglichſten Gemüther aufgerollt, eine Maſſe von Einzelnheiten mit einer ſeltenen Zuſammenwirkung nicht gewöhnlicher Kräfte in eine einzige überwältigende Anſchauung zuſammengefaßt. Nirgend hat ſein berühmtes Buch unter Hohen und Niedern größere Anerkennung gefunden als in Deutſchland, und nirgend war der faſt unbedingte Beifall naturgemäßer als gerade hier. Deutſchlands politiſche Gegenwart war wenig oder nichts, ſeine Zukunft ein buntes Gemenge der trübſten Elemente, die kein noch ſo ſcharfſinniger Seher durch den Nebel hin, der ſie bedeckte, zu enträthſeln vermochte; aber ſeine Vergangenheit war ehrwürdig und groß. An den Denkmalen dieſer Vergangenheit verjüngte ſich unſere Literatur, an ihr allein richteten die für Nationalehre begeiſterten Gemüther ihre geſunkenen Hoffnungen wieder auf. In dieſe weitverbreitete Stimmung griff das Werk fördernd und anregend ein, es erwärmte durch den Zauber mittelalterlicher Kraft. Seine Wirkung war eine tiefpoetiſche und mußte es ſein; feſſelnd ſchon durch die Natur des Gegenſtandes, übte es eine noch größere Gewalt durch den Reiz der Darſtellung, und ſelbſt das Widerſtrebende in dieſer hatte eine magiſche Anziehungskraft. Wer ſich die Mühe nehmen wollte, alle die Thatſachen zu ſammeln, welche auf den unermeßlichen Einfluß zurückführen, den dieſes Geſchichtswerk auf die größten und erſten Geiſter der deutſchen Nation ausgeübt hat, der könnte damit am ſchlagendſten alle Diejenigen beſchämen, die, zwar klüger, aber keineswegs größer geworden, in neuerer Zeit angefangen haben, die unſterblichen Verdienſte Joh. v. Müller's in den Koth herabzuziehen. Daß ein ſo in die Mitte des geiſtigen Lebens geſtellter, mit allen höhern Intereſſen der Zeit innigſt verſchmolzener Charakter in einer ſo bewegten Periode, wie diejenige der franzöſiſchen Staatsumwälzung geweſen iſt, eine doppelte Bedeutſamkeit erhalten mußte; daß in dem hereinbrechenden Sturme die Blicke Vieler gerade auf ihn gerichtet waren, iſt ſehr begreiflich; und wenn er durch die öffentliche Wirkſamkeit ſeines ſpätern Lebens große Erwartungen gänzlich getäuſcht hat, ſo kann man auch dafür einen billigen Erklärungsgrund finden, ohne gerade zu verdächtigender Herabwürdigung ſeiner gewiß edeln Perſönlichkeit die Zuflucht nehmen zu müſſen. Müller hatte einen großen, weiten Blick in das Ganze der Menſchheit, eine bis zur erſtaunlichſten Feinheit ausgebildete Gabe, ſich in den Verhältniſſen der verſchiedenſten Zeiten und der entlegenſten Zonen zurechtzufinden, den eigenthümlichen Werth jedes einzelnen Standpunktes aufzufaſſen, ſobald einmal ſeinem immerdar formenden und geſtaltenden Geiſte eine ſichere Grundlage gegeben war; ſein ganzes inneres Leben beruhte daher auf einem großen Reichthume in ſich abgerundeter und fertiggewordener Anſchauungen. Mit dieſer Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes innigſt verwoben finden wir in ihm den ſtets erregbaren Sinn für das Glänzende, Schimmernde in den Begebenheiten wie in den handelnden Perſonen; ſein Gemüth ſuchte und liebte Bewunderung. So zeugt die ganze Zuſammenſetzung ſeines Weſens mehr von einer allſeitigen Empfänglichkeit und Bildſamkeit der Seele als von ſchöpferiſcher Kraft, mehr von erhöhter Reizbarkeit der Phantaſie als von eindringender Schärfe des Verſtandes. Eine ſchneidende, auflöſende, ſichtende Kritik iſt in der That niemals Müller's ſtarke Seite geweſen, und auf dieſen Mangel der urſprünglichen Anlage laſſen ſich die meiſten Fehlgriffe ſeines öffentlichen Handelns nicht minder als ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zurückführen; denn glühte in ihm auf der einen Seite eine tiefe Ehrfurcht vor dem Alterthümlichen, ſo machte ihn doch gerade die allſeitige Richtung ſeines Geiſtes wieder empfänglich für die großen Erſcheinungen der Gegenwart; ſich aus poſitiven Gründen in einen ſchneidenden Gegenſatz wider *dieſe* zu ſtellen, um vielleicht Dasjenige zu bekämpfen, was er von anderer Seite wie-

der bewunderte — eine Lage, in die der scharf ausgeprägte Charakter und der handelnde Staatsmann am leichtesten kommen kann —, wäre seiner Natur geradezu unmöglich gewesen. Wie Müller gern und reichlich Bewunderung zollte, so blieb auch er nicht gleichgültig gegen den Beifall Anderer; selbst Schmeicheleien lieh er nicht selten ein williges Ohr. So ward der Mann, der uns so oft in das Innere der Menschheit einzuführen weiß, schwankend und unsicher dem einzelnen Menschen gegenüber, gemisbraucht von Vielen, die tief, tief unter ihm standen, verächtlich oft von Denen behandelt, die er durch Liebkosungen zu gewinnen gesucht hatte, von glänzenden Persönlichkeiten bestochen und überwältigt. Aus den gleichen Ursachen blieb seine politische Wirksamkeit ohne sichern Boden und dauernden Halt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von A. von Maltitz. Zwei Bände. München, Franz. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wäre der Ref. Apollo und nicht nur seiner Tempelhüter einer, so würde er an diesen Productionen eines edlen Dichtergeistes ein Wunder thun, das sie verdienten: er würde allen diesen Gedanken und Gefühlen einer schönen Seele plötzlich die Klarheit verleihen, nach welcher viele von ihnen vergebens gerungen haben; denn die Tiefe und die Wahrheit ihrer Ahnungen machen sie dieses letzten Siegels aller Poesie würdig.

Die enggedruckten zwei Bände der Dichtungen des Hrn. A. von Maltitz enthalten einen großen Reichthum an dichterischen Versuchen, aber auch einen kleinen Schatz von sehr schönen und vollendeten Gedichten. Die letztern sind gewissermaßen ein Vorwurf für die Menge der erstern, und die Kritik wendet gewiß auf diese halbvollendeten Producte die gelindeste Form des Tadels an, wenn sie ihnen ihre reifern Brüder entgegenhält. Und so wenden wir uns denn zuerst an die Sonette, mit welchen sich der erste Band eröffnet, und suchen unter ihnen (es sind ihrer nicht weniger als 126) einen ganz verpuppten Schmetterling heraus (S. 43):

Einer blonden Italienerin.

Das deutsche Haar vor des Triumphes Wagen
Ergötzte sonst die dunkeln Römerschönen,
Auf heil'ger Straße bei des Sieges Tönen
Auf weißer Rosse Spur einhergetragen.

Verstummt am Capitol, Thusnelda's Klagen!
Denn aus dem Land der siegenden Camönen
Kehrt' heim das blonde Haar zu Hermann's Söhnen,
Siegreicher noch als Rom in Cäsar's Tagen!

Vergebens hat manch' Heldenschwert gerungen,
Vergebens wollt' ein mächt'ger Kaiserwille
Italien und Germanien umfangen:

Der Schönheit ist das schönste Werk gelungen —
Sie flacht der deutschen Locken Sonnenfülle
Um Roma's Stirn um Roma's edle Wangen.

Dem Vollgehalt und der Rundung dieses schönen Sonetts stehen am nächsten: „Das äußere und innere Auge" (S. 7), „Die Muttersprache" (S. 9), „Die Jungfrauschaft", aus dem Italienischen (S. 11), „Sophokles" (S. 16), „Die Dankbarkeit" (S. 17), „An meine Eitelkeit" (S. 19), „Das Grundgesetz der Welt" (S. 23), ein Sonett, das den grausamen Gedanken, daß die Welt nicht durch Liebe, sondern durch Reibung des Hasses bestehe, mit vieler Energie durchführt; „Der edle Traum" (S. 25), „Das Krankenlager" (S. 26), „Wunsch" (S. 28), „Erklärung" (S. 33), „Die Küsse" (S. 34) und, das schönste unter eben aufgezählten: „Der Kuß" (S. 34), in welchem der Kuß auf die Augenlider, den schon vor mehr als hundert Jahren Günther mit flammenden, sinnlichen Worten gefeiert hat, von einer keuschern Empfindung verherrlicht wird:

Doch schönern Kuß noch hat die Lieb' erfunden,
Da senken träumrad sich die Blicke nieder,
(O, daß der Tod so sanft sie schließen lerne!)

Und zeugend von des Lebens schönsten Stunden
Neigt er herab sich auf die Augenlieder,
Sanft, wie kein Licht berühret noch ihre Sterne.

Manchen andern dieser geflügelten Poesien hängt freilich hier und da noch etwas vom Gespinnst der Puppe an und verkleidet bald Haupt bald Glieder; so finden sich störende Dunkelheiten in den sonst so schönen Sonetten: „Der Dom in der Winternacht" (S. 36), „Der Zweikampf" (S. 37), „Die Deuterin der Handschriften" (S. 45), „Als sie ihre Schuld bekannt hatte" (S. 52). Einige sind auch nur Maikäfer, die ihren Kopf aus dem Engerling herausstrecken, mit Leib und Flügeln aber noch in dem Wurme stecken. Doch um nicht mit einem Spotte von diesen, doch größtentheils farbigen Kindern einer Dichterphantasie zu scheiden, heben wir noch mit voller Anerkennung zuerst das Sonett: „Die Zeilen" (S. 42), hervor, wo der Dichter die ausgestrichenen Linien eines Frauenbriefchens beklagt:

Sie drang zu mir, die zarte Schrift der Treue.
Ich hielt sie bebend in der Wonne Händen:
So kühnen Gruß kann Adelheid nur senden,
Sie weiß nur, was ein einsam Herz erfreue.

Ich schaute dich, dann las ich dich aufs neue,
Ließ deinen Brief in meinen Thränen enden;
Doch nier von deinen Zeilen, deinen Spenden,
Nahmst du zurück. Kennt auch das Wahlthun Reue?

Wer kann mal Worte, die du schriebst, befehden?
Vergebens hat dein Kiel sie übergittert,
Ich konnte meinen Namen noch erkennen.

Mir ist's, als hört' ich dich im Traume reden;
Verworrner Lärm hat mein Gehör erschüttert,
Doch meinen Namen hör' ich klar dich nennen.

Auch „Das letzte Sonett" (S. 61) verdient den Rang unter den ersten:

Es kommt die Zeit, da will man nicht Sonette,
Man kann das enge Lied nicht mehr ertragen,
Vom Wohllaut ist Ein Schritt zum Ohrenzwang.

Ich weiß, was ich daran zu tadeln hätte:
Es ist zu kurz, um einen Schmerz zu sagen,
Und für ein Lebewohl ist es zu lang.

Für so schöne Sonette wird die Zeit immer sein, wenn auch nicht die Mode.

Auf die Sonette folgen „namenlose", d. h. überschriftlose Gedichte, XCI an der Zahl. Auch diese poetischen Stoßseufzer theilen sich in verschwommene und in klare Bilder und Gedanken. Hier einige der letztern. Der Schluß von III:

Ein Wunsch sei mir gewähret, dem Schwachen,
Und bald ein Seufzer wird er sein:
Wenn längst vergiftet ist dein Wachen,
So bleibe lang dein Traum auch rein.

VI enthält ein Phantasiebild, wie wir vor lauter Reflexionen und Gefühlen wenigen bei dem Verf. begegnen:

Es grenzen scharf die Wälder
Zusammen mit dem Schnee
Der furchenlosen Felder,
Der Augen glänzend(em) Weh.
In tiefer Todeswürde
Trägt Alles Winterbürde;
Zuweilen schüttelt doch
Ihr Haupt die Fichte, krachend,
Und wirft nun sich, erwachend,
Des Schnees weiches Joch.

Digitized by Google

XI. Nach einer Wahrheit, die mich freue,
Hab' ich so lange schon gespäht;
Die Wahrheit steht nur bei der Reue,
Der jaedelosen, im Gebet.

In Wüsten wohnet jedes Sehnen,
Die Öde wohnt in jeder Brust —
Denn jede Wahrheit schwimmt in Thränen,
Und kindlich lächelt jede Lust.

XXII. Ruhm vertonget Jugendfülle,
Liebe fodert das Gedicht,
Wie der Maler steht um Licht,
Wie der Sänger steht um Stille.

Noch zeichnen wir aus: XXXVIII, wo der büßende Dichter erklärt, warum er bei allen Greisen stehen bleibt, nicht als Wohlthäter, nicht als Sonderling; nein, er streut nur Asche auf sein sündiges Haupt

Weil — brennt, ihr Wangen, heiß wie Reue —
Weil ich einst einen Greis gekränkt.

LI, wo der herzende Greis der Kleinen, die ihm mit den Worten: „Ich habe keine Zeit!" entschlüpft, am Schlusse zuruft:

Geize nicht so früh mit Stunden,
Du, noch kaum ein Augenblick.

LX. Manches ruht bei Gottes Saaten,
Wo kein Stein dich an ihn mahnt,
Der die Liebe nur verrathen,
Und die Wonne nur geahnt.

LXX (Der Schmerz ist nicht der Gastfreund der Klugen und der Schönen). LXXXII (Wenn seine besten Thaten ihm halb zu Sünden missrathen, soll wenigstens sein Wille sich als reine Taube vom Seerbedecte emporschwingen und ihn bei Gott vertreten, betet der Dichter). LXXXIII. XC.

Auf den erzählenden Gedichten (S. 107—176) ruht der schwermüthige Geist des Dichters mit einer allzu trüben Atmosphäre. Wenn er als Lyriker an sich und Andern nichts als Sünde, Reue, Entsagung, Scheiden und Meiden und zuletzt den Tod beachtens- und besingenswerth findet — wer will ihm diese, von Talent und Stimmung ihm gesteckten Schranken wegsprechen? Aber diese Gefühle sammt und sonders in objective Dichtungen überzutragen, aus der ganzen weiten Gotteswelt mit Vorliebe Hirnschädel zu Trinkschalen, Kindsmörderinnen und andere arme Sünder zusammenzusuchen und zu Balladen zu verarbeiten, das muß den Dichter und den Leser ermüden. So begegnen wir denn in diesen erzählenden Gedichten zu Hansen Beautmord und Selbstmord, entsagenden oder sterbenden Beäuten, weißen Frauen, Richtern und Henkern, Gewissen und Hölle; diese sentimentalen Gespenster lassen uns nicht los, und selbst die Erfindung der Guillotine (S. 151) verwandelt sich in ein solches.

Wir retten uns daher aus diesem Gewühl gern hinüber in die vermischten Gedichte, wo uns gleich beim Eingange eine tiefsinnige Hymne auf das in der neuesten Zeit mehrfach besungene Gebirgsparadies Gastein begegnet (S. 178 fg.). Auch das „Alpenmädchen" (S. 182), „Abschied von Gastein" (S. 186) und „Lebewohl" (S. 199 fg.), die rührende Elegie auf Deutschland, das nach „heiligen Gesetzen" wie ein großes Heldenherz zerrissene, heißen wir willkommen, obgleich wir in letzterm Liede mit der Begeisterung und den Gefühlen des Dichters nicht auch seine Ansichten theilen. Das Gedicht macht aber durch seine große subjectivr Wahrheit tiefen Eindruck. Hier nur ein paar Strophen von achtundzwanzig:

— — — — — — — —

Gemeine Helden täuschten deine Söhne,
Gemeine Sieger haben dich verheeret.
Du liegst vor mir in deiner Kraft und Schöne.
Wie wie ein zersplittert Riesenschwert ....

So dulde denn, mein Volk, des Schicksals Willen,
Die von die selbst verletzte Majestät,
Denn spät erst wird die Sühne sich erfüllen,
Daß du zum Cäsar Friedrich nicht erhöht.

Sei, heißt es weiter, wenigstens Eins und frei in deinen Lordern; du bleibst das Land, wo die Weltgeschichte thront, das Land der blühenden, vielbegabten Scepter, der schönen Fürstinnen, der Barden, die gleich Welteraberern im Liede herrschen, der Tonkunst, der Münster, und das Land der Anerkennung.

Du sprachst dich los vom großen Völkereide,
Der gegen fremde Größe sich empört;
Du bist die Mutter, die, gerecht im Leide,
Den Sohn beweint und seinen Sieger ehrt.

Denn, wann die Feembea deine Helden schmähen,
Und wann sie lästern deiner Meister Glanz,
So bauest du den ihrigen Trophäen,
So windest du den ihrigen den Kranz.

Du botest Englands größtem Dichtersohne
Die höchste Palme seines Ruhmes dar;
Er kam und nahm aus deiner Hand die Krone,
Wie deine Kaiser sie von Roms Altar.

So ruhe schweigend denn in deinem Werthe —

Ruhen soll Deutschland „in des Geschickes Schmach"? Das ist zu viel verlangt. Zu den besten Gedichten in dieser Rubrik gehört auch noch, obwol stückweise ebenfalls der Klarheit ermangelnd, „Die Versuchung" (S. 233 fg.); der Seelenadel des Dichters dricht strahlend darin durch die Wolken. Ferner treten hervor: „Undine" (S. 270), „Mücke und Gewissen" (S. 257), eine treffende Allegorie, und „Rastoptschin" (S. 328).

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Es scheint im Widerspruch mit dem Geiste und den Principien der Verfassung der Vereinigten Staaten zu sein, daß in diesem Lande, welches in der Richtung unsers Zeitalters auf die möglich vollständigste Emancipation der Individuen vorangeht, die Sklaverei noch besteht und geschirmt wird. Die geistreiche Miß Martineau nahm daher Veranlassung, in ihrem „Martyrage of America" die Partei in der Union, welche die Abschaffung einer, dem religiösen und politischen Systeme der Nordamerikaner wie den Gefühlen der ganzen civilisirten Welt widersprechenden Einrichtung zu bewirken sucht, als eine Sekte edler Enthusiasten darzustellen, die, jetzt noch wenig zahlreich, aber mitten unter dem gegen sie geübten Druck sich mit reißender Schnelligkeit vermehrend, sich den härtesten Verfolgungen, Verunehrungen und Beleidigungen ausgesetzt sehen. Ein kürzlich in London erschienenes Buch mit dem Titel: „A voice from America to England, by an American gentleman", sucht jedoch darzuthun, daß die Lage der Abolitionisten in seinem Vaterlande eine ganz andere ist, daß sie sogar eine für die Ruhe und den innern Frieden der Republik bedrohliche Stellung annehmen, und ihre gut organisirte Gesellschaft im verflossenen Jahre z. B. im Staate Neuyork fast über ein Viertel (40,000) der gesammten Wählerstimmen (200,000) unbedingt verfügte. Der anonyme Verfasser, ungeachtet er sich als einen Gegner der Sklaverei ankündigt, hat Angriffe auf diese nach dem Muster der religiösen und wohlthätigen Gesellschaften organisirte Association, als einen gefährlichen status in statu, zu seiner Hauptaufgabe gemacht. Was ist aber für Gefahr vorhanden, wenn der nordamerikanische Souverain, das Volk, sich immer allgemeiner und entschiedener gegen eine Einrichtung ausspricht, die auf die Dauer schwerlich haltbar sein wird? 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 200. —— 19. Juli 1839.

Briefe an Johann v. Müller. Herausgegeben von Maurer-Constant. Mit einem Vorworte von Friedrich Hurter. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

Dem großen Geschichtschreiber tritt in dem vorliegenden Briefwechsel Friedrich v. Gentz gegenüber, ein Mann von gänzlich verschiedenem Charakter, aber in seiner Weise nicht minder bedeutsam und groß. Wie in Müller Gemüth und Phantasie einen überwiegenden Einfluß behaupteten, so herrscht in Gentz's ganzem Wesen eine seltene Schärfe des Verstandes vor. An Vielseitigkeit der Kenntnisse war Jener dem Letztern weit überlegen; aber gegen die hinreißende, alles erschütternde Dialektik eines durchdringenden Geistes wie Gentz's hatte Müller keine Waffen. Weltmann im höchsten Sinne des Wortes, voll Grazie in dem Ausdrucke seiner Gedanken, einschmeichelnd, geschmeidig und biegsam, hielt Gentz nichtsdestoweniger mit ehrner Consequenz die einmal festgestellten Grundsätze seines Lebens fest und richtete sie mit einer fast leidenschaftlichen Gewalt gegen den Punkt, von dem die Gefahr drohte. Die erhabene Anschauungsweise und ideale Ansicht von dem Gange der Menschengeschichte, welche Müller auszeichnet, suchen wir in Gentz vergeblich; alle Begeisterung für die Menschheit war in ihm nur eine politische Combination; aber mit um so größerer Schärfe faßte er die Rechte, die Wohlfahrt und die Ehre des deutschen Vaterlandes und des Staates, dem er diente, ins Auge. Müller stand zwischen dem gewaltigen Neuen, dem er seine Bewunderung nicht versagen konnte, und dem untergehenden Alten, für welches er tiefe Sympathien hegte, zweifelnd in der Mitte; er suchte die streitenden Ideen durch friedliche Vermittelung auszugleichen und glaubte wol auch eine Zeit lang an die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Gedankens. Gentz erblickte in dieser Vermittelung nur Unehrenhaftigkeit und Schwäche und hielt die Einseitigkeit seines Standpunkts mit absichtlicher Unbeugsamkeit fest. Und so erblicken wir denn in Gentz's Persönlichkeit den vollen Gegensatz wider die revolutionnairen Bestrebungen der Zeit und die Napoleon'sche Gewaltherrschaft wie in einem dichten Kerne zusammengedrängt. Es ist überdem nicht der alternde Gentz, mit einem — wie er selbst in den spätern Briefen an Rahel sich ausdrückt — vielfach „blasirten" Gemüthe; es ist der in der frischen Kraft seiner männlichen Jahre wirkende Gentz, der voll Begeisterung für die Vollendung des großen Kampfes, voll Klarheit und Einsicht in die Mittel, die er erfodert, hier vor uns steht. Wie nun beide Männer zuerst sich finden und geistig berühren, wie dieses Verhältniß bis zur Innigkeit und Vertraulichkeit sich steigert, dann lockerer wird, allmälig sich auflöst und endlich ganz verschwindet, wollen wir an der Hand des Briefwechsels selbst näher auszuführen suchen.

Der erste Schritt für das freundschaftliche Verhältniß beider Männer geschah durch den um 14 Jahre jüngern Gentz. Als nämlich der überhandnehmende Nachdruck 1790 eine große Zahl von Buchhändlern des nördlichen und südlichen Deutschlands zu einer Vorstellung an die Kurhöfe veranlaßte, worin sie um Beseitigung dieses Übelstandes in der künftigen Wahlcapitulation nachsuchten, wandte sich Gentz von Regensburg aus mit einem Schreiben an Joh. v. Müller, der damals in den Diensten des Erzkanzlers und Erzbischofs Freiherrn v. Dalberg zu Mainz stand und mit diesem, durch seine spätern Schicksale so merkwürdig gewordenen Manne in den vertraulichsten Verhältnissen lebte. Er bat ihn um seine Verwendung in dieser Sache und durfte wol auch einen wirksamen Erfolg derselben von der Stellung, welche Müller einnahm, mit Sicherheit erwarten. Wie nun das Verhältniß sich weiter fortgebildet, ist aus dem vorliegenden Briefwechsel allein nicht ersichtlich, da der zweite Brief, vom 20. Juni 1793 aus Berlin, eine bereits stattgefundene mehrfache Berührung voraussetzen läßt. Gewiß aber ist, daß zunächst die hohe Bewunderung, welche er den geschichtlichen Werken Joh. v. Müller's, insbesondere aber seiner „Geschichte der Eidgenossenschaft" zollte, für Gentz die vorzüglichste Triebfeder gewesen ist, das freundschaftliche Verhältniß zu einem von ihm so hochgestellten Manne auf das sorgsamste zu nähren und zu pflegen. Es liegt darin ein abermaliger Beweis für die Andeutung, die wie schon oben gemacht, wie anregend und elektrisch Müller's berühmtes Werk auf alle bessern Köpfe der damaligen Zeit eingewirkt habe. Das Gefühl der tiefsten Verehrung und Bewunderung, von welchem Gentz durchdrungen war, spricht derselbe in einem Briefe vom 4. Mai 1799 (dem dritten in der vorliegenden Sammlung) mit folgenden Worten aus:

Ew. Hochwohlgeboren vergeben es mir gewiß, wenn ich mich ohne umständliche Curialien Ihnen nähere. Es ist der große Mann, es ist der eminente Schriftsteller, an den ich meine Worte richte. Nach der nicht geringen Kühnheit, Ihnen mit einem Producte gerade unter die Augen zu treten, ist überdies kein Schritt, den ich thun könnte, mehr kühn zu nennen. Ich fühle meine Unvollkommenheit und meine Schwäche natürlich nie lebhafter, als wenn ich ein hervorragendes Genie, einen der wenigen Meister, die Deutschland aufzuweisen hat, zum Richter über meine Arbeiten mache. Wenn ich irgend ein schriftstellerisches Verdienst besitze, so ist es allein dieses wahre und tiefliegende Gefühl. Gleichwol ist der Wunsch, einem solchen Richter wirklich unterworfen zu werden, gleichwol ist die Hoffnung, auch nur in einzelnen Theilen, in einzelnen Bestrebungen seinen Beifall zu erhalten, so verführerisch, daß ich es wenigstens darauf wagen muß, mich vor sein Tribunal zu stellen. Hierzu kommt, daß ich mich längst nach einer Gelegenheit sehnte, Sie unmittelbar anzureden und Ihnen einen Theil der Verehrung auszudrücken, die Ihre großen und vielseitigen Verdienste so mächtig in meinem Gemüth hervorriefen.

Noch deutlicher und bestimmter äußert sich Gentz in dem fünften Briefe (vom 14. August 1802), nachdem durch das Zusammentreffen beider Männer in Wien zugleich eine persönliche Bekanntschaft begründet worden war:

Ich lese die „Briefe eines jungen Gelehrten" mit einem Vergnügen, das ich Ihnen nicht groß und lebhaft genug schildern kann. Diese Lecture hat mich aus einem Irrthume gezogen. Ich hatte immer geglaubt, daß, wenn man einmal die Geschichte der Schweiz gelesen habe, die Achtung, die man aus diesem Werke für den Geist und die Talente seines Verfassers schöpft, nicht mehr höher steigen könne. Jene Briefe haben mich eines Andern belehrt. Die Geschichte lieferte mir nur das Product, das reine Product der Arbeiten eines außerordentlichen Kopfes; die Correspondenz führt mich gleichsam in die Werkstätte und macht mich mit den Materialien und Werkzeugen, besonders aber mit der bewunderungswürdigen Art, wie der Künstler beide zu benutzen wußte, bekannt.

Gentz's hohe Meinung von Müller's schriftstellerischem Wirken blieb ununterbrochen dieselbe, ja, sie steigerte sich sogar mit jeder neu erscheinenden Fortsetzung seines classischen Geschichtswerks. Mitten in dem dumpfen Gewühle, aus dem der für Östreich so unglückliche Krieg von 1805 sich entspann, schreibt Gentz unterm 12. August 1805 an Müller Folgendes:

Welches namenlose Meisterstück haben Sie in die Welt gesetzt, als Sie Ihre Vorrede zum vierten Theile schrieben! In solche Bewunderung als die, welche dies Stück bei mir erregte, hat mich seit langen Jahren nichts versenkt! Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich es zwanzigmal gelesen habe; denn eigentlich war ich acht Tage lang ast ganz davon bezaubert, daß, wie von einer göttlichen Musik, die Töne, die Melodie, der Rhythmus ohne Unterlaß um meine Ohren klangen. In Ansehung der Größe der Schreibart ist dies das Höchste, was die deutsche Prosa vermag; in Ansehung des Geistes wurde seit den Alten nichts dieser Art hervorgebracht.

Neben diesen reingeistigen und wissenschaftlichen Dingen wurden indessen schon früh die großen politischen Lebensfragen des Tages besprochen. Auch hierzu kam, wie es scheint, die Anregung durch Gentz. In einer Reihe von Briefen spricht sich dieser Staatsmann mit einer Offenheit, Rücksichtslosigkeit und Zutraulichkeit über Sachen und Personen aus, die uns einen tiefen Blick in den Gang seines innern Lebens gewähren und jene zugleich zu einer Kette unumstößlicher Actenstücke gestalten, die für eine künftige, allseitig gerechte und billige Würdigung dieses seltenen Geistes schlechthin unentbehrlich bleiben werden. Die erste umfassende Mittheilung dieser Art von Gentz's Seite finden wir in einem Briefe vom 8. Mai 1799:

Wahl uns übrigens — schreibt er daselbst —, daß die Gestalt der Dinge aus den düstern Wolken, die den Anfang unserer Verbindung noch umschwebten, in so kurzer Zeit so glorreich hervorgetreten ist, daß wir uns wenigstens nicht blos mehr von gegenwärtigen Schrecknissen und trüben Ahnungen für die Zukunft zu unterhalten haben, und daß — wenngleich noch mancher saurere Weg zu wandeln sein wird — doch nun endlich die Möglichkeit einer Auflösung, die Möglichkeit, das Glück, die Ruhe und die wahre Freiheit der europäischen Völker wiederherzustellen und die unterbrochenen Fortschritte in der Bildung des menschlichen Geschlechts wieder anzuknüpfen, vorhanden ist! Ich glaube nicht, daß in der ganzen östreichischen Monarchie irgend Jemand das Glück der östreichischen Waffen sehnlicher gewünscht und sie auf der glänzenden Laufbahn ihrer Siege mit wärmerer Theilnahme begleitet haben kann als ich. Ich habe überhaupt den sogenannten Erbhaß der Preußen gegen das Haus Östreich nie gefühlt; hätte ich mir aber die ganze Portion dieses Hasses, die z. B. der verstorbene Herzberg besaß, einhauchen lassen, so würde dennoch mein erster und unerschütterlichster Grundsatz gewesen sein, für jetzt, da es nur Eine Sache und nur Einen Feind gibt, alle andern Gefühle, Systeme und Maximen zu vertagen, bis jene große Sache ausgefochten, dieser Feind bekämpft ist. Wenn alle deutschen Fürsten so gedacht und so gesprochen hätten wie der König von Schweden, vielleicht wären wir schon um ein Großes weiter.

Diese Ansicht ist um so überraschender, da Gentz um jene Zeit noch in Berlin als Angestellter des preußischen Staats lebte; sie zeigt, wie ihn sein scharfsichtiger Blick schon damals weit über engherzige Vorurtheile und Beschränktheiten der Gegenwart hinaustrug, und wie in seinem Geiste ein großes, wenn auch fernes Ziel bereits Gestaltung empfangen hatte. Die Idee von der Nothwendigkeit einer Vereinigung der deutschen Kräfte, insbesondere einer redlichen Verbindung Östreichs und Preußens, bleibt in Gentz die vorherrschende, auch nachdem er in östreichische Dienste getreten war; er kommt zu verschiedenen Malen darauf zurück und setzt sie, selbst unter dem Widerspruche Müller's, nur immer lebendiger auseinander. Am großartigsten zeigt sich jedoch die ganze Stärke seiner politischen Voraussicht in den schwierigen Verwickelungen, welche dem Kriege von 1805 vorausgingen. Er erwartet wenig von einem Kriege wider Napoleon, weil er die Unfähigkeit der zum Handeln berufenen Personen erkennt, die Kurzsichtigkeit ihres politischen Blickes, den selbstgeschaffenen Kreis von Verblendung ermißt, in dem sie sich bewegen. Er glaubt sogar längere Zeit nicht einmal an die Möglichkeit eines ausbrechenden Krieges und stellt diesen selbst dann noch in Abrede, als schon alle äußern Anzeichen zusammentreffen, die den nahen Ausbruch verkünden. Einen Augenblick wird indessen auch Gentz getäuscht, weil die Sendung des Generals Meerveldt nach Berlin sowie die Ankunft des Grafen Haugwitz in Wien seine Lieblingsidee, die Vereinigung Östreichs und Preußens zu gemeinschaftlichem Zwecke, in ihrer ganzen Stärke wieder hervorrufen und seine Hoffnungen, sie endlich verwirklicht zu sehen, neu beleben, zumal noch über-

Digitized by Google

dies die beabsichtigte Zusammenkunft der nordischen Monarchen in Krakau dem Unternehmen eine ganz besondere Gewichtigkeit geben zu wollen schien. Aber trotz dieser auftauchenden Hoffnung sind in Gentz's Seele die düstern Ahnungen noch nicht völlig beschwichtigt; denn er endigt in dem Briefe vom 6. October 1805, worin er Müller von dieser Wendung der Dinge Kunde gibt, seine Mittheilungen mit den Worten:

Kurz, es ist ein Traum, was seit zwei Monaten geschah; fürchterlich wäre es aber, wenn es nur ein Traum gewesen sein sollte.

In der That war es nur dies Letztere; denn schon die ersten Nachrichten von den Gefechten am Lech, die dem verhängnißvollen Ausgange von Mack's Operationen in Ulm vorangingen, gaben Gentz seine volle Besinnung wieder, alle frühern Zweifel kehrten zurück, und er sah von nun an dem Ende des Krieges ohne den allercntferntesten Gedanken an die Möglichkeit des Gelingens entgegen. Ununterbrochen begleitet er indessen die sich drängenden Ereignisse, die Einnahme von Ulm, den Rückzug des Heeres über die Donau, die Flucht aus Wien, die Schlacht von Austerlitz, die Erscheinung des Kaisers Franz im Lager Napoleon's u. s. w. in einer Reihe schnell aufeinanderfolgender Briefe. Den Ton, ja auch nur den Inhalt dieser köstlichen Denkmale seines scharfsinnigen Geistes durch Auszüge zu veranschaulichen, scheint uns unmöglich. Es ist darin so jedes Wort von dem Hauche der lebensfrischesten Gegenwart beseelt, jeder Eindruck des Augenblicks, jede wechselnde Empfindung des Zorns, des Unmuths, der Verzweiflung wie der steigenden Hoffnung so treu und warm wiedergegeben, und dieses Alles so ganz in den Zauber der höchsten Einfachheit und Kunst der Sprache zugleich gehüllt, daß jedes vereinzelte Bruchstück uns eine wahre Verstümmelung scheint. Wir verweisen daher unsere Leser auf das Buch selbst, und sind der festen Überzeugung, daß der Staatsmann, der Geschichtsforscher wie der Redner sich in gleicher Weise befriedigt fühlen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von A. von Maltitz. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 190.)

Der zweite Band bringt uns nach einigen Glossen von der diplomatischen Sendung des Verf. nach Brasilien „Gedichte von Jenseits des Meeres" (1830—36; S. 11—76). In den Eingangsliedern spricht sich das große, unermeßliche Scheiden von einer heimatlichen Welt ergreifend aus (S. 13); zwischen Calais und Dover vergleicht der Dichter das Kreisen der Wellen mit dem der Gräber, „wenn dämmert das jüngste Gericht". Endlich erscheint ihm der Zuckerhut bei Rio Janeiro (S. 17), er sonnt sich in Brasiliens Morgen (S. 17), dann sieht er sich in den Umgebungen um. Die Wasserleitung bei Rio Janeiro (S. 19), der Kirchhof der Engländer (S. 25), die Flaggentaufe (S. 27), die ostindische Palme im botanischen Garten von Janeiro (S. 28) und manche andere Gegenwart, aber auch die ferne Heimat mit ihren Ereignissen: Goethe's und selbst Matthisson's Tod (S. 30, 33), das reine Grab der Schauspielerin Sophie Müller (1830), Schiller's Sterbetag (1831), dies und manches Andere wird, bald dunkler, bald klarer besungen. Des Verf. poetische Individualität, mit ihren Tugenden und Mängeln, prägt sich am vollständigsten in der „Im Wandeln" überschriebenen Elegie (S. 37) aus. „Schiller's Sterbetag" entlehnen wir hier die zweite Strophe als die schönste:

Du lebtest, hoher Geist, auf allen Höhen,
In allen Tiefen wohntest du vertraut,
Der Schönheit Reich hast du enthüllt gesehen,
Und dunkle Menschenherzen doch durchschaut.
Zwei Welten darf der Genius verstehen,
Die eine Gattin und die andre Braut,
Drum ist dein Lied kein eitler Schall geblieben,
Begonnen diesseits, stets verhallt es drüben.

„Der Wanderer, eine amerikanische Idylle" (S. 69 fg.), ist ein tiefes Gedicht; es schildert die Großmuth des Naturmenschen gegen seinen Unterdrücker, den civilisirten. Der Schluß des Idylls spricht aber dessen wahren Sinn nicht aus:

Noch ist erschöpft nicht Gottes Segen,
Der Menschheit Quell noch ungetrübt.
So lang als auf der Wildniß Wegen
Der Wandrer noch den Wandrer liebt.

Nein, mit diesem Gefühl ist es nicht abgethan, Herr Europäer. In Ihrem eigenen Liede schlummert ein anderes Gefühl, das sich in der Geschichte der nächsten Jahrhunderte Bahn brechen wird, bis es die Vorsehung vollkommen als Gedanken ausgesprochen hat.

Der Abschnitt schließt mit dem rührenden „Abschied aus Fernambuco" (September 1836; S. 74) und mit einem Liede (S. 76) „Auf das Rückkehrfest des liebenswürdigen Herrn v. Martius aus Brasilien" (1837); schade, daß es nicht ganz zur Verständlichkeit gediehen ist!

Auf diese überseeischen Gedichte folgen, als schöne, aber künstliche Blumen aus verschiedenen Himmelsstrichen: „Heroiden" (S. 77—106), alsdann „Sinngedichte" (S. 107—119): 1) Distichen, die zum Theil mit der Form ringen, und 2) gereimte Sinngedichte, die eine reichliche Ernte glücklicher Gedanken bieten. Einige darunter sind schon seit längerer Zeit populair. Hier von den besten nur einige:

Mozart's Gedächtnißfeier.

O sieh aus seligem Gebiet
Herab auf unsern Appetit!

Eine Berlinerin.

Mich langweilt zwar dein Mir und Mich,
Am allermeisten doch dein Ich.

Die Tänzerin.

Sie fasset sich so zart und ängstlich an,
Daß nur ihr Leibarzt mit ihr walzen kann.

Gedanken eines Kanzellisten.

Die Nas' gehört der Brille,
Das Ohr gehört dem Kiel,
Der Obrigkeit der Wille,
Den Verhältnissen das Gefühl.
Kann ja der Mensch bestehen,
Was ist, was hat er, was?
Recht nah' bei'm Licht besehen,
Gehört ihm nur sein — Paß.

Unsterblichkeit.

Er war in manchem heil'gen Kriege
Und erntete der Lorbern viel,
Er währet ewig wie die Fliege,
Die in ein Glas voll Branntwein fiel.

Eine Hand wäscht die andere.

Obwol ich sagen möchte:
Die Linke wäscht sehr schlecht die Rechte.

Der Vorleser.

Du, dessen Zunge lieblich schleckt,
Du bittres Zauberwesen,
Du hast wol dies Gedicht gedeckt,
Doch nimmermehr gelesen.

Kinderkrankheiten des Dichters.
Er liegt an den Masern zu Bette,
Doch hatt' er schon die — Sonette.

Dies letzte Epigramm wäre des seligen Haug's werth, der einen poetischen Maiestanten die Henker nur so lange zu warten bitten ließ, bis er „ein Sonett — verrichtet". Ein ernsteres ist:

Selbstschilderung.
Ich bin der arme Heiote
Von meinen Stimmungen;
Ich bin der hinkende Bote
Von meinen Gesinnungen.

Viola.
Sie wollen den Leib des Herrn nicht grüßen,
Sie fahren empor, wenn Staatsräthe nießen,
Sie fallen dem Herrn Präsidenten zu Füßen.

Der Philolog.
Man kann mit etwas freundlichen Sternen
In einem Schiffbruch viel Worte lernen.

Virgil's Commentator.
Er ist so bewandert und so gelehrt,
Daß Virgil sein eigenes Wort nicht hört.

Wir brechen ungern ab. Man sieht besonders aus diesen Epigrammen, daß in unserm Verf. der Diplomat weder am Menschen noch am Dichter etwas verdorben hat, wie denn, eine seltene Tugend der Dichter unserer Zeit, in allen Gedichten des Verf., mögen sie preiswürdig sein oder nicht (und weder die humoristischen, S. 161—212, noch den übrigen Anhang, S. 213 bis Schluß, können wir gerade zu den besondern Preises würdigen rechnen), die Wahrhaftigkeit athmet. 121.

Literarische Notiz.

Wie eigenmächtig Briten und Franzosen mit deutscher Länder- und Völkerkunde verfahren, wie sie selbst neue geschichtliche Ereignisse zu ihren Romanenplänen modeln, davon gibt eine Erzählung von einem ungenannten männlichen, oder wahrscheinlicher weiblichen Autor, genannt „Der Student von Erfurt", angeblich aus dem wirklichen Leben, einen schlagenden Beweis. Nebenbei dringt sich die Bemerkung auf, daß ein halbes und schiefes Wissen schlimmer sei als gar keines. Wären Gegenden und Begebenheiten ganz fremd gewesen, so hätte eine freie Erfindung lange nicht das Mißfällige gehabt wie die ungeschickt zusammengestickte von Form und Unform, einiger Wahrheit und vielem Erlogenen. Die Tagebücher wurden unordentlich geführt, aus der Erinnerung das Örtliche nachgeholt, das möchte man beim Lesen der Novelle behaupten. Dieser Student von Erfurt ist nämlich jener Schwärmer Stapß, der durch die Ermordung Napoleon's in Schönbrunn Deutschland von der ausländischen Zwingherrschaft zu befreien hoffte. Er ist der Sohn eines Geistlichen in Nonnburg, das hier zu einem Dörfchen wurde, welches an ein altes einsames Schloß des Herzogs von Rudolstadt (etwa die Rudelsburg?) grenzt, das dieses Letztern einzige Tochter Luise mit ihren Erzieherinnen und Lehrern öfter bewohnt, als den Palast in der Residenz, der von prächtigen Gärten mit Marmorstatuen und Springbrunnen umgeben ist. Der Schüler und die Prinzeß lernen sich kennen und lieben, wobei es nicht zur Erklärung, aber zum Verstehen kommt. Die Burschenschaft der stark besuchten Universität Erfurt hält ihre Zusammenkünfte in einem uralten Bau, mit unterirdischen Gewölben und Gängen, der mit dem Augustinerkloster zusammenhängt. Hier werden Femgerichtsscenen erneuert und manches Wunderliche gesprochen und gethan. Der Monarchencongreß in Erfurt hat dabei seinen Fortgang. Der Student sieht die Prinzeß wieder auf einem Ball im herzoglichen Palast, den, so scheint es, ein französischer Marschall nicht wie die übrigen Besitzungen des Herzogs von Rudolstadt als gute Beute sich aneignete. Einen dauernden Besitz muß er aber doch nicht gehofft haben, denn er ließ die Baumgänge umhauen, die Statuen zertrümmern, die Springbrunnen vertrocknen u. s. w. Der Herzog verspricht dem feurig Liebenden die Hand seiner Tochter und reiche Herrschaften in Franken, wenn er Napoleon tödte. Dies gibt für seinen Entschluß den Ausschlag. Daß er nach dem verfehlten Versuche keine Mitschuldigen angibt, versteht sich. Sein letztes Wort ist Luise. Was aus dieser, was aus ihrem Vater wurde, darüber läßt die Geschichte im Dunkel, die der pomphaften Worte im Überfluß hat. 10.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1839 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. 198.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*56. Rogge (Friedrich Wilhelm), Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

57. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8.

58. Urkunden des jetzigen geltenden Verfassungsrechts in der Ursprache mit historischen Einleitungen und Anmerkungen. Ergänzung und Fortsetzung des von Pölitz herausgegebenen Werkes: „Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit." Erster Band und folgende. Gr. 8.

Ich hoffe den ersten Band dieses für die Geschichte der neuesten Zeit so wichtigen Werkes noch dieses Jahr ausgeben zu können. Die zweite, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Auflage des oben erwähnten, von Pölitz herausgegebenen und mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen versehenen Werkes erschien 1832—33 und kostet 9 Thlr. 8 Gr. Der erste Band (4 Thlr. 20 Gr.) enthält die Verfassungen des deutschen Staatenbundes; der zweite Band (2 Thlr.) die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln; der dritte Band (2 Thlr. 12 Gr.) die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, des Königreichs Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands.

*59. Zinkeisen (Joh. Wilh.), Leben des Generals Marquis de Lafayette. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

Ein großer Theil des Werks ist bereits gedruckt und ich hoffe durch den Verfasser in den Stand gesetzt zu werden, es noch in diesem Jahre ausgeben zu können. Es sind alle vorhandenen Materialien für diese Biographie benutzt worden.

Freunde gediegener und unterhaltender Lectüre erlaube ich mir aufmerksam zu machen auf eine

Sammlung
von
Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu äußerst vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Das Verzeichniß darüber ist in allen Buchhandlungen, welche nur noch auf kurze Zeit zur Gewährung der außergewöhnlichen Vortheile im Stand gesetzt sind, gratis zu erhalten.

Schließlich empfehle ich meinen sorgfältig gearbeiteten und mit einem Autorenregister versehenen

Verlagskatalog,

welcher durch einen dritten Nachtrag bis Ende 1838 vervollständigt ist und von jeder Buchhandlung auf Verlangen geliefert wird, einer gefälligen Beachtung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 201. — 20. Juli 1839.

Briefe an Johann v. Müller. Herausgegeben von Maurer-Constant. Mit einem Vorworte von Friedrich Hurter. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 200.)

Mit diesen aus dem J. 1805 geschriebenen Briefen hatte mittlerweile das freundschaftliche Verhältniß beider Männer den höchsten Grad von Innigkeit und Wärme erreicht. Von jetzt an trat ein Wendepunkt ein, der anfänglich zu Misverständnissen, dann zum Tadel von der einen, zur Zurückhaltung von der andern Seite führete und mit gänzlicher Auflösung des Verhältnisses endigte. Die Keime dazu hatten sich allerdings schon früher gezeigt, obwol gewiß nur eine so bittere Zeit wie die der J. 1805—7 im Stande war, ein einmal geknüpftes Band so rasch und so plötzlich zu zerreißen. Schon in dem elften Briefe, vom 9. Juli 1805, äußert sich Gentz über Müller's allzu große Hingebung gegen untergeordnete und ihn misbrauchende Köpfe in folgender Weise:

Vor einigen Tagen las ich das erste diesjährige Stück von Woltmann's Journal, und lange, das gestehe ich, hatte ich keine empörendere Gefühle bei irgend einer politischen Lecture. Der Aufsatz: „Das Jahr 1804", thut es doch wirklich dem Schändlichsten gleich, was dieses Zeitalter hervorgebracht hat. Und diese Menschen nennen sich Ihre Freunde; sie sprechen unaufhörlich von „Ihrem Johannes Müller", sie stellen sich an, als ob Sie solch Unwesen billigen könnten. Könnten Sie denn nicht einmal Ihre Hand gegen sie aufheben? Ob ein Hausdampf, wie Woltmann, sagt: „Napoleon muß innigst Frankreich, muß die Welt lieben" (wie die Wiener die gebackenen Hähnel, um sie zu fressen, gebe ich gern zu), scheint freilich nicht viel auf sich zu haben; aber, daß er sich von Ihnen beschützt glaubt, kränkt mich tief. Überhaupt weiß ich Ihnen nur einen einzigen Vorwurf zu machen (und auch der gründet sich noch auf Ihre großen Eigenschaften): Sie behandeln das literarische Gesindel mit zu viel Schonung. Ich lese die kürzeste Ihrer Recensionen mit größerm Vergnügen als alle neuen Werke; aber das Einzige finde ich immer daran zu tadeln, daß Sie nicht tadelnd genug sind.

Ein Tadel wie der soeben vernommene, der sogar auf dem freundschaftlichsten Interesse beruht, hätte wol zu keiner Trennung führen können; dagegen mußte die immer deutlicher hervortretende Verschiedenheit des politischen Standpunkts schon nachhaltigere Eindrücke zurücklassen. Aber auch darin zeigte sich noch geraume Zeit das unerschütterlichste Wohlwollen, wie Gentz's Brief aus Breslau vom 14. Dec. 1805 bezeugt. Er spricht nämlich daselbst von der Stiftung einer geheimen Gesellschaft, zweifelt aber zum voraus an dem Gelingen, weil er nur wenige Menschen kennt, die er in ein so enges Verhältniß hineingezogen zu sehen wünschte.

Sie werden sich nicht wenig wundern — redet er sodann Müller an —, daß ich nicht einmal auf Sie rechne. Niemand bewundert und liebt Sie mehr als ich; in den Hauptbeziehungen des menschlichen Lebens sehe ich Sie hoch über mir, und wie große Dinge in Ihrem Sinne von Ihnen zu erwarten sind, weiß ich; auch mag Ihr Sinn wol eigentlich (ich ahne es fast) der rechte sein. Aber so viel weiß ich doch jetzt: es ist nicht ganz der meinige; es ist wenigstens nicht der, dem ich eine geheime Gesellschaft widmen wollte. Ich möchte nämlich nicht blind, aber doch ausschließend (in dieser Bestimmung liege mir Alles) an der Aufrechthaltung der alten Weltordnungen arbeiten. Sie — ein genaues, tiefes Studium Ihres vierten Theiles, welches ich gerade in der Emigration vorgenommen, hat mich ganz darüber ins Klare gebracht — Sie wollen das Neue immerfort in das Alte hineinweben; Sie nehmen nach den Grundsätzen eines gewissen (besonders in diesem vierten Theile unverkennbaren) Fatalismus die Begebenheiten der Welt so, wie die Natur und das Schicksal sie gibt, nicht ohne Freude oder ohne Gram, aber immer der Beruhigung und dem Troste näher; und jene erhabene Unparteilichkeit, mit der Sie hoch über den Dingen thronen, und die Sie nach meiner innigsten Überzeugung zum ersten Geschichtschreiber aller Zeiten und Völker macht, tragen Sie (für meine Wünsche zu sehr) auf Ihre Privatverhältnisse über und streifen zuweilen an Indifferentismus hin. Dies ist hier nur ganz roh skizzirt; ich werde es Ihnen aber nächstens, mit allen Beweisstellen versehen, viel umständlicher auseinandersetzen. Bemerken Sie nur wohl, daß ich dies, was ich hier gefunden zu haben glaube, Ihnen nicht etwa zum Tadel anrechne; ich sage blos, für das einseitige Unternehmen, dem ich mein Leben widmen möchte (es gibt ja Andere genug und mehr als zu viel, die das Neue triumphiren machen), für dies halte ich Sie nicht unbedingt brauchbar, und meine geheime Gesellschaft kann also auf Ihnen nicht ruhen.

Ein Misverständniß, das sich über das von Gentz, mit einem verächtlichen Seitenblicke gebrauchte Wort: Cultur, entsponnen, gibt diesem Veranlassung, sich noch entschiedener über den von ihm gewählten Standpunkt auszulassen. Die Stelle ist für die Zeichnung Gentz's so wichtig, daß wir uns nicht enthalten können, dieselbe vollständig mitzutheilen:

Zwei Prinzipien constituiren die moralische und intelligible Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschritts, das andere das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschritts. Regierte jenes allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend

auf Erden und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieses allein, oder gewänne auch nur ein schädliches Übergewicht, so würde Alles versteinern oder verfaulen. Die besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Principien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. In solchen Zeiten muß denn auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Thätigkeit aufnehmen und mit einer Hand entwickeln, was er kann, mit der andern hemmen und aufhalten, was es soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht wieder das Erhaltungsprincip, sowie in finstern und daherrischen, wo es wieder das Fortschreitungsprincip gestört ist, muß, wie mich dünkt, auch der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und gewissermaßen einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art von Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die Cultur bis zum Martyrerthum arbeiten. Wenn hingegen, wie in unserm Jahrhunderte, Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden. So allein verstand ich es. Auch jetzt, auch in diesen Zeiten der Auflösung müssen sehr Viele, das versteht sich von selbst, an der Cultur des Menschengeschlechts arbeiten; aber Einige müssen sich schlechterdings ganz dem schwereren, dem undankbareren, dem gefahrvolleren Geschäfte widmen, das Übermaß dieser Cultur zu bekämpfen. Daß diese vor allen Dingen selbst hoch cultivirt sein müssen, setze ich als ganz unumgänglich voraus. Nun, für einen der hierzu Bestimmten halte ich mich, und halte ich ganz vorzüglich Sie wegen Ihrer mit nichts zu vergleichenden Kenntniß alles Alten, Ihrer reinen Liebe zu demselben und ihrer hohen Kraft zum Kampfe mit den Krankheiten der Zeit. Warum wollen Sie also neue Länder cultiviren — geschehen muß dies freilich, aber dazu fehlt es ja an Arbeitern nie — und nicht lieber im letzten Winkel der alten den erhabenen Funken einer ewigen Opposition gegen die Wuth und das Verderben der weltverwüstenden Neuerungen bewahren? Mir scheint, daß, wenn ich auch auf Lebenslang zum Stillschweigen verdammt wäre, meine bloße Existenz an diesem oder jenem abgelegenen Orte und die Überzeugung meiner Zeitgenossen, daß dort Einer wohnt, der niemals Friede mit der Ungerechtigkeit schließt, noch immer ein weit größerer Gewinn für das wahre Interesse der Menschheit sein würde als die halbe Civilisation von zwei oder drei russischen Gouvernements. Wenn Christus sagte: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern Krieg", so meinte er, der göttliche Friedensfürst, damit gewiß nicht, daß er den Frieden haßte (wie Sie mich im Verdacht haben, die Cultur zu hassen), sondern blos, daß seine Bestimmung auf Erden nun einmal sei, die bösen Tendenzen, die er vorfand, zu bekämpfen, um durch den Kampf zum Frieden zu gelangen.

Diese so höchst interessante Darlegung verdeutlicht uns vollkommen die höhern Principien, auf welche Gentz seinen politischen Standpunkt zurückzuführen verstand, und die ganze Schärfe, mit welcher er diesen letztern erfaßt hatte. Ein solches Zusammentreffen des eigenen Wollens mit dem innerlich sich herausbildenden tiefen Gegensatze der Zeit mußte nothwendig zur Parteinahme führen. Gentz mußte sich gedrungen fühlen, in dem bevorstehenden großen Kampfe nicht nur selbst eine der ersten Stellen einzunehmen, sondern auch alle die verschiedenartigsten Kräfte, so viel nur immer möglich, unter einem und demselben Panier zu sammeln. Daher der beständig fortdauernde Aufruf an Müller zum Handeln und Mitwirken, den Gentz immer dringender wiederholte, je tiefer er in die politischen Verwickelungen der Gegenwart hineingezogen ward. Gerade dieses Drängen scheint Müller unangenehm berührt zu haben; der über Preußen hereinbrechende Sturm machte ihn überdies noch schwankend und verzagt. Wenigstens lesen wir in einem Briefe, welchen Gentz, der seit dem Anfange des J. 1806 in Dresden lebte, von hier aus unterm 4. August 1806 an Müller richtete, die denkwürdigen Worte:

Von Allem, was ich je von Ihrer Hand gelesen, hat mich nichts trauriger gestimmt als dieser letzte kurze Brief. So ganz an Allem verzweifelnd, Alles aufgebend und resignirt sprachen Sie noch nie zu mir. Es ist wahr, die Zeiten sind entsetzlich und werden täglich entsetzlicher. Aber waren wir denn auf Das, was jetzt geschieht, nicht auch gefaßt? Ist es denn viel schlimmer, als wir es voraussahen? Und kann es denn je so schlimm werden, daß wir von retraite und coin du monde und otium literarium u. dgl. zu sprechen das Recht erhielten? Dürfen wir das, liebster Müller? Steht die Welt auf einem unseligen Punkte still? Treibt ihr ewiger Umschwung nicht mit jedem Tage neue Combinationen und neue Hoffnungen hervor? Ich beschwöre Sie, verlassen Sie die Sache nicht, auch für große literarische Arbeiten und Denkmäler immerwährenden Ruhmes, deren Sie ohnehin genug aufgebaut haben, nicht!

Dann finden wir noch am Schlusse dieser Stelle die Worte:

Aber je schmählicher, desto größer die Noth von Deutschland und desto dringender unser Zuspruch und unsere Hülfe. Legen Sie also ja Ihre Rüstung nicht ab! Denn wenn wir nicht einmal mehr kämpfen wollen, so müssen wir ja nothwendig im Schlamme, der uns umgibt, versinken.

Nichtsdestoweniger wird Müller stets zurückhaltender, läßt einmal sogar Mistrauen hindurchblicken, antwortet auf Gentz's Briefe sehr unregelmäßig, schweigt endlich ganz. Gentz's letzter Brief ist vom 21. Sept. 1806, und da bald nachher der für Preußen so verhängnißvolle Krieg von 1806 erfolgte, so hat wol schwerlich ein weiterer Verkehr zwischen beiden Männern stattgefunden.

Wenn uns die Gentz'schen Briefe in die Mitte der gewaltigen Kämpfe versetzen, welche die politische Welt Europas zu Anfange dieses Jahrhunderts erschütterten, so leiten uns die in dem gleichen Bande mitgetheilten 71 Briefe, welche Böttiger von 1796 an bis wenige Wochen vor dem Tode Müller's an diesen gerichtet, in einen ganz verschiedenen, stillern und harmlosern Kreis. Böttiger war kein genialer Mann, aber ein treuer und gewissenhafter Arbeiter, der wie eine emsige Biene Honig in seine Zelle sammelte und auf diese Weise eine Masse der schätzenswerthesten Kenntnisse in seinem Geiste vereinigte. Die freundschaftlichen Bezüge zu ausgezeichneten Schriftstellern der damaligen Zeit und Mittheilungen über literarische Gegenstände machen den vorzüglichsten Inhalt seiner Briefe aus. Aus den Briefen von Weimar erfahren wir Manches über Herder, Wieland, Schiller und Goethe; die ungünstige Art und Weise aber, wie er sich als Mitarbeiter des unglücklich vermittelnden Wieland über den durch den Schiller'schen „Musenalmanach" hervorgerufenen Kampf ausspricht, zeigt zur Genüge, wie wenig Böttiger den Standpunkt zweier so großartiger Geister wie Goethe und Schiller zu würdigen verstanden hat. Die Briefe aus Dresden geben uns manche interessante Notiz über die Lebensverhältnisse berühmter Personen, mit denen Böttiger vielfach in Berührung gekom-

men ist. Auch politische Anklänge finden sich hier und da, doch so sehr in der Gestalt eines blos dumpfen Gefühls, daß sie auch in dem Leser keinen deutlichen Eindruck hervorzurufen vermögen. Überhaupt war Böttiger, Müller gegenüber, nur ein allseitig empfangender Geist, und schon aus diesem Grunde stehen seine Briefe an Bedeutsamkeit weit hinter den Gentz'schen zurück. Diese letztern bilden jedenfalls den köstlichsten Theil dieses ersten Bandes der Briefsammlung, der allein schon vollkommen hinreicht, ihr einen bleibenden geschichtlichen Werth zuzusichern.

Wir sehen der baldigen Fortsetzung dieses höchst schätzbaren Werkes mit gespanntem Interesse entgegen und danken dem Herausgeber, Hrn. Maurer-Constant, freundlich für die verdienstliche Mühe, der er sich unterzogen, und dem durch anderweitige historische Arbeiten schon rühmlichst bekannten Hrn. Hurter für die meisterhaften und körnigen Worte, die er dem Buche zur Einführung vorangesetzt hat. Dem Verleger aber können wir uns nicht enthalten, die Worte von Gentz in Erinnerung zu bringen, welche dieser bei Gelegenheit einer von ihm zur Öffentlichkeit bestimmten Schrift Müller zugerufen hat: Guter Druck und gutes Papier! 113.

Die Herrnhuter; in ihrem Leben und Wirken nach der Wahrheit dargestellt von einem ehemaligen Mitgliede. Eine zeitgemäße Mittheilung. Weimar, Hoffmann. 1839. Gr. 8. 12 Gr.

In der Vorrede, an deren Schlusse sich der Verf. M. Cunow in Leipzig nennt, werden zugleich Gründe angegeben, wodurch sich derselbe zur Bearbeitung dieses sehr lesenswerthen Schriftchens bestimmte. Er wurde in dieser Gesellschaft zum Geistlichen erzogen, trat aber in reifern Jahren zurück, da er nicht zu dieser theologischen Fahne zu schwören vermochte. Indoch führten ihn Familienverhältnisse öfters in ihre Orte zurück, er fand Interesse und Gelegenheit, das innere Getriebe und die äußern Beziehungen der Gesellschaft genauer kennen zu lernen, und glaubte sich befähigt, ein Gemälde von ihr zu liefern. Die Wahrheit an sich, die nicht unbedeutende Wichtigkeit dieser, wenn schon kleinen, doch durch das Ausstrecken ihrer Arme in Länder und Welttheile bedeutenden Gemeine, das jetzige Streben der römischen Hierarchie nach der Weltherrschaft und die bekannte Behauptung, der Weg nach Rom führe den Protestanten über Herrnhut, auch der Wunsch, das bisherige Lob sowie den zeitherigen Tadel auf das rechte Maß zurückzubeingen, die bis dahin mehr verborgen gewesenen guten wie schlechten Seiten dem Auge zu enthüllen, wodurch nur die Wahrheit gewinnen könne: dies Alles bewog den Verf., der nicht zu den Apostaten gehört, welche oft, undankbar und schnöde genug, gegen eine von ihnen verlassene Gemeinschaft ungerechte Ankläger und bittere Verfolger und Schmäher derselben werden, wie dies auch die Brüdergemeinde besonders von spätern Stephanisten erfahren hat, zur Abfassung dieser Schrift. Ref. hatte einen Vater, der dieser von ihm weit entlegenen Partei ungemein anhing, ohne ihr Mitglied zu sein, der aber alle Schriften und Lieder von ihr aufzutreiben suchte und einen benachbarten Geistlichen dieser Richtung so oft als nur thunlich besuchte. Der Sohn begleitete ihn, konnte aber als ziemlich erwachsener Knabe den herrnhutischen Predigten, Gebeten und Gesängen keinen Geschmack abgewinnen, und die Bemerkung, daß der Name eines Pietisten im Volke nicht eben ein Ehrentitel war, zog ihn noch mehr von dieser Richtung ab; doch vorzüglich, weil es ihm schon damals vorkam, daß, wenn er gleich mehrmals nachspürte, was doch dem Vater so leicht und so viele Thränen kosten möchte, das Christenthum unmöglich in solchen Tändeleien bestehen könne, wenn er die kräftigen Reden Jesu las. Später hat er als Theolog und Schriftsteller Vieles gelesen, was ihm zur unparteiischen Schätzung dieser Gemeinde dienen sollte, und ein günstiges Urtheil des alten Salzmann in Schnepfenthal über sie sowie des würdigen Prof. Schulze in Gotha in seiner populairen Geschichte der Brüdergemeine hat seine milden Ansichten von ihr bestätigt, da jene Männer sich nicht zu dieser Farbe bekennen, aber doch auch Gerechtigkeitsgefühl genug besitzen, um sie ohne Vorurtheil zu würdigen, und einem Zweige der Brüdergemeine in Thüringen nahe standen. Erst im Alter hat Ref. ihn aus eigener Anschauung kennen lernen.

Inhalt. Capitel 1: „Entstehung und organische Verfassung." Etwas zu kurz. Cap. 2: „Religion und Cultus." Die Blutheologie und Versöhnungslehre als das Alles in Allem. Hat sie Christus gelehrt und dazu gemacht? Oder hat er nicht ganz anders von den Bedingungen zur Seligkeit gesprochen? Von der Bergpredigt wird kaum Notiz genommen; dagegen was gibt's mitunter für Losungen! Z. B.: „Der Igel wird auch daselbst nisten. — Er ließ die Leinwand fahren und flohe nackt von ihnen. — Der Heer hielt aber ein Schlachten zu Bupra und ein Würgen zu Ason. — Kaninchen ist ein kleines Volk. — Salomo hatte 700 Weiber. — Eli war ein fetter Mann. — Und Judith hieb ihm das Haupt ab" u. s. w. Die Verschen aus dem Gesangbuche sind etwas erträglicher. Ref. möchte jedoch allerdings wissen, aus welcher Zeit und woher diese Abgeschmacktheiten sind. Er hat „Die täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde vom Jahre 1811" vor sich, von welchen er die meisten als erbaulich empfehlen möchte. Cap. 3: „Seelsorge." Hat nach der ganzen Einrichtung große Mängel. Cap. 4: „Erziehung." Hat ihr Gutes, doch auch viele Gebrechen, besonders je nachdem der Heiland den rechten Erzieher sendet. Cap. 5: „Chorplan." Voll Sonderbarkeiten; das Loosen bei Heirathen steht frei, doch nicht den Missionnairen. Cap. 6: „Geistliche Verwaltung." Eine republikanische Hierarchie. Cap. 7: „Finanzwesen." Ist jetzt besser geordnet. Cap. 8: „Bürgerliches und tägliches Leben." Es ist beschränkt und einförmig. Cap. 9: „Allgemeiner Charakter." Nicht günstig. Cap. 10: „Herrnhut." Der Verfasser meint, non hier aus werde die Brüdergemeine auch zuerst absterben. Cap. 11: „Societäten und Diaspora." Cap. 12: „Missionen." Sie bilden mehr zu Herrnhutern als zu Christen, doch sind ihre Gesandten milder als die meisten Methodisten. Cap. 13: „Nachweis des jetzigen Bestandes a) der Brüdergemeinen, b) der Societäten, c) der Missionen." Cap. 14: „Verfall und Endschaft." Man geht ihm entgegen. Der junge Zuwachs hat kaum noch einige Begeisterung. Erste Zugabe: „Broberson's Ankunft im Himmel." Er war ein Däne und starb als quieszierter Missionnair in Herrnhut. Das dichterische Gespräch wird zwischen ihm, Petrus und dem Chor der Seligen gehalten. Zweite Zugabe: Predigt des Verfassers über das Evangelium vom ungerechten Haushalter. Thema: „Was du sein willst, das sei ganz." Nicht uninteressant, jedoch sieht man nicht recht, wie dieser Vortrag hierher kommt. Der Verf., dem wir für seine Nachrichten über Herrnhut danken, konnte sie gewiß durch manche Specialia, besonders aus den wichtigsten Niederlassungen, noch mehr würzen. 105.

Notiz.

Wie wenig die Nationalökonomie bis jetzt zu einem gewissen Grade mathematischer Evidenz gelangt ist, können zwei gleichzeitig in England erschienene nationalökonomische Schriften beweisen, welche über den nämlichen Gegenstand zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangen. Die eine: „A treatise on the industry of nations", von J. S. Eisdell, in zwei Bänden, beweist, daß die Fortschritte der Industrie der zunehmenden Bevölkerung nicht nur genügende, sondern überflüssige Subsistenzmittel zu liefern im Stande sind; die andere: „Arts and artisans, at home and abroad", von J. Symons, erblickt in dem Wachsthum der Bevölkerung um so mehr einen

Digitized by Google

Gegenstand der gerechtesten Besorgniß, als mit demselben eine zunehmende Verringerung der Existenzmittel, eine unsichere Lage des Handels (in England) und eine immer armseligere und elendere Lage der zahlreichen Arbeiterclasse in Verbindung stehe. Beide haben nicht unrecht und lassen sich leicht vereinigen. Großbritannien hat unstreitig Hülfsmittel genug, um seine Bevölkerung zu ernähren; aber dort wie in vielen Ländern des Continents nimmt der Gang der Dinge die Richtung, den unproductiven oder sterilen Theil der Bevölkerung unverhältnißmäßig zu vermehren. Seit 1811 hat sich in England z. B. der Stand der Ackerbauer in eben dem Maße vermindert, als die Zahl der nicht producirenden Familien vermehrt, und dort wie in vielen Ländern des Continents die Zunahme der Bevölkerung gerade in diesem Theile derselben stattgefunden. Es ist aber schon eine alte chinesische Maxime: „Wenn ein Mann und eine Frau im Müssiggang leben, so muß dafür ein anderer Mann und eine andere Frau (wir sagen besser: mehre) an irgend einem Punkte des Reichs Frost und Hunger leiden." In der Vertheilung, da liegt der Knoten. 16t.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Schwedische Geschichten unter Gustav dem Dritten, vorzüglich aber unter Gustav dem Vierten Adolf. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 3 Thlr.

Bacherer, G., Sterne und Meteore in deutscher Zukunft und Gegenwart. Gr. 12. Leipzig, Fest. 1 Thlr. 8 Gr.

Berthold, Fr., König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang, herausgegeben von L. Tieck. 2 Theile. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 3 Thlr. 18 Gr.

Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von *Philalethes*. 1ster Theil. Die Hölle. 2te vermehrte Auflage, nebst 1 Titelkupfer von M. Retsch, 1 Karte, und 2 Grundrissen der Hölle. Gr. 4. Dresden u. Leipzig, Arnold. 6 Thlr. 16 Gr.

Duller, E., Die Geschichte des deutschen Volkes. Mit 100 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter und J. Kirchhoff. [1ste Lief.] Schmal gr. 4. Leipzig, G. Wigand. 1840. 8 Gr.

Eichholz, E., Eduard Elfen. Ein Roman. 2 Theile. Gr. 12. Berlin, Voß. 2 Thlr.

Ernst, Einige Worte über Dr. Strauß und die Zürcher. 8. Altenburg, Pierer. 8 Gr.

Fasbender, P., Daniel Schürmann, ein Bergischer Schulmann, nach seinem Charakter, Leben und Wirken in gedrängter Kürze dargestellt. Gr. 8. Elberfeld. 12 Gr.

Flathe, L., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für höhere Unterrichtsanstalten und zum Selbstunterrichte Gebildeter. 3ter Band. Geschichte der neueren Zeit. — Auch u. d. T.: Geschichte der neueren Zeit für höhere Unterrichtsanstalten und zum Selbstunterrichte Gebildeter. Gr. 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1 Thlr.

Gräße, J. G. T., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 4ter Band. 1ste Abth. 1ste Hälfte. — Auch u. d. T.: Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker des Mittelalters, oder Geschichte der Literatur der Araber, Armenier, Perser, Türken, Syrer, Juden, Chinesen, Inder, Griechen, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutschen, Spanier, Portugiesen, Slaven und der Völker der Skandinavischen Halbinsel vom Untergange des weström. Reiches bis zur Zerstörung des oströmischen Kaiserthums. 1ste Abth. 1ste Hälfte. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 12 Gr.

Gretschel, C. C. C., Beschreibung der Feierlichkeiten, mit welchen das dritte Säcularfest der Einführung der Kirchen-Reformation am Pfingstfeste des Jahres 1839 in Leipzig und am 21. Mai in Zackelhausen, Holzhausen und Eicha begangen wurde. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 12 Gr.

Heyd, L. F., Melanchthon und Tübingen. 1512—18. Ein Beitrag zu der Gelehrten- und Reformations-Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts. Gr. 8. Tübingen, Fues. 12 Gr.

Klemm, G., Italica. 1ster Theil. Berichte über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann Herzogs zu Sachsen unternommene Reise nach Italien. — Auch u. d. T.: Reise durch Italien von *G. Klemm*. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 18 Gr.

Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Herausgegeben von Ambrosius. 1stes Bändchen. 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 12 Gr.

Mannstein, H. F., Die Mystiker, Novellt, und der Arzt als Scharfrichter, ein Lebens- und Reisebild. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 18 Gr.

Menne, E. W., Knospen. 8. Gladbach. 8 Gr.

Nürnberger, J. E., Still-Leben, oder Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Briefe an eine Freundin. Gr. 12. Kempten, Dannheimer. 20 Gr.

Die europäische Pentarchie. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 16 Gr.

Plato's Staat. Übersetzt von K. Schneider. Gr. 8. Breslau, Schletter. 2 Thlr.

Reise nach dem Orient vom Eremiten von Ganting. Zum Besten der Kolonie Hallberg im Freisinger Moos. 1836—1837—1838. 4 Theile in 2 Bänden. 8. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Rospatt, J. J., Die deutsche Königswahl bis auf ihre Feststellung durch die goldene Bulle. Ein historischer Versuch. Gr. 8. Bonn, Habicht. 18 Gr.

Ruge, A., Der Novellist. Eine Geschichte in acht Dutzend Denkzetteln aus dem Taschenbuche des Helden. Mit 1 Kupfer. Gr. 12. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr.

Schassrath, W. M., Kritik des in erster Instanz gegen neunzehn Mitglieder der Leipziger Burschenschaft gesprochenen Urtheils, mit den Belegstellen aus den Untersuchungsacten, einer kurzen Darstellung der in den Jahren 1835—1838 geführten Untersuchung und den Urtheln erster und zweiter Instanz. Ein Beitrag zur Geschichte der Justizpflege im Königreiche Sachsen. Gr. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr.

Schneider, L., Der böse Blick, oder: Die Quelße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in vier Abtheilungen. 2te Abth.: Berlin vor 200 Jahren. — Auch u. d. T.: Berlin vor 200 Jahren. Historischer Roman. 8. Berlin, Hayn. 1 Thlr. 12 Gr.

Schubert, G. H. v., Die Urwelt und die Fixsterne. 2te, zum Theil umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 16 Gr.

Siegmayer, J. G., Geschichtliche Zusammenstellung der merkwürdigsten Anmaaßungen der Päpste über die protestantischen Fürsten und Völker und der Einmischungen in die politischen Ereignisse des 18ten und 19ten Jahrhunderts. Gr. 8. Berlin, Hayn. 8 Gr.

Sigwart, H. C. W., Das Problem von der Freiheit und der Unfreiheit des menschlichen Wollens. Eine kritische Abhandlung. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1 Thlr.

Stahl, K., König Kodrus. Eine Mißgeburt der Zeit. 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 12 Gr.

Stein, C. v., Gedichte. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2t Gr.

Thebesius, L., Hermann der Cheruskerfürst. Tragödie in fünf Akten. 8. Berlin, Hayn. 20 Gr.

Über die Anstrengungen der Jesuiten im neunzehnten Jahrhundert. Sämmtlichen Staatsmännern Deutschlands gewidmet von einem protestantischen Emeritus. Gr. 8. Berlin, Hayn. 6 Gr.

Zöpfl, H., Denkschrift über die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesstrafe und deren Abschaffung. Gr. 8. Heidelberg, Winter. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 202. — 21. Juli 1839.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. Dritter Theil. Vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten. — A. u. d. T.: Historische Schriften. Vierter Band. Leipzig, Engelmann. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.*)

Wenn wir über die ersten Bände dieser Literaturgeschichte geurtheilt haben, der Verfasser habe die bessern Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts etwas von der Langweile und dem Widerwillen entgelten lassen, welche ihm ihre unglücklichen Nachfolger verursacht haben müßten; wenn wir die Ausdauer bewunderten, mit welcher er allen Phasen und Abhäutungen dieser spätern versunkenen Literatur gefolgt war; wenn wir schon da seinen Fleiß einen verzweifelten, sein Unternehmen ein überherculisches nannten: so gibt uns der nun vor uns liegende dritte Theil, der uns bis an die Schwelle den neuern Literaturblüte geleitet, noch größere Veranlassung, über seine Geduld in Erstaunen zu gerathen, obgleich wir es hier lieber gesehen hätten, wenn ihm zuweilen der Faden gerissen wäre, wenn er seiner Galle, wo es am Orte war, je zuweilen einen kleinen Erguß verstattet hätte, anstatt im ersten Theile seine Berichte über Dinge, die uns mehr Liebe und Verehrung zu verdienen scheinen, damit zu würzen. So sehr wir dem Verf. dafür dankbar sein sollten, daß er uns eine Periode durchforscht und dargestellt hat, welcher wir selbst einen gleichen Fleiß nicht widmen möchten; daß er uns Vorstellungen, ja Anschauungen von einer Zeit überliefert, in die wir nicht gereizt sind uns selbst hineinzuleben, obgleich wir uns manchmal Streifzüge dahin zu machen genöthigt sehen, bei welchen uns auch ein solcher Führer willkommen sein wird: so gestehen wir doch, daß wir uns einer kleinen Schadenfreude nicht immer erwehren konnten, wenn wir sahen, durch welche Sümpfe und Dickichte sich derselbe Mann gelassen durcharbeitete, der sich in den anmuthigsten Gründen, auf den sonnigsten Höhen zuweilen so ungeberdig gehabt hatte. Immer aber entwaffnet er unsern Spott über seinen Schaden durch den Gleichmuth eines Märtyrers, den er auf den dürrsten Haiden bewahrt, und nur ein einziges Mal entschlüpft ihm eine Äußerung des Unmuths, die wir immer noch zum Bewundern glimpflich finden:

Wenn sich der Leser in den nächst vorhergehenden Abschnitten — heißt es S. 334 — über leere Namen gelangweilt, in unserer Darstellung Interesse vermißt und aus den Sachen keinen Gewinn gezogen hat, so ist es mir gelungen eben die Wirkungen hervorzubringen, die die Gegenstände unmittelbar aus der ersten Hand auf den Leser machen würden.

Es ist auch nicht zu hoffen, daß der Verf., wenn er nach der Darstellung dieser Perioden des Verfalls zu der frühern Blütezeit zurückkehrte, diese nun mit günstigern Augen betrachten würde; denn obwol seine Äußerungen über dieselbe, wenn er gelegentlich wieder darauf zu sprechen kommt, sehr wohlgefällig lauten, so ist dies doch nur vergleichungsweise zu nehmen, keineswegs als Beweis veränderter Gesinnung zu deuten. Im Gegentheile läßt er sich wieder auf seiner alten Ketzerei betreffen, indem er Petrarca, Boccaccio und Ariost hoch über unsern Gottfried von Strasburg, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue setzt (S. 163):

Jene drei Männer haben diesen ihren feinern Takt für poetische Form aus ihrem Studium der Alten davongetragen und haben alle Dichtungen des Mittelalters durch ihre Werke in Schatten gestellt. Diese sind den Forschern wieder aufgegangen; sie werden aber dem genußsuchenden Publicum nie nahe treten, weil ihnen diese höhere Form und selbst die äußerliche Eleganz, Correctheit und Gewandtheit der Darstellung fehlt.

Zunächst könnte es noch die Frage sein, ob wirklich Gottfried von Strasburg in Eleganz und Gewandtheit der Darstellung irgend einem Italiener nachstehe. Wenn aber auch, so ist dies Äußerliche der Form so sehr Oberfläche, daß wir es als eine Beleidigung des deutschen Publicums betrachten, wenn von ihm prophezeit wird, daß es die großen Dichter seiner Vorzeit, aus denen ihm sein eigener Geist und Sinn, sein eigenes Gemüth, seine wahre Seele entgegenhaucht, immer links liegen lassen werde, weil es einmal gewöhnt sei, seinen Genuß nicht tiefer zu suchen als in dem Firniß einer blendenden äußern Form. Wir wollen nicht wiederholen, was Grimm über die Vorzüge der deutschen Dichter des Mittelalters vor den Italienern mit starken Worten gesagt hat; wir wollen hier nur eines Vortheils der Deutschen gedenken, der, wie mich dünkt, ein nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagschale legt. Die Italiener besitzen kein Epos, keine Heldensage; der Stoff zu den ritterlichen Gedichten Bojardo's und

*) Vgl. über die beiden ersten Bände Nr. 345 — 347 d. Bl. f. 1836. D. Red.

Digitized by Google

Arioſto's iſt ſo gut wie der unſerer Triſtan, Parcival u. ſ. w. von den Franzoſen geborgt, und zu einer Zeit geborgt, wo ſelbſt aus dieſen mehr romanhaften als epiſchen Darſtellungen aller Ernſt gewichen war, was zu der Zeit, wo unſere Dichter ihre Fabeln von den Welſchen entliehen, ſich noch keineswegs ſo verhielt. Wenn ſchon dies für uns ſpricht, ſo redet uns noch beredter das Wort, daß wir ſelbſt ein einheimiſches, unborgtes Epos und eine Heldenſage beſitzen, die, auf unſerm eigenen Boden erwachſen, das poetiſche Product unſerer Geſchichte, uns ſo lieb ſein ſollte und gewiß einſt wieder ſo lieb werden wird als den Griechen die Homeriſchen Lieder. Wir reden hier nicht blos von den Nibelungen, ſondern zugleich von allen zum Heldenbuche gehörigen Liedern und den neuentdeckten Bruchſtücken des deutſchen Walther, ja auch von dem lateiniſchen Waltharius, inſofern auch aus ihm deutſche Heldenpoeſie zu uns ſpricht; von Hildebrand und Hadubrand, jener köſtlichen Reliquie aus der erſten Blütezeit unſerer Sprache, welche in unſere dritte ſo groß herüberklingt; von der Wilkina- und Niflungaſage, inſofern ſie aus dem Munde deutſcher Männer aufgeſchrieben iſt, die ſich ihrer heimiſchen Lieder gar wohl erinnerten; endlich ſelbſt von der Volſungaſage und den eddiſchen Liedern, die ſich auf den Kreis von Siegfried und die Niflungen beziehen, denn auch ſie halten wir dem Stoffe nach für deutſchen Urſprungs, indem wir glauben, daß die Normannen in Belgien, den Niederlanden und im nördlichen Frankreich, wo damals noch deutſcher Volksgeſang gehört wurde, die Siegfriedsſage kennen lernten und nach ihrer Heimat verpflanzten. In allen genannten Liedern und Sagen liegt ein Schatz deutſcher Heldenpoeſie, gegen welche die in den Nibelungen verbrauchte als unbedeutend zurücktritt. Der Verf. hat denſelben nirgend gewürdigt, vielleicht kaum geahnt; ſeine Urtheile über einzelne der genannten Gedichte u. ſ. w. betreffen nur deren oft unſcheinbare Form, keineswegs ihren Sagengehalt, der ſich nur aus einer vergleichenden Betrachtung ergibt. Hierzu muß man in dieſem Lande angeſeſſen und heimiſch geworden ſein, nicht blos ſeine vornehmſten Städte als Durchreiſender geſehen haben. Die Prophezeiung, daß die deutſchen Dichter des Mittelalters bei der Nation niemals die Theilnahme finden würden wie die italieniſchen, iſt nur eine Einbildung des Verf., im beſten Falle ein Geſicht; auf die bisherigen Erfahrungen kann er ſich nicht berufen. Was hat man denn noch gethan, um ſie der Nation wieder näher zu rücken? Wie lange iſt es her, ſeit wir lesbare Ausgaben des Parcival, des Iwein u. ſ. w. beſitzen? Und ſind ſie auch ſchon für das Publicum lesbar? Kann man ihm zumuthen die vier Bände Grimm'ſcher Grammatik durchzuſtudiren, damit es hernach Gedichte leſen könne, von denen es allerdings nicht vorausweiß, ob es Behagen daran finden werde? Es bedarf alſo zunächſt Überſetzungen, denn ohne dieſe hätten auch Taſſo, Arioſto und Dante bei uns keinen Eingang gefunden. Der gebildete Deutſche, der Latein verſteht, aber weder Altdeutſch noch Italieniſch, wird größere Mühe haben, den Parcival und den Walther von der Vogelweide als den Dante und Petrarca zu verſtehen; auch erlernt er das Italieniſche noch immer leichter als die Sprache unſerer Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts. Auch ſächlich iſt das Verſtändniß unſerer Dichter ſchwieriger als das der welſchen, und deshalb bedarf es außer den Überſetzungen auch noch der Commentare, und nach ſolchen würden wir uns noch vergeblich umſehen. Wie viel hat der Italiener für das Verſtändniß ſeines Dante gethan, und was iſt bei uns für den Parcival geſchehen? Gleich nach dem Erſcheinen der kritiſchen Ausgabe des Wolfram von Eſchenbach wurde ein Bändchen Excurſe zu demſelben verſprochen; wo iſt es? Was San Marte gethan hat, mag nicht ohne alles Verdienſt ſein, führt aber öfter irre als zum rechten Verſtändniß, das ihm ſelbſt, wie die Überſetzung beweiſt, meiſtens gebricht. Gleich am Anfange hält er hautgemalde für eine Landkarte: ein herrliches Misverſtändniß! Es iſt alſo noch viel zu früh, um über die Aufnahme, welche unſere ältern Dichter bei dem heutigen Publicum zu erwarten haben, irgend ein Urtheil zu fällen. Die Nibelungen, die weder ſachlich noch ſprachlich von ſo ſchwierigem Verſtändniſſe ſind, haben ſchon eine nicht unbedeutende Theilnahme gefunden, und die Überſetzungen, die guten wie die ſchlechten, ſind gekauft und geleſen worden.

Schon den beiden erſten Theilen dieſes Werkes iſt es zum Vorwurf gemacht worden, daß der Verf. die deutſche Poeſie nicht aus ſich ſelbſt beurtheilt, ſondern nach Maßſtäben mißt, die er bei den Griechen und Römern, oder bei den Engländern, Spaniern und Italienern geborgt hat. Von dieſer Sitte läßt er, wie das angeführte Beiſpiel beweiſt, auch in dieſem Bande nicht ganz, obgleich ihm dazu hier ſeltener Gelegenheit wird. Auch iſt dies nicht überall, ſondern nur da tadelnswerth, wo durch dies Vergleichen und Paralleliſiren der rechte Geſichtspunkt für die Erſcheinungen der deutſchen Literatur verſchoben, nicht herausgehoben wird. Wir erkennen an, daß auch dies Letztere nicht ſelten der Fall iſt. Überdies erhält der Verf. dadurch zuweilen Gelegenheit, die charakteriſtiſchen Eigenheiten jener fremden Völker, ſo weit ſie ſich in ihrer Literatur abſpiegeln, treffend zu bezeichnen, wenn dies auch nicht immer hierher zu gehören ſcheint. So wollen wir eine Bemerkung, die man hier nicht ſuchen würde, hervorheben, weil es Schade wäre, wenn ſie unbeachtet bliebe:

Die engliſche Ballade und das engliſche Nationaldrama unterſchieden ſich von der ſpaniſchen Romanze und dem ſpaniſchen Volksſchauſpiele wie Nord von Süd, wie Gemüthlichkeit von Sinnlichkeit, wie Innerliches vom Äußerlichen; beide Paare unter ſich liegen in ganz genauer Beziehung aufeinander. Die Romanze der Spanier erzählt das Erſcheinende, die engliſche Ballade ſtellt die Wirkung des Erſcheinenden dar. Der Vater Cid's bindet ſeinen Söhnen die Hände, ohne zu ſprechen, man erräth Rede, Abſicht und Gefühl; die Ballade von dem Könige in Dumpferlingſchloß und Sir Patrick Spence theilt die Reden und Empfindungen des Herrſchers und des Seefahrers, auch die Gefühle des Dichters mit, läßt aber das Factum errathen. So geht auf der ſpaniſchen Bühne nichts oder wenig hinter der Scene vor, Alles iſt Effect und Intrigue, worin Goethe den Calderon bewundern mußte; es geht auf der Bühne vor ſelbſt, was ſich nach unſern Begriffen nicht darſtellen läßt, eben wie in der Romanze Jahrzahlen und Data vorkommen,

Digitized by Google

was sich nach unsern Begriffen nicht dichten läßt. Daher sind die spanischen Romanzen und Dramen reicher, gepuhter, oft beschreibend; die englischen aber einfach, springend, hinter den Coulissen fortgehend, innerlich, oft geisterhaft, was in Spanien so gut wie niemals vorkommt.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Rückblick auf Spanien vor der Vereinigung der verschiedenen Kronen zu einem Gesammtkönigreiche.

Zwischen Bürgerkriegen und Nationalkriegen, wenn diese nicht die Befriedigung wüster Eroberungssucht zum Zweck haben, ist der Unterschied, daß jene die Volkskraft brechen, den Wohlstand wie die Freiheit zerstören, den Gemeinsinn in Parteigeist verwandeln und, indem sie den Einzelnen nöthigen, in dem Schiffbruch des Staatswesens, in der Vernichtung alles Rechts und aller dasselbe stützenden Gefühle für seinen persönlichen Vortheil so viel zu retten oder zu erbeuten, als er vermag, eine allgemeine Demoralisation und kalte Selbstsucht erzeugen, aus der nichts Großes mehr hervorgehen kann, die Kriege dagegen, in welchen die Nation für einen Mann steht, um ein Unrecht abzuwehren, oder für ein geschehenes Genugthuung zu erlangen, oder auch einen vom Feind bestrittenen Anspruch geltend zu machen, ihre Kraft zu beleben, ihre Anstrengungen in allen nützlichen Dingen erhöhen, Freiheit und Recht befestigen und selbst Künste und Wissenschaften, die Frucht des Wohlstandes, wenn er sich mit lebendiger Regsamkeit eint, emporbringen. Wir hätten glänzendere Beispiele für diesen Satz aufzustellen, müssen uns aber unserer Aufgabe gemäß auf Spanien beschränken. Der Vertheidigungskrieg gegen Napoleon nützte diesem Lande mehr als hundert vorangegangene Jahre der Ruhe; die Fortschritte dagegen, welche die Nation seitdem gemacht hat, werden noch mehr als durch die Reactionen der restaurirten Dynastie durch den unseligen Bürgerkrieg vernichtet, der wie ein eisiger Nordwind die Blüten wieder tödtet, die der eben erst erwachte Geist der Nation zu entfalten anfing. Der spanische Successionskrieg machte diese Monarchie nur kraftloser und ohnmächtiger; aber der Jahrhunderte lange Kampf gegen die Mauren, an welchem Jeder, Fürst und Adel und Volksmann, mit freudiger Begeisterung Theil nahm, gründete Rechte und Freiheiten, bildete die Verfassung, mehrte die Bevölkerung und den Reichthum, erzeugte hohen und mannhaften Sinn und schuf eine Nation, von der das Ausland nur ritterliche Thaten und schöne Poesien zu vernehmen gewohnt war. Auch damals herrschte endloser Kampf auf der Halbinsel; aber wie ganz anders ist ihr Zustand jetzt, wo ihre Bewohner fast der Verzweiflung anheimfallen, so sehr anders, daß für sie vielleicht nur davon Heil zu erwarten wäre, wenn ihnen unverkümmert und in redlicher Absicht, den Verhältnissen und Bedürfnissen der Zeit angemessen, wiedergegeben würde, was sie damals besaßen. Wie die Staaten des Alterthums aus dem Königthum in die Aristokratie, aus der Aristokratie in die Volksherrschaft übergingen, oder diesem Ziele, der Natur städtischer Communen gemäß, wenigstens zustrebten, so zeigt uns die bisherige Entwickelung der neuern, mit germanischen Elementen geschwängerten Staaten einen Fortgang von einem beschränkten, auf gemeiner Freiheit beruhenden Königthum zu aristokratischen Anmaßungen und Eingriffen in die Rechte des Throns und in die Freiheit des Volks, von diesen zu stufenweis fortschreitender Unumschränktheit der königlichen Macht, die im vorigen Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte. Das Volk jauchzte im 15. und 16. Jahrhunderte den Königen Beifall, als es sie den trotzigen und anarchischen Sinn des Adels brechen sah, und unterstützte sie in diesem Bemühen nach besten Kräften; aber es hatte davon die Vortheile nicht, welche die Befestigung des königlichen Ansehens ihm versprach, und statt daran einen kräftigen Schirm und Schutz seiner Freiheiten zu erlangen, statt die Elemente der germanischen Verfassung neu belebt und der ursprünglichen Idee, welche derselben zu Grunde liegt, gemäß entfaltet und ausgebildet zu sehen, verlor es selbst, was es besaß, wurde contribuable et corvéable à volonté, das öffentliche Leben erstarb und die selbständige Autonomie der Vorfahren wurde ein Gegenstand, an welchem sich schmerzvoll das Herz des fühlenden Geschichtsforschers weidete. Das Verlorene wiederzugewinnen, das alte urgermanische Verhältniß zwischen dem Thron und Volk wiederherzustellen, das zwar lange unterbrochene, aber nicht zerstörte Bauwerk eines freien Staatslebens wieder anzufangen und zu vollenden, das ist die Aufgabe, das ist das Streben der neuesten Zeit, das nur durch Verkennung und unbedachtsame Reactionen auf Bahnen gelenkt werden kann, die ihm ursprünglich fremd sind; denn es ist rein und gerecht. Dieses Streben scheint gegenwärtig auch das des spanischen Volks zu sein: es zeigte sich, ehe dieser leidenvolle Krieg begann; es äußerte sich leider durch die Schuld blinder Reactionen in Aufstand und Empörung, aber es äußerte sich zugleich natürlicher, reiner und edler in dem wissenschaftlichen Eifer, der sich, des Drucks beengender Verhältnisse müde, nach jahrhundertelangem geistigen Schlaf, dem Studium der alten Nationalgeschichte zuwandte. Robertson, der uns in der Einleitung zu seiner „Geschichte Karl's V." eine Auseinandersetzung der alten Verfassungen von Aragonien und Castilien gibt, gesteht namentlich in Bezug auf letzteres Land, daß über die alte Verfassung desselben genaue und gründliche Auskunft zu erhalten ihm bei dem Zustande spanischer Geschichtschreibung sowie bei dem ängstlichen Geiste der spanischen Regierung unmöglich gewesen sei; denn diese unterdrückte damals aus Furcht, der Geist der Freiheit, welchen die Acten der aragonischen und castilianischen Cortes athmen, möchte wieder aufleben und in die Nation fahren, die schwachen, zur Erforschung der Gesetzes- und Verfassungsalterthümer gemachten Bemühungen, statt sie zu ermuntern. Die kurze Zeit, welche seit Robertson verflossen ist, hat hierin Vieles geändert, und namentlich regte in diesem Jahrhunderte feindse Invasion und ein rühmlich bestandener Unabhängigkeitskrieg in Spanien, ähnlich wie in Deutschland, einen Sinn für die alten verlorenen Freiheiten und einen Eifer für das Studium der vaterländischen Geschichte an, daß in kurzem für die Erforschung derselben und für die Kenntniß der alten Verfassung mehr geschehen ist als in drei Jahrhunderten tiefer Ruhe, und Marina, Sempere u. A. das auf der frühern Gesetzgebung von Castilien lastende Dunkel so ziemlich zerstreut haben. Was Robertson unter den widrigen Umständen seiner Zeit nur unvollkommen zu leisten im Stande war, das hat jetzt der ebenso classische amerikanische Geschichtschreiber Prescott nach einem höhern Maßstabe auszuführen vermocht. Von dem ausgezeichneten Werke dieses Historikers über die Regierung Ferdinand's und Isabellens ist bereits in Nr. 329 u. 330 d. Bl. f. 1838 die Rede gewesen und dasselbe als ein gelungenes Gemälde jener wichtigen Epoche gebührend gewürdigt worden. Hier erwähnen wir dasselbe, weil es zugleich eine gründliche Kenntniß des politischen Zustandes von Aragonien und Castilien vor ihrer Vereinigung gewährt, indem eine trefflich geschriebene, in zwei Abschnitte zerfallende Einleitung den lichtvollsten und belehrendsten Überblick über die Verfassung beider Länder gibt. Diese ist es, dem wie zum großen Theile die Züge zu dem hier folgenden Umrisse von Spaniens politischem Zustande vor 1500 entlehnen. In Aragonien und Castilien ist sich derselbe so ähnlich, daß, was hier von der Verfassung des letztern Landes gesagt wird, auch auf die des erstern eine ziemlich allgemeine Anwendung findet.

Als die beiden Grundsäulen, worauf die alte Verfassung Castiliens beruhte, sind die römische Municipalverfassung und die von den Gothen mitgebrachten Volksversammlungen anzusehen. Jene wie viele andere römische Einrichtungen, von den westgothischen Eroberern geachtet, erhielt sich lange Zeit in jenen unabhängigen Gemeinden oder behetrias, die, ihre eigenen Beamten ernennend, in Dingen ihrer innern Verwaltung keinerlei äußere Behörde anerkannten und ihre Freiheit bis zum Ende des 15. Jahrhunderts behaupteten. Was zweitens

Digitized by Google

das germanische Institut der Nationalversammlung betrifft, zu gedieh dasselbe, weit entfernt, durch das Unglück, welches Spanien im 8. Jahrhundert betraf, vernichtet zu werden, in dem darauf folgenden Nationalkampfe, zu jener Reife und Kraft, welche es im 11. Jahrhundert offenbart. Diese Nationalversammlungen (concilii) theilten mit dem Könige die vollziehende Gewalt und konnten ihn sogar, obgleich er erblich war, absetzen. Kein Gesetz von einiger Wichtigkeit durfte ohne ihre Zustimmung erlassen werden, und aus ihren successiven Arbeiten ging jenes große bürgerliche und militairische Gesetzbuch hervor, das Ferdinand III. im 13. Jahrhundert unter dem Titel: „Fuero juzgo", ins Spanische übersetzen ließ, und das später den „Siete partidas" Alfonso's des Gelehrten (el Sabio) und dem „Fuero real" Alfonso's XI. zur Grundlage gedient hat.

Aber erst die saracenische Invasion, oder vielmehr der Volkskrieg, welcher davon die Folge war, diente dazu, daß die germanische Freiheit sich fester begründete und in weiterm Umfange entfaltete, theils in Folge der durch gemeinsame Gefahr den Königen und dem Adel obliegenden Nothwendigkeit, sich enger an das Volk anzuschließen, theils durch die zerstörende Weise der Kriegführung, die, von den Arabern zuerst eingeführt, von den Christen, als sie aus den Gebirgen Asturiens und Leons in die Ebene von Castilien herabkamen, nachgeahmt wurde: eine Kriegführung, bei der volkreiche Städte dem Erdboden gleichgemacht, die Einwohner niedergemetzelt oder in die Sklaverei geschleppt und oft Strecken von 10, 12 und mehr Meilen Breite in eine Wüste verwandelt wurden, um gegen die Angriffe des Feindes als Schutzwehr zu dienen.*) Je mehr Land man von den Arabern wiedereroberte, um so mehr strebte man darnach, dasselbe wieder zu bevölkern, und um die Fremden dazu zu veranlassen, daß sie sich an den verödeten Ortschaften niederließen und zur Vertheidigung derselben gegen den Feind bereit wären, verlieh man städtische Freibriefe, die, so verschieden die dadurch bewilligten Fueros auch oft sein mochten, im Allgemeinen darin übereinstimmten, daß sie den Bürgern das Recht einräumten, ihre eigenen Beamten für die Wahrnehmung der städtischen Angelegenheiten sowie für die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit zu ernennen, nicht selten auch den Adeligen untersagten, Eigenthum innerhalb der Bannmeile der Gemeinde zu besitzen, und in den meisten Fällen die Wiedervergeltung jeder von den Letztern einem Bürger zugefügten Beleidigung für straflos erklärten. Die älteste noch vorhandene Urkunde dieser Art ist der von Alfonso V. der Stadt Leon verliehene Stiftungsbrief. Mit Unrecht hat Robertson die Gründung städtischer Gemeinden aus Italien abgeleitet und dieselbe durch Deutschland und Frankreich gleichsam erst nach Spanien geholt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es war dies eine Hauptmaxime der Khalifen von Cordova, die einige Meilen wüstes Land um ihre Besitzungen für ihre Sicherheit gegen die Angriffe der Christen unumgänglich nothwendig glaubten, und nur zu oft wurden diese dadurch bei den mangelhaften Transportmitteln jener Zeit in ihrem Marsche aufgehalten.

Literarische Notiz.

Der Camden-Verein, dessen Bemühungen für Englands ältere Literatur schon öfter in diesen Blättern erwähnt worden sind, hat wieder die Herausgabe von folgenden drei Stücken besorgt: 1) „Alliterative poem on the deposition of king Richard II." Es ist ein satirisches Gedicht auf König Richard II., im Geiste und in der alliterativen Manier des Piers Ploughman; der Verf. ist nicht bekannt. 2) „Richard de Maydiston de Concordia inter Richardum II. et civitatem London." Dieses lateinische Gedicht, das Werk eines Kurmelitermönchs, der zu den Hofkaplanen gehört zu haben scheint, gibt die genaue und umständliche Beschreibung von Richard's II. und seiner Gemahlin Anna von Böhmen Einzuge in London, nach Beilegung seines Streites mit dem Magistrate der Stadt. Wegen ausführlicher Beschreibung mittelalterlicher Festlichkeiten ist es sehr interessant; in historischer Hinsicht lernt man daraus, daß die Königin den Friedensstifter gemacht hatte, daß die „nova dogmata", von dem geistlichen Dichter natürlich mit heiligem Ingrimm verabscheut, zu den Unruhen mit beigetragen hatten und die Königin der neuen Lehre nicht abgeneigt war. Diese beiden Gedichte sind von Thomas Wright in einem Bande herausgegeben. 3) „Kynge Johan; a Play in two parts. By *John Bale*", von J. P. Collier in einem Bande herausgegeben. Dieser dramatische Versuch ist wie Nr. 1 eine grobe Satire, eine ebenso grobe Lobhudelei auf einen nicht minder unwürdigen König, rein im kirchlichen Parteigeist des 16. Jahrhunderts geschrieben. Der Verf. Bale war nämlich ein katholischer Geistlicher, der zum Protestantismus übertrat und dafür 1552 mit einer reichen Pfründe in Irland belohnt wurde. Man braucht sich daher nicht zu wundern, wenn der Verf. König Johann als Muster der Tugend und Gerechtigkeit darstellt, um das Unrecht des päpstlichen Stuhls im grellsten Licht erscheinen zu lassen. 161.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, **zugleich ein Supplement** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Zwölftes Heft, **Gretsch** bis **Hage**.

Druckpapier 8 Gr.; Schreibpapier 12 Gr.; Velinpapier 18 Gr.

Gretsch (Nikolai Iwanowitsch) — **Griechenland** — **Grimm** (Jul. Lud.) — **Grippe** — **Gröbel** (Christian Ernst Aug.) — **Grolman** (Heinr. Dietr. v.) — **Grolman** (Karl Wilh. George v.) — **Grolman** (Wilh. Heinr. v.) — **Großbritannien** (historische Übersicht) — **Großmann** (Christian Gottlob Lebrecht) — **Grote** (George) — **Grotefend** (Georg Friedr. — Karl Ludw.) — **Grotefend** (Fried. Aug.) — **Grubbe** (Sam.) — **Grulthuisen** (Franz v. Paula) — **Grün** (Anastasius) — **Grundeigenthum** — **Grundtvig** (Nicolai Frederik Severin) — **Grüneisen** (Karl) — **Gruneike** (Heinr. Ernst Ferd.) — **Günther** (Anc.) — **Günther** (Karl Fried. — Ernst Fried.) — **Günther** (Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt) — **Günther Friedrich Karl** (Fürst zu Schwarzburg-Sondershausen) — **Gutzkow** (Mich. Jos.) — **Gutendergefest in Mainz** — **Gutzkow** (Karl) — **Gützlaff** (Karl) — **Gutzwiller** (Stephan) — **Gymnasium** — **Großbritannien** (statistische Übersicht) — **Hadeneck** (Anton Franz) — **Hadiche** (Christ. Mar.) — **Hage** (Johannes).

Leipzig, im Juli 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 203. — 22. Juli 1839.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 202.)

Die Wirkungen des dreißigjährigen Krieges auf die Literatur führen den Verf. auf die oft besprochene, aber noch keineswegs erledigte Streitfrage, ob der Krieg die Künste und Wissenschaften störe und hemme, oder begünstige und fördere? Er erklärt die erstere Ansicht für eine triviale, ja für die Theorie der Mattherzigen und Feigen. Wir wollen ihn selbst hören:

Wie? So ganz hat man aller Geschichte vergessen können, daß dies die stehende Ansicht ward? Oder war nicht Athens Dichtung und Bildung am höchsten, als es sich in seinen gefährlichsten und erschöpfendsten Krieg einließ? Blühte nicht Italien, als es das Bett der gewaltigsten Ströme fremder Unterdrücker geworden war, am schönsten und mannichfaltigsten in seiner Literatur? War nicht Miltan das eigentliche Kind einer verwüstenden Revolution? Und als Spanien im Mittelmeere und in Amerika und Holland kämpfte, gingen nicht alle seine größten Dichter, die Camoens, Cervantes, Lope de Vega und Calderon, unter aber nach vorausgegangenen Kriegsthaten an die Schrift und führten das Schwert und die Feder zugleich? Ward die französische Literatur denn früher als seine Kriegsheere so mächtig? Und unter welchen Verhältnissen hob sich die innere Blüte der Niederlande? In Deutschland mußte im vorigen Jahrhunderte der siebenjährige Krieg erst den Ausschlag zu dem größern Schwunge in unserer Literatur geben, und der schönste Flor fiel in die französischen Zeiten. Umgekehrt trat mit dem Frieden seit 1815 die Stagnation ein, der Geist verlor seine Spannkraft, die Poesie ging zu Grunde.

Es ist unglücklich für die Theorie des Verf., daß er diese Betrachtungen gerade bei Gelegenheit des dreißigjährigen Krieges anstellt, der, wenn seine Ansicht wahr wäre, die höchste Blüte unserer Literatur hätte hervorrufen müssen, da er doch die Volkspoesie gänzlich verstummen machte und die Gelehrten, zu welchen der Gesang flüchtete, ihm mit ihrem mattherzigen Gepiepse keinen Flor verschaffen konnten. Der Verf. gesteht selbst: „In den zwanziger und dreißiger Jahren war die Zahl der Producte sehr gering (und der Werth dieser Producte, fügen wir hinzu, noch geringer); als aber der Krieg zu Ende ging, blühte in dem fünften und sechsten Jahrzehnd Alles plötzlich und überall empor.“ Aber dies geschah ja im Frieden, der schon 1648 geschlossen wurde, spricht also nicht für die Meinung des Verf. Freilich war es auch mit dieser Blüte nicht weit her. Will sie aber der Verf. für die Nachwirkung des Krieges gelten lassen, so könnten wir mit demselben Rechte die nach 1815 eingetretene Stagnation dafür ausgeben. Der Verf. hat aber noch eine andere Ausflucht; er sagt: es war die Schuld der Besiegung, daß die Poesie im dreißigjährigen Kriege und unmittelbar nach demselben nicht schöner blühte; hätten die protestantischen Fürsten nicht vergessen, was Siegmund v. Birken vortrefflich und mit vortrefflichen Worten sagt: daß wehrlose Blöße das Unrecht wider sich waffne, daß aber des Kriegs Bereitschaft den Feind zum Frieden zwinge; daß der Feind fürchte, wenn er sehe, wir fürchten ihn nicht; daß der Lorber den Ölbaum grünen mache und Eisen das Gold des Friedens schütze u. s. w.: so hätte das protestantische Deutschland schwerlich den Triumph des Mars über die Kunst zu beklagen gehabt. Aber warum blühte die Kunst im katholischen Deutschland nicht? War dies etwa die Schuld des Sieges? Und war es die Schuld der Besiegung, daß der schönste Flor unserer Literatur in die französischen Zeiten fiel? Warum kam die Poesie bei den Römern, denen es doch wahrlich an Kriegen nicht fehlte, niemals zur rechten Blüte? Warum blühten ihre nachahmenden Virgil und Horaz, die wir hier gern, um der Rechthaberei willen, für mehr gelten lassen wollen als einen Plautus, der uns sonst die ganze übrige römisch-poetische Literatur aufwöge — warum blühten sie erst, als August den Tempel des Janus schließen ließ? Und ist es kein Widerspruch, wenn die Poesie im protestantischen Deutschland der Besiegung wegen keine höhere Blüte entfaltet haben soll, wenn auf der vorhergehenden Seite gesagt wird, Italien habe am schönsten und mannichfaltigsten in seiner Literatur geblüht, als es das Bett der gewaltigsten Ströme fremder Unterdrücker geworden war? Wahrlich, einem unbefangenen Blicke kann es bei so vielen widerstreitenden Wirkungen und Erfolgen nicht entgehen, daß Krieg und Frieden an sich für die Blüte der Kunst — denn die Wissenschaft mag hier aus dem Spiele bleiben — etwas Gleichgültiges sind und sie weder zu fördern noch zu hemmen vermögen. Wir leugnen darum den Zusammenhang der Literatur mit dem Gesammtleben des Volks, mit allen übrigen geistigen Erscheinungen und Bewegungen in demselben keineswegs; aber die Gewohnheit des Verf., welche den Vorzug seines Buchs bedingt, die Geschichte der Literatur, wie es

einem Hiſtoriker geziemt, nicht zu vereinzeln, ſondern im Zuſammenhange mit den äußern Thaten und Schickſalen des Volks zu betrachten, hätte ihn nicht verführen ſollen, die Verbindungsfäden ſo ſehr auf der Oberfläche zu ſuchen. Nicht Krieg und Frieden, ſondern das leibliche und geiſtige Wohlbefinden der Nation, welches im Kriege wie im Frieden möglich iſt, treibt die Blüten der Literatur hervor, wie der kränkelnde Baum im Sonnenſcheine nicht blüht, der geſunde ſich an keine Witterung kehrt, wenn ſeine Zeit gekommen iſt. Allerdings braucht die productive Thätigkeit des Geiſtes Bewegung; aber iſt dieſe allein auf den Schlachtfeldern zu ſuchen? Ein Volk kann und wird ſich nach allen Seiten hin tüchtig regen und bewegen, wenn ſeine Thätigkeit weder von außen noch innen gelähmt und gehemmt iſt, ein geſundes Leben alle Adern ſeines Organismus durchſtrömt und jedes Glied frei nach ſeiner Beſtimmung wirken kann. Das Wohlgefühl, das alsdann der Körper empfindet, theilt ſich dem Geiſte mit, und ſeine Heiterkeit iſt die Mutter des Geſanges, die Säugamme aller Künſte, die Pflegerin des Schönen. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfange des laufenden hat ſich Deutſchland mitten im Kriege leiblich und geiſtig ziemlich wohl befunden, manche Schranke war gefallen, mancher Druck hinweggenommen, die franzöſiſche Revolution hatte uns Wohlthaten gebracht, die wir nicht ſo blutig wie ihre Urheber bezahlten, und ſelbſt der formellen Aufhebung des deutſchen Reichs, das dem Weſen nach längſt nicht mehr beſtand, verdankten wir freiern Ellenbogen. Eine ſchönere, weniger verkümmerte Blüte würde unſere Literatur freilich entwickelt haben, wenn Freiheit und Vaterlandsgefühl und das Bewußtſein phyſiſcher wie geiſtiger Überlegenheit unſerm Volke das volle Behagen des Wohlbefindens verliehen hätten. Vielleicht hätten wir dann auch eine deutſche Bühne bekommen, gewiß aber wäre unſere ganze Literatur und Poeſie nationaler geworden, ſie hätte mehr am Boden des Volks gewurzelt, weniger das Anſehen einer Treibhauspflanze gewonnen, als ſie zu einer Zeit gewinnen mußte, wo ſich unſere Dichter von dem öffentlichen Leben, um zum Dichten Muße und Stimmung zu finden, völlig abwandten, ſich gegen die Schickſale ihrer Nation eine unnatürliche Gleichgültigkeit ankünſtelten. Daß mit dem Frieden von 1815 Stagnation eintrat, ſollte den Geſchichtsforſcher und Politiker nicht befremden, der das Wohlbefinden zu würdigen weiß, welches ein zerſtückeltes, mit Schlagbäumen übervölkertes Land genießen konnte, dem der Sieg nicht einmal gegen Außen ſeine Integrität wiederverſchafft hatte, während es ſich im Innern gräßlich zerfetzt und zerriſſen fühlte, und das zum Lohne ſo großer Anſtrengungen, ſo edelmüthiger Opfer. Vieles iſt ſeitdem beſſer geworden, ein großer Theil jener Schlagbäume iſt gefallen, ſchon bewegen ſich Hände und Füße freier, und die Rückwirkung auf die Köpfe wird nicht ausbleiben.

Ungeachtet des geringen Intereſſes, welches die hier behandelten Zeiträume an ſich ſelbſt, nach des Verf. eigenem Geſtändniſſe, bieten, ſind doch die meiſten Abſchnitte dieſes Buchs unterhaltend, ja anziehend genug ausgefallen, was allein auf Rechnung der lebendigen und bewegten Darſtellung zu ſetzen iſt, deren ſchneller Fluß uns über Untiefen und Klippen ohne Brauſen und Stocken dahinreißt. Fahren wir nicht immer an den reizendſten Ufern vorüber, erblicken wir mehr holländiſche als romantiſche Landſchaften, ſo ſetzt uns dafür die Ortskenntniß des Verf. in Erſtaunen, der nicht blos von jedem elenden Fiſcherdorfe, ſondern von der armſeligſten Hütte Kenntniß genommen hat und ſo viel davon zu erzählen weiß, als wären es die ſchönſten Städte und Paläſte. Gleich die erſten Abſchnitte, die das Kirchenlied und das Schauſpiel behandeln, obgleich ſie es weder mit bedeutenden noch ſonderlich reizenden Erſcheinungen zu thun haben, wird man mit Vergnügen leſen, weil es der Verf. verſtanden hat, das Eigenthümliche, Charakteriſtiſche dieſer Zeiten und Beſtrebungen ſo lebendig zu ſchildern, daß das Bild, wenn nicht durch Schönheit, doch durch Wahrheit und Naturtreue feſſelt. In den folgenden Abſchnitten, die es nicht mehr ſo ſehr mit Fächern und Richtungen als mit Perſonen zu thun haben, finden wir alle Portraits lebendig und glücklich gemalt und, ſo viel uns die Originale bekannt ſind, getroffen, wobei es freilich ohne Schmeichelei ſo wenig als ohne deſſen Gegentheil abgeht; und auch wo der Künſtler nur ſkizzirt oder ſilhouettirt, verleugnet ſich ſeine geübte und geſchickte Hand nicht. Martin Opitz iſt vielleicht zu ſehr in Schatten, Flemming in zu vortheilhaftes Licht geſtellt; dagegen finden wir Simon Dach zum Sprechen ähnlich; und wenn Johann Riſt mit einiger Unguſt behandelt, Jakob Balde und Friedrich v. Spee, als katholiſche Dichter und Jeſuiten, in Farben dargeſtellt ſind, welche mehr Erbitterung gegen ihren Orden als proteſtantiſche Eiferſucht gemiſcht zu haben ſcheint, obgleich Angelus Sileſius, dem wir es übrigens gönnen, noch übler gezeichnet, Abraham a Sta.-Clara geradezu verunſtaltet wird, ſo geht es dagegen Andern wieder zu gut, wie wir z. B. von Andreas Gryphius ein zu vortheilhaftes Bild hinwegtragen. Aber der Verf. entſtellt nicht da allein, wo Confeſſionsunterſchiede möglicherweiſe im Spiele ſein könnten, auch Lohenſtein iſt zu ſehr ins Schwarze gemalt, bei Logau hätten wir noch hellere und glänzendere Farben verwendet, Lauremberg iſt uns zu wenig ausgeführt, Chriſtian Günther nicht ſo mit Augen der Liebe betrachtet, wie es ſeine edle Natur ihrer Verirrungen ungeachtet zu verdienen ſchien, während wieder Brockes ſeinen guten Tag gehabt haben muß, als er dem Verf. ſaß. Aber dies Alles ſind nur Nuancen, über die ſich nicht ſtreiten läßt; auch wäre es thöricht, wenn wir dem Verf. zumuthen wollten, mit unſern Augen zu ſehen, da er volles Recht hat, ſich der ſeinigen zu bedienen, zumal es noch unausgemacht iſt, welche von beiden die ſchärfſten ſind.

Gervinus iſt bei der Ausarbeitung der beiden erſten Theile dieſes Werkes durch ſeinen Aufenthalt in Heidelberg und die dortigen vaticaniſchen Handſchriften, bei dem dritten durch den in Göttingen und ſeine reichen Sammlungen gefördert worden; wir müſſen aber auch aner-

Digitized by Google

kennen, daß er die Gunst des Zufalls redlich benutzt und mit deutschem Fleiße das in Fülle dargebotene Material verarbeitet hat. Für den vierten und fünften Theil, wenn diese hinreichen die letzte Blütezeit unserer Dichtkunst zu schildern, bekennt er selbst in der Vorrede zum ersten, wo er, wie bereits erwähnt, von dieser Arbeit wie von einer fertigen spricht, in seiner zu Darmstadt glücklich verlebten Jugend durch die dortigen öffentlichen und Privatbibliotheken, die gleichzeitig in Aufnahme und zu erstaunlichem Wachsthume kamen, einen guten Grund gelegt zu haben; das für den Ausbau nöthige Material ist glücklicherweise überall in Deutschland herbeizuschaffen. Und so dürfen wir hoffen, auch diese letzten Theile bald erscheinen und somit ein Werk abgeschlossen zu sehen, das die Geschichte unserer reichen poetischen Nationalliteratur so in einem Guß und Fluß hinstellt, wie wir leider sobald keine Aussicht haben, die Geschichte unsers Volks und Reichs behandelt zu sehen. 21.

Ein Rückblick auf Spanien vor der Vereinigung der verschiedenen Kronen zu einem Gesammtkönigreiche.

(Fortsetzung aus Nr. 202.)

Das wichtigste mit diesen Freibriefen den Städten übertragene Recht war aber unstreitig jenes, eigene Vertreter zur Nationalversammlung senden zu dürfen, an der dieselben dann mit den höhern Ständen Theil nahmen. In keinem andern europäischen Staate ist der dritte Stand so früh zur Vertretung gelangt, indem das erste Beispiel dieser Volksvertretung in Castilien schon 1169, d. i. hundert Jahre eher vorkommt, als in England Repräsentanten für Städte und Burgflecken ins Parlament berufen wurden. Die Nationalversammlungen, welche übrigens damals schon juntas mixtas (curiae mixtae) von der starken Theilnahme der Laien an denselben hießen, erlangten jetzt allmälig die Form und die Ausdehnung ihrer Rechte, welche sie später unter dem Namen der Cortes besaßen. Diese übten zwar, wie sie sich in der Folge gestalteten, keine von der Krone unabhängige legislative Gewalt aus, sondern diese gehörte den Cortes und der Krone gemeinschaftlich, doch ist es merkwürdig, daß die Zustimmung von Adel und Geistlichkeit für alle Verfügungen, namentlich für solche, welche diese Stände nicht unmittelbar angingen, nicht erforderlich war, um denselben Gesetzeskraft zu verleihen. Dagegen konnte keine Steuer ohne die Einwilligung der Gemeinen aufgelegt werden, die mit scharfem Auge die Verwendung der bewilligten Summen bewachten; kein Zweig der Regierung war von ihrer Controle frei, auswärtige wie innere Verhältnisse ihrer Prüfung unterworfen; und berücksichtigt man dies, berücksichtigt man ferner, daß sie auf die Gerechtigkeitspflege ein Auge hatten, den Betrag der militairischen Aushebungen bestimmten, über die Einsetzung von Regentschaften und die ihnen zu übertragende Gewalt entschieden, dann wird man, weit entfernt, in den Cortes blos einen legislativen Körper zu erblicken, vielmehr zugestehen, daß ihre Gewalt sogar die Pflichten der Verwaltungsbehörde erreichte.

Der Adel gelangte unter den nämlichen Umständen und Einflüssen, welche die bürgerlichen Gemeinwesen emporbrachten, zu ungemein großer Macht und einem Reichthum, wie ihn dieser Stand in keinem andern Lande besaß, da Alle, welche die Beschwerden und Gefahren des Kampfes gegen die Ungläubigen theilten, auch zu einem Antheil an der Beute berechtigt waren. Die besten der eroberten Ländereien fielen auf diese Weise den ritterlichen Kämpfern aus Castilien anheim; und nehmen wir zu diesem Ländererwerb noch die dem Adel verliehenen Freiheiten und Privilegien, die Großmeisterschaften militairischer Orden und die vornehmsten Staatsämter, in deren Besitz er war, dann dürfen wir uns nicht wundern, daß er durch tödtliche Fehden das Land in Anarchie zu versetzen oder durch selbstsüchtige Vergrößerungsplane den Staatskörper zu erschüttern vermochte.

Die Geistlichkeit, deren Einfluß übrigens nicht geringer war als der des Adels, dürfen wir bei dem kriegerischen Charakter, den mehre ihrer vornehmsten Mitglieder behaupteten, sich mehr auf die Stärke ihrer Burgen und die Zahl ihrer bewaffneten Gefolgschaften als auf die Würde ihres geistlichen Ansehens verlassend, mit dem Adel in eine Classe zählen, um so mehr, da sie mit diesem stets gemeinschaftliche Sache gegen den König und gegen das Volk machte.

Bei den ausgedehnten Freiheiten des Volks und den außerordentlichen Privilegien dieses Adels mußte die königliche Macht und Gewalt natürlich von sehr engen Schranken umschlossen sein. Außer den allgemeinen Versammlungen, die der König bei allen wichtigen Anlässen zusammenzurufen gehalten war, gab es noch einen permanenten, aus Mitgliedern des Adels und hohen Staatsbeamten, denen gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine Deputation der Städte hinzugefügt wurde, bestehenden Rath, der mit dem Könige über alle bürgerlichen, militairischen oder diplomatischen Angelegenheiten zu entscheiden hatte. Ohne dessen Zustimmung konnte der König nicht das geringste Stück von seinem Kronlande veräußern, keine von den Staatsfonds zahlbare Pensionen bewilligen, zu keiner ledigen Pfründe ernennen — Beschränkungen, die in Verbindung mit der Dürftigkeit der Kroneinkünfte die Lage des Königs keineswegs beneidenswerther machten als die manches seiner Vasallen.

Das von Castilien Gesagte findet auch zum großen Theil auf Aragonien seine Anwendung, indem die Institutionen beider Königreiche viel Ähnlichkeit miteinander haben, nur daß in Aragonien die Cortes öfter und an bestimmten Zeitpunkten zusammenkamen und der Hof des Justicia der königlichen Willkür auf der einen und der Zügellosigkeit des Volks auf der andern Seite einen heilsamen Damm entgegensetzte.

Noch weit weniger, als es bisher der politische Zustand der beiden christlichen Königreiche war, ist der des so berühmt gewordenen maurischen Reichs bekannt; kein Theil der Staatengeschichte ist dunkler, verwirrter, mehr mit Fabeln und Wunderlichkeiten angefüllt als die der Araber von ihrer Ankunft auf der Halbinsel bis zu ihrer endlichen Wiedervertreibung, und leider läßt sich von Hrn. Prescott nicht rühmen, daß er über diesen Theil der Geschichte viel neues Licht verbreitet hat, da er nur spanischen Schriftstellern folgte, diese aber für den Behuf, wozu er sie benutzte, ganz unzuverlässig sind. Selbst Casiri's „Bibliotheca Escurialensis" ist ungeachtet der Auszüge aus arabischen Schriftstellern, welche sie enthält, ebenso wie Conde's neueres Werk voll grober Irrthümer*), und erst wenn alle im Escurial verborgen liegenden arabischen Schätze erschlossen sind, können jene aufgehellt werden.

Man muß, um über die Ursachen, welche zu der Größe wie zu dem Untergange der arabischen Macht in Spanien führten, ein richtiges Urtheil fällen zu können, drei Perioden in der Geschichte derselben unterscheiden: die erste von der Eroberung Spaniens 711 bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, wo das durch den Sturz der Ommajiden und durch darauf folgende innere Kriege in seinen Grundfesten tief erschütterte Reich der Araber von Alfonso VI. beinahe aufgelöst worden wäre; die zweite von da bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, wo die verschiedenen kleinen, aus den Ruinen des Khalifats von Cordova hervorgegangenen Königreiche allmälig von den Christen unterworfen wurden; die dritte von der Bildung des Königreichs Gra-

*) Casiri verdankt man auch das Märchen von den 70 öffentlichen Bibliotheken im Reiche der Araber auf der Halbinsel, die in einem Manuscript genau beschrieben sein sollten, das bei näherer Prüfung kein Wort davon enthielt.

naba durch den Wali Ibn-al-Ahmar (1238) bis zur gänzlichen Vernichtung der mohammedanischen Macht.

Jede dieser drei Perioden trägt ihre besondern Züge, die auch besonders beachtet zu werden verdienen. In der ersten diente im Allgemeinen das östliche Khalifat zum Vorbild, von dem weder Abderrachman I. bei der Gründung dieses neuen westlichen Reichs noch seine Nachfolger sich unabhängig gemacht hatten, zufrieden mit dem bescheidenen Titel eines Emir der spanischen Moslemin, und der religiösen Oberhoheit des Khalifen sich stets demüthig unterordnend. Erst als die arabische Macht im Osten in die Hand der Türken überging, da hielt Abderrhaman III. (1214) sich für berechtigt, die höhern Titel Imam, Khalif und Emir-al-Mumenin, d. h. Beherrscher der Gläubigen anzunehmen.

Geistliche und weltliche Gewalt waren übrigens hier wie im Orient in der Hand des Staatsoberhauptes vereinigt; er war außerdem Herr über Leben und Vermögen seiner Unterthanen und regierte mit Zuziehung eines Meruar oder Staatsrathe, der aus den Wizirs oder bürgerlichen Beamten und den Walis oder Kriegsbefehlshabern bestand, und in dem der Sulean den Vorsitz führte. Daß aber die Kadis und Hadschibs an diesem Rathe Theil genommen hätten, wie Hr. Prescott (Bd. I, S. 392) behauptet, ist ein Irrthum; denn kein bürgerlicher Richter hatte Sitz und Stimme im Staatsrathe, und die Würde des Hadschibs, der höchsten am Hofe der Khalifen und der eines Großwessirs im türkischen Reiche entsprechend, wurde immer nur einem Individuum übertragen. Die Mitglieder dieses Conseils, die übrigens, wie sie vom Sultan eingesetzt waren, auch nach Gutdünken von ihm wieder entfernt werden konnten, hatten kein anderes Geschäft, als ihm die Staatsangelegenheiten vorzutragen und in wichtigen Sachen mit ihrem Rathe beizustehen.

Da der Koran den Satz aufstellt: „Jedes neue Gesetz ist eine Neuerung, jede Neuerung ein Irrthum, und jeder Irrthum führt ins ewige Feuer", der Koran aber zugleich der einzige Civil- und Criminalcodex der Moslemin ist, so mußte die Gerechtigkeitspflege der Araber in Spanien an den nämlichen Mängeln und Unregelmäßigkeiten leiden, die wir im ganzen Orient mit derselben verknüpft finden. Doch galt es für eine Pflicht des Königthums, alle Freitage öffentlich zu Gericht zu sitzen, um die Klagen und Beschwerden der Unterthanen anzuhören und abzustellen, und dieselbe wurde von den Sultanen aus dem Hause Omajja streng befolgt; auch fehlt es nicht an Beispielen, daß die Herrscher dieser Dynastie mit den Anordnungen des Propheten wesentliche Veränderungen vornahmen; so z. B. hob Abderrhaman II. die ungerechte, jetzt noch im Osten geltende Bestimmung auf, welche das Staatsoberhaupt zum rechtmäßigen Erben aller seiner Unterthanen macht, und verfügte statt dessen, daß die Kinder ihren Vater beerben sollen.

Auch die übrigen, der mohammedanischen Staatseinrichtung überhaupt anhaftenden Übel machten sich in Spanien fühlbar, keins aber so furchtbar und mit so nachtheiligen Folgen als der Mangel einer geordneten Thronerbfolge, wodurch der Staat in beständigen Unruhen und Bürgerkriegen erhalten wurde. Mohammed selbst, der nach der Stiftung eines so großen Reichs gleich Alexander dem Großen über die Erbfolge nichts bestimmte, wünschte vielleicht, daß das Khalifat durch Wahl besetzt werden sollte, und erst der Khalif Moâwija, indem er seinen Sohn Yesid vom Volke wählen und für seinen Nachfolger erklären ließ, legte den Grund zur Erblichkeit dieser Würde. In Spanien ernannten die Sultane von Cordova gleich von Anfang an noch während ihrer Lebzeiten ihre Nachfolger, zu denen sie stets ihre Lieblings- und nicht selten die jüngsten Söhne nahmen — wie z. B. Abderrhaman, der Gründer des Reichs von Cordova, seinen dritten Sohn Hesham —, und die sie sich etwa zugesellten wie die römischen Imperatoren nach Diokletian die Cäsaren, nur daß sie ihnen keinen Antheil an der Souverainetät mit übertrugen. Eine solche Art, den Nachfolger zu bestimmen, mußte natürlich eine unversiegbare Quelle von innerm Zwist und Bürgerkriegen sein, und die Geschichte ist voll von Empörungen der Söhne gegen ihre Väter, von Vater- und Brudermord, was auch Hr. Prescott von „dem ruhigen Tode der Khalifen", von den „Thränen, welche ihre Unterthanen ihnen nachweinten", sagen mag.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Unter den auswärtigen britischen Besitzungen befinden sich einzelne, in denen die Fieber mit außerordentlicher Wuth und Hartnäckigkeit grassiren und die Sterblichkeit in Folge derselben ungemein groß ist. Namentlich ist dies der Fall mit Demerara, dem britischen Guyana, für die Briten Das, was für die Holländer Batavia, und mit Westindien. Nach Captain Tulloch's neuestem statistischen Bericht ist die Sterblichkeit unter den Truppen auf den westindischen Inseln sechsmal größer als unter denen im vereinigten Königreiche, und von der Gesammtzahl der Krankheiten machen die Fieber mehr als drei Achtel aus, während die dadurch herbeigeführten Todesfälle mehr als die Hälfte des Gesammtverlustes betragen. Ein großer Übelstand hierbei ist, daß die Chinarinde, welche sich in Europa meist wirksam zeigt, in den Tropenländern so gut als unwirksam bleibt und, nach einem im Aprilhefte des „Foreign quarterly review" mitgetheilten officiellen medicinischen Bericht des jetzigen Oberinspectors der Militairhospitäler, Sir Andrew Halliday, vom Jahr 1834, wo er sich in Demerara aufhielt, auch wenn das Fieber aufgehört hat, den Kranken in einem Zustande von Nachwehen läßt, in welchem er wenig besser daran ist, oder, wenngleich der heftige Paroxysmus, in welchem die Hautfarbe oft gelb und orangefarben wird und sich das sogenannte schwarze Erbrechen einstellt, anfangs nachläßt, den Kranken doch keineswegs gegen Rückfall sichert. Unter diesen Umständen scheint es für jene Gegenden und die Europäer, welche daselbst zu leben genöthigt sind, eine große Wohlthat zu sein, daß ein jetzt in London anwesender Dr. K. Warburg während seines Aufenthalts zu Demerara, wo er botanischen, oft monatelangen Excursionen in in den Urwäldern einen großen Theil seiner Zeit widmete, aus den von denselben heimgebrachten Pflanzen Tropfen bereitet hat, welche nicht blos nach seinen eigenen Versicherungen, sondern nach beglaubigten Zeugnissen der angesehensten Ärzte, die davon Gebrauch machten, ein ebenso unschädliches als unfehlbares Mittel gegen das Fieber in jedem Klima gewähren. Fast in allen britischen Colonien sind dieselben bereits mit dem glücklichsten Erfolg angewandt worden.

Das Wasser des todten Meeres.

In einer neulichen Zusammenkunft der königlich irländischen Akademie theilte Dr. Apjohn die Resultate einer von ihm angestellten chemischen Auflösung von Wasser aus dem todten Meere mit, wovon ihm der Reisende G. J. Knox eine Probe aus Syrien mitgebracht hatte. Er bestimmte die specifische Schwere auf 1153, und fand in der Verbindung der verschiedenen Salztheile mit den Wassertheilen das Verhältniß von 18 zu 82 Procent. Ganz verschieden ist aber der Versuch eines andern Chemikers ausgefallen. Die von diesem untersuchte Probe war ungleich dichter und salzhaltiger, indem sie ein Verhältniß von 25 Procent Salztheilen zu 75 Procent Wasser zeigte. Die specifische Schwere ist von ihm auf 1212 bestimmt. Vorausgesetzt, daß beide chemische Analysen richtig gewesen sind, muß die Beschaffenheit des Wassers im todten Meere sehr verschieden sein, und diese Verschiedenheit sich nicht blos auf das Verhältniß der Salzstoffe zum Wasser, sondern auch auf das Verhältniß der verschiedenen Salze zueinander erstrecken, da auch hierüber beide Analysen sehr abweichende Resultate geben. 16t.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 204. — 23. Juli 1839.

Schelling und Hegel. Oder Beweis der Echtheit der Abhandlung: Über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. Als Darlegung der Stellung beider Männer gegeneinander. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie von C. L. Michelet. Berlin, Dümmler. 1839. Gr. 8. 10 Gr.

Vorliegende Broschüre ist bestimmt, im Streite mit Unterzeichnetem die „Echtheit" der auf dem Titel genannten, zuerst in dem von Schelling und Hegel gemeinschaftlich herausgegebenen „Kritischen Journal der Philosophie" erschienenen, dann im ersten Bande von Hegel's Werken wiederabgedruckten Abhandlung zu erweisen. Unter „Echtheit" (wofür der Vers. im Verlaufe öfters den barbarisch geformten Ausdruck: „Authenticität", substituirt) versteht Hr. Michelet nämlich das Verfaßtsein durch Hegel; wäre Schelling der Verfasser, wie er es denn in der That ist, so gilt ihm die Abhandlung für „unecht". Obgleich diese Wendung einigermaßen durch das vorausgesetzte Factum der Aufnahme in Hegel's Werke motivirt wird, so ist es doch als Nachlässigkeit und Anmaßung zugleich zu rügen, daß jenes Wort in der angegebenen Verbindung schon auf dem Titel gesetzt worden ist.

Gegen die „Echtheit" der fraglichen Abhandlung in des Verf. Sinne hatte Unterzeichneter bereits 1832 einen Zweifel öffentlich zu äußern gewagt. Er hatte dies gethan, nicht, wie Hr. M. voraussetzt, im Interesse Schelling's, um diesem sein Eigenthum zu vindiciren, sondern in dem Interesse, welches das Publicum, und welches Ref. vermöge seiner literarischen Stellung vor vielen Andern an dem Unternehmen der Herausgabe von Hegel's Werken nahm, welche von fremder Beimischung rein zu wissen ihm keineswegs gleichgültig sein konnte. Hr. M. bezeigt sich S. 23 verwundert darüber, daß in der Verhandlung der gegenwärtigen Streitfrage über ihn und seines Gleichen der Ausdruck: „Gemeinheit", gebraucht worden ist. Er frage sich, oder, da sein eigenes Gefühl wol schwerlich so weit reichen möchte, ihn hierüber aufzuklären, er frage lieber Andere, was sonst, als Gemeinheit es ist, solche Triebfeder einer schüleehaften Dienstfertigkeit im Interesse des Meisters, einer allenfalls einem Famulus geziemenden Geschäftigkeit, wie er seinerseits sich solcher allerdings in seinem Verhältnisse zu Hegel bewußt sein konnte, ohne Weiteres auch in einem Gegner vorauszusetzen, der doch sonst deutlich genug den Beweis gegeben hatte, wie fremd jede Unterwürfigkeit unter einen, wenn auch immerhin verehrten und anerkannten Meister seinem Charakter ist.

Dasselbe Motiv legt Hr. M. auch dem geraume Zeit später erfolgten Schritte des Ref. unter; ja, seine Dreistigkeit geht so weit, sogar Schelling als eigentlichen Urheber dieses Schrittes vorauszusetzen. Zwar, daß er sich durch das sechsjährige Schweigen des Letztern hätte belehrt finden sollen, wie gleichgültig demselben füe seine Peefon der sachliche Inhalt des Streitpunktes war, dies können wir ihm insofern nicht zumuthen, als er eben aus diesem Schweigen den Ungrund von Schelling's Anspruche auf die Verfasserschaft des fraglichen Aufsatzes folgern will. Adee was berechtigt ihn, das Wiederauftreten des Ref. in dieser Angelegenheit aus dem Beweggrunde abzuleiten, daß (S. 6) „Herr Professor Weiße, oder wer es sei, es nicht gehabt haben wollte, daß Schelling Hegel'n irgend etwas verdanke"? Letzteres nämlich, daß Schelling Hegel'n gar Manches verdanke, meint Hr. M. in seiner „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie" erwiesen und dadurch den nun erst wiederholten Einspruch des Unterzeichneten hervorgerufen zu haben. Was, fragen wir, berechtigt ihn zu dieser so gehässigen und eines Mannes, als welchen der Geschichtschreiber dee neuesten philosophischen Systeme wenigstens Schelling kennen mußte, so unwürdigen Voraussetzung? Wae etwa der Grund so schwer zu entdecken, welcher Ref. zu dem so spät von ihm gethanen Schritte, die Sache endlich ins Klare zu bringen, veranlaßt hatte? oder hatte ihn Ref. Hrn. M. gegenüber verboegen gehalten? Mußte nicht Hr. M. selbst es sich sagen, und hatte nicht Ref. es ihm zum Überflusse ausdrücklich zu verstehen gegeben, daß dieser Schritt von ihm, Hrn. M., auf das muthwilligste provocirt worden war? Auf das muthwilligste, sagen wir, denn daß in seinem Geschichtswerke „jener Streitpunkt mit Hrn. Professor Weiße über diese Abhandlung natürlich nicht übergangen werden konnte" (S. 5), wird unser Gegner uns um so weniger überreden, als wir einige Zeilen zuvor von ihm belehrt worden sind, daß „dem unbefugten Eingriffe des Hrn. Professor Weiße gar keine Folge gegeben zu werden brauchte". Man bemerke wohl, daß

Digitized by Google

die Notiz, welche jene unbedachtsam ausfoderndeu Worte enthält („Geſchichte der letzten Syſteme" u. ſ. w., Bd. 2, S. 635), nicht etwa der Darſtellung des Schelling'ſchen Syſtems einverleibt iſt, wo der Verf., wäre er redlicher verfahren, als ihm beliebt hat, ſie etwa ſeinen Leſern aus dem Grunde hätte ſchuldig zu ſein glauben können, weil er auf ſeine Anſicht über die Verfaſſerſchaft des fragl'chen Aufſatzes dort manche Folgerungen, den Einfluß betreffend, den nach ihm Hegel zu einer gewiſſen Zeit auf Schelling geübt haben ſoll, zu bauen gewagt hatte. Es wird jene Notiz vielmehr als ein Siegesruf gegen Ref. inmitten eines kurzen, den Letztern betreffenden Abſchnitts vorgebracht; ſie dient dort, nebſt einigen andern Nichtswürdigkeiten ähnlicher Art, eine dem Verf. fühlbar gewordene Lücke auszufüllen, indem derſelbe über die philoſophiſchen Werke des Ref., die er nicht ſtudirt hatte, nichts Näheres zu berichten wußte. Würde nun ſchon ein Anderer ſolches, auf einem faktiſchen Irrthum beruhende Triumphgeſchrei nicht leicht ruhig angehört haben, wenn es in ſeiner Hand lag, es durch Darbringung eines unverwerflichen Zeugniſſes zu widerlegen, ſo mußte ſich Ref. zur Selbſtvertheidigung in dieſem Falle um ſo mehr aufgefodert finden, je empfindlicher gerade er bei ſeiner zum Theil ausdrücklich in das Fach der höhern Kritik überſtreifenden wiſſenſchaftlichen Thätigkeit durch den Vorwurf eines „Mangels an kritiſchem Takt" betroffen war.

Aus dieſem Grunde alſo, in ſeinem perſönlichen Intereſſe, nicht als hätte er gemeint, Schelling einen Dienſt damit zu erweiſen, wenn er ihn auf die an ihm begangene literariſche Entwendung aufmerkſam machte, wandte Ref. ſich an den verehrten Meiſter mit der Bitte um eine Entſcheidung der obſchwebenden Frage und im bejahenden Falle um ſein Zeugniß in derſelben. Schelling hat, als rechtlicher Mann, dieſes Zeugniß nicht verſagt, ſo wenig erwünſcht ihm, wie aus den Worten ſeines Schreibens deutlich hervorgeht, die Anregung dieſer Sache war; unſtreitig weil er die Geſinnung des Gegners genugſam durchſchaute, um vorauszuſehen, welche Deutung er ſolchem Zeugniſſe geben würde. Dieſer Umſtand, verbunden mit der von Schelling ſelbſt ihm anempfohlenen ſchonenden Rückſicht gegen die Partei des Gegners, welche der damals obſchwebende Streit derſelben mit den bekannten pietiſtiſchen Denunciationen einer ehrenhaften Geſinnung zur Pflicht zu machen ſchien, für Ref. perſönlich auch noch die Rückſicht, die er dem freundlichen Verhältniſſe ſchuldig zu ſein glaubte, welches zwiſchen ihm und einigen der Herausgeber von Hegel's Werken beſteht, beſtimmten den Letztern, mit dem entſcheidenden Zeugniſſe nicht ſogleich öffentlich hervorzutreten, ſondern es in die Macht ſeines Gegners zu geben, ſeinen Irrthum ohne Eclat freiwillig zu verbeſſern. Er glaubte keinen Verrath zu begehen, ſondern ganz in Schelling's eigenem Sinne zu handeln, wenn er zu dieſem Behufe durch die Vermittelung eines befreundeten Ehrenmannes, Hrn. Prof. v. Henning, auch ohne ausdrücklich dazu erhaltene Vollmacht, Hrn. M. die Einſicht in das betreffende Document geſtattete; ein Umſtand, deſſen wir nur darum gedenken, weil auch aus ihm die gehäſſige Geſinnung des Gegners (S. 9) auf eine in der That ſinnreiche Weiſe Gift zu ſaugen nicht unterlaſſen hat. Die Erfolgloſigkeit dieſes verſöhnenden Schrittes, durch die ſich Ref., minder vorausſichtig als Schelling, höchlich überraſcht gefunden zu haben bekennen muß, nöthigte ihm folgende Erklärung ab, die, in dem Intelligenzblatte d. Bl. (Dec. 1838, Nr. XXXXV) abgedruckt, wir hier nochmals wörtlich mitzutheilen für angemeſſen halten.

In Hrn. Michelet's „Geſchichte der letzten Syſteme der Philoſophie in Deutſchland", Bd. 2, S. 635, lieſt man folgende Worte:

„Als ich den erſten Band der Hegel'ſchen Werke 1832 herausgab, wollte Weiße die Hegel'ſche Abhandlung „Über das Verhältniß der Naturphiloſophie zur Philoſophie überhaupt" in öffentlichen Blättern Schellingen vindiciren, und es bedurfte einer förmlichen Erwiderung von meiner Seite ſowie des beharrlichen Schweigens Schelling's, um dieſen Mangel des kritiſchen Takts in ſeine Schranken zu verweiſen."

Erſt durch dieſe Ausfoderung fand Unterzeichneter ſich veranlaßt, über den eigentlichen Verfaſſer dieſer, bekanntlich zuerſt in dem „Kritiſchen Journal der Philoſophie" gleich allen Aufſätzen dieſer Zeitſchrift ohne Namensunterſchrift gedruckten Abhandlung Hrn. Geheimerath v. Schelling ſchriftlich zu befragen, deſſen „beharrliches Schweigen", bei ſeiner bekannten Geringſchätzung aller, von gewiſſer Seite her ſo reichlich ihm zugefügter Unbillen, keineswegs befremden oder in der einmal gefaßten, wohlbegründeten Überzeugung irre machen konnte. Verbunden ward damit eine ähnliche Anfrage in Bezug auf den im ſechzehnten Bande von Hegel's Werken wieder abgedruckten Aufſatzes: „Über das Weſen der philoſophiſchen Kritik". Die Antwort Schelling's in einem Schreiben vom 31. Oct. d. J. lautet wie folgt:

„Was den unter Hegel's Schriften aufgenommenen Aufſatz: „Verhältniß der Naturphiloſophie zur Philoſophie überhaupt", betrifft, ſo iſt Ihre Vermuthung vollkommen gegründet. Es iſt darin kein Buchſtabe von Hegel, jener hat ihn vor dem Abdrucke nicht geſehen. Was die Einleitung zu dem „Kritiſchen Journale" betrifft: „Weſen der philoſophiſchen Kritik" u. ſ. w., ſo iſt ſie zum Theil von Hegel geſchrieben. Viele Stellen, die ich jedoch im Augenblicke nicht näher zu bezeichnen wüßte, ſowie die Hauptgedanken ſind indeß von mir; es mag wol keine Stelle ſein, die ich nicht wenigſtens revidirt."

Dies zugleich als Beitrag zur Beantwortung der Frage: welche von Beiden beſſer mit Hegel vertraut ſind, die „Trengebliebenen", oder die „Pſeudohegelianer", die, „von der Schule Ausgeſtoßenen" (etwa als „der Stein, den die Bauleute verworfen haben", Matth. 21, 42., da ja Hr. Michelet in demſelben Zuſammenhange, in welchem er jenen Act des Ausſtoßens berichtet (S. 630), den Spruch Matth. 22, 14. anführt?), von Jenen unaufhörlich, Hegel nicht verſtanden zu haben, bezüchtigt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Rückblick auf Spanien vor der Vereinigung der verſchiedenen Kronen zu einem Geſammtkönigreiche.

(Beſchluß aus Nr. 294.)

Ein anderes Grundübel in den Staaten des Islam iſt die faſt unabhängige Macht, deren ſich die Statthalter der Provinzen erfreuen.*) Zwar übertrugen die ſpaniſchen Khalifen nicht wie die des Oſtens Leuten, die, ohne Verdienſt, blos durch die

*) Erſt durch Sultan Mahmud II. iſt demſelben im Orient Einhalt gethan worden.

Digitized by Google

Laune ihres Herrn aus der untersten Tiefe der Gesellschaft emporgestiegen waren, die Verwaltung volkreicher Städte und Landschaften, sondern Solchen, die den wichtigen Pflichten ihres Berufs gewachsen und für die Arbeiten im Felde und im Cabinet gleich tauglich waren; allein die Vereinigung der bürgerlichen und militairischen Gewalt in ihren Händen, verbunden mit der Erhebung der Steuern, enthielt einen starken Anreiz zur Rebellion, dem nur zu Wenige widerstanden. Wie mußte nun ein auf so schwachen Grundlagen beruhendes Staatsgebäude durch die Fehden der verschiedenen Stämme erschüttert werden, die ihre ererbten Feindschaften und Streitigkeiten, ihren Stammhaß und ihre Rachsucht aus der Heimat mit in das eroberte Land gebracht hatten! Wahrlich Pelayo und die Seinigen, wie flüchtiges Wild von Felsen zu Felsen gejagt und dem Hunger und Frost fast erliegend, verdankten ihre Rettung nur dem Bürgerkriege, der zur rechten Zeit zwischen den Beni-Cahtan und den Beni-Modhar ausbrach, nach dem Ausdruck eines arabischen Dichters, „den ersten Flammen des Brandes, wodurch später das Gebäude des Islam vertilgt werden sollte". Dessenungeachtet blieb das arabische Reich in Spanien mit jenen größern Leiden verschont, von denen das östliche heimgesucht wurde, und im Vergleich mit diesem konnte es innerlich ruhiger und fester begründet genannt werden. Denn hier kam es zu keinem Religionskriege zwischen den Khalifen und den Nachkommen Ali's, zu keiner Glaubenstrennung; hier traten keine ehrgeizige Neuerer als Propheten auf, deren fanatische Stimme in Afrika so oft die Losung zu Mord und Greueln war; hier zwang die Beschaffenheit der Feinde, keiner verweichlichten Griechen, sondern armer, durch rauhes Leben abgehärteter Krieger von germanischer Abkunft, die das Erbe ihrer Väter wieder zu erobern entschlossen waren, zu der Entfaltung einer Kraft, Thätigkeit und Wachsamkeit, denen wir im Osten nicht begegnen. Da die schnell zusammengerafften Truppen, mit denen anfangs jeder Wali die Grenzen seiner Provinz vertheidigte, und bald auch der Alhijed oder das in den Moscheen verkündete allgemeine Aufgebot nicht mehr ausreichten, um den immer häufiger und nachdrücklicher werdenden Anfällen der Christen zu widerstehen, so führte dies zu der Ausbildung einer Einrichtung, die, der religiösen Begeisterung entsprungen und vom kriegerischen Geiste der Araber genährt, ein mächtiges Bollwerk ihres Reichs bildete. Getreu nämlich dem Gebote des Korans, der Kampf gegen die Ungläubigen zur Pflicht jedes Muselmanns macht und Dem, der darin fällt, die Märtyrerkrone und das Paradies verheißt, strömten fromme Moslemin von nah und fern, selbst aus Syrien, Persien, Afrika und andern Ländern an die bedrohten Grenzpunkte und schworen, dieselben so lange zu behaupten, als die Gefahr dauerte. Solche freiwillige Krieger hießen Rabits oder Murabits, d. i. Grenzsoldaten, und daher der häufige Name Rabida, den manche Ortschaften in Spanien führen und der ursprünglich das Standquartier solcher Truppencorps bezeichnete. Bald nach der Eroberung eingeführt, trat diese Einrichtung erst unter der Regierung Alhakem's I. recht ins Leben, der zugleich ein zahlreiches stehendes Heer besoldete und seine Leibgarde, wie die Janitscharen der ottomanischen Pforte, aus jungen im Kriege gefangenen Christen bildete. Auch in der Bewaffnung richteten die Araber sich bald nach ihren schwergerüsteten Gegnern, indem sie den leichten Bogen mit der schweren Armbrust vertauschten und sich gleichfalls von Kopf bis zu Fuß in Eisen kleideten, um im Kampfe Mann gegen Mann mit den gepanzerten Gothen nicht im Nachtheil zu sein. An der Küste des mittelländischen Meeres kreuzte während dieser Periode, nachdem von Alhakem I. die Marine beträchtlich vermehrt war, beständig eine Flotte von 300 Segeln, um zum Schutz gegen die blitzesschnellen und furchtbaren Angriffe der skandinavischen Vikinger zu dienen.

Mit der ersten Periode, in welcher trotz der häufigen innern Kämpfe, trotz der Angriffe von Franken und Gothen das Reich der spanischen Araber dennoch zu Glanz und Wohlstand gelangte, durch kein anderes Mittel als durch seine höhere Civilisation und Bildung, an der es allen Staaten des damaligen Europas weit überlegen war, hört auch die eigentliche Geschichte dieses Reichs auf, indem das Khalifat von Cordova auf immer verschwindet, nicht in Folge der Siege der Christen, sondern des Einbruchs frischer Stämme aus Afrika, die, früh zum Islam bekehrt und der Siege und Beute der Araber theilhaft geworden, aber an Abstammung, Sitten und Sprache gänzlich von diesen verschieden, das Scepter von Cordova den schwachen Händen entwanden, in denen es sich befand, gerade wie das Khalifat im Orient andern zum Islam bekehrten Barbaren, den Türken, zur Beute diente: eine Revolution die an die Auflösung des römischen Reichs durch die von ihm zu Christen gemachten Völker des Nordens erinnert. Diese Revolution ist in Bezug auf Spanien weder von Conde noch von dem amerikanischen Geschichtschreiber hinlänglich beachtet: Beide haben den Übergang der Macht von den Saracenen oder den Völkern des Ostens an die Moghrebier oder Völker des Westens nicht bemerkt, haben die Ursachen, welche dazu führten, nicht untersucht und überhaupt die beiden genannten Völkerfamilien gar nicht unterschieden, indem sie die ersten Eroberer oft Mauren und die elenden Ueberreste der alten Macht und Herrlichkeit in Granada Araber nennen. Auch haben sie die bürgerlichen und militairischen von den Almoraviden und Almohaden eingeführten Reformen nicht erwähnt, und doch ist deren Kenntniß für das Verständniß der Geschichte der Zeit unentbehrlich. Mohammedanische Schriftsteller sagen, daß nach Begründung einer neuen Ordnung der Dinge die afrikanischen Eroberer bald ihre ursprüngliche Roheit ablegten und begierig die Bahn der Civilisation einschlugen, auf welche sie von den Unterworfenen geführt wurden. Unter der Herrschaft der Almoraviden scheinen die eigentlichen Araber noch eine Art von Aristokratie gebildet zu haben, in deren Händen sich fast alle bürgerlichen und geistlichen Ämter sowie die höchsten militairischen Befehlshaberstellen befanden. Die berberischen Sultane beförderten und schützten die Wissenschaften, trafen heilsame Anordnungen, schärften mit Strenge die Beobachtung aller religiösen Pflichten ein und zeigten, unverdorben durch den Luxus der Civilisation und des Friedens, im Felde eine Thatkraft und Hingebung, welche der der ersten Eroberer keineswegs nachstand; aber es war zu spät: während der bürgerlichen Unruhen, die bald auf den Tod Almansur's folgten, hatte die Macht der Christen sich zu sehr gehoben, und wenn diese auch in der Schlacht von Las Novas de Tolosa (1212) noch einen Augenblick zu wanken schien, so riß bald eine Reihe kriegerischer und fähiger Könige von Castilien die besten Provinzen aus den Händen der Moslemin und beschränkte diese auf das kleine Königreich Granada, das letzte Bollwerk des mohammedanischen Reichs in Spanien. Von der Gründung dieses Königreichs durch den Wali Ibn-al-Ahmar bis zur endlichen Unterwerfung desselben verflossen über drittehalb Jahrhunderte. Der Grund dieser langen Dauer muß viel mehr in den innern Kriegen, welche die Aufmerksamkeit der christlichen Monarchen in jener Zeit auf sich zogen, als in besondern politischen und militairischen Talenten der maurischen Herrscher gesucht werden. Denn unter allen 22, welche in diesem Zeitraume den Thron von Granada ausfüllten, zeigte kaum Einer Thatkraft oder Weisheit, und die Aufstände und Unruhen in der Hauptstadt, bald von einer zuchtlosen Soldateska, bald von einem ausgelassenen Pöbel ausgehend, die blutigen Parteiungen im königlichen Palaste, die Factionen im Harem, die Ermordungen von Königen und Mitgliedern der königlichen Familie zeigen uns lebhaft ein orientalisches, rasch seinem Untergange zueilendes Reich.*) Auch die Elemente, aus denen das Königreich Granada bestand, waren wesentlich von denen der beiden ersten Epochen verschieden: das Band der Vereinigung, welches Osten und Westen bisher zusammengehalten hatte, war gänzlich zerrissen, und nur noch einige verarmte Familien, die längst außer aller Verbindung mit ihren Stämmen standen, rühmten

*) Ähnlich endeten die Sultane der Mamlukendynastie in Ägypten.

sich in ihrer Dunkelheit einer arabischen Abkunft, während jede wichtige Stelle im Staate von den Nachkommen der afrikanischen Stämme eingenommen wurde. Diese Kinder der Wüste hatten nach Spanien jene Liebe zur Unabhängigkeit und jene Unlenksamkeit mit herübergebracht, welche die Berbern überhaupt charakterisirt und wenn unter ihrer Herrschaft die Blüten der arabischen Cultur nicht gänzlich verwelkten und die Literatur noch einmal einen neuen Aufflug nahm, so trug sie doch das Gepräge des wilden und umherschweifenden Lebens dieses Volks. In dieser letzten Periode ging übrigens ebenso wie mit dem Kriegswesen auch mit den Sitten der Mohammedaner in Spanien eine große Veränderung vor: nationelle und religiöse Baentheile verschwanden allmälig; der Verkehr mit den Christen wurde häufiger, und maurische Könige besuchten die von Castilien an ihrem Hofe, während christliche Edelleute sich nach Granada verfügten, um dort Ehrenhändel unter den Augen der maurischen Herrscher abzumachen. Aus dieser beständigen Berührung zwischen dem ritterlichen Geiste des Nordens und der Höflichkeit und Feinheit des Südens ging jene eigenthümliche Civilisation hervor, welche die letzten Tage des Königreichs Granada erleuchtete und sichtbare Spuren in dem spanischen Charakter zurückgelassen hat.

Blicken wir am Schluß dieser Bemerkungen noch auf den letzten entscheidenden Kampf, durch welchen das Königreich Granada auf immer dem spanischen Scepter unterworfen wurde, dann finden wir auch hier des Dunkeln, Irrthümlichen und Räthselhaften noch gar viel und müssen unser Bedauern darüber aussprechen, daß der ausgezeichnete amerikanische Historiker, der Ferdinand's und Isabellens Regierung in ein so helles Licht gesetzt hat, in der Darstellung dieses Krieges zu sehr Conde's Autorität gefolgt ist, der doch für den ganzen Zeitabschnitt gar keine arabische Quellen benutzt und lediglich aus Cardanne und Marmol geschöpft hat. Er ist dadurch zu manchem Irrthum verleitet worden. So, um nur einen anzuführen, spricht er mit Conde von einer Sultanin Zoraya, die, eifersüchtig auf eine griechische Sklavin, welche von ihrem Gemahl in seinem hohen Alter mit großer Leidenschaft geliebt wurde, und aus Besorgniß, der Sprößling dieser Liebe möchte ihren eigenen Sohn vom Throne verdrängen, im Volke den Geist der Unzufriedenheit mit der Regierung ihres Gemahls anzufachen strebte und dadurch zu einer Parteiung Veranlassung gab, wodurch Ferdinand die Eroberung des Landes sehr erleichtert wurde. Die Gemahlin des alten Khalifen Abul Hassan hieß aber nach arabischen Geschichtstellern Ayescha, während Zoraya der Name der christlichen, von dem Greise noch so feurig geliebten Sklavin war, und wohl verdient der Beachtung, was hierüber Almaccari bemerkt, ein arabischer Geschichtschreiber, dessen Erzählung die ganze Zeit von der Eroberung Spaniens durch Tarik bis zur endlichen Vertreibung der Moriscos 1610 umfaßt. Indem er von den Bürgerkriegen spricht, wodurch Granada gegen das Ende seines Daseins im Innern zerrissen wurde, sagt er Folgendes: „Der König hatte von seiner Frau Ayescha, der Tochter seines Oheims Abu Abdillah al Aisar, zwei Söhne, Mohammed und Jussuf; aber da er gegen das Ende seines Lebens eine außerordentliche Zuneigung für eine christliche Sklavin zeigte, so fing das Volk an zu fürchten, er würde die Söhne der edeln Ayescha enterben, um denen der christlichen Beischläferin den Vorzug zu geben. Hoflente, Edle und die übrigen Einwohner von Granada theilten sich nun in zwei feindliche Parteien, die sich gegenseitig bekriegten, indem die eine für die Christin, die andere für die Araberin focht, die eine die Festung Albayzin, die andere das königliche Schloß der Alhambra in Besitz hielt. Während dieser innern Kämpfe eroberte der König Ferdinand rasch die Städte und Burgen beider kriegführenden Parteien, deren Heftigkeit er immer mehr anzufachen suchte, indem er die Einen durch geheime Emissaire aufhetzte, die Andern aber durch Mannschaft, Waffen und Vorräthe zur Fortsetzung des Kriegs unterstützte."

Diese kurzen Andeutungen sind von großer Wichtigkeit, insofern sie uns zeigen, daß Ferdinand an den Bürgerkriegen in Granada mehr Theil nahm, als man gewöhnlich glaube, und daß die Erzählungen und Romanzen jener Zeit, besonders jenes köstliche Buch: „Las guerras civiles de Granada", weit entfernt, reine Erdichtung zu sein, mehr oder minder auf historischer Wahrheit beruhen. 145.

Mancherlei.

Man hat als einen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums den herrlichen Einfluß desselben auf Gemüth und Sittlichkeit geltend gemacht, und zwar mit Recht; denn eine religiöse Lehre, bei welcher solch ein Einfluß durchaus nicht, oder wol gar ein schädlicher nachgewiesen werden könnte, z. B. bei dem wilden Eifer des Mohammedanismus, dürfte keinen Anspruch darauf machen, daß sie von Gott stamme. Die Ansicht ist rationalistisch, sie stützt sich auf die innere Vernunftanschauung über Recht und Unrecht, Tugend und Laster. Im Fall nun Rationalismus und Supernaturalismus miteinander streiten, ließe sich ihnen Dasselbe sagen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", und dies käme beiden Theilen zugute. Dem Rationalismus nämlich, inwiefern ein Vernunftmaß des Sittlichen und der Gemüthsstimmung gebraucht würde; dem Supernaturalismus, indem die Gläubigen wahrhaft religiösen Geist, sittliche Herzensbesserung und Fröhlichkeit in dem Herrn aufwiesen. Gewiß sind solche Folgen ase bei den Anhängern des Positiven wahrgenommen, und die Vernunft würde dann ihren Glauben rechtfertigen. Nur sind die Folgen nicht immer *nothwendig* an die Bedingung des positiven Supernaturalismus geknüpft, sondern *können* auch rationalistisch zu Stande kommen. Wird dies geleugnet, so behauptet der positio Offenbarungsgläubige zu viel, schließt zu rasch von sich auf Andere. Gesellt sich dazu eine Härte des Urtheils, eine Verdammung des Andersgläubigen, so wird dadurch die Trefflichkeit des Offenbarungsglaubens verdunkelt; und dasselbe gilt auch vom Rationalismus. Nothwendig sind die heilsamen Folgen weder an Rationalismus noch Supernaturalismus gebunden, und die Geschichte liefert Beispiele dieser Nichtnothwendigkeit. Im Allgemeinen also wird das Streiten über die doppelte Art der religiösen Überzeugung wenig entscheiden und immer ein unaufgelöstes Fragen über Dasjenige bleiben, was im besondern Falle daraus hervorgehen könne, oder schon hervorgegangen ist.

Spix und Martius wollen bei den Garroados in Brasilien keine Vorstellungen von Gote, aber wat von einem bösen Wesen gefunden haben. Es ist sehr die Frage, ob nicht dergleichen überall auf den untersten Stufen der Cultur erscheine. Gehindere fühlen sich sinnliche Menschen in Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Begierden, *unterstützt* und durch höhere Macht gehoben nur dann, wenn Macht und Herrschaft des Geistigen bei ihnen schon zu hellerm Bewußtsein gelangten. Sonach wären Sühnopfer früher als Dankopfer, Dank wäre überhaupt eine höhere Empfindung als Furcht und Besorgniß. Darum sind sehr viele Menschen undankbar; Alle aber werden Den, der ihnen schaden kann, sich geneigt zu machen suchen.

Der Kirchenvater Lactanz spricht: „Was erforschest du Dasjenige, was du nicht wissen kannst, und was dich, wenn du es weißt, nicht glücklicher macht? Die menschliche Weisheit ist vollendet, wenn sie erkennt, Gott sei Einer und durch ihn sei Alles erschaffen." Solche einfache Wahrheit minder einfach zu machen, das Ungewußte in den Kreis der Wissenschaft zu ziehen, bemüht sich alle Speculation. Hat sie ihre Aufgabe gelöst, und ist eine Begreiflichkeit Gottes und seiner Schöpfung zu Stande gekommen? 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 205. — 24. Juli 1839.

Schelling und Hegel. Oder Beweis der Echtheit der Abhandlung: Über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. Als Darlegung der Stellung beider Männer gegeneinander. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie von C. L. Michelet.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Gegen diese Erklärung also ist die vorliegende Broschüre zunächst gerichtet. Obgleich der Verf. sich auf eine ebenso lächerliche als unwürdige Weise das Ansehen gibt, gegen die Authentie des darin mitgetheilten Zeugnisses, welches ihm als Autographon vorgelegen hatte, noch Zweifel zu hegen, so ist er sich doch recht wohl bewußt, in seiner ganzen Schrift gegen dieses Zeugniß selbst anzukämpfen. Er stellt demselben zunächst (S. 27) eine Aussage entgegen, die er von Hegel mündlich vernommen haben will. Hegel nämlich soll sich in einer mit Hrn. Michelet gepflogenen Unterredung über die respectiven Verfasser der Abhandlungen des „Kritischen Journals" auf einen von Letzterm geäußerten Zweifel über die Verfasserschaft der hier fraglichen ausdrücklich verneinend erklärt und sich diese Verfasserschaft zugeeignet haben, wobei Hr. M., der Warnung seines Meisters hinsichtlich der Trüglichkeit solches Physiognomischen („Phänomenologie des Geistes", neue Ausg. S. 235 fg.) uneingedenk, sogar in dem Blicke dieses Meisters noch ganz besondere Dinge gelesen zu haben in der Meinung steht. Auch gegen Hrn. Cousin soll, wie Hr. M. (S. 29) durch einen Correspondenten in Erfahrung gebracht zu haben versichert, Hegel sich als den Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes genannt haben. Unser Gegner ist jedoch weit davon entfernt, durch diese Aussagen allein die Sache für abgethan zu halten; er räumt ein (S. 8), daß „die Behauptung eines Mannes wie Schelling zunächst ebenso viel gelte als die eigenen Worte des Verstorbenen". Darum geht sein weiteres Bestreben dahin, seinerseits den Beweis zu führen, daß jene angebliche Aussage Hegel's sich richtig verhält und auf keinem Irrthume beruht.

Was nun diesen anmaßlichen Beweis selbst betrifft, so wäre es zwar ein Leichtes, die Nichtigkeit, ja zum Theil die völlige Verkehrtheit und Widersinnigkeit aller einzelnen Punkte desselben nachzuweisen. Ebenso leicht wäre es, den „guten Gründen" für die Wahrscheinlichkeit der Hegel'schen Verfasserschaft, deren sich allerdings, wie bei jedem Raisonnement dieser Art, gar manche, auch noch manche von dem Verf. übergangene, auffinden lassen, andere, ebenso gute und noch bessere für die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit gegenüberzustellen. Welche Possierlichkeit — wir geben hier die Worte wieder, mit welchen ein unbetheiligter Leser den Eindruck schilderte, den die Michelet'sche „Scharteke" auf ihn gemacht —, welche wahrhafte Possierlichkeit, aus der innern Übereinstimmung des fraglichen Aufsatzes mit den spätern Schriften Schelling's — die Nichtautorschaft desselben und seine Plagiate an Hegel zu folgern!! Allein wir würden einen Frevel an dem Manne zu begehen glauben, dessen Zeugniß in den Augen jedes Verständigen allen Zweifel in dieser Sache ein- für allemal niederschlagen muß, wenn wir uns auf eine Widerlegung des Michelet'schen Raisonnements, oder gar auf den Versuch eines Gegenbeweises auch nur von fern einlassen wollten. Daß diesem Zeugnisse die von Hrn. M. berichtete Äußerung des verewigten Hegel als ein gleich gewichtvolles Zeugniß gegenüberstehe, wird kein Unbefangener sich überreden lassen. Wir wollen gern annehmen, daß unser Gegner das zwischen ihm und seinem verstorbenen Lehrer vorgefallene Gespräch so treu berichtet habe, als es die in ihm angeregte Leidenschaft, welche dergleichen Gegenstände der Erinnerung mit lebhaftern Farben zu überkleiden liebt, ihm gestattete; wie es mit der angeblich gegen Hen. Cousin gethanen Äußerung sich verhalte, müssen wir in Ermangelung eines genauern Berichts darüber gänzlich dahingestellt lassen. Allein auch zugestanden die Authentie jener mündlichen Aussage, so kann man, ohne der Wahrhaftigkeit des Verewigten im geringsten zu nahe zu treten, einen Irrthum oder Misverstand in derselben voraussetzen, während in Bezug auf Schelling's Zeugniß solche Annahme uns, wie Jeder sieht, völlig abgeschnitten ist. Wie leicht konnte im flüchtigen Gespräche ein zufälliger Gedächtnißfehler des Sprechenden, eine augenblickliche Verwechselung dieses Aufsatzes mit irgend einem andern unterlaufen und das Misverständniß herbeiführen, welches zu verbessern sich um so weniger Veranlassung fand, als damals noch von keinem geschäftlichen Interesse die Rede war, welches eine Sonderung der den beiderseitigen Verfassern zugehörenden Abhandlungen gefordert hätte. Jetzt aber, nachdem die Sache zur ausdrücklichen

Digitized by Google

Streitfrage geworden ist, könnte ein falsches Zeugniß von Schelling's Seite, noch dazu ein in so positiv lautenden Worten schriftlich ausgesprochenes, offenbar nicht auf Irrthum, sondern nur auf der Absicht, sich fremdes Eigenthum anzumaßen, beruhen. Solche Absicht aber in einem Manne wie Schelling voraussetzen wollen, zeigt von einer Gesinnung, deren unverhohlen kundgegebene Niedrigkeit in ihrem Eigner durch keine Macht der Leidenschaft, welche dabei im Spiele gewesen sein mag, entschuldigt wird.

Was übrigens den sachlichen Inhalt der solchergestalt schon vor ihrer Verhandlung in vorliegender Schrift zur unantastbaren Entscheidung gebrachten Streitfrage betrifft, so müssen wir uns durch Hrn. M. darüber belehrt bekennen, daß derselbe nach einer gewissen Seite hin von weit größerm Interesse ist, als wir selbst, da wir sie zuerst in Anregung brachten, geahnet hatten. Wir unsererseits hatten, wie schon bemerkt, von vorn herein kein anderes Interesse daran genommen als das ganz allgemeine kritische. Die Abhandlung war uns zwar wie Alles, was aus der Feder ihres Verfassers kommt, als schön und bedeutend erschienen, aber doch nicht als von solcher Erheblichkeit, daß sie, als ein Werk ihres Verfassers anerkannt, dem Ruhme desselben etwas Wesentliches zusetzen, ihm abgesprochen, etwas Wesentliches entziehen könnte. Erst unser Gegner hat uns aufmerksam darauf gemacht, von welchem Umfange die unwahren und gehässigen Folgerungen sind, die man aus der Annahme, daß Hegel der Verfasser sei, ziehen kann. Zwar, daß die Einwirkung beider großen Denker aufeinander in jener Zeitperiode eine gegenseitige war, dies wird, unsers Wissens, im Allgemeinen von Schelling selbst nicht in Abrede gestellt. Wir unsererseits hatten längst vor Hrn. M.'s diesen Gegenstand betreffenden Erörterungen Spuren solcher Einwirkung in Schelling's Schriften nicht minder als in Hegel's mehrfach zu bemerken geglaubt, und wir machen noch jetzt uns anheischig, unserm Gegner noch manche, die ihm entgangen sind, nachzuweisen. Aber daß dieser Einfluß für Beide ein so ungleichartiger gewesen sei, daß Hegel sich so durchaus schöpferisch und gebend, Schelling fast nur empfangend und nachsprechend dabei verhalten habe, wie jetzt Hr. M. nachzuweisen unternimmt, dies hatten wir uns freilich nicht träumen lassen. Wir hatten nicht anders gewußt, als, wie mit uns alle Welt annahm, die eigene Anhängerschaft Hegel's nicht ausgenommen, bis sie durch Hrn. M. eines Bessern belehrt worden ist, daß Hegel Schelling'n das ungleich Mehre und Höhere, den gesammten über die Subjectivitätsphilosophie jener Zeit hinausgehenden Standpunkt verdanke, während umgekehrt durch Hegel in Schelling nur etwa hin und wieder einzelne Gedanken, und auch diese meist nur vorübergehend, angeregt waren. Jetzt tritt Hr. M. (nicht erst in vorliegender Broschüre, sondern bereits in seinem größern Geschichtswerke) mit dem Versuche hervor, der Welt zu beweisen, daß vielmehr umgekehrt Schelling die meisten und besten Gedanken der bis jetzt reichsten und glänzendsten Periode seiner Schriftstellerthätigkeit Niemand anders als Hegel'n verdanke. Er begründet diesen Beweis zum großen Theile, ja, wie er selbst gesteht, fast ausschließlich auf die von ihm vorausgesetzte Ansicht über die Verfasserschaft der hier in Rede stehenden Abhandlung, während er umgekehrt den von ihm versuchten Beweis dieser Verfasserschaft auf die vorausgesetzte Unmöglichkeit begründet, daß Schelling Urheber der darin ausgesprochenen Ideen sein könne. So handgreiflich dieser Cirkel seines vermeintlichen Beweisverfahrens ist, und so wenig sich Hr. M. damit bei irgend einem Einsichtigen Erfolg versprechen darf, so werden wir doch dadurch belehrt, wie nothwendig es ist, bei kritischen Fragen der Art, wie die hier obschwebende, auf eine der Natur der Sache, um die es sich handelt, gemäße Erledigung zu dringen, und wie unverantwortlich die Leichtfertigkeit, mit welcher zwei der Herausgeber von Hegel's Werken nach dieser Seite hin bei ihrem Geschäfte zu Werke gegangen sind.

Ch. H. Weiße.

Der Ritter Leo von Klenze und unsere Kunst. Von R. Wiegmann. Düsseldorf, Schreiner. 1839. Gr. 12. 16 Gr.

Das Buch, dessen Anzeige wir hier unternehmen, ist ein für die neuere Kunstgeschichte höchst merkwürdiges und bedeutendes. Auf der ganzen Erde genießen gegenwärtig wol wenige Künstler eines so ausgebreiteten Rufes als der, dessen Namen der Titel dieses Buches nennt. Fast einstimmig huldigen demselben als dem größten Wiederhersteller der classischen Architektur alle Künstler der civilisirten Welt. Fremde Herrscher zeichnen ihn mit ehrenvollen Aufträgen aus, und aus allen Landen strömen Kunstjünger nach München, das ihm die meisten seiner prachtvollen Monumente verdankt, um dort ihre Studien zu vollenden.

Wie kühn muß demnach das Beginnen eines wenig gekannten Professers der Akademie zu Düsseldorf erscheinen, welcher diesem berühmten Hrn. von Klenze mit der Behauptung entgegentritt: derselbe habe keinen Anspruch auf den Ruhm, der Kunst und insbesondere der Baukunst eine unserer Zeit und ihren gesammten geistigen und materiellen Anfoderungen entsprechende Richtung — weder durch seine Theorie noch durch seine Praxis — gegeben zu haben! Fühlt man sich nicht versucht zugleich mit Verwunderung und Indignation zu fragen: Wer ist es, der den Ruhm dieses Meisters anzutasten wage? Wer es ist? Diese Frage, so sehr sie auch in unserer Zeit der Camaraderie und des Cliquenwesens in der Ordnung ist, sollte jedoch nicht zunächst aufgeworfen werden, sondern vielmehr die: Was ist es, das gegen jenen berühmten Mann vorgebracht wird, und wie ist dieses begründet? Diese Fragen aber beantwortet vorstehende Schrift so genügend, daß der Leser dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, derselbe sei nicht auf persönliche Verletzung eines hochgestellten Mannes und unbillige Verkleinerung seines wahren Verdienstes ausgegangen, sondern er habe in der ganzen Schrift nur die Kunst und ihre würdige und freie Entwickelung vor Augen gehabt und den Hrn. von Klenze nur da unsanft berührt, wo er dieser im Wege steht.

Eine erschöpfende Kritik der Wiegmann'schen Schrift können und wollen wir hier nicht geben, auch würde eine solche um so schwieriger sein, als die ganze Schrift selbst hauptsächlich eine Kritik eines Buches des Hrn. von Klenze ist. Einige Gesichtspunkte anzudeuten, wird uns jedoch vergönnt sein. Wer noch nicht zu der Einsicht gelangt ist, daß das Princip der griechischen Kunst durchaus unvereinbar ist mit einer Kunst, wie wir besitzen müssen (d. h. mit einer Kunst, welche in unserer Nationalität und in einer christlichen Geistes- und Gemüthsbildung begründet und entwickelt sein soll), der kann darüber unmöglich noch länger in Zweifel bleiben, sobald er die Gründe und Grundsätze, welche den Hrn. von Klenze in seiner Kunst-

Digitized by Google

praxis leiten, so ohne Rückhalt ausgesprochen findet, wie es in dessen „Anleitung zur Baukunst des christlichen Cultus" und den „Aphoristischen Bemerkungen, gesammelt auf der Reise nach Griechenland", geschehen ist. Man muß in der That erstaunen, daß ein Mann von so großem Rufe, und der sich selbst auf dem Felde der Wissenschaft umgethan hat, solche Ansichten und Behauptungen und Schlüsse der Öffentlichkeit hat übergeben mögen, die nur dazu dienen können den Credit seiner architektonischen Werke, die an und für sich, und abgesehen von dem lebendigen Geiste einer christlichen Zeit, allerdings schöne und achtungswerthe Seiten haben, gänzlich zu untergraben. Denn wenn man den Werken selbst gegenüber auch nicht sofort des Mangels einer zeit- und volksgemäßen Basis sich bewußt wird, so kann man sich doch unmöglich der Prüfung laut und bestimmt ausgesprochener Principien erwehren. Solche Ansichten wie Herr von Klenze sie ganz unzweideutig ausspricht, wie z. B.: daß die griechische Architektur als die Architektur aller Zeiten und Länder, besonders aber auch als durchaus wahr, wesentlich und positiv auch als die Architektur des wahren, wesentlichen und positiven Christenthums anzuerkennen sei (als wenn es ohne allen Grund wäre, daß Kirchen im griechischen Style unser Gefühl verletzen!); oder: daß „wegen Verschiedenheit unserer liturgischen Bedürfnisse leider nur selten das Höchste, was die Architektur schuf — der griechische Tempel in seiner Reinheit —, zu liturgischen Zwecken angewendet werden könne"; oder: daß die Dichtungen der Heren, Vampyre, Gespenster, Wehrwölfe u. dgl. m. „das wahre Element für die höhere christliche Plastik" enthalten; oder gar: daß „die Einführung des griechischen Zustandes der Religion" (nämlich Trennung der esoterischen Lehre für „die Frommen und Weisen" und des exoterischen Volksglaubens) auch in das Christenthum wünschenswerth sei; oder der Beweis: daß, weil das Christenthum ursprünglich in griechischem und römischem Gewande erschienen sei, darum die christliche Kunst für alle Zeit nach antiker Art bilden solle u. s. w. — solche Ansichten, sagen wir, contrastiren zu grell mit einem gesunden Gefühle und Verstande, als daß dieselben noch irgendwo Eingang finden könnten.

Aber nicht allein solche Irrthümer weiset Hr. Wiegmann auf eine überzeugende Weise zurück, sondern auch jenes neumodige Verfahren, in allen möglichen Stylen zu bauen, je nachdem die Laune des Bauherrn es fodert, verwirft er als aller echten Kunst widersprechend und dringt darauf, daß unsere Kunst mit Verschmähung aller Autoritäten, und lediglich gestützt auf das innere und ewige Wesen der Kunst, nur unmittelbar nach dem Vorbilde des vollendeten griechischen Styls (den er nach Gebühr hochachtet) und aus dem Gesichtspunkte unserer localen und nationalen Verhältnisse sowie unserer dermaligen religiösen und socialen Bildung nach einer ebenso eigenen Kunst trachten solle, wie es die griechisch-classische ihrer Zeit war. Hr. Wiegmann bemerkt sehr richtig, daß mit der antiken Weltanschauung auch die antike Kunst, als nur in jener entwickelt und gültig, aus dem Leben gewichen sei, und daß dieselbe, wo sie noch auftrete, nur ein Scheinleben habe und außer organischem Zusammenhange mit dem Geiste unserer Zeit — ja selbst mit unserm Klima, Material und Bedürfniß — stehe. Ähnliches sagt er von der gothischen Baukunst, welche die tüchtige und allen unseren Anforderungen entsprechende Ausbildung des Rundbogenstyls unterbrochen habe. In diesem letztern Style, so weit er schon gediehen sei, findet er alle wünschenswerthen Elemente einer uns angemessenen nationalen Architektur und stellt darunter das Gewölbe (welches er als mit dem griechischen Architravstyle gänzlich unvereinbar nachweist) obenan. Von der künstlerischen und bei der trefflichen Anleitung, welche uns die Antike gewähre, kaum zu verfehlenden Ausbildung jenes Rundbogenstyls, welche das 13. Jahrhundert in seinem ersten Aufblühen habe fallen lassen, hofft Hr. Wiegmann mit Recht die Lösung dieser wichtigen Aufgabe unserer Zeit, an welcher namhafte Männer, wie Hübsch, Gärtner, Heger, Lassaulx und Andere, bereits erfolgreich gearbeitet haben.

Hr. Wiegmann ist zwar nicht der Erste, welcher die Unzulänglichkeit des griechischen Baustyls und der ganzen griechischen Kunst zu unsern heutigen Zwecken und ihre Unverträglichkeit mit unserm Baumaterial, Klima und unserer ganzen geistigen Richtung ins Licht gestellt; denn bereits vor zehn Jahren entwickelte Hübsch darüber sehr beachtenswerthe Ansichten in einer Schrift, unter dem Titel: „In welchem Style sollen wir bauen?" und später enthielt das Kugler'sche „Museum" höchst treffliche Bemerkungen und Kritiken, welche sich, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar auf diese wichtige Frage bezogen. Aber so gründlich und vielseitig bei möglichster Kürze wie in der vorliegenden Schrift ist unsers Bedünkens das Verhältniß der modernen Kunst zur antiken und die Foderung einer unsern Bedürfnissen entsprechenden und von der antiken nothwendig verschiedenen Kunst noch nirgend ausgesprochen worden. Die geläuterten Ansichten von der Kunst und ihrer Bedeutung für unser gesammtes Leben, welche der Verfasser mit großer Klarheit und Popularität darlegt, müssen demselben den Dank des Publicums und namentlich der Künstler erwerben, welche sich in dem großen Reiche der Kunst orientiren und die Foderungen unserer Zeit verstehen wollen.

Zum Beweise, daß die Tendenz dieser Schrift des Hrn. Wiegmann auch an andern Orten ihre Anhänger hat und als ein wirkungsreiches Ferment bereits in den Geist unserer Alles prüfenden Zeit eingetreten ist, sodaß eine Unterdrückung derselben durch die Gewalt von bloßen Autoritäten nicht mehr denkbar ist, mag hier einer Stelle aus einem Aufsatze in den „Hallischen Jahrbüchern" (vom 30. März d. J.): „Die neueste belletristische Literatur", beweisen, welche auch in Beziehung auf Architektur und besonders auf die von Hrn. Wiegmann vertheidigte Sache so treffend ist, als wäre sie speciell dafür geschrieben. Es heißt darin unter Anderm:

„Die griechische Kunst hat sich allerdings nur einmal entfaltet und gleich darauf entblättert, allein das ganze Leben des griechischen Volkes war ein ebenso schnell verblühendes Schönheitsproduct; sein Princip hat nur die Kraft des Aufwucherns, nicht die der Wiedergeburt. Seitdem aber die germanische Kraft in die Geschichte getreten ist, führt jede Metamorphose der Welt nicht zum Untergange dieses Geistes, sondern immer nur zu neuen und bessern Zuständen. Und so ist auch die Kunst abwechselnd von der Geschichte berührt worden, bald stärker bald schwächer, hat sich aber in der Bewegung behauptet. Oder ist etwa die Malerei in Rafael, die Musik in Mozart, die Poesie in Shakspeare erschöpft? Es sind Werke von idealer Schönheit in ihren Productionen erreicht, welche die Kunst in ihrer nationalen Entfaltung begründen, aber nicht tödten; denn sie sind es eben, welche zu immer neuem Schaffen anregen und in den verschiedenen Nationalindividualitäten ebenbürtige Erscheinungen hervorrufen."

Was den gereizten und nicht selten leidenschaftlichen Ton betrifft, welchen Hr. Wiegmann dem Hrn. von Klenze gegenüber angenommen hat, und der vielleicht anfangs den Leser unangenehm berühren wird, so scheint dieser Ton lediglich von dem Hrn. von Klenze selbst durch die unbilligsten und verletzendsten Angriffe provocirt zu sein, welche derselbe in seinen „Aphoristischen Bemerkungen" gegen Hrn. Wiegmann und dessen Buch: „Die Malerei der Alten" (Hanover 1836), versucht hat. Übrigens sind diese Angriffe in einem Anhange dieses Büchleins mit Überlegenheit zurückgewiesen. Vielleicht hat man es gerade diesen Angriffen des Hrn. v. Kl. zu danken, daß Hr. Wiegmann alle, der Wahrheit so oft gefährliche Rücksicht auf eine allgemein anerkannte Autorität außer Augen gesetzt und „die Ratte in der Götzenstatue" muthig angegriffen hat. Wir wüßten wenigstens keinen andern Grund eines so lange andauernden Schweigens der Kritik über die in den „Aphoristischen Bemerkungen" enthaltenen Ungereimtheiten und Irrthümer anzugeben als eben einen übermäßigen unverantwortlichen Respect vor einer Autorität, oder auch allenfalls die Scheu, dieselbe durch die Wahrheit zu verwunden.

Digitized by Google

Wir haben, wie gleich zu Eingange angedeutet wurde, hier keine erschöpfende Kritik des Wiegmann'schen Buches geben wollen; wir wollen nur auf dasselbe als eine ebenso interessante als bedeutende Erscheinung aufmerksam machen und wünschen, daß Niemand, der Interesse hegt für die Kunst, oder der Sinn hat für Wahrheit, diese Schrift ungelesen lasse. Eine solche Polemik wie die dieser Schrift fördert die Sache mehr als die künstlichsten Systeme und Theorien. 12.

Aus Dänemark.

Die den Deutschen stammverwandten Skandinavier (Schweden, Dänen und Norweger) nehmen nicht allein genaue Kenntniß von allen Bewegungen, welche in der Literatur, Wissenschaft und Kunst anderer Länder vor- oder rückwärts stattfinden, sondern streben auch selbst mit lobenswerthem Eifer nach wahrer Erkenntniß in allen Gebieten des menschlichen Wissens. Davon zeugt unter Anderm auch: „Naturhistorisk Tidskrift udgivet af Henrik Kröier" (Kopenhagen 1836 fg.). Zum zweiten Male in diesem Jahrhundert wird es in Dänemark versucht, eine naturgeschichtliche Zeitschrift herauszugeben, und da naturgeschichtliche Studien von einer solchen Zeitschrift zum großen Theil abhängen, so verdienen diese wiederholten Versuche, die Wissenschaft zu erweitern und die Anzahl ihrer Pfleger zu vermehren, dankbare Anerkennung. In der Naturgeschichte hat nämlich eine Menge einzelner Beobachtungen, von Männern angestellt, welche in Verhältnissen leben, in denen sie sich mit diesem und jenem Zweige dieser umfassenden Wissenschaft beschäftigen können, ein sehr großes Interesse; diese Beobachtungen zu sammeln und aufzubewahren ist eine Aufgabe, die jedem Naturforscher von Wichtigkeit sein muß. In diesem Falle vermag keine fremde Literatur, welche sonst häufig in die Stelle der einheimischen treten kann, den Mangel eines Archivs zu ersetzen, worin die Erfahrungen und Beobachtungen niedergelegt werden, bis die Wissenschaft sie in ihr System aufnimmt und sie in ihre Reihe von Kenntnissen einverleibt. Die Herausgabe einer solchen Zeitschrift bezeichnet also jedesmal ein lebhafteres Interesse, eine regere und kräftigere Periode des Naturstudiums bei einem Volke. Es sind besonders die jüngern und frischern Kräfte, die noch nicht durch mannichfache Amtsbeschäftigungen in Anspruch genommen sind, und die sich zu größern und umfassenden Arbeiten noch nicht reif genug fühlen, welche hier ein Gebiet für ihre Bestrebungen und einen Platz, sich zu entwickeln, finden, der in spätern Zeiten reiche Früchte tragen wird. Es sind ferner Männer, welche, neben Berufsgeschäften anderer Art doch Zeit und Gelegenheit finden, Beobachtungen zu sammeln und bekannt zu machen, sobald es ihnen nicht zu schwer gemacht wird. Auf solche Weise erhalten wir eine Reihe von Beobachtungen, von denen ein Theil vielleicht unrichtig, ein anderer missverstanden und unbedeutend ist; aber nach Abzug von diesen, welche durch die rasche Entwickelung der Wissenschaft bald verschwinden, bleibt ein Kern übrig, größer oder kleiner nach Umständen; ein Kern, der um so wichtiger ist, da er nur unter dem Studium der Natur gewachsen und gereift ist. Die obenerwähnte naturgeschichtliche Zeitschrift hat, ihrem Plane zufolge, zum Zwecke: 1) den Freunden der Naturgeschichte Gelegenheit zu geben, kleinere Arbeiten, nicht allein Abhandlungen, sondern auch einzelne Beobachtungen, bekannt zu machen; 2) den Freunden der Naturgeschichte, welche entweder von literarischen Hülfsmitteln entblößt sind, oder wegen anderer Studien und Beschäftigungen dieser Wissenschaft nicht viel Zeit opfern können, es möglich zu machen, deren Standpunkt und das Neue, welches für sie gewonnen worden, kennen zu lernen; 3) das Interesse für die Naturgeschichte im Allgemeinen auf jede Weise zu beleben und die Kenntnisse von der Naturgeschichte des Vaterlandes insbesondere zu erweitern. Den ersten und dritten dieser Zwecke hat die Zeitschrift in einem hohen Grade erfüllt, und es gibt kein einziges Heft, worin sich nicht mehre interessante, originelle Arbeiten der beschreibenden Abtheilung fänden. Anders verhält es sich mit der zweiten Aufgabe der Zeitschrift, für deren Lösung bis jetzt sehr wenig geleistet worden ist. Die Schuld liegt an dem Mangel an einem größern, sich für die Sache interessirenden Publicum.

Von großem Interesse für Philosophen und Theologen ist folgende Schrift: „De autonomia conscientiae sui humanae, in theologiam dogmaticam nostri temporis introducta. Scripsit *Joh. Martensen*" (Kopenhagen 1837). Unter Denen, welche in der letztern Zeit sich in Dänemark bestrebt haben, Interesse für philosophische Betrachtung zu verbreiten, hat sich Lector Martensen ein nicht geringes Publicum erworben. Die Aufgabe des Verf. hat zur Absicht, den wesentlichen Mangel in der neuern Wissenschaft, besonders in der Theologie nachzuweisen. Er sucht diesen Mangel in der abstracten Tendenz, welche Cartesius der ganzen neuern Speculation gegeben hat. Denn so groß die Verdienste dieses berühmten Philosophen auch sind, so hat doch der absolute Einfluß, welchen er gehabt, Systeme hervorgerufen, die in einem wirklichen Gegensatze zu der christlichen Religion stehen. Cartesius kann mit Recht als Stifter der neuern Philosophie betrachtet werden, indem er der Speculation ihren letzten Ruhepunkt im Selbstbewußtsein gab; vor ihm waren Philosophie und Theologie in dem objectiv Gegebenen beinahe verloren; er zeigte, daß die Erkenntniß auf einer freien Reproduction des unmittelbaren Bewußtseins beruht, dergestalt daß das denkende Subject sich in ideeller Einheit mit dem Objecte, in ideellem Besitze desselben bewußt ist; denn nur dann ist man von der Wahrheit überwiesen, wenn man sich dieselbe im Bewußtsein zueignet. Darum ist eine Erkenntnißtheorie eine nothwendige Voraussetzung einer jeden Wissenschaft; der Verf. weist auf die Spuren einer solchen Theorie hin, welche sich schon bei den Scholastikern in bestimmten Principien ausgesprochen findet; er erinnert daran, daß die christlichen Glaubenslehren von Inspiration und Offenbarung nothwendig eine Theorie des menschlichen Selbstbewußtseins oder eine Erkenntnißtheorie voraussetzen. Aber obwol entgegengesetzte Principien sich schon in Anselm's bekanntem „Credo ut intelligam" und Abälard's „Intelligo ut credam" geltend gemacht hatten, obwol die Frage nach der subjectiven oder objectiven Realität der Ideen durch den Streit der Nominalisten und Realisten schon vor das allgemeine Bewußtsein getreten war, so war es doch erst die Reformation, welche dem Bewußtsein sein Recht gab, und darum ist die Erkenntnißtheorie erst die Grundlehre der neuern Philosophie. Aber jetzt ein paar Worte von des Verf. Erkenntnißtheorie, welche das Urtheil über die philosophischen Principien der neuern Zeit enthält. Aus seiner Theorie von dem religiösen Princip der Speculation folgt unmittelbar die genaue Verbindung zwischen Theologie und Philosophie. Er zeigt nämlich einleitungsweise, daß beide Wissenschaften denselben Gegenstand, die Erkenntniß der Wahrheit, haben, daß dieselbe Nothwendigkeit beide hervorruft, nämlich der Drang, Gottes Wesen zu erkennen. Insoweit die Philosophie Metaphysik, ist sie identisch mit der Theologie; denn das Erkenntnißprincip kann in den verschiedenen Wissenschaften nicht verschieden sein. Die Verschiedenheit kann auch nicht in die Methode gesetzt werden, denn damit wird nicht eine willkürliche, subjective Verfahrungsweise, die auch in der Wissenschaft Manier heißt, sondern eine Darstellung, welche aus der Natur der Sache folgt, verstanden. Die Wahrheit folgt ihrem eigenen Weg, in dem sie sich offenbart, sie bestimmt selbst den Weg, den man gehen muß, um zu ihr zu kommen. So gewiß also die Wahrheit nur Eine ist, so ist auch die Methode, die dialektische Vermittelung der Begriffe, nur Eine; und wenn man zwischen der analytischen und synthetischen Methode unterscheidet, so sind diese jede für sich abstracte Verfahrungsweisen, welche als Momente die wahre Methode constituiren. Insowit die Philosophie Erkenntnißlehre, ist sie die nothwendige Voraussetzung jeder positiven Wissenschaft; auch in dieser Hinsicht gibt es also eine genaue Verbindung zwischen der Theologie und der Philosophie. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 206. — 25. Juli 1839.

Zur Kritik einiger neuen Erscheinungen im Bereiche der Bibliographie.

Wenn Charles Nodier in seinem, dem „Bulletin du bibliophile" (Nov. 1834, Ne. 11 der ersten Serie) beigegebenen zweiten Artikel: „De la maçonnerie et des bibliothèques spéciales", ausruft: „Le temps où nous vivons est celui des dictionnaires, le temps annoncé par l'Encyclopédie, le temps exprimé par le Journal des connaissances utiles, un fort bon temps sans doute, mais ce n'est certainement pas le temps des études et des bibliothèques spéciales. Il n'y faut plus penser", und kurz darauf in bitterm Unmuth über die modernen Pfennigheft-Speculationen des Buchhandels hinzufügt: „La littérature d'une nation qui est dans une telle marche de perfectibilité, doit se réduire avant peu au Bulletin de la bourse et aux annonces des Petites-affiches", so möchte dies dem wahren deutschen Bücherfreunde, der von seinem stillen Studirzimmer aus das emsige literarische Treiben der neuern Zeit aufmerksam und unparteiisch betrachtet, doch etwas zu hyperbolisch erscheinen, wie es denn auch wirklich gar sehr übertrieben ist.

Allerdings leidet bei dem ebenso rationellen als materiellen Streben unsers Jahrhunderts Das, was unsere Nachbarn jenseit des Kanals und des Rheins bisher unter den Namen: Bibliomanie und Bibliophilie verstanden haben, einen vollständigen Schiffbruch, und es werden hoffentlich keine dreißig Jahre vergehen, daß der mit dem Zollstabe die Ränder seiner unbeschnittenen Großpapierexemplare messende, den Stammbaum der Einbände seiner Bibliothekschätze von einem Gascon, Pasdeloup, Payne u. s. f. herleitende Bibliomane nur noch eine culturgeschichtliche Caricatur sein wird: eine Zeit, die freilich dem echten Roxburgher ein Greuel sein, die aber gewiß in echt literarischer Hinsicht gar mannichfachen Segen bringen dürfte; denn wir wollen hoffen, daß sie der Bibliophilie und Bibliomanie unserer vorgedachten Nachbarvölker — die sich denen der Deutschen gegenüber ja stets en gros gezeigt hat und bei den Vermögenden tonangebend war — eine neue Richtung gebe; eine Richtung, die mit dem Schönen und Seltenen auch stets das Nutzbare zu vereinen suchen wird. Der Geist, welcher sich in den bibliographischen Arbeiten der neuesten Zeit zu regen anfängt, gibt davon Bürgschaft, und es mag uns daher vergönnt sein, einige der neuesten Erscheinungen auf dem Felde der Bibliographie dem freundlichen Leser vorzuführen, wobei wir gewiß schon darin eine Entschuldigung finden werden, daß eben diese Wissenschaft jetzt eine Bedeutsamkeit erlangt, welche mit dem Zunehmen unsers literarischen Reichthums von Jahr zu Jahr steigt. Denn wie wichtig muß nicht bei dem bereits zu sündflutlichen Dimensionen angewachsenen Oceane der Literatur eine Wissenschaft sein, die dem Reisenden auf diesem Meere Compaß, Karte und Steuermann zugleich sein soll; die ihn eine Richtung verfolgen, Klippen und Untiefen vermeiden, sein Ziel erreichen lehrt; die — und dies mag im Geiste des „Bulletin de la bourse" gesagt sein — den Forscher auf beinahe jedem Felde des Wissens die Capitalien zusammenhalten, sparen und sicher anlegen lehrt, die wenigstens in unserm lieben Deutschland — gewöhnlich seine einzigen zu sein pflegen — Zeit und Mühe! Wer sollte, wenn er die moderne und bereits salonmäßig aufgestutzte auri sacra fames nur einigermaßen begriffen hat, nicht eine Wissenschaft hoch verehren, die ja nichts Anderes als der jedesmalige Coupon ist, der uns zu dem reellsten Zinsgenuß des großen Capitals: Literatur gelangen läßt! Also, honneur à la bibliographie! Es fehlt ihr innerlich nur noch ein Robert Macaire, und ihre Perfectibilität ist auf Jahrhunderte gesichert, ihre Achtung auch bei der Menge begründet.

Doch genug der Hyperbeln! Kehren wir von dem lauten Markte der Börse in den stillen Bibliothekssaal zurück und sehen wir, was sich da aus der neuern Literatur vorfindet, bemerken jedoch, daß, da die Bücher noch nicht in ihre ordnungsmäßig bestimmten Plätze einrangirt sind, sie auch nur so betrachtet werden sollen, wie sie dem eben Eintretenden in die Hand fallen. Doch hat der Bibliothekar wenigstens das Fremde von dem Einheimischen geschieden, und da muß der bescheidene Deutsche dem Ersten den Vorrang lassen; kann er doch dabei im Innern zu sich sagen, daß er, echt hausväterlich, das Beste bis zuletzt lassen will.

1. Bulletin du bibliophile. Paris 1834 — 38. Erste und zweite Serie, und Ne. 1 — 10 der dritten. 8.

Im Jahre 1820 bildete sich zu Paris eine Gesellschaft von Bibliophilen *), welche nach dem Muster der engli-

*) Wie und auf welche Weise, kann man, ebenso wie die

schen Clubs eine so zu sagen exclusive Thätigkeit in Hinsicht auf Bibliophilie zu äußern sich vornahm, und ihre Zwecke hauptsächlich durch das Verfertigen seltener Bücher zu erreichen suchte. So sonderbar das Letztere auch klingen mag, so wahr ist es doch; denn wenn man in frühern Zeiten, etwa bis zu Ende des 16. Jahrhunderts, so gutmüthig war, es dem Zufall zu überlassen, ob ein Buch selten werden sollte oder nicht, so konnten sich die spätern Bibliomanen damit keineswegs begnügen und schufen daher eine Gattung Bücher, welche, ganz abgesehen von ihrem innern Werthe, gleich a priori selten und kostbar waren, eben weil man sie bei ihrem Erscheinen nur dazu bestimmt hatte, selten und kostbar zu sein, und weil die Eilfertigkeit der neuern Zeit unmöglich auf das etwas langaussehende Privilegium des Zufalls in dieser Hinsicht warten konnte. Auf gleiche Weise entstanden die von der Société des bibliophiles in 28 Exemplaren herausgegebenen „Mélanges", und so äußerte sich die Thätigkeit einer Gesellschaft, aus deren Statuten (welche in dem „Bulletin du bibliophile", dritte Serie, Nr. 3, Mai 1838, abgedruckt sind) man die exclusive Tendenz derselben näher kennen lernen kann.

Da die nurerwähnten „Mélanges" nicht sowol eigene Producte der Gesellschaftsmitglieder, sondern vielmehr Abdrücke alter, selten gewordener, oder, um mit den alten deutschen Bibliographen zu sprechen, curioser Bücher und Tractätchen — die man freilich in dem mit wohlklingenden Benennungen allezeit fertigen Frankreich „Cinquecentistes français" oder „littérature de renaissance" getauft hat, und in welcher Literatur, wie Nodier sagt, „la furia francese ait sauté à pieds joints" — zu Tage beförderten und Einer gern den Andern in dem Auffinden solcher Curiosa überbieten mochte, so mußte sich natürlich die Nachfrage nach derartigen Artikeln bei den Buchhändlern (welche in Frankreich wie in Italien fast alle mehr oder weniger sogenannte occasions führen, was der deutsche Buchhändler dem Antiquar überläßt) vermehren, und dies veranlaßte namentlich den mit der Gesellschaft der Bibliophilen engverbundenen Buchhändler Techener zu Paris (place du Louvre, No. 12), sich ein Lager solcher relativen Seltenheiten anzuschaffen. Zu Anfang 1834 begann Techener einen „Extrait de son catalogue" herauszugeben, welcher in seiner ersten Nummer Bücher der vorgedachten Art enthielt und von Zeit zu Zeit fortgesetzt werden sollte. Da dies Unternehmen in Paris vielfachen Beifall fand, so führte das zweite im April 1834 ausgegebene Heft dieses Katalogs bereits den Titel: „Bulletin du bibliophile et de l'amateur", erschien von da an allmonatlich, erhielt als Beilagen kurze, auch im Buchhandel, doch zu wenig Exemplaren und hohen Preisen käufliche bibliographische Abhandlungen Nodier's, von Nr. 7 an aber auch ein kurzes „Bulletin bibliographique du bibliophile", und bekam endlich von Nr. 20 (August 1835) an fortlaufende Seitenzahlen, während die ersten 19 Hefte stets besonders paginirt waren und nur in den zum Verkauf angezeigten Büchern eine fortlaufende Nummer führten. Mit dem Decemberhefte von 1835 (Nr. 24) ward die erste Serie geschlossen, erhielt einen Haupttitel sowie einen systematischen Bücherindex und bildete so einen Band, der, obgleich von noch sehr buntem, wenig geordnetem Inhalte, doch dem Bibliophilen eine erfreuliche Gabe sein und bleiben wird, zumal da die 20 kleinen, meistens nur 8 Seiten umfassenden Abhandlungen Nodier's ebenso interessant als geistreich geschrieben sind.

Die zweite Serie, welche nun mit dem Januar 1836 begann und in 20 Heften die J. 1836 u. 1837 umfaßt, leider aber bis jetzt noch keinen Haupttitel erhalten hat, zeigt, daß das Unternehmen nach einer bestimmten Idee fortgeführt worden ist; denn die einzelnen Hefte, welche unter dem Titel: „Bulletin du bibliophile, petite revue d'anciens livres", erschienen, enthalten jedesmal drei Abtheilungen: 1) „Des notices bibliographiques, philologiques et littéraires de divers auteurs sous la direction de M. Nodier"; 2) „L'analectabiblion, ou extraits critiques de divers livres rares, oubliés ou peu connus, tirés du cabinet du Marquis D. R. (du Roure)"; 3) „Le catalogue de Techener", von denen die unter 1 und 3 genannten in fortlaufender Seitenzahl einen Band bilden, das „Analectabiblion" aber besonders paginirt und auch in zwei Bänden mit besonderm Titel im Buchhandel zu haben ist. Die dem ersten Hefte auf 8 Seiten vorgedruckten „Préliminaires" geben übrigens eine klare Ansicht von Dem, was das „Bulletin du bibliophile" sein soll und zum größten Theile auch wirklich ist. Mit 1838 hat endlich die dritte Serie begonnen, deren Inhalt sich auf die „Notices" und den „Catalogue" beschränkt, und welche mit Ende 1838 bis zum zehnten Hefte gediehen ist.

So viel zur äußern Beschreibung des Buches. Was den innern, wissenschaftlichen Werth desselben anlangt, so kann man ihn freilich im Allgemeinen nur gering nennen; allein Das, was uns darin geboten wird, und vor Allem Dasjenige, was aus Nodier's gewandter Feder geflossen, ist mit so einer, fast nur den Franzosen zustehenden Eleganz abgefaßt, daß sich das Ganze recht angenehm liest und gewiß jedem Bibliophilen Freude machen wird, der in seinen Mußestunden doch wol auch gern durch solche mit bibliophilischer Behaglichkeit geschriebene Mikrologien sich belehren läßt. Man muß wirklich bedauern, daß die kurzen Abhandlungen, welche der ersten Serie des „Bulletin" beigegeben sind (von denen 18 Nodier, eine den Paulin Paris und eine den Paul Jacob zu Verfassern haben), in den kürzern, wenn auch vielleicht materiell reichhaltigern „Notices" untergegangen sind, da in ihnen Geist, Kenntnisse, Feinheit und Satire sich verbinden, um den Leser angenehm zu belehren. Die an die Stelle dieser Abhandlungen getretenen erweiterten „Notices bibliographiques" geben übrigens, sowie das „Analectabiblion", welches in seinen zwei Bänden 186 Artikel über ebenso viel alte, meist sonderbare Bücher enthält, jedenfalls dankenswerthe bibliographische Notizen; und ebenso, wie es dem Bibliophilen interessant ist, in den „Notices" Nachrichten über die neuesten Richtungen der englischen und fran-

Namen der Stifter, aus Dibdin's „Bibliographical tour in France", Thl. 2, S. 443 fg. (Note), ersehen.

Digitized by Google

zösischen Bibliophilie zu finden, ebenso wird der Forscher auf dem Gebiete der Literargeschichte es dankbar anerkennen, wenn seltene und nicht in Jedermanns Händen befindliche, ja oft ganz unbekannte Bücher nach eigener Anschauung und Prüfung beschrieben werden, da einestheils in der Bibliographie, der eigentlichen Büchergeschichte, blos und lediglich nach durch Autopsie begründeten Erfahrungen gearbeitet werden sollte, anderntheils aber die täglich wachsende Zahl der Bücher und Druckschriften die Vollständigkeit im Besitz fast unmöglich, ja leider sogar die Vollständigkeit der Kenntniß der in einem und demselben, auch noch so kleinem Fache erschienenen Werke undenkbar macht.

Wer je an einer Specialbibliothek, sei es nun durch Bücherankauf, oder blos durch Vereinigen literarischer Nachweisungen sammelte, wer an Dem, was Nodier für eine Unmöglichkeit erklärt: „de porter au complet une bibliothèque spéciale", arbeitete, der wird gern damit übereinstimmen, daß genaue, auf Autopsie begründete Notizen über seltene alte Bücher ein wahrer Trost für Die sind, welche das Buch nicht selbst haben können, und daß selbst eine außerdem lästige Mikrologie in dieser Hinsicht nur angenehm sein kann.

Das ist aber eben an der Richtung unserer neuern bibliographischen und literarhistorischen Forschungen zu loben, daß Alles dahin geht, möglichst nur selbst Gesehenes, Geprüftes und Erforschtes mit einer in das Einzelnste gehenden Genauigkeit zu beschreiben und zu geben, und diese Übertragung des Materialismus auf die nurgedachte Gattung von Arbeiten ist ebenso wol dem Allgemeinen höchst förderlich, da ja das Wohl des Ganzen hauptsächlich nur in dem der einzelnen Theile besteht, als sie auch den Vortheil gewährt, daß mancher treufleißige Forscher das Ergebniß seiner vielleicht höchst mikrologischen Studien veröffentlichen wird, wenn er ihr relatives Verdienst anerkannt zu sehen hoffen darf, während er sonst auf dem Wege des höhern Wissens und der Speculation sich nie hätte zeigen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Unterredung Ludwig's XVIII. mit Lafayette.

Von der „Histoire de la révolution française, depuis 1814 jusqu'a 1830, pour faire suite aux esquisses de la révolution, par *J. A. Dulaure*, revue et corrigée par *Auguis*", sind bereits vier Bände erschienen. Man kann behaupten, daß die Restauration ebenso wenig wie die Periode des Kaiserreichs oder die Revolution einen eigentlichen Geschichtschreiber gefunden habe. Dazu liegen uns diese Perioden noch zu nahe; man möchte sagen, unsere Gegenwart sei noch ihr Fleisch und Bein, ihre Fortsetzung, ihr Erbe, der mit ihr über die Testamentvollstreckung noch im Proceß liegt, vielleicht sich übervortheilt glaubt, vielleicht mehr verlangt, als eine so nahe Vergangenheit hinterlassen hat und hinterlassen konnte. Die Acten sind noch nicht geschlossen, und doch glaubt Jeder, sie zum Spruche bringen zu können. Aber das Schlimmste dabei ist, daß man Alles zur Parteisache macht. Von Objectivität ist da gar nicht die Rede. Esprit, Kenntnisse, Darstellungsgabe und Raisonnirfertigkeit haben wir genug; aber uns mangelt die historische Weisheit der griechischen Geschichtschreiber, ihre Einfachheit und Naivetät. Wir können keine Geschichte schreiben, ohne etwas zu bezwecken, ohne die Thatsachen und Personen zu verschieben, nur um unsere eigene Parteiansicht gleichsam zu verkörpern. Wir discutiren und polemisiren; aber mit der bloßen Polemik und Discussion bringt man kein wahrhaftes Geschichtswerk zu Stande. Von den französischen Historikern besonders verlange man keine Unparteilichkeit, auch von den Herren Dulaure und Auguis nicht. Ihre Geschichte der französischen Revolution hat wie fast alle Geschichtswerke der Neufranzosen etwas Memoirenartiges und Anekdotenähnliches. Insofern liegt hier reicher Stoff für künftige Geschichtschreibung; wenn nur diese Historiker Großsiegelbewahrer der Wahrheit überhaupt wären! Das sind sie leider nicht, obgleich es ihnen an subjectiver Überzeugung nicht fehlt; aber sie vertrauen zu viel auf Hörensagen, sie leiden am Grundübel der Zeit, an der Médisance, und malen allzu sehr ins Schwarze. So die Herren Dulaure und Auguis in Bezug auf die Restauration, die allerdings den Keim des Todes in sich trug. Aber auch das System der Kaiserregierung trug diesen Keim in sich. Das wollen jedoch die Herren Auguis und Dulaure nicht erkennen. Sie suchen den Sturz der Kaiserregierung nicht in den nächsten und natürlichsten Ursachen, nicht in ihr selbst, nicht in dem Verrath, den sie an der Freiheit beging, nicht in den Opfern, welche ihr despotischer Geist foderte, nicht in den Ungerechtigkeiten, die sie an den Nationen übte, noch in der allgemeinen Schilderhebung, welche diese Ungerechtigkeiten zur Folge hatten, sie suchen vielmehr den Sturz der Napoleon'schen Herrschaft einzig und allein in der Verrätherei, der Schlechtigkeit und dem Abfall Einzelner. Es ist wahr, daß bei dieser Verfahrungsart manches Neue zu Tage kommt; aber die Verfahrungsart bleibt nichtsdestoweniger einseitig und unhistorisch. Das äußerste Motiv dieses Verfahrens liegt in der Nationaleitelkeit der Franzosen, welche keine Niederlage und viel eher zugeben will, daß Frankreich durch die eigene Schlechtigkeit und Treulosigkeit seinen Sturz erlitten habe. Man weiß nicht, was der Nationalstolz dieser Geschichtschreiber dabei gewonnen hat, besonders da sie diese Treulosigkeit nicht aus den Handlungen Napoleon's selbst zu entwickeln suchen. Aber freilich, Napoleon soll in seiner schreckbaren Größe unverantwortlich sein; man schlachtet ihm noch auf seinem Grabe Hunderte von Nationalfranzosen als Opfer und beschuldigt sie der Infamie, als ob dadurch das Volk nicht auch geschändet würde. Um so schlimmer bedienen diese Geschichtschreiber die Restauration und nennen sie unedel und blutig; sie nennen die Herrschaft der zurückgekehrten Bourbons eine Schreckensherrschaft, welche auf kleinem Fuße geübt habe, ohne Energie, ohne Selbstentsagung, ohne Ruhm. Sie hätten ihr Vaterland zur Zeit der Gefahr verlassen, und als sie an der Hand der fremden Mächte zurückgekehrt, hätten sie grausam, aber feige gewüthet; die Vorgänge zu Avignon, zu Nimes, Toulon und Marseille, der Mord des Marschalls Brune, die abscheuliche Verfolgung der Protestanten in Languedoc, der Tod Labédoyère's und Ney's, der traurige Proceß der Brüder Faucher seien Dinge, die sich weder unter dem Gesichtspunkte des Zorns noch der Nothwendigkeit rechtfertigen ließen. Was hilft es, wenn man diesen Historikern empfehlen wollte, die Annalen der Revolution und der von ihnen gefeierten Kaisergeschichte nachzuschlagen? Man ist einmal gewohnt, der Schwäche das Blut, welches sie tropfenweise vergoß, als Verbrechen anzurechnen, während man die Blutströme, welche die Stärke und der Terrorismus vergossen, als nothwendige Blutentleerungen entschuldigt oder gar als Thaten des Heroismus preist. Eine der interessantesten Anekdoten in Auguis' und Dulaure's historischem Werke ist folgende:

„Es hatten zwischen Ludwig XVIII., als er noch Graf von der Provence war, und einigen jungen Edelleuten sehr intime Beziehungen stattgehabt, wie sie unter jungen Leuten von guter Geburt, welche in verliebten Abenteuern ihre ersten Debuts geben, gewöhnlich sind. Im J. 1814 waren von dieser Kameradschaft nur noch Wenige übrig, wie uns däucht, nur fünf: der König, Ségur, Destutt de Tracy, Lafayette und La-

fayette. Ludwig XVIII. hielt es für vorzüglich förderlich, sich den Pariſern an der Seite Desjenigen zu zeigen, welcher an ſeinen Hut zuerſt die dreifarbige Cocarde geheftet hatte; die Revolution, bildete er ſich ein, könne nicht beſſer Lügen geſtraft werden als durch einen ihrer Urheber, der ſo gut wie die erzroyaliſtiſchen Edelleute und die fremden Generale die weiße Cocarde aufgehißt habe. Er berief den guten Kameraden von ehemals nach St.-Ouen. Lafayette erſchien. Als ſeine Ankunft gemeldet wurde, befahl der König, ſie allein zu laſſen. Lafayette tritt ein, Ludwig erhebt ſich, geht ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, umarmt ihn, läßt ihn niederſitzen und ſetzt ſich, Hand in Hand, ihm zur Seite. „Ach, mein liebes Lafayette", ſagt endlich der König, „nach ſo vielen Umwegen, ſo vielen Unfällen, ſo vielen Glückswechſeln, ſind wir da, Sie und ich, ein wenig vom Lauf ermüdet, es iſt wahr, aber doch auf der Rückkehr in den Hafen." „Wohl, Sire", erwiderte Lafayette; „aber Sie kommen nicht allein und Ihre Begleitung —" Der König, lachend ihm ins Wort fallend: „Ich begreife Sie, dieſe Oeſtreicher, dieſe Koſacken und der ganze Schweif der Bande verwunden Ihre Augen — auch die meinen, glauben Sie mir; aber wir werden ſie einmal in ihrer Heimat ſelbſt wiederſehen, und dann wird's beſſer gehen." Der König fragte hierauf mit vieler Theilnahme nach George Lafayette, worauf der Gefragte erwiderte, es gehe ſeinem Sohne wohl, obgleich die Schafpocken unter einer ſchönen Heerde ſeiner Merinos große Verwüſtungen anrichteten; George ſei ſein Schafzüchter en chef, er habe den Säbel an den Nagel gehangen und werde ſich auch ſchwerlich verſucht fühlen, ihn wieder zu ergreifen, es ſei denn, daß die Fremden, ungeachtet Sr. Majeſtät, zu lange Zeit in Frankreich bleiben ſollten. Der König, ſich in die Lippen beißend, erwiderte hierauf: „Wir werden unſere Befehle geben, mein theurer Freund! Ich und die Meinigen haben ſo wenig Luſt wie Sie und George, ſie hier lange zu beherbergen. Darauf verlaſſen Sie ſich!" Lafayette erwiderte: „Wenn es ſich darum handeln wird, ſie an die Grenze zurückzuführen, ſo werden die Meinigen und ich, Sire, und viele Andere von ganzem Herzen Ihnen behülflich ſein." Der König: „Ich zähle darauf, mein alter Freund!" Nach einigem Stillſchweigen drückte der König lebhaft Lafayette's Hand und ſagte ohne weitere Umſchweife: „Ach, mein theurer Freund! Sie werden morgen mit mir in Paris einziehen!" Lafayette erwiderte hierauf, den König, den eine leichte Röthe überflog, feſt betrachtend, mit froſtiger Beſtimmtheit: „Nein, Sire!" Der König zwang ſich zum Lächeln und ſagte: „Ah, ich kenne Ihre Bedenken. Ihre Cocarde und die meinige! Die Fremden, welche um mich ſind und mich noch von unſern Landsleuten ſcheiden! Das Alles, ich begreife es, hält Sie ab, mit mir nach Paris zu gehen. Indeß —". Lafayette, deſſen Hand der König endlich losgelaſſen, fiel ein: „Es iſt mir ſchmerzlich zu ſagen, aber ich kann nicht umhin, die Ehre verbietet mir, mit Ihnen in Paris einzuziehen." Der König: „Sprechen wir davon nicht mehr, geben wir uns aber ein Rendezvous in den Tuilerieen. Sie haben ſeit Ihrer Rückkehr nach Frankreich den Beobachter geſpielt, Sie ſind ohne Zweifel mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Landes genauer bekannt als wir, die wir nach einer ſo langen Abweſenheit zurückkehren. Ich ſpreche zu Ihnen nicht von einem Miniſterium; die ſogenannten verantwortlichen gâcheurs patentés werden uns nicht fehlen. Darum handelt es ſich nicht unter uns. Ich ſpreche mit einem Worte von einem intimen Privatconſeil, wo Jedem von uns ein freies Wort geſtattet iſt. Da, ſonſt nirgendwo, iſt Ihr Platz!" Lafayette: „Sire, in ſechs Monaten werde ich in die Tuilerien kommen, wenn —." Der König, lebhaft: „Wenn ich dann noch hier bin — wollten Sie das nicht ſagen, General?" Lafayette: „Nein, Sire, das war mein erſter Gedanke nicht, das war nur mein zweiter. Ich werde, wollte ich ſagen, in ſechs Monaten und nicht früher in den Tuilerien erſcheinen, wenn Ew. Majeſtät dann meine Gegenwart noch für nützlich halten ſollten. Nehmen Sie ſich in Acht, Sire! Die Umgebung, die Ihnen am meiſten ſchadet in den Augen Frankreichs, nicht des Frankreichs, welches von Beſoldung und Gunſt lebt, ſondern desjenigen, welches arbeitet, ſchafft, bezahlt und ſich ſchlägt, welches ſonſt nichts war und jetzt Alles iſt, dieſe Umgebung, ſage ich, iſt vielleicht nicht die der Fremden, ſondern diejenige, die, mit einem Worte, Ihren Hof bildet." Der König: „Lafayette! 23 Jahre der Verbannung und des Nachdenkens haben mich viel gelehrt. Es iſt ein herber und gelehrter Meiſter, das Unglück!" Lafayette: „Sire, es iſt ein herbes Handwerk, das eines Königs, zumal in Frankreich!" Die Unterhaltung, die immer peinlicher zu werden drohte, brach hier ab. Der Vorſchub, welchen der General forderte, ließ den König in dieſer merkwürdigen Unterhaltung eine traurige Rolle ſpielen. Lafayette beurlaubte ſich reſpectvoll; der König antwortete, ohne aufzuſtehen, mit einer überaus kalten Höflichkeit." Dieſe Unterredung iſt zu bezeichnend für die Geſinnung und die Manier Beider, um eines weitern Commentars zu bedürfen. 108.

Notiz.

Die neue Kunſt des photogeniſchen Zeichnens, Daguerre's Erfindung, beſchäftigt fortwährend die Geiſter von Künſtlern und Kunſtliebhabern und fortwährend werden darin Verſuche gemacht, während die Chemie dieſen durch Verfertigung eines beſondern photogeniſchen Zeichnenpapiers zu Hülfe gekommen iſt. Ein Verfahren, wie es nach einer urſprünglich von Hrn. Talbot angegebenen Idee von William Havell in London in Anwendung gebracht und wahrſcheinlich von dem nicht ſehr verſchieden iſt, worauf man in dem Beſtreben, Daguerre's Geheimniß zu entdecken, in München gekommen iſt, wird in Nr. 597 des „Athenaeum" beſchrieben. Danach legte Hr. Havell über ein radirtes Blatt von Rembrandt's bekanntem Bilde: Fauſt, wie er Mephiſtopheles in der Geſtalt eines glänzenden Sterns citirt, ein viereckiges Stück dünnes Glas und malte dann die Lichtpartien mit dickem Bleiweiß, das mit einem Firniß von Kopalgummi und Bleizucker vermiſcht war, um das Trocknen zu beſchleunigen. Für die Mittelfarben verſetzte er das Weiß weniger mit Firniß und ſchritt dann allmälig zu den Schattenpartien fort. Als am andern Tage Alles trocken war, nahm er mit einer Meſſerſpitze den weißen Grund hinweg, um die ſchwarzen radirten Linien des Oeigivols darzuſtellen, und das Glas, auf ſchwarzes Papier gelegt, ſah nun aus wie ein ſtarker Mezzotintoſtich. Auf die gemalte Oberfläche legte er ein Blatt Papier und dahinter, um die Berührung vollſtändiger zu machen, drei Schichten Flanell, mit einem Bret, woran das Ganze befeſtigt wurde. Da gerade warmer Sonnenſchein war, ſo hatten die demſelben ausgeſetzten Theile des Glaſes bald ein dunkles Schwarzblau auf dem Papier hervorgebracht, und dieſes enthielt eine recht gute Darſtellung des Bildes, die nur noch geringer Nachhülfe bedurfte. Daß man das Glas länger in der Sonne läßt, hilft nach Havell's Verſicherung nicht, weil die Mittelfarben dadurch zu dunkel, die Schattenpartien aber nicht in gleichem Verhältniß ſchwärzer werden. Es ſind nun in dieſer Kunſt ſehr viele Verſuche gemacht worden, die ſich wie auch die dadurch hervorgebrachten Reſultate mehr oder minder voneinander unterſcheiden. Doch ſollen nach dem Zeugniß Derjenigen, welche Proben der verſchiedenen Künſtler geſehen haben, die Daguerre's alle weit übertreffen. Auch über das Recht der Priorität der Erfindung, welches von Einigen für Talbot in Anſpruch genommen wurde, herrſcht wol jetzt unter Engländern ſelbſt kein Zweifel mehr, da Talbot nach ſeinem eigenen Geſtändniß erſt vor vier oder fünf Jahren ſeine Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand richtete, von Daguerre aber hinlänglich erwieſen iſt, daß er damals ſchon bedeutende Fortſchritte in ſeiner Erfindung gemacht und ſeit 12 Jahren manche Zeichnungen durch dieſelbe zu Stande gebracht hatte. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 207. —— 26. Juli 1839.

Zur Kritik einiger neuen Erscheinungen im Bereiche der Bibliographie.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

Das „Bulletin du bibliophile" ist nun schon deshalb ein treuer Spiegel der in Paris (also in Frankreich) herrschenden Richtung der Bibliophilie, weil Alles, was es in die „Notices" — und dies ist doch eigentlich blos der Theil, welcher wissenschaftliches Interesse hat — aufnimmt, einem Redactionstribunale unter Nodier's Vorsitz vorgelegt und von diesem für annehmbar erachtet worden sein muß. Diese Notizen aber betreffen zuerst den Gegenstand der jetzigen Sammlerliebhaberei, die so zu nennen beliebte littérature de la renaissance, jene „petits livrets qui n'ont pour la plupart d'autre titre à la curiosité que la bizarrerie du sujet, la licence du style, ou la singularité des exemplaires", und zwar ebensowol die alte, wirkliche, als die neuere, durch Wiederabdruck — oft ganz mit den Typen des Originals und mit allem nur denkbaren Bücherschmuck — recht eigentlich neugeborene. Verfolgt das „Bulletin du bibliophile" seinen Plan immer mit solchem Fleiße, so wird es gewiß stets das Organ der jedesmaligen Sammlerliebhaberei sein, und eine bibliographie progressive, eine in Permanenz erklärte Supplirung des Brunet'schen „Manuel du libraire et de l'amateur" werden. Mit vielem Fleiß werden alle in Paris neu erscheinenden literarischen Luxusartikel, ausgezeichnete Ausgaben klassischer Werke, namentlich aber die auf Buchdruckerei, Einband, Verzierung der Bücher, Bibliotheken, und was zur praktischen Bücherwissenschaft (materielle Bibliographie) gehört, bezüglichen neuen literarischen Erscheinungen angekündigt, ebenso genaue Nachrichten über Versteigerungen interessanter Büchersammlungen und deren Kataloge (z. B. Piré-écourt, Joursanvault), die in Frankreich stets sehr gut und exakt zu sein pflegen, endlich Auszüge aus alten Büchern und Handschriften sowie Beschreibungen derselben gegeben, und alle diese, dem Uneingeweihten durch ihre physionomie doctorale sich so leicht als „empreintes de pédantisme et d'ennui" darstellenden Untersuchungen in eine so gefällige Form eingekleidet, daß gewiß kein Leser derselben unbefriedigt bleiben wird.

Auf diese Weise ist das „Bulletin du bibliophile" jedem Bücherliebhaber eine recht erfreuliche Erscheinung, und wenn es sich von selbst versteht, daß es auf einer öffentlichen Bibliothek nicht fehlen darf, so wäre es zu wünschen, daß recht viele unserer deutschen Bücherfreunde dasselbe in ihre Bibliotheken aufnähmen, da sie dadurch au courant der Bibliophilie in Frankreich gehalten werden und die letztere, wie schon Ebert bei der Ausarbeitung seines, neuerlich in das Englische übersetzten „Bibliographischen Lexikon" gezeigt hat, allen übrigen in vielfachen Hinsichten stets zum Muster dienen kann, während uns die so excentrischen englischen Liebhabereien viel ungenießbarer sind, selbst abgesehen davon, daß zu ihnen dem nicht von besondern Verhältnissen Begünstigten aller Zugang fehlt.

Was Nodier in seinen mit so vielem Witz als eleganter Wissenschaftlichkeit geschriebenen Artikeln: „Du prix courant des livres" (in den „Notices" zu Nr. 13, 17 u. 20 der zweiten Serie des „Bulletin"), von den Bibliomanen sagt, „dont les yeux n'ont jamais pénétré jusqu'à l'intérieur du volume", bei denen der wissenschaftliche Werth des Buches oder der Ausgabe reine Nebensachen sind, und bei denen die Bücher, welche ihrer äußern Vorzüge halber das sehr relative Glück haben, in ihre Bibliothek aufgenommen zu werden, mit so vielen der neuern Zeit ausrufen können:

O, mon habit, que je vous remercie!

kann jetzt nur noch ausnahmsweise für Frankreich gelten, während es für England, wo allein es Roxburghes geben kann und ein Dibdin das bibliomanische Scepter führt, nur allzu wahr ist. Der Ernst, der die meisten der neuern wissenschaftlichen Arbeiten Frankreichs unbestreitbar bezeichnet, scheitert wenigere an den starren Formen der Fashion als in England, wo er von der letztern bereits längst unterjocht ist, und wo die Form eine so rigoristische Herrschaft übt, daß nur die Consequenz ihres äußern Auftretens und die durch so langen Genuß individueller Freiheit gekräftigte Physiognomie der Nation sie vor der Satire schützen kann, die den bescheidenen Deutschen bei gleichen Mängeln längst getroffen haben würde. Die Vorzüge der französischen angewendeten Bibliographie vor der englischen sind namentlich seit Ebert schon so vielfach dargestellt und erwiesen worden, daß es unnöthig sein würde, hier darauf zurückzukommen; nur der Wunsch möge hier ausgesprochen werden, daß die Bibliophilen jenseit des Kanals ein gleiches Organ haben und schaffen möchten, wie das „Bulletin du bibliophile" für Frankreich ist, damit es For-

Digitized by Google

schern und Bücherfreunden des Festlandes ermöglicht werde, die Fortschritte der englischen Bibliophilie genügend kennen zu lernen.

2. Bibliographie paléographico - diplomatico - bibliologique générale, ou repertoire systematique etc. Par *P. Namur*. Zwei Bände. Lüttich 1838.

Dem längst und tief gefühlten Bedürfnisse nach einer Bücherkunde der Bibliographie in ihrem ganzen Umfange, einem Bedürfnisse, was selbst den unvergeßlichen, zu früh verstorbenen Ebert veranlaßte, ein derartiges Werk zu bearbeiten (welches sich auch unter seinen, der königlichen Bibliothek zu Dresden einverleibten Handschriften befindet und einen über 600 Seiten starken Quartband bildet), soll durch dieses Buch des so fleißigen und französischen Eifer mit Vorliebe für deutsche Wissenschaftlichkeit verbindenden Universitätsbibliothekars Namur zu Lüttich entsprochen werden.

Das von demselben Verfasser vor nunmehr fünf Jahren zu Brüssel herausgegebene „Manuel du bibliothécaire", hatte bei allen seinen Mängeln wenigstens in Deutschland die Anerkennung gefunden, die wir jedem ernsten und gutgemeinten Streben nie versagen, ja dem Fremden bekanntlich noch viel eher gewähren als dem Einheimischen. So unreif dieses „Manuel" war, so zeigte es doch, daß der Verf., der in der französischen Schule gebildet war, den Werth der geistigen Richtung deutscher Forschungen erkannt hatte und sich deutsche Gründlichkeit bei seinen Arbeiten zur Regel machen wollte. Schon seinem „Manuel" nun hatte Namur eine „Bibliographie spéciale systématique et raisonnée des principaux ouvrages sur la bibliographie" beigegeben, welche die dritte Abtheilung des Buches ausmacht, aber so mager ausgefallen war, daß weder durch sie, noch durch Das, was vorher Peignot, Delandine, Psaume, Hartwell Horne u. A. in gleicher Absicht der Öffentlichkeit übergeben hatten, den bescheidensten Anforderungen, welche der Literat an eine solche Arbeit zu machen berechtigt ist, entsprochen wurde. Zugleich aber hatte Namur die Herausgabe einer von ihm seit Jahren schon vorbereiteten „Bibliographie générale" den Bibliographen versprochen, und diese ist das Buch, was jetzt in zwei gutgedruckten Bänden vor uns liegt.

In sieben Abtheilungen hat hier der Verf., der die Grundsätze, welche ihn bei Anlegung und Ausarbeitung seiner Sammlung geleitet haben, sowie die Hülfsmittel, welche zu einer solchen Sammlung benutzt werden müssen, in der „Introduction" zum ersten und der Vorrede zum zweiten Bande recht vollständig angibt, die Bücher und Abhandlungen aufzuführen versucht, welche über Paläographie, Diplomatik, Buchdruckerkunst, Buchhandel und Bibliotheken sowie als Specialbibliographien der einzelnen Zweige des menschlichen Wissens erschienen sind, hat in der fünften Abtheilung unter dem Titel: „Biobibliographies", die biographischen Werke genannt, welche mit der Lebensgeschichte der Schriftsteller zugleich die ihrer Schriften und deren Ausgaben verbinden, und endlich im siebenten und letzten Abschnitte diejenigen periodischen und Sammelwerke verzeichnet, welche auf die sechs vorhergehenden Classen Bezug haben. Eine jedem Bande beigegebene „Table systematique des matières" ist dabei oft von größerm Nutzen als das zwar fleißige, aber gewiß nicht vom Verf. selbst ausgearbeitete alphabetische Namensverzeichniß der Autoren.

Wenn nun die Vollständigkeit einer Specialbibliographie, wie schon oben mit Nodier's Worten angedeutet wurde, zu den Unmöglichkeiten gehören dürfte (ein Wort, was zwar manche große und hochgestellte Leute gern aus dem Sprachschatze streichen möchten, die aber gewiß nie daran dachten, eine vollständige Specialbibliographie bearbeiten zu wollen), so muß sich natürlich die Gewissenhaftigkeit eines Jeden, der so ein Werk unternimmt, damit zufrieden stellen, so viel gesammelt zu haben, als ihm den äußeren Umständen zufolge, unter denen das Werk entstanden, möglich war. Diese Möglichkeit aber wird sich allerdings gar verschieden, und zwar ebenso nach der Lust und Liebe zur Sache als nach den Kenntnissen, die der Sammler besaß, darstellen; doch wird gewiß Jeder leicht überzeugt sein, daß der Sammlereifer das erste Requisit bei solchen Werken ist, und wir können keck behaupten, daß sich tüchtige Specialbibliographien nur von amateur schreiben lassen.

Namur hat nun bei seinem, hier vorliegenden Werke wol gezeigt, daß ihm Lust und Liebe nicht gemangelt haben (und wie sollte dies auch, da gewiß jeder Bibliophile seine eigenen Sammlungen, wenigstens für angewendete Bibliographie sich angelegt haben wird), er hat auch durch Darlegung der ihn bei seiner Arbeit leitenden Grundsätze gezeigt, daß er die Stellung, welche er zu seinem Vorhaben nehmen mußte, richtig erfaßt hat, und hat denn auf diese Weise die Titel von über 10,000 (10,236) Werken, Sammlungen und Abhandlungen in den vorgedachten sieben Abtheilungen aufgeführt, welche die hier fraglichen Gegenstände behandeln; dennoch aber war es unmöglich, daß er das vorgesteckte, in den Vorreden zu beiden Bänden näher bezeichnete Ziel als Einzelner erreichen konnte, wie er denn auch bereits ein Supplement seiner Arbeit in der Vorrede zum zweiten Bande derselben versprochen hat.

Das Unternehmen Namur's war für einen Einzelnen zu kolossal, um gleich so erfüllt zu werden, daß nicht unendlich viel noch dabei zu wünschen übrig bliebe; und bedenkt man außerdem, daß derselbe es sich vorgenommen hat, die Kataloge der Privatbibliotheken, auch wenn sie behufs der öffentlichen Versteigerung gedruckt worden sind, die Verlagsverzeichnisse der Buchhandlungen und Buchdruckereien, ja sogar die typographischen Probehefte der letztern mit aufzuzählen, so wird jeder Kenner gleich die Unmöglichkeit einsehen, daß Ein Mensch so einem Vorhaben genügen könne.

So viel nun das Namur'sche Werk zu wünschen übrig läßt, so ist es doch mit dem lebhaftesten Danke aufzunehmen, daß sein Verfasser eine Bahn gebrochen hat, auf welcher jeder Sammler weiter fortschreiten kann, da einmal doch der Anfang gemacht werden muß und jeder Schritt zur Vollkommenheit tausend andere nach sich führt. Nun sollte es freilich Aufgabe jedes Bibliophilen werden,

Digitized by Google

den Verf. mit den Nachträgen und Verbesserungen, welche er selbst zu dessen Werke gebracht hat oder bringen kann, bekannt zu machen und ihn so in den Stand zu setzen, das versprochene Supplement oder eine (dem Beutel unserer deutschen Gelehrten freilich nicht sobald zu wünschende) zweite Auflage durch gemeinschaftliches Mitarbeiten so vollständig als möglich zu liefern, auf diese Weise aber etwas zu der Verwirklichung der Idee beizutragen, die gewiß jedem Bibliophilen so nah am Herzen liegt, der einer Verbindung der Bibliophilen der einzelnen Staaten und Länder zu gemeinsamer Förderung der geliebten Wissenschaft.

Welche Hindernisse müssen nicht, so lange ein solches Zusammenwirken noch nicht besteht, schon die Verschiedenheit der Sprachen dem sammelnden Bibliophilen — der doch nicht immer ein Mezzofanti vel quasi sein kann —, der geringe wissenschaftliche Verkehr mit einigen Ländern Europas und die Seltenheit der dort erschienenen Bücher, ja oft sogar der Mangel aller Nachrichten über dieselben in den Weg legen; und wie sehr muß man dies nicht auch bei dem vorliegenden Werke empfinden, wo z. B. die slawische Literatur zum größten Theile ganz übersehen, die spanische und italienische Bibliographie höchst mangelhaft und selbst die englische Literatur (namentlich in Hinsicht der ältern Privatbibliothekkataloge, die gleiche Rechte auf Berücksichtigung haben wie die französischen, deren Aufführung mit leidlicher Vollständigkeit erfolgt ist) so wenig erschöpft ist, daß in diesen Fächern Hunderte von Nachträgen nöthig werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sinai. Reisebilder von Alex. Dumas und A. Dauzats. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Kassel, Fischer. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Kommen diese trefflich geschriebenen Reisebilder auch etwas spät nach der That, da die Reise, auf welche sie sich beziehen, schon 1830 oder 1831 ausgeführt wurde, so sind sie uns, als die ansprechendsten, pittoreskesten und wirkungsvollsten Schilderungen Ägyptens und des Landes, welches die fliehenden Hebräer nach dem gelobten Lande hin durchzogen, doch noch immer willkommen. Ihr wesentlicher Charakter ist das Bildgebende, das in diesem Grade intensiver Deutlichkeit weder in Chateaubriand noch in Lamartine wiederzufinden ist, deutscher Reisebeschreibungen gar nicht zu gedenken. Vielleicht haben wir vom Fürsten Pückler etwas Ähnliches zu erwarten, da dieser geistvolle Reisende auf einem ähnlichen Standpunkte wie die Verf. steht, welcher, durch individuelle und besondere Bestrebungen ungehemmt, einen freien Überblick des Ganzen mehr gewährt, als die gelehrten und antiquarischen Zwecke deutscher Reisenden in der Regel zulassen. Für den Leser, welcher Wirkungen, Eindrücke, allgemeine Ansichten sucht, die eine Lücke seines Wissens ausfüllen und ihn dafür entschädigen, daß er diese oder jene Reise nicht selbst machen konnte, gibt es keine willkommenere Erscheinung als einen Reisebericht von dieser Art.

Die Verf. beschränken sich auf den verhältnißmäßig kleinen Landstrich von der Küste (Alexandria) nach Kairo und den Pyramiden, die Gegend des alten Memphis und den doppelten Weg nach dem Sinai, hin in gerader Richtung, und zurück mit einer kleinen Biegung über Suez südwärts. Für diesen beschränkten Vorwurf reichen die vorliegenden beiden Theile gerade hin. Die Erzähler aber wissen uns für ihre Leiden und Freuden — denn an beiden ist die Reise gleich reich, und wer da glauben möchte, sie sei ebenso gemächlich zurückzulegen als die etwa gleichweite Reise von Frankfurt bis Köln, wird seinen Irrthum bald erkennen —, sie wissen uns für ihre Erfahrungen und Erlebnisse in so hohem Grade zu interessiren, daß wir ihnen Tag für Tag mit nicht nachlassender Theilnahme folgen müssen. Auf ihrem Zuge nach dem Sinai wird uns jeder ihrer Begleiter zu einer anziehenden Romanperson; der alte arabische Führer Enaleb, der stets erzählungssüchtige Beschara, Mohammed, Arebellah und Abdallah, der Koch, jede dieser Gestalten, ja ihre Haghins, selbst die Kameele, die sie reiten, werden uns zu Charakteren, an deren Haltung und Stimmung in der Wüste wir Theil nehmen müssen.

Doch wir wollen der Erzählung nicht vorgreifen und wenigstens einigermaßen dem Gange des Berichtes selbst folgen. In Alexandria zieht uns nichts mehr an als die überaus humoristische Schilderung eines türkischen Bades, bei welcher die Leiden des Neulings unsere Lachmuskeln in die lebhafteste Bewegung setzten. Die Reise nach Damiette und von hier nach Kairo ist auch nicht so behaglich zu machen, als wir meinten; denn Flüsse durchwaten und nachher vor den verschlossenen Stadtthoren die Nächte im Freien zubringen müssen, mag selbst in Afrika nicht sehr einladend sein. Um so wohlthuender muß in Kairo ein europäisches Hôtel sein, in dem die Reisenden ihre Leiden vergessen. Der erste Anblick der Pyramiden gibt zu einem begeisterten Naturgemälde Anlaß, das mit dem Bilde der Vernichtung contrastirt, die der erwachende Kamsin (Wüstenwind) über die Landschaft ausbreitet. Das Gemälde von Kairo, das mit seinen 300 Moscheen, die wie Figuren eines Schachspiels hervorragen, vom Nil begrenzt und vom Mokattam, dem letzten Ausläufer der libyschen Gebirge überragt, drei abgesonderte Städte vereint, ist lebhaft und anziehend entworfen. Nachdem ein türkischer Schneider die Reisenden zu Orientalen verwandelt hat, die allgemeine Geschichte Kairos skizzirt ist, das 969 von Ebn Taylun, Anführer der Leibwache des Khalifen, als Foskat (Zelt) gegründet, von Dschnaan, als Maur el Kakirah (die Siegreiche) erweitert wurde und von der von Karakusch gegründeten Citadelle am besten überblickt wird, nachdem der letzte Kampf der Mamluken unter Murad, dem Heldenmüthigen, kurz erzählt und von der Pyramidenschlacht ein sprechendes Bild entworfen ist, werden die Pyramiden und das Grab des großen Memphis, jetzt ein Palmenwald, besucht. Diese Riesen einer unbegreiflichen Vorwelt sind zu bekannt, als daß wir lange bei ihnen verweilen dürften; auch die Mühen der Ersteigung jener Riesentreppe, 421 Fuß hoch, im Glutstrahl der ägyptischen Sonne, sowie die Gefahr des Niedersteigens auf dieser Treppe, wo die Stufe, auf der man steht, stets die abwärts folgende verdeckt, sodaß man wahrhaft zwischen Himmel und Erde schwebt, ist bekannt, sowie daß das Innere der Pyramide der Neugierde wenig Ausbeute gewährt. Rückkehrend besucht der Reisende in Ghizeh das große Hühnerentbindungshaus, in welchem nach einer zwanzigtägigen Procedur bekanntlich unermeßliche Scharen von Küchlein ausgebrütet werden. Auf der Insel Rudah wird der Nilmesser, bei den Pyramiden von Sakkarah die Katakomben des alten Memphis, voller geschmorter Katzen, Ibisse und Eidechsen besucht. „Ich nahm", sagt A. Dumas, „unter meinen rechten Arm einen Ibis, unter meinen linken eine Katze, welche mir, nach Art ihrer Verpackung zu schließen, bei ihren Lebzeiten sehr bedeutende Personen gewesen zu sein schienen, und ruhte mit meinem Götterpaar unterm Arm einen Augenblick in einer mit Hieroglyphen bedeckten Vertiefung — auf dem prächtigen Leichentuche, das das Grab von Memphis verhüllt, unfern von dem Kolos des Sesostris und wenige Schritte von dem Gefängnisse des Sohnes Jakob's und den Palaststufen des Pharao."

Neben den Vorbereitungen zu der Pilgerfahrt zum Sinai, dem Ziele dieser Reise, wird uns eine türkische Soirée, von Tänzen der Almeen belebt, geschildert. Diese Almeen, deren

Auftreten im Palast des Glot-Bei allerdings als reizend geschildert wird, und die mit ihren wechselnden Tanzspielen gewöhnlich kleine anziehende Dramen darstellen, sind jedoch kostspielige Gäste, die dem Hausherrn nicht unter 2—3000 Piaster zu stehen kommen, für welchen Preis man füglich sechs bis acht Sklavinnen kaufen kann, wenn man hinsichtlich der Farbe nicht zu schmierig ist. Wir wollen dies Schauspiel wenigstens skizziren. „Bei ihrem Auftreten stellten sich die Almeen in eine Linie, schritten dann vor, indem sie sich üppig hin- und herwiegten, und stimmten einen leisen, sanften Gesang an, den die Musik begleitete. Dann wandten sie sich um, kreuzten durcheinander und beschrieben abwechselnd sinnige Figuren, immer in der ruhigen Haltung antiker Statuen. Nach und nach belebte sich jedoch der Tanz, der Gesang wurde lauter, die Bewegungen ausdrucksvoller, bis endlich der Paroxysmus der wildesten Leidenschaft die Mädchen zu ergreifen schien. Die Stimmen gemannen die Oberhand über die Musik, und zwischen den vier Mädchen und dem Manne, einer Art Bajazzo, entspann sich ein Kampf, wie zwischen Bacchantinnen und Satyr. Endlich stürzten sie sich athemlos und ächzend auf uns, umschlangen uns convulsivisch mit ihren Armen und versteckten sich wie Schlangen in unsere faltenreichen Gewänder. Dies ist der Augenblick, wo man sie bezahlt, indem man ihnen mit den Lippen eine Zechine reicht, oder Goldstücke auf ihren Busen klebe, die sie in silberne Waschbecken abschütteln. Hier holt sich der Muselmann den Ruf der Großmuth oder der Filzigkeit. Auf diesen ersten Act folgte ein Solo. Bei ruhiger Musik geht ein Mädchen im Garten spazieren, pflückt Blumen und windet einen Selam. Sie beschreibt die Natur, Blumen, Schmetterlinge mit Pantomime und Gesang. Plötzlich erschreckt sie eine Wespe, sie verjagt sie mit ihrem Tuch, mit ihrem Gürtel; die Musikanten lachen und verspotten die Entblößte. Die Wespe fliegt in ihren Busen, das Mädchen flieht, entkleidet sich Stück für Stück und hüllt sich endlich flehend und athemlos in die Kleider eines der Zuschauer, auf dessen Schoos sie Schutz sucht; dies ist die Entwickelung, und der Begünstigte zieht sich mit Zechinen aus der Affaire." Dies üppige Bild des orientalischen Lebens contrastirt der Erzähler mit einer Schilderung der „Stadt der Khalifen", jenes feierlichen, stillen Todtenackers einer heroischen Zeit, und tritt dann seine Pilgerfahrt nach dem heiligen Berge, der Wiege unserer Cultur, an.

Dieser Pilgerreise ist der zweite Theil gewidmet, der uns alle Leiden und Wonnen einer Wüstenreise schildert. An die Beschwernisse eines Rittes auf Dromedaren und die Misgeschicke des Auf- und Absteigens gewöhnt sich der Reisende bald; aber er hat mehr als dies zu bestehen. Der Glutstrahl der Sonne, das nerdordene Trinkwasser, Samum und Kamsin, die Wüstenwinde, die Skorpione und Schlangen im Sinaithale, die Schakale und Hyänen mit ihren nächtlichen Jammertönen sind ebenso viele Feinde der Behaglichkeit der Reisenden. Die Verschmitztheit und die betrügerischen Winkelzüge jener Araber, die nur durch einen Schein von Kindlichkeit zu allem Glauben verleiten, um uns poetisch zu betrügen, kommt zu allen diesen Leiden hinzu. Die Reisenden erfahren davon am Sinai eine seltsame Probe, indem sie von einem andern Stamme, als mit welchem sie contrahirt haben, förmlich gestohlen und fortgeführt werden, und dies auf so listige Art, daß wir sie obendrein von Herzen auslachen müssen. Der Eindruck des waldigen Sinaigebirges, der Horeb, nach der Glut der Wüstenreise, wird uns mit reizenden Farben gemalt. Mit den heiligen Schriften in der Hand durchwandern wir dieses Gebirge, den Fels, wo Moses das Wasser schlug, wo der feurige Busch redete, wo Josua kämpfte, während Mirjam Siegeshymnen sang u. s. w. Das griechische Kloster, diese unbezahlbare Herberge der Pilger, ohne Eingang zwar und so eingerichtet, daß die Besucher auf Stricken durch ein hohes Fenster hinaufgewunden werden, inwärts aber ein kleines Paradies voll Orangengärten, dieser Punkt behauptet lange eine Stelle in unserer Phantasie. Der Besuch des Beduinenlagers, die Rückkehr über Suez, wo ein strenger Pascha den Reisenden, welche sich hatten stehlen lassen, ein Schauspiel türkischer Gerechtigkeit durch die Enthauptung ihrer guten Reisegefährten bereiten will, die sie zu retten alle Mühe haben; das furchtbare Gemälde eines dreitägigen Wüstensturms, vor dem sie in eine Höhle flüchten müssen, der Anblick des rothen Meeres und endlich die Rückkehr nach Kairo längs der, durch die Gebeine untergegangener Pilgerzüge weißgebleichten Straße: dies sind die hervorspringenden Punkte des fernern Reiseberichts, in dem uns die menschlichen Charaktere eine nicht geringere Unterhaltung als die Naturschilderungen gewähren. Eine fast immer muntere, oft höchst humoristische, witzige und anspruchslose Darstellungsweise erhöht den Reiz dieses anmuthigen Reisewerks, bei dem die Rücksicht auf unser Vergnügen keinen Augenblick höhern Bestrebungen nachgestellt erscheint. Die Verfasser lassen ein gutes Andenken bei ihren Freunden in der Wüste, Beschara und Tuaieb, zurück, welche mehr als einmal bei dem pfeilschnellen Galop ihrer Haghins und unter den Zelten des Stammes der Quaieb-Said ihrer als rechtschaffner und braver Gefährten gedenken werden, und ein ähnliches Andenken lassen sie auch bei dem Leser zurück.

30.

Literarische Anzeige.

Neue Lehrbücher der englischen und französischen Sprachlehre.

Cobbett's (W.) englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von Dr. J. H. Kaltschmidt. **Zweite umgearbeitete Auflage.** Gr. 8. 27 Bogen. 18 Gr.

Lang (J. G.), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 48 Bogen. 1 Thlr.

Beide Werke zeichnen sich nach dem Urtheile competenter Richter durch Vollständigkeit und eine wahrhaft praktische Methode so vortheilhaft vor den meisten Sprachlehren aus, und sie empfehlen sich zugleich so sehr durch eine zweckmäßige typographische Einrichtung, durch gutes weißes Papier und einen sehr mobilen Preis, daß ich an einer baldigen großen Verbreitung nicht zweifeln kann.

Lehrern der englischen und französischen Sprache, die sich, bevor sie die Werke einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern Exemplare gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

Leipzig, im Juli 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 208. — 27. Juli 1839.

Zur Kritik einiger neuen Erscheinungen im Bereiche der Bibliographie.

(Fortsetzung aus Nr. 207.)

Die literarischen Erscheinungen Frankreichs, der Niederlande und Deutschlands sind bis zu einem recht anzuerkennenden Grade der Vollständigkeit gegeben, der allerdings wol auch noch vielfache Nachträge und Verbesserungen zuläßt (so ist z. B. Renouard's so tüchtiger „Catalogue de la bibliothèque d'un amateur" fast gar nicht benutzt worden), dennoch aber nicht so große Mängel zeigt als die Angabe aus der polnischen, russischen, italienischen und spanischen Literatur, wo man Namen wie Soltikow, Bandtke, Fuster, Mohedano, Aritzi, Hercolani, Folieta u. s. w. vergebens sucht und bei Andern, z. B. bei Gamba, Fontanini a. A. m., gerade die Hauptwerke (so Gamba's „Testi di lingua") ganz übersehen findet. Dabei sind auch oft die Materialien mit großer Eilfertigkeit zusammengestellt worden, sodaß sich ein- und dasselbe Buch zum Theil mit verändertem Titel unter einer Rubrik mehrmals, oft kurz hintereinander aufgeführt findet (z. B. Armellini V, 501 u. 515; Götze VI, 550 u. 570; Patinus I, 633 u. 652; IV, 481 u. V, 343), und so Mehres, was von einer eilfertigen Abfassung des Werkes zum Drucke zeugt, wodurch sich freilich Versehen wie die sub IV, Nr. 541, wo das Werk Milowuk's über serbische Literatur unter die bibliographies asiatiques gezählt und ebenso Vermiglioli's „Bibliografia storico-perugina" (IV, Nr. 1784) unter den bibliographies historiques de l'Asie genannt wird, nicht entschuldigen lassen. Die alphabetische Namenliste der Schriftsteller, welche zwar mit vieler Mühe gefertigt sein mag, hat jedenfalls nicht der Verf., sondern, wie es bei den Indicibus so oft geschieht, vermuthlich ein fleißiger Schüler desselben ausgearbeitet, der freilich dabei nur mechanisch und ohne leitende literarhistorische Kenntnisse zu Werke gegangen ist, wie unter Anderm aus den Namen: Bünemaann, Crapelet, Laire, Mannert, Cave, Clement, Bonlard, Berger, Colomiés, Denina, Desseffarts, Fontanini, Gatterer, Gröning, Hamberger, Harles, Hederich, Janozki, Krause Lengnik, Lipenius, Menken, Teissier, du Verdier u. s. w., ersehen werden kann. Daß diese Table des auteurs, wie schon aus der Überschrift erhellt, auf anonyme Werke keine Rücksicht nimmt, ist ebenso unangenehm, als daß die Pseudonymität nicht durch äußere Unterscheidungszeichen (etwa Parenthesirung) kenntlich gemacht ist. Endlich möchte sich auch noch an der innern Ökonomie des Buches, die so viele Wiederholungen bedingt hat, Manches tadeln lassen, müßten wir nicht überhaupt froh sein, doch einmal ein Buch zu haben, mit dem sich jeder Bibliophile bald bekannt machen kann, und welches, behufs etwaiger Nachträge aus der ältern und neuern Literatur durchschossen, ihm gewiß ein recht brauchbares Hülfsmittel bei seinen Forschungen und Arbeiten sein wird.

Jedenfalls hätten wir gewünscht, wenigstens bei den Büchern, denen Drucker oder Verleger schon eine Garantie des innern oder äußern Werthes derselben gaben, diese genannt zu finden, wie überhaupt die neuere beschreibende französische Bibliographie die Angabe solcher Namen mit Recht als ein unerlaßliches Requisit betrachtet.

Wenn auch übrigens der Verf., dessen auf der Rückseite der Titel beider Bände ersichtlicher Wahlspruch: „Vitam impendere libris", uns noch manches Tüchtige verspricht, sich mit Ernst der deutschen Studienweise befleißigt, so ist doch die Physiognomie des Buches echt französisch, da man ihm eher den Sammlereifer als die ruhige und mühselige Gewissenhaftigkeit des deutschen Fleißes, der freilich so oft vor dem „nonum prematur in annum" gar nicht zu Worten kommen kann, ansieht. Doch ist dies, da bei Allem der erste Anstoß kräftig und so zu sagen à la française gegeben werden muß, worauf dann das Übrige sich schon nach und nach dazu findet, nicht zu bedauern, ja, es mag sogar den Nutzen haben, daß unsere vaterländischen Bücherfreunde durch das Gefühl, so Vieles besser und gründlicher geben zu können, mehr Selbstvertrauen erlangen und so manche Bemerkung zu Tage fördern dürften, die sonst, von Dritten unbenutzt, der Vergessenheit so anheimfallen würde, wie sie derselben entrissen wurde. Also Dank, herzlichen Dank aller Bibliophilen dem wackern, eifrigen Namur!

3. Lehrbuch einer allgemeinen Literargeschichte aller bekannten Völker der Welt, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten von Joh. Georg Theod. Grässe. Erster Band. Literargeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt. Abtheilung 1 und 2. Dresden und Leipzig, Arnold. 1837—38. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wenn wir von den französischen Producten auf dem

Felde der Bibliographie und Literargeschichte zu einigen neuern Erscheinungen dieser Art in Deutschland übergehen, so mag nur andeutungsweise vorausbemerkt werden, daß wir Deutschen in unsern bibliographischen Studien einen dem französischen ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen haben, indem wir von oben herab, die Franzosen aber von unten herauf kommen. Wir haben die praktische Seite der Bibliographie (die sogenannte angewandte Bibliographie) beiweitem noch nicht so erfaßt wie unsere überrheinischen Nachbarn, denen es dafür allerdings an jener höhern Wissenschaftlichkeit bisher fehlte, die so viele unserer literarischen Producte auszeichnet. Der Franzose ist uns in Beschreibung Dessen, was er wirklich vor sich hat, gar sehr vorzuziehen; wir sind unübertroffen im Aufsuchen Dessen, was wir nicht haben, eben weil uns dabei höhere Wissenschaftlichkeit — ich möchte bei Manchen lieber das alte Wort Gelahrtheit gebrauchen — zur Seite steht und wir nie eine Vorliebe für die Productionen des eigenen Vaterlandes gehabt, sondern mit gleichem Eifer die Literaturen aller Zeiten und Völker kennen zu lernen und zu erforschen gesucht haben. Ein Beispiel hiervon ist das vorliegende Werk; ein echt deutsches Werk und näher mit der Bibliographie verwandt als manches Andere von gleicher Tendenz, da es sich mit der äußern Literargeschichte hauptsächlich, mit der innern nur nebenbei beschäftigt; dabei, wie wir aus der Vorrede erfahren, das erste größere Werk eines jungen Mannes und als solches der Beachtung um so mehr werth, als es selbst neben den größern literargeschichtlichen Arbeiten Wachler's und Eichhorn's ehrenvoll besteht.

Auf dem Felde der Literargeschichte gab und gibt es noch unendlich viel zu leisten, da selbst die zuletzt gedachten beiden großen Werke Eichhorn's und Wachler's bei allen tiefen Kenntnissen nur dann eine besondere Vollständigkeit zeigen, wenn sich ihnen gerade gute Specialhülfsquellen darboten, während sie da, wo ihnen diese fehlten und es zu der Ausarbeitung des Literargeschichtlichen eigentlich neuer Studien bedurfte, eben nichts Neues darbieten, ja oft sogar alle, auch nur kurze Andeutungen fehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Lettres inédits de Marie Stuart accompagnées de diverses dépêches et instructions, 1558—87. Publiées par le prince *Alex. Labanoff*. Paris 1839.

Ein Historiker darf nie vergessen, daß die Jahrhunderte einen verschiedenen moralischen Charakter tragen, daß, wie der einzelne Mensch in andern Lebensaltern und unter andern Umständen und Schicksalen anders zu handeln pflegt, auch die Generationen der Menschheit und einzelne Völker in ihren verschiedenen Epochen bald höher bald tiefer auf der Scala der Moralität stehen. Wie unter unbekannten kosmischen und tellurischen Einflüssen gewisse Zeiten mit dem Miasma epidemischer Krankheiten geschwängert und von Pestilenz, Seuchen und Hungersnoth neben Erderschütterungen, Ausbrüchen von Vulkanen und feurigen Lufterscheinungen geplagt sind, sodaß der physischen Welt ihr Untergang bevorzustehen scheint, so erblicken wir in andern, mit jenen nicht selten zusammentreffenden Zeiten die Bande der Moral auf eine schreckenerregende Weise gelöst und Laster und Verbrechen von den Menschen wie zu Spiel und Unterhaltung geübt. Der Schriftsteller, der dies verkennt, wird um so mehr, wenn er kritisch zu verfahren bemüht ist, in dem Bestreben, alle Erscheinungen der Geschichte zu dem Niveau seiner Zeit, des vermeintlich richtigen Maßstabes für das Mögliche und Natürliche, herabzuziehen, das Wilde, Ungezügelte und Monströse jener Zeiten als Fabel oder Übertreibung des Parteihasses austilgen wollen und so Alles zu Alltagsgeschichten einer platten Realität gestalten. Daher das Bestreben, Charaktere, welche die Geschichte gebrandmarkt hat, zu rechtfertigen, oder Vorgänge, mit denen jetzt nur noch der Dichter in Roman und Drama den Leser unterhält, mit Macbeth in gleiche Kategorie zu stellen und von dem historischen Felde auszuscheiden. Wenn aber in unserer Zeit den Leidenschaften der Mächtigen kein so freier Spielraum mehr vergönnt, wenn diese Zeit zu besonnen, zu sehr in einem moralischen Gleichgewicht ist, um ausschweifende Verbrechen zuzulassen; wenn Diejenigen, welche dieselben zu begehen Macht und Willen hätten, durch die immer steigende Geltung der öffentlichen Meinung davon zurückgehalten werden und lieber auf krummen Wegen als durch eine rasche, kühne und blutige That zu ihrem Ziel zu gelangen suchen, sollen wir darum des Lucius Tarquinius grausige Thronbesteigung für Dichtung erklären? oder die Greuel griechischer Tyrannen? Aber wie in Syrakus, Agrigent und unzähligen andern Orten des Alterthums die Herrschaft gewonnen und behauptet wurde, nicht anders in den italienischen Republiken des Mittelalters; dieselben abnorm erscheinenden Auftritte wiederholen sich, selbst die Erzählungen der griechischen Sage, widerstrebend, wie sie dem feinern Gefühle oft sind, erhalten durch die Geschichte der germanischen Königshäuser außerhalb ihrer Heimat eine historische Beglaubigung; zuletzt aber steht uns das 16. Jahrhundert nahe genug, um uns zu lehren, daß Das, was in einer Zeit unmöglich scheint, in einer andern recht wohl geschehen kann. Unter die für jenes von Parteikampf zerrissene, von Fanatismus verblendete und alles sittlichen Halts beraubte Jahrhundert charakteristischen Personen gehört Maria Stuart. Über ihre Schuld oder Unschuld kann, wie wir schon einmal bei einer andern Gelegenheit (in Nr. 20 d. Bl.) zu bemerken Gelegenheit hatten, nach Malcolm Laing's unbefangener Würdigung des Thatbestandes ihrer Vergehen, wogegen Whitaker und Chalmers vergebens ihre Stimme erhoben haben, wie nach Raumer's unparteiischer Darstellung kein Zweifel mehr sein und Alles, was mit Benutzung echter Quellen seitdem erschienen ist, nur dazu beitragen, diesen zu heben und das Urtheil über sie, als eine Person, die dem Leichtsinn und dem religiösen Fanatismus jede Pflicht aufopferte, festzustellen. Insofern können wir die Untersuchungen über sie als geschlossen ansehen. Aber das persönliche Interesse, welches sie so Vielen einflößt, und wodurch sie so Viele bestochen hat, treibt zu immer neuen an und verleidet weder dem Schriftsteller noch dem Publicum die Mühe, alles Urkundliche, was über sie gefunden werden kann, in immer neuen und vollständigern Sammlungen herauszugeben und zu lesen. Die des Fürsten Alexander Labanoff enthält bis jetzt in einem Bande 25 Originalschreiben der Königin Marie, ihr Testament, den Bericht über ihre Hinrichtung und 16 vorzugsweise auf ihre letzten Lebensjahre bezügliche diplomatische Depeschen und Memoiren. Vier Depeschen des Hrn. v. Chateauneuf ausgenommen, welche bereits in Lord Francis Egerton's noch unvollendeter Lebensgeschichte des Kanzlers Egerton erschienen, sind die übrigen Documente nach der Versicherung des Herausgebers nicht gedruckt. Derselbe hat außerdem ein Verzeichniß von 552, Maria Stuart theils betreffenden, theils von ihr selbst geschriebenen authentischen Documenten hinzufügt, von dem indeß ihre Liebesbriefe wie mehre andere von ihr im Juli 1586 an Mendoza, Paget und Babington gerichtete Briefe ausgeschlossen sind. Diese wird der Herausgeber als Supplement sämmtlich nachfolgen lassen. Von den 552 Stück sind 164 bereits gedruckt, 55, wie schon bemerkt, in der gegenwärtigen

Digitized by Google

Sammlung enthalten, alle übrigen nach des Fürsten Dafürhalten noch ungedruckt. Neue Thatsachen oder Seiten, welche Maciens Schuld in einem mildern Lichte erscheinen ließen, haben wir in den hier mitgetheilten Actenstücken nicht gefunden, insofern man bei deren Lesung nicht vergessen darf, daß sie, für Spanien oder Frankreich bestimmt, meist in einem parteiischen, die englische Königin ebenso herabsetzenden wie ihre hohe Gefangene begünstigenden Tone geschrieben sind. In einer vom 11. Juli 1566 datirten Instruction des Königs von Frankreich an seinen Gesandten Castelnau, die Beglückwünschung der Königin *) Maria wegen der Geburt ihrer Sohnes (Jakob VI.) betreffend, verdient eine auf die von ihr begehrte Unterstützung an Mannschaft und Geld bezügliche Stelle hervorgehoben zu werden, indem dadurch die damalige Finanznoth des französischen Schatzes dargelegt wird. Danach soll ihr, wenn sie die Rede wieder darauf bringt, die Antwort ertheilt worden: „Der Cardinal von Lothringen hat JJ. Majestäten mit der Geldverlegenheit der Königin von Schottland bekannt gemacht und, weil er wußte, daß der König bei der Lage seiner Angelegenheiten ihr aus eigenen Mitteln nichts zu senden im Stande sei, darum gebeten, daß ihm die 60,000 Livres von seinem rückständigen Gehalt ausgezahlt werden möchten, wozu JJ. Majestäten sich bereit erklärten. Weil aber so viel baares Geld im Schatz nicht vorräthig war, so haben sie dem Schatzmeister aufgetragen, sich für seine Person und in seinem Namen bei Denen zu verbürgen, von denen der Cardinal die genannte Summe erheben konnte, die er, mit der Noth der Königin bekannt, unfehlbar bereits übersendet haben wird." „Hätte der König von Frankreich", heißt es weiter, „ebenso viel Geld in seinem Schatze wie guten Willen, dann sollte die Königin Maria jenen für ihren Dienst stets offen finden." Die Hülfe an Mannschaft betreffend, so wird bei der Ruhe, deren sich augenblicklich Schottland, wie bei der Achtung und dem Gehorsam, dessen sich die Königin erfreue, nachdem sie Gott mit einem hübschen und heißersehnten Thronerben versehen habe, die Hoffnung ausgesprochen, daß sie von keinem andern Verlangen, als diesen Zustand fürder aufrecht zu erhalten, beseelt und deshalb die letzten Reste von Groll und Hader unter ihren Unterthanen, wenn solche noch vorhanden wären, auszutilgen bemüht sein werde. Sollte sie aber gegen alle Erwartung eines Beistandes bedürfen, so möchte sie dies dem Hrn. Mauvissière zu wissen thun, damit dieser nach seiner Rückkehr JJ. Majestäten davon benachrichtigen könne, die als die festesten und treuesten Freunde der Königin von Schottland stets zu deren Schutz und Schirm bereit sein würden.

Daß die Königin Maria nachher auch von Bothwell schwanger wurde und zu Lochleven 1568 eine Tochter gebar, die später zu Notre Dame de Soissons den Schleier nahm, wird auch von Labanoff in dem der Sammlung beigefügten historischen Abriß als unzweifelhaft hingestellt. Le Laboreur, auf dessen Autorität diese Thatsache beruht, verdient um so mehr Glauben, als er in der Eigenschaft eines königlichen Almoseniers und Raths und im Besitz eines großen Vertrauens am französischen Hofe um Staatsgeheimnisse wol wissen konnte und die Verzeichnisse des Klosters zu Soissons ihm nicht verschlossen waren.

Die Existenz des von Robertson bereits erwähnten Testaments wird durch ein Schreiben der schottischen Königin vom 30. Mai 1586 **) an Philipp's II. Gesandten Mendoza in Paris bestätigt. Maria erklärt darin: wenn ihr Sohn Jakob vor ihrem Tode nicht mehr zum katholischen Glauben überträte, wozu wenig Hoffnung vorhanden sei, so sei sie entschlossen, das Recht der Nachfolge dem Könige seinem Herrn (Philipp II.) zu überlassen, da sie die Verpflichtung, das allgemeine Interesse der Kirche zu fördern, für weit höher erachte als das ihrer Nachkommen. Alsdann bittet sie Mendoza, diese Eröffnung als ein tiefes Geheimniß zu bewahren, da das Bekanntwerden desselben den Verlust ihres Witthums in Frankreich, in Schottland offenen Bruch mit ihrem Sohne, in ihrer gegenwärtigen Lage in England aber ihren gänzlichen Untergang nach sich ziehen würde.

Ein, „Chartley, den 27. Jul. 1586" datirtes Schreiben an den nämlichen Mendoza, das ihr und ihren Anhängern nicht wenig verderblich wurde, enthüllt uns die von ihr so nahe vor ihrem Untergange mit Spanien zu ihrer Rettung eingegangenen Pläne und deutet die Umtriebe an, die zu diesem Behuf nicht ohne Gefahr für das Leben Elisabeth's in England geschmiedet wurden. *) Durch den schlechten Erfolg der frühern Versuche entmuthigt, sagt sie, sei sie einer Erneuerung derselben abhold geworden und habe seit einiger Zeit allen ihr von den englischen Katholiken gemachten Vorschlägen ihr Ohr verschlossen. Nachdem sie jedoch neuerdings von den guten Gesinnungen des Königs gegen sie überzeugt sei, habe sie den Häuptern derselben einen genau detaillirten Plan mitgetheilt und sie angewiesen, an ihn (Mendoza) eilig einen Bevollmächtigten zu näherer Besprechung Dessen, was sie von Seiten Spaniens bedürften, zu senden. Er könne ihnen unbedingt vertrauen, da sie ihr auf das heiligste gelobt hätten, Alles, was sie durch ihre Abgeordneten versprächen, mit Gefahr ihres Lebens zu erfüllen, und er möge ihnen deshalb ganz denselben Glauben schenken, als ob sie von ihr selbst gesandt wären. Über die Mittel zu ihrem Entkommen, das sie selbst zu bewerkstelligen suchen werde, sobald sie sich überzeugt halten dürfe, daß man zu einem bewaffneten Aufstande Alles in Bereitschaft halte, werde er von ihnen das Nähere erfahren. Schließlich läßt sie den König um 12,000 Kronen ersuchen, mit dem Bedauern, daß ihr die letzten 12,000 so wenig genützt hätten.

Am 8. Aug., nach mehren Verhaftungen, wurde Maria nach Tixal gebracht und alle ihre Papiere und Geschmeide in Beschlag genommen; der französische Hof versuchte sie zu retten. Am 17. Nov. reiste in dieser Absicht Hr. v. Bellièvre von Paris ab, kam aber, abgleich durch die Depeschen des Hrn. v. Châteauneuf zur größten Eile angetrieben, durch widrigen Wind aufgehalten, erst am 1. Dec. in London an. Die Audienz, um welche er die Königin Elisabeth für den folgenden Tag ersuchen ließ, gewährte diese, „deren Bosheit keine Grenzen kannte" — „unter verschiedenen Ausflüchten" — „während der Untersuchungsproceß rasch betrieben wurde", den beiden Gesandten erst am 7. Decbr. Aber die von ihnen im Namen ihres Herrn gemachten Vorstellungen blieben vergeblich, Elisabeth schützte den ihr von der Königin von Schottland gezeigten Undank und Verrath vor, durch den ihr Leben so oft bedroht worden sei, und wies die von den beiden Gesandten aus der Geschichte angeführten Beispiele mit der Antwort zurück: sie habe wol mehr Bücher gelesen als tausend andere ihres Geschlechts und Standes zusammengenommen, in keinem aber ein Analogon zu dem gräßlichen, von ihrer Verwandten gegen sie geschmiedeten Anschlage gefunden. Am 15. Decbr. erhielt Hr. v. Bellièvre seine Abschiedsaudienz, und am folgenden Tage wurde das Todesurtheil über Maria ausgesprochen.

Das Abschiedsschreiben vom 4. Dec. (n. St.) 1586, worin sie dem Herzog von Guise Lebewohl sagt, ist nicht blos

*) Auch auf ihren Gemahl Darnley sollte sich dieselbe erstrecken, aber nur auf eine Weise, welche der Königin nicht unangenehm sein würde.

**) Gregor's XIII. am 5. Dec. 1582 für die Länder der katholischen Christenheit verkündete Kalenderform, die bekanntlich in England und Schottland erst 1752 angenommen wurde, hat auch in Marie Stuart's Geschichte eine kleine Verwirrung hervorgebracht, indem diese bei ihrem Aufenthalt in einem protestantischen Lande den alten Styl beibehielt, während der König von Frankreich und seine Gesandten sich des neuen bedienten. Daher der Unterschied von 10 Tagen in den beiden Daten ihrer Hinrichtung, für welche sich der 8. und 18. Febr. 1587 angegeben findet, letzterer richtig.

*) Den historischen Zusammenhang setzen wir als aus Raumer's trefflicher Darstellung bekannt voraus.

für die damalige Stimmung ihre Seele, sondern überhaupt für ihre Denkungsweise charakteristisch, namentlich für ihre fanatische Anhänglichkeit an den Katholicismus. Ihr Tod, für den der Herzog Gott danken möge, da sie in ihrer Lage der Kirche desselben nicht mehr habe nützen können — hofft sie — solle ihre Standhaftigkeit im Glauben sowie die Bereitwilligkeit desgläubigen, mit der sie für die Aufrechthaltung und Wiederherstellung der katholischen Kirche auf der unglückseligen Insel sterbe; habe auch bis jetzt kein Henker seine Hand in das Blut Eines ihrer Familie getaucht, er möge über dies erste Beispiel nicht beschämt sein, da Gott das Urtheil von Ketzern und Feinden der rechtmäßigen Kirche, deren Gerichtsbarkeit sie, eine freie Königin, nicht unterworfen sei, zum Heil und Segen der Kinder seiner Kirche wenden werde. „Alle Glieder unsers Hauses", fährt sie dann fort, „sind von dieser Sekte verfolgt worden; gedenkt nur Eures guten Vaters, mit dem ich bald von dem höchsten Richter zu Gnaden aufgenommen zu werden hoffe. Ich empfehle Euch demnach, daß Ihr für meine armen Diener, die Bezahlung meiner Schulden und die Einsetzung einer jährlichen Seelenmesse Sorge tragen möget; von meinen armen hülflosen Dienern, den Augenzeugen meiner letzten Leidenstage, werdet ihr das Nähere über diese meine Wünsche vernehmen. Möge Gott Euch und die Eurigen behüten und bewahren und sein Segen auf Euern Kindern ruhen, für die ich nicht weniger zu ihm bete als für meinen unglücklichen und bethörten Sohn. Einige Zeichen (Ringe), die Ihr von mir erhalten werdet, sollen Euch daran erinnern, daß Ihr Gebete für die Seele Eurer armen Anverwandten halten laßt, die sich von Allen verlassen sieht außer von Gott, der mir Kraft und Muth verleiht, allein so vielen wider mich heulenden Wölfen zu widerstehen. Vor Allem schenkt den Worten einer Person Vertrauen, die Euch einen Rubinring von mir überreichen wird, denn sie wird Euch, ich bürge mit meiner Seele dafür, Alles treu berichten, was ich namentlich in Betreff meiner armen Diener und des für einen Jeden von ihnen bestimmten Antheils verfügt habe. Wegen ihrer Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit empfehle ich Euch diese Person angelegentlichst und wünsche, daß ihr ein gutes Loos zu Theil werden möge. Doch darf ja nicht bekannt werden, daß sie Euch etwas im Geheimen anvertraut hat, da Eifersucht ihr leicht schaden bringen könnte. In den letzten beiden Jahren litt ich viel, konnte es Euch aber aus einem wichtigen Grunde nicht wissen lassen. Gott sei gelobt für Alles und gewähre Euch die Gnade, daß Ihr Euer Leben in dem Dienste seiner Kirche hindringt, und unser Geschlecht nie des Ruhms ermangele, daß wir Alle, Männer und Frauen, mit Beiseitesetzung aller andern irdischen Interessen bereitwillig für die Sache des wahren Glaubens unser Blut vergießen. Was mich betrifft, so halte ich mich durch meine Geburt von Vater- und Mutterseite berufen, mein Blut so zu opfern, und will nicht ausarten. Der für uns gekreuzigte Jesus und alle heiligen Märtyrer machen uns durch ihre Vermittelung würdig, zu seinem Ruhme unsere Leiber freiwillig darzubringen."

Eine solche Sprache nach einem solchen Leben kann befremden. Sie öffnet einen tiefen Blick ins menschliche Herz, zeigt uns, wie sehr das Gewissen etwas Conventionnelles ist, wie auch der Sünder nach Verbrechen und Unthaten durch einen rasenden Eifer für seine Gottheit, wie ihn auch die Priester der amerikanischen Urbewohner unter Menschenopfern, wie ihn die der Isis u. A. unter Orgien äußerten, sich für berechtigt halten kann, sich seines Werths und seiner Verdienste zu rühmen. Es ist die Sprache Dessen, der dem Himmel seine Tugenden anrechnet, von denen die Erde nichts sah und keinen Vortheil hatte, die Sprache des schwachen Gemüths, das, statt sich zu erkennen und zu erheben, in kraftlose Frömmelei verfiel; es ist endlich die Sprache Eines, der den als Strafe anerkannten Tod als ein Martyrium erscheinen lassen will. Es ist bekannt und darf wol in unserer Zeit ungescheut ausgesprochen werden, daß viele schuldbeladene Personen in den Zeiten lebhaften religiösen Gefühls Märtyrer sein wollten und wurden, etwa wie jetzt manche unnütze Subjecte politische Flüchtlinge. 145.

Zur Geschichte der Geographie von Asien.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches heutzutage, angeregt und gepflegt durch die größten wissenschaftlichen Notabilitäten, die Geschichte der Geographie mit Recht in Anspruch nimmt, war es ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, ein bisher gar nicht oder wenig bekanntes Reisewerk des 13. Jahrhunderts dem Druck zu übergeben. Der Franziskanermönch Jean du Plan Carpin wurde bekanntlich von Innocenz IV. zur Erreichung wichtiger kirchlicher Zwecke als apostolischer Legat nach der Tatarei geschickt und verweilte daselbst in den Jahren 1245—47. Was er auf dieser Reise geschaut und beobachtet, bildet den Gegenstand eines Itinerariums, von welchem man bisher nur Fragmente aus dem großen Sammelwerk des Vincens von Beauvais, welcher eine gute Handschrift des Carpin benutzt hatte, kannte, denn kaum hat irgendwer den seltenen, italienisch erschienenen und von Giovanni Antonio Nicolini da Sabbio (Venedig 1537) gemachten Auszug aus Carpin in Deutschland gesehen, während die Bearbeitungen bei Hakluyt und Bergeron nur geeignet waren, die Sehnsucht nach dem Originale zu beleben, späterer petersburger und pariser, natürlich sehr gekürzter Auszüge zu geschweigen: mit einem Worte, vollständig besaß man das merkwürdige Buch nicht. Dies veranlaßte den wahldekannten d'Avezac sich der Herausgabe desselben zu unterziehen; er arbeitete nach einer Handschrift, die früher dem Petavius, dann dem Is. Vossius gehört hatte und endlich in die leydener Universitätsbibliothek übergangen ist. Seinen Beruf für das Geschäft hat der Herausgeber durch die vortreffliche Einleitung, welche, 206 Quartseiten stark, ein höchst werthvoller Beitrag zur Geschichte der Geographie von Asien ist und den gesammten reichen handschriftlichen Apparat zu Carpin, wie er in Frankreich und England sich vorfindet, bespricht, aber auch auf das zweckmäßigste den Forscher recht auf den Standpunkt stellt, von welchem aus er Carpin's Wichtigkeit beurtheilen kann, dargethan. Die „Relation des Mongols ou Tartares par le frère *Jean du Plan de Carpin*. Première edition complète" (Paris 1838), bildet zwar einen Theil der „Recueils", welche die französische geographische Gesellschaft von Zeit zu Zeit erscheinen läßt, wird aber auch einzeln ausgegeben. Ob Carpin ein Franzose, wie man aus seiner Rechnung der Lieues schließen will, oder nicht vielmehr ein Italiener, aus der Gegend von Perugia gebürtig gewesen, untersucht der Herausgeber aufs gründlichste und entscheidet sich mit Vermiglioli für das Letztere. Die Absicht des Papstes bei der Sendung Carpin's zu den Mongolen war keine andere als die, diese Horden von ihren Unternehmungen gegen die Christen abzumahnen, denn immer gefahrdrohender wurden diese Züge, seitdem man selbst in Liegnitz sie als ungebetene Gäste hatte aufnehmen müssen. Carpin verließ am Sonntag den 16. April 1245 Lyon, zog durch Deutschland, Böhmen, Schlesien und langte am 12. Juli 1246 im Lager der Tataren an. Er beschreibt die Ereignisse und Erlebnisse der langen Fahrt, die Hofhaltung des Kujuk, Enkels und Nachfolgers Dschingis-Khan's im Lager der Sybra-Ordon, schildert seine Minister, sein Kriegswesen, Sitten, Gewohnheiten und vieles Andere, das Lager des Khans von Kaschak, Batu, endlich Alles und Jedes, was seiner sehr scharfen Beobachtungsgabe sich darbot, und was, für Geographie, Sitten- und Culturgeschichte von unendlichem Werth, bald genug ausgebeutet, wahre Bereicherung der Wissenschaft werden wird. Hier galt es eine Notiz von dem aufgedeckten Schatz zu geben. 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 209. — 28. Juli 1839.

Zur Kritik einiger neuen Erscheinungen im Bereiche der Bibliographie.

(Beschluß aus Nr. 206.)

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, dessen Plan, so weit er sich jetzt nach dem erschienenen ersten Bande beurtheilen läßt, zu fein scheint, ein Handbuch für jeden wissenschaftlich Gebildeten, hauptsächlich aber für Gelehrte zu schreiben, worin bestimmte Nachweisungen und Notizen über alle nur einigermaßen wichtige Producte der Literatur zu finden sein sollen, hat in den beiden vorliegenden Abtheilungen alle Wissenschaften und Völker mit gleicher Genauigkeit und Vollständigkeit behandelt und dadurch gezeigt, daß sein Werk das Resultat unendlich mühsamer selbständiger Studien sei; solcher Studien, wie sie aber nur in Deutschland, wo man in der Literatur keine örtlichen Grenzen der Vorliebe kennt, gemacht zu werden pflegen. Er hat hierbei über das allgemein Bekannte, wie z. B. bei der Geschichte der alt- und neutestamentlichen Bücher, nur die hauptsächlichsten Notizen gegeben, im Übrigen aber verweist er den damit noch nicht zufriedengestellten Leser auf solche Werke, in denen er alles Nöthige schon zusammengestellt finden kann. Dem bisher weniger Bekannten und Bearbeiteten dagegen hat er eine, eigentlich nur in Monographien zu findende Vollständigkeit gegeben. Dies bestätigt sich unter Anderm bei der Literatur der Apokryphen der Bibel, bei der Geschichte der mathematischen Wissenschaften, bei der Literatur der Völker des Orients, bei den Bibelübersetzungen, bei den medicinischen und Naturwissenschaften, namentlich aber und vor Allem bei der Theologie und Literatur der Kirchenväter, deren sorgsame Zerlegung in die einzelnen theologischen Wissenschaften jedenfalls auf eigenen selbständigen Forschungen des Verf. beruht, ebenso wie alles Das, was bei der Literatur der Juden, Perser, Ägypter, Indier, Assyrer, Armenier und Chinesen bemerkt worden ist. Dabei ist aber auch die classische Literatur der Griechen und Römer so sorgfältig bearbeitet worden, daß auch die speciellsten Literarhistoriker, der große Fabricius und Bähr, in genauer Quellenangabe der Lebensumstände der einzelnen Autoren aus ihren Schriften selbst keineswegs vorzüglicher sind. Ein Hauptaugenmerk des Verf. scheint es übrigens gewesen zu sein, überall die von Andern zerstreut gegebenen Nachweisungen und einzelnen Monographien über jedes von ihm anzuführende literarische Product zu sammeln und zu nennen, sodaß es wol nicht leicht eine Specialliteraturgeschichte irgend eines Volkes oder einer Wissenschaft gibt, mit der sich die vorliegende nicht an Genauigkeit und Vollständigkeit messen könnte. Dabei hat aber auch der Verf., um seinen Zweck, durchgängig deutlich und klar zu sein, zu erreichen, zuweilen Abschweifungen über nicht zur eigentlichen Literargeschichte gehörige Gegenstände gemacht, wie z. B. über das griechische und römische Theaterwesen, über die Etrusker u. s. w. Kurz, es fehlt nichts in diesem Buche, daß es nicht für Jeden, der sich über einzelne Punkte der Literatur und des Alterthums Belehrung verschaffen will, ein Résumé alles Nothwendigen, aber auch für Alle, die sich mit einem Gegenstande beschäftigen und über denselben eigene Forschungen anstellen wollen, eine vollständige Bibliothek der Quellen enthält. Endlich mag noch der Vorzug des Buches hervorgehoben werden, daß es bis jetzt die einzige Literargeschichte ist, in welcher eine genaue wissenschaftliche Eintheilung der einzelnen Schriftsteller nicht blos versucht (wie bei Wachler), sondern auch wirklich durchgeführt wird.

Solche Bücher schreiben wol nur Deutsche, und in ihnen erkennen wir das fleißige wissenschaftliche Streben unsers Vaterlandes wieder, bei dem freilich eine gewisse physionomie doctorale nicht leicht verkannt werden mag, die aber bei solchen Werken gewiß ebenso durch den Ernst der Studien als durch das Gedrungene der Ausführung bedingt wird. Mit Erwartung sehen wir der weitern Erscheinung dieses so tüchtigen Werkes entgegen.

4. Literarische Nachweisungen über frühere und noch bestehende europäische öffentliche und Corporationsbibliotheken. Zusammengestellt von Ernst Gustav Vogel. Probeheft. Leipzig, Barth. 1839.

Es ist eine Lieblingsidee der Bibliophilie, durch Zusammenstellung sogenannter Specialbibliographien endlich einmal eine allgemeine Bibliographie entstehen zu sehen, und gewiß stellt sich als das tüchtigste, ja wol auch als das einzige Mittel, um zu diesem großen Zwecke zu gelangen, die Katalogisirung der vorhandenen Büchersammlungen dar. Dies fühlte schon der Vater der deutschen Bibliographie, Konrad Gesner, als er sich zu Abfassung seiner „Bibliotheca universalis" Kataloge solcher Samm-

Digitized by Google

lungen, namentlich der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, kommen ließ. Den Nutzen, den so unendlich wichtigen Einfluß dieser Katalogisirungen hier auseinanderzusetzen, ist weder Ort noch Zeit; es mag also nur an die Erfahrungen Derer appellirt werden, denen es vergönnt war, die Schätze großer Büchersammlungen in irgend einem speciellem Fache genauer kennen zu lernen; denn sie vor Allen werden es bestätigen können, daß noch gar Vieles in diesen Schätzen verborgen liegt, was selbst in den genauesten Specialbibliographien nicht, oder doch nicht richtig angegeben war; und wer, wie Balbi, in statistischem Eifer die Bibliotheken und Archive fast nur nach numerischen Verhältnissen zu betrachten pflegt, würde wol bald eine Wahrscheinlichkeitsberechnung aufstellen können und eben nicht unrecht haben, wenn er das Verhältniß dieser Auffindungen zu dem Bekannten wie 1 zu 50 darstellte. Dabei dürfte er übrigens noch gar nicht an unsere vaterländische, von deutscher gelehrter Mühseligkeit und für sie recht par excellence geschaffene Dissertationsliteratur denken, denn da würde sich das Verhältniß wol wie 1 zu 30 gestalten.

Wie nun in Hinsicht auf angewandte Bibliographie überhaupt Frankreich alle andern Länder übertrifft, so hat es sich jetzt auch vor Allem den Zweck gestellt, zum klaren Bewußtsein seiner literarischen Schätze zu gelangen, wovon die so vielfach in neuerer Zeit daselbst gefertigten und durch den Druck veröffentlichten Kataloge den schönsten Beweis geben. Freilich wird da von oben herab Alles veranlaßt, befördert und begünstigt, und das Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat in den letztvergangenen Jahren den Bibliotheken eine seltene Aufmerksamkeit gewidmet, eine solche, wie sie die Wichtigkeit derartiger Anstalten jedenfalls erfodert, leider aber bisher auf sie noch so wenig verwendet worden ist. Daß auch wir in unserm lieben Deutschland dem überrheinischen Beispiele bald folgen werden, läßt sich voraussehen; ist doch der lebenspraktische Geist der Franzosen ganz dazu geschaffen, um zu zeigen, was wir thun müssen, wenn wir es auch viel später und nicht sowol aus instinktartigem Takte, sondern mit vollem, wissenschaftlich erobertem Bewußtsein thun. So mag sich also der Bibliophile immer mit der schönen Hoffnung schmeicheln, daß wenigstens die wichtigern Schätze jeder Bibliothek durch der Öffentlichkeit übergebene Verzeichnisse derselben sich in wenig Jahren zum Gemeingute der literarischen Welt erheben und wir bald das Feld der Wissenschaften durch eine Geographie und Topographie der Bücher in den öffentlichen Bibliotheken erweitert sehen werden.

Unter diesen Umständen aber ist es gewiß sehr erfreulich, tüchtige Vorarbeiten entstehen zu sehen, die uns mit der Geschichte und Statistik der öffentlichen Büchersammlungen näher bekannt machen. Namur, der in der sechsten Abtheilung seines vorgedachten Werkes die „Histoire des bibliothèques" behandelt, hat in diesem schon diejenigen ihm bekannt gewordenen Bücher und Abhandlungen genannt, welche von der Bibliothekwissenschaft im Allgemeinen handeln und die Geschichte oder Verzeichnisse öffentlicher Bibliotheken der verschiedenen Länder der Welt enthalten, endlich aber gar einen alphabetischen „Catalogue des bibliothèques particulières" anzufertigen versucht, der freilich wol unvollständig ausfallen mußte und allerdings von sehr relativem Nutzen ist.

Eine andere wissenschaftlich ungleich wichtigere Idee sehen wir in dem vorliegenden Probehefte der Vogel'schen „Nachweisungen" in das Leben geführt.

Der Verfasser, der gelehrten Welt durch seine kleine biographische Arbeit über den Angelo di Barca von Siena, den ihm Näherstehenden aber durch eine fleißige, bis jetzt nur noch handschriftlich existirende Lebensbeschreibung des bekannten Busbecq nicht unvortheilhaft bekannt, hat in dem Werke, dessen Probeheft der Gegenstand dieser Zeilen ist, die Bibliographie öffentlicher Bibliotheken so bearbeitet, daß er, nach einer kurzen Anführung der Werke, welche über europäische Bibliotheken im Allgemeinen handern, die öffentlichen Bibliotheken der einzelnen Länder Europas (deren Nomenclatur schon Ebert in Ersch's und Gruber's „Encyklopädie", X, 54 — 69, gibt) nach den Städten und Örtern, wo sich dieselben befinden, alphabetisch geordnet aufführt (die nicht mehr oder doch nicht mehr vollständig bestehenden Büchersammlungen sind dabei durch ein vorgesetztes Kreuz bezeichnet), bei einer jeden die über dieselbe erschienenen Monographien, Abhandlungen, oder in andern Werken beiläufig sich findenden Notizen, sofern sie nur einigermaßen von Wichtigkeit sind, ebenso wie die existirenden Kataloge angibt, die ihnen allen einverleibten Privatbibliotheken, und was über diese erschienen ist, anführt, überall aber, was in culturgeschichtlicher Hinsicht höchst interessant ist, die Stiftungs- oder beziehendlich Schenkungsjahre mit eben solcher Gewissenhaftigkeit wie die Namen und den Stand der frühern Besitzer hinzufügt. Der Verf. hat möglichst selbst zu sehen und seine Angaben auf Autopsie zu begründen gesucht; wo ihm dies aber nicht möglich war, deutet es das einem angeführten Buche vorgesetzte Zeichen † an, was in unserer an falschen und so oft sinnlos nachgeschriebenen Citaten — die sich gewöhnlich durch ganze Generationen von Büchern hindurchzuziehen pflegen, und deren Genealogie sich durch Jahrhunderte verfolgen läßt — so reichen Zeit von nicht geringem Vortheile ist. Freilich sind auch manche, durch Autopsie übrigens bewährte Citate nicht gerade genau durchgelesen worden, wie z. B. die Meier'sche unter „Annaberg" S. 17 angeführte Schrift eben die Identität der Bibliothek der Marienkirche mit der des Gymnasiums nachweist; doch ist dies bei einzelnen Fällen gewiß zu verzeihen. Daß aber auch hier absolute Vollständigkeit von einem Einzelnen beansprucht werde, ist ebenso undenkbar wie bei Namur's Werke, dessen Plan kolossaler, dessen Ausführung aber gewiß weniger mühsam war als die des Vogel'schen. So fehlen denn auch hier gar manche Bücher, die freilich dem Verf., der bei seiner Compilation fast nur auf die Schätze der dresdner öffentlichen Bibliothek beschränkt war, nicht zur Hand waren, ebenso manche Angaben, die sich, z. B. auf die Annuaires der einzelnen Departements Frankreichs, in neuern Reisebeschreibungen (z. B. Marmier, ja schon

Digitized by Google

Mackenzie über Island), oder auch in andern ältern und und neuern wissenschaftlichen Werken (z. B. „Juvenel de Carlencas", Th. 4) finden; doch ist dies eben bei solchen Compilationen wie bee gegenwärtigen, die eigentlich nie beendigt, sondern immer fortgesetzt und bei Gelegenheit nachgetragen werden müssen, dem Autor nicht aufzubürden, der ja nicht Alles sehen, prüfen und wissen kann, und der seine Aufgabe erfüllt hat, wenn er nur nach den ihm zu Gebote stehenden Mitteln gewissenhaft das Möglichste that, was hier gar wacker geschehen ist. Dabei schließt die Bescheidenheit des Titels hier den Anspruch auf Vollständigkeit schon an und für sich aus, wenn wir auch eben diesen Titel nicht gerade loben können. Leider ist es nur zu wahe, daß wie Deutschen so echt passende gute Büchertitel zu machen gar nicht im Stande sind; und doch kommt in der großen Welt ebenso viel auf den Titel eines Buches wie auf den Namen eines Menschen an. Wie klug raisonnirt nicht schon Casanova über den Einfluß des Namens auf die Laufbahn des Menschen, und wie vielfach finden wir es nicht bestätigt, daß der Titel eines Buches, wie das Gesicht eines Mädchens, über seinen Empfang beim ersten äußern Auftreten entscheidet. Gut zu klingen und schön auszusehen ist da der beste Empfehlungsbrief, und das Beispiel der Franzosen, der wahren Meister im Erfinden interessanter Büchertitel, lehrt uns, wie viel fades und leichtes Zeug unter dem Schutze dieses Empfehlungsbriefes eingeführt und mit freundlichem Lächeln begrüßt wird, während der eheliche anspeuchslose Deutsche ebenso in die Ecke des Salons wie in den Winkel der Bibliothek geschoben und gestellt wird. Doch kann ja nicht Alles in Einem beisammen sein. Dem vorliegenden Hefte hätten wir einen Titel gewünscht wie etwa: „Zur Bibliographie öffentlicher Büchersammlungen. Fragment eines größern Werkes." Der Verf. aber ist nach echt deutscher Weise zu bescheiden gewesen, ja, hat sogar sein Fragment als „Probeheft" angezeigt, was so unsicher klingt, daß Jeder flugs denken möchte, er könne so ein Buch besser machen. Wer aber nicht so lange Studien, wie dieses Probeheft verräth, gemacht hat, dem dürfte es gewiß schwer werden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß, wollte der Verf. sein Werk in der für Bibliophilie passendsten französischen Sprache und mit einigem socialen Aplomb erscheinen lassen (da Bibliophilie ja auch Modesache ist), er für seinen Ruf unendlich besser sorgen würde.

Das Heft ist auf des Verf. Kosten gedeuckt, würde aber in seiner jetzigen Gestalt nicht eben die Norm für den Druck des Ganzen abgeben, welche mit etwas mehr typographischer Gehäbigkeit ausgestattet werden müßte. Denn der Bibliophile sieht auch auf eine freundliche Außenseite und will zwar gern Tüchtiges, Gelehrtes, dies aber so bequem als möglich, und da ist die innere Ökonomie des vorliegenden Probeheftes beiweitem zu gedrängt und typographisch unpassend geordnet.

Wann werden wir Deutschen jene unschuldige Koketterie der äußern Bücherausstattung lernen, die unsere Nachbarn jenseit des Kanals und des Rheins schon seit langer Zeit auszeichnet? jenen sichern, feinfühlenden Takt, der bei jedem Werke gleich weiß, wie es gedeuckt, wie es ausgestattet werden muß? Was gibt es da für uns noch Alles zu thun!

Wir glauben nicht, daß gerade mit dem Vogel'schen Werke das in dieser Hinsicht Versäumte nachgeholt, das Ungewohnte versucht, das schöne Ziel erreicht weeden wird; wir können aber nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß ein tüchtiger Verleger den Bibliophilen bald die Freude machen möge, ihnen in einem schönen Octavbande ein Buch in die Hände zu geben, welches eine Zierde jeder Bibliothek, ein neues Denkmal deutschen stillen Fleißes und mühsamer Beharrlichkeit sein wird. 122.

Novellen und Skizzen von Th. Mügge. Drei Bände. Berlin, A. Duncker. 1838. Gr. 12. 4 Thlr.

Eine Reihe von Erzählungen, die, ohne gerade den Kreis der Unterhaltungslecture durch besondere Tendenz oder eigenthümliche Auffassungsweise zu überschreiten, doch innerhalb desselben zu den werthvollern gehören und glückliche Anschauung mit gefälliger, feiner Darstellung verbinden. Hinsichts der Erfindung wie der Charakterzeichnung sind sie weniger hoch zu stellen; jene ist etwas unsicher in der Zusammenfügung der Situationen, diese oft wenig gehalten und tief. So ist namentlich die Composition der Novelle des ersten Bandes: „Absicht und Zufall", schwächlich und keineswegs geeignet, das Ineinanderfließen von Zufälligkeit und Absichtlichkeit menschlicher Handlungen mit ästhetischer Wahrheit darzustellen. Als Beleg des zweiten Tadels diene der Charakter Augustens in der Erzählung: „Der Candidat", der, obgleich der bedeutendste weibliche und der Anlage nach zu besonderer Hervorhebung geeignet, doch, höchst dürftig skizzirt, fast unweiblich erscheint. Der „Unversöhnliche" in der sobenannten Dichtung ist dagegen wieder zu stark schattirt. Nichtsdestoweniger hat gerade diese Novelle einige höchst gelungene Partien, die Effecte sind eher vermieden als gesucht und ein versöhnendes Schicksal tritt ruhig schön hervor. Um so mehr wäee noch der schroffe, das Feingefühl, das der Verf. sonst so glücklich zu bewahren weiß, verletzende Anfang derselben vermieden zu wünschen. Ein düsteres Bild ist die Eröffnnngsskizze: „Die Spanier in London", um so düsterer, als der Ausgang nicht mehr den Kampf des Menschen mit dem Schicksal, sondern den Sieg des Bedürfnisses über die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung andeutet. Die Novelle: „Die Brüder", im zweiten Bande, ist, obgleich die längste, dennoch weniger ansprechend, die Gedanken sind ziemlich verbraucht und die Darstellung etwas eintönig, ja von vorn herein beinahe tnngweilig. „Der Ritter", im dritten Bande, versetzt nns in die Zeiten des Befreiungskrieges und hat Schill zum Heiden: interessante Darstellung, etwas stürmisch, nicht ohne kriegerische Wildheiten und Unbilde; nur Napoleon, der am Ende plötzlich erscheint, ist allzu sehr der Maschinengott, als daß das Kunstgefühl sich befriedigt erklären könnte. Wir haben diese einzelnen misbilligenden Bemerkungen vorangestellt, um das Lob, das der feinen Nuancirung, dem gewandten Dialoge, der spannenden Darstellung zu ertheilen ist, hier concentriren zu können. Die poetische Bedeutung der hier gegebenen Novellen ist zwar von verschiedenem Werthe, nur in wenigen, namentlich im „Unversöhnlichen" prägt sich der Gedanke recht aus, andere gehen zu sehr auseinander, wie „Die Brüder", oder sie sind zu skizzenhaft, wie „Der Candidat", als daß hier eine höhere Einheit sich darlegen sollte; aber in der Anspruchslosigkeit und Frinheit, wie sie auftreten, kann ihnen glücklicher Durchgang durch die Pforten der Kritik und leichter Eingang in das Publicum nicht mangeln. Wir haben noch die, einem ganz abweichenden Bereiche angehörige Skizze im dritten Bande: „Streifzüge durch Belgien", zu erwähnen, welche sehr geistreiche, von Freiheit des Sinnes

Digitized by Google

und Adel des Geistes zeugende Reflexionen und Bilder als Resultate einer Reise vom Rhein ab über Köln, Brüssel, Antwerpen, Gent bietet. Nicht blos die schon oben gerühmte glückliche Darstellungsgabe, sondern auch die historische Bedeutsamkeit der hier berührten Punkte, insonderheit des Schlachtfeldes von Waterloo und der Citadelle von Antwerpen, und das Interesse socialer Vermittelungen, welches jetzt auf die rheinischen und belgischen Zustände unsere Augen heften läßt, kommen dieser Schilderung zu statten, die in ihrem Kreise auf vorzügliche Geltung Anspruch zu machen berechtigt ist. 59.

Miscellen.

Talleyrand's Entwurf zu einer neuen Territorialeinrichtung Europas.

Als Mignet am 11. Mai d. J. der pariser Akademie einen Abriß von Talleyrand's Leben gab, theilte er ihr ein merkwürdiges Actenstück von der Hand des verstorbenen Diplomaten mit: es war ein dem Kaiser Napoleon nach der Affaire bei Ulm vorgelegter Entwurf zu einer neuen Territorialeinrichtung Europas. Es werden darin vier europäische Hauptmächte anerkannt: Frankreich, die erste und vollkommenste, als welcher ihr schon Heinrich IV. in seinem Projecte die Hegemonie über den ganzen Erdtheil übertrug, Östreich, England und Rußland; Östreich und England als Frankreichs natürliche Feinde, Rußland als sein indirecter und präsumtiver Feind hingestellt, der sich einer Verbindung gegen Frankreich bereitwillig anschließen werde, so lange Östreichs Interessen nicht mit den seinigen, die seinigen nicht mit denen der Pforte in Conflict geriethen. Um diese Stellung der drei Mächte zu verrücken und Frankreich gegen ihre Verbindung zu sichern, soll Östreich aus Italien, Tirol und dem südlichen Deutschland entfernt und auf einer andern Seite mit der Walachei, Moldau, Bessarabien und dem nördlichen Theile der Bulgarei entschädigt, dadurch aber, als im Besitz der Donau und eines Küstenstrichs am schwarzen Meer befindlich, Rußlands Nachbar und Nebenbuhler und Frankreichs natürlicher Verbündeter werden, mit dem es dann nicht mehr in grenznachbarlicher Berührung steht. „Die Pforte", schließt der Entwurf, „wird als Entschädigung für ihren Gebietsverlust Sicherheit und lange dauernden Frieden gewinnen; die Russen aber werden, in ihre Steppen zurückgedrängt, ihre Horden über Mittelasien ergießen und so in directe feindliche Berührung mit den Briten, ihren gegenwärtigen Verbündeten, kommen."

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Talleyrand als Abbé de Périgord auf seine Kosten für die Nordamerikaner ein Kaperschiff ausrüsten ließ, um sie in ihrem Kampfe gegen das Mutterland zu unterstützen. So sehr hatte der Enthusiasmus für demokratische Institutionen in jener Zeit auch die Kältesten ergriffen, was für das Verständniß der bald nachfolgenden französischen Revolution von Wichtigkeit ist. 161.

Bibliographie.

Baumstark, E., Über staats- und landwirthschaftliche Academien und deren Verbindung mit Universitäten. Nebst einer kurzen Nachricht über die königlich preußische staats- und landwirthschaftliche Academie Eldena bei Greifswald. Gr. 8. Greifswald, Koch. 16 Gr.

Bedenken der theologischen Facultäten der Landesuniversität Jena und der Universitäten zu Berlin, Göttingen und Heidelberg über das Rescript des Herzoglichen Consistoriums zu Altenburg vom 13. Nov. 1838 und über zwei verwandte Fragen. Gr. 8. Altenburg, Schnuphase. 16 Gr.

Bülow, G. P. v., Mittheilungen zur Erläuterung der Braunschweigischen Geschichte und Gesetzgebung. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 16 Gr.

Dehn, Ch., Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Characteristik des dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schweden. 8. Schwerin, Sandmeyer. 18 Gr.

Dissen, L., Kleine lateinische und deutsche Schriften. Nebst biographischen Erinnerungen an Dissen von *Fr. Thiersch*, *F. G. Welcker*, *K. O. Müller*. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 2 Thlr.

Erfurt, L. v., Die Mähr von den drei Inseln. Ein Gedicht. 32. Erfurt, Hilfenberg. 6 Gr.

Gansauge, H. v., Das brandenburgisch-preußische Kriegswesen um die Jahre 1440, 1640 und 1740. Gr. 8. Berlin, Mittler. 1 Thlr. 8 Gr.

Gedanken eines alten Pfarrers über die Kämpfe wider das Herzoglich-Sachsen-Altenburgische Consistorialrescript vom 13. Nov. 1838. Gr. 8. Altenburg, Schnuphase. 3 Gr.

Hänle, S., Der moderne Liebeshof. Skizzen und Novelletten. Gr. 8. Bamberg, Liter.-artist. Institut. 18 Gr.

Krug's gesammelte Schriften. 7ter bis 9ter Band. 3te Abth. Philosophische Schriften. 3 Bände. — Auch u. d. T.: Philosophische Schriften von W. T. Krug. 3 Bände. Gr. 8. Leipzig, F. Fleischer. 5 Thlr. 12 Gr.

Künzel, H., Fliegende Blätter. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 8 Gr.

Rheinisches Odeon. Herausgegeben von Ignaz Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler. Gr. 12. Coblenz, Hölscher. 1 Thlr.

Passow's, Franz, Leben und Briefe. Eingeleitet von L. Wachler. Herausgegeben von A. Wachler. 1ste Hälfte. Gr. 8. Breslau, Hirt. 1 Thlr. 6 Gr.

Pfister, F., Betrachtungen über die Wichtigkeit des stehenden Heeres, als Eingangsschrift zur Darstellung hessischer Kriegsgeschichten. Gr. 8. Cassel, Fischer. 8 Gr.

Hannoversches Portfolio. Sammlung von Actenstücken zur Geschichte des Hannoverschen Verfassungskampfes. 1ster Band, enthaltend die bedeutendsten der bis Mai 1839 dem Bundestage übergebenen Vorstellungen. — Auch u. d. T.: Vorstellungen an den Bundestag, betreffend die Hannoversche Verfassungsangelegenheit. Breit gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 1 Thlr. 8 Gr.

Neueste Probe einer Theologie der Jesuiten. Zur Beruhigung ihrer Freunde und Feinde aus Perrone's, Mitgliedes der Gesellschaft Jesu zu Rom, theologischen Vorlesungen dargestellt von einem Katholiken. Gr. 8. Bamberg, Liter.-artist. Institut. 4½ Gr.

Rogge, F. W., Kaiser Heinrich IV. Eine Tragödie. Gr. 8. Leipzig, F. Fleischer. 1 Thlr. 6 Gr.

Rückert, Fr., Brahmanische Erzählungen. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Schiller's Gedichte in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutschen an höhern Schulanstalten insbesondere. Von Heinrich Viehoff. 1ster Theil. 8. Stuttgart, Balz. 12 Gr.

Seherblicke in die Geisterwelt; oder Weissagungen, prophetische Träume, Ahnungen, Geistererscheinungen, Erscheinungen des zweiten Gesichts, Todtenvorschau u. s. w. gesammelt und herausgegeben von Fr. Stahmann. 8. Neuhaldensleben, Cyrand. 1 Thlr.

Das Ur-Christenthum, wie es einen Skeptiker in einen denkgläubigen Verehrer Jesu umwandelte, jeden Ungläubigen eines Bessern belehren und mit religiöser Freudigkeit erfüllen wird. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 210. — 29. Juli 1839.

Souvenirs de *M. Berryer* (père). Paris 1838.

Hr. Berryer, Vater des berühmten Redners der französischen Deputirtenkammer, rechtfertigt die Herausgabe seiner „Souvenirs" etwa in folgenden Worten:

Mehre meiner jungen Amtsbrüder haben mir in letzter Zeit bemerklich gemacht, daß ich, unaufhörlich vor und seit der Revolution meinem Berufe mit Thätigkeit obliegend, besser als jeder Andere in der Lage wäre, den Übergangszustand vom alten zum neuen Barreau zu schildern, und daß sohin meine Erinnerungen von einem gewissen Interesse nicht blos für den Advocatenstand, sondern vielleicht auch für alle Diejenigen sein würden, die dem Justizfache angehören. Demnach werde ich erzählen, wie ich, in Mitte der Trümmer so vieler alter Institutionen, den Geist der unserigen bewahrt und den Glauben an dessen Wiedererstehung in mir festgehalten habe. Ich werde die Dinge so erzählen, wie ich sie sah. Spreche ich aber oft von Dem, was mich persönlich betrifft, so beabsichtige ich damit keineswegs mich geltend zu machen, sondern es geschieht dies blos zur Beglaubigung der Thatsachen, die man sonst mehrentheils für unwahrscheinlich halten dürfte.

Hr. B. nun begann seine Laufbahn 1774 als Schreiber bei einem Procurator des pariser Parlaments, das eben wieder jene politische Körperschaft geworden war, die durch ihr Recht, gegen die königlichen Erlasse Vorstellungen zu machen und ihnen durch Eintragung in ihre Register formale Gesetzeskraft zu ertheilen, eine so große Rolle in der alten französischen Monarchie spielte. Dieses Parlament war nach einer vierjährigen Verbannung, die der Kanzler Meaupou über dasselbe verhängt hatte, eben wieder in seine alten Rechte und Amtsbefugnisse eingesetzt worden, ohne jedoch währenddem etwas vergessen, viel weniger noch verziehen zu haben, und säumte daher nicht, bei jeder Gelegenheit seine Feindschaft gegen den Hof von Versailles zu Tage zu legen. In Folge dieser Gesinnung, wovon namentlich der berüchtigte Halsbandproceß zeugt, der, wie auch Hr. B. meint, ganz füglich durch ein geheimes Abkommen hätte erstickt werden können, ging das Bestreben des Parlaments dahin, alle Stützen des Thrones in der öffentlichen Achtung herabzusetzen, sodaß man wol behaupten kann, sein stets feindseliger Geist habe die Revolution, wenn auch nicht hervorgerufen, so doch deren Ausbruch beschleunigt. Kurz, das Parlament war in allen politischen Processen Richter und Partei geworden und verfolgte die Befriedigung seiner Rache, ohne zu berücksichtigen, daß es sich selbst zugleich den empfindlichsten Schaden that.

So führt Hr. B. die Possenreißereien des Advocaten Linguet an — mit dem diese merkwürdige Galerie des alten Barreau, wo der Verf. uns einführt, eröffnet wird —, die seine Richter duldeten, lediglich weil es sich darum handelte, einen der Feinde der alten Magistratur zu demüthigen. Als einstens eben dieser Linguet gegen einen gewissen Coquelet plaidirte, ließ er sich beigehen, den Namen seines Gegners in drei voneinander abgetrennte Worte zu theilen und in diesem Tone zur großen Belustigung der Zuhörer fortzufahren, die wenig daran gewöhnt waren, an so ernster Stätte einem Gaukelspiele beizuwohnen.

Um uns einen Begriff von der richterlichen Gewalt des pariser Parlaments zu geben, beschreibt Hr. B. dessen Gerichtsbezirk zuerst in geographischer Hinsicht. Hiernach begriff derselbe etwa den vierten und fünften Theil von ganz Frankreich in sich. In Betreff der Rechtsgegenstände aber gehörten zu seinem Geschäftskreise nicht blos alle jene Materien des Civilrechts, welche die Revolution nicht abgeschafft hat, sondern auch noch diejenigen, die das Lehn- und Pfründenwesen angingen, und die eine doppelte Quelle von unzähligen Processen waren.

Man füge — sagt Hr. B. — allen diesen Streitelementen noch die Angelegenheiten des Land- und Seehandels hinzu, und man wird sich einen Begriff von der ungeheuern Anhäufung von Processen im Justizpalaste machen, wo mehre Nebentribunale noch ihren Sitz hatten.

Die Zahl der beim Parlament amtlich bestellten Procuratoren belief sich auf 400, die sämmtlich in einem gewissen Wohlstande lebten, und wovon etwa der zehnte Theil zu einem Vermögen gelangte, das man zu jener Zeit für groß hielt. Noch beträchtlicher war die Zahl der Advocaten; Hr. B. gibt dieselbe auf beinahe 600 zu dem Zeitpunkte an, wo er in das Barreau aufgenommen ward. Ein guter Theil dieser Gehülfen der Gerechtigkeit bestand jedoch aus großen Ignoranten. Dahin gehörte auch der Procurator, unter dessen Auspicien Hr. B. seine Laufbahn eröffnet, der indeß sein Gewerbe recht schwunghaft betrieb, indem er sich mit den Fähigkeiten Anderer aushalf, um seine eigene Unwissenheit zu verbergen. Dieser Mann, erzählt der Verf., konnte nicht einmal das Französische orthographisch schreiben, viel weniger daß er Latein verstand, denn er hatte niemals Studien gemacht.

Wenn ich jetzt — fügt er hinzu — meine Blicke funfzig

Jahre rückwärts dem Justizpalaste zuwende, so erkenne ich hier weder seine alte Bauart, noch seine innern Eintheilungen, noch jene unzähligen Gerichtsbarkeiten, noch jenes unbegreifliche Zuströmen der Parteien, deren ungestüme Fluten daselbst jeden Tag ganze Stunden hindurch auf- und niederwogten.

Bei dem Allen offenbart Hr. B. in seinen Schilderungen die lobenswürdigste Unparteilichkeit, indem er, mit Freimüthigkeit die Schattenseite jeder Zeit zeichnend, auch ihrem Verdienste vollkommen Gerechtigkeit widerfahren läßt. So hebt er mit Lob das strenge, ihren Berufspflichten ausschließlich gewidmete Leben jener erblichen Richter hervor, wovon jetzt keine Spur mehr anzutreffen ist, und die oft schon um 4 Uhr Morgens sich vereinigten, um die Processe auf schriftlichem Wege zu erledigen. Junge und Alte waren zu dieser Frühstunde schon bei der Arbeit, obwol die Meisten von ihnen eine jährliche Rente von 25 — 30,000 Francs zu verzehren hatten. Auch in der Schreibstube des Procurators war die Arbeitszeit ganz verschieden von der Jetztzeit eingetheilt. Die Thätigkeit eines Schreibers begann im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr Morgens; das stets sehr frugale Frühstück wurde um 9 Uhr gereicht und dauerte kaum einige Minuten. Um 2 Uhr aß man zu Mittag; kaum eine Stunde Erholung wurde den jungen Leuten gestattet, die alsdann bis 9 Uhr Abends bei ihrer Arbeit verblieben. Die Arbeit des Tages endigte mit dem Nachtessen, jedoch zu spät, um noch einige Stunden dem Vergnügen widmen zu können, zumal da zu jener Zeit alle Theater zwischen 9 und 10 Uhr schlossen.

Ein großer Theil der Seitenzahl des Buches enthält Erinnerungen an berühmte Mitglieder des Barreau jener Zeit; so beispielsweise an Gerbier, von dessen ausgezeichnetem Rednertalente Hr. B. mehre Proben anführt, die er im Gedächtnisse behalten hat. Als derselbe in einem Processe, der sich zwischen dem Bischofe von Noyon und dem Domcapitel entspann, die Sache der Ersteen zu führen hatte, trug er am Schlusse seiner Vertheidigungsrede auf die Streichung des verleumderischen Capitelschlusses aus den Registern des Capitels mit folgender Anspielung an:

Einst empfing der große Konstantin in seinem kaiserlichen Gerichtssale mehre Abgeordnete der Geistlichkeit, die gekommen waren, um gegen ihr Oberhaupt, den Primas, die Anklage wegen anstößigen, irreligiösen Lebenswandels zu erheben. Nachdem der Fürst diese bösartigen Beschuldigungen angehört, antwortete er darauf: Meine und euere Pflicht ist es, dem Argwohne keinen Glauben zu schenken, den Gottlose über den heiligen Charakter des Primas gern ausstreuen möchten; und beträfe ich selbst unmöglicherweise ihn im Zustande der Sünde, so würde ich ihn mit meinem Purpur bedecken. Jetzt, meine Herren, ist es Ihre Sache, die geheiligte Person des Bischofs von Noyon durch Ihren Urtheilsspruch zu decken.

Nur erst wenige Jahre hatte Hr. B. seine Laufbahn betreten, auf welcher eine glänzende Heirath ihm den Zutritt in die ersten Banquierhäuser und somit die Aussicht auf einen weitern Geschäftskreis in Handelssachen eröffnete, als die Revolution gerade in dem Augenblicke ausbrach, wo das Glück ihm zu lächeln schien. Nunmehr aber verfügte die constituirende Nationalversammlung die Aufhebung der Parlamente, des Lehnwesens und der bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit, die sie ihrer Güter beraubte. Für seinen Beruf wurden somit seine frühern Fachstudien und Übungen beinahe ganz nutzlos, und zwar um so mehr, als zugleich auch das Gewohnheitsrecht, das im Gerichtssprengel des pariser Parlaments so mannichfaltig war, in seinen Grundlagen untergraben wurde.

Es war dies Alles — sagte er — ein gewaltiger Strich durch die Rechnung in meinem Advocatenleben; ein noch größerer aber war die Unbeständigkeit der transitorischen oder nur wenig überdachten Rechtsvorschriften, welche die Stelle der aufgehobenen Gesetze vertreten sollten. Ich mußte diese ganze ephemere Gesetzgebung kennen lernen, um sie auf die gegebenen Fälle richtig anzuwenden, vorbehaltlich, sie einer ewigen Vergessenheit zu übergeben, sobald sie außer Kraft gesetzt werden würde. Die meisten neuen Gesetze, die gemacht zu sein schienen, um die französische Staatsgesellschaft definitiv zu regieren, haben an sich selbst nur eine sehr vorübergehende Existenz gehabt. So wurden eine Menge Neuerungen über das Personenrecht versucht und wieder aufgegeben, wie beispielsweise in Betreff der Ehescheidung, des Standes der natürlichen Kinder, der Erbfolgeordnung, der Finanzen, des Umlaufs der Assignaten u. s. w.; hierzu kamen die zahlreichen Palliative, zu denen man Zuflucht nehmen mußte, um den Ungerechtigkeiten abzuhelfen, die jene Gesetze erzeugt hatten; und endlich noch die Gesetze über das Gerichtswesen und die unzähligen Verbesserungen, die allein sie unumgänglich machten.

Mit der Aufhebung der Parlamente war auch der Advocatenstand in seiner seitherigen Verfassung aufgehoben worden. Selbst der Titel Advocat war vom 2. Sept. 1789 an verboten worden, und länger als ein Jahr mühte man sich ab, etwas Besseres an dessen Stelle zu erfinden, bis am 14. Sept. 1790 ein Gesetz die Benennung: dienstfertiger Vertheidiger (défenseur officieux), ins Leben rief. Von nun an war, um diesen Beruf zu üben, weder Prüfung noch Lehrzeit erforderlich. Von den auf der Liste eingetragenen Advocaten zogen die Einen sich zurück, Andere traten in die Reihen der neuen Magistratur. Paris wurde in sechs Gerichtsbezirke getheilt; mit den Functionen des Staatsanwaltes wurden vierzehn Advocaten unter dem Titel: Commissaire des Königs, bekleidet. Nach diesen Ernennungen blieben ihrer keine Funfzig mehr übrig, die geneigt gewesen wären, ihrem seitherigen Berufe zu folgen. Sie alle waren höchst unentschlossen und die meisten wollten die Rückkehr der Parlamente abwarten. Hr. B. meinte, man würde darauf etwas zu lange warten müssen. Er eröffnete den Reihen, indem er die Vertheidigung des Staatsschatzes gegen einen Engländer, Hrn. Hartley, übernahm, der von dem Staate die Bezahlung einer Summe von 800,000 Francs verlangte als Ersatz für ein ihm im amerikanischen Kriege weggenommenes Schiff. Um sich einen Begriff von der Geistesstärke zu machen, die ein solches Beginnen erheischte, muß man sich in jene Zeit zurückversetzen und an die Achtung und das Ansehen erinnern, dessen die alte Magistratur genoß.

In dem Saale der Pas-Perdus angekommen — sagt Hr. B. —, der vor dem ersten Gemache ist, wo jetzt der königliche Gerichtshof seinen Sitz hat, fand ich ihn mit Parlamentsprocuratoren und ihren vornehmsten Schreibern nebst andern Neugierigen überfüllt, die in Erwartung der kommenden Dinge waren, und auf die, wie ich gewahrte, mein Erscheinen wie das eines Gespenstes wirkte.

An diesem Tage war Alles neu für die Zuschauer.

Digitized by Google

An der Stelle der Parlamentsherren, die auf Lilienblumen saßen, sah man aus der Rathsstube andere Richter in ganz anderer Amtstracht hervortreten. Sie trugen ein schwarzes Kleid und einen kurzen Mantel; ihr Haupt bedeckte ein Hut à la Henri IV, worauf ein schwarzer Federbusch, der über die Stirn herabfiel. Ihr Präsident war ein Advocat, der 1774 auf der Rolle stand. Hr. B., der in Folge der übermäßigen Gemüthsbewegung, die ihn nach Beendigung seiner ersten Rede vor der großen Parlamentskammer ergriff, den Gebrauch seiner Sinne verloren hatte, wurde dieses Mal keineswegs durch die feindliche Stimmung der Zuhörer eingeschüchtert, und auch jetzt wie damals ward seine Rede vom besten Erfolge gekrönt. Dieser neue Triumph aber erwarb ihm die Clientschaft des Schatzes, der er das Leben während der Schreckenszeit zu danken hatte. Vor deren Eintritt, als man jedoch bereits anfing, dieselbe vorherzusehen, hatte Hr. B. die Gelegenheit ergriffen, für eine Zeit lang Paris zu verlassen, indem er zu dem Behufe einen wichtigen Proceß benutzte, der ihn vor den Gerichtshof von Blois rief. Nachdem er seine Rede geschlossen, verfiel der Advocat des gegnerischen Theiles auf ein ziemlich ungebräuchliches Vertheidigungsmittel; er fing nämlich an, alle Actenstücke des Processes wörtlich vorzulesen. Als ihm nun Hr. B. bemerklich machte, daß er sich wol der Mühe überheben könnte, gewisse Stellen abzulesen, erhielt er zur Antwort: „Ich lese gern."

Somit — erzählt der Verf. — hatte sich die Gerichtssitzung über alles Maß verlängert, als mein Bube, damals 32 Monate alt, der mit seiner Mutter zugegen war, zu schreien begann: „Es ist genug, ich langweile mich, wir wollen fortgehen." Der Präsident, den Einfall des Kindes benutzend, hob sofort die Sitzung auf.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Nachrichten aus Polen.

Warschau, Mai 1839.

Immer seltener wird bei uns die Erscheinung eines bedeutsamen Werkes. Eine Anzahl Zeitschriften, ein paar Taschenbücher und einige Werke über Landwirthschaft u. dergl. sind die schwachen Zeichen unsers literarischen Lebens, in ihnen besteht das Ergebniß des letztverflossenen Jahres. Daß unter uns noch immer vier täglich erscheinende politische Flugblätter fortbestehen, nämlich die „Gazeta Warszawska", die „Gazeta codzienna", der „Korrespondent" und die „Gazeta poranna" (Morgenzeitung), kann auffallen; sie befassen sich aber nur sehr wenig mit Politik und vertreten die Stelle gewöhnlicher Unterhaltungsblätter; den Raum, der ihnen nach einem magern, unschädlichen Auszuge aus den Tagesneuigkeiten und nach den officiellen Bekanntmachungen übrig bleibt, füllen sie mit Erzählungen, Anekdoten u. s. w. Die „Gazeta Warszawska" wird überdies von einem besondern Blatte für Leserinnen: „Tęcza" (Der Regenbogen) begleitet, in dem ganze Novellen, aus dem Deutschen und Französischen übersetzt, anzutreffen sind. Außerdem erscheinen noch zehn Zeitschriften, jedoch keine von bedeutendem wissenschaftlichen Werthe. Einige, wie der „Sylwan", ein landwirthschaftliches Blatt, der „Pamiętnik towarzystwa lekarskiego", Denkschrift des ärztlichen Vereins, in der unlängst ein interessanter Aufsatz über die Krankheiten, Curmethoden und Ärzte in Polen während des 15. und 16. Jahrhunderts zu finden war, der „Pielgrzym", eine musikalische Zeitung, wollen nur in engen Kreisen wirken, andere hingegen, nach jetzt beliebter Manier, gemeinnützige Kenntnisse verbreiten, wie das „Muzeum domowe", das „Magazyn powszechny", beide mit Holzschnitten versehen; sie besprechen auch zuweilen neue literarische Erscheinungen, und in der letztgenannten theilt der Verf. der slawischen Rechtsgeschichte, Prof. Maciejowski, Einzelnes aus seinen Forschungen über polnische und slawische Alterthümer mit. Diesen Zeitschriften schließen sich ein „Kosmorama Europy", eine „Podróż malownicza" (Malerische Reise), und seit Beginn dieses Jahres ein „Nowy Kolumb" (Neuer Colombo) an, die mit Lithographien oder englischen Stahlstichen geziert sind und Merkwürdigkeiten fremder Länder und Völker beschreiben. Noch gibt es ein „Magazyn mod" und eine Theaterzeitung „Świat dramatyczny", mit hübschen Portraits der vorzüglichsten Mitglieder des warschauer Theaters von Olesczynski. Das Theater nimmt überhaupt in unserm Lebenskreise einen sehr großen Raum ein; im verflossenen Jahre haben in beiden hiesigen Theatern 402 Vorstellungen stattgefunden, in dem großen 191, in dem Teatr Rozmaitości 211, doch sind nur 22 neue Stücke und nur eine neue Oper zur Aufführung gekommen. Die beliebtesten dramatischen Werke der neuesten Zeit hat Jasinski in einer Reihe von 70 Dramen in 15 Bändchen durch Übersetzungen und Nachahmungen der polnischen Literatur anzueignen versprochen, bereits sind sechs Bändchen davon erschienen.

Der Anfang dieses Jahres brachte zwei Taschenbücher. „Pierwiosnek" (Die Primel) ist ein Kranz, der nur von Frauenhand gepflückt und gewunden ist, und der an Frische und Lieblichkeit den im vorigen Jahre dargebotenen übertrifft. Die feinen Blättchen enthalten einige recht ansprechende Erzählungen, eine Volkssage, Reisebeschreibungen und manches zarte Gedicht. Die Aufsätze von der Herausgeberin, Pauline K., und von E. Ziemięcka werden vor allen gerühmt. Unter den Gedichten ist eine Übersetzung aus dem Gedichte Lamartine's „La chute d'un ange". Mit mehr Prätention tritt das andere Taschenbuch: „Niezapominajki" (Das Vergißmeinnicht), herausgegeben von Karl Korwel, auf. Es kann Beiträge von dem Prof. Maciejowski und dem Herausgeber der polnischen Volkslieder, Wladyslaw Woycicki, aufweisen. Jener gibt einige ansprechende Darstellungen aus dem Familienleben der Polen des 15. und 16. Jahrhunderts, unter Anderm wird unter der Aufschrift: „Die Verlöbnisse", die Art und Weise ergötzlich beschrieben, wie vordem polnische Mütter ihre Töchter unter die Haube zu bringen gesucht haben. Unter den höhern Ständen sind die bei solchen Gelegenheiten angewandten Kunstgriffe nicht viel anders geworden, von dem Landvolke aber sagt Maciejowski: „Hier ging's mit Verlöbniß und Trauung rasch genug. Merkte ein Brautvater, daß der Bursch, der sich zu seiner Tochter hielt, ein rüstiges Kerlchen war, daß er beständig in neuen Stiefeln einherging, die Mütze mit Würde auf die Seite zu setzen wußte, so ließ er ihn nicht wieder los. Zog sich die Verheirathung gar zu sehr in die Länge, und war der Bräutigam sonst anstellig und begütert, da geschah's wol, daß er betrunken gemacht und neben die Herzliebste gestellt wurde, es kam der bereitgehaltene und gleichfalls in Trunkenheit versetzte Geistliche herbei, und im Nu waren die beiden Verlobten ein Paar." Woycicki schildert in einer Erzählung, deren Held der Ränder Dobosz ist, der nach jetzt in Volksliedern häufig erwähnt wird, mehre anschauliche Scenen aus dem Räuberleben. Der übrige Inhalt dieses auch in typographischer Hinsicht ausgezeichneten Taschenbuchs besteht in einer Beschreibung von Gruften, einer Übersetzung der „Macht des Gesanges" nach Bernhard von Guseck von Korwel, einer sehr gelungenen Übertragung einer Scene aus Goethe's „Faust" von Anguftin Bielowski und mehren Gedichten von L. Korsak, W. Zielinski u. A.

Das häufige Erscheinen von landwirthschaftlichen und ähnlichen Schriften kann als Beweis dafür dienen, daß auch unsern Landwirthen Belehrungen über Vervollkommnung ihres Lebenszweiges willkommen sind. Von den neuesten Schriften der Art mögen hier genannt werden: Lyszkowski's „Poradnik

Digitized by Google

hodowli i weterynaryi" (Rathgeber über Viehzucht), erster Theil, dem ein Atlas von mehr als 100 Kupfern beigegeben ist; ferner Lasniewski's „Poradnik dla gospodyń" (Rathgeber für Haushaltungen), drei Theile; Desselben Schrift über Bienenzucht und Ogrzpowski's „Gospodarstwo wiejskie" (Landwirthschaft), ein ausführliches Werk, von dem bereits 21 Hefte erschienen sind.

Von dem polnischen Conversations-Lexikon: „Encyclopedia powszechna", sind zwar im Laufe vorigen Jahres wieder einige Hefte erschienen, doch reicht das Werk noch nicht über den Buchstaben A hinaus. Eine Sammlung von Lithographien (erstes Heft) nach Gemälden, die sich auf der vorjährigen hiesigen Kunstausstellung befanden, dürfte von Interesse sein, da sie einen, wenngleich unvollständigen Begriff von dem Zustande unserer Kunst zu geben im Stande ist.

Wenn hiernach unsere neuesten literarischen Erzeugnisse nicht bedeutend sind, so werden uns wenigstens zwei wichtige historische Werke für die nächste Zeit verheißen, das eine ist eine „Numizmatyka Krajowa" (Vaterländische Numismatik), von Kaz. Wladyslaw Stezynski Bandtkie, deren Druck bereits begonnen hat. Sie wird aus zwei Bänden bestehen und mit Abbildungen von gegen 1000 polnischen Münzen illustrirt sein, also eine sehr willkommene Ergänzung des trefflichen Raczynski'schen Medaillenwerkes bilden. Das andere nächstens zu erwartende Werk sind: „Pamiętniki o dziejach, pismiennictwie i prawodawstwie slowian aż do wieku XIV." (Denkwürdigkeiten über die Begebnisse, das Schriftwesen und die Gesetzgebung der Slawen bis ins 14. Jahrhundert), von dem Prof. Maciejowski (2 Thle.). Da derselbe die beabsichtigte neue Anlage seiner Rechtsgeschichte aufzuschieben veranlaßt worden ist, so hat er aus den Ergänzungen zu jenem Werke ein besonderes Werk gebildet, das im ersten Theile eine Geschichte der Gründung der christlichen Kirche unter den Slawen römischen und griechischen Cultus, deren weitere Verhältnisse zu Rom u. s. w. und eine Darstellung des ältesten politischen Zustandes der Slawen enthalten wird. Der zweite Theil wird das älteste Schriftwesen der Slawen und die Cultur derselben bis ins 14. Jahrhundert behandeln und in einem Anhange Überreste altpolnischer Sprache aus Gerichtsacten des 13. und 14. Jahrhunderts und Poesien nach Handschriften des 15. Jahrhunderts mittheilen.

In den letzten Monaten sind drei Veteranen der polnischen Literatur aus unserer Mitte geschieden. Der Kanonikus Anselm Szwejkowski, eines der ersten Mitglieder der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft und Rector der aufgehobenen warschauer Universität, ausgezeichnet als Redner, starb am 6. August 1838 im 60. Lebensjahre; Joseph Mroziński, geschätzt als Sprachforscher und Verf. einer verdienstlichen polnischen Grammatik (Warschau 1824), starb um 15. Januar 1839 im 55. Lebensjahre, und Ludwig Osiński, einst einer der Vorkämpfer der sogenannten classischen Dichterschule, starb am 27. November 1838. Osiński ward 1775 in Podlachien geboren. Wenn schon die ersten Proben seines dichterischen Talents, die 1797 erschienen, Aufmerksamkeit erregten, so erwarb er sich durch seine geglätteten Übersetzungen der Tragödien Corneille's, die in die Jahre 1801—4 fallen, allgemeine Anerkennung, und alsbald wurde er den vorzüglichsten Schriftstellern Polens zugezählt. Zur Zeit des Herzogthums Warschau wurde er Generalsecretair in der Justizcommission. In diese Zeit gehören seine tyrtäischen Gedichte, unter denen die schwunghafte Ode auf Kopernikus als ein begeistertes Wort einer Zeit lang Enthusiasmus erregte und in den gebildeten Kreisen von Mund zu Mund verbreitet wurde. Zugleich gab er vier Theile des „Pamiętnik Warszawski" heraus. In der Folge verließ Osiński den Staatsdienst und wurde Director des warschauer Theaters nach dem Tode des auch im Auslande bekannten Boguslawski. Als solcher ging sein Streben unablässig darauf, dem Geschmack seiner Zeitgenossen eine edle Richtung zu geben, und er wählte besonders Übersetzungen und Nachbildungen classischer französischer Tragödien zu den Darstellungen der Bühne. Nachdem er schon mehre Jahre Secretair der philomathischen Societät gewesen war, wurde er 1818 bei der Organisation der warschauer Universität zum Professor der polnischen Literatur und Beredtsamkeit ernannt, und wußte als geistreicher und geschmackvoller Lehrer sich stets den Beifall seiner Zuhörer zu erhalten, bis er nach Aufhebung der Universität im Jahre 1831 seine Stelle verlor. 9.

Notizen.

Der Bericht der Commission, welche mit der Untersuchung der geeignetsten Mittel zur Einführung einer kräftigen, den Verhältnissen der Zeit entsprechenden Polizei (constabulary force) in den Grafschaften von England und Wales beauftragt ist, macht uns mit dem überraschenden Resultat bekannt, daß bei der Unwirksamkeit der alten, auf andere Sitten und Zustände berechneten Einrichtungen, welche bisher in England zum Schutz des öffentlichen Friedens bestanden, auf dem Lande, wo man doch gewöhnlich eine größere Moralität vorauszusetzen pflegt, nicht nur der Diebstahl eine wahrhaft schreckhafte Ausdehnung gewonnen hat, sondern auch auf den Landstraßen eine Unsicherheit herrscht, welche England in dieser Hinsicht nach Spanien und Italien den nächsten Platz anweist. Mit Recht führt die Commission die zahlreichen in England bestehenden Privatvereine zu gegenseitigem Schutz als ein Anzeichen von der herrschenden Unsicherheit und von der Unzulänglichkeit der verhütenden und strafenden Rechtspflege in ihrem dermaligen Zustande in England an. Es gibt in diesem Lande gegenwärtig nicht weniger als 500 Privatvereine, die keinen andern Zweck haben, als Verbrecher zu verfolgen und dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern; in der That würden dieselben in manchen Grafschaften fast straflos bleiben. Hierzu muß man noch eine große Zahl von Gesellschaften rechnen, die in verschiedenen Theilen des Landes zur Unterdrückung des Bettelns und Vagabundirens zusammengetreten sind. In manchem dieser Vereine haben die Mitglieder sich zu gegenseitiger Entschädigung im Fall einer Beraubung verpflichtet. Zu der gerichtlichen Verfolgung des Übelthäters ist in England der Beraubte weit weniger als in jedem anderen Lande geneigt, da er die Kosten einer solchen ganz allein tragen muß; ein Umstand, der nicht wenig dazu beiträgt, daß der Straßenräuber viele Jahre hindurch ungestraft sein Handwerk treibt.

In Nr. 176 d. Bl. ist nach dem Bericht eines Amerikaners auf den traurigen Zustand der amerikanischen Niederlassung am Oregon (Astoria) aufmerksam gemacht worden. Bei den schnellen Metamorphosen indeß, welche in der Union, wie dem Lande des Werdens, vorzugehen pflegen, darf es uns nicht wundern, wenn auch an jenem entlegenen und vernachlässigten Punkte des fernen Westens bald Alles anders werden wird. Der Gedanke nämlich, mit China eine directe Verbindung von der Westküste aus anzuknüpfen und zu diesem Behuf mittels einer Eisenbahn den Columbia mit dem Missuri und dadurch zwei Oceane und zwei Welten miteinander zu verbinden, hat auf einmal für Astoria einen Enthusiasmus erweckt, der den Strom der Auswanderung aus den östlichen Staaten dahin noch mehr, als bisher nach Texas, lenken wird. Schon hat sich in Missuri eine Gesellschaft mit 10 Millionen Dollars Capital zur Anlegung von Niederlassungen am Columbia gebildet, und Scharen junger Leute wandern von den Ufern des Mississippi und Missuri an die des Oregon, wo in 10 Jahren vielleicht das regste Leben und bunteste Handelsgewühl stattfinden wird. Der im Hintergrunde stehende etwaige Grenzstreit ist das, was die Amerikaner hierbei am wenigsten beachten. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 211. — 30. Juli 1839.

Souvenirs de M. *Berryer*.

(Beschluß aus Nr. 210.)

Gleich in den ersten Tagen der Revolution hatte Hr. Berryer den Vorsatz gefaßt, niemals ein öffentliches Amt anzunehmen. Er faßte ihn an dem Tage, wo ihm, als Secretair der Section Saint-Merry, auf der Spitze einer Pike mehre Köpfe, unter denen sich auch der Kopf des unglücklichen Delanoy, Gouverneurs der Bastille, befand, dargereicht wurden. Bei dem Anblicke dieses gräßlichen Schauspiels hatte Hr. B. nicht Muth genug in sich gefühlt, nach der Gewalt zu einer Zeit zu streben, wo die einzige unbestrittene Gewalt Henkern und Mördern zustand. Er wollte nicht die Verantwortlichkeit für den Tod auch nur eines Unschuldigen übernehmen, wiewol er in dem Wechselfalle einer Gefahr und einer Pflichterfüllung sich niemals bedachte, wovon folgender Vorgang zum Beweis dienen mag.

Als Ludwig XVI. — erzählt der Verf. — in Anklagestand versetzt worden war, erachtete es Tronson du Coudray, einer der Unserigen, für angemessen, uns zu einem Mittagsessen in seinem Hause zu vereinigen, um sich, nach Target's befremdlichem Abfalle von unsern respectiven Gesinnungen zu vergewissern. Die vornehmsten Gäste waren Lacroix-Frainville, Beltart, Bonnet u. s. w. . . .; die Namen der Übrigen sind meinem Gedächtnisse entfallen. In Folge gepflogener Berathung kamen wir unter uns überein, ein Vertheidigungsbündniß zu bilden, dem gemäß, sollte die Wahl des Monarchen auf Einen von uns fallen, alle übrigen ihm mit ihrem Rathe beistehen sollten. Der Ausgang täuschte unsere Erwartung, denn Keiner von uns wurde berufen.

Nachdem die Schreckenszeit ihre Endschaft erreicht hatte, tauchten jene unzähligen Proteſſe auf, die aus der Entwerthung der zwanzig Milliarden Assignaten entstanden. Hr. B., der bei vielen derselben als Rechtsanwalt betheiligt war, schildert mit Unparteilichkeit Das, was die Republik dabei gewann und verlor: wie sie, nachdem sie fünf Jahre hindurch ihre vierzehn Armeen mittels dieser riesenhaften Erfindung unterhalten hatte, andererseits fast ohne allen Ersatz jene unermeßlichen Domainen, die für Nationalgüter erklärt wurden, verschlingen sah, deren Käufer ihr den Preis dafür mit ihrer Münze bezahlten, d. h. in Assignaten, die seit dem Zuschlage sehr wesentlich entwerthet waren. Diese Entwerthung, sagt Hr. B., war zu einer gewissen Epoche so groß, daß es ebenso gut gewesen wäre, die Aufhebung der Staatsschuld zu decretiren. Auch deckt er die Schleichwege auf, die eingeschlagen wurden, um die Gold- und Silbermünzen wieder zum Vorschein zu bringen, und wie in Mitte so vieler Zerrüttungen Rentenkäufer mit einem Capitale von sieben Francs einen jährlichen Zinsertrag von 1 Fr. 67 C. erwarben. Um dieselbe Zeit, wo einige Wenige ebenso plötzlich als unerwartet zu Reichthümern gelangten, während so Viele um alle ihre Habe kamen, übernahm Hr. B. fast ausschließlich die Führung der Proceſſe derjenigen Schiffe und Ladungen, die den verschiedenen Nationen des Erdkreises gehörten und die eine Beute der französischen Kaper zu jener Zeit geworden waren, wo das Völkerrecht so oft von den kriegführenden Nationen verletzt wurde. Diese Proceſſe beschäftigten ihn während eines großen Theils seiner langen und ehrenvollen Laufbahn. Er hatte deren bis zum Belaufe von 360 zu führen, wovon der kleinste die Summe von 50,000 Fr. betrug, viele aber von der höchsten Wichtigkeit waren, einer sogar auf 9 Millionen angeschlagen wurde.

Bemerkenswerth ist besonders, daß Hr. B., bei dem es Grundsatz war, sich niemals mit Politik zu befassen, fast sein ganzes Leben hindurch mit der jedesmaligen Staatsgewalt in Opposition stand. Während der Schreckenszeit machte er den Henkern einige ihrer Schlachtopfer streitig; 1793 erhob er sich mit Erfolg gegen den Anspruch, sein Berufsgewerbe der Patentsteuer zu unterwerfen. Dem Nationalconvente und dem Directorium durch seine beständigen Kämpfe zu Gunsten der Neutralen entgegentretend, ward er späterhin zu der Ehre berufen, dem Generale Moreau als Rechtsbeistand zur Seite zu stehen. Endlich waren die Vertheidigung einiger Generale, die bei Bonaparte in Ungnade gefallen waren, und ein gegen Hrn. v. Bonrrienne gewonnener Proceß nur das Vorspiel eines fast persönlichen Kampfes gegen den eisernen Willen des großen Mannes selbst. Der Maire von Antwerpen war der Unterschlagung von Geldern bei der Verwaltung der Octroi-Einnahmen dieser Stadt angeklagt worden. Hr. B. wurde mit seiner Vertheidigung beauftragt. Das Geschworenengericht, aus den einflußreichsten Männern des Landes zusammengesetzt, war durch einen absichtlich ersonnenen Zwischenfall beseitigt worden, und für die nächsten Assisen befand sich dasselbe ausschließlich aus Franzosen gebildet, die nichtsdestoweniger den Angeklagten freisprachen. Na-

Digitized by Google

poleon erhielt zu Dresden die Kunde von dieser Entscheidung und befahl sofort, den Maire abermals vor Gericht zu stellen. Der Justizminister macht den Befehl des Souverains dem Präfecten von Antwerpen, Hr. v. Argenson, bekannt, der darauf antwortet, die Entscheidung der Geschworenen gestatte ihm nicht zu gehorchen. Der Staatsrath wird versammelt, um die Dazwischenkunft des Großrichters zu unterstützen; der Präfect fährt fort, dem Großrichter, dem Staatsrathe und dem Kaiser Widerstand zu leisten. Das Gewissen des Hrn. v. Argenson wird zum dritten Male durch einen Senatsbeschluß bestürmt, auf den der Form wegen ein Cassationsurtheil folgte. Dieses Mal antwortet der Präfect, indem er seine Entlassung nimmt. Der Maire wird in das Gefängniß von Douai gebracht, wo sein Proceß aufs neue anfangen sollte. Allein zum Glück für seinen Ruhm fällt Napoleon selbst, bevor er der Welt dieses traurige Schauspiel gibt. Es möchte scheinen, als hätte Hr. B. bei dem eingetretenen Regierungswechsel nur gewinnen können; allein die Vertheidigung des Marschalls Ney entzweite ihn unter der Restauration mit dem Generalprocurator, der nach den Bestimmungen des Decrets vom 14. Dec. 1810 den Disciplinarrath selbst ernennen sollte, dessen Mitglieder allein auf die Ehre Anspruch machen konnten, Stadträger (bâtonnier) des Advocatenstandes zu werden. Wegen dieser Ungnade tröstete ihn jedoch die beharrliche Abstimmung seiner Berufsgenossen, die sich mehre Jahre hindurch mit einer unermeßlichen Mehrheit zu seinen Gunsten erklärte.

Wir glauben nicht zu viel zum Lobe des Hrn. B. zu sagen, wenn wir den Eindruck, den die Lecture seiner „Souvenirs" bei uns zurückgelassen hat, dahin bezeichnen, daß uns derselbe durchgehends als der echte Typus des achtungswürdigen Theiles des französischen Advocatenstandes erschienen ist. Was aber das Interesse bei dieser Lecture, ganz abgesehen von der Persönlichkeit des Verf., noch erhöht, dies sind die mannichfaltigen Charakterzüge der verschiedenen Zeitpunkte, in die dessen thätiges Leben fällt und die derselbe uns mittheilt. Zur Probe davon mag hier zum Schlusse nur einer jener Züge angeführt werden, welcher der Schreckenszeit angehört.

Ein junger Notar, Hr. Martin — so erzählt Hr. B. —, war, nachdem er einige Geschäfte abgemacht hatte, im Begriff, zwischen 10 und 11 Uhr Morgens nach Hause zu gehen. Unterwegs begegnet er einem seiner Collegen, dem Hrn. Gabion, der ihn von einem Geschäfte, wobei sie gemeinschaftlich betheiligt waren, unterhalten will. Hr. Martin entschuldigt sich, weil er Eile habe; und wirklich erwartete man ihn zu Hause. Er fand hier einen Gendarmen, Überbringer eines Befehls vom Revolutionstribunal, das den jungen Notar augenblicklich vor seine Schranken foderte. Dort wurde ein Proceß verhandelt, dessen Gegenstand eine Notariatsacte vor drei Zeugen war, die von Hrn. Martin in seiner amtlichen Eigenschaft aufgenommen worden. Die Acte wurde einzig und allein in Beziehung auf den Gebrauch incriminirt, zu welchem sie bestimmt war, und der noch der Unterstellung des öffentlichen Anklägers dahin ging, die Rechte der Republik zu bevortheilen. Schon war die Verhandlung weit vorgerückt, als Hr. Martin erschien. Man beschränkte sich, ihn zu befragen, ob er die Acte aufgenommen habe. Auf seine bejahende Antwort trug der öffentliche Ankläger darauf an, daß auch der Notar mit in dem Todesurtheile begriffen werden sollte, um das er bei dem Gerichte für die übrigen Unterzeichner angehalten hatte. In dem nämlichen Augenblicke wurde auch das Urtheil gesprochen und die Verurtheilten wurden abgeführet. Nach der Conciergerie gebracht, kommen sie daselbst gerade an, als die Karren, mit andern Verurtheilten gefüllt, diese zur Richtstätte führten; ihre Ladung war jedoch nicht vollständig. Man läßt den unglücklichen Notar und seine Schicksalsgefährten dieselben besteigen. In dem Augenblicke, wo sich der Trauerzug nach dem Revolutionsplatze begab, mischte sich Hr. Godion unter die Menge, die dies betrübende Schauspiel herbeigezogen hatte, und konnte kaum seinen Augen trauen, als er auf dem verhängnißvollen Karren Den gewahrte, dem er vor kaum drei Stunden ebenso frei, als er selbst war, begegnet war. 15.

Ästhetik von August Ernst Umbreit. Erster Theil. Leipzig, Barth. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn alle Betrachtung und Gedankenentwickelung von einem im Bewußtsein Gegebenen ausgeht und sich darauf zurückbezieht, so wird dies mit dem Schönen in Natur und Kunst gleicherweise der Fall sein wie mit andern Gegenständen des Nachdenkens, und daraus wird eine wissenschaftliche Behandlung hervorgehen können. Darum ist, wie der Verf. sagt, das Wort: ästhetisch, für gewisse höhere Lebensbeziehungen der Menschheit einmal da; sie sind Ueberhältnisse, die sich unter den Völkern geltend machten, und wofür die Sprache Bezeichnungen finden mußte. Daß diese Verhältnisse jedoch von Allen in derselben Weise aufgefaßt werden, läßt sich nicht voraussetzen, und die Erfahrung beweist das Gegentheil, weswegen Ref. sich schon früher geäußert: der Geschmack (die αἴσθησις) sei bei verschiedenen Völkern und Individuen auf verschiedene Weise vorhanden. Wie eines Jeden sinnliche Welt beschaffen ist, wie Lebensverhältnisse gewisse Eindrücke öfter oder seltener herbeiführen, so ergreift auch Jeder in seiner Art leichter oder schwerer das Schöne der Gegenstände. Es gibt reichere oder ärmere Individuen und Völker; das heißt, nicht auf jedem Landeshelikon wohnen alle neun Musen, und wenn sie dort wohnen, tragen sie im Osten und Westen nicht einerlei Gewand. Ohne irgend eine Muse aber lebt kein der Thierheit entwachsenes Individuum oder Volk; denn die Liebe zu den göttlichen Schwestern ist unvergänglich und sucht ihren Gegenstand; dieser aber ist die ganze Schöpfung und jeder Theil in ihr. Über solche Verschiedenheiten sich zu verständigen und das Eigene bestimmter auszubilden, sich und Andern darzulegen, ist der Zweck und Gewinn ästhetischer Betrachtungen und Mittheilungen.

Unser Verf. hat die seinigen in sieben Abhandlungen von der Ästhetik, von der Schönheit, von verschiedenen Verhältnissen und Beziehungen derselben, von Naturschönheit, Kunst und Poesie, vom Lächerlichen und Verwandtem, von verschiedenen geistigen Eigenschaften des Künstlers und Poeten, von der Bedeutung einer tüchtigen Anschauung der sichtbaren Welt, vertheilt, und man wird ihn nicht ungern hören. Zuvörderst denn, was ist eine Ästhetik? Sie ist eine Lehre vom Schönen, aber nur das Theoretische der in unserer Nation vorhandenen ästhetischen Lebensbeziehungen entholtend, um eine freiere Einsicht in die objectiven Verhältnisse des Schönen zu bekommen, wobei dann auch subjective Richtungen hervortreten können, z. B. Genie, Humor, Witz, individuelle Gestaltung des Künstlergeistes, auch archäologische, philologische, literarhistorische Betrachtungen. Worum aber der Verf. die Ästhetik und Philosophie zwei verschiedene Beschäftigungen nennt und die Ästhetik von der Philosophie des Schönen unterscheidet, ist Ref. nicht recht klar geworden, der da meint, daß die Philosophie alle wissenschaftlichen theoretischen Lehren vom Gegebenen durchleuchte und ihnen gehaltvollen Charakter ertheile, weshalb der Verf. selbst einräumt, auch der Philosoph als solcher habe über das Schöne zu reden, ja, man müsse es von ihm verlangen. Kann er Denjenigen,

Digitized by Google

der das Schöne nicht schon kennt, es durch Philosophie nicht kennen lehren, so gilt ja dasselbe von der Ästhetik, und beide haben sich darüber keinen Vorwurf zu machen. Goethe selbst, den der Verf. bei Anführung der Worte von Zeitgenossen besonders, und zwar mit Recht, berücksichtigt, verfuhr in seinen Äußerungen als Philosoph und hatte seine ästhetische Philosophie, wenngleich er sie nicht in einem Compendium und in Paragraphen zusammenschrieb. Hier, scheint es, ward das bei einigen Philosophen gebräuchliche Einfangen der Schönheit in abstracte Sätze, die entweder psychologische Erklärungen oder leere metaphysische, willkürlicher Deutung unterworfene Formeln sind, mit der Philosophie selbst verwechselt, und nur in diesem Sinne konnte gesagt werden: „Es gibt außer der Philosophie einen Standpunkt, worauf sich die Ästhetik gründet" (S. 23). Gewiß ist dieser Standpunkt nicht erst hervorzurufen, sondern schon da, und zwar in einem Volke, wo sich die Schönheit durch ihren reinsten Repräsentanten, die Kunst, im Kreise der höhern Lebensbeziehungen dieses Volkes geltend macht; allein der Philosoph hat sich eben auf diesen Standpunkt zu stellen, wenn er richtig das Schöne auffassen und in seiner Eigenthümlichkeit kenntlich machen will. Heißt es deswegen: „Das Schöne wird in der philosophischen Betrachtung desselben nicht um seiner selbst willen, sondern zur Gewinnung philosophischer Gedankenbewegung vorgenommen", so verdient eine solche Bewegung um der Bewegung willen Tadel und ist eine zwecklose Kunst des Hin- und Herspielens mit abstracten Begriffen, woran irgend eine Schule vielleicht Gefallen findet, aber nicht die Ästhetik, nicht eine gedeihliche Philosophie des Schönen.

Darum finden wir S. 26 bei der Auffassung des Schönen die Reflexion als das Bedingte, den Sinn des Schönen aber als das unbedingt Bedingende bezeichnet. Wo letzterer fehlte, wir käme es zu irgend einem Verständniß, und der Verf. vergleicht den Übergang vom Sinn ins Denken mit einer Krystallisation, einer innern Spiegelung durch Reflexionsbegriffe, welcher Krystallapparat von unmittelbarer Lebenswärme durchdrungen, aufgelöst und in sich zurückgenommen werde. Ref. hat dieses in seiner Weise ausgedrückt: „Nationen (wie einzelne Menschen) können kein verständiges Wort miteinander reden, bis sie erst ein gefühlvolles (auf den Sinn unmittelbar hinweisendes) fürrinander gesprochen haben." Nur dann vermag die Ästhetik, als Lehre vom Schönen, die Verhältnisse der objectiven Gestalten zu untersuchen und zu verdeutlichen, die uns eine Anschauung des Schönen geben. Sie gilt dann ebenso wenig ausschließlich für den Künstler als für das nichtkünstlerische Publicum, und beide müssen sie gebrauchen können, ihren Sinn darin finden, wiedergespiegelt in der Krystallisation des Denkens.

Wird das Verhältniß der Ästhetik zur Religion erwogen, so findet das Ästhetische nur da seine wahrhafte Förderniß, wo es sich auf Gemüth und Streben derjenigen Menschen gründet, welche die höchsten Fodernngen des Lebens mit Ernst und Charakter zu befriedigen suchen, dem auch das Ästhetische nach seinem Theile entgegenstrebt. Darum nun aber die Ästhetik mit der Religion confundiren, heißt beiden Schaden thun, und den höchsten Grad der Verkehrtheit sieht der Verf. darin, wenn man statt der eigentlichen Religion ein beschränktes kirchliches Dogma hineindringt; denn alles Ästhetische sei seiner Natur nach antikirchlich, weil es beständig eine auflösende Gewalt auf alle kirchlichen Dogmen äußere. Hier scheint dem Ref. doch fast etwas zu viel behauptet, denn obgleich Religion mit dem Kirchendogma nicht Dasselbe ist, und ebenso wenig die Ästhetik, so können doch beide eine Verbindung mit demselben eingehen, und das Ästhetische hat sich gewiß nicht immer auflösend gegen dasselbe, sondern es sogar fördernd bewiesen; und die Künste stehen ja in einem verschiedenen Verhältniß zum Dogmatischen, Musik z. B. ist ihm fremd, dagegen Malerei in nähern oder fernern Beziehungen. Besser bewährt sich: „Vollendet im strengsten Sinne, d. i. in sich selbst und durch sich selbst abgeschlossen, daß nichts mehr hinzugethan werden kann und darf, das kann eine Ästhetik nie werden, schon deswegen nicht, weil dann auch alles künstlerische Erzeugen streng und für immer abgeschlossen sein müßte."

Verwunderung kann erregen, wenn man die Poesie von der Zahl selbständiger Künste vom Verf. ausgeschlossen findet (S. 176), da sie gerade durch die Freiheit in ihrem Mittel der Darstellung, der Sprache, als die selbständigste erscheinen möchte. Poesie wird alsdann in allgemeinster Bedeutung des schöpferischen Princips aufgefaßt, weswegen auch gefodert worden, daß jedes ästhetische Kunstwerk poetisch sein müsse. „Es ist der poetische Same, der durch das ganze Land der Erde ausgestreut ist, Poesie ist der allgemeine Genius, der überall waltet, wo irgend ein gehaltvolles Schöne, aus dem freien Geiste des Menschen gebildet, hervortritt." Allein der Verf. gesteht doch, daß Poesie zu „bestimmt freien Gestalten sich ausbildet, die Zeugniß ablegen von jener innern allgemeinen menschlichen Bewegung. Diese sind, wenn sie sich zur reinsten Selbständigkeit abschließen, die eigentlichen Dichtwerke." Sind hier Werke, und zwar selbständige, warum wäre Poesie keine Kunst? Hatten sich die Dichtwerke auch mehr im geistigen Gebiet, wenden sie sich weniger an die Sinnesorgane als an den innern Sinn, sie haben doch ihr Material der Darstellung, die Sprache, und was wollen die übrigen Künste mit ihren Materialien anders als sprechen? Poesie wäre dadurch die dem Sinne für das Schöne als einer Geisteseigenthümlichkeit am nächsten liegende erste, von Bedingungen am wenigsten abhängige Kunst und ward als solche von jeher geübt.

Keine Definition von der Schönheit will der Verf. geben, denn sie wird empfunden, angeschaut, geistig aufgefaßt, anerkannt, aber immer noch nicht definirt. Will man die Einsicht in die allgemeinen Verhältnisse und Beziehungen im Schönen einen Begriff von der Schönheit nennen, so fehlt doch diesem Begriffe die Abgeschlossenheit, wodurch er als solcher erst seine Brauchbarkeit hat. Andere Erklärungen sind ebenso wenig zureichend, wie: „Schön ist, was unmittelbar durch seine Form gefällt", weil das Formgefallende unbestimmt bleibt; oder: „Schönheit ist sichtliche Einheit in der Mannichfaltigkeit, das Vernunftgemäße in sinnenfälliger Form, anschauliche Vollkommenheit" u.; sie alle sind wahr in einem gewissen Sinne, man muß aber diesen Sinn für ihre Anwendung erst hineintragen. Nehmen wir Schönheit als Thatsache, die ihren Inhalt uns aufdringt, als Welt und Leben, wie sie von innen heraus sich gestalten, um die ihnen eigenen Beziehungen zur vollgültigen Menschheit für die Anschauung zu expoviren. Menschliche Gestalt, thierische Gestalten, auch Gegenden sind schön, der Mensch fühlt sich bei den letztern mit der gesammten Außenwelt selbst als ein Ganzes. Will man deswegen die Schönheit ein anschauliches idealisches Leben nennen, so wäre dies zu erlauben.

Aber zur Schönheit gehört das Erhabene, Anmuthige; Ref. nannte sie Cardinalschönheiten nach Analogie der Cardinaltugenden, und sie lassen sich näher bestimmen, das Erhabene als unendliche Macht, unbedingt höchsten Ernst des Daseins, die Anmuth als in der äußern Form hervortretend. Reizendes und Rührendes liegen schon dem Schönen ferner, aber können sehr wohl mit ihm in Verbindung treten. Urschönheit wäre die Schönheit in höchster Reinheit und Vollkommenheit und in ihrer zur Allseitigkeit durchgebildeten und dadurch abgeschlossenen Fülle. Allein wegen ihrer Unendlichkeit ist sie nicht darstellbar, und jede Darstellung ist nur Eine ihrer Offenbarungen. Im Innern des Gemüthes wohnt die Idee, welche sich in allem zur Erscheinung kommenden Schönen wiederfindet. „Die Urschönheit ist der ästhetische Gehalt im Selbstbewußtsein der Menschheit."

Mit dem Lächerlichen macht sich jede Ästhetik zu schaffen, weil es in Productionen der Kunst und Poesie sowie im Leben hervortritt. Schon Cicero sagt: „Jeder kennt es, und Keiner weiß zu sagen, was es ist." Es gehört also zum menschlichen Bewußtsein, ist eine ursprüngliche Erscheinung des Daseins. Es schwankt zwischen Subjectivität und Objectivität, ist ein Verkehrtes, ein Contrast, ein reales Nichts und eine inhaltvolle Leerheit; es ist nach Aristoteles eine unschädliche und schmerzlose

Digitized by Google

Verschrobenheit, eine unschädliche Ungereimtheit; aber ist es schon an sich ein Schönes? Keineswegs, sondern ihm sogar entgegengesetzt. Wie ist denn seine Darstellung durch die Kunst möglich? Sie bringt es mit dem idealischen Leben in Contrast, und diese Darstellung heißt dann schön. Dieses durch Kunst und Poesie dargestellte Lächerliche ist das Komische, und Goethe sagt: „Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch Das, was sie lächerlich finden.“ Ref. hat aus ähnlichen Gründen das Komische als eine dritte Cardinalschönheit neben das Erhabene und Anmuthige gestellt. Es ist seinem Wesen nach aus Reflexion hervorgegangen. Zu fühlen und zu empfinden vermag der Mensch nur den Gott über ihm und die Natur außer ihm; dann mag er Gefühle und Empfindungen miteinander vergleichen und darüber weinen oder lachen. Das Komische besitzt keine objective Beschaffenheit, sondern geht hervor aus einer subjectiven Vergleichung der Größe und Erbärmlichkeit des Menschen, über welches Misverhältniß Jemand am eigenen Leibe hinreichenden Gegenstand zur komischen Lust finden kann. Weil aber zugleich jene Größe und Erbärmlichkeit des Menschengeschlechts in ihrer Zusammensetzung sehr tragisch sind, so beruht es auf der Demokritischen oder Heraklitischen Gesinnung des Anschauenden, ob er lacht, oder weint, oder beides zugleich thut. Es gibt Heraklitische Leute, die über nichts zu lachen vermögen, über keinen Pedanten, keinen Truffaldin, keinen Sancho Pansa, und denen der ganze Carneval des Dichters so ernsthaft vorüberzieht als der Carneval des Lebens. Zugleich, weil das Komische aus Reflexion entspringt, hat es eine nähere Verwandtschaft zur bloßen Form als das Erhabene und Anmuthige. Ein widerlich Wirkliches, z. B. Narrheit, Eigensinn, moralisches und physisches Gebrechen, verdrießlicher Putz und Schmutz, Alles thut seine komische Wirkung im Kunstwerk an der rechten Stelle. Es kann dadurch nie gefällig in der Wirklichkeit werden oder gar schön; denn nur die Combination und der Contrast geben ihm Werth. Die Freude aber, welche wir an der Darstellung des Contrastes finden, ist ästhetisch, folglich auch der Idee des Schönen verwandt, und sie beruht auf jener Freiheit des Geistes, wodurch wir das Irdische mit aller Widerlichkeit und Ungestalt zum Gegenstande eines heitern Spieles machen und uns für die Abgeschmacktheiten des Lebens entschädigen, sodaß es scheint, die Götter hätten den Sterblichen zu ästhetischer Lebenslust drei Geschenke gegeben: das Erhabene, welches göttlicher Natur ist; das Anmuthige (auch Reizende), welches auf Erden wohnt und für welches die Götter oft vom Himmel herabstiegen; das Komische, welches weder im Himmel noch auf der Erde zu finden ist und doch einen genialischen Zehr- und Nothpfennig der sonderbaren Haushaltung ausmacht, welche wir zwischen Himmel und Erde führen.

Hieraus erläutert sich Ref. auch die Bedeutung des Humors und der Ironie. Erstern nennt der Verf. ein Vermögen des Gemüthes, die Beziehungen und Verhältnisse des Lebens und Daseins so aufzufassen, daß sie dadurch ins Heitere, oft auch ins Lächerliche geschoben werden, und Ironie ist ihm eine eigenthümliche Art von Darstellung, indem man gerade das Gegentheil von Dem ausdrücken will, was man sagt, und man könnte sie auch den zum edeln Ernste höher gestalteten Humor nennen. In einer etwas andern Wendung würde Ref. sagen: humoristisch ist des Poeten oder Künstlers freie Hin- und Herbewegung zwischen dem Erhabenen, Anmuthigen und Komischen, und darin liege von selbst die Ironie, weil Niemand sogleich weiß, wo er ist. Humor wäre eine Art Kosmopolitismus in der Kunst, welcher das Höchste wie das Niedrigste auffaßt, darstellt und contrastirt, den Gott und die Caricatur, Ernst und Scherz zugleich, der ohne Vaterland und nirgends zu Hause ist, wo man ihn sucht. Für eine Cardinalschönheit dürfte man deswegen das Humoristische nicht halten, obwol alle Genialität, als die Matrize des Schönen, etwas Humoristisches an sich trägt, und z. B. die verschiedensten Dichter, Gozzi, Voltaire, Shakspeare, Cervantes, Swift, Jean Paul, Goethe u. s. w. als Humoristiker aufgezählt werden könnten. Aber Ästhetiker, Philosophen und Kunstrichter werden mit diesem wunderlichen Wesen am wenigsten zurechtkommen, es scheint ihnen — was Goethe in seinem Briefwechsel an den Deutschen rügt (S. 231) — in das Formlose überzugehen, mit keinen Begriffspießen, Netzen und Leimruthen einzufangen, und darum etwas für gute ästhetische Polizei Verdächtiges. 7.

Literarische Notizen.

Tegnér's herrliches Gedicht „Axel“ ist unter dem Titel: „Axel, from the Swedish of Esaias Tegner“, von R. G. Latham in englische Verse übersetzt worden. Da Referent das schwedische Original nur aus dieser Übersetzung kennt, so weiß er nicht zu sagen, ob das Byron'sche Colorit, jene dunkeln Schatten mit scharf einfallenden Lichtern, Eigenthum des Originals oder durch die Übertragungsmanier des Übersetzers bewirkt sei, aber das Gedicht macht sich in derselben ganz vortrefflich. Latham scheint auf seine Übertragung außerordentlich viel Sorgfalt verwendet zu haben; wie kräftig sie sei, beweist folgende Stelle:

— Muscovy's proud capital;
Now raping-blasted, gorged with prey,
The citadel of tyrant sway.
Wo boaste of crowns in power like thee,
Acropolis of slavery?
I say, thou once wast weak and small,
The humblest, most despised of all,
Stunted in stature as in soul
Lashed by each kalmuc Czar's control:
Yet even then didst seem to be
As adder to its infancy.
Just old enough for spleen and spite
To brew the venom to its bite.

Unter dem Titel: „The demons of the wind and other poems“, erschienen jüngst die Erstlingspoesien von Henry Longueville Mansel. Offenbar ist der Verf. ein noch junger Dichter, welcher eben im Selbstdenkenlernen begriffen ist und sich von den Banden der Nachahmung noch nicht gänzlich befreit hat. Seine Versification ist vollkommen bis zu einem Grade, daß diese Vollkommenheit fast zum Fehler wird, sie schmeckt ein wenig zu stark nach jener übermäßigen Glätte Pope's, der die Vernunft oft dem Reime, den Sinn dem Klange opferte. Dagegen hat die Art, wie der Verf. denkt, wir wollen nicht sagen, die Gedanken selbst, etwas von Byron'schem Muster, es ist ersichtlich, daß Byron, wenigstens in den frühern Gedichten, des Verf. Lieblingsdichter gewesen ist. Bei alledem erweckt der Dichter, welcher in seinen Schlußgedichten einen höhern Schwung nimmt, die Hoffnung, daß er, wenn er sich erst abgeklärt hat, etwas Tüchtiges leisten wird. Das größere Gedicht in dieser Sammlung: „Die Dämonen des Windes“, fußt auf einer glücklichen Idee, ist in schmucken Versen durchgeführt und enthält manche schöne Stellen. Die Dämonen des Windes halten darin ein gedankenreiches Gespräch. Wenn es dem Dichter gelingt, sich mehr der Realität der Dinge anzuschließen, so verspricht er dereinst zu werden „a star among the stars of light“, sagt ein britischer Kritiker.

Bei den Herren Gayet und Lebrun in Paris, Herausgebern einer Bilderbibel, erschien soeben die dritte Ausgabe ihrer „Galerie pittoresque d'histoire naturelle“, mit 200 Platten, die von den besten Künstlern, welche Frankreich in diesem Genre besitzt, gestochen sind. Auch erscheint in demselben Verlage eine literarische Revue in englischer Sprache unter dem Titel: „Foreign monthly review, and continental literary Journal“, worin alle hauptsächlichsten literarischen Erscheinungen Englands und des Continents zur Sprache kommen sollen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 212. — 31. Juli 1839.

Geschichte des Mittelalters von Georg Wolfgang Karl Lochner. Erster Band. Die Zeit vor und während der Kreuzzüge. Nürnberg, F. Nap. Campe. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Es war eine Zeit, da das Mittelalter und seine Geschichte ignorirt oder nur mit Verachtung und Geringschätzung genannt wurde; ihr folgte eine andere vor, während und nach den Befreiungskriegen, wo es überschätzt, idealisirt und als eine in Allem musterhafte Zeit verehrt wurde, gegen welche Verehrung, da sie in Anempfehlung seiner Wiedererweckung übereing, sich dann wieder der bitterste Haß erhob. Diese Zeit widerstrebender Meinungen ist, trotz Ancillon's „Vermittelung der Extreme" noch nicht vorüber. Gleichwol gewinnt die Besonnenheit und mit ihr die gerechte Würdigung, die Anerkennung immer mehr Raum, daß das Mittelalter eine durchaus nothwendige, in vielem Betracht höchst merkwürdige Bildungsstufe in der Entwickelung der europäischen Völker und Staaten, ja der ganzen Menschheit bezeichne; daß die Gegenwart, selbst sofern sie einen Gegensatz gegen das Mittelalter bildet, in ihm wurzele und nur durch dasselbe verstanden werden könne wie der Protestantismus durch den Katholicismus. Dieser Geist gerechter Würdigung ist es, welcher vorliegendes Werk durchhercscht und zu den größten Vorzügen desselben gerechnet werden muß, welche dasselde auszeichnen; besonders darum, weil dabei jene edle Wärme und lebendige Theilnahme an dem Inhalte nicht gelitten hat, ohne welche das Bemühen um historische Gerechtigkeit so leicht in Trockenheit und Kälte, oder in ein spitzfindiges und casuistisches Markten für oder wider umschlägt. Es sei erlaubt, zur Bewahrheitung dieses unsres Urtheiles folgende Stelle aus der trefflichen Einleitung, in welcher der Verf. sich über den das Mittelalter bildenden Zeitraum, über dessen Geist, über die Architektonik der Darstellung und über das Verhältniß von Kirche und Staat in ihrer Entfaltung ausspricht, vollständig herzusetzen:

Es ist unserer, in materiellen Interessen versunkenen Gegenwart nicht zu verdenken, wenn sie solche Erscheinungen wie z. B. den Eifer der Ausbreiter des Christenthums, die Zurückziehung Solcher, die auf den Höhepunkten des Lebens sich befanden, in mönchische Stille und Ärmlichkeit, die Begeisterung der Kreuzfahrer entweder ungläubig belächeln, oder, wo sie den Zeugnissen gegenüber die Wirklichkeit des Factums nicht zu bestreiten vermögen, das Ganze für ein Resultat der betrogenen Dummheit und der betrügenden Schlauheit erklären; einzelne Beispiele mögen hier allerdings für ihre Ansicht sprechen; indessen kann es im Allgemeinen keine bornirtere und grundlosere Ansicht geben als diese. Am allergewöhnlichsten wird dieses Urtheil über die Kreuzzüge gefällt, in denen der von schwärmerischer Begeisterung erzeugte Charakterzug des Mittelalters seine höchste Vollendung erreicht hatte; und wie weit eine solche Ansicht um sich gegriffen hat, davon geben die gewöhnlichen Declamationen über die Folgen derselben, in denen man Nutzen und Schaden, Gewinn und Verlust kaufmännisch abzuwägen pflegt, den deutlichen Beweis. Aber wie jeder edle Mensch irgend etwas Theueres kennt, für das sein Gut und Blut hinzugeben er nicht anstehen wird, so war in jener merkwürdigen Epoche durch die Berichte des Einsiedlers Peter und durch die Bemühungen des Papstes Urban die schon vorhandene religiöse Stimmung so sehr gesteigert worden, daß der ganzen Christenheit nichts Theureres war als die heiligen Stätten von Christi Geburt und Leiden, und daß man nichts Schöneres, nichts Würdigeres denken konnte, als für dieses höchste Gut, für die Befreiung desselben aus unheiligen, entwürdigenden Händen sein Leben einzusetzen. Dieser begeisternde Gedanke war es, der jenes Deus lo vult zu Clermont hervorrief, und es dürfte schwer sein, diesem erhabenen Moment einen andern gleichzusetzen, gewiß aber unmöglich, etwas Höheres ausfindig zu machen. Das aber ist das Schicksal alles Großen und Herrlichen, daß es nur in der Idee rein und vollkommen ist, daß es sich bei seiner Verwirklichung mit allem Staub und allen Schlacken des Irdischen behängen und beflecken muß, und daß es so fortgerissen, sich selbst entfremdet wird. So ist allerdings nicht zu leugnen, daß sich auch mit dieser, an sich gewiß erhabenen Idee, Das, was dem Menschen das Liebste sein soll, von unwürdiger Befleckung zu reinigen, gleich von der ersten Zeit an eine Menge selbstsüchtige, egoistische Interessen zu verbinden suchten, die sie nur scheinbar förderten, eigentlich aber ihr tödtlich verderblich waren. Und dennoch behauptete sich die erhabene Idee der Kreuzzüge 200 Jahre lang, bis die Welt über dieselbe sich hinausgelebt hatte und an der Stelle der poetischen Schwärmerei eine nüchterne Prosa sich geltend mochte. Eine neue Zeit fing an sich vorzubereiten und durch mannichfaltige Anzeigen sich zu verkündigen. Da sank zuerst das Papstthum in eine weltliche Erniedrigung, die den Glauben an die Unfehlbarkeit des Statthalters Christi noch mehr wankend machte; da wurden die niemals ganz verstummten Stimmen (das ist die fast immer rechthabende Minorität), welche die Religion ihrer Weltlichkeit entrissen und blos einem werkthätigen Glauben überweisen wollten, der nun dreifacher Krone, nun Mönchswesen und von den mancherlei erst aufgekommenen Satzungen nichts wisse, immer lauter; da erblaßte der Schimmer der Kaiserkrone und das heilige römische Reich deutscher Nation begann in seinen Fugen sich zu lösen; da stürzte der Erbfeind des christlichen Glaubens, herüber nach

Europa gedrungen, die letzten Reste des altehrwürdigen griechisch-römischen Kaiserthums. Dagegen eröffnete sich ein neuer Weg der schnellen Verbreitung des Gedankens, dessen unbekämpfbare Gewalt das sicherste Schutzmittel gegen Rückfall in alte Barbarei und Unwissenheit ist, und die vorher in die engen Schranken des alten Römerreichs gebannte europäische Menschheit erfuhr zu ihrem ersten Staunen, daß das Märchen von der alten Atlantis nicht eine bloße Sage sei, sondern daß es ein noch ungekanntes Land gebe, in dessen noch vielfältig unbebauten Räumen Verfolgten und Bedrängten ein Zufluchtsort offen stehe. Müde der Verkehrtheit, welche die Scholastik mehr gefördert als vertrieben hatte, und durch einzelne, den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters angehörige große Männer aufgemuntert, wandte man sich dem Studium der Platonischen Philosophie und dem Alterthume mit neuer Liebe zu; und so war man gegen das Ende des 15. Jahrhunderts auf einem Standpunkte, der es dem über seiner Zeit stehenden Beobachter keinen Augenblick zweifelhaft lassen konnte, man sei um ein ganzes Weltalter weiter gekommen, eine große Periode der Weltgeschichte sei abgelaufen und eine neue Ordnung der Jahrhunderte im Beginnen.

Noch mehr würde durch weitere Anführungen, die jedoch die Rücksicht auf Raumersparung verbietet, erhellen, was schon aus dem Mitgetheilten um so unzweifelhafter hervorgeht, je genauer man es erwägt, daß der Verf. die ebenso seltene als den Geschichtschreiber ganz eigentlich charakterisirende Gabe und Kunst besitzt, die oft widersprechenden Zustände näher wie ferner Zeiten nachzuempfinden und wie selbsterlebte darzustellen, Jedem, wie ein echter dramatischer Dichter, gleiches Recht widerfahren zu lassen und dennoch nicht die eigene Ansicht und Gesinnung zu verleugnen. Mit dieser Gabe und Kunst lebendiger Auffassung verschiedenartiger Erscheinungen, ihrer Conflicte und Metamorphosen sowie der innern, geistigen Motive ist nothwendig ein Talent architektonischer Gestaltung des Stoffes verbunden, und daher finden wir auch bei unserm Verf. eine zweckmäßige Anordnung, Vertheilung, Gruppirung, Hervorhebung und Zurückstellung der Begebenheiten, Völker und Menschen je nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung. Die Kunst historischer Anordnung wird nicht mit Unrecht Architektonik genannt; denn sie hat dieselbe Schwierigkeit zu überwinden, welche vollendete Leistungen der eigentlichen Baukunst zu so seltenen macht: wir meinen die Verschmelzung des Nothwendigen und Nützlichen mit dem Freien, Schönen und Kunstgemäßen. Uns scheint der Verf. eben in dieser Beziehung geleistet zu haben, was nicht allein billige, sondern selbst strenge Fodeerungen befriedigen wird. Im Einzelnen wird Mancher freilich Dies oder Das anders gestellt wünschen, im Ganzen möchte jedoch Wenigos geändert werden dürfen, ohne daß dadurch etwas Unpassendes, eine Verunstaltung zu Tage käme. Vollständig wird sich hierüber jedoch erst nach Erscheinung des zweiten Bandes urtheilen lassen. Eine dritte Seite dieses neuen Werkes, die nicht minder ein auszeichnender Vorzug genannt zu weeden verdient, ist die Bestimmung, die ihm der Veef. gegeben hat. Es soll dieses Werk nicht allein für Gelehrte vom Fach, nicht für Geschichtsforscher, sondern auch für wissenschaftlich gebildete Geschichtsfreunde geschrieben sein; es ist den Gebildeten der Nation gewidmet. Hiermit soll jedoch nichts weniger als jene vulgaire Popularität bezeichnet sein, welche mit leichtfertiger Willkür über die Thatsachen schaltet und waltet und die so entstandenen Lücken und Fehler dann in dem Wasser faden Raisonnements untertaucht, oder duech Witz- und Seichwörter oder durch falsches Pathos zu verdecken sucht. Nein, unsers Verf. Darstellung ruht, wie jede Srite zeigt, auf dem breiten und tirfen Fundamente eigener wie fremder gewissenhafter Forschung eines Schlosser, Rühs, Rehm, und in der Darstellung ist zwar Schwerfälligkeit veemieden, nicht aber die Solidität geopfert. Dasselbe gilt von der äußern Form der Darstellung, von der Sprache, die sich so entfeent von journalistischem Conversationstone als von pedantischem Kathedertone hält. Freier jedoch und glücklicher bewegt sich der Verf. in den reingeschichtlichen, erzählenden Partien als in denen, die in Abhandlungsform übergehen. Hier erinnert seine Darstellung oft mehr, als sich mit dem Geiste deutscher Ausdrucksweise und Satzbildung verträgt, an die Periodirung der altclassischen Sprachen.

Bei einem historischen Werke von angegebener Beschaffenheit und Bestimmung kommt Alles auf die Gesichtspunkte, auf die historische Weltansicht an, wonach der Verf. den Stoff gestaltet hat; und daher wollen wir, um unsere Leser möglichst vollkommen zu orientieen, noch bei einigen Partien und Eigenthümlichkeiten des Werkes verweilen, die uns von besonderm Interesse und vorzugsweise geeignet scheinen, dem angegebenen Zwecke zu dienen. Der Einleitung folgt wie gewöhnlich die Schilderung des Unterganges des weströmischen Reiches und der Völkerwanderung, welcher sich aber drei Abschnitte über das Ende des jüdischen Reiches und den Anfang des Christenthums, über die Ausbreitung des Christenthums, über Häcetiker und Katholiken, Kirchenväter und Mönche anschließen, ehe von der Gründung der neuen, germanischen Reiche gerecdet wird. Diese Anordnung, wie sie nicht die gewöhnliche ist, hängt auch genau mit einer eigenen Geundansicht des Veef., mit der zusammen, daß das Christenthum und nicht das Germanenthum das eigentlich belebende Princip des Mittelalters sei, seine geistige Grundlage bilde, wie das römische Kaiserthum und nicht das Germanenthum als die weltliche, politische desselben zu betrachten sei. Wer möchte verkennen, daß dieser Ansicht eine große, oft verkannte, durch ein deutschthümliches Vorurtheil zu sehr in den Hintergrund geschobene Wahrheit innewohnt. Das deutschthümliche Vorurtheil hat bekanntlich in Luden's deutscher Geschichte die beelteste Ausbildung, ja Auspressung erfahren. Denn Wunderlicheres kann es doch wol nicht geben als Luden's Bemühen, in Armin's Verschwörung das Werk eines von den lautersten Gesinnungen, von der reinsten Vateriandsliebe wie von den Grundsätzen der Ehre und selbst der Treue gegen den Feind getragenen Tugenddundes nachzuweisen. Doch ich habe vergessen, daß 1820 etwa eine Geschichte der alten Deutschen erschienen ist, in welcher diese bei iheen Kämpfen gegen die Römer mit Körner'schen Schlachtgesängen sich begeistern mußten. Gegen solche Extreme, um nicht zu sagen patriotische Narrheiten, muß sich das Ge-

Digitized by Google

müth des besonnenen Mannes wie des Freundes geschichtlicher Wahrheit wenden; aber nur zu leicht wendet es sich dann auch einer, zum andern Extreme führenden Skepsis zu. In diese scheint der Verf. gerathen zu sein, wenn er den germanischen Völkern, im Widerspruche mit den bisherigen Annahmen, nur zerstörende Kraft beimißt und fast gar keine regenerirende Kraft zugestehen will. Daß unsere Vorfahren roh, wild und weder so unschuldig noch so tugendhaft gewesen, als Tacitus sie uns schildert, darin stimmen wir dem Verf. vollkommen bei; daß in ihnen aber auch eine regenerirende Kraft neben der zerstörenden gewohnt, das beweist denn doch die Geschichte an Männern wie Theoderich, selbst Klodwig, Karl dem Großen, Alfred u. s. w., an deren Namen sich der Wiederaufbau und die Neugestaltung des zertrümmerten Lebens und des chaotischen Zustandes knüpft, in welchen römisches Reich und Volk ebenso sehr von innen heraus als durch die Barbaren gerathen sind. Haben denn nicht die Römer, trotzdem daß auch sie, wenn auch nicht ein zusammengelaufenes Räubergesindel, doch gewiß ein roheres Volk anfangs waren als die sie umwohnenden italischen Völkerschaften, eine staat- und lebenbildende Kraft neben, ja in ihrer zerstörenden Kraft an den Tag gelegt? Und warum ist nun doch gerade auch das Christenthum nur in diesen barbarischen Germanenvölkern so vollkommen zum eigentlichen Lebensprincipe geworden, warum hat es in ihnen lebengestaltende Kraft bewiesen und beweist sie noch jetzt, während es in Ost- und Westrom die Auflösung oder Erstarrung des Lebens mehr befördert als verzögert hat? Wir meinen, weil es in den germanischen Völkern neben der Roheit doch auch noch eine gute Portion bildungsfähige, lebensfrische, unverwüstlich tüchtige Kraft antraf, vor Allem aber jenes tiefe Gefühl für Werth und Recht der Persönlichkeit. Auf diesem ruht Leben und Staat der Germanen. Wir sind wenigstens nicht im Stande, dieser unserer Ansicht, gegenüber der gewandten und beredten Begründung, die der Verf. der seinigen gegeben hat, zu entsagen. Ganz vortrefflich ist dagegen und unsere ganze Zustimmung hat die Darstellung des Christenthums und seiner allmäligen Verbreitung besonders deswegen, weil sie in reinwissenschaftlichem, historischem Interesse abgefaßt ist, ohne erbauliche oder rationalistische Nebenzwecke, denen man leider nur zu oft begegnet, wo gegenwärtig dieser Gegenstand zur Sprache gebracht wird. Gleichwol hat der Verf. seine eigene Gesinnung keineswegs verleugnet, was durchaus in der Ordnung und um so ehrenwerther ist, als dieselbe die engen Schranken irgend einer Confession, Sekte oder subjectiven Meinung nicht als Maßstab der Beurtheilung gelten läßt. Wir möchten wol wissen, was aus der Geschichte werden müßte, wenn jeder Geschichtschreiber Alles, was geschehen ist, nach seinem Credo be- und verurtheilen wollte? Wären die Herren consequent, so müßte Alles aus der Geschichte gestrichen werden, was mit dem Credo nicht stimmen wollte. Ebenso viel Unheil hat aber auch das Hineintragen und Herausklauben politischer Glaubensbekenntnisse für die Geschichte gehabt, und daher ist es gekommen, daß man von der Geschichte, welche die unparteiischste Richterin in menschlichen Dingen sein sollte, schon sagen kann, sie habe nicht minder eine wächserne Nase als das positive Recht. Man erinnere sich nur daran, wie der Hr. v. Hormayr mit der Geschichte umzuspringen weiß, wie er bald sie benutzt, um Östreich als Musterstaat, dem er nicht blos aus Überzeugung, sondern mit Leidenschaft angehöre, darzustellen, bald eine Anekdotensammlung veranstaltet, durch welche ein unvertilgbarer Schatten der Lächerlichkeit oder gar Verächtlichkeit auf die Regentenreihe des erlauchten Erzhauses fällt. Man vergleiche Rotteck's und Leo's Universalgeschichte, so wird man fast ohne Ausnahme dort das Gegentheil von Dem finden, was hier als Endergebniß hervorgehoben wird: dort Anerkennung des Mittelalters nur so weit, als es unsern modernen Begriffen und Interessen nicht widerspricht; hier Verurtheilung der neuern Zeit, weil und soweit sie nicht mehr mit kirchlichen und politischen Institutionen des Mittelalters übereinstimmt, welche dem Verf. nicht allein für das Mittelalter, sondern für ewige Zeiten passend, recht, vortrefflich erscheinen. Auch von solcher Befangenheit des politischen Blickes treffen wir, wie schon in den einleitenden Bemerkungen angedeutet worden, bei unserm Verf. keine Spur. Wenn z. B. Andere, je nachdem sie republikanischen oder monarchischen Maximen huldigen, die italienischen Städte in ihrem Widerstreben gegen die Kaiser, namentlich gegen die Hohenstaufen, entweder durchweg vertheidigen oder schlechthin verdammen, als wären sie Revolutionsherde von neuester Erfindung gewesen; wenn Andere in Betreff der italienischen Feldzüge, je nachdem sie für ruhmwürdige Unternehmungen begeistert, oder gewohnt sind, Alles mit der Nützlichkeitselle zu messen, die Kaiser überhaupt und die Hohenstaufen vor Allen preisen oder beklagen, oder im Gegentheile über Vergeudung von Gut und Blut sich ereifern: so betrachtet unser Verf. alle diese Vorgänge mit jener epischen Ruhe, welche dem Geschichtschreiber so wohl ansteht, und stellt die Thatsachen, Umstände, Motive so lichtvoll zusammen, daß uns die relative Nothwendigkeit Dessen klar wird, was und wie es geschehen ist. Ganz in derselben Weise wird das Verhältniß zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten uns vorgeführt und zur Einsicht gebracht. Durch solche, übrigens für alles Rechte und Gute, wo es sich auch findet, erwärmte und das Schlechte nicht weniger rücksichtslos bei seinem Namen nennende Darstellung wird der Leser zwar nicht hingerissen, aber auch nicht zu schiefem Urtheile verleitet; vielmehr wird dadurch die wahre, ernste Theilnahme an dem Geschehenen erweckt und erhalten, der, wenngleich nicht absolute, doch immer höchst bedeutende Werth großer Männer und Ereignisse für jede Folgezeit zur Erkenntniß gebracht und endlich die Überzeugung fester als durch alle Declamation gegründet, daß ein Geist es ist, der unaufhaltsam sich durch Alles hindurch entwickelt, und den ganz zu fassen und zu offenbaren kein Individuum, kein Volk und kein Zeitalter genügend, ein jegliches aber ihm zu dienen berufen ist. Gern möchten wir einzelne Par-

Digitized by Google

tien zur Erhärtung unsers allgemeinen Urtheils näher betrachten, allein wir wollen dem Genusse der eigenen Lecture nicht vorgreifen. Nur die eine Erwähnung möge hier noch Platz finden, daß den Schluß dieses ersten Bandes, der bis ins letzte Drittel, zum Theil bis ans Ende des 13. Jahrhunderts reicht, eine gedrängte, aber gerade in dieser Gedrängtheit treffliche Darstellung der Gelehrsamkeit, der Schulen, der Scholastik, der Dichtkunst, des Ständeverhältnisses, Ritterwesens, der Bürger, des Handels, des socialen Zustandes, mit einem Worte, der Culturgeschichte des Zeitraumes bildet. 72.

Lord Brougham über Lafayette.

In dem rasch auf den ersten gefolgten zweiten Bande seiner „Skizzen europäischer Staatsmänner zur Zeit Georg's III.“*), der, wenn er auch in historischer Hinsicht nicht höher steht als der erste, doch schon deshalb unser Interesse erregt, weil wir zu erfahren wünschen, wie ein Brougham über einen Mirabeau, Necker, Carnot, Lafayette und eine Madame de Stael urtheilt, deren Portraits sämmtlich darin enthalten sind, entwirft der Lord von Lafayette's Charakter folgenden Abriß, in welchem Jeder leicht ein Bild des redlichen Heros der liberalen Ideen erkennen wird, das auch ein noch so sorgfältig ausgeführtes Gemälde vielleicht nicht treuer hätte wiedergeben können. „Das geistige Vermögen Lafayette's war, wie bekannt, weit geringer als sein moralisches, das ihn mitten in einer verderbten Zeit, in einer Zeit, wo der Sturm die Hefe emporgewühlt hatte und politische Principien den Deckmantel für die schmutzigste Selbstsucht, die Freiheit für die absolutesten Bestrebungen hergeben mußte, als ein reines, unbeflecktes Bild der öffentlichen und Privattugend erscheinen ließ. Auf Beredtsamkeit machte er keinen Anspruch; doch zeichnen sich seine schriftlichen Arbeiten durch ihre Klarheit und Deutlichkeit wie durch den starken und aufrichtigen Ausdruck seines natürlichen und stets wahren Gefühls aus. Nach dem Allen, was er gesehen, erlebt und erduldet hatte, mußte seine Unterhaltung sehr anziehend sein, und sie war es besonders dann, wenn er Anekdoten aus dem amerikanischen Kriege aber der französischen Revolution mit unvergleichlicher Anmuth und Bescheidenheit vortrug. Über die meisten allgemeinen Gegenstände war er wohl unterrichtet, hatte Geschichte mit Sorgfalt und prüfendem Geist gelesen und ihre Lehren mit denen der reichen Erfahrung seines eigenen Lebens sich eingeprägt. Aber mit zu ängstlicher Gewissenhaftigkeit wollte er davon in der Praxis Gebrauch machen und war namentlich zu geneigt, alle Dinge vom amerikanischen Standpunkte aus anzusehen und nach amerikanischen Begriffen zu beurtheilen, nicht berücksichtigend, daß seit 1777 die Welt vorgeschritten und Frankreich nicht Amerika mit seinen einfachen Verhältnissen, Sitten und republikanischen Tugenden war, nicht den Unterschied erkennend, der zwischen den Bewegungen beider Länder stattfand. Washington blieb für ihn auch in Frankreich der Polarstern, nach dem er seine Bahn lenkte; aber Washington selbst, das Muster politischer Tugend und Weisheit, würde auf dieser Bahn in Frankreich gescheitert sein, wie Cato unter ähnlichen Verhältnissen scheiterte. Diese wollten und bedurften in Frankreich wie in Rom keinen Mann von vollendeter Gerechtigkeit, keinen Gründer der Freiheit, die man nicht zu ertragen vermochte, sondern einen Cäsar oder Napoleon, einen Allen übertegenen Alleinherrscher. In Amerika war es ein einziger Punkt, Trennung vom Mutterlande, der die an republikanische Formen gewohnten Söhne jenes Landes und ihren Washington vereinte; in Frankreich kamen alle sich an die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft anknüpfenden Fragen mit einem Male zur Sprache, kein Stein des alten sociaten Gebäudes ward auf dem andern gelassen, von Grund aus wurde es eingerissen, um ein ganz neues nach neuem, jeder historischen Begründung ermangelndem Plane aufzuführen, und um die Verwirrung vollständig zu machen, war man über diesen Plan selbst nicht einig, sondern die Nation, weit entfernt, wie die Amerikaner einem Führer als Vertreter eines einmüthigen Willens und einer übereinstimmenden Überzeugung zu folgen, hatte sich in zahllose Factionen gespalten, von denen jede das Werk der socialen Reconstruction auf ihre Weise zu vollbringen suchte, alle aber ohne die Grundlage der ewigen Gerechtigkeit, auf dem Wege der Willkür und des Absolutismus, den man doch zu bekämpfen vorgab. Zu dieser innern Zerrissenheit kam noch die drohende Stellung des Auslandes. In eine solche Scene wilder Empörung und Anarchie trat Lafayette mit seinen amerikanischen Begriffen und Erfahrungen, mit seinem amerikanischen Republikanismus und wunderte sich, wenn Dinge, die in Amerika so leicht und natürlich gewesen waren, mit dem pariser Pöbel nicht gelingen wollten. Wir sehen daran, wie eng und beschränkt die Sphäre seiner politischen Begriffe und Einsichten war. Er vergaß bei seinem, von einem ganz fremden Muster hergenommenen Systeme die Kräfte, durch welche dasselbe ins Leben gebracht werden sollte, vergaß bei dem Plane seiner Staatsmaschine das Material, aus welchem dieselbe zusammengesetzt werden mußte, und war dann, wenn sie bei der ersten Bewegung still stand oder in Stücken zerbrach, erstaunt, als hätten die Gesetze der Natur aufgehört, während er doch unterlassen hatte, dieselben zu befragen. Zu so vielen Irrthümern ihn eine solche Beschränktheit und Einseitigkeit seines Geistes im öffentlichen Leben verleitete, so rein und makellos war er als Privatmann. Gütig, edel, wohlwollend, milde und tolerant gegen alle politischen und religiösen Meinungsverschiedenheiten, wurde er von seiner Familie verehrt, von seinen Freunden geliebt und selbst in seinen Irrthümern von allen Denen geachtet, mit welchen er je in irgend eine Berührung kam. Ein solcher Charakter ist zu jeder Zeit eine Seltenheit; bedenkt man aber, daß er sein ganzes Leben an Höfen, im Feldlager, in den Streitigkeiten der Factionen, in den Wirren des Bürgerkriegs, in den Zügellosigkeiten revolutionnairer Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten hindrachte, dann scheint es einem Wunder ähnlich, daß er in solchen Scenen seine Tugend rein und unbefleckt bewahrte.“ 145.

*) Vgl. hierüber Nr. 146 d. Bl. D. Red.

Literarische Notiz.

In dem von der Académie royale des sciences morales et politiques de l'Institut de France soeben herausgegebenen zweiten Bande ihrer Denkschriften (Paris 1839), und zwar in der die Sammlung eröffnenden „Geschichte der Akademie“ von Hrn. Mignet, beständigem Secretair dieser Akademie, unter der Abtheilung „Histoire“ (S. LXXXIII—LXXXII) liest man, daß der Dr. Guhrauer (aus Berlin) in der Akademie eine Denkschrift über das Ludwig XIV. 1672 von Leibnitz vorgelegte Project der Eroberung von Ägypten gelesen und ihrer Prüfung unterworfen hat. Die Akademie hat den Druck dieser Denkschrift in der den Denkschriften auswärtiger Gelehrten gewidmeten Sammlung votirt. „In dieser Denkschrift“, drückt sich Hr. Mignet aus, „hat Hr. Guhrauer durch gelehrte Untersuchungen und geschickte Conclusionen auf dieses bisher ziemlich dunkel gebliebene historische Problem ein ganz neues Licht geworfen.“ Darauf folgt eine Analyse der Guhrauer'schen Denkschrift, welche unsere Aufmerksamkeit auf das in Kurzem bei Friedrich Perthes in Gotha in zwei Theilen erscheinende Buch des Dr. Guhrauer: „Kurmainz in der Epoche von 1672“, spannt, wo, wie wir berichtet sind, nicht allein das Thema der der französischen Akademie vorgelegten Denkschrift ausführlicher und erschöpfend behandelt ist, sondern auch eine Reihe an dies Problem sich anknüpfender Aufklärungen über die vaterländische Geschichte und sämmtliche, großentheils ganz neue Urkunden, unter andern die ungedruckten Denkschriften Leibnitz's an Ludwig XIV. über die Eroberung von Ägypten, aufgenommen sind. 137.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

An alle Buchhandlungen und Subscribenten ist versandt:

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 30ster und 31ster Theil.
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 15ter Theil.
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 10ter und 11ter Theil.

Es ist mir möglich geworden, von diesem wichtigen Werke im vorigen Jahre fünf Theile zu liefern, was dem Publicum den Beweis geben wird, daß ich keine Anstrengung scheue, um die Encyklopädie rasch zu fördern und ihrem Ende näher zu bringen. Wie reichhaltig diese Theile an wichtigen und interessanten Artikeln sind, wird die nachstehende Übersicht zeigen, die einige der bedeutendsten nennt:

Aus der ersten Section: Eberstein von *v. Baysalausg-Langsfeld*; Ebert von *Falkenstein*; Eberlin und Eck von *Erhard*; Ebionäen von *Dähne*; Echinococcus und Echinorrhynchus von *Creplin*; Ecke (mathematisch) von *Gartz*; Eckmühl (Schlacht und Fürst von) von *Heymann*; Eclipta von *Sprengel*; Edda von *Wachter*; Edessa von *Tuch* und *Witzleben*; Eduard (König von Portugal) von *Herrmann*; Eduard (König von England) von *Eiselen*; Ehe (juristisch) und Ehre mit den Zusammensetzungen von *Buddeus*; Ehe (ethnographisch) von *Richter*; Ehsten und Ehstland von *Petri*; Egoismus von *Gruber*.

Aus der zweiten Section: Ibn mit den Zusammensetzungen von *Flügel*; Ichthyologie von *Thon*; Idealismus von *Bachmann*; Jeremia von *Rödiger*; Jerusalem (Geschichte) von *Crome*; Jerusalem (Königreich) von *Röse*; Jesaias von *Hoffmann*; Jesus von *Mörtens*; Jesuiten von *Rauschnick*.

Aus der dritten Section: Palestrina und Pantomimische Kunst der Neuen von *Fink*; Pallavicini und Papstwahl von *Stramberg*; Pallas (Planet), Parabel (mathematisch), Parrallel von *Schncke*; Pallas-Athene von *K. O. Müller*; Pallium von *Rheinwald*; Pamfili-Doria Palazzo von *Braun*; Pamphylia, Pannonia, Paphlagonia, Papyrus von *Krause*; Panathenäen, Parasiten von *Meier*; Panathenäische Vasen von *H. A. Müller*; Penoration von *Haase*; Pantomimische Kunst der Alten von *Grysar*; Pantheon von *Eckstein*; Pantheismus von *Schaller*; Papier von *Fischer* und *Keferstein*; Papiergeld von *Bosse*; Papilio von *Thon*; Papstthum von *Rettberg*; Paracelsus von *Escher*; Paraguay von *Pöppig*; Paradies von *Tuch*; Parcival von *Wachter*.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 20 Gr., auf Velinp. 5 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Leipzig, im Juni 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei
Tendler & Schäfer,
Buchhändler in Wien,
sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen von allen Farben-

von

J. F. Castelli.

3 Bände. 8. In Congreve-Umschlag gebunden.
Preis 2 Thlr. 18 Gr.

Wir geben dieser Sammlung den Titel: „Erzählungen von allen Farben", in der Überzeugung, daß die größte Mannichfaltigkeit im Inhalte, in der Tendenz und in dem Vortrage herrscht. Das Ernste wechselt mit dem Fröhlichen, die Vergangenheit mit der Gegenwart, das Märchenhafte mit dem wirklichen Leben ab, und somit wird gewiß jeder Leser etwas für seinen Geschmack darin finden; damit er aber auch dieses sogleich erkenne und auffinde, haben wir sowol gleich bei dem Titel jede Erzählung so bezeichnet, daß ihr Inhalt im voraus errathen werden kann, als auch, um den Titel äußerlich sein Recht wieder zu lassen, jede Erzählung abgesondert in eine Farbe kleiden lassen, welche ihr homogen ist. Wer also eine fröhliche Erzählung lesen will, wird sich nicht an eine in dunkle, sondern in lichte Farben gehüllte wenden.

Außer dem allgemeinen beliebten und bekannten Namen des Herrn Verfassers, dient eine gefällige typographische Ausstattung dem Werkchen als Empfehlung.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bilder aus Paris.

Herausgegeben von **Fr. v. R.**

2 Bände. 8. Brosch. 3 Fl.

Diese Schilderungen, von welchen sich bereits eine Probe in Lewald's Europa, Decemberheft 1838, befindet, bieten unter anmuthigen, theils novellenartigen, theils geistreich raisonnirenden Formen ein naturgetreues Abbild des pariser Lebens und der neuesten französischen gesellschaftlichen Zustände; daher wir gewiß sind, daß diese unterhaltende Lectüre einer allgemein günstigen Aufnahme sich wird zu erfreuen haben.

Ulm, 1839.

Stettin'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Urquhart Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Geist des Orients

erläutert in einem Tagebuche
über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit, von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Englischen übersetzt von

F. G. Buck.

Zweiter Band.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Ritt in das Thal Tempe. — Steigen und Sinken der handeltreibenden Ortschaft Ambelakia. — Contraste zwischen England und der Türkei. — Ausflug von Saloniki zur Verfolgung von Räubern. — Kassandra. — Die Helena von Kassandra. — Alterthümliche Nachforschungen in Athos und Olynthus. — Fest der Räuber und Beraubten. — Einfluß der Schulen. — Manufacturen und bergbautreibende Ortschaften von Chalkidike. — Plane der Armatolis. — Verhandlungen mit einem Statthalter. — Zur See kreuzende Bienen. — Ravanikia. — Bivouac. — Gomati. — Europäische Sitten. — Contracter Priester. — Herrliche Aussicht. — Akenthus. — Gefangennehmung durch Banditen. — Der Berg Athos. — Der heilige Berg und seine Bewohner. — Klephten, Piraten und Schmuggler. — Diät. — Fieberanfall. — Rückkehr nach Saloniki. — Zweiter Besuch in Albanien. — Veränderte Umstände. — Charakter und Wirkung der Ortsregierung. — Argyro Kastro. — Municipalschulden. — Dragomans. — Griechische Sitten. — Sitten und Erziehung orientalischer Kinder. — Türkische Literatur. — Tepedelene. — Aufnahme in Berat. — Die Ghegs. — Mitternächtliche Abenteuer. — Durazzo — Türkische Begriffe vom Handel. — Europäische Consuln und Einwohner. — Die Franzosen in Ägypten. — Mehemed Ali Pascha. — Nordalbanien. — Skodra. — Mititairische Bewegungen. — Niederlage des Pascha von Skodra. — Redschid Mehemed Pascha Sadrazem. — Einladung in einen Harem. — Mein Wirth, der Imam. — Islamismus. — Das Leben im Harem. — Verhältniß der Frauen. — Ihr Einfluß auf häusliche Sitten und volksthümlichen Charakter. — Vergleichende Sittlichkeit im Morgen- und Abendlande.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **Julius Wunder** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Homer's Odyssee,

als deutsches volksthümliches Kunstwerk

für Schule und Haus.

Aus dem Griechischen
in Stanzen übersetzt und erläutert
von
Dr. W. K. Ferd. Rinne.
Preis 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Buengkr, Geb. Medicinalrath Dr. *Chr. H.*, Prima carotidi communi utrique corporis humani prospero cum eventu applicata ligatura, qua vita aegri servata et aneurysma ejus late diffusum arteriae temporalis superficialis sinistrae totius partisque arteriae frontalis et occipitalis plane est sanatum. Gr. 4. 6 Gr., oder 24 Kr.

Huetter, Prof. Dr. *C. Chr.*, Eine Geburtszange. Mit einer Abbildung. Gr. 4. 8 Gr., oder 36 Kr.

Kuerschner, Dr. *T.*, Commentatio de corde cujus ventriculi sanguinem inter se communicant. Cum tabulis lith. Gr. 4. 12 Gr., oder 54 Kr.

Winkelblech, Prof. Dr. *C.*, Elemente der analytischen Chemie. Erste bis zweite Lieferung. Mit einer Kupfertafel. Brosch. Velinpapier. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

***N. G. Elwert** zu Marburg.*

Bei **Imle & Liesching** in Stuttgart ist erschienen und vorräthig in allen Buchhandlungen:

Die sogenannte contagiöse oder ägyptische Augenentzündung; eine Monographie von ***Burkd. Eble***, Dr. d. Med. u. Chir., Mag. d. Geburtshülfe u. Augenheilkunde, pens. k. k. Regimentsarzt etc. Mit 9 in Kupfer gestochenen, illuminirten Abbildungen. 3 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Bei der immer steigenden Wichtigkeit einer so merkwürdigen und bösartigen Krankheit kann das Erscheinen eines den Gegenstand vollständig erfassenden, und ebenso auf vieljährige Erfahrung als auf gute wissenschaftliche Theorie gegründeten Werkes nur höchst erwünscht sein, besonders von einem in der medicinischen Literatur so rühmlichst bekannten Manne, der diese Krankheit seit 20 Jahren zu seinem Lieblingsstudium gemacht hat. — Die äusserliche Ausstattung ist sehr schön, und die illuminirten Abbildungen wird jeder Kenner ohne Anstand für die besten bisher erschienenen erklären.

Digitized by Google

Soeben erhielten wir in Commission und liegt in den meisten Buchhandlungen zur Ansicht bereit:

Traité du consulat,

par le commandeur

Jose Ribeiro dos Santos,

consul-général

et le docteur

Jose Feliciano de Castilho Barreto,

vice-consul.

2 vols. In-8. Hambourg. Broché. 3 Thlr. 12 Gr.

Über den Werth dieses Werkes haben sich bereits mehre der geachtetsten Journale günstig ausgesprochen, namentlich erlauben wir uns zu verweisen auf den „Hamburger Correspondenten vom 5. März", das „Journal de Francfort du 15 Mars" und den „Tempo de Lisbonne de 5 Marte".

Leipzig, im Juni 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

Im Verlage der *Buchhandlung des Waisenhauses in Halle* ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Chrestomathia syriaca edita et glossario explanato ab ***Aem. Roediger***o, annexae sunt tabulae grammaticae. Gr. 8.

Druckpapier brosch.	1¼ Thlr.
Schreibpapier cartonn.	2 -
Velinpapier cartonn.	2½ -

In demselben Verlage sind u. m. a. auch folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hoffmann, A. T., Grammatica syriaca libri III. 4maj. 1827. 4 Thlr.

Michaelis, C. B., Syriasmus, id est, Grammatica linguae syriacae, cum Fundamentis necessariis, tum Paradigmat plen. tum denique ubere Syntaxi etc. 4. 1741. 7/12 Thlr.

Psalterium syriacum ex recensione Erpenii, cum notis philologicis et criticis, edid. ***J. A. Dathe***. 8maj. 1768. 1 Thlr.

Bei **R. G. Elwert** in Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Gesetz und die Verheißung.

Handbuch zum Alten Testament

sowie zu

allen biblischen Geschichten.

Für Lehrer und zum Selbstunterrichte für Gebildete.

Von

Pfarrer Dr. **Blackert** zu Marburg.

Erster Theil. Brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Allen Denen, welche ein Verständniß über die Geschichten und Lehren der heiligen Schrift wünschen, Lehrern an Gymnasien, Bürger- und Volksschulen, sowie jüngern Geistlichen und jedem Gebildeten, können wir diese inhaltsreiche Schrift empfehlen. Wir haben deren Preis sehr billig gestellt und geben außerdem noch auf 10 Exemplare ein Freiexemplar. Der zweite und letzte Theil erscheint noch im Laufe dieses Jahres.

Auserlesene Erzählungen aus der biblischen Geschichte. Dritte verbesserte Auflage. Geh. 4 Gr., oder 18 Kr.

Evangelisches Gesangbuch mit Melodien. 8 Gr., oder 36 Kr.

Der Heidelberger Katechismus mit Bibelsprüchen. Zweite verbesserte Auflage. Brosch. 4 Gr., oder 18 Kr.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

JUSTINI HISTORIAE PHILIPPICAE.

Für den Schulgebrauch historisch und grammatisch erläutert von

W. Fittbogen.

Gr. 8. IV u. 482 Seiten. 1 Thlr. 6 Gr.

Bei der Erklärung des *Justin* vermisste der Herr Herausgeber eine Ausgabe, welche neben der erforderlichen Nachweisung des Grammatischen und Lexikalischen auf das Geschichtliche so viel Rücksicht nähme, als zum Verständniss und zur Würdigung des vom Schriftsteller Erzählten durchaus nöthig ist, wenn nicht der Lehrer, um Alles zu erläutern, sich über die Gebühr beim Einzelnen aufhalten will.

Zu diesem Ende sind die Noten und Erläuterungen in deutscher Sprache gegeben, und es wird durch diese Ausgabe, die sich durch saubern, guten Druck und ungemeine Wohlfeilheit auszeichnet, dem häuslichen Fleisse der Schüler ein treffliches Hülfsmittel geboten.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Militairisches Fremdwörterbuch.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Erklärendes Wörterbuch

der

in der Kriegskunstsprache vorkommenden

Fremdwörter.

Auch als zehnte Lieferung der Bibliothek für Militairs überhaupt und für Unteroffiziere insbesondere.

12. Brosch. Preis 48 Kr., oder 12 Gr.

Wir übergeben hier dem Publicum ein militairisches Wörterbuch, welches nicht nur die in der Kriegskunstsprache vorkommenden Fremdwörter verdeutscht, sondern in allen Fällen, wo der deutsche Ausdruck nicht vollkommen klar sein sollte, durch Umschreibung und Erklärung nachhilft. Außer den Wörtern fremder Abstammung, welche eine rein militairische Bedeutung haben, wird der Leser auch solche antreffen, bei welchen dies, streng genommen, nicht der Fall ist, die aber doch theils im schriftlichen Verkehr der verschiedenen Militairbehörden, sowie in militairischen Werken, theils bei Berichten, Relationen u. s. w., welche Militairs oft zu fertigen haben, vorkommen, theils auch in der Reit- und Fechtkunst gebraucht werden, welche Ausdehnung Vielen gewiß sehr erwünscht sein wird.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Im Verlage von **Alexander Duncker** in **Berlin** erschien soeben und ist durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Goethe's
juristische Abhandlung über die Flöhe
(de pulicibus).

Gr. 8. Geh. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Es wird den Verehrern des großen Dichters von besonderm Interesse sein, denselben von einer ganz neuen Seite, der der juristischen Gelehrsamkeit, kennen zu lernen. Der Abhandlung ist, um sie auch für ein größeres Publicum genießbar zu machen, eine deutsche Übersetzung hinzugefügt. Jede nähere Andeutung über den Inhalt und die Behandlungsweise des Gegenstandes möge hier unterdrückt bleiben, um dem Leser die Überraschung nicht zu rauben; nur das Versprechen glauben wir geben zu dürfen, daß die Lectüre dieses Büchleins einen neuen Beweis geben wird, wie es unserm großen Dichter auch nicht an echtem Humor und treffendem Witz gefehlt habe.

A. Koeppe,

zur Lehre vom Besitz.
Eine Abhandlung.

Gr. 8. Geh. $^{1}/_{2}$ Thlr.

Bei dem lebhaften Interesse, welches der seit dem Erscheinen der Gans'schen „Duplik" neu angeregte Streit über den Begriff und die Natur des Besitzes in allen Kreisen der juristischen Welt, ja selbst über diese hinaus, gefunden hat, wird die vorliegende Schrift, welche noch einmal die ganze Macht der speculativen Anschauung der Sache entwickelt, und mit ebenso viel Einsicht, als Ruhe und Leidenschaftlosigkeit geschrieben ist, nicht verfehlen die ganze Theilnahme des Publicums auf sich zu ziehen, um so mehr, als in derselben auch zum ersten Mal die Wirkungen und Folgen, welche das positive Recht dem Besitz zutheilt, aus dessen Begriff vollständig und systematisch vom Verf. entwickelt worden ist, und so am besten durch die That die gegnerische Ansicht, als sei der speculative Begriff des Besitzes für die positive Rechtswissenschaft unfruchtbar, widerlegt und überwunden wird.

Denkschriften und Briefe
zur Charakteristik
der Welt und Literatur.
3ter Band. Gr. 8. Geh. $1^{3}/_{4}$ Thlr.

Die einfache Anzeige vom Erscheinen dieses 3ten Bandes wird genügen, die Aufmerksamkeit des Publicums auf das Buch zu lenken, dessen Werth und Interesse die Journale des In- und Auslandes nicht aufhören, auf die anerkennendste Weise herauszustellen.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Astralion.
Eine Arabeske.

8. Elegant geh. $^{5}/_{12}$ Thlr.

Die beliebte Verfasserin übergibt dem Publicum in dem kleinen Buche eine überaus anziehende Dichtung, welche namentlich den Damen ein sehr willkommenes Geschenk sein dürfte.

Berlin, den 1. Juni 1839.

Bei **Gerhard Fleischer** in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. G. Carus,

System der Physiologie.
2ter Theil. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dr. H. Häser,

Historisch-pathologische
Untersuchungen.
Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten.
1ster Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Dr. Karl Snell, Philosophische Betrachtungen der Natur. 8. 18 Gr.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
der Einführung der Reformation
in die
Mark Brandenburg.
Zur dritten Säcularfeier
am 1. November 1839,
von
Christian Wilhelm Spieker,
Dr. der Philosophie und Theologie.

Gr. 8. Geh. Preis $^{5}/_{6}$ Thlr.

Deutsche Geschichte
im Zeitalter der Reformation.
Von
Leopold Ranke.

Thl. 1. u. 2. Gr. 8. Preis $5^{2}/_{3}$ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin
für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. Juni. Nr. 322—326.

Nr. 322. *Tizian. Damaskus. Die Jodine. *Der Zug der holländischen Gesandtschaft in Japan. Bronze und Bronziren. Noch etwas über Luftbäder. Der Tempel von Segesta. — **Nr. 323.** *Ludwig Philipp, König der Franzosen. Helgolands Zukunft. *Das ägyptische Museum in London. Von den Brillen. *Murriedro. — **Nr. 324.** *Gent. Von den Brillen. (Beschluß.) Wanderung eines Granitblocks. *Der Kapuzineraffe. Suwarow. Trockenmaschine. — **Nr. 325.** *Die Afghanen. Suwarow. (Beschluß.) *Newcastle am Tyne. Vom Gebrauche des Asphalts oder Erdharzes. Das Wasserglas. — **Nr. 326.** *Middleton. Die Klangfiguren. *Der Harem des Paschas von Widdin. Über Glasgewebe. *Petrarca's Tintenfaß. Anekdote.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Juni 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Verlags- und Commissionsbericht von Brockhaus & Avenarius in Leipzig,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Januar — März 1839.

Birdgenii. (Par ***Michel Czaykowski.***) 2 vols. In-8. Paris et Leipzig. 5 Thlr. 18 Gr.

Delavigne (Casimir), La popularité, comédie en cinq actes, en vers. Édition originale. In-8. Paris et Leipzig. 2 Thlr. 6 Gr.

—— —— In-18. Leipzig. 16 Gr.

Sainte-Foi (Charles), Le livre des peuples et des rois. 2 vols. In-18. Paris et Leipzig. 2 Thlr.

(Armengaud.) L'Industrie des chemins de fer, ou Dessins et descriptions des principales machines locomotives, des fourgons d'approvisionnements (tendres), wagons de transport et de terrassements, voitures, diligences, rails etc. etc. en usage sur les routes en fer de France, Angleterre, Allemagne, Belgique, etc. etc. publiés sous les auspices de Monsieur le ministre du commerce et des travaux publics par MM. ***Armengaud aîné*** et ***Charles Armengaud.*** 1ère, 2me livr. In-4. — Atlas, 1ère, 2me livr. Gr. in-fol. obl. Paris. Jede Lieferung 4 Thlr. 16 Gr.

Bei Abnahme der ersten Lieferung macht man sich auf wenigstens eine Serie, aus 3—4 Lieferungen bestehend, verbindlich.

Berryer, Histoire du peuple de Dieu depuis la création du monde jusqu'à la ruine de Jérusalem par Titus. Nouvelle et magnifique édition, sous la direction de M. l'abbé ***Glaire.*** Livr. 1—16. Gr. in-8. Paris. Jede Lieferung 5 Gr.

Diese neue Ausgabe erscheint in 100 Lieferungen. Illustrirt durch 400 eingedruckte Abbildungen und 100 Stahlstiche.

La sainte Bible, l'ancien et le nouveau Testament, pour l'église catholique. Traduction de ***Sacy,*** revue et corrigée par M. l'abbé ***Jager.*** Grande édition de luxe, ornée de 40 gravures et d'une carte géographique de la Palestine. Livr. 1—6. In-fol. Paris. Jede Lieferung 21 Gr.

Erscheint in 40 Lieferungen.

—— Belle et grande édition, ornée de 32 gravures et d'une carte géographique de la Palestine. Livr. 1—6. In-4. Paris. Jede Lieferung 10 Gr.

Erscheint in 32 Lieferungen.

Le Boutellier, L'Exposition, journal de l'industrie et des arts utiles, publiant par année 288 gravures sur acier, avec texte; divisé en 6 catégories. 1) Architecture. 2) Ameublements. 3) Bronzes et Dorures. 4) Articles de Paris. 5) Equipages et Sellerie. 6) Mécanique et Outils. Gr. in-4. Paris. Abonnement für jede Categorie jährlich 9 Thlr. 8 Gr. Colorirt 19 Thlr. 8 Gr.

Jede Categorie kann auch einzeln bezogen werden; monatlich erscheint ein Heft von jeder der sechs Categorien, bestehend aus 4 Kupfertafeln nebst erläuterndem Text.

La Brière (Alb. de), Paul. 2 vols. In-8. Paris. 4 Thlr. 12 Gr.

Carron de Villards (Ch. J. F.), Guide pratique pour l'étude et le traitement des maladies des yeux. Avec planches. 2 vols. In-8. Paris. 6 Thlr.

Complément du dictionnaire de l'Académie française etc., publié par ***Narcisse Landois*** et ***Louis Barré.*** Livr. 11—20. In-4. Paris. 2 Thlr. 6 Gr.

Livr. 1—10. Paris. 1837. 2 Thlr. 6 Gr.

Czaykowski (Michala), Kirdżali powieść naddunajska. 2 vol. In-8. Paryż. 4 Thlr.

d'Esquiron de Saint-Agnan (A. T.), Annales historiques et philosophiques de la restauration, la décadence et le chûte de la branche aînée des Bourbons, Tome I. In-8. Paris. 2 Thlr. 12 Gr.

Foucher (Léon), De la réforme des prisons. (Se vend au profit des jeunes libérés.) In-8. Paris. 20 Gr.

(de Garden.) Tableau historique de la diplomatie, par le Comte ***de Garden,*** ancien ministre résident. (Ein Bogen in Imperialfol.) Paris. In Mappe. 2 Thlr. 12 Gr.

Wird als Ergänzung den Besitzern von des Verfassers „Traité complet de diplomatie, par un ancien ministre" (3 vols., Paris, 1833) willkommen sein.

Gatti de Gamond (Madame), Fourier et son système. In-8. Paris. 2 Thlr. 12 Gr.

Histoire de France, pendant la dernière année de la restauration, par un ancien magistrat. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 8 Gr.

Introduction à l'histoire de France, ou Description physique, politique et monumentale de la Gaule jusqu'à l'établissement de la monarchie, par ***Achille de Jouffroy*** et ***Ernest Breton.*** Avec planches. Gr. in-fol. Cart. Paris. 31 Thlr. 4 Gr.

(Khoung-fou-tseu.) Le Ta Hio, ou la grande étude, le premier des quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine; ouvrage de Khoung-fou-tseu (Confucius) et de son disciple Thséng-tseu; traduit en français avec une version latine et le texte chinois en regard; accompagné du commentaire complet de Tchôu-hi, et de notes tirées de divers autres commentateurs chinois; par ***G. Pauthier.*** Gr. in-8. Paris. 5 Thlr. 20 Gr.

Bildet den ersten Theil der von *G. Pauthier* angekündigten Sammlung: „Les anciens philosophes chinois, traduits et publiés en chinois, en latin et en français, avec plusieurs commentaires."

(Lao-tseu.) Le Tao-To-King, ou Le livre révéré de la raison suprême et de la vertu par Lao-Tseu; traduit en français et publié pour la première fois en Europe, avec une version latine et le texte chinois en regard, accompagné du commentaire complet de ***Sie-Moéï,*** d'origine occidentale, et de notes tirées de divers autres commentateurs chinois, par ***G. Pauthier.*** Livr. 1. Gr. in-8. Paris et Leipzig. 4 Thlr.

Das Ganze wird aus 5—6 Lieferungen bestehen; diese erste bildet den zweiten Theil der vorstehend angezeigten Sammlung.

Lasteyrie, (Ferdinand, Comte de), Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France, et recueil de dessins de vitraux les plus remarquables, depuis le douzième siècle jusqu'à nos jours. Livr. 4—6. In-fol. Paris. Jede Lieferung 15 Thlr. 4 Gr.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Bei

Tendler & Schäfer,

Buchhändler in Wien,

erschienen soeben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Klänge und Bilder

aus Ungarn

von

Johann Nep. Vogl.

Kl. 8. 146 Seiten. Brosch. Mit dem Portrait des Dichters. Preis 18 Gr.

Vogl's Balladen und Lieder haben sowol im In- als Auslande einen solchen Anklang gefunden, daß es die Verlagshandlung als völlig überflüssig ansieht, dieses neue literarischr Product des geschätzten Dichters dem Lesepublicum noch anrühmen zu wollen; sie begnügt sich damit, zu verbürgen, daß der Leser in diesem Werkchen eine unterhaltende und belehrende Lecture, der Compositeur aber eine Auswahl gefühlvoller Lieder für die Composition, sowie der Declamator eine reiche Zahl stoffhaltiger und kraftvoller Balladen finden wird.

Im Verlage von **J. Hölscher** in Koblenz sind soeben nachstehende vortreffliche katholische Schriften erschienen:

Dörle, Pfarrer, **Gottgeweihte Stunden** oder Betrachtungen über die wichtigsten Heilslehren des Christenthums. Ein christliches Erbauungsbuch. Mit einem Stahlstich von Rahn und sauber gestochenem Titelblatt. Elegant brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr. In gepreßten Saffianband reich vergoldet 1 Thlr. 10 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.

Unter der Masse von Erbauungsbüchern verdient obiges einen der ersten Plätze. Durch allgemein verständliche, wahrhaft erbauende Betrachtungen, seinen billigen Preis und die wahrhaft glänzende Ausstattung zeichnet es sich auf das vortheilhafteste aus.

Gibt es eine geistliche Ordnung? oder die göttliche Offenbarung und ihre nothwendige Vermittelung durch das Priesterthum. Zur Verständniß der katholischen Kirche und Hierarchie gegenüber der Entstellung und Misdeutung älterer und neuerer Zeit. Gr. 8. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 24 Kr.

Der Verfasser hat sich aus besondern Ursachen nicht genannt. Niemand aber, der dieser zeitgemäßen Schrift seine Aufmerksamkeit schenkt, wird es zu bereuen haben.

Stunden des allerheiligsten Sacraments. Vorzüglich zum Gebrauche für die Mitglieder der Bruderschaft von der immerwährenden Anbetung. Geh. 4 Gr., oder 18 Kr.

Dieses Schriftchen ist aus dem bekannten „Heures du St.-Sacrement" übersetzt und verdient seiner vorzüglich schönen Gebete und Betrachtungen halber die größte Verbreitung.

Bei **Gerhard Fleischer** in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Reiseroman.

Vom Freiherrn **Bugh am Forst.**

1ster Band. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Verfasser beginnt seine romaneske Reise von Rügen aus und führt uns in diesem ersten Bändchen nach Stralsund, Dobberan, Travemünde, Lübeck, Kiel, Helgoland, Hamburg, wo er am längsten weilt, Schwerin, Ludwigslust und bis Berlin. Hier trennt er sich für jetzt vom Leser, der gewiß gern mit ihm sogleich weiter gereist wäre, der Ergötzlichkeiten noch mehr zu vernehmen, welche hier mit humoristischer Laune ausgestellt sind; die Begebenheiten, die ihm oft romantisch, oft romanhaft vorgeführt worden, schnell weiter verfolgen zu können, und von dem Salz und der Würze noch länger zu genießen, die er überall höchst pikant und am rechten Orte ausgestreut findet. Gewiß wird sich das Büchlein des allgemeinsten Anspruchs erfreuen dürfen.

Bei **C. P. Melzer** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vellenger, W. A., Neue französisch-englisch-deutsche Gespräche über die gewöhnlichsten und faßlichsten Gegenstände der alltäglichen Unterhaltung. Dritte Auflage, verbessert und mit neuen Gesprächen, kaufmännischen Ausdrücken, Reductionstabellen des französischen, englischen und deutschen Geldes ꝛc. vermehrt von Dr. J. H. Kaltschmidt. Preis 21 Gr.

Um sich ein neues Recht auf das Wohlwollen des Publicums zu erwerben, hat der Verleger dieser neuen Auflage auf dem beschränkten Raume nur diejenigen Redensarten zusammengestellt, welche dem Geiste der drei Sprachen eigenthümlich sind und in der alltäglichen Unterhaltung beständig vorkommen; es enthält somit dieses kleine Werk eine große Menge gewöhnlich üblicher Ausdrücke, die man in andern Büchern der Art vergebens sucht. Um es insbesondere denjenigen jungen Leuten, welche sich der Handlung und den Geschäften widmen, noch nützlicher zu machen, ist dieser Auflage eine Auswahl von kaufmännischen Redensarten beigefügt, deren Kenntniß und Verstehen dem künftigen Geschäftsmanne unentbehrlich ist.

Neuester Briefsteller für Liebende beiderlei Geschlechtes. Dritte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage von Gustav Wartenstein. 15 Gr.

Die gegenwärtige dritte Auflage dieses, besonders wegen seiner Vollständigkeit beliebten Büchleins hat außer vielen wesentlichen Verbesserungen und Ergänzungen noch eine Zugabe, enthaltend: eine Auswahl von Polterabendscherzen, Hochzeits- und Jubelhochzeitgedichten und Strohkranzreden erhalten, welche hoffentlich manchen freundlichen Leser einer augenblicklichen Verlegenheit überheben wird.

Schulgrammatik

nach **Jacob Grimms** Grundsätzen.

Im Verlage der **Schweiger**schen Buchhandlung in Glanzthal ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuhochdeutsche Schulgrammatik für Gymnasien und Progymnasien. Mit Rücksicht auf Sprachvergleichung bearbeitet von Karl August Julius Hoffmann, zweitem Conrector am Gymnasium in Celle. 17½ Bogen gr. 8. 18 Gr.

Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet von demselben. 8½ Bogen 8. 8 Gr.

Zur Herausgabe dieser Werke wurde der Verfasser, ein Schüler Jacob Grimms, durch den Herrn Ober-Schul-Rath und General-Inspector sämmtlicher gelehrten Schulen des Königreichs Hannover, Ritter Dr. Kohlrausch, veranlaßt. Kaum erschienen, sind dieselben bereits in zahlreiche Lehranstalten eingeführt.

Digitized by Google

Ueberſetzungs-Anzeige.

Im Verlage der Unterzeichneten wird von

Uſtrialow's Geſchichte Rußlands

eine Überſetzung erſcheinen. Der erſte Band, enthaltend die ältere Geſchichte bis zur Thronbeſtrigung Peter's des Großen, ſoll noch in dieſem Jahre, der zweite, die neuere Geſchichte von Peter dem Großen bis zum Tode Alexander's, wo möglich bis zur nächſten Oſtermeſſe fertig werden.

Stuttgart, im Juni 1839.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Deutsches Wörterbuch

von

den Brüdern Grimm.

Durch häufige Anfragen veranlasst, halten wir es für Pflicht, über den Stand des im vorigen Jahre verläufig angekündigten Unternehmens einige Nachricht zu geben. Der gänzlich neue Aufbau des Wörterbuches und die ausserordentliche Menge von Vorarbeiten, die dazu erfoderlich sind, machen es unmöglich, sobald durch Ausgabe eines Bandes oder einer Lieferung, Beweis von der Thätigkeit zu geben, mit welcher Herr Hofrath Jakob Grimm und Herr Prof. Wilhelm Grimm die Förderung des grossen Werkes betrieben. Gegen funfzig Mitarbeiter haben sie mit dem Sammeln des Stoffes aus allen Hauptwerken der deutschen Literatur von Luther bis Goethe beschäftigt, und der grösste Theil wird bis Ende dieses Jahres in ihren Händen sein. Wenn erst alles Material beisammen ist und die Bearbeitung für den Druck begonnen hat, so wird auch mit diesem der Anfang gemacht werden, und es wird dann ohne Unterbrechung rasch fortschreiten.

Wir hoffen bald eine nähere Nachricht über das Wörterbuch geben zu können. Aus gegenwärtiger wird man sehen, dass die Ausführung des Unternehmens unzweifelhaft ist, und so rasch betrieben wird, als die Grösse desselben zulässt.

Leipzig, im Juni 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Chr. E. Kollmann** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen:

Denkwürdigkeiten

aus

Walter Scott's Leben.

Mit

beſonderer Beziehung auf ſeine Schriften.

Nach „Lockhart's Memoirs of the life of Sir W. Scott" und den beſten Originalquellen bearbeitet

von

Moritz Brühl.

Auch unter dem Titel:

Walter Scott und ſeine Freunde

oder

Beiträge zur britiſchen Literaturgeſchichte der letzten funfzig Jahre.

1ſtes Bändchen. (15 Bogen.) 3/4 Thlr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Den zahlreichen Verehrern Walter Scott's, dem ganzen höher gebildeten Publicum, werden dieſe Denkwürdigkeiten gewiſſermaßen als Commentar zu ſeinen Schriften ſehr willkommen ſein. Der Verleger hat dieſelben bei aller Wohlfeilheit ſehr elegant ausgeſtattet. Das Ganze wird 4—5 Bändchen geben und mit Scott's Bildniß geziert.

Geſchichte von Spanien.

Für Gebildete aus allen Ständen.

Erzählt von

Dr. Karl Ramshorn.

Erſtes Bändchen. Älteſte Geſchichte.

Mit 1 Stahlſtich. Preis 3/4 Thlr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Das Ganze wird aus 3 Bändchen von etwa gleicher Stärke beſtehen und im Herbſt dieſes Jahres vollendet ſein. Ich enthalte mich etwas zum Lobe des Werks hinzuzufügen, da der Verfaſſer ſich ſchon durch andere Werke rühmlichſt bekannt gemacht hat.

Skizzen

Engliſcher Charaktere

und

Engliſcher geſellſchaftlicher Zuſtände

von

Anton Langerhanns.

1 1/4 Thlr., oder 3 Fl. 9 Kr.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Hermann, Prof. Dr. *C. Fr.*, Spicilegium annotationum ad Juvenalis Satiram III, 4. 4. Brosch. Velinpapier. 10 Gr., oder 45 Kr.

Deſſen ſämmtliche Abhandlungen und Programme ſind durch meine Handlung zu beziehen.

***N. G. Elwert** in Marburg.*

Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter iſt zu beziehen:

Blätter für literariſche Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat Juni, oder Nr. 152—181, 1 Beilage, Nr. 3, und 2 literariſche Anzeiger: Nr. XIX u. XX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Repertorium der geſammten deutſchen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1839. Zwanzigſten Bandes drittes Heft. (Nr. IX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutſchland. Jahrgang 1839. Monat Juni, oder Nr. 23—26, und Bibliographiſcher Anzeiger: Nr. 23—26. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1839.

F. A. Brockhaus.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Zwölftes Heft, **Gretsch** bis **Hage.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Gretsch (Nikolai Iwanowitsch) — **Griechenland** — **Grimm** (Jul. Lud.) — **Grippe** — **Gröbel** (Christian Ernst Aug.) — **Grolman** (Heinr. Dietr. v.) — **Grolman** (Karl Wilh. George v.) — **Grolman** (Wilh. Heinr. v.) — **Großbritannien** (historische Übersicht) — **Großmann** (Christian Gottlab Lederecht) — **Grote** (George) — **Grotefend** (Georg Friedr. — Karl Ludw.) — **Grotefend** (Fried. Aug.) — **Grubbe** (Sam.) — **Gruithuisen** (Franz v. Paula) — **Grün** (Anastasius) — **Grundeigenthum** — **Grundtvig** (Nicolai Frederik Severin) — **Grüneisen** (Karl) — **Guerike** (Heinr. Ernst Ferd.) — **Günther** (Ant.) — **Günther** (Karl Fried. — Ernst Fried.) — **Günther** (Fürst zu Schwarzburg-Rudalstadt) — **Günther Friedrich Karl** (Fürst zu Schwarzburg-Sondershausen) — **Gutzkow** (Mich. Jos.) — **Gutenbergsfest in Mainz** — **Gutzkow** (Karl) — **Gützlaff** (Karl) — **Gutzwiller** (Stephan) — **Gymnasium** — **Großbritannien** (statistische Übersicht) — **Habeneck** (Antan Franz) — **Hadicht** (Christ. Max.) — **Hage** (Johannes).

Leipzig, im Juli 1839.

F. A. Brockhaus.

Thiersch Taschenbuch der neuesten Geschichte.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Taschenbuch
der neuesten Geschichte
(früher herausgegeben von Dr. W. Menzel)
von
Friedrich Thiersch.

Geschichte des Jahrs **1837.**
Erste Abtheilung
mit acht Portraits.

12. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

In vorliegendem Werke übergeben wir dem Publicum eine Beschreibung der interessantesten Weltbegebenheiten, welche sich im Jahr 1837 zugetragen haben, nämlich die Geschichte von **Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland, Frankreich, Dänemark, Schweden und Norwegen,** mit den Portraits von **Melbourne, Victoria,** Königin von England, **Ludwig Fürst von Ottingen Wallerstein, Helene,** Herzogin von Orleans, **Ernst August,** König von Hanover, **Daunemont, Marschall Valée und Ludwig Herzog von Nemours.**

Die Begebenheiten sind wie ebenso lebhaften als naturgetreuen Farben geschildert und gewähren dem Leser ein vollendetes Bild dieses Zeitraums. Wir hoffen mit um so mehr Zuversicht, daß diese Serie sich gleich ihren Vorgängerinnen, die wir Herrn Dr. Menzel verdankten, einer gleich günstigen Aufnahme zu erfreuen haben werde, da sie aus der Feder eines der ersten Schriftsteller unserer Zeit, des hochverdienten Herrn Hofrath v. Thiersch, geflossen ist.

Die 2te Abtheilung folgt zur Michaelismesse.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Interessante Neuigkeit!

Soeben ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Der
gegenwärtige Grenzstreit
zwischen
Staats- und Kirchen-Gewalt
aus dem staatskirchenrechtlichen
und legislativen Gesichtspunkt
erörtert
von
einem norddeutschen Publicisten.

Gr. 8. Geh. Preis 26⅔ Sgr. (21 Gr.)

Halle, den 1. Juni 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Wir erlauben uns auf folgendes höchst interessante Werk aufmerksam zu machen, das soeben in Paris erschienen und von uns durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist:

La Turquie nouvelle
jugée au point
où l'ont amenée les réformes
du **Sultan Mahmoud.**
Par ***L. P. B. D'AUBIGNOSC.***

T. I. In-8. Paris. 2 Thlr. 21 Gr.

Leipzig, im Juli 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bekanntmachung

die vierte Säcularfeier der

Erfindung der Buchdruckerkunst

in Leipzig betreffend.

Mit dem Jahre 1840 kehrt die Säcularfeier einer Erfindung wieder, die, wie sie für das gesammte Menschengeschlecht von der höchsten Bedeutung war, als das gewaltigste Beförderungsmittel aller Wissenschaft und Cultur, so besonders auf Sachsen und unser Leipzig den segensreichsten Einfluß geäußert hat. Es ist die Erfindung der Buchdruckerkunst, und es gilt, den großen Erfinder derselben, Johannes Gutenberg, zu feiern.

Wenn nun in keiner Stadt Deutschlands diese edle Kunst verhältnißmäßig in solcher Ausdehnung betrieben wird, und in solch allgemeiner Blüte steht, wie in unserem Leipzig, so hielt es die unterzeichnete Innung um so mehr für ihre Pflicht, dahin zu arbeiten, daß die nahe Säcularfeier ihrer Erfindung auf das würdigste und nach den vorhandenen Mitteln auf das glänzendste begangen werde.

Mit Genehmigung der betreffenden Behörden wird daher diese Feier hier in Leipzig an drei aufeinander folgenden Tagen

den 24., 25. und 26. Juni 1840

stattfinden, und wir erlauben uns, unsere verehrten Kunstgenossen und Kunstverwandten, sowie Alle, die an unserer Kunst wahres Interesse nehmen, dazu hierdurch auf das freundlichste einzuladen.

Das ausführliche Programm unserer Feier werden wir später auf geeignete Weise veröffentlichen; wir bemerken hier nur noch, daß

der erste Tag (der 24. Juni) der öffentlichen Feier gewidmet sein wird;

am zweiten Tage (den 25. Juni) aber eine gemeinsame Besprechung unter den Theilnehmern am Feste stattfinden soll, verbunden mit

einer Ausstellung auf Typographie bezüglicher Gegenstände.

Wir laden daher unsere verehrten Collegen, sowie die Herren Maschinen- und Pressenbauer, Papier- und Schwärzefabrikanten, Mechaniker, Stempelschneider, Schriftgießer, Buchbinder, kurz Alle, deren Erzeugnisse Bezug auf unsere Kunst haben, ergebenst ein, uns Proben derselben zu dieser Ausstellung anzuvertrauen.

Da wir voraussetzen dürfen, daß diese Ausstellung sehr reichhaltig werden wird, so müssen wir uns Anmeldungen dazu bis spätestens Anfang Mai, die Sendungen selbst bis Anfang Juni nächsten Jahres erbitten, und ersuchen Sie wegen Her- und Rücksendung der Gegenstände sich zuvor mit uns unter der Adresse:

An das Comité zur Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Leipzig

in Correspondenz zu setzen.

Digitized by Google

Daß für ein geeignetes Local, sowie für zweckmäßigste Aufstellung, von uns Sorge getragen werden wird, brauchen wir wol nicht erst zu versichern.

Mit größtem Danke würden wir es anerkennen, wenn die geehrten Redactionen von Zeitungen, Journalen u. s. w. durch Aufnahme vorstehender Bekanntmachung in ihre Spalten uns in dem Streben, unser Fest zu einem recht allgemeinen zu machen, geneigtest unterstützen wollten.

Leipzig, am 1. Juli 1839.

Die Buchdrucker-Innung zu Leipzig.

Neue deutsche, in Paris erscheinende Zeitschrift.

Seit einigen Wochen erscheint in Paris und kann durch alle Buchhandlungen von uns bezogen werden:

Forum

für das geistige Leben der Völker.

Herausgegeben
von
Ch. A. Traxel (Victor Lenz).

Wöchentlich eine Lieferung von 2 Bogen Royaloctav, in Umschlag, von Zeit zu Zeit mit Kupferstichen und Lithographien von einem besondern artistischen, geographischen, archäologischen und biographischen Werthe.

Preis des Jahrgangs in Paris 48 Francs, vierteljährlich 12 Francs, eine einzelne Nummer 1 Franc 25 Cent.

Die erste bis dritte Lieferung sind bereits erschienen; Probelieferungen stehen auf Verlangen zu Diensten.

Leipzig, im Juli 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Fünfundachtzigster Band.

1839. Januar. Februar. März.

Inhalt.

Art. I. 1) Werke des tschinesischen Weisen Kung-fu-dsu und seiner Schüler, übersetzt von Wilh. Schott. Zwei Theile.
2) Hoei-Lan-ki ou l'histoire du cercle de Craie, drame en prose et en vers, traduit du chinois et accompagné de notes, par *Julien*. London 1832.
3) Légende de l'entrevue du docteur Luthsinge avec l'esprit du foyer, traduit du Chinois par M. *E. Zacquet*. Paris 1835.
4) Le livre des récompenses et des peines en chinois et en français; accompagné de quatre cents légendes, anecdotes et histoires, qui font connaître les doctrines, les croyances et les moeurs de la secte des Tao-ssé, traduit du chinois par *Julien*. Paris 1835.
5) Lehrsaal des Mittelreiches, enthaltend die Encyklopädie der chinesischen Jugend, und das Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie; übersetzt und erläutert von Neumann. München 1836.
6) Geschichte des chinesischen Reiches, von Karl Gützlaff. Aus dem Englischen von F. Bauer. Quedlinburg und Leipzig 1836. Zwei Bände.
7) La Chine ou description générale des moeurs et des coutumes du gouvernement, des lois, des religions, des sciences, de la littérature, des productions naturelles, des arts, des manufactures et du commerce de l'empire chinois, par *J. F. Davis*. Paris 1837. Zwei Theile.

Art. II. Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Zweites Bändchen. Leipzig 1838.

III. Sämmtliche Schriften von Joh. Anton Leisewitz. Zum ersten Male vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors eingeleitet. Braunschweig 1838.

IV. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Elfter und zwölfter Band. Der Hohenstaufen siebenter und achter Band.

V. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Vierter Band. Leipzig und Darmstadt 1838.

VI. Über den Menschen und die Entwickelung seiner Fähigkeiten. Von A. Quetelet. Deutsch von Dr. Riecke. Stuttgart 1838.

VII. 1) Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, von Fr. J. Grund, ins Deutsche übersetzt vom Verfasser. Stuttgart 1837.
2) De la démocratie en Amérique, par *Alexis de Tocqueville*. Paris 1836. (Schluß.)

VIII. 1) Aristoteles' Staatspädagogik, als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. A. Kapp. Hamm 1837.
2) Aristoteles' Rhetorik, übersetzt und erläutert von Dr. H. Knebel. Stuttgart 1838.

IX. Drei Bücher deutscher Prosa in Sprach- und Styiproben, von Ulphilas bis auf die Gegenwart (360—1837). Herausgegeben von Dr. H. Künzel. Frankfurt a. M. 1838.

X. Die Krönung in Mailand im Jahre 1838. Von August Lewald. Karlsruhe.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXXV.

Von dem Mayr Helmprechte. Eine poetische Erzählung aus dem 13. Jahrhunderte von Wernher dem Gartenaere. Zum ersten Male aus dem Heldenbuche der k. k. Ambraser-Sammlung mitgetheilt vom Custos Bergmann.
Beschreibung und etwaige Erklärung der zwölf größten geschnittenen antiken Steine des k. k. Münz- und Antikencabinets.
Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften. (Forts.)

Im Verlage von **A. Hölscher** in Koblenz ist soeben erschienen:

Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nach der Grammatik von Dr. Zumpt gesammelt und geordnet von **Dr. C. Dronke.** Sechste Auflage.

Erste Abtheilung 12 Gr., oder 54 Kr.
Zweite Abtheilung 10 Gr., oder 45 Kr.

Die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit dieser Beispielsammlung wird dadurch am besten dargelegt, daß in wenig Jahren schon 6 Auflagen nöthig wurden.

Mayer, Dr. J. B., Mineralogische Reihenfolge der Felsarten nach C. Cäsar v. Leonhard's Systeme bearbeitet. In 2 Tabellen. Imperialfolio. 12 Gr., oder 54 Kr.

Der Herr Verf. ist durch seine früher erschienenen, mit Beifall aufgenommenen oryktognostischen Tabellen schon hinlänglich bekannt, sodaß diese Tabellen keiner besondern Empfehlung bedürfen.

Wirthgen, Leitfaden für den Unterricht in der Botanik an Gymnasien und höhern Bürgerschulen. 12 Gr., oder 54 Kr.

Es hat schon lange an einem solchen zweckmäßigen Leitfaden gefehlt, da die früher erschienenen botanischen Übungsbücher entweder zu weitläufig oder für Anfänger zu unverständlich waren.

Kartennetze, über alle Theile der Erde. à 1 Gr., oder 4 Kr. (Auf 10 festgenommene 1 Freiexemplar.)

In den Rheinprovinzen sind diese Netze mit so vielem Beifall aufgenommen worden, daß schon wenige Monate nach ihrem Erscheinen mehre Blätter in 2ter Auflage gedruckt werden mußten.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Der Freiherr von Sandau
oder
die gemischte Ehe.
Eine Geschichte unserer Tage
von
Dr. *K. G. Bretschneider.*
Erste Auflage im December 1838.
Zweite Auflage im Januar 1839.
Dritte Auflage im März 1839.
Gr. 8. 21 Gr.

Halle.
C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei **J. L. Schrag** in Nürnberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Glocker, E. F.,
(Professor der Mineralogie in Breslau)

Grundriss der Mineralogie,
mit Einschluss der Geognosie und Petrefactenkunde.

Für höhere Lehranstalten und zum Privatgebrauch. 64 Druckbogen. Mit 8 Kupfertafeln. 8. 1839. Ladenpreis 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl. 3 Kr.

Dieser Grundriss gibt in möglichster Gedrängtheit eine umfassende Darstellung der gesammten Mineralogie auf der Höhe ihrer gegenwärtigen Ausbildung. Nächst der historisch-literarischen Einleitung, worin man die neueste Literatur verzeichnet findet, enthält derselbe die **Krystallographie, Mineralphysik, Mineralchemie,** die ganze **specielle Oryktognosie,** nach natürlichen Familien bearbeitet, **die allgemeine und specielle Geognosie** und eine Übersicht der **Petrefactenkunde.** Bei allen diesen Disciplinen sind die neuesten Forschungen und Entdeckungen bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahres benutzt, und unter Anderm alle bis jetzt bekannten Mineralgattungen und Gebirgsarten vollständig aufgeführt und charakterisirt. Die krystallographische Bezeichnungsweise ist hier mit einer solchen Fasslichkeit auseinandergesetzt, dass jeder Gebildete ohne besondere Anleitung sie unmittelbar verstehen und auf die Charakterisirung der Mineralien anwenden kann. Dieser Grundriss kann daher wegen seiner durchgängig deutlichen und prägnanten Darstellung, als wegen der darin befolgten strong objectiven, mithin naturgemässen Methode nicht nur zum Gebrauche beim Unterricht an höhern Lehranstalten, sondern auch, als das vollständigste unter allen bis jetzt vorhandenen Lehrbüchern der Mineralogie, Kennern und Freunden der Wissenschaft zum Privatgebrauche mit gutem Grunde empfohlen werden. Ein ausführliches doppeltes Register, das eine über die Oryktognosie und Geognosie, das andere über die Petrefacten, dient noch zur Erhöhung der Brauchbarkeit des Buches.

Soeben erschien in der **Creutz**'schen Buchhandlung in Magdeburg:

„Ulrich von Hutten. Volksthümliche Betrachtung des gegenwärtigen kirchlichen Streites in Deutschland. Mit dem Motto: Und die Wahrheit wird euch frei machen!" Preis ½ Thlr.

Wenn diese kleine Schrift erst erscheint, nachdem schon unzählige über diesen Gegenstand vorliegen, so kommt sie doch keineswegs zu spät, indem diese Worte aus der Fülle des Gemüths eines für das Wahre und Rechte glühenden jungen Deutschen aus den Gebildeten des Volkes, der, wie sich in jeder Zeile darthut, Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, vieles noch Dunkle in dieser Sache mit eigenthümlicher Klarheit beleuchten und nicht nur in hohem Grade allgemeine Beachtung verdienen, sondern auch bei gehöriger Beherzigung ihren Zweck nicht verfehlen werden.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Philipp Jakob Spener's
deutsche und lateinische
theologische Bedenken.
In einer zeitgemässen Auswahl
herausgegeben
von
F. A. E. Hennicke.
Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Halle.
Gebauer'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Vilmar, Gymnasialdirector Dr. *A. F. Chr.*, Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik *Rudolf's von Ems*, mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen. 4. Brosch. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

— —, Von der stete ampten und von der fursten ratgeben. 4. Brosch. 8 Gr., oder 36 Kr.

***N. Ch. Elwert** zu Marburg.*

Digitized by Google

№ II.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1839. April, Mai und Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XVI des Literarischen Anzeigers.)

21. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritter Band: M—R. Achte Lieferung. — Vierter Band: S—Z. Erste Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

22. **Cobbett's (William)** englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von **Dr. J. H. Kaltschmidt.** Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 18 Gr.

Lehrern der englischen Sprache, die sich, bevor sie diese Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

23. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Elftes und zwölftes Heft. (Gabelentz — Hage.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

24. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von ***Georg Friedr. Most.*** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes achtes und neuntes Heft. (Matricarie suaveolens — Quecksilber.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

25. Ikonographische Encyklopädie oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. *Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von **Dr. *Friedr. Jak. Behrend.*** Erste Abtheilung: Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Auch unter dem Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von **Dr. *Friedr. Jak. Behrend.*** In sechs Lieferungen. Dritte bis fünfte Lieferung. Tafel XI—XXXIII und Text Bogen 12—19. Grossfolio. Jede Lieferung 2 Thlr.

Die Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten enthält 30 colorirte Tafeln und ungefähr 25 Bogen Text und erscheint in sechs Lieferungen, deren monatlich eine herauskommt, zu dem Preise von 2 Thlr.; die ganze Abtheilung kostet daher 12 Thlr.

26. **Lang (J. G.),** Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1 Thlr.

Lehrern der französischen Sprache, die sich, bevor sie diese Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

27. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Sechster Jahrgang, für das Jahr 1839.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Zwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

28. ***Winkler (Ed.),*** Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwarenkunde. Enthaltend: Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Zweites Heft. (Berostein—Conium maculatum.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Supplement zu Johannes Müller's Physiologie.

Bei **Aug. Hirschwald** in Berlin ist soeben erschienen:

Müller, Joh. (Director Prof. Dr.), Über die Compensation der physischen Kräfte am menschlichen Stimmorgan. Mit Bemerkungen über die Stimme der Säugethiere, Vögel und Amphibien. Fortsetzung und Supplement der Untersuchung über die Physiologie der Stimme. Gr. 8. Mit 4 Kupfertafeln. 1 Thlr.

Mozin Correspondance des négocians.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

La correspondance des négocians

ou

recueil des lettres sur le commerce, originales ou extraites des meilleurs épistolaires nationaux ou étrangers; précédé d'un vocabulaire des termes consacrés au commerce, et de règles sur le style mercantile; suivi d'une série de lettres sur le change, et de modèles en usage dans les transactions commerciales; à l'usage des jeunes gens qui se destinent au commerce,

par

M. l'Abbé Mozin.

Seconde édition.

Gr. 8. Preis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Dieses besonders für junge Kaufleute bestimmte äußerst wohlfeile Buch enthält mehr als 500 Briefe über die mannichfaltigsten Handelsgegenstände zur Bildung des Styls und der kaufmännischen Correspondenz in jedem Zweige des Handels.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.
Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt*
besorgt und herausgegeben
von
***Dr.* Friedrich Jakob Behrend.**

Sechs Lieferungen.
Tafel I—XXX und Text Bogen 1—24, nebst Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt.

Gross-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten bildet die erste Abtheilung der **Ikonographischen Encyklopädie**, die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Dieffenbach*, Leibarzt Dr. *Grossheim*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt. Ausführlicher hat sich derselbe über das bedeutende Unternehmen auf dem Umschlage der ersten Lieferung ausgesprochen, worauf ich hier verweise.

Die nächsten Abtheilungen werden die **Knochenbrüche und Verrenkungen** (nicht colorirt) und die **Syphilis** (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, im Juli 1839.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **G. P. Aderholz** in **Breslau** ist soeben erschienen:

Bellmann, Dr. *C. Fr. A.*, De Aeschyli ternione Prometheo libri duo, quorum uno vinctum Aeschyli Prometheum e ternione fragmentum esse demonstratur, altero ejusdem Promethei cum ignifero ac solute plurimis indiciis certioribus compositio instituitur adjectis Praefationibus fragmentis. 8maj. 2 Thlr.

Freytag, Dr. G., De Erasuitha Poetria scripsit et Comoediam Abraham inscriptam adjecit. 8maj. 6 Gr.

Hemprich, Dr. E., Die Eisenquellen zu Cudowa in der Grafschaft Glatz, in physikalischer und medicinischer Hinsicht dargestellt. Zweite umgearbeite Auflage. Mit einer Ansicht. Gr. 8. Geh. 18 Gr.

Schneider, Dr. K. F. R., Der preußische Staat in geographischer, statistischer, topographischer und militairischer Hinsicht. Ein Handbuch für Lehrer, ein Hülfsbuch für jeden Stand. Dritte umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1½ Thlr.

Die Verordnung über das Rechtsmittel der Revision und der Nichtigkeitsbeschwerde vom 14. December 1833, mit ihren gesetzlichen und doctrinellen Ergänzungen und Erläuterungen, insbesondere nach ihrem organischen Zusammenhange mit dem Gesetze vom 6. und der Instruction vom 7. April 1839. Bearbeitet von zwei praktischen Juristen. 16 Bogen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Beiträge
zur
Criminal-Rechtswissenschaft,
mit
besonderer Rücksichtnahme
auf das
östreichische Criminal-Recht,
dargestellt
von
Andreas Pisini,
Actuar beim Criminalsenate des wiener Magistrates.
Erster Band.

Gr. 8. Wien 1839. In Umschlag geh. Preis 16 Gr. Sächs.

Die
Fruchtnießung
nach
römischem Rechte
in fortlaufender Vergleichung mit den Anordnungen
des
allg. bürg. Gesetzbuches
in Kürze dargestellt
von
Dr. Ernst Theser,
Supplenten der Lehrkanzel des römischen Civil- und des Kirchenrechtes an der k. k. Universität zu Wien.
Wien 1839.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 10 Gr. Sächs.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Versuch

einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen

von

Dr. F. M. Rapp.

Zweiter Band.

Auch unter dem besondern Titel:

Die Sprachen des Mittelalters

physiologisch entwickelt.

Gr. 8. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Inhalt: Physiologie. Zweite Abtheilung. Historische Ansicht. **Sprachen des Mittelalters.** Vorwort. I. **Mittelgriechisch oder Byzantinisch.** Probstück. II. **Romanisch.** Eidesformel Ludwig's des Deutschen. 1) **Provenzalisch oder Südfranzösisch.** a) Vorperiode. Fragment von Boethius. b) Die Troubadoursprache. Probstücke. 2) **Nordfranzösisch oder Normannisch.** Probstücke. III. **Gothische Sprachen.** Einleitung. 1) Isländisch oder Altnordisch. 2) Angelsächsisch. Friesisch. 3) Niederdeutsch oder Altsächsisch. Probstücke der ersten und zweiten Periode. 4) Oberdeutsch oder Altschwäbisch. Hildebrandslied. Probstücke der ersten und zweiten Periode.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Ärzte und Instrumentenmacher.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Eine Geburtszange.

Von Professor Dr. *Hüter* zu Marburg.

Mit einer Abbildung.

Gr. 4. Brosch. 8 Gr., oder 36 Kr.

N. G. Elwert in Marburg.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Studien

über

Lope de Vega Carpio.

Von

M. Enk.

8. Wien 1839.

In Umschlag broschirt. Preis 20 Gr. Sächs.

Der Versuch, die Freunde der dramatischen Literatur mit dem ungekanntesten wie mit dem unzugänglichsten aller dramatischen Dichter näher bekannt zu machen, wird keiner Empfehlung bedürfen. Wir begnügen uns daher, blos das Verzeichniß der in diesen Studien analysirten Stücke herzusetzen.

Inhalt.

1. Der Hirt von Leon. (Los donayres de Matico.) 2. Der verfolgte Carlos. 3. Die Belagerung von Granada. (El cerco de St. Fe.) 4. König Wamba. 5. Der Student von Toledo. (La escolastica zelosa.) 6. Vergoltene Freundschaft. 7. Der Findling. (El Mayorazgo dudoso.) 8. Die Gräfin Mathilde. 9. Die Comthure von Cordova. 10. Der Kampf für die Ehre. 11. Der gute Sohn. (La obedienzia laureada.) 12. Der Köhler von Plasencia. (El cuerdo en su casa.) 13. Johanna von Neapel. 14. Der Herzog von Viseo. 15. Die beste Lehrmeisterin die Zeit. 16. Der Bauer in seinem Winkel. 17. Der Großfürst von Moskau. 18. Die Jüdin von Toledo. 19. Die Porceles von Murcia. 20. Haß für Liebe. (La Hermosura aborrecida.) 21. Der erste Zarardo. 22. Witwe, Frau und Mädchen. 23. Die Rache der Guevara's. (El principe despeñado.) 24. St.-Isidor von Madrid.

Bei **J. M. Mayer** in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Richelieu,

oder

die Verschwörung,

Trauerspiel in fünf Acten

von

Sir E. L. Bulwer,

Verfasser des Pelham, Eugen Aram, das Mädchen von Lyon ꝛc. ꝛc.

Aus dem Englischen nach der achten Auflage übersetzt

von

Dr. Ludwig Braunfels.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke.

36ster Band.

8. Geh. Preis 20 Gr. — 25 Sgr. — 1 Fl. 30 Kr.

Der große Succeß, den die Dame von Lyon bei der Lecture, wie auf der Bühne, gefunden, hat das vielseitige Talent Bulwer's aufs neue glänzend bewährt. Richelieu hat in England allgemein noch größere Anerkennung gefunden, wie die ungewöhnliche Anzahl von Auflagen beweist, und wird in dieser trefflichen Übertragung auch von dem deutschen Publicum nicht geringer gewürdigt werden.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Opfer der Gesellschaft.

Von der

Gräfin von Blessington.

Aus dem Englischen übersetzt.

In drei Bänden.

8. 3 Thlr. 12 Gr.

Kirchner und Schwetschke

in Leipzig.

Soeben erschien und ist bei mir und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allerwich.

Ein Trauerspiel. Brosch. Preis 16 Gr.

L. Trautwein in Berlin.

Digitized by Google

In der Heft'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sterne und Meteore

in

deutscher Zukunft und Gegenwart

von

Dr. Gustav Bacherer.

Inhalt: Politische Standrede. Parlamentarische Portraits. Katastrophen und Schlagschatten.

Brosch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Süddeutsche Rufe

aus Norddeutschland.

Allen deutschen Ständeversammlungen

und

dem deutschen Volke.

Nebst einer Antwort

für

den Fürsten Ludwig von Solms-Lich.

Von

Dr. Gustav Bacherer.

Brosch. Preis 8 Gr.

Interessante Neuigkeit!

Soeben ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

über

die Garantien

der preußischen Zustände.

Von

Karl Streckfuß,

königl. preußischem Geheimen Ober-Regierungsrathe.

Gr. 8. Geh. Preis 10 Sgr. (8 Gr.)

Halle, im Juli 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

In der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung in Parchim und Ludwigslust ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über die Neugriechische oder sogenannte Reuchlinische Aussprache der Hellenischen Sprache, eine kritische Untersuchung vom Magister **N. J. F. Henrichsen,** Lector an der Akademie in Soröe. Aus dem Dänischen übersetzt vom Prediger **P. Friedrichsen** zu Jeverstedt, früher Rector an der Gelehrtenschule in Husum. 1 Thlr.

Über das Homerische Epitheton des Nestor *OYPOΣ AXAIΩN* und verwandte Wörter, vom Director Dr. **Zehlicke.** n. 4 Gr.

In Commission erschien daselbst:

Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schanden. Von **Christian Dehn,** mecklenburg-schwerinschem Pageninformator. 18 Gr.

Maltzahn, Fr. v., Die Abenddämmerung. Nordische Sage. 8 Gr.

Krüger-Hansen, Dr., Prüfung neuer Curmethoden des Typhus ꝛc. 1 Thlr.

Zander, Pastor, Das 25jährige Jubelfest der freiwilligen mecklenburgischen Kämpfer von 1813 und 1814. 21 Gr.

Schütz, G., Die eifersüchtigen Weiber. Posse. 12 Gr.

Meister, W., Entdeckung der Quadratur des Zirkels. 12 Gr.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Theoretisch-praktische Darstellung

der

Anfangsgründe

der

freien Perspectivzeichnung

zum

Selbstunterrichte

für

Maschinenzeichner, Architekten ꝛc.

von

Peter Rittinger,

k. k. stip. Berg- und Forstakademiker in Schemnitz.

Mit sieben Kupfertafeln.

Gr. 8. Wien 1839.

In Umschlag geh. Preis 1 Thlr. Sächs.

Im Verlage von **J. Hölscher** in Koblenz ist erschienen:

Rheinisches Odeon für **1839.** Herausgegeben von **J. Kuh, F. Freiligrath** und **A. Schnezler.** Elegant Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Außer den Herausgebern haben auch noch **Bechstein, Duller, Geib, Grabbe, Kitzer, Künzel, Ramey, Pfizer, Reiff, Rousseau, Rückert, Simrock, O. L. B. Wolf** u. A. Beiträge geliefert.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1839. Drittes, viertes und fünftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1839. Zwanzigsten Bandes viertes Heft. (Nr. X.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Verlags- und Commissionsbericht
von
Brockhaus & Avenarius
in Leipzig,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Januar — März 1839.

(Beschluss aus Nr. XXII.)

Μαχχαλδεῦ (*Ψεφδινάνδος*), *Ἐγχειρίδιος ταῦ ῥωμαϊκοῦ δικαίου ὑπό κ. τ. λ. Μεταφρασθὲν ἐκ τοῦ γερμανικοῦ ὑπό Γ. Α. Ῥάλλη καὶ Πετσέρη.* 2 vol. 8maj. *Ἐν Ἀθήναις.* 5 Thlr. 8 Gr.

Eine durch Citate aus den Basiliken vermehrte Bearbeitung von Mackeldey's „Lehrbuch des heutigen römischen Rechts", in zwei Bänden oder 8 Lieferungen zu 16 Gr.

Mercurio (Filippo), La vera località di Curi in Sabina, antichissima città esistente nel territorio della Fara. In-4. Roma. 1 Thlr. 20 Gr.

Les Mille et Une Nuits, contes arabes traduits par ***Galland***. Edition illustrée par les meilleurs artistes de France et de l'étranger, revue et corrigée, précédée d'une dissertation par M. le Baron ***Silvestre de Sacy***. Livr. 1—30. Gr. in-8. Paris. 5 Thlr. 20 Gr.

Das Ganze erscheint in 100 Lieferungen mit 2000 Abbildungen.

Nebel (C.), Voyage pittoresque et archéologique dans la partie la plus intéressante du Mexique. 50 planches lithographiées (dont 25 coloriées avec soin) avec texte explicatif. 10 livraisons. In-fol. Paris. 112 Thlr.

(de Norvins.) Histoire de Napoléon. Avec vignettes par ***Raffet***. Livr. 1—40. Gr. in-8. Paris. 4 Thlr. 4 Gr.

Panorama de l'Allemagne, publié par une société d'hommes des lettres français et allemands, sous la direction de ***J. Savoye***. Livr. 7—9. In-4. Paris. Subscr.-Preis für 12 Hefte 2 Thlr. 16 Gr.

Physiologie de l'espèce, histoire de la génération de l'homme, précédée de l'étude comparative de cette fonction dans les divisions principales du règne animal, par ***Ortmaud de Caux*** et ***G. J. Martin-Saint-Ange***. Avec un atlas de 20 planches. Gr. in-4. Paris. 12 Thlr.

Eine Ausgabe auf grösserm Velinpapier mit colorirten Abbildungen kostet 60 Fr.

Poëmes islandais (Voluspa, Vafthrodnismal, Lokasenna) tirés de ***l'Edda de Saemund***, publiés avec une traduction, des notes et un glossaire par ***F. G. Bergmann***. In-8. Paris. 3 Thlr.

Procédés de fabrication dans les forges appliqués particulièrement au service de guerre. Extrait du cours sur le service des officiers d'artillerie, approuvé par le ministre de la guerre. Avec 9 planches. In-8. Paris. 4 Thlr. 16 Gr.

Répertoire de l'industrie étrangère, ou Dessins et description des machines les plus importantes, brévetées à l'Étranger. Publié par ***A. Perpigna, Robinet, Benette*** et ***Comp.*** Livr. 7—12. Gr. in-fol. Paris. Vierteljährlicher Subscr.-Preis 5 Thlr. 8 Gr.

Revue critique des livres nouveaux, publiés pendant l'année 1839, rédigée par ***Joël Cherbuliez***. 7me année du „Bulletin littéraire et scientifique". In-8. Paris et Genève. Der Jahrgang von 12 Heften 2 Thlr. 12 Gr.

Richard (Achille), Nouveaux élémens de botanique et de physiologie végétale. 6me édition augmentée des caractères des familles naturelles du règne végétal. Ornée de planches sur acier et de gravures sur bois. Édition originale pour l'Étranger. In-8. Leipzig et Paris. 2 Thlr. 8 Gr.

— — Élémens d'histoire naturelle médicale, contenant les notices générales sur l'histoire naturelle, la description, l'histoire et les propriétés de tous les alimens, médicamens, ou poisons, tirés des trois règnes de la nature. Avec un atlas. 8me édition. 3 vols. In-8. Paris. 6 Thlr. 8 Gr.

Le Roi des paysans par ***Jean Czynski*** et Madame ***Gatti de Gamond***. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr.

Simonde de Sismondi (J. C. L.), Précis de l'histoire des Français. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 8 Gr.

Slowacki (Juliusz), Trzy poemata. 12. Paryż. 1 Thlr. 14 Gr.

Θεοφίλου Ἀντικήνσορος τὰ ἐνστιτοῦτα μετὰ τῶν οὐσιωδεστέρων ποικίλων γραφῶν τῶν διαφόρων χειρογράφων, καὶ τινῶν ἄλλων σημειώσεων, ἐκ τῆς ἐκδόσεως ταῦ Ῥειτζίου, οἷς προσετέθη καὶ πίναξ ἀναλυτικὸς τῶν ἐμπεριεχομένων, ἐπιμελείᾳ τοῦ Γ. Α. Ῥ. 8maj. *Ἐν Ἀθήναις.* 2 Thlr. 8 Gr.

Eine correcte Übersetzung von Theophilus, „Institutiones juris civilis".

Iriarte (Don ***Thomas de***), Fables littéraires, traduites en vers par ***Charles Brunet***. In-12. Paris. 1 Thlr. 3 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Rindviehzucht
Würtembergs
mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs
von
A. v. Weckherlin.
Mit einem Steindruck.
Gr. 8. Preis 2 Fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Schon vor einigen Jahren haben wir auf das baldige Erscheinen dieser interessanten Schrift aufmerksam gemacht; die zahlreichen Anfragen darnach geben bereits Zeugniß von dem großen Interesse, mit welchem dieselbe erwartet wird.

Die Wichtigkeit der Rindviehzucht für unsere landwirthschaftlichen Verhältnisse wird immer mehr erkannt. Noch nie aber zeigte sich ein solches reges Streben vom größten Gutsbesitzer bis zu dem kleinsten Viehhalter nach Vervollkommnung der Rindviehzucht, als eben jetzt. An der Erweckung dieses Interesses hat unser Verfasser großen Antheil. Derselbe erhielt den höchsten Auftrag, den Zustand der Rindviehzucht im ganzen Königreiche an Ort und Stelle selbst kennen zu lernen und Vorschläge zur weitern Emporbringung derselben zu machen. Die Arbeit des Verfassers hierüber würdigte die königl. Regierung einer solchen Berücksichtigung, daß bereits die meisten darin gemachten Vorschläge ins Leben gerufen werden, und jenen Eifer in der Sache sowol bei Behörden und Gemeinden als auch bei einzelnen Landwirthen erweckt haben. Diesen Allen, sowol im Inlande als im Auslande, welch letzterm hierin Würtemberg als Muster dienen kann, wird die Mittheilung der vorliegenden Arbeit des Verfassers nur höchst willkommen sein.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte
von
Friedrich Wilhelm Rogge.
Dritte vermehrte Auflage.
8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im Juli 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Universal-Register
zur achten Auflage
des
Conversations-Lexikons.

Gr. 8. Geh.
Druckp. 16 Gr., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Register gibt eine **vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände,** und weist auf 18 Bogen in dreispaltigen Seiten gegen **70,000** Personen und Gegenstände nach, über die kürzere oder ausführlichere Mittheilungen im Conversations-Lexikon sich finden. Die Ansicht dieses Registers wird am besten die Unentbehrlichkeit desselben für jeden Besitzer der achten Auflage darthun.

Leipzig, im Juli 1839.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schutz und Wehr
gegen
Unglücksfälle
oder die
Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens zu Land und Wasser.
Ein Lesebuch
für Schule und Haus.
Von
Johann Heinrich Moritz v. Poppe.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Die Gefahren des Fallens. — Durch Körper, die von einer Höhe herabfallen. — Durch das Einstürzen oder Zusammenstürzen von Massen. — Des Anrennens an hervorragende oder an spitzige und scharfe Körper. — Des Erdrückens, Quetschens, Hauens oder Hackens, Schneidens oder Reißens. — Durch das Zerspringen und Umherschleudern von Sachen. — Durch Schießgewehre, namentlich durch Handfeuergewehre. Die durch Feuer veranlaßten Lebensgefahren. — Die Gefahren durch Pferde und Fuhrwerke. — Die Gefahren auf Reisen zu Lande und zur See. — Noch andere Gefahren, im Wasser umzukommen, oder die Wassersgefahren auf dem festen Lande. — Die Lebensgefahren durch Diebe und Räuber zu Haus. — Die Gefahren durch wilde, durch wüthende und zornige Thiere. — Die durch Hunger und Durst entstehenden Lebensgefahren. — Lebensgefahren durch den Genuß von giftigen oder vergifteten, oder andern schädlichen Stoffen, und durch den Gebrauch von giftigen Geräthen. — Die Gefahren durch giftigen Staub und giftige Dämpfe. — Der fauligen und mancher anderer Dünste, der verdorbenen Luft und der besondern erstickenden Luftarten. — Des Erstickens durch fremde Körper im Speisekanal und in der Luftröhre, durch Zuschnüren der Kehle und Verstopfen des Mundes. — Das Erschlagenwerden durch den Blitz. — Die Gefahren der Ansteckung. — Der Scheintod im Allgemeinen und die Gefahr des Lebendigbegrabens. — Noch einige ganz neu erfundene oder ganz neu entdeckte Sicherheits- und Rettungsmittel bei verschiedenen Gefahren, als Anhang.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Systematisches Handbuch
der
Arzneimittellehre
für
Thierärzte und Ökonomen.
Von
Anton L. Buchmüller,
Doctor der Heilkunde, Augenarzte, Entbindungsarzte, o. ö. Professor der Physik, Chemie, allgemeinen Pathologie und Therapie, dann der Nahrungs- und Heilmittellehre am k. k. Thierarznei-Institute zu Wien, und Mitgliede der medicinischen Facultät daselbst.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
Gr. 8. Wien 1839. Preis 1 Thlr. 16 Gr. Sächs.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe
über den gegenwärtigen Zustand der sichtbaren
Kirche Christi,
gerichtet an
John Angel James,
von
R. M. Beverley.
Aus dem Englischen übersetzt.
Gr. 8. 22 Gr.

Kirchner und Schwetschke
in Leipzig.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.

Siebentes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Tscherkessen und ihre Kämpfe. II. Die Eroberung von Herzogenbusch, am 26. Januar 1814. III. Der Feldzug 1706 in Spanien. (Schluß des zweiten Abschnittes.) IV. Schreiben aus Tolosa über die Ereignisse beim Heere des Don Carlos im Februar 1839. V. Berichtigung einiger Angaben über die kriegerischen Ereignisse bei Puiawy, im polnischen Feldzuge 1831. VI. Berichtigung zu der Darstellung der Schlacht bei Hanau am 30. October 1813 im 1. Hefte der Östreichischen militairischen Zeitschrift 1839. VII. Neueste Militairveränderungen. VIII. Miscellen und Notizen. IX. Übersicht des Inhalts der ältern Jahrgänge der Östreichischen militairischen Zeitschrift. (Fortsetzung.)

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—15 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal nbnimmt, erhält dieselbe um ⅓ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 12. Juli 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei **C. W. Leske** in Darmstadt erschien soeben:

Merleker, Dr. K. F., Lehrbuch der historisch-comparativen Geographie. Zweites Buch. Umrisse der mathematischen oder astronomischen Geographie. Gr. 8. Geh. 12 Gr., oder 54 Kr.

Dieses interessante Buch führt durch die ältesten Systeme zu dem Kopernikanischen, erörtert das von Tycho de Brahe und legt in zusammenhängender Erzählung die wichtigsten Momente dieser Disciplin historisch dar. — Das 3te Buch, die physische Geographie, ist unter der Presse.

Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel unter Kaiser Napoleon; begleitet von Schilderungen der politisch oder militairisch wichtigen Personen, von Landschaften, Städten, von Sitten, Gebräuchen, Charakter der Bewohner des Kriegsschauplatzes u. s. w. Von Dr. **Fr. Jos. Ad. Schneidawind.** Mit Plänen und Karten. 16. 5 Bändchen. 1 Thlr. 21 Gr., oder 3 Fl. 20 Kr. (Wird fortgesetzt.)

Bei den jetzigen Verhältnissen in Spanien gewährt das vorstehende Werk eine unterhaltende und belehrende Lectüre.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

PAULI
AD ROMANOS EPISTOLA.
RECENSUIT
ET
CUM COMMENTARIIS PERPETUIS
EDIDIT
C. F. A. FRITZSCHE.
TOMUS I.

8maj. 2 Thlr.

Halle.

Gebauer'sche Buchhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die
kaiserlich-königliche
orientalische Akademie
zu Wien,
ihre
Gründung, Fortbildung
und
gegenwärtige Einrichtung.
Von
Victor Weiss Edlem von Starkenfels.

8. Wien 1839. In Umschlag drosch. Preis 16 Gr. Sächs.

Nur sehr wenige Werke über die Haupt- und Residenzstadt Wien enthalten Notizen über die hier bestehende k. k. orientalische Akademie, und selbst diese wenigen Angaben sind entweder nicht gehörig ausgeführt, oder durch die in neuester Zeit stattgefundenen Veränderungen mangelhaft geworden, während doch die k. k. orientalische Akademie schon durch ihre Bestimmung eine der wichtigsten Anstalten Östreichs ist.

Der Verfasser obiger Schrift hat die verschiedenen Momente ihrer Geschichte zusammengestellt, und die Verlagshandlung glaubt auf eine um so günstigere Aufnahme dieses Werkes rechnen zu dürfen, da es zugleich eine gedrängte Übersicht des Studiums der orientalischen Sprachen in Östreich gibt.

Die äußere Ausstattung (die orientalischen Beilagen sind mit den rühmlichst bekannten Lettern von A. Strauß's Witwe gedruckt) wird allen billigen Anforderungen entsprechen.

In der **Hinstorff**'schen Hofbuchhandlung in Parchim und Ludwigslust ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über die Neugriechische oder sogenannte Reuchlinische Aussprache der Hellenischen Sprache, eine kritische Untersuchung vom Magister **R. Z. F. Henrichsen,** Lectoe an der Akademie in Soröe. Aus dem Dänischen übersetzt vom Prediger **P. Friedrichsen** zu Jeverstedt, früher Rector an der Gelehrtenschule in Husum. 1 Thlr.

Über das Homerische Epitheton des Nestor *OYPOΣ AXAIΩN* und verwandte Wörter, vom Director Dr. **Jehlicke.** n. 4 Gr.

In Commission erschien daselbst:

Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schanden. Von **Christian Dehn,** mecklenburg-schwerinschem Pageninformator. 18 Gr.

Maltzahn, Fr. v., Die Abenddämmerung. Nordische Sage. 8 Gr.

Krüger-Hansen, Dr., Prüfung neuer Curmethoden des Typhus rc. 1 Thlr.

Zander, Pastor, Das 25jährige Jubelfest der freiwilligen mecklenburgischen Kämpfer von 1813 und 1814. 21 Gr.

Schütz, G., Die eifersüchtigen Weiber. Posse. 12 Gr.

Meister, W., Entdeckung der Quadratur des Zirkels. 12 Gr.

Digitized by Google

Deutsche Vierteljahrs-Schrift. 7. Heft.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

Juli — September 1839.

Inhalt:

Über das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Über den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Über die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwickelung der neuesten Zeit. — Über die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der zwei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5 und 6 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Über den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Über die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Über die Lesevereine in Deutschland. — Über den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Über rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Ärzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 Fl., oder 7 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen:

Der dritte Band

von

Theodor Mundt's Spaziergängen und Weltfahrten

enthaltend: Ausflucht durch die Schweiz nach der Provence.

8. Altona, **Hammerich.** Eleg. brosch. 2 Thlr.

Die Fortsetzung dieser von allen stimmfähigen Organen der Kritik mit Enthusiasmus begrüßten Lebens- und Reiseskizzen wird den Freunden des Verfassers eine willkommene Erscheinung sein, und die Aufgabe dieses Werkes, aus dem Leben gegriffene Culturbilder der Gegenwart zu liefern, nicht minder bedeutsam hervortreten lassen als in den beiden frühern Bänden. Auch in diesem neuen Bande kommen die wichtigsten Fragen der Zeit zur Sprache, angereiht an die Schilderung interessanter Localitäten und lebender Persönlichkeiten oder an eine geniale Auffassung des Volkslebens in den durchreisten Gegenden. Völker- und Privatleben berühren sich hier in den interessantesten Gruppen auf eine neue Weise und in einer Darstellung, die für die deutsche Literatur von ersprießlicher Bedeutung ist.

Sämmtliche Buchhandlungen in ganz Deutschland, Östreich, der Schweiz u. s. w. haben Mundt's Spaziergänge vorräthig.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

LES FRANÇAIS, MOEURS CONTEMPORAINES,

illustrés par

GAVARNI et **MONNIER.**

In-8. Paris. 48 livraisons à 3½ Gr.

Ein höchst humoristisches Werk, zu dessen Herausgabe sich die schriftstellerischen Notabilitäten Frankreichs vereinigt haben, mit einer Menge schöner, äußerst pikanter Abbildungen. Eine englische Übersetzung erschien zu London am nämlichen Tage, an welchem das Original zu Paris ausgegeben wurde, zwei deutsche werden in Paris bereits vorbereitet.

Leipzig, im Juli 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Evangelisches Gesangbuch

oder

Neu bearbeitete Sammlung alter und neuer Lieder zum kirchlichen Gebrauch.

Mit *Stereotypen* gedruckt.

8. XXXVI u. 524 Seiten. (35 Bogen.)

Der Herausgeber dieses Gesangbuches ist

Herr **Rudolf Stier,**

Prediger zu Wichlinghausen bei Elberfeld.

Er hat über sein Werk einen Bericht von 40 gedruckten Seiten erlassen, welcher an viele der Sache Befreundete schon versendet ist, sonst aber auch Jedem auf Verlangen unentgeltlich zu Diensten steht und durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist.

Die Absicht des Herausgebers und der Verleger ist, ein Gesangbuch zum allgemeinen Gebrauch darzubieten, und deshalb sind die nachstehenden Verkaufsbedingungen gesetzt:

Der Preis für das einzelne Exemplar auf gutem, weissem Druckpapier ist auf 10 Sgr. (8 Gr. = 36 Kr.) festgestellt.

Auf feinem Schreibpapier 1 Thlr., auf superfeinem Velinpapier 1½ Thlr.

Als Rabatt wird jedes 25ste Exemplar freigegeben.

Wer unter 25 Stück verschreibt, kann keinen Rabatt erhalten.

Auf Verlangen besorgen wir auch die Einbände und berechnen für ein Exemplar, gut und dauerhaft, ganz in schwarzes Leder mit gelbem Schnitt gebunden, 5 Sgr. (4 Gr. = 18 Kr.), sodass ein also gebundenes Exemplar dieses Gesangbuches nicht höher als 15 Sgr. (12 Gr. = 48 Kr.) zu stehen kommt, wobei ebenfalls das 25ste Exemplar freigegeben wird.

Werden bessere Einbände (in Corduan, mit goldenem Schnitt etc.) verlangt, so übernehmen wir auch deren Besorgung zu dem kostenden Preise.

Wo Verpackung in Wachsleinwand oder Kisten erforderlich ist, da werden die Kosten derselben angerechnet.

Alle Briefe und Zahlungen werden portofrei, letztere sogleich bei Einsendung der Bestellungen erbeten, indem bei der ausserordentlichen Wohlfeilheit des Preises kein Credit stattfinden kann.

Bei Bestellungen, die durch Vermittelung von Buchhandlungen gemacht werden, sind denselben die Portokosten und sonstigen Auslagen zu vergüten.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Freunden der Naturgeschichte

zeigt der unterzeichnete Verleger an, daß soeben versendet wurde:

Deutsche Ornithologie oder Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands in naturgetreuen Abbildungen und Beschreibungen. Herausgegeben von Dr. *Bekker*, *Lichthammer*, *C. W. Bekker* und *Lembcke*. Neue Ausgabe. III. Heft. Mit 6 fein colorirten Abbildungen, gestochen von *C. Susemihl*. Grossfolio. Preis 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.

Die erste Ausgabe dieses vortrefflichen Werk , ihres hohen Preises wegen, nur in wenige Hände, bis es dem Unterzeichneten gelang, nach dem Tode des Herrn Herausgebers, durch den Ankauf sämmtlichen Vorraths dem resp. Publicum dasselbe in einer neuen billigen Ausgabe darzubieten. Die folgenden Hefte erscheinen in kurzen Zwischenräumen.

Darmstadt, im Juli 1839.

C. W. Leske.

Bei **C. Kummer** in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aeschyli Tragoediae, in Schol. et Acad. in usum rec. et illustr. *J. Minckwitz*. Pars II. cont. Prometheus vinctus. 8. 22 Gr.

Aeschylos' Werke, nachgedichtet von J. Minckw 2tes Bändchen. Der gefesselte Prometheus. 8. 1

Gumposch, W. P., Über die Logik und Schriften des Aristoteles. 8. 16 Gr.

Maria. Eine Novelle. Vom Verfasser einer geschichte". Aus dem Dänischen von **W.** stiani. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Minckwitz, J., Der Prinzenraub. Ein gt liches Schauspiel in 5 Acten. 8. Brosch. 1 Gr.

Rabenhorst, L., Flora Lusatica, oder Verzeichniss und Beschreibung der in der Ober- und Niederlausitz wild wachsenden und häufig cultivirten Pflanzen. 1ster Band. Phanerogamen. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Sturmer, Th., Die Mineralquellen in der Natur und in Dr. Struve's Anstalten, das gewöhnliche Trinkwasser und mehre Arzneistoffe. Zur Vermittelung der Erfreme in der Heilkunde für Ärzte und Nichtärzte. Gr. 8. 1 Thle.

Von der im Jahre 1827 zu **Padua** erschienenen, höchst werthvollen und bis jetzt nur in wenigen Exemplaren durch den deutschen Buchhandel verbreiteten Monographie:

SAGGIO

di

ZOOLOGIA FOSSILE

ovvero

Osservazioni

sopra li petrefatti

delle Provincie Austro-Venete

con

la descrizione dei monti entro ai quali si trevano

di

Tommaso Antonio Catullo,

Professore di storia naturale nell' Imp. Reg. licee di Vicenza, etc. etc.

43½ Bogen und 8 lithographirte Tafeln. 4.

Herabgesetzter Preis 4 Thaler.

haben die Unterzeichneten den Debit für Deutschland übernommen und ist dieses für jeden Freund der Naturkunde höchst schätzbare Werk fortan durch alle gute Buchhandlungen von ihnen zu beziehen.

Leipzig, im Juli 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Litteratur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Joh. Georg Theod. Gräffe. Erster Band. 4. Literarische Nachweisungen über frühere und noch bestehende europäische öffentliche und Corporationsbibliotheken. Zusammengestellt von Ernst Gustav Vogel. Probeheft.) — Eine Unterredung Ludwig's XVIII. mit Lafayette. — Notiz.
Nr. 207. Zur Kritik einiger neuen Erscheinungen im Bereiche der Bibliographie. (Fortsetzung.) — Der Sklave. Reisebilder von Alex. Dumas und A. Dauzats. Aus dem Französischen. Zwei Theile. — Literarische Anzeige.
208. Zur Kritik einiger neuen Erscheinungen im Bereiche der Bibliographie. (Fortsetzung.) — Lettres inédites de Marie Stuart accompagnées de diverses dépêches et instructions, 1558—87. Publiées par le prince Alex. Labanoff. — Zur Geschichte der Geographie von Asien.
Nr. 209. Zur Kritik einiger neuen Erscheinungen im Bereiche der Bibliographie. (Beschluß.) — Novellen und Skizzen von Th. Mügge. Drei Bände. — Miscellen. — Bibliographie.
210. Souvenirs de M. Berryer (père) — Literarische Nachrichten aus Polen. — Notizen.
211. Souvenirs de M. Berryer. (Beschluß.) — Aesthetik von August Ernst Umbreit. Erster Theil. — Literarische Notizen.
212. Geschichte des Mittelalters von Georg Wolfgang Karl Lochner. Erster Band. — Lord Brougham über Lafayette. — Literarische Notiz.

№ 1.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1839. Januar, Februar und März.

1. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.
2. **Barthels (Friedr.),** Die naturgemäße Behandlung der Schafwolle durch schonenweiße Wäsche vor der Schur, oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung fremdartiger Stoffe. Nach vielfachen eigenen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.
3. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Vierter Jahrgang. 1839. 52 Nummern. Gr. 8. 3 Thlr.

   Jahrgang 1836, 2 Thlr. 16 Gr. Jahrgang 1837 und 1838 à 3 Thlr.
4. Bildee Conversations Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritter Band M — R. Sechste und siebente Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.
5. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1839. 365 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.
6. ***Busch (Dietr. Wilh. Heinr.),*** Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Erster Band. Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.
7. Universal-Register zur achten Auflage des Conversations-Lexikons. Enthaltend in alphabetischer Folge eine Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Gegenstände. Gr. 8. Auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.
8. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Achtes bis zehntes Heft. (Eisenmann — Furlaneto.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

   Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.
9. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von ***Georg Friedr. Most.*** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundarzte, Apotheker und Veterinärärzte. Siebentes Heft. (Lubin — Matricaria chamomilla.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.
10. ***Herder (Siegm. Aug. Wolfg., Freih. von),*** Der tiefe Meissner Erbstollen. Der einzige, den Bergbau der Freyberger Reviere für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan. Mit einer geognostischen Karte, einem Profil- und einem Grundrisse. Gr. 4. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

11. Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Horn's Bildniß und einer Abbildung seines Grabdenkmals. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

12. Monographische Encyklopädie oder systematische Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. *Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** Erste Abtheilung. Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Auch unter dem Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** In sechs Lieferungen. Erste und zweite Lieferung. Tafel I—X und Text Bogen 1—11. Gross-Folio. Jede Lieferung 2 Thlr.

Die Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten enthält 50 colorirte Tafeln und ungefähr 25 Bogen Text und erscheint in sechs Lieferungen, deren monatlich eine herauskommt, zu dem Preise von 2 Thlr., die ganze Abtheilung kostet daher 12 Thlr.

13. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1[illegible]. [illegible] Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

14. **Julius (N. H.),** Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

15. **Lutze (Arthur),** Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht. 8. Geh. 12 Gr.

16. **Neander (Ed.),** Gute Botschaft von Christo. Eine Sammlung Predigten. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

17. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Siebentes Jahrgang. 1839. 52 Nummern. (Nr. 301—352.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Die ersten fünf Jahrgänge kosten jetzt zusammengenommen nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge jedoch 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste Jahrgang kostet 2 Thlr.

18. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Sechster Jahrgang, für das Jahr 1839.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **Ernst Gotthelf Gersdorf.** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Neunzehnter Band in sechs Heften. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

19. **Rogge (Friedr. Wilh.),** Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

20. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1839. 366 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Der Führer in das
Reich der Wissenschaften und Künste.

Nach dem Book of science
von **J. Sporschil** und **R. Hartmann.**
14 Lieferungen. Mit 375 Abbildungen.
Geh. 6 Thlr.

Die Lieferungen sind auch sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben, als **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** 9 Gr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** 6 Gr. — **Pneumatik.** 6 Gr. — **Akustik.** 6 Gr. — **Pyronomik.** 6 Gr. — **Optik.** 9 Gr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. 6 Gr. — **Mineralogie.** 18 Gr. — **Krystallographie.** 6 Gr. — **Geologie.** 21 Gr. — **Versteinerungskunde.** 12 Gr. — **Chemie.** 18 Gr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 12 Gr. — **Meteorologie.** 9 Gr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **E. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. Kl. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1839. **F. A. Brockhaus.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

830.6
B
1839
Aug

1839.

Monat August;

enthaltend:

31 Blätter: Nr. 213—243, 1 Beilage, Nr. 4, und 3 literarische Anzeiger. Nr. XXVI—XXVIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber. Heinrich Brockhaus.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1839.

Inhalt.

Nr. 213. Zur Nachricht. — Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei. Erster Artikel. — Rheinische Provinzialblätter für alle Stände — Notiz.

214. Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei Erster Artikel (Fortsetzung.) — Lamartine und Novalis. — Literarischer Notiz.

215. Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei. Erster Artikel (Fortsetzung.) — [illegible] courtship. [illegible]. By P. P. Thoms.

216. Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei. Erster Artikel (Beschluß.) — Narratio de Carolo Nav. [illegible], scholae [illegible] Portensium recentiore Annalibus gymnasii Hammonlensis praemissa atque iterum edita. Reinhardus [illegible]. — Rose. — Biographie.

217. 1. Deutschland und Rußland. [illegible] Politische Studien. Von J. B. v. Pfeilschifter. Erster Theil. — Ueber das Haus und Angelegenheiten [illegible] und die Herzogin Dorothea Sophia von Schlesien und Brieg, geborene Markgräfin von Brandenburg. Eine Untersuchung von Heinrich Wuttke. — [illegible] Predigten. — Literarische Notizen.

218. 1. Deutschland und Rußland. 2. [illegible] Stimmen. Von J. B. v. Pfeilschifter. Erster Theil. (Beschluß.) — Gesammelte Erzählungen [illegible] Volksleben des Landes. Erster Band. — Gottfried Faber, zweiter Theil, englisch. — Literarische Notizen.

219. Le Islande par J. G. [illegible] de Feuchère. Zwei Bände. — Der Geist von Gozzi. Schauspiel in fünf Akten von Graf. Christ. Ernst. Benzel Sternau. — Literarische Notiz.

220. Le Islande par J. G. [illegible] de Feuchère. Zwei Bände. (Beschluß.) — Gevatter Tod. Eine [illegible] Novelle von Schiff. Zwei Bände. — Notiz. — Literarische Anzeige.

221. Karl XIV Johann und schwedisch-norwegische Zustände. — Karl Bernhard's Neue historische Schriften. Erster und zweiter Band. — Mancherlei.

222. Karl XIV Johann und schwedisch-norwegische Zustände. (Fortsetzung.) — Romanenliteratur. 1. Deutsche Bilder von Anton Langerhanns. 2. Lebenswege. Von Georg Lotz. 3. Das Gespensterbuch. Von H. Puhlmann, Schiff und W. Bernhard. Zweiter Theil. 4. Nationaldulder, dargestellt in Novellen und Erzählungen, herausgegeben von Ludwig Feel. Zwei Bände. 5. Annes. Taschenbuch für die gebildete Lesewelt auf das Jahr 1844. — Aus Dänemark. — Literarische Anzeige.

223. Karl XIV Johann und schwedisch-norwegische Zustände. (Fortsetzung.) — Histoire du droit [illegible], par M. F. Laferriere. — Literarische Notiz.

224. Karl XIV. Johann und schwedisch-norwegische Zustände. (Beschluß.) — Vor dem Sturm. — Literarische Notizen. — Bibliographie.

225. Lyrische und epische Poesie. Der sabende Pelikan. Dichtungen von Karl Beck. 2. Gedichte von Friedrich Wilhelm Rogge. Dritte vermehrte Auflage. 3. Luther und seine Zeit. Eine Sammlung von Gedichten. Von K. A. Hagenbach. 4. Gedichte von Julius Krais.) — Geist und Streben der deutschen Politik. — Literarische Notizen.

226. Lyrische und epische Poesie. (Fortsetzung.) — Geist und Streben der deutschen Politik. (Fortsetzung.) — Literarische Notiz.

227. Lyrische und episch-lyrische Poesie. (Fortsetzung.) — Geist und Streben der deutschen Politik. (Beschluß.) — Literarische Anzeige.

228. Lyrische und episch-lyrische Poesie. (Fortsetzung.) — 1. Schweizerskizzen vom Verfasser des Deutschen in Paris ꝛc. 2. Der Deutsche in London. Von August Jäger. Zwei Bände. — Mancherlei.

229. Lyrische und episch-lyrische Poesie. (Beschluß.) — Ueber den Ursprung der Tonsetzkunst von Wilhelm Gluck. — Miscellen.

230. Französische Romanenliteratur. (1. Victor Augerol par Altaroche. 2. Tout pour de l'or. Par Hippolyte Auger. 3. L'homme et l'argent par Emile Souvestre. 4. Bertrand de Born par Mary Lafon. 5. Le roi des paysans par Jean Chynski. 6. La comtesse de Salisbury par Alexandre Dumas. 7. Jacques Ortis par Alexandre Dumas.) — Urkundenzerstörung in der französischen Revolution. — Literarische Notiz.

231. Französische Romanenliteratur. (Beschluß.) — Der afrikanische Sklavenhandel in seinem gegenwärtigen Zustande und Umfange. — Basler über Frauenemancipation.

232. August Graf von Platen's gesammelte Werke. Zweiter Artikel. Von F. W. Rogge. — 1. Flora. Originalchronik für die gesammte feinere schönwissenschaftliche Literatur des In- und Auslandes. In Verbindung mit Mehren herausgegeben von Karl Winkler. Erster Band. 2. Humoristische Blätter, herausgegeben von Theodor von Kobbr. Erster Jahrgang. — Bibliographie.

Beilage Nr. 4. Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 als Folge der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. Achter und neunter Theil. — Hannas, oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und [illegible]. Von E. Reuter. Dritter und vierter Theil. — [illegible].

233. Shakspeare als Romanenheld. (1. Shakspeare und seine Freunde oder das [illegible] lustigen Englands. Nach dem Englischen von W. Alexis. Drei Bände. 2. William's Diener und Trachten. Ein Roman von H. Koenig. Zwei Theile.) Von W. Alexis. — Nouveaux supplements au Recueil de [illegible] d'autres actes remarquables, servant à la [illegible] des relations étrangères [illegible] aujourd'hui, depuis 1713 jusqu'à present, formé par G. Fréderic de Martens. Suite d'un appendice contenant des traités et actes publics importants d'une date antérieure, qui n'ont [illegible] le jour ou du moins ne se trouvent pas dans une collection générale [illegible] conventions et traités et d'actes publics. Par F. [illegible] Murhard. Erster Band. — Journalistik auf den Sandwichinseln. — Literarische Notiz.

234. Shakspeare als Romanenheld. Von W. Alexis. (Fortsetzung.) — 1. Urvasi, [illegible] Preis der Tapferkeit. Ein indisches Schauspiel von Kalidasa. Aus dem Sanskrit und Prakrit übersetzt von Karl Gustav Albert Höfer. 2. Urvasi und der Held. Indisches Heldendrama von Kalidasa dem Dichter der Sakuntala. Aus dem Sanskrit und Prakrit metrisch übersetzt von Bernhard Hirzel.

235. Shakspeare als Romanenheld. Von W. Alexis. (Fortsetzung.) — Die neuesten wissenschaftlichen Expeditionen der Briten nach den Küsten des südlichsten Amerikas und dem stillen Meere. — Literarische Notizen.

236. Shakspeare als Romanenheld. Von W. Alexis. (Beschluß.) — Die neuesten wissenschaftlichen Expeditionen der Briten nach den Küsten des südlichsten Amerikas und dem stillen Meere. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

237. Vermischte Schriften von Karl Ernst Jarcke. Erster und zweiter Band. — Romanenliteratur. (1. Novellen von C. Rovis. Zwei Theile. 2. Novellen von Charlotte v. Glümer. 3. Die Waldenser in Böhmen. Historischer Roman von Derselbe. 4. Löwenzahn und Tigerlilie oder die Eroberung von Leipzig durch die Schweden. Historisch-romantische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Vom Verf. des Radomar u. s. w. 5. Guido von Stadenstein, oder die Tempelritter in Mödling. Eine Ritterschichte aus der österreichischen Vorzeit von Ludwig Deinhardstein. 6 Novellen von Aloys Schreiber. Zwei Bändchen.) — Literarische Notiz.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 213. — 1. August 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei.

Erster Artikel.

1.

Als ich unlängst zum wiederholten Male längere Zeit in Florenz war, kamen mir, wie wol natürlich, die Zeiten oftmals in Erinnerung, die wir vor vielen Jahren gemeinsam dort verlebten. Diese Zeiten waren für mich von einer unvergeßlichen Erregung. Das Land der Künste und die Kunst selbst gingen damals ganz neu vor mir auf, und ich ergriff die gebotenen Gegenstände mit all dem Durste, mit dem sich eine langgenährte und dazu jugendliche, frische Erwartung nur immer nach Befriedigung sehnen kann. Es konnte mir in dieser Lage nicht anders als lieb und nützlich sein, daß ich an der ersten Kunststätte, bei der ein ankommender Fremdling in Italien zu halten pflegt, mit einem Manne zusammentraf, der mir als Praktikus im Lande und als einer der ersten Kupferstecher der Zeit bekannt war. Es dauerte nicht lange, so wurden wir aus Landsleuten Freunde; und wieder über ein Kleines, so wurden wir aus Freunden Feinde, ohne daß darum der Reiz unsers Zusammenseins verloren hätte, das im Gegentheil für mich an Interesse stets gewann. Je vertrauter nämlich unsere Unterhaltungen wurden, desto mehr stritten sich die kecken Neuerungen, die der Jüngere, der Ankömmling, der Laie, der Liebhaber und noch dazu der anfangende Liebhaber über Kunstsachen auszusprechen wagte, mit den begründeten Satzungen des ältern, des ausübenden Kenners und Meisters. Damals war mir eine Wahrheit noch nicht klar, die ich mir erst späterhin entwickelte, und die ich an die Spitze dieser Unterhaltungen deutlich setzen will, damit ich dem Vorwurf der Einseitigkeit dadurch entgehe, daß ich gar kein anderes Verdienst anspreche als eben ein einseitiges. Es ist der Satz, daß nur Derjenige eigentlich über Kunstwerke umfassend zu urtheilen fähig ist, der gleichmäßig die beiden Requisite in sich vereinigt, daß er mit den vorgestellten Gegenständen vertraut ist und die Schranken der technischen Kunst kennt. Die gewöhnlichen Künstler und die gewöhnlichen Liebhaber theilen sich geradezu in ihren Urtheilen in diese beiden Seiten, und das Allergewöhnlichste ist, daß sie die Halbheit ihrer Urtheile nicht gestehen. Die Urtheile ferner spalten sich nach eben diesen beiden Seiten in vorherrschendes Lob oder Tadel. Der Künstler, der die Schwierigkeiten der Technik kennt, wird stets bereit sein, jede einigermaßen gelungene Überwindung derselben lobend anzuerkennen, und um so mehr, je weniger er die Natur des dargestellten Gegenstandes kennt, der in dem bedeutendern Kunstwerke immer aus Menschheit und Geschichte genommen ist. Der Andere, der mit der Natur von Handlungen und Leidenschaften durch Umgang mit Welt und Menschen, die dem Künstler nicht immer so nahe liegen, bekannter ist, wird immer leicht geneigt sein, jede zurückbleibende Darstellung derselben tadelnd zu verwerfen, und um so leichtsinniger, je mindern Begriff er davon hat, was überhaupt dem Pinsel darstellbar ist und was nicht. Dem Ersteren wird es überall scheinen, als ob das Größte, was das italienische Mittelalter in der Malerei geleistet hat, wie ein unerklärbares Wunder dastehe, während es dem Letztern wie ein Wunder vorkommen kann, daß diese so hoch gestiegene Kunst sich nicht universeller auszubreiten vermochte, nicht ein reicheres Gebiet sinnlicher Wahrnehmungen aus Dichtung und Geschichte sich erobert hat. Ich meinerseits also gestehe das Ungewöhnliche ein, daß ich durchaus nur auf der einen Seite der rein menschlichen und historischen Beurtheilung stehe, wenn ich von Dingen der bildenden Kunst zu reden wage, und daß ich jede Begrenzung meiner Aussprüche, die die Schranken der Kunst nothwendig machen, willfährig hinnehme. Wenn diese Aussprüche auch hier und da nach der bittern Beigabe schmecken sollten, die ich nach dem eben Gesagten auf dieser Seite natürlich fand, so wird dies vielleicht eine pikante

Würze gegen die gewöhnlichen Süßigkeiten sein, die sich die Künstler untereinander, die Geschichtschreiber der alten Kunst und der neueste Kunsthistoriker sogar der neuesten deutschen Kunst (gewiß mehr gut meinend als gut wirkend) zu sagen pflegen. Ich bin nicht so finster, daß ich Den tadelte, der vernünftig lobt; aber wir stehen, dünkt mich, in der Kunst noch auf jener Stelle, wo es besser ist, Den zu loben, der vernünftig tadelt.

2.

Unter so vielen Äußerungen, die mir aus unsern damaligen Unterredungen im Gedächtniß blieben, ward ich in diesen Tagen an die Klage erinnert (wenn es anders Klage heißen darf), daß von den großen Meisterwerken der römischen und florentinischen Schule so gut wie nichts mehr für den Kupferstecher ledig und übrig sei, daß die meisten die Meister gefunden, die sie würdig verbreitet und verewigt hätten. Und wirklich scheint es, daß dem so ist, ja, daß seit jener Zeit jene, gewiß sehr erfreuliche Klage noch weit begründeter geworden ist, indem die unermüdlichen Florentiner kürzlich die zwei kolossalen Unternehmungen projectirt oder begonnen haben, alle Meisterwerke der beiden großen Galerien in Kupferstichen von größerem Maßstab und feinerer Ausführung herauszugeben, als man sonst in dergleichen Sammelwerken gewohnt ist. Ich fand es damals schon bedenklich, daß ein so geschickter Gradstichel wie der deinige auf jenen Andrea del Sarto fiel, der die Tribune der florentiner Ufficien schmückt. Wie vortrefflich das Bild auch ist und wie entsprechend der Stich, dessen ganz einzige Treue ich jetzt nach neuer Vergleichung noch besser zu würdigen weiß als damals, da er noch unvollendet war, so werden doch dergleichen Devotionen, Zusammenstellungen von Heiligen ohne Action für unser deutsches Vaterland ohne großes Interesse, für unsere junge Kunst ohne große Belehrung bleiben. Und daß ein deutscher Kupferstecher in der Wahl seiner Gegenstände dieses Vaterland und diese vaterländische Kunst vorzugsweise berücksichtige, scheint mir so wünschenswerth, als es, glaub' ich, die selbst, der sich nach der Rückkehr in die Heimat so lebhaft für die Aufnahme des Kunstinteresses bemühte, immer vorgestanden hat. Am allgemeinsten und besten wird für dieses vaterländische sowie für das allgemeine Kunstinteresse immer gesorgt sein, wenn die classischsten Gemälde für den Stich gewählt werden. Ich zweifle aber, ob man ein Gemälde classisch nennen kann, dessen Gegenstand eine Behandlung von tieferer Bedeutung schwer zuläßt und für eine große Anzahl von Menschen nichts Ansprechendes hat, als was in die bloßen äußern Formen gelegt werden kann. Wenn ich also schon diese Wahl für mislich halte, so halte ich die Wahl von modernen Bildern, und wenn sie auch von Overbeck und Bendemann wären, für noch mislicher, ja geradezu für schädlich. Ich glaube, wenn wir über die Bedeutung der Kupferstecherkunst reden sollten, so würden wir uns bald verstehen; wenigstens sollte sich der Künstler nicht über die Stelle beschweren dürfen, die ich seiner Kunst anweisen würde, und aus der ich nicht denke, daß sie die Daguerrotypen verdrängen werden. Sie soll classische Bilder den Räumen und den Zeiten vergegenwärtigen, zu denen die Originale nicht dringen können. Nun hat aber kein Kunstwerk, auch nicht der Dichtung oder Musik, den Anspruch auf Classicität zu machen, über das nicht eine geraume Zeit schon durch dauernde, tiefe, begründete Anerkennung die Weihe ausgesprochen hat. Ich weiß aber weder den Künstler noch das Product aus unserer modernen Kunst zu nennen, das diese Weihe der Zeit aufzuweisen hätte, von der Weihe des Werthes ganz zu schweigen, der in den ersten Jahren der Geburt eines Kunstwerks, unter den lauten Stimmen der leidenschaftlichen Betheiligten, der interessirten Vertheidiger, der gereizten Gegenredner niemals in ein reines Licht zu stellen ist.

3.

Ich bin wieder auf dem Punkte, den ich am Schlusse meines ersten Briefes berührt habe. Ich glaube, man kann nicht oft genug darauf zurückkommen, nicht oft genug wiederholen, daß die kritische Toleranz der Ruin aller geistigen Bestrebungen ist. Als im 17. Jahrhundert unsere Dichter sich gegenseitig decomplimentirten, blieben sie über hundert Jahre hin nichtiger als nichtig; als sie sich im 18. Jahrhundert zu trennen, zu beneiden, zu verfolgen anfingen, da begann eine große Zeit. Erst mit dem Ehrgeize fängt sich das Große an; lassen wir die Moralisten dagegen predigen! Der moralischste und religiöseste aller unserer Dichter (Klopstock) begann seine Laufbahn mit Ehrdurst und Verlangen nach Unsterblichkeit und rettete auf Einen Schlag die verwelkte Poesie zu einem neuen Leben. Er ward in den Himmel gehoben und in die Hölle verdammt; aber mitten unter diesem Kriege der Kritik bildete sich das Talent herauf und schwang sich das Genie empor. So lange ich unter unsern Künstlern keine Nebenbuhlerei, keinen Wetteifer, keine Ruhmbegierde, keinen Enthusiasmus sehe, so lange schweigen meine Erwartungen von der deutschen Kunst. Durch nichts aber wird dieser Ehrgeiz mehr erstickt als durch Schmeicheleien und zweideutiges Lob, das die relative Stelle verschweigt, die man einem Werke anweist, durch genugsame Freude an der Mittelmäßigkeit. Ich will nicht davon reden, wie die Künstler untereinander ihre Sachen beurtheilen, nicht davon, wie die Ausstellungen ausposaunt werden, nicht davon, wie die Actionnaire der Kunstvereine häufig ein glückliches Loos mit einem glücklichen Bilde verwechseln; du möchtest wie die Kleinlichkeit der Sache vorhalten. Es sind zwar ganz die kleinen Mittelchen, mit denen sich im 17. Jahrhunderte die Dichter gegenseitig hoben und trugen und die Dichtung derweile ins Tiefste sinken und fallen ließen; aber ich will an diesem Orte davon abstehen. Nur auf die zwei schon angedeuteten Schmeicheleien laß mich zurückkommen, die gar zu unmäßig groß und fein sind und noch dazu gar zu unschuldig scheinen, als daß sie nicht sehr verderblich sein müßten. Graf Raczynski schreibt eine Geschichte der neuen deutschen Kunst. Wie große Thaten und Leistungen stehen in der Geschichte verlassen, die dieser Ehre noch nicht theilhaftig werden konnten! In der Regel schreibt man Geschichte am Ende der Dinge; die Geschichte soll uns verewigen, was der Ewig-

Digitized by Google

keit werth ist; hier aber wird Geschichte über Ephemeriden geschrieben, über die man sonst nur Zeitungen schreibt, Geschichte von Anfängen, das Geschehene von einem noch Geschehenden. Ich tadle nicht das Wie in dem Buche, denn vielleicht ist im Einzelnen nicht einmal zu viel geschmeichelt, obgleich zu Vieles und zu Viele, und nicht zu wenig getadelt, wenn auch vielleicht zu höflich und galant. Aber ich tadle das daß; das bloße Titelblatt ist schon ein Verderben; denn man kann nicht stärker und subtiler schmeicheln als so. Je besser das Buch ist, desto größer ist die Sünde. Und hiermit vergleiche ich auch deine Stiche. Es sieht noch unschuldige aus, was du thust. Man trägt dir die Arbeit auf; warum sollst du sie zurückweisen? Den Historiker hieß doch wenigstens Niemand Geschichte schreiben. Ist das Bild schlecht, so macht es dein Stich nicht besser — (wer weiß zwar!). Auf der andern Seite aber ist die Geschichte nur eine Schmeichelei für das Ganze der deutschen Kunst und kann im Beurtheilen des Einzelnen Alles gut machen; deine Stiche sind aber jedesmal eine Schmeichelei für den einzelnen Künstler, und es ist wol keine Frage, welche von beiden die gefährlichere ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rheinische Provincialblätter für alle Stände.

Wie in andern Provinzen des preußischen Staats, vorzugsweise in Schlesien und in Ostpreußen, so haben auch die Rheinprovinzen seit fünf Jahren ihre Provincialblätter. Eine frühere Unternehmung des Regierungsraths Neumann in Aachen hatte nur geringen Fortgang und mußte endlich aufgegeben werden. Da stellte sich ein für alle Culturzweige seiner geliebten Provinz begeisterter Mann, der Oberbergrath Nöggerath in Bonn, an die Spitze des neuen Unternehmens und gewann für dasselbe den betriebsamen Buchhändler Bachem in Köln, von Seiten der Behörden ward jede mögliche Unterstützung angeboten, die Censur zwar nicht erlassen, aber die möglichst milde Form derselben versprochen, um der Besprechung provinciell interessanter Gegenstände, falls sie nur im unständigen Tone abgefaßt sei, nicht in den Weg zu treten. So begann das Unternehmen 1834, Nöggerath sah sich durch überhäufte Geschäfte verhindert, die Redaction länger als bis 1837 zu behalten; seitdem ist der Verleger auch der verantwortliche Herausgeber, unterstützt von dem Rathe einsichtiger Freunde.*)

Es ist jetzt nicht nothwendig, über die Nützlichkeit provincieller Blätter zu sprechen, noch die Bedingnisse anzugeben, unter welchen sie recht fruchtbringend auf die verschiedenen Classen der Leser wirken können. Bei den rheinischen Blättern erachten wir es für einen Vortheil, daß sie in Köln, der bedeutendsten Stadt der Rheinprovinz und einem Mittelpunkte für alle geistigen und industriellen Bestrebungen derselben, erscheinen, wogegen z. B. für die sächsischen Provincialblätter Halle unpassend als Platz der Redaction gewählt ist, da diese Stadt seit Jahrhunderten zur Trägerin rein geistiger Interessen bestimmt gewesen war und noch ist, den übrigen Tendenzen der Provinz aber eben aus diesen Gründen eine nur geringere Theilnahme hat zuwenden können. Jenen Vortheil nun haben die „Rheinischen Provincialblätter" bestens benutzt und durch die nach allen Richtungen sich erstreckende Correspondenz des Herausgebers eine Menge der verschiedenartigsten Nachrichten, Mittheilungen und Notizen auf diesen Punkt concentrirt und sie mit den in Köln selbst zu Gebote stehenden Mitteln vereinigt.

Da es uns zu weit führen würde, über den Inhalt der frühern Jahrgänge zu sprechen, so beschränken wir uns jetzt nur auf den vorigen Jahrgang, 1838, und die in den ersten fünf Monaten dieses Jahres erschienenen Nummern. Fangen wir mit Dem an, was den Grund und Boden des Rheinlandes betrifft, so finden wir hier Aufsätze und Raisonnements über Eisenbahnen und Dampfmaschinen, über Holzcultur, Forstwissenschaft und Gasbeleuchtung, Urbarmachung unbenutzter Grundstücke und Theilung der Grundstücke, über Landwirthschaft in sehr weitem Umfange, wo wir die vielen kleinen, wie Geschick aus in- und ausländischen Journalen sowie aus den Beobachtungen bewährter Landwirthe und Chemiker gesammelten Notizen nicht übergehen dürfen; ferner über Actienvereine und Rheinschiffahrt, über Seidenbau und Mineralquellen; endlich über Weincultur in ihren verschiedensten Beziehungen, wie über Champagnerbereitung, Mousseurweinfabrikation und die Resultate der Weinbauvereine; außerdem noch über viele andere Gegenstände, welche für die Bewohner der Rheinprovinzen Interesse haben. Daß hierbei sowie auch bei manchen der noch zu erwähnenden Gegenstände die Monatsberichte der königlichen Regierungen benutzt sind, ist für manche Leser gewiß auch von Wichtigkeit. Wie die Gegenwart hier ihr gebührendes Recht erhalten hat, so ist es auch der Vorzeit des rheinischen Bodens geworden. Die römischen Alterthümer, Münzen sowol als Inschriften, neue und alte Entdeckungen werden besprochen und über die Kennzeichen unechter Münzen vom Dr. Krosch in Bonn eine belehrende, für die Leser der „Provincialblätter" berechnete Abhandlung mitgetheilt (1838, Nr. 81—84), ebenso ausführliche Stadt- und Kirchengeschichten, wie von Andernach, Wipperfürth, Kreuznach, der Abteikirche Laach, der Klosterkirche Altenberge, und vom Dome zu Köln Alles berichtet, was sowol landesherrliche Munificenz als frommer Sinn der Einzelnen zu den Reparaturkosten dieser Hauptzierde der Rheinprovinzen beigetragen hat. Eine besondere Aufmerksamkeit hat die Redaction mit Recht den Gebräuchen und Sagen des Mittelalters gewidmet, wie die Aufsätze über bergische Volkslieder und bergische Ortsnamen, über die ältern Rechte, Sitten und Gebräuche an der Mosel und Saar, nach Originalweisthümern (1838, Nr. 104; 1839, Nr. 1, 2), über wandernde Sagen, wie über den „Ring des Polykrates" und „Die Büßende" (1838, Nr. 50, 75) beweisen, woran wir gleich den interessanten Aufsatz Düntzer's über altkölnische Dramen (1839, Nr. 40, 41) schließen. Die Kunst der Gegenwart, die düsseldorfer Ausstellungen, der kölnische Verein bildender Künstler, der neue kölner Kunstverein, Notizen über lebende rheinländische Maler und anderes Kunstgeschichtliche findet überall die gehörige Berücksichtigung, namentlich in den Aufsätzen E. Weyden's, eines sehr fleißigen Mitarbeiters an den „Provincialblättern". Ungern haben wir die Stimme des trefflichen Kunstkenners De Noel in Köln bis jetzt ganz vermißt.

Die religiösen Wirren am Rhein haben in diesen Blättern eine ausführlichere Besprechung erhalten, als ihnen unsers Wissens sonst in preußischen Blättern geworden ist. Alle Ehre hier der freisinnigen Redaction! Der Verleger ist guter Katholik, treu seinem Glauben, wie es sich ziemt, aber er haßt allen Ultramontanismus. Und so finden wir eine Reihe freimüthiger Aufsätze gegen das Trachten und Treiben desselben wie über gemischte Ehen, über Görres, über die „Münchner politische Zeitung", über die „Acta Romana", Zurechtweisungen des augsburgischen „Sion", vor Allem aber des bairischen (sogenannten) „Religions- und Kirchenfreundes" sowie seiner beiden Redacteure Benkert und Sassenreuter (z. B. 1838, Nr. 65, 68, 77, 78, 79, 88, 91, 92). Mit besonderer Gründlichkeit haben sich mehre Mitarbeiter der Hermesianer angenommen, den Begriff dieser Schule entwickelt, sie gegen den Vorwurf geschützt, als wollten sie die

*) Rheinische Provincialblätter für alle Stände. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Geistlichen, Militair- und Civilbeamten, Künstler, Techniker, Fabrikanten, Berg- und Hüttenmänner, Forstmänner, Landwirthe und Kaufleute, von J. P. Bachem. Köln, Bachem. 1834—39. 8. Der Jahrgang 3 Thlr. 6 Gr.

Digitized by Google

Rheinprovinz dekatholisiren, und gezeigt, wie man ihnen in keiner Weise eine geistliche Anstellung verweigern dürfe (1838, Nr. 79—81; 1839, Nr. 2—7). Wir können jetzt nicht länger bei diesen Aufsätzen verweilen, sondern aber zu ihrer Lecture auf, da sie ein nicht unverwerflicher Beleg für die bessere Stimmung vieler Katholiken am Rhein sind, und wünschen, daß die Redaction sich diesen anständigen, gemäßigten Ton erhalten möge. Ebenso verhält es sich mit den Angelegenheiten der evangelischen Kirche, wie unter Anderm aus dem Artikel über die Generalsynode in Koblenz am 30. August 1838 hervorgeht. Ein sehr gelehrter Aufsatz Augusti's in Bonn: „Über die Bedeutung des Erzbisthums Utrecht" (1838, Nr. 21—23), ist besonders abgedruckt worden. Auch in andern Aufsätzen politischen Inhalts, wie in den „Reflexionen und Gesprächen auf einer Rheinreise", ist Billigkeit im Urtheil und Anstand gezeigt worden.

Wie den kirchlichen, so ist auch den Angelegenheiten der Schule verdiente Theilnahme in den „Provincialblättern" bewiesen worden. Der Streit zwischen Philologie und Naturwissenschaften, die Methode des Religionsunterrichtes, die Einrichtung der Gymnasien und Elementarschulen, das Becker'sche System, die Kleinkinderbewahr- und Sonntagsschulen, die Taubstummenanstalten und Frauenvereine, alle diese Gegenstände sind von verschiedenen Wortführern besprochen worden und gehören recht eigentlich in ein Provincialblatt, da man am Rheine seit der Vertreibung der Franzosen der öffentlichen Erziehung viele Theilnahme geschenkt und die Verdienste der preußischen Regierung willig anerkannt hat. Unter den hier abgedruckten Schulreden zeichnet sich die von Birnbaum in Köln (1838, Nr. 63) vortheilhaft aus.

Unter den Aufsätzen statistischen oder topographischen Inhalts nennen wir vorzugsweise die Beschreibungen des Nahe- und des Kyllthals (in der Eifel), anderer kleinerer können wir hier ungeachtet ihres Werthes nicht gedenken. Unter den historischen und literarischen Beiträgen machen wir auf Düntzer's Biographien des berüchtigten Eulogius Schneider (1838, Nr. 82—86), Thaddäus Dereser's (1839, Nr. 4, 5), auf die Aufsätze zur Geschichte des Goethe'schen „Werther" (1839, Nr. 14, 15, 40, 41) ganz besonders aufmerksam, sowie auf die Beschreibung des Freiwilligenfestes zu Köln am 3. Februar 1838. Die in nicht geringer Anzahl aufgenommenen Gedichte haben meistens viel Frisches und Ansprechendes; für die gelungensten erkennen wir die von Nordeck, Viehoff und Fiemenich.

Die Recensionen neuer, besonders rheinländischer Werke sind fast durchgängig mit Anstand und Mäßigkeit abgefaßt. Wir freuen uns, daß die Liebe zur vaterländischen Provinz doch gerecht genug gewesen ist, die vielen Fehler und Irrthümer in a. Mering's Schrift: „Zur Geschichte der Stadt Köln" (1838, Nr. 86), anzuerkennen.

Zum Schluß dieser Anzeige wollen wir den „Rheinischen Provincialblättern", an deren Fortbestehen Ref. sehr warmen Antheil nimmt, nach Zweierlei wünschen. Erstens, eine größere Berücksichtigung des Biographischen. Die „Todtenschau der Universität zu Bonn" (1838, Nr 87), ist der einzige, größere Aufsatz dieser Art (denn der über Kraft's „Vita Ilgenii" von Schirlitz mitgetheilt dürfte wol für ein Provincialblatt am Rhein weniger passend sein); und doch gab es noch so manche Gelegenheit, das Andenken verdienter Rheinländer in größern und kleinern Kreisen zu erneuern. Man braucht ja auch nicht bei der nächsten Vergangenheit stehen zu bleiben. Daniels, Niebuhr, Graf Spiegel, die Professoren Münchaw, Näke und Diesterweg, Präsident Delius und Consistorialrath Bruch in Köln sind Namen von gutem Klange im Rheinlande. Zum zweiten aber wünschen wir für die „Provincialblätter" eine noch regere Theilnahme bei Vielen aus den gebildeten Ständen, damit der Schatz ihrer Kenntnisse und Erfahrungen für das ganze Land recht ersprießliche Früchte in diesen Blättern bringe und nicht blos das Eigenthum der Gelehrten im Volke bleibe. Eine vornehme Zurückgezogenheit hat schon vielen auf das Beste des Gemeinwesens berechneten Unternehmungen empfindlich geschadet. 2.

Notiz.

Die Bluthochzeit.

Am 19. Sept. 1572 schreibt der Venetianer Antonio Tiepolo zu Madrid Folgendes über die pariser Bluthochzeit an den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen: „Wer jetzt von dem Ruhm der Krone Frankreichs schweigen könnte, der müßte kein Christ oder auch nur ein rechtschaffener Mensch sein! Ein Jüngling hat den Verstand und die Kraft gehabt, eine so große Angelegenheit von so entferntem Ursprung zu Ende zu bringen, ein alt gewordener Betrug sieht sich von der Klugheit eines Jünglings überwältigt. Mit einem Schlag hat er durch allerlei Lockungen die gewaltigsten Schlangen an einen Ort zu bringen und zu verschließen gewußt. Sowie die giftigsten zusammengebracht und eingeschlossen zu werden pflegen, um durch ihren Tod den Kranken eine heilbringende Arznei zu verschaffen, so hat dieser neue Äskulap, oder besser dieser Apollo selbst, sich des gleichen Mittels bedient, um nicht blos Frankreich, sondern der ganzen Christenheit, die dem Tode nahe war, Rettung zu bringen. Gelobt sei Gott, daß er uns in unsern Tagen ein solches Wunder hat erleben lassen! Die Welt stand auf der Kippe, auch die Klügsten konnten nichts als Unheil voraussehen. Jetzt ist Niemand ohne gute Hoffnung. Flandern wird nun bald beruhigt sein, die allerchristlichsten und die katholischen Heere werden sich nun nicht mehr bekämpfen, sondern im Dienst des Herrn (so hoffe ich) vereinigen und ein Bündniß schließen, das fester als die Ehe ist. Die christliche Religion wird sichergestellt, der Krieg mit den Türken entschiedener und standhafter geführt werden als je. Kurz, mag man sehen, wohin man will, überall nur gute Folgen! Dies habe ich nicht umhin gekannt, Ew. Hoheit in der Freude meines Herzens zu schreiben, da ich weiß, welchen Antheil Sie an dieser Begebenheit nicht blos des allgemeinen Besten, sondern auch der Ruhe Ihrer eigenen Staaten wegen nehmen werden. Ich bitte daher Vorstehendes nicht einer zu weit gehenden Anmaßung, sondern meiner großen Ergebenheit zuzuschreiben" u. s. w. *) Zu solchem Frohlocken über die schauderhafteste That in der Geschichte konnte damals der Fanatismus bringen. Mögen wir auch jetzt noch daran ein Beispiel nehmen! 138.

*) Chi tacerà a questo tempo la gloria della corona di Francia, non solo non sarà Cristiano, ma neper uomo civile. Giovane, da così lontano principio, ha saputo e potuto condurre a fine sì gran negozio, e la fraude antiquata è stata dalla prodezza di un giovane superata. In un sol colpo con diversi allettamenti ha sapoto raccogliere e rinchiudere le vipere più possenti Queste più venenose si sogliono raccogliere e rinchiudere per farne con le lor morte medicamento salutifero agli ammalati, e questo novo Esculapio, o forse più vero Apollo, con l'istessa maniera ha partorito salute, non solo alla Francia, ma alla Cristianità tutta, che stava in punto di morte. Benedetto sia Dio, che ci ha fatto vedere a questo tempo cotal maravigila Stava il mondo in gran bilancio, ne sapeva alcuno savio pronosticarne che male; hora ognuno è atto a vederne qualunque bene La Fiandra si vedrà presto pacificata, le armi cristianissime con le cattoliche non solo non inimiche, ma in servizio di Dio (così spero) ocltissime, che unione di questa sorte riesce maggior legame che quello di matrimonio. La Religione cristiana fortificata, la guerra col Turco più salda e più ferma che ella mai fusse. Nion altro conclusione adunque può farsi che buona. Questo non ho io potuto contenere di scrivere a Vostra Altezza per rallegrarmene, conoscendo questo a Lei oltre il pubblico beneficio, posso importare tutto questo per la quiete del proprio stato. Accetti adunque questo mio scrivere non a troppo licenza, ma a molta divozione.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 214. — 2. August 1839.

Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 211.)

4.

Vasari hat ein paar vortreffliche Bemerkungen irgendwo gemacht, wo er von den wohlthätigen Einflüssen seines Florenz auf die italienische Malerei spricht. Durch drei Dinge, sagt er, bilde Florenz seine Maler so vorzüglich: weil sich 1) Niemand dort mit dem Mittelmäßigen gefiele, weil Niemand Rücksicht auf Personen nehme, sondern Viele Vieles mit republikanischer Freimüthigkeit zu tadeln pflegten; weil man 2) dort fleißig sein müsse, wenn man subsistiren wolle; und weil 3) jene Luft Ruhm- und Ehrbegierde einflöße. Einen und den andern Punkt hätte er, wenn er wollte, noch hinzufügen können. Betrachten wir aber in Bezug auf diese drei Sätze die Lage unserer deutschen Künstler. Nirgend, meine ich, gegen diese und unter diesen jene offene und rücksichtslose Freimüthigkeit geübt oder ertragen gefunden zu haben. In meinem Leben habe ich von keinem so wunderlichen Ausdruck gereizter Empfindlichkeit gehört, als vor nicht lange in der römischen Künstlercolonie vorgekommen sein soll, da Jemand einen Ausstellungsbericht in eine Zeitung brachte, in dem mit einem nur mäßigen Tadel gegen nur wenige Stücke zu Felde gezogen war. Wie weiland Katzenberger gegen seinen Recensenten sich mit Prügeln vertheidigte, so soll man den Kunstkritikus vor dem Malerrohre gewarnt haben! Vor etwa 18 Monaten erschien in Dresden ein Büchelchen: „Kreuz- und Quergedanken eines Dilettanten über die dresdener Kunstausstellung". Es war fast das erste Vernünftige, was ich über neuere Kunst und Kunstwerke gelesen habe; es war zum ersten Mal über einige gefeierte Bilder ein freieres Urtheil nicht allein gesagt, sondern auch begründet; man konnte über zwei, drei Stücke abweichender Meinung sein; aber im Allgemeinen war dem Büchelchen gar nicht zu widersprechen. Sogleich fand sich ein Anwalt der andern Seite, der in seiner Antwort nicht einmal die gewöhnlichen Regeln der chevalereskeu Galanterie beobachtete. An das berüchtigte Stück, das vor längerer Zeit einmal von Rom gegen das „Kunstblatt" ausging, brauche ich dich nicht zu erinnern. Es war in augenblicklicher Leidenschaft geschrieben, wirst du sagen, und von Leuten, die des Schreibens wenig kundig sind. Aber nein, dies Machwerk wird in Rom noch heute als eine res bene gesta herumgewiesen. Und was sich hier in Urtheilen gegen Urtheile ausspricht, das spricht sich ganz so in Urtheilen über Künstler und Kunstwerke aus. Wie man sich dort empört über Die, die das Mittelmäßige mittelmäßig nennen, so ergötzt man sich hier, das Mittelmäßige groß zu nennen. Noch immer gilt in Rom der alte Koch für einen großen Meister, und in den Ausstellungen ruht der Betrachter auf seinen Werken aus als auf solchen, die für vieles Geringere entschädigen müssen. Ja, lieber Gott, was soll man dazu sagen! Der alte Koch hatte ein historisches Verdienst. Er steht an der Grenze jener ältern franzosirenden Zeit des 18. Jahrhunderts, wo die schweizer und tiroler Maler im Vordergrunde unserer Kunst standen; er ging zu dem neuerwachten Streben in Rom über und stellte sich in der Villa Massimi neben Schnorr, Overbeck, Cornelius und Veit. Wenn man ihn darum als einen der Bahnbrechenden ehren, als einen ehrwürdigen Veteranen achten will, so kann kein wohldenkender Mensch anders als einstimmen. Der alte Koch hatte mit Noth zu kämpfen, er ließ sich nicht herab zu einer flachen Erwerbsmalerei; wer ihn darum lobpreist, der soll an mir den eifrigsten Genossen haben. Der alte Koch war ein ganzer Tiroler, und wenn ihm seine Landsleute Ehrenplätze im Ferdinandeum zu Innspruck einräumen und ihn ihren weltberühmten Landsmann nennen, so sieht man dies dem patriotischen Enthusiasmus gern nach, den die Tiroler auch auf alle ihre frühern Künstler ausgedehnt haben. Aber sowie wir Einer über diese Motive des Lobes einsichtslos hinausgeht, so gehe ich auch mit meinem Tadel rücksichtslos heraus. Wenn man Künstler wie diesen unserer werdenden Zeit als Muster und Ziel vorsetzen will, so sage ich, daß er wie kaum ans Mittelmäßige zu reichen scheint; daß ich ganz andere Begriffe von historischer Malerei habe, als bei ihm zu Tage kommen; daß ich in seinen letzten Werken jene ganze Gattung, in der sich das Landschaftliche und Historische die Wage hält, für durchaus verfehlt ansehe; daß mir seine französisch-griechischen Mythologien äußerst zuwider sind, und daß ich jenes vielbesprochene Bild, das den Andreas Hofer darstellt, und das bei seinen Landsleuten für ein hochbewundertes Meisterstück gilt, für das allerbrauchbarste Document halte, um die Schwäche

Digitized by Google

der geistigen Bildung unserer Künstler aufs eclatanteste preiszustellen. Da windet sich eine Schlange unter Kräutern herum, die zufolge der Unterschrift die politica bedeutet; daneben stehen gewisse Schwämme, die man in Tirol Pfifferlinge nennt, die sollen sagen, daß politica keinen Pfifferling werth sei; dabei sitzt ein Frosch — „das sind die Recensenten", pflegte der Alte selbst zu sagen. Darüber lachen sich nun die Künstler todt und nennen es Humor. Ich möchte darüber weinen und kann es nicht anders als die abgeschmackteste Kinderei nennen. Um es zu wiederholen, wenn Maler wie dieser Muster und Ziel für unsere junge Kunst sein sollen, so sehe ich von morgen kein Bild mehr an; ich fürchtete nur dabei Zeit zu verlieren.

5.

So also steht es mit der Ausübung und Ertragung der Kunstkritik unter unsern Künstlern. Der zweite Satz des Vasari ist nicht so wichtig, ja nicht einmal unter aller Bedingung richtig. Der Kampf mit der Subsistenz ist wol oft, aber nicht immer der Kunst vortheilhaft gewesen. Wer malen *muß*, um zu leben, der malt, was er verkaufen kann, und das sind selten Gegenstände, die eine wahre, echte Kunst fördern. Die schlechte Zeit des Darbens ist für unsere Künstler eigentlich vorüber. Unsere Kunstvereine sind für den *armen* Künstler Hülfsanstalten, die unter Umständen ein Talent retten können, das vielleicht sonst in Noth verkümmert wäre; für leichtsinnige Künstler sind sie aber auch eine gefährliche Klippe. Wer sich erst gewöhnt hat für den Bedarf zu malen, der fährt auch, wenn er hierüber weg ist, gar leicht fort, für den bloßen Erwerb zu malen und nicht für die Ehre, nicht für die Kunst. Hier berührt sich eigentlich der dritte Satz des Vasari mit dem zweiten, so verschieden beide auch klingen. Unsere Kunstvereine haben mit der Aussicht auf den Absatz auch schon das Bestreben hervorgerufen, nach welchem jeder Künstler, der sich einmal einen Namen gemacht hat, auch jedes Jahr gern auf den Ausstellungen vertreten sein möchte. Das erzeugt denn jene Bildchen, die nach dem delicaten Geschmack des großen Publicums zugerichtet sind, klein von Form und klein von Gehalt. Dies Wesen hat in Düsseldorf seine Blüte. Ich kann mich nie davon abbringen, an die Bilder der Modejournale zu denken, wenn ich jene Mädchen am Brunnen, die Italia und Germania, Schäfer und Schäferin, die zwei Leonoren, die Lautenschlägerin und Kirchengängerin, den Edelknaben, den Ritter und sein Liebchen sehe, und alle diese Schmachtstücke des weichlichsten Geschmacks, die wol für Stickmuster vortrefflich sind, weil sich ihre schönen lebhaften Contrastfarben in feiner Wolle so brillant ausnehmen, die aber nie einem männlichen und soliden Sinne zusagen, nie einen solchen verrathen können. Man nennt das die lyrische Malerei; man sollte aber dabei nie vergessen, daß Einer, der ein lyrisches Gedicht macht, noch lange kein Dichter ist. Man fragt, ob man immer epische, historische Gemälde machen könne und solle; man vergißt aber, daß diese letztern immer das Ziel und der Augenpunkt sein müssen, und daß die Erholungsstücke nicht dominiren dürfen; und wer überhaupt diese Sächelchen vertheidigen will, der beachte ja, wie viele Liebe meist aus diesen Stücken spricht, wie viele Furchtsamkeit und Ängstlichkeit dagegen aus den historischen Bildern der Düsseldorfer. In Rom dominirt die Landschaft und das Genre. Der Grund ist derselbe: diese Sachen sind verkäuflich; 30—40 Louisdor sieht ein durchreisender Engländer nicht an, um sich ein Andenken an Italien mitzunehmen. Es ist dort glücklich schon so weit gekommen, daß man einen Anfänger, der sich auf die Historie legt, für ein verirrtes Schaf hält. Ehrgeiz also und Wetteifer sieht aus diesen Leistungen und Bestrebungen nicht heraus. Es gilt blos der Subsistenz. Und diese ist in Rom nicht einmal schwer; also auch jener kleinste Sporn, den Vasari anführt, fällt hier weg. Der Fremde genirt sich in Rom nicht, wie ein cynischer Philosoph herumzugehen, und diese Rolle spielt dort auch Jung und Alt. Ich habe mich oft gewundert, warum die jungen Künstler dort das Studentenwesen so sehr ergreifen. Der Studirende tobt sich *nach* der Schule und *vor* dem Amte in einem kurzen Intervall von Freiheit ein- für allemal aus, das ist in der Ordnung, und man gestattet ihm gern Licenz und Cynismus für die Weile. Der Künstler hat aber durch sein ganzes Leben gesellige Freiheit und sollte sie billig zu Rathe halten. Auch steht dem Künstler diese Licenz in Tracht und Betragen nicht einmal so zu. Er sollte überall zeigen, daß der Schönheitssinn in ihm lebendig ist und nicht eine bloße Rolle, die er vor der Staffelei gelegentlich spielt. Woran man sich im Leben gewöhnt, das gibt man in der Kunst wieder; Rafael's, Buonarotti's und Tizian's Charakter und Leben ist analog mit ihren Werken. So ist's denn wol natürlich, daß man Zerrbilder malt, weil man sich an entsprechenden Umgang gewöhnt hat; oder sentimentale Stücke und Landschaften, weil sich der feiner Empfindende in sich zurückzieht. Belehrenden Umgang mit interessanten Menschen kennt man nicht, besonders nicht in Rom, wo schon die Gelegenheit mangelt. Niebuhr hat darüber ein vortreffliches Wort gesagt. „Die Künstler", fand er, „werden in Rom blind und schlef über alle Verhältnisse der Welt, dünkelvoll und eitel. Man denke daran, keinen zu lange hier zu lassen. Nur in einer mannichfach und reichgeordneten bürgerlichen Gesellschaft kann ein Künstler, wenn er nicht ein Wunder ist, ein gesunder Mensch bleiben."

6.

Vasari hätte seiner Zeit, seinem Lande, seinem Florenz noch Anderes zum Ruhme rechnen können, was nicht am geringsten die Bildung großer Künstler fördert. Vor Allem meine ich die weise und erwogene Protection, die von so vielen Corporationen, so vielen Großen und Reichen den Malern zu Theil ward. Wir haben leider keine Kirchen mehr, die für ein Bild etwas aufzuwenden hätten; keine Magistrate, die ihrem Rathhause ein historisches Gemälde gönnten; keine Regierungen, die freisinnig und freigebig genug wären, ein Ständehaus mit vaterländischen Stücken zu decoriren; wir haben keine Fugger mehr, die in Vasari's Zeit eine Art Band zwischen den deutschen

und venetianischen Künstlern knüpften und die größten Männer beschäftigten, während jetzt die Toelonia die Kunst entwürdigen helfen und ihr Geld und die Roheit ihres Geschmacks um die Wette zur Schau tragen. Was hat damals nicht der Eine Agostino Chigi für Kunst und Künstler gethan, der aus ganz Italien Leute der verschiedensten Art versammelte und beschäftigte, ohne Vorliebe für Gegenstände, Manieren, Schulen, Landsleute, ohne Vorurtheil gegen Künstler, denen öffentliche Schmach widerfahren war! Wo wäre jetzt ein so einsichtiger Förderer wie Lorenzo von Medici, der Maler und Bildhauer ziehen, bilden, schaffen wollte, um sie nachher schaffen zu lassen, was sie wollten? Wo wären die Begünstiger des wahrhaft Großen und Auserlesenen, wie jene Päpste, die nicht zahllose Gebäude apposta bauen und ausmalen ließen, blos um die Wände voll zu haben, sondern die zum Herabwerfen des Mislungenen am bereitesten waren, wo sich ein besseres Talent aufthat, damit nicht blos Vieles nebeneinander stehe, sondern das Schöne das Unschöne verdränge und der Meister ehrenvoll dem Stümper auf den Kopf trete. Halte du hiergegen, was in München geschieht, und gestehe mir, daß ich nicht Unrecht habe, wenn ich auch hier mich weigere, in die allgemeine Posanne mit zu stoßen, die des königlichen Mäcenas Preis verkündet. Wenn man bedenkt, was mit dieser Kunstliebe und diesen Mitteln hätte geschehen können, so bejammert man das Schicksal unsers Vaterlandes, das allemal um seine schönsten Erwartungen am bittersten betrogen wird. Hier war eine Stätte, wo dem größten Wetteifer Raum gegeben, dem Talente eine Laufbahn geöffnet, der vaterländischen Kunst ein Tempel gebaut, der historischen Malerei ein weites Feld geboten war. Statt daß man ungeheuere Summen für alte Gemälde verschleuderte und auf ein Feld verwandte, in dem heutzutage doch nue noch zu stoppeln ist, warum eröffnete man nicht eine moderne Galerie, wohin nur das Allergediegenste, aber dieses auch eine sichere Aufnahme fand? Statt daß aller Ruhm nur Dem werden soll, der da malen läßt, warum nicht billiger Dem, der malt? Statt daß auf die Schnelligkeit gezielt wird, warum nicht aufs Vollendete und langsam Gereifte? So entstehen Fabrikarbeiten, keine Meisterwerke; Manieren, kein Styl; Arabesken, keine historischen Bilder von Werth; Wandmalereien, keine Kunst. Es hat ein jeder Mensch seine Grillen; die Könige sind leider ihrer Stelle nach ihnen weit mehr ausgesetzt als jeder andere Mensch. Es muß aber ein einseitiges, armes Wesen bleiben, wo tausend Hände und Millionen von Summen Alle nur für Einen Kopf, nach Einem Sinne wirken. Es soll nur dastehen als ein Monumentales. Ob es ein Monument und Document der Übereilung, der Hetzerei, der Verkehrtheit wird, das gilt gleich. Man sucht für einen Stoff einen Künstler; nun spielen die Intriguen, statt daß vorsichtige Wahl leitete. Man hat den Mann gefunden; nun wird ihm vorgezeichnet, statt daß seine eigene Einsicht gälte. So mußte Heinrich Heß seinen Wandgemälden in der Schloßkapelle das Gepräge der alten Mosaiken geben, ob er wollte oder nicht. Wieder dem Andern läßt man zu freie Wahl. Cornelius will ein jüngstes Gericht malen; man läßt ihm eine eigene Kirche blos zu diesem Zwecke bauen. Zu viel Freigebigkeit, zu große Opfer! Der Gegenstand ist schlecht, es kann schwer ein gutes Bild werden; er fodert eine flache Chorwand, so kann es noch schwerer eine gute Kirche werden. Wieder Andere, von denen die Laune ableitet, beschäftigt man gar nicht; so bleibt Kaulbach, der beiweitem die größten Hoffnungen erregt, ungebraucht, und es ist vielleicht (obgleich das Schade ist) sein wahres Beste. Noch Andere, zu denen die Laune gerade steht, werden überhäuft; so wird Schwanthaler zu Tode gehetzt, dem ohnehin sein luxuriöser Schöpfungsgeist gefährlich ist. Wir werden es vielleicht noch erleben, daß in München mit dem Könige zugleich die Kunst stirbt. Wäre sie populair gemacht worden; wäre Geist und Idee innerlich bei Malern und Betrachtern geweckt worden, statt daß äußerlich blos Werke bestellt wurden; hätte der König seinen Einfluß und seine Begeisterung genutzt, das Volksinteresse, die Vereine zu fördern und aufs Große zu lenken; hätte er nicht die Kunstjünger gleich an gewisse, bestimmte Arbeiten und Pläne gefesselt, sondern sie ausgehen heißen in alle Welt, um Das zum deutschen Eigenthum zu machen, was jetzt als Eigenthum von Baiern, von München, vom Hofe dasteht: so wäre dort ein Werk der Dauer und Unsterblichkeit begründet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lamartine und Novalis.

Das „Monthly magazine" enthält in einer der jüngsten Nummern unter dem Titel: „Christian poets", eine Parallele zwischen Lamartine und Novalis, die von doppeltem Interesse ist, einmal da sie beweist, daß manche englische Literatoren inniger mit der deutschen Literatur vertraut sind als viele deutsche, welche sich jetzt auf dem Forum der Kritik und Journalistik das Wort angemaßt haben; sodann weil sie für den pedantisch-christlichen und altvätrischen, wenn auch ernsten und redlich-wohlmeinenden Standpunkt der englischen Recensenten ein wahres und wahrhaftiges Muster abgibt. Vers. dieser Parallele ist John Oxenford, welchen die Redaction in einer Anmerkung als den Vers. von „The idol's birth-day", „A day well-spent" und anderer erfolgreicher Dramen, als einen tiefen Denker, welcher mit den Sublimitäten Plato's und den Subtilitäten Kant's wohl vertraut ist, empfiehlt. In Deutschland würde man den Kritiker als einen Pedanten und einen zu christlich gesinnten Mann in unsern größern und kleinern Schreiblätthen verfolgen, wie mit Vielen geschehen ist, welche im Interesse des Christenthums als einer kirchlichen Anstalt geschrieben haben; in England dagegen sehen wir, daß die größtmögliche persönliche Freiheit mit einem pedantischen Christenthume und einer altvätrischen Kritik sich sehr wohl verträgt, und daß man keinen Ehrenmann als einfältig und dem Fortschritte der Freiheit hinderlich bezeichnet, welcher als ein Christ alten Styls, aber doch immer als ein edelgesinnter Christ auftritt. Es ist in der That bemerkenswerth, daß die Völker im Zustande ihrer höchsten Freiheit und Größe auch immer gewissen Einrichtungen ihrer Vorfahren, wie den religiösen Formen insbesondere, Achtung bewiesen haben, wie freilich auf der andern Seite ebenso wenig zu leugnen ist, daß die Religion nicht selten auch als Hebel des Despotismus gemisbraucht wurde. Aber Frivolität, Mißachtung der historischen Verdienste und Verspottung der Religion, wie sie jetzt sogar in dem gemüthlichen Deutschland für Zeichen eines großen Geistes gelten, fan-

Digitized by Google

den sich bei einem Volke in der Regel erst zu einer Zeit ein, wo Gemüthlosigkeit, Herzlosigkeit, Selbstliebe, Schnüffelphilosophie und flacher Witz überhandnahmen, um die schon wankenden Säulen vollkommen umzustürzen. Witz und Frivolität sind auch Despoten, welche alle Freiheit und allen heroischen Aufschwung schon in der Geburt zu unterdrücken drohen. Aus der bloßen Skepsis, Krittelei und Mäkelei wird nie die Combination eines wahrhaft großen und freien Staates hervorgehen; sie führen höchstens zur Guillotine, wie hinwieder die Guillotine die ermüdete, blutleer gemachte Menschheit verführt, sich dem Despotismus in die Arme zu werfen, um sich vor ihrer eigenen Wuth und vor sich selbst zu retten. John Orenford's Parallele beginnt mit dem Ausspruche Heine's, welcher im Wesentlichen dahin lautet, daß die classische Schule portraitire, die romantische symbolisire. Orenford meine, daß Heine eine entschiedener Gegner der romantischen Schule sei, was sehr zu bezweifeln ist; denn gegen Heine's Ausfälle auf die Romantiker treten viele seiner eigenen Lieder und Romanzen als gewichtige Zeugen auf; und da er nun, fährt der Parallelist fort, ein Gegner der Romantiker sei, so müsse er nothwendigerweise auch ein Gegner der christlichen Poesie überhaupt sein, denn das Romantische sei nur eine Art des christlichen Genre. Das christliche Genre der Poesie sei durchaus kein niedrigeres als das griechisch-classische; die Gegenstände, die darin behandelt würden, seien sogar erhabener und würdiger, aber eben dadurch finde sich ein Misverhältniß ein zwischen der Darstellung und dem Inhalte, zwischen dem Bilde und Dem, was das Bild auszudrücken bestimmt sei. Der classische Poet beschäftige sich mit den zeitlichen und räumlichen Dingen und habe somit den Vortheil, in seinen Schöpfungen genauer und begrenzter zu sein, da er sinnlich Wahrnehmbares darstelle; der eigentlich christliche Dichter aber suche im Symbole zu fassen, was über Raum und Zeit hinausliegt, etwas Unendliches, Ewiges, Un- und Übersinnliches. Seine Phantasie könne nun wol Symbole schaffen, aber keine Ähnlichkeiten, oder sie verschrumpfe vor der Unermeßlichkeit und Größe ihrer Gegenstände. John Orenford führt hier aus Eckermann's Gesprächen den Ausspruch Goethe's an, daß die classische Schule gesund, die romantische krankhaft sei. Diese Ungesundheit ist, wie weiterhin bemerkt wird, das eigentliche Merkzeichen eines christlichen Charakters; denn der menschliche Geist ist in einem gesunden Zustande, wenn er sich an Dem, was rund um ihn ist, vollkommen genügen läßt und nichts begehrt, was darüber hinausliegt. Das ist nun gar nicht der Fall mit einem Menschen, welcher wahrhaft christlich denkt und empfindet; vielmehr strebt und ringt dieser über den Kreis des Wahrnehmbaren hinaus, er begehrt ein Jenseits, ein Ewiges, denn die irdischen Dinge scheinen ihm zu kleinlich, zu nichtig und vorübergehend, um seine Aufmerksamkeit auf die Dauer zu fesseln. Nachdem der Vers. diese seine Theorie bis zu den ermüdendsten pietistischen Behauptungen, welche aus einem deutschen Tractätlein genommen zu sein scheinen, ausgesponnen, versichert er, daß die Gegenstände des christlichen Gedichtes folgende seien: der Mensch im Zustande des Abfalls von Gott, die Buße und der jenseitige Zustand einer Vereinigung mit oder einer Scheidung von der Gottheit. Das Gefühl der Unwürdigkeit, Gott sich zu nähern, die Tröstungen des Glaubens an Christus, die Hoffnungen und Befürchtungen in Bezug auf einen künftigen Zustand, das sollen, John Orenford zufolge, die Sujets sein, welche sich für den lyrischen Ausdruck besonders eignen. Hierauf kommt der Parallelist auf Symbole und Allegorien überhaupt zu sprechen, auf Milton's „Verlorenes Paradies" und Klopstock's „Messiade"; namentlich tadelt er in Klopstock's Gedichte die gewöhnliche Zierath, womit der Dichter im ersten Gesange den Himmel ausgeschmückt hat, indem er Sonne auf Sonne, Strahlen auf Strahlen häuft, um das Unmögliche selbst möglich und wie der Himmel eigentlich aussieht deutlich zu machen; aber Klopstock's Phantasie, sagt der Kritiker, fülle hier nur die Fässer der Danaiden. Er gibt überhaupt zu, daß, was das Epos betrifft, der christliche Dichter auf einem ungleichen Boden mit dem griechischen stehe, daß auch das Drama kein genügender Rahmen für den Ausdruck religiös christlicher Anschauungen sei, eben weil das christliche Gemüth nach dem Unendlichen strebt und den Rahmen jeder epischen oder dramatischen Form durchbricht. Die Lyrik dagegen eignet sich vorzüglich zur Einkleidung christlicher Ideen, da sie der subjectivste Ausdruck der Gefühle ist. Unter den erzählenden Formen ist dazu die Ballade noch am besten geeignet, weil sie das Epische mit dem Lyrischen verbindet. Mr. Orenford kommt hier mit einem kühnen Sprung von seiner Definition des christlichen Genre in der Poesie auf Uhland's Ballade: „Das Schloß am Meere", wahrscheinlich um seine Kenntnisse im Deutschen zu zeigen, wie es denn überhaupt den Anschein gewinnt, als würde das Deutsche von den Ausländern behandelt wie von uns das Griechische und Lateinische, als eine gelehrte Sprache, um mit Citaten und Hinweisungen zu prunken. Mr. Orenford hat freilich den rein lyrischen Zug in dieser Ballade sehr wohl genhnt und macht zugleich die Bemerkung, daß die Deutschen an rein lyrischen Gedichten vielleicht reicher wären als irgend eine andere Nation, und in gleichem Maße an Romanzen.

Nach dieser hier in gedrängtem Auszuge mitgetheilten Einleitung zieht der deutschgelehrte Brite die ersten Linien zu seiner Vergleichung zwischen Lamartine und Hardenberg-Novalis, nämlich zwischen des Franzosen „Premières méditations" und den „Hymnen an die Nacht" und den geistlichen Liedern des Deutschen. „Beide Liedersammlungen", sagt er, „sind die Erzeugnisse sehr junger Männer; beide sind mit einem tiefen religiösen Gefühle ausgestattet; beide klagen der alten gläubigen Zeit nach, die im Verschwinden ist; beide erblicken jenseit des Grabes den Ruheplatz für Die, welche dieser Welt müde sind. Aber Lamartine erscheint wie ein eleganter Melancholikus, welcher über die Gegenwart seufzt und nach der Zukunft tangert, in allen seinen Gedichten ist eine abendliche Färbung wahrzunehmen, er ist vorzugsweise der Sänger des Abends, wie Novalis vorzugsweise der Dichter der Nacht ist. Novalis verharrt nicht so lange in dem Zustande sanfter Übergänge, er stürzt sich mit einem Male in die Nacht; er gibt sich nicht so damit ab, die Welt hinschmelzen zu sehen, er glaubt sie schon abgeschüttelt zu haben, glaubt, als wäre es so, im Reiche der Unendlichkeit zu stehen. Es läßt sich auf seine Gedichte jene Definition anwenden, womit ein Irländer die Nachlaßwerke eines Schriftstellers als „Werke, die er geschrieben hat, nachdem er gestorben war", definirt hat. Man glaubt, wenn man sie liest, wirklich einen vorhergegangenen Tod des Dichters annehmen zu müssen. Er ist nicht der Dichter des Todes, wie Heine den Dichter Arnim genannt hat, sondern ein death-poet, dessen Todesschlaf mit Träumen durchflochten ist. Lamartine dagegen haftet an der Erde, nur daß er fortwährend auf den Himmel seine Blicke richtet. Lamartine ist der Dichter der Hoffnung, mit einem Anstrich von Verzweiflung hier und da; Novalis der Dichter des Glaubens, seine geistlichen Lieder gründen sich auf die Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Bei Novalis ist Alles unbestimmt, wie die Gestalten eines Traumes unbestimmt sind, ja sein Hymnus selbst ist ein Traum, Novalis ist ein Träumer." Man sieht, daß die Parallele selbst, die wir hier mit Ausschluß der aus Lamartine und Novalis übersetzten Stellen mitgetheilt haben, geistreicher ist als die ganze langgedehnte Einleitung, deren kurzer Schweif die Parallele ist. 108.

Literarische Notiz.

Mit dem 1. Juli ist in London der erste Theil von Monstrelet's Chronik mit Anmerkungen und Holzschnitten erschienen. Das Werk, bekanntlich eine Fortsetzung Froissart's und einen Zeitraum der europäischen Geschichte von 55 Jahren in einer genauen, sehr treuen und zugleich anziehenden Erzählung umfassend, ist auf 12, höchstens 13 Bände berechnet. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 215. — 3. August 1839.

Venetianische Briefe über ntudeutsche und altitalienische Malerei.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

7.

Was hätte München werden können, wenn ein freier, geradee, wahehaft überlegenee Kopf das neue Leben dort erzogen und entwickelt hätte! Man hatte nicht allein ein Gebiet für die ausübende, eine Schule für die lernende Kunst hier, auch eine Schule der Wissenschaft ward gegründet und die Gelegenheit allgemeiner geistiger Bildung gegeben. Aber statt daß man in dieser Universität, eben der Kunstnachbaeschaft wegen, den eigentlichen freien Künsten ein Übergewichr, der ganzen Anstait den möglichst liberalen und ästhetischen Charakter gegeben hätte, machte man sie noch mehr als die andern zu einer Erziehungsanstalt von Staatsknechten und gewöhnte die Studirenden an die nöthige Geduld und an den Frohndienst häufigee Examina. Ich sage es mit dem Frieden der trefflichen einzelnen Männer an dieser Universität, die ich nicht beleidigen kann, die es seibst zu gut wissen, daß es bei Universitäten nicht auf Einen und nicht auf Zehn gute Lehree, sondern auf einen guten Geist ankommt, den nicht Einer und nicht Zehn da geben können, wo man einen mönchischen Geist mit aller Gewalt einflöheen will, der ein- füe allemal kein guter Geist ist; ich sage es mit ihrem Frieden, daß diese Universität eine Todgeduet und sogae zugleich etwas von einer Misgeburt ward. So ging füe München dieser seine Verband zwischen Wissenschaft und Kunst verloren, der durchaus sein mußte, wenn je etwas aus unserer Malerei werden sollte; ein Verband, der eigentlich nie untee uns war. Nue die ersten Maler der neuern Epoche, die Cornelius, Veit u. A. litten den Einfluß dee romantischen Dichtungszeit und standen vielfach mit den Schlegel, mit Niebuhr u. A. in Verbindung. Jetzt ist das abgekommen, und Jedee, der erst einen Baum maten kann, dünkt sich nun viel zu gemacht, als daß er mit einem armen Gelehrten, der noch keinen Strohhalm zeichnen kann, weiter verkehren, ihm gar ein Urtheil über seine Kunst zutrauen sollte. Das hättest du uns auch sagen sollen, guter Vasari, daß zu deiner Zeit weit andere Leute darübee weit anders dachten als jetzt so viele unseree dürftigen Pinseler. Da suchte man Menschenkenntniß in allen Classen von Menschen, während man jetzt meint, die menschliche Natur auswendig und inwendig zu wissen, wenn man eine Zeit lang mit römischen Landsamilien gelebt und mit römischen Modellen verkehrt hat. Heute vergnügt man sich mit sich selbst und etwa mit einem gleichen Schritt gehenden Gefährten und denkt, es seien gute alte Zeiten gewesen, vielleicht auch ein bischen einfältige und umständliche, als Rafael seinen Bembo consultirte, Michel Angelo mit Hippolyt von Mediti umging, Tizian des Arioste Freund war und von Pietro Aretino künstlerischen Rath annahm, da Sebastian del Piombo mit Franz Berni, Fra Bartolomeo mit Savonarola, Giulio Romano mit Castiglione verkehrte und jeder Andere einen andern Mann der Wissenschaft und Bildung suchte, Jeder begierig nach neuen Quellen geistiger Nahrung, während jetzt ein Jedee sich selbst suffizient und klug genug ist.

8.

Und wenn man sich denn nur bereitwillig zeigte, unter- und voneinandee zu lernen! Aber die Seldstgenügsamkeit geht auch dahin über. Wenn Einer nur erst ein Manierchen hat, so ist er selig in sich und läßt die neuen und die alten Meister Meister sein. Noch habe ich unter allen unsern neuern Künstlern ganz wenige kennen gelernt, bei denen ich beobachtet hätte, daß sie eigentlich fortschritten, fortschreitend in Alter und Fertigkeit auch Manier und Charakter der Kunst änderten. So ist Veit nach dem Urtheil weit anderer Kenner als ich bin sogar zurückgegangen in seinen frankfurtee Fresken; so ist Cornelius in seinen letzten Werken derselbe geblieben, der er voe zwanzig und mehr Jahren schon war. Noch weniger finde ich, daß man verschiedenen Objecten gegenübee verschiedene Manieren annähme, was erst die Probe ist, daß Einee feei von Manite überhaupt ist. So ist Schnorr in den Nibelungen und im Ariost einer und derselbe, obgleich die Gegenstände unendlich voneinandee abstehen; dagegen hat sich Rafael, hat sich Tizian vor veeschiedenen Gegenständen je nach deren Aet verwandelt; es haben sich Beide, des Lernens oder des übermüthigen Versuchs wegen, in die Manieren anderer Meister hineingearbeitet; denn eben hierdurch gewinnt die Selbständigkeit, daß sie sich einmal aufgeben lernt, ohne sich überhaupt aufzugeben, daß sie sich in ein Anderes verlieren kann, ohne sich selbst zu ver-

Digitized by Google

lieren, daß sie ausschweifen und zu sich selbst zurückkehren kann. Was wäre es für eine reiche Aufgabe für Cornelius gewesen, in jenen Malergeschichten in der Pinakothek sich jedesmal der Manier des jeweiligen Künstlers anzuschließen; ein Fall, in dem die Nachahmung des Alten, die ja sonst so geschickt betrieben wird, gewiß ebenso angewandt und anerkannt gewesen sein würde, als sie sonst verwerflich ist. Aber freilich, wie furchtsam sieht es in dieser Halle aus, wo man schöne große Wände mit häßlichen Farben bestrichen und an der schwer zu sehenden Decke dürftige Bilder unter kecke Arabesken versteckt hat, die auch sonst überall das Beste zu sein scheinen, was dort geleistet wird. Dies Alles schmeckt nicht nach einem echten Ehrgeize, nach jenem Enthusiasmus, der in Italiens schöner Zeit gewiß nicht mangelte. Es ist eine gewisse Schläfrigkeit, ein Schlendrian, eine mechanische Thätigkeit, ja ganz eigentlich eine gewisse Pedanterie und Philisterei unter den deutschen Künstlern, wie man sie unter den Deutschen freilich gewohnt ist, unter den Künstlern nicht gewohnt sein sollte, weil sie sich zur Kunst am wenigsten eignet. Man malt, man lernt — nun ja; es ist aber so gar kein Schwung darin. Man leiht sich gegenseitig Blätter zum Durchzeichnen, Gewänderstudien, Costume: Alles nur Mittel zur gelegentlichen Anbringung! Nicht daß man zu entlehnen suchte, was wirklich schön ist, blos um deswillen, weil es schön ist und das Auge bildet. Rafael ist berühmt durch seine Bereitwilligkeit zu Aushülfe geworden, und wieder hatte er zahllose Hände in aller Welt geschäftig, um sich einen Reichthum des Schönen aus aller Welt und Natur zuzuführen. Solche energische Mittel braucht man nur, wenn man energischen Willen zu großen Leistungen hat. Das machte es Rafael möglich, kleine Eitelkeiten zu verachten und sich heute zum Schüler des Perugin, morgen zu dem von dessen Feinde Michel Angelo zu erklären, jetzt von dem frommen Fra Bartolomeo und dann von dem Weltkinde da Vinci zu lernen. Das machte, daß Tizian auf eine ganze Reihe von Aufgaben immer und immer wieder zurückkommen konnte, Copien, Repliken, veränderte Compositionen machte, nur um endlich sich selbst und der Sache Genüge zu thun. Wer hätte heute so viel Ehrfurcht vor der Kunst und der Wahrheit zugleich, daß er, so groß wie Michel Angelo, seine Schwächen so gern gestände! Wer so viel echtes Selbstgefühl, um ohne blöde Täuschung einem Rafael gegenüber jenes stolze anch'io auszurufen! Wer endlich so viel übertriebene Bescheidenheit wie jener Francesco Francia, der, berühmt, geehrt, von Andern und von sich selbst anerkannt, als er die Cäcilie sah, der Präsumption und seines Eigenglaubens inne ward, sich's schwer zu Herzen nahm und in kürzester Zeit darauf sich niederlegte und starb? Gewiß ein Übermaß der Selbstgeringachtung, das bei vielen Andern viel besser wäre angewandt gewesen als bei Dem!

(Der Beschluß folgt.)

Chinese courtship. In verse. By *P. P. Thoms*. Macao.

Wer möchte bei den allgemeinen Begriffen, die über den Charakter der Chinesen herrschend geworden sind, glauben wollen, daß derselbe der Erhebung und Selbständigkeit der Gefühle fähig ist, daß edle Leidenschaften oft den Wall von Schranken zu durchbrechen vermögen, von denen das Herz selbst in seinen freiesten Pulsschlägen beengt scheint? Und doch lehrt eine immer tiefere Einsicht in die Literatur und das Leben dieses Volks, daß die menschliche Natur allenthalben dieselbe ist, und während wir in den Männern die feigsten und servilsten Sklaven, in den Weibern die entwürdigten Dienstmägde der Männer, in dem Vater der großen Familie, dem Sohne des Himmels, einen selbstsüchtigen Despoten und in den Mandarinen die kriechende, schleichende Bosheit und Falschheit zu erblicken gewohnt sind, staunen wir, wenn die Geschichte uns Beispiele zeigt, wie Minister auf Minister in dem edeln, aber fruchtlosen Kampfe gegen die Fehler eines daebarischen Tyrannen ein Opfer ihres Pflichtgefühls werden, wie ein besiegter Monarch sich selbst das Leben nimmt, damit die Anhänglichkeit seiner Unterthanen dem Sieger keinen Anlaß gebe, seine Familie umzubringen, wie ein Anderer, nach einem zehnjährigen nergeblichen Widerstande mit dem künftigen Thronerben aus dem eroberten Reiche an die Meeresküste getrieben, nach einer letzten Niederlage sich mit dem jungen Prinzen in die Tiefe stürzt unter dem Ausrufe: „Es ist besser als Fürst zu sterben, denn als Sklav zu leben." Auch das Weib erblicken wir oft in einer günstigern Stellung als der sklavischer Unterwürfigkeit, und oft sehen wir den Fürsten, dessen Herz von Liebespein und Regierungssorgen gleich getheilt ist, von ihr beherrscht. Namentlich zeigt uns das hier angekündigte Gedicht ein weit freieres, weit natürlicheres Umgangsverhältniß zwischen liebenden Personen, als wir es uns von Chinesen sonst vorzustellen gewohnt sind, da wir uns diese nur unter einer bestimmten Anzahl von Reverenzen einander nahend und jeden äußern Ausbruch, jede heftigere Regung der Leidenschaft durch die ängstliche Beobachtung einer Reihe lästiger Ceremonien unterdrückt denken können. Mit den beiden Liebenden in diesem Gedichte ist dies nicht der Fall, das uns überhaupt manche bisher unbekannte Züge des chinesischen Lebens enthüllt und, wenn es weniger äußere Einzelnheiten enthält als die von Remusat, Davis und Andern aus dem Chinesischen übersetzten Erzählungen und Novellen, uns dafür mehr von dem innern Zustande und den Sitten des Lebens vor Augen legt als jene, selbst „Ju-Kiao-Li", das ergötzlichste von ihnen, nicht ausgenommen.

Die bekannte Liebe der Chinesen zur Poesie, bei der sie es jedoch noch nicht zum Epos haben bringen können, ist so groß, daß Jeder, der nicht zu den Ungebildeten gehören will, auch Verse macht: ein Zug der literarisch gebildeten Classen, der unzweifelhaft daher rührt, daß in den öffentlichen Prüfungen regelmäßig Themata zur Bearbeitung in Versen aufgegeben werden. Aber ungeachtet dieser allgemeinen Vorliebe für die Versknnst fehlt es Allen, die sich damit beschäftigen, an Erfindungsgabe, und unter den etwa 70,000 Graduirten, die sich alle drei Jahre zur Prüfung melden, ist auch nicht Einer, der sich durch freie Richtung des Geistes und eigene Kraft der Phantasie über die einmal feststehenden Regeln und Gesetze zu reheben vermöchte.

Die Versification bietet manche Eigenthümlichkeiten dar, die nur in einer einsolbigen Sprache möglich sind, so z. B. daß sich in einem vierzeiligen Verse die erste und dritte, die zweite und vierte Zeile Wort für Wort zu reimen pflegen. In achtzeiligen Versen wird unter den vier mittelsten Zeilen eine noch künstlichere Übereinstimmung hervorgebracht, sodaß, wenn die beiden ersten Worte der dritten Zeile einen einzelnen oder zwei verschiedene Gedanken aussprechen, die beiden ersten Worte der vierten Zeile genau Dasselbe thun müssen; ebenso wird es auch mit den letzten drei Worten der mittlern Zeilen gehalten, und je nachdem die dritte Zeile am Schlusse eine, zwei oder drei Begriffe darbietet, muß dies auch in den drei folgenden Zeilen geschehen. Diese Kunst zu reimen steht in

Digitized by Google

hohem Ansehen, gilt aber für sehr schwer. Über den Ursprung und Fortgang der chinesischen Poesie theilt der englische Übersetzer aus einem chinesischen Werke folgende Stelle mit: „Die Poesie nahm nicht erst mit den Gedichten den Anfang, welche den „Schi-king" bilden, denn viel früher noch bestand der „Tien-mo", seit dessen Erscheinen die Nationalpoesie sich beständig hob, bis Confucius im „Schi-king" kommenden Generationen einen classischen Kanon aufstellte. Später bildeten Li-saon's Werke eine neue Ära in der chinesischen Poesie, die bis zur Dynastie Han dauerte, unter der die Dichter Lu und Li das Metrum von fünf einsylbigen Wörtern einführten. Seit der Regierung Hien-ti's 552 n. Chr. sehen wir erlauchte Namen auftreten, von denen Jeder sich sein eigenes Versmaß wählte. Von der Dynastie Tschin bis zum Ende der Dynastie Sup, ein Zeitraum von etwa 70 Jahren, wurden die alten Gesetze der Poesie sehr wenig beachtet und Schwulst wurde der herrschende Geschmack, bis mit dem Beginn der Dynastie Tang die Dichter Tsching und Sung in einem einfachen und natürlichen Style wieder echte poetische Schönheit zeigten. In der Glanzperiode der Dynastie Tang erfreute sich die Poesie einer allgemeinen Pflege, und sie erscheint in dieser Zeit als der Stamm, während die 300 Gedichte des „Schi-king" die Wurzeln, die poetischen Productionen Lu's und Li's die zartern Sprossen, die während Hien-ti's Regierung die Zweige und die während der sechs Dynastien die Blätter bilden" u. s. w.

Was nun das Gedicht betrifft, von welchem das hier angezeigte Buch eine Übersetzung bildet, so führt es im Chinesischen den Titel: „Hwa-tsien", oder das „Blumenblatt", wird von beiden Geschlechtern sehr viel gelesen und an Werth dem „Sesseang", einem anderm Werke über Brautwerbung, fast gleich geschätzt. Geschrieben ist es während der Dynastie Ming, wahrscheinlich von zwei Personen aus Kanton, die zu hoher literarischer Auszeichnung gelangten, und gehört der erzählenden Gattung an wie die meisten Gedichte von größerer Länge. Jeder Vers besteht aus vier Zeilen, jede Zeile aus sieben Worten oder Charakteren; doch kommen Spuren von verschiedenen Arten des Metrums vor. Das Gedicht beginnt einfach und nicht ohne Schönheit folgendermaßen:

Der Abend naht, auf, tritt hinaus ans Geländer und athme
ein die kalte Luft.
Denn der Herbsthauch ist geschwängert mit dem Duft der weißen
Wasserlilie.
Ein einziges Viertel nur von des Mondes Silberscheibe, klarem
Wasser gleich, ist noch zu sehn,
Denn auf der Nacht, heißt es, vermählen sich des Himmels Braut
und Bräutigam. *)

Da es Liebe unter den Sternen gibt und sie sich ehlich beigesellen,
Warum sollte der Mensch Herzweh leiden und von Kälte erstarren?
In der Zeit der Freude und Lust soll er munter sein und fröhlich;
Was sollte ihn hindern, nach einer Perle zu verlangen, oder einer
Blume ihres Dufts zu berauben?

Da Leute von verschiedenem Geschlecht in Eintracht ihr Lebenslang zusammenwohnen können,
Warum sollten wir nicht durch geheime Übereinkunft uns des Verkehrs der Liebe erfreuen.
Die Alten, wenn sie einmal liebten, wollten auch des Herzens Wunsch befriedigen.
Darum sei starken Muths und harre geduldig, bis wir uns geeint.

Nach diesen und einigen andern einleitenden Versen wird der Held des Gedichts, Leang, eingeführt, der Sohn eines Gelehrten,

Dem seine glänzenden Talente dereinst einen Platz in dem strahlenden Tempel des Ruhms verhießen,
Der, ehe er noch das achtzehnte Jahr erreichte, einen literarischen Grad erlangt hatte,
Und nun ungeduldig wartete, mit einem Sprunge vor seinem Kaiser dazustehen.

Er machte diesen Sprung aber nicht, sondern verließ seine alte Mutter und begab sich nach dem, wegen seiner hübschen Mädchen berühmten Chang-chow zu einer Tante, die sich darüber freute, ihren Neffen bei sich zu sehen, „damit er das Gemüth ihres dummen einfältigen Mädchens erleuchten möchte". Vetter und Base essen hier zusammen, „bis ihre Gesichter von Trunkenheit zu glühen anfangen". Auf einem Spaziergange, den er hier bei Mondenschein durch den Garten ins Freie macht, „weht der Ostwind ihm den Ton von einem Schachbrett zu", er geht demselben nach, kommt an das Steingeländer eines Pavillons, und

Da sah er zu seinem Erstaunen zwei liebliche junge Mädchen
Kichernd sitzen und Schach spielen beim Schein des Silberlichts.
Das Haar der Einen, die gen Süden saß, reichte nicht über ihre
Schultern herab.
Wer hätte denken können, daß gleich beim ersten Anblick sein Herz
verwundet sein würde!

Er bringt hierauf seine Kleider in Ordnung und tritt näher, um die beiden Schönheiten in Augenschein zu nehmen. Sie werfen aber, als er hastig aus dem Blumendosket hervortritt, ihr Schachbret fort und fanfen in großer Angst davon. Leang

Konnte blos bemerken, daß, als sie ihre Mandelnaugen auf ihn warf,
Sie der Blume Fu-yung glich und ihre Augenbrauen dem Weidenblatt.
Ein rother Fleck auf ihrem Kinne *) stand ihrer Person sehr wohl.
Während ihre feine Gestalt genügend war, um eines Mannes Herz zu brechen.
Da jeder Hauch der Frühlingsluft ihr Gewand bewegte,
So erblickte er die goldenen Lilien (ihre kleinen Füße), die nicht größer waren als drei Zoll.

Als sie sich umsah mit ihrem lächelnden Antlitz,
Stand er wie vom Tod gerührt neben den Blumen da.
Die Diener aber zogen mit ihrer Gebieterin sich sogleich zurück,
Und Leang schien, auf das Geländer gestützt, wie berauscht.

Die beiden Schwestern faßten sich einander bei der Perlenhand
Und sprachen überrascht nicht ein Wort, sondern traten ein ins duftende Gemach.

Nachdem er eine schlaflose Nacht zugebracht hat, erfährt Leang von seiner Tante, daß die beiden Mädchen, die er gesehen habe, ihre Nichten seien, die Eine, die ihn so entzückt hätte, 18 Jahre, die Andere 15 Jahre alt und diese mit ihrem Sohne versprochen. Der Verliebte sucht nun die Qualen seines Herzens dadurch zu erleichtern, daß er der Flasche tüchtig zuspricht, geht dann auf Erkundigungen aus und ist so glücklich, die Wohnung seiner Angebeteten aufzufinden. Sogleich kauft er für 1000 Goldstücke das nächste Grundstück, führt ein Gebäude auf, „das den Neid der Götter rege machen konnte", lernt den General Yang, den Vater seiner Geliebten, kennen, und dieser, der seiner Tochter Leang zum Manne wünscht, er-

*) Bräutigam: Eine Anspielung auf die Constellationen Tschihnen oder Leier und Kien-new oder Steinbock. Östlich von der Milchstraße ist nach dem Ku-sse-yuen die Constellation Tschihnen's, der großen Tochter Tien-ti's (des Herrn der Sterne). Sehr kunstsinnig wob sie jährlich die feinsten Gewebe und war so eifrig auf ihre Arbeit, daß sie vergaß ihre Person zu schmücken. Tien-ti, ihre Einsamkeit bedauernd, verheirathete sie mit Kien-new, einer Constellation südlich von der Milchstraße. In der Ehe bekümmerte sie sich nicht mehr um die Arbeit. Unzufrieden hiermit, schickte sie der Herrscher (der Sterne) an ihren frühern Aufenthaltsort zurück, und von nun an durfte sie ihren Gemahl nur alle Jahre einmal besuchen, was immer am siebenten Abend des siebenten Mondes stattfand. Tschih-neu wird jetzt von unverheiratheten Mädchen verehrt, um von ihr die Gabe der Stickerei zu erlangen.

*) Soll es nicht heißen müssen: das Roth auf ihren Wangen?

öffnet die Laufgräben wie ein alter Soldat, indem er den Vorschlag macht, daß beide Gärten durch eine Thüre miteinander in Verbindung gebracht werden sollen. Seine Frau ist damit einverstanden. Nach einer geheimen Unterredung mit ihrer Gebieterin Yaou-sien, der Geliebten Leang's, kommt hierauf Yun-heang, eine Dienerin derselben, in Leang's Garten, begegnet diesem wie zufällig, versucht zu fliehen, wird aber von ihm festgehalten. Sie erfährt hier in einer Unterredung mit ihm, daß er keinen Thee mehr trinkt, weil alle seine Gedanken sich nur mit der Göttin des Mondes beschäftigen, und durch ein paar Thränen, die der Schlaue geschickt hervorzurufen weiß und wie verstohlen wieder abzuwischen sucht, wird die Theilnahme der Dienerin für ihn gewonnen. Auch Yaou-sien, die bisher immer ganz kaltblütig behauptet hat, Leang werde verrückt werden, fängt an Mitleiden mit ihm zu fühlen, bedauert, daß den Sohn eines so vornehmen Mannes u. s. w ein solches Loos treffen sollte, und gesteht dann ihrer Dienerin im Geheimen, daß sie ihn liebe:

„Als ich dich den Faden von seinem verwundeten Herzen abwickeln hörte,
Da säetest du den Samen der Liebe und machtest, daß ich ihn bemitleidete."

Sie hat hierauf eine schlaflose Nacht, läßt sich am andern Morgen bereden, in ihren Garten und auch in den Leang's zu gehen, „da derselbe noch nicht wach sein werde"; unglücklicherweise ist er aber schon wach, und es kommt zwischen den beiden Liebenden zu folgender Unterredung:

„Vom ersten Augenblick, wo ich Euch sah, sagte Leang, fühlte ich die tiefste Liebe für Euch,
Doch haben wir bis zu unserm gegenwärtigen Zusammentreffen nie ein Wort miteinander gesprochen."

Als seine aufgeregten Lebensgeister wieder ein wenig beruhigt waren, sprach er zu ihr:

„Wie glücklich bin ich, daß ich so von Angesicht zu Angesicht mit Euch sprechen kann.
Um Eurer Schönheit willen, Fräulein, bab' ich lange still getrauert
Habe beständig hinausgeschaut, um Euch zu sehen, die Göttin des Mondes."

„Ich hatte beschlossen, den Tod zu suchen, aus Liebe für Euch, Fräulein,
Da keine Zusammenkunft den Qualen meines Herzens Linderung gewährte.
Heute, wo ich so glücklich bin Euch unter den Blumen zu sehen,
Glaube ich, daß das Schicksal unsere Vereinigung beschlossen hat" u. s. w.

Yaou-sien erröthete und gab ihm zur Antwort:

„Wir haben uns getroffen unter dem Pflaumenbaume und unter den Melonen.
Ihr, Herr, der Ihr ein Gelehrter seid und aus einer so achtbaren Familie,
Pflegt in Eurem Studirzimmer den Honig aus den Werken der Alten zu saugen;
Ich bin nur ein Wesen, das zurückgezogen in seinen Zimmern lebt,
Und das nun seiner Kindheit an Tag für Tag mit der Nadel gearbeitet hat."

„Was Heirathsangelegenheiten betrifft, so leben meine geehrten Ältern noch
Und unnöthig ist es daher für ihre Tochter, in Verwirrung davon zu sprechen.
Von den Gebräuchen, die uns durch Gewohnheit binden, können wir uns nicht losmachen.
Zuerst muß ich die Einwilligung meiner Ältern haben, dann zunächst die des Himmels" u. s. w.

Leang will aber hiervon nichts wissen und fährt dann fort:

„Gesetzt wir hören auf unseres Vaters und unserer Mutter Rath,
Dann muß unsere Verbindung von den ungewissen Nachrichten der Zwischenträger abhängig werden.
Unter den Dingen dieser Welt ist Vieles unangenehm:
So, wenn ein tugendhaftes Weib einem dummen Manne zu Theil wird, ist sie nicht mitleidenswerth?
Laßt uns daher noch diesen Morgen, meine Theuere, den Eid ablegen,
Daß, ob wir im Studirzimmer oder im einsamen (Frauen) Gemach sind, wir unserem Gelübde treu bleiben wollen.
Leang-sang, wenn er Euch, Fräulein, nicht zur Frau bekommt,
Schwört, nie mit einer Andern sich zu vermählen, sollte er auch so glücklich werden wie die Vögel Fung und Hwan."

Yaou-sien erwiderte mit einem schlauen Lächeln dem jungen Herrn:
„Alle Ehen sind sie nicht in voraus schon bestimmt?
Die Alten sagen, wem die Ehe nicht beschieden ist, der bleibe ledig.
Denn ob du verheirathet leben sollst oder nicht, das hängt allein vom Himmel ab."

Indem sie hier das Haupt erhob, bemerkte sie, wie die Sonne auf das Geländer des Ta-wei schien,
Und fing an zu fürchten, daß ihre Diener in den Garten kommen möchten.
Obgleich ungern, konnten doch die Beiden nicht umhin, sich jetzt zu trennen,
Und Leang-sang, seinen Kummer unterdrückend, zog sich in sein Zimmer zurück.

Bei einer zweiten Zusammenkunft legen sich die beiden Geliebten das Gelübde gegenseitiger Treue ab:

Aus seinem Ärmel zog er dann ein Blatt sehr schönes Papier,
Worauf er das Ehegelübde zu schreiben gedachte.
„Von unserem Gelübde", sagte er, „soll Jeder, Ihr und ich, eine Abschrift haben" u. s. w.

„Mag ich", fuhr Leang fort, „wenn ich diesen Eid breche, unter dem Schwert sterben,
Auf immer herabfahren in die Hölle und nie wieder die Welt betreten.
Mögt Ihr, wenn Ihr Euer Ehegelübde nicht haltet, in den Fluten sterben,
Oder nur mit genauer Noth der Art entgehen, daß sie Euer Haupt nicht von Eurem Rumpfe trennt."

Des Liebhabers feuriger Ungestüm wird hierauf von dem Mädchen noch immer in den gebührenden Schranken gehalten; nichtsdestoweniger verplaudert sie die ganze Nacht bis zum andern Morgen mit ihm.

Es ist ein merkwürdiger Zug aller bisher aus dem Chinesischen übersetzten Erzählungen, der sich auch in diesem Gedichte wiederfindet, daß der Held zu der ersten noch eine zweite Frau nimmt. Jede der beiden Nebenbuhlerinnen klagt dann eine Zeit lang darüber, daß ihr ihr Gemahl nicht ausschließlich mehr angehört, bis sich auf der letzten Seite findet, daß er noch gar nicht verheirathet ist und sich nun mit Beiden vermählt. Herr Davis will indeß behaupten, daß die zweite Frau eine bloße Magd und die erste die eigentliche Herrin des Hauses sei wie in mohammedanischen Ländern.

Selbstmord scheint sehr gewöhnlich in China, und von Helden und Heldinnen wird er im Unglück stets als ein allbereites Rettungsmittel angesehen, zu dem sie immer am liebsten ihre Zuflucht nehmen. Das hier angezeigte Gedicht enthält mehre Fälle der Art. Verheirathung mit einem zweiten Liebhaber, wenn der erste gestorben oder untreu geworden ist, zieht für eine Frau den Verlust der Ehre nach sich; einer Witwe dagegen, oder vielmehr einer Frau, die Witwe geworden ist, ohne verheirathet gewesen zu sein, und standhaft jede Wiederverheirathung ablehnt, wird ein Triumphbogen errichtet und ihr Andenken in den Annalen der Reichsgeschichte aufbewahrt. Überhaupt werden alle Beispiele von Privattugend sorgfältig aufgezeichnet, um noch lange zum Muster und zur Bewunderung zu dienen. 145.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 216. — 4. August 1839.

Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 215.)

9.

Wenn du so weit gelesen und nicht im Aeger über meine Lästerungen bereits die Briefe weggeworfen hast, so soll deine Geduld hier belohnt werden. Ich will dich überzeugen, daß ich nicht dies zum Schimpfen bestimmt bin, und daß, wenn ich schwarz zu sehen den Anschein habe, mir's doch nicht eben lieb ist, schwarz zu sehen; vielmehr daß, wenn ich finster über die Lage unserer Kunst gestimmt bin, es darum ganz vorzüglich ist, weil ich so viel Anlage gewahre, die so sehr heitere Aussichten verspricht, und weil ich diese Aussichten nur durch gar so viele üble Verhältnisse im Publicum und unter der Künstlerschaft verdeckt sehe. Wenn man unsere neue Kunst mit der gleichzeitigen französischen und italienischen vergleicht, so fühlt man sich sogleich in einem Elemente junges Lebens, während man dort mit abgelebten Kräften schaffen sieht, die nur der allgemeine Trieb der Zeit mit dürftigem Nahrungssafte noch einmal erreicht hat. Vergleichen wir uns aber auch nur mit uns selbst, und denken uns um 40 Jahre in unserer Kunstgeschichte zurück, so wird sich gewiß ein Jeder stolz gehoben fühlen, der da überblickt, was in so kurzer Zeit geschehen ist. Was waren das für magere Jahre, als Goethe an den „Propyläen" schrieb, als er seine Bewunderung den altväterischen Meistern schenkte, die wir im raschen Fortschritte schon vergessen haben; als ein Mann von diesem Kunstgeschmacke noch so unsicher war, daß er sich von seinem Freunde Meyer und dessen einseitigem, beschränktem Urtheile dominiren ließ, als sie ihre ärmlichen Kunstausstellungen einleiteten und classische Erfindungen ärmlicher Maler unter affectirtem Pompe mit dem Preise krönten, bis sich dann allmälig die Welt über dies Wesen anfing lustig zu machen, bis sich der patriotische Enthusiasmus gegen die tyrannische Classicität setzte und die romantische Dichterschule einen lebendigen Schwung den alten eingefrorenen Satzungen entgegenhielt, die von Winckelmann und Mengs hier übrig geblieben waren. Die romantische Schule hat das Verdienst, unsere bildende Kunst wesentlich geändert zu haben. Sie that es nicht mit freiem Bewußtsein, sondern Alles war dabei organischer Trieb des Nationallebens. Die Dichtung stand auf einer Höhe, von wo aus sie nothwendig zurück oder irre gehen mußte. Sie that beides durch die Romantiker. Aber indem sie die Dichtung verdarben, gaben sie zum Theil durch dieselben Eigenthümlichkeiten, die hier verderblich waren, der bildenden Kunst einen neuen und förderlichen Impuls. Es ist der simpelste und einfachste Gang der Naturentwickelung, den unsere gesammte Kunst seit dem vorigen Jahrhunderte genommen hat, und das ist eben Das, was zum Trotz der Zeiten, deren materielle und prosaische Tendenzen kaum mehr etwas im Reiche des Schönen erwarten ließen, unsere Musik und Dichtung so herrlich gemacht hat; eben dies, eben diese natürliche Entwickelung ist's, die mich auch für unsere bildende Kunst so Vieles erwarten läßt, weit mehr, als mich das bisher wirklich Geleistete erwarten ließe. Unsere wiederbelebte Kunst begann in Händel's und Bach's Zeiten mit der Musik, mit dem Unfaßlichsten, Unplastischsten. Sie ging auf die epische und lyrische Dichtung, auf das Articulirtere über. Sie wandte sich von da auf das noch sinnlichere, zwei Sinne zugleich befriedigende Drama. Von da gibt's innerhalb der Dichtkunst keinen weitern Fortschritt, wol aber in der Kunst überhaupt. Wir sehen, der natürliche Zug geht von dem Ätherischen zum Festen, von dem Hörbaren zum Sichtbaren, vom Sichtbaren zum Greifbaren. Derselbe Trieb, der die Dichtung auf das Drama führte, führte die Kunst überhaupt aufs Plastische über, sowie umgekehrt im 16. Jahrhundert die Höhe der bildenden Kunst nothwendig das Schauspiel bilden mußte. Es ist die Eigenthümlichkeit der Romantiker gewesen, daß sie die Poesie und Kunst mit den Händen greifen wollten; sie wollten *versinnlichen* und *realisiren*, was in der Dichtung das Wort besagt. Dies brachte die mannichfaltigen Verkehrtheiten ihres Lebens und Strebens hervor, da, wo sie diesen ästhetischen Sinn auf gesellige, staatliche, moralische Verhältnisse übertrugen; da, wo sie ihn auf Ästhetisches richteten, waren sie außerordentlich anregend. Von ihnen aus datirt es sich erst, daß der auffallende Ungeschmack in Leben, Tracht, Hausrath und allen möglichen Beziehungen sich plötzlich brach, daß die Schönheit auch außer dem Buche und dem Romane gesucht ward. Erst hier kann die Malerei beginnen; früher kann sie nur keimen und in verfrühten Sprös-

Digitized by Google

sen zeigen, daß sie nicht völlig unter dem Grunde erstarrt ist. Dasselbe, was die Romantiker zur Ausbreitung des Dramas und zur Begründung der Bühne antrieb, mußte sie auch zur Begünstigung der Malerei treiben. Eben wie im Drama das allgemeine Geschäft war, den französischen Geschmack zu brechen, so mußte dieselbe Aufgabe für die Malerei gestellt werden. Die Romantik lieferte neue Ideen und belebte die Kunst innerlich, während sie vielleicht äußerlich veranlaßte, daß im Technischen hier und da Rückschritte geschahen.

10.

Nicht allein in diesen neuen Keimen unserer bildenden Kunst herrscht jene Natürlichkeit und gleichsam Nothwendigkeit der Entwickelung, die uns behaglich zusehen und Vertrauen gewinnen läßt, sondern auch in den Örtlichkeiten, in dem Grunde und Boden, den sich die neue Pflanzung suchte, wird ein ähnlicher richtiger und gesunder Instinct sichtbar. Im vorigen Jahrhunderte war die Malerei bei uns ungefähr auf dem Standpunkte, wo die Dichtung im 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts war. Sie war in den Händen von Einzelnen, gleichsam von mechanischen Gelehrten, sie hatte all Das von der Gelehrsamkeit zu leiden, was die Dichtung im 17. Jahrhunderte auch; die Verbindung von Mengs und Winckelmann hat in der Verbindung von Dichtung und Wissenschaft im 17. Jahrhunderte sehr reiche Analogien, und die ganze Stellung von Mengs und Hagedorn sieht aufs Haar den Rollen ähnlich, die Opitz und Buchner in der Geschichte der Poesie spielen. So war bis auf die Romantiker Alles in der historischen Malerei, wie auch Raczynski bemerkt, von der Oper, dem Schauspiele, der Antike beherrscht, gerade wie die Dichtung bis zu Gottsched's Zeit. So theilt denn auch die Malerei im 18. Jahrhunderte das Local mit der Dichtung in jenen Zeiten. Wir finden sie theils in Sachsen, theils in der Schweiz und Tirol besonders ansässig. Hier geschahen jene großen Anstrengungen, die Kunst mit Folianten und Wörterbüchern aus dem Schlafe zu wecken. Aber hier freilich waren keine Orte für die Kunst. Sachsen und die Schweiz haben für die moralischen Regenerationen von Deutschland unendlichen Segen gestiftet, aber für die ästhetische Bildung unendlichen Schaden. Die deutsche Kunst hat allgemein von Urzeiten her zwei Hauptstätten gehabt, das westliche Niederdeutschland und das mittlere Süddeutschland. Als sich die Dichtung von da nach Östreich, Böhmen, Schlesien, Sachsen zog, war sie nicht allein local, sondern auch dem Wesen nach ganz verirrt, obwol die Wanderung nothwendig war, damit der alte vielgebrauchte Boden eine Welle brach läge und neue Kräfte sammelte. Erst als mit Klopstock und Wieland die Poesie in jene alten Heimaten rückkehrte, erst da ward unsere neue Dichterzeit. Genau so ging es mit der Malerei. Wir haben die zwei alten Stätten bildender Kunst in Köln und Nürnberg, in eben diesen Theilen Deutschlands. Hier ist die Malerei von Urzeit her zu Hause. Erst als sich Kunst und Kunstinteresse hierher zogen, hier erwachten, erst da begann auch eine neue Malerzeit zu werden. Dies ist nicht durch die Romantiker geschehen, eher sind durch Das, was sich in diesen Gegenden für die Malerei bewegte, die Romantiker hervorgerufen worden. Am Niederrheine, in Düsseldorf, war unter den Jacobi, Laroche, Heinse, Merk, Goethe, Forster u. A. vielfaches Interesse für die Kunstschätze in Düsseldorf und in den Niederlanden rege. Diese Kreise waren gleichsam erst die Wiege der Romantiker, zunächst der Stolberg, die in ihrer italienischen Reisebeschreibung unter den Ersten auf Besprechung von Gemälden eingingen. Dann wirkte besonders Forster mit seinen rheinischen Ansichten zur Aufnahme der Kunstliebe mit. Die Boisserée sammelten hier ihre deutschen Antiken, und ihre Wanderung von hier aus nach Heidelberg, Stuttgart und München sowie die Versetzung der düsseldorfer Galerie ist ungemein charakteristisch: sie knüpfen ein natürliches Band zwischen diesen beiden Kunstlocalen, die nun nachher durch die Akademien in Düsseldorf und München gleichsam neu fixirt wurden. Schade, daß zu diesen so natürlichen Verhältnissen Misstände von großer Bedeutung hinzutreten mußten. Über München habe ich meine Meinungen angedeutet; Düsseldorf kam in preußische Hände. Aber Preußen ist so wenig wie Sachsen der Staat, dessen Regierung der Kunst geistige Impulse, mächtige innere Triebkräfte, andere als materielle Förderungen geben dürfte. Nicht weil es protestantisch ist, sondern weil es zu verständiger Natur ist; weil es auch für die Poesie nie anders mitgewirkt hat, als so weit es durch den Verstand, schädlich oder nützlich, möglich war.

11.

Der Keim war gelegt, der Boden war gefunden; wir haben gesehen, wie glücklich beides. Die Anlage, die Natur war gut; es kam darauf an, wie die Pflege, die Erziehung werden sollte. Eins ohne das Andere hilft nicht viel. Es kam darauf an, wie der Herr des Gartens (die Nation) für seine Saaten sorgen, und wie die Gärtner dann (die Künstler) ihre Pflicht erfüllen würden. Was nun das erstere angeht, so hat man dem Herrn von jeher viele Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit vorgeworfen und hat ihm alles Üble nachgesagt. Ich möchte ihm recht viel Gutes nachsagen, schon weil ich natürlicherweise auf seiner Seite mehr als der der Gärtner stehe. Der gute Herr hat eine Wüste vorgefunden; es haben so viele Arbeiter in seinem Weinberge gereutet und gedüngt und goldene Trauben verheißen, und er hat sie lange sämmtlich als ungetreue, gottlose Knechte erfunden. Der Herr versteht nichts von der Gartenkunst, das ist ganz in der Ordnung, darum muß sie ihm der Gärtner, der ihm Liebe dafür einflößen will, gemächlich beibringen; er läßt ihn dafür auch frei mit seiner Kunst schalten und walten. Der Herr versteht sich natürlicherweise auch nicht auf die Wahl der Bauleute, die Rechtlichkeit und Tüchtigkeit muß ihm entgegenkommen. Es ist genug, wenn er nur Raum läßt zur Bearbeitung, und wenn er Auslage und Mühe vorerst nur billig und mäßig bezahlt, bis er einmal sieht, daß wirklich ein schöner Flor hervorquillt, ein reicher Wuchs aufschießt, eine reife Frucht in Aus-

Digitized by Google

ficht steht. Wohlan, nun wollen wir Rechnung halten. Es fanden sich die tüchtigen Künstler in jener Generation von Cornelius, Overbeck und den Andern. Ich meine nicht, daß sie sich über ihre Behandlung zu beschweren hätten! Dennoch fanden sie nicht eigentlich den Weg in das innerste Herz der Nation. Ich glaube dir hernach sagen zu können, warum nicht. Auf das frischeste Wirken dieser Generation erfolgte ein Stillstand, der neue Nachwuchs trat nicht so schnell hervor, als man hätte denken sollen. Es war keine äußerliche Ursache zu finden; es mußte einzig darin liegen, daß der eingeschlagene Weg weder den Künstlern noch der Nation recht zusagte. Plötzlich geschah ein neuer erster Schritt fast von Künstlern und Publicum zugleich. In demselben Maße wie die düsseldorfer Schule heraustrat, welche im Vergleiche zu den münchener Hofmalern die populairere war, so trat auch ein ganz neues Kunstinteresse in die Nation. Es wäre thöricht zu sagen, daß dies das Werk der düsseldorfer Bilder gewesen wäre. Vielmehr war es gleichsam ein Moment, wo ein lange glimmendes Feuer aufloderte; es trat dem Volke gewissermaßen ins Bewußtsein, daß an die Stelle der verdorrten Dichtkunst ein neuer Zweig gelmpft werden konnte. Mangelte dem aufgehenden Feuer noch etwas, so gaben es die Jahre 1830 — 32 hinzu. Du gehörst doch nicht unter Die, die Krieg und Bewegung in der Welt für den Tod der Kunst halten? Wenn du es gut mit dir selbst meinst, so wünsche uns ähnliche Zeiten wieder; nur daß sie immer wie jene als ein mild befruchtender Regen eintreten, nicht als ein Hagelwetter, gegen das wir nicht schirmende Ableiter breit hätten. Diese Erscheinung, dies Populairwerden der Kunst war von all den begünstigenden Momenten, die ich anführe, weit der bedeutendste und hat die Anlage, weit der großartigste zu werden. Es war so die echt deutsche Natur und Art, die in jenen Kunstvereinen heraustrat, welche nun, überall wetteifernd, ganz neue Mittel eröffnend, neue Wege und Aussichten zeigend, eine neue Richtung des Volksgeistes beurkundend, sich bildeten. Die materielle feste Grundlage, die leider überall das unumgänglichste ist, war hiermit nicht allein den Künstlern gegeben, die in der Ideenzeit der Romantiker noch immer in der Luft schwebten; sondern (so sehr hat jede Sache ihre verschiedenen Seiten) zugleich war die innerlichste Grundlage der Kunstbildung dem Volke gegeben, ohne die der Kunst gleichfalls nirgend, selbst nicht in München, eine Dauer und ein Raum zur ruhigen Entfaltung gesichert war. Man fand das Mittel, dem Publicum in Masse Bilder vorzuführen, zuzuführen und es durch Kupferstiche und Lithographien in das Reich des sinnlich Schönen einzuführen. Wie viele Nachtheile die Vereine für die Künstler bringen mögen, für den Kunstsinn im Volke sind sie von ganz unberechendarem Vortheile, und die Volksthümlichkeit der Malerei zu begründen waren sie das einzig denkbare Mittel. Unsere Dichtkunst und Musik sollte nicht unter dem Schirme augusteischer und mediceischer Höfe aufblühen, sondern unter dem freien Himmel des Volksinteresses; und so verschmäht auch die Malerei allmälig die ausschließliche Protection der Fürsten und wirft sich der Nation in die Arme. Unser Schicksal ist nicht Reichthum und Fülle; wir griffen zu dem uralten Auswege, der von jeher in deutschen Landen alles Große gefördert hat, wir schlossen uns in Corporationen zusammen, um die neue Kunst zu pflegen. Und wahrlich, es geschah in Einem Jahrzehnd viel, den Kunstjüngern zu danken und sie zu ermuthigen. Und diesem Volke will man Mangel an Kunstinteresse vorwerfen! *) 87.

Narratio de Carolo Dav. Ilgenio, scholae provincialis Portensis olim rectore. Annalibus gymnasii Hammoniensis praemisit atque iterum edidit *Reinhardus Stern*. Hamm, Schulz. 1839. Gr. 8. 8 Gr.

Besonders um die zahlreichen, im deutschen Vaterlande zerstreut lebenden ehemaligen Schüler des Mannes, der der Hauptgegenstand dieser kleinen Schrift ist, auf die letztere aufmerksam zu machen, mögen hier einige Zeilen über dieselbe ein Plätzchen finden. Und allerdings wird die vorliegende Schrift den Schülern Ilgen's, für welche sie zunächst bestimmt ist, insofern, als sie ein lebendiges Bild der kräftigen Persönlichkeit des Mannes und seines kräftigen Wirkens als Rector in Pforte zu entwerfen bemüht ist, sowie durch die Andeutungen über frühere Eigenthümlichkeiten dieser Schule und manche Gebräuche und Einrichtungen daselbst, die sie enthält, nicht nur zur Charakteristik Ilgen's und der Schulpforte von hohem Interesse, sondern auch als ein *μνημόσυνον* an die alma mater nicht wenig willkommen sein. Müssen wir dabei vornehmlich eben die Lebendigkeit der Schilderung anerkennen, die den Mann selbst und seine äußere Erscheinung den Lesern gleichsam in plastischen Formen vor die Augen stellt, so können wir doch ebenso wenig den Tadel unterdrücken, daß der Verf. in Ansehung einzelner Züge, einzelner Striche in seinem Gemälde, auch was die Charakteristik der Schulpforte selbst und des dortigen Schullebens anlangt, offenbar zu weit gegangen ist und die Grenzen des Anstandes etwas leichtfertig überschritten hat, die er gerade hier, seinem von ihm hochgeachteten Lehrer gegenüber, um so gewissenhafter festhalten mußte, und von deren nothwendiger Beobachtung ihn das Urkräftige in dem ganzen Wesen Ilgen's keineswegs entbinden konnte. Belege hierzu finden sich Seite 4, 5, 6, 11, 12, 23, 24, und der aufmerksame Leser wird sie auch daselbst mit leichter Mühe ausfindig machen können. Über das Lob der preußischen Regierung in Betreff der von ihr in Schulpforte eingeführten Reformen (S. 20 fg.) wollen wir gerade mit dem Verf. nicht rechten; indeß lehrt ein Blick in die jetzigen Zustände der Schule wol unleugbar so viel, daß der classische Ruf der letztern in dem nämlichen Grade, in welchem man bei jenen Reformen gewissen Anfoderungen der Neuzeit sich fügen zu müssen gemeint hat, verschwunden ist. Die sprachliche Darstellung der vorliegenden Schrift ist im Allgemeinen als eine sehr gefällige ebenfalls anzuerkennen. 25.

Notiz.

In einer Arbeit: „Über die frühere und jetzige Höhe des Nils", welche am 24. Juli vor der londoner geographischen Gesellschaft gelesen wurde, machte der Verf., Hr. Wilkinson, darauf aufmerksam, daß seit der Anlage von Städten auf der Küste das Delta eine unbeträchtliche und kaum bemerkbare Anschwemmung von Land und Ausdehnung in das mittelländische Meer erlitten hat, daß dagegen das Bett des Flusses sich von Jahrhundert zu Jahrhundert hebt, im Verhältniß damit auch das

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Digitized by Google

Land des Nilthals immer steigt und diese perpendiculaire Erhöhung die Ursache ist, daß die Überschwemmung des Nils sich nach beiden Seiten jetzt weiter ins Land erstreckt als in frühern Zeiten. Beweis dafür sind die Monumente, die einst über dem Niveau des Nils standen und jetzt mehre Fuß tief unter dem schlammigen Niederschlag desselben begraben liegen. Diese Erhöhung des Flußbettes und des Thals ist natürlich in Oberägypten weit beträchtlicher als in Unterägypten. Bei Elephantine, an dem ersten Wasserfall, hat dieselbe nach Hrn. Wilkinson 9 Fuß in 1700 Jahren ausgetragen, zu Theben 7 Fuß, zu Heliopolis 5 Fuß 10 Zoll und so allmälig weniger bis an die Meeresküste hinab. 161.

Bibliographie.

Aretinus, Angelus, Juristische Anecdoten und Miszellen. 1stes Bändchen. 8. Gotha, Wenige. 10 Gr.

Aglaia, Tagebuch für Freimaurer auf die 1833 und 1839. Herausgegeben von F. von Sydow. 8ter Jahrg. Gr. 12. Sondershausen, Eupel. 1 Thlr.

Blumröder, A. v., Die Religion nach ihrer Idee und geschichtlichen Erscheinung, in einer Übersicht der vorzüglichsten Religionen, besonders des Christenthums und der christlichen Kirche nach ihren verschiedenen Erscheinungsformen. Ein Handbuch für Gebildete, zur Orientirung über die wichtigste Angelegenheit der Menschheit. Gr. 12. Sondershausen, Eupel. 1 Thlr. 12 Gr.

Cicero's sämmtliche Werke. In deutschen Übertragungen, unter Mitwirkung von Fr. K. von Strombeck, J. Jacobs, J. G. Dropsen, A. W. Zumpt, A. Westermann u. A. m. herausgegeben von K. Klotz. 15ten Bds. 1stes Heft. Lex.-8. Leipzig, Focke. 12 Gr.

Daub's, C., philosophische und theologische Vorlesungen herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. 3ter Band. — A. u. d. T.: C. Daub's Vorlesungen über die Prolegomena zur theologischen Moral und über die Principien der Ethik herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

Leben und Wandel Karls des Grossen beschrieben von *Einhard*. Einleitung, Urschrift, Erläuterung, Urkundensammlung, in 2 Bänden. Herausgegeben von *Julius Ludwig Ideler*. Band I. Einleitung, Text und Kommentar. Band II. Urkundensammlung. Gr. 8. Hamburg und Gotha, Friedrich u. Andreas Perthes. 3 Thlr. 6 Gr.

Ferrand, E., Erlebnisse des Herzens. Liebes-Novelletten. Gr. 12. Berlin, Krause. 1 Thlr.

— — Lyrisches. Gr. 12. Berlin, Krause. 1 Thlr.

Frank, W., Deutschland in Amerika. Das einzig rechte Ziel aller deutschen Auswanderer. Gr. 8. Cassel, Luckhardt. 12 Gr.

Funke, G. L. W., Die aus der unbeschränkten Theilbarkeit des Grundeigenthums hervorgehenden Nachtheile hinsichtlich der Cultur des Bodens und der Bevölkerung und die hierdurch bewirkte Auflösung der historischen Elemente des Staates und somit des ständisch-organischen Staates selbst; vom staatswirthschaftlichen, philosophisch-politischen und historischen Gesichtspunkte aus nachgewiesen. Ge. 8. Hamburg u. Gotha, Friedrich u. Andreas Perthes. 21 Gr.

Gedanken über die Liebenswürdigkeit der Frauen. Ein kleiner Beitrag zur weiblichen Charakteristik von einem Frauenzimmer. 16. Nürnberg, F. Campe. 12 Ge.

Hasert, F. R., Leben, Seele, Gott in ihrem innersten Heiligthume aufgesucht und in ihren wesentlichsten Offenbarungen zusammenhängend dargestellt. 8. Nürnberg, F. Campe. 16 Gr.

Irving, W., Sagen von der Eroberung und Unterjochung Spaniens. Aus dem Englischen übersetzt von Lenardo. Gr. 12. Aachen, Hensen u. Comp. 14 Ge.

Katharina Kurfürstin und Markgräfin zu Brandenburg. Zur Vorfeier des dreihundertjährigen Reformations-Jubiläums in der Mark Brandenburg. Gr. 8. Berlin, Besser. 8 Gr.

Kock, Paul de, Ein charmanter junger Mann. Roman in 2 Theilen. Aus dem Französischen übersetzt von Lidu Müller. 8. Nürnberg, F. R. Campe. 2 Thlr.

Ludwigs des Ersten, Königs von Bayern, Gedichte. 3ter Theil. Ge. 8. München, Liter.-Artist. Anstalt. 1 Thlr. 20 Gr.

— — 1ster, 2ter Theil. 3te Auflage. Gr. 8. Ebendaselbst. 3 Theile 4 Thlr.

Marquard, F., Ueber den Begriff des Hamlet neu Shakspeare. Ein Versuch. 8. Berlin, Enslin'sche Buchh. 8 Gr.

Merwich. Ein Trauerspiel. 8. Berlin, Trautwein. 16 Gr.

Richter, A. L., Das Kirchenregiment und die Symbole. Rechtliches Gutachten über das von dem Herzogl. Consistorio zu Altenburg an die Ephorie Ronneburg erlassene Rescript vom 15. November 1838. Gr. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 8 Gr.

Deutsches Schimpfwörterbuch oder die Schimpfwörter der Deutschen. Zum allgemeinen Nutzen gesammelt und alphabetisch geordnet, nebst einer Vorvor-, Vor- und Nachrede, von Mir. Selbst. 8. Arnstadt, Meinhardt. 9 Gr.

Schubart's, des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale. 2ter Band. — Auch u. d. T.: C. F. D. Schubart's Schicksale. 2ter Band. 8. Stuttgart, Scheible. 12 Gr.

Schubert, G. H. von, Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837. 2ter Band. Gr. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 2 Thlr. 12 Gr.

Streckfuß, K., Ueber die Garantien der preußischen Zustände. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 8 Gr.

Studien und Kritiken der deutschen Journalistik. 3tes Heft. Gr. 8. Hanau, König. 12 Gr.

Tenelli, M., Baron Duvernay. Roman nach dem Leben. 2 Theile. 8. Leipzig, P. Baumgärtner. 2 Thlr.

Thal, K. von, Der Wildgraf oder: Die beiden Mantenffel. Romantische Rittergeschichte. Kl. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Thalheim, F., Der schwarze Fabian, oder: Ritter Dietrich von Strauchheim und seine Genossen. Eine schauervolle Geschichte aus den Ritterzeiten. Kl. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

— — Die Todtenschenke oder: Der Führer der schwarzen Rotte. Historisch-romantische Räubergeschichte. Kl. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Von der Gefahr für den protestantischen Geistlichen unserer Tage, seine Berufsfreudigkeit zu verlieren. Keine Klagelieder. In Briefen an einen befreundeten Amtsbruder von einem Landprediger des Königreichs Sachsen. Gr. 8. Leipzig, Barth. 9 Gr.

Welcker, Ph. H., Worte zu Prume's Violinentönen. 24. Gotha, Wenige. 4 Gr.

Winkler, Das Lob der Dummheit in Briefen an den Herrn Hofrath Saus. 8. Sondershausen, Eupel. 8 Gr.

Neuer Wunder-Schauplatz der Künste und interessantesten Erscheinungen im Gebiete der Magie, Alchymie, Chemie, Physik, Geheimnisse und Kräfte der Natur, Magnetismus, Sympathie und verwandte Wissenschaften. Nach den Aufschlüssen der bekanntesten Forscher von Theophrastus Paracelsus an bis auf die neueste Zeit volksfaßlich bearbeitet von J. H. M. v. Poppe. Mit vielen Abbildungen. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: J. R. Martins gesammelte Schriften über natürliche Magie. Ausgewählt und bearbeitet nach den Anforderungen unserer Zeit durch J. H. M. v. Poppe ꝛc. Mit vielen Abbildungen. 1stes Theil. Gr. 12. Stuttgart, Scheible. 12 Gr.

Zeitspiegel für Freunde der Satire und des Humors. 1stes Heft. Ge. 12. Sondershausen, Eupel. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 217. — 5. August 1839.

1. Deutschland und Rußland. Manheim, Hoff. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Politische Studien. Von J. B. v. Pfeilschifter. Erster Theil. — A. u. d. T.: Betrachtungen über die Revolutionen in Spanien, Portugal, Frankreich und den Niederlanden. Aschaffenburg, Pergay. 1839. 8. 2 Thlr.

Beide Schriften haben miteinander nichts gemein als den politischen Trübsinn, welcher gleichmäßig die Gemüther der entgegengesetztesten politischen Parteien unsers Vaterlandes beherrscht. Der Verf. der erstern hat mit Sorgfalt alle Besorgnisse vor russischer Odmacht über unser schönes Vaterland zusammengestellt. Er schickt einen kurzen Abriß der Geschichte des russischen Reichs und seiner rapiden Vergrößerung voran und fügt eine Übersicht der ungeheuern Kräfte, welche die Regierung bereits entwickelt hat, und derer, welche sie im Falle des Bedürfnisses entwickeln könnte, voran. Sodann folgen zwei Aufsätze: „Rußland und Europa", von Weitzel, und ein Schreiben an den englischen „Courier" über denselben Gegenstand. Beide haben zu ihrer Zeit die Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch genommen, weil sie Dem, was längst gefühlt und geahnt worden war, Worte verliehen.

Darauf geht der Verf. zur Beantwortung der besondern Frage über, nämlich auf Das, was Deutschland von Rußland zu erwarten habe. Die im „Portfolio" zuerst erschienene „Denkschrift über Gegenwart und Zukunft Deutschlands" hat die Gemüther seltsam bewegt. Sie ist hier in ihrem ganzen Umfange mit einer Einleitung abgedruckt und eine Würdigung ihr beigefügt. Zur Bestätigung, daß sie russischen Ursprungs und echt sei, sind zwei Depeschen des Grafen Pozzo di Borgo an den Grafen Nesselrode vom Nov. und Dec. 1828 beigefügt, welche eine, bei Gelegenheit des damaligen türkisch-russischen Krieges in den Gang gebrachte Coalition zwischen Rußland, Frankreich und Preußen gegen Östreich und England, die fast zu einem Kriege geführt hätte, manifestiren. Rußland mit 55,000,000 Unterthanen, wovon 45,800,000 auf seine europäischen Besitzungen kommen, rechnet auf die Neigung und Sympathie aller slawischen Stämme in Europa. Unter dem Scepter des Zaren sind bereits 44,000,000 Slawen vereinigt. Man droht Östreich, das mehr als die Hälfte Slawen unter seinen Unterthanen zählt, selbst Preußen, mit einem Drittel slawischer Bevölkerung, mit jener Sympathie, welche den ganzen slawischen Stamm durchdringe. Vor Allem sucht Rußland die politische Einheit Deutschlands als gefährlich für die Souverainetät der kleinen deutschen Fürsten darzustellen. Zwischen Östreich und Preußen, welche beide nach Obmacht trachten, soll sich der deutsche Bundestag als Macht zu stellen suchen. Divide et impera!

Gegen alle diese Machinationen, deren Zwecke wir mit langsamen, aber sichern Schritten eintreten sehen, thut der Verf. wohlgemeinte, gutgedachte und patriotische Vorschläge, deren Ausführung Rußland unfehlbar als eine Kriegserklärung ansehen würde.

Man wird sich gestehen, daß man nicht ohne Besorgniß die westlichen Staaten Europas in einer fortwährenden innern Unruhe begriffen sieht. Selbst Deutschland ist von dieser Unruhe angezogen, und seine Fürsten fürchten die Gefahr von dorther mehr als die Gefahr von Osten. Hier glauben sie die Stütze ihrer Macht zu sehen, dort deren Grab. Indessen hat, so wenig wir diese Besorgniß tadeln können, Rußland den Fürsten der Länder, die es verschlungen hat, doch nur so lange zur Stütze gedient, als es nicht für gut fand, sie fallen zu lassen, und eine ideelle Hinneigung zur unbeschränkten Regierungsgewalt sollte unsers Erachtens die Politik, welche überall nur materielle Vortheile sucht, keinen Augenblick irre leiten. Zuerst wird Preußen seine Ostseeküste verlieren und in Deutschland entschädigt werden, vielleicht mit Hanover, um England zu schwächen. Der gegenwärtige Zustand dieses Landes scheint bei den Irrungen zwischen Rußland und England diese Katastrophe vorzubereiten. Die Ostseeprovinzen sind Preußen bereits durch die chinesische Mauer, welche Rußland an seiner Westgrenze zieht, verleidet. Die mächtige russische Flotte könnte das englische Embargo, wenn es sich wiederholen sollte, vielleicht weniger schädlich für den preußischen Handel machen als 1805. Es käme auf eine glückliche Seeschlacht an. Daß Rußland sich die deutschen Fürsten persönlich immer enger zu verbinden suche, daran zweifelt Niemand mehr. Daß Ludwig Philipp seinen Vortheil zu ängstlich abwarte, daß er Spanien der Zerrüttung preisgebe, daß er von dessen Zerrüttung und der indessen eintretenden Majorennität der kleinen Infantin zu viele Vortheile für sein Haus und seine Politik erwartet,

ist wenigstens wahrscheinlich. Er könnte mit England das Gegengewicht in die große politische Wagschale legen. Vielleicht sähe aber auch Rußland eine ernste Verwickelung Frankreichs im Westen gern, um freiere Hand in der Levante zu bekommen. Seit Östreich durch die Schrecken der Revolution zu einem engern Anschluß an Rußland bewogen worden ist, hat England keinen zuverlässigen Bundesgenossen auf dem Continent, wenn nicht Frankreich sein Interesse enger an das Englands knüpft, was bis jetzt nicht so scheint.

So sitzen denn die deutschen Herzen recht eigentlich in der Klemme! Frankreich wünscht den Rhein als Grenze, Rußland die Oder, oder vor der Hand mindestens die Weichselmündung. Diese Wünsche könnten beide zu Bundesgenossen machen. Die Luft ist schwül; Deutschland glaubt einer neuen Bedrückung entgegenzugehen, und schon hat man die Hinneigung deutscher Fürsten zu Rußland einen Bund derselben gegen ihre Völker zu nennen gewagt! Das Herz Europas, dessen Pulse die Civilisation über die Erde treiben, das gebildetste Land der Welt — Deutschland, das ungewordene deutsche Volk, wie Herder es nennt, das noch die Phasen der politischen Entwickelung nicht durchlaufen hat, steht bereits mit gebeugtem Nacken. Wird es je wieder sich ermannen und frei und stark und einig werden?

Dies sind die Sorgen des Hrn. Verf. Wer mag hineinsehen in die Zukunft! Die Gegenwart macht nicht froh! Tausende von guten Unterthanen weichen der Schwüle und suchen eine Luft, wo sie frei aufathmen können, jenseit des atlantischen Oceans, und Hunderttausende werden folgen, sobald das Schwert gezogen wird.

Seltsam sind in dieser Schwüle die „Politischen Studien" des Hrn. v. Pfeilschifter. Nachdem er sich in einem geharnischten Vorworte, das wir, um den Hrn. Verf. zu beruhigen, sehr aufmerksam gelesen haben, gegen den Vorwurf des Illiberalismus und Jesuitismus vertheidigt hat, erzählt er, wie die Revolutionen in Portugal, Spanien und Frankreich das Werk einiger wenigen Betrüger und sogenannter Aufklärer seien, wie die katholische Religion und deren Diener niedergetreten werden, citirt die Vulgata, wenn er Stellen des Neuen Testaments anführet, und findet zum Schlusse die belgische Revolution gegen Holland gerechtfertigt, weil Holland nicht nur die belgische Nationalität tief gekränkt, sondern mit der katholischen Religion und deren Dienern gespielt habe.

Ist es nicht ein Jammer, daß in so schwüler, ernster Zeit Männer wie Hr. v. P., denen Geist und Kenntnisse nicht abzusprechen sind, sich mit solchen Studien beschäftigen, welche nur dazu dienen, den Geist des Aufruhrs in der katholischen Bevölkerung deutscher Staaten zu verbreiten oder zu rechtfertigen? Heißt das der Sache der Loyalität dienen, wenn man als Deutscher den Papst als oberste Macht erkennt? Wenn Hr. v. P. alle Vorwürfe, die ihm früher gemacht worden sind, jetzt nicht zehnfach verdient, wo er im Interesse einer Partei schreibt, welche als Feind des Vaterlandes zu betrachten ist, die zum Scheine selbst Rußland mit seinen wenigen katholischen Unterthanen angreift — Rußland, das vielleicht dieser Evolution des Papismus am wenigsten fremd ist, das im Augenblicke, wo es mit England mehr als je beschäftigt ist, Deutschland und Östreich auf sich selbst gewiesen sehen möchte —, so sind wir nicht recht eingedrungen in seine Studien, haben sie nicht verstanden und werden sie nie verstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Über das Haus- und Tagebuch Valentin Gierth's und die Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geborene Markgräfin von Brandenburg. Eine Untersuchung von Heinrich Wuttke. Breslau, Friedländer. 1838. 8. 12 Gr.

Es ist doch eine eigene Sache um berühmte Personen und Namen. Da haben nun Viele und so auch der Referent*) in den beiden letzten Jahren sich Mühe gegeben, die Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg als das edelste Muster einer Landesfürstin, als Stifterin einer Bibelgesellschaft, als Verfasserin einer medicinischen Schrift, als liebreich, sittsam, wohlthätig, sparsam und höchst tugendhafte darzustellen, und mit einem Male tritt ein Schriftsteller auf, der alle diese vortrefflichen Eigenschaften, wenn auch nicht ganz ableugnet, aber doch in dieser Ausdehnung in Zweifel stellt und die schlesische Geschichte um eine berühmte Frau ärmer zu machen eifrigst bemüht ist. Sind wir nun gleich jenem spionirenden Geiste abhold, der in den edelsten Erscheinungen der Geschichte nur allerhand Mängel und Unvollkommenheiten zu entdecken sucht und die eigene Kleinlichkeit als Maßstab an die seit Jahrhunderten bewunderte Größe legt, so können wir doch bei der Sorgfalt und dem kritischen Talente, die sich in der gegen das Tagebuch des Rothgerbermeisters Valentin Gierth geführten Untersuchung zeigen, nicht umhin, die Resultate derselben unsern Lesern mitzutheilen. Denn gegen dieses Tagebuch, nicht gegen die Persönlichkeit der Herzogin selbst, ist die Schrift des Hrn. Wuttke gerichtet.

Da die Schilderungen und Bilder aus dem Leben der genannten Herzogin in und außerhalb Schlesien sich einer großen Anzahl von Lesern und Leserinnen zu erfreuen gehabt haben, so brauchen wir uns bei dem Buche, dessen Grundlage das „Haus- und Tagebuch" Valentin Gierth's bildet, nicht länger aufzuhalten. Wir bemerken also blos, daß der am 17. Juli 1838 verstorbene ehemalige Syndikus Koch zu Brieg zuerst 1830, dann 1838 Stücke aus jenem Tagebuch veröffentlichte, und daß in demselben Jahre die Sammlung und Vereinigung aller Auszüge durch den Candidaten der Theologie C. A. Schmidt erfolgte, über die wir auch, wie bereits angeführet ist, in diesen Blättern gesprochen haben. Jetzt tritt nun Hr. Wuttke auf und erklärt, daß vor Koch's Auftreten Niemand etwas von dem Vorhandensein jenes Tagebuchs gewußt und daß Koch ein Falsator (besser: ein Falsarius) sei, der jenes Tagebuch, ohne im Besitz einer Handschrift zu sein, selbst gemacht habe, daß es also nichts als ein neueres Machwerk sei. Dafür gibt er eine dreifache Classe von Gründen an. Einmal konnte Valentin Gierth nach seiner ganzen Stellung ein solches Tagebuch nicht schreiben, zweitens zeigt dasselbe die auffallendsten Unrichtigkeiten und Fehler, und drittens bestätigt die Persönlichkeit Koch's hinlänglich einen Verdacht gegen seine Wahrheitsliebe. Wir wollen die Hauptpunkte unsern Lesern nicht vorenthalten.

Gierth war nach seinen eigenen Äußerungen ohne alle Bildung, hat nicht einmal eine Schule besucht, und die etwa auf seiner Wanderschaft gewonnenen Anschauungen konnten ihn unmöglich zu einem Manne von so richtigem Blicke und geistiger

*) Vgl. Nr. 219 u. 220 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Gewandheit machen, als welcher sich der Verf. des Tagebuchs zeigt. Ferner konnte ein schlichter Bürger im Anfange des 17. Jahrhunderts sich wol Aufzeichnungen über erfreuliche oder betrübende Ereignisse in seinem Hausstande machen, auch Manches über Stadt und Land hinzufügen, aber keineswegs liegt es in der Art solcher Aufzeichner, ausführliche Schilderungen von geringfügigen Ereignissen, Unterhaltungen, Charakteristiken in üppiger Fülle mitzutheilen und Alles möglichst auszumalen. So aber erscheint es in Gierth's Tagebuch, während fast in der Art und Weise der meisten französischen Memoiren Zeitangaben nur höchst sparsam beigefügt sind. Gesetzt aber auch, der ehrsame Meister habe am Ausmalen des Stoffs so viele Freude gefunden, so muß es doch auffallen, daß der schreiblustige Mann ja viele Dinge zu erzählen unterlassen haben sollte, die doch gerade dem Gesichtskreise eines Bürgers zunächst lagen. Hr. Wuttke, ein in der schlesischen Geschichte sehr wohl unterrichteter Mann, führt eine Anzahl solcher Begebenheiten an, wie die Besuche fremder Fürsten in Brieg, die Reisen des Herzogs Johann Christian und seiner Gemahlin, das Umsichgreifen des Calvinismus in Brieg, die Kriegsereignisse, und hebt mit Recht die Theilnahmlosigkeit des Verf. heraus bei Feuersbrünsten, ansteckenden Krankheiten, Theurung und Nahrungslosigkeit, Festungsbauten und ähnlichen Begebenheiten in seiner Vaterstadt, die ein Bürger von Brieg „sich und seinem Sohne zur Erinnerung" unstreitig aufgeschrieben haben würde. Solche Ereignisse mußten einem solchen Manne allerdings wichtiger sein als die Erscheinung der Herzogin auf einer Bürgerhochzeit, die ganz gewöhnliche Liebelei einiger Hoffräulein mit ein Paar Landjunkern, oder gar die sorgfältig aufgeschriebenen Gardinenpredigten seiner getreuen Ehehälfte.

Können nun diese Ausstellungen eine nur subjective Überzeugung von der Unechtheit der genannten Schrift erwecken, so führt Hr. Wuttke in der zweiten Classe seiner Gründe die schlagendsten Beweise dafür an, daß das angeblich Gierth'sche Buch Mancherlei enthält, was ein Bürger, der sein Tagebuch gleichzeitig mit den Begebenheiten führte, unmöglich schreiben konnte. Solcher Punkte sind 27. Wir wollen nur einige der wichtigsten herausheben. 1) Gierth's Ehefrau nennt sich ein geringes Bürgerweib und war doch eine natürliche Tochter des 1602 verstorbenen Herzogs Joachim Friedrich von Liegnitz und Brieg, also eine Halbschwester des regierenden Herzogs. 2) Die Hochzeit einer reichen Leinweberstochter, wo die herzogliche Familie anwesend war, wird auf dem schlechtesten Tanzplatze, der Schusbank, gefeiert, wo nur, wie Hr. Wuttke nachweist, die gemeinsten Leute für ein Platzgeld von 12 Gr. tanzten. 3) Die Lutheraner in Brieg haben es nicht der Herzogin zu danken, daß sie in ihren Kirchen bei dem alten Glauben beharren durften, da die Lutheraner im Herzogthum ganz und gar nicht von dem Landesherrn beeinträchtigt waren. 4) Es ist ganz gegen die Sitte deutscher Fürsten damaliger Zeit, daß sie ihren Gemahlinnen gestatteten „mit einem Aleknechte den Reigen zu eröffnen", wie urkundlich nachgewiesen wird. Ebenso wenig hat sich 5) die Herzogin mit Regulirung des Schuldenwesens befassen können, da urkundlich feststeht, daß 1591 die Städte und Stände des Landes die gesammte Schuldenlast der frühern Herzöge übernommen hatten. 6) Daß die Herzogin mit ihrem Gemahle bereits in Krassen, wo derselbe als dreizehnjähriger Knabe 1604 einige Zeit verweilte, einen Herzensbund geschlossen habe, wird ebenfalls durch Vergleichung der Zeiten als unstatthaft nachgewiesen. 7) Die reichen Geschenke, welche die Herzogin bei ihrer Ankunft in Brieg von dem Rathe auch Gierth's Tagebuch erhalten hat, sind durchaus erdichtet, da in den mit der gewissenhaftesten Sorgfalt geführten brieger Stadtrechnungen, welche auch nicht die kleinsten Ausgaben vernachlässigen, von allen diesen Geschenken nicht das Mindeste steht, wol aber von den Geschenken, welche Herzog Johann Christian beim Antritt seiner Regierung vom Rathe empfing. Außerdem hat Hr. Wuttke die Unechtheit des Gierth'schen Tagebuchs durch eine Reihe chronologischer Widersprüche und Irrthümer nachgewiesen, die, wie sehr beachtungswerth sie auch sind, von uns hier nicht aufgeführt werden können. Seiner Beweisführung aber — es thut uns leid um der „lieben Dorel" willen, dies sagen zu müssen — kann man Schärfe und Nachdruck nirgend absprechen.

Hierauf zeigt Hr. Wuttke, daß auch Styl und Wortverbindungen im Tagebuch nicht geeignet sind, den Vertheidigern desselben Waffen in die Hand zu geben, und schließt diesen Abschnitt, indem er auf S. 56 fg. aus urkundlichen Nachrichten Alles zusammenstellt, was ihm über die Herzogin bekannt geworden ist.

Der letzte Theil des Büchleins hat es nun mit den persönlichen Verhältnissen des verstorbenen Koch zu thun. Hr. Wuttke berichtet, daß gleich nach dem ersten Erscheinen der Denkwürdigkeiten mehre breslauische Gelehrte, unter ihnen auch Prof. Stenzel, umsonst sich in Brieg selbst bemüht hätten, Koch's persönliche Bekanntschaft zu machen; daß sich Stenzel 1837 vergebliche Mühe gegeben, das Tagebuch gegen reichliche Entschädigung zu erhalten; daß selbst der Candidat Schmidt eingestanden, „er habe die Handschrift nicht, Hr. Koch zeige sie Keinem", und daß Koch auch gegen andere Freunde fortwährend Ausflüchte gefunden habe, um ihnen die Handschrift nicht zu zeigen. Endlich hat sich in seinem literarischen Nachlasse kein Manuscript vorgefunden. Alle diese Umstände — die große Ähnlichkeit mit den Winkelzügen und Ausreden Wagenfeld's in der Sanchuniathonssache haben — machten den Verdacht der Gelehrten rege, und Hr. Wuttke hat sich dem Geschäft unterzogen, die Beweise für die Unechtheit des Tagebuchs mit möglichster Gründlichkeit in der vorliegenden Schrift an das Licht zu stellen.

Hinsichtlich des verstorbenen Koch bemerkt der Verf. am Ende seines Büchleins, daß derselbe ein gewandter, scharfsinniger und kenntnißreicher Mann gewesen sei; da sich derselbe nun im Besitze vieler Quellen der schlesischen Geschichte befunden habe und früher mit archivalischen Arbeiten beschäftigt gewesen sei, habe er nichts über seine Kräfte Hinausgehendes gewagt, indem er es unternahm, ein altes, unbeachtet gebliebenes Tagebuch, welches der Zufall in seine Hände geführt hatte, zu überarbeiten, das in demselben Vorgefundene umzuschmelzen und durch Verbindung vereinzelter Bemerkungen, Ergänzung des Lückenhaften und Hinzufügung von ganz Neuem Leben in die dürren Angaben zu bringen. So ist ein recht anziehendes Gemälde entstanden, für das Viele Hrn. Koch bei seinem Leben Dank gewußt haben; aber siehe da! kaum ist er todt und — post equitem sedet atra cura, d. h. Hr. Wuttke.

Von einer Gegenschrift oder Vertheidigung des Gierth'schen Tagebuches ist uns keine Kunde zugekommen. Und so sind wir allerdings um eine interessante Erzählung ärmer geworden, und den einzig reellen Nutzen aus dem Andenken der „lieben Dorel" hat vielleicht nur der Verleger zu Brieg gezogen. L.

Statistische Probleme.

Erhält man aus den in statistischen Büchern und Tabellen aufgeführten Zahlenangaben von den Verbrechen und Maralvergehen in einem Lande einen zuverlässigen Maßstab für die Würdigung der Sittlichkeit seiner Bewohner, läßt sich von ihnen mit Sicherheit auf den innern Zustand der Gesellschaft schließen? Nicht immer, und es ist im Gebrauch solcher Zahlen, wie wir an dem Beispiel Schwedens in Nr. 131 d. Bl. gesehen haben, die höchste Vorsicht anzuwenden. So werden z. B. in einem recht blühenden Gemeinwesen, wo Handel und Wandel im besten Gedeihen ist, kleine Verletzungen des Eigenthums die Mehrzahl der Verbrechen ausmachen. Was folgt daraus? Weiter nichts, als daß da, wo alle Gewerbe blühen, auch das des Diebes blüht; ein Umstand, von dem man sehr unrichtig auf Wohlstand und Moralität des ganzen Gemeinwesens schließen würde. Man vergleiche ferner die Normandie und Bretagne. In jener Pro-

Digitized by Google

ving kommt von 3000 Einwohnern jährlich Einer wegen eines Verbrechens vor Gericht, in dieser nur von 6000; und doch, wer möchte nicht mit mehr Zufriedenheit und Wohlgefallen auf den Zustand der Normandie blicken, deren Bewohner, gut erzogen und unterrichtet, klug, mäßig und arbeitsam, sich materiellen Wohlseins und einer sehr langen Lebensdauer erfreuen, als auf den der Bretagne, wo der Bauer, in Unwissenheit und Aberglauben versunken, zahlreiche Kinder zeugt, die nur das Elend erben, in welchem sein Leben eine weit kürzere Dauer erreicht, als man sonst durchschnittlich unter civilisirten Menschen findet? Man vergleiche ferner mit der Normandie oder mit Picardie die 20 Departements zwischen Rhone, Loire und Garonne, die elendesten und ärmsten Landschaften Frankreichs, in denen — Auvergne, Aveyron, Lozère und einige andere Departements ausgenommen — Verbrechen am seltensten vorkommen, der kleine, schwächliche Menschenstamm aber in krasser Unwissenheit und außerordentlicher Dürftigkeit, namentlich in Limousin, wo Wallnüsse einen Haupttheil der Nahrung ausmachen, nur eine kurze, vielleicht die kürzeste Lebensbahn durchmißt, und wo trotz aller Armuth die allergrößte Processucht herrscht, die in manchen Bezirken so arg ist, daß z. B. in dem elenden Departement Lozère am Südabhange der Cevennen auf 69 Einwohner (Weiber und Kinder mitgerechnet) jährlich 1 Proceß kommt. Ist da Moralität? Oder man vergleiche England mit Ländern des Continents, die in der Criminalstatistik weit vortheilhafter angeschrieben stehen. Das Volk in England befindet sich in einer weit bessern Lage als in jenen Ländern; aber die große und mannichfache Industrie, das Leben und Weben eines regsamen Verkehrs, der Alles in Thätigkeit setzt, alle Kräfte, auch die schlimmen, aufbietet, erzeugt eine große Anzahl kleiner Vergehen gegen das Eigenthum, die eine abschreckende Darstellung von der allgemeinen Moralität erwecken, die aber da, wo so viel Güter producirt, umgetauscht und gewonnen werden, unvermeidlich sind.

Wird durch die Anhäufung der Capitalien in den Händen Weniger die Lage der Masse des Volks verschlimmert? Die meisten Stimmen werden hier mit Ja antworten. Wir selbst beklagen es nach dem Standpunkte unserer dermaligen Einsicht von der Sache, daß im civilisirten Europa, in England, Frankreich und theilweise auch in Deutschland, die Entwickelung des socialen Lebens die Richtung nimmt, große Massen Volks in Städten und engen Bezirken zusammenzuziehen, wo sie die abhängigen Arbeiter reicher Capitalisten werden und durch ihre Arbeit zu den Einkünften müßiger Rentiers beitragen. Fast jede neue Entdeckung, wodurch Production und Communication erleichtert werden, hilft diesen Gang der Dinge beschleunigen, das moderne Industriesystem, statt Wohlbehagen zu bringen, scheint nur Verarmung und allgemeinen Nothstand zu verbreiten; und dennoch, wie kommt es, daß die traurigen Folgen, welche man von einer solchen Gestaltung der Vermögensverhältnisse zu befürchten geneigt ist, in der Wirklichkeit nicht so grell hervortreten, daß aller Orten, wo Capitalien sich rasch häufen, ebenso rasch die Bevölkerung wächst, Bildung zunimmt, die physische Lage der Menschen sich verbessert, nicht blos was Nahrung, Kleidung und Wohnung, sondern auch was die körperliche Constitution und Stärke und die Lebensdauer betrifft? Diese Phänomene sind wenigstens nicht abzuleugnen. Man blicke nur, um ein Beispiel aus der Nähe anzuführen und der Manufacturdistricte Englands zu geschweigen, auf Leipzigs gegenwärtige Lage. Kann aber, oder muß nicht vielmehr ungeachtet solcher günstigen Wirkungen der Civilisation doch Pauperismus einreißen? Ist es allgemeiner und solider Wohlstand, oder vielmehr Verarmung der Massen, verbunden mit zunehmenden Vergehen gegen das Eigenthum, was die Industrie in ihrem bisherigen Gange begleitet hat? Muß nicht das Vermögen, das an einzelnen Orten und in einzelnen Händen sich unverhältnißmäßig häuft, andern ausgedehntern Gegenden und zahlreichern Händen entzogen werden. Ist die Verbesserung der Lage der untern Classen auch wirklich allgemein und nicht blos auf einzelne günstig gelegene Orte und Bezirke beschränkt? 161.

Literarische Notizen.

Zu Denen, welche eine Parteistellung gegen die Tendenzen, Ausschweifungen und Oberflächlichkeiten der jungen französischen Literatur angenommen haben, gehört auch Nisard, welcher „Mélanges" in zwei Theilen herausgegeben hat. In dieser Sammlung von Aufsätzen verschiedener Art befindet sich ein Manifest gegen jene allzu leichtblütige Literatur; nur Schade, daß dasselbe selbst etwas leichtfertig und oberflächlich geschrieben ist. Viele in diesen beiden Bänden mitgetheilten Aufsätze sind in der That bloße Journalartikel, in der Hast angefertigt und mehr geeignet zu amusiren als zu unterrichten. Sie sind zum Theil in dem hüpfenden, wortreichen, ermattenden Style verfaßt, der an der Tagesordnung ist, wie nach der Uhr geschrieben, ein vollständiger Plotzregen von Worten und Phrasen. Nisard's Polemik gegen das Drama und den Roman in ihrem gegenwärtigen Zustande ist bei alledem gerecht und voll gesunder Ansichten. Indeß, sagt ein französischer Recensent, seien die dramatischen Productionen der jungen französischen Schule ohnehin im Preise gesunken, man wende sich allbereits zum alten Repertoire zurück, und wer das Genie wahrhaft zu ehren wisse, lese Shakspeare und Schiller; denn diese beiden lieben die Franzosen gegenwärtig gern miteinander zu nennen, während viele deutsche Kritiker Schiller nicht als Dichter, sondern höchstens als Mann des Volkes gelten lassen. Alle diese literarischen Fragen sind von Nisard zu leicht und allgemein behandelt. Der einzige Schriftsteller, bei dem er sich länger aufhält, ist Jules Janin. Er polemisirt gegen ihn, es ist wahr, aber stellt ihn trotzdem noch zu hoch; er hält ihn für große Aufgaben geschickt und bewundert vorzüglich seinen Styl. Warum so viel Lärm um einen bloßen Feuilletonisten? Was berechtigt Nisard, zu glauben, daß Janin für die Geschichte, die Biographie, für Aufgaben der höhern Literatur geeignet sei? Außer diesem Manifest enthält dieses Mischwerk unter der Bezeichnung von kritischen und literarhistorischen Studien verschiedene Artikel, welche, bereits früher zerstreut gedruckt, Nisard's Namen rühmlich bekannt gemacht haben und sich auch wirklich durch Reinheit des Geschmacks, Schönheit des Styls und Schärfe der Ansichten vortheilhaft auszeichnen. Hierher gehören seine Kritiken über Victor Hugo und Lamartine, sein biographisches Fragment über Armand Carrel, sein Versuch über die Geschichte der französischen Literatur. Nisard stellt sich hierdurch den besten Kritikern gleich; doch ist seine Bewunderung für Chateaubriand zu überschwänglich. Die „Reiseerinnerungen", ebenfalls schon früher gedruckt, enthalten Beschreibungen des mittägigen Frankreichs und der Pyrenäen, einen Ausflug nach London und Liverpool und kleine Abstecher nach Belgien und Aachen. Sie lassen sich gut lesen, würden aber trotz mancher pikanten Blicke und anziehenden Beobachtungen in einer Zeitschrift mehr am Platze sein als in einem Buche.

Für die „Encyclopédie catholique" hat E. Alletz eine Einleitung geschrieben, welche den Kopf dieses weitläufigen Repertoriums menschlicher Kenntnisse bilden soll und bereits bei Parent-Desbarres erschienen ist. Diese Introduction enthält eine kurzgefaßte Übersicht der Fortschritte des menschlichen Geistes seit dem Anfange aller Dinge bis zum 19. Jahrhunderte und ein detaillirteres Gemälde des Fortschritts der Wissenschaften und Künste seit 1800 bis auf unsere Tage. Sie schließt ab mit Betrachtungen über das Verhältniß der christlichen Religion zu der Civilisationsentwickelung und den neuen Entdeckungen, welche im Bereiche der menschlichen Erkenntniß gemacht worden sind. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 218. — 6. August 1839.

1. Deutschland und Rußland.
2. Politische Studien. Von J. B. v. Pfeilschifter. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 217.)

Es ist völlig unweise von Hrn. v. Pfeilschifter, die Liberalen seine Feinde und Verfolgee zu nennen. Seine eigene Befangenheit, seine Neigung, Partei zu machen, sein Mangel an wahrhaftem Patriotismus sind seine Feinde. Niemand ist ein geschworenerer Freund dee Monarchie als dee Schreiber dieses; aber solche Freunde wie Hrn. v. P. wünscht er ihr nicht. Wer an die Evolutionen des Menschengeistes nicht glaubt, nachdem sie seit der Reformation fast in allen politischen Erscheinungen, in allen Theilen der romanisch- und germanisch-civilisirten Welt gleichmäßig hervorgetreten sind, ohne zur Ruhe kommen zu können, weil das tausendjährige Reich des Feudalismus und Papstthums nicht in wenigen Jahrhunderten zu zerstören ist, kann nue zu den politischen Stümpern gerechnet werden. Oder sind die Revolutionen und Bewegungen in Portugal und Spanien, in Frankreich, in Amerika, in England, in Deutschland u. s. w. von einer andern Idee ausgegangen, als den Gewissensdruck und das absolute Herrenthum von dem Staatsbürgerthum abzuschütteln? Ist nicht überall die geringe und stets noch gefährdete bürgeeliche und persönliche Berechtigung selbst bei hin und wieder sehr ausgebildetem und gesichertem Eigenthumsrecht, also das Misverhältniß zwischen den Privat- und den staatsbürgerlichen Rechten der Staatsgewalt gegenüber die Quelle der Unzufriedenheit geworden? Ist es nicht gleichviel, ob einige Wenige zunächst odee ein großer Theil einer Nation die ersten Schritte dazu thaten? Haben sie dem allgemeinen, dunkeln Verlangen nach einer vernünftigen Gestaltung des öffentlichen Zustandes nachgegeben, sind sie von dieser Stimme der civilisirten Menschheit aufgerufen worden, oder haben sie etwas Neues erfunden? Welche Mittel zum Zwecke sie gewählt haben, ob sie getäuscht odee die Wahrheit stets geredet, um zu ihrem Ziele zu gelangen, unterliegt das einer kleinlichen Kritik von Zeitungsartikeln und von den Parteien veröffentlichten diplomatischen Noten und Briefen? Kann man aus diesen Documenten nicht ebenso gut das Gegentheil von Dem beweisen, was Hr. v. P. zu beweisen bemüht ist?

Erst spätere Jahrhunderte werden richten können; die Gegenwart kann Meinungen haben, und es sei Jedem unverwehrt, diese Meinungen auszusprechen; allein jedes vorlaute und vorzeitige Aburtheilen ist eine Thorheit, welche jede Partei lächerlich und verdächtig macht, in deren Sinne es geschieht.

Übrigens schätzen wir an Hrn. v. P., daß er nach allen Schmähungen, die er von seinen Gegnern erlitt, den Muth hat, noch einmal an das öffentliche Urtheil zu appelliren. Auch wollen wir seine „Studien" Denen empfehlen, die fleißiges Zusammentragen von Zeitungsartikeln lieben. Es liegt etwas Unermüdliches in solchen Arbeiten, das manchee Forscher nach großen Wahrheiten scheut, und der von Hrn. v. P. gelieferten Arbeit fehlt es nicht an einer gewissen Dexteritát füe Behandlung und Deutung Dessen, was füe und wider seine Meinungen spricht.

Eine Frage aber können wir nicht unterdrücken: hält Hr. v. P. die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel in den letzten drei Jahrhunderten — vorausgesetzt, daß er sie kennt — füe einen Beweis, daß dieses Land einer Radicalveränderung seines politischen und religiósen Zustandes nicht bedürfe?

Aus seinen Mittheilungen wird man geneigt, zu glauben, er sei der gegenseltigen Meinung. Dennoch ist diese Frage längst von allen Parteien ja, erweislich lange vor 1820, lange voe der feanzósischen Invasion 1807 bejahend entschieden worden. Wir verweisen zum Überfluß auf die „Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges zwischen beiden Mächten", von Friedrich v. Gentz (Petersburg 1806). Da dieser geistreiche Schriftsteller und Staatsmann einer der Hauptgewährsmänner des Hrn. v. P. ist, so darf ee von dee gedachten Schrift die Einleitung nur beherzigen, nnd ee wird aus dem Zustande der Schwäche nnd politischer Verachtung der beiden Staaten der pyrenäischen Halbinsel kaum etwas Anderes folgern können, als was alle Welt gefolgert hat. Die Zustände vor dem Ausbeuche dee Revolutionen in diesen Ländern mögen in mancher Beziehung golden genannt werden gegen die jetzigen; damit ist aber die Nothwendigkeit ihrer Fortdauer nicht bewiesen, und wer die Geschichte und überhaupt das Werden eines Volks nach den krankhaften Krisen beeurtheilen will, muß tiefer in die Psychologie der Charaktere eindringen. Das romanische Blut gibt überall wildere,

Digitized by Google

stärker hervortretende, aber auch rascher vorübergehende Empfindungen, Leidenschaften, Angriffe, Thaten und Unthaten als das germanische. Dieser Charakter stuft sich selbst nach den stärkeren oder schwächern Beimischungen reingermanischen Blutes im romanischen ab. Deshalb die höhere, sittlichere, intelligentere Ausbildung und Ruhe im reinsten Germanismus, das Phlegma. Die politischen Gährungen und Ausscheidungen erfolgen selbst in der neuen Welt im Charakter des Romanismus und Germanismus. Das Slawenthum ist überall noch zu keinen Fermentationen der Intelligenz gelangt. Überhaupt muß man sich bei Dem, was die Zeitgeschichte Gräßliches bietet, doch immer damit trösten, daß große sociale Ideen in allen Zeiten nicht ohne ähnliche Kämpfe und Krämpfe in das Leben eingeführt worden sind. Es scheint uns daher über die Maßen kleinlich, wie Hr. v. P. auf diese Zustände raisonnirt, und schon deshalb hätte er der Literatur seine „Politischen Stubien" ohne Schaden vorenthalten können. Es wird uns gewiß jeder Unbefangene beistimmen, wenn wir sagen, daß nicht die einzelnen Anstrengungen der Parteiführer in dem Kampfe etwas bedeuten. Über die Mittel ist in Zeiten der Noth keine politische Partei verlegen gewesen. Sie charakterisiren höchstens den sittlichen Werth Einzelner, aber auch diesen nicht immer genau. Die höchste und schönste Begeisterung äußert sich stets excentrisch, ebenso wie der Fanatismus. Die Jesuiten haben den berühmten Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, nicht erfunden; sie haben nur die Thorheit gegen sich begangen, ihn auszusprechen. Gehandelt hatte man darnach in allen Zeiten, und die Geschichte der alten und neuen Religionen, Ketzereien und Secirungen ist an Beispielen dazu noch reicher als die politische. Diese Mittel, wenn sie, was noch nicht erwiesen ist, in Spanien, Portugal und Frankreich von Einzelnen, wie Hr. v. P. behauptet, angewendet worden sind, um einen neuen öffentlichen Rechtszustand in den gedachten Ländern herbeizuführen, den sie nicht gewollt, sind, vom Standpunkte des Absolutismus aus betrachtet, in Belgien dem König Wilhelm gegenüber ebenso verwerflich; aber König Wilhelm ist ein Protestant, und ihm ist nach Hrn. v. P.'s Meinung dadurch nur sein Recht als Ketzer widerfahren. 52.

Gesammelte Erzählungen von der Verfasserin der Bilder des Lebens. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1839. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Gewiß wird sich noch mancher Leser und manche Leserin der lieblichen und zugleich lehrreichen „Bilder des Lebens" mit Wohlgefallen erinnern, welche die geistvolle Verf. unter dem angenommenen Namen: Rosalie Müller, 1827 zu St.-Gallen erscheinen ließ. Möchte dieser treffliche Roman auch in Zukunft noch den Zugang zu vielen Herzen finden, die nach Zurechtweisung oder Trost auf des Lebens dornichten Pfaden sich sehnen! Ihm reihen sich auch die Erzählungen würdig an, deren Sammlung wir jetzt anzeigen wollen. Den größern Theil des ersten Bandes füllt eine Erzählung mit der Aufschrift: „Dürftigkeit und Überfluß", in zwei Doppelschilderungen. Gegensätze sind es bekanntlich, was den Gemälden des Erdenlebens ihren meisten Glanz und Reiz verleiht. Hier läßt die Dichterin zwei Bilder von häuslichem Leben, durch einen sittlich-religiösen Faden in Verbindung gesetzt, gleichzeitig sich vor unsern Augen entfalten, deren Anfang und Ausgang einen ebenso anziehenden als belehrenden Gegensatz bilden. Das eine Bild zeigt eine schlichte Bürgerfamilie, deren Wohlstand und Zufriedenheit durch mancherlei Mißgeschick anfangs getrübt und zerstört, dann aber, während ihre Glieder jedes in seiner Weise durch Gottvertrauen, Tugendtreue und unverdrossenes redliches Bestreben sich eines bessern Looses würdig zeigen, durch einen unmerklich von oben geleiteten Gang der Schicksale über alles Erwarten an das Ziel ihrer bescheidenen Wünsche hingeführt wird. In ihrer Nähe sehen wir ein vornehmes, mit allen Glücksgütern reichlich begabtes Haus zuerst im Vollgenuß derselben freudig erglänzen. Aber frühzeitig nagt der böse Wurm des Leichtsinns und der Üppigkeit und Verkehrtheit an den Grundlagen ihres Glückgebäudes, und gerade in dem Augenblicke, wo es durch eine Heirathsverbindung den höchsten Schwung zu nehmen den Anschein hat, wird das Morsche seines Grundes offenbar, und wir sehen es jämmerlich zusammenstürzen. Erst nach einer langen Prüfung durch vielfache Widerwärtigkeiten, deren Bitterkeit zum Theil durch das Bewußtsein der Schuld erhöht wird, führt Selbsterkenntniß eine Verbesserung der Zustände herbei, die zuletzt noch mit einem heitern Lebensabend sich schließen, welches der liebenswürdigen Emma, der Hauptfigur in dem Gemälde, die am frühesten zur Besinnung kam und mit edelm Muthe ihr herbes Schicksal getragen, eine süße Belohnung ihrer tugendhaften Ausdauer gewähre. Der Zusammenhang beider häuslichen Leben ist dadurch vermittelt, daß die vortreffliche Tochter jener Bürgerfamilie gegen die Nachstellungen des Bräutigams von Emma bei derselben Schutz sucht und findet, ohne daß die Letztere noch die leiseste Ahnung hat, daß ihr Bräutigam, ein abgefeimter Wollüstling, der Gegenstand der bangen Befürchtnisse jenes Mädchens sei. Wahr und lebendig sind die verschiedenen handelnden Personen gezeichnet. Die Verf. hat ein eigenes Talent, die Züge der sittlichen Charaktere und ihre innersten Triebwerke anschaulich zu machen, und der Eindruck ihrer Schilderung gewinnt dadurch nicht wenig, daß sie, anstatt Ideale darzustellen, mit den schönen und löblichen Eigenschaften der Personen auch ihre Fehler und schwachen Seiten und wunden Flecke des Herzens zu schauen gibt und auch in der Darstellung eines häuslichen Charakters die Beimischung guter Anlagen und Züge nicht außer Acht läßt. Die Wirkung, welche die ganze Erzählung in dem Gemüth des nachdenkenden Lesers hervorbringt, ist befriedigend; denn es wird hier das Zeugniß des sittlichen Bewußtseins im Leben bestätigt: daß irdische Glückseligkeit ohne Tugendsinn, Selbsterkenntniß und Gottvertrauen keinen Bestand haben könne, und daß wahre Zufriedenheit nur von ihnen, nicht aber von äußern Glücksgefällen erwartet werden dürfe. Vorzüglich gelungen scheint mir die Schilderung von Emma's unglückschwangerer Hochzeitfeier und der bald hernach von ihr gemachten Entdeckung ihres grenzenlosen Unglücks; ferner der Auftritt, wo Mutter und Tochter der Bürgerfamilie unversehens den lange Zeit vermißten Gatten und Bräutigam wiederfinden.

Die folgenden drei Erzählungen sind von weit geringerm Umfange und einfacher in ihrer Entwickelung. Die erste mit der Überschrift: „Die Nacht im Jurageburge", hat viel Abenteuerliches, wobei allerdings die Wahrscheinlichkeit zuweilen etwas ins Gedränge kommt. Man begegnet aber darin mehren Schilderungen der Natur und der Personen voll Wahrheit und Leben. Eigenes Interesse gewinnen die Vorgänge dieser Erzählung sowie der zweiten: „Paul und Josephine, oder die Schmuggler vom Jura", dadurch, daß die Handlung in malerisch beschriebenen rauhen Thälern, unfern dem Bieler- und Neuenburgersee vor sich geht. Die Charaktere scheinen mir in der letztgedachten Erzählung vorzüglich gut gezeichnet. Aber in der Gesellschaft des wilden, waghalsigen Schmugglers Renaud muß es dem Leser ganz unheimlich werden, und da er die Ursache aller Leiden und des Mißgeschicks des liebenden Paares

Digitized by Google

ist, auf welche die Erzählung die Theilnahme des Lesers hinlenkt, so kommt dieser erst wieder zu leichtem Athem, wenn er den abscheulichen Schmuggler, von den Kugeln der Zollwächter getroffen, die Seele anröcheln sieht, womit sich jenem Paare die Aussicht ins Paradies eröffnet. Frei von dem Schauerlichen, das den Leser in dieser Erzählung bis an das Ende ihrer Entwickelung begleitet, ist die letzte mit der Überschrift: „Der schweizerische Pflanzer am Ohio.“ Wer durch sie in dieser Gegend Amerikas einheimisch zu werden erwartete, würde seine Täuschung bald gewahr werden. Die Hauptscene ist Solothurn und seine Umgebung, die hier maierisch dargestellt ist. Den jungen Pflanzer, dessen Vater sich durch Misgeschicke genöthigt gesehen, eine neue Heimat in Nordamerika zu suchen, führt nämlich der heißeste Wunsch dieses Vaters in jene Gegend der Schweiz, um sich mit der verwaisten Tochter seines besten und treuesten Freundes in dem von ihm verlassenen Vaterlande zu verbinden. Noch ist sie dem Sohne, der wie ein anderer Tobias aus kindlicher Pietät dem väterlichen Wunsche gemäß die weite Reise unternimmt, gänzlich unbekannt, und wegen Mangels an Welterfahrung betritt er jetzt die Schweiz, wo er jenes zarte Wesen aufsuchen soll, mit banger, schüchterner Ungewißheit. Doch löst sich sein frommes Abenteuer auf die befriedigendste Weise. Er begegnet zufällig dem Mädchen unterwegs, nicht weit von Solothurn, wohin sie mit einer ältlichen Verwandtin, ihrer schützenden Pflegerin, einen Ausflug gemacht. Er wird sogleich von ihrem ganzen Wesen entzückt und bezaubert, ohne noch ihren Namen, ihre Herkunft, ihre Verhältnisse zu kennen. Dadurch entsteht ein peinlicher Kampf in ihm; er wünscht, die Unbekannte, die ihm bestimmt ist, möge dieser gleichen, sucht aber sich Kraft zu dem Entschluß zu erringen, von dem Vorsatze, dem Wunsch eines verehrten Vaters zu entsprechen, sich durch nichts abwendig machen zu lassen. Doch unversehens, als er auf einem Gang in die schöne Einsiedlei bei Solothurn mit dem holden Wesen, das sein Herz anbetete, in nähere Berührung kommt, macht er, indem diese bei dem Einsiedler sich in das Fremdenbuch einschreibt, die Entdeckung, daß dieses Mädchen gerade Diejenige sei, welcher er als Brautwerber entgegenreist. Und nun geht der Wunsch seines Herzens in Erfüllung. Die Klause des Einsiedlers wird für das überraschte Paar zur Barhalle himmlischer Beseligung.

Mögen diese mit zartem Geiste und zarter Empfindung geschriebenen Erzählungen viele Leser finden! Möge der ihnen gebührende große Vorzug vor vielen Erzeugnissen unserer neuesten Romantik anerkannt werden, die anstatt der sittlichen Bildung nur die sittliche Verbildung befördern! 159.

Gaethe's „Faust“, zweiter Theil, englisch.

Die diesjährigen Lieferungen des „Monthly magazine“ zeichnen sich vorzüglich durch eine Übersetzung aus, welche darin allmälig mitgetheilt wird und von Leopold J. Bernays herrührt. Gewiß, ein kühner Gedanke, das im Ganzen formlose, im Einzelnen so spiritualistische, gedankenreiche, in der Mannichfaltigkeit wohllautender Rhythmen schwelgende und von den sphinxartigsten, geheimsten Beziehungen wimmelnde Gedicht den compacten Gemüthern der Engländer durch Übertragung genießbar machen zu wollen! Hat doch selbst die zersetzende Kritik der Deutschen das Gedicht, in welches Goethe, wie er selbst gestand, so viel „hineingeheimnißt“, nicht in allen Theilen licht legen können! Der zweite Theil des „Faust“ dürfte leicht zu den unklarsten Gedichten gehören, welche je geschrieben worden sind; das capriciöseste in Gedanken und Form ist es gewiß. Es sieht oft so wunderlich phantastisch, ja gothisch zackig, so ungeheuerlich aus, daß man nicht weiß, wo hier irgend eine Gedankenbasis zu finden sei; und doch muß man sich wieder fragen, warum dieser Aufwand von phantastischem Gepränge, von antiker Einfachheit und gothischer Schnitzelei, von hochtönenden Chorgesängen und modern ironischen Dialogen und Monologen, von mythologischem Wahnwitz und altdeutscher Fabelei, von Mystik, Allegorie und Philosophie, wenn nicht überall eine Gedankenbeziehung, ein reeller Bodensatz vorfindlich und auch herauszufinden sein sollte? Man fragt vergebens. Man hat ganze Bücher, dickleibige Commentare über das Gedicht geschrieben, man hat aber nur erklären können, was Goethe im Ganzen gewollt habe, welches die Summe des Gedichtes sei, aber man hat sich über die Bedeutung aller und jeder einzelnen Posten wenig verständigen können. Die geheimsten Beziehungen dieses Gedichts sind mit Goethe zu Grabe gegangen. Goethe ist mit dem zweiten Theile des „Faust“ abgetreten wie ein neckischer Kobold, wie ein Irrwisch, der flunkernd vor der Kritik herflattert, und den sie doch nicht greifen noch halten kann. Und diesen antik-modernen, diesen irdisch-überirdischen, diesen sinnig-unsinnigen Mischmasch von Dichtung, oder besser Dichtungen führt man jetzt dem praktischen Engländer in einer Übersetzung vor! Man wird auch jenseit des Kanals durch einzelne lyrische Schönheiten entzückt, durch manche ironisch-humoristische Kurzweil belustigt, durch manchen vortrefflichen Erfahrungssatz überrascht werden; aber man wird schwerlich an diesem mystisch-poetischen Nebel Geschmack finden. Der Deutsche liebt am meisten oft Das, wobei nichts zu denken ist, weil er sich dabei Alles denken darf und seiner mystischen Geheimnißkrämerei keine Grenze gesetzt ist. Hierzu kommt die wahrhafte Meisterschaft, womit die deutsche Sprache in diesem Gedichte gehandhabt ist, jene rhythmische Mannichfaltigkeit von antiken und modernen Formen, welche sich in keiner der jetzt lebenden Sprachen in genügender Weise nachbilden läßt. Die Reize dieser Sprache, wie sie Goethe hier hervorgezaubert hat, und wie sie von keinem Ausländer vollständig genossen werden können, sind für sich allein im Stande, den deutschen Leser, auch wenn ihm das Denken dabei ausginge, aufs unmuthigste zu fesseln. Bernays hat offenbar diese Reize geahnt, auch wol verstanden, aber er hat sie in ihrer überraschenden Schönheit den Engländern durch seine Übersetzung nicht vollständig enthüllen können; er lüftet nur ihren Schleier, aber er hebt ihn nicht ab. Es mag wahr sein, daß er diese Sprache bis auf ihre äußersten Capricen durchdrungen und selbst das Unverständliche ebenso schön unverständlich, als es im Deutschen ist, wiederzugeben gewußt habe, und er hat sich dabei wirklich aufs klügste hin- und hergewendet; aber einmal sah er sich gezwungen, die Monologe und Dialoge in reiner Prosa zu übersetzen und sodann hat er zwar die lyrischen Gesänge mit den ungefähren Tonfall des deutschen Originals wiedergegeben, aber selbst die, die im Deutschen gereimt sind, in reimlosen Versen. Was aber gerade der Reim bei Goethe für eine vortreffliche, wunderbare Wirkung ausübt, weiß jeder deutsche Leser. So erhalten die Engländer durch die Übertragung noch immer keinen vollständigen Begriff von dem Hauptvorzuge des Gedichts, seiner rhythmischen Schönheit. Sonst ist die Übersetzung ebenso gewissenhaft und verständig als gewandt, gefeilt und flüssig, und die Riesenaufgabe im Ganzen trefflich gelöst. Nirgend mischen sich so wuhrhaft schanderhafte Unrichtigkeiten ein, wie sie sich z. B. in Lerminier's Übertragung einiger Stellen, die in seinem Buche: „Au-de là du Rhin“, mitgetheilt sind, vorfinden. Der Franzose übersetzt z. B. die Stelle:

Nur durch die Haine
Zu Stock und Steine'

mit:

Ah! seulement la haine!
Le combat et la lutte!

Weiter kann die Unkenntniß der Geheimnisse der deutschen Sprache doch wahrlich nicht gehen! Einige Proben aus der Übersetzung von Bernays werden geeignet sein, von seiner Übersetzungsmanier einen ungefähren Begriff zu geben. Wir stellen den deutschen Text zur Vergleichung gegenüber. Gleich der Anfang lautet im Englischen nicht ohne Wohllaut:

Digitized by Google

Wenn der Blüten Frühlingsregen	When the vernal shower of blossoms
Über Alle schwebend sinkt,	Over all things hovering sinks;
Wenn der Felder grüner Segen	When the meadow's verdant blessing
Allen Gebornen blinkt,	Shines on all the sons of earth;
Kleiner Geister Elfengröße	Little elfins' spiritgreatness
Eilet, wo sie helfen kann,	Hastens where it can assist;
Ob er heilig? ob er böse?	Whether holy, whether evil,
Jammert sie der Unglückmann.	Him they mourn whom grief afflicts.

Sehr vortrefflich ist das Onomatopöische in folgenden Versen nachgeahmt:

Horchet! horcht! dem Sturm her Horen,	Hearken! hark! the horal tempest!
Tönend wird für Geistes Ohren	Sounding, for a spirit's hearing
Schon der neue Tag geboren.	Born already is the day.
Felsenthore knarren rasselnd,	Rattling crash the rocky portals,
Phöbus Räder rollen prasselnd;	Clatterlag roll the wheels of Phoebus,
Welch Getöse bringt das Licht!	What a din the light is bringing,
Es trommetet, es posaunet,	How it clarions, how it trumpets,
Auge blingt und Ohr erstaunet,	Eyes are dazzled, ears astonished,
Unerhörtes hört sich nicht!	Hear not what may not be heard!

Das wunderliche „Gemurmel der Menge" in der folgenden Scene gibt der Übersetzer zwar prosaisch und ohne Reim, aber doch mit ähnlichem Effect wieder. Z. B.:

Gemurmel.	Murmur.
Was soll uns das — gedroschner Spaß —	What's that to us? — A thrice-told tale: calendery —
Kolenderei — Chymisterei —	and chemistry — I've heard it
Das hört' ich oft — Und solch gehofft —	oft — and falsely hoped: and
Und kommt es auch — So ist's ein Gauch.	if it come — 'tis but a chaw.

Der Gesang der Holzhauer beim Maskenballe lautet bei Berneys so:

Nur Platz! nur Blöße!	Room! room! make room here!
Wir brauchen Räume,	Room! room we want here.
Wir fällen Bäume,	We fell the tall trees
Die krachend schlagen:	Which crashing fall down,
Und wenn wir tragen,	And when we bear them
Da gibt es Stöße.	Roughly we jostle.
Zu unserm Lobe	To our praise do ye
Bringt dies ins Reine;	Set forth this clearly,
Denn wirkten Gaben	That, if the rough ones
Nicht auch im Lande,	Had not existence,
Wir kämen Keine	How would the fine ones
Für sich zu Stande,	Ever be found here,
So sehr sie wüten?	Proud as they are now.
Des seid belehret;	Of this be full certain,
Denn ihr erfröret,	You would be freezing,
Wenn wir nicht schwitzten.	Were we not sweating.

Das Naive des Reims vermißt man besonders in dem Liede der Mutter an ihre Tochter:

Welches Fest man auch erfann,	All the fêtes we thought of were
Mocht umsonst begangen;	Vainly celebrated;
Pfänderspiel und dritter Mann	Forfeit games and blind man's buff —
Wollten nicht verfangen;	None would catch a lover.
Heute sind die Narren los,	Many a fool is loose to-day:
Liebchen, öffne deinen Schoos,	Open, dearest, spread thine arms,
Strikt wol einer hangen.	Some one may be netted.

Der Übersetzer hat hier „dritter Mann", ein Spiel, welches in England nicht bekannt sein mag, nicht wörtlich mit third man, sondern aufs Gerathewohl mit „blind man's buff", Blindekuh, übersetzt.

Wir führen noch eine Strophe aus dem gut übersetzten Trinklied an:

Sei mir heute nichts zuwider,	Every thing to-day shall please me
Fühle mich so frank und frei;	For I feel so frank and free.
Frische Luft und frische Lieder	Cheerful songs and freshening breezes!
Holl' ich selbst sie hoch herbei.	I myself have just brought in.
Noch so trink' ich! Trinke, trinke!	Therefore drink I! Drink ye! Drink ye!
Stoßet an ihr! Klinke, klinke!	Clash your glasses! Clink ye! Clink ye!
Du hort hinten, komm heran!	You behind there, come out here!
Stoßet an, so ist's gethan!	Now, I think that's nicely done.

Das Behäbige der Göthe'schen Sprache, welches in gewissen bequemen, aber gemüthlichen Nachlässigkeiten besteht, läßt sich zwar weder von einem seiner deutschen Nachahmer noch einem Übersetzer erreichen, man sieht indeß, daß Bernays mit vieler Künstlichkeit durch den Wortfall, einzelne Reime und Assonanzen der Wirkung des Originals hier ganz nahe gekommen ist. Dagegen wird man den Reim in folgender Stelle, deren Hauptreiz er ist, jedenfalls vermissen:

Saget nicht, daß ich verirrt bin,	Say not I am gone astraying,
Bin ich doch, wo mir's behagt.	I am where it pleases me:
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,	If host and hostess won't give credit
Und am Ende borgt die Magd.	Then the bar-maid must at last.

108.

Literarische Notizen.

Im Herbste d. J. wird unter den Auspicien des nordamerikanischen Congresses ein Werk von bedeutender Wichtigkeit erscheinen; es sind die „Madison papers". Das Manuscript hat der Congreß für 30,000 Dollars angekauft. Von den Verhandlungen des Congresses zwischen 1782 und 1787 sind bis jetzt blos Fragmente vorhanden, welche man durch diese Sammlung zahlreicher Briefe, die Madison an verschiedene Freunde über die wichtigern Vorgänge geschrieben hat, auszufüllen und zu ergänzen beabsichtigt. Noch mehr verheißend ist ein anderer Theil des Manuscripts, der nichts Geringeres enthält als „A full report of the entire debates of the convention which adopted the constitution". Mit einem prophetischen Vorgefühl der Wichtigkeit, welche diese Verhandlungen für die Zukunft haben würden, unterzog sich Madison dem sauern Geschäft, alles irgend Bemerkenswerthe aus denselben zur Zeit, als es gesprochen wurde, niederzuschreiben. Das ist ein Werk praktischer Politik, für alle Nationen. Ein recht gesundes, praktisches und in einer Zeit, wo man sich so gern in vage Theorie verläuft, verdienstliches Buch ist auch F. Lieber's „Manual of political ethics". Der Verf., ein in Nordamerika ansässiger Deutscher, geht von dem Grundsatz aus, daß der Staat keine individuellen Rechte verleiht, sondern dieselben blos anerkennt, und folgert daraus, daß auch die Minorität ihre unveräußerliche Rechte besitzt, daß die Vielen nicht Alles, die Wenigen nicht nichts sind, und daß das Volk kein Recht habe, Alles zu thun, was ihm beliebt. In vielen Punkten stimmt der Verf. mit Sismondi in dessen „Constitutions des peuples libres" überein.

„Duchess of Marlborough and of the court of queen Anne, by Mrs. *A. T. Thomson*" (2 Bde.). Leider enthält diese nicht ungeschickte Compilation nichts Neues, da Coxe das Leben des Herzogs bereits erschöpfend bearbeitet hat und selbst das rohe Material, welches er benutzte, vor 1½ Jahren herausgegeben ist. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 219. — 7. August 1839.

L'Irlande par *J. G. C. de Feuillide.* Zwei Bände. Paris 1839. *)

Es ist schwer zu entscheiden, ob der künftige Historiker Irlands sich weiter von der Wahrheit entfernt, wenn er den Inhalt des vorstehenden Werks ganz annimmt, oder wenn er ihn ganz verwirft. Wir finden darin scharfsinnige Ansichten und oberflächliche Behauptungen, tiefe Wahrheiten und lächerliche Paradoxien, Bescheidenheit und Anmaßung, Ruhe und Leidenschaft auf die sonderbarste Art zusammengestellt. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Verf. ein schönes Talent besitze, aber um desto höher sollte ihm die Pflicht sein, sich durch halbreife, übereilte Bücher nicht selbst zu behindern, etwas über das Interesse des Tages hinaus Dauerndes und mehr als Feuilletonartiges zu liefern. Die Vielschreiberei fürs Publicum, welche gegenwärtig an der Tagesordnung ist, gibt nur eine gewisse Gewandtheit, sich zu produciren, die sehr weit von der wahren Vollendung entfernt ist: Übungen, welche nicht zahlreich genug sein können, behalte Jeder für sich, dem an bleibenden Ruhme etwas liegt. Vor Allem gefährlich ist die Sucht, Neues und Auffallendes zu sagen; auf den unzeitigen Kitzel folgt nur zu oft die Reflexion: wäre das Wahre nur neu, und das Neue nur wahr; Einfachheit und Wahrheit haben einen mildern, aber ewigen Reiz, welchem der Verf. nachstreben sollte, anstatt sich abzuquälen, Ungeahndes, Absonderliches aufzutischen, was man anfänglich erstaunt und verwundert besieht und dann als unbrauchbare Nahrung bei Seite schiebt.

Wir befinden uns in Verlegenheit, wie eine Beurtheilung des vorliegenden Werks einzurichten sei; denn die Aushebung des Richtigen sowie die Aushebung des Unrichtigen würde, weil die Sonderung in große Massen fast unmöglich ist, ins Einzelne gehen und übermäßig weitläufig sein müssen; vielleicht ist aber diese Durchdringung und Verwachsung des Echten und Unechten, des Treffli-chen und Verkehrten bei einem gelesenen Schriftsteller Frankreichs gerade das Merkwürdigste und ein die Zeit selbst erklärendes und erleuchtendes Zeichen. Nützlicher für das Absondern des Wahren scheint es uns jedoch immer, über wichtige Punkte unsere Abstimmung, als über andere unsere Zustimmung darzulegen; deshalb sprechen wir zuerst von dem fast einen ganzen Band ausfüllenden Gemälde des gesellschaftlichen und politischen Zustandes der Bewohner von Irland.

Die Lage des irischen Landmanns kann in der That mit keiner andern auf der Welt verglichen werden: in Deutschland ist der Bauer nicht ärmer als in andern Ländern, nicht gröber, als es seine unverzärtelte, ungehobelte Natur mit sich bringt, nicht unwissender und dümmer als Mancher, der über ihn reflectirt, nicht knechtischer, als es seine Pflichten und Rechte, die er genau kennt, verlangen; in Irland dagegen ist der Bauer roher, kriechender, ärmer und unglücklicher als überall anderswo. Das irische Elend übersteigt alle Begriffe, welche man sich sonst von Armuth und Wohlstand macht. Gewöhnlich pflegt man nur Diejenigen arm zu nennen, welche keine Arbeit haben und ihr Brot betteln; in Irland gibt es keinen Pachtbauer, der nicht am Hungertuche nagte und höchst nöthig hätte, die öffentliche Barmherzigkeit anzusprechen, wenn er es auch nicht thut. Man kann den freien Bauer in Irland nicht einmal dem englischen Armen gleichstellen; denn der ärmste aller englischen Armen hat ohne Widerrede bessere Kost, Kleidung und Wohnung als der glücklichste irische Landmann. Die Wurzel, warum das Elend des Volkes in Irland ärger sei als anderswo, ja die Wurzel fast aller unglückseligen Ereignisse und Schicksale, welche diese Insel betroffen haben, sieht der Verf. in der allgemeinen Plünderung des Grundeigenthums durch die Engländer, welche nach der Eroberung des Landes die Eingeborenen aus ihrem Eigenthum verdrängt und ein beispielloses Verhältniß festgestellt hätten, das ihm ärger ist als die Sklaverei der Neger. Trotz der heftigen Declamationen und der vielen herabsetzenden Beinamen, womit England bedacht wird, erfährt man aber dennoch nicht, was es denn eigentlich mit jenem Verhältnisse für eine Bewandniß habe, und wie es in Wirklichkeit existire. Der Verf. erzählt uns allerdings, wie die Eroberung Irlands unter Heinrich VIII., Elisabeth und Cromwell mit allen Greueln des Krieges zu Stande gebracht worden, und wie der Grundbesitz allmälig auf legalem und illegalem Wege aus den Händen der Besiegten in die Hände der Sieger überging; aber ist daraus

*) Vgl. die vorläufige Mittheilung hierüber in Nr. 194 d. Bl. D. Red.

das Verderben Irlands entstanden? Hat nicht England dasselbe Schicksal gehabt und dabei die größte Wohlhabenheit erlangt? Wir kommt es, daß ein und dasselbe Factum die entgegengesetztesten Resultate zu wege bringt? Hätte der Verf. dies nicht übersehen, so würde es ihn dahin geführt haben, richtiger nachzuweisen, wo die Quelle des Übels sei, welches nach unserm Dafürhalten lediglich von einer unverständigen Aristokratie herrühret, die das Staatsruder in Irland führt und gerade das Gegentheil von Dem thut, wodurch sie in England Popularität und unbedingte Herrschaft gewonnen und eine mächtige Schutzwehr gegen den Feind aufgeführet hat, die so lange Stich halten und bombenfest sein wird, als die englische Industrie die Welt mit ihren Fabrikaten überschwemmen kann.

Beide Länder werden nach demselben Feudalsystème regiert; allein das englische Volk gönnt seiner Aristokratie das Monopol des großen Grundbesitzes, weil es das Monopol der Industrie hat. Die ungeheuern Besitzungen der englischen Lords verletzen keineswegs den Bürger von London und Liverpool, welchem der englische Welthandel ein schrankenloses Feld der Thätigkeit öffnet, und der bei sich denkt, daß er eines Tages, wenn er Millionair geworden, dem Lord seine Güter und Titel abkaufen kann. In Irland dagegen betrachtet das gemeine Volk jeden Gutsbesitzer mit neidischen Augen, weil ihm die Bereicherung durch Handel und Gewerbfleiß sowie der Ankauf von Grundeigenthum unmöglich gemacht ist. Der englische Bauer und Tagelöhner bekümmert sich wenig um die Folgen eines politischen Systems, welches ihn vom Lande in die Stadt treibt, wenn er in den Manufacturen regelmäßige Arbeit und höhern Tagelohn findet. In Irland aber, wo die Industrie gering ist und das Agriculturinteresse die Oberhand hat, muß die große Mehrzahl der Bevölkerung nothwendig vom Ackerbaue leben. In England sind zwei Drittel der Einwohner Kaufleute oder Gewerbsleute, blos der vierte Theil beschäftigt sich mit der Landwirthschaft; in Irland befaßt sich nicht einmal der vierte Theil der Bevölkerung mit dem Handel, und mehr als zwei Drittheile sind einzig und allein auf den Ackerbau angewiesen.

Woher rührt aber der beklagenswerthe Umstand, daß der englische Landmann auf seinem Pachtgute ebenso glücklich, wohlhabend und zufrieden ist, als der irländische auf dem seinigen unglücklich, arm und verzagt? In England und Irland bearbeiten die niedern Volksclassen den Boden unter denselben Bedingungen; sie sind im Allgemeine keine freien Eigenthümer, yeomen oder freeholders, welche in England sich täglich vermindern und in Irland fast ganz unbekannt sind; sondern sie pachten von dem reichen Grundherrn ein Landgut, oder verdingen sich ihm gegen Tagelohn. Theoretisch ist ihre Lage in beiden Ländern absolut gleich, aber praktisch trennt sie ein unermeßlicher Abstand, welchen wiederum der blinde Unverstand der über Irland herrschenden Aristokratie verschuldet.

In England ist der große Grundbesitzer Schiemherr des Bodens und seiner Bewohner: er beschränkt sich nicht blos daraus, seine Revenuen einzukassiren und seine Rechte zu wahren, sondern er übernimmt auch gewisse Lasten und hält sich für verpflichtet, von Dem, was er einnimmt, etwas wieder herauszugeben. Er legt gewissermaßen sein Vermögen auf seinem Gute an, indem er ansehnliche Capitalien hineinsteckt; er baut seinem Pachter eine bequeme Wohnung, liefert ihm Ackergeräthschaften, erläßt ihm bei Unglücksfällen einen Theil seines Pachts, kurz ertheilt ihm allerlei Begünstigungen, wodurch der Verlust des Namens: freier Eigenthümer, vollkommen ausgeglichen wird. In Irland ist nichts von alledem der Fall: der Edelmann, landlord, bewohnt sehr selten seine Güter, welche er oft gar nicht kennt; er weiß blos, daß er in der Grafschaft Clare oder Corke ein Landgut von 100 oder 180,000 Morgen besitzt, woraus er so viel Einkünfte als möglich ziehen möchte, aber wofür er keinen Schilling ausgeben will; denn er oder seine Ahnen haben das Gut in Folge einer Confiscation bekommen, und wer weiß, ob nicht über kurz oder lang eine neue Revolution ihm Das wieder abnehmen wird, was eine frühere seine Familie eingetragen hat? Der englische Grundbesitzer, welcher seine Güter in Irland bewohnt, denkt ungefähr ebenso wie der abwesende, und Beide treffen darin zusammen, daß sie aus ihren Landgütern Gewinn zu erhalten suchen, ohne das geringste Betriebscapital vorzuschießen, mit andern Worten: sie wollen ernten, ohne zu säen. Zu diesem Behufe schließen die abwesenden Gutsbesitzer einen Contract mit einem Entrepreneur, welcher ihnen eine bestimmte Geldsumme zahlt. Dieser Entrepreneur, gewöhnlich ein reicher Capitalist aus Dublin oder London, denkt nicht daran, das Gut selbst zu bewirthschaften, sondern theilt es in eine gewisse Anzahl Loose von 100, 500, 1000 Morgen, die er an andere subalterne Speculanten, an die sogenannten middlemen abläßt, welche den Boden leichtweg urbar machen, ihn abermals in kleine Parzellen von 5, 10, 20 Morgen zerstückeln und diese so hoch als möglich an arme Bauern vermiethen. Der Paddy empfängt weiter nichts als die nackte Erde und muß sich selbst seine armselige Wohnung bauen und sein Inventarium anschaffen. Da er kein Vermögen hat, cultivirt er schlecht, und wie ist es bei schlechter Bewirthschaftung möglich, daß er den Pacht zahlt, welchen die verschiedenen Zwischenhändler über alle Gebühr erhöht haben? Wenn der Termin herum und keine Bezahlung da ist, so treibt ihn der Gläubiger aus dem Gute, jagt ihn mit Weib und Kind auf die Landstraße, nimmt ihm seine ganze Habe, welche theils den Fiscus, theils den Speculanten bereichert. Es ist gleichviel, ob der irländische Paddy mit einem middleman oder mit dem Gutsherren selbst zu schaffen hat; der Eine kennt so wenig Mitleiden als der Andere; Beide beseelt dieselbe Habgier, Beide haben nur Eines und Dasselbe im Auge, so hoch als möglich zu verpachten. Die moralische und physische Lage ihres Pächters ist ihnen vollkommen gleichgültig; sie sehen ihn als einen Fremden an, von dem sie weiter nichts verlangen, als daß er pünktlich zahlt. Der middleman ist nur ein vorübergehender Augenzeuge des Elends der armen Bauern in Irland; er schiert und schindet sie ohne Er-

barmen so lange, bis er sein Schäfchen ins Trockene gezogen und aus dem Lande geht, wie der Gutsbesitzer, welcher in seinem Hôtel zu London das Schreien der Verzweiflung und des Hungers nicht hört und unter dem ewig heitern Himmel Italiens gar nichts davon erfährt, wenn das Hagelwetter die Ernte seiner irischen Pächter zerknickt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Der Geist von Canossa. Schauspiel in fünf Acten von Graf Ehe. Ernst v. Bentzel-Sternau. Zürich, Höhe. 1839. 8. 22 Gr.

Der Geist von Canossa, so kühn und gigantisch er auch durch die zauberhafte Dämmerung des Mittelalters schritt, so mächtig er Hohes wie Niederes schreckte und zertrat, was sich ihm entgegenwarf, ist wie viele andere Geister vor dem hellen, lichten Morgen junger Jahrhunderte gebleicht und zusammengeschrumpft. Er verscholl hinter seinen hohen Bergen, und wenn uns Deutschen nicht zuweilen ein reisender Maler, oder ein überspannter Kopf Zeichen seines Daseins und stillen Wirkens gebracht hätte, so würden wir uns bald angewöhnt haben, von ihm im Perfectum zu sprechen. Ja, wir mußten sogar erleben, daß dieser alte Geist, von einem starken, jungen, seiner weltgeschichtlichen Functionen entsetzt, später in einer Verschlingung von Umständen durch seine geistigen wie geistlichen Gegner eine bedingte und beschränkte Existenz wiedererhielt. Kaum sind jedoch einige Decennien verflossen, so will er sich wieder heben und dehnen, der alte Riese, und streckt sogar seine Hand gegen seine frühern Wohlthäter aus. Aber der helle Tag hat sein Nebelgewand zerrissen und zeigt uns nur einen eigensinnigen Priester, voll lächerlicher Prätentionen und Allocutionen, gleich dem Don Quixote des Cervantes. Sonderbar indessen, man lärmt, predigt, schreibt in die Luft hinein, als ob es uns wirklich packen wollte, und der Unbefangene fragt mit Erstaunen: warum Kanonendonner, wenn Knallerbsen hinreichen! Selbst mit der Lyra sehen wir einen ergrauten Barden unsers Vaterlandes diesem Feinde entgegengehen und es darauf hin wagen, einige Blätter seines wohlverdienten Kranzes einzubüßen.

Über die Idee, in einem Drama seinen Zeitgenossen Andeutungen von gegenwärtigen Verhältnissen zu geben, wollen wir gar nicht rechten, denn wir sind nur zu gewohnt, statt der Offenbarung des Ewigen und Göttlichen durch die Kunst, Genrebilder und gereimte Tagesgeschichte zu sehen. Nur was Hr. v. Bentzel-Sternau in seiner Poesie anschaulich machen, wozu er anregen will, das wollen wir besprechen. Zuerst den Verlauf der Fabel. In dem Hofe eines schwachen und durch Pfaffeneinfluß sittlich zu Grunde gerichteten deutschen Herzogs in der Mitte des 16. Jahrhunderts wird die Gemahlin desselben nebst ihrem Töchterlein das Opfer eines Mordanschlags. Er geht von Hildebrand, dem Propste und Beichtiger des Herzogs, aus, weil die Dame eine Anhängerin Luther's ist, dessen Lehre sich überhaupt in dem Lande zu verbreiten anhebt. Der Plan des listigen Jesuiten wird jedoch insofern vereitelt, daß der starke und aufgeklärte Minister Ettigond die Vergiftung zu hintertreiben und Mutter und Kind in einem entfernten einsamen Ort unter fremdem Namen zu verbergen weiß. Nach langer Zeit, als das Kind schon zur Jungfrau gereift, entdeckt Ettigond dem Herzoge, welcher Mutter und Kind im Wochenbette gestorben wähnt, daß seine Tochter lebe, und bringt (das errathen wir nur) von ihr ein Bild auf die Burg, zu dem sich Guido von Sarenstein, Neffe, Erdprinz und Anführer der Leibgarde des Fürsten, sowie Lutheraner und Feind der Pfaffenpartei, in Liebe angezogen fühlt. Der Vater ist erfreut, und auf Veranlassung Ettigond's wird nun die Prinzessin Rosabella ihrem heimlichen Aufenthaltsorte und ihrer vermeintlichen Pflegemutter, die nur Ettigond als die Herzogin weiß, entnommen und an den Hof gebracht. Sie erfüllt mit Liebe das Herz des schwachen und durch die Intriguen des Propstes moralisch aufgelösten Vaters, der den Bitten der Tochter sowie Ettigond's nachgeben und in Person den Ort besuchen muß, wo Rosabella heranblühte und ihre Pflegerin Nerinda, die Herzogin, noch weilt. Der Fürst begibt sich dahin, erkennt wol seine Gemahlin, aber den Zusammenhang ahnend, wagt er doch nicht, seine Entdeckung auszusprechen, und die Herzogin ist zu stolz, es zu thun. Sie entschließt sich jedoch, die Tochter an den Hof zu begleiten, da Mutter und Tochter ihr einziges Glück in ungetrennter Liebe finden. Das Kebsweib des Herzogs, eine Creatur Hildebrand's, war unterdessen aus scheinbarem Ärger über die ungewohnte Vernachlässigung von Seiten des Fürsten in ein Kloster gezogen, und Hildebrand bot alles Mögliche auf, Ettigond auf seine Seite und ein Bündniß mit ihm zu Stande zu bringen, dessen Bedingung eine That von Seiten Ettigond's, wahrscheinlich die Ermordung oder Beseitigung der Herzogin, sein soll. Dieser Anschlag auf Ettigond's Rechtschaffenheit mißlingt aber, und Hildebrand sieht sich genöthigt, durch gewaltsame Mittel die fürstliche Familie in seine Gewalt zu bekommen, zu seinem und der Kirche Nutz und Frommen. Eben als der Herzog mit Rosabella und Nerinda in die Burg zurückkehren will, werden sie von Gewaffneten des Propstes, unter seiner eigenen Anführung, umringt und gefangen genommen, um sie nach Rom zu schaffen, wo ihrer ein Ketzergericht wartet. Unterdessen hatten sich aber auch Ettigond, der verliebte Guido und ein der neuen Lehre zugethaner Franziskaner zu Trutz und Schutz verbunden, unter dem Schwure: Gott, Land, Lieb', den der Franziskaner heimlich in: Gott, Freiheit, Lieb', für sich verwandelte, und da man eine Gewaltthat des Pfaffen auf die fürstliche Familie voraussah, so bricht der tapfere Guido mit seiner Edelgarde auf und fängt glücklich die Rotte mit den Gefangenen. Hildebrand wird nun ins Gefängniß gesetzt; aber er weiß als listiger Pfaffe durch die Religion seine Wärter, sowie auch den Wachthauptmann Dido, der schon der lutherischen Lehre anhing, für sich zu stimmen und durch Letztern die Freiheit zu erlangen. Vom Hofe soll ein öffentliches Fest gegeben werden für die wunderbare Errettung der fürstlichen Familie; es handelt sich nur darum, die Bewaffneten der Edelgarde nach dem Willen des Fürsten zu removiren. Indem der kluge und einflußreiche Ettigond dies zu bewerkstelligen geht, erscheint an einer geheimen Tapetenthüre im Zimmer des Fürsten der Propst Hildebrand als Geist und erschreckt ihn mit den Worten:

Warum lädst du mich nicht zur Feier?
Gefallen ist dein letztes Schleier!

Der Herzog fällt nieder und wird vom zurückkehrenden Ettigond fortgeschafft. Unterdessen aber hat Hildebrand eine förmliche Emeute angezettelt mit Hülfe der Dominikaner. Man will die Ketzer mit Feuer und Schwert vertilgen; Klasterstudenten und einige vom jungen Adel kämpfen gegen Bürger und Hof. Die Pfaffen unterliegen jedoch mit ihrer Partei und Alles wird gefangen genommen. Im Namen des Herzogs hält Ettigond hierauf Gericht und verurtheilt die jungen Edeln zur Karthause, dem einzigen Orden, der nun als Straforden noch bestehen soll. Die gefangenen Mönche schenkt er dem Rathe der Residenz, um sie zu öffentlichen Arbeiten zu verwenden, mit der Androhung des Scharfrichters bei schlechter Aufführung; seinem alten Freund Dido verzeiht er großmüthig. Der gefangene und gefesselte Propst Hildebrand muß seinen Richter Ettigond im Cabinet des Herzogs erwarten. Er ist voll Trotz; Ettigond reicht ihm einen Becher Gift, den nämlichen, aus dem der Probst die Herzogin vergiften wollte. Der Propst aber verweigert zu trinken, weil er ja wisse, daß Kind und Mutter durch Ettigond's Hand leben. Ettigond zieht einen Dolch und droht, ihn niederzustoßen, wenn er nicht trinke. Da bittet ihn Hildebrand, den linken Arm zu lösen; es wird

Digitized by Google

verweigert mit den Worten: „Ich bin kein Büttel.“ Hierauf soll Eltigond dem Propste ein päpstliches Breve aus dem Busen nehmen, um es zu seiner Sinnesänderung zu lesen; aber es geschieht nicht. Und so reißt nun der Priester selbst das Gewand auf, zeigt dem Meister ein Zeichen auf der Brust, und eben als dieser den tödtlichen Streich führen will, erkennt er in diesem Zeichen seinen Zwillingsbruder. Der Streich unterbleibt bei dem Ausrufe: „Verlorner Bruder, du!“, und Hildebrand schließt triumphirend:

Nicht rühme sich des Heerschergenius,
Wer schaut Uriasbrief und Judaskuß!

Solche Pfaffen- und Hofgeschichten des Mittelalters mögen allerdings häufig sich ereignet haben; es ist nicht leugnen, wie sehr sie den schändlichen und grausamen Egoismus der Hierarchie bezeichnen. Aber solche Historien werden besser erzählt als gespielt. Unsere frühere Romancaliteratur ist voll ähnlicher Stoffe von Pfaffen und Jesuiten, wo rechts gemordet, links vergiftet und in der Mitte an den Ketzern gesoltert wird. Diese würden so noch mehr den Geist von Canossa schildern und dürften dem Publicum noch mehr abschreckende und aufregende Lectüre gegen das Papstthum gewähren. Nein, auf diese Weise allein schildert und malt man den Geist von Canossa nicht, wenn man seine schmutzigsten Geschichten aus einer Zeit auf die Bühne bringen will, wo der Geist selbst nicht mehr frei, sondern dem Zwecke und Treiben eines kühnen und listigen Ordens anheimgefallen war. An der Ausbildung des Papstthums hat ein ungeheurer, consequenter, zermalmender Egoismus gearbeitet! Aber allein schon dieses Ungeheure, das Riesenhafte, das so lange mächtig und unverwundbar in der Weltgeschichte dasteht, gibt ihm etwas Erhabenes und Imposantes, und man hat ihn nicht gemessen noch geschildert, wenn man seinen Schmutz betastet. Und hatte sein Geist nicht auch eine hellere Seite, wenn sein Egoismus befriedigt war? Ist er es nicht, der in einer rohen und barbarischen Zeit der Träger und Verbreiter einer Religion war, der wir alle angehören und die wir für die beste halten? Haben wir es nicht diesem Geiste von Canossa zu verdanken, daß er in einer wilden Periode, wo weder Gesetz noch Gemeingeist die rohe Gewalt zügelte und mäßigte, mit mächtigem Arme in die politischen Wirren griff und der unendlichen Aufreibung und Zerstörung Einhalt that? Hat dieser eigentliche Geist von Canossa auch diese gemeine schmutzige Seite, wenn wir vorher die blutigen und treulosen Thaten lesen, die Heinrich IV. an den Sachsen verübte, ehe wir ihn dafür im Hofe zu Canossa als Büßenden stehen sehen! Hatten die Römer andere Zwecke als die grenzenlosesten Egoismus, und schildert man sie recht und hinreichend, wenn man einzelne Züge erzählt, wie sie Völker unter ihre Füße traten! Diese Art und Weise, auf die Bewegungen der Zeit zu wirken, taugt nur, um unter Beschränkten Haß und Zwietracht zu erregen.

Wir kommen jetzt zu einem andern Punkte dieses Schauspiels. Es scheint seinen Ausgang in einer Allegorie zu nehmen; denn im entgegengesetzten Falle würde es sogar lächerlich enden, schenkte Eltigond diesem eingefleischten Teufel das Leben und dem Stücke zufällig das Ende, weil er in ihm seinen leiblichen Bruder erkennt. Aber was bedeutet eigentlich diese Allegorie des Bruderpaares? Soll der Minister, wie wir vermuthen, den Staat und der Propst die Kirche vorstellen? Ist es der Staat, der die Kirche als seinen verlorenen, entarteten Zwillingsbruder in dem Momente erkennt, in dem er sie aufreiben will, und die Nothwendigkeit fühlt, daß das Eine das Andere bedinge? Wenn es sich so verhalten soll, so ist das Gleichniß zwiefach lahm. Denn zuerst stellt sich im Verlauf des Stückes Eltigond's Wirken nicht von dieser allgemeinen, abgeschlossenen, selbständigen Seite dar, sondern er erscheint immer als der Freund und Diener eines schwachen Fürsten, in dessen Familie er eingreift, theils aus allgemein menschlichem Interesse, was er besonders am Schicksale der Herzogin zu nehmen scheint, theils als Lutheraner und Reformer, aus Haß gegen das Pfaffenthum. Selbst mit seinen eigenen Worten verräth Eltigond die Persönlichkeit eines Fürstendieners. Dean als der Herzog (Scene 2, Act 4) zu ihm spricht:

Wie glüht dir im beseelten Aug' der Sieg,
Du Mann der That, der keck umarmt den Krieg!

so antwortet Eltigond:

Den Krieg hab' ich für Euch, o Herr, geführt.

So kann der Staat nicht mit dem Fürsten sprechen, sondern Fürst und Staat sind in diesem Falle, wie in einem höhern Sinne immer, Eines und sagen sich, besonders in Gedichten, keine Complimente. Ferner aber würde es nach protestantischen Ansichten überhaupt sehr gewagt sein, dem Staate eine Kirche gegenüberzustellen; denn ob es ein solches Collegialitätssystem gibt oder geben kann, darum streitet man sich noch. Gehen wir von der geschichtlichen Erfahrung aus, daß es auch geordnete und civilisirte Staaten gab, in denen sich das religiöse Leben nicht in Form einer Kirche aussprach, so bedarf Eltigond den Bruder Hildebrand ja eigentlich nicht mehr, und Beide stehen unabhängig voneinander, sobald Eltigond aufhört Katholik zu sein. Die Hauptsache ist jedoch diese, daß der Protestantismus seinem wahren Geiste nach sich nicht so als äußerlicher Gegensatz zum Staate formirt und formiren kann. Er bildet allerdings eine Kirche, aber eine höhere, unsichtbare, die den Staat weit unter sich läßt und sich eigentlich nur in dem Begriffe Gemeinde repräsentirt. Es könnte noch ein Sinn in der Allegorie liegen, aber wir möchten dem gesunden Sinne des Verf. damit nicht gern zu nahe treten. Wir erfahren nämlich im Verlaufe des Stückes, daß Eltigond dem Adel zugehört, wenigstens geht es aus Hildebrand's Worten hervor. Fände vielleicht Eltigond als Repräsentant des Adels seinen verdorbenen Bruder, die Kirche, wieder? und wäre Staat und Thron ihre gemeinsame Mutter, aus der sie sich erhoben hätten, und die sie nun hüben und trügen in Wechselbedingung? Vorausgesetzt, daß sich dies so geschichtlich verhalten könnte, so würden wir hier in jenem Worte „verloren“ hören, wie ein Sünder in der Weltgeschichte dem andern Vorwürfe mache. Doch diese Deutung ist bei uns nur eine Voraussetzung. Könnte aus dem Drama das Kirchlich-Politische weggelassen und der Intrigue eine allgemeinere Tendenz gegeben werden, so würde es in einer Reihe der trefflichsten Bilder das Leben der damaligen Zeit und besonders der kleinen deutschen Hoflager abschildern. Hier zeigt sich der Geist und das Talent des Verf. und läßt um so mehr bedauern, daß so viel Anmuth, Humor und Ironie wie Wohllaut der Sprache verwandt wurde, um eine solche Geburt zu liefern. Wir fragen mit den eigenen Worten des Verf.:

Wollt Herr nicht Stoff für Helden?

160.

Literarische Notiz.

Man rühmt uns ebenso treu und glücklich die Übersetzung, welche neuerdings Albert Montemont von den Oden des Horaz veranstaltet hat. Jedenfalls gehört ein gewisser Muth dazu, den lateinischen Odendichter in einer Sprache wiederzugeben, welcher der Tonfall der lateinischen Muse wie ihr Schwung und ihre Würde in solchem Grade wie der französischen mangeln. Als Probe geben wir den Anfang der Übersetzung der berühmten Ode: „Exegi monumentum“, welcher so lautet:

Je laisse un monument élevé des Pyramides,
Et plus fort que l'airain et les flots inconstants;
J'affronte en vainqueur l'essaut des vents numides,
Et des sombres hivers les tourmentes humides,
Et les siècles sans nombre et la fuite des temps etc.

Im Französischen klingt jede Übersetzung wie Nachbildung oder Umschreibung. Das Französische ist die herrschsüchtigste, aber auch unköniglichste Sprache, die es gibt. 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 220. — 8. August 1839.

L'Irlande par *J. G. C. de Feuillide*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Höchst unrichtig ist die Behauptung der Hrn. v. Feuillide, daß die Noth des irischen Bauers aus den schlechten Pachtcontracten entspringe, die viel zu kurz und viel zu willkürlich eingerichtet seien, was ohne Zweifel dazu beitragen mag, aber keineswegs das Grundübel ist, welches unserer Meinung nach darin besteht, daß keine Sympathie zwischen dem Grundherrn und Pachter obwaltet wie in allen andern europäischen Staaten. Wir beklagen mit Hrn. v. Feuillide, daß die irischen Bauern keine Aussicht haben, je freie Eigenthümer zu werden; allein wenn man auch das heroische Mittel anwenden wollte, welches der Verf. vorschlägt, nämlich den Katholiken einen Theil des confiscirten Eigenthums zu restituiren oder dafür Schadenersatz zu geben, so möchte dadurch die Noth Irlands eher vergrößert als vermindert werden. Man sollte erst einmal damit anfangen, die Bauern in ein erbunterthäniges Verhältniß zu stellen, wie es im Mittelalter der Fall war und wie es noch in Hanover, Mecklenburg, Preußen und andern deutschen Staaten der Fall ist. Die Erbunterthänigkeit, welche wir der Theorie nach nicht rechtfertigen wollen, ist in der Praxis oft nicht zu verwerfen. Wir haben in den ebenerwähnten Ländern gesehen, daß in derselben Gegend, in demselben Dorfe sehr häufig freie und erbunterthänige Bauern seit vielen Jahren nebeneinander wohnten, ohne daß bei gleichem Quantum des Besitzthums der geringste Unterschied in Absicht des Wohlstandes und des persönlichen Charakters hervorgetreten und bemerkbar geworden ist. Die Regierungen jener Staaten trugen sogar zu verschiedenen Malen allen ihren Unterthanen die Rechte und Pflichten freier Eigenthümer an, aber die wenigsten ergriffen das Anerbieten. Wenn der Verf. hierüber eigne Erfahrungen gehabt oder wenigstens die Anderer zu Rathe gezogen hätte, so würde er ein besseres Mittel ausfindig gemacht haben, wie Besserung möglich sei; er wäre aber auch schwerlich auf den Einfall gekommen durch die bloßen Worte: Restitution oder Indemnität, wie durch ein Abracadabra solchen Riesenpopanz zusammenzuhexen.

Der freie Eigenthümer unterscheidet sich von dem Erbunterthänigen dadurch, daß jener sein Gut vererben und Schulden darauf contrahiren kann, welches Letztere eben kein Vorzug ist; denn seitdem den französischen Bauern das Schuldenmachen auf ihre Güter erlaubt ist, sind bereits viele Güter in fremde Hände gekommen. Der Erbunterthänige hat sein Gut unter gewissen Bedingungen, und Niemand darf es ihm und seinen Nachkommen ohne zureichende Gründe nehmen, und diese zureichenden Gründe können selten gegen ihn geltend gemacht werden. Außerdem ist die Herrschaft durch moralischen und gesetzlichen Zwang zu Unterstützungen verpflichtet, auf welche Eigenthümer niemals Anspruch machen können. So wird es in Schottland und in England zum Theil gehalten; warum wäre es nicht auch in Irland möglich? Die irischen Bauern wären gar nicht dumm, wenn sie Hrn. v. Feuillide, der sie auffodert, sie sollten sich das Eigenthum zurücknehmen oder zurückgeben lassen, die Antwort ertheilten: Was gewinnen wir am Eigenthume? Wir wollen nur so viel erlangen, daß die Herrschaft Mitleiden mit uns fühlt und, anstatt uns aus dem Gute zu treiben, uns eine Remission der Abgaben zugesteht, wenn wir durch Unglücksfälle ohne Schuld zurückgekommen sind. Es ist unstreitig wünschenswerth, daß alle Unterthanen eines Staates Eigenthümer werden; aber es ist eine leere Täuschung, daß der theoretische Begriff des Eigenthums die Kräfte verdoppeln und die Production erhöhen werde; im Gegentheil hat es guten Grund, wenn man behauptet, daß der sehr reelle Verlust wohlwollender Begünstigungen von Seiten der großen Gutsbesitzer durch die Erwerbung des Namens Eigenthümer nicht aufgehoben wird. Viel dringender erscheint uns die Berücksichtigung localer Verhältnisse, von denen sich Hr. v. Feuillide nichts träumen läßt, der das grausige Wort Restitution oder Revolution ausspricht. Wir meinen, daß man nicht unter dem Vorwande, den irischen Bauer zu beglücken, dem englischen Adel seine Güter in Irland wegnehmen und den Fiscus bereichern solle; daß man jene Anrechte erkennen und die Veränderungen seines Zustandes nicht nach bloßer Theorie gewaltsam durchsetzen solle, ohne auf den Sinn, den Geist, die Bedürfnisse und die von Zeit zu Zeit bei außerordentlichen Vorfällen nothwendige Hülfsleistung Rücksicht zu nehmen. Es liegt in der Natur der Dinge und ist durch vielfache Erfahrungen, besonders für nicht sehr fruchtbare Gegenden bewiesen worden, daß die feierlichsten Entsagungen der emancipirten Bauern auf außerordent-

Digitized by Google

liche Unterstützungen entweder nicht gehalten werden konnten, oder daß das freie Eigenthum bei jedem Unglücksfalle auf eine für die Familien und den Staat gleich nachtheilige Weise zum Verkauf gestellt werden mußte.

In Irland würde dieser Fall ganz besonders eintreten; keine Macht kann den irischen Paddy, der in jahrhundertelanger Unterdrückung geschmachtet, mit einem Male in einen freien Grundbesitzer verwandeln. Wir sehen keine andere Lösung der Verhältnisse zwischen den irischen landlords und den kleinen Pächtern als die allmälige Egalisirung und Isolirung im Staate und unter den Staat, welche keine Gewalt, selbst die der englischen Aristokratie nicht, wird aufhalten können. Das alte Gebäude der englischen Constitution wird von Irland aus in seinen Grundvesten erschüttert, und das Centralisationssystem, welches sich in England immer mehr Bahn bricht, thut der Aristokratie immer mehr Abbruch. An die Stelle von tausend ehemaligen innern Beziehungen und Lebensregungen, welche das Feudalsystem geschaffen, tritt der hohe Begriff von der Einheit des Staats, von der unmittelbaren gleichen Unterordnung aller Bewohner unter das souveraine Staatsoberhaupt. So lösten sich einst in Rom die Vorrechte römischer Stadtbürger, welche auf großem Römersinne beruhten; es lösten sich die erst gepriesenen, dann verabscheuten Bande der Clientel und des Patronats, und es war auch an der Zeit, daß Kaiser Caracalla allen Bewohnern des römischen Weltreichs das römische Bürgerrecht ertheilte und den Staat zu einem einigen Ganzen erhob. Die Emancipationsbill vom 13. April 1829 spricht für Irland dieselben Rechte aus, welche jeder englische Staatsbürger hat; es fehlt nur noch der Geist, welcher dem todten Buchstaben Leben einhaucht.

Die katholischen Handwerker in den Städten Irlands sind dem Verf. ebenfalls Sklaven, weil sie kein Bürgerrecht haben und in keine der 71 städtischen Corporationen aufgenommen werden, welche in den Städten Irlands bestehen. Nichts ist aber gewisser, als daß die Strenge der Protestanten im Ausschließen ihrer katholischen Mitbürger von allen städtischen Rechten und Ämtern viel weniger von schmutzigem Interesse als von der Religionsverschiedenheit herrührt, welche ein zweites Grundübel für Irland ist. Die Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche in Irland ist eine Chimäre und nur in dem Maße möglich, als sie ihrem Grundcharakter ungetreu werden und zur Indifferenz und Apathie übergehen.

Wie tief Kunst und Wissenschaft in Irland stehen, darüber ist nicht nöthig, Mehres beizubringen, wol aber, daß der Verf. den Grund davon in der Armuth Irlands findet und alle Kunst von der äußern Wohlhabenheit abhängig macht, und für Frankreich nach Englands Untergange Künstler weissagt, welche die Welt in Erstaunen setzen werden. Warum England jetzt solche Künstler nicht besitzt, ist nicht bemerkt. Die Blüte der italienischen Kunst wird vom universalmonarchischen Impulse der Päpste und dem daraus entstandenen Reichthume hergeleitet. Warum half denn aber dieser Impuls dem alten Rom nicht? In Griechenland und den Niederlanden hat also keine Kunst existirt, weil jener Impuls und der Reichthum fehlten? Machte die gute Bezahlung zum Künstler, so wäre Coreggio einer der letzten; denn er lebte in höchster Dürftigkeit und starb bekanntlich, weil er eine geringe Bezahlung in Kupfermünze sechs Meilen weit trug und sich dabei überhitzte.

Über die innere Landesverwaltung erfahren wir nichts; dagegen enthält der zweite Theil eine enthusiastische Abhandlung über irländische Sprache und Poesie, welchen Gegenstand der Verf. in einem besondern Werke weitläufiger auszuführen gedenkt. Von den Naturschönheiten Irlands spricht der Verf. mit der Begeisterung, welche sie in jedem Beschauer erwecken; wir wünschten aber, er hätte mehr Ruhe und Kälte an den Tag gelegt, wenn er von den Landesbewohnern und ihren Unterdrückern spricht. Nachrichten über das englische System des öffentlichen Unterrichts in Irland haben wir vergebens gesucht; dagegen erzählt uns der Verf. ein Langes und Breites von seinen Bekanntschaften in der Diligence, von seinem Aufenthalte in Dublin, von seiner Fahrt mit dem Dampfschiffe auf dem Shannon und von seinen Wanderungen in der Grafschaft Wicklow. Wir brechen hier ab, um nicht zu weitläufig zu werden, und schließen mit dem Ausspruche, daß der Verf. allerdings manche Hauptpuncte des Zustandes von Irland richtig ergriffen hat, daß ihm aber das Meiste, weil er es unter Wasser, oder nach seiner pikanten Art vielmehr unter Spiritus setzt, schief und verdreht ward; sobald er es über sich gewinnen kann, die Dinge ohne fremdes Medium und ohne allzu starke Nationalvorurtheile nur im Lichte der Wahrheit ruhig zu betrachten, so wird er den Beifall seiner Leser erhalten und nicht wie die in Pluton's Höhle von falschem Lichte Geblendeten glauben, er wandle schon in ewiger Klarheit. 85.

Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle von Schiff. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1838. 8. 3 Thlr.

Der Gegensatz zwischen Leben und Tod und das Wirken des Todes im Leben ist für die poetische Behandlung besonders in zweierlei Weise aufgefaßt worden. Die unvollkommenere, ja den gewöhnlichen Spuk- und Geistergeschichten verwandte ist die, wo die Fesselosigkeit und Geistesfreiheit eines Abgeschiedenen herüberragt in die Gebundenheit und Befangenheit der Lebenden und in der Vermittelung ihres Kampfes mit dem Schicksal mahnend, wol auch versöhnend, jedenfalls wirkend auftritt. Hier ist der Tod ein doppeltes Schattenbild, bald des Diesseits, bald des Jenseits, stets aber eine zweifelhafte Nebelgestalt, die in ihrer ungewissen Verkörperung die Bedeutung höherer Vergeistigung desto sicherer kund geben soll. In dieser ganzen Auffassungsweise liegt aber etwas sehr Unzulängliches, blos Annäherndes, nicht Erfassendes; es ist mehr ein Gestorbensein als ein Tod, und das Leben ist im Sterben nicht ganz aufgegangen, sondern es ist noch ein wenig Leben lebendig geblieben und hält sich nun, so gut es geht, auch weiter fort.

Anders die zweite, tiefer greifende Auffassungsweise. Hier ist der Gedanke des Todes als dem Leben von Ursprung innewohnend in dem Gegensatze dargestellt, daß der Tod die poten-

Digitized by Google

zirte Lebenskraft in sich trage. Der Tod selbst, nicht ein Gestorbener, oder das Leben selbst, nicht ein Lebendiger tritt verkörpert auf, und sein Wirken ist nicht ein nach Umständen mehr oder minder bedeutendes, sondern aus ursprünglich echter Weise entspringendes und nach Nothwendigkeit erfolgendes. Diese Weise läßt verschiedene Stufen des Ausdrucks zu. Am natürlichsten, aber auch unvollkommensten ist die Äußerlichkeit, mit der in kleinen Lebensbildern der Tod als gewandter Weltmann, zuerst etwas geheimnißvollen Anstriches, dann melancholischer Färbung, zuletzt in Geisterklarheit sich auflösend, den Lebensphasen gegenüber dargestellt wird. Ein humoristischer Ton, dann und wann auch ins Sentimentale überzugehen geeignet, hat solche Weise gefördert, und sie taucht, obwol etwas veraltet und abgeschwächt, noch hier und da in Nebengängen der Literatur empor. Um ein Beträchtliches höher stehe, vom völlig entgegengesetzten Punkte ausgehend, eine andere Betrachtungsart, welche den Tod in antiker Weise als schönen Jüngling, geisterhaft über dem Leben schwebend und hier oder dort die Fackel über dasselbe senkend, darstellt. Hier ist eine Innerlichkeit, eine Gefühlspoesie, die einen höhern Schwung der Phantasie gestattet, aber auch in der modernen Behandlungsweise die Plastik, welche in dem Urgebilde dieses Gedankens sichtbar ist, zu einer Geistigkeit verdünnt, die an das Träumerische oder Phantastische grenzt.

Wir haben eine dritte Stufe des Ausdrucks, den das Bild des Todes in der Poesie empfängt, noch unerwähnt gelassen, ungeachtet sie diejenige ist, welche, von altgermanischen Bildwerken übergetragen, der volksthümlichen Anschauung am geläufigsten und zu mannichfaltiger Darstellung verwendet worden ist. Wir meinen die dürre Knochengestalt mit Hippe und Sanduhr. Sie ist eigentlich die rohste und unvollkommenste Verkörperung, ungenügend als Dargestelltes wie als Darstellendes, nicht menschlich, nicht geisterhaft, ein Product unbeholfener Denkart, das eine Idee geistig aufzufassen meint, indem es dieselbe in den schlechten Gegensatz zu ihrer sinnlichen Erscheinung stellte. Gleichwol hat die bequeme Verständlichkeit dieser Ausdrucksweise, verbunden mit der Redlichkeit und Treuherzigkeit der Gesinnung, welche man diesem Phantasiegebilde beizugeben pflegte, das Unschöne und an sich Unpoetische der Erscheinung gemildert, ja vergessen gemacht, und sie ist jedenfalls der bleibende Typus für allerlei beiläufige und auf höhere Bedeutung nicht Anspruch machende Darstellungen dieses Gedankens geworden.

Der Verf. vorliegenden Werks hat das Verdienst, dieser letzterwähnten Ausdrucksweise eine höhere Weihe gegeben zu haben. Er hat dieselbe mit einer Tiefe und Innerlichkeit des Todesgedankens in Verbindung gesetzt, wie man in diesem Bilde zu finden ungewohnt ist. Dabei steht dasselbe, der Wirklichkeit ziemlich entrückt, in einem Nexus da, welcher in Figuren wie Behandlung an das Mythische streift, und das Geisterhafte dieser Erscheinung paßt gut zu dem sichern Boden der übrigen Handlung, in welche sie unmittelbar thätig eingreift. Im Gegensatze hierzu steht die tief greifende Wirkung, die sie auf den Lebensgang der ihr Angehörigen äußert: in dem Entwickelungszuge derselben liegt der innerste Gedanke des Buchs, die in verschiedenster Weise sich kund gebende Sehnsucht nach dem Tode. Zu dessen Verständniß und Würdigung diene folgende kurze Analyse der Erzählung.

In Bergeseinsamkeit lebte ein frommer Klausner mit Maria, seiner Pflegetochter; sie ist zur Jungfrau herangereift, und er beschließe, sich von ihr zu trennen. Aus alten Pergamenten erfährt sie die Geschichte ihrer Vorfahren, der ehemaligen Herren vom Todtenstein, einer benachbarten, jetzt verödeten Burg; noch ahnt sie aber blos, daß sie von diesem Geschlechte abstamme. Ihr Ahnherr, ein armer Holzhauer, bittet, als ihm der zwölfte Sohn geboren wird, den Tod zum Gevatter, dieser weiht das Kind und gibt dem Vater ein Kraut des Lebens, dessen edle Säfte jegliches Weh zu heben vermögen. Der Erste, den er heilt ist — Ahasver. Allmälig wächst sein Ruhm, er gelangt in den Besitz der Burg Todtenstein und großen Reichthums. Jene heilende Macht bleibt ein Geheimniß der Familie, und ein später Nachkomme benutzt sie, um dem siechen Könige das Leben wenigstens zu fristen. Des Königs Sohn, Prinz Heinrich, vermählt sich mit der letzten „Todtensteinerin"; ihr Kind ist Blanca, die wir als Maria kennen, gerettet in Verborgenheit durch ihren Oheim, den Einsiedler, sonst Grafen Greifenberg. Die Heimtücke seines Bruders, des regierenden Königs Philipp, haete dem Prinzen, die Geburt der Tochter seiner Gemahlin das Leben geraubt; alle Spuren des, als mit dem Satan im Bunde stehend verdächtigten Geschlechts der Todtensteiner und ihres Besitzes wurden von dem Grafen Hohenhorst, dem nächsten Verwandten des Königshauses, sorgsam vertilgt. Nur Blanca mit ihrem Schützer lebte einsam, spendend und heilend; als das Gerücht ihres weiter sich verbreitenden Wirkens im Volke zu den Ohren des Königs drang, ließ er sie in ein Kloster bringen. Sie entflieht, kurz bevor sie eingekleidet werden soll, mit Hülfe eines jungen Ritters Udo, indem sie die frommen Schwestern durch Zauberspuk täuscht, und begibt sich auf die Burg ihrer Ahnen, wo sie die Bewohner der Umgegend zu ihrem Schutze sich sammelt. Der König läßt das Schloß vergeblich belagern, Ritter Udo's Schar und die aufgeregte Masse der Bevölkerung vereitelt alle Anstrengungen der geübten Heeresmacht auf dem ohnedies ungünstigen Bergterrain. Endlich durch Verrath auf Anstiften seines Vaters gelingt es dem jungen Grafen Hohenhorst, der um die Königstochter Isolde wiebt und sich im Besitze der Königsgunst erhalten will, um auch im Besitze der Macht zu bleiben, der Burg sich zu bemächtigen. Blanca wird zum Feuertode verurtheilt, sie brichtet dem Eremiten, man sieht eine ihr gleiche Gestalt mit ihr zum Scheiterhaufen sich bewegen, und nur eine von ihnen stürzt sich in die Flammen, während die andere verschwindet und Bestürzung sich des Königs und aller Anwesenden bemächtigt. Der Todtenstein wird von Grund aus vernichtet, das Andenken an Blanca bleibt unzerstörlich im Volke.

Wir haben hier nur einen sehr kurzen Abriß des Verlaufs der Erzählung gegeben; manche Episoden, wie die von dem „starken Bär", eine sehr gelungene Allegorie, manche Nebenverknüpfungen, wie das Verhältniß Isoldens zu Ritter Simon und Graf Edmund von Hohenhorst, die hier nicht weiter skizziert werden können, erhöhen mehrfach das Interesse, welches diese Novelle an sich gewährt. Die Zeit, in welche sie verlegt ist, gibt sich als die des ausgehenden Mittelalters kund. Es ist die sich bildende Tendenz zur Reformation im Gegensatze zu ausgebildetem, übermächtigem Pfaffentruge, das Ankämpfen der Geistesfreiheit gegen die Heuchelei, der Wahrheit gegen die Lüge. Wir finden die Hauptvertreter dieser Gegensätze in Blanca und dem Eremiten einerseits, und König Philipp, dem schwachen, unedeln Fürsten, der von den Dominikanern gelenkt wird, andererseits. Setzt man diese Tendenz mit jener besondern Subjectivität Blanca's, mit der ihr inwohnenden Lebenskraft und Todessehnsucht in Verbindung, so ergibt sich ein sehr bedeutender und eigenthümlicher Charakter, der auch mit vielem Glücke durchgeführt ist. Weniger läßt sich das von dem ihr in Ritterstreue ergebenen, jungen Helden Udo sagen. Sein ganzes Erscheinen ist zu beiläufig, sein Wirken nur vermittelnd, als daß er, obwol viel von ihm gethan wird, doch in den Organismus des Stücks wesentlich eingriffe und als Träger einer mit dem Hauptgedanken in Einklang stehenden Idee aufträte. Ja, durch die Erzählung seiner Thaten und durch sein Verhältniß zu der Burgherrin Blanca wird der Novelle zum Theile das Gepräge einer Rittergeschichte aufgedrückt, die, für sich betrachtet, eine sehr äußerliche Auffassungsweise zuläßt und sich wenig über das Gewöhnliche erhebt. Eine solche Sandbank hätte in dem rasch und würdig dahinfließenden Strome dieses Romans vermieden werden sollen. Nicht minder störend ist die in dem Anfang desselben gewählte Darstellungsart, nach welcher die frühern Vorgänge vor dem Aufenthalte Blanca's in der Einsamkeit erzählungsweise aus alten Urkunden vorgetragen werden. Nicht als ob die kunstgerechte Entwickelung der spätern Geschichte das-

Digitized by Google

durch gestört würde — vielmehr ist der Ausgangspunkt ebenso gut gewählt als die Mittheilung jener Documente geschickt motivirt —, allein es fehlt die Elasticität in dem ersten Drittheil der Novellen, die Kenntniß des Frühern wird wie aus einzelnen Schubläden herausgenommen und uns mitgetheilt, bis wir auf dem Punkte stehen, eine vollständige Übersicht über das Zurückliegende zu haben. Diesen Übelstand zu vermeiden wäre dem Verf. gewiß um so leichter gewesen, als sich im übrigen nicht blos gegen die Anordnung des Stoffes nichts einwenden läßt, sondern im Gegentheil die Gruppirung sehr geschickt, die Einlegung der Episoden sehr geeignet zu nennen ist.

Wir haben es also hier mit einem Werke der romantischen Richtung zu thun. Diese ist unverkennbar in Charakteren und Scenerie; sie ist veredelt durch die Durchdringung von einer Idee, welche, wenn auch nicht dem Bewußtsein der Gegenwart innewohnend, doch an sich nicht ohne Bedeutung ist; sie ist gehoben durch den der Geschichte angehörigen Gegensatz zweier Richtungen, die einst heftige Bewegungen verursachten und noch jetzt in Anklängen nachhallen, ja in dumpfen Schlägen bisweilen den Boden der Zeit zu erschüttern im Stande sind; sie ist endlich, im Allgemeinen wenigstens, rein und schön ausgeprägt in der Form der Darstellung und des Ausdrucks: Gründe genug, um ein Werk von so eigenthümlicher Bedeutung besonderer Beachtung zu würdigen. 39.

Notizen.

Lexika und Encyklopädien sind das wirksame und unfehlbare Mittel zur Popularisirung der Wissenschaften, und in England, wo der öffentliche Unterricht, den Schulen und Universitäten gewähren, gegen den in Deutschland z. B. mangelhaft ist, wo die Medicin zum Theil noch wie ein Gewerbe betrieben wird u. dgl. m., da ist die lexikographische Form mit den selten fehlenden Holzschnitten gleichsam die Eisenbahn der Wissenschaften, auf der alle Classen, auf der die Masse des Volks zu Kenntnissen gelangt. Jedes Gewerbe, jede Kunst, jede Wissenschaft, hauptsächlich die ausübenden, wie z. B. die Chirurgie, Medicin u. dgl., hat hier ihre zahlreichen, nicht zur Aufbewahrung des todten Capitals der Kenntnisse, sondern zu praktischem Gebrauch und Nutzen bestimmten und meist auch sehr brauchbaren Lexika und Encyklopädien. Deutschland dagegen hat in Folge seines trefflichen Unterrichtssystems und zahlreichen hochgebildeten Lehrerpersonals so viele und so gute Lehrbücher aufzuweisen wie kein anderes Land der Erde. Unsere trefflichen Lehr- und Handbücher sind uns bei unserm Universitäts- und Unterrichtswesen Das, was den Engländern ihre Encyklopädien. Wem ist nicht wenigstens dem Namen nach M'Culloch's berühmtes „Dictionary of commerce" bekannt, von dem jetzt eine neue sehr bereicherte Ausgabe erschienen ist? Und nur um zu zeigen, wie jede, Kenntnisse und Unterweisung erfordernde menschliche Thätigkeit dort in encyklopädischer Form (gewöhnlich aus dreifachem Gesichtspunkte: dem praktischen, theoretischen und historischen) erläutert wird, erinnern wir nur an Loudon's treffliche „Encyclopaedia of agriculture" und an die nicht minder schätzbare „Encyclopaedia of gardening" von dem nämlichen Verfasser, anderer Werke ähnlicher Art über einzelne Künste und Industriezweige zu geschweigen. In alten Zeiten sind dadurch, daß nur mündliche Mittheilung stattfand, manche Kenntnisse, die Frucht der Bemühungen und Forschungen vieler Generationen, verloren gegangen, sodaß wir ihr Verfahren in vielen Künsten und Hantierungen entweder gar nicht mehr wissen, oder uns dasselbe nicht zu erklären vermögen. Durch Encyklopädien, in denen Erfahrungen, Wahrheiten und Kenntnisse, deren Bewahrung nur auf mündlicher Fortpflanzung beruht, der Nachwelt überliefert werden, wird dem vorgebeugt, und auch die abstracte Wissenschaft erntet auf diese Weise gleichsam die Frucht des von ihr ausgestreuten Samens, indem sie ihre allgemeinen Wahrheiten durch neue Thatsachen und Beweise verstärkt sieht. Eine Encyklopädie der Künste und Gewerbe ist daher nicht blos für praktische Industrie und für den Handel ein Gewinn, sondern auch die theoretische Kenntniß wird dadurch gefördert. Eine solche ist jetzt unter Leitung des Dr. Ure, eines mit praktischen, namentlich chemischen Kenntnissen wohl ausgerüsteten und mit Englands Fabrikwesen sehr vertrauten Mannes, erschienen unter dem Titel: „A dictionary of arts, manufactures and mines". In einem Bande wird hier auf 1342 enggedruckten Seiten ein reicher Schatz von Belehrung mitgetheilt, welche nicht weniger als 1241 Holzschnitte durch Anschaulichkeit erleichtern und unterstützen.

In einem der londoner statistischen Gesellschaft am 12. Mai mitgetheilten Berichte des Major Tulloch über Krankheiten und Sterblichkeit unter den britischen Truppen wird das durchschnittliche Verhältniß der jährlichen Todesfälle unter den englischen Dragonern zu 15⁹⁄₁₀ pro 1000, im preußischen Heere in dem Zeitraume von 1821—30 zu 11⁷⁄₁₀ pro 1000, in dem französischen von 1820—26 zu 19⁵⁄₁₀ pro 1000 angegeben. Besonders macht der Berichterstatter auf die ungeheuere Zahl von Selbstmorden unter dem Militair aufmerksam. Unter den englischen Dragonern kommt auf 1274 Mann jährlich ein Selbstmord, und von 28 Todesfällen ist immer einer dieser Art. Städte mit einer starken Garnison zeigen zum Theil daher eine so unverhältnißmäßige Zahl von Selbstmorden im Vergleich mit den Landbezirken. 161.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon
der
Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Dreizehntes Heft, **Hagen** bis **Hegel'sche Philosophie.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Hagen (Ernst Aug.) — **Hagenbach** (Karl Rud.) — **Hahn** (Aug.) — **Haiti** — **Halen** (Den Juan van) — **Halévy** (Jacques Fromental) — **Hall** (Anna Maria) — **Hall** (Moriz van) — **Hamaker** (Heinr. Arents) — **Hamburg** — **Hand** (Ferd. Gottlieb) — **Hänel** (Gustav Friedr.) — **Hankhängt** (Franz) — **Hanover** — **Hanoversche Verfassungsfrage** — **Hansemann** (Daniel) — **Hansen** (Moriz Christoph) — **Hansestädte** — **Hansteen** (Christoph) — **Häring** (Wilh.) — **Harleß** (Gottlieb Christoph Adolf) — **Harleß** (Joh. Christian Friedr.) — **Harnisch** (Wilh.) — **Harring** (Harro Paul) — **Harrisan** (William Henry) — **Hartig** (Georg Ludw.) — **Hartmann** (Georg Jul.) — **Hartmannsdorff** (Aug. v.) — **Hase** (Karl Aug.) — **Hasse** (Friedr. Christian Aug.) — **Hassele** (Andreas Heinrich van) — **Hassenpflug** (Hans Daniel Ludw. Friedr.) — **Hauch** (Johan Carsten v.) — **Hausmann** (Joh. Friedr. Ludw.) — **Havemann** (Wilh.) — **Hayo** (Francois Nicolas Béneit, Baron) — **Hazardspiele** — **Hazelius** (Johan August) — **Head** (Sir Francis Bond) — **Hecker** (Justus Friedr. Karl) — **Heidenberg** (Johan) — **Heffter** (Aug. Wilh.) — **Hegel'sche Philosophie.**

Leipzig, im August 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 221. —— 9. Auguſt 1839.

Karl XIV. Johann und ſchwediſch-norwegiſche Zuſtände.

In der Gruppe von Völkern und Staaten, welchen ihre eigenthümliche Lage, ihre Beziehungen zu den Nachbarreichen und eine Reihe innerer Zuſtände und Stimmungen eine bedeutungsvolle Phyſiognomie hinſichtlich der nächſten Zukunft geben, und welche nach langer Schweigſamkeit und Paſſivität vielleicht von neuem zu einer, mit ihrer reſpectiven Bevölkerung in keinem Verhältniß ſtehenden Rolle beſtimmt ſind, befindet ſich auch die ſkandinaviſche Halbinſel mit ihrem Könige, Karl XIV. Johann. In den letztverfloſſenen Jahren haben allerlei Elemente der Unzufriedenheit und Gährung im Innern dieſer Doppelmonarchie — nicht nur Norwegens, des ſtets mit Eiferſucht auf ſeinen politiſchen Halbbruder hinblickenden, ſondern ſelbſt des mit mehr Wärme den gegenwärtigen Verhältniſſen zugethanen Schwedens — die Blicke des Auslandes nach jenen Punkten des Nordens hingezogen. Man erkannte darin abwechſelnd bald die Spuren der allgemeinen Krankheit, an welcher unſere Zeit leidet, bald die natürlichen Conſequenzen des bisherigen Ganges der Dinge und des Syſtems einer Regierung, welche mit Einflüſſen und Nothwendigkeiten der verſchiedenſten Art zu kämpfen hatte, bald aber die Anzeichen einer mehr oder minder künſtlichen Reaction, welche der Parteigeiſt in zwei, dem letzten Zwecke nach zwar verſchiedenen, aber in gewiſſen Mitteln und Waffen ſich begegnenden Richtungen auszuführen begonnen hat. Die letzte, der Mehrzahl des Volkes wie dem Königshauſe ſelbſt ſo unverhoffte Erſcheinung des Kaiſers von Rußland in Stockholm (die Feuerprobe, welche alle politiſchen Beſorgniſſe der neuen Dynaſtie von dieſer Seite her verſchwinden machen mußte, jedoch gerade auch mit den Empfindlichkeiten über die Härten eines mehr dem Prinzipe demokratiſchen Widerſtandes als der einzelnen Perſon und dem einzelnen Factum geltenden Preßproceſſes, ſowie mit Volksverſammlungen und Krawalls ſich kreuzte) hat verſchiedenen auswärtigen Publiciſten Stoff zu lebhafterer Beſprechung der innern Situationen Schwedens dargeboten, und es fehlte nicht an gewagten Schlüſſen und Hypotheſen hinſichtlich Deſſen, was im Hintergrunde der Zeit für den Fall des Eintretens gewiſſer Ereigniſſe lauere. Dürfen wir unſer Gefühl offen ausſprechen, ſo glauben wir, daß vielleicht gerade Diejenigen, welche das nächſte Intereſſe an dieſen Prophezeiungen haben dürften und nach der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur gewiſſen Hoffnungen gern ſich hingeben, am allermeiſten ſich täuſchen; denn es iſt unſere Zeit ſo reich an Wechſeln, und ſie liebt es ſo ſehr, auch die genialſten und ſcheinbar begründetſten Divinationen Lügen zu ſtrafen, auch geht es gefallenen Dynaſtien, welche mehr durch eigene als durch fremde Schuld ihre Reiche verloren (wie zur Stunde uns ein ſchlagendes Beiſpiel belehrt) nicht anders als den guten Portugieſen, welche in der großen Mehrzahl des Volks noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts ſteif und feſt auf die Wiederkehr ihres Königs Sebaſtian hofften. Der eine Fall ſomit, auf welchen von Seite eines erlauchten Unglücks her in Bezug auf die Zukunft Schwedens ſpeculirt werden kann, und welcher, wie es ſcheint, noch immer mit gewiſſen ſanguiniſchen Hoffnungen in Verbindung gebracht wird, liegt um ſo mehr außerhalb des Bereichs der Wahrſcheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit, als diejenigen Elemente, durch welche die Verwirklichung nothwendigerweiſe erzielt werden müßte, ihrer innerſten Natur nach noch viel unharmoniſcher und feindſeliger mit den Grundgeſinnungen und Tendenzen Deſſen ſich zeigen, was der gegenwärtigen Ordnung der Dinge ſubſtituirt werden ſollte, als mit jenen des zur Zeit noch in voller Kraft beſtehenden Syſtems ſelbſt auf dem höchſten Punkte der Verſtimmung und bei ſchärfſter Ausbildung der gegenwärtig temporär ſich beſtreitenden Gegenſätze. Die Oppoſition, welche gegenwärtig in Schweden ſich geltend zu machen verſucht und durch einzelne kräftige Demonſtrationen bereits dargethan hat, daß ſie nicht ganz zu verachten, und daß ein Theil ihrer Wünſche und Foderungen wenigſtens in Erwägung zu ziehen ſei, hat keinen antidynaſtiſchen Charakter, noch iſt ſie aus wirklich nationalem Widerwillen gegen den status quo im Ganzen hervorgegangen. Der Streit, den ſie erhoben, dreht ſich blos um ein Weniger und Mehr in der Art und Weiſe der Interpretation und Anwendung von conſtitutionnellen Principien, welche in der Theorie von beiden Seiten angenommen worden ſind, um die ausgedehntere oder beſchränktere Ausführung einzelner Paragraphen des Grundgeſetzes, um einige Reformen im Staatshaushalt und um Erweiterung der Preßfreiheit, die übrigens durchaus in Kraft beſteht, und hinſichtlich welcher verſchiedene beſchränkende Beſtimmungen

Digitized by Google

mehr für vorübergehend und durch den Zwang der Umstände auferlegt, denn als absichtliche Streifungen des Repräsentativsystems betrachtet werden müssen.

Wichtiger ist die andere Frage wegen der politischen Allianzen. Hierüber sind allerdings Stimmen in verschiedenem Sinne laut geworden; Stimmen, welche nicht ohne Beachtung gelassen werden dürfen, und welche ein Monarch von der Umsicht und Besonnenheit und dem Takte und Fernblicke Karl Johann's sicherlich auch nicht unbeachtet lassen wird. Allein fürs erste kann, da die getroffenen Abreden und gepflogenen Unterhandlungen der fraglichen Cabinete während der letzten Jahre dem größten Theile nach zur Zeit noch ein Geheimniß sind und nicht nach einzelnen Erscheinungen und Beuchstücken einseitig und oberflächlich beurtheilt werden dürfen, wie es in einigen Journalen geschehen ist, über diesen wichtigen Punkt noch keine bestimmte Ansicht voewalten. Fües zweite aber treten verschiedene Umstände von gebieterischer Natue ein, denen auch ein Anderer in demselben Verhältnisse, ja selbst ein Wasa, mit allem Glanze alter Erinnerungen auf dem Throne und von der ganzen Macht einee aristokratischen Reaction unterstützt, sich nicht so leicht zu entziehen im Stande sein würde. Man stellt den Gedanken an den Verlust Finnlands als die Hauplquelle des Misvergnügens über die engere Verdindung des gegenwärtigen Beherrschers von Schweden und Norwegen mit dem mächtigen Nachbarreiche hin; aber gibt es wol iegend eine, vernünftigerweise denkbare politische Combination als das völlige Unterliegen Rußlands nach einem Kriege auf Tod und Leben, welche die Rückgabe jener ihm so überaus lheuern und wichtigen und absolut nothwendigen Peovinz, einer nicht durch die gegenwärtige Regierung, sondern durch die Fehler und Misgriffe einer feüheen Periode eingebüßten Peovinz, als möglich und ausführbar in Aussicht stellen könnte? Wenn nun gewisse Nothwendigkeiten in dem Leben der Völker und Dynastien als unabwälzbar mit Entsagung hingenommen werden müssen, ebenso wie vollendete Thatsachen, die keine mindere Stärke für sich geitend machen, als der Verlust Ingermanlands, Karelieus, Lief- und Esthlands, Pommerns u. s. w., so bietet sich gleichwol dem Nationalgefühle der Schweden, das in dem Erwerbe Norwegens als Bruderstaats unter einem und demselben Scepter noch immer keinen hinlänglichen Esatz für jenen Verlust finden will, eine andere Combination in der Zukunft dar, welche nicht ohne geschichtliche Vorgänge ist, in neuesten Tagen abermals den Gegenstand der Besprechung gebildet hat und nicht nur in Schweden und Norwegen, sondern auch in Dänemark zahlreiche Sympathien zählt. An diese ist die Kraft, die Begeisteeung der Patrioten verwiesen, welche für die Sicheeheit des Nordens beforgt und für Wiederherstellung alter politischer Selbständigkeit und alten Ruhmes und Glanzes erglüht sind. Die Verwieklichung dieses offenbaren Geheimnisses, welche, ohne an ein bestehendes Dynastierecht zu streifen, in Folge gewisser geneaologischer Ereignisse in den Kreis der Möglichkeiten gehört, würde einerseits der Stellung Skandinaviens gegenüber von Rußland größere Bedeutung und Unabhängigkeit und dadueh auch England, dessen Politik, Scrupel und Besorgnisse nicht außer Acht zu lassen sind, geößere Beruhigung gewähren, indem für dieses letztere durch Constituirung und Befestigung einer ehrfurchtgebietenden Föderativmacht der drei Reiche im Sund und im baltischen Meere, also nur auf anderm Wege dasselbe eereicht weeden dürfte, was durch das in neuester Zeit so lebhaft desprochene Bündniß zwischen Dänemark und England angestrebt wird. Der skandinavische Norden hat, wenn einmal die welthistorischen Ereignisse verwickelter und drängender sich einstellen, nur dieses einzige Mittel, um aus einem drückenden Dilemma sich herauszuwinden, welches man gern verbergen möchte, welches jedoch troß aller diplomatischen Delicaleſſen durch das leichtverhüllte Incognito mit ernster Waheheit hindurchblickt; man wird früher oder später seine Zuflucht zu Dem nehmen müssen, was natürlicherweise für jetzt kein Gegenstand der Debatte sein kann, und woeüber Karl Johann mit Loyalität und Nachdruck, als über politische Träumerei, somit vollkommen beruhigend sich ausgedeückt hat. Die Ereignisse aber sind stärker als die Menschen und modifiriren auch wol bisweilen den Willen von Königen und Völkern.

Wie aber dem auch sei, welcher Ansicht man über die gegenwärtigen Verhältnisse Skandinaviens huldigen und welche Wünsche man für seine Zukunft hegen möge, so gewahrt man doch deutlich die Zeichen eines neuen politischen Lebens, welches darin sich vordereitet, und einer neuen Keaft, die sich in ihm entwickelt; einer Kraft, welche in die europäischen Verhältnisse wieder mit einzuwirken bestimmt zu sein scheint. Karl Johann, durch die Last der Jahee weder an Geist noch an Körper gebeugt, hat sich noch einmal aus seiner einfach-geräuschlosen Königsburg erhoben und ist in rauher Jahreszeit durch seine beiden Reiche gezogen, um auch den entferntern Unterthanen zu zeigen, daß er noch ganz der Aite sei, und um an Ort und Stelle selbst ihnen seinen fürstlichen Gruß zu bringen, ihre Wünsche zu vernehmen, ihren allfallsigen Beschwerden abzuhelfen. Die unverlöschte Glut des Auges, unter den ernsten Wimpern hervorblickend, gemildert von Zügen, aus welchen die Ruhe des Alters, der Sieg über bekämpfte Leidenschaften und eine reiche Summe von Eefahrungen, sowie die dem echten Herescher geziemende Humanität ohne Ostentation und Wortgepränge sprechen, imponirte auch diesmal den freiheitstolzen Normannen wie den geschliffenern, fügsamern, aber gleichwol für den Ruhm der Vergangenheit, die Ehre der Nation und das Heiligthum des Grundgesetzes und seiner Postulate eifersüchtig wachsamen Schweden. Dee alte König hat gleichsam mündlich sein Haus destellt und seinen Völkern den Nachfolgee im Regimente voegeführt mit ernsten Lehren an Beide. Aber auch an die Zeitgenossen im Allgemeinen und an die Nachwelt hat er sich gewendet. Man weiß, daß die einheimische und fremde Presse seit einer Anzahl Jaheen ganz besonders geschäftig war, sowol die Thaten des Helden und Feldherrn zu entstellen, als die Absichten des Politikers und die Handlungen des Regenten in minder vortheilhaftem Lichte zu zeigen. Was in den Tageblättern deshalb geschehen,

Digitized by Google

was durch Beoschüren und Pamphiete jeder Aet versucht woeden, ist bekannt genug; ebenso auch das eine und andee historische Week übee die Vorfälle von dem Zeiteaum dee Theonveeänderung bis jetzt. Untee den neuesterschienenen erwähnen wir hauptsächlich eins, das in Deutschland unbemerkt geblieben ist, in Schweden abee nicht geeinges Aufsehen gemacht hat. Es führt den Titel: „Skildeingae ur det Inre af Dagens Histoeia. De Frůvaeande" (3 Bände), mit dem Motto: „Cuique suum", und: „Skildeingae ue det Inee af Dagens Historia. De Närvaeande" (2 Bände), mit demselben Motto. Der Verf. hat sich nicht genannt, aber sein politisches Glaubensbekenntniß läßt sich bald herauserkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kael Venturini's Neue histoeische Schriften. Erster und zweitee Band. Beaunschweig, G. C. E. Meier. 1838 — 39. Ge. 8. 3 Thlr. 12 Ge.

Es ist bekannt, wie die von Bredow gegründete und mit dem Freimuthe des echten Geschichtsforschers wie des Vaterlandsfreundes begonnene „Chronik des 19. Jahrhunderts" von ihm wegen der Verwickelungen, in welche er dnrch das Werk gerieth, an Dr. K. Venturini, Pastoe in dem Dorfe Herdorf bei Braunschweig, übertragen wurde nnd van diesem 30 Jahre, bis zum Schlusse des J. 1835, in dem Geiste des Stifters und mit lobenswerthem Fleiße fortgesetzt worden ist. Durch ein Augenübel jedoch, das den im Glücke einer ländlichen Ruhe lebenden Chroniſten unsers Jahrhunderts im Herbste 1837 befiel und ihn den ganzen folgenden Winter nicht wieder verließ, wurde die Arbeit auf längere Zeit unterbrochen, und ols der Verf. sich endlich so weit genesen sah, um dieselbe mit gewohnter Thätigkeit wiedee aufnehmen zu können, beschloß er dem Werke in den wichtigern Partien nicht nur eine größere Ausführlichkeit, sondern überhoupt mehr die Form der Geschichte als der Chronik zu geben; und so entstanden diese beide Bände einer Geschichte des J. 1836, von denen der erste die transatlantischen oder amerikonischen Staaten und die Staaten der Quadrupelallianz in Europa, der zweite oder die absolut manarchischen, d. h. Rußland, Östreich, Preußen, die italienischen Staaten, Griechenland, die Türkei mit ihren afrikanischen Vasollenstaaten, Persien, China und das Königreich Dänemark umfaßt. Hier fehlen alsa noch die constitutionnellen germonischen Staaten, wie Schweden nnd Norwegen, die constitutionnellen Staaten des deutschen Bundes und Hollond, die Cantone der Schweiz nnd Belgien, deren Geschichte der Verf. in einem dritten Bande zusammenfassen zu wollen scheint, „ohne sich, wie in diesen beiden Bänden, genau an den Jahresabschnitt von 1836 zu binden". Es scheint demnach, daß er dieselbe Unaebnung in die Ausführung bringen wird, die wir jetzt schon in der Eintheilung nnd historischen Gruppirung wahrnehmen. Denn welcher Grund ist z. B. vorhanden, zwischen England, Frankreich, die pyrenäische Halbinsel und die mittel- nnd nordeuropäischen constitutionnellen Staaten, deren Geschichte wir noch zu erwarten haben, die Staatenmasse vom Königreiche Sardinien ader Neapel im Süden und dem Königreiche Preußen im Norden bis nach China einzuschalten, nnd auf das himmlische Reich das Königreich Dänemark folgen zu lassen? Wohin sollen wir bei dieser Anordnung Marokko, Japan und andere nicht unwichtige Reiche des Orients bringen, die wir bis jetzt nicht beachtet finden? Wird auch ihnen noch ein vierter Band gewidmet sein? Wedee wenn Dr. Venturini eine ethnographische, mit dem Westen beginnende Reihenfolge beobachten, noch wenn er seine Eintheilung auf die Natur der Staaten und die Principien ihrer Verfassungen stützen wollte, ist er seiner Absicht treu geblieben; denn welche Unterschiede finden sich zwischen den von ihm zusammengestellten! und wem, der gewohnt ist die einzelnen Staaten in Europa, namentlich wenn sie zu einer Völkerfamilie gehören ader gar durch ein positives Band der Conföderation verbunden sind, im Zusammenhange zu betrachten, konnte es einfollen, Preußen nnd Östreich, ja selbst Dänemark nach der beliebten Vorstellungsweise der Franzosen von den übrigen deutschen Staaten zu trennen nnd lieber mit China und Persien ols mit ihren Stammverwandten und Bundesgenossen in eine Reihe zu stellen? Durch eine solche Disposition hat denn Dr. Venturini in sein Werk eine Zerrissenheit gebracht, welche uns keineswegs erlaubt den Namen Geschichte, den er dafür in Anspruch nimmt, darauf anzuwenden. Er rühme an demselben zwar den historischen Pragmatismus, an welchem wie an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit des Stoffs sich kein die neueste Geschichte behandelndes Werk mit dem seinigen messen könne. Versteht er aber darunter das Raisonnement, mit dem er seine Erzählung begleitet hat, so fragt sich noch, ab eine raisonnirende Darstellung auch wirklich schon eine pragmatische ist. Will er damit gar auf eine lichtvolle Erklärung der Ursachen und Folgen der Begebenheiten Anspruch machen, so ist eine solche van der neuesten Zeit, wenigstens der Zeit van 1815 bis jetzt, noch nicht gut möglich. Aber auch wenn der Verf. eine solche wirklich versucht hätte, so müßte dieselbe, abgesehen von den äußern Schwierigkeiten, durchans unbefriedigend sein, weil uns schon die ungeordnete nnd mehr nach Willkür und Bequemlichkeit als nach dem nothwendigen Zusammenhange der Dinge angestellte Gruppirung seines Stoffes überzeugt, wie wenig er sich zu der Ansicht erhoben hat, daß in allem historischen Leben Wechselwirkung stattfindet nnd die Geschichte keine einseitige Causalreihe darbietet. Der Verf. hat sie nicht nur in der schon gerügten Eintheilung seiner Monographien, sondern auch in der Zusammenstellung der Thatsachen der einzelnen Länder außer Augen gesetzt. Es ist wahr, er sucht dieselben ohne auffallende Lücken und Risse aneinander zu reihen und durchflicht sie mit seinen bald ironischen, bald sarkastischen Bemerkungen; aber es sind doch nur zusammengetragene Notizen und in einer gewissen Ordnung und mit dem Bestreben nach einem äußern wohlgefälligen Ansehen zusammengestellte Materialien, nicht aber das aus denselben auf der Grundlage eines tiefern Studiums aufgeführte historische Gebäude: kurz, diese „Neuen historischen Schriften" von Dr. Venturini sind geblieben, was die alten waren, Chronik, eine mit Geist nnd der durch Übung erlangten Leichtigkeit, aber oberflächlich campilirte Chronik des J. 1836.

Erfüllt sie aber auch als solche den Zweck, der Werken dieser Aet zu Grunde liegen muß und darin besteht, dem künftigen Geschichtschreiber als Materialiensammlung zu dienen? Der Verf. hat seine Quellen fleißig excerpirt nnd einen dankenswerthen Vorrath an statistischen sowol ols an historischen Nachrichten gegeben; ein und dieselben Gegenstände sind sogae in Folge seiner fehlerhaften Disposition unter verschiedenen Rubriken in gleicher Ausführlichkeit besprochen warden; aber welche sind seine Quellen? So viel wir haben entdecken können, allein oder doch vorzugsweise die ougsburger „Allgemeine Zeitung"; wenigstens wird dies Blatt fast ausschließlich von ihm citirt, außer da, wo Urtheile über gewisse Zustände und Einrichtungen eines Landes aus neuern, ziemlich allgemein bekannten Schriften entlehnt sind, z. B. Bulwer's Urtheil über die jetzige französische Bühne, das der Mistreß Trollope über die französische Geistlichkeit, oder die keineswegs vorurtheilsfreie Darstellung des russischen Militairwesens van dem würtembergischen General der Govolerie, Grafen v. Bismark, oder die aus dem bekannten Werke „The progress of Russia" etc. entnommenen Nachweisungen über Rußlands gefahrdrohende Vergrößerung nnd consequente Eroberungspolitik seit Katharina, oder die dem „Portfolio" entlehnten Belege füe seinen geheimen Haß und Groll gegen alle ihm nur einigermoßen im Wege stehenden europäischen Staaten u. dgl. m. Wer daher ein gutes Zeitungsblatt im Zusammen-

Digitized by Google

hange gelesen hat, der wird in diesen „Neuen historischen Schriften" so leicht auf keine Thatsache stoßen, die ihm unbekannt wäre, und des Verf. Verdienst besteht nicht sowol darin, daß er dem künftigen Geschichtschreiber ein vollständiges, aus nicht Jedermann zugänglichen und von dem begierigen Forscher mühsam aufgesuchten Quellen geschöpftes Material überliefert hätte, als vielmehr darin, daß er ihm gleichsam einen Leitfaden oder eine leichtere Übersicht der Zeitgeschichte mehr zur Bequemlichkeit als zur Befriedigung in die Hand gegeben hat. Doch noch weit mehr möchte des Verf. Werk für Diejenigen sein, welche nicht Zeit und vielleicht auch nicht Vorkenntnisse genug besitzen, um sich in der Zeitgeschichte mitten im Laufe derselben nach zerstreuten Blättern zu orientiren, und sich deshalb eine geordnete Zusammenstellung des Geschehenen mit den nöthigen Erläuterungen, vor Allem aber mit einer bestimmt ausgesprochenen Meinung, an welche sie sich anlehnen können, zur Nachlese wünschen. Solchen Lesern der „Chronik", die übrigens gewiß die Mehrzahl ausmachen, kommt die leichte, lebendige und nicht ununterhaltende Darstellung des Verf. hauptsächlich zu statten, die leider nur zu oft durch gesuchte Wendungen im Style, oder durch Archaismen, in diesen beiden Bänden aber noch besonders durch eine Menge von Unrichtigkeiten gestört wird, die wir nicht der Nachlässigkeit des Historiographen, sondern seinen schwachen Augen zuschreiben wollen. Auch die Ansichten und Meinungen, welche der wahrheitsliebende Prediger, der 1. Petri 2: „So leget nun ab allen Betrug und alle Heuchelei", zu seinem Wahlspruche gemacht hat, so gern unumwunden ausspricht oder doch verständlich andeutet, möchten für jene Leser fast alle sehr nützlich und heilsam sein. Sie tragen nicht blos den Stempel der innern Überzeugung, wie wir es bei einem Geistlichen voraussetzen müssen, sondern, was mehr ist, sie sind einem gesunden, in Betreff der Kirche wie des Staates von keinen Vorurtheilen befangenen Geiste entsprungen, der sich mit kühnem Freimuthe, aber stets mit der Würde der Vernunft und der Mäßigung des Geistlichen über die Dinge äußert, die ihm nah und fern als widersinnig erscheinen. Wir brauchten blos Preußen anzuführen, um zu zeigen, wie er diesen Freimuth nicht blos bei Irland, dem Kirchenstaate und andern entfernten Ländern und fremdartigen Interessen äußert, sondern wie derselbe sein ganzes Wesen und seinen Charakter ausmacht. Er ist als Geistlicher und Christ der rationelle Protestant, der darum um so fester am Christenthume hängt, weil er's auf die Vernunft begründet; als Mensch der klare niedersächsische Kopf, der gesunde braunschweigische Sinn, dem Mysticismus, Heuchelei und Scheinbildung zuwider sind; als Politiker aber der Liberale, der allen Schwindeleien feind, aber ein Freund aller jener Verbesserungen ist, wodurch zu der größern Wohlfahrt und Würde der civilisirten Menschheit ein solider Grund gelegt wird. Theilstlicher Geistlicher, ist er ein warmer Vertheidiger der Emancipation der Juden: ein Zug, der allein genügt, uns seine Vorurtheilslosigkeit, Unparteilichkeit und seinen klaren und ungetrübten Verstand zu zeigen, Eigenschaften, die in Verbindung mit seinen wackern Gesinnungen im Stande sind, uns mit den Fehlern, die seine Geschichte als Geschichte darbietet, wieder auszusöhnen. Auszüge können wir aus derselben nicht mittheilen, weil wir nur Bekanntes darin gefunden haben, und müssen diese deshalb bis zum Erscheinen des dritten Bandes verschieben. 50.

Mancherlei.

Jede philosophische Überzeugung ist eine Begrenzung und Abmarkung, ein Übergang vom Unbestimmten zum Bestimmten, worauf das Bedürfniß des Denkens und geistigen Daseins hinführt. Ein unbestimmtes Bewußtsein von Vorstellungen und Bildern soll sich zum Bestimmten gestalten, es entsteht der Begriff als Eingrenzung der Sache, welcher sie von andern Sachen, die nicht zu ihm gehören, aussondert. Wer im Leben irgend einen Zweck verfolgt, ihn bestimmt in Gedanken, d. h. im Begriffe, festhält, verfährt schon philosophisch. Unphilosophen treiben von Einem zum Andern, leben ins Unbestimmte fort. Auf diese Weise kann eine rationale Landwirthschaft zugleich philosophisch sein wie eine rationale philosophische Religion. In jener wird von möglichen Zwecken Einer, den Sachen angemessener festgehalten, erkannt, mit den Mitteln verglichen und erstrebt. In dieser wird vom möglichen Glauben an das Übersinnliche Ein bestimmter, dem innern Gemüthszustande angemessener festgehalten, als solcher erkannt und mit den Dingen und Ereignissen des Lebens in Verbindung gesetzt. Je sicherer und besonnener dies geschieht, desto philosophischer. Daraus erwächst im Fortgange ein System, als eine Denkbegrenzung der zueinander gehörigen Begriffe. Wahrheit und Richtigkeit des Systems wird durch die Eingrenzung und Abmarkung der ursprünglichen Hauptsache entschieden; z. B. es hat Jemand seinen Genuß des Lebensglücks ins Kleine und in den engsten Raum zusammengezogen, so gibt ihm dieses die Wahrheit seines Lebenssystemes als Richtschnur des Umganges und der Handlungen; ein Anderer, der diesen Raum erweitert, findet darin wieder seine Wahrheit und lebt systematisch und philosophisch auf andere Weise. Wer seinen religiösen Glauben an eine bestimmte Confession schließt, hat in ihr das Glauben überhaupt zusammengezogen, und diese Beschränkung ist seine Wahrheit. Selbst der Skeptiker mit seiner Annahme der Unsicherheit alles menschlichen Wissens faßt diese bestimmt im Begriffe und unterscheidet sich dadurch vom Unphilosophen, dem Unsicheres und Sicheres nicht aus der Vermengung hervorgetreten. Darum ist es eine unphilosophische Sucht, mit unbestimmten Begriffen zu spielen, das Entgegengesetzte dadurch zu bestimmen, oder vielmehr gar nicht, indem alsdann Theismus und Atheismus, Rationalismus und sein Gegentheil, Wahrheit und Irrthum im Unbegrenzten nebeneinander Platz finden. Es entsteht dadurch ein Schein, als habe man Alles, und von der Tiefe wird dann auch wol geredet wegen des Unbegrenzten, was dem Blick keinen Ruhepunkt gestattet, oder höchstens eine phantastische Vermengung von Vorstellungen und Bildern zur Folge hat.

Ancillon sagt („Pensées", Thl. 2, S. 280): „Die stolze Mittelmäßigkeit möchte, daß blos Verdienst und nicht Geburt über den Rang in der bürgerlichen Gesellschaft entscheide; sie glaubt bei solcher Einrichtung zu Allem kommen zu können und ist darüber unbesorgt, daß sie zu nichts gelangt. Die neidische Mittelmäßigkeit dagegen will lieber durch Geburt als durch Verdienst den Rang bestimmen lassen; denn sie tröstet sich über die eigene Nichtigkeit, wenn ein unglücklicher Zufall daran schuld ist."

Hier wird etwas von der Mittelmäßigkeit behauptet, was ebenso gut von der Nichtmittelmäßigkeit gilt. Ist die letztere stolz, fühlt sich sonach in ihren Vorzügen, so meint sie durch Anerkennung derselben Alles erreichen zu dürfen und will deshalb eine Rangordnung nach Verdienst, bleibt auch unbesorgt bei dem Nichterlangen des Erstrebten und rechnet auf die Zukunft. Die neidische Nichtmittelmäßigkeit empfindet freilich Verdruß über den Vorzug der Geburt — wie jeder Neid aus dem Verdruß eines Vorzugs Anderer erwächst —; allein ihr steht der Trost zur Seite, daß es einmal in der Welt so hergehe, daß Niemand nach Verdienst belohnt werde, und wenn nun das Mittelmäßige, Verdienstlose durch Geburt sich vordrängt, erscheint dies als eine Nothwendigkeit des Weltganges, die weniger drückt als eine durch ein freies Urtheil bewirkte Zurücksetzung. Mangelt der Geburt das Verdienst und dem Verdienste die Geburt, so kommen beide dadurch in ein gewisses Gleichgewicht, daraus erwächst eine Abwägung im Gemüth und vermuthlich das Resultat, daß kein Theil unbedingt mit dem andern tauschen möchte und darum den andern weniger beneidet. Wollte man die Rangordnung nach Geburt in der bürgerlichen Gesellschaft ganz aufheben, so würde dadurch bei Mittelmäßigkeit und Nichtmittelmäßigkeit der Neid viel stärker und hätte gar keinen Trost. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 222. —— 10. August 1839.

Karl XIV. Johann und schwedisch-norwegische Zustände.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Karl Johann hat das Forum der öffentlichen Meinung selbst als König niemals gescheut und auch nimmermehr zu scheuen gebraucht; er ist sogar in mehrfacher Hinsicht seinen Gegnern mit der Citation vor die Jury der Geschichte zuvorgekommen, und die Acten seines vielbewegten Lebens selbst sammelnd, hat er zumal die Periode, wo er als Feldherr in den Reihen der Verbündeten für die europäische Freiheit stritt, und jene, wo er als Kronprinz und König die zwei Reiche regierte, durch sprechende Documente zu beleuchten die Gelegenheit ergriffen. Mit feierlicher, wenn auch stillschweigender Appellation an die Geschichte reichte er selbst den Maßstab für die Beurtheilung verschiedener wichtiger Punkte dar, worüber Differenz der Ansichten zu herrschen scheint. Wir verstehen hierunter hauptsächlich die vor kurzem erschienene „Öfversigt af de förnämsta Atgärder inom Förvaltningens alla Grenar, från år 1809 till och med 1833"; sodann: „Recueil de lettres, proclamations et discours de Charles Jean, roi de Suède et de Norwège" (2 Bände), sowie mehre andere damit zusammenhängende literarische Publicationen. Beide soeben genannte Werke sind zugleich ein vollständiger Codex diplomaticus für die Geschichte der zwei nordischen Reiche sowie reichhaltig für die Zeitgeschichte im Allgemeinen. Die äußern und innern Verhältnisse zu dem Reichstage, dem Könige Karl XIII., den Parteien, zu Napoleon, den Verbündeten und ihren Feldherren u. s. w. gehen hier veranschaulicht vorüber mit einer Menge bisher unbekannter Thatsachen und neuer Aufschlüsse. Aus ihnen allein, oder doch vorzugsweise wird künftig eine Geschichte des skandinavischen Nordens während dieses Zeitraums zu schreiben, auf jeden Fall aber ihr Inhalt mit andern darüber erschienenen Werken zu vergleichen sein.

Um von dem hohen Werthe jener Quellensammlung zu überzeugen, theilen wir hier eine Darstellung des Standpunktes mit, welchen Karl Johann unter den damals waltenden Umständen einnehmen zu müssen geglaubt hat, als er dem Bündniß wider Napoleon, dem so verschiedenfach beurtheilten, hart und einseitig geschmähten Hauptereigniß seines Lebens, beitrat; der Beweggründe, die ihn hierbei geleitet, der Rolle, die er vor und während des Feldzugs von 1813 gespielt, zugleich auch eine Rechtfertigung seiner Kriegsoperationen, welche hier und da von schuigerechten Strategikern getadelt worden sind. Man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die Quelle dieser Mittheilungen eine, wenn nicht ganz unmittelbare, doch von derselben zunächst inspirirte gewesen ist. Alle Kennzeichen sprechen dafür. Dies gilt insonderheit von der Unterredung des Kronprinzen mit Moreau zu Stralsund, von welcher bis dahin unsers Wissens nichts Näheres verlautet hat. Die diplomatische und Kriegsgeschichte des denkwürdigen Jahres erhält dadurch eine wesentliche Bereicherung. Es spiegelt sich darin die antike Ruhe und Einfachheit des Kriegers aus jener schönen Periode der republikanischen Heidenzeit ab, wo die Leidenschaften der tüchtigen Männer aller Parteien noch in dem einen Gedanken des Ruhms, der Größe und der Unabhängigkeit Frankreichs concentrirt gewirkt hatten, hier verklärt und erwärmt von dem Gedanken eines künftigen Monarchen, für sein Volk zu sorgen, welches ohne Aufforderung von Seite des Betheiligten seine Liebe ihm zugewendet, seine Zukunft ihm ans Herz gelegt hatte und dessen Rettungs-Oriflamme er zu tragen geschworen. Hätte Moreau damals den Aufforderungen des Prinzen nachgegeben, und wäre er, von jener rächerisch-ironischen Kanonenkugel bei Dresden unerreicht, an Bernadotte's Seite nach Frankreich gekommen, wer weiß, in welch ganz anderm Sinne die Restauration und die Geschicke jenes Landes sich gestaltet haben würden! Doch wir lassen nunmehr die Personen, die Begebenheiten selbst sprechen.

König Karl Johann hat es mehr als einmal selbst erklärt, daß das geheiligte Recht der freien Wahl, der Uranfang aller Legitimität, ihn auf die Stufen des Thrones gehoben, welchen er gegenwärtig inne hat. Darauf berufen durch die freie und selbständige Stimme des schwedischen Volkes, Adoptivsohn seines Königs, erkannte er fortan das Interesse Schwedens und nicht Frankreichs für den alleinigen Führer seiner Schritte. Er hatte aufgehört, französischer Bürger zu sein; Schweden allein besaß fortan ein Recht auf seinen Arm und seine Einsichten; ihm mußte Alles geopfert werden, selbst das mächtige Band, welches uns an den heimatlichen Boden fesselt, an den Boden, der uns um so theuerer, wenn er zugleich die Wiege des

Digitized by Google

Ruhmes ist. So lauteten die gebieterischen Pflichten, welche dem Kronprinzen Karl Johann das doppelte Band der Wahl und der Adoption auferlegt. Er erfüllte sie getreu. Die Geschichte, diese strenge Richterin der menschlichen Handlungen, wird es eines Tages sagen, und die Dankbarkeit der Nation ist ihrer Huldigung zuvorgekommen.

Der politische Horizont von Europa hatte sich bei der Ankunft des Kronprinzen in dem neuen Vaterlande mit dichtern Wolken überzogen. Napoleon bereitete sich zu seinem Feldzuge nach Rußland vor, und nachdem er den ungeheuern Fehler begangen, dieses Reich zu einer seiner kostbarsten Eroberungen, der von Finnland, zu bestimmen, beging er den zweiten, noch größern, Schweden selbst alle Hoffnung zu nehmen, mit seiner Hülfe das einzige Äquivalent, welches mit Fug es begehren konnte, Norwegen, wiederzuerlangen; jene Abtheilung der skandinavischen Halbinsel, deren Völker, gleiches Ursprungs, gleiches Glaubens und in Sitten und in Sprache sich nahe verwandt, offenbar blos durch einen Irrthum der Politik geschieden worden sein konnten.

Schweden, durch seine geographische Lage vor unmittelbaren Schlägen Napoleon's gesichert, hatte nichtsdestoweniger Alles zu befürchten, wenn der Erfolg die Anstrengungen des Kaisers gekrönt hätte; denn der reichen Hülfsquellen seiner südlichen Provinzen beraubt, sah es sich durch eine um so dringendere Nothwendigkeit auf seinen Seehandel verwiesen, als es in den Fall kommen konnte, ohne denselben selbst an den laufenden Tagesbedürfnissen Mangel zu leiden. Es erklärte sich daher unabhängig von dem Continentalsystem, machte den Drang seiner commerciellen Interessen geltend und öffnete seine Häfen den Fahrzeugen aller Nationen.

Dieser Act von politischer Selbständigkeit zog das Mißfallen Napoleon's auf sich, welcher, daran gewöhnt, den ganzen Continent Europas nach den Launen seines Willens sich beugen zu sehen, das nämliche Joch auch der schwedischen Halbinsel aufzulegen trachtete. Er fand jedoch ihren Boden allzu fern, um erreicht werden zu können, seine Regierung zu energisch, um so leicht sich einschüchtern zu lassen. Der Kaiser der Franzosen sah daher keinen andern Ausweg, um an Schweden sich zu rächen, als den Seehandel dieses Staates durch Corsaren auf dem baltischen Meere vom Sund an bis zu den preußischen Grenzen beunruhigen zu lassen. Diese, unterstützt von den Kreuzern eines Uferstaates, dessen Regierung zu jenem Systeme sich bequemt hatte, beleidigten die schwedische Flagge bei jedem Anlaß und kaperten eine gute Anzahl Schiffe, welche niemals zurückgegeben wurden.

Napoleon setzte seinen Provocationen die Krone auf durch die Eroberung Pommerns, welche vollzogen ward, ohne daß man dem Acte von Feindseligkeit auch nur irgend eine Farbe von rechtmäßiger Veranlassung gegeben hätte. Dieser Schritt, welcher den Kronprinzen zwang, sich gegen den Kaiser zu erklären, ist in Folge des Ganges der Ereignisse eine der vorzüglichsten Ursachen seines Falles geworden.

Das erste Resultat des von Schweden gefaßten Entschlusses war der Friede zwischen England und Rußland, welcher in Folge seiner Vermittelung zu Örebro abgeschlossen wurde, sowie auch der zwischen letzterer Macht und der ottomanischen Pforte, ein Friedensschluß, so verhängnißvoll für die Operationen Napoleon's im russischen Feldzuge. Das zweite Resultat war die Zusammenkunft in Abo, wo der Kronprinz durch die politischen Verpflichtungen, welche er mit dem Kaiser Alexander einging, mächtig zum Scheitern des Planes beitrug, welchen Napoleon entworfen, nämlich, auf den Ruinen des Kremls den Frieden zu dictiren. Auf solche Weise debutirte Schweden in dem großen Kampfe, welcher über das Schicksal von Europa entschied.

Östreich und Preußen schlugen während dieser Epoche einen sehr verschiedenen Weg ein. Sie machten bei Schweden vergebene Anstrengungen, um es dahin zu bringen, daß es seine Krieger mit den ihrigen vereinigte, welche damals noch unter den Adlern Napoleon's stritten und dadurch nur immer mehr und mehr das Joch des Continents befestigen halfen. Schweden hatte demnach der Sache der europäischen Unabhängigkeit bereits große Dienste geleistet, sowol durch den politischen Einfluß, welchen es ausübte, als durch die militairischen Demonstrationen, welche es an den Küsten des baltischen Meeres versuchte, und wodurch der Feind gezwungen wurde, ein Beobachtungscorps in seinem Rücken zu hinterlassen: eine Maßregel, welche nothwendigerweise seine Streitkräfte auf dem Schlachtfelde schwächte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Deutsche Bilder von Anton Langerhanns. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Gewöhnliche in den Belustigungen, den Gebräuchen der Kleinstädter und Landleute in Thüringen ist ohne Gemeinheit, wenn auch nicht mit viel Humor und Geistesreichthum, aber mit so viel Natürlichkeit und Frische dargestellt, daß man die Leute zu kennen glaubt, bei denen Goethe's Distichon umgekehrt anzuwenden ist: man mag sie nicht sehen, aber im Buche von ihnen lesen. Ein Superintendent und ein junger Mater, endlich auch ein Pfarrer mischen Ansichten und Urtheile über Kunst und Literatur in die Alltagsgespräche. Dem armen Garrikfaso wird unbarmherzig sein Dichterlorber geknickt, Milton über Dante erhoben mit gewandter Dialektik, gegen die eine Polemik zu erheben hier nicht der Ort ist. Daß Dantr auf die Kuppel der Peterskirche hinweist, kann man eher für einen Gedächtniß- als einen Druckfehler halten, wie etwa die jungen Nonnen in Rafael's Messe von Bolsena, die hier der Setzer Balsano betitelte. Die Vergleichung zwischen Rafael und Michel Angelo zeigt von einem richtigen, unparteiischen Verständniß beider Meister. Die Vorliebe für Rafael ist dadurch entschuldigt, daß er in seinen Gemälden das Gemüthvolle, was Liebe heischt, vorzugsweise behandelt, statt daß Michel Angelo das Gigantische mit seinen Meisel schuf, den er besser handhabte als den Pinsel, und dafür eher Bewunderung als Neigung erwarten durfte. Die „Bilder" können vermehrt werden, einige scheinen sogar eine Folge zu erwarten.

2. Lebenswege. In sechs Bildern. Von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 1839. 8. 20 Gr.

Alte Erinnerungen scheinen in diesen Bildern vor dem innern Auge des Blinden geschwebt zu haben. Die „Liebe am Hofe" reproducirt den unzählig oft einem Prinzen angedichteten

Digitized by Google

whim, die bestimmte Braut unter fremdem Namen zu gewinnen, nicht so vorzüglich, daß man meinte, das alte Geschichtchen sei ein neues, ein kluges und ein wahrscheinliches. „Die Zauberin" würde gewinnen, wenn sie in unbestimmte Zeit und Ferne gelegt wäre. Es gehört Starkgläubigkeit zu gewissen Vorgängen, und eine solche Befangenheit traut man den Carbonari nicht zu. „Der Conscribirte" weckt Theilnahme an dem unschuldigen Schuldigen. „Der Maler und seine Liebe" paraphrasirt die Lehre, daß die Liebe Gleichheit fodere. „Des Schleichhändlers letzte That" und „Die Mitternachtsmesse" werfen einen düstern Schatten auf die Zustände in Irland und England, wo das Naturrecht mit dem gesetzlichen oft in Zwiespalt steht. Letztere Geschichte ist erschütternd, Laster wird durch Laster gerügt, die schonungslos Gedrückten werden ihrerseits zur Empörung, zur Rachsucht aufgereizt, und leider ist das keine Übertreibung, wovon die Beispiele nur zu oft vorkamen.

3. Das Gespensterbuch. Von H. Panimann, Schiff und W. Bernhardi. Zweiter Theil. Zerbst, Kummer. 1839. 8. 18 Gr.

Daß der Mensch nicht immer Alles kann, was er will, geht unter Anderm auch aus diesem Buche hervor. Gewiß sollten „Der Seher von Gosnicza" und „Der schwarze Jäger" recht wunderbarlich werden, sodaß Einem ans Angst und Graus die Haare zu Berge ständen und daß die Spannung bis zur letzten Zeile festgehalten würde, und siehe da, die Beschwörer konnten die Phantasie nicht herbeilocken, kaum die Phantasterei, und die geberdet sich zahm bei aller Regellosigkeit, ohne Wissen, was bei tüchtigen Gespenstern Herkommen und Gebrauch ist. Wenn sie in die Geschichte hinüberschweift, muß sie mit einiger Wahrscheinlichkeit erfinden, und wo wäre die vorhanden, wenn die strife, rangstolze Königin Eleonore von Schweden, Gustav Adolf's Gemahlin, zur Landläuferin, zu einem in Schweden geborenen Fräulein wird?

4. Nationalbilder, dargestellt in Novellen und Erzählungen, bearbeitet von Ludwig Frei. Zwei Theile. Breslau, Leuckart. 1838. 8. 2 Thlr.

Bei der immer schwächer hervortretenden Volksthümlichkeit darf man sich nicht verwundern, daß die längste Erzählung in diesen zwei Theilen: „Das Trauerspiel im Hause", wenig von engtischer Nationalität zeigt, ins Salonsleben sich verflacht. Liebende Mädchen, buhlerische verdorbene Frauen, ränkesüchtige Abenteurer aus der großen Welt machen sich nur als Gattung, nicht als Art kenntlich; man meint alten Bekannten zu begegnen, deren Geschick sich einmal etwas anders in der Verwickelung gestaltet, als man es früher wußte. „Die Auferstandenen" setzen einen Glauben voraus, wie er ehedem von den Lesern der Radcliff'schen Romane gefodert wurde, mit welchen seltsamen Erfindungen sie auch das gemein haben, daß ihr Verf. Mery die Scene nach Italien verlegte. Die Banditengeschichte „Antonio Gasparoni" gibt den Romantikern die traurige Gewißheit, daß das ihnen so ersprießliche Geschlecht interessanter romanesker Räuber dem Aussterben ganz nahe ist, daß die Reste zu gemeinen Spitzbuben ausarteten. „Die Spanierin", von der Herzogin von Abrantes geschildert, durch keine conventionellen Formen an der vollen Gewalt der Leidenschaft gehindert, haßt, wie sie liebt, sie vergiftet einen Trupp französischer Krieger, deren Kameraden ihren Mann und ihren Bruder tödteten, und um dies zu bewirken, trinkt sie das Gift mit, ja sie reicht sogar ihrem Knaben davon. Ähnliches begab sich sicherlich in den Guerrillaskriegen, wo das arabische Blut so feurig in den Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel hervortrat und man in dem Muth, der List wie in der Entbehrungsfähigkeit und andern guten und schlimmen Zügen an die Beduinen erinnert ward. „Der Grisettenball", von Paul de Kock, kehrt weniger die burleske als die naiv-gemüthliche Seite der artigen Lacerten heraus. Ob die unständige Haltung nicht Verdienst des Bearbeiters ist, möchte man fast bejahen; Paul de Kock's Stärke ist die Decenz nicht. In Janin's „Lebendiger Leiter" wird sie nicht getroffen, aber sie geht so schnell vorüber, daß kaum Zeit ist, dem pikanten Carnevalsscherz zu grollen.

5. Agnes. Taschenbuch für die gebildete Lesewelt auf das Jahr 1839. Rawicz, Magazin für Buch-, Kunst- und Musikalienhandel. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Sorgt für neuesten, neuen und ältern Geschmack. Ersteres thun die „Streifkugeln für das junge Deutschland", die hauptsächlich gegen Gutzkow gerichtet sind; einige haben eine zu schwache Pulverladung, als daß sie nicht, ehe sie das Ziel erreichen, matt werden sollten. Für die historische Novelle ist durch „Herzog Woldemar" und „John Garrikson, Bischof von Skalholt" das Nöthige geschehen. Die Erzählungen unterhalten, sie bieten manches Neue, oder doch wenig Gekannte dar; nur wünschte man, daß der Bischof nicht so ganz und gar Bestie wäre, daß er doch einige menschliche Züge hätte. „Die Judenfeier" ist in Lafontaine'schem Ton; man meint, sie sei aus dessen Nachlasse genommen; der Oberförster, der Minister und sein Neffe haben viel Wahlverwandte unter den alten und jungen Helden des einst so beliebten Romanschriftstellers. „Die Gräfin von Chateaubriant" konnte füglich wegbleiben; an der haben sich Sängerinnen matt gesungen, Schauspielerinnen heiser tragirt, wer weiß, ob nicht Tänzerinnen müde pirouettirt, der Novellisten nicht zu gedenken, welche die betrübte Begebenheit in allerlei Variationen erzählten. Versiecht ja das eigene Productionsvermögen, so müßte sich doch wol ein minder verbrauchter Stoff finden als der, worin Franziska de Foix die Hauptfigur ist. 10.

Aus Dänemark.

Zu den neuesten Hervorbringungen der Novellistik in Dänemark gehören: „Fortællinger af Karl Bernhard", deren erstes Heft eine Erzählung enthält: „Et Levet" (Kopenhagen 1839). Der Verf. ist ein Mann von Talent, von dessen Muse das lesende Publicum schon manche willkommene Gabe empfangen hat. Doch fehlt es ihm noch an Selbständigkeit; besonders merkt man, daß die neuere französische Novellenliteratur nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. In keiner seiner frühern Arbeiten zeigt der Verf. in dem Grade das Streben nach dem Pikanten und die Lust, bei dem Erschütternden und Furchtbaren zu verweilen, als gerade in der genannten Novelle. Doch darf er darum noch keineswegs in die Kategorie eines Eugène Sue, eines Jules Janin u. A. gestellt werden. Es bleibt immer ein Hauptunterschied zwischen ihm und ihnen, die Tendenz. Während diese nämlich bei jenen häufig unmoralisch und subversiv, ist sie bei ihm gerade das Gegentheil. Jene Verfasser vergiften und tödten die Seele, denn sie zerstören mit grausamer Kaltblütigkeit die Illusionen der Jugend, rauben der Seele Hoffnung, Vertrauen und Zuversicht und erfüllen sie mit Leerheit und Überdruß; sie vernichten und verhöhnen die Tugend, indem sie dieselbe entweder als lächerlich oder als langweilig darstellen; sie schmücken das Laster aus, indem sie uns dasselbe entweder unter der Maske der Tugend zeigen und den Mantel der Heiligkeit um dessen Schultern hängen, oder es so oft und so leichtsinnig ausmalen, daß sie die Leser zuletzt damit vertraut machen und sie beinahe dahin bringen, zu vergessen, daß es ein Laster ist. Wenn dagegen Karl Bernhard in einer seiner Erzählungen eine Verführungsgeschichte in ihren häßlichsten Details schildert und nicht Farben finden kann, die schreiend genug sind, um das Unglückselige in deren Folgen auszumalen, so scheint es, als ob es seine einzige Absicht sei, Dem einen Spiegel vorzuhalten, der etwa versucht wäre, ein ähnliches Verbrechen zu begehen. Allein ein solcher Zweck, herbeigeführt durch solche Mittel, ist mindestens unpoetisch. Denn so gewiß es ist, daß aller poetische Genuß da aufhört, wo das sittliche Gefühl verletzt wird, ebenso gewiß ist es auch, daß das sittliche Gefühl nicht auf solche Weise unter die ästhetische Reflexion gehört; die Poesie soll ebenso wenig ein Bußprediger sein, der Reue

Digitized by Google

und Bekehrung predigt, als eine Handlangerin für politische Zwecke. Schon in der Wahl seines Stoffs ist der Verf. nicht glücklich gewesen, denn der Gegenstand, welchen er gewählt hat, gehört unleugbar zu denen, welche so oft behandelt worden sind, daß es unmöglich scheint, ihnen ein neues poetisches Interesse abzugewinnen. Darauf scheint er auch selbst Verzicht geleistet zu haben, indem er ein anderes Ziel zu erreichen gesucht, welches aber außerhalb der Poesie liegt. Die Absicht des Verf. bei seinen Schilderungen ist gewesen, einen hohen Grad von tragischem Effect hervorzubringen, was ihm aber nicht recht gelungen ist, weil er die richtigen Mittel nicht angewendet hat. Übrigens findet man in seiner Novelle viele vortreffliche Einzelnheiten, welche bald in der Darstellung, bald unter der Form der Reflexion, bald als lyrische Ausdrücke eines wahrhaft dichterischen Gemüths den Leser fesseln und ansprechen.

Aufmerksamkeit und lobende Anerkennung verdienen: „Samlede Digte af S. S. Blicher" (2 Thle., Kopenhagen 1835—36); ferner von demselben Dichter: „Hvidtjod", Herbsterinnerungen einer Sommerreise in Schweden (Randers 1837), und: „Trækfuglene" (Die Zugvögel), Naturconcert (Randers 1838). Der Verf. ist dem dänischen Publicum schon seit drei Decennien als Novellist und Dichter bekannt, und seine Werke sind in vielen Kreisen mit großem Vergnügen und Beifall gelesen worden. Es ist übrigens eine durch die Geschichte der Poesie und Kunst entschiedene Thatsache, daß kein Dichter ganz isolirt und losgerissen von Vorgängern in der Poesie und Sprache dasteht. In Steen Blicher's Poesie rinnt eine selbständige Ader, welche von fremdem Einfluß (was etwas ganz Anderes als Copieung und Nachdichtung ist) besonders Ossian und Shakspeare anzugeben scheint; aber ebenso klar ist es auch, daß er ohne Ewald und Öhlenschläger in Dänemark nicht hätte dichten können. Dies liegt jedoch mehr in der Cultur der Poesie und Sprache im Allgemeinen als in den bestimmten Verhältnissen zwischen diesen und ihm, als zwischen Meister und Lehrling; es liegt, was die Individualität betrifft, mehr in einer geistigen oder poetischen Verwandtschaft als in einem ausschließenden Einfluß der Öhlenschläger'schen Muse auf ihn. Blicher's Gedichte zeichnen sich durch Reinheit, Wärme und Kraft aus. Sein poetischer Genius und seine Geistesrichtung haben ihre Wurzel und ihren Ursprung nicht im 19. Jahrhundert, in der Tendenz und Sprache der mit dem Dichter gleichzeitigen Generation. Es ist eine organische Verwandtschaft zwischen seiner Dichtkunst, seiner poetischen Composition, seinem Sprachcharakter und denen, welche in den drei letzten Decennien des 18. Jahrhunderts herrschend waren, unverkennbar.

Erwähnung verdient folgende Schrift: „Europa siden 1815, en historisk-statistisk Haandbog ved Frederik Klee" (Kopenhagen 1836—37). Die erste Veranlassung zu dieser Schrift war der Mangel, den der Verf. als Lehrer der Geschichte bei seinem Unterrichte der Jugend fühlte, da die meisten Lehrbücher der Geschichte, wenn sie auch die neuesten Begebenheiten erwähnen, es doch im Allgemeinen auf eine so flüchtige Weise thun, daß der beabsichtigte Nutzen verfehlt wird und der Lehrer darum in die Nothwendigkeit geräth, das Fehlende durch Dictiren zu ergänzen, was wieder mit gar zu großer Beschwerlichkeit verbunden ist. Um diesem Mangel bei dem Jugendunterrichte abzuhelfen, begann der Verf. dieses Buch als Supplement zu den früher erschienenen Hand- oder Lehrbüchern auszuarbeiten. Da indeß das Manuscript bei der Ausarbeitung immer mehr anwuchs, kam er auch mehr und mehr zu der Überzeugung, daß das Buch, da es zugleich als ein für sich bestehendes Ganze betrachtet werden konnte und überdies die wichtigsten historischen Data enthielt, für jeden gebildeten Leser im Allgemeinen Interesse haben würde; und demnach erhielt es eine mehr erweiterte Bestimmung, nämlich die, zugleich ein Handbuch für das lesende Publicum überhaupt zur Übersicht der neuesten Zeitereignisse, doch mit Einschränkung auf Europas Geschichte, zu werden. Diesen Zweck erfüllt die Schrift auch ohne Zweifel am besten; denn als eigentliches Lehrbuch in Schulen oder bei dem Jugendunterrichte kann es kaum als zweckmäßig angesehen werden, schon darum, weil es zu weitläufig ist, beinahe 36 Bogen stark für einen Zeitraum von wenig über 20 Jahren. Plan der Schrift ist folgender: Der Verf. beginnt mit einem concentrirten Rückblick auf Europa von der großen Völkerwanderung an und erzählt ganz kurz die wichtigsten Begebenheiten und Veränderungen in diesem Welttheile vom 5. Jahrhundert n. Chr. bis zum Falle Napoleon's. Obgleich dieser Rückblick, um den Umfang des Buchs nicht ohne Noth zu vermehren, ziemlich flüchtig werden mußte, so hat doch der Verf. kein wesentliches Moment darin übersehen. Auf diese Einleitung folgt eine allgemeine Übersicht der europäischen Begebenheiten seit 1815 mit einigen allgemeinen statistischen Notizen und darnach die specielle Geschichte der wichtigsten europäischen Staaten seit 1815 mit beigefügten statistischen Nachrichten. Als die Hülfsmittel, welche er besonders gebraucht hat, nennt der Verf. die bekannten historischen und statistischen Schriften von Pölitz und Stein, zu denen er sich auch vornehmlich gehalten hat, doch so, daß er neben diesen auch einige der besten Quellen zugleich benutzt und übrigens gesucht hat, das von vielen Seiten Geholte zu einer ihm gehörenden Darstellung zu verarbeiten. Man sieht hieraus, daß der Verf. auf eigentliche geschichtliche Forschung und selbständiges Studium keinen Anspruch macht, sowie er sich überhaupt über seine gegenwärtige, weniger auf wissenschaftliches Verdienst als auf den Nutzen des Publicums berechnete Arbeit mit einer Bescheidenheit äußert, welche die strengere Kritik entwaffnet. Es würde daher unbillig sein, mehr zu verlangen, als der Verf. zu leisten sich anheischig gemacht hat. Dennoch könnte man wünschen, daß er seine Quellen und Hülfsmittel mit etwas größerer Sorgfalt und Aufmerksamkeit benutzt hätte, als geschehen ist, und sich also theils vor verschiedenen Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten, welche leicht zu vermeiden gewesen wären, in Acht genommen, theils auch seinen Ausdrucksweisen und seiner Sprache eine größere Correctheit gegeben hätte. 60.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Universal-Register

zur achten Auflage

des

Conversations-Lexikons.

Gr. 8. Geh.

Druckp. 16 Gr., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Register gibt eine **vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände,** und weist auf 18 Bogen in dreispaltigen Seiten gegen **70,000** Personen und Gegenstände nach, über die kürzere oder ausführlichere Mittheilungen im Conversations-Lexikon sich finden. Die Ansicht dieses Registers wird am besten die Unentbehrlichkeit desselben für jeden Besitzer der achten Auflage darthun.

Leipzig, im August 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 223. — 11. August 1839.

Karl XIV. Johann und schwedisch-norwegische Zustände.

(Fortsetzung aus Nr. 222.)

Außer diesen Demonstrationen ward auch noch ein Corps von 25,000 Russen, welches Kaiser Alexander unter die directen Befehle des Kronprinzen gestellt, in Folge der Rathschläge desselben aus Finnland weggezogen und nach Kurland geworfen, wo es Riga entsetzte und zu den Resultaten des Feldzugs von 1812 sehr wirksam beitrug. Der Kronprinz fühlte übrigens persönlich stets ein tiefes Widerstreben, den Kaiser Napoleon zu bekriegen; er hoffte noch immer, ihn zu ehrenvollen Friedensbedingungen zu vermögen. In solchem Sinne hatte er sich in allen seinen Briefen erklärt. Es brauchte nichts als die freie und loyale Rückgabe Pommerns sowie die Zusicherung, Rußland nicht bekriegen zu wollen, um ihn zur Einstellung jeder Feindseligkeit zu vermögen. Allein alle seine Versuche waren fruchtlos. Der böse Geist Napoleon's trieb ihn seinem Sturze zu. Die Dienste Schwedens wurden noch bedeutsamer, als es 1813 eine Armee nach Deutschland brachte und die politische Freiheit der Völker auf demselben Boden zu vertheidigen kam, wo es einst unter den Panieren des großen Gustav so glorreich ihre religiöse Freiheit befestigt hatte. Noch war der Feind, den es zu bekämpfen sich anschickte, trotz seiner Verluste immerhin mächtig genug.

Napoleon, unumschränkter Beherrscher des französischen Reichs und über dessen unermeßliche Hülfsquellen verfügend, gehalten durch große Allianzen, endlich stark genug durch hundert Siege, deren Erinnerung selbst durch die neuerlich erlittenen Unglücksfälle nicht hatte ausgelöscht werden können, schien selbst den Mächten ersten Ranges noch so furchtbar, daß sie sich nicht früher gegen ihn zu erklären getrauten, als bis Schweden ein Beispiel gegeben. Auch geschah dies erst nach den Conferenzen zu Trachenberg, und erst dann, als Östreich der Politik Schwedens sowie des Bruches dieser Macht mit Frankreich völlig versichert war, wandte es seine Waffen gegen das letztere und vereinigte sein Heer in dem Böhmerwald. Noch zu Trachenberg war der Plan für den Feldzug vorgezeichnet worden, welcher Deutschland von dem Joche Napoleon's befreite. Der Kronprinz von Schweden hatte die Idee davon entworfen. Er vermehrte dadurch seine Ansprüche auf die Dankbarkeit des Continents sowie auf jene Schwedens, welches in den Erfolgen jenes merkwürdigen Feldzugs das sicherste Mittel erblickte, Norwegen zu erhalten.

Dieser große politische Zweck konnte blos durch einen Krieg wider Napoleon und dessen Verbündeten, Dänemark, erreicht werden, welches letztere, aller ihm angebotenen Entschädigung ungeachtet, weder Norwegen jemals herauszugeben entschlossen, noch auch von dem Systeme, welchem es sich angeschlossen, abzubringen war. Die mächtigsten Beweggründe vereinigten sich demnach, um den Kronprinzen zur Theilnahme an dem furchtbaren Streite zu bestimmen: ein Angriff, welcher abzuschlagen, die Vereinigung Skandinaviens, welche durchzusetzen, und die europäische Unabhängigkeit, welche wiederherzustellen war.

Durch den Vertrag, welchen Schweden mit England und Rußland eingegangen war, verpflichtete es sich, eine Armee von 30,000 Mann in das Feld zu stellen, wogegen ihm diese beiden Mächte die Vereinigung Norwegens mit ihm gewährleisteten. Der Kronprinz übernahm den Oberbefehl dieser Armee, welche, durch russische und preußische Corps auf 100,000 Mann gebracht, gegen die Streitkräfte Napoleon's im Norden von Deutschland zu wirken und den Feind bis über das linke Rheinufer zurückzudrängen die Bestimmung hatte. Der Zweck des Kampfes ging damals noch nicht dahin, die Kriegsoperationen weiter zu verfolgen. Es lag im Interesse Schwedens, daß Frankreich seine natürlichen Grenzen behielt, daß es unberührt und mächtig, nicht aber die Geißel Europas blieb, blos dazu geschaffen, um den maßlosen Ehrgeiz des Oberhauptes seiner Regierung zu befriedigen.

Hiermit sind die Grundlagen der Politik angegeben, welche Schweden in jener Epoche leitete. Seinen Verpflichtungen getreu, ließ es das Heer in Pommern einrücken, welches es auf die Beine gebracht hatte. Der Kronprinz übernahm den Oberbefehl darüber. Er landete am 16. Mai 1813 auf Rügen. Seine Stellung war kritisch; wir werden suchen, eine gehörige Schilderung davon zu geben.

Die schwedische Armee hatte zum Stützpunkt einen einzigen Platz (Stralsund), welcher, vom Feinde gänzlich rasirt und somit außer Stande, gegen einen einfachen Handstreich sich zu halten, dieselbe im Fall eines Mißgeschicks der Gefahr aussetzte, in das Meer gesprengt zu werden. Zur Rechten lagen ihr zwei Festungen ersten Ranges (Ham-

burg und Magdeburg), von wo aus der Feind mit beträchtlichen Streitkräften sich auf sie werfen und dadurch sie in den Fall bringen konnte, beim Vorrücken von ihrer Operationslinie abgeschnitten zu werden. Die Linke stieß auf gleiche Hindernisse: Stettin und Küstrin an der Oder; etwas weiter waren die Plätze an der Weichsel von dem Feinde besetzt, welcher dadurch, daß er in den Stand gesetzt war, den Übergang über diese Flüsse zu verwehren, jedwede Operation nach dieser Seite schwierig, oder wol gar unmöglich machte. Die Fronte des schwedischen Heers, gegen den Mittelpunkt von Deutschland zu, stand im Angesicht einer furchtbaren Armee, welche, durch zwei Siege (bei Bautzen und Lützen) neu erkräftigt, wiederum die Initiative gewonnen und ihre Gegner bis in das Herz von Schlesien zurückgeworfen hatte, während Napoleon, durch die Plätze der Odereide (Königstein, Dresden, Torgau und Wittenberg) eine mit ihren Hülfsmitteln näher in Verbindung stehende Operationslinie hatte als die Alliirten, deren Zuzüge aus dem Grunde, weil sie ein durch den Krieg ruinirtes Land zu durchziehen hatten, Unterhalt aus dem Innern von Rußland her beziehen mußten.

Der Kronprinz fand sich demnach zwischen den Plätzen der Elde und der Oder, dem Meere und dem Heere Napoleon's so zu sagen eingerahmt. Die Gefahr seiner Stellung nahm noch zu in Folge der Demonstrationen Dänemarks, welches, seine Streitkräfte mit denen des Marschalls Davoust vereinigend, in Bereitschaft stand, über ihn herzufallen, während die norwegische Armee die schwedischen Grenzprovinzen bedrohte. Unter solchen Auspicien begann der Kronprinz seinen Feldzug von 1813. Die russischen und preußischen Truppen, welche unter seine Befehle gestellt werden sollten, zögerten mit ihrer Ankunft. Der zu Gadersdorf geschlossene Waffenstillstand erlaubte endlich ihre Vereinigung mit dem schwedischen Heere. Sie ging gegen Ende Juli vor sich, und erst von dem Augenblicke an erhielten die Streitkräfte des Kronprinzen ein imposantes Aussehen. Dennoch blieb, da der Feind sich inzwischen in gleichem Verhältnisse verstärkt hatte, das Gleichgewicht zwischen den kriegführenden Mächten dasselbe, und die Gefahr der Lage des Kronprinzen hatte sich um nichts vermindert. Der Kronprinz hatte dem General Moreau, welcher, wie bekannt, um diese Zeit den Bewegungen der alliirten Heere sich angeschlossen, gleich bei der ersten Zusammenkunft in Stralsund seine militairischen Plane in ihrem ganzen Umfange und Detail anvertraut, ohne ein Geheimniß aus den politischen Rücksichten zu machen, welche ihn zwangen, sich mit einer so gefährlichen Operationslinie zu belasten.

(Der Beschluß folgt.)

Histoire du droit français, par M. *F. Laferrière*. Paris 1839.

Nicht mit Unrecht hat man oft den Satz aufgestellt, daß es noch keine französische Rechtsgeschichte gibt. Das Beste und Reichste, was man darüber besitzt, sind vielleicht die seltenen Schätze, welche einige französische und deutsche Gelehrte in ihren Werken hier und da vergraben haben. Diese Bücher sind allerdings sehr schätzbar, jedoch zu allgemein oder ausschließlich und meistens ohne Berücksichtigung der bürgerlichen Rechtsgeschichte abgefaßt. Die Franzosen haben in diesem Fach nur den „Précis" des Abbé Fleury und den „Traité de législation française" von Beraardi. Die erstgenannte Schrift ist leider nach einem zu winzigen Maßstabe ausgeführt, und die zweite, welche eine umfassendere Anlage hat, ohne deshalb vollständiger zu sein, ist ein oberflächliches, schlecht durchdachtes und mittelmäßig durchgeführtes Werk; die wesentlichsten Institutionen werden darin kaum flüchtig angedeutet und die Schwierigkeiten der Rechtsursprünge überhüpft und verschwiegen. Zu diesen Mängeln kommt noch, daß die letztere Schrift über die Veränderungen des Privatrechts unglaublich leicht hinweggleitet, was bei einer Abhandlung über allgemeine Gesetzgebung streng gerügt zu werden verdient.

Hr. Laferrière ist ein Gegner des Systems, welches seine Vorgänger befolgt haben: er war hauptsächlich darauf bedacht, die Schicksale des Privatrechts nachzuweisen, welches er in gewissen Zeiträumen bis in die mannichfaltigsten, verwickeltsten Schattirungen verfolgt. Das vorliegende Werk ist sehr reich an Documenten und Nachweisungen über diesen Gegenstand: wir finden darin eine gründliche, gelehrte Analyse der Emancipation der Eigenhörigen, der Theilung der adeligen Lehen und der allmäligen Zersetzung der Feudalmacht; ferner eine klare, bis ins Einzelne gehende Darlegung der damaligen Gesetze und Gewohnheitsrechte in Betreff der Heirathen, Erbschaften und testamentarischen Verfügungen; kurz, ein höchst vollständiges Gemälde von dem Zustande der Güter und Personen um die Zeit des verfallenden Feudalwesens. Aber in dieser allgemeinen Wiedergeburt und neuen Gestaltung der Dinge bekümmert sich der Verf. nur um das Privatrecht, welches er selbst bei seinen Nachforschungen über das Staats- und Kirchenrecht nie aus den Augen läßt, sondern stets hervorzieht. Jede Seite des Buchs verräth den Widerspruchsgeist des Verf. gegen die frühere Methode. Keine Frage, es ist löblich und preiswürdig, gegen ausschließliche Tendenzen und Resultate anzukämpfen und dahin zu wirken, Dinge zu beleuchten, welche zu sehr im Schatten geblieben waren, und die Vergangenheit gegen ungerechte Unwissenheit und Vergessenheit in Schutz zu nehmen. Allein wer dabei einseitig verfährt, arbeitet weit mehr für den Augenblick als für die dauernde Vollendung seines Werks. Wir stoßen in der Schrift des Hrn. Laferrière auf manche Lücken. Das Privatrecht ist nicht das gesammte Recht; das Staatsrecht ist eine bedeutende, inhaltsschwere Hälfte davon, die auf die andere ihre Strahlen wirft, ohne welche diese stets dunkel und unverständlich bleibt. Der durch mehre juristische Schriften rühmlichst bekannte Verf. weiß dies gewiß ebenso gut als wir; es ist daher zu bedauern, daß er blos einige wenige Stücke von dem alten französischen Staatsrecht mitgetheilt, während er das nackte altfranzösische Civilrecht Stück für Stück aus dem Grabe hervorgezogen und mit der Geduld eines Anatomikers das ganze Knochengerippe davon wieder zusammengestellt hat. Auch ist es Schade, daß der Verf. nichts von den frühern Gerichtsformen und von dem sonst so merkwürdigen und dramatischen Gerichtsverfahren Frankreichs sagt. Es mag vielleicht von einem Einzelnen zu viel verlangt sein, die Aufgabe in diesem Sinne und Umfange zu lösen; allein nur unter diesen Bedingungen ist es möglich, eine gute, vollständige französische Rechtsgeschichte zu vollenden.

Obgleich indeß das Privatrecht viel verliert, wenn man es allein und abgesondert für sich studirt, so kann man es selbst nach Ablösung von der Gruppe, womit es so eng verbunden ist, und nach Ergebung in die aus dieser Verstümmelung entspringenden nachtheiligen Folgen noch mit Nutzen prüfen, und das Resultat dieser einseitigen Forschungen kann immerhin eine gehaltreiche, fleißige Arbeit werden; allein es muß mit Besonnenheit und Ruhe geschehen und ohne vorgefaßte Meinung. Leider zeigt der Verf. kein von Liebe und Haß gleich entferntes Gemüth. Er ist aus Bordeaux gebürtig und bewährt sich in seinem Buche als Südländer, d. h. als Anhänger des geschriebenen Rechts und als abgesagten Feind des Gewohnheitsrechts;

Digitized by Google

anstatt zwischen diese beiden Nebenbuhler zu treten, die Beschwerden eines jeden zu erwägen und dem Publicum ihre beiderseitigen Ansprüche vorzulegen, fängt er damit an, in die Schranken zu reiten und für das römische Recht Partei zu ergreifen. Er spricht zunächst vom bürgerlichen Recht in Rom, sodann vom römischen Recht; man erwartet billig, daß eine Auseinandersetzung des germanischen Rechts folgen werde, allein der Verf. sagt kein Wörtchen davon, sondern springt plötzlich zum Gewohnheitsrecht über und beginnt sofort seinen Feldzug gegen das germanische Element der französischen Gesetzgebung.

Da der Verf. doch einmal den deutschen Gesetzen den Proceß anhängen und beweisen will, daß sie keine Spuren in dem französischen Gewohnheitsrecht zurückgelassen hätten, so dünkt mich, wäre es vor allen Dingen nothwendig und loyaler Kriegsgebrauch gewesen, wenigstens eine allgemeine Charakteristik davon zu geben und die Hauptzüge daraus hervorzuheben. Ein kurzer Abriß der Eigenthümlichkeiten deutscher Gesetzgebung war um so unerläßlicher, da sie viel weniger bekannt sind als das römische Recht; allein der Verf. geht mehr discutirend als darlegend und erzählend zu Werke, und so begegnet es ihm bisweilen, daß er die Anforderungen der historischen Unparteilichkeit seinen vorgefaßten Meinungen aufopfert. Er ist weit entfernt, mit gleicher Sorge und Emsigkeit aus allen Quellen zu schöpfen und Belege zu suchen; er trifft darunter seine Auswahl wie ein Feldherr, der seine Vertheidigungspläne und Angriffsmittel aufrollt; was er als Argument gebrauchen kann, zieht er sorgfältig an, dagegen läßt er alles Übrige bei Seite, was nicht in seinen Kram paßt. So behauptet er z. B., daß das deutsche Recht in den drei oder vier Jahrhunderten vor der Begründung des Feudalwesens beinahe völlig unbekannt und ungebräuchlich in den beiden Gallien war, ohne dabei zu bemerken, daß der gelehrte Grosley ganz entgegengesetzter Meinung ist; und da ihm hauptsächlich daran liegt, herauszustellen, daß das römische Recht in Italien stets gültig und lebendig geblieben, so versichert er, daß das Exemplar der sogenannten florentinischen Pandekten, deren Auffindung im Mittelalter so viel Aufsehen erregte, von den Soldaten des Kaisers Lothar in einer Stadt Apuliens entdeckt worden sei, vergißt aber dabei anzuführen, daß der Präsident de Thou und viele andere Schriftsteller behaupten, daß es aus Konstantinopel zurückgeholt wurde. Wir wissen nicht, ob diese Verschwiegenheiten absichtlich sind, allein der Verf. würde sie sehr leicht vermieden haben, wenn er von seiner großen Belesenheit und Gelehrsamkeit hätte Gebrauch machen wollen.

Das Capitel über das französische Gewohnheitsrecht ist das Hauptcapitel der ganzen Schrift. Woher stammt das Gewohnheitsrecht? Einige meinen, es stamme vom römischen Recht, Andere leiten es vom germanischen Recht ab, und noch Andere theilen die Ansicht, daß es aus dem Feudalwesen selbst entsprungen sei. Dieser letztern Annahme huldigt der Verf. Die Art und Weise, solches darzuthun, war einfach: er brauchte weiter nichts, als die einzelnen Hauptzüge des Gewohnheitsrechts nacheinander vorzunehmen, ihnen die Bestimmungen des römischen und germanischen Rechts über dieselben Gegenstände gegenüberzustellen, die Unterschiede anzumerken und die Gegensätze herauszuheben. Dies war ohne Widerrede die beste Methode, und wenn der Verf. sie auch nicht allein angewandt hat, so macht er doch vorzüglich Gebrauch davon. Es würde zu weit führen, seine Analyse hier zusammenzufassen; selbst wenn wir uns nur darauf beschränken wollten, die hervorstechendsten Punkte zu besprechen, so wäre eine größere Ausdehnung erforderlich, als der Raum dieser Blätter gestattet. Man muß diese gelehrte und lebendig geschriebene Analyse in ihrem Zusammenhange lesen, wie sie aus der Feder des Verf. geflossen ist. Ob man nach geendigter Lecture sich zu den Ideen des Autors bekennen wird, ist eine andere Frage. Ich verbürge nicht, daß alle Leser einstimmen, und was mich anlangt, so gestehe ich, daß bei mir trotz der beredten, oft hinreißenden Darstellung und der theilweise scharfen Beweisführung noch manche Zweifel sitzen geblieben sind, und daß mehre wesentliche Theile des französischen Gewohnheitsrechts in meinen Augen dennoch ihre germanische Abkunft verrathen. Ich kann z. B. nicht glauben, daß das Privatkriegsrecht, einer der charakteristischsten Züge des Gewohnheitsrechts, welches der Verf. nichtsdestoweniger nur obenhin berührt hat, keine germanische Überlieferung ist, da es bei allen deutschen Volksstämmen gäng und gäbe ist. Wenn man in den französischen Gewohnheitsrechten so zahlreiche Verordnungen über das System der sogenannten compositions findet, so kann man nicht umhin, daran zu denken, daß der Barbar jenseit des Rheins auch das vergossene Blut bezahlte, und daß der freie Mörder sich mit einer Geldbuße loskaufte. Besonders die ganze Feudalproceedur, der gerichtliche Zweikampf, der die Grundlage davon ausmachte, die Feuer-, Wasser- und Eisenproben, endlich die Gottesurtheile, alles Das lag im Blute der nordischen Barbaren und ging fast unverändert in das französische Gewohnheitsrecht über. Wenn sich unter den zahlreichen Gesetzbüchern, die von ihnen auf uns gekommen sind, ein einziges befindet, wo diese Gesetzgebung nicht eingetragen ist, so kam es wahrscheinlich daher weil diese Gesetze in den Sitten jenes Volksstammes fester standen als anderswo und es für überflüssig erachtet wurde, sie zu Papier zu bringen. Diese Übertragung der germanischen Gerichtsformen in die französische Feudalgesetzgebung ist um so merkwürdiger, da sie den heftigsten Widerstand bei allen Denen finden mußten, welche das römische Recht anerkannten und die rastlosen Angriffe der Kirche abzuwehren hatten. In keinem Falle aber läße sich die deutsche Verwandtschaft für das französische Gewohnheitsrecht in Abrede stellen, wenn man nicht die ganze geschichtliche Wirklichkeit umstoßen oder ableugnen will.

Ohne uns auf eine Discussion einlassen zu wollen, welche weder der Umfang dieser Recension noch die Kenntnisse des Recensenten gestatten, ohne auf die specielle Prüfung der Argumente einzugehen, wodurch der Verf. zu beweisen sucht, daß gewisse Bestimmungen des französischen Gewohnheitsrechts, wie die Gütergemeinschaft zwischen Eheleuten, das Leibgedinge, der Rückkauf ꝛc., deren germanische Abkunft seither allgemein festzustehen schien, nichtsdestoweniger lediglich Schöpfungen des Feudalwesens sind, so dürfte es doch wol vergönnt sein, die durchgängige, prädominirende Idee des Verf. befremdend zu finden: daß nämlich die Feudalität, welche, nach des Verf. eigenem Geständniß kein vorübergehendes historisches Phänomen, sondern eine wahre Geschichtsepoche gewesen ist, ihre ganze Gesetzgebung aus sich selbst entwickelt und ihren in allen übrigen Dingen so hartledigen Erinnerungen verboten hätte, jene Frucht zu färben, welche von ihrer Einbildungskraft gezeitigt worden wäre, ohne den Keim davon in sich zu haben. Ein solches Phänomen scheint mir unglaublich. Daß ein besiegtes, durch Eroberung verstümmeltes Volk sich unter fremde Gesetze beugt, ist begreiflich; jedoch ist es bekannt, welche Hartnäckigkeit und Ausdauer es aufbietet, um die Elemente auszustoßen, welche seiner Natur und seinen Gewohnheiten widerstreben. Daß aber eine Nation, welche die eiserne Nothwendigkeit eines unglücklichen Kriegs nicht bändigt, die Gesetze abschwört, welche sie von Kindheit an befolgt hat, daß sie sogar ohne moralischen Zwang, welchen ihr die vorgerückte Bildung des Besiegten auferlegen könnte (da sie ja von dieser Bildung nichts entlehnt, um es in die neue Ordnung der Dinge einzuführen), freiwillig Dasjenige abdankt, was tief mit ihrem individuellen und nationalen Leben verwachsen ist, das scheint mir aller menschlichen Natur und Vernunft zu widersprechen. Diese leichtsinnige, launische Aufopferung und Selbstentkleidung, für welche gar kein Grund vorhanden ist, empört das tiefwurzelnde Gefühl, welches uns den Glauben an den ewigen Fortgang der Geschichte aufdringt. Ist es nicht vernünftiger, dem philosophirenden Verstande und den Zeugnissen der historischen Thatsachen angemessener, zu glauben, daß nichts absolut ausstirbt, und daß jedes Ding sich auf die Dauer modificirt, daß selbst in den großen Wiedergeburtsepochen der Weltgeschichte die verschiedenen

Digitized by Google

aufeinanderstoßenden Völker sich miteinander vermischen, ohne sich gegenseitig aufzureiben, und daß aus ihrer Vermischung ein neues Volk hervorgeht, welches das Abzeichen seines zwiefachen Ursprungs an der Stirne trägt? Ich dächte, diese historische Wahrheit wäre in unsern Tagen durch die gründlichsten Arbeiten neuerer Geschichtsforscher erwiesen.

Hr. Laferrière scheint diese Meinung nicht zu theilen, sondern bestreitet sie im Gegentheil bis ans Ende; denn nachdem er zu beweisen gesucht hat, daß das Gewohnheitsrecht nichts von den germanischen Gesetzen geborgt habe, bemüht er sich darzuthun, daß das französische Recht nichts vom Gewohnheitsrecht entlehnt habe. Der Inhalt des ganzen Werks läßt sich demnach folgendermaßen zusammenfassen: Spiritualismus des römischen Rechts; Identität des römischen Rechts und des Christenthums; nichts vom germanischen Recht. Darauf folgt das Gewohnheitsrecht, welches das bürgerliche Recht der Feudalität ausmacht und als ein barbarisches, antisociales Recht unablässig von dem römischen Recht angegriffen wird; das kanonische Recht, die königlichen Ordonnanzen und das römische Recht bekämpfen das Feudalwesen; aber da das kanonische Recht seinerseits unumschränkt herrschen will, so trennt und isolirt es sich von seinen Verbündeten, die sich gegen dasselbe anstehnen. Die Ordonnanzen, welche sich der Macht der Umstände anbequemen mußten, erfüllten ihre Bestimmung nur höchst unvollständig. Das römische Recht allein geht in die verschiedenen Verwandlungen ein und bewährt seine völlige Energie gegen das Gewohnheitsrecht: sein Beruf ist freier und umfassender. Nachdem es vom Gewohnheitsrecht in sich aufgenommen hat, was seiner Natur angemessen, durchdringt es die Gesellschaft mit seinem rationellen Princip, und darauf legt es seinen alten charakteristischen Namen ab und wird französisches Civilrecht.

Man sieht, der Geist Vico's herrscht in dem Buche. Aber es ist die Frage, ob die Philosophie der Geschichte unter allen Bedingungen zulässig ist. Ich glaube es nicht. Man muß zu diesem Zwecke ein genaues Inventarium aller Thatsachen besitzen, eine scharfe Analyse muß die verborgensten Schlupfwinkel dieses weitläufigen Gebiets beleuchtet haben. Die alten Chroniken müssen durchblättert, die alten Denkmäler der Vorzeit abgestäubt, alle ihre Schlangenwindungen aufgedeckt und ihre Hieroglyphen ausgelegt worden sein. So lange diese Bedingungen noch nicht erfüllt sind, bleibt es ein gewagtes Unternehmen, der Geschichtserzählung eine systematische Idee zum Grunde zu legen; man fällt dabei in den fast unvermeidlichen Fehler, daß man die Dinge in einem falschen Lichte darstellt, um sie unsern eigenen Ideen anzupassen, und daß man sie verdreht, indem man sie nach einer feststehenden Theorie modelt. Wir wollen damit nicht sagen, daß man fortwährend erzählen und blos berichten müßte, ohne irgend ein System zu haben und ohne je Schlüsse zu ziehen; allein man darf solches nur dann unternehmen, wenn man alle Elemente beisammen hat, die nothwendig sind, um die Aufgabe befriedigend zu lösen. Diese Methode ist nicht neu, schon seit langer Zeit wendet man keine andere an, und die daraus gezogenen Resultate verdienen ihre Stichhaltigkeit. Hr. Laferrière hat vielleicht den Mißgriff begangen, von einer andern Gebrauch zu machen; jedenfalls bleibt es in Zweifel, daß den obenerwähnten Bedingungen in Betreff der französischen Rechtsgeschichte Genüge geleistet worden; man nimmt sogar gewöhnlich als ausgemacht an, daß dies nicht der Fall ist, und ausgezeichnete Rechtsgelehrte halten dafür, daß die hierher gehörigen Thatsachen noch nicht hinlänglich aufgenommen, die Quellen hauptsächlich noch zu wenig durchforscht sind, und daß Diejenigen, welche es versucht haben, das Dunkel ihres Ursprungs aufzuhellen, bis jetzt nur unvollständige Documente beigebracht haben. Der Verf. hat es jedoch unternommen, mit diesen unvollständigen Elementen eine französische Rechtsgeschichte zu schreiben, indem er jeden Theil so anordnete, daß er ein homogenes Ganze bildete, welches das Abbild oder den Beweis eines Systems abgäbe. Dieses System ist das unbeugsamste, absoluteste, welches existirt: jener Feuerkreis, welchen der kühne Gedanke des neapolitanischen Philosophen um die Menschheit gezogen hat, den sie fortwährend in demselben Sinne durchmachen muß, indem sie bei jeder Phase ihres Kreislaufes die Phänomene erneuert, welche bereits bei ihrem ersten Durchgange an demselben eingetreten waren. Es unterliegt keinem Zweifel, das Buch des Hrn. Laferrière ist eine der glänzendsten Durchführungen jener Theorie, die mir vorgekommen sind; aber ich möchte nicht versichern, daß die historische Wirklichkeit nicht dabei gelitten hätte. Das stete Vorurtheil des Verf., die antike Welt in den modernen Zuständen, das römische Recht in dem französischen Recht wiederzufinden, erklärt uns das Stillschweigen, welches er über das germanische Recht beobachtet, und den Krieg, welchen er gegen das Gewohnheitsrecht führt: zwei Flecken, welche sein übrigens in jeder Beziehung beachtenswerthes Buch entstellen. Es ist überflüssig, die allgemeinen Sätze und Behauptungen ausführlich zu prüfen, worauf der Verf. sein System zu bauen sucht, und welche er längs des Wegs ausgestreut hat, um dadurch seine Operationen zu decken; da sie den Gang der Auseinandersetzung nicht unterbrechen und keine andern Entstellungen als die bereits angezeigten hervorbringen, so dürfen wir es unterlassen, sie zu bekämpfen. Jedoch ist es zweckmäßig, darauf aufmerksam zu machen, damit der Leser hinreichend davon in Kenntniß gesetzt werde und unsere Kritik so vollständig als möglich ausfalle. Das Buch des Hrn. Laferrière hat in den französischen Blättern vieles Lob erfahren, und man hat die Vorzüge desselben mit Bewunderung gepriesen; es schien uns daher der Mühe werth, die Mängel desselben hauptsächlich ins Auge zu fassen. Der Vortheil, das einzige Buch dieser Art zu sein und mit großen stylistischen Vorzügen eine große Idenfülle und umfassende Gelehrsamkeit zu verbinden, sichert diesem Werk einen großen Einfluß. Wir bemerken zum Schluß, daß wir blos die ungünstigen, und nie die angenehmen Eindrücke, welche wir beim Lesen empfunden, mitgetheilt haben: das Buch enthält zahlreiche Schönheiten, tiefe und originelle Hinblicke auf Völkerleben und Gesetzgebung; allein es war nicht unsere Absicht, die Vorzüge zu zergliedern, denn wenn das Lob einigermaßen mit dem ausgesprochenen Tadel hätte im Verhältniß stehen sollen, so würden zweimal so viel Spalten, als man eben gelesen, nicht ausgereicht haben. 95.

Literarische Notiz.

Nach dem Englischen des Channing gab Louise Belloc heraus: „Essai sur l'état actuel des lettres dans l'Amérique du nord et sur l'importance d'une littérature nationale." Die Übersetzung ist mit einem Lebensabriß und einer Charakteristik des Autors eingeleitet. Channing ging von einem sehr moralischen und hohen Standpunkte aus und foderte, daß der religiöse Geist, nicht der einer Sekte oder irgend eines ausschließlichen Cultus, sondern der des Christenthums, selbst der Entwickelung der Literatur zu Hülfe kommen müsse. Ein französischer Kritiker räth der jungen Literatur Frankreichs, daß sie sich diese Ansicht eigen mache. Denn wie diese jetzt beschaffen sei, befinde sie sich im Zustande tiefster Erniedrigung; sie ahme an ihren Mustern nur das Fehlerhafte, nicht das Schöne nach, sie habe nichts Großes, nichts Erhabenes; sie liebe die schlechtesten, die niedrigsten und ekelhaftesten Leidenschaften darzustellen und die menschliche Seele nur in ihren Verzerrungen zu erfassen, dabei könne sie so trivial wie unrein sein, der Spiritualismus habe seinen Einfluß verloren, das Detail stehe mit dem Ganzen des Werkes nie in Harmonie, Antithesen und Contraste häufen sich und zeugen von verkehrtem Geschmack, die launenhafteste, bizarrste Einbildungskraft gelte für Originalität, und so treibe die Literatur in einem vollständigen moralischen Chaos umher, das gar nicht verwirrter und abscheulicher sein könne. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 224. — 12. August 1839.

Karl XIV. Johann und schwedisch-norwegische Zustände.

(Beschluß aus Nr. 223.)

Moreau, welchee ihee Inconvenienzen nue allzu gut begriff, gab sich alle Mühe, den Prinzen von seinem Entschlusse abzubringen, indem er ihn namentlich auf die Gefahren aufmerksam machte. Der Prinz erwiderte:

„Ich weiß es wol, meine Stellung ist schlimm; allein wer wird sie einnehmen, wenn ich es nicht thue? Es ist die mir natürlichste. Ich habe sie mir zu Trachenberg vorgezeichnet. Ja, mein theurer General! Ich will offen gegen Sie sein; denn Ihre alte Freundschaft ist mir Bürge, daß Sie mein Vertrauen nicht misbrauchen werden. Diese so gefährliche und Ihrem militairischen Genie so widerstreitende Stellung, sie ist für mich und Schweden eine ebenso politische als militairische. Eine durchaus politische, weil ich Einfluß auf den Norden von Deutschland gewinne, über dessen Geschicke ich gegenwärtig der alleinige Meister bin; weil ich die Preußen, die Mecklenburger und die hanseatischen Städte begeistern kann; weil ich suche, mich gegen das Loos der Coalitionen in Sicherheit zu setzen; denn, nehmen wir irgend einen großen Unglücksfall an, so werden Sie ein allgemeines Sauve qui peut! übereilte Friedensschlüsse, zerrissene Verpflichtungen, aufgeopferte Verbündete erblicken. Eine militairische aus dem Grunde, weil ich mit nicht gar 18,000 Mann, die der Graf v. Wallmoden befehligt, die Armee des Marschalls Davoust und die dänische Armee, welche sich auf die Plätze Lübeck und Hamburg stützen und fortwährend meinen linken Flügel bedrohen, im Zaum halten kann. Es steht bei mir, die Massen zu vernichten, welche von Magdeburg, Wittenberg und Torgau aus sich in Bewegung setzen dürften, um auf Berlin anzuziehen. Ich werde über meine Flanken und meine Fronte ins Klare kommen durch eine zahlreiche Reiterei. Ich werde jederzeit 60,000 Mann so zu sagen in der Tasche haben, um sie den ersten Colonnen, die aus den Elbeplätzen hervorrücken, an den Kopf zu schleudern. Wenn aber der Kaiser Napoleon seine Operationslinie auf dem linken Ufer der Elde concentrirt und durch die obere Pfalz auf Böhmen manoeuvrirt, so begreife ich wol die Nothwendigkeit, mich auf die Blockade von Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Stettin und Küstrin beschränken zu müssen, da ich in diesem Fall eine furchtbare Armee auf meiner Rechten und ihr nichts entgegenzusetzen haben würde als höchstens diese 18,000 Mann, zusammengesetzt aus neuen Truppen, mit alleiniger Ausnahme von 5000 Schweden. Die Erfolge von Lützen und Bautzen werden übrigens Napoleon zum Unglück gereichen. Er zählt auf den Abfall meiner Armee, auf eine Erhebung der Polen in Masse und auf die Langsamkeit der Östreicher. Nach diesen Voraussetzungen hat er seinen Feldzugsplan entworfen. Er wird Sprünge machen, wie er es bei seinem Debut bei der italienischen Armee gethon hat. Er wird seine Soldaten durch unnütze Märsche abmüden. Hierauf zähle nun ich, und zwar ebenso viel und noch weit mehr als auf das Ensemble unserer generalischen Bewegungen."

Moreau erwiderte:

„„Diese Motive liegen außerhalb meiner Sphäre. Ihre Stellung kann wol durch politische Rücksichten bedingt und darnach geregelt sein, aber wird sie wol auch Gnade finden vor der Strategie? Dies ist eine andere Frage!""

„Sei es, mein General; allein als schwedischer Prinz muß ich die Linie von Stralsund hüten; denn triumphirend oder geschlogen, muß ich hier den Weg nach Dänemark offen haben. Hier muß ich Norwegen holen; hier auch weede ich im allerschlimmsten Fall meinen letzten Alliirten, England, finden. Ich fühle in mir keine Versuchung, meine Laufbahn in den Morästen von Polen, noch wie Karl XII. in Bender zu beschließen; denn, ich will es Ihnen nicht verhehlen, meine Armee verlieren und den Weg nach Schweden mir versperren, heißt ebenso viel, als meine Zukunft in diesem Lande verlieren."

„„Ich besitze zu wenig Einsicht und Erfahrung in den Angelegenheiten der innern Ressorts, welche auf die Handlungsweise der verbündeten Cabinete einwirken können, um mir eine Discussion über so delicate Gegenstände zu erlauben.""

„Ich aber habe eine traurige Erfahrung darin gemacht, ich selbst. Diese ist es auch, welche mir den Muth gibt, Ihnen meinen Gedanken und meine Plane auseinanderzusetzen. Beurtheilen Sie daher meine Stellung, wie sie ist, und Sie werden leicht den gebieterischen Einfluß begreifen, welchen sie auf meine Verfahrungsweise üben muß. Napoleon, welcher so oftmals Alles für Alles auf das Spiel gesetzt hat, konnte zu Jena einen verzweifelten Streich wagen, weil er die preußische Strategie jener Zeit genau kannte, weil er über Reservestreitkräfte zu verfügen hatte, weil seine Marschälle das Kriegswesen aus dem Grunde verstanden und weil sein Reich mächtig war. Allein meine Lage ist nicht von der Art, um mir ein Risico gegen einen Feldherrn von seiner Art und gegen seine Unterbefehlshaber zu erlauben. Wäre ich blos ein General im Dienste der Mächte, so würde ich kein Bedenken tragen, mich Ihren Ansichten zu fügen; allein ich bin schwedischer Prinz, und als solcher habe ich Pflichten zu erfüllen. Ich sehe blos die Nebel, die Seen und Berge Schwedens, während Sie Ihre Blicke nach den Ufern der Seine gerichtet halten."

Diese Betrachtungen, in der ganzen Fülle des Vertrauens mitgetheilt, machten der Unterredung ein Ende. Moreau, indem er aufhörte zu sprechen, machte eine Bewegung, welche seinen Zweifel über den Ausgang ausdrückte. Auf einen forschenden Blick des Kronprinzen jedoch antwortete er:

„Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen; ich glaube, daß Sie werden geschlagen werden!"

„„Ich hoffe, nein! wenn ich anders in der Art manoeuvrire, daß ich niemals einen ungleichen Kampf annehme. Beim Vorrücken wird meine Regel stets die sein: meine Communicatio-

Digitized by Google

nen zu verschanzen und niemals Bewegungen im Rücken auszuführen, sondern stets von der Seite.""

Moreau, der besonders den Entschluß des Prinzen auffaßte, niemals in einen ungleichen Kampf sich einlassen zu wollen, stellte die Frage:

„Und glauben Sie, Prinz, daß Sie immer Meister sein werden, zu thun, was Sie wollen?" Und noch eins: von welchem Werthe kann Berlin für Sie sein? Wie wollen Sie eine offene Stadt, ohne alle natürliche und künstliche Befestigungen, vertheidigen?"

„„Allein Berlin ist das Herz der preußischen Monarchie. Wer Herr davon ist, wird stets ein großes moralisches und materielles übergewicht besitzen. Diese Chancen müssen erhalten werden. Übrigens ist Berlin auch nach der Mittelpunkt der Hülfsquellen Deutschlands.""

„Aber diese Hauptstadt ist auf den Avantgarden des Feindes. Es wird Ihnen schwer werden, sie zu behaupten, wenn Bonaparte plötzlich und mit seinem gewohnten Ungestüm über Ihre Linke herfällt, welche einen so schlimmen Stützpunkt hat."

„„In der That, er könnte mir Berlin wegnehmen, aber sicherlich um nicht so wohlfeilen Preis. Und dann würde ich stets dafür sorgen, auf meinem Marsche einen Vorsprung über ihn zu gewinnen, der ihn verhindern soll, mich zu erreichen, müßte ich mich auch bis zur Halbinsel Darß, über Stralsund, über Rügen, auf meinen Schiffen zurückziehen. Auf jeden Fall können Sie in Bezug auf diesen Punkt beruhigt sein. Niemals werde ich mich jenen Massenschlägen aussetzen, welche Napoleon so oft gelungen; doch hoffe ich ihn mittels einer Reihe von Manoeuvres zu ermüden. Ich werde ihm einen methodischen und behaglich langsamen Krieg machen; ich werde eine Art bewaffneter Insurrection auf seinen Flanken und Communicationen organisiren, welche sich zurückziehen soll, sobald er einen Schlag zu vollführen gedenkt, und wiederum Terrain gewinnen, sobald er sich entfernt hat, welche sich aus seinen eigenen Hülfsquellen unterhalten soll, während der Kaiser, von den seinigen entfernt, seine Soldaten in lauter Einzelgefechten sich aufreiben sehen wird. Die numerischen Streitkräfte sind ungefähr dieselben. Wir müssen Dasjenige behaupten, was wir dermal haben. Übrigens sehen Sie, wie die Zeiten sich geändert: dieser außerordentliche Mann, welcher der Abgott der Völker war, ist auf dem Höhepunkte seiner glänzenden Laufbahn der Gegenstand ihres Hasses geworden. Die mishandelten Nationen fodern ihre Unabhängigkeit zurück. Man bleibt dadurch der Stärkste, wenn man seine Soldaten schont. Wohlan, halten wir standhaft aus, und Napoleon, trotz seiner Talente, seiner Macht, seines Ruhmes, wird damit enden, daß er unterliegt.""

Moreau, ohne im Wesentlichen die Gültigkeit dieser Raisonnements bestreiten zu können, fand gleichwol darin keine hinreichenden Beweggründe, seine Meinung zu ändern. Er hätte gewünscht, daß der Kronprinz sich auf die Blockade der Eldfestungen beschränken möchte; daß er sich an der Defensive vor Magdeburg und Wittenberg hatte, und daß keine ernsthafte Offensivexpedition von dieser Seite her vor sich gehe. Er wollte Alles in der großen Armee in Böhmen concentriren, zu deren oberstem Leiter er bestimmt war. Dagegen hatte der Kronprinz Moreau zu vermögen gesucht, daß er bei ihm bleibe und nicht zur großen Armee sich begebe.

„Wir sind Beide Franzosen von Geburt", hatte er zu ihm gesagt. „Ihre Welt muß Frankreich, die meinige Schweden sein. Nur mit widerstreitendem Herzen trage ich die Waffen gegen meine alten Landsleute; allein die Nationalehre meines neuen Vaterlandes ist allzu schwer verletzt worden, als daß ich mich nicht verpflichtet fühlte, die Waffen anzuwenden, um Genugthuung dafür zu erhalten."

Moreau beharrte auf seinem Entschluß, sich mit dem Hauptquartier der großen Armee zu vereinigen. Das Übrige kennt man.

Moreau hatte bei Schilderung der Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten, Berlin, das allzu sehr in den feindlichen Rayons gelegene, zu retten, diese Hauptstadt eine „prostituée" genannt, welche es gar nicht verdiene noch der Mühe lohne zu retten, und die man durchaus ihrem Schicksal überlassen müsse. Die feindlichen Generale selbst hatten diese Ansicht geltend gemacht und zu verbreiten gesucht. Gleichwol war diese „prostituée" nichts Geringeres als die Hauptniederlage aller materiellen Hülfsquellen Preußens, der Herd des Enthusiasmus seiner Völker und der Mittelpunkt, von welchem aus der Impuls zur allgemeinen Landesvertheidigung ausging. Der Kronprinz von Schweden besaß zu viel Scharfblick, um nicht den Drang zu fühlen, sie zu retten. Er entschloß sich demnach, trotz aller Gefahren, welche ihn umringten, vorwärts zu rücken, Terrain zu gewinnen und dem Feinde die Initiative der Bewegungen und den Vortheil, der daraus hervorgeht, zu entreißen. Sein Plan wurde von glänzendem Erfolge gekrönt. Die Siege von Großbeeren und Dennewitz retteten Berlin, bestimmten Baiern (welches im Hinblick auf die bei Dresden geschlagene böhmische Armee noch geschwankt), mit den Verbündeten gemeinschaftliche Sache zu machen und öffneten dem Kronprinzen den Weg bis ins Innere von Deutschland, wo nunmehr durch den Umstand, daß die Verbindung der combinirten Armeen möglich gemacht worden, das Joch Deutschlands auf den Ebenen von Leipzig zerbrochen und Napoleon gezwungen ward, einen Boden zu räumen, welcher so lange unter dem eisernen Fußtritte seiner Heere geseufzt hatte. 147.

Über den Sturm.

An attempt to develope the law of storms by means of facts, arranged according to place and time; and hence, to point out a cause for the varinble winds, with the view to practical use in navigation. By lieut.-colonel *Reid*. London 1838.

Ehe die philosophische Beobachtung sich auf die Erforschung einzelner Stürme und Orkane gerichtet hatte, glaubte man allgemein, ein Wind unterscheide sich von einem Luftzuge nur in der Schnelligkeit der Luftbewegung, und einen Orkan hielt man für hinlänglich erklärt, wenn man ihn einen, sich in gerader Richtung nach dem Verhältniß von 100—120 Meilen die Stunde bewegenden Wind nannte. Zuerst trat diesem Irrthume der Oberst Capper, ein Offizier der ostindischen Compagnie, in einem 1801 erschienenen Werke: „Über die Winde und Monsuns", entgegen. Er erklärt darin nach sorgfältigen Beobachtungen die Orkane für Wirbelwinde mit einem Durchmesser von höchstens 120 Meilen. Doch entging ihm nicht, daß diese Wirbelwinde zuweilen eine progressive Richtung nehmen, und er ist nicht nur der Meinung, daß Schiffe durch Benutzung des vom Lande herwehenden Windes sich dem Einflusse jener zu entziehen, sondern auch dann noch, wenn sie hineingerathen sind, sich zu retten vermögen. Unabhängig von dem Obersten Capper kam Hr. M. C. Redfield in Neuyork zu den nämlichen Resultaten, indem eine genaue Beobachtung der aus Westindien kommenden Orkane, welche die atlantische Küste verheeren, ihn überzeugte, daß diese ebenso wie die in Osten starke Wirbelwinde wären, die sich außer einer kreisförmigen Bewegung von

Digitized by Google

der Rechten zur Linken in progressiver Richtung von Südwesten nach Nordosten fortbewegten. Seine Beobachtungen hierüber theilte Hr. Redfield zuerst in seinen „Bemerkungen über die an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten vorherrschenden Stürme" mit, denen bald eine Beschreibung des furchtbaren Sturms, der im August 1831 von der Insel Barbadoes bis an die Alleghanygebirge in den Vereinigten Staaten raste, und dann unter dem Titel: „Beobachtungen über die Orkane und Stürme auf den westindischen Inseln und an der Küste der Vereinigten Staaten von Nordamerika", eine dritte Abhandlung folgte, in der er hauptsächlich die Bewegungen der Atmosphäre während eines Orkans seiner Betrachtung unterwirft. Einen vierten und letzten Aufsatz endlich hat Hr. Redfield der Erläuterung seiner frühern Arbeiten gewidmet, indem er auf einer Karte den Weg der verschiedenen Stürme und Orkane angibt, sowie die Strecke, welche sie auf demselben täglich zurückgelegt haben. An das wissenschaftliche Interesse, welches diese Untersuchungen haben, hat Hr. Redfield im Geiste seines Volks, welches will, daß die Wissenschaften dem Leben unmittelbar Früchte tragen, und daher Allem seine Aufmerksamkeit zuwendet, woraus wohlthätige Folgen für das Allgemeine hervorgehen, auch ein praktisches zu knüpfen gesucht, indem er in einer Reihe von Verhaltungsregeln dem Seemanne eine Anweisung gibt, wie er sich den Gefahren eines Orkans entziehen könne. Da die Kenntniß der Gesetze, nach denen die Stürme sich bewegen, immer genauer und gründlicher werden wird, so werden auch hoffentlich jene Regeln immer bestimmter und vollkommener und in ihrer Anwendung für die Menschheit immer wohlthätiger werden.

Angeregt durch Hrn. Redfield's Beobachtungen, mit denen er, von der britischen Regierung nach Barbadoes gesandt, um die durch den Sturm von 1832 zerstörten öffentlichen Gebäude wiederherzustellen, bei dieser Gelegenheit bekannt wurde, beschloß der Oberstlieutenant Reid dieselben fortzusetzen, ließ sich von der Admiralität die Journale der Schiffe, welche in der Sturmregion gefahren waren, einhändigen und stellte durch Vergleichung der darin enthaltenen Bemerkungen mit den am Lande gemachten Beobachtungen die zu gleicher Zeit rotatorische und progressive Bewegung der Orkane, wie sie zuerst von Hrn. Redfield erwiesen war, außer allen Zweifel, leitete mit ihm von der ersteru ihre zerstörende Gewalt ab und bestätigte die scharfsinnige von dem Amerikaner ausgesprochene Vermuthung, daß, während sie sich in den nördlichen Breitengraden gewöhnlich von der Rechten zur Linken drehen, sie in der südlichen Hemisphäre eine entgegengesetzte Richtung (von der Linken zur Rechten) nehmen. Der Verf. beschreibt hierauf nach den sorgfältigsten Erkundigungen, welche er von allen Seiten darüber eingezogen hat, in fünf Capiteln die verschiedenen Stürme, von denen die westindischen Inseln sowie viele Schiffe in den dortigen Gewässern seit 1831 betroffen wurden, gruppirt sie nach den ähnlichen Erscheinungen, von denen die einzelnen dieser Luftrevolutionen begleitet waren, auf das beste zusammen und erläutert ihre Wendungen, Sprünge und Bewegungen durch die ausführlichsten und genauesten Karten. Ein Orkan im J. 1831, der sich von Barbadoes nach St.-Vincent ungefähr in dem Verhältniß von zehn Seemeilen die Stunde fortbewegte und sich hier nach der Versicherung eines Hrn. Simons zuerst durch eine Wolke von olivengrüner Farbe am Horizonte ankündigte, war von dem merkwürdigen Phänomene begleitet, daß ein großer Theil der Bäume eines ausgedehnten Waldes auf der Insel St.-Vincent nicht umgeweht, sondern zerschmettert gefunden wurde, was nur durch die Menge der während des Sturms in Thätigkeit gesetzten elektrischen Materie erklärt werden kann. Von einer solchen Entladung elektrischen Feuers pflegen heftige Orkane stets begleitet zu sein, und in einer alten Beschreibung des Orkans von 1671 heißt es daher, daß der Blitz nicht wie sonst in einem An durch die Luft zuckte, sondern förmliche Flammen reißend schnell über die Oberfläche der Erde dahinfuhren oder zu der obern Luftregion emporstiegen. Ein anderes sonderbares Phänomen, von dem jener Sturm begleitet wurde, war das Salzwasser, das es in allen Theilen der Landes regnete, indem an der Nordspitze der Insel die See über die mehr als 70 Fuß hohen Klippen hereinbrach und von dem Winde der Schaum auf viele Meilen weit über die Insel getragen wurde. Die meisten Teiche wurden hierdurch mit Salzwasser angefüllt, und alle Fische kamen um. Nach einem andern furchtbaren Orkane, dem sogenannten Antiguaorkane, von welchem die Brigantine Judith and Esther unter 17° 19′ B. und 52° 10′ L. am 1. Aug. 1837 überfallen und Schiff und Mannschaft dem Untergange nahe gebracht wurde, fand dieser sich durch die Entdeckung überrascht, daß Allen die Nägel auf den Fingern ganz schwarz geworden waren und an fünf Wochen so blieben. Captain Seymour, an den sich Oberstlieutenant Reid um Erklärung dieser Erscheinung wandte, meinte, daß sie „die Wirkung eines elektrischen Körpers in den Elementen" gewesen sei.

Im sechsten Capitel geht hierauf der Verf. zu der Betrachtung der Phänomene über, mit denen die Stürme in der südlichen Hemisphäre begleitet sind. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß alle die 13 Stürme, welche er hier beschreibt, mit Ausnahme von dreien in der Nähe von Mauritius und Madagaskar vorfielen, und es wird dadurch ein unter den Seeleuten herrschender Glaube bestätigt, daß Schiffe, die ihren Lauf östlich von Mauritius nehmen, den Orkanen entgehen. Die Gegend von Mauritius scheint ebenso der Herd der Orkane auf der südlichen Hemisphäre zu sein wie Westindien und die atlantische Küste der Vereinigten Staaten der Herd der nördlichen Stürme ist. In ihrem rotatorischen und progressiven Charakter sind beide sich ähnlich, darin aber, wie schon bemerkt, verschieden, daß die südlichen Orkane sich von der Linken zur Rechten, die nördlichen umgekehrt drehen. In dem siebenten Capitel handelt der Oberstlieutenant von den Stürmen in den chinesischen und indischen Gewässern, hauptsächlich in dem Meerbusen von Bengalen. Sehr interessant sind das achte und neunte Capitel, die beiden letzten des Buchs, in denen er die furchtbaren Orkane von 1780, namentlich den großen vom 18. October desselben Jahres beschreibt, der auf den westindischen Inseln entsetzliche Verheerungen anrichtete und zu Barbadoes allein 3000 Mann, zu St.-Eustach 6000 Mann unter den Trümmern der von ihm eingestürzten Gebäude und unzählige Schiffe mit ihrer Mannschaft in den Fluten begrub.

Den Schluß des Buchs machen einige Capitel mit vermischten, aber sehr schätzbaren Bemerkungen über Stürme in hohen Breitengraden, über Anemometer, über die zweckmäßigste Einrichtung der Gebäude, um den Orkanen widerstehen zu können, über die offenbare Verbindung der Stürme mit Elektricität und Magnetismus, über die Windstöße am Nordpol und die afrikanischen Tornados und endlich über das Stilliegen der Schiffe bei Orkanen. Über die heilsamen und wohlthätigen Folgen, welche die Orkane, die schädlichen Theile der Luft durch ihre kreisförmige Bewegung gleichsam zusammenjagend und durch ihr elektrisches Feuer verbrennend, für die Reinigung der Atmosphäre haben, wird Niemand im Zweifel sein. Aber das allgemein Nützliche und Wohlthätige wird oft dem Einzelnen schädlich, und dies zu verhindern, den Einzelnen gegen die Gefahren, welche die für das Allgemeine wohlthätig wirkenden Naturkräfte für ihn haben können, möglichst sicherzustellen, das gehört mit unter die Aufgaben der Wissenschaft. Daß Hr. Redfield wie der Oberstlieutenant Reid dieselbe jetzt schon vollständig gelöst hätten, wollen wir nicht behaupten; jedenfalls aber haben sie eine feste Grundlage zu einer Statistik und Philosophie der Stürme geliefert, auf der sie zum Wohle der Menschheit mit dem nämlichen Eifer, wie sie angefangen haben, fortbauen mögen. 145.

Literarische Notizen.

Unter den neuesten Erscheinungen der französischen Presse nennen wir: „Lettres sur les prisons de Paris et la réforme

penitentiaire, précédées d'un aperçu rapide sur les événements des 12 et 13 Mai dernier, par *Raspail*", wovon der erste Band erschienen, der zweite und letzte nächstens erwartet wird; „Histoire de la littérature hindoue et hindoustani, par *Garcin de Tassy*" (erster Band); „Histoire de la poésie scandinave, par *du Méril*"; „Essai sur l'histoire du Portugal, depuis la fondation de la monarchie jusqu'à la mort de D. Pèdre IV" (1080—1834), wie es heißt, die vollständigste Geschichte Portugals, welche bisher in französischer Sprache erschienen ist. Ihre Verfasser sind die Herren Chaumeil de Stella, Ritter mehrer portugiesischen Orden, und A. Santeul; das Werk ist mit zahlreichen Facsimiles und mit den Portraits des Dom Pedro und der Donna Maria II. geschmückt. Unter den neuen Romanen wird mit Auszeichnung genannt: „L'etné de la famille", von A. de Lavergne, einem noch jungen Schriftsteller, welcher in diesem Roman die berühmten Memoiren des Herzogs von St.-Simon redlich benutzt hat. Ludwig XIV. und die Damen und Herren seines Hofes, Lauzun, Dangeau, Burbezieux, Frau von Maintenon u. s. w. treten darin auf. Ferner erschien von Frissard's „Histoire du port du Havre" eine neue Lieferung, von den Memoiren der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften der zweite Band, und von Bergnaud's schönem Werke: „L'art de créer les jardins", eine neue wohlfeilere Ausgabe. Auch erscheint ein neues literarisches, von Frauen redigirtes Journal unter dem Titel: „Les violettes", vielleicht angeregt durch die deutsche „Frauenzeitung", wie denn oft kleine Ursachen große Wirkungen hervorbringen.

Unter dem Titel: „Gleanings from Germany: or, select specimens of german romance and history; comprising the productions of the most esteemed authors of that country", übersetzt J. Haas mehre Stücke aus den Schriften von Clauren, Castelli, Heinse, Zschokke, Börne, Deinhardstein, Kohlrausch, K. Maria v. Weber, Müchler, Frau v. Pichler ꝛc. Es nimmt Wunder, dieser Leute Schriften, deren schädliche oder unschädliche Einflüsse wir in Deutschland bereits zum größern Theile überstanden haben, den Engländern als Mustereremplare vorgeführt zu sehen. Wenigstens ist es eine sehr gemischte Gesellschaft, und es ist schwer zu glauben, daß sich Clauren, Müchler und Karoline v. Pichler neben Börne heimisch fühlen werden. 108.

Bibliographie.

Aeschylos' Werke nachgedichtet von J. Minckwitz. 1tes Bändchen. Der gefesselte Prometheus. 8. Leipzig, Kummer. 10 Gr.

Beleuchtung der Vorurtheile wider die religiösen Orden. Von einem Juristen. Mit Bischöfl. Augsburgisch. Approbation. Gr. 8. Augsburg, Rieger. 4 Gr.

Betrachtungen über die neuesten Angriffe auf die Ehre der katholischen Kirche. Eine Epistel an Herrn Generalsuperintendenten Rohr zu Weimar und Herrn Hofprediger Zimmermann zu Darmstadt. Von einem Katholiken des Großherzogthums Hessen und bei Rhein. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 8 Gr.

Ewald, H., Die poetischen Bücher des Alten Bundes erklärt. 1ster Theil. Allgemeines über die hebräische Poesie und über das Psalmenbuch. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 Thlr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorf. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Gumposch, V. P., Ueber die Logik und logischen Schriften des Aristoteles. 8. Leipzig, Kummer. 16 Gr.

Heeringen, G. v., Reisebilder aus Süd-Deutschland und einem Theil der Schweiz. Gesammelt im Sommer 1838. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 20 Gr.

Ideler L., Über die Zeitrechnung der Chinesen. Gr. 4. Berlin. 1 Thlr. 12 Gr.

Leben und Briefwechsel Georg Washingtons. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von F. von Raumer. 2 Bände. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 5 Thlr.

Maria. Novelle vom Verfasser einer Alltagsgeschichte. Herausgegeben von J. L. Hriberg. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 8. Leipzig, Kummer. 1 Thlr. 12 Gr.

Maßmann, H., Armin's-Lieder, Nebst einem Anhange anderer Gedichte. Gr. 8. München, Franz. 6 Gr.

Minckwitz, J., Der Prinzenraub. Ein geschichtliches Schauspiel in fünf Acten. 8. Leipzig, Kummer. 16 Gr.

Moser, A., Anleitung zum Gebrauche des Mikroskops, für Aerzte, Naturforscher und Freunde der Natur. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Berlin, Liebmann u. Comp. 1 Thlr.

Müller, F., Ueber den Organismus und den Entwickelungsgang der politischen Idee im Alterthum oder die alte Geschichte vom Standpunkte der Philosophie. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 2 Thlr.

— — Der Ugrische Volksstamm oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung. 1ster oder geographischer Theil. 2te Abth. — Auch u. d. T.: Historisch-geographische Darstellung des Stromsystems der Wolga. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 3 Thlr.

(Müller.) Zu Johann von Müller's sämmtlichen Werken Supplement. 2ter Band. Herausgegeben von Maurer-Constant. — Auch u. d. T.: Briefe an Johann von Müller u. s. w. 2ter Bd. 8. Schaffhausen, Hurter. 1 Thlr. 16 Gr.

Müller's, Adam von, gesammelte Schriften. 1ster Band. Mit dem Portrait des Verfassers. Gr. 8. München, Franz. 2 Thlr. 8 Gr.

Olberg, C. v., Die Herbstübung der Kaiserlich Russischen Cavallerie und Reitenden Artillerie bei Wosnessensk, im Jahre 1837. Gr. 8. Berlin, Burmeister u. Stange. 20 Gr.

Otto der Große und die Ungarn. Ein episches Gedicht in vierundzwanzig Gesängen von Fr. ** Herausgegeben von F. Beck. Gr. 8. München, Franz. 2 Thlr. 8 Gr.

Pilz, J. von, Das Innere einer Familie, oder der Haustyrann. Charaktergemälde in fünf Aufzügen. 8. München, Franz. 16 Gr.

Der Prorector. Ein Lustspiel in zwei Aufzügen. 2te Ausgabe. 8. Frankfurt a. M., Körner. 6 Gr.

Rotteck, C. v., Spanien und Portugal. Geographische, statistische und historische Schilderung der pyrenäischen Halbinsel, in Begleitung einer Karte und einer Reihe von Stahlstichen, mehrere der merkwürdigsten Gegenstände und Ansichten aus beiden Reichen darstellend. Gr. 8. Carlsruhe u. Leipzig, Kunst-Verlag. 4 Thlr.

Der Salon. Eine Sammlung neuer vorzüglicher Novellen und Erzählungen des Auslandes. Übersetzt und herausgegeben von Mehreren. 2ter Theil. Gr. 12. Hanau, Edler. 16 Gr.

Sammlung von Urkunden betreffend das Leben und den Charakter Emanuel Swedenborg's. Aus den Quellen treu wiedergegeben und mit Anmerkungen begleitet von J. F. J. Tafel. Gr. 8. Tübingen, Zu-Guttenberg. 16 Gr.

Das Schillerfest in Stuttgart am 8. Mai 1839. Breit gr. 8. Stuttgart, Metzler. 6 Gr.

Schmidt, R., Christliche Religion und Hegelsche Philosophie. Eine Untersuchung in Briefen. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 225. — 13. August 1839.

Lyrische und episch-lyrische Poesie.

1. Der fahrende Poet. Dichtungen von Karl Beck. Ungarn. Wien. Weimar. Die Wartburg. Leipzig, Engelmann. 1838. 8. 1 Thlr. 18 Gr.
2. Gedichte von Friedrich Wilhelm Rogge. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1839. 8. 2 Thlr.
3. Luther und seine Zeit. Eine Sammlung von Gedichten. Von K. R. Hagenbach. Zürich und Frauenfeld, Beyel. 1839. 8. 1 Thlr.
4. Gedichte von Julius Krais. Heilbronn, Drechsler. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Zeit ist in Deutschland vorbei, wo man sich die Mühe und Zeit nahm, eine neue Gedichtsammlung sorgfältig und im Einzelnen zu prüfen, Werth und Bedeutung jeder einzelnen Poesie zu erörtern, Angemessenheit der Versmaße, Reinheit der Reime und dergleichen zu untersuchen, und nach scrupulösem, mit Proben belegtem Examen ein Zeugniß über das Ganze ausstellte. Man verfährt heutzutage summarischer. Die Masse des Neuen, des zu Beurtheilenden wächst immer mehr, und die Kritik findet sich unwillkürlich veranlaßt, ihrerseits auch kürzer und durchgreifender zu Werke zu gehen und mehr Rechenschaft von dem allgemeinen Ton und Eindruck neuer Productionen zu geben, als sich auf eine genauere Prüfung und Analyse des Einzelnen einzulassen. Dieser Stand der Sache ist für die Poesie keineswegs zuträglich. Die summarischen Urtheile, welche man in den kritischen Blättern findet — und summarisch bleiben oft selbst die ausführlichern Recensionen und Charakteristiken, welche mehr von einem Totaleindruck ausgehen, als durch eine genauere Analyse ihr Urtheil gleichsam genetisch begründen — tragen mehr oder minder den Stempel der Willkür, der Oberflächlichkeit, der vorgefaßten Meinung an sich; über eine und dieselbe Sammlung von Poesien findet man in verschiedenen kritischen Blättern ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Urtheile, das eine lobend und das andere scharf tadelnd, und vielleicht haben oft beide in ihrer Art Recht, sofern der eine und der andere Beurtheiler verschiedene Seiten und Elemente des zu beurtheilenden Buchs ins Auge faßt und darnach generalisirend, jedoch oft nicht ohne vorsichtige Restrictionen sein Verdict ausspricht. Dadurch kommt einerseits die Kritik selbst in Miscredit, und andererseits ist damit den Dichtern selbst in Wahrheit schlecht gedient; in der Regel werden sie sich an die anerkennenden und aufmunternden Kritiken halten und die entgegengesetzt lautenden für das Werk incompetenter, böswilliger oder verdrossener Richter erklären, oder wenn sie auch geneigt wären, sich auf Fehler und Mängel aufmerksam machen zu lassen und ein strenges, aber gründlicher motivirtes Urtheil zu beherzigen, so werden sie sich häufig vergeblich nach wirklicher Belehrung sowol in den tadelnden als in den lobenden Recensionen umsehen, und so wird eine Autonomie und Anarchie des Geschmacks der Einzelnen immer mehr herbeigeführt und befestigt, wobei der objective Geschmack, der Sinn für das wahrhaft Schöne und Kunstvolle mehr und mehr verdrängt zu werden droht. Je mehr die Masse der von Jahr zu Jahr erzeugten Poesien wächst, desto summarischer wird im Allgemeinen die Kritik, und je laxer oder willkürlicher sich diese zeigt, desto unbekümmerter, gleichgültiger und vornehmer geberden sich die Dichter gegen sie. Dringen auf Reinheit der Gattung, auf Strenge des Versmaßes, auf Reinheit und Schönheit des Reims, auf Durchführung der Bilder, auf scharfe Logik mitten im Schwunge der Begeisterung wird nachgerade als kleinliche Pedanterie angesehen und verschrien, und die Ungenauigkeiten, Versehen und Mängel, die man an ausgezeichneten Dichtern entschuldigt oder übersieht, glauben Anfänger zum voraus als poetische Licenzen in Anspruch nehmen zu dürfen. Ein höchst verdienstliches Unternehmen wäre unsers Erachtens eine Mustersammlung von Gedichten, wie sie nicht sein sollen, mit gründlicher Nachweisung und Erklärung ihrer Mängel und Fehler theils in der Conception, theils in der Composition, theils in der Ausführung im Einzelnen, und in eine solche Sammlung müßten nicht einmal schlechte, fade, prosaische, absurde und gemeine Gedichte aufgenommen werden, sondern solche, die in dieser oder jener Beziehung wirkliches Verdienst hätten, ja manche, die sich sogar einer gewissen Celebrität erfreuen. Aber freilich, wer würde eine solche Mustersammlung lesen und studiren?

Wenn wir so verfahren sollten, wie die Ansoderungen an eine gründliche Kritik erheischen, so würde uns jedes der vier oben verzeichneten Bücher Stoff genug geben, um den Raum zu füllen, der uns nur für die

Digitized by Google

Beurtheilung von allen zusammen vergönnt ist. Wir müssen daher auch etwas summarisch zu Werke gehen und mehr das Allgemeine ins Auge fassen und hervorheben, als das Einzelne analysiren. Indessen bietet die Zusammenstellung der Poesien mehrer Dichter selbst schon Anhalts- und Vergleichungspunkte dar, und die Art und Weise des Einen wird in gewisser Art zu einem Maßstab für den Andern.

Fragt man, ob und was die vier Dichter Gemeinschaftliches haben, so läßt sich antworten, daß sie in Beziehung auf die Form und Sprache alle die Zeit, und vielleicht darf man sagen, das Jahrzehnd nicht verleugnen, in welchem sie dichten; daß sie sich darin alle als jüngere Männer zu erkennen geben, welche die Eigenthümlichkeiten der poetischen Sprache und Kunst, wie sie sich gebildet hat, in sich, wiewol mit verschiedenem Charakter abspiegeln. Mehr nur das Formelle ins Auge gefaßt, könnte man sagen, daß Nr. 1 sich an Lenau und A. Grün, Nr. 2 an Platen, Nr. 3 an Schenkendorf und Schwab und Nr. 4 an Schiller anschließe. Was sodann den Inhalt betrifft, so ist wieder allen Vieren ein Geist jugendlicher Strebsamkeit, die Tendenz des Vorwärtsschreitens gemeinsam, doch so, daß Hagenbach in seinem „Luther" zumeist die geistige Freiheit feiert, Beck dagegen von einer unerreichbaren äußern Freiheit schwärmt, träumt und daran verzweifelt, Krais in „Stimmen der Weltgeschichte" große Thaten und Charaktere mit edler Wärme singt und ihre Bedeutung erschließt und Rogge endlich in einer buntern Sammlung von verschiedenartigen Gedichten manchen Blick auf die Strebungen und Schicksale des neuen Frankreichs wirft und der Zukunft Polens ein Lied weiht. Wenn Hagenbach Luther und seine Zeit zu seinem Thema macht, so widmet Beck eine der vier Abtheilungen seines Büchleins der Wartburg und feiert Krais den Zeitgenossen und Mitkämpfer Luther's, den Ritter Hutten, während Rogge mit Beck das häufige Hinüberschauen nach Frankreich gemein hat. Doch wir gehen jetzt zu den einzelnen Dichtern über.

Karl Beck hat sich der Welt als Dichter angekündigt durch seine ebenfalls 1838 erschienenen „Nächte, gepanzerte Lieder", welche in Nr. 237 u. 238 d. Bl. f. 1838 von einem andern Beurtheiler gewürdigt wurden. Beck ist ein Unterthan der östreichischen Monarchie, ein Landsmann von A. Grün und Lenau, und als Ungar noch im engern Sinn ein Landsmann des Letztern. Aber er ist ein Andeter Börne's, und er scheint von einer Fraction der sich so nennenden jungen Literatur mit triumphirender Hoffnung auserkoren worden zu sein, sie als Dichter im eigentlichen Sinne zu vertreten, ihren politisch-socialen Ideen als Organ zu dienen. Gewiß ist jedenfalls, daß man sich von mehren Seiten her alle Mühe gab und sich das Wort gegeben zu haben schien, den jungen Dichter gleich bei seinem ersten Auftreten auf den Schild zu heben, ihn als einen Stern erster Größe zu begrüßen, ihn als den längst erwarteten und verheißenen poetischen Messias zu proclamiren. In Beziehung auf jene Erstlinge mit ihrem affectirten und dazu noch von Rückert entlehnten Titel verweisen wir auf die genannte Beurtheilung, der wir im Allgemeinen beistimmen und deren Resultat in den Worten zusammgefaßt ist:

> Hinter der pausbäckigen Fähnrich-Pistolpoesie athmet eine andere, lebensfrische, ein Talent, und ein nicht unbedeutendes, das, wenn es die barocken, geschmacklosen Stahlschuppen abgehäutet, in dauerhafterm Glanze auftreten und, wenn es nicht den Mund mehr so voll nimmt, mit süßen Lippen singen mag.

Unser Urtheil wird sich aber wol einigermaßen modificiren müssen, wenn es im Wesentlichen die gleichen guten und schlimmen Eigenschaften wie in jenen ersten Producten zu markiren hat, sofern das Beibehalten der gerügten Fehler in neuen poetischen Schöpfungen schon auf eine tiefer gewurzelte, vielleicht nicht mehr auszurottende und mit der innersten Natur verwachsene Manier hindeuten möchte und, was man dem Anfänger, in der Aussicht, daß er sich kräftig und siegreich emporarbeiten werde, übersieht und verzeiht, später doch entschiedenen Widerspruch hervorrufen und die Hoffnungen herabstimmen muß. Wenn der noch sehr junge Dichter Lust hat, sein ohne Zweifel durch die bewundernden Lobeserhebungen seiner Freunde verwöhntes Ohr der Stimme der strengern, nicht schmeichelnden Kritik zu leihen, so möchten wir ihm zurufen: er habe es nur mit Dank zu erkennen, wenn die unbefangene Kritik auch bei diesem zweiten Product seiner Muse noch kein Endurtheil abgebe, wenn sie noch auf reifere Schöpfungen warte und das bis jetzt von ihm Geleistete nur als Übungen und Präludien betrachte. In Wahrheit, wollte man nach den bisherigen Leistungen Beck's das Uethell über ihn schon feststellen und abschließen, er würde mit dem Resultate schlecht zufrieden sein.

Um mit dem Anfang anzufangen — dem Titel des Büchleins —, so will uns bedünken, daß der Titel: „Der fahrende Poet", schon etwas Hochfahrendes an sich habe und etwas Gesuchtes zugleich; jenes, sofern dadurch offenbar an Byron's „Childe Harold" erinnert werden soll, womit auch das Zerfallen des Büchleins in vier Abschnitte (wie Byron's Gedicht): „Ungarn", „Wien", „Weimar", „Die Wartburg", zusammenfällt. Es ist aber immer etwas Fatales, die Vergleichung mit dem Größten und Herrlichsten herauszufodern, und Karl Beck müßte sein Talent ungeheuer überschätzen, oder wenig Sinn für fremde Poesie haben, wenn er sich schmeichelte, die Vergleichung mit dem britischen Dichter auch nur erträglich bestehen zu können. Oben wurde gesagt, der junge Dichter schließe sich in Form und Sprache an Lenau und A. Grün an, und Jeder, der ihn liest, wird die Anklänge Beider nicht darin verkennen, wird finden, wie die tiefe, „träumerische" Melancholie Lenau's und sein düsteres Insichbeüten, sowie ferner seine Art zu schildern — z. B. bei Bildern aus dem ungarischen Leben — häufig auf Beck übergegangen zu sein scheint, doch ohne Lenau's schönes Maß und schöne Milde; wie der Geist von A. Grün's Muse, welche die Welt aus dem Schutt zu verjüngen und in die Rosen eines neuen Frühlings zu kleiden strebt, auch auf die vorliegenden Gedichte einigen Einfluß geübt hat, aber ohne daß A. Grün's lächelnde Heiterkeit und Zuversicht sich ihnen mitgetheilt

Digitized by Google

hätte. Neben diesen Mustern und Vorbildern hat aber Karl Beck unverkennbar auch dem berühmten englischen Dichter nachgestrebt und von ihm Trübsinn, Stolz, Menschenverachtung u. s. w. gelernt, sowie die ganze Composition seines Gedichts, das jedoch ein nationales Thema sich gewählt, und den Styl so zu sagen ihm nachgeahmt; aber das Sonnenfeuer seiner Poesie hat er, fürchten wir, nicht von ihm übekommen, sondern sich oft mit falschem Glanz und gemachtem Feuer behoifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geist und Streben der russischen Politik. *)

Eine Macht, welche in den 100 Jahren seit Peter I., ihrem Schöpfer, ihren Länderumfang um etwa 100,000 □Meilen vermehrt und jetzt unter beinahe 60 Millionen Menschen die Auswahl zu ihren Truppenaushebungen hat, die, seit Alexander auf das schönste abgerundet, mit den reichsten Hülfsmitteln jeder Art in ihrem eigenen Innern versehen ist und von Einem Willen, dem Willen eines unumschränkten Autokrators wie ein Heer von dem Commandowarte seines Befehlshabers in Bewegung gesetzt wird, mußte, seit nach Napoleon's Sturz wieder andern politischen Combinationen als gegen ihn Raum gegeben und die Gemüther andern Gefühlen als der Furcht vor ihm zugänglich geworden waren, mit Recht ein Gegenstand der Besorgniß namentlich für solche Staaten werden, welche die gefährliche Ehre haben, Nachbarn des furchtbaren Riesen zu sein, oder das Unglück, seinen Zorn oder seine Habsucht auf irgend eine Weise zu reizen. Zwar wissen Diejenigen, welche das innere Triebwerk kennen, von dem jener Koloß in Bewegung gesetzt wird, daß der Eine Wille, der über dessen ungeheuere Kräfte verfügen sollte, wenn auch nicht positiv beschränkt, doch vielfach behindert ist durch den labyrinthischen Gang einer Verwaltung, wo Eigennutz, Eifersucht, Intriguen und Kabalen in jedem Winkel lauern; auch haben vielfache Ereignisse der neuesten Zeit, ja, es hat selbst der kurze Zeitraum der letzten vier Monate gezeigt, daß Rußland bei aller seiner Stärke, bei aller Geschicklichkeit seiner Lenker doch durch Umstände behindert ist und an Mängeln leidet, die es weniger furchtbar machen, als sein Ansehen ist, und seine schwerfällige und ungefüge Kraft zu einem langwierigen Angriffskriege aber zu einer fernen Expedition wenig eignen, und zuletzt offenbart Europäern wie Asiaten die Schnelligkeit, mit der es einen Plan aufgibt, an dem es schon seit Peter I. gearbeitet, der zu einem Lieblingsgegenstande des Cabinets geworden und zu dessen Ausführung in der neuesten Zeit direct und indirect so Vieles vorbereitet war, daß Rußland jene Allmacht, welche man ihm beim ersten Anblicke zuschreibt, nicht besitzt. Aber nichtsdestoweniger bleibt die russische Politik den Staaten beider Erdtheile, der mohammedanischen wie der christlichen Welt stets furchtbar, so lange Rußland in der bisherigen Progression zu seiner Vergrößerung fortschreitet oder ein so schweres Gewicht wie in seiner jetzigen Gestalt in die politische Wage wirft; furchtbar besonders deswegen, weil sie die Politik des Lysander ist, der, wo das Löwenfell nicht aushilft, den Fuchspelz umlegt, wo dieser aber nicht nöthig ist, in jenem mit der Keule desto trotziger und rücksichtsloser einherschreitet. Der Geist der Willkür, der in despatischen Staaten waltet, läßt deren Regierungen die Treue wenig achten: schon Ludwig XIV. erlaubte sich die schreiendsten Verletzungen von Verträgen und Völkerrecht; aber die Politik, welche er noch plump und roh übte, ist von den Russen zu einem feinen Systeme von Intriguen ausgebildet worden, dessen oberster Grundsatz Verstellung ist. Das Spionenwesen ist selbst von geschickten Tyrannen in den kleinen Kreisen ihrer Herrschaft nicht so künstlich ausgebildet und auf eine solche Höhe getrieben worden wie von Rußland auf dem weiten Gebiete beider Welttheile, die in allen ihren Winkeln von seinen Agenten und Spähern durchforscht werden. Um eine falsche Politik, die namentlich für die redlichere germanische Welt um so gefährlicher ist, von je gewandtern und schlauern *) Individuen sie bei dem Mangel an festen Rechts- und Moralprincipien gehandhabt wird, zu verstehen und würdigen zu können, muß man sie nicht nur in ihren Äußerungen, sondern man muß die Elemente kennen, aus denen sie besteht, und das Parteigetriebe, das Gegen- und Ineinanderwirken der mancherlei Maximen und Bestrebungen, wodurch sie hervorgebracht wird.

Es gibt dermalen in Rußland zwei Hauptpartien, die nationalrussische und die deutsche. Jene, die wieder verschiedene Unterabtheilungen in sich begreift, welche jedoch in ihrer Abneigung gegen die andere übereinstimmen, besteht aus dem einfluß- und güterreichen hohen Adel, der, stolz auf frühern Ruhm und jetzige Macht, der Regierung mehr eine streng oligarchische als streng monarchische Form wünscht und in dem Herrscher nur den Mittelpunkt **) seiner Macht, das Fußgestell seiner eigenen Größe und Wichtigkeit zu sehen geneigt ist. Die Abhängigkeit, in welcher die Zaren von diesen Oligarchen immer gestanden haben, ist bekannt; der Kaiser Nikolaus hat sich von derselben mit bewunderungswürdiger Kraft und Geschicklichkeit loszumachen und sie unter seinen eigenen Willen zu beugen gewußt; aber ihre frühern Ansprüche haben sie weder vergessen noch aufgegeben. Mit diesen, jetzt zu bloßen Hofleuten herabgedrückten Oligarchen darf übrigens der Bojarenstand oder der Landadel nicht verwechselt werden, der sich von ihnen besonders durch seine schroffe Abneigung gegen fremde Verfeinerung, die von jenen gesucht und geliebt wird, sowie durch starre Anhänglichkeit an nitrussische Sitten und Gebräuche und durch seine Liebe zu dem Kaiser unterscheidet, den er vielleicht, wie der römische Senat seine Imperatoren, vergöttern würde, wenn nicht die Anstellung so vieler Fremden sein Nationalgefühl beleidigte. Das Heer begreift beide Elemente in sich: die Offiziere aus dem Landadel natürlich ohne Gefahr für den Geist desselben und für den Thron des Zars; aber die Abkömmlinge des hohen Adels, welche andere Wünsche, andere Anforderungen, andere Genüsse kennen, als ein lästiger und einförmiger Militairdienst in entlegenen Standquartieren zu befriedigen vermag, und die Gebundenheit, der sie sich unterworfen sehen, um so unwilliger empfinden, als sie ihren Zustand mit dem in andern Ländern zu vergleichen vermögen, nähren still bei sich den Geist der Unzufriedenheit. Die Civilbeamten, wie in despotischen Staaten überhaupt, zum großen Theil von oben bis unten nur auf Gewinn und Bereicherung bedacht und deshalb kein Mittel verschmähend, um zu Wichtigkeit zu gelangen, zeichnen sich durch ihr Talent für Ränke und Intriguen aus.

Gegen solche Nebenbuhler, die sich im Besitz aller Vortheile des Terrains befinden, hat die andere Hauptpartei, die deutsche, einen schweren Stand. Der Nationalzug, Rechtschaffenheit und treue Anhänglichkeit an den Kaiser, für sie noch dazu die einzige Quelle der Ehren und Auszeichnungen in einem fremden Lande, ist auch ihr Charakter. Aus dem Gegeneinanderstreben beider Parteien geht ein häufiger Wechsel der Entschlüsse und

*) Nach einem Artikel des „Foreign quarterly review“ (April 1839).

*) Schlauheit ist ein russischer Nationalzug; er ist aber unserer Meinung nach, die sich auf geschichtliche, von psychologischer Folgerung unterstützte Wahrnehmung gründet, auch ein gewöhnlicher Zug im Charakter der Beamteten despotischer Reiche. Betrug heißt da die Klugheit, die auf nichts sinnt als den eigenen Vortheil. Das Wort: despotisch, nehmen wir im strictes Sinne, insofern die Verfassungsart der Staaten des Orients dadurch bezeichnet wird.

**) Etwa wie die persischen Großen ursprünglich das Verhältniß zu ihrem Könige betrachteten, oder wie die Religion Zeroaster's das Verhältniß der großen Geister zu Gott, der Planeten zur Sonne darstellt.

Digitized by Google

Maßregeln hervor, der freilich hier, in einem despotischen Reiche, dem Auge des Fremden weniger sichtbar wird. Beide Parteien, die nationale wie die deutsche, sind zwar über den Zweck, Rußlands Macht durch Eroberungen zu vergrößern, einverstanden; aber ihre gegenseitige Eifersucht hindert sie, sich über die Mittel und deren prompte Anwendung zu vereinigen. Dadurch ist manche auswärtige Unternehmung gestört, aufgehalten oder gehemmt worden, und Feldherren sahen sich gelähmt, sahen ihre Heere zusammenschmelzen und dürftig versorgt, weil ihre Unterstützung von politischen Gegnern abhing, die lieber das Unternehmen scheitern sehen, als dem verhaßten Nebenbuhler den Ruhm des Gelingens gönnen wollten: Wittgenstein's und Diebitsch's Schicksal muß auf diese Weise erklärt werden.

In dem Ministerium ist die nationale Partei gegen die deutsche überwiegend vertreten. Oligarisch in ihrer Gesinnung, wollen die Mitglieder desselben den Kaiser mehr in Abhängigkeit halten als von ihm abhängig sein, und ebenso ehr- und ruhmsüchtig als gewandt und ränkevoll, haben sie Jeder für sich und ohne Wissen und Willen des Monarchen ihre Hände stets in auswärtigen Intriguen und schmieden unablässig Pläne zur Erhöhung von Rußlands Macht, um die eigene persönliche Macht und Wichtigkeit dadurch zu heben. Hieraus ergibt sich ein anderer Gegensatz: der zwischen dem Kaiser und seinem Ministerium. Ist die Moralität von Rußlands Politik in der letzten Zeit oft sehr zweifelhaft, sind deren Peineipien verwerflich gewesen, so würde man dem persönlichen Charakter des Kaisers sehr Unrecht thun, wenn man ihm dies zur Last legen wollte. Offen, gerade, gütig und nicht ohne Edelmuth als Mensch, theilt Nikolaus als Herrscher weder die wüsten Eroberungspläne seiner Vorgänger noch das System, wodurch seine Minister und deren Agenten durch weitverbreitete geheime Kundschafterei, durch Bestechungen, Versprechungen oder Drohungen ihre Umtriebe ins Werk zu setzen suchen. Mehr auf das Erhalten als auf das Erwerben bedacht, sucht er die ererbte Macht zu befestigen und zu organisiren, statt sie durch neue Vergrößerung noch unbehülflicher machen zu wollen. Aber er will sie auch in dem Umfange, wie sie von seinen Vorfahren auf ihn gekommen ist, um jeden Preis behaupten, und während eine Bitte, die sich an seine Milde und sein besseres Gefühl richtet, selten eine abschlägige Antwort erhalten wird, bringt ihn jeder offene Widerstand, den ein Anderer ihm, wenn auch zu Gunsten der begründetsten Rechte leistet, in Unwillen. Polen kann hierfür zum Beispiel dienen. Daher muß der Antagonismus des Kaisers mit seinem Ministerium als ein zweifacher angesehen werden, je nachdem dieses, wie es mit Polen der Fall war, sich seinen Maßregeln unnachgiebiger Strenge widersetzt, oder des Kaisers persönlicher Charakter und politische Grundsätze sich gegen die Intriguen sträuben, die, ihm meistens unbewußt, von der im Ministerium wie im Heere mächtigen oligarchischen Partei im Auslande geschmiedet werden. Die neuesten Vorgänge im Orient können hierfür einen Beleg bieten. Die Umtriebe, welche russische Hände hier so geschickt eingeleitet hatten, waren ihm gewiß ebenso wenig bekannt als mit seinen eigenen Absichten übereinstimmend, und dies dient zur Erklärung, wie er in Erwiderung der von dem britischen Minister des Auswärtigen an das petersburger Cabinet gerichteten Anfrage die Handlungen seiner eigenen Minister verleugnen konnte, was den Lord Palmerston zu der Erklärung im Parlamente veranlaßte: es gebe Regierungen, die Alles versuchten und Alles verleugneten. Von einer oligarchischen Aristokratie jedoch auch wider seinen Willen und sein besseres Gefühl mit fortgerissen, vermag der Kaiser, selbst wenn er weniger ehrgeizig und herrschsüchtig wäre, als er wirklich ist, dem allgemeinen Gange nicht zu widerstehen, dem unter der Leitung jener Rußland zustrebt, und dieser ist zunächst auf Erweiterung der Macht und des Einflusses im Oriente gerichtet, wo namentlich Persien eine leichtere Beute als selbst die Türkei zu sein, oder doch eine treffliche Basis und ein bequemes Werkzeug zu fernern, zu den großartigsten Operationen abzugeben scheint, die im glücklichen Falle ganz Asien zu Rußlands Füßen legen könnten. Das Streben der russischen Eroberungspolitik, die Grenzen des Reichs auf Kosten Persiens zu erweitern, namentlich das kaspische Meer in seinem ganzen Umfange mit denselben zu umschließen, um so den Handel mit Centralasien an sich zu ziehen und denselben bis Indien auszudehnen, stammt schon aus Peter's I. Zeiten her, der dasselbe gleichsam wie ein Vermächtniß seinen Nachfolgern hinterlassen hat. Schon 1717 sandte dieser Monarch, der zuerst auf die Vortheile, welche das mittlere Asien Rußland zu gewähren vermag, aufmerksam wurde, den Fürsten Bekewitsch mit einer Truppenabtheilung nach Khiwa, um sich der dort vermutheten Goldminen zu bemächtigen. Die Expedition endete jedoch mit dem Untergange des Fürsten und des ihm anvertrauten Corps. Zwei Jahre später bot ein Einfall des Lesghier in die Provinz Schirwan, wo 800 russische Kaufleute von ihnen ermordet wurden, sowie das Hülfsgesuch des in seiner Hauptstadt von den Afghanen belagerten Sultans Hussein dem unternehmungslustigen Zar eine neue Gelegenheit, in den Ländern jenseit des Kaukasus festen Fuß zu fassen, und 1722 führte er selbst unter dem Vorwande, die wilden Lesghier zu strafen und unter Freundschaftsversicherungen für den Schah ein Heer auf persisches Gebiet; die Festung Derbend, der Schlüssel zu den persischen Provinzen am kaspischen Meere wurde genommen, Badku belagert und der persische Gesandte in seinem Lager zur Unterzeichnung eines Vertrags vermocht, kraft dessen Rußland die Provinzen Gilan, Masanderan und Astrabad nebst der Stadt Schamakhn zugesichert erhielt, sobald diese letztere den Türken wieder abgenommen sein würde. Peter I. sah sich durch diese Gebietsabtretungen wie durch Badku's bald darauf erfolgten Fall in den Besitz der ganzen Küste des kaspischen Meeres gesetzt; allein Schah Tamasp verweigerte die Ratification des Vertrags, und eine von ihm gegen die Russen gesendete Armee entriß diesen ihre mühelosen Eroberungen wieder. Zwar ließ sich Katharina I. in einem 1727 mit der Pforte geschlossenen Vertrage dieselben in ihrem ganzen Umfange bestätigen, aber in einem andern wenige Jahre später zu Resch in Gilan geschlossenen und 1735 mit Schah Nadir erneuerten Vertrage wurden Masanderan und Astrabad an Persien förmlich zurückgegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Hr. E. Chevreul, Präsident der Akademie der Wissenschaften, Director der Malereien in der königlichen Gobelinmanufactur, gab soeben ein Werk über die Contraste der Farben heraus, welches für alle Zweige der Industrie, die von der Malerei Gebrauch machen, oder deren hauptsächlichster Gegenstand die Anwendung von Farben ist, von großem Nutzen sein dürfte. Das Werk bildet einen starken Band, entwickelt das Gesetz der Farbencontraste und enthält einen Atlas von 40 Tafeln, welche von den durch diese ganz neue Theorie hervorgebrachten Wirkungen eine Anschauung zu geben bestimmt sind. Für die Fabrikation von Teppichen, Tapeten, Seidenwaaren ꝛc. wird dies Werk mit großem Erfolg nachzuschlagen sein.

Viele zeitgemäße Gegenstände auf einmal behandelt eine Schrift von Timothée Dehay, welche unter dem Titel erschien: „Les colonies et la métropole, sucres exotiques et indigenes, trésor, marine, commerce, agriculture, émancipation commerciale de nos colonies et abolition de l'esclavage." Die süße Zuckerfrage gab das Motto her, welches zugleich die Ansicht des Verf. in dieser Angelegenheit ausspricht: „Die Colonien rufen uns zu: Tod dem inländischen Zucker! Wir antworten ihnen: Prospérité au sucre indigène, et sauvons les colonies!"

108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 226. —— 14. August 1839.

Lyrische und episch-lyrische Poesie.

(Fortsetzung aus Nr. 225.)

Das Büchlein enthält auf 250 Seiten etwa 230 vierzehnzeilige Strophen, eine Art von Canzonen, wenn man sie so nennen will, aber von sehr willkürlichem Bau; denn fast keine ist ganz gebaut wie die andere. Das Metrum ist der fünffüßige Jambus; aber die Reimverschlingungen sind ins Unendliche und allerdings ganz regellos variirt. Bald glaubt man Ottaverime, bald Sonette, bald eine Erzählung (in der Art der englischen poetischen Erzählungen, wo je zwei Zeilen ein Reimpaar bilden), bald eine Canzone mit weit getrennten Reimen zu lesen, bald sind drei Zeilen aneinander fort gereimt, bald enthält Eine Zeile schon die Reimsylben, kurz außer dem daß die Strophen gleich viele Zeilen und diese gleich viele Füße haben, ist in den Versen völlige Willkür. Wir können dies nicht loben; da die Gleichheit des Metrums bleibt, kann der Ton des Gedichts sich doch nicht je nach der Verschiedenheit des Gegenstandes und der Stimmung verändern, und die Willkür, welche sich der Dichter erlaubt, erscheint als rein subjectiv, als Sache der Laune, der Grille, der Bequemlichkeit und des Zufalls, der häufig gar zu unverhüllt in der Gestalt der Reimnothwendigkeit auftritt. Für den Leser ist dieser stete Wechsel sehr störend, und der Dichter sollte andere Mittel besitzen, um der allerdings zu fürchtenden Monotonie vorzubeugen, als die Irrlichtersprünge des Reimens. Hier mag auch gleich eine weitere — Unart, müssen wir geradezu sagen, des Dichters gerügt werden, die nämlich, daß er ziemlich oft ein oder mehre Reimpaare, halbe Strophen und einmal sogar eine ganze Strophe, S. 240 u. 250 dem Leser noch einmal auftischt; dergleichen mag Einmal gestattet, vielleicht effectmachend oder nothwendig sein, aber öfters wiederholt, wird es zu einer anmaßenden Eitelkeit; es ist, als hielte der Verfasser solche Sentenzen für so kostbar, daß er sie nicht oft genug dem Leser zu Gemüth führen könne.

Das Büchlein zerfällt in die genannten vier Abtheilungen oder „Gesänge"; es wäre aber schwer anzugeben, was eigentlich die leitende Idee jedes einzelnen Gesanges oder des ganzen „Fahrenden Poeten" ist oder sein soll; ja, oft getrauten wir uns nicht einmal, den Sinn und Zusammenhang einer einzelnen Strophe mit Bestimmtheit anzugeben. Das Wort des Räthsels — aber freilich wieder in einem Räthsel — scheint gegeben werden zu sollen in der letzten Strophe, die wir deswegen hersetzen:

O seht, ein neuer Tempel wird errichtet,
Wo nicht der Priester stets von Liebe gleißt,
Ein Glaube ernst und heiter wird gedichtet,
Ein Gottesglaube, der Versöhnung heißt.
Der Glaubensstifter ist die Weltgeschichte,
Das Buch der Bibel sind die Weltannalen,
Die von der Freiheit goldnem Morgenlichte,
Vom Abendroth versunkner Zeiten strahlen!
Mit Thränen ist ein jedes Blatt besiegelt,
In jeder ist ein Himmel abgespiegelt,
Und blutend hat die Menschheit unterschrieben;
Denn all die Ströme Blut, die jetzt noch fließen,
Die Helden alle, die im Kampf geblieben,
Sind Opfer, den Versöhnungsbund zu schließen.

Wenn man unmittelbar vorher liest, daß „die Weltgeschichte versöhnend sanfte und grelle Farben mische", und als Beispiel davon angeführt, wie „Mohammed's ergrimmte Bande in der Alexandersstadt in Blut den jungen Halbmond eingetaucht" und Omar die Bibliothek verbrannt habe, aber, als Gegenstück und Trost, wie jetzt „Versöhnung segne um und um", wie der Sultan „von Büchern sich das Herz bedrängen lasse", wie „ein Zeitungsbogen, riesengroß, auf des Tyrannen Schoos liege und er sich fast die kleinen Augen blind lese", wenn es dann weiter heißt:

Nun träumt er von Gelehrten und von Schulen
An seines Landes schläfrigen Gestaden,
Nun soll sein Volk durch heiße Bastonaden
Mit dem Verderben von Europa buhlen.

Wenn man dies, was unmittelbar vorhergeht, liest und dann die Versöhnung, als eben jetzt vor sich gehend, proclamirt findet, so weiß man in der That kaum, ob der Dichter spottet oder es ernstlich meint. Das Letztere anzunehmen, wird man jedoch durch das Frühere unabweislich gezwungen, und da kann man sich denn des Glaubens nicht erwehren, daß die Versöhnung, welche er in der Welt eintreten zu sehen meint, in seinem Geist und unter seinen Gedanken noch keineswegs vor sich gegangen, daß darin noch Chaos und Gährung walten und herrschen müsse. Die mitgetheilte Strophe ist eben diejenige, welche der Dichter ganz wiederholt: ein Beweis, daß er einen nicht geringen Werth darauf legt, daß er sein poetisch-politisch-religiöses Glaubensbekenntniß damit auszu-

Digitized by Google

sprechen gemeint gewesen. Daher wird es gerechtfertigt sein, wenn wir eine genauere Kritik und Analyse an diese dem Leser vorliegende Probe anknüpfen, welche zwar unsers Erachtens nicht das Beste in dem Büchlein ist, aber gewiß auch nicht zum Schlimmsten darin gehört.

Anlangend den Inhalt dieser Strophe, die darin ausgesprochene Idee, so halten wir diese für grundfalsch. Sie würde in Prosa etwa so lauten: Wir stehen in der Aera, oder doch am Vorabend der durch die Weltgeschichte gestifteten oder zu stiftenden allgemeinen Versöhnung. Und die Beweise? Diese sind: daß in Paris, wo die blutige Bartholomäusnacht einst gewüthet, eine Hugenottenketzerin jetzt als Braut des Königssohns eingezogen sei:

> Mich freut nur, daß die Riesenhand der Zeit
> Mir Theonen würfelt und mit Religionen;

ferner daß in Frankfurt, wo einst die Juden muthwillig und grausam mishandelt worden, Börne's Haus „als Riesenmonument emporrage"; daß in Amerika an die Stelle der Menschenfresserei und der Menschenopfer der Cultus der Freiheit getreten, und endlich die schon berührte Civilisation der Mohammedaner. Und sind dies Beweise einer allgemeinen Versöhnung? Wahrlich, wenn der Dichter seine Beweise nicht glücklicher wählen konnte, so steht es schlecht mit seiner Hoffnung. Der Religionshaß hat in Paris aufgehört, aber ist dort Versöhnung? Besteht nicht in Amerika, selbst in seinen blühendsten Staaten noch die Sklaverei der Schwarzen? Was nützt denn Börne's Haus die Juden? Hätte der Dichter lieber das Haus Rothschild's genannt. Und wie hoch ist die Civilisation der Türken anzuschlagen? Stehen nicht die Gesinnungen sich schroff und unversöhnt wie nur je gegenüber, und wird nicht der Ausbruch des Krieges zurückgehalten und beschworen hauptsächlich durch die Furcht vor den ungeheuern aufgehäuften Massen von Brennstoffen, die ein Funke in Flammen setzen kann? Alte Gegensätze werden versöhnt, aber neue thun sich hervor — das ist das Gesetz der Weltgeschichte, so weit wir es zu lesen vermögen. Es ist schön, wenn der Dichter im Kampfe selbst eine Versöhnung findet, wenn er in der Idee eine unüberwindliche Burg findet, welche durch die feindliche Wirklichkeit nicht gestürzt werden kann; aber es ist lächerlich, in die entzweite, kämpfende Welt hinauszurufen: die Versöhnung sei oder werde gestiftet, der neue Tempel errichtet. Darauf muß man eben erstaunt fragen: Wie und Wo? und der Dichter bleibt die Antwort schuldig. Ferner ist der Sinn der Strophe höchst unklar. Was ist denn eigentlich gestiftet? die Versöhnung, oder nur der Glaube daran? und wenn Letzteres, wie kann man eine Versöhnung, die eine äußerlich fühlbare sein müßte und es doch nicht ist, glauben? was soll dieser Glaube den Negersklaven, den Juden, den Unterdrückten und den Armen helfen? Gar wenig freilich bleibt von Realität übrig, wenn dieser Glaube nur „gedichtet" wird! Ganz schief und widerlich kommen solche überschwengliche Ideen und Phantasien heraus, wenn sie, was so häufig geschieht, mit religiösen Ausdrücken und Floskeln verbrämt werden und eine ganze liturgische Terminologie aufgeboten und profanirt wird, um abstracte und hohle Einfälle und Fieberträume aufzustutzen, und der Wunsch liegt sehr nahe, daß doch die jüdischen Poeten und Literaten sich enthalten möchten, die Sprache und Symbole einer Religion in ihre Tiraden hereinzuziehen, welche nicht die ihrige ist! Hr. Beck hat auch eine Menge solcher Ausdrücke aufgeboten, aber ohne daß daraus viel Licht und Klarheit quillt. Wenn er die Weltannalen das „Buch der Bibel" (so sagt übrigens Niemand!) nennt, so hat er damit wenig Erkleckliches und Verständiges ausgesprochen; daß „jedes Blatt mit Thränen besiegelt" (!) sei, ist ein abgedroschener Gemeinplatz, nur heißt es sanft „benetzt"; daß in jeder Thräne „ein Himmel abgespiegelt" sei, ist sehr verwunderlich, denn es gibt doch wol auch sehr unhimmlische Thränen; „die Menschheit habe blutend unterschrieben", gibt schwerlich einen Sinn, da von keinem Briefe oder Vertrage die Rede ist, und das erklärende „denn" macht dadurch, daß es die Ströme Bluts und die Helden, die „im Kampf geblieben" (so sagt man nur in einem Schlachtrapport!), für Opfer erklärt, die Sache nicht klarer. Kurz, wir finden die an sich schon ganz falsche und unklare Idee in einen entsetzlichen Bombast von tönenden, aber sehr wohlfeilen Phrasen gewickelt und in die sentimentale Versification eines Tiedge eingesponnen, nur mit dem Unterschiede, daß Tiedge gewiß ein Gedicht nicht mit sechs so gleichlautenden Reimen ohne allen Wohllaut abgeschlossen haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geist und Streben der russischen Politik.

(Fortsetzung aus Nr. 225.)

Die Unordnung und Verwirrung, in welche Persien seit Schah Sofiman († 1694) gestürzt gewesen war, und die Peter I. eine so lockende Versuchung zur Ausführung seiner Entwürfe dargeboten hatte, war von dem Wali von Georgien und den übrigen kaukasischen Provinzen benutzt worden, sich von der persischen Oberherrlichkeit unabhängig zu machen und unter die der Türken zu beugen, von denen während der Anarchie das nördliche und westliche Persien bis Hamadan und Ardebil überzogen worden war. Schah Nadir aber, der mit kräftiger Hand das Reich aus dem Abgrunde der Anarchie wieder emporriß (1735 — 47), vertrieb die Türken aus den von ihnen eingenommenen Gegenden, wie er Rußland die persischen Plätze an den Küsten des kaspischen Meeres wieder abnahm, und brachte die kaukasischen Provinzen unter persische Botmäßigkeit zurück. Georgien theilte er, um die Macht der dortigen Herrscherfamilie zu schwächen, in zwei Königreiche, von denen er das eine dem Heraklius zur Belohnung für dessen Theilnahme an dem Zuge nach Indien, das andere dessen Vater Tamaras verlieh. Nach Schah Nadir's bald und zu früh erfolgtem Tode wandten diese Könige, zu schwach, um den immerwährenden Einfällen der wilden und räuberischen Bergbewohner zu widerstehen, sich nach Rußland um Hülfe (etwa 1752): der erste Schritt zu der später erfolgten gänzlichen Trennung Georgiens von Persien. Heraklius hatte, nachdem er seinen Vater vom Throne gestoßen (1760), beide Kronen wieder vereinigt und acht Jahre später den russischen General Todleben auf einem Feldzuge gegen die Türkei von Imeretien aus als Bundesgenosse begleitet, jedoch ohne noch mit Rußland in ein bestimmtes Verhältniß getreten zu sein, oder von Persien sich förmlich losgesagt zu haben. Als aber ein 1781 mit den Osseten abgeschlossener Vertrag den Russen die nach Georgien führenden Pässe eröffnet hatte, kam bald darauf zu Georgiewsk zwischen dem Wali und der Kaiserin Ka-

Digitized by Google

tharina II. ein Vertrag zu Stande, worin jener für sich und seine Erben Rußlands Oberherrlichkeit anerkannte und dafür den Schutz seines Reiches mit allen künftigen Erwerbungen, wodurch er dasselbe vergrößern würde, zugesichert erhielt, wozu später noch eine jährliche Pension von 60,000 Silberrubel kam, die ihn in Stand setzen sollte, ein Truppencorps zu unterhalten und die Ausgaben, wozu er von Seiten Rußlands veranlaßt werden würde, zu bestreiten. Georgien, nun von Rußland abhängig, wurde mit demselben durch eine über den Kaukasus angelegte Heerstraße verbunden und Persiens Macht so wenig beachtet, daß Fürst Potemkin und General Gudowitsch während ihrer Anwesenheit zu Tiflis die Vollmacht erhielten, die Huldigung aller Völker anzunehmen, die dem russischen Scepter sich zu unterwerfen geneigt sein möchten. Persien, wo nach Schah Nadir's Tode die alte Anarchie wieder eingerissen und nur durch Kerim Khan's, des kurdischen Bauers, kräftige Regierung (1755 — 79) die Ruhe auf eine Zeit lang hergestellt war, vermochte unter beständigen innern Kriegen und Zerwürfnissen nichts hiergegen. Erst Aga Mohammed Khan fand Muße, seine Aufmerksamkeit auf Georgien zu richten und den Treubruch eines Vasallen zu strafen. Im J. 1795 rückte er mit einem Heere in Georgien ein, schlug Heraklius bei Tiflis und nahm die Stadt, ihr General Godowitz, der Befehlshaber der kaukasischen Truppen, herbeikommen konnte. Eine Kriegserklärung von Seiten Rußlands war die Folge hiervon, General Subow, der den Feldzug im folgenden Jahre an der Spitze einer bedeutenden Macht mit der Belagerung und Einnahme von Derbend eröffnete, machte rasche Fortschritte, als Paul's Thronbesteigung seinen Siegeslauf plötzlich unterbrach, indem dieser das Heer zurückrief. Aga Mohammed Khan fand daher bei seiner Ankunft aus Khorasan, wo er während Subow's Einfall beschäftigt gewesen war, von den Russen alle ihre Eroberungen wieder verlassen, hatte sich aber erst wenige Tage zu Schischa aufgehalten, als er von einem gemeinen Sklaven, dem er den Tod gedroht hatte, ermordet wurde. Zwei Jahre später (1798) starb auch Heraklius und hinterließ Georgien seinem Sohne Gurgui Khan, einem grausamen Tyrannen; allein vom Kaiser Paul wurde das Land 1800 dem russischen Reiche einverleibt und von dessen Nachfolger Alexander 1803 General Zizianoff als Statthalter und Oberbefehlshaber dahin gesandt. Im nächsten Jahre nahm dieser Gandscha; als er aber auf die Einladung des Gouverneurs von Eriwan, Mohammed Khan Kajar, aufgebrochen war, um sich auch dieser Feste zu bemächtigen, stieß er unterwegs auf die persische Armee, und es kam zur ersten offenen Schlacht zwischen Persern und Russen, in der den Letztern der Sieg blieb. Die Belagerung von Eriwan, welche General Zizianoff unternahm, da Mohammed Khan die Übergabe verweigerte, wurde er durch Krankheit, Mangel und unablässige Angriffe der Perser wieder aufzuheben genöthigt. Feth-Ali setzte, ungeschreckt durch die erste Niederlage, den Krieg fort, sah sich jedoch, denselben für seine eigenen Kräfte zu schwer findend, bald nach auswärtiger Hülfe um. Eine an die britische Regierung in Indien gerichtete Bitte um Beistand blieb erfolglos; desto erwünschter kam Napoleon der Antrag des Schahs auf ein Bündniß, da er in einer nähern Verbindung mit Persien den ersten einleitenden Schritt zur Ausführung der großartigen Entwürfe sah, mit denen sein Geist sich längst beschäftigte, und General Gardanne wurde mit den sich hierauf beziehenden Instructionen an den Hof des Schahs gesandt, wo er die günstigste Aufnahme fand. Dies machte die Besorgniß wie die Eifersucht der britischen Regierung daheim und in Indien erge, die um der Freundschaft mit Rußland willen einen der nächlichsten Bundesgenossen zurückgewiesen hatte; Alles wurde von ihr aufgeboten, keine Kosten, keine Mühr gespart, um Frankreich aus der neuen Freundschaft wieder zu verdrängen. Es gelang, und der glückliche Erfolg von Sir Harford Jones' Sendung 1803 legte den Grund zu einem Bündnisse zwischen Großbritanien und Persien, dessen nähere Bestimmungen 1809 in einem Präliminarvertrage festgesetzt wurden. Eine von England an Persien zu zahlende Subsidiensumme von 160,000 Tomans (128,000 Pf. St.) jährlich, wozu Sir Harford Jones sich mündlich gegen den Hof von Teheran anheischig gemacht hatte, um auf diese Weise zwei wichtige Zwecke, die Sprengung der französischen Verbindung mit Persien und die Verhinderung weiterer Umgriffe von Seiten der Russen auf dem Gebiete dieser Macht, zu erreichen, wurde in einem 1811 von Sir Gore Ouseley, Sir Harford's Nachfolger, abgeschlossenen Definitivvertrage, einer Bestätigung des erstern, auf 200,000 Tomans jährlich erhöht. Unter Vermittelung des nämlichen Gesandten, der diesen Vertrag abgeschlossen hatte, kam jedoch den 12. Oct. 1813 auch der Friede von Gulistan zu Stande, in welchem Rußland alle seine Eroberungen südlich vom Kaukasus abgetreten wurden und Persien sich anheischig machen mußte, keine Kriegsflotte auf dem kaspischen Meere zu unterhalten, sodaß dieses nun in der Russen ausschließlichem Besitz war. Englands Verwendung zu Persiens Gunsten und die von Lord Catheart unterstützten Bitten einer zu gleichem Zwecke von Teheran nach Petersburg geschickten Gesandtschaft vermochten Rußland nicht zu einer Ermäßigung seiner neuerworbenen Rechte zu bewegen, vielmehr suchte diese Macht aus dem Umstande, daß in dem Vertrage von Gulistan die neue Grenzlinie nicht mit vollkommener Genauigkeit bestimmt war, noch alle möglichen Vortheile zu ziehen. Eine Reihe von Streitigkeiten und unfreundlichen Unterhandlungen war die Folge davon, die mit der Bitterkeit verwundeten Stolzes auf der einen und mit dem Trotz pochenden Machtgefühls auf der andern Seite geführet wurden. Rußland offendarte diesen besonders in den Verhandlungen über den meist unbewohnten Landstrich Gokschah am Gokschah- oder Sevansee. Ungeachtet der Generalgouverneur von Georgien, General Yermoloff, auf die Vorstellungen des persischen Kronprinzen (Abbas Mirza) gegen die militairische Besetzung dieses Gebietstheils, sich zur Räumung desselben anheischig gemacht hatte, behaupteten die Russen sich nichtsdestoweniger in dessen Besitz und erwiderten dem Gesandten, der dieserhalb mit Beschwerden nach Tiflis kam, daß sie Gokschah nur gegen die unmittelbare Abtretung des Landes Kapan wieder herausgeben würden: eine um so größere Ungerechtigkeit, als nicht diese beiden Landschaften streitig waren, sodaß nur ein Austausch der gegenseitigen Ansprüche stattgefunden hätte, sondern die eine Persien unbestritten gehörte, über das Loos der andern aber, die selbst in officiellen russischen Karten als Besitzthum Persiens aufgeführt und diesem seit Abschluß des Friedens verblieben war, wenigstens eine mit der Regulirung der Grenzstreitigkeit beauftragte Commission hätte entscheiden müssen. England übte in diesen Wirren einen um so geringern Einfluß aus, als der außerordentliche Gesandte Sir Gore Ouseley schon 1814 zurückgekehrt, der von ihm hinterlassene bevollmächtigte Minister abberufen und das englische Interesse einem einfachen Geschäftsführer, Hrn. Willock, anvertraut war, gegenüber den Prunkgesandtschaften Rußlands und den von 40,000 Mann unterstützten Machtgeboten der Regierung von Georgien. Auch des Kaisers Alexander Tod und Nikolaus' Thronbesteigung führten das Zerwürfniß keiner friedlichen Lösung entgegen: eine Gesandtschaft, welche diesem die Glückwünsche des Schahs nach Petersburg überbrachte und sich mit ihm über eine endliche Feststellung der Grenze vereinbaren sollte, blieb gänzlich ohne Erfolg; die Sprache der Regierung von Georgien wurde immer anmaßender und empörender, selbst persönliche Beleidigungen und Schmähungen gegen den so achtungswerthen persischen Kronprinzen wurden nicht gespart; Yermoloff's Absicht schien keine andere zu sein als Persien zum Äußersten zu treiben, und da auch Fürst Menzikoff, von dem es geheißen hatte, daß er zur Beilegung der Streitigkeit mit unbeschränkten Vollmachten gesandt sei, nach seiner Ankunft am Hofe zu Teheran alle billigen Vorschläge desselben zurückwies, indem er sich nur zur Berichtigung einiger ganz unwesentlichen Punkte autorisirt erklärte, da Rußland jede Gerechtigkeit und Billigkeit gänzlich außer Acht setzen zu wollen schien und die Stimmung der mohammedani-

Digitized by Google

schen Unterthanen des russischen Reichs, welche sich in Briefen an den Schah zum Aufstande bereit erklärten, sowie Unruhen in der russischen Hauptstadt selbst den glücklichsten Zeitpunkt verhießen, so wurde der Krieg beschlossen, für den die Geistlichen durch das ganze Land Volk und Heer enthusiasmirt hatten, den der Kronprinz als Ehrensache betrachtete, und der dem Schah, der immer noch eine friedliche Lösung gehofft hatte, als heilige Pflicht dargestellt war, für deren Unterlassung ihn der Fluch aller Gläubigen und ewiges Verderben treffen würde. Ein Heer brach demnach plötzlich und ohne vorhergehende Kriegserklärung nach der Grenze auf.

Die militairischen Ereignisse dieses Krieges schließen wir, als nicht hiehergehörend, von dieser Darstellung aus; dagegen bemerken wir, daß ebenso wie derselbe durch Vermittelung von Seiten Englands, wozu es laut Artikel 4 des Definitivvertrags von 1811, „im Fall, daß es zwischen Persien und einer mit Großbritannien in Frieden befindlichen Macht zum Bruche käme", berechtigt war, hätte verhütet werden können, eine gewissenhaftere Erfüllung dieses Vertrags von Seiten Englands durch Zahlung der darin verheißenen Subsidien wahrscheinlich einen für seinen Bundesgenossen weit weniger unglücklichen und für sein eigenes Interesse weniger nachtheiligen Ausgang dieses Krieges herbeigeführt haben würde. Durch Verletzung dieser Verpflichtung hat die britische Regierung alle jene Widerwärtigkeiten, worüber sie sich in der Folge zu beklagen hatte, sich selbst zugezogen. War es auch seit dem Frieden von Gulistan entschiedener Grundsatz des englischen Cabinets, Alles zu vermeiden, was ihm den Anschein geben könnte, als strebe es nach Einfluß in dem Rathe des Schahs, und Persien gleichsam als neutralen Boden zu betrachten, der zwischen Großbritanien und Rußland eine Scheidewand bilden sollte, um so jeden Conflict mit dieser Macht zu vermeiden, so konnte eine solche Politik doch nur so lange weise sein, als sie auch von dem andern Theile beobachtet wurde, und mußte nachtheilig werden, sobald diesem dadurch freie Hand zu desto willkürlicherm Umsichgreifen gelassen wurde. Abbas Mirza mag vielleicht der Unbesonnenheit beschuldigt werden, daß er sich mit dem unzweifelhaften Widerstreben des Königs in einen Krieg einließ, den er nur mit ungleichen Mitteln *) zu führen vermochte; allein er unternahm ihn, weil er auf die, durch den Artikel 4 des mit England eingegangenen Vertrages zugesicherten Subsidien rechnete, und um so fester rechnete, da Persien allen ihm dadurch auferlegten Verbindlichkeiten bis dahin treulich nachgekommen war. Canning dagegen suchte die Erfüllung jener der englischen Regierung obliegenden Verpflichtung zu umgehen unter dem etwas nichtigen Vorwande, daß der casus foederis nicht genau festgestellt sei: ein Benehmen, wozu er vielleicht durch Abneigung vor einem Kriege mit Rußland, der von dem Gesandten dieses Staates im Hintergrunde gezeigt wurde, vielleicht aber auch weit mehr durch die Gewandtheit eines schönen weiblichen Diplomaten, dem der russische Hof schlau die Leitung dieser Angelegenheit anvertraut hatte, bewogen wurde. Wie dem indeß auch sein mag, so leidet es keinen Zweifel, daß Canning's Weigerung, die Stipulationen eines gültigen Vertrags zu erfüllen, die vornehmste Ursache zu dem überwiegenden Einflusse gewesen ist, den die Russen in Persien erlangt haben; denn seit der Zeit hat England, das hier in Geldsachen eine Rolle spielte, wie sie ihm am wenigsten zukammt, nicht wieder zu Ehre, Ansehen und Gewicht in jenem Lande kommen können, was auch seine Gesandten dafür gethan haben mögen. Der Kronprinz und die Provinz Aderbeitschanan mußten nun die ganze Last des Krieges fast allein tragen, da bei Feth-Ali's Geize auch von diesem keine thätige Unterstützung zu erwarten war. Doch würde er um den Preis der Subsidien, nach denen er ein großes Verlangen trug, gewiß an dem Kampfe lebhaften Antheil genommen haben. In der Verlegenheit, in die er sich durch das unerwartete Ausbleiben derselben versetzt sah, wandte er sich an Sir John Macdonald, den Abgeordneten des britischen Generalgouverneurs in Indien. Dieser bewog ihn, sich für die Summe von 200,000 Tomans, die ihm sogleich ausgezahlt wurden, und gegen das Versprechen, bei der Regierung daheim wo möglich eine noch größere Summe für ihn auszuwirken, die Tilgung der England so lästigen Bestimmungen gefallen zu lassen. So wurde ein von einem bevollmächtigten Minister der Krone abgeschlossener und von dieser selbst ratificirter Vertrag von einem bloßen Abgeordneten des indischen Generalgouverneurs im Wesentlichen wieder aufgehoben; der Handel aber zeigt zur Genüge, daß Canning in die von ihm aufgestellten Rechtsgründe nicht viel Vertrauen setzte, da es sonst nicht nöthig gewesen wäre, 200,000 Tomans wegzuwerfen.

Da England so sich seines Einflusses in einem Augenblicke beraubte, wo es dessen am meisten bedurft hätte, so darf man sich nicht wundern, daß in der Anwesenheit eines britischen Agenten am Hofe von Teheran Persien seinem Gegner an Händen und Füßen gebunden überliefert und in den Friedensvertrag von Turkmantschai namentlich eine Bestimmung aufgenommen werden konnte, die einer andern früher mit Großbritannien eingegangenen geradezu widerspricht: die Bestimmung, daß nur russische Kriegsschiffe das kaspische Meer befahren sollen, eine offenbare Nichtachtung des 8. Art. des Präliminarvertrags, laut dessen der Schah sich in keine dem Könige von Großbritannien feindliche oder den britisch-indischen Besitzungen nachtheilige Verpflichtungen einlassen soll, die aber England durch seine Indifferenz in der Sache ganz allein verschuldet hat.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Zahl der regelmäßigen Truppen in dem 40,000 Mann starken Heere der Perser, welches zuerst aufbrach, betrug 12,000 Mann. Die Stärke desselben ist übrigens noch immer wie in den Zeiten der Großkönige und der Parther die Reiterei.

Literarische Notiz.

Der Freund romantischer Seebilder wird in einem neuen historischen Werke von J. Fenimore Cooper: „The history of the navy of the United states of America" (2 Bde.), volle Befriedigung finden. Indem der Verf. seine Erzählung mit den ersten schwachen Anfängen einer amerikanischen Seemacht im Anfange des 17. Jahrhunderts beginnt, läßt er kein auch noch so unbedeutendes Moment, das auf die Entwickelung derselben von Einfluß war, unerwähnt vorübergehen, und es ist seinem großen Darstellungstalent gelungen, aus einer Anzahl romantischer Scenen, Situationen und Abenteuer, aus vielen einzelnen Gefechten und ritterlichen Thaten und Unternehmungen eine fortlaufende Reihe höchst unterhaltender Erzählungen, aber keine Geschichte der combinirten und systematischen Operationen von Flotten und Geschwadern zusammenzusetzen. Diese zu geben, war aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil die Amerikaner, ungeachtet sie die Beschaffenheit und Lage ihres Landes von vorn herein zu einem Seevolke mochte, doch vor dem Unabhängigkeitskriege keine eigentliche Kriegsflotte hatten; und selbst zur Zeit desselben blieb das Meiste der Kühnheit, dem Unternehmungsgeiste und der Abenteuerlust von Privatpersonen überlassen, da für die Marine nicht einmal ein regelmäßiges Departement der Verwaltung bestand. Doch der Grund war gelegt, die Elemente des Seekriegs, welche die Colonie in dem großen Kampfe mit dem Mutterlande gelernt hatte, bildete sie in den darauf folgenden Kriegen, hauptsächlich aber durch ihn, so zu sagen angeborenes Talent für den Seekrieg so aus, daß sie dadurch bald England selbst furchtbar wurde und jetzt, nach kaum sechzigjähriger Existenz, der alten Beherrscherin der Meere als der einzige Nebenbuhler gegenübersteht. Merkwürdig an dem Buche ist der Umstand, daß es bei dem feindseligen, oft sogar gehässigen Geiste, den es gegen England athmet, in Englands Hauptstadt erschienen ist. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 227. — 15. August 1839.

Lyrische und episch-lyrische Poesie.

(Fortsetzung aus Nr. 226.)

Der Gesang, dessen Schluß wir eben beleuchtet, ist betitelt: „Die Wartburg", und beginnt damit, daß der Verf., welcher sich besinnt, daß er einst die „neue Bibel zu schreiben versucht habe", vor der ihm aber jetzt selbst graue, sich plötzlich vor der grauen Zinne stehen sieht, „wo Luther einst die alte Bibel schrieb" — schreiben schlechtweg ist eine ziemlich kecke poetische Licenz für übersetzen oder deutsch schreiben; aber welche Licenzen sind einem „fahrenden Poeten" zu stark; eine Licenz materieller Art ist es, wenn er hier sagt:

Vom Gottessohn, der sich dem Kreuze weihte
Und doch zuletzt die Erde nicht befreite.

Er steigt den Berg hinauf, dessen Schilderung manche schöne Stelle, nur etwas überladen, enthält; dann Reflexionen über das Klosterleben, bitterer Art; er erinnert sich, wie er von einem Mönch in die Schönheit der heidnischen Götterwelt eingeweiht worden:

Doch dir vor Allen galt mein kindisch Sinnen,
Dir, Venus, glühte meine Schwärmerei!....
Wie du entstiegst des Meeres Silberschaum,
War Tag und Nacht mein glutgenährter Traum.....
Und sterb' ich einst, ich glaube fast (!!), man fände
Gezeichnet ihn [ihren Namen] auf meines Herzens Wände.

Das sind freilich seltsame Einleitungen zu einer Verherrlichung der Wartburg! Dann wird das Schicksal Margarethens und Friedrich's mit der gebissenen Wange erzählt, in Versen, die wol zu den besten der Sammlung gehören. Dann Betrachtungen über das Mittelalter, mit seiner „blutig grellen Herrlichkeit" und seiner noch jetzt nicht ganz vertilgten Barbarei:

— wißt, daß wir aus seiner Wäldernacht
Den schweren Frohn des Geistes mitgebracht.

Dann folgt das Lob Luther's, des „Riesenmönchs, so frei in Wort und That", über welchen man einige kräftige Worte findet; doch „auch er war der Erretter nicht"; sein Dichten, sein Beten, sein Ringen mit dem Teufel wird geschildert. Strophe 28 u. 29 verdienen wirklich Lob. Die Blume der Zwietracht habe jedoch auch er nicht geknickt, und jetzt sogar wuchere das Unkraut neu empor:

Zur Kirche wallt das liebetrunkne Paar,
Die Zwietracht schlingt sich um den Traualtar.
Das süße Ja tönt glockenhell und rein,
Die Zwietracht hebt ihr Haupt und zischelt Nein!

Immer fehle noch die Liebe — denn dem Herzen graue vor Dem, was man bisher dafür ausgegeben; auf einmal aber geht dem Dichter, man weiß nicht, wie und woher, ein Licht auf, und er singt die oben mitgetheilte Strophe von der Versöhnung durch die Weltgeschichte, welche dann, nachdem die Zeichen von dem herannahenden Versöhnungsbunde aufgezählt werden, noch einmal als Schluß wiederkehrt.

Viel Einheit ist, wie man sieht, in diesem Gesange nicht zu finden; die Übergänge und verbindenden Gedanken sind höchst lose und willkürlich; weder die Wartburg noch Luther erscheinen als der ideelle Mittelpunkt des Gedichts, wie denn auch der Verf. wichtige Erinnerungen, welche sehr nahe gelegen wären, den Sängerkrieg auf der Wartburg und das burschenschaftliche Wartburgsfest, ganz unbenutzt ließ, obgleich sie gewiß besser am Platz gewesen wären als die Apostrophe an die Venus, deren Namen man, wie der Verf. „fast" glaubt, nach seinem Tode auf den Wänden seines Herzens fände! Das Rhapsodische und Tumultuarische scheint aber überhaupt in der Art des Verf. zu liegen und die künstlerische Ruhe und das Maß, welche zu einer schönen Composition erfoderlich sind, ihm bis jetzt versagt zu sein — oder von ihm als pedantisch verachtet zu werden. Es ist wahr, Byron's „Childe Harold" ist auch rhapsodisch; aber so ganz verliert er nie den Faden, und dann — ist der „Childe Harold" eben eine ganz andere Poesie!

Der erste Gesang, „Ungarn" betitelt, ist den Ältern des Dichters gewidmet und beschäftigt sich mit den Erinnerungen, den Schicksalen und Hoffnungen seines Vaterlandes, schildert Nationalsitten und gibt Winke über des Dichters eigenes Schicksal, der von seiner Heimat getrennt, vielleicht ausgeschlossen ist, und der sein Herz an die Menschheit verloren. Auch hier geht Alles ziemlich wirr durcheinander. Oben wurde die Schlußstrophe des Ganzen mitgetheilt, hier möge auch die erste Strophe folgen, um dem Leser die Manier des Verf. noch weiter zu veranschaulichen:

Ich seh des Tages Leichenfackel blinken,
Die Sonne stirbt, die königliche Frau;
So hell geröthet sind des Thurmes Zinken,
Der in die Lüfte grüßt, so fromm und grau (!);

Der Vogel scheint Gedanken einzutrinken
Zu künft'gen Liedern im entwölkten Blau;
Mein irres Auge zieht zur blauen Ferne
Und rastet in der Liebe schönem Sterne.
Melancholie umflattert mir das Haupt,
Weht mit den Flügeln buhlerische Kühle,
Indeß sie in des Mordes Hochgefühle (!)
Mir, ein Vampyr, das junge Leben saugt.
Mein Herz beschleicht ein traumerisches Weh,
Wenn ich den Frieden auf der Erde seh.

Wir haben mit Auseufungszeichen die auffallendsten Ausdrucksweisen bezeichnet, und Jedee wied zugeben, daß die Verbindung: „so feomm und geau", gesucht und abgeschmackt, und die Phrase: „in des Moedes Hochgefühle", ein sehr schlechter Lückenbüßee ist. Das wiederhoite so ist ein tadelnsweethes Flickwoet; daß der Vogel Gedanken einzutrinken suche, klingt sonderbar; denn Gedanken sucht und findet man nicht im Gesang dee Vögel. So volltönend diese Strophe ins Ohr fällt und vielleicht Manchen besticht, so wenig ist doch neu Empfundenes odee neu Gesagtes darin, die Übertreibungen ausgenommen; überhaupt machen uns diese Dichtungen den Eindruck, als wären sie mit Hülfe einer Art von reichhaltigem Gradus ad Parnassum gefeetigt, wa sich eine eekleckliche Fülle von Synonymen, Peädicaten, Reminiscenzen, beliebigen Wendungen und Reimen voefände. Dee Verf. hat diesen Gradus feeilich im Kapfe, ee weiß ihn auswendig; abee das ändert die Sache im Wesentlichen nicht. Daher stößt man in diesen Dichtungen auf einen solchen Luxus von Epitheten, die nicht immer ornantia sind, sondern häufig überflüssig und störend oder doch nicht auf dem eigenen Boden des Dichters gewachsene Blumen. Unzählige Male findet man das Beiwoet: träumerisch, und fast edenso oft die Zusammensetzung mit Riesen, riesig; in dee zweiten Strophe findet man ein „klösteeliches Zagen", von Schiller's Thekla entlehnt; dee Vesuv wird dee „ewig dichtende" genannt, ein Reiter angeredet: „du mit dem stolzen Bau dee Glieder!" ein Säugling soll mit „nimmersatten Lüsten" an der Mutter Beüsten hängen; der Geam heißt dee „Heezzeeschneider" u. s. w. Es sehlt dem Verf. an einee großen poetischen Tugend: an der Prägnanz, welche der unbewußte Reichthum des echten Genius ist, sowie die von ihm in seinen Gedichten aufgebotene, häufig mehr nur sinnliche Peacht an die Veeschwendung Dessen mahnt, der bei wenig Solidität oft mit feemdem Gelde glänzen will. Vergebens sucht man bei ihm die descheidenen, veeheißungsvollen Rosenknospen, die erst in der Phantasie des Lesers nach und nach ganz aufgehen und so einen lange dauernden Genuß gewähren; alle seine Blumen sind so weit entfaltet als nue möglich; er übeeläßt dem Lesee odee Hörer nichts mehr hinzuzuthun; er überschwemmt und betäubt ihn mit seinen Bildeen und Veegleichungen, die nur häufig vielmehe die Aufmeeksamkeit abziehen und zeestreuen, als daß sie die Anschaulichkeit vermehrten. In dem Gesange: „Ungaen", heben wie die Schilderung eines ungarischen Tanzes, Str. 27 — 31, rühmend hervor; dagegen hat uns die Schilderung dee „Weltgeschichte, die auf Farrenkräuten, tief im Haideland düftee lugend sitze", nicht angesprochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geist und Streben dee russischen Politik.

(Beschluß aus Nr. 126.)

Offenbar hat Rußland durch diesen Frieden seine Macht im Oriente auf Kosten Persiens bedeutend vergrößert, nicht allein weil diesem Staate dadurch ein großer Theil seiner besten Provinzen entrissen wurde, sondern weil der starke und unwiderstehliche Einfluß, welchen es auf den überwundenen ausübt, diesen zu einem Werkzeuge in seinen Händen macht, bald gegen britisch Indien, bald gegen die Türkei zu gebrauchen. Ist aber dieser Einfluß wirklich so furchtbar, wie er Vielen erscheint? Vieles spricht dagegen. Derselbe eestrecke sich schwerlich über Herrscher und Hof dis auf das Volk hinnus, das vielmehr, wie schon der Auftritt am 12. Febr. 1829 in Teheran beweist, gegen die Russen einen tiefgewurzelten Nationalhaß hegt. Auch aus der allmäligen Abnahme des russischen Handels in Persien mag man hieefür einen Beleg nehmen *), wie hinwiederum die Innahme des britischen Handels in diesem Lande ein Zeichen der größern Gunst zu sein scheint, deren die Engländer sich beim Volke erfreuen. Von den nördlichen und nordwestlichen Theilen des Landes ist dies unzweifelhaft, auch die Bewohner der Meeresküste sind ihnen zugethan, da Farsistan nnd die andern Provinzen sie wiederholt um Beistand gegen ihren König angerufen haben; nur im nördlichen Theile der Monarchie wird der russische Handel noch von den Einwohnern begünstigt. Eine eigentliche Handelsconeureenz scheint England daher noch lange nicht zu fürchten zu haben, thätliche Feindseligkeiten aber wegen der Schwierigkeiten, mit denen ein Angriff für die Russen wie für die Perser verbunden ist **), die mit 30,000 Mann nichts gegen die einzige Stadt Herat auszurichten vermochten, noch weniger. Nur in dem Falle, daß russische und persische Finanzen sich in einem äußerst blühenden Zustande befänden, ließe es sich möglich denken, persische Reiterei, verbunden mit russischer Infanterie, Artillerie nnd regulairer Reiterei, gegen Indiens Grenze vorrücken zu sehen, wobei jedoch immer noch Rußlands gegenwärtige Lage im Innern wie gegen das Ausland, die mancherlei Verlegenheiten, in die es sich durch anmaßendes und selbstsüchtiges Streben jetzt schon gebracht, die Abnrigungen, welche es bei befreundeten Mächten hervorgerufen hat, und vor Allem der persönliche Charakter und die eigenen Wünsche des Kaisers nicht außer Acht zu lassen sind. Wenn übrigens für einen saichen Fall Lord Auckland, der Generalgauverneur des britischen Indiens, mittels des schwachen Schah Sudsah, der auf britischen Bayonnetten den Thron von Afghanistan wieder besteigen soll, ungeachtet es heißt, daß er allgemein ersehnt zu seinen frühern Unterthanen zurückkehren werde, eine Vormauer gegen Rußlands Bestrebungen zu erreichten gedenkt ***), so verdient diese Maßregel keinen sonderlichen Beifall. Wären Herat zur Zeit, als der Schah von Persien davortag, 5000 Mann zu Hülfe gesandt worden, so würden dadurch die Kosten einer Ausrüstung von 35,000 Mann, welche Schah Sudsah zurückführen sollen, und die Verwirrungen, mit denen eine solche Unternehmung verbunden ist, vermieden worden sein. Denn besser als dieses Project wäre

*) S. die Darstellung in Nr. 120 d. Bl.

**) Freilich sind die russischen Waaren theuerer und schwerlich von gleicher Güte als die englischen; ihre Preise steigen in den Händen der Armenier ungeheuer und sind zu Tiflis gewöhnlich 50—80 Procent höher als in Petersburg. Rußland führte übrigens 1833 — 34 nach ganz Asien für 17,000,000 Rubel (2,750,000 Pf. St.) Waaren aus, die wenigsten davon waren Wollenwaaren; Großbritanien brachte 1832 mit Ausschluß Chinas nach Asien für 3,700,000 Pf. St. Güter, die zur Hälfte in Wollenwaaren bestanden.

***) S. Nr. 120 d. Bl.

Digitized by Google

es, mit Schah Kamraun, dem Heren van Herat, wie mit Dost Mohammed, dem von Kabul, in Freundschaft und Bündniß zu bleiben, während seine Lage den Letztern jetzt nothwendig Rußland in die Arme führt, und überhaupt die Baurickzys (Barukhzyahs schreiben englische Blätter) im Besitze Dessen zu lassen, was sie durch Eroberung erworben haben: ist doch auch Schah Sudsah selbst nicht der rechtmäßige Erbe! Die britischen Besitzungen würden dann die natürlichen Außenwerke und Vormauern erhalten, die ein Blick auf die Karte ihnen anweist, nämlich gegen Nordwesten und die unabhängige Tatarei Pendschab und Kabul, gegen Westen und Persien die Wüsten von Mekran und die Gewässer des Indus, dessen Lauf die Marine der Parsen (Geborn) wie die anglo-indischen Fahrzeuge und Dampfschiffe zu decken vermöchten. Wüßte die britische Regierung in Indien sich außerdem die Liebe der verschiedenen Stämme von Eingeborenen zu erhalten, die freilich durch die letzten Vorgänge zu Dude wir durch die Einziehung der militairischen Freilehen und andere Maßregeln auf eine etwas harte Probe gestellt worden ist, dann würde die so gefürchtete persische Reiterei an den Rohillas und Eingebornen der nördlichen Grenze, den besten Soldaten in ganz Asien *), wenigstens ihres Gleichen finden. Diese Liebe der Eingebornen ist indeß ein Punkt, der in dem Maße, als die Civilisation und Bildung auch den Unabhängigkeitssinn **) bei den Völkern erweckt und ihnen fremde Beherrscher zuwider macht, immer problematischer wird, wenn vollends Einflüsterungen und geheime Umtriebe von außen hinzukommen. Der Graf Björnstjerna meint in seinem neuesten Werke über britisch Indien ***) in Betreff dieses Gegenstandes, daß die Mohammedaner den Briten weniger zugethan wären als die Hindus, und unter diesen die höhern Classen weniger als die niedern, die in den Briten ihre Beschützer finden. Einen Angriff von Seiten Rußlands auf Indien hält er jetzt, wa Dardanellen und Bosporus ihm zur alleinigen Verfügung ständen, wo es bereits südlich vom Kaukasus die beträchtlichsten Erwerbungen gemacht habe und an der Luft von ganz Mittelasien, Hindostan zu erobern, eine treffliche Stütze finde, nicht mehr für unausführbar. Doch ist er der Ansicht, daß die Nordwestgrenze, Indiens verwundbare Seite †), sich mit 240,000 Mann, auf die Großbritanien seine dortigen Streitkräfte leicht zu erhöhen vermöchte, vollkommen vertheidigen lasse, sobald ein Drittel derselben, mit den Radschahs von Lahore und den Amirs von Sinde verbunden, den Indus entlang, ein Drittel als Reserve hinter dem Suttedsch und Luny aufgestellt und das übrige Drittel zur Aufrechthaltung des Friedens im Innern verwendet würde, während die Vorpostenlinie sich bis Peschawer und an die Soltimanberge ausdehnte. Ein anderer nicht minder fähiger und mit dem Terrain vollkommen vertrauter Schriftsteller *) meint, daß auf die Tatarea von Seiten Rußlands für ein solches Unternehmen nicht zu rechnen sei. Über die Maratten urtheilt er, daß sie sich auf keinen Fall gegen die Briten erheben würden, ehe nicht fremder Beistand vor der Thür wäre, und schließt mit der an seine Landsleute gerichteten Versicherung, es gehöre eine sehr lange Reihe von Unglück der englischen Waffen und Politik dazu, um den erstorbenen Geist der Unabhängigkeit unter den Hindus wieder ins Leben zu rufen; ja, er zweifle, ob sie überhaupt eines solchen fähig wären, wenn man nicht etwa das Verlangen der eingeborenen Fürsten, ihre Unterthanen ohne die heilsamen Schranken der Gesetze zu regieren, darunter verstehe. Die milde Gerechtigkeitspflege, deren der Hindu sich unter dem britischen Scepter erfreue, während Asien ringsum ihm nur die Greuel eines barbarischen Strafverfahrens darbiett, mache ihnen die fremde Regierung lieb, und viele einsichtsvolle Eingeborne habe er bei dem Gedanken zurückbeben sehen, in benachbarten Staaten, wie Pegu, Nepaul u. a., unter dem Despotismus einheimischer Herrscher leben zu müssen. Solche Zeugnisse, verbunden mit dem schon angeführten Umstande, daß der britische Handel sich nach dem mittlern Asien immer mehr ausdehnt, daß Persien zu einer Zeit, wo sein Beherrscher gegen England auf das äußerste erbittert ist, diesen Handel begünstigt und englische Bildung und Erziehung in seine Seminare aufnimmt, daß von Lahore aus wiederholte Aufforderungen zur Einführung eines englischen Erziehungs- und Unterrichtssystems in diesem Lande ergangen sind, lassen nicht befürchten, daß in der Zukunft die Barbarei über die Civilisation, zu deren Verbreitung die Briten im südlichen und mittlern Asien berufen sind, wieder den Sieg davontragen werde.

Nachdem wir etwas lange auf einem Punkte verweilt sind, wohin in der neuesten Zeit das Hauptaugenmerk der russischen Entwürfe gerichtet war, wollen wir auch einen flüchtigen Blick auf die Verhältnisse der europäischen Staaten zu Rußland werfen, soweit sich dieselben mit einem solchen übersehen und durchschauen lassen. Fangen wir mit Rußlands nördlichsten Nachbarn an, so scheint Norwegen der russischen Regierung eine wünschenswerthe Acquisition zu sein, weil seinen Kriegsschiffen im baltischen Meere dadurch die Nordsee eröffnet würde. Für Schweden ist die bei den Ålandsinseln stationnirte russische Flotte ein gefährlicher Nachbar, dem es keine ähnliche gegenüberzustellen vermag; allein die 300—400 Kanonenboote, welche theils vorhanden, theils im Baue begriffen sind, werden genügen, seine Küste gegen jeden feindlichen Angriff zu sichern, und an Finnland besitzt es stets einen geheimen, aber zuverlässigen Bundesgenossen. Der Unwille, mit welchem die Finnländer das fremde Joch tragen, ist Rußland so wohl bekannt, daß kriegsgerüstete Geschwader fortwährend an der Küste des Landes kreuzen, während das Innere von der thätigsten Policei auf das sorgfältigste überwacht wird. Dänemark befindet sich in einer gezwungenen Abhängigkeit von Rußland; es wird von diesem zwar in seinen Ansprüchen auf den Sundzoll unterstützt, allein Rußland selbst umgeht ihn, indem es seine Waaren zu Lande über Lübeck führt. Weit selbständiger und unabhängiger, als gewöhnlich vermuthet wird, ist die Stellung Preußens gegen den mächtigen Nachbar, und von seiner Seite werden dessen Umgriffe und ehrgeizigen Bestrebungen gewiß nicht begünstigt, wie der unparteiische Beobachter der Zeitgeschichte vielfach zu bemerken Gelegenheit gehabt haben wird. Östreich hat, indem es Preußen den Primipat in Deutschland überlassen zu wollen, oder denselben nicht hindern zu können scheint, seine Aufmerk-

*) Schon Shore und Capitain Westmacott haben auf sie und ihre Wichtigkeit im Felde aufmerksam gemacht. Letzterer in der Schrift: „Present and future prospects of our Indian empire", welche weder von der Gerechtigkeit noch von der Klugheit der Briten in Indien einen hohen Begriff gibt.

**) Eine wenigstens beachtenswerthe Bemerkung lesen wir hierüber in einem Buche, wo man dieselbe am wenigsten erwarten sollte, in R. P. Knight's 1836 von neuem gedruckter „Inquiry into the symbolical language of ancient art and mythology". S. 222 heißt es in Bezug auf Indien: „Sollte es unsern Missionnairen gelingen, daselbst ein geläutertes und sittlicheres Religionssystem zu begründen, so würde der Charakter der Individuen unfehlbar hierdurch gewinnen; allein um die Ruhe und den stillen Gehorsam der Volksmasse würde es geschehen sein. Mit dem Lichte des Evangeliums würde auch das Licht europäischer Literatur und Philosophie hereinbrechen, und Leute, die sich nur Gott alle gleich denken gelernt haben, werden diese Gleichheit auch in dem Verhältniß von Mensch zu Mensch in Anspruch nehmen. Es gehört daher kein außerordentlicher politischer Scharfblick dazu, um mit ziemlicher Gewißheit unterherzubestimmen, daß mit dem Vorherrschen unserer Religion unsere politische Herrschaft im Orient ihr Ende erreicht haben wird."

***) Det Brittiska Riket i Ostindien. Stockholm 1839.

†) Um so mehr, da eigentlich nicht der Indus, Lahores Westgrenze, sondern der Suttedsch die britischen Besitzungen begrenzt.

*) Der Verfasser von „Russia versus India, or observations on the present political relations of England with the East. By an old Indian" (1838).

Digitized by Google

samkeit mehr auf seine südlichen Provinzen und deren Nachbarstaaten, namentlich die unter eigenen Fürsten stehenden türkischen Herrschaften gerichtet. Hier hat indeß das gleichzeitige Umsichgreifen der russischen Politik, welche die Länder vom Pruth bis ans adriatische Meer mit ihrem Netze zu umspannen sucht, einen commerciellen und politischen Conflict zwischen beiden Mächten erzeugt. Der neuerdings mit England abgeschlossene Handelsvertrag ist deshalb von großer Wichtigkeit für Östreich, mit dem die Donauschiffahrt, namentlich wenn der beabsichtigte Kanal von Hirsova nach Küstendschi zu Stande kommt, jene Provinzen in nähere Beziehung bringen wird; nur müßten in der Folge die durch den neuen türkischen Vertrag auf die Erzeugnisse der Moldau und Walachei gelegten hohen Abgaben ermäßigt werden. Als eine vorbereitende Maßregel zu dem östreichischen Handelsvertrage, als eine Unterstützung der östreichischen Politik in dem gegenwärtigen Augenblicke und eine Rußland entgegengesetzte Schranke kann auch die Anstellung zahlreicher Consularagenten von Seiten Großbritanniens in den gedachten Ländern angesehen werden, der weit mehr politische als Handelsrücksichten zu Grunde liegen. Der Handel Dalmatiens z. B. ist bis jetzt noch höchst unbedeutend, aber es gilt hier, den russischen Umtrieben unter den Montenegrinern in Betreff Cattaros entgegenzuarbeiten. Wenn es bei Rußlands Schritten auf der Seite Persiens bis jetzt noch weniger darauf abgesehen ist, die britischen Besitzungen wirklich zu bedrohen, als vielmehr dem Handels- und politischen Einflusse der Briten in Asien eine Schranke zu setzen und ihnen daselbst Verlegenheiten und Wirren zu verschaffen, so sind auch die gegen die Türkei bis jetzt wol nicht auf eigentliche Besitznahme und Eroberung berechnet gewesen, als vielmehr darauf, sich an ihr eine dienstbare und ergebene Macht unter eigenem Herrscher zu schaffen, deren scheinbar unabhängige Existenz ganz von Rußland abhinge, und die in diesem Zustande weit leichter zu benutzen und zu allen Zwecken zu verwenden wäre, als wenn es ein widerstrebendes, vom glühendsten Hasse gegen seine Überwinder beseeltes Volk geradezu unter ein Joch beugen wollte, das Nationalstolz und Fanatismus dieses stets abzuschütteln antreiben würde. Konstantinopel, wenn auch in den Händen der Russen, könnte ihnen wieder entrissen werden und würde sich schwerlich gegen die vereinten Anstrengungen der Verbündeten behaupten lassen; dagegen gewährt eine precaire Existenz der Pforte, welche Dardanellen und Bosporus, den Handel und die Hülfsquellen der Türkei zu Rußlands Verfügung stellte, weit sicherere Vortheile. Ganz anders verhält es sich mit Griechenland. Alles, was Rußland fehlt, und was auch Napoleon in dem rasch aufgeführten Gebäude seiner Macht fehlte: Schiffe, Colonien und Handel, würde der Besitz Griechenlands gewähren; denn nicht ungegründet ist das Wort, das einst dem russischen Marineminister entfuhr: „Griechenland einmal in unsern Händen, und wir spotten Frankreichs, Englands und Östreichs.“ Der Abhängigkeit der Türkei und Persiens versichert, im alleinigen Besitze des schwarzen und kaspischen Meeres, des Bosporus und der Dardanellen, würde es die von jeher fremden Hülfe abgeschnittenen Tscherkessen endlich bezwingen und den Kaukasus unterwerfen; aber käme hierzu, was mehr ist als dies Alles, der Besitz von Griechenland, das den Flotten Rußlands bequeme Häfen und tüchtige Seeleute darbieten würde, dann wäre es wahrhaft gefährlich und seine Macht unwiderstehlich. Handel und Herrschaft auf dem mittelländischen Meere, von dem Englands Flotten vertrieben würden, während die Kriegsgeschwader der Ostsee die eigenen Küsten Englands selbst beunruhigten, würden ihm gehören, Ägypten zu seinen Füßen liegen, Östreichs Küsten unbeschützt und hülflos preisgegeben sein, die Türkei, von allen Seiten eingeschlossen, an allen Punkten gefesselt, nur durch Rußlands Gnade bestehen können und ihre etwaige Feindschaft, auch wenn sie sich auf Östreichs Bundesgenossenschaft stützte, nicht mehr furchtbar sein; zuletzt würde es den Handel Kleinasiens mit den daranhängenden Ländern wieder zu der Blüte bringen können, in welcher derselbe im Alterthume stand. Bei solcher Wichtigkeit Griechenlands für Rußland läßt sich die Sympathie erklären, welche dieses schon seit Katharina II. für jenes Land zeigte, und der Gegenstand ist wol der Opfer werth, die es Rußland sich um deswillen bis jetzt hat kosten lassen, wie hinwiederum sich hieraus die richtige Schätzung der Großmuth ergibt, mit welcher Kaiser Nikolaus auf den Besitz von Konstantinopel verzichtete, der Stadt, die mit dem gesammten Reiche, dessen Haupt sie ist, Rußland gehören würde, wenn es Griechenland, den Archipelagus und das schwarze Meer besäße. Daher seine ungeheuern Anstrengungen auf dem letztern, daher eine Flotte, die für Tscherkessien allein ohne Zweifel viel zu stark ist, für welche britische und amerikanische Schiffsbauer und Seeleute um jeden Preis herbeigezogen werden, und die längst die gerechten Besorgnisse der Pforte erregt hat, sodaß diese durch starke Einfuhr englischen Schießpulvers zu den in ihren eigenen Fabriken bereiteten Vorräthen, durch Ankauf von Dampfschiffen für das schwarze Meer und durch Erbauung von Dampffregatten sich für den drohenden Fall zu rüsten sucht. Eine nicht weniger furchtbare Seemacht erhebt sich im baltischen Meere; die Vereinigung dieser mit der des schwarzen Meeres im mittelländischen würde Europa verderblich sein. 145.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.

Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt*
besorgt und herausgegeben
von
***Dr.* Friedrich Jakob Behrend.**

Sechs Lieferungen.

Tafel I—XXX und Text Bogen 1—21, nebst Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt.

Gross-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten bildet die erste Abtheilung der **Ikonographischen Encyklopädie**, die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Dieffenbach*, Leibarzt Dr. *Grossheim*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt. Ausführlicher hat sich derselbe über das bedeutende Unternehmen auf dem Umschlage der ersten Lieferung ausgesprochen, worauf ich hier verweise.

Die nächsten Abtheilungen werden die **Knochenbrüche und Verrenkungen** (nicht colorirt) und die **Syphilis** (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, im August 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 228. — 16. August 1839.

Lyrische und episch-lyrische Poesie.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Der zweite Gesang hat die Überschrift: „Wien". Hier erinnert sich der Verf. seiner stürmisch in Gesellschaft zweier Freunde verlebten Jugendtage:

Da saßen wir in raucherfüllter Schenke,
Und unser Zorn in stürmisch tollem Lauf
Riß oft den Bau der Welt aus dem Gelenke
Und weckte Gott aus seinem Schlummer auf (!!!).

Von dieser „finstern Dreieinigkeit" ist der Eine

— mit der Felsenstirne, mit der bleichen,
Um die sich kraus die schwarze Locke wand,
Ein gottesleugnerisches Fragezeichen (!!!),

falls wir das hier ziemlich unklare Gedicht recht verstanden, obgleich „die Mutter ihn zum Pfaffen geweiht", Schauspieler geworden, nach Paris gegangen, und wird jetzt — der Eine Mann! — mit dem gesammten Frankreich verglichen! Man lese:

Du kamest mir doch selbst am deutschen Herde,
Wo Alles schläft, ein lautes Frankreich vor:
In deines Hirnes Kammern heiße Reden,
Mit kühn Napoleonischer Gewalt
Die Welten unersättlich zu befehden —
Der Friede, oft besiegelt, hat nicht Halt.
Die Phantasie mit flatterhaften Sinnen
Ist dein verwachs'ner Mönch *) im Fürstenbeame,
Sich schaukelnd auf des Glückes schwankem Brett;
Jedoch wo Früchte treibt des Rechtes Same —
Dein großes Herz im tiefsten Busen innen,
Das ist der alte treue Lasayette.

Solche Vergleichungen sind doch wahrlich das non plus ultra von Unpoesie! Der zweite Freund war, wie der Verf. selbst, Medicinee, und sie anatomirten und secirten miteinander, wie S. 65 schauerlich zu lesen. Von diesem singt Karl Beck:

— — du sahest, von Begeisterung gefeit,
Ins große Auge der Unsterblichkeit.
Du nanntest mich ein Kind und hast geschmollt,
Wenn ich in meines Liedchens weichen Busen
Ein elfenbeinern Kügelchen gerollt (!!):
Dein Liedchen war das Saitenspiel der Musen;
In diesen Busen, fieberisch bewegt,
Hast du die große Kugel Welt gelegt!
Gabst ihr das freie Wort als Tagesglut,
Zum Meer die Thränenflut, des Herzens Blut,
Und drehtest sie und warfst sie dann zusammen,
Und Volk und Fürsten schlugen auf in Flammen!

Dieser Gewaltige hat sich, wie es scheint, getödtet, und der Dichter steht allein auf dem Stephansthurme, wo ihm nicht die Liebe winkt, der Freudenbecher, den er zu Grunde geleert an ihres Busens märchenvollem „Thule", und stellt Betrachtungen an über die große Stadt, die lustigiebende, über das Gewühl der verschiedenen Völker unten, die Klöster, Griechenland, den spanischen Mönch, Spanien, Böhmen, Polen, Italiener, den Prater, die herrliche Landschaft, Haefenspiele, Theater, Lotto, Börse, Offiziere und Soldaten, Liebesscenen, den Walzerkönig Strauß, und endlich den „Meister, der die Maschine und des Staates Räder salbt". Hier ist gar manche schöne und treffende Ergießung, wie denn der Verf. da weit glücklicher zu sein scheint, wenn er es mit bestimmtern Gegenständen zu thun hat, als wenn er seiner Phantasie ins Blaue — oder Graue — den Zügel schießen läßt. Dann kommt der Dichter auf die Erinnerung an eine frühe Liebe zu sprechen, die ihm der Tod entrissen; auch hier findet man manches Schöne und Empfundene, das noch mehr anspräche, wenn es nicht mit einem solchen Wörterschwall verbrämt wäre:

Nicht sterb' ich mehr im Taumel des Genusses
Auf Scheiterhaufen deines wilden Kusses,
Nicht seh' ich deine glanzerfüllten Augen
Wie Fensterglut im Abendsonnenprangen u. s. w.

Das lyrische Gedicht S. 128 ist vielleicht das Beste, weil Einfachste, im ganzen Buche.

Der dritte Gesang heißt „Weimar" und ist in Goethe's Haus gedichtet. Hier spricht sich der Verf. unter Anderm über seinen Beruf aus:

— — in die Saiten griff ich dreist und dreister
Und sang zu kräftig für beschränkte Geister
Und zu beschränkt für die erhabnen Meister.
Und nennt man Dichter mich, so ist es Spott,
Denn ich begreife nicht den heißen Gott,
Der mir verzehrt das tiefste Eingeweide.

Wir begreifen diese Verse auch nicht gut, ebenso wenig die folgenden:

Was ist des Dichters Lied? Ein Waisenkind,
Ein Kind der Liebe, heiß im Rausch gezeugt,
Verwahrlost, ausgesetzt in Nacht und Wind,
Entblößt, vom Hunger und vom Durst gebeugt.

Über Goethe und Schiller werden theilweise schöne Worte

*) Mönch war Talleyrand, der hier gemeint sein wird, doch nie!

gesagt, z. B. Strophe 20 u. 27. Dann folgt eine Apologie Goethe's gegen Börne, dem auch hier reichlicher Weihrauch gestreut wird. Er versichert ihn, daß er nicht dem Panzerhemd entsagt habe, obgleich er büßend zum Haus der Ruhe walle:

Wie steht sie da mit ihrer Strahlenbinde,
Die Ruhe, heilig schön, im sanften Harme,
Und meine Seele wird zum Jesuskinde (!!!!),
Gewiegt auf ihrem wollustvollen Arme.

Lächerlich ist es, wenn der Verf. von dem hölzernen Tische Goethe's Anlaß nimmt, vom Baume des Lebens, vom hölzernen Kreuz (wieder wie oben das ekelhafte Kokettiren der Juden mit der christlichen Religion!), von den hölzernen Schiffen, auf denen die neue Welt entdeckt wurde, und den ursprünglich mit Holz gedruckten Büchern zu sprechen! Zu den besten Strophen zählen wir 51—60, wo Goethe und Schiller ausführlicher verglichen und charakterisirt werden; Schiller wird angeredet:

Du ein Vulkan, der glühend sich verzehrte,
Um dann in Trauerwolken aufzurauchen;
Doch er ein Gletscher, der in Ruh begehrte
Das Haupt in Regenbogenpracht zu tauchen;
Du jagtest donnernd aus dem tiefsten Herzen
Des Geistes Flammen durch die dunkle Nacht,
Und Meer und Land bestrahlte deine Pracht;
Er aber ließ um sich die Wölkchen scherzen,
Die Adler ziehn im feierlichen Kreise,
Die Sonnen spielen auf des Busens Eise.
— — — — —
Doch als mit einem Male über Nacht
Verschwunden war der flammende Vulkan,
Der Gletscher stand in einsam stiller Pracht —
Da hob das Volk die Todtenklage an.

Sollen wir nun unser Urtheil zusammenfassen, so sprechen wir wiederholt den Wunsch und die Hoffnung aus, der jugendliche Dichter werde durch spätere Leistungen über sich, wie er sich bis jetzt gezeigt, hinausgehen und die Kritik nöthigen, ihre Ansicht zu modificiren und zu steigern; nach dem Vorliegenden aber können wir nicht umhin, unsere Meinung dahin auszusprechen, daß Karl Beck ein bedeutendes Talent zur Behandlung der Sprache, zur Gestaltung des Ausdrucks und zur Versification besitze; daß ihm eine ansehnliche Menge von Gedanken und Bildern zu Gebote stehe; daß eine gewisse Kühnheit und ein schimmernder Glanz seine Poesie auszeichnen; daß aber diese Eigenschaften bedeutend herabgedrückt, ja neutralisirt werden durch die Fehler, mit welchen sie verflochten, daß sie zum guten Theil nur ästhetische „glänzende Laster" seien; und wir sind der Überzeugung, daß sie nur durch eine gründliche poetische Wiedergeburt des dermalen noch allzu hochfahrenden Poeten zu Tugenden erhoben werden könnten. Sein poetisches Sprachtalent mag ihm gut zu statten kommen und schöne Früchte tragen, wenn er erst lernt, die unbändigen Sprünge und Extravaganzen zu zügeln, die bizarren und oft absurden Metaphern, wie „Gedankenkugeln gießen" u. dgl., einem vernünftigen Maß zu unterwerfen und die Bilder mit mehr Takt und Besonnenheit zu wählen. Er geht bisher in seiner Poesie fast immer auf Stelzen, oder fliegt mit prächtig geputzten Ikarusflügeln, aber darum vermißt man fast durchaus die Natur; seine Gedanken, Combinationen, Vergleichungen und Bilder überraschen häufig, aber befriedigen sehr selten; der Pomp und die Keckheit ersetzen nicht die zuversichtliche Großartigkeit, Kühnheit und Kraft, welche mangeln. Die oft gewaltsamen und, man möchte fast sagen, rohen Bilder scheinen nicht Kinder der schöpferischen Phantasie, sondern vom Witz und vom Gedächtniß launenhaft zusammengetragen zu sein; es fehlt ihnen die innere Einheit des Gemüths und sehr häufig auch das Leben der Anschauung; sie sind wie gemachte Blumen, die eine Weile das Auge täuschen mögen, aber denen der Duft fehlt. Möge der Dichter, und zwar bei Zeiten, von einer Bahn, welche weder die der Kunst noch die der Natur ist, zur Natur zurückkehren und, den Jargon einer hyperpoetischen Berserkerwuth verlassend, durch die reine Sprache der Empfindung die Gemüther zu erfreuen und zu rühren suchen, die bei den Treibhausphrasen dieser Fieberpoesie kalt bleiben!

Des Contrastes wegen gehen wir jetzt zu Nr. 3, Hagenbach's „Luther und seine Zeit", über. Hier haben wir in mancher Beziehung gerade das Gegentheil von Karl Beck, obgleich beide Dichter im Thema sich theilweise berühren. Aber für Hagenbach, den Verfasser einer trefflichen schweizerischen Reformationsgeschichte, ist Luther ein wirklicher Held, eine, wenn auch nicht fehlerlose, doch gediegene Persönlichkeit, ein Mann Gottes und Wohlthäter der Menschheit, auf welchem sein Auge mit Genügen und Dank verweilt, während Beck mit der bekannten genialen Unzufriedenheit gleich wieder das Negative hervorhebt und klagt, daß auch Luther nicht der Erretter gewesen. Einen auffallenden Gegensatz zu dem „Fahrenden Poeten" bildet dann weiter die höchst bescheidene Dedication der Gedichte an W. Wackernagel, worin der Verf. von sich sagt, daß er diese Lieder nur aus innerm Triebe, ergriffen vom Gegenstande, gedichtet habe und nur im Vorhofe der Dilettanten bleibe. Solche Bescheidenheit müßte die Kritik entwaffnen, wenn sie ein ungünstiges Urtheil zu fällen hätte; aber gerade das Gegentheil hiervon ist der Fall; wir sind überzeugt, daß Jeder, der Sinn für einfache, schmucklose, innige Poesie hat, dies Büchlein mit hohem Genuß lesen und wiederlesen wird. Wie das Vorwort, ist auch die Form und Composition anspruchslos; der Verf. will nicht ein episches Gedicht geben (wie L. Bechstein, dessen schöngebaute Canzonen denn doch nicht durchaus dem Gegenstande entsprechen, der ein solch feierlich prächtiges Versmaß hin und wieder, und schon sofern es ein fremdes ist, zurückweist), sondern, wie schon der Zusatz: „und seine Zeit", zeigt, nur einzelne Bilder aus dem Reformationszeitalter, dessen Hauptheld freilich Luther bleibt. Auch auf poetische Erfindung macht Hagenbach keinen Anspruch; der Stoff war gegeben und die Aufgabe nur, die glücklichsten und dankbarsten Momente auszuwählen, sie concret darzustellen und poetisch zu befruchten. Ein so reiches und mannichfaltiges Leben, wie das Luther's war, enthält nun aber so verschiedene Situationen und Scenen, daß es gewiß höchst passend war, durch den Wech-

Digitized by Google

sel der Versmaße die Verschiedenheit des Gegenstandes und Tones zu markiren; und wir finden diese meist glücklich gewählt, nur hätten wir die Form der Sonette, als fremdländisch und allzu künstlich, bei Behandlung eines so nationalen Gegenstandes weggewünscht. Hieran knüpfen wir eine weitere Ausstellung: einige Male begegnet es dem Verf., in einen etwas modernen, sentimentalen Ton zu verfallen, der auffallend absticht gegen den so ganz schlichten, kraftvollen, markigen und volksthümlichen Ausdruck. Man vergleiche z. B. aus dem Gedicht: „Überfall bei Waltershausen":

Der Abend senket sich auf Berg und Thale,
Im Frühlingsschmucke prangt das junge Grün,
Und in dem letzten warmen Sonnenstrahle
Sieht man auf Altenstein die Burg erglühn.

Aus zartem Duft des rosenrothen Glanzes
Webt sich die Glorie um des Mannes Haupt,
Der zwiefach werth des schönsten Siegerkranzes,
Ob auch kein Lorber ihm die Stirn umlaubt.

Hoch in des Himmels sel'gen Lichtesräumen
Schwebt ihm der Geist, von Siegesmuth beschwingt,
Indeß von fern der wilden Brandung Schäumen
Ihm dumpf und graus noch in den Ohren klingt u. s. w.

und aus dem Gedicht: „Luther und Frundsberg", die Verse:

Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmes Wehn
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln stehn,
So stehen kühngestaltig
Die beiden Helden dort,
In Waffen der gewaltig,
Und jener in dem Wort.

Den schirmt die Pickelhaube,
Das Waffenhemd von Erz,
Und jenem stählt der Glaube
Das vielgeprüfte Herz;
In Schlachten schaut der Eine
Dem Tod ins Angesicht,
Dem zittern die Gebeine
Auch vor dem Teufel nicht.

oder aus dem herrlichen Gedicht: „Luther's Bibel":

Es [das Wort] bringet in der Klöster Zellen
Und sendet von des Throns Schwellen
Zurück ins Volk den hellen Schein,
Es waltet in der Kinder Kreise,
Geht mit dem Pilger auf die Reise
Und kehrt in niedern Hütten ein.

Im Schoos des Heerlagers stehet
Sein Banner aufgerollt und wehet
Hoch über Wehr- und Waffenpracht;
Gefangene besucht's im Kerker,
Den Kranken macht's im Glauben stärker
Und leuchtet durch des Grabes Nacht.

Und was fortan in deutschen Zungen
In Red', in Sang und Klang gelungen,
Auf deinen Schultern ist's geglückt.
Du hast den Stein gelegt zum Tempel,
Der deutschen Sprache deinen Stempel,
Den Christenstempel aufgedrückt.

Diese volksthümliche, körnige Sprache, die in ihrer naiven Treuherzigkeit, ohne doch ins Affectirte zu verfallen, auch den Humor und Scherz nicht ausschließt und dadurch zum Charakter des Helden so gut paßt, ist an dem Büchlein nicht genug zu rühmen; gewiß aber ist das Geheimniß und die Kunst derselben schwerer zu erwerben als die pompöseste und hochfahrendste Diction.

Das Büchlein zerfällt in vier Abtheilungen, wovon die erste Luther's „Lehr- und Jugendjahre" begreift; unter diesen Gedichten sind „Die Anfechtung" und die „Reise nach Rom" auszuzeichnen. Die zweite Abtheilung: „Krieg und Sieg", enthält Hauptmomente aus Luther's reformatorischer Thätigkeit; außer den obenerwähnten Gedichten heben wir von diesen noch besonders hervor: „Das Valetmahl", „Zug nach Worms", „Die Verkleidung", bemerken aber, daß aus den spätern Zeiten der öffentlichen Thätigkeit Luther's, von seiner Rückkehr nach Wittenberg an, gar keine Facta und Situationen mehr mitgetheilt werden, was sich allerdings damit einigermaßen rechtfertigen und erklären läßt, daß Luther später nicht mehr so sehr die Personification der Reformation war wie im Anfange; aber doch hätten sich gewiß noch manche Momente, z. B. sein Aufenthalt in Koburg während des augsburger Reichstags, finden lassen, welche einer poetischen Behandlung durch einen der Sache so gewachsenen Dichter empfänglich und werth gewesen wären. Umfaßt der erste Abschnitt 9, der zweite 22 Gedichte, so bietet der dritte: „Ehe- und Hausstand. Stillleben und Tod", 26 Gedichte, darunter manche treffliche: „Der Hauspriester", „Das Almosen", „Die neue Kirche" und andere; doch aber erscheinen diese gegenüber den andern etwas zu weichlich, und Luther's Tod dürfte wol in einen nähern Zusammenhang mit dem Leben des Reformators gebracht sein. Der Schwank: „Die Martinsgans", ist vielleicht etwas zu ausführlich, wiewol ergötzlich, behandelt. Man darf wol hoffen, daß der Dichter mit der Zeit seinen Cyklus noch vermehren und vervollständigen werde, und wir hoffen, daß dies echt volksthümliche Büchlein sich bald Eingang im Volke verschaffen werde. Die „Zeitbilder und Zeitgenossen" sind eine dankenswerthe Zugabe; „Die stumme Komödie" berichtet ein merkwürdiges, den Geist und die Stimmung der Zeit charakterisirendes Factum, und „Das Friedensmahl bei Kappel" schildert im glücklich getroffenen Ton eine lustig rührende Begebenheit aus der Schweizergeschichte.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Schweizerskizzen vom Verfasser des Deutschen in Paris u. s. w. Leipzig, Hartknoch. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Der Deutsche in London. Von August Jäger. Zwei Bände. Leipzig, Engelmann. 1838. Gr. 12. 3 Thlr.

Der vielfach hin- und hergeworfene Verf. dieser Reisejournale hat kein unglückliches Talent, die Außenseite der Dinge, Personen und Zustände aufzufassen und darzustellen; wir fürchten indeß, das er nicht minder flüchtig beobachtet hat, wie er jedenfalls seine Beobachtungen in allzu flüchtiger Form der Lesewelt mittheilt. Sein „Deutscher in Paris" ist, was die Durcharbeitung betrifft, vorliegenden Schriften vorzuziehen, obgleich seine londoner Mittheilungen, soweit sie authentisch

sind, manches Interessante und Dankenswerthe enthalten. Am flüchtigsten und ohne alle stylistische Sorgfalt geschrieben sind die „Schweizerskizzen". Diese Flüchtigkeit mag in einem Reisetagebuche, so lange es Manuscript bleibt, ganz an Ort und Stelle sein, aber sie grenzt an literarischen Leichtsinn, und es gehört ein gewisser Grad von Muth dazu, wenn sie sich in Gestalt eines Buches den Richtersprüchen der Kritik preisgegeben keck genug ist. Dieser Vorwurf trifft besonders die erste Hälfte der „Schweizerskizzen". Die zweite Hälfte ist lesbarer, schon des anziehendern Inhalts wegen. Der Verf. hat hier Gelegenheit, mehre berner Volksfeste zu schildern, z. B. das Schwingen zwischen den Emmenthalern und Oberländern und ein Erinnerungsfest an die sempacher Schlacht. Für die Darstellung solcher Scenen hat der Verf. ein unleugbares Geschick; er weiß sie mit nicht gewöhnlicher Lebendigkeit und Naturtreue darzustellen und, indem er bis auf das kleinste Detail eingeht, das Interesse des Lesers festzuhalten. Seine Ansichten von Welt- und Menschenleben haben überhaupt etwas Frisches und Keckes; nur daß die Form, worin sie sich aussprechen, zu ungeniert erscheint. Der Verf. hat sich zur Lieblingssache die Beobachtung der politischen Flüchtlinge gemacht, auch bringt er über den Savoyerzug manche Documente bei, welche denselben in seiner, besonders durch Ramorino's Eigennützigkeit und schlechte Leitung veranlaßten oder verstärkten Nichtigkeit und Lächerlichkeit erscheinen lassen.

Auch „Der Deutsche in London" beingt, als Hauptpartie des Buches, viele Mittheilungen über das Treiben der politischen Flüchtlinge in London, über die dürftigen Unterstützungen, welche sie genossen, über ihre Streitigkeiten untereinander, ihre Beschäftigungen, womit sie sich das Leben zu fristen suchten, ihre Zusammenkünfte, wobei man hochtrabende, von Blut und Freiheit schäumende Reden in schlechtestem Style hielt und gewöhnlich mit einem wüsten Gelage endete. Aber nicht blos über die deutschen Flüchtlingr gibt der Verf. sein Endurtheil, sondern auch über die polnischen, französischen und italienischen Emigrirten und ihre Koryphäen: über Czartorysky, Dwernicki und Umiński, über Cavaignac, Marast und Beaumont, über de Peati und Mazzini. Wie viel daran wahr ist, wie viel der Verf. falsch gesehen oder sich falsch berichten lassen, muß seiner Verantwortlichkeit überlassen bleiben. So erzählt er uns z. B. folgende sonderbare und zweifelhafte Geschichte: „Einige Flüchtlinge unterzogen sich einem Geschäfte, welches im höchsten Grade ermüdend, ungesund und verachtet: sie verdingten sich bei Gerbern und bereiteten kleine und kostbare Felle auf eine uns bis dahin unbekannte Weise. Die rohen Felle von Zobeln, Hermelinen, blauen Füchsen, Ottern, Bibern u. s. w. werden in ein großes Faß geworfen, in dasselbe steigt der völlig entkleidete Arbeiter und tritt, stampft und bewegt sich mit Armen und Füßen so lange, bis ein entsetzlicher Schweiß über seinen Körper ausbricht und durch diesen Schweiß und die unausgesetzten Bewegungen die Felle erweicht und gegerbt werden." Wenn dieser Bericht eine Fabel ist, so ist er wenigstens in der Darstellung des Verf. eine sehr einfache und ungeschminkte Fabel. Das Buch ist im Ganzen mannichfaltig und bunt und läßt sich, da es etwas sorgfältiger stylisirt ist, besser lesen als die „Schweizerskizzen". 23.

Mancherlei.

Der Fehler des Neides wird häufiger gefunden als man glaubt. Er heiße Fehler, nicht Laster, weil er zu dem letztern werden kann, es aber ursprünglich nicht ist. Wenn wir Andere im Besitz großer Vorzüge, z. B. der Ehre, des Reichthums, der Wissenschaft und Kunst, sehen, so entsteht das natürliche Verlangen, ihnen darin gleich zu sein, welches bei seiner Nichtbefriedigung leicht in Neid ausartet und die Person, welche das Gefühl der Nichtbefriedigung veranlaßt, zu einem unangenehmen Gegenstande macht. Nur dann wird der Neid zum Laster, wenn er verleitet, seinem Gegenstande böslich zu schaden, Ehre zu kränken, Vorzüge herabzusetzen und gleichsam Rache auszuüben für den gemachten Verdruß. Allen Angriffen des Neides sich zu entziehen, ist schwer, ja fast unmöglich; Jemand müßte dann aufgeben, was er hat, oder etwas Anderes sein, als er ist. Inzwischen pflegen gemeinhin die Besitzer von Vorzügen Alles zu thun, den Neid aufzuregen: der Reiche prunkt mit seinem Reichthum, der Geehrte mit seinen Ehrenzeichen, auch Wissenschaft und Kunst drängen sich bei ihren Inhabern prahlend hervor. Dieser Fehler sollte vermirden werden, um die Fehler des Neides zu verhüten. Baco von Verulam bemerkt, daß bei dem Neide Vergleichung stattfinde, sobald aber diese unmöglich sei, auch der Neid selbst aufhöre, also Könige nur von Königen beneidet würdrn. Soll die Unmöglichkeit zutreffen, so muß eine volle Gewohnheit des Gedankens an gewisse Vorzüge da sein, wie bei Unterthanen gegen ihre Erbfürsten, bei Afrikanern gegen Europäer, wodurch aller Muth verschwindet, seine Ansprüche auf solche Vorzüge auszudehnen; erwacht aber der Muth, indem die Gewohnheit unterbrochen wird, wie bei Revolutionen in Bezug auf Fürsten, bei Geistesbildung in Bezug auf Hautfarbe, so entspringt mit ihm und seiner Anmaßung der Neid. Weniger wahr ist deswegen, wenn derselbe Schriftsteller äußert: man beneide ausgezeichnet treffliche Menschen, wenn sie erhoben würden, in geringem Maße, weil ihre Erhebung als Schuldigkeit erschrine, die Bezahlung einer Schuld aber Niemand beneide, sondern nur eine Schenkung über Verdienst. Tugenden und Verdienste selbst sind ja die größten Gegenstände des Neides, und werden es noch mehr, wenn sie ihren Lohn finden. Auch muß Baco einräumen: „Man beneidet unwürdige Personen am meisten auf den ersten Ehrenstufen, hernach weniger; und im Gegentheil, würdige und verdienstvolle Männer erfahren dann erst Neid, wenn ihr Glück längere Daner hatte." Er sucht den Grund des letztern darin, daß die Vortrefflichkeit zwar dieselbe bleibe, aber minder glänze, weil andere Nachfolgende sie zu verdunkeln anfangen; jedoch liegt der Grund beider Erscheinungen in einer verschieden sich ausbildenden Gewohnheit. Unwürdige erhoben zu sehen, wird nämlich durch Länge der Zeit als unvermeidliches Schicksal genommen, man verschafft sich eine Tröstung, das Schicksal sei ja blind, und diese dämpft die Aufwallungen des Begehrens und Beneidens; an die Überlegenheit des wahren Verdienstes hingegen gewöhnt keine Zeit, es wächst vielmehr mit der letztern das Gewicht jener, und es fehlt der Trost einer blinden Vertheilung von Glücksgütern; ja, die Eigenliebe wird am meistrn gekränkt, wenn sie eingestehen muß, nur Gerechtigkeit habe darin gewaltet, daß Andere mehr empfangen als sie selbst. Kein Glücklicher, kein Verdienstvoller, kein von der Natur begabter Mensch träume, er sei unbeneidet. Die Welt ist voll von Mißgunst, und nur Engel können mit reiner Lust über Engel sich freuen.

Bei dem Wiederanblick früherer eigener Schriften kann dem Autor eine Verwunderung entstehen, wie viel mehr er damals gewußt habe als später. Wir sind mit manchen Dingen einst leichter fertig geworden, die hinterher schwierig dünken. Dies erklärt die Anmaßung der Jugend gegen das Alter. Jene besitzt das Gefühl des Mehrwissens, während dieses darüber bedenklich wird, und statt sich daher über die Verminderung manches Wissens vom Alter belehren zu lassen, ist es die Jugend, welche das Alter belehren will und für ihre Gedanken ruhige Aufmerksamkeit verlangt.

Wagenseil schrieb ein Buch „über die Erziehung eines Prinzen, der vor allem Studiren einen Abscheu hat", und hoffte diesen dahin zu bringen, daß er gelehrt und geschickt werde. Warum ist dieses Buch nicht — für Höfe wie für Studienanstalten — hundertfältig aufgelegt? 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 229. — 17. August 1839.

Lyrische und episch-lyrische Poesie.

(Beschluß aus Nr. 228.)

Nr. 2. Die Gedichte von F. W. Rogge liegen in einer dritten Auflage vor uns, wodurch wir, da er bisher nicht unter den bekanntern Namen mitgenannt wurde, zu der Annahme berechtigt sein werden, daß der Verf. sich wol in einem engern Kreise werde ein ihm gewogenes Publicum gewonnen haben, was übrigens nie der Fall sein kann, wenn nicht eigenthümliche Vorzüge die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und festhalten. Jedenfalls müssen wir, wenn sich auch unsere Kritik durch jenen seltenen Umstand keineswegs bestechen läßt, dem Dichter Glück wünschen zu der factischen Anerkennung, die er gefunden, und die ihn leicht trösten wird über die Ausstellungen, die wir etwa an seinen Poesien zu machen haben. Der Dichter scheint noch ziemlich jung zu sein; denn die frühesten der hier gebotenen Dichtungen fallen in die Jahre 1827 u. 1828, und überdies liegt die Vermuthung auch darum nahe, weil so wenige unserer Lyriker sich die Lust am Gesange bis zu reifern Jahren erhalten.

Die Sammlung zerfällt in Vermischte (darunter mehre Gelegenheits-) Gedichte, Sonette, Balladen und Romanzen, Oden, Elegien ernster und erotischer Gattung, Die Halle von Frankreich, Gnomen. Der Mannichfaltigkeit der besungenen Gegenstände — Personen, historische und sagenhafte Ereignisse, Empfindungen jeder Art, abwechselnd mit Reflexionen — entspricht auch die Mannichfaltigkeit der Versmaße; antike wechseln mit modernen, gereimte und reimlose Jamben mit Sonetten, Glossen mit Oden, sapphische Strophen mit Distichen u. s. w. All diese verschiedenen Formen handhabt der Dichter mit Gewandtheit, wenn auch den an Goethe's römische Gedichte erinnernden Elegien, worin zuweilen die gleichen Gedanken und Motive wie bei jenem vorkommen, die kecke Frische und die durchsichtige Klarheit des großen Meisters fehlen mag und die antik gemessenen Oden, die Sonette an marmor- oder alabasterartiger Glätte und Reinheit, an kunstvollmelodischem Bau den Schöpfungen Platen's nicht völlig gleichkommen. Was unsern Dichter auszeichnet, ist eine reiche, vielseitige Geistes- und Gemüthsbildung, welche ihn in verschiedenen Sphären einheimisch macht, die harmonische Verschmelzung eines geläuterten Natur- und Kunstsinnes, der, das Excentrische in Form und Inhalt fliehend, mit ernstem Bemühen dem Maß, als der Grundbedingung des Schönen, nachstrebt. Die in unserer Zeit zu billigende Scheu vor dem Überschwenglichen führt jedoch den Verf. hin und wieder bis hart an die Grenzen, wo der poetische Ausdruck an die Prosa streift. Unter den vermischten Gedichten zeichnen wir aus: „Frühlingstreiben", „Lerchenruf", „Die Verstoßene"; aus dem letztgenannten Gedicht mögen einige Strophen hier stehen:

Todähnlich vor dem Blicke Sol's
Lag jüngst die Erde, gramumwunden,
Das Blut — zurück zum Herzen quoll's,
Und alles Leben schien verschwunden:

Da ward dem Sonnengotte bang,
Als so die bräutlich schöne Erde
Ob seiner Untreu schmerzlich rang,
Wie wenn sie nie genesen werde.

Und reuig gibt er ihr sich kund
Und läßt sich schmeichelnd zu ihr nieder
Und küßt sie auf den bleichen Mund,
Warm rieselt's durch die starren Glieder.

Und unter seinem Hauch belebt
Sich wunderbar die kranke Hülle,
Und wie er kosend sie umschwebt
Wächst der Genesung Lebensfülle.

Von seinem Feuerkuß erblühn
Unzähl'ge Rosen ihren Wangen,
Sie hat ihm liebeteicht verziehn,
Und bräutlich hält sie ihn umfangen.

Geheimnißvoll und tief und lang
Die grünen Wälder wiederklingen;
Süßschauernd tönt der Brautgesang,
Den ihr die Nachtigallen bringen.

So hast du Erde deine Lust
Und deine Jugend hast du wieder;
Doch nimmer steigt in meine Brust
Aufs neu ein neuer Frühling nieder.

Unter den Sonetten scheinen uns die vorzüglichsten: „Ihr Bild", „Sie", „Der Morgen", „Der Bach", „Phantasie"; indessen sind diese, worin Platen uns an die glänzendste Politur und Reinheit verwöhnt hat, nicht von allen Härten und unreinen Reimen freizusprechen; verwandt aber sind sie mit denen Platen's in der, über der gemeinen Realität schwebenden künstlerischen Gesinnung, welche sich wie das Hermelin vor aller materiellen Befleckung hütet. Unter den Balladen und Romanzen, wo die Sprache nicht immer gedrängt und prägnant genug scheint, geben wir der ernsten: „Der verlorene Kai-

Digitized by Google

ser", und der lustigen: „Otto mit dem Bart", vor allen den Vorzug. In den Oden und einigen Elegien hat der Dichter dem Geiste der Zeit seinen Tribut dargebracht, im guten und im minder guten Sinn: jenes, indem er die Sache der Freiheit, auch wenn es eine unglückliche ist, feiert und vertritt; dieses, indem er sich nicht rein erhält von der an einem Deutschen unerklärlichen Napoleonomanie, an der so viele junge Leute und Dichter kranken, die des Jammerns um den Gefangenen und Märtyrer auf Helena kein Ende wissen; ja, er hat in der „Halle von Frankreich" (in welcher sich Blücher bei Ligny etwas sonderbar und fast wie ein Feind ausnimmt, obgleich der Dichter freilich nicht so unpatriotisch ist, dies sagen zu wollen) den Fremden ein poetisches Denkmal zu stiften gesucht, ohne etwas Ähnliches für Deutschland zu versuchen. In dem Fragment: „Die Nacht zu Fontainebleau", scheint der Dichter sich ganz auf die dem Stoffe inwohnende Poesie verlassen zu haben, wobei er jedoch die poetische Licenz sich nimmt, den Kaiser aufs Wohlergehen Frankreichs Gift trinken zu lassen. Seltsam ist eine, Bertrand in den Mund gelegte Zeile:

O Sire, Sire, Ew. Majestät!

Aber wenn sich hier der Unpatriotismus am Dichter gerächt zu haben scheint, müssen wir ihm doch bezeugen, daß, wo er angemessene Gegenstände wählt, ihm die Muse freundlich gelächelt hat.

Daß wir an dem Dichter Nr. 4 einen Schwaben vor uns haben, lassen außer dem Verlagsort (Heilbronn) mehre Gedichte, wie „Schwabenland", „Der Neckar", „Die Feier der Schlacht bei Lauffen" (wo Herzog Ulrich sein Herzogthum wiedergewann) und auch das schöne Gedicht: „Der wahnsinnige Dichter", der kein Anderer sein kann als der wahnsinnige Hölderlin in Tübingen, leicht errathen. Über seine Persönlichkeit gibt Krais uns selbst weitere, rührende und erfreuliche Aufschlüsse in dem Liede: „Häusliches Glück", wo er, seine Lebensgenossin anredend, sie erinnert, wie ihre Seelen, schon vor des irdischen Seins Beginn von freundlichen Genien einander zugeführt, nach durchträumtem stillen Morgentraume der Kindheit einander gefunden und „zusammenklangen und jauchzten, für einander geschaffen zur Liebe". Jetzt ein seliges, ewig vereintes Paar, wandeln sie bald im Thal unter den Erlen und Weiden, trinken bald im Garten des Sommerabends Lustgesäusel,

Und um uns spielen, — Zarte Gebilde, — Zwei Kindlein mit den Blumen, — Ihren Geschwistern. — Bald in grimmiger Winternacht, — Wenn der Nordwind als heulendes — Gespenst an die eisig — Klappernden Fenster pocht — und der Flocken Gewimmel — Schüttelt vom sausenden Fittich, — Bergen wir traulich still — Im lampenerhellten Stübchen — Und ergehen uns froh in der Dichtung — Ewigheitern Gärten, — Wo der vaterländischen Meister — Hohe Gesänge — In unsterblicher Jugend ertönen. — Dazwischen klingt auch — Hin und wider — Von mir ein Lied, — Das, ob zwar jenen — Nicht vergleichbar, — Doch vor allen dein lauschendes Ohr vergnügt — Und keinen süßern — Lohn begehrt.

Selbsterlebtes und Empfundenes, so weit nämlich die Erfahrungen des noch jungen Mannes reichen, schildert dann auch das liebliche Gedicht: „Idylle", das zum Gegenstande das Stillleben eines Landpfarrers hat, der, segnend, tröstend, beglückend und selbst beglückt, das Wort des Lebens verkündet und die reinen Freuden der Natur und der Familienliebe in harmloser Thätigkeit und regem Geistesstreben genießt. Wie schön sind folgende Verse:

Wie lieblich, wenn aus heitern Höhen lächelt
Der Tag des Herrn, in goldgelockter Schöne,
Ruh, als ein Engel, mit der Palme fächelt
Und nun der Glocken silbernes Getöne,
Weithin getragen von der Morgenluft,
Die Schär der Gläubigen zusammenruft!
Gebet und Seufzer steigen und Gesänge;
Dann wird es still; das Wort dringt durch die Hallen
Begeistert aus dem Mund des Lehrers vor;
Die fromme Seele fleugt zu Gott empor;
Die Brust des Sünders bebt, vom Fluch erschüttert,
Wie sie vom Wehn der Liebe sanft erzittert,
Licht muß in nachtumhüllten Sinn sich gießen,
Des Grams Gewölk in milden Thau zerfließen.
Es blinkt der goldne Kelch auf dem Altar,
Mit dem der Herr sich will den Seinen schenken,
Im Blute der Versöhnung wunderbar
Sich selbst in ihres Wesens Tiefe senken.
Den heil'gen Bau umfängt des Kirchhofs Mauer,
Da scharren sie die Todten klagend ein;
Ausgähnt das Grab hier der Verwesung Schauer;
Doch blühen auf in tröstlich mildem Schein,
Wie Gradesrosen, Kreuz und Leichenstein
Vom Wort des Lebens: sinkt der Staub in Trümmer,
So stirbt mit ihm der Tod und tödtet nimmer.

Geschäftig wandelt so in seinem Haus
An seinem Tag sein Diener ein und aus;
Doch bis in jenes Morgens Glanze mag
Des Erdentraumes Abendroth verschweben,
Ist hoher Feier stets geweiht sein Leben
Und still von ihm geheiligt jeder Tag.
Bald geht er in dem frischen Hauch der Frühe
Hin zu der Schule, wo um ihn versammelt
Der Kinder Schar die ersten Laute stammelt
Von dem Erlöser; wonnig süße Mühe,
Genährt von oben durch des Lichtes Segen,
Die Saat im jugendlichen Grün zu pflegen.
Ist sorglich sie bestellt, so wandelt er
In seinem Garten heiterstill umher
Und pflegt, wie dort im kindlichen Gemüthe,
So hier des Lenzes zarterschloss'ne Blüte,
Wo aus dem reichen, duftigvollen Beet
Sproßt in der Weste säufelndem Gekose
Mit Veilchen und Vergißmeinnicht der Rose,
Der Nelk' und Lilie holde Majestät u. s. w.

Dann wird weiter geschildert, wie er an den Dichtern und Philosophen der Alten sich entzückt, die Helden der Geschichte an sich vorüberschreiten läßt — und wie dann diese Alle überstrahlt und ausgelöscht werden von Dem, der die Herrlichkeit des Vaters offenbarte.

Dies treffliche Gedicht ist gleichsam der Rahmen, der die ganze Sammlung umschließt. Diese besteht aus drei größern Abtheilungen: 1) „Gesang und Liede" (auch die Natur hätte hier genannt werden dürfen); 2) Stimmen der Weltgeschichte"; 3) „Bilder aus dem Heiligthum". Dazu kommen noch vermischte Gedichte und einige Übersetzungen aus dem Englischen. Was in dieser Gedichtsammlung so wohl thut, ist die innige Harmonie, welche doch keineswegs Monotonie ist. Die „Bilder aus

Digitized by Google

dem Heiligthum" behandeln religiöse Themata, und manche sind von ausgezeichneter Schönheit, wie „Das Land der Verheißung", „Das lebendige Wasser" und die drei Festgesänge. Daneben aber ist der Dichter keineswegs vom Leben und seinen Freuden, von der Geschichte und ihren begeisternden Großthaten und Charakteren, von der Natur und ihrer Poesie abgewandt: die „Stimmen der Weltgeschichte" feiern mit kräftigen Gesängen die Heroen des Alterthums und der neuen Zeit, die Verfechter der Freiheit im politischen und geistigen Sinne; zwei der schönsten Gedichte verherrlichen Demosthenes und Hutten. Es fehlt uns der Raum, weitere Proben aus dieser reichhaltigen Sammlung zu geben, und so müssen wir versuchen, sie in der Kürze zu charakterisiren. J. Kraus scheint uns ein Schüler Uhland's genannt werden zu können; er hat mit ihm die innere Harmonie des Gemüths wie den Wohllaut des Verses gemein; seine Gedichte fallen höchst angenehm und volltönend ins Ohr und sind fleißig ausgefeilt. Dann hat er aber auch eine Verwandtschaft mit Schiller, sofern mehr die Reflexion sich bei ihm in — oft sehr schöne und treffende — Bilder kleidet, mehr der Gedanke die eigentliche Seele seiner Gedichte ist als die mit ihrem Ausdruck in Eins zusammenfallende unmittelbare Anschauung. Den Adel und die Reinheit der Gesinnung und der Sprache theilt er mit den beiden genannten Meistern, steht jedoch gegen Schiller an Energie und Originalität der Gedanken, gegen Uhland an Innigkeit und Frische der Anschauung und Empfindung zurück. Überraschendes, Frappantes wird man in diesem Bändchen wenig finden, aber dafür eine Menge von wahrhaft ansprechenden, durchempfundenen und durchdachten Poesien in der edelsten Form und zeugend von Dem, was man heutzutage so häufig vermißt, von der den Leser mit einem Wohlgefühl eigener Art erfüllenden Gemüthseinheit des Dichters!

79.

Über den Ursprung der Todesstrafe von Wilhelm Götte. Leipzig, G. Wigand. 1839. Gr. 8. 1 Thlr.

„Die vorliegende Schrift", sagt der Hr. Verf. in der Vorrede, „ist weniger dazu bestimmt, die Zahl der im vorigen Jahrhunderte so beliebten Amoenitates juris zu vermehren, als vielmehr zum Vorläufer einer umfassendern Untersuchung über die ethischen und Rechtsbegriffe der vorchristlichen Zeiten, insbesondere der heroischen zu dienen. Denn je näher die Völker dem sogenannten Naturzustande stehen, desto interessanter und wichtiger ist es für die Begründung der Principien der Ethik wie des Strafrechts, zu untersuchen, was sie in jenem Zustande für sittlich gut und für recht gehalten haben" u. s. w.

Der Standpunkt, welchen der Hr. Verf. wählt, versetzt uns auf das Gebiet der historischen Rechtskunde. Dies erinnert uns an die glänzende Literatur, welche Deutschland besonders seit Savigny in diesem Felde aufzuweisen hat, zugleich aber auch an die rastlosen Bestrebungen der Hegelianer, das Interesse für philosophische Zergliederung des Rechtszustandes und der leitenden Ideen des öffentlichen und Privatrechts anzuregen. Es scheint, als wenn eine Vereinigung beider Schulen nicht wohl möglich sei. Der Rationalismus in der deutschen Rechtswissenschaft unserer Tage kann die historische Leuchte nicht vertragen. Er ist abstract und, weil er das jus in praxi mit der ratio aussöhnen will, meist in Verlegenheit. Aus diesem Grunde scheint uns der Weg, welchen Hr. Götte einschlägt, ein großartiges Unternehmen. Es muß in allen Völkern vor der Epoche christlicher Cultur ein Rechtsgefühl vorhanden gewesen sein, welches sich, gleich dem Gefühle, welches ihre Sprachen zum Theil sehr tief gebildet hat, nach und nach zur Klarheit des Gedankens emporzuringen strebt. Es müssen mit beiden Hand in Hand religiöse Vorstellungen gegangen sein und sich gegenseitig ergänzt haben. Dies nun scheint sich auch aus der Darstellung des Hrn. Götte über den Ursprung der Todesstrafe deutlich herauszustellen. Er hat mit großer Aufmerksamkeit auf die Entwickelung der Rechtsbegriffe die Alten gelesen und seine zahlreichen Citate sind, so weit wir sie geprüft haben, sehr passend gewählt. Er hat nur das Beste ausgehoben und hat das Bessere und gar das Geringfügige vermieden. Die „Rechtsalterthümer" des geistvollen Grimm haben seine Bestrebungen für die deutsche Rechtsgeschichte sehr erleichtert; allein er hat auch hier nicht mehr angehoben, als für den Zweck nöthig war. Das Resultat seiner Forschung ist eigentlich in der Einleitung seines Werkchens dargelegt. S. 4: „Bei fortschreitender Ausbildung der Staaten haben diese die Todesstrafe vervielfältigt." S. 5: „Was sind auch die scharfsinnigsten Lehren, wodurch die Todesstrafe gerechtfertigt wird, gegen den einfachen, von uns barbarisch genannten Alterthums Milde und humane Ansicht, daß der Schaden zu bessern und dann Versöhnung zu bewerkstelligen sei! Was ist mehr im Sinne des Christenthums, was mehr dem Begriff von der väterlichen Stellung und Gewalt des Fürsten angemessen, unsere Abschreckungstheorie, oder die in den ältesten Zeiten zwischen Thäter und Leider gesuchte Vermittelung?" Hier trifft die Frage über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe mit dem Volksgefühl zusammen. Wie schön löste dieses die Zweifel! Erst die neuere Zeit und eine neuentstehende, noch im Geborenwerden begriffene Nation hat in dem Pönitenziarsystem diese Frage im Sinne der Civilisation zu lösen gesucht. Die Wahrheit liegt überall nicht im Extrem, sondern in der Mitte. Die Todesstrafe läßt sich in gewissen Fällen nicht verwerfen; aber sie ist in den mehresten von den Strafgesetzgebungen der christlichen Völker bedachten Fällen unnöthig und deshalb verwerflich.

In vier Capiteln führt der Hr. Verf. uns die Geschichte der Todesstrafe und deren Ursprung vor. Von den ältesten, patriarchalischen Zuständen ausgehend, endigt er bei den Strafgesetzgebungen der philosophirenden Athener und Italioten. Die Vergleiche zwischen den Kindheitszuständen der Völker, so weit sie uns bekannt sind, deuten auf eine gleichhumane, den Menschen und sein höchstes Gut achtende innere Basis, welche erst mit der künstlichern Gestaltung der Staaten verlassen wird. Sobald Gesetzgeber auftreten, wird die ursprüngliche und natürliche Rechtsidee verändert. Moses wie Drakon schrieben ihre Gesetze mit Blut, und alle ihre Nachfolger konnten sich selbst bei der Mahnung ihres bessern Gefühls nicht auf die natürliche Basis zurückfinden. Trefflich ist daher das edeln Jakob Grimm treffendes Wort in der Vorrede zu den „Deutschen Rechtsalterthümern" (S. XVII) als Motto von dem Hrn. Verf. gebraucht: „Bis zur Abschaffung der Todesstrafe hat sich alle unsere Bildung noch nicht erheben können; fast nur für Feigheit und Diebstahl, weil diese Verbrechen öffentlich verabscheut waren, kannte sie das rohe Alterthum. Statt seiner persönlichen Bußen haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Acten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben." Daher ist es denn auch dahin gekommen, daß eine Untersuchung, wie Börne sagt, einer entehrenden Strafe gleich zu achten ist, ja, daß in Deutschland Viele Zeitlebens in Untersuchung bleiben können.

Wir zählen diese Schrift des Hrn. Götte zu den guten Monographien über Geschichte des Strafrechts. Seine Sprache ist edel und natürlich, seine Schreibart fließend und klar, sein Sinn billig, und seine Kenntnisse zeugen von großer Vertrautheit mit dem Alterthume und der Geschichte; so wird man von

Digitized by Google

allen Seiten angezogen, die Schrift zu lesen. Wir hoffen, daß sie dazu beitragen werde, die Gesittung und den Rechtszustand unsers Volks auf den schönen natürlichen Weg zurückzuführen, den Alte und Neuere stets mit Enthusiasmus geschildert haben, dessen warme und wahre Darstellung aber, seit der historisch tieffühlende Luden in seiner deutschen Geschichte die Feder dafür ergriffen hat, für arge politische Ketzerei und Demagogie verschrien worden ist. Wo sind die Wurzeln deutscher Kraft, wenn wir sie nicht in der Urgeschichte unsers Volkes finden sollen?

Sehr gespannt sind wir nach diesem Vorläufer auf das größere vom Hrn. Verf. angekündigte, im Eingange berührte Werk. Möge er sich mit Kraft und Geduld zu dessen glücklicher Ausführung rüsten! Es wird, wenn er in der betretenen Bahn fortwandelt, ihm Ruhm und Ehre bringen. Solche Werke sind sichere Vorboten einer neuen und wahren Culturstufe und versöhnen durch eine belebende Hoffnung mit der Gegenwart. 52.

Miscellen.

Zur Kenntniß von Buenos Ayres und der Plataländer.

Wichtig für die Kenntniß von Buenos-Ayres und den Platastaaten in geographischer, statistischer und historischer Hinsicht ist folgendes unlängst erschienene Werk: „Buenos Ayres and the provinces of the Rio de la Plata, their present state, trade and debt; with some account from original documents of the progress of geographical discovery in those parts of South America during the last sixty years. By Sir *Woodbine Parish.*" Der Verf. hielt sich lange Zeit als britischer Geschäftsträger in Buenos Ayres auf und schloß 1825 den Vertrag ab, in welchem seine Regierung die Unabhängigkeit des neuen Staats anerkannte. Seit seiner Unabhängigkeit hat sich derselbe, namentlich die Stadt Buenos Ayres sehr gehoben; ihre Bevölkerung schätzte Bougainville 1767 auf 20,000 Menschen, 1824 betrug sie schon 82,000 mit 15—20,000 Fremden, von denen über ⅓ Briten sind. Die Bevölkerung sämmtlicher unter dem Namen der argentinischen oder La-Plata-Union bekannten Vereinstaaten, deren Hauptstadt Buenos Ayres ist, kann man auf 6—700,000 Einwohner schätzen, die über einen Flächenraum von 726,000 englischen Quadratmeilen verbreitet sind, und von denen außer der Bevölkerung der Hauptstadt noch etwa 82,000 Menschen auf das Gebiet von Buenos Ayres kommen. Für die Geschichte und die physikalische Geographie des Landes hat Hr. Woodbine Parish nicht weniger als für die Statistik sehr schätzbare Nachrichten gegeben, die in Verbindung mit dem Reiseberichte Darwin's, des gelehrten Begleiters des Beagle auf seiner letzten Expedition, von diesen wenig gekannten Regionen dem Europäer eine genauere Kunde geben. Von allgemeinem Interesse sind besonders die Mittheilungen über die früher von den Spaniern in den Pampas bis an den Rio Negro gemachten Colonisationsversuche, deren einziges Resultat die Niederlassung Carmen am nördlichen Ufer des Negro vier geographische Meilen von der Meeresküste war, während die übrigen, z. B. Port San-Julian an der Küste von Patagonien u. a., sämmtlich zu Grunde gingen; ferner die Mittheilungen über die Expeditionen Viedma's und Villarino's in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, die, von den Spaniern absichtlich verborgen gehalten, erst jetzt durch den Verf. bekannt geworden sind, über die Stämme der Indianer in den Pampas und ihre verheerenden Raubeinfälle in das Gebiet der Union und endlich über die Kriege der letztern gegen sie seit 1823, in deren Folge das Gebiet der Republik um 75,000 englische Quadratmeilen erweitert worden ist. Am erfolgreichsten war die Expedition des Generals Rosas 1832 und 1833, von dem manche Stämme gänzlich ausgerottet, andere in die Cordilleren von Chile gejagt und über 1500 christliche Weiber und Kinder aus der elendesten Sklaverei befreit wurden. General Rosas wird als ein Todfeind der Indianer dargestellt und soll seine Popularität hauptsächlich dem festen Entschluß verdanken, sie auf dem Gebiete der Republik auszurotten. Diese Indianer der Pampas sind in der That zum Theil mehr Unholde als Menschen. Weit günstiger werden die Patagonen beschildert; sie sind ebenso edel als kriegerisch und gewähren, wenn sie mit langen Lanzen, wehenden Helmbüschen, übrigens vom Gürtel auf nackt, in ziemlich geschlossenen Reihen heranreiten, einen imposanten Anblick, indem kein europäisches Reiterregiment solche Gestalten und Reiter aufzuweisen hat. Der Führer eines patagonischen Trupps, mit dem Oberst Garcia 1822 in Berührung kam, maß über sieben Fuß und viele von seinen Leuten überragten ihn noch.

Die Aussichten für das Christenthum in Birma.

Ungeachtet dieses Land wegen der Toleranz seiner Regierung in Glaubenssachen rühmlichst bekannt ist, so gibt es doch vielleicht kein anderes, wo der Bekehrung des Volks zum Christenthume sich größere Schwierigkeiten entgegenstellten. Die dortige Toleranz ist die der antiken Staaten. Jede Religion wird anerkannt, kein Cult als solcher von dem Staate verfolgt und unterdrückt, der Fremde erfreut sich in Birma der vollkommensten und uneingeschränktesten Religionsfreiheit; aber der Birmane selbst muß dem Staatscult huldigen und darf sich Neuerungen in Religionssachen nicht in den Sinn kommen lassen. Despotisch wie die Regierung ist, zeigt sie ihre Strenge besonders in der Aufrechthaltung des alten Glaubenssystems. Die ganze birmanische Bevölkerung ist in einzelne Dekaden von je 10 Familien eingetheilt; jede Dekade oder Decurie steht unter einem besondern Aufseher; 10 solcher Dekaden machen einen größern Verwaltungs- und Gerichtskreis aus unter einem Beamten, von dem die Zehntvorsteher abhängig sind. Wir haben hier die angelsächsische Einrichtung der Hundreds und Tythes, welche für das gesetzliche Verhalten ihrer Mitglieder haften müssen. Über dem Vorsteher von 100 Familien steht ein höherer Beamter, unter dessen Controle die Vorsteher der Centurien und Decurien sich befinden. Wie soll hier das Christenthum eindringen, da eine solche Gliederung, verbunden mit despotischer Regierung, ihm ein ebenso großes Hinderniß als die Geschlossenheit der Kasten entgegenstellt! So Howard Malcolm's „Travels in South-eastern Asia" (2 Bde., London 1839), ein Buch, in welchem man besonders über das birmanische Reich viel gute Nachrichten findet.

Der Kronprinz von Siam.

Von Chow Fah Noi, dem muthmaßlichen Thronfolger in Siam, gibt Howard Malcolm in seinen „Travels in South-eastern Asia" folgende kurze Schilderung: „Sollte dieser Prinz den Thron besteigen, an den er weit rechtmäßigere Ansprüche hat als der gegenwärtige Monarch, ein Bastard, dann müßte Siam sich nothwendig aus dem Zustande der Niedrigkeit und Halbcultur erheben, in welchem es sich jetzt befindet. Kein Mann im Königreich besitzt solche Herrschertalente wie er. Seine von Natur hohen und edeln Anlagen sind durch den Umgang mit Fremden, durch das Studium englischer Werke, namentlich mathematischer von Euklid an bis Newton, ausgebildet, sein Geist ist von jeglicher abergläubischen Anhänglichkeit an dem Buddhaismus frei und ebenso geneigt, die Überlegenheit unserer Cultur anzuerkennen, als unsere Künste einzuführen, so weit dies möglich ist. In den physikalischen Wissenschaften, der Mathematik und Astronomie ist er nicht ohne Kenntnisse und zeigte großes Verlangen nach dem letzten „Schiffahrts-Almanach", den ich ihm zu senden versprach. Seine Töchter, noch ganz kleine Mädchen, sind so an den Anblick von Fremden und namentlich von Europäern gewöhnt, daß sie mir stets, ohne die geringste Furcht zu zeigen, von selbst auf den Schoos sprangen und mich dadurch zu erfreuen suchten, daß sie die englischen Worte nachsprachen, welche ich ihnen vorsagte." 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 230. — 18. August 1839.

Französische Romanenliteratur.*)

„Glauben Sie mir, man stirbt nicht vor Langweile, das ist nur eine dichterische Redensart", hat Börne irgendwo gesagt; und wenn dies stets eine Wahrheit war, so ist sie, seit man Romane schreibt und Leserabinete hat, über allen Zweifel erhaben. Es geschieht mir mitunter, daß ich Abends nicht einschlafen kann, und daß selbst die zwölf Mittel, die Jean Paul in einem seiner Romane aufzählte, nicht helfen wollen. Dann greife ich getrost zu einem Romane und bin gewiß, daß dieser nach einer halben, höchstens dreiviertel Stunden seine Wirkung gethan hat. Oft geschieht es auch, daß mir am Tage eine Stunde übrig bleibt, aus der ich, zu weit von Hause entfernt, nicht weiß, was machen, und ich rette mich dann in ein Lesecabinet und nehme abermals einen Roman zur Hand.

Sie sehen hieraus, daß ich eigentlich nicht zu den berufenen Kunstrichtern gehöre, daß ich nur als Liebhaber in das Handwerk pfusche. Ich denke, Sie werden daran keinen Anstoß nehmen, oder es schon gewohnt sein; denn unser liebes 19. Jahrhundert würde in seinen festesten Angeln erschüttert werden, eine wahre sociale Revolution erleiden, wenn man versuchen wollte, das alte, ehrliche Sprüchwort: Schuster, bleib bei deinem Leisten, wieder wahr zu machen. Wenigstens hätte ich dann so wenig als irgend Jemand über die folgenden Romane zu berichten, denn die Verfasser derselben würden so wenig Romane als meine Wenigkeit Kritiken geschrieben haben. In der umgekehrten Welt gehen die Menschen, die nicht als Originale verschrien sein wollen, ganz anständig auf dem Kopfe, und auf der Insel der Buckeligen muß man sich in die Mode fügen und einen Buckel tragen. Ergeben wir uns in unser Geschick.

Wenn ich übrigens die Langweile nach Hahnemann durch die Romanenlecture zu heilen suche, so darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich dabei ein paar Nebenabsichten habe und hinter Eins und Anderes zu kommen suche. Ich habe nämlich mitunter sagen hören, daß die Zukunft der Republik angehöre, die Vergangenheit der Geschichte. Da mir nun die Gegenwart gerade in den Augenblicken der Langweile sehr langweilig vorkommt, so dachte ich in den Romanen der Republikaner und in den geschichtlichen Romanen etwas Hoffnung und ein wenig Trost zu finden, und so las ich ein paar republikanische, oder besser, von Republikanern verfaßte Romane und zwischendurch ein paar geschichtliche. Die Republik und die Geschichte mögen es den Herren verzeihen, wenn ich kopfschüttelnd und zweifelnd am Ende meist merkte, daß ich nur den Hauptzweck erreicht, das Gift durch Gegengift, die Langweile durch Langweile besiegt zu haben, und in Bezug auf meinen Nebenzweck, ein wenig Trost für die Elendigkeit der Gegenwart zu finden, in der Regel leer ausging. Doch genug der Einleitung. Zur Sache.

Victor Augerol par *Altaroche.*

Victor Augerol kommt als siebzehnjähriger Junge nach Paris, und da er etwas vernachlässigt worden war und noch nicht zur ersten Communion gegangen ist, so bereitet ihn der ehemalige Lehrer seines Landstädtchens, jetzt Pastor an einer Kirche der Hauptstadt, auf dieselbe vor. Eines Abends regnet es sehr, und der Herr Pfarrer leiht Victor seinen Regenschirm, und dieser entscheidet dann das Geschick unsers jugendlichen Helden. Er bietet Schirm und Arm einer sehr niedlichen Arbeiterin an, begleitet diese nach Hause und bleibt gleich bei ihr. Es regnete auch gar zu arg, die Kleider waren naß geworden und mußten am Heede getrocknet werden. Une première faute! Andern Tages beichtet Victor seine Sünden dem Herrn Pfarrer, und wird zu vierwöchentlichem Hausarrest in der Pfarre verurtheilt. Der Pfarrer verreist, und Victor geräth ganz zufällig mit der Haushälterin in ein etwas zu vertrautes Verhältniß, die ihm dann natürlich am andern Tage erlaubt auszugehen. Desselben Abends verirrt er sich in das Schlafzimmer einer ausgedienten Courtisane, nachdem er vorher in ihrem Salon sein Geld verspielt hat. Andern Tages kommt eine der Damen, die ihn gestern zum Spiele reizten, zu ihm und erklärt ihm, daß sie Mitleiden mit ihm habe und ihn retten wolle. Er verläßt das Haus seiner neuen Freundin von gestern und zieht zu der mitleidigen Büßerin, mit der er dann auf seine Weise wie mit der Haushälterin des Pfarrers Buße thut. Diese Magdalena hat einen Unterhalter gehabt, der sie verlassen; sie will nun Rache an ihm nehmen, und zwar dadurch, daß sie Victor beredet, dessen Frau zu verführen. Daher eine Ehe-

*) Vgl. eine Übersicht der neuesten französischen Romane in Nr. 169—171 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

bruchsgeſchichte, bei der die Polizei hinzukommt, ſodaß Victor förmlich angeklagt wird. So eine Anklage iſt in der pariſer Geſellſchaft ein passe partout, und Victor findet daher bald Gelegenheit, die Frau des Commiſſairs, die ihn verhaftet, die des Procurators, der ihn anklagt, und die des Präſidenten, der ihn richten ſoll, Eine nach der Andern zu verführen und ſo in Wochenfriſt ein halbes Dutzend ſehr glücklicher Ehen zu zerrichten. Eine Schauſpielerin, die ihn total ruinirt, wird zur Gottesgeißel an dem jungen vorwitzigen Sünder, und als er endlich mehr Geld vergeudet hat, als er bezahlen kann, beginnt er zu verzweifeln und will ſich in die Seine ſtürzen. Zufällig aber kommt ihm ein junges Mädchen zuvor, das er dann aus der Flut rettet. Er bringt ſie nach Hauſe, wo er hört, daß ihr Vater durch einen Bankrott Alles verloren hat und durch einen hartherzigen Gläubiger aufs Äußerſte getrieben iſt. Victor findet am andern Tage Gelegenheit, dieſen zu befriedigen, und iſt durch das kalte Bad ſo abgekühlt und moraliſch geworden, daß er verſchmäht, die ihm ſich halbwegs hingebende Gerettete in das Buch ſeiner Eroberungen einzutragen. Ein Nervenfieber beſchließt die erſte Abtheilung ſeines Lebens, und durch die Pflege Iſaure's, jener Verzweifelnden, wieder zum Leben zurückgerufen, iſt er ein ganz reumüthiger Sünder und beſchließt ſein Leben in der Ehe mit einer alten reichen Jungfer, die er heirathet, um ſeine Schulden zu bezahlen, und ganz beſonders, weil er ſo den Eheſcheidungsproceß, den er verurſacht hat, niederſchlagen und den Herrn Gemahl der Ehebrecherin durch eine Geldſumme befriedigen kann. Er zieht dann mit ſeiner Frau aufs Land, wird Kirchmeiſter, ißt und trinkt ſich ſtupid und ſtirbt im 26. Jahre am Fettſchmelzen — „je crois", ſagt der Verfaſſer, „qu'il est mort tout simplement de gras-fondu".

Herr Altaroche iſt ein Republikaner, un homme du progrès, ein Moralprediger, und was am luſtigſten iſt, er behauptet friſchweg, ſein Roman ſei ein moraliſcher, und läßt ſich darüber gar ein Zeugniß von einem Kritiker geben, das er ſeinem Romane angehängt hat. Die Sache iſt nach dieſen beiden Herren ſehr einfach. Victor iſt ein arger Sünder, zerſtört ein Dutzend Ehen — ich habe nur den kleinſten Theil oben angeführt — und wird dann dafür geſtraft, indem ihn die Gerechtigkeit Hrn. Altaroche's zwingt, eine häßliche, halsſtarrige, herrſchſüchtige alte Jungfer zu heirathen, ihn hierauf zum Kirchmeiſter macht und endlich gar in ihrer unerbittlichen Strenge — nicht zur Guillotine, das wäre zu heroiſch, ſondern — zum Fettſchmelzen verurtheilt. Was nun der ſelige Feuerbach im Himmel dazu ſagen mag?

So ſind die alten Sünder, dieſe moraliſchen Romanenſchreiber von Paris. Sie gleichen den bigoten Betſchweſtern, die ſich dem Sinnenkitzel hingeben, um zu verſuchen, wie weit ſie demſelben zu widerſtehen im Stande ſind, die ſich in wollüſtige Verſuchung führen laſſen, um dieſelbe zu beſiegen. Am Ende haben ſie dabei wenigſtens den Kitzel und die Wolluſt voraus. Ich bezweifle ſehr, ob eine Criminalgeſchichte je einen Verbrecher vor dem Verbrechen abgeſchreckt hat; aber ich bin gewiß, daß ſchon manche erbauliche Geſchichte der „Gazette des tribunaux" den Verbrechern zur Lehre diente, und ſie durch dieſelbe die Mittel erfuhren, wie ſie Verbrechen begehen könnten. „Der Angeklagte iſt ein Eſel, ich würde es ſo oder ſo gemacht und der Juſtiz eine Naſe gedreht haben", iſt für ſie die Moral der meiſten Criminalproceſſe.

Schön wie die Sünde, heißt's im Sprüchworte, und es iſt ſehr ſchwer, dieſelbe häßlich zu malen. Ich wenigſtens habe noch nie die Frau des Potiphar gemalt geſehen, ohne daß mir einiger Zweifel aufgeſtoßen, ob Joſeph nicht etwa ſeinen Mantel vergeſſen haben könnte.

Nein, wer einen moraliſchen Roman ſchreiben will, der laſſe die Sünde, die ſchöne wenigſtens, getroſt aus dem Spiele; denn die Lehre, die beſcheidene Moral der Fabel kommt ſonſt ſehr arg ins Gedränge, von ihr ins Dunkel geſtellt zu werden. Schildert edle Menſchen, große, erhebende Thaten im Kampfe mit der zerriſſenen ſchnöden Welt, und die Lehre wird ſich von ſelbſt geltend machen; aber wer den Teufel an die Wand malt, kann ſicher ſein, daß er ſich bald genug einſtellt, und wer ihn ſelbſt gerufen, iſt nicht einmal mehr im Stande, ihn durch das Zeichen des Kreuzes wegzubannen.

Tout pour de l'or. Par *Hippolyte Auger.*

Das iſt es! dachte ich, als ich den Titel las; hier wird die klaffende, giftige Wunde der Zeit offengelegt, und am Ende das Mittel der Geneſung angegeben ſein.

Robert Macaire, über den man ſich öffentlich luſtig macht, während man ihn im Geheimen nachahmt, wird in zwanzig Jahren der ehrlichſte Mann der Erde ſein. Er iſt das Genie unſerer Epoche. Mapeux und die St.-Simoniſten ſind dahingegangen; aber Robert Macaire wird bleiben, weil er gewiſſenhaft in ſeiner Art iſt. Robert Macaire iſt der Sohn der religiöſen und philoſophiſchen Reform, die Frucht der Freiheit. Er beſtätigt die große Wahrheit, daß man nur durch das Geld frei iſt, und daß, um daſſelbe zu erwerben, das per fas et nefas ſich durch den populairen Ausſpruch: Es gibt keine dummen Handwerke und nur dumme Leute, überſetzt.

Das iſt der Geiſt des Romans. Ich glaubte nach dem Titel ebenfalls mit einem Republikaner zu thun zu haben; die obige Stelle weiſt dagegen auf einen Legitimiſten hin; doch läßt das ganze Buch darüber in Zweifel. Der Geiſt Robert Macaire's beſeelt die Helden des Romans und macht einen Advocaten zum Millionnair, einen Philoſophen zum Staatsrathe und einen Mediciner zum geſuchteſten Arzte von Paris. Hr. Hippolyte Auger hat das Treiben unſerer Zeit mit ſcharfen Zügen geſchildert und die Krankheit wenigſtens nackt genug dargeſtellt, um uns an dem Treiben der Heroen des Romans, wie ſie auftreten, den unauslöſchlichſten Ekel zu erregen; aber auch ſo wahr, daß ſie uns auf Schritt und Tritt an ihre Originale, denen wie allerwärts begegnen, erinnern.

Durch den ganzen Roman geht dann die hingebende Aufopferung eines edeln Weibes durch, die um ſo wohlthuender iſt, als ſie durch den Gegenſatz nur noch gehoben wird und am Ende, dem Elende entrückt, mit ihrer innern Geiſtesruhe, der Zerrüttung der Geldheiden gegenüber, wie das Mitleiden zwiſchen den Leichenhaufen eines

Digitized by Google

Schlachtfeldes aufrecht stehen bleibt. So läßt dieser Roman einen beruhigenden Eindruck zurück, wenn er auch nicht gerade zur Moralisirung Frankreichs viel beitragen wird. Aber schon dies Streben ist lobenswerth und zeigt, daß wenigstens in einem Theile der Gesellschaft sich ein anderer Geist als der eines Robert Macaire regt.

L'homme et l'argent par *Emile Souvestre.*

Viel lebendiger, viel kräftiger und viel durchgreifender als der vorhergehende Roman. Ein Duell auf Leben und Tod zwischen einem ehrlichen Papiermüller und einem reichen Bankier ist der Gegenstand dieses Romans; aber ein Duell eigener Art. Der Papiermüller hat durch Fleiß, Arbeit und Erfindungsgeist seiner Mühle einen guten Ruf zu verschaffen gewußt, und das Papier des Thales, in dem die Mühle liegt, ist gesucht und geht sehr gut. Das gibt denn einem reichen Bankier von Paris die Idee, den Ruf dieses Thales, das überdies zur Papierfabrikation sehr vortheilhaft gelegen ist, im Großen auszubeuten. Die ersten Schritte, die er zu diesem Ende thut, sind gegen den Müller gerichtet, und er bietet ihm die vortheilhaftesten Bedingungen, wenn er ihm seine Mühle überlassen wolle. Der Mensch — denn der Müller vertritt denselben in dem Romane: „L'homme et l'argent" — ist aber ein ganz unverständiges Geschöpf, faselt viel von dem Genusse, den ihm die von ihm geschaffene Mühle und das von Gott um dieselbe gelegte schöne Thal machen, und will auf keine Weise Vernunft annehmen, obgleich ihm das Geld, der Bankier, das Doppelte des Werthes seiner Fabrik bietet und ihm sogar zugestehen will, als Aufseher dieselbe vor wie nach zu leiten und das geliebte Thal, von dem der Mensch viel spricht, bewohnen und bewundern zu können. Alles vergebens. Da wird denn das Geld wild und sagt dem Menschen, daß er ein Narr sei und sich absichtlich ins Verderben stürze, daß es sich gezwungen sehe, ihm den Krieg zu erklären, daß es ihn ruiniren werde, daß das Glück seiner geliebten Tochter — der des Menschen — auf dem Spiele stehe, wenn der Mensch mit dem Gelde in Concurrenz treten wolle, und andere ganz verständige Sachen mehr. Aber wie gesagt, der Mensch will keine Vernunft annehmen, und so beginnt denn der Krieg, und der reiche Bankier bereitet, wie er vorher verkündet, und wie der Mensch mit etwas Menschenverstande sehr wohl eingesehen haben würde, den Untergang des Fabrikanten vor, der endlich, Schritt für Schritt herabsinkend, ins tiefste Elend stürzt, seine Tochter in dem Kampfe untergehen sieht. Eine sehr geschickt eingesponnene, zu den reizendsten Situationen Veranlassung gebende und oft mit wahrer Meisterschaft durchgeführte Liebesgeschichte zwischen der Tochter des Menschen und dem Neffen und Erben des Geldes ist das Salz der sehr traueigen Geschichte dieses Duells.

Daß der Mensch sich bei der Veranlassung dieses Streites so einfältig als möglich benommen, ist ein ganz unverzeihlicher Misgriff des Verf.; denn wahrlich am Ende sind wir gezwungen, zu gestehen, daß der Mensch das Duell veranlaßt und unausbleiblich gemacht, obgleich das Geld Alles aufgeboten hat, um den Kampf zu verhüten. Nur Das könnten wir dem Gelde zurechnen, daß es, nachdem das Duell einmal begonnen hat, ruhig zusieht, wie die beiden Secundanten, die Tochter des Fabrikanten und der Neffe des Bankiers, mit in die Sache verwickelt werden und am Ende mit dem besiegten Menschen auf dem Platze bleiben. Aber wer das Duell veranlaßt hat, dem allein müssen die Folgen zur Last fallen, wenn das einmal herkömmliche Ehrengesetz etwas mehr oder weniger Blut fodert. Genug, der Mensch hat in dem ganzen Streite Unrecht, ist der Krakeeler und muß am Ende büßen, von Rechtswegen.

Ich glaube nicht, daß die Tyrannei des Geldes erst seit gestern besteht. So lange es Geld gab, hat es auch seinen goldenen Zepter, oder als noch Leder dessen Stelle vertrat, seinen Zuchtriemen über die Menschheit geschwungen. Nur mag in unserer Zeit, wo kein Glaube, weder an Gott noch an die Tugend, weder an Recht noch an die Wahrheit, weder an Vaterland noch an die Freiheit besteht, wenigstens nicht mehr in der Classe, die eben das Geld hat, der Industriatismus es weiter getrieben haben als je vorher; denn eben das Geld wurde der Glaube, die Tugend, das Recht, die Wahrheit, die Vaterlands- und Freiheitsliebe, mit einem Worte, der Gott der Menschen, die an nichts mehr glauben als an die gemünzte Gerechtigkeit; die da bestimmten, wie viele Hundert Francs man haben muß, um Bürger zu sein, um Ergebenheit, Verstand und Vaterlandsliebe genug zu besitzen, die Menschen und die Menschheit zu vertreten; die da das Geschick der Welt in die Hand von ein paar Bankiers gaben, und die die Börse zur Weltkirche machten, wo man den goldenen, von Menschenhand geschaffenen Götzen in Demuth und Andacht andetet.

Nur die Abwesenheit jedes höhern Glaubens hat den Sieg, die Alleinherrschaft dieses Welttyrannen möglich gemacht; nur der Unglaube führte zum Aberglauben, zur Andetung des Götzen. Wer diesen bekämpfen will, muß wie Moses nicht nur das goldene Kalb in Stücken schlagen, sondern auch die Lehre des wahren Gottes wiederherstellen; denn ohne diese würde den zertrümmerten Götzen bald genug ein anderer wieder ersetzen. Nur wer mit dem Glauben an Recht und Tugend, an Freiheit und Wahrheit zu Felde zieht, darf hoffen, ihn zu besiegen. Wer aber, ohne den höhern, den einzigen Gott, den der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe und der Freiheit, zu kennen und zu glauben, sich an den Götzen wagt, könnte diesen wol zerstören helfen, aber dadurch auch nichts bessern, da eben die Abwesenheit jedes höhern Glaubens, die die Götzenherrschaft möglich machte, sodald der Götze zernichtet wäre, nur eine noch größere Leere zurücklassen würde, als selbst jetzt bei dem Afterglauben an das Geld in den Herzen der Menschen herrscht.

Daß edler fühlende Menschen den Kampf begonnen, daß sie sich selbst aus dem zerbrechlichen Stabe des Romans eine Waffe zu machen gesucht, ist ein gutes Zeichen der Zeit; daß sie sich aber bei dem Kampfe auf das Feld des Feindes stellen, daß sie sich von ihm die Regeln des Kampfes vorschreiben lassen, ist ein Beweis,

Digitized by Google

daß sie nur guten Willen, aber nicht auch den rechten Geist, den wahren Beruf haben.

Vor Allem predigt den wahren Gott, den der Gerechtigkeit, der Liebe, der Wahrheit, der Freiheit, und dann nehmt ein Schwert oder eine Weidenruthe, eine Keule oder ein dürres Reis und schlagt auf den Götzen los, und Schwert und Keule werden ihn zertrümmern, und selbst das dürre Reis wird ihn zwingen, einen Ton von sich zu geben, und die Menschen werden hören, daß das Bild hohl, pure Masse ohne Geist ist.

Die Alleinherrschaft des Geldes wird wie die so manches andern Götzen untergehen; sie ist dem Untergange nahe, weil sie die höchstmögliche Stufe erreicht hat und aller Unsinn erst die Höhe überschritten haben muß, ehe er an den Abhang kommt, dem er, jene überschritten, in immer raschern Sprüngen nach den Gesetzen des Falles entgegeneilt. Aber ebenfalls wie bei allen andern Götzen und jeder religiösen oder auch politischen Abgötterei werden es nicht dessen Feinde sein, die den Sturz am thätigsten befördern, sondern seine Priester und Anbeter. Der Roman eines Hrn. Souvestre ist ein glückliches Streben; aber die glückliche Speculation eines Robert Macaire — mag er nun Bankier, Staatsrath, Deputirter sein, oder noch höher stehen, und je höher, je desser — sind die Breschen, durch die der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Liebe und der Freiheit in den Tempel des Götzen eindringen und ihn dann stürzen wird.

Die Geldsucht und ihre Tyrannei mußten wie jede andere Ungerechtigkeit sich in ihrer ganzen Nacktheit zeigen, ehe die Menschheit sie erkennen lernte, und die Epoche des Industrialismus war nothwendig, um zu einer andern zu führen, wo das Geld im Dienste der Menschheit das Wohl Aller zu fördern berufen sein wird und nicht mehr, wie bis jetzt, die Menschheit der Diener des Geldes, das den Reichen durch den Besitz und den Armen durch den Nichtbesitz zu seinem Sklaven machte. Die Welt gelangt leider meist nur durch die Tyrannei zur Freiheit, zur Besiegung der Tyrannen, und sie wird durch die Tyrannei des Geldes, durch den Macairismus der Industrieepoche zur Besiegung des tausendjährigen Welttyrannen gelangen. Daß der Kampf begonnen, bezeugen schon diese Romane; daß er nicht aufhören wird, bis dem Rechte der Sieg geworden, dafür bürgt die tiefe Noth Derjenigen, die durch das Unrecht leiden, und die einzusehen begonnen haben, daß der Götze nicht der Gott. Der Nothruf der Hungernden in England, Irland, Frankreich ist ein Kriegsgeschrei, das die ehernen Mauern des neuen Tempels zittern macht, und wenn der Tag gekommen, werden Wunder geschehen und eine einzige Trompete die Wälle umstürzen machen. Glück auf!

(Der Beschluß folgt.)

Urkundenzerstörung in der französischen Revolution.

Es ist bereits öfter auf die unersetzlichen Verluste aufmerksam gemacht worden, welche Urkunden und amtliche Papiere in Frankreich und in Italien durch den Vandalismus der französischen Revolution erlitten haben. Jetzt finden wir im zweiten Bande des „Schweizerischen Museums für historische Wissenschaften" eine neue Anzahl merkwürdiger Notizen, von denen wir einige aus dem gedruckten Bericht des Hrn. Maillard de Chamdure zu Dijon ausheben wollen. Durch das Gesetz vom 5. Nov. 1790 ward verordnet, daß alle, religiösen Corporationen angehörige Schriften in dem Hauptorte jedes Districts sollten vereinigt werden. Damals lieferte die Abtei Moustier Saint-Jean in der Bourgogne allein elf Fässer und sechs Kisten voll Urkunden. Aber man ging dabei mit einer solchen Nachlässigkeit zu Werke, daß z. B. von der Abtei Molesme kaum der zwanzigste Theil nach Dijon kam. Unter dem 10. Aug. 1793 verordnete die Departementalregierung, daß alle Lagerbücher, Hand- und Zinsbücher der Edelleute sollten verbrannt werden. Den 17. Nov. desselben Jahres traf das nämliche Schicksal alle Papiere des Adels, welche die Feudalrechte begründeten; jedoch ist noch Vieles dieser Zerstörung entgangen. Am 23. Sept. begehrten die Bürger Pajot und Parisel, daß man ihnen 70,000 Pfund Papiere aus dem Archiv ausliefere, um weißes Papier daraus zu verfertigen, damit man das alte Weißzeuch zu Charpie aufsparen könne. Im März des folgenden Jahres befahlen Billaud-Varennes und Collot d'Herbois dem Directorium des Departements des Goldhügels, alle Urkunden, Bücher und Papiere, welche wider die Grundsätze der Freiheit und der Vernunft seien, unter Siegel zu legen. Der Minister des Innern hatte zwar schon 1793 versucht den Verschleuderungen Einhalt zu thun; wie aber diese Befehle misverstanden wurden, beweist, daß am 20. Febr. 1794 man 14,000 Pfund Pergament nach Toulon sandte, um Patronen für grobes Geschütz daraus zu verfertigen, und am 12. März wieder 13,400 Pfund Pergament zu demselben Zwecke nach Auxonne. Endlich wurde 1796 durch ein Gesetz befohlen, daß alle diese Papiere im Hauptorte des Departements zusammengebracht werden sollten, aber schon die Sammlung war unordentlich und die Aufbewahrung höchst nachlässig und sorglos. Was aber noch viel größere, umfassendere Zerstörungen verursachte, war der ministerielle Befehl im Januar 1796, die unnützen Papiere zu verkaufen, wobei der Unwissenheit und der Untreue die beste Gelegenheit gegeben wurde, um die Sammlung ihrer wichtigsten Schätze zu berauben. Damals wurden 1849 Pfund der für Geschichte und Kunst bedeutendsten Papiere in 13 Kisten nach Paris gesendet und schon am 21. März 1796 66,635 Pfund solcher archivalischen Papiere verkauft; am 14. August 1797 wurden 14,912 Pfund, in den Jahren 1810, 1811 und 1813 4000 Pfund und noch im Juni 1828 8000 Pfund solcher Papiere verkauft. Zu Dijon heizten im März 1814 die alliirten Truppen die Wachstuben mit solchen Schriften, und am 9. März 1818 entdeckte der Platzcommandant die Spur eines Diebstahls von 800 Pfund archivalischer Papiere, ohne daß die Nachforschungen zur Entdeckung des Thäters führten. Erst der jetzige Präfect zu Dijon hatte das Verdienst, diesen Verwüstungen ein Ende zu machen und ein wohleingerichtetes Archiv zu begründen. Z.

Literarische Notiz.

Fortier, Mitglied des Colonialrathes für Martinique, hat eine interessante Schrift: „Des colonies françaises, ou lettres à M. Agénor de Gasparin, maître des requêtes" herausgegeben. Es sind darin eine Menge Fehler und Irrthümer namhaft gemacht, in welche fast alle Tagesschriftsteller des Continents verfallen sind. Hr. de Gasparin Sohn hat mehre dieser Irrthümer, welche die Colonialfrage verwirrt und verdunkelt haben, unlängst veranlaßt. Hr. Fortier sucht ihn in seiner Schrift zu widerlegen und die mangelhaften Ansichten der Staatsmänner über diese für Frankreich so wichtige Frage durch positive Details zu berichtigen und seine eigenen zu begründen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 231. — 19. August 1839.

Französische Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 230.)

Bertrand de Born par *Mary Lafon*.

Die geschichtlichen Romane sind meist Zwittergeschöpfe, weder Mann noch Weib, weder Geschichte noch Roman, und schon deswegen unfruchtbar. Auch „Bertrand de Born", auf den ich durch den Wunsch, in die Geschichte des südlichen Frankreichs spielend ein paar verstohlene Blicke zu werfen, geleitet wurde, gehört zu diesem Zwitteregeschlechte. Als Roman ist das Werk Hrn. Mary Lafon's ohne eigentliche Entwickelung, da Bertrand de Born am Ende verschwindet und kein Mensch weiß, was aus ihm wird, während als Geschichte wieder die hineingeflochtenen Romanscenen dem Totaleindrucke schaden. Übrigens hat das Buch Hrn. Lafon's sein Verdienst, da es uns eine Epoche des südlichen Frankreichs schildert und die Hauptpersonen des Dramas, das sich in der Guyenne während der Herrschaft der Plantagenets abspielt, vorführt. Bertrand de Born, obgleich einer der ärmsten Ritter seines Landes, hatte sich durch seinen Charakter, seinen Muth und sein Talent — seine sirventes sind ein Monument der provenzalischen Poesie — einen solchen Einfluß zu erwerben gewußt, daß alle Ereignisse seines Vaterlandes sich eine Zeit lang um ihn drehten. Der Haß des Adels gegen das Königthum im Allgemeinen bewog die Ritterschaft zu versuchen, die Könige von Frankreich durch die von England zu vernichten, oder wenigstens im Schach zu halten, sodaß sie sich bald mit den Einen, bald mit den Andern verschworen. Ihr ganzes Streben erhält hierdurch das Wage jeder negativen Richtung, und diese unberuhigende Thätigkeit, deren Seele Bertrand de Born war, geht durch den Roman Hrn. Mary Lafon's von Anfang bis zu Ende durch. Ich halte es für überflüssig, die Ereignisse zu analysiren, und beschränke mich darauf, das Buch Denen zu empfehlen, die auf eine angenehme Weise sich über eine der verwickeltsten Epochen eines der interessantesten Theile Frankreichs eine allgemeine Ansicht zu verschaffen wünschen. Da das mittägliche Frankreich und dessen Geschichte wenig bekannt sind, so würde selbst vielleicht eine Übersetzung in Deutschland Leser genug finden.

Le roi des paysans par *Jean Chynski*.

Herr Chynzki ist polnischer Flüchtling jüdischer Abkunft. Seine frühern Romane: „Le césarowitsch Constantin", „Le cosac", waren Versuche, die polnische Geschichte in Frankreich zu populariſiren. Das gegenwärtige Werk soll dagegen, wie es scheint, das jüdische Element in Polen charakterisiren, und Hr. Chynzki, als Pole und Jude, scheint hierzu am besten berufen zu sein. Übrigens ist der Roman als solcher verunglückt, und nur ein paar Einzelheiten scheinen mir ein höheres Interesse zu haben.

Kasimir, König von Polen, verliebt sich in eine Jüdin, die er zu seine Frau und zur Königin von Polen macht, nachdem ein Rabbiner, Ben Joseph, seine Ansprüche auf sie aufgegeben hat, weil er hofft, durch sie und den König Großes für sein Volk vollbringen zu können. Diese Hoffnungen und die Art, wie Ben Joseph, der Rabbiner, sie zu vollführen sucht, scheinen auf einer alten Sage der polnischen Juden zu beruhen, und mögen daher einiges Interesse haben.

Nachdem die Jüdin Königin von Polen geworden und Kasimir mit Hülfe der Juden und der Bauern seinen rebellischen Adel besiegt hat, tritt Ben Joseph vor ihn und fodert seinen Lohn vom Könige der Bauern, der ebenso gut in dem Buche König der Juden heißen könnte. Nach einer Schilderung der frühern Sünden und des daraus folgenden Unglücks der Juden fährt Ben Joseph fort:

„Sire! Die Zeit der Buße ist abgelaufen. Vierzehn Jahrhunderte lang hat das Volk von Juda alle Erniedrigungen und alle Schmach ertragen; der Augenblick der Wiedergeburt ist gekommen. Unsere im Gebet begeisterten Rabbiner, unsere Wisser in der Kabbalistik, unsere Greise, sich die Sagen von Generation zu Generation überliefernd, haben den Getreuen verkündet, daß eines Tages zwei Männer erscheinen werden, der Eine auf einem Throne, der Andere in einer Hütte, Beide bestimmt, das Werk der menschlichen Wiedergeburt zu vollbringen. Beide werden Eine Jungfrau finden, die ihnen die heißeste Liebe einflößt. Israel wird befreit und die Welt gerettet werden, aber nur unter der Bedingung, daß der Eine auf seine Liebe, der Andere auf sein — Land verzichtet. König Kasimir, alles Das ist unter deiner Regierung in Erfüllung gegangen."

„„Du verlangst also, daß ich aufhören soll König von Polen zu sein?""

„Um König der Erde, der Befreier der Welt, der Messias, den die Leidenden erwarten, zu werden", rief Ben Joseph.

„„Erkläre dich.""

„Ohne Kampf, Sire, hast du große Länder erobert. Erhebe das Schwert, um Jerusalem an Israel zurückzugeben, um das göttliche Recht siegen, um die Gerechtigkeit auf Erden herrschen zu machen, und ebenso wie auf den angegebenen Tag ich sechstausend Krieger aus den Felsen hervorgerufen haben werde, so werde ich zwei Millionen fanatischer Helden aus allen Enden der Welt

Digitized by Google

herbeischaffen, bereit, ihr Leben zu geben, um die Welt zu befreien, um dies Jammerthal in ein Freudenland zu verwandeln, wo es keine Herren und keine Sklaven, keine Unterdrücker und keine Unterdrückten mehr geben soll, und wo alle Menschen sich lieben, den Ruhm Gottes und Jasimir's, des Messias, den Israel und die Welt seit vierzehn Jahrhunderten erwartet haben, besingen werden."

Daß die Sache dem Könige Polens etwas wunderbar vorkommt, erklärt sich leicht, und so unterbleibt die Wiedergeburt, und die polnischen Juden mögen noch heute auf den königlichen Messias warten.

Ist diese Erzählung wirklich auf eine Volkssage begründet, so ist sie interessant genug. Ich glaube dies übrigens annehmen zu müssen, da sie als Erfindung des 19. Jahrhunderts doch auch gar zu einfältig wäre.

La comtesse de Salisbury par *Alexandre Dumas.*

Die Romane des Hrn. Alexander Dumas waren bis jetzt meist alle über denselben Leisten geschlagen und nichts Anderes als ein zum voraus angekündigtes Todesurtheil über den höchst interessanten Helden oder die höchst liebenswürdige Heldin, dessen Execution wir mit jedem Capitel herbeigeführt zu sehen glauben, und das dann wieder aufgeschoben wird und erst im letzten erfolgt. „Die Gräfin v. Salisbury" soll diesen gebahnten Weg verlassen. Hr. Alex. Dumas will sich von einem Concurrenten der „Gazette des tribunaux" zu einem Rivalen Walter Scott's und aller Geschichtschreiber zugleich erheben, oder besser, den Romandichtern und den Geschichtschreibern zugleich in seiner „Gräfin v. Salisbury" eine Lehre und ein Beispiel geben. Das ist wenigstens die bescheidene Ansicht und Absicht, die er in der Einleitung ausspricht, in der er etwa sagt:

Die Geschichte ist zu trocken, zu wenig Roman in den Werken der Geschichtschreiber, und der Roman ist zu wässerig, zu wenig Geschichte in den Werken der Romanschreiber. Ich will euch zeigen, wie ein Geschichtschreiber und Romanschreiber zugleich sein muß.

Und dann geht er an das Werk und schreibt vorerst zwei Bände, in denen die erste Hälfte ungefähr der Geschichte, die andere dem Romane angehört. Das Geschichtliche dieses Werkes ist das Resultat einer oberflächlichen Lecture von zwei oder höchstens drei Geschichtsbüchern, aus denen Hr. Dumas Gott weiß wie viel Gelehrsamkeit herausgefischt zu haben glaubt, und das Romantische ist eine aufgewärmte Ritter-, Turnier-, Kampf-, Ehebruch- und Nothzuchtnovelle, die durch die geschichtlichen hors d'oeuvres dickleibig wie ein holsteinischer Pachter vor uns auftritt. Aber diese Dickleibigkeit ist nichts Anderes als eine höchst magere Romanenfigur, die durch die geschichtlichen Kissen, die sie vorn und hinten sich angehängt hat, ihre Auszehrungsnatur zu verdecken sucht. Das Werk, trotz der zwei starken Bände, ist erst zur Hälfte oder zum Drittheil fertig, und wir müssen uns daher vorerst dessen umständliche Beurtheilung vorbehalten. Nur denke ich, daß Hr. Dumas recht bald von seiner neuen Bahn wieder ablassen wird; denn seine Amphibie, die auf der festen Erde der Geschichte und im Wasser des Romans zugleich leben soll, wird sicher weder in den Salons des monde comme il faut noch in den Dachstuben der Grisetten Glück machen.

Jacques Ortis par *Alexandre Dumas.*

„Jacques Ortis", der ungefähr gleichzeitig mit der „Gräfin v. Salisbury" das Tageslicht sah, ließ mich gerade dieser Gleichzeitigkeit wegen hoffen, in ihm die nähere theoretische und praktische Entwickelung der Geschichtsromanansichten des Hrn. Dumas zu finden. Aber ich hätte wissen sollen, daß diese Herren eine Theorie für jedes Bedürfniß, für jede Stunde haben und nur wie die Windfahne in der Unbeständigkeit beständig sind, und daß sie erst, wenn sie rostig werden, sich nicht mehr nach dem Winde drehen.

„Jacques Ortis" ist eine ganz gewöhnliche Übersetzung des bekannten italienischen Romans von Foscolo; ein italienischer „Werther" mit etwas politischem Sauerteig. Nur Eins wundert mich bei der ganzen Sache, und zwar, daß ein Alexander Dumas dies Buch übersetzen konnte. Wer die dramatischen und romantischen Flickwerke Hrn. Dumas' kennt, weiß auch, daß er in der auswärtigen Literatur nicht unbewandert ist, und wer den Erfolg seiner Werke sieht, muß gestehen, daß er auch sein Volk durchschaut, da er aus der auswärtigen Literatur nur einflickt, was Erfolg hat. Er muß also wol auch in Frankreich auf Erfolg für diesen politisirten und politisirenden Werther gerechnet haben. Und das wundert mich. Im Ganzen genommen, neigen sich die Franzosen immer mehr zum Philisterthum hin, und wenn das noch eine Weile so fortgeht, so stehen am Ende ein französisches Ministerium und der frankfurter Senat auf gleicher Stufe.

Unterdeß scheint mir doch dieser Werther, der, wie die französische eau rougie, kein Wasser und kein Wein ist, der sich halb aus Liebe, halb aus Politik redolcht, noch immer nicht für die Pariser geschaffen zu sein. Vielleicht verhält sich die Sache einfach also:

Es klopft. — „Herein!"

„„Habe ich die Ehre, Hrn. Alexander Dumas zu sprechen?""

„So heiße ich."

„„Ich bin ein junger Schriftsteller, habe hier ein chef d'oeuvre aus dem Italienischen übersetzt, das ich unter Ihrer Protection herausgeben möchte.""

„Ein Theaterstück oder ein Roman?"

„„Ein Roman.""

„Gut, wie endigt derselbe?"

„„Mit einem Selbstmorde.""

„Schön! Weswegen bringt sich der Held selbst um?"

„„Aus Liebe.""

„Hm! Das ist etwas abgedroschen."

„„Theilweise auch aus politischen Gründen. Er verzweifelt an der Gesellschaft.""

„Das läßt sich schon eher hören. Wes Standes ist Ihr Held?"

„„Hochadelig, ein Italiener.""

„Vorzüglich. Die Grisetten und die Clercs in der Provinz sind gegenwärtig auf Sentimentalität, verzweifelnde Liebe und Politik gestimmt, und ein Held aus der höhern Gesellschaft steht ihnen vor Allen an. Ich werde Ihr Buch durchlesen."

Andern Tages ging dann das Buch in die Druckerei,

Digitized by Google

nachdem Hr. Alexander Dumas vorher die annonces aux cabinets de lecture redigirt hatte. 155.

Der afrikanische Sklavenhandel in seinem gegenwärtigen Zustande und Umfange.

Gesetze, welche im Namen der Menschlichkeit und des allgemeinen Besten das Interesse einer zahlreichen und mächtigen Classe beeinträchtigen, sind selbst in einem einzelnen Staate nur mit großer Mühe durchzuführen, wie viel mehr so, wenn sie von einem solchen als bindend und rechtskräftig auch für andere, von ihm unabhängige Nationen aufgestellt werden. Findet in einem Lande der Wucher Gelegenheit, alle gegen ihn gerichteten Verordnungen zu vereiteln, wie viel schwerer wird es sein, den Sklavenhandel, der vielen Tausenden einen sichern und reichen Gewinn verheißt, durch Verbote von der Erde zu vertilgen, wenn diese nicht durch ein anderes stärkeres Interesse unterstützt werden, das den Betheiligten neue und höhere Vortheile verheißt. Denn die Übel, welche der Mensch durch den Eigennutz seinem Geschlechte bereitet, sind nicht allopathisch durch ein directes Entgegenwirken, sondern umgekehrt durch Erregung des nämlichen Triebs und Hinlenkung desselben auf eine andere Bahn, wo er sich weniger verderblich äußern kann, zu heilen. Wie dies aber zu bewerkstelligen sei, das ist eine sehr schwere Aufgabe, die weniger durch die Weisheit der Staatsmänner und Gesetzgeber als durch die eigene Entwickelung der Dinge im Laufe der Zeiten, vermöge der andere Verhältnisse auch andere Interessen herbeiführen, gelöst zu werden pflegt, und von ihr, wie sie im Schooße der Zukunft liegt, nicht von Englands Wacht- und Jagdschiffen, nicht von seinem Durchsuchungsrecht und seinen einzelnen Verträgen, mögen diese auch als mitwirkende Momente auf jene von großem Einfluß sein, können wir die Hoffnung hernehmen, die menschenfreundlichen Bemühungen eines Clarkson und Wilberforce, deren kräftige Förderung einer der schönsten Züge in der neuern Geschichte des englischen Volks ist, endlich von einem allgemeinen Erfolge gekrönt zu sehen. Denn leider macht uns eine Schrift über den afrikanischen Sklavenhandel von Thomas Fowell Buxton, der diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und in beiden Welttheilen, dem der Ausfuhr und dem der Einfuhr, die sorgfältigsten Erkundigungen darüber eingezogen hat, mit dem betrübenden Resultate bekannt, daß bis jetzt trotz allen Anstrengungen der englischen Regierung der Sklavenhandel noch keine Abnahme erlitten, wol aber an Unmenschlichkeit und Grausamkeit bedeutend zugenommen hat. Hiermit übereinstimmend sagen alle amtlichen, der englischen Regierung aus der westlichen Hemisphäre zugekommenen Mittheilungen, daß die Sklaveneinfuhr sich seit 1830 daselbst beträchtlich vermehrt hat und jetzt weit stärker ist als damals, wo dieser Handel noch frei und geduldet war. Nach den Angaben Buxton's beträgt jetzt die Zahl der jährlich nach Amerika gebrachten Neger wenigstens 150,000. Von Juni 1829 bis dahin 1830 wurden, wie er aus amtlichen Documenten nachweist, in fünf brasilischen Häfen allein 78,331 Neger eingeführt; da aber solche auch auf vielen andern Punkten der Küste ausgeschifft wurden und seit jenem Jahre in Folge des steigenden Bedarfs von Händen zum Landbau unter sträflicher Nachsicht der Regierung diese Einfuhr noch zugenommen hat, so darf man eine noch beiweitem höhere Zahl voraussetzen. Auf Cuba rechnet er gleichfalls nach amtlichen Mittheilungen jährlich 60,000; da es aber so ziemlich erwiesen ist, daß die Sklaveneinfuhr auf Cuba die von Brasilien immer um ein Drittel übersteigt, so kann man die Zahl der jährlich nach dieser Insel gebrachten Neger wol auf 100,000 anschlagen. Über Portorico, Texas und die La Plataſtaaten fehlen genaue authentische Angaben; doch nimmt man allgemein an, daß jene Insel im Durchschnitt jährlich 7000 Neger erhält; in Texas sollen nach den Versicherungen, welche Buxton von wohl unterrichteten Personen erhielt, 1837 etwa 15,000 Neger eingeführt worden sein, und rechnet man dazu, daß in den La Plataſtaaten die Sklaveneinfuhr sich in den letzten Jahren bedeutend vergrößert hat, daß auch von mehren nordamerikanischen Staaten ein solcher Handel getrieben wird, so wird man die Zahl 150,000, weit entfernt, sie für übertrieben zu halten, noch unter ihrem wirklichen Bestande finden. In Übereinstimmung hiermit ergeben die an den Haupthafenorten der afrikanischen Küste angestellten Nachforschungen, daß die Zahl der jährlich ausgeführten Sklaven sich auf 215,000 beläuft. Die Leiden, welche die Unglücklichen auf der Überfahrt zu erdulden haben, waren nie so groß und empörend wie jetzt; denn während ehemals, als der Sklavenhandel noch gesetzlich erlaubt war, die Behörde darauf sah, daß die Fahrzeuge nicht überladen würden, packt man jetzt auf die kleinen und schnell segelnden Schiffe, deren man sich bedient, um der Verfolgung leichter entrinnen zu können, so viel Sklaven zusammen, als sie irgend zu tragen vermögen, ohne alle Rücksicht auf Gesundheit und Reinlichkeit, einzig und allein darauf bedacht, die möglich größte Ladung in möglich größter Schnelligkeit an den Ort der Bestimmung zu schaffen: kein Wunder daher, daß gewöhnlich 40—50 vom Hundert der Unglücklichen während der Überfahrt als Leichen über Bord geworfen werden. Und diese bemitleidenswerthen Opfer menschlicher Gewinnsucht, die gefesselt und regungslos, durch die elendeste Nahrung kaum am Leben erhalten, in den engen Schiffsräumen daliegen, ein Theil sterbend, alle dem Tode nahe, sind nur die traurigen Überreste einer weit größern Zerstörung, welche die Bevölkerung ganzer Orte und Landschaften in wenigen Augenblicken verschlingt: wir meinen jene Sklavenjagden, die Tausenden das Leben kosten, damit ein paar Hundert Individuen an den Sklavenmarkt gebracht werden können. Die Greuel, welche von den ägyptischen Truppen auf ihren Gazwas oder Sklavenjagden in Kordofan verübt werden, sind durch des Grafen Leon de Laborde und anderer Reisenden Schilderung bekannt, und der in Nr. 147 d. Bl. bereits erwähnte Dr. Holroyd, der als Augenzeuge spricht, versichert, daß auf 7—8000 eingefangene Neger, deren man sich auf die gewöhnliche Weise durch Umzingelung und plötzlichen Überfall bemächtigt, wenigstens 1500 Todte kommen, die durch die Kugeln der Soldaten ihr Leben verlieren. Weit größer ist indeß nach dem nämlichen Zeugen der Verlust, den Mißhandlung und Mangel an Nahrung unter den Eingefangenen anrichten, und derselbe nimmt an, daß 30 Procent von ihnen auf diese Weise in den ersten zehn Tagen nach der Gefangennehmung umkommen. Die von der rohen ägyptischen Soldateska verübten Grausamkeiten werden jedoch von den Abscheulichkeiten noch überboten, zu denen der Sklavenhandel der Christen in andern Theilen Afrikas Veranlassung gibt. Der Geschäftsführer der amerikanischen Colonialgesellschaft berichtet aus Liberia vom J. 1825, daß ein mächtiger, den Amerikanern befreundeter inländischer Fürst, König Boatswain, der sich gegen einen französischen Sklavenkäufer für den Empfang verschiedener Güter zu einer Lieferung junger Sklaven verpflichtet hatte, als die bestimmte Zeit herankam, seine Krieger gegen die Queaks, den friedlichsten der umwohnenden Stämme, sandte, welche die Nichtsahnenden mitten in der Nacht überfielen und, nachdem sie alle unmündigen Kinder sowie alle Erwachsene niedergemetzelt, die Wohnungen verbrannt und den ganzen Stamm binnen einer Stunde vertilgt hatten, ihrem Gebieter die erforderliche Anzahl Knaben und Mädchen brachten, mit denen dieser den Franzosen bezahlte. Die Zahl Derer, welche bei solchen Gelegenheiten umkommen, ist natürlich weit größer als die der Eingefangenen und an den Markt Gebrachten, von denen wiederum sehr viele unter der unmenschlichen Behandlung, die sie erleiden, ihren Geist aufgeben, bevor sie auf die Schiffe kommen. Die Gleichgültigkeit, mit der diese afrikanischen Fürsten das Leben ihrer eigenen Race vernichten, hat überhaupt wol auf der ganzen übrigen Erde nicht ihres Gleichen. Der Reisende Leonard erzählt in dem Berichte seiner Reise ins westliche Afrika, der König von Loango habe 1830 gegen die Offiziere des Primrose geäußert, er könne

Digitized by Google

in einer Woche acht Sklavenschiffe, jedes mit 500 Sklaven befrachten, die er im Kriege erbeutet habe, müsse dieselben aber, weil keine Abnehmer da seien, sämmtlich umbringen lassen; dies habe er denn auch wenige Tage darauf gethan, um die Kosten der Ernährung der Gefangenen zu sparen. Fallen solche Unthaten der wilden Grausamkeit den Negern selbst zur Last, so fehlt es auch auf Seiten der christlichen Sklavenhändler nicht an Beispielen roher Gefühllosigkeit, die jenen nichts nachgeben. Besonders sind die Portugiesen in dieser Hinsicht übel verrufen, und sie, deren Flagge fast allein noch dazu dient, den schändlichsten Handel zu decken, deren Gouverneure die Ehre ihrer Nation so wenig achten, daß sie die Ertheilung von Licenzen zu einer Quelle der Bereicherung machen, scheinen auch die ärgsten Quäler der schwarzen Menschheit zu sein. Capitain Cook, ein ausgezeichneter englischer Seeoffizier und seinem Unterkunde selbst durch Thaten der Aufopferung bekannt, erzählt als Augenzeuge, die Wahrheit mit einem Eide bekräftigend, folgenden schauderhaften Fall, der sich im August 1857 in der portugiesischen Factorei Quilimane zutrug und uns einen Begriff von den Teufeleien gibt, welche von den Colonialbeamten dieser Nation nicht blos geduldet, sondern selbst verübt werden. Aus Senna, einer kleinen, etwas tiefer im Innern gelegenen portugiesischen Niederlassung, erhielt der Zolleinnehmer zu Quilimane eine Abtheilung von etwa 300 Negern beiderlei Geschlechts zugesandt, um sie an dem dortigen Markte zu verkaufen; da dieser aber damals gerade mit „Menschenfleisch" überflüssig versehen war, so fanden die armen Geschöpfe, die ohnehin aus einer Gegend waren, deren Bewohner von den Sklavenkäufern nicht gern genommen werden, keinen Abgang, und der unmenschliche Eigenthümer ließ nun alle verhungern. Capitain Cook sah mit eigenen Augen diese Unglücklichen haufenweis auf Misthaufen, an Teichen und am Meeresufer, wo sie Knochen, Frösche und Seegras zur Nahrung gesucht hatten, als Leichen, noch gefesselt, wie sie aus dem Innern gebracht waren, umherliegen. Der nämliche Offizier versichert, daß zu Quilimane Sklaven nicht selten für die geringsten Vergehen lebendig begraben werden. Wenn nun nach der geringsten Schätzung in die amerikanischen Häfen jährlich 150,000 Neger eingeführt werden und wir mit Buxton das Verhältniß Derer, welche während des Einfangens, unter den Qualen der Haft bis zur Einschiffung und dann auf der Überfahrt umkommen, nur zu 145 Procent annehmen — ein Verhältniß, das man gewiß nicht zu hoch finden wird, da die Zahl der an der afrikanischen Westküste jährlich eingeschifften Sklaven schon 215,000 beträgt und diese immer nur ein Theil der zahlreichern Opfer sind, welche die Sklavenjagden und ihre schrecklichen Folgen dahinraffen: — dann gelangen wir zu dem Resultat, daß der von christlichen Nationen getriebene Sklavenhandel Afrika jährlich um wenigstens 875,000 Menschen bringt. Rechnet man hiezu noch 100,000, welche die Mohammedaner jährlich nach Ägypten und an die Hafenplätze des rothen Meeres und des persischen Meerbusens führen, dann ergibt sich, daß Afrika durch diesen abscheulichen Handel jährlich 475,000 oder ziemlich eine halbe Million Menschen verliert: kein Wunder also, wenn seine Bewohner sich nicht aus der Barbarei erheben. 145.

Chasles über Frauenemancipation.

Philarète Chasles berichtete neulich über einige englische Broschüren, deren Gegenstand der untergeordnete Zustand der englischen Weiber ist, hierunter besonders über die Schrift: „An outline of the grievances of women". Der galante Franzose zieht das kritische Schwert für die Frauen und macht ihre Sache zu der seinen. Es ist gewiß, daß der Zustand der Weiber in England an vielen Mängeln und Misbräuchen krankt, indem sie von dem Gesetze weniger als in andern Ländern berücksichtigt sind; jedoch wird dieser Mangel in den höhern und mitelern Ständen, wie der Berichterstatter selbst zugibt, von der großen Ehrfurcht des Briten vor der Heiligkeit des Herdes, der Wohlfahrt der Familie und der Häuslichkeit und durch ein den Briten eigenthümliches edles Gefühl, welches gegen jede Gewaltthat für den schwächern Theil Partei nimmt, aufgewogen. Dagegen lastet der Druck schwer auf den Weibern der untern Classen. Gesetze indeß können hier schwerlich Abhülfe gewähren, so lange die Tories noch stark und zahlreich genug sind, den Fortschritt des Nationalunterrichts auf so gehässige Weise wie gegenwärtig zu hemmen. Philarète Chasles geht bei dieser Gelegenheit auch ein wenig auf die Projecte einer Weiberemancipation, ihre Ursprünge und Fortschritte ein. Als echter eitler Franzose preist er Frankreich, welches, wie es immer seine Gewohnheit sei, zuerst die Fahne der „Weiberinsurrection" aufgepflanzt habe; denn wo es dem Principe der Bewegung und des Aufschwunges gelte, da werde man Frankreich immer auf der Bresche sehen, Schwert und Banner in der Hand. In Deutschland, um dessen stilles Wirken in dieser Angelegenheit der Franzose, der wie das Kind immer nach brillanten Thatsachen hascht, natürlich nichts wissen kann, habe Frau Varnhagen von Ense, wie Chasles sagt, durch ihre gutgemeinten und träumerischen Briefe eine Elegie und Hymne in Sachen dieser Revolution gesungen; die Engländer dagegen seien Geschäftsleute, sie gingen nicht so rasch vorwärts wie die Franzosen, und sie verständen nicht wie die Deutschen, ihren Debatten einen lyrischen Accent zu geben; aber sie gingen doch weiter auf dem Wege des Gesetzes, und drei Parlamentssitzungen hätten durch Anträge wie Gegenanträge, durch Aufstellung von Principien wie ihre Bekämpfung die Sache der Weiber wesentlich weiter gefördert, und Talfourd's Bill sei hier mit Ruhm anzuerkennen. Aber was helfen hier Bills, was helfen Gesetze? Gesetze klären nicht auf, die Aufklärung muß ihnen vorangehen. Das Gefühl des Rechts muß in der Brust jedes Individuums geweckt werden, und dies kann nur durch eine gründliche Volkserziehung geschehen. Ist das Individuum rechtlos, so weiß es das Gesetz doch zu umgehen; aber wir wollen überall Paragraphen haben und glauben, wenn ein neues Gesetz gefunden ist, so sei auch der Zustand ein anderer und radical geheilt worden. So schaffen wir Constitutionen in Menge; die Constitutionnellen, meint man, würden sich schon finden. Aber des Gesetzwustes haben wir schon zu viel; man sorge für unsere Civilisation, welche, wenn sie ihr Höchstes erreicht hat, eine Unzahl von Gesetzen überflüssig machen wird. Moralische Veredelung ist gegen Mord und Raub ein wirksameres Mittel als alle dagegen getroffenen Gesetze, als alle Hinrichtungen, jene juridischen Todschläge, womit man Todschläge sühnt. Besonders ist die Frauenemancipationsfrage von äußerst delicater Natur; das männliche Geschlecht ist ein Individuum, das weibliche ist auch eins; ihre Rechte fallen in einzelnen Punkten zusammen, aber in andern divergiren sie; die Grenzlinien sind hier fein gezogen und leicht zu überschreiten; die Gesetze für das Weib müssen innerhalb der Natur des Weibes bleiben, sie darüber hinausrücken, hieße auch das Weib aus seinen Grenzen rücken und das weibliche und männliche Princip der Geschichte zu einem hermaphroditischen Zwitterwesen ineinanderschmelzen. Die von Chasles beantragten Verbesserungsvorschläge für den Zustand des weiblichen Geschlechts sind übrigens aller Beachtung werth: eine gediegenere und strengere öffentliche Erziehung, Arbeiten als Hülfsquellen und anständige Asyle für Frauen, welche unbemittelt und ohne Arbeit sind. Die eigentliche Volkserziehung, das gibt der Berichterstatter zu, sei in Frankreich schlecht berathen, und die Erziehung der Töchter aus höhern Ständen beschränke sich auf etwas Roman, etwas Erdbeschreibung, etwas Musik, auf eine ascetische und weltliche Mischung von Beichtstuhl und Mercadante, auf etwas Wassermalerei und geschichtliche Lappalien; das sei Alles ebenso frivol als fad, eine kitzelnde, lächerliche und theatralische Erziehung ohne Princip, aber mit etwas Italienisch und Englisch. Wolle man gute Familienmütter und echte Frauen erziehen, so müsse der erste Schritt sein, daß man die Erziehung der Hausfräulein von diesen koketten Schmuckkästchen befreie. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 232. — 20. August 1839.

August Graf von Platen's gesammelte Werke.

Zweiter Artikel.

Platen als Dramatiker und Epiker.*)

Die zweite Lieferung von Platen's Werken enthält dessen gesammelte dramatische Leistungen, „Die Abbassiaden", ein episches Gedicht, „Geschichten des Königreichs Neapel" und einige kleine prosaische Arbeiten. Wir haben es hier blos mit dem poetischen Theil dieser zweiten und letzten Lieferung zu thun und wollen die Artikel einzeln noch einmal kurz die Musterung passiren lassen. Eine genauere Zergliederung jedoch von jedem Stücke zu geben, liegt außer dem Zweck d. Bl. und möchte auch wenig ersprießlich sein; unsere Aufgabe kann nur sein, das Bedeutsamste kurz herauszuheben. Wir führen die Stücke in beibehaltener Ordnung vor:

1. Die neuen Peopheten. Ein Nachspiel. 1817.

Ein Erstlingsversuch, zu sehr auf der Oberfläche schwimmend, dessen Veranlassung für den Norddeutschen gutmüthig-bedauerlich wirken mag, dessen Inhalt aber für ihn abgethan ist. Die beste Stelle darin ist die, wo der Rationale spricht:

Ein Leben glaub' ich, das Alle beledt ꝛc.

Das Ganze bleibt in seinem Schluß ohne Pointe und Zweck.

2. Mathilde von Valois. Drama in drei Aufzügen. Fragment. 1819.

Man möchte dies Bruchstück vollendet wünschen, es ist in formeller Hinsicht beachtenswerth; diese Versuche, nach Weise der Alten durch metrischen Wechsel dem Drama auch äußerlich mehr Leben und Bewegung zu verleihen, verdienen wol eine nähere Berücksichtigung, besonders was das leichtere Schauspiel anlangt.

3. Der gläserne Pantoffel. Komödie in drei Acten. 1823.

Die Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen ineinander verwoben, die Behandlungsweise ins Spanische hinüberschlagend, die Ausführung zierlich und gewandt. Die einzelnen Figuren treten jedoch nicht scharf genug aus dem Rahmen des Bildes hervor; das Ganze ist nicht mächenhaft genug, zu wenig süß und ideal gehalten. Pernullo, des Königs lustiger Rath, ist am meisten ausgeführt; allein seinem Witze fehlt die Spitze; dies bloße Spiel mit Worten ohne praktische Prägnanz läßt kalt und wird leicht zu müßiger Spielerei, ob auch vielleicht absichtlich, so bleibt es doch wenig ersprießlich. Wie viel sich übrigens aus dergleichen Märchen machen läßt, beweist am besten W. Menzel's „Rübezahl", das genialste Werk, wie wir in dieser Art in der ganzen deutschen Literatur kein zweites kennen. Sonst deutet dies Stück Platen's Hinneigung zum Literarischpolemischen an einzelnen Stellen schon flüchtig an.

4. Berengar. Komödie in einem Act. 1824.

Eine leichte und gefällige Arbeit, die sich besonders duech ihren feinen und eleganten Dialog auszeichnet, die stoffartig, wenn auch nicht neu und überraschend, doch ansprechend ist und den Bühnen, bei dem Mangel an guten und dem Überfluß an saft- und markloſen Productionen immer zu empfehlen wäre, verständen sich unsere Schauspieler nur besser auf den Vers.

5. Der Schatz des Rhampsinit. Lustspiel in fünf Acten. 1824.

Herodot (II, 121) hat dem Dichter den Stoff zu dieser Komödie geliefert. Der Schauplatz ist zwar Ägypten, aber Platen hat es verstanden, mit großer Gewandtheit die Gegenwart in die märchenhafte Vergangenheit zu verflechten, neckt in seinem Bliomberis die Hegelianer und verspottet schon ziemlich herausfodernd Müllner und seine verhängnißvolle „Schuld". Mitunter ist dieser Bliomberis indeß doch ein wenig zu flach, barock und forcirt, wie z. B. S. 202. Die Charaktere dieses Lustspiels sind im Vergleich zu dem „Gläsernen Pantoffel" bedeutend schärfer hingestellt. Kaspar, der hier die Rolle des Pernullo übernimmt, ist gemüthlicher und launiger als jener und die Dlora mit sichtlicher Vorliebe gezeichnet. Die Form ist wechselnd, untermischt mit Liedern, bald in Jamben mit, bald ohne Reim, bis zum Sonett gesteigert; die Sprache durchweg gefeilt. Allein Platen hat dieser an sich hübschen Fabel kein beobachtiges Motiv unterzulegen gewußt, und so hangt das Stück so ziemlich in der Luft. Ehe Sluf sich aufmacht, den Schatz des Rhampsinit zu bestehlen, spricht er:

Wohlan, zum Werk, Siuf! Eröffnet ist
Ein Feld der Thätigkeit, ein Feld der List.
Zu tausend Wünschen, die ich still gehegt,
Hat mich das Wort des Vaters aufgeregt,
Mich aus dem ganz Alltäglichen der Zeit
Zum Abenteuerlichen eingeweiht!

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 188 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Die frische Kraft, von der mein Busen voll,
Weiß nun, wohin sie sich verschwenden soll.
Zwar Schätze sind vielleicht kein großes Glück,
Doch scheint das größte mir ein Wagestück!
Es scheint, gespornt von diesem heißen Trieb,
Ein idealisch Wesen wie ein Dieb!
Die kühne That im stillen Raum der Nacht,
Des Königs Hort in seiner goldnen Pracht,
Der dust'ge Garten in des Mondes Schein
Und im Gebüsche der bewußte Stein:
Sie winken, drängend sich um mich herum,
Mir ins gefährliche Proscenium;
Doch ist Gefahr ein lockender Beruf,
Dann unverzagt ans kühne Werk, Sinf!

6. Der Thurm mit sieben Pforten. Lustspiel in einem Act. 1825.

Nach dem Volksbuche von den sieben Meistern entworfen, ein liebliches Bild, aber wiederum ein wenig zu sehr begrenzt, um für die Bühne von großer Wirkung sein zu können, zu sehr ein Umriß. Wie die bisherigen, so ist auch dies kleine Stück in höchst zierlichen Versen geschrieben, edel und ruhig, mit antiker Eleganz.

7. Treue um Treue. Schauspiel in fünf Acten. 1825.

In dem Prolog zu diesem Stücke zeigt sich Platen auch als Dramatiker mit der Zeit zerfallen, die Stimmung ist bitter und gereizt; er ärgert sich an dem Aftergeschmack des Tages, der aus „Schauenden Gaffende" gemacht hat, bittet um Vergebung, daß er dennoch „das Schöne zu denken wage" und weist auf die Zeit hin, wo er der „Väter eigene Herrlichkeit in großen, männlichen Gestalten" vorführen werde. Das Schauspiel selbst ist von den bisher besprochenen durchaus das gelungenste und vollendetste; hier ist Leben und Bewegung, Herz und Gemüth, ein gewisses Warmwerden und jugendliche Frische. Die Charaktere sind gerundeter: Garin, stolz und vornehm, auf die Reinheit seines Blutes haltend und den Ruhm seines Geschlechts; Aucassin, feurig, ohne Berechnung, nur dem Zuge seines Herzens folgend, liebt und wird geliebt; Florestan, als Feind tapfer und kühn, als Besiegter voll Würde, als Freund voll Eifer, Hingebung und Aufopferung; Nureddin, großsinnig und von adeligem Gemüth; Nicolette endlich ist ein freundlicher und lieblicher Charakter, innig und treu und weiblich-gewinnend. Auch mangelt es diesem Schauspiele nicht an poetischer Farbe, schönen Stellen und gehaltvollen Gedanken. Das Gerüst dagegen ist nicht fehlerfrei; die Scene wechselt mit zu großen Sprüngen, der fünfte Act steigert zu wenig, und es fehlt im Schluß des Ganzen der poetische Höhepunkt.

8. Die verhängnißvolle Gabel. Lustspiel in fünf Acten. 1826.

9. Der romantische Ödipus. Lustspiel in fünf Acten. 1828.

Ohne tiefer in das Einzelne dieser hinlänglich besprochenen Stücke einzugehen, beschränken wir uns darauf, zu bemerken, daß die „Gabel", gegen die Schicksalstragödien gerichtet, in jeder Hinsicht zurücksteht gegen den „Ödipus"; was in der „Gabel" noch mehr als ein Versuch und ein Hineinfinden in diese Aristophanischen Formen und Weisen erscheint, ist in dem „Ödipus" vollendet; die Sucht nach dem Unnatürlichen und Gräßlichen auf der einen und die Verweichlichung und sentimentale Koketterie auf der andern Seite sind hier höchst genial persiflirt, von Witz übersprudelnd, beizend und scharf wie Lauge. Wenn Platen indeß meint, daß die Ästhetiker, was das Wesen des Komischen betrifft, lange Zeit an diesen Stücken zu lernen hätten, so können wir dem nicht beistimmen. Um diese Komödien einigermaßen würdigen zu können, muß man vielmehr auf sein Vorbild und seinen Meister, den Aristophanes, selbst zurückgehen. Das ganze metrische Schema gehört der Hauptsache nach diesem an; die Parabasen haben blos den Reim dazu bekommen. Platen bringt gleichartigen Stoff in dies Aristophanische Maschinenwerk und läßt es in ähnlicher Weise arbeiten und wirken. Durch die Schöpfungen des Aristophanes weht der wahrste Hauch hellenischer Poesie und das ganze Musenchor geht verklärend durch dieselben hin, durch die Platen'schen dagegen verbissener Grimm und Groll. Wenn auch die Weise, in der Immermann und Heine in Folge dessen gegen Platen aufgetreten sind, nicht zu billigen ist, und dem deutschen Dichter ebenso viel zugute gehalten werden sollte als dem attischen, und die Bedeutung der Lobsprüche, die er sich selbst ertheilt, danach zu modificiren ist, so muß man doch auch gestehen, daß Platen die Farben etwas allzu stark aufgetragen hat und zu wenig gedacht jenes alten:

Tempora mutantur et nos mutamur in illis.

Statt in dieser Weise gegen die Schwächen und Verirrungen der modernen Tragödie zu Felde zu ziehen, hätte Platen vielmehr selbst mit gediegenern Arbeiten aufstehen und durch den Glanz und die Glut seiner poetischen Sonne die Nebel der Gegenwart niederschlagen und verzehren sollen; die Satire ist wenig befruchtend. Statt dessen aber trat Platen 1832 mit seiner

10. Liga von Cambrai. Drama in drei Acten

auf, einem so mittelmäßigen Stücke, als je eins geschrieben worden; für sich betrachtet, ohne alles Interesse, ohne alle poetische Färbung, gegen seine frühern Arbeiten gehalten, ein unbegreiflicher Rückschritt. Der Verf. zelyt sich in seinen Epigrammen über die ungünstige Aufnahme, die dasselbe fand, sehr pikirt. Ref. gehört gewiß nicht zu Platen's Gegnern; aber mit dem besten Willen wüßte er darin nichts zu finden als eine dialogisirte Erzählung Dessen, was außerhalb der Scene geschieht; auf der Scene selbst ist nicht die geringste Handlung, kein Leben, keine Wärme, Alles kalt und mager.

Außer diesen dramatischen Werken besitzen wir von Platen noch ein episches Gedicht: „Die Abbassiden", in neun Gesängen. Wie viel ihm davon an Stoff und Erfindung eigenthümlich angehört, wissen wir nicht; die Anlage ist aber so wohl berechnet, der Stoff so unterhaltend und anziehend, daß wir nicht begreifen, warum Platen gerade hier die Form zurücksetzt, wo er eben Alles hätte aufbieten sollen, was ihr Einschmeichelndes und Gewinnendes beiwohnt; hier hätte er Gelegenheit gehabt, seine schönen Verse wirken und spielen zu lassen, und „Die Abbassiden" wären vielleicht, als größeres Ganze, Platen's gelungenstes und populairstes Werk geworden; so wird die Form eher hindern als fördern. Hätten wir im Übrigen an diesem Gedichte

Digitized by Google

etwas auszuſetzen, ſo würde es die Mäßigung deſſelben ſein; wir finden wiederum zu viel Skizzenhaftes darin, kein märchenhaftes Sichgehenlaſſen, zu wenig Malerei, und in Erinnerung an „Lalla Rookh" möchten wir ihm etwas van Thamas Maore's blühender Phantaſie wünſchen. Als Epiker hat Platen kein eigenthümliches Gepräge.

Nachdem wir ſo in aller Kürze Platen's größere poetiſche Werke einzeln varübergeführt haben, wollen wir ihn auch hier noch einmal in ſeiner Ganzheit betrachten. Man gewahrt an ſeinen Schauſpielen durchweg, wie ihm die Spanier und unter dieſen beſanders Calderon als Muſter und Barbild gedient haben. Platen zeichnet ſich in dieſen Arbeiten durch eine äußerſt geſeilte Sprache, einen leichten und gefälligen Dialag und durch einen claſſiſch gerundeten Vers aus. So lange man lieſt, fühlt man ſich leicht, angenehm und navellenartig unterhalten. Das Intereſſe wirkt jedach nicht nach; iſt man mit dem Buche zu Ende, ſa verwiſcht ſich das Bild des Ganzen, aus dem keine Geſtalt großartig und bleibend in unſere Erinnerung herüberragt. Es zeigt ſich darin kein Spiel der Leidenſchaften; nichts Überraſchendes, Staunenswerthes tritt uns gewaltig und impanirend entgegen, noch auch fühlen wir in dieſen Stücken „der Liebe Wehn und Säuſeln", kein Überſtrömen und Perlen des Gefühls, ſüß und derauſchend wie Nachtigallengeſang; es iſt Alles zierlich und nett wie eine Gartenanlage, aber — „gebändigte Natur und Leidenſchaft". Man vermißt zu ſehr eine Idee, oder, wie Goethe es nennt, „ein ſpecifiſches Gewicht", Abſchattungen des eigenen Gemüths. Man ſieht nicht, daß Platen den Drang in ſich gehabt hätte, dieſe oder jene Stimmung ſeiner Seele einem Charakter einzuhauchen und zu verewigen, ja, daß er ſich gezwungen gefühlt hätte, was quälend, beängſtigend aber überflutend in ſeinem Herzen umging, auf dieſe Weiſe auszuſtrömen und wegzuſchwemmen. Man empfindet an Shakſpeare's Dramen, wie ſie ihm aus dem Herzen gewachſen ſind, wie er in ſeinem Falſtaff ausgelaſſen fröhlich iſt und lacht, wie er in ſeinem „Romeo und Julie" ſchwärmt und Alles, was an Liebe in ihm lebt, ſüß und ätheriſch hinhaucht; man könnte nachweiſen, wo er im „Hamlet", im „Lear" geweint, und wie er dabei tauſendmal mehr gefühlt und gelitten, als der größte Schauſpieler in uns zu bewirken im Stande ſein würde. Platen's Schauſpiele dagegen ſtehen alle außer ihm, und nur an höchſt ſeltenen Stellen ſieht man, daß es ihm darum zu thun war, Dies oder Das lebendig auszuſprechen. Goethe ſagt, es fehle ihm die Liebe; mit altem Reſpect für Gaethe, wir glauben das nicht. Niemand wird leugnen, daß Platen ein Poet ſei, die Poeſie aber iſt das Echo eines unendlich liebereichen Gemüths in ſeinen erſten glühenden Ausbrüchen wie in ſeinen ſpätern ſanftern und mehr vergeiſtigten Nachklängen und Erinnerungen. Eher glauben wir ſagen zu können, es fehlt ihm die Begeiſterung. Es ſcheint auf Platen ein düſteres Gewölk gelegen zu haben, das ſeine Seele nicht frei werden ließ; er konnte die Erde nicht abſtreifen. Die Biographie, die ſeinen Werken angehängt iſt, verbreitet über ſeine Verhältniſſe zu wenig Licht und zeigt ihn uns nicht genug in ſeiner Stellung zu der Welt, über die er ſich beklagt. Es will uns vorkammen, als habe er nicht wie Prinz Hamlet „zu viel Sanne" gehabt; wäre ihm das Glück ſo hald geweſen wie die Muſen, er würde die Anerkennung des Tages nicht ſo ſehr vermißt haben und eingedenk geweſen ſein, daß die größten Geiſter gleich mühſam, gleich langſam die Anhöhe des Ruhms erklommen:

Ein Gott iſt nur mit Einem Schritt am Ziel. (Platen.)

So aber mochte wal ein Mann wie er ſchmerzlicher als Andere fühlen:

Wie Geiſtesfreiheit ſelbſt
Liegt unterm Drucke des metallnen Gotts! (Rogge.)

Es überkommt Einen wehmüthig, wenn er in „Treue um Treue" ſagen läßt:

Edwin.
Wer aber blickt nicht gern ins Künftige?
Anaſſin.
Das iſt ein ſchlechter Troſt! Was mir das Jetzt
Verſage, beſitz' ich nicht. O glaube mir,
Verwieſen ſind wir an die Gegenwart;
Denn was die Zukunft bietet, iſt ja nur
Allmälige Zerſtörung und ein Grab!

Dieſe äußern Verhältniſſe nun haben ihm zwar nicht die Liebe, wie uns ſcheinen will, genommen, wol aber jene Begeiſterung, die erfaderlich iſt, ein Kunſtwerk großartig zu canripiren und gleichmäßig ausdauernd durchzuführen und zu vollenden. In ſeinen Oden und Hymnen weht Begeiſterung; aber die reicht nicht hin für eine Tragödie. Darum glauben wir auch nicht, daß Platen, ſo lange er blieb, wie er war, eine Tragödie geſchrieben haben würde, in der es geiſtig geblitzt und gedonnert hätte; wol eine wie Alfieri, aber keine, die das Gemüth eines Deutſchen zu erweichen und ihm das Auge mit Thränen zu füllen im Stande geweſen wäre. Um die Form kannte er nicht verlegen ſein; wir ſehen überall nicht, warum diejenige, die von Shakſpeare bis auf Goethe hergebracht iſt, und in der das Höchſte und Schönſte, was das menſchliche Herz fühlen und bewegen kann, ausgeſprochen ward, nicht auch ihm wie jedem Andern genügt haben und genügen ſollte.

Indem wir ſo van einem Dichter Abſchied nehmen, den das deutſche Volk lieben wird, und auf den es Urſache hat ſtalz zu ſein, fügen wir nur nach hinzu, daß Platen der Lyriker größer und vollendeter daſteht als Platen der Dramatiker und Epiker. F. W. Ragge.

---

1. Flora. Originalchronik für die gewählteſte ſchönwiſſenſchaftliche Literatur des In- und Auslandes. In Verbindung mit Mehren herausgegeben von Karl Winkler. Erſter Band. Schwäbiſch-Hall, Schwend. 1839.
2. Humoriſtiſche Blätter, herausgegeben van Theodar von Kobbe. Mit Beiträgen von Baggeſen, Emilie d'Eſtrées, Karl Immermann, Friedrich van Kabbe, Lewerkus, Herrn van R., Seume, Adalf Stahr, Philipp Stieffel und O. L. B. Walff. Erſter Jahrgang. Oldenburg, Schulze. 1839.

Eine recht geſchickte Art, Zeitſchriften, die in ihrer urſprüaglichen Geſtalt nicht den gewünſchten Abſatz fanden, zu-

sammengeheftet als Bücher wieder in Umlauf zu bringen. Finden sie in dieser Form auch keine Abnehmer, so finden sie doch einige Leser unter den Recensenten. „Flora" ist eine Zeitschrift, von welcher bisher die Welt nichts wußte. Das Beste an ihr ist der pomphafte Prospectus, worin es heißt, daß es bisher an einem Organe gefehlt habe, welches der Masse des Volks die Schätze der schönen Wissenschaften zugänglich machte. Diese Lücke in unserer Literatur auszufüllen, ist „Flora" bestimmt. Der Zusatz: „Originalchronik für die gewählteste schönwissenschaftliche Literatur des In- und Auslandes", darf uns nicht täuschen. Wir finden wenig Ausgewähltes. Verschiedene Novellen von meist unbekannten deutschen Autoren oder nach dem Französischen, überall her zusammengetragene Genrebilder, Skizzen, Schilderungen, Miscellen, Anekdoten, Notizen u. s. w., dies ist die mit so vielem Pomp auftretende Originalchronik. Reicher an originalem und originellem Inhalte sind Kobbe's „Humoristische Blätter". Wer aber sind die Mitarbeiter Dr. Lewerkus, Philipp Stieffel? Wer der Herr v. R.? Und wie viel Aufsätze sind von den todten Mitarbeitern, Seume und Baggesen, zu erwarten? Immermann theilt auch nur einige Bruchstücke aus seinem jetzt sattsam bekannten „Münchhausen" mit. Der Hauptkram besteht aus Anekdoten. Doch findet sich auch einiges Literarische von Verdienst, hierunter ein Aufsatz von Stahr über Gradde, ein kleiner Commentar zu Goethe's „Faust" vom Prof. Stieffel, ein Besuch bei Alexander Dumas und dem Fürsten Pückler-Muskau, wahrscheinlich vom Herausgeber, und eine wirklich interessante Mittheilung von O. L. B. Wolff: „Zwei Abende in Müllner's Gesellschaft." 25.

Bibliographie.

Bayer, K., Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes und über das Wesen der Tugend. Gr. 8. Erlangen, Palm. 2 Thlr. 12 Gr.

Bendixen, J., Über den tiefern Schriftsinn des revolutionären Sokrates und der gesetzlichen Athener. Eine Hypothese. Gr. 8. Husum. 12 Gr.

Beranger, Pierre Jean de, Hundert drei Lieder des Pariser Chansonnier ꝛc. gibt hier im Deutschen wieder mit seinem wohlgemeinten Gruß Ph. E. Rathsius. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr. 16 Gr.

Bern von Stein, Freih., Dr. Ego der fahrende Homöopath. Ethorama einiger Kunst- und Zunftverwandten und mehrerer Zeit- und Unzeitgenossen. Nebst Anhang Hohnemann-Album enthaltend. Gr. 12. Leipzig, Weinedel. 1 Thlr. 6 Gr.

Biedenfeld, F., Freih. von, Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen, erloschenen und blühenden Ritterorden. Nebst einer Übersicht sämmtlicher Militär- und Civil-Ehrenzeichen, Medaillen etc. etc. und einem Atlas mit beinahe 500 illuminirten Abbildungen der Ordensinsignien, Bänder und Ketten. Zugleich als Fortsetzung von dessen Geschichte der Mönchs- und Klosterfrauen-Orden im Orient und Occident. 2 Bände in 8 Lief. 1ste Lief. Gr. 4. Weimar, Voigt. 2 Thlr.

Bluntschli, J. C., Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich. 2ter Theil. Die neuere Zeit. Gr. 8. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. 3 Thlr. 16 Gr.

Boost, J. A., Die neueste Geschichte der Menschheit. Vom Anfang der französischen Revolution bis zu unsern Tagen. 1ste Abth. Frankreich und Oesterreich. Eine Gegenüberstellung der Resultate des unchristlichen und christlichen Princips. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Die neueste Geschichte von Oesterreich unter den Regenten aus dem Habsburg-Lothringer Stamme. Vom Jahre 1789 bis 1839. Mit einem Rückblick auf die Großthaten des ganzen Habsburger Stammes. Gr. 8. Augsburg, Kollmann. 1 Thlr. 16 Gr.

Doignon, C., Gedichte. 8. Erlangen, Palm. 16 Gr.

Für Schleswig-Holstein, gegen die Neu-Holsteiner. Von *Slesvico-Germanus*. Gr. 8. Hamburg. 4 Gr.

Gellert's, C. F., sämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe. 1ster Theil. Mit Gellert's Bildniß. 8. Leipzig, Weidmann'sche Buchh. und Hahn'sche Verlagsbuchh. Subscr.-Pr. für 10 Bände 2 Thlr. 16 Gr.

Heinrich, A., Novellen. Gr. 12. Leipzig, Künzel. 1 Thlr.

Homberg, Linette, Antigone. Eine sittlich-ästhetische Abhandlung für das weibliche Geschlecht. Gr. 8. Cleve, Char. 10 Gr.

Jameson, Mrs., Winterstudien und Sommerstreifereien in Canada. Ein Tagebuch. Aus dem Englischen übersetzt von A. W. 3 Bände. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 4 Thlr.

Lengerke, A. v., Reise durch Deutschland, in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie. Mit 7 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Prag, Calve. 3 Thlr. 8 Gr.

Deutsche Lieder für Turner. 12. Friedland, Barnewitz. 4 Gr.

Lommel's Jugend-Lieder von 1821 bis 1838. 8. Amberg, Lämmermann. 14 Gr.

Mädler, J. H., Kurzgefasste Beschreibung des Mondes. Ein Auszug aus der grösseren Selenographie von W. Beer u. J. H. Mädler. Lex.-8. Berlin, Schropp u. Comp. 12 Gr.

Meißner, R. R. W., Geschichte und erklärende Beschreibung der Dampfmaschinen, Dampfschiffe und Eisenbahnen nebst einer Erläuterung der Natur der Wasserdämpfe und der dabei vorkommenden Kunstausdrücke, für diejenigen, denen Kenntnisse in Mechanik, Mathematik und Physik fehlen, nach Bernoulli, Millington, Prechtel, Wood und andern Werken bearbeitet. Mit 60 Lithographien auf 11 Tafeln. Gr. 8. Dresden, G. Fleischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Nathusius, Ph. E., Funfzig Gedichte. Probe-Sammlung. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 12 Gr.

Otto, Fr., Neues theoretisch-praktisches Lehrbuch der holländischen Sprache und Literatur zum Schul- und Selbstunterricht. 1. Band. Sprachlehre. — Auch u. d. T.: Phil. Lud. Stat. Müller's Anleitung zur holländischen Sprache. 3te, gänzlich umgearbeitete Ausgabe von Fr. Otto. Gr. 8. Erlangen, Palm. 20 Gr.

— — 11. Band. Literatur. — Auch u. d. T.: Geschichte der niederländischen Literatur. Frei nach dem Holländischen des Van Kampen von Fr. Otto. Gr. 8. Ebendaselbst. 16 Gr.

Poffelt, M., Handbuch der Geschichte der Philosophie. 1ste Abth. Gr. 8. Dorpat, Severin. 1 Thlr. 4 Gr.

Pufendorff, S. von, Ueber das Papstthum. Neu bearbeitet von C. Herm. Weise. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 12 Gr.

Santo Domingo, Geist der Päpste. Aus dem Französischen. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 16 Gr.

Strombeck, F. K. von, Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 7ter Theil. — Auch u. d. T.: Darstellungen aus einer Reise von Niedersachsen nach Wien im Sommer des Jahres 1838. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr. 18 Gr.

Wiendarg, L., Die Dramatiker der Jetztzeit. 1stes Heft. [Ludwig Uhland]. Gr. 12. Altona, Aue. 15 Gr.

Wurm, Christian, Die Nibelungen. Siegfrieds Tod. Eine romantische Tragödie in fünf Akten. 8. Erlangen, Palm. 1 Thlr.

Zöpfl, H., Die spanische Successionsfrage. Historisch und publicistisch erörtert zur Aufklärung und Berichtigung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Nebst einem Anhange als Beleuchtung und Widerlegung der bei S. Schmerber in Frankfurt 1839 unter gleichem Titel herausgegebenen anonymen Schrift. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 20 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 4. 20. August 1839.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. Achter und neunter Theil. — Auch u. d. T.: Feldzüge des Jahres 1809 u. 1812. Berlin, Mittler. 1839. Gr. 8. 5 Thlr.

Wir haben in Nr. 341 d. Bl. f. 1838 des damals erschienenen siebenten Theiles dieses Werkes erwähnt und freuen uns im Interesse des militairischen Publicums, daß dasselbe seiner Beendigung so rasch entgegenschreitet. Als erstes deutsches Originalwerk über den ereignißvollen Zeitraum von 1792 — 1815, geht es durchaus mit deutscher Gesinnung vom deutschen Standpunkte aus, es unterscheidet sich dadurch wesentlich von den ähnlichen Werken Jomini's, Dumas' und andern.

Der Zeitfolge nach hätte mit dem achten Theile der siebenjährige Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel beginnen sollen; der Verf. zog jedoch vor, die Geschichte dieses langen Krieges später unzerstückelt im Zusammenhange zu liefern und die Ereignisse von 1809 mit dem östreichischen, die von 1812 mit dem russischen Kriege zu erzählen und vorauszuschicken, und den spanischen Krieg überhaupt hinauszuschieben, bis er zu dem Schlußacte des großen europäischen Kampfes 1815 gelangt sein wird. Dieses Verfahren verdient schon darum den Dank der Leser, weil nichts unangenehmer für dieselben ist, als das häufige Wechseln der Kriegsschauplätze, nachdem man sich kaum auf dem einen oder dem andern orientirt hat.

Es liegt weder in unserer Absicht noch in dem Zwecke dieser Blätter, dem Verf. Schritt für Schritt bei seiner Darstellung zu folgen; die Geschichte der Feldzüge 1809 u. 1812 ist bekannt; wol aber dürfte es manche unserer Leser interessiren, den Gang kennen zu lernen, welchen der Verf. nimmt, auf sein sorgfältiges Quellenstudium aufmerksam zu machen und manche von der bisherigen Darstellung abweichende Stellen herauszuheben.

Die Einleitung gibt die Veranlassung zum Kriege, Östreichs Rüstungen und die Vertheilung der beiderseitigen Streitkräfte zu Anfang des Monats März. Der Entwurf, die Stadt Enns zur Festung ersten Ranges zu erheben, durch einen, bei Mauthausen auf dem linken Donauufer zu erbauenden Brückenkopf die Verbindung mit Böhmen und durch die Befestigung von Altenmarkt die mit Steiermark zu sichern, wo Bruck an der Mur, als Platz von zweitem Range, die aus Italien kommende Hauptstraße decken sollte, kam nicht in Ausführung.

Bei Darstellung der Ereignisse bis zum 19. April ist uns aufgefallen, daß der Verf. Berthier's confuse Befehle, durch welche Napoleon's Operationsplan beinahe vereitelt worden wäre, gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Was immer auch der Grund dieser Unterlassung sein mag, so hätte der Gegenstand wol verdient, in einer Note erörtert zu werden.

Die merkwürdigen Tage vom 19. — 23. April, oder von dem Treffen bei Abensberg bis zur Schlacht bei Eggmühl, sind von dem Verf. mit großer Klarheit dargestellt. Was die Bewegungen der Östreicher in diesen verhängnißvollen Tagen anbetrifft, so werden sich in jeder Darstellung derselben noch so lange Lücken finden, als man von Seiten des dortigen Generalstabes mit den nöthigen Aufklärungen zögert. So läßt sich z. B. durchaus nicht ermitteln, welche Weisungen dem linken Flügel der Östreicher am Abende des wichtigen 19. April durch den Erzherzog Karl überschickt wurden, und doch hatte sich hier 24 Stunden nach Napoleon's Ankunft die gegenseitige Lage beider Heere total geändert, und beide hatten die Rollen der Defensive und der Offensive vollständig gewechselt, welcher Umstand für den Lauf des ganzen Feldzuges entscheidend war.

Der Verf. läßt der Tapferkeit der Östreicher, mit der sie sich bei Eggmühl schlugen, volle Gerechtigkeit widerfahren. In der Geschichte der Regimenter Bellegarde, Reuß-Greiz, Stipsicz, Vincent, Gottesheim, Kaiser Franz bildet, nach seiner Ansicht, der verhängnißvolle 22. April ein schönes Blatt, und mit Recht windicirt er ihnen Panieren als Ehrenauszeichnung den Namen Eggmühl, wie er sich an den Adlern mehrer französischen Regimenter fand, von denen in glücklichern Tagen die Siegesgöttin einige als Trophäen in das Arsenal zu Wien versetzt hat. Gegen diese Ansicht möchte gleichwol vielleicht eingewendet werden, daß es bis jetzt in Europa nicht Sitte ist, Regimentern die Namen von verlorenen Schlachten beizulegen. Den Verlust, welchen das östreichische Heer in dem kurzen fünftägigen Feldzuge erlitt, berechnet der Verf. nach sichern Angaben zu 56,000 Mann.

Mit großer Klarheit, die nur durch ein sorgfältiges kritisches Quellenstudium zu erreichen war, sind die Ereignisse bis zur Schlacht bei Aspern dargestellt und herausgehoben, wie wenig Hiller die Vortheile der Stellung bei Edelsberg zu benutzen verstand. Doch auch in diesem unglücklichen Gefechte, das den Östreichern 85 Offiziere und 4400 Mann kostete, zeigte sich auf glänzende Art, was die Tüchtigkeit der Truppen und ihrer unmittelbaren Anführer, selbst von der obern Leitung gänzlich verlassen, zu leisten vermögen.

Kollowrath's Disposition, die Würtemberger von Uhrfahr-Linz auf das rechte Donauufer zurückzuwerfen, trägt den Keim des Mislingens in sich und ist ganz in dem damals von den Östreichern beliebten Systeme der Zersplitterung entworfen. Der Verf. selbst findet sich, nachdem er dieselbe ernsthaft und ohne jede Bemerkung mitgetheilt hat, zu dem Ausrufe angeregt: „Insofern dem Leser ein Vorgefühl des Mislingens überkommen sollte, so wird dieses durchaus nicht getäuscht."

Der Darstellung der Schlacht bei Groß-Aspern ist die gehörige Sorgfalt gewidmet; denn in dieser wurde dem bis dahin unüberwundenen Napoleon der Sieg zum ersten Male unzweifelhaft streitig gemacht, weshalb diese Schlacht einen bedeutsamen Platz in der Geschichte der neuern Zeit einnimmt. Den Verlust der Östreicher berechnet der Verf. nach neuern Untersuchungen auf 741 Offiziere und 19,000 Mann Todte und Verwundete. Der Verlust der Franzosen scheint mit 35,000 Verwundeten und 7000 Todten doch wol etwas zu hoch angesetzt.

Einen besondern Vorzug müssen wir dem Werke des Verf. darin zugestehen, daß es im Laufe des Feldzuges von Periode zu Periode die Stärke und die Zusammensetzung der beiderseitigen Heere nachweist, ein Resultat, das nur nach langwierigen und mühseligen Untersuchungen zu erreichen möglich war.

Der Darstellung der Schlacht bei Wagram ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Der Verf. berichtigt bei dieser Gelegenheit Napoleon's schnöden Ausspruch über das Benehmen der sächsischen Truppen in seinen Memoiren, fügt jedoch die Bemerkung hinzu, es habe die Sachsen in diesem Feldzuge überhaupt ein rigener Unstern verfolgt. Nachdem nämlich Bernadotte sie in mehren Schreiben an den Major-General als unbrauchbar und unzuverlässig geschildert, erließ er nach der Schlacht bei Wagram eine hyperbolische Proclamation zum Ruhme ihrer Thaten; darauf behauptete Napoleon, sie seien in jener Schlacht zweimal feldflüchtig geworden, und der sächsische Offizier, welcher sich berufen glaubte, gegen diese Unwahrheit zu reclamiren, that dies auf eine Weise, daß der Nichtunterrichtete wirklich zu der Ansicht verleitet werden kann, jener Vorwurf sei nicht ungegründet gewesen. Die Schlacht selbst ist besonnen und mit gerechter Würdigung der Leistungen beider Theile erzählt und durch den beigegebenen Plan hinreichend erläutert. Nur mit dem Schlusse können wir uns nicht einver-

Digitized by Google

standen erklären. Dort heißt es nämlich: „Diese einfache Darstellung der Thatsachen überhebt uns jedes preisenden Wortes und gewährt vielleicht dem Leser die Überzeugung, daß Napoleon eine entscheidende Niederlage erlitten hätte, wenn er nur mit der Streiterzahl auf dem Schlachtfelde erschien wie seine Gegner.“

Mit solchen Wenns ist es immer eine mißliche Sache. Wenn Napoleon mit gleicher Streiterzahl wie seine Gegner auf dem Schlachtfelde erschienen wäre, so hätte er wahrscheinlich seinen Angriff auf andere Weise gemacht; wer kann aber, außer ihm, sagen, auf welche Weise? Wer kann überhaupt ohne sichere Prämissen in dieser Beziehung auch nur ein sich der Wahrscheinlichkeit annäherndes Resultat folgern?

Die weitern Ereignisse bis zum Waffenstillstande von Znaym sind kurz, aber genügend dargestellt; dagegen geht der Verf. über die Ursachen und den nähern Verlauf der jenem Waffenstillstande vorausgegangenen Unterhandlungen etwas leicht hinweg.

Drei Abschnitte sind dem Kriege in Tirol und Vorarlberg gewidmet, wobei der Verf. die gefährliche Klippe eines zu großen Details, welche sich bei Volkskriegen so leicht darbietet, glücklich vermieden hat. In den ersten 13 Tagen ihres Aufstandes hatten jene einfachen Naturesöhne, ohne fremde Hülfe und beinahe ohne obere Leitung, den größten Theil ihres Vaterlandes befreit und ihren Feinden 6000 Gefangene (die Division Bisson) mit 4 Adlern und 7 Geschützen abgenommen. Da dieses widrige Ereigniß nicht verborgen bleiben konnte, so ward dasselbe entstellt; daher verkündete das elfte Bulletin bei Gelegenheit eines vortheilhaften Gefechtes in Tirol beiläufig: einige Tausend Baiern nebst etwa 100 Franzosen seien unter den Augen des Generals Chasteler erwürgt und die Mörder sogar von ihm angereizt worden. Dieser Bekanntmachung folgte die völkerrechtswidrige Ächtung dieses Generals, welche, wie Napoleon richtig berechnet hatte, von den nachtheiligsten Folgen für den tiroler Aufstand war. Der Verf. zeigt recht augenscheinlich, wie wenig Erzherzog Johann dem Oberbefehle gewachsen war. Da jeder veränderten Ansicht desselben die zu ihrer Realisirung nöthigen Befehle unmittelbar, aber immer in solchen Zwischenräumen folgten, daß die Ausführung des frühern bereits begonnen hatte, wenn der spätere einging, so läßt sich hieraus ermessen, wie sehr die Truppen durch ununterbrochene Hin- und Hermärsche erschöpft wurden und zugleich das Vertrauen auf eine umsichtige höhere Leitung schwinden mußte. Es war dem französischen Generale Baraguay d'Hilliers beschieden, den Aufstand in Tirol zu beendigen. An der Unterwerfung des Passeierthales und des Vintschgaues sowie an der endlichen Beschwichtigung der ganzen Gegend hatte seine Persönlichkeit wesentlichen Antheil, da er dem nothwendigen Ernste seiner Maßregeln menschliche Milde beizugesellen und Rücksicht auf die besondern Verhältnisse der Tiroler zu nehmen wußte. Auch dem unglücklichen Andreas Hofer, der durch seinen Aufruf vom 15. Nov. dem Gesetze verfallen war, bot Baraguay d'Hilliers die Hand zur Rettung, allein Liebe zur Heimat und große Unentschlossenheit ließen ihn darauf verzichten. Doctor Schneider, welcher als östreichischer Generalcommissair den Aufstand in Vorarlberg organisirt hatte, stellte sich den würtembergischen Truppen als Gefangener und verdankte die Erhaltung seines Lebens der Hochsinnigkeit des Kronprinzen, der seine von den französischen Behörden geforderte Auslieferung standhaft verweigerte.

Bei der Darstellung der Kriegsereignisse in Italien ist es dem Verf. besonders gelungen, die Ursachen zu erörtern, aus welchen Erzherzog Johann, auf seinem Rückzuge zu Körmend angelangt, den Befehl des Generalissimus, nach Preßburg und der Insel Schütt zu rücken, nicht ausführte; welcher Nichtbefolgung nicht ohne Grund das unglückliche Ende des ganzen Krieges beigemessen wird. Der Verf. theilt nicht nur das Operationsproject Johann's mit, sondern er erörtert mit Klarheit die Unausführbarkeit desselben. Ebenso wenig lassen sich Gründe auffinden, warum am 14. Juni von Seiten des Erzherzogs mit etwa 80,000 Mann, wovon die Hälfte aus Rekruten bestand, die mangelhaft bewaffnet und ausgerüstet waren, mit der Donau hart im Rücken gegen den offenbar überlegenen Vicekönig eine Schlacht geliefert ward, während diesem nichts wünschenswerther sein mußte als eine solche am Jahrestage von Marengo und Friedland, an der Spitze von 81,000 Mann erprobter Truppen, denen 7000 Mann Verstärkung zuzogen.

Keines der östreichischen Armeecorps, welche 1809 die Grenze überschritten, hatte so günstige Aussichten auf einen bedeutenden Erfolg, als die 55,000 Mann, an deren Spitze Erzherzog Ferdinand in das Herzogthum Warschau eindrang. Aber auch hier blieben die Ereignisse weit hinter der Erwartung zurück. Neben den militairischen Mißgriffen mögen auch politische Ursachen hieran schuld sein; überhaupt ruht auf diesem Feldzuge ein Schleier, welcher kaum die Thatsachen nothdürftig zu ermitteln gestattet, sodaß nach des Verf. Ansicht von einer geschichtlichen Darstellung nicht die Rede sein kann.

Den Schluß bilden Schill's unüberlegter Aufstand und Ende, die unbedeutenden Unternehmungen der Östreicher in Sachsen und Franken, der Zug des Herzogs von Braunschweig-Öls, wobei auseinandergesetzt ist, daß das Entkommen des Herzogs einzig dem unfähigen Generale Reudell, einem Günstlinge Jerome's, und seiner schlechten Truppenführung zuzuschreiben ist, endlich die Expedition der Engländer gegen Antwerpen. Ein sehr vollständiges, am Ende angehängtes Quellenverzeichniß erhöht den wissenschaftlichen Werth des Werkes; auffallend ist es dagegen, über die zum Studium desselben unumgänglich nothwendigen Karten keinen Fingerzeig zu finden.

Der neunte Theil des vorliegenden Werkes enthält den Anfang der Feldzüge von 1812; ein zweiter Band wird dieselben beschließen. Wir behalten uns vor, seiner Zeit auf die militairischen Operationen zurückzukommen, wenn dieser zweite Band erschienen sein wird, und beschränken uns für jetzt darauf, auf die von der bisherigen Darstellungsweise abweichende Einleitung aufmerksam zu machen.

Als Ausgangspunkte des Zerwürfnisses zwischen Frankreich und Rußland betrachtet der Verf. das organische Senatusconsult vom 15. Dec. 1810, und andererseits die Ukase vom 31. Dec. desselben Jahres. Jenes vereinigte Holland, einen Theil des Großherzogthums Berg und des Königreichs Westfalen, die Länder der Herzoge von Aremberg und Oldenburg sowie der Fürsten von Salm, das Lauenburgische und die freien Städte Bremen, Hamburg und Lübeck mit dem französischen Reiche. Die erwähnte Ukase hatte den Zweck, Rußlands rohen Stoffen wieder einigen Absatz zu vermitteln. Erzeugnisse feindlicher Länder blieben ausgeschlossen, Colonialwaaren wurden bedingungsweise zugelassen, dagegen fehlten in dem Verzeichnisse der erlaubten Artikel fast alle Ausfuhrgegenstände Frankreichs. Der Verf. schildert die politische Lage der Hauptländer Europas vor dem Ausbruche des Krieges und geht sofort zu den Vorbereitungen Napoleon's über, woraus hervorgeht, daß dieser insbesondere den Verpflegungsanstalten die weitgreifendste Aufmerksamkeit widmete. Dem Ref. und wahrscheinlich auch manchem unserer Leser neu ist folgende Behauptung des Verf.:

„Unter den großartigen Vorbereitungen zum Kampfe ist auch eine überaus schmutzige zu erwähnen, mittels deren der französische Kaiser einen Theil der Kriegskosten decken und zugleich seinem Gegner empfindlich schaden wollte. Der König von Sachsen erhielt die zur Mobilmachung der polnischen Armee nöthigen 6 Millionen Thaler von Napoleon in solchen Assignationen ersetzt, die beim ersten Versuche, 100,000 Rubel zu verschildern, als falsch erkannt wurden. Berthier's ausweichende Antwort auf die desfallsige Mittheilung bewies hinlänglich, daß man in Paris mit vollständiger Kenntniß des Umstandes gehandelt, und der Schleier, welchen die Discretion Friedrich August's über die ganze Angelegenheit warf, ward ohne sein Zuthun erst durch den spätern Umschwung der Ver-

Digitized by Google

hältnisse gelüftet. Die Polizei des russischen Generalgouvernements von Sachsen kam nämlich auf die Spur dieser nur äußerst Wenigen bekannten Sache, und es gelang ihr, nicht allein den in Dresden verborgenen und bei einem leipziger Handelshause niedergelegten Theil des Papiergeldes zu erlangen, sondern auch den ganzen Überrest zu versiegeln, welcher nach der Festung Königstein gebracht worden war. Derselbe ist später wie alle übrigen auf das abgetretene Herzogthum Warschau Bezug habende Papiere der russischen Regierung überliefert worden."

Napoleon's Operationsplan im Großen war ohne Zweifel schon von Hause aus auf den Gewinn von etwa zwei großen Schlachten durch die Hauptmasse und den ununterbrochenen schnellen Marsch gegen Moskau berechnet. Seinem militairischen Scharfblicke ist gewiß nicht entgangen, daß dieses bisher immer gelungene Verfahren bei der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes bedenklich, daß mit dem Besitze von Moskau noch nichts erreicht sei, wenn Rußlands Beherrscher dadurch nicht zum Frieden vermocht wurde; allein er glaubte dessen Charakter hinlänglich ergründet und keine Spur so unerschütterlicher Festigkeit entdeckt zu haben. In diesem psychologischen Irrthume findet der Verf. die Quelle aller übrigen, welche in ihrer Gesammtheit den ungeheuern Schiffbruch herbeiführten.

Die Zahl der gegenseitigen Truppen, die Eigenthümlichkeiten des Landes, die Dichtigkeit der Bevölkerung, der Mangel an bedeutenden Städten, endlich die klimatischen Verhältnisse werden von dem Verf. auf eine höchst klare und anziehende Weise erörtert. Hinsichtlich der letztern bemerkt er, daß dreizehnjährigen Beobachtungen gemäß zu Moskau die Durchschnittszahl des Thermometerstandes im October — 0,2, im November — 3,9 sei; ersterer Monat bringe daher regelmäßig starke Nachtfröste, und Novembertage mit 17 Grad Kälte gelten nicht für überraschende Erscheinungen. Diese Dinge waren mithin vorherzusehen, sie erschwerten das Kriegführen, würden jedoch allein das Werk der Zerstörung nicht vollendet haben; wenn aber mangelhaft bekleidete Truppen unter solchen Umständen während mehr als eines Monats die Nachtruhe nur im Bivouac finden und hinsichtlich der Nahrung vorzugsweise auf das Fleisch gefallener Pferde angewiesen sind, so werden begreiflich nur wenige von der Natur besonders Begünstigte dem allgemeinen Verderben entgehen. Der Verf. zeigt nun, daß, wenn der Vertheidigende die Gesammtheit dieser Verhältnisse mit Umsicht und unerschütterlicher Consequenz benutzt, ein überlegenes feindliches Heer allerdings weit in das Innere des Reiches eindringen werde, nach und nach aber die Überzahl einbüßen und zuletzt aufgerieben werden müsse. Der Operationsplan der Russen ging jedoch nicht von dieser einfachen Ansicht aus; er war vielmehr blos auf die ersten Ereignisse des Feldzuges berechnet, wobei die Annahme zu Grunde lag, Napoleon werde mit einer um mehr als 100,000 Mann geringern Streitmasse, als wirklich geschah, die Grenze überschreiten, das russische Heer dagegen bereits alle Verstärkungen erhalten haben, die erst später zu ihm stießen, weshalb von dem augenblicklichen Aufgeben eines verhältnißmäßig nur kleinen Landstrichs die Rede war. Eine der Straßen, welche über Wilna und Pskow nach Petersburg, über Minsk und Smolensk, oder über Jitomir und Kiew nach Moskau führen, mußte die Operationslinie des Feindes werden. Um sie sämmtlich zu decken, bestimmte man für jene die erste Westarmee, für letztere beide die zweite und dritte und verwendete auf solche Weise die Hauptmasse zur Abwehr des unwahrscheinlichsten aller denkbaren Angriffe. Auf der Grundlage dieser Einleitung geht der Verf. sofort zur Darstellung der militairischen Operationen über, auf welche wir, sobald der ganze Feldzug beschlossen ist, zurückzukommen uns vorbehalten. 48.

Janus, oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Von E. Norder. Dritter und vierter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837 — 38. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Für das ehrenwerthe Streben und Bemühen des Verf. finden wir die Anzeige des ersten und zweiten Theiles seines Reisewerks in Nr. 142 d. Bl. f. 1836 doch etwas zu kurz abgefaßt, wenn wir auch zugeben, daß der damalige Recensent in seinen Ausstellungen gegen die Form dieser Reisenotizen, die das Nichtzusammenhörige oft zusammenstellen und „ein Tausendundein von Notizen und Daten liefern", Recht haben mag. Geschmack ist allerdings nicht Jedermanns Sache; allein Geschmack ist in Werken dieser Art auch nicht die Hauptsache. Eher würde es schon die Vollständigkeit sein, wenn diese nach so viel Vorarbeiten über Italien noch möglich wäre, ohne eine Bibliothek zu liefern.

Im dritten Theile seiner „Erinnerungen" gibt der Verf. nun die Reise von Florenz nach Siena und Rom von S. 1 — 126 und Rom selbst von da an bis S. 375. Sein Buch ist eine fortgesetzte Widerlegung der traurigen Reiseberichte des Auditeurs Nicolai, und wir erkennen wenigstens zwischen ihm und jenem den Unterschied an, der zwischen einem wissenden und geweihten und einem unwissenden und ungeweihten Reisenden besteht, wenn es auch etwas kühn erscheint, daß er diese Bände dem Vorbilde aller Reisenden, Alexander v. Humboldt, dedicirt.

Von seiner Wissenschaft und Belesenheit gibt der Verf. eher zu viel als zu wenig Beweise; diese Belesenheit findet kaum in dem Buche Platz, und er muß Anmerkungen zu den Anmerkungen, Noten zu den Noten fügen, was die Lectüre des Buchs allerdings ziemlich schwerfällig macht, um so mehr, als der Vorwurf des frühern Recensenten über unerlaubt schlechten Druck nur zu begründet ist. In diesen Noten aber ist viel Wissenswürdiges aus der politischen und Kunstgeschichte des italienischen Mittelalters niedergelegt, und nur die langen Citate fremder Autoren sind zu tadeln. Auch ein gutes und geübtes Kunsturtheil muß dem Verf. billig zuerkannt werden, wenn er auch gerade kein Winckelmann zu sein scheint. Der Anblick Roms erweckt bei ihm alle jene unzählbaren poetischen Ergüsse von Horaz's „Alme Sol" an bis zu Alfieri's „Non sei tu, Roma, d'ogni vizio seggio?" von Dante's „Sei brutta" bis zu Byron's hochpoetischem Anrufe: „O Niobe of nations! There she stands, childless and crownless." Es gäbe eine hübsche Sammlung, wenn Jemand alle diese Apostrophen zusammenstellte. Die Varietät des Menschensinnes würde sich darin vortrefflich zurückspiegeln; liebenswürdig oder hassenswerth, die Dinge an sich würden sich als indifferent, das Subjective in uns sich als den einzigen Quell aller unserer Urtheile kundgeben.

Der vierte Theil ist Rom und seiner Umgebung gewidmet. In diesem unerschöpflichen Thema gibt der Verf. gleichmäßig große Belesenheit und ein festes, oft originelles Kunsturtheil zu erkennen. Wir können ihm meistthin beistimmen und treffen auf wenige so gewagte und unhaltbare Aussprüche, als z. B. derjenige ist, welcher Salvator Rosa einen Pedanten nennt, welchen wir vielmehr für den wahren Gegensatz aller Pedanterie halten. Sehr Vieles in diesem Theile ist natürlich bekannt; aber es ist doch auch ein Schatz von Künstleranekdoten, Geschichtsnotizen und Partieularitäten der Sittengeschichte Italiens hier niedergelegt, der uns keineswegs unbedeutend scheint. Zu bewundern ist, daß der Verf., der alle Autoritäten kennt und citirt, des hochachtbaren Valéry Werk nicht zu kennen scheint, obwol er vielerlei Notizen bringt, die wir bis dahin diesem Forscher eigenthümlich glaubten. Im Ausdrucke seiner Sympathien und Antipathien ist der Verf. immer äußerst lebhaft. Die weltliche Macht der Päpste, der Kunstgeschmack der Bernini und Borromei, die Anmaßungen der Kirche, der Sittenverfall Roms sind für ihn Gegenstände eines beredten und lebhaften Zornes; Gegenstände seiner Bewunderung sind

Digitized by Google

besonders Michel Angelo, von dem eine ziemlich ausführliche und belegte Lebensgeschichte den Theil schließt, Dante und in geringerm Grade Rafael. Recht dankenswerth sind auch die häufigen Auszüge aus dem römischen Ceremoniel der Päpste, welches die absondernde Vergötterung des Kirchenhauptes in ein System gebracht hat, und aus dem wir z. B. erfahren, daß der Papst Niemand grüßt, auch kein gekröntes Haupt, während man ihm mit drei Kniebeugungen in verschiedenen Entfernungen und dem Fußkuß naht, daß er weder Jagd, Spiel, noch Theater besuchen darf (Benedict XIV. besah nur einmal ein Schauspielhaus, und gleich stand am andern Tage darüber: Indulgenza plenaria), daß er mit Niemand essen darf (bei der Conferation des Cardinals v. York ward eine Ausnahme gemacht) u. dgl. m. Bei Gelegenheit des Oratoriums in Sta. Trinità de' pellegrini berichtet der Verf., daß an jedem Sabbath eine Anzahl der in Rom wohnenden Juden gezwungen wird, hier eine Bekehrungspredigt mit anzuhören, wozu die Reichern freilich ihre Almosenempfänger abschicken.

Einheimisch und bewandert, wie in der gesammten Kunstgeschichte, ist der Verf. besonders in der Architektur, in welcher er uns namentlich die Grundsätze Milizia's anschaulich macht, der der Meinung war, man sollte Gebäude nicht messen, sondern genießen. Von jeher hat die Inschriftenwuth in Rom närrische Dinge zum Vorscheine gebracht; Niemand aber dürfte eine schalkhafte Inschrift wol so ernst als der arme Nicolò Franco, welcher für seine Inschrift über einen gewissen Ort im Lateran:

Papa Pius IV. ventres miseratus onustos
Hocce cacatorium nobile fecit opus —

gehängt wurde. Bei Gelegenheit der Aufrichtung des Obelisken am Petersplatze wird berichtet, daß dies Unternehmen 37,900 Scudi gekostet habe, während die Aufrichtung des Obelisken von Luxor in Paris, der 500,000 Pf. wiegt, 25 Francs für jedes Pfund — freilich wol mit dem Transport — koste. Demnach sagen die Pariser von ihm: Ça n'est pas cela. In modernen Städten schadet die Höhe der umgebenden Gebäude der Wirkung jener Monolithen, die unter den niedrigen Bauwerken der Alten einen ganz andern Effect hervorbringen mußten.

Wir wissen nicht, ob das schöne Avemaria-Lied eines deutschen Ungenannten am Schlusse des vierten Theiles den Schluß des ganzen Werkes bildet, oder ob der Verf. noch eine Nachfolge auf dem Herzen hat; jedenfalls aber können wir ihm die Anerkennung gewissenhafter Forschung und die Bekanntmachung mancher wenig bekannten Nachrichten in seinen „Erinnerungen" nicht versagen und wollen sein Werk solchen Reisenden, die mit ernstern cultur- und kunstgeschichtlichen Absichten Italien besuchen, um so lieber empfehlen, als die frühere Anzeige der ersten zwei Theile desselben in diesen Blättern eben nicht geeignet war, besondere Erwartungen von ihm zu erregen. 30.

Miscellen.

Paul I.

Ségur der Ältere, in seinen „Souvenirs et anecdotes", einem Werke, das der Tod des Verf. viel zu früh unterbrochen hat, entwirft ein Gemälde Paul's I. noch als Großfürst, welchen er als damaliger französischer Gesandter am russischen Hofe persönlich genau gekannt hat. „Leider", sagt er, „verband Paul Petrowitsch mit vielem Verstande und den ausgebreitetsten Kenntnissen einen höchst unruhigen, mistrauischen Charakter und eine unbeschreibliche Veränderlichkeit. Zuweilen herablassend bis zur geöhten Vertraulichkeit, zeigte er sich im Augenblicke darauf hart, stolz und despotisch, und vielleicht gab es nie einen launischern, weniger geeigneten Mann, das Glück Anderer, gleichwie sein eigenes zu machen. Seine Regierung legt den Beweis dafür ab. Es war nicht eigentlich aus bösem Willen, daß er so viele Ungerechtigkeiten ausübte, so viel Unglückliche ins Exil verwies; es geschah aus einer wahren Gemüthskrankheit. Er quälte alle Diejenigen, welche sich ihm nahten, weil er in einer beständigen Selbstquälerei begriffen war. Sein Thron schien ihm von Abgründen umgeben. Die Furcht verwirrte sein Urtheil, und da er immer von eingebildeten Gefahren zitterte, so bereitete er sich am Ende wirkliche; denn ein Fürst flößt über kurz oder lang das Mistrauen und die Furcht ein, die er selbst empfindet. Nichts aber spricht lebhafter für seinen despotischen Sinn als folgender Vorfall, den er mit dem General Dumouriez hatte. Er hatte diesem während dessen Aufenthalt zu Petersburg zur Pflicht gemacht, ihn recht oft zu besuchen, eine Erlaubniß, welche Dumouriez auch fast täglich benutzte. Verwundert daher, ihn eines Tages nicht gesehen zu haben, fragte der Kaiser den General den Morgen darauf auf der Parade, ob er krank gewesen sei. „Nein, Sire!" erwiderte Dumouriez, „aber einer der bedeutendsten Großen Ihres Hofes hatte mich zu sich eingeladen, und ich habe geglaubt, mich dieser Einladung fügen zu müssen." „Apprenez, monsieur" (wir setzen die eigenen Worte des Hrn. v. Ségur hierher), erwiderte der Kaiser mit strengem Tone, „qu'il n'y a de considérable ici que la personne à laquelle je parle, et pendant le tems que je lui parle." „Peut-on", setzt Hr. v. Ségur hinzu, „pousser plus loin l'orgueil de la puissance et le mépris pour les hommes?" Freilich aber mochte, was Hr. v. Ségur nicht anführt, und was geltend zu machen, die Unparteilichkeit der Geschichte doch auch verlangt, die frühere Abhängigkeit des unglücklichen Monarchen vom rauhen und übermüthigen Potemkin viel beigetragen haben, um seinen Sinn zu verdüstern. Vater- und Muttertriebe hatte er ohnedies nie gekannt, und die Art, wie sein Vater Reich und Leben verloren hatte, mußte wol einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth machen. Nach Georgel (Exjesuiten und ehemaligem Secretair des Cardinals Rohan), der Paul persönlich genau gekannt hatte, besaß dieser Fürst nicht nur ausgebreitete Kenntnisse, wie sie ihm Ségur auch zugesteht, sondern zeichnete sich auch in vertrauten Gesellschaften durch eine angenehme Unterhaltung, ja oft durch die hinreißendste Liebenswürdigkeit aus. So nahe können im nämlichen Menschen mehre ganz verschiedene Wesen nebeneinander wohnen. 45.

Der Vulkan Kiranka auf der Insel Owaihi.

Graf Strzelecki, ein polnischer Reisender, der die vornehmsten Vulkane Europas und Amerikas besucht hat, erklärt in einer von dem „Hawaiian spectator" mitgetheilten Beschreibung diesen für den größten und furchtbarsten von allen, die er gesehen. Die steile Klippe, welche sich auf der Nordnordostseite des Kraters bis zu einer Höhe von mehr als 4000 Fuß erhebt, überragt ein Schlacken- und Lavafeld von mehr als drei Millionen englische Ellen im Umfang, auf dem sich sechs Kessel, jeder von etwa 5700 englischen Quadratellen in Umfang, befinden, die sich jedoch wenig oder gar nicht über das Niveau des Areals erheben. Die wallenden, siedenden, brausenden und zischenden Strömungen innerhalb dieser Krater bieten nach dem Berichterstatter eine fuchtbare Scene tellurischen Aufruhrs dar, die er mit Lebhaftigkeit beschrieben hat.

Englische Blätter berichten, daß in der Gegend von Ducango in Mexico kürzlich etwa eine Million Mumien gefunden worden sind, alle in einer sitzenden Stellung, mit ähnlichen Zeuchen, Bändern und Zierathen wie die ägyptischen. An Sachen und Geräthschaften fand man unter Anderm einen Dolch aus Feuerstein mit einem künstlich gearbeiteten Griff, Rosenkränze und Halsbänder mit bunten Kügelchen von verschiedenen Farben, Knochenstücke wie Elfenbein polirt, feine elastische Gewebe (etwa Zeuch aus Gummi elasticum?) u. dgl. m. Zu Socoteras an der Küste des stillen Meeres sind Halsbänder von Seemuscheln gefunden worden. Vielleicht gelingt es noch, ebenso bestimmt, wie man die Einwanderung der vornehmern Bevölkerung von Meroë und Ägypten aus Indien nachgewiesen hat, die der amerikanischen von den östlichen Küsten und Inseln Asiens nachzuweisen. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 233. —— 21. August 1839.

Shakspeare als Romanenheld.

1. Shakspeare und seine Freunde oder das goldene Zeitalter des lustigen Englands Nach dem Engli=schen von W. Alexis. Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1839. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.
2. William's Dichten und Trachten. Ein Roman von H. Koenig. Zwei Theile. Hanau, König. 1839. Gr. 8. 4 Thlr.

Briten und Deutsche haben sich abgemüht, aus dem Staube der Archive und Bibliotheken den englischen Staats=bürger, den Sohn des Wollhändlers aus Stratford, den Schauspieler, Theaterdichter und Theateractionnair, mit zwei Worten, die bürgerliche Person des William Shak=speare aus ihrer Dunkelheit hervor in ein ebenso klares Licht zu stellen, als der Dichter längst vor uns dasteht. Um deshalb ist eine ganze vergessene Literatur hervorge=zogen, der Staub ihr abgeklopft worden, und sie hat um des Einen willen, der mit ihr lebte, wieder das Recht erworben auf ewiges Leben. Das altenglische Theater ist und wird in Deutschland übersetzt, sogar nachgeahmt. Namen werden uns als Muster genannt, die unsern Vä=tern und Großvätern noch in hyperboreischem Dunkel be=graben lagen. Prozeßacten, alte Kataster, Kirchenbücher, Pacht= und Kaufcontracte, sogar Contracte mit Bauhand=werkern haben herhalten müssen, um aus ihnen ein Fünk=chen Licht zu gewinnen. Man hat die kleinen Scheiben und die Holzwände des Hauses in Stratford durchsucht, ob man keine erste Keitzelei des Knaben William darin finde; man hätte auch wol die Fundamente des ehrwür=digen Gebäudes durchwühlt, wäre nur ein Wink da, daß der Knabe ein Spielzeug dort vergraben haben könnte. Was aber hat englischer Fleiß, englische Liebhaberei mit englischen Mitteln, was deutsche Kritik zu Tage gefördert? Was wissen wir von ihm? Was weiß der Kritiker und Antiquar mehr von William Shakspeare als jeder Laie, der mit Sinn und Geist seine Werke liest? Seinen Tauf=schein haben sie, sein Testament, einige Rechnungen sei=ner Einnahmen für seine Stücke, einige Data über seine freundschaftlichen Verbindungen mit Lord Southampton und Andern, einige zweifelhafte, einige gewiß unwahre Anekdoten über seine Jugend, angebliche Wilddieberei, eine unglückliche Ehe, Liebesaventuren in London, eine Audienz bei der Königin Elisabeth u. s. w. Nicht einmal sein Bild, der schöne, sinnende Kopf mit der hohen aus=drucksvollen Stirn, mit den sanften geistvollen Augen, den beredten Lippen, nicht einmal das wird als echt erklärt! Möchte wenigstens hierin der Kritik eine Antikritik den Sieg streitig machen. Es ist so schön dieses Brustbild, das, tausendfach copirt, gestochen und geschnitten, in Jedes Händen ist, vor Jedes Augen lebt. War es ein Betrug, so war es ein edler, daß das Publicum gerade so seinen Shakspeare sich denken sollte. Wie eine alte Volkssage, deren Grundzüge echt sind, in jeder Generation, in jeder Örtlichkeit sich weiter aus= und fortbildet, so sind auch diese Züge und Formen nur ein Prototyp, das jeder Ma=ler mit dem Pinsel, der Feder oder den Augen sich selbst weiter bilden, nuancieren und coloriren kann. Die Phan=tasie, erfüllt von der geistigen Schönheit des Dichters, will ein Bild von dem Menschen vor sich haben; was ist natürlicher! Und welcher Maler unterfinge sich eines zu construiren, das mehr den Ideen, die man von Shak=speare's Persönlichkeit sich bilden mag, entspräche! Zudem es hat das Recht des Factums. Durch viele Generatio=nen galt es für sein Portrait; und wird auch bewiesen, daß es nicht Shakspeare's, daß es ein Phantasiestück oder das Portrait eines Andern ist, ist damit bewiesen, daß er nicht so ausgesehen haben kann? Bis wir nicht ein anderes Bild von ihm erhalten, urkundlich erwiesen als sein echtes Portrait, was kaum noch als möglich gedacht werden mag, warum denn nicht festhalten an dem Besitze!

Wunderbar bleibt es jedenfalls, daß von einer so eminenten Erscheinung so wenig positive Nachrichten vor=handen sind; und das nicht aus einer Zeit, wo die schriftlichen Documente überhaupt selten sind und nur das Wichtigste der schriftlichen Auffassung gewürdigt wurde, sondern aus einer, wo eine reiche Literatur sich entfaltete, schon vieles Unkraut neben dem Weizen, wo Krieger, Staatsmänner und Geistliche schrieben und ihre Gedan=ken drucken ließen, wo Alles las und die Gelehrsamkeit hoch geachtet war. Auch gingen die etwa vorhanden ge=wesenen Documente nicht unter in den Wirren der fol=genden Bürger= und Religionskriege; denn wie diese auch gewüthet und ihr puritanischer Einfluß noch heute im eng=lischen Blute spukt, weder wurden Bibliotheken verbrannt,

Digitized by Google

noch Archive vernichtet. Englands Erinnerungen und Institutionen wurzeln so fest, daß auch kein dreißigjähriger Krieg sie auslöschen könnte. Man findet nur um deshalb nichts, weil man das Miterlebte, von Jedem Gewußte nicht der Mühe werth hielt aufzuschreiben. Als der geistige Shakspeare nach fast hundertjährigem Schlafe aus seinem Grabe wieder aufgeweckt wurde und die geblendeten Augen über den gewaltigen Gliederbau des Giganten erstaunten, erst da bildete sich die Fabel, daß seine eigene Zeit ihn nicht verstanden, gewürdigt und geschätzt. So glaubte man es vor sich selbst entschuldigen zu müssen und sich zugleich selbst zu würdigen, daß man ihn jetzt erst aus seinem Grabe ziehe. Aber um deshalb, daß die Gelehrsamkeit seiner Zeit ihn nur beiläufig erwähnt, ist nicht bewiesen, daß er im Leben seiner Zeit nur beiläufig dagestanden hat. Er war eine zu falsche Erscheinung, um von seinen Zeitgenossen literarhistorisch registrirt zu werden. Und hierin hat die neuere Kritik wenigstens sein echtes Bild aus dem Schutte hervorgezogen. Sie hat bewiesen, daß der große Shakspeare auch groß in seiner Zeit gewesen sein müsse. Die Histörchen aus Voltaire's Zeit und seiner ersten englischen Erklärer, welche im Vollbewußtsein ihrer eigenen gelehrten Bildung sich doch im Grunde viel höher dünkten als das süße Waldlandskind, jene Geschichten von einem armen Pferdejungen, der draußen die Rosse gehalten und einmal aus Neugier ins Theater hineingeblickt und darauf Schauspieler und Dichter geworden, die Annahme von einem dürftigen, unbedeutenden Shakspeare, der nur protegirt wurde, dem ein Großer höchstens einmal beiläufig gnädig zunickte (wie noch Walter Scott im „Kenilworth" sich versündigt hat den Dichter aufzuführen), einem Shakspeare, der, unbeachtet von den würdigsten und edelsten Geistern seiner Zeit, nur für den Pöbel geschrieben und in das höhere Leben kaum hineingeguckt habe, diese sind von der Kritik gründlich widerlegt. Es ist das ihre Ausbeute, die jetzt als Fundament zu künftigen Forschungen feststeht, daß Shakspeare auch unter seinen bedeutenden Zeitgenossen als eine bedeutende Erscheinung dagestanden und gegolten hat. Protegirt wol im bessern Sinne einer bessern Zeit, that sein Verhältniß zu den Großen seiner Achtung keinen Abbruch, vielmehr wurde seine Gesellschaft, als Ehre bringend, auch von den Großen und Bessern gesucht. Bewiesen ist die artige Geschichte, daß die Königin Elisabeth ihn zur Dichtung der „Lustigen Weiber von Windsor" veranlaßt, ebenso wenig, als daß sie ihn in ihre Gegenwart gezogen und gelegentlich unterstützt hat; aber es ist nach allem Bekannten ebenso unglaublich, daß die große Königin, welche ihr Volk so genau kannte und Alles von Werth, und was ihr nutzen konnte, zu ergreifen verstand, einen Shakspeare nicht gekannt und gewürdigt hätte. Und wer noch möchte zweifeln, der die Documente nicht allein seiner Menschenkenntnisse, sondern des Charakters der Großen und des Hofes vor Augen sieht, daß Shakspeare nie einen wirklichen Blick dahin gethan, nie in den hohen Kreisen, die er schildert, gelebt habe. Schroff getrennt waren die Stände, aber desto freier war der Umgang zwischen ihnen. Die geborenen Aristokraten brauchten keinen Panzer umzuschnallen, sich nicht zu überfirnissen, um im Umgange mit niedriger Stehenden sich nicht zu beflecken. Eine solche Befleckung galt der Natur der Verhältnisse nach für unmöglich. Wie die Großen mit den Schauspielern lebten, Saft und Geist aus ihrem witzsprudelnden Umgange ziehend, ist ebenso erwiesen, als daß die Schauspieler in den nächstfolgenden Bürgerkriegen sich zu den Cavalieren hielten, an ihrer Seite lebten, fochten und starben. Shakspeare's Sonette an den Grafen Southampton konnten als eine vereinzelte Erscheinung gelten, wie ein Dichter einen vornehmen jungen Mann, der sein Gönner ist, auch seinen Freund nennt. Daß dies keine Ausnahme von der Regel war, steht aber jetzt nach vielen Ermittelungen fest, wie man auch endlich über Shakspeare's effective Vermögensumstände, die gar nicht übel waren, jetzt ebenso im Klaren als darüber ist, daß der wilde Sohn der Natur eine recht hübsche Erziehung genossen und viel belesen war.

Aber eben der für die Kritik undurchdringliche Nebel, in welchem Shakspeare's Lebensgeschichte sich birgt, fodert wie von selbst die Poesie auf, jener das Amt abzunehmen und, wo sie stehen blieb, weiter zu bilden. Der reiche, der allerreichste Hintergrund ist gegeben, Englands glückliche, glorreiche Zeit, voller Contraste und Scheidepunkte zwischen dem Alten und dem Neuen: das Ritterthum, welches nach glänzenden Heldenthaten, für die Freiheit gefochten, seine Rüstungen ablegt in die Rüstkammern der Vorwelt; eine neue Weltpolitik nach Glaubenskämpfen, neue Kämpfe mit den Puritanern androhend, große Philosophen aufstehend, Künste und Wissenschaften gefördert und dazu noch das alte, lustige England mit seinen Maienfesten, Mohrentänzen, seinen Elfen, seinen Balladen, Minstreis und classischen Dichtern; seine Seehelden und Seefahrten und Entdeckungen, und die lustigen Bürger und Bürgerfrauen in dem reichen, wohlhäbigen London; die kecken Lehrlinge, die geschworenen Feinde aller Policeibeamten, die Freunde der Volkstheater, die unerschöpflichen Klatscher in Shakspeare's Stücken, und gegenüber die finstern Puritaner, die alle Theaterlust für das Werk des Teufels erklären. Elisabeth's prachtvoller Hof mit ihren glänzenden, übermüthigen Günstlingen gegenüber dem lauernden, cynischen Jakob und seinem Hofe voll Roheit und Gelehrsamkeit, Bizarrerie und Ungeschmack: England, angestrahlt von der Mittagssonne des Ruhms und der Bildung, und gegenüber Schottland im bluttriefenden Nebel wilder kannibalischer Factionskämpfe; das Bürgerthum, überall auftauchend, zum ersten Bewußtsein seines Werthes unter der monarchischen Sonne kommend, und daneben noch ein starrer, mächtiger Feudaladel, umgeben von mittelalterlichem Gefolge, in seinen letzten, trotzigen Zuckungen nach unbeschränkter Herrschaft.

Wo aufhören, um diesen reichen, bunten Teppich in allen seinen Farben und Figuren zu skizziren! In der ganzen Weltgeschichte gibt es vielleicht keine ähnlich reiche, erquickliche Periode für die Poesie. Aus ihr schöpfte Shakspeare; das ist schon öfter gesagt. Und bietet sich nicht derselbe

Digitized by Google

Stoffreichthum den Dichtern dar, welche den Genius selbst inmitten dieses Reichthums, als den strahlenden Stern in der Mitte dieses bunten Teppichs malen wollen? Ist nicht gerade das eine Lockung, den Einen, größten Geist seiner Zeit, der sie ganz in sich aufgenommen hat und doch mit mächtigem Flügelschlage über ihr schwebt, ihn, der allein auf dem großen historischen Bilde, wo in allen Tinten und Düften Klarheit herrscht und jede Physiognomie uns deutlich entgegenspringt, nachgedunkelt oder verwischt ist, ihn so hinzumalen, so hervortretend, daß er der Mittelpunkt wird und das bis da Vorhandene im Vergleich zu ihm zurücktritt? Eine Lockung gewiß, aber doch vielleicht eine trügende. Der geschickte Maler wird nur die Wirkungen, die Effecte der Sonne malen, sich aber nie unterfangen, die Sonne selbst zu zeichnen. Vielleicht ein zu gewagtes Gleichniß. Aber das alte Gesetz der Poesie, die pars pro toto zu geben, macht sich auch in diesen Verhältnissen geltend. Homer sang den Zorn des Peliden, nicht den Peliden in seiner ganzen Thatkraft, nicht Trojas Untergang. Welche verkümmerte poetische Shakspeare sind schon aufgetaucht, freilich aus einer Zeit, wo man einen Dichter als Dichter, unabhängig von seiner Zeit, schildern zu können vermeinte. Wenigstens müßte es ein Genius sein, dem seinen verwandt, der sich an den ganzen Shakspeare wagte. Auch Ludwig Tieck, der den von erster dichterischer Glut durchzückten Jüngling Shakspeare und dann den aus vielfach bewegtem Leben heimkehrenden, den von allen Schmerzen der Welt und Weihe durchzückten malt, hat wohl verstanden ihn nicht in seiner Totalität uns zu geben; er taucht nur auf, er erscheint nur als Träger seiner Zeit und von ihr getragen in bedeutungsvollen Momenten. Das Gewand ist nicht die Hauptsache; aber ein Bild, aus lauter Geist und Sonnenschein gewebt, würde nimmermehr den gewaltigen Eindruck hervorbringen, den Tieck's Novelle übt. Es ist England und Shakspeare's Zeit, die wir sehen; William's gigantischer Geist ragt aus ihr nur empor, mächtige Schlagschatten werfend, helle Lichter strahlend. Unbezweifelt ist Tieck's Shakspeare der erste würdige und zur Zeit noch der würdigste gedichtete Shakspeare.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nouveaux suppléments au Recueil de traités et d'autres actes remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des puissances et états dans leur rapport mutuel, depuis 1761 jusqu'à présent, fondé par *George Frédéric de Martens*. Suivis d'un appendice contenant des traités et actes publics impartants d'une date antérieure, qui au n'ont pas encore vu le jaur ou du mains ne se trauvent pas dans une collectiau générale quelconque de traités et d'actes publics. Par *Frédéric Murhard*. Erster Band: 1761 — 1829. Göttingen, Dieterich. 1839. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Das bekannte Martens'sche „Recueil" ist unter den verschiedenen, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in unserm Welttheile nach und nach im Druck erschienenen allgemeinen Sammlungen von öffentlichen Verträgen und andern mit den auswärtigen Verhältnissen der Staaten in Beziehung stehenden Actenstücken die einzige, welche bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden ist und die jüngste Zeitperiode umfaßt. Da die in Geschäftsthätigkeit befindlichen Staatsmänner unserer Zeit selten in der Praxis Veranlassung haben, ältere, bis auf mehr als ein halbes Jahrhundert in die Vergangenheit hinabreichende Urkunden, welche zur Regulirung und Feststellung der wechselseitigen Verhältnisse der Staaten untereinander gedient haben, zu Rathe zu ziehen, sondern es in der Regel denselben hauptsächlich auf Kenntniß der in neuern Zeiten in dieser Beziehung stattgehabten Verhandlungen und zu Stande gekommenen Tractaten und Übereinkünften ankommt, so ist das Martens'sche Werk längst das gewöhnliche Handbuch der heutigen Publicisten geworden, das denn auch die Diplomaten auf ihren Reisen und Wanderungen mit sich zu führen pflegen, und das ihnen bei ihren häufig wechselnden Wohnstätten eine ganze Bibliothek ersetzt. Die frühern recueils généraux von Dumont, Rousset, Schmauß, Wenck, Koch u. A. finden sich kaum mehr anderswo als in öffentlichen Bibliotheken und sind auch im Buchhandel nicht mehr zu haben. Die Martens'sche Sammlung begreift nunmehr bereits einen Zeitraum von 80 Jahren in sich, und so sehr auch der berühmte Gründer derselben — normaliger öffentlicher Lehrer des Staats- und Völkerrechts auf der Georg-Augustsuniversität zu Göttingen und späterhin königlich hanoverischer Bundestagsgesandter in Frankfurt — und die nachfolgenden Herausgeber es sich haben angelegen sein lassen, möglichste Vollständigkeit in den Mittheilungen zu erzielen, so konnte es doch nicht fehlen, daß nach einem 38jährigen Bestande dieses Werks sich manche noch in demselben auszufüllende Lücken zeigten, welche die Herausgabe von Ergänzungen nöthig machten. Mehrfach war dieses Bedürfniß erkannt und in Anregung gebracht worden. Namentlich hatte noch Klüber den jetzigen Herausgeber — Friedrich Murhard — auf eine nicht geringe Anzahl mehr oder weniger wichtiger Verträge und anderer Actenstücke aufmerksam gemacht, welche in der Sammlung vermißt wurden. Es ist daher mit Dank anzuerkennen, daß die Verlagshandlung, die nie Opfer gescheut hat, um die Brauchbarkeit des in Rede stehenden Werks durch dessen Vervollkommnung zu erhöhen, sich entschloß, neue Supplemente zu demselben erscheinen zu lassen, von denen gegenwärtig der erste Band die Presse verlassen hat, welchem aber noch mehre nachfolgen werden. Die Zahl der in dem vorliegenden Supplementbande bekannt gemachten Artikel beläuft sich auf 130, und unter denselben bemerkt man gar manche bisher geheim gehaltene oder in den Archiven der Cabinete verborgen gebliebene, vorher noch nie zur öffentlichen Kunde gelangte Stücke, deren Mittheilung um so willkommener erscheine, je mehr sie geeignet sind, zum richtigen Verständnisse der Begebenheiten beizutragen und das Dunkel, das über manche Ereignisse der neuern und neuesten Zeitgeschichte schwebte, aufzuhellen. In einem Anhange folgen dann noch 14 Staatsverträge, die zwar frühern Perioden angehören, aber theils bis jetzt noch nie durch den Druck veröffentlicht worden waren, theils in keiner der vorhandenen allgemeinen Sammlungen zu finden sind.

Es sind ohne Zweifel mannichfaltige und seltene Verbindungen erforderlich gewesen, um die Materialien zu einem so reichhaltigen Ergänzungsbande, der nicht weniger als 810 Großoctavseiten füllt, aus den verschiedensten Ländern zusammenzubringen, und häufig sind sie von der Art, daß sie nur auf vertraulichen Mittheilungen haben beruhen können, daher denn auch schon der schuldigen Discretion wegen die Quellen haben verschwiegen bleiben müssen, aus denen dabei geschöpft ward. Murhard gesteht indessen in der Vorrede, daß es ihm ungeachtet aller angewandten Mühe nicht gelungen ist, gewisse Tractate und Verhandlungen zu bekommen, deren wirkliche Existenz ihm zwar wohl bekannt ist, über welchen aber fortdauernd der Schleier des Geheimnisses liegt, sodaß es unmöglich gewesen ist, zu authentischen Abschriften derselben zu gelangen. Von einigen

Digitized by Google

hat nur theilweise der Inhalt transspirirt, aber die Worte und Ausdrücke, worauf doch so viel ankommt, hat ihm Niemand mittheilen können oder wollen, und wenn auch einzelne Bestimmungen ihm nicht verborgen geblieben, so befand er sich doch außre Stande, solche Stücke in extenso liefern zu können, so sehr er es auch gewünsche hätte. Er hat sich also darauf beschränken müssen, in einem chronologisch geordneten Verzeichnisse blos die Titel der Verträge anzugeben, die aus den angeführten Gründen nach wie vor in der Sammlung mangeln werden, der Zukunft es überlassend, sie ans Licht zu ziehen. Unter den hier aufgeführten Documenten dieser Kategorie demerkt man aus der neuern Zeitgeschichte: eine zwischen Preußen und Napoleon unterm 20. Sept. 1808 unterzeichnete geheime Übereinkunft; die am 8. Oct. 1808 auf dem erfurter Congresse zwischen den Kaisern Alexander und Napoleon abgeschlossenen Conventionen; den am 24. März 1812 zwischen Rußland und Schweden zu Stande gekommenen Allianztractat; Beitritt Großbritanniens zu diesen Allianztractat, datirt vom 3. Mai 1812; Vertrag zwischen Östreich, Rußland und Preußen, der zu Reichenbach am 27. Juni 1813 unterzeichnet ward, worin unter Anderm die Auflösung des Herzogthums Warschau und die Restitution der illyrischen Provinzen an Östreich sich stipulirt fanden; die geheimen Artikel des ersten pariser Friedens vom 30. Mai 1814, die nur bruchstückweise bis jetzt bekannt geworden; den geheimen Tractat zwischen Rußland und Preußen, das künftige Schicksal Polens und des Königreichs Sachsen betreffend, vom 28. Sept. 1814; das päpstliche Breve an den Kaiser von Östreich kurz vor Eröffnung des wiener Congresses gerichtet, und die auf diesem vom Cardinal Consalvi übergebenen Noten, worin der römische Hof die Restitution seiner sämmtlichen ehemaligen Besitzungen verlangt und Reclamationen in Betreff der katholischen Kirche in Deutschland geltend macht; Berichtigung der vom Fürsten Metternich dem wiener Congreß mitgetheilten statistischen Tableaux für die Restauration der preußischen Monarchie durch den Fürsten v. Hardenberg vom Dec. 1814; badische Promemorias in Beziehung auf die angemuthete Abtretung von Gebieten zu Gunsten Baierns vom März und April 1815; Erklärungen der Bevollmächtigten von Würtemberg, Baden und der beiden Hessen zur Reservation der Rechte ihrer Regierungen gegen Cessionen von ihnen angehörigen Territorien, stipulirt durch geheime Conventionen zwischen Östreich und Baiern, vom April 1815; den geheimen Allianztractat zwischen Östreich und dem König Ferdinand von beiden Sicilien, wodurch Letzterm die Wiederherstellung der verlorenen Herrschaft im Königreiche Neapel garantirt ward, vom 29. April 1815; Offensiv- und Defensivallianzvertrag zwischen den alliirten Mächten und dem Könige Ferdinand von beiden Sicilien, vom April 1815; den geheimen Allianzvertrag zwischen Östreich und dem Könige beider Sicilien, abgeschlossen zu Wien am 12. Juni 1815 u. a. m. Die meisten dieser Actenstücke, sämmtlich von Interesse ebenso wol für den Politiker als für den Geschichtschreiber, sind von der Beschaffenheit, daß unter den, dermalen völlig veränderten Umständen selbst die betheiligten Regierungen kaum gegenwärtig noch Gründe haben möchten, die Bekanntmachung ihres Inhalts ungern zu sehen. Vielleicht glückt es dem thätigen Herausgeber des Martens'schen „Recueil", seine Verbindungen in England, wo man in der Mittheilung diplomatischer Gegenstände aus verflossenen Perioden nicht so scrupulös zu sein pflegt als gemeiniglich anderswo, dazu zu benutzen, früher oder später eines oder des andern der bisher dem größern Publicum vorenthaltenen Actenstücke habhaft zu werden, und dann läßt sich sicherlich erwarten, daß sie von demselben in einem der nachfolgenden Supplementbände publici juris gemacht werden dürften. 162.

Journalistik auf den Sandwichinseln.

Die Journalistik macht auf der Gruppe der Sandwichinseln die erheblichsten Fortschritte. Ein französisches Journal unterhält uns von einer Nummer des zu Honolulu-Oahu erscheinenden Handelsblattes, datirt vom 6. Oct. 1838. Dieses Journal, von mittlerer Größe, in drei Columnen gedruckt, ist in englischer Sprache verfaßt und von dem Herausgeber, Mackintosh, bereits auf drei Bände gebracht worden. Außer den Nachrichten, welche sich auf Handelsinteressen beziehen, bringt es interessante Mittheilungen über mancherlei Vorgänge besonderer Art, vorzüglich über Naturerscheinungen. Die erwähnte Sennabendsnummer vom 6. Oct. 1838 wird durch ein kleines Gedicht eröffnet; das folgende Stück, ein Auszug aus dem „Hawaiian spectator", besteht in einem Berichte des polnischen Grafen Strelecki über eine Ausflucht nach dem Vulkane Kiranka auf der Insel Owaihi, worüber schon eine Notiz in Beil. Nr. 4 d. Bl. mitgetheilt worden ist. Hierauf folgen Ankündigungen von Schneidern, Malern, Buchbindern, die ihre Dienste dem Publicum anbieten, und ein Nekrolog über Jean Alexis Bachelot, apostolischen Präfecten der Sandwichinseln. Dieser katholische Missionnair war mit noch zwei andern Priestern zu Honolulu-Oahu 1827 angekommen, wurde aber von der intoleranten protestantischen Geistlichkeit 1831 vertrieben, auf dem Waverley eingeschifft und dann mit seinen Begleitern an einem Orte ausgesetzt, er wußte selbst nicht, wo. Es war die Küste von Californien. Im J. 1837 kehrte Bachelot nach den Sandwichinseln zurück, verfiel aber sogleich den abermaligen Verfolgungen der Feinde seines Glaubens, man verdächtigte ihn in den Augen der Eingeborenen als einen Götzenanbeter und Heiden, als einen Aufwiegler und hielt ihn auf dem Schiffe Clementine förmlich gefangen. Aus diesem schwimmenden Kerker befreite ihn und seine Genossen ein später angekommenes Geschwader, und obgleich von der Menge bei seiner Ausschiffung mit Freudengeschrei empfangen, sah er doch ein; daß in Honolulu-Oahu seines Bleibens nicht sei, er beschloß, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit, dieses Land der Intoleranz zu verlassen und im Süden des stillen Meeres unter Kannibalen und Wilden auf irgend einer Insel eine Zuflucht zu suchen, welche man ihm auf Owaihi, das sich durch die Gesetze und das Evangelium civilisirt zu sein rühmt, verfügt hatte. Aber seine Kräfte waren durch diese unausgesetzten Leiden und Kränkungen aufgerieben; seine Ahnung, daß er sterben werde, ehe er noch einen Hafen der Ruhe erreicht hätte, ging in Erfüllung; Bachelot, der Unermüdliche und durch reine und edle Sitte Ausgezeichnete, starb am Bord des Schooners Honolulu. Auf der Insel Ascension erhebt sich sein niedriges Grabmal. Diesem Nekrologe folgen einige Angaben über eine zum Unterricht der Eingeborenen neu gegründete Schule und über die Bevölkerungszahl der Sandwichinseln. Diese bestand 1836 aus 108,579 Einwohnern und hatte in vier Jahren, von 1832—36, um 21,734 Seelen abgenommen. Wenn diese Angaben genau sind, so muß man vor der Zukunft der Sandwichinseln, welche ihnen mit gänzlicher Entvölkerung droht, erschrecken. Auch Holzschnitte, Schiffe, welche unter Segel gehen wollen, und Häuser, die zu vermieden sind, darstellend, fehlen dem Mackintosh'schen Journale nicht. So haben die Einwohner der Sandwichinseln Alles, was die europäische Civilisation ihnen bieten kann, man lehrt sie an allen modernen Frivolitäten und unserm alten religiösen Factionsgriffe Theil nehmen. 108.

Literarische Notiz.

Die „Eloge historique de James Watt", von Arago, auf welche die gebildete Welt seit fünf Jahren gespannt war, ist endlich erschienen und hat in England eine enthusiastische Aufnahme gefunden. In der That war vielleicht von allen Lebenden keiner würdiger und fähiger Watt's Verdienste in ihrem ganzen ungeheuern, den Zustand der ganzen Welt in nicht mehr ferner Zukunft umgestaltenden Umfange darzustellen als der berühmte „Secrétaire perpétuel de l'Académie des sciences". 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 234. — 22. August 1839.

Shakspeare als Romanenheld.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

Jene oben angedeutete Erkenntniß, zu der die Kritik unter bedeutender Mitwirkung Tieck's gediehen, daß Shakspeare in seinen Lebenskreisen eine bedeutendere Erscheinung war, als man früher annahm, ist in der Tieck'schen Dichtung zuerst von der Poesie adoptirt woeden. Hier liegen uns zwei Werke vor, ein englisches und ein deutsches, welche darin mit den Tieck'schen Novellen übereinstimmen, Shakspeare als einen anerkannt großen Mann auch in seiner Zeit darzustellen. Beide stellen ihn dar als den glücklichen, leuchtenden Mittelpunkt einer glücklichen, glänzenden Zeit; beide zeigen ihn als einen Gefeierten, hochgetragen von dee Volksgunst, angehaucht von der dee Königin und des Hofes; beider Verfasser sind selbst durchglüht von Liebe füe ihren Helden, beide versuchen ihn mit den besten Farben, die ihnen zu Gebote sind, zu malen; beide möchten ihn schmücken mit den allerliebenswürdigsten und edelsten Eigenschaften, die einen Sterblichen der allgemeinen Liebe und Auszeichnung werth machen; beide — dee Ähnlichkeiten ließen sich noch viel mehr aufführen — haben ungefähr dieselbe Epoche seiner Thätigkeit gewählt (gegen Ausgang von Elisabeth's Regierung) und beide bringen ihn ziemlich mit denselben ausgezeichneten Charakteren der Zeit in Conflict. Und doch wie verschieden die Auffassung und Wirkung! so verschieden, als ein Engländer andees sieht, denkt und schreibt als ein Deutscher!

Also zuerst zu dem älteen englischen Werke! Gewidmet ist diesee „Shakspeare und seine Freunde" den „Verehreen Shakspeare's, den unsere Väter nannten Honigmund, und der andern erlauchten Geister aus Englands goldenem Zeitalter", mit dem Motto aus Ben Jonson:

Aus einer nicht, er war für alle Zeiten.

Indem Sie den Bearbeiter und Übersetzer des Werkes auffodern, dasselbe für d. Bl. selbst anzuzeigen, sprachen Sie die Meinung aus, daß er besser darüber werde sprechen können als ein Anderer, der die drei Bände nur flüchtig durchblättert. Möchte es mir gelingen, auch mit derselben Unbefangenheit darüber zu urtheilen; denn ein echter Übersetzer ist gewöhnlich in sein Original verliebt, und es ereignet sich wol — ich weiß es aus eigener Erfahrung —, daß ein Bearbeiter sich so in das bearbeitete Werk vertieft, daß ee es am Ende für sein eigenes Kind hält und wie ein Vater mit ihm empfindet. Doch über diese Jahre bin ich hinaus; mit Liebe wol, aber auch mit ziemlicher Ruhe bin ich bei der Arbeit zu Werke gegangen, und über die mannichfachen Vorzüge des Buches sind mir seine Schattenseiten nicht entgangen. Vorausgeschickt sei denn, woran ich wol hier und da zweifeln hörte, daß das Original ein echt englisches ist. Die Jugendlaune und Elasticität, um einen dreibändigen Roman einem fremden, namenlosen Autor unterzuschieben, ist vorüber; überdem trägt das Werk, hoffentlich auch noch in der Bearbeitung, zu deutlich die Spuren einee gediegenen englischen Arbeit, auf sperielle Forschungen und Kenntnisse basirt, welche selbst deutschem Fleiße unzugänglich sind. Der Autor ist, so viel man in Deutschland weiß, noch unbekannt; vermuthlich einer jenee aristokratischen Liebhaber der Vergangenheit, welche Reichthümer der Gegenwart aufwenden, um Ruinen der Vergangenheit in ihrer malerischen Existenz wiederherzustellen. Es ist eine mühsame Arbeit diesee duechgängig festgehaltene schwerfällige, halb Chroniken-, halb euphuistisch-bombastige Romanenstyl der Zeit. In der Übertragung mußte er mehr angedeutet als übersetzt werden; die ganze sich wiederholende Breite der alten Novelle würde der deutsche Leser in einem so umfangreichen Werke nicht aushalten. Es ist keine englische Fabrikarbeit, keine Waare für den Markt, wie die Mehrzahl der neueen englischen Romane; es ist eine jener originellen englischen Spielereien, nur möglich in einer Nation, wo so viel Reichthum zu Hause ist, und nur gerechtfertigt durch die Würde des Gegenstandes, durch die Begeisterung, welche dann und wann hell auflodert und die mühsame Arbeit vergessen macht.

Wenn das Vorherrschen der Materie den englischen Roman charakterisiet, so kann dieser seinen Ursprung nicht verleugnen. Aber aus vollem, gesundem, kräftigem Holze schneidet der Verf. sein Bild, und mit einem scharfen Messer, mit sicherer Hand, mit geübtem Blicke. Er hat die ganze Tafel im Auge, er schneidet nicht hier weg, wo er dort wieder anleimen müßte. Das ganze Bild muß vor seinem innern Gesichte fertig gewesen sein, als er anfing, und so ist ee mit unermüdeter Hand bei der Arbeit geblieben. Was ee wollte, hat er erreicht. Ein Deutscher würde freilich anders gearbeitet haben. Ee hätte einen Höhenpunkt gesucht, von wo die Wirkung so und

Digitized by Google

so sich ausnimmt; er hätte auf einen Totaleindruck losgearbeitet. Er hätte eine Hauptgruppe, eine Hauptfigur mit besonderer Liebe festgehalten, der die andern Gruppen subordiniet wären; er hätte hier nur schattirt, angedeutet, damit dort das volle Licht auf Färbung und Formen falle. Hauptperson und Hauptgruppe fehlen zwar nicht; im Ganzen genommen ist aber Alles mehr coordiniet, jede der erscheinenden Gestalten ist mit gleichem Fleiße und mit gleicher Liebe behandelt, ja manche Nebenfigur tritt so kräftig heraus, daß der beabsichtigte Eindruck, den die Hauptfigur üben soll, dagegen zurücktritt. Für die größere Lesewelt, die nicht mit dem Gedanken übe dem Ganzen schweben mag, sondern jeden Augenblick unterhalten, ergriffen sein möchte, eine Lecture, die nicht erwünschter kommen kann. Und doch, wie wenig fehlte, daß das Werk mehr als das wäre, eine Dichtung im höhern Sinne des Wortes.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Uewasi, der Preis der Tapferkeit. Ein indisches Schauspiel von Kalidasa. Aus dem Sanskrit und Prakrit übersetzt von Karl Gustav Albert Höfer. Berlin, Ende. 1837. Gr. 8. 20 Ge.
2. Urwasi und der Held. Indisches Melodram von Kalidasa, dem Dichter der Sakuntala. Aus dem Sanskrit und Prakrit metrisch übersetzt von Bernhard Hirzel. Frauenfeld, Beyel. 1838. 8. 18 Gr.

Zwei Übersetzungen desselben indischen Dramas, beide aus dem Originale unabhängig voneinander formgetreu deutsch wiedergegeben, können als ein glückliches Zeichen für die wachsende Theilnahme an indischen Studien betrachtet werden. Schon in Nr. 116 d. Bl. f. 1838 ist nach der Übersetzung des Hrn. Höfer eine Analyse dieses Dramas gegeben worden, und indem wir daher den Inhalt desselben bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen können, bleiben uns nur wenige Worte zu sagen übrig über die Art und Weise, wie beide Übersetzer ihre Aufgabe gelöst haben.

Hr. Höfer, den wir auf diesem Gebiete zum ersten Mal begrüßen, bewegt sich im Ganzen freier, seine Sprache ist fließend, seine Verse meistens leicht gebaut, oft nicht ohne Anmuth. Dahingegen hat Hr. Hirzel, als Übersetzer der „Sakuntala" bereits den Freunden indischer Poesie bekannt, sich streng an sein Original angeschmiegt, vielleicht zu ängstlich jedes Wort wiedergebend; in seinen Versen herrscht dann und wann etwas Steifes, man versteht manche kaum beim ersten Lesen und muß förmlich construiren; mehre undeutsche Wendungen fallen dem Schweizer zur Last. In der Wahl der Versmaße sind beide Übersetzer gleichen Principien gefolgt, nämlich möglichst treue Anschließung an die Originalform. Das indische Drama, dessen eigentlicher Kern in einfachster Prosa geschrieben ist, sie sei nun in Sanskritsprache oder in dem weichern Prakritdialekten verfaßt, hat kein eigenthümliches dramatisches Versmaß ausgebildet. Sowie die redende Person ihre erhöhte Gemüthsstimmung ausdrückt, was fast immer in Vergleichungen mit der umgebenden Natur geschieht, eine Lebensansicht entwickelt, oder irgend etwas schildert, wird Eine vierzeilige ungereimte Strophe mit höchst lockerer Übergangsformel der Rede eingefügt, nie mehr, nie weniger. Alle Versgattungen hierbei anzuwenden, ist dem Dichter erlaubt. Nur eigentliche Lieder, die zum Gesange bestimmt sind, wie sie in diesem Drama im vierten Acte häufig vorkommen, sind auch im Originale gereimt. Beide Arten der angewandten Verse, sowol die gereimten als die blos rhythmischen, haben, wie gesagt, die Übersetzer überall treu nachzuahmen gesucht, freilich meist blos ihrem äußern Schema gemäß, mit genauer Beobachtung des Metrums, das sich im Originale findet. Wir kennen aber die Gesetze der indischen Rhythmik noch nicht, und so behalten diese Verse zu sehr den Charakter gelehrter Nachbildung. Hr. Hirzel ist hierbei selbst ängstlich genau verfahren, indem er über jeden Vers das Metrum angegeben hat, in der Weise Klopstock's und Platen's; es stört dies sehr beim Lesen, man wird immer gewaltsam an die versuchte Lösung einer schwierigen Aufgabe erinnert und der Genuß dadurch sehr verkümmert. Die Gelehrsamkeit gehört in die Anmerkungen, dort ist der Raum, den Leser zu lehren, wie man diesen und jenen Vers scandiren müsse.

Wir theilen jetzt eine kleine Probe des Styls beider Übersetzungen mit, wodurch das oben über die Form der dramatischen Sprache der Inder Angeführte deutlich werden wird, und die zugleich als Beweis dienen kann von der Sprachgewandtheit beider Übersetzer, die hoffentlich fortfahren werden, uns noch mehr Proben ihres schönen Talentes zu geben. Wir wählen dazu den Anfang des vierten Actes, der die größte Mannichfaltigkeit der Formen aufweist.

Höfer, S. 53.

Vierter Act. Ein Singspiel.

(Hinter der Scene für Tschitralekha und Sahadschanja ein Vorgesang.)

Durch Schmerz um die verlorene Gefährtin entstellt,
Scherzt sie bekümmert, zur Freundin gesellt,
Im Schooße des Sees, der von Lilien durchflossen,
Die Sonnenstrahlenberührung erschlossen.

(Tschitralekha und Sahadschanja treten auf unter Gesang.)

Um die Gefährtin trübevoll,
Auf kühlem See so liebevoll —
Thränen netzen die Äuglein klar —
Äugert ein Schwanenschwesternpaar.

Sahadschanja (besorgt). Liebe Tschitralekha, der Schatten deines Antlitzes, dunkel gleich einem welkenden Hundertblatt, verräth mir die Krankheit deines Herzens; nenne mir doch den Grund deines Kummers, damit ich den Schmerz mit dir theile.

Hirzel, S. 98.

Vierter Aufzug.

(Zur Einführung von Sahadschanja und Tschitralekha mit Tschiptika-Gesang.)

⏑ – | ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ – |
Dort am lieblichen Seerand,
⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ | ⏑ |
Wo der Lotos erglänzt, von Sonnenstrahlen berührt,
⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ |
Irren die Gespielinnen umher
⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ | ⏑ – | ⏑ |
Ob der Freundin Verschwinden ganz sinnlos.

(Tschitralekha nach dem Eintreten überall sich umblickend, auf Dwipadika-Weise singend.)

⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – (viermal)
Hier im See, der so schön und klar,
Weilet ein liebliches Schwanenpaar;
Sehnt sich zur Freundin, wund das Herz,
Thränen entroll'n, thun kund den Schmerz!

Sahadschanja (betrübt). Tschitralekha, dein Antlitzschatten, dunkel wie ein welkendes Lotosblatt, verräth die Abwesenheit deines Herzens. Sage mir doch die Ursache deiner Unruhe, damit ich dein Leid mit dir theilen kann.

Digitized by Google

Tschitralekha (weinend). Freundin, mich ergreift eine heftige Sehnsucht: die Frühlingszeit ist gekommen, und die liebe Freundin, der nach der Nymphenordnung der Dienst der göttlichen Sonne obliegt, ist so fern!

Sahadschanja. Ich kenne eure gegenseitige Liebe. Aber weiter!

Tschitralekha. In diesen Tagen, da ich durch tiefes Nachdenken Kunde von ihr zu erhalten suchte, habe ich eine recht schmerzliche Entdeckung gemacht. Urwasi ging mit dem überaus glücklichen königlichen Weisen, der den Räthen die Reichsherrschaft übertragen hatte, inswonnein in den Gandhamadhana-Wald, in der Nähe des Kailasaberges.

Sahadschanja. Freundin, es ist eine Wonne in solchen Gegenden. Aber weiter!

Tschitralekha. Dort an dem Ufer der Mandakini saß ein Halbgötter-Mädchen, Udakawati mit Namen, und spielend mit kleinen Sandhügeln; — der König hatte sie ein Weilchen wohlgefällig angesehen — meine liebe Urwasi gerieth darüber in Zorn.

Sahadschanja. Wahrlich, sie ist zu strenge, und ihre Liebe geht zu weit. Dann ist das Schicksal gewaltig! — Und nun?

Tschitralekha. Alle Liebkosungen ihres Gemahls von sich zurückweisend, und sinnbethört durch den Fluch des Lehrers, vergaß sie, daß ein Götterausspruch jedem weiblichen Wesen den Zugang zu dem Kumara-Hain untersagt; sie betrat denselben, und unmittelbar nach dem Eintritte verwandelte sich ihre Gestalt in eine Winde, welche dort an dem Ende des Waldes rankt.

Sahadschanja. So vermag denn Niemand dem Schicksale zu entgehen, welches eine solche Gestalt Andern unsichtbar verwandeln konnte. Aber der König?

Tschitralekha. Der König irrt seitdem, Tag und Nacht die Geliebte suchend, und bis zum Wahnsinne getrieben, im Walde umher; „Hier ist meine Urwasi, dort wird Urwasi sein", so glaubt er sie überall zu erblicken. (Zum Himmel aufsehend.) Und bei diesem Frühlingswogen, der nach der Seligen Sehnsucht erregt, wird er wol schwerlich gesunden!

Gesang.

Um die Geliebte trübe wallt,
Auf kühlem See so tiefbevollt —
Thränen verbrennen die Auglein klar —
Trauert ein Schwanenschwesternpaar.

Sahadschanja. Freundin, gibt es denn gar kein Vereinigungsmittel?

Tschitralekha. Kaum gibt es ein solches; es sei denn jener Einigungsstein, der aus der Fußfarbe der Gauri entstanden ist.

Sahadschanja. Nicht lange erdulden so treffliche Wesen Unglück; deshalb hoffe ich zuversichtlich, es werde ein Mittel geben, sie zu erlösen und zu versöhnen. — Aber komm, wir wollen den Dienst der göttlichen Sonne versehen, der Königin des Lichtes.

Gesang.

Durch ihr Grämen am Sinne getrübt,
Sehnend sich, die zu sehn, die sie liebt,
Wandelt die Schwänin umher auf dem reich
Mit Lotusblumen besäeten Teich.

(Beide gehen ab. Veränderung der Scene. Hinter der Scene für Pururawas ein Vorgesang.)

Den Wald betritt der Hauptelephant,
Durch Sehnsucht ganz verändert,
Sein Vordertheil ist rings mit Baumblüten und Sprossen umrändert.

(Dann tritt der König auf, starr in die Luft blickend, wahnsinnig.)

König (zornig). Ha, du frivoler Dämon, halt, halt! Wohin willst du mit meiner Geliebten? (Hinblickend.) Wie, von Tschitralekha (klagend). Freundin, die Frühlingszeit ist ja gekommen, ohne daß die treue Gespielin nach der Geschäftsordnung der Apsaras am Dienste der erhabenen Sonne Theil nimmt; darum ergreift mich heftige Sehnsucht.

Sahadschanja. Freundin, ich kenne eure gegenseitige Liebe. Nun?

Tschitralekha. Da in jenen Tagen suchte ich durch meine innere Schaukraft zu erfahren, was sie wol eben treibe, und erfuhr nun nur allzu Schwerzliches.

Sahadschanja. Was so?

Tschitralekha. Urwasi hatte freilich den glückseligen königlichen Weisen, der die Reichslast den Ministern übertrug, mit sich genommen auf den Gipfel des Kailasa in den Gandhamadana-Hain, um sich hier zu erfreuen.

Sahadschanja. Freundin, das ist ein Genuß an solcher Stätte. Weiter!

Tschitralekha. Nun ruhte der Blick des königlichen Weisen ein Weilchen auf Udakawati, einer Wassernymphe, die dort am Ufer des Mandakini auf den Sandklippen spielte; und darüber gerieth meine liebe Urwasi in Zorn.

Sahadschanja. Ach, sie wußte sich sicherlich nicht zu halten; zu hoch ist ihre Liebe angestiegen; drum trifft sie ein schweres Geschick! Ferner!

Tschitralekha. Des Gatten Zärtlichkeit verschmähend, durch des Weisen Fluch das Herz betäubt, vergessend der Gottheit Gebot, betrat sie nun jenen den Frauen untersagten Keuschheitshain, und unverzüglich wurde ihre Gestalt in eine beim Walde stehende Schlingpflanze umgewandelt.

Sahadschanja (kummervoll). Ach, nichts ist ja, was das Schicksal nicht zu überwinden vermöge, da es sogar eine solche Gestalt sicherermaßen umwandelt! Nun, weiter!

Tschitralekha. Jetzt sucht auch er in eben diesem Walde die geliebte Freundin auf. „Hier ist Urwasi! dort ist Urwasi!" So läßt er nun Tage und Nächte sich hinschleppen. (Blickt gen Himmel.) Ach, durch dieses, selbst Ruhige mit Sehnsucht erfüllende Gewölk wird er aber schwerlich hergestellt werden, denk' ich!

(Sie singt auf Dschambhelika-Weise.)

⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – | ⏑ ∪ ∪ ⏑ (viermal)

Hier im See, der so schön und klar,
Härmt sich ein liebliches Schwänepaar;
Gram ob der Freundin ihr Herz erfüllt;
Reichlich und warm ihr Schmerz entquillt.

Sahadschanja. Freundin, gibt es denn kein Mittel zu ihrer Vereinigung?

Tschitralekha. Außer dem aus Lakschmi's Fußfarbe entsprossenen Vereinigungsstein, woher ein Mittel zu ihrer Vereinigung?

Sahadschanja. Nicht lange bleiben solche hervorragende Gebilde im Unglück; drum wird sicherlich irgend ein günstschaffendes Mittel für ihre Zusammenkunft sich zeigen, denk' ich. (Nach Osten blickend.) So komm denn, laß uns vor dem Herrn des Aufgangs, dem hehren Sonnengott, unsern Dienst verrichten.

(Sie singen auf Khandadhara-Weise.)

⏑ – – ⏑ | ⏑ – – ⏑ | ⏑ ∪ ∪ ⏑ (viermal)

Ach ihr Herz von Wähnen umhüllt,
Nach der Gespielin von Sehnen erfüllt,
Irret die Schwänin im Teiche, der hold
Glänzt in des Lotos reichlichem Gold.

(Beide treten ab. Zwischenspiel. Aus den Decorationen hervor Pururawas in einleitendem Atschirtika-Gesang.)

– ⏑ | ∪ ⏑ | ∪ – | ⏑ ∪ | ⏑ |

Ins Dickicht stürzt der Elephant,
Der hohe, wild ob dem Entreißen der Geliebten!

⏑ ∪ | ⏑ ∪ | ∪ ⏑ | ⏑ ∪ |

Blüten und Knospen ab den Bäumen
Schmücken die Wucht seines vordern Leibs.

(Der König tritt auf, wahnsinnig, den Blick auf den Himmel geheftet.)

König (im Zorn). Ha, schändlicher Rakschas! sieh, sieh! Wohin entführst du meine Geliebteste? (Hinschnaubend.) Wie? in die

der Felsenspitze erhebt er sich in die Luft und überregnet mich mit Geschossen! (Er nimmt eine Erdscholle und läuft zum Angriff; dann umhersehend.)

Gesang.

Tragend im Herzen der Liebe Weh,
Schüttelnd die Flügel, auf kühlem See —
Die Äuglein netzt ein Thränenstrom —
Trauert ein junger Schwanensohn.

(Dann erkennt er es, traurig.) Wie?

Eine kampfbereite Wolke, nicht ein böser Dämon, ist's,
Dies ein ausgespannter Regenbogen, nicht ein Pfeilgeschoß,
Und nur hell'ge Regenschauer, nicht ein Schwarm von Pfeilen,
Nur ein Blitz, der golden glänzt, nicht die goldne Urwasi!

(Er fällt ohnmächtig nieder; bei wiederholtem Gesange sich erhebend; seufzend.)

Ein feindlicher Dämon, dachte ich Thor,
Hätte mein Nehange entführt, —
Es war nur ein regnender Wolkenflor,
Der sich mit Blitzfunken geziert.

Wohin mag sie denn gegangen sein? (Traurig, nachdenkend.)

Wenn sie zornig entbrannt sich hätte wo versteckt,
So zürnte nicht ewig sie!
Ging sie wieder zum Himmel? Nimmer, denn ihr Herz
Ist weich und mir zugethan!
Nicht auch haben mir Götterfeinde sie entführt,
Sie ging ja vor meinem Blick —
Dennoch ist sie verschwunden fort aus dem Bereich
Der Augen — weh, traurig Loos!

(Bei Gesang umherschauend, seufzend, weinend.) Ach, das Leid Derer, die vom Schicksal verlassen sind, wird durch immer neue Leiden vermehrt.

So wird ja mir das trübe Loos der Trennungen
Von der Geliebten gerade jetzt zu Theil,
Da eben das Erscheinen frischer Wolken
Uns sonnenlose kühle Tage bringt.

Gesang.

Wolke, so höre, ich will's, hemme den Zorn und still'
Ewiger Regengüsse himmelverhüllende Fül'!
Hab' ich die Erde durchirrend erst die Geliebte erblickt,
Dann, dann will ich erdulden, was du mir immer schickst.

(Bei einem Gesange nachdenkend.) Ich thue Unrecht, gleichgültig zuzusehen, wie die Leiden meines Herzens vermehrt werden. Wenn die Weisen sagen: „Der König macht die Zeit", sollte ich diese Regenzeit nicht zurückweisen können?

Gesang.

Bei duftdurchtränkter, honigbereitender Sang,
Begleitet von Kuckucks schallendem Flötenklang,
Der Zweige Fülle von heftigen Windstößen erregt,
Tanzend in zierlichen Weisen der Himmelsbaum sich bewegt.

(Er hat dazu getanzt.) Oder ich will sie nicht zurückweisen, berufen sich doch diese Regenzeit mit allen ihren Zeichen dem Grasskönige Dienste zu thun. (Lächelnd.)

Ist die blitzdurchzuckte Wolke doch mein golddurchwirktes Thronbach,
Und das Nitschula-Baumgezweige regt sich, Kühlung mir zu fächeln,
Vordergleich mich preisen Pfauen, heller bei der Hitze Weichen,
Unterthane Berge bringen als Tribut mir Regenschauer.

Luft entsendend schießt er vom Bergesgipfel einen Regen von Pfeilen auf mich herab. (Ergreift eine Erdscholle und schleudert sie heftig empor. Dann auf alle Seiten blickend auf Dwipadika-Weise.)

⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ (viermal)

Tragend im Herzen der Lieben Bild,
Schwinget der Schwan das Gefieder wild,
Dort im See, sein Auge thränt,
Wie er betrübt sich die Braut ersehnt!

(Zu sich selbst kommend, klagend.)

– – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ (viermal)

Wie? dies Wolken du dies gewappnete Gebild;
Kein grauser Nachtwandler ist's? (Seufzt.)
Dies ein Bogen des Himmels fernehin gespannt,
Kein Köcher ist's voll Geschoß;
Hier fällt kosend der Regen wonniglich herab,
Nicht Pfeil auf Pfeil folgen sich;
Gleich Goldstreifen am Felsstein funkelt da der Blitz,
Nicht ist's ja mein trautes Lieb!

(Er sinkt betäubt zu Boden. Dann erhebt er sich seufzend. Dwipadika.)

Mir schien, als habe ein Dämon mir meine Geliebte entwendet,
Dieweil ein dunkles Gewölk nur Frühlingsblitze entsendet.

(Traurig nachsinnend.) Drum wohin mag sie wol gegangen sein?
Sollte sie etwa

– – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ (niemal)

Voll Zorn irgendwo dastehn, zauberisch verhüllt?
Nicht lange zürnt sicher sie.
Auf zum Sitze der Götter wäre sie entflohn?
Mein halbes Ich bleibt sie doch.

(Zornig.) Selbst Gottfeinden gelänge nimmer ja ihr Raub,
So lange sie nur vor mir steht. —
Doch schwand plötzlich aus meinen Augen sie hinweg;
Was soll denn dies mein Geschick!

(Er seufzt mit Thränen umherblickend. Dwipadika.) Ach, wenn Einmal das Glück den Rücken gewendet, auf den häuft sich Unheil auf Unheil. Warum?

⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ – (zweimal)
⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –

Es erscheinet die allzu herbe Trennung
Von der Herzinniggeliebten gerade jetzt, da
Nach des Himmels Geschick die süße Zeit naht,
Wo die Lenzwolken den Sonnenschirm entmäß'gen.

(Auf Tschartschari-Weise.)

Wolke, die du mit Regenschauern in Einem fort
Himmelan steigst, hemme den Zorn nach meinem Wort,
Mag ich die Erde durchirrend dereinst die Geliebteste finden,
Ach, dann werd' ich so leicht, was immer du thust, überwinden.

(Mit Tschartscherika nachsinnend.) Gleichgültig also siehst du den Zuwachs meiner Herzensqual an. Doch, da ja die Meister verkünden, Könige seien Gebieter der Zeit, wie sollt' ich denn nicht jenes Wolkenwetter zurechtweisen?

(Tschartschari.)

Bei duftdurchtränkter Bienchen Gesang,
Bei schallendem Kokilaflötenklang,
Beim Rauschen von windbewogten Gezweigen,
Tanzet der Götterbaum liebliche Reigen.

(Tanzt darnach.) Doch nein, zurechtweisen darf ich es nicht, da es ja gerade jetzt mit überströmenden Zeichen meine Königswürde dienstfertig kund gibt. (Lachend.)

– – – – ⏑ ⏑ ⏑ –
– – – – ⏑ – ⏑ ⏑

Wolken bilden den Theehimmel,
Blitzgoldstreifig geschmückt ist er;
Und vom Nitschulabaume wehet
Blumengezweig als Fächer mir;
Sänger sind mir die Blauhälse
Hellern Lauts beim Bruch der Glut;
In Regenschauern vollströmend
Zollet das reiche Volk mir hier.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 235. — 23. August 1839.

Shakspeare als Romanenheld.

(Fortsetzung aus Nr. 234.)

Ein Plan, ein Grundgedanke, eine Katastrophe und eine Lösung sind in dem Buche, als Roman betrachtet, zwar nicht zu verkennen; aber es ist mehr ein geknoteter Faden, der durch und nebenher läuft, als daß es der Stamm wäre, woran die Begebenheiten als Äste, Zweige, Blätter und Blüten sich von selbst machen. Der Titel: „Shakspeare und seine Freunde" ist in der Beziehung glücklich gewählt. Shakspeare im Verhältniß zu seinen Freunden, wie er den Edeln Muth zuspricht, die Schüchternen aufmuntert und die Übermüthigen foppt, geschickte Contraste, feine Charakteristiken: das wäre so ungefähr das Geippe. Aber das Fleisch sitzt lose daran, und die kostbarsten Scenen kann man davon losschneiden und als Bilder für sich fassen. Augenscheinlich war es dem Verf. Hauptaufgabe, die ganze Zeit der Elisabeth in allen ihren englischen Richtungen und bedeutenden Persönlichkeiten in Bildern vorüberzuführen, als Shakspeare in den wirklichen, wahrscheinlichen und möglichen Beziehungen zu den Verhältnissen und Menschen darzustellen. Wo sich diese Brücken nicht bauen, das Band nicht finden ließ, macht sich daher der Verf. auch kein Gewissen, Shakspeare ohne weitere Entschuldigung aus dem Spiele zu lassen. Er verschwindet auf lange Strecken des Weges, und der Autor räumt selbst ein, daß es in der Absicht geschieht, um diese kostbare Person nicht durch zu häufiges Vorbringen im Werthe verlieren zu lassen. Daß Shakspeare uns nicht immer an den Hof und in die geheimen Cabinete der Hofintriguanten folgt, noch in die Barbierläden und Räuberkabachen, fällt noch nicht auf; man befindet sich doch, innerhalb des behaglichen Londons, noch immer in seiner Nähe. Aber wo bleibt Shakspeare, wenn der sogenannte Held oder jugendliche Liebhaber, Mr. Francis, mit dem kühnen Seefahrer und Capitain Sir Walter Raleigh die Entdeckungsreise nach dem Eldorado macht und sie sich mit ihren Körpern und Gedanken in den weiten Meeren, den amerikanischen Urwäldern und den Abenteuern und Schiffermärchen der neuen Welt verlieren? Diese Expeditionen, zum Ruhme des englischen Namens unternommen und ergiebig, wenn auch nicht an Gold, doch an Erfahrungsschätzen, haben weder mit Shakspeare's Person noch seinen Theaterstücken etwas gemein. Es kam dem Verf., als er sich in diese Partien vertiefte, nur darauf an, auch die ersten Anklänge der spätern fabelhaften Seereiseliteratur, die in diese Zeit fallen, in sein Buch aufzunehmen. Dies allzu weite Abirren von den eigentlichen dramatis personae straft sich aber schon von selbst, indem das Interesse der Leser von heute weder von den Seegefahren, noch den Märchen in der neuen Welt angezogen wird, sondern nach den behaglichen Bürgerhäusern Londons zurück verlangt.

Ein junger Mann von zarter Complexion und dichterischen Anlagen ist der sogenannte Held. Aus Dürftigkeit und Druck errettet ihn Shakspeare, an den als Kenner und Gönner er sich gewendet; und wenn der Dichter auch seiner ersten Tragödie keinen Platz auf der Bühne, so verschafft er ihm selbst doch eine Anstellung als Secretair bei dem hochberühmten Sir Walter Raleigh, der gerade damals in der Blüte der Volks- und Hofgunst sich befindet. Raleigh wird nun der Stamm der Erzählung, an den jener sich nur wie ein Epheu rankt — Raleigh's historisches Liebesverhältniß, seine außerordentliche Gunst bei der Königin, der plötzliche Sturz, nachdem er ohne ihr Wissen und Willen Elisabeth Throckmorton geheirathet, seine männlichen und unmännlichen Anstrengungen, diese verlorene Gunst wiederzugewinnen, seine fabelhaften Seeunternehmungen, bis er endlich durch seine Tapferkeit bei Cadiz Gnade und Ansehen wieder gewinnt. Mit Raleigh werden wir in die höchsten Sphären des Hoflebens, der Politik und Englands großer Staatsmänner geführt. Essex erscheint, der stolze, übermüthig aufbrausende Günstling, hier, mit wenig liebenswürdigen Eigenschaften geschildert, nur als Folie für den durchaus nobeln Raleigh, und doch noch groß und edel gegen die ränkesüchtige Politik der Cecils; Lord Burghley's Sohn, Sir Robert, als der vollendetste Intriguant, mit Weglassung jeder sittlichen, ja selbst jeder patriotischen Basis. Ob es dem Autor Viele danken werden, einen so großen historischen Charakter, wie Lord Burghley, zu Gunsten seiner Lieblingshelden dermaßen in Schatten zu stellen! Auch werden viele Verehrer der großen Elisabeth unzufrieden sein, daß er sie nur in ihren Gemächern als Weib, nicht in ihrer Größe als Regentin zeichnete. Aber die exacte Wahrheit des Bildes spricht für sich selbst.

Ungleich interessanter und ansprechender als die, wenn

auch mit noch so glänzenden Farben und Effectstrichen hingeworfenen Scenen aus dem Hofleben, den Seeabenteuern, Kriegsbegebenheiten sind die Auftritte aus dem londoner Bürgerleben. Wie fremd uns die Zeit auch sei, hier finden wir uns behaglich in den kleinen, freundlichen Räumen einer Eitzstube, eines Krämerladens, in dem Schreibercomptoir, den Wachsstuben, den Foyers der Theater, selbst unter dem nächtlichen Straßenlärme der ausgelassenen londoner Lehrlinge; hier finden wir Kraft und Frische eines Bürgerlebens, einer Kunst, die noch im Volke lebt, eine scheinbare Gesundheit, und doch schon Krankheit und Tod vor den Thüren; die Puritaner strecken ihre hagern Spinnenarme über das bunte, liederliche Leben, Verderben sprühend und den Fluch des Himmels anrufend, aus. Aber das sind nur einzelne Schatten; der Autor läßt Auge und Ohr und Gefühl sich lieber an dem Erfreulichen sättigen. Welcher drollig kräftige Bursche der ehemalige Bardierlehrling und später gewaltige Kriegsheld Heinrich Drauflos (Harry Daring) mit seiner halb dämonisch neckenden Natur! und ihm zur Seite wie Falstaff's Rekruten seine tollen Lehrdurschen. Der Ellenreiter Ralph mit seinem vom Theaterphrasen rauchenden Kopfe scheint uns eine Caricatur; wenn es aber deren in jener Zeit der Originale nicht gegeben, wie hätte Shakspeare seinen Fähndrich Pistol geschaffen! Auch der Geizhals von St.-Mary Are erscheint uns nur wie eine Stereotype der alten Komödie. Aber weil die Sorte in unsern Papierzeiten völlig ausgegangen ist, haben sie darum nicht existirt? Bedenklicher wäre nur die Frage: Weshalb ihn gerade in einem Werke zu Shakspeare's Illustration vorbringen, da dieser nirgend einen solchen Charakter in seinen phantasiereichen Lustspielen hinstellte? Die trunkenen, aldernen Constabler, Polizeibeamten und Dorfrichter, an denen die Zeit gewiß überreich war, da Shakspeare sie mit solcher eigenthümlichen Lust überall vorbringt, durften natürlich nicht fehlen. Eine ganz originelle frische Erscheinung ist aber der lustige Bürger und Schnitthändler Geoffrey Taffent (Sarsnet), ein Mann von so unerschöpflichem Humor als weitem Gewissen in sittlicher Beziehung; um so unterhaltender, als er nicht Witze macht, sondern sie durch Situationen, in welche er seine Trinkgesellen versetzt, hervorruft. Reichthum, Handel und Wandel in London muß das merry old England schon auf diese sittlichen Abwege in der Bürgerclasse geführt haben; sonst wäre die plötzliche Macht, welche das puritanische Element gewinnt, unerklärt; es war das natürliche Gegengewicht, der hervorgerufene andere Pol der Sittenstrenge, nachdem die Sittenfreiheit ihr Maß überschritten hatte. In den Vorsälen der Theater, in der berühmten Taverne zum Meermädchen treten alle die witzigen Geister der Zeit auf und überbieten sich in witzigen Schlag- und Gegenreden. Schon damals, in jener ungebildeten Zeit, wie unsere Großväter der Kritik meinten, hatte die allgemeine Bildung sich selbst überboten, man spielte mit dem Geiste. Was Shakspeare als Ausartung und Modethorheit geißeln mußte, konnte er doch selbst nicht verleugnen, nicht von sich abstreifen. Wünschenswerth wäre es vielleicht, wenn der Autor von Shakspeare's eigenen Wortspielen welche angebracht hätte; es erfoderte schon einen besondern Kraftaufwand, in diesem Raketenfeuer von witzigen Schraubungen so auszuhalten, daß man wenigstens keine Abspannung und Ermattung gewahrt. Unter den Personen, die nur als Choristen figuriren können — wo wäre Raum, sie alle zu dramatis personae auszubilden —, erscheinen auch wieder mehre, die wir nach unserer Ansicht für Caricaturen zu halten geneigt sind; aber solche prahlerische Hauptleute, solche Rattenfänger, die, reich geworden, den besten Ton des Gentleman affectiren, solche Lords Simpel, solche jungfeinwollende Narcissus Runzelhäute, und Glatthäute und Milchbärte, die philosophische Runzeln sich anlügen, konnten noch in einer Zeit existiren, wo die Münze der Bildung scharf geprägt, aber durch vielfachen Umgang noch nicht abgeschliffen war. Aber der Autor schafft aus diesen Narren auch Charaktere, und sein Burbage ist ein so vollkommenes Bild eines gutmüthig eiteln, geckenhaften, lebenslustigen Schauspielers, über den man fortwährend lachen, dem man wegen seiner Aufschneiderei und seines Egoismus zürnen, und dem man doch gut sein muß.

Ben Jonson erscheint nur einmal; aber sein Zusammentreffen mit Shakspeare und die beständigen Neidungen der beiden Rivale sind ein Meisterstück. Shakspeare mit aller Überlegenheit eines durchgebildeten Genius, und doch vom Kitzel gestachelt, seinem tüchtigen Gegner nichts hingehen zu lassen, aber mit humanem Wohlwollen die Wunden, die nie tödtliche werden dürfen, wieder heilend. Ben Jonson auf sein größeres Wissen stolz, leicht irritirt, der Wurfgeschosse des Witzes immer mächtig, nicht so der Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Raleigh nennt beide Stahl und Feuerstein, die sich reiben müssen, um Witzfunken hervorzubringen. Überhaupt ist der Abendtisch im Meermädchen, wie er auch zur eigentlichen Geschichte fast ohne Bindemittel dasteht, einzig in seiner Art und ein Meisterstück guter Laune und eines scharf beobachtenden Geistes.

Wenn wir die Andeutungen so ziemlich aller Elemente, die uns in Shakspeare's Dramen beschäftigen, in dem Werke finden, so dürfen natürlich auch die Shakspeare'schen Frauen nicht fehlen. Jene edeln, von weiblicher Sanftmuth und weiblichem Adel strahlenden Wesen werden in Elisabeth Throckmorton, Raleigh's nachmaliger Gattin, repräsentirt. In der schelmischen, liebenswürdigen Alice sehen wir die neckischen, geistsprühenden Mädchen und Frauen wieder, die Shakspeare so unnachahmlich hinzaubert und deren Perle seine Beatrice ist. Die kokette Joanna — gewiß ein Bild, was der Zeit angehört, denn geistvolle Courtisanen belebten in England wie in den südlichern Städten die höhern Kreise — gehört in der Auffassung doch dem Verf. besonders. Shakspeare kannte diese Frauen, aber er zertheilte und bildete ihre Eigenschaften zu seinen Zwecken aus. Er verstand es, nach demselben Modell seine Portia und seine lustigen Weiber von Windsor zu formen; und wer suchte in beiden dasselbe Urbild! Joanna soll uns wol auch die behaglichen,

Digitized by Google

reichen, leichtgesinnten Bürgerfrauen Londons repräsentiren, die in den Werken von Shakspeare's Zeitgenossen noch anschaulicher, als er selbst dies thut, vorgeführt werden; die Wahl einer unverheiratheten Bürgerstochter ist aber nicht ausreichend dafür. Dem Geoffrey Sarsnet zur Seite hätte noch eine wohlbeleibte lustige Bürgerin ihren Platz gefunden.

(Der Beschluß folgt.)

Die neuesten wissenschaftlichen Expeditionen der Briten nach den Küsten des südlichsten Amerikas und dem stillen Meere.

Das in Nr. 106 d. Bl. über die Landreisen der Briten und ihre dieselben umfassende Literatur ausgesprochene Urtheil würde man ohne Ungerechtigkeit nicht auf ihre Seereisen ausdehnen können. Wenn dort der Privatmann meist als Tourist auf dem europäischen Continente der Mngier oder der Sucht, angenehm sein Geld zu verzehren, oder irgend einer Liebhaberei, wie der Jagd, nachgeht und das Publicum mit Büchern beschenkt, deren Verdienst selten über das der augenblicklichen Unterhaltung emporsteigt, so verfolgen diese, als Unternehmungen des Staats, stets einen höhern Zweck und verdienen seit Jahrhunderten die Anerkennung und den Dank der ganzen gebildeten Menschheit. Die Engländer waren die Ersten, welche ihre Entdeckungsreisen nicht, wie Portugiesen, Spanier und andere seefahrende Nationen, blos im Geiste der Eroberung und des Ländererwerbs betrieben, sondern ein wissenschaftliches Interesse damit verbanden, das bei manchen Expeditionen das commercielle sogar überwog oder gänzlich ausschloß. Kein Volk ist auch für weite scientifische Expeditionen zur See geeigneter als sie, weil keins mit der erforderlichen Masse wissenschaftlicher Kenntnisse eine solche Geschicklichkeit und Erfahrung im Seewesen, so bedeutende Mittel und ausgedehnte Verbindungen über die ganze Erde vereint. Darum sind es die Engländer, deren großartigen Unternehmungen Geographie, Naturgeschichte, Astronomie und die verwandten Wissenschaften ihre Bereicherung vorzugsweise verdanken und noch lange verdanken werden, mögen auch an dem eigentlich gelehrten Anbau derselben andere Nationen einen gleichen, oft einen größern Antheil haben. Die Zeit der Entdeckungen hat zwar aufgehört, dafür ist mit diesem Jahrhundert die der genauern Erforschung des Einzelnen, die der wissenschaftlichen Beobachtung eingetreten, und die Briten unterziehen sich dem Geschäft nicht träger, als sie im verflossenen Jahrhundert, einen neuen Continent auf der südlichen Hemisphäre suchend, die Erde umsegelten. Es würde unnütz sein, ihrer wiederholten Expeditionen nach dem Nordpol zu erwähnen, es sei denn um des Contrastes willen mit ähnlichen Unternehmungen der Franzosen, z. B. der nach Spitzbergen, Nowaja-Zembla u. s. w. im vorigen Sommer, Luftfahrten und unterhaltenden Partien, denen man den vornehmen Namen wissenschaftlicher Expeditionen gibt, von denen man aber nichts erfährt, als wie die Reisenden gegessen, getrunken und sich vergnügt haben. In der nämlichen Zeit, während die Erforschung von Amerikas nördlichsten Küsten und Gewässern zur Auffindung einer Durchfahrt den Gegenstand der beharrlichsten und muthigsten Bestrebungen englischer Seemänner ausmachte, waren der Adventure und Beagle mit der genauern Erforschung der Küsten des südlichsten Amerikas beschäftigt. Es ist bereits in Nr. 172 d. Bl. darauf aufmerksam gemacht worden, welchen Gewinn die Wissenschaft sich von der Beschreibung der in dem Decennium von 1826—36 von jenen Schiffen ausgeführten Expeditionen zu versprechen hat, welche in diesem Jahre zu London in vier Bänden unter dem Titel: „Narrative of the surveying voyages of His Majesty's ships Adventure and Beagle, between the years 1826 and 1836 etc.", erschienen ist. Über die weite Strecke von den capverdischen Inseln bis nach Neuseeland, Sidney und der merkwürdigen Korallenformation der Cocosinseln findet man darin eine Masse der reichsten und mannichfachsten Belehrung. Besonders ist für den Naturforscher und Geologen der dritte Band wichtig und anziehend; er enthält den meist wissenschaftlichen Bericht Darwin's von der zweiten, im December 1831 angetretenen Reise des Beagle, die dieser Gelehrte mitmachte, wie Forster den Weltumsegler Cook begleitete.

So wichtig indeß die Fahrten der beiden genannten Schiffe auch für die Kenntniß eines großen Theils der Inseln des stillen Meeres sein mögen, so sind doch als Mittelpunkt und eigentliches Ziel derselben die Küsten des südlichsten Amerika anzusehen, und auf diese wollen wir daher die wenigen Bemerkungen beschränken, zu denen uns hier Raum gestattet ist. In dem alluvialen Niederschlag der Pampas, sowol an den Ufern des Parana und Uruguay wie an der Meeresküste, fand Darwin eine Menge fossiler Überreste mit den Knochen des Megatheriums, Mastodons, Toxodons und anderer Riesenthiere einer untergegangenen Schöpfung, unter der steinigen Erdoberfläche Patagoniens aber das Gerippe eines Lamas, welches die Größe von einem Kamel gehabt haben muß. Es leidet keinen Zweifel, daß mit dem amerikanischen Thierreich in nicht gar ferner Vergangenheit eine wesentliche Veränderung vorgegangen ist: kleinere sind an die Stelle jener Riesenthiere getreten; doch dürfte Boden und Klima des Erdtheils zur Zeit dieser von dem der jetzigen nicht sehr verschieden gewesen sein, da das Pferd, das in jener urweltlichen Periode Amerikas die zahlreichste Gattung seiner Vierfüßer ausmachte, seit seiner Wiedereinführung durch die Spanier sich namentlich in den Pampas auf eine erstaunliche Weise vermehrt hat.

Sehr hoch scheint aber nach Darwin diese urweltliche Periode nicht hinaufzurücken zu sein, indem er aus seinen über die Pampas wie über die Ebenen von Patagonien und Chile angestellten Beobachtungen den Schluß zieht, daß der südamerikanische Continent sich erst spät gebildet hat und aus den Fluten des atlantischen Oceans herausgetreten ist. Die Patagonier, mit denen man auf diesen Expeditionen in Berührung kam, bestätigten, was von dem Wuchse dieses Volks gesagt worden ist. Sie waren zwar keine Riesen, wofür die, durch die damals auf den Schiffen herrschenden ansteckenden Krankheiten geschwächten Seelente des 16. Jahrhunderts sie hielten, aber Keiner von ihnen war unter sechs Fuß hoch und das Auffallendste dabei ihr starker und kräftiger Gliederbau, der sie zu den kolossalsten Menschen macht, welche man sehen kann. Über die südlichsten Gegenden Amerikas, Patagonien sowol wie das Feuerland, gibt zwar schon Macdonald's „Narrative of a voyage to Patagonia and Tierra del Fuego" (London 1838) gute Nachrichten, doch scheinen erst diese Expeditionen des Adventure und Beagle einen Theil der Schrecken zerstören zu sollen, mit denen unsere Vorstellung bisher die magellanische Straße und das Feuerland bekleidete, und wir werden uns dasselbe künftig nicht so unwirthlich, nicht als das öde, kalte Grab alles Lebens denken müssen wie zuvor. Zwar ist der üble Ruf, in welchem das Cap Horn wie die magellanische Straße wegen der dort beständig tobenden Stürme stehen, nicht ungegründet; aber wenn eben deshalb dieser Theil des amerikanischen Festlandes als das Bild der gräßlichsten Verödung, als das Reich eines ewigen Todes dargestellt wird, wenn Capitain Wallis, der hier 1767 ausnehmend ungünstiges Wetter traf und vier Monate in der magellanischen Straße in beständiger Gefahr schwebte, Schiffbruch zu leiden, sagt, daß die Natur hier aufgehört und das Chaos oder das infernale Reich begonnen habe, welches die alten Dichter an die Ufer des Acheron und Kocytus verlegten, daß kein Berg einen Baum, kein Thal eine Pflanze oder einen Grashalm trage, so sind das Übertreibungen, wie sie der Unmuth eingab, und es können solche Schilderungen sich nur auf die Südküste des Feuerlandes erstrecken, deren Charakter durch den Namen des Cap de Desolacion ausgedrückt wird. Hier wächst allerdings kein Baum vor den unaufhörlich wehenden Südwestwinden, nackte Felsen, immerfort von den aufgeregten Wogen gepeitscht, bilden das Ufer, dahinter erheben sich starre

Digitized by Google

Gletscher, und das einzige Lebendige, das man in dieser Scene winterlicher Erstarrung erblickt, ist hin und wieder das elende Menschenbild eines Pescherähs, der auf gebrechlichem Kahn sich mitten durch die stürmisch bewegten Wogen nach den etwa zwei geographischen Meilen entfernten Ildefonso-Eilanden hindurcharbeitet. Einen ungleich weniger traurigen Anblick gewähren aber die Ufer der magellanischen Straße. Capitain King, der die erste der drei von den genannten beiden Schiffen ausgeführten Expeditionen befehligte und 1826 im December, der Sommerzeit jener Gegenden, hier ankam, rühmt die Landschaft um das Vorgebirge Froward; zu Port Famine, so ominös der Name klingt, fand man Buchen, die am untern Stammende 21 Fuß im Umfange hielten, und die Südseite der Straße bietet Buchten dar, welche wegen ihrer frischen Vegitation und der malerischen Scenerie lieblich und anmuthig genannt werden können, wie Port San-Antonio, das vor den Stürmen, welche den Schrecken dieser Gegenden ausmachen, trefflich geschützt ist. Capitain Fitzroy, der 1829 mit dem Beagle hier war, spricht von dem südlichen Ufer der Straße wie der Fußwanderer von einer lieblichen Landschaft und sagt, daß ihm dieselbe wie ein anmuthiges Boskett vorgekommen sei. Er findet die abschreckenden Schilderungen der frühern Reisenden nicht nur übertrieben, sondern wurde durch die Scenerie der Insel, außer da, wo sie den alles Leben ertödtenden Westwinden ausgesetzt ist, an manche griechische Inseln im Winter erinnert, wenn deren Höhen mit Schnee bedeckt sind. Denn selbst die Gletscher, welche im westlichen Theile des Feuerlandes sich erheben, tragen mehr dazu bei, der Landschaft den Charakter der Mannichfaltigkeit und Abwechselung als der widrigen Einödemigkeit zu verleihen, da man sie durch das frische Grün der Wälder sieht, welche von zahlreichen Papageien und jenem buntfaedigen Gefieder bewohnt sind, das man sonst nur in Tropengegenden anzutreffen gewohnt ist. Der höchste unter den Gletschern ist der Sarmiento, der, mit ewigem Eis bedeckt und von allen Seiten der Insel sichtbar, im Westen derselben bis zu einer Höhe von 6800 Fuß aufsteigt. Von der Bergkette, deren höchster Punkt er ist, ziehen sich ganze Reihen von Gletschern bis ans Meer und überragen hier die engen Kanäle, welche sich labyrinthförmig durch zahllose Inselchen hindurchwinden. Im Sommer rollen dicke Eismassen mit einem donnerähnlichen, meilenweit hinschallenden Getöse von diesen Eisbergen, die oft einen Umfang von vier Stunden haben, ins Meer herab, und zahlreiche Wasserfälle sieht man durch das dunkle Grün der Haine, welche Scharen buntgefiederte Vögel mit ihrem Gesumme beleben, gleich breiten Silberbändern von den zackigen Höhen der Gletscher herabgleiten. Freilich ist die Vegetation, ein so üppiges Aussehen auch die Wälder auf den ersten Anblick haben, keineswegs mannichfach und bietet nur ebenso wenige Species dar wie das Thierreich der Insel, aber desto reicher und vielfältiger ist nach Darwin's Bemerkung das animalische und vegetabilische Leben, welches sich in den Gewässern dieser rauhen Gegend erzeugt. Besonders verdient der Fucus giganteus (Kelp, ein Meermoos, aus dem das Aschensalz gewonnen wird) Erwähnung, das, auf den Riffen unter dem Wasser wachsend, durch seine obenauf schwimmenden, oft 360 Fuß langen Fäden dem Schiffer zum sichern Kennzeichen verborgener Untiefen dient. Es ist in der That bewunderungswürdig, wie dieses Gewächs mitten in den Brandungen des westlichen Oceans, denen auch der härteste Fels auf die Länge nicht widerstehen könnte, wuchernd fortkommt, noch bewunderungswürdiger die große Zahl lebendiger Wesen, die durch dasselbe ihr Dasein haben. Fast jedes Blatt, ausgenommen die auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden, ist so dick mit Korallenmoos besetzt, daß es davon ganz weiß aussieht; die ganze Pflanze dient zahllosen Crustaceen zum Aufenthalt, und schüttelt man die verschlungenen Wurzeln, so kommen kleine Fische, Schalthiere, Krabben u. s. w. von unendlich mannichfaltigen Formen und Bildungen hervor, die den Naturforscher weit mehr neue als bekannte Arten von Seethieren zeigen. „Diese Meerwälder der südlichen Hemisphäre", bemerkt Darwin, „lassen sich nur mit den Landwäldern in den Gegenden zwischen den Wendekreisen vergleichen. Ja, wenn diese in irgend einem Lande vernichtet würden, dann würden dadurch nicht so viel lebendige Wesen untergehen, wie es im gleichen Falle mit dem Fucus giganteus der Fall sein würde; denn zahllose Fischarten, die unter den Blättern dieser Pflanze leben, könnten nirgend anderwärts Nahrung und Obdach finden; mit ihnen würden auch die vielen Seeraben, Taucher und andere Wasservögel, sowie Ottern, Seehunde und Meerschweine zu Grunde gehen, und zuletzt aus Mangel an Nahrung der arme Beherrscher dieser armen Welt, der wilde Bewohner des Feuerlandes selbst." Die Versuche, welche zur Civilisation der Pescherähs sowie zur Einführung des Christenthums unter ihnen mittels Errichtung einer Mission auf der zweiten Reise des Beagle gemacht worden sind, haben sich wenig erfolgreich bewiesen; man fand selbst Diejenigen, welche von dem Beagle auf dessen erster Reise mit nach England genommen und hier über ein Jahr sorgfältig gebildet worden waren, um als Werkzeuge zur Verbreitung der Gesittung unter ihren Landsleuten zu dienen, bei der Wiederankunft auf dem Feuerlande in den Zustand der Wildheit zurückgekehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Nach den Berichten, welche von dem russischen Minister des öffentlichen Unterrichts veröffentlicht worden, sind im Laufe des Jahres 1838 in Rußland 893 Werke gedruckt worden, welche zusammen 10,918 Druckbogen betragen; darunter waren 777 Originalwerke und 116 Übersetzungen. Im J. 1837 waren 866 Werke, nämlich 740 Originalwerke und 126 Übersetzungen, auf 9677 Druckbogen erschienen. Zu obiger Summe kommen noch 51 periodische Schriften (4447 Druckbogen), sodaß die Gesammtzahl der in Rußland im vorigen Jahre erschienenen Schriften 944 beträgt. Die den erschienenen Übersetzungen gegenüber ansehnliche Zahl der Originalwerke — ein Verhältniß, das sich schon seit mehrern Jahren fast gleichmäßig herausstellt — kann vielleicht auf ein erfolgreiches Bestreben der russischen Literatur geschlossen werden, sich zu immer größerer Selbständigkeit zu erheben. Auch wird ein Abnehmen der auf bloße Unterhaltung berechneten Schriften, dagegen ein Zunehmen der Lehrbücher, insbesondere über Rußlands Geschichte und Geographie, immer bemerkbarer. Die Zahl der Zeitschriften hat in den letzten Jahren sehr abgenommen, noch 1835 gab es deren 88. Aus dem Auslande wurden wieder über 400,000 Bände eingeführt.

Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg bestand am 1. Jan. 1839 aus 18 ordentlichen, fünf außerordentlichen Mitgliedern und drei Adjuncten, außerdem zählt sie 54 in Rußland lebende und 44 auswärtige Ehrenmitglieder. In ihrer Bibliothek befanden sich 4959 größtentheils kostbare Bände, 189 Manuscripte und 62 Münzen. Durch den Tod verlor sie in letzter Zeit den vormaligen Professor der petersburger Universität und wirklichen Staatsrath Karl Feodorowitsch Hermann (geb. 1767 zu Danzig, gest. am 31. Dec. 1838), von dem in russischer Sprache mehre schätzbare statistische Werke über Rußland und vier Abhandlungen in den Denkschriften der Akademie erschienen sind, ferner den Staatsrath Alexander Feodorowitsch Wojeikow (geb. 1778 in Moskau, gest. am 28. Jun. 1839), eine Zeit lang Professor der russischen Literatur an der Universität Dorpat, der sich durch Übersetzungen der „Aeneis" und eines größern Gedichts des Delille, besonders aber durch eine Anzahl Satiren und Episteln als Dichter einen Namen erworben. Noch sei hier eines Verlustes erwähnt, den die russische Kunst in dem berühmten Bildhauer Samuel Halberg erlitten hat, welcher am 22. Mai d. J. im 51. Lebensjahre in Petersburg gestorben ist. G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 236. —— 24. Auguſt 1839.

Shakſpeare als Romanenheld.

(Beſchluß aus Nr. 235.)

Wie erſcheint Shakſpeare ſelbſt? Das iſt das Verdienſt des Verf., daß er ſeine Kraft kannte und nicht nach mehr rang, als ihm erreichbar war. Nicht den Shakſpeare, der die ewigen Fragen des Hamlet aufwarf, der in „Troilus und Creſſida" einem Weltunmuthe Luft machte, gegen den unſere Zerriſſenheit kleinlich erſcheint, nicht den, der in ſeinen großen Tragödien der höchſten Trauer, dem tiefſten Schmerze Worte lieh wie vor ihm Keiner und nach ihm Keiner, nicht dieſen Giganten Shakſpeare hat er ſich vorgenommen, ſondern den tiefgemüthlichen, den humoriſtiſch kerngeſunden echt engliſchen Dichter, was Shakſpeare ja auch war neben jenem allgemein menſchlich großen Genius, deſſen Adlerfittich über Englands Nebel der Sonne näher fliegt. Er hat Shakſpeare ebenſo wenig durch ſeine Darſtellung erſchöpfen wollen, als er dies mit der Eliſabeth, wie er ſie portraitirte, beabſichtigte. Neben dieſer weiblich ſchwachen, eitel eigenſinnigen Frau war Eliſabeth eine majeſtätiſche Königin, und in der Daeſtellung des Verf. iſt nichts ſo abgeſchloſſen, daß man nicht an dieſe dabei denken könnte. Ebenſo kann neben des Verf. Shakſpeare, der, über der Dichtung ſeiner Luſtſpiele am Schreibtiſche ſitzend, herzinniglich lacht beim Beſuche der humoriſtiſchen Genien, der mit ſeinen Schauſpielern ſich reibt und aufzieht, einem derben Schabernacke gar nicht abhold, der große Dichter beſtehen, dem England Denkmäler errichtet, welche freilich, zur deutſch-europäiſchen Verehrung gehalten, ſich ausnehmen wie jener kleine Stein, den die franzöſiſche Republik zu Ehren Wilhelm Tell's am Fuße der Alpen errichtete. Sein Shakſpeare hat daher in den beſchränktern Kreiſen immer Hand und Fuß, wo er erſcheint, tritt er mit Überlegenheit auf. Nicht iſt es jener ſüße Honigmund, nicht jener feurige Redner, der mit ſich fortreißt, es iſt keine Wiedergeburt Shakſpeare's in ſeinem höchſten Adel; aber ein ſo würdiger Mann, Bürger und Dichter, wie Shakſpeare, der wirkliche, es zu ſeinen Umgebungen gewiß war. Sanft und liebenswürdig, hülfreich und aufgeweckt, empfänglich für alle Blüten, die ihm der Strom des Lebens zutreibt, ſpricht der Shakſpeare des Verf. doch auch manches ernſt gewichtige Wort; es iſt der Anſatz zu jener Poeſie, zu deren Ausführung eben nur der wirkliche Shakſpeare Worte fand. Shakſpeare im Leben mit Vornehmen und Geringen, mit jungen Dichtern, die er aufmuntert, mit den Großen, gegen die er ſeine Würde beobachtet, als Freund unerſchrocken, ſelbſt wo es ſich um die Gunſt ſeiner Königin handelt (als er, zu einer Gnadenbitte ermächtigt, für die Begnadigung des verſtoßenen Raleigh bittet), mit den Schauſpielern, Rouës, Raufbolden und den witzigen Geiſtern, ſeinen Zeitgenoſſen — er konnte nicht liebenswürdiger geſchildert werden, und die Liebenswürdigkeit iſt um ſo hinreißender, weil man darauf ſchwören möchte, gerade ſo und nicht anders kann er in den wirklichen Verhältniſſen geſprochen, ausgeſehen, gehandelt haben. Das der Vorzug des engliſchen Novelliſten: man muß ihm glauben, er hat die materielle Wahrheit für ſich.

Wie viel von dem Gegebenen der Geber ſeinen hiſtoriſch-antiquariſchen Studien verdankt, geht die deutſche Kritik wenig an. Daß Sir Walter Raleigh's Leben, jüngſt beſchrieben, den leitenden Faden geliefert, iſt gleichgültig, da gerade dieſer Romanfaden das Unbedeutendſte am Buche iſt. Viele der Hauptſcenen ſind geſchickte Ausbildungen bekannter Anekdoten, ſo weit ſie zum Zwecke dienten, benutzt. Ja, in gewiſſem Sinne iſt, dem Stoffe nach, Alles ſchon dageweſen; es iſt eine Wiederbildung oder Überbildung. Auf dieſe Bildung zum Zwecke kam es ja aber an. Wer Shakſpeare nicht kennen und das Buch leſen ſollte, wird ſich ergötzen, denn es iſt durch und durch unterhaltend und ſpannend; wer ihn kennt, wird den größern Genuß empfinden, in die Werkſtätte, zu den Studien und Modellen des Meiſters geführt zu werden. Die Modelle waren intereſſant genug, aber nur ein Shakſpeare konnte Das aus ihnen bilden, was es der Mühe werth macht, jetzt, nach faſt 300 Jahren, nach ſeinen Studien uns umzuthun. Einzelne Familiennachrichten und Traditionen waren ohne Zweifel dem engliſchen Verfaſſer dabei zur Hand. Für die köſtlichen alten Balladen und Lieder, die er hier und da eingeſtreut mittheilt, iſt ihm das Publicum zu beſonderm Danke verpflichtet.

Von ganz verſchiedenem Charakter iſt der Roman, den unſer deutſcher Landsmann uns ſchenkt. Faſt möchte man glauben, beide Autoren hätten aus derſelben Quelle geſchöpft, irgend ein Mäcen hinter den Couliſſen hätte ihnen beiden dieſelbe Aufgabe gegeben, um an der verſchiedenartigen Auffaſſung deſſelben Stoffes den Charakte

Digitized by Google

des Deutschen und des Engländers zu probiren; denn beide behandeln das Thema: Shakspeare im Umgange mit seinen Freunden, und zwar mit denselben historisch bekannten Gestalten (mit Ausnahme Sir Walter Raleigh's, der in dem deutschen Romane gar nicht auftritt und auch nicht erwähnt wird), und, auch Charakter und Lage manch ähnlichen fingirten Personen. Und beide Romane sind fast zu gleicher Zeit erschienen. Der Engländer kann von dem Deutschen nichts gewußt haben (es ist zweifelhaft, ob er von Tieck's Novellen etwas kannte); unsers Landsmanns Roman kam zwar um etwas später heraus, aber der Roman trägt zu sehr die Spuren einer längst durchgedachten Arbeit, auch auf vielfache Studien begründet, als daß wir an eine Nachbildung jenes denken könnten. Wol auch wahrscheinlich, daß Hr. Koenig, wenn er die Studien des Engländers gekannt, Manches im Detail geändert hätte. Also ist wol nur ein zufälliges Zusammentreffen anzunehmen, wie es, seltsam genug, doch nicht ohne Beispiel ist.

Da sehen wir Shakspeare in innigstem Freundes-, fast Liebesbündniß mit dem jungen Lord Southampton, der ihm hier wie dort Geld aufdringt, um sich häuslich niederlassen zu können. Southampton's Liebe zur schönen Lady Vernon, der die Königin Elisabeth entgegen ist. Wie Shakspeare zu Southampton, so dieser in edel unterwürfigem Verhältnisse zu dem mächtigen Grafen Essex, dessen politische Verwickelungen auch ihn berühren. Die Königin hier wie dort in der Eitelkeit des Weibes, unsern Dichter begünstigend. Shakspeare's Verhältniß zu den andern Schauspielern und Geistern der Zeit, die Taverne zum Meermädchen werden im deutschen Romane nur vorübergehend erwähnt. Burbage's Rencontre mit Shakspeare bei dem süßen Rendezvous, das die hübsche Bürgersfrau jenem gab, von dem dieser aber die reellern Früchte bezog, fehlt auch nicht; aber es endet blutig, und Burbage's Charakter, den wir dort so lieb gewannen, wird leider fallen gelassen. Beide Verfasser lassen Shakspeare mit dem Philosophen und Staatsmanne Bacon verkehren; dieser aber wird beim Deutschen zu einer nicht unbedeutenden dramatis persona, wenn auch zu keinem bedeutenden Charaktere, wie es das Original leider auch nicht war. Shakspeare in einer Puritanerversammlung, der Schauspieldichter von den rigoresen Sittenrichtern geschmäht, verfolgt; die Aufgabe lag so zu Tage, daß man sich wundern dürfte, wenn Einer sie nicht aufgefaßt hätte. Auch hier wie dort liebt Shakspeare eines jener reizenden, zweifelhaften Wesen, die in der Kunst, ihre physischen wie ihre geistigen Reize in jedes beliebige Licht zu stellen, auf einen dramatischen Dichter die höchste Anziehungskraft üben müssen.

Die Liste der Punkte, wo beide sich begegnen, wäre noch weit fortzuführen; ihre Verschiedenheit ist aber der Kritik wichtiger. Der Deutsche hat das ganze, vielgestaltige Thema in seinem Geiste zu einem Ganzen verarbeitet, er hat es geistig durchdrungen, und erst nachdem er mit seiner Idee im Reinen war, ist er an die Ausführung gegangen. Das Gewebe war ihm Hauptsache; erst als das in ihm, wie es werden sollte, fertig war, hat er die Figuren und Farben, die er sich zurecht gelegt, hineinverwoben. In dem deutschen Romane ist ein Plan, ein leitender Gedanke, der Dichter schwebt über dem Werke; die Gestalten sind ihm nicht selbst berechtigte Wesen, es sind dienstbare Geister, die zu seinem Zwecke arbeiten müssen.

Abermals ein seltsames Zusammentreffen in den Mittein. Der weibliche Hauptcharakter in beiden Romanen ist eine jener zweifelhaften Schönen, die, dem Impulse des Augenblicks folgend, nach Vergnügen, Bewunderung, nach allen Leckereien einer poetisch genährten Phantasie haschend, doch mit den durchgeführtesten, allersubtilsten Künsten weiblicher Intrigue die Männerwelt zu beherrschen und, den Andern bekannt, doch den Einen, den sie wirklich lieben, so lange mit verbundenen Augen zu führen wissen, daß ihm erst mit der Katastrophe selbst erschrecklich die Augen aufgehen. Nur daß der Engländer seine Joanna nicht den Menschenkenner Shakspeare, sondern einen jungen unerfahrenen Menschen am Gängelbande ihrer liebenden Laune führen läßt. Im deutschen Romane ist Shakspeare selbst in das Garn gegangen, und das Doppelwesen Rosalie-Thekla führt ihn bis zum Schlusse des Buches in ihren diamantenen Liebesketten. Möchte man dies einerseits als Versehen betrachten, daß ein Shakspeare sich so kann täuschen lassen, so ist auf der andern Seite die Ironie, daß, was ein gewöhnlicher Mensch erkennt, dem ersten Genius entgeht, so großartig und zugleich so glücklich durchgeführt, daß man im Lesen wenigstens daran nicht erinnert wird. Aus dem Verhältnisse entspringen geistreiche und schöne Situationen. Das Wundermädchen, das aus Southampton's Besitze in den seinen übergegangen, verehrt der Dichter wie ein erhabenes, reines, halb überirdisches Wesen, zu dem er hinaufschaut, statt es spielend in seine Arme zu ziehen. Es inspirirt ihn zu seiner Julie und andern Weibern, die nun ewig sind. Von seinen süßen Lippen hört er die italienischen Novellen, die er zu Dramen gestaltet. Die Entdeckung ist oft nahe; immer wird sie auf mehr oder minder geschickte Weise hintertrieben. Der Freund Southampton ist der Vertraute seiner Liebe, ohne unter dem Namen Thekla die vergessene eigene Geliebte Rosalie zu vermuthen, Thekla dagegen die Vertraute von Shakspeare's verbrecherischem Liebesbunde mit dem vornehmen Freunde, und auf diese und andere Weise (sie ist auch Wahrsagerin, arabische Jungfrau und weiß mehr als Andere durch ihren Verkehr mit einer Gesellschaft sehr zweifelhafter politischer Charaktere) gelingt es ihr, der Entdeckung entgegenzuarbeiten. Das leichtsinnige Wesen liebt Shakspeare wirklich, und diese Liebe erhält sie unter dem immer wachsenden Drucke der vor ihr aufgethürmten Lüge. Sie geht bei der Entdeckung unter, Shakspeare erkaltet nur; und der Verf. verläßt uns, wo wir vielleicht erwarten dürften, daß eine solche Katastrophe auch in des Letztern Sinne und Wesen eine gewaltige Umkehr bewirken müsse. Wer wagt es auch, Shakspeare's tiefe Melancholie auf ihre Wurzeln zurückzuführen!

Der Roman ist in der geistvoll umsichtigen Weise

abgefaßt, die uns als Herrn Koenig's Art, aus deſſen novelliſtiſchen Dichtungen bekannt iſt. Kein Kitzeln der Sinne, kein Haſchen nach Effecten, kein ſtarkes Auftragen von blendenden Farben. Man befährt mit ihm keine Strudel und Wirbel, man biegt nicht mit Lebensgefahr um ſcharfe Ecken; anmuthig ſchaukelt man ſich in bequemem Kahne auf einem breiten, ſanft hinfließenden Strome. Hinlänglich hat man Zeit, die gefälligen Ufer zu betrachten und doch auch wol in entfernte Thäler zu blicken, die nicht unmittelbar zum Stromgebiete gehören. Geiſtreiche, treffende Urtheile, tief eingehende Reflexionen zeigen uns, daß wir auf dem Gebiete des deutſchen Stammes ſind, und zwar noch in jenem, wo man nicht nach epigrammatiſcher Schärfe nothwendig verlangte, um ein Urtheil als rechtsgültig zu ſtempeln. Aber während es wohl thut, uns deutſch behaglich zu ergehen auf einem anmuthigen Spaziergange wie im deutſchen grünen Vaterlande, und nicht auf einer Parforcejagd durch Wald und Schlünde irgend eines Utopiens, drängt ſich uns doch der Zweifel auf, ob die Schritte eines Shakſpeare nicht zu mächtig ſind für ſolchen Spaziergang. Jener unbekannte Engländer hat ſeinen Shakſpeare vollſtändig geliefert; die Aufgabe war gering, die Kraft genügte dafür. Hr. Koenig will kein Segment deſſelben, er will den ganzen Genius conſtruiren; nicht ſeine Erſcheinung im Leben allein, auch den innerlichen Shakſpeare, den Organismus ſeiner Seelenkämpfe, wie er aus ihnen heraus Das wurde, was er iſt. Eine Rieſenaufgabe, wozu auch gigantiſche Kräfte gehörten. Und doch, wie achtungswerth iſt oft der Anſatz, den er nimmt, wie hebt er ſich eine Weile in ſchönem Fluge durch die Lüfte, wie wünſcht man ihm für ſo edles Bemühen, daß ein Gott ſein Numen ihm weiter einhauche. Unſer Aller Kraft iſt gemeſſen, oft wo der Wille am reinſten glüht, ſtehen unſere Schranken, diamantene Mauern, auf. Der Dichter ſelbſt wird es früher und beſſer als die Kritik gefühlt haben, daß ſein liebender und reflectirender Shakſpeare, ſein ſchmachtender und ſein verzweifelnder zwar ein Abbild eines wahrhaften ewigen Originals iſt, aber nicht das des Briten Shakſpeare, ſondern eines jungen deutſchen Dichters, der alle die Selbſtkämpfe durchmacht, jetzt niedergeſchlagen und vernichtet, jetzt zum Himmel entrückt, die wie Alle kennen, denen es Ernſt iſt um die Göttin, der wir dienen. Ausgeſprochen muß es ſein, ſein Shakſpeare, eine liebenswürdige, geiſtathmende Bildung, erhebt ſich aus den Wirren und Strudeln nicht zu der Höhe und Selbſtändigkeit, nicht zu dem leuchtenden Bewußtſein, in dem nach unſerer Vorſtellung ein ſolcher Heros glänzen muß. Doch nicht Shakſpeare, ſondern Roſalie iſt die Hauptgeſtalt des Romans. Es iſt ihre Dichten und Trachten, welches das Ganze bewegt, und in ihr hat der Verf. ein anmuthiges, luſtiges und doch pſychologiſch wahres Phantaſirbild hingeſtellt, welches, die Seele des Romans, ihm ein hohes Intereſſe leiht. Sie iſt ungleich poetiſcher und zugleich wahrer als die Joanna ſeines engliſchen Rivalen.

W. Alexis.

Die neueſten wiſſenſchaftlichen Expeditionen der Briten nach den Küſten des ſüdlichen Amerikas und dem ſtillen Meere.

(Beſchluß aus Nr. 335.)

Im J. 1835, wo der Beagle die Küſte von Chile hinauffuhr, hatte man am Bord deſſelben mitten in der Nacht das prachtvolle Schauſpiel eines Ausbruchs des 7550 Fuß hohen Oſorno, ungeachtet die Entfernung von demſelben 73 engliſche Meilen betrug. Mittels eines Fernrohrs bemerkte man dunkle Maſſen mitten in den Flammen aus dem Krater emporſteigend und wieder niederfallend. Dieſe Maſſen müſſen oft von ſehr bedeutendem Umfange ſein, da man ſie bei einem Ausbruche des Corcovado, eines 160 engliſche Meilen ſüdlich vom Oſorno gelegenen Vulkans, von dem Plateau hinter San-Carlos auf der Inſel Chiloe in einer Entfernung von 93 engliſchen Meilen mit bloßen Augen wahrnehmen und die phantaſtiſchen Formen, zu denen ſie ſich in den Flammen geſtalteten, unterſcheiden konnte. Dieſer Ausbruch des Oſorno war gleichſam der Vorbote des furchtbaren Erdbebens, von welchem bald darauf ein großer Theil des ſüdlichen Amerikas, namentlich die ganze ſüdliche Hälfte von Chile, erſchüttert und die Stadt Concepcion in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Ein Theil der Küſte von Chile hat in Folge dieſes Erdbebens eine beträchtliche Erhöhung erlitten. Die Stöße deſſelben wurden ſelbſt am Bord des Beagle ſtark verſpürt, ungeachtet derſelbe in einer beträchtlichen Entfernung vom Lande vor Anker lag, und erſtreckten ſich bis zu der Inſel Juan Fernandez, die ihren Urſprung, wie die Galapagos, wahrſcheinlich nur der vulkaniſchen Thätigkeit verdankt, welche Land und Meer jener Gegenden in einem ſehr weiten Umfange beſtändigen Erſchütterungen und Revolutionen ausſetzt. Darwin folgert daraus, daß dort ein ungeheurer unterirdiſcher Feuerpfuhl, doppelt ſo groß wie das ſchwarze Meer, ſich unter einer dünnen Erdrinde hinzieht. Wir ſind geneigt, in dieſer vulkaniſchen Beſchaffenheit des ſüdamerikaniſchen Bodens die Nachwirkung des innern Gährungsproceſſes der Erde zu erkennen, aus dem hier ſpäter als in der andern Hemiſphäre die Abſonderung des trockenen Landes aus der daſſelbe bedeckenden Waſſermaſſe hervorgegangen iſt. Die alte Welt hat die nämlichen Revolutionen erlebt, aber früher; ihre Krater ſind mit wenigen Ausnahmen längſt eingegangen. Nicht ſo der in der Cordillera de las Andes, deren Kegel noch zum großen Theil die Behälter eines unermeßlichen Brennſtoffs bilden, den ſie in Strömen von Lava, verſchlacktem Baſalt und Waſſer auswerfen, nicht ſelten in Begleitung von Stürmen, die Alles niederreißend aus ihrer Tiefe hervorbrechen.*) Eine Gegend wie dieſe iſt für einen rüſtigen Geologen heiliger Boden. Als ſolcher kannte Hr. Darwin das Vergnügen ſich nicht verſagen, den Uspallatapaß zu überſteigen, der in einer Höhe von 13,000 Fuß von Valparaiſo und St.-Jago nach Mendoza führt**), von wo die Straße weiter quer durchs Land nach Buenos Ayres geht. Dieſer Weg über die Cordilleren windet ſich um den ſüdlichen Theil des Berges Aconcagua, der nach den ſorgfältigſten Meſſungen des Capitain Fitzroy, der den Beagle auf ſeiner zweiten Fahrt beſehligte, genau 23,000 Fuß hoch ſein ſoll. Da nach den neueſten Meſſungen der britiſchen Gelehrten Pentland und Rebhead, von deren Arbeiten bereits Humboldt berichtet hat, der Nevada de Sarata 23,600 Fuß und der Nevada de Illimani 22,400 Fuß ſich über die Meeresfläche erhebt, der Chimboraſſa aber nach der eigenen Angabe A. v. Humboldt's, der denſelben am 23. Juni 1802 erſtieg, nicht viel über 20,100 Fuß, ſo würde der Aconcagua für einen der höchſten, wo nicht für den höchſten Berg in der Reihe der

*) Daraus ergibt ſich, daß Das nicht irrig iſt, was die alten Phyſiker, wenn ſie von den Ausbrüchen des Ätna ſprechen, über ſolche aus der Tiefe hervorbrechende Stürme ſagen.

**) Vergl. darüber A. v. Humboldt's „Pittoreske Anſichten der Cordilleren“ (Tübingen 1810).

Cordilleren gelten müssen. Da der englische Geognost auf seiner mitten in der unfreundlichsten Jahreszeit, wo schon alle Höhen mit Schnee bedeckt waren, unternommenen Gebirgswanderung fand, daß die niedrigern mit dem Hauptkamme der Anden parallel laufenden Höhenzüge aus submariner Lava und einem erdigen Niederschlag bestanden, wie er ihn an der Meeresküste des stillen Oceans wahrgenommen hatte, und er bald auch in einer Höhe von 7000 Fuß versteinerte Baumgruppen bemerkte, so bedurfte es für ihn nichts weiter, um sich die Geschichte der Erdrevolutionen zusammenzusetzen, aus denen seit der Zeit, wo diese Bäume ihre Zweige an der Küste des, jetzt auf der einen Seite an 150, auf der andern an 30 geographische Meilen zurückgetretenen Oceans ausbreiteten, das südamerikanische Festland mit seinem hohen Bergrücken hervorgegangen ist.

Die Valparaiso gegenübergelegene Insel Juan Fernandez, welche der Adventure im J. 1829 besuchte, ist durch die Geschichte Alexander Selkirk's*), der, 1704 auf der damals unbewohnten Insel zurückgelassen, vier Jahre unter den größten Drangsalen daselbst zubrachte, bis ein englisches Schiff ihn erlöste, und der dem „Robinson"**) des Engländers Foe zum Vorbilde gedient haben soll, in großen Ruf gekommen. Sie gewährt dem Seefahrer einen außerordentlich romantischen Anblick, aber sonst bietet sie ihm nichts, da die 40 Menschen, welche, mit Robben- und Kabeljaufang für den Markt von Chile beschäftigt, die Bevölkerung der Insel ausmachen, mit chilesischer Sorglosigkeit in den Tag hineinleben und nicht daran denken, für sich, geschweige denn für Andere Vorräthe aufzuhäufen.

Die Galapagosinseln, welche der Beagle auf seiner Fahrt nach den Gesellschaftsinseln und andern Gruppen Australiens besuchte, liegen etwa 115 geographische Meilen von der Küste von Quito entfernt, gerade unter dem Äquator. Aus etwa zehn durch und durch vulkanischen Eilanden mit wenigstens 2000 Kratern bestehend, sehen sie wie Haufen schwarzer Lava aus und verdanken ihr Dasein allein der Macht des unterirdischen Feuers, das die ganze Kette der Cordilleren entlang die Westküste des gegenüberliegenden Festlandes so oft erschüttert. Diese Inselgruppe, wenn man auf ihre vulkanische Beschaffenheit sieht, zu den Bergrücken des gegenüberliegenden Festlandes in einem Verhältniß stehend wie die liparischen Inseln zum Ätna, bilden eine eigene, abgeschlossene Welt für sich, deren Producte auch, sowol die animalischen wie die vegetabilischen, ihr allein angehören und nur selten anderwärts gefunden werden. Die Vögel waren hier so zahm oder furchtlos, daß sie selbst dann nicht aufflogen, wenn man nach ihnen mit einem Steine warf oder mit einem Stocke schlug. Eine Art Wassereidechsen von drei bis vier Fuß Länge, widrigem Ansehen, aber durchaus unschädlicher Natur, da sie blos von Seegras leben, ist das für die Naturgeschichte merkwürdigste Product, welches diese Inselgruppe darbietet. Die Republik Ecuador hat hier in der neuesten Zeit eine Strafcolonie angelegt, deren Gedeihen die Beschaffenheit der Inseln selbst nicht entgegenstehen wird, da es auf diesen weder an schönen noch an fruchtbaren Punkten fehlt. Gern folgten wir, wenn der Raum es gestattete, dem Beagle auf seiner Fahrt nach dem lieblichen Tahiti und den durch ihre wunderbaren Korallenformationen merkwürdigen Cocosinseln (Keeling Islands), von denen jetzt ein Amerikaner Roß Besitz genommen hat, der, von etwa 50 Malaien unterstützt, von hier einen einträglichen Handel mit Cocosnüssen, Schildkröten und Schildpat nach Singapore und Batavia treibt. Das Werk der unermüdlichen Thätigkeit jener sonderbaren Pflanzenthiere, welche wir Polypen nennen, setzen diese Eilande den unaufhörlich brandenden Wogen durch die unsichtbare, aber wirksame Arbeit dieser Wesen einen festern und unzerstörbarern Damm entgegen, als die härtesten Porphyr- und Granitmassen ihn gewähren würden. Diese niedrigen, unscheinbaren Korallenindseln, die, von Myriaden unsichtbarer Hände aus der niedrigsten Classe der lebendigen Wesen gebildet und getragen, dem wildesten Sturm der Elemente siegreich widerstehen, haben Hrn. Darwin Stoff zu einer lehrreichen Beschreibung gegeben. Er hat ausserdem noch ein besonderes Werk über die Naturgeschichte der Korallen und den allmäligen Fortgang dieses wunderbaren Inselbaus versprochen. 145.

*) S. „Life and adventures of *Alex. Selkirk*" (Edinburg 1828).

**) Zuerst erschienen 1719 unter dem Titel: „The life and surprising adventures of Robinson Crusoe etc." Die Idee zu seinem Werke haben Foe die Abenteuer Selkirk's aller Wahrscheinlichkeit nach gegeben.

Literarische Notizen.

Wenn man unsere Zeit für unpoetisch hält wegen des in ihr vorherrschenden Industrialismus, so weiß hingegen der durch diese Richtung auch in der Literatur angeregte Speculationsgeist aus den trockensten und scheinbar unfruchtbarsten Gegenständen des Alltagslebens den Honig der Poesie zu gewinnen. Wer hat nicht schon jugendliche Sänger Dampfwagen und die ganze in unserer Zeit so mächtige Kraft der Mechanik in begeisterten Liedern feiern hören! Hier ist es vielleicht die Macht des Neuen und Überraschenden, was die poetische Wirkung hervorbringt. Wer aber, der bedenkt, daß selbst die metrischen Beschreibungen der himmlischen Gestirne immer nur Erzeugnisse hervorgebracht haben, deren poetischer Glanz weit hinter der natürlichen Größe des Stoffs zurückblieb, möchte glauben, daß das Recht und gerichtliche Verfahren mit seinen ermüdenden Förmlichkeiten dem Dichter ein vielversprechendes Feld eröffnen könnte? Und doch ist es so. Criminalprocesse, da wo das Verfahren öffentlich ist, wo Richter, Advocaten, Beklagte und Zeugen die handelnden Personen und ein zahlreicher Umstand den natürlichen Chor bilden, haben eine große Ähnlichkeit mit der Tragödie in ihrer ältesten und echtesten Gestalt, und nicht allein der Pinsel von Malern in alter und neuer Zeit hat solche Scenen zu beleben gewußt, sondern auch dramatische Dichter*) haben daraus den Stoff zu den rührendsten Stücken hergenommen, von denen das unter dem Titel: „The rent day", bekannte wol den meisten Beifall gefunden hat. Als der glücklichste von allen bisher gemachten Versuchen dieser Art verdient indeß der des Engländers Moite bezeichnet werden, der drei merkwürdigen Processen, denen der Anna Ayliffe wegen Ketzerei, des Sir William Stanley wegen Hochverrathes und der Maria Stuart, durch poetische Behandlung derselben ein solches Interesse zu geben gewußt hat, daß diese „State trials", so denkwürdig in der Geschichte der Criminaljustiz, jetzt einen der ehrenvollsten Plätze in der poetischen Nationalliteratur der Engländer einnehmen. Der Verf. hat es verstanden, jede Saite des menschlichen Gefühls anzuschlagen; Sprache und Versbau sind außerordentlich leicht und fließend.

Für Diejenigen, welche den Norden Europas, namentlich die skandinavische Halbinsel besuchen wollen, ist ein nützlicher Wegweiser in dem „Hand-book for travellers in Denmark, Norway, Sweden and Russia etc., with a map and plans" (London 1839) erschienen. Außer einem reichlichen Maße von Belehrung, wie sie der Reisende bedarf, findet er darin, was ihn auf der Reise zu unterhalten vermag, einen Vorrath von Anekdoten und Abenteuern, die ganz in dem muntern und unterhaltendem Tone des echten Reisegesellschafters erzählt sind. Nur werden die Eigenthümer des Dampfschiffes, welches jede Woche von Gothenburg nach Stockholm auf dem Göthakanal geht, dem Verfasser sehr wenig Dank wissen für die nachtheilige Schilderung, welche er von der Einrichtung und Ökonomie am Bord des Schiffs wie von der Beschwerlichkeit und Langweiligkeit dieser fünftägigen Fahrt entwirft. 161.

*) Die „Eumeniden" des Äschylos sind zum großen Theil gerichtliche Verhandlung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 237. — 25. August 1839.

Vermischte Schriften von Karl Ernst Jarcke. Erster und zweiter Band. München, Literarisch-Artistische Anstalt. 1839. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wie der Staat von allen Denen, welche ihn als einen lebendigen Organismus betrachten, nicht unpassend mit dem menschlichen Körper verglichen wird, so faßt man auch die Politik am passendsten als Heilkunde, als Therapeutik des Staats auf. Denn diese Wissenschaft kann durchaus keinen allein in ihr selbst liegenden Zweck haben, sondern dieser ist wie der der Medicin ein reinpraktischer, auf die Erhaltung gegebener Körper berechneter und sie selbst daher auf empirischem Wege am besten zu erwerben. Sie muß demnach von einer Physiologie des Staates ausgehen, worin sie die factischen Erscheinungen der Geschichte mit den natürlichen Gesetzen ihrer Veränderungen beobachtet und, nachdem sie die höchsten sittlichen Principien aufgesucht hat, auf denen das Verhältniß von Regierenden und Regierten und die Ausübung ihrer gegenseitigen Pflichten beruht, wie der Arzt sich auch mit der Psychologie, als der ethischen Seite des Menschen, bekannt macht, zur Makrobiotik fortgehen. Gilt dagegen die Politik für eine a priori zu erlangende Wissenschaft, dann kann uns auch die auf dem Felde derselben dermalen noch herrschende Unsicherheit nicht verwundern, und ebenso wenig, daß man noch nicht einmal über den Begriff Staat einig geworden ist. Je mehr sie auf diese Weise bearbeitet wird, desto größer wird auch der Conflict der verschiedenen Meinungen werden, da gerade auf diesem Felde äußere Umstände, Leidenschaften und Vorurtheile den Blick mehr als irgend anderswo trüben, und zuletzt erleben wir, daß, je feinere Theorien man ersinnt, die Staatsgewalt sich mehr dem Absolutismus *) nähert, der Staat sich zur Maschine gestaltet und die eigentliche Freiheit verschwindet. Sollte die politische Doctrin ihrem Schwanken entrissen werden, das Staatsrecht eine innere Begründung und wissenschaftliche Feststellung und Recht und Freiheit dadurch größere Sicherung erhalten, dann müßte dies duech tiefere historische Untersuchungen auf dem Gebiete desselben geschehen, etwa wie sich deren das Privatrecht in großer Zahl zu erfreuen gehabt, während in jenem bis jetzt nur mangelhafte Versuche gemacht worden sind. Freilich ist es leichter, eine Gesellschaftswissenschaft zu schreiben, als die Gesellschaft in den dunkeln und verschlungenen Räumen der Geschichte zu erforschen; man nehme sich aber hierin die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Alten zum Muster und bedenke, daß z. B. Aristoteles, bevor er „Vom Staate" schrieb, die Darstellung von beinahe 200 wirklichen Verfassungen gegeben hatte mit dem Fleiße und der Genauigkeit, womit ein Naturforscher ein Gebiet im Reiche der Natur beschreibt.

Mit diesen Bemerkungen gehen wir zu einer Schrift über, die zwar kein wissenschaftliches Ganze ausmacht, deren Meinungen indeß, fragmentarisch und gelegentlich, wie sie vorgetragen sind, immer von großem Gewicht sind und vielleicht auch nicht ohne Nutzen bleiben werden. Denn die Zeit kommt immer näher, wo man Alles zu prüfen und das Beste zu behalten verstehen wird, und wir sehen deshalb keinen Grund für die Besorgniß, daß die gegenwärtige deutsche Kritik, auf deren meuchelmörderisches Treiben allerdings schon Goethe *) aufmerksam machte, und die, Parteizwecken und speciellen Tendenzen dienend, leider noch immer ein freches Spiel von Lobhudelei nach der einen, von Lüge und Verleumdung nach der andern Seite hin treibt, mit ihren dannalen Flüchen ein Buch verfolgen werde, in welchem trotz großer Einseitigkeit und vieler schiefen Urtheile der christlich-germanische der vorherrschende Gesichtspunkt ist.

Der Verf. hat übrigens in demselben nichts Neues geliefeet, sondern nur zu einem Kranze das Bedeutendste von Dem zusammengefügt, was bereits in zerstreuten Aufsätzen im „Berliner politischen Wochenblatt" während seiner Theilnahme an demselben erschienen ist, „um, wie er selbst sagt, den Freunden und Gegnern seiner Lehre Das, was er als solche anerkennt, mit Ausscheidung Dessen, was in jenen Blättern blos vorübergehende Zeitereignisse betraf, als selbständiges Werk vorzulegen und jedem Denkenden und Redlichen das Urtheil anheimzustellen, ob er bei allem Abscheu gegen die Grundsätze und Erscheinungen der Revolution, jemals zu den Vertheidigern unrechtlicher und despotischer Gewalt gehört habe". Der erste Band beginnt demnach mit einem Artikel über Stiftung, Zweck und Tendenz des „Berliner politischen Wochen-

*) Was denn freilich kein Wunder ist, wenn die Philosophen ihn wie Hegel in seinem „Naturrecht" begründen.

*) Bei Gelegenheit des Buchs: „Spanien und die Revolution", vom Baron v. Hügel.

Digitized by Google

blatts". Diese war, wie es im Prospectus heißt, dahin gerichtet, die Revolution in allen ihren Gestalten zu bekämpfen, sowie in allen Beziehungen zu zeigen, daß nirgend und zu keiner Zeit auf dem Boden der Revolution wedee die rechtliche Freiheit noch die materielle Wohlfahrt*) gewesen sei: Worte, die damals als die Devise eines Vertheidigers der absoluten Gewalt angesehen wurden, bei denen wir aber, den Augenblick bedenkend, in welchem sie ausgesprochen wurden, nicht vergessen dürfen, daß der Richtung einer ganzen, in höchster Aufregung begriffenen Zeit sich offen widersetzen und zu ehrlichem Kampf entgegenwerfen, als Zeichen von Selbständigkeit immer Achtung verdient, namentlich wenn es mit Sinn und Verstand und, wie wir hoffen, auch in redlicher Absicht geschieht. Auch ist Burke's Name nicht unrühmlicher als der Mirabeau's im Buche der Geschichte verzeichnet, und auf dem Kaiser Julian weilen unsere Blicke länger und lieber als auf den meisten der christlichen Märtyrer. Jenes Recht nun und die mit demselben identische Sache der echten Freiheit, die durch die Revolution zertrümmert werde, zu fördern und das revolutionnaire Staatsthum hauptsächlich deshalb zu bekämpfen, weil es das Grab alles Rechts und aller Freiheit sei, das erklärte er für die Aufgabe des von ihm gestifteten Blattes, und deshalb wurde demselben Maistre's Wort: „Nous ne voulons pas la contrerévolution mais le contraire de la révolution", als Motto vorgesetzt. Die Erläuterung dieses Motto, obgleich nicht vom Verf. selbst ausgegangen, scheint doch für die Tendenz des Blattes wie für die Gesinnung und Absichten der Männer, welche an demselben arbeiteten, von großer Wichtigkeit.

Was durch die Revolution bereits Bestehen gewonnen hat — heißt es in der Auslegung des Motto —, soll man nicht wieder niederreißen; denn auch aus dem Unrecht und der Gewaltthätigkeit gehen im Laufe der Zeit wohlerworbene und wohlbegründete Rechte hervor, die Niemand antasten darf. Hat man z. B. das Vermögen von Communen und unabhängigen Corporationen eingezogen, Güter, die nach der Verfassung des Landes steuerfrei waren, mit Steuern belegt, andere in höhern Sätzen herangezogen, als ihre Verpflichtung besagte u. s. w., so können diese Schritte nicht mehr zurückgethan werden, und man fahre fort, die Einnahmen zu erheben, welche die Lage der Dinge einmal erheischt; aber das Prineip, von dem dabei ausgegangen war, nach welchem jedes Privateigenthum als matière contribuable erscheint, soll man verwerfen. Denn man muß immer bemüht sein, den durch die Ereignisse einmal hervorgerufenen factischen Zustand wieder zu einem Rechtszustande zu erheben, wozu nichts als eine genaue Feststellung des status quo und eine bestimmte und rechtskräftige Erklärung erforderlich ist, daß dieser jetzt wieder zu einem wahren unantastbaren Eigenthum geworden sei.

Aber lautet dies nicht wie ein Compromiß mit der Revolution, aus welcher doch folgerichtig nach dem Verf. keine eigentlichen Rechtsverhältnisse hervorgehen können? Lautet es nicht, wie: Wenn ihr den Sieg errungen habt, dann benutzt alle Folgen*) des zuvor Geschehenen und verwerft die Principien? Und läßt sich ferner ein solcher Stillstand, wie ihn der Verf. will, ohne Tyrannei und Versündigung an den Rechten des Volks wieder erzwingen? Was von dieser Procedur zu halten sei, zeigt die Art, wie nach der Reformation in manchen katholischen Ländern der alte kirchliche status quo wiederhergestellt wurde. Doch wir wollen dies auf sich beruhen lassen, um den Rechtszustand und die rechtliche Freiheit kennen zu lernen, für die der Verf. sich zum Kämpfer gegen die Revolution aufwirft, die bekanntlich diese Güter den Menschen auch verheißt.

Die Freiheit ist — nach der von ihm S. 117 gegebenen Definition — die Autonomie innerhalb einer gewissen Sphäre und, insofern diese Sphäre rechtlich anerkannt wird, mit einem rechtlich gesicherten unabhängigen Rechtszustande gleichbedeutend. Des Menschen Freiheit geht also so weit wie sein Recht ...; wo dieses, d. h. der Besitz irgend einer Art, rechtlich dem Belieben, dem Wohlgefallen, der Einsicht oder dem billigen Ermessen irgend eines Dritten unterworfen ist, da kann von Freiheit insoweit, als diese Willkür des Andern geht, nicht die Rede sein. Da die Freiheit übrigens sich auf die verschiedenartigsten Güter leiblicher und geistiger Art beziehen kann, so erscheint sie als Freiheit der Religion und des Gewissens, oder als individuelle Freiheit, wenn ein Mensch kommen und gehen, wegreisen oder bleiben, arbeiten oder feiern kann, wie und wann es ihm gefällt, ohne daß irgend Jemand berechtigt wäre, sein Thun und Lassen in dieser Hinsicht, so lange nicht fremde Rechte dadurch verletzt werden, durch seine Befehle zu leiten und zu bestimmen; oder endlich als Freiheit des Eigenthums, insofern die Habe und der Besitz des Menschen keiner andern Verfügung als seiner eigenen unterworfen und Niemand berechtigt ist, ihm dieselben wider seinen Willen zu entziehen, oder ihn im Gebrauche derselben zu beschränken. Eigentlich frei ist nur der Souverain, alle übrigen befinden sich in einem gemischten Zustande von Gehorsam und von Herrschaft über ihr eigenes Recht.

Und dann Bd. 1, S. 39:

Die rechtliche Freiheit ist nichts Anderes als die Heilighaltung der Habe und des Rechts jedes Einzelnen, die Befugniß jedes Menschen, sich in dieser Sphäre seines Rechts zu bewegen, mit keiner andern Schranke als dem Recht und der Freiheit Anderer. Sie hatte sich in der ständischen Verfassung der germanischen Reiche die ihr entsprechende würdige Form geschaffen.

Nun bedarf es aber wol keiner weitläufigen Ausführung, daß nicht die Revolution diese Freiheit und diesen Rechtszustand zertrümmert, sondern daß dies die nach unumschränkter Willkür strebende Fürstenmacht gethan hat, die hier der antiken durch die Wiederbelebung der classischen Studien, durch Machiavelli's „Fürsten" u. dgl. verbreiteten absoluten Staatsidee, dort der theokratischen aus der Bibel genommenen Lehre vom göttlichen Rechte des Regenten sich bemächtigend, in dessen Person den Staat verköperte und jede Freiheit ertödtete. Die Revolution suchte dieselbe wieder zu begründen und zugleich feste Garantien für deren Fortdauer aufzustellen. Die Revolution

*) Wir glauben hier aber an den mexicanischen Bauer erinnern zu müssen, der auf die Frage: „Was hat euch euere Revolution eingebracht?" erwiderte: „Dieses Hemde; früher kostete es 8 Thaler, jetzt ist es für 1 Thaler zu haben." Wir wählen diese Anekdote statt einer langen Beweisführung, um zu zeigen, daß die obige Behauptung nicht unbedingt richtig ist.

*) Wie, eines kleinen Beispiels willen, die restaurirte neapolitanische Regierung die von der revolutionnairen 1799 aufgehobenen seggi und eletti nicht wiederherstellte und überhaupt die von der Revolution geschehene Abschaffung jeder der Macht irgend unbequemen Corporation als für sich erworben annahm.

Digitized by Google

war allerdings Gewaltthätigkeit, aber sie ahmte nur die Beispiele nach, die früher von oben gegeben waren; daß sie dabei aus dem Absolutismus nicht heraustrat, ist wahr; daß sie sich aber in ihrem Streben nach Freiheit erst „in die traurigste Unfreiheit, in die Sklaverei des absoluten Staates hineingearbeitet habe, welchem gegenüber kein Recht und keine Privatfreiheit gelten solle", wie der Verf. Bd. 1, S. 40 sagt, können wir nicht unterschreiben, weil eben dieser Zustand schon vorhanden war und von verdorbenen Kindern der Gewalt, von denen Keiner die Freiheit anders als in abstracter Vorstellung kannte, sich eine andere Ansicht nicht erwarten ließ; daher allerdings denn die Leichtigkeit, mit der man aus der Republik zu Napoleon's Staatsmechanismus überging. Das aber erkennt der Verf. nicht, daß die Zeit für das Recht sicherere Garantien sucht, als wir sie in dem Bilde gefunden haben, welches wir uns aus seinen zerstreuten, im Ganzen mehr polemischen als ein eigenes System entwickelnden Bemerkungen zusammenzusetzen vermögen; denn wir bewegen uns hier ganz wieder in jenen kleinen, privatrechtlichen Kreisen von Privatverträgen, in welche Haller den Staat auflöst. Die Freiheit, welche mit diesen Corporationen und Sonderrechten besteht, ist keineswegs die echte staatsbürgerliche, und man kann, wenn man die vielen Organe nicht zur Einheit zusammenfügt, mit allen diesen vereinzelten Lebenssphären nicht zum Staate gelangen. Auch haben die Deutschen die eigentliche Idee vom Staate, insofern derselbe bei aller Autonomie der einzelnen Theile doch ein Zusammenwirken derselben für das Ganze voraussetzen läßt, durch das ganze Mittelalter hindurch nicht realisirt, und bei vielem Trefflichen in einzelnen dem Ganzen untergeordneten Kreisen gab es nie einen plumpern und unbeholfenern Staatskörper als das deutsche Reich, dasselbe als Gesammtheit und Einheit aufgefaßt. In der That haben Haller sowol als Jarcke, ungeachtet der Versicherung des Letztern, ihm sei das Recht des Bettelmanns ebenso heilig wie das des Fürsten, eigentlich nur die Rechte der früher herrschenden Classen im Auge, und diese sind es, was sie gegen die Revolution in Schutz nehmen. Das Recht und der natürliche Lebensantheil (sors, αἶσα) scheinen zusammenzufallen, und wer darüber hinausstrebt, der macht sich der Revolution, oder, wie es die Alten nannten, der Hybris schuldig. Wer so kümmerlich in seinem Lebensantheil bedacht wurde, daß er persönlich — als Höriger — dem von der Natur und vom Glück mehr Begünstigten anheimfällt, der scheint weiter kein Recht zu haben, als was jener ihm lassen will. Der Verf. erklärt, Haller habe die Idee der germanischen Freiheit von Allen bis jetzt am tiefsten und würdigsten aufgefaßt; wir geben dies zu, wenn darunter die Freiheit des Adels verstanden ist.

Wie sich der Verf. auf der einen Seite mit Haller berührt, so auf der andern mit der „Gazette de France". Auch sie verwirft die absolute Staatsidee als oberstes Princip, aus dem sich Gesetz und Recht herleiten lasse, und gesteht ebenso wenig zu, daß dieses durch das Repräsentativsystem zur Herrschaft komme, indem durch dasselbe immer nur einer Coterie Gelegenheit gegeben werde, ihre Meinung geltend zu machen; darin aber weicht Jarcke, oder das „Berliner politische Wochenblatt" unter seiner Leitung, von jener geistreichen französischen Zeitung ab, daß er in der Nation kein Rechtssubject, keine juristische Corporation dem Regenten gegenüber anerkennen will. Wie bei den Spiritualisten die Seele, als präexistent, sich erst den Leib zubildet, so scheint ihm auch der Regent eher gewesen zu sein und der Staat sich demselben erst um- und angelegt zu haben. Allein wissen wir nicht, daß die königliche Gewalt übertragen wurde, um den Frieden und das im Namen der Gottheit verkündete Recht zu handhaben? Als rechtwaltender Hort des Friedens war er im Lande der Stellvertreter Gottes, von dem er um des höhern Ansehens willen mit seiner Würde selbst betraut und persönlich abstammend gedacht wurde; aber dessenungeachtet von der königlichen Macht überall als einer eigenerworbenen zu sprechen, dem widerstreitet, was wir von dem Ursprunge derselben wissen. Sie war in den meisten Fällen übertragen, wie sie auch wieder genommen werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Novellen von C. Rovis. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1839. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Alle vier in diesem Buche enthaltenen Novellen haben einen düstern Grund, auf dem die Gestalten sich mit Zwang aber mit Freiheit bewegen und für eigene oder fremde Schuld büßen. Die Versöhnung, die selbst das höchst Tragische mit sich führt, fehlt hier meistens. „Des Schicksals Rache" straft an den Kindern durch Wahnsinn die Missethat des Ahnherrn. „Die Wette" führt den Spruch aus, daß nichts so klar gesponnen sei, das nicht endlich komme an die Sonne: die Urheber eines vor Jahren verübten Mordes werden durch einen Zufall entdeckt, der wieder mit den Handlungen der Betheiligten in engem Zusammenhange steht. „Die Schuld" ist ebenfalls die des Vaters, für die der Sohn zu büßen hat, dem man nichts vorwerfen kann, als daß er, zu sehr mit einer Aufwallung seines Herzens beschäftigt, äußere Dinge missachtet, weil er sie nicht sieht. Doch leidet der wirklich Strafbare allein die Strafe. Die Verfolgung der Protestanten in Thorn zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Antrieb der Jesuiten ist die Thatsache, an welche sich die Erfindung knüpft, geschickt mit ihr verbunden. Herbe wie die Ordensregel ist „Der Trappist"; bang, wie in jenem Gemäuer, das die lebendig Todten einschließt, fühlt man sich bei der Geschichte, der Schluß läßt noch lange einen Nachhall der beengenden Gefühle zurück.

2. Novellen von Charlotte v. Gümer. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1839. 8. 1 Thlr.

3. Die Waldenser in Böhmen. Historischer Roman von Derseiden. Ebendaselbst. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Was jenen Novellen fehlt, enthalten diese im reichen Maße: der milde Frauensinn hat die Sühne in Zustände getragen, wo man sie kaum ahnt. „Parteienrache" kann ihrer Natur nach das Schreckliche nicht ausschließen, aber sie entzweit nicht für immer die Familienglieder. Die Verf. hat es klüglich so eingerichtet, daß der royalistisch gesinnte Sohn nicht genöthigt ist, gegen den Vater und die übrigen Verwandten, die Anhänger Washington's, zu fechten. Eine gewissermaßen komisch zu nennende Nemesis läßt ihn, den Sklaven des Gesetzes, des Herkömmlichen, der den Rang und unbefleckten Ruf fast über

Gebühr schätzt, in die Tochter eines Wegelagerers sich verlieben und sie ehelichen. „Was nun bleibt?" greift erst nach redlichem Kampf zur Resignation, es ist daher fern von dem bei Schriftstellerinnen so beliebten Schiendrian, ihre Heldinnen nur schmachtend, ohne Mark und Gebein einzuführen. Es scheint, als liebe der Verf. einen bewegten Schauplatz, es ist der von Polen, zuletzt — denn die Geschichte dauert so ziemlich ein Menschenalter — während des Insurrectionskriegs. „Die Waldenser" sind ein zu schwerer Stoff für eine Frauenfeder. Sie hat sich ihn zurechtgezupft, ohne ihn zu verstellen, ohne daß sie die wilden, raub- und blutgierigen Taboriten mit den, jedes Blutvergießen, die kleinste Lüge scheuenden Waldensern verwechselte; ja, ohne Scheu, in das Labyrinth roher Gewaltthaten, gemeiner Arglist einzudringen, hat sie sich doch nicht zur plastischen Darstellung, nicht zu einem Ganzen erheben können, es sind einzelne gut gruppirte Compositionen, in denen die wiederkehrenden Gestalten eines würdigen Mannes, zärtlicher Jünglinge, einer in allem Glanze der Unschuld strahlenden Jungfrau, einer wetterwendischen Dame, eines Bösewichts und noch einiger Nebenpersonen den Zusammenhang scheinbar unterhalten. Das Costum, von Frauen, im Äußern mindestens, sonst wohl bedacht, ist hier ziemlich vernachlässigt. Nicht allein die Sprech- und Denkweise, auch die Gebräuche, die Geräthschaften, sogar das Billetschreiben sind die des 19., nicht die des 15. Jahrhunderts.

4. Löwenzahn und Tigerklaue, oder die Eroberung von Leipzig durch die Schweden. Historisch-romantische Erzählung aus dem 17. Jahrhunderte. Vom Verf. des Radomar u. s. w. Leipzig, Rein. 1838. 8. 1 Thlr.

Hier kann nicht von Verstößen, nur von dem einen Verstoß die Rede sein, dem, zu glauben, daß eine manierliche Schreibart, das Ausmerzen anschnlicher Greuel, ekelhafter Gemeinschaft das Racoco der Ritterromane wieder in Mode bringe.

5. Guido von Sendenstein, oder die Tempelritter in Mödling. Eine Rittergeschichte aus der östreichischen Vorzeit von Ludwig Dellarosa. Mit einem Titelkupfer. Wien, Haas. 1839. 8. 21 Gr.

Nach schlimmer ist es mit dieser Erzählung bestellt, die in ihrer totalen Mittelmäßigkeit kaum für Den einiges Interesse haben kann, der an die Örtlichkeit angenehme Erinnerungen knüpft und mit ausdündiger Geduld versehen ist.

Ganz anders, mit gebührender Achtung für Wahrheit im Menschen und in der Geschichte, sind die

6. Novellen von Aloys Schreiber. Zwei Bändchen. Karlsruhe, Müller. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Zwei davon, „Der Brautschatz" und „Das Kreuz am Rhein", versetzen in graue Vorzeit, zu den letzten Kämpfen des Heidenthums mit dem Christenthume. Der Untergang einer für heilig erachteten Lehre macht ihre Bekenner, vor allen ihre Priester fanatischer, grausamer als zu den Zeiten ihres Glanzes. Ob der Herthadienst auch außer Rügen, auch von den Allemannen so wie dort gefeiert warden, dürfte mancher Alterthumsforscher bezweifeln. „Das Kreuz am Rhein", in welchem Römer und Allemannen und wieder von jenen getrennte Deutsche miteinander um Herrschaft und Glauben streiten, könnte ein stärkeres Eindichten vertragen. An den „Scenen aus dem Bauernkriege" ist vor Allem die Mäßigung zu loben, mit der sie erzählt sind. Auf dem trüben Boden der Verwilderung, wo die Angegriffenen aus gemeinen Trieben handeln, Unrecht mit Verbrechen strafen, kann nichts Liebliches gedeihen; doch endigt sich die Geschichte mit einer, zum harmonischen Accord aufgelösten Dissonanz. Die Liebenden in der „Zerstörung Badens" werden nach allen ausgestandenen Gefahren und Bedrängnissen glücklich verbunden. Auch hier ist das Zartgefühl anzuerkennen, mit dem das Entsetzliche dieses ungerechten Kriegs nicht verschwiegen und doch das ekelhaft Empörende ausgeschieden ist. Es bleibt noch immer Gräßliches genug zu jenem die Pfalz verheerenden Kriege, wo Hohn und Grausamkeit, Raubgier und Wollust in Peinigungen wetteiferten, wo französische Truppen ärger als Kannibalen wütheten, denn diese scharfen durch Spott nicht die Qualen ihrer Opfer. Welch Unheil entstand doch aus der Scharfsichtigkeit Ludwig's XIV., der das schiefe Fenster entdeckte. „Der Andreasabend" läßt die Wahrsagung der geweihten Nacht auf eine so natürliche Weise in Erfüllung gehen, daß Abergläubige und Ungläubige damit zufrieden sein können. „Paul und Cölestine" verbindet die Schicksale der Brüder Witt, mit denen des Sohnes von Wouverman, der unter andern Verhältnissen vielleicht seinem Vater gleichgekommen wäre. Alles, was er liebte und ehelte, wird durch einen gewaltsamen Tod von ihm geschieden. Er sucht ihn, noch lebend, in einer Karthause. 10.

Literarische Notiz.

Dr. Rosen, der tiefe und gründliche Kenner der altindischen Literatur, hatte die Absicht, die vollständige Ausgabe des „Rig-Weda", des ersten, vielleicht auch des ältesten der vier heiligen, unter dem Namen der Wedas bekannten Bücher der Hindus, von dem er bereits 1830 einige Proben erscheinen ließ („Rig-vedae specimen", London 1830, Original und lateinische Übersetzung), mit einer umfassende Darstellung der Sitten, Einrichtungen und des Charakters jener Zeiten, in denen die Wedas entstanden, zu begleiten. Durch seinen zu frühen Tod ist die Ausführung des Werks gehindert worden und als einzige Frucht seiner Anstrengungen blos das erste Buch des „Rig-Weda" („Rig Veda Sanhita, Liber primus. Sanskrite et latine, edidit *F. Rosen*") erschienen. Die Hymnen und Gebete, welche dieser Theil der Wedas enthält, sind nur an Naturgegenstände, Himmel, Erde, Sonne, Feuer u. dgl. m. gerichtet, nicht an dit mehr glänzenden Gottheiten der spätern indischen Mythologie. Man könnte darauf die Theorie Heeren's von einem Unterschiede der Volks- und Priesterreligion gründen. Ist derselbe auch für Griechenland in der Zeit der Mysterien nicht zu leugnen und in der Natur der theokratischen Staaten des Orients begründet, so scheint Referenten der Inhalt des „Rig-Weda" doch mehr das hohe Altee dieser Compositionen anzuzeigen (Colebrooke setzt die Abfassung der ältesten Stücke des Jadschur-Weda um 1400 v. Christ. Geb.) und auf eine Zeit wie die des pelasgischen Naturdienstes in Hellas, kurz auf die erste Epoche der Gottesverehrung hinzudeuten. Denn diese befriedigte sich anfangs in der Anschauung und Andetung der am meisten in die Sinne fallenden Naturgegenstände, bis durch Dichtung und Sagen die Natur zu einem großen mythologischen Gemälde ausgebildet, die vorhin ruhende Götterwelt durch das Genie der Dichter dramatisirt und dann, nach erwachter Reflexion, symbolisch und allegorisch aufgefaßt ward. Daher mögen, wenn wir nur auf Fortbildung der religiösen Vorstellungen sehen, die spätern Pneanas und die beiden epischen Gedichte „Rámájana" und „Mahábhárata" zu den frühern Wedas in einem ähnlichen Verhältniß stehen, in welchem sich die Dichtungen Homer's und Hesiod's zu dem glanzlosen, mehr auf Gefühl als sinnlicher Anschauung beruhenden Cultus der Pelasger und den für uns verlorenen lyrischen Gedichten eines Orpheus, Linus u. A. befinden, bei denen jeder Zug der Sage auf einen einfachen, durch ihre frommen Hymnen belebten Naturcultus hinweist. Bemerkenswerth ist, daß der sechste der von Rosen herausgegebenen Hymnen die Geschichte von Catus, Hercules und Evander in schlagender Ähnlichkeit enthält. Zugleich ist eine Übersetzung von Kalidasa's Gedicht: „Kumára-Sambháva" d. i. „Die Geburt des Kriegsgotts (Kumára)", von A. F. Stenzler erschienen („Kumára Sambhávu, Kalidasae carmen, edidit *A. F. Stenzler*"). Es gehört zu den neuern lyrischen Dichtungen der Hindus. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 238. — 26. August 1839.

Vermischte Schriften von Karl Ernst Jarcke. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

Darnach erscheint denn auch das Volk in einem andern Lichte, als in welchem der Verf. (Bd. 1, S. 29) es darstellt. Er nimmt im Volke „unzählige physische und moralische Personen an", die unter sich, wie dem Regenten gegenüber, einen Willen und sehr bestimmte Rechte haben; das Volk selbst aber ist ihm eine zufällig zusammenwohnende Masse und so wenig eine juristische Person, die Rechte erwerben, ausüben oder veräußern könnte, oder eine Gesellschaft, die im Stande wäre, die Minderzahl ihrer Mitglieder durch den Willen der Mehrzahl rechtlich zu binden, wie die Bewohner einer Straße, eines Landstrichs, die Menschen von einer Farbe, von einer Sinnesart u. s. w. Es fehlt die positive Constituirung, wodurch die juristische Person erst rechtsfähig werden kann. Das haben ja nicht einmal die stolzen Geschlechter der römischen Patricier gegen die plebs geltend zu machen gewagt und den Beschlüssen der Gemeinde nicht allein volle Rechtskraft zugestanden, sondern ihr auch die Souverainetät verliehen.

Wer wird auch den Vereinigten Staaten oder Athen eine positive Constituirung abstreiten, und warum soll das Volk einer wohlconstituirten Demokratie für keine moralische Person gelten, die in Versammlungen u. s. w. rechtskräftige Handlungen ausübt und ausüben läßt? Warum soll sie nicht ein ebenso gutes Recht besitzen wie eine aristokratische Corporation? Oder will der Verf. nur das Volk in der Monarchie für ein zufälliges Aggregat von Individuen angesehen wissen? Wir haben aber schon darauf aufmerksam gemacht, daß das Volk das Ursprüngliche und alle Macht eine Emanation aus seinem Schoose ist. Zwischen Volk und Regenten ist in dieser Hinsicht ein ganz anderes Verhältniß als zwischen dem Familienvater und der Familie; denn jener hat das Volk weder erzeugt, noch erkauft, noch gemiethet, sondern das Volk hat ihn, als bei größerer Ausdehnung die Leitung Eines wünschenswerth wurde, mit Übertragung von Macht und Rechten an seine Spitze erhoben, sich selbst aber seiner Rechte dadurch keineswegs begeben, und immer muß daher der Volkswille als letzte Rechtsquelle, als oberstes, rechterzeugendes Princip wenigstens in der Theorie erscheinen. Der Verf. hat sich aber dadurch, daß er die Welt nur aus dem Gesichtspunkte der Herrschenden auffaßt, daß er nur erworbene und keine übertragene Rechte kennt und zuletzt alle Einigungen der Schwächern (als Rechtloser) gegen die Mächtigen als Revolution und Empörung betrachtet, wie Hr. v. Haller in einen gefährlichen Kreis gebannt, aus dem man nie zum echten Staat, zur wahren Freiheit und zur Gerechtigkeit gelangen wird.

Da der Verf. in dem Volkswillen nichts weiter als einen Götzen sieht, dem die guten und wohlerworbenen Privatrechte zum Opfer gebracht werden, so ist dem auch die Verachtung angemessen, welche er in dem Aufsatze: „Die öffentliche Meinung", gegen diese große Macht aller Zeiten an den Tag legt. Immerhin mag es sein, daß sich zuweilen als Volkswille die Meinung von dessen unreinen Dolmetschern geltend macht; allein man erschwere die Äußerung nicht, sondern erleichtere sie: das Recht freier Rede und Schrift, obgleich von dem Verf. in seiner Darstellung der verschiedenen Arten der Freiheit ausgelassen, ist ein ebenso natürliches wie die Freiheit des Gewissens, und ein gutes, altes Recht dazu. Um den reinen Volkswillen zu erfahren, untersuche man nur das System der Vertretung des Volks und sehe, ob er sich vermöge desselben zu äußern im Stande sei. Wenn die „Gazette de France" in der Weise an den Willen der französischen Nation appellirt, daß sie eine Vertretung aller Franzosen will, die das 25. Jahr zurückgelegt haben, so nimmt sie damit nur ein uraltes Recht in Anspruch, das ein Lebenselement aller germanischen Völker ausmachte.

Aber — sagt der Verf. Bd. 1, S. 28 — der Volkswille kann weder Rechte geben noch nehmen, von dem Rechte des Herrschers auf seinem Thron bis zu dem des Bettlers auf seinem Strohlager herab. Alle diese eigenen Rechte, mit denen, welche dazwischenliegen, sind göttliches Recht, weil es göttlicher Wille und Gebot ist, das Eigenthum und Recht des Andern heilig zu halten.

Dies geschieht nun freilich im Orient auch, und nirgend hat das gewöhnliche bürgerliche Recht an der Religion eine kräftigere Stütze als dort, wo andere Garantien dafür nicht vorhanden sind; aber liegt darin eine Quelle oder eine Garantie der Freiheit? Ist denn alles jenes Recht, wovon der Verf. spricht, wirklich göttliches Recht? Woher denn die Ungleichmäßigkeit z. B. im Erbrecht, da hier gleiche Theilung, dort Bevorzugung des Erstgeborenen, dort sogar der Weiber stattfindet u. s. w.?

Digitized by Google

Man dehnte ursprünglich und eigentlich das Gottesrecht gar nicht auf diese Dinge aus, sondern man verstand darunter die unmittelbare Aufsicht (Opis), welche die Gottheit bei einem Zustande mangelhaft ausgebildeter Rechtspflege, namentlich der Criminalrechtspflege, auf den innern Frieden der Gesellschaft übe. Personen, die sich eigentlich nicht in diesem Frieden befanden, wie z. B. Fremdlinge, Flüchtige und Schutzflehende, oder Pietätsverhältnisse, wie zwischen Ältern und Kindern, zwischen Reichen und hülflosen Armen, oder endlich Personen, denen man eine besondere Heiligkeit und Unverletzlichkeit verleihen wollte, wie die Könige, wurden unter den Schutz dieses Gottesrechts gestellt; daß aber die willkürlichen Satzungen des Privatrechts, welches aus bloßem Brauch entstand und in dieser Eigenschaft auch als Dike von jenem höhern der Themis, der Verbürgung eines Rechts- und Friedensstandes gegen die Willkür der Mächtigen unterschieden wurde, eine gleiche Sanction erhalten hätten, läßt sich nicht behaupten. Nach den jedesmaligen Bedürfnissen der Zeit eingesetzt, z. B. Beschränkungen des Eigenthums, Zehnten, Erbfolge u. s. w., können diese privatrechtlichen Bestimmungen nach den Bedürfnissen der Zeit auch wieder abgeändert werden, ohne daß es eine Rechtsverletzung wäre. Dagegen hat die Vernunft einen Kanon von Vorschriften aufgestellt, die stets gleich gültig bleiben, weil sie die ethische Grundlage der menschlichen Gesellschaft ausmachen, die ohne dieselbe auseinanderfallen müßte. Diese allgemeinen Vernunftvorschriften waren es, was die älteste Zeit als göttliches Recht zusammenfaßte; daß dadurch das Privatrecht über alle Eingriffe des Gemeinwohls erhoben werde, möchte schwer zu behaupten sein. Für so geringfügig, verworren und unklar der Verf. übrigens die öffentliche Meinung in ihren gegenwärtigen Manifestationen hält, so leugnet er doch nicht, daß die wahre öffentliche Meinung etwas sehr Wichtiges sei; aber um sie vernehmen zu können, dazu scheint ihm wieder eine besondere vornehme Prädisposition erfoderlich, „da sie sich nur Denen kund thut, die mit angeborener Gabe der Beobachtung und vielseitiger Lebenserfahrung treuen Fleiß, große Unbefangenheit, Verleugnung ihrer selbst und ihrer Theorien, reinen Willen und eine tiefe Liebe zur Menschheit verbinden". Wir sind hiernach begierig, zu erfahren, als was sich hier dem unstreitig so Begabten die öffentliche Meinung der Gegenwart kundgethan hat.

Als das Bestreben der Völker, daß ihre politischen Institutionen ihnen rechtliche Freiheit und materielle Wohlfahrt gewähren sollen. — Allein — wirft er bald darauf ein — nichts gewährt diese Güter weniger als der Geist der Revolution, der dem Ackerbau, den Gewerben, dem Handel sich selbständige Bahnen zu brechen nicht überlassen, sondern die Theorie an die Stelle der Erfahrung vieler Jahrhunderte setzen will, der den Wohlstand von oben herab durch Gesetze erzeugen und durch Maßregeln sichern zu können glaubt, die nur dazu dienen, die Formen des Erwerbs gewaltsam zu hemmen und zu zerstören.

Aber geschah dies denn nicht hauptsächlich seit Ludwig XIV., der Blütezeit des Merkantilsystems und des Absolutismus? War es nicht Das, was der Verf. den Geist der Revolution nennt, was den Gedanken einer Freiheit des Handels und des Gewerbes zuerst ausgesprochen hat und auf die Nothwendigkeit einer Befreiung der Industrie von jedweder Bevormundung des Staats hinwies?

Nr. 3 im ersten Bande handelt von der staatswissenschaftlichen Theorie und Praxis. Es wird darin den Liberalen der Vorwurf gemacht, daß ihre Doctrin ein dem bösen Herzen entsprungener und daher außerhalb alles Raisonnements liegender steifsinniger Glaube sei, der gar keine vernünftige Erörterung und Discussion zulasse. Wir wollen das der Beurtheilung und Entscheidung des Lesers anheimstellen.

Nr. 4: „Von der Wirksamkeit der loyalen Presse", beginnt mit einer Philippika gegen die schlechte Presse, in welcher der Verf. nur das nothwendige Resultat schlechter Richtungen des Gemüths und Herzens in der gegenwärtigen Generation erblickt.

Es ist der Stolz — sagt er —, der keine Autorität in Staat und Kirche mehr anerkennen will, der Neid, der Alles abgeschafft wissen will, was der Pöbel Aristokratie nennt, die Schadenfreude, die sich an bösem Leumund ergötzt und jeden Skandal des Privatlebens ans Licht der Öffentlichkeit ziehen will, die innere Unzucht des Herzens und die Lüsternheit einer verdorbenen Phantasie, welche durch schlüpfrige Bilder gekitzelt sein will; die Verzweiflung endlich an dem eigenen Heil, welche die Stimme des Gewissens durch das Leugnen Gottes übertäuben will; alle diese Schattenseiten und Abgründe des menschlichen Herzens sind es, welche das Schandgewebe jener Schriftstellerei reichlich ernähren.

Wir bedauern ebenso sehr wie der Verf. den Schmuz, in welchen die deutsche Presse zum Theil versunken ist; aber warum, fragen wir, ist dies so vorzugsweise auf deutschem Boden der Fall, wo die Censur so allgemein und sorgfältig gehandhabt wird? Warum zeichnet sich die englische periodische Literatur an Ernst, Würde und Gehalt so sehr vor der unserigen aus, warum wird in ihren poetischen Erzeugnissen, namentlich dem Roman, der Zucht und Sitte nicht so schamlos Hohn gesprochen wie bei uns? Und doch ist dort die Presse frei! Mag allerdings Frankreich auf unsere Tagesliteratur einen ziemlich nachtheiligen Einfluß ausüben, so würde doch mit der Ausführung des von dem Verf. gemachten Vorschlags: alle Zeitungen mit Hülfe der Censur auf die bloße Mittheilung der Thatsachen zu beschränken und alle auswärtigen Blätter zu verbieten, die neben den Thatsachen auch Grundsätze und Doctrinen entwickeln (darauf läuft also sein Eifer hinaus!), sehr wenig geholfen sein; im Gegentheil würde das Übel dadurch vermehrt werden, indem der Geist, an der freien Betrachtung öffentlicher Gegenstände behindert, neue und gefährliche Wege für seine Thätigkeit einschlagen würde. Es hat allerdings Zeiten gegeben, wo die Menschen Plato und die Bibel statt der Journale lasen, wie Hr. Jarcke rühmt; allein einestheils hat es gerade in jener Zeit sehr heftige Revolutionen und Völkerbewegungen gegeben, und anderntheils bleibt es noch die Frage, ob die Menschen, wenn man ihnen die Journale nähme, zur Bibel zurückkehren würden. Auch verräth diese ganze schwarzgallige Invective gegen das literarische Treiben der Gegenwart Beschränktheit in der Auffassung sozialer Zu-

Digitized by Google

ſtände und oberflächliche hiſtoriſche Kenntniß. Weiß der Verf. auch, was zu andern Zeiten geſchrieben worden iſt? Des Schlechten iſt immer mehr geweſen als des Guten; aber dieſes bleibt der Nachwelt, von dem Schlechten erhält nur die Gegenwart Kenntniß.

Nr. 5: „Abſolutismus, Gerechtigkeit und Gemeinwohl", enthält Bemerkungen über den philoſophiſch-politiſchen Katechismus des Grafen Leopardi, des italieniſchen Hobbes, wie er ſich durch ſeine extremen Anſichten von der abſoluten Fürſtenmacht kundgegeben hat. Der Inhalt von deſſen Lehre läßt ſich auf die beiden Sätze zurückführen: Das Wohl der Geſellſchaft iſt das höchſte Geſetz, und: Jedes Glied dieſer Geſellſchaft muß von dem Souverain zu Dem gezwungen werden, was das Geſellſchaftswohl verlangt. Indem er die fürſtliche auf die ſtolze und gefährliche Spitze der gottähnlichen Macht hinauftreibt, liefert er den traurigen Beweis, wie den heutigen Italienern alter poſitive Rechtsboden unter den Füßen entſchwunden, und wie ihnen ſelbſt der Begriff des Rechts abhanden gekommen iſt. Der Verf. trägt keinen Augenblick Bedenken, dieſe Lehre für abſolutiſtiſch und für revolutionnair zu erklären.

Nr. 6: „Über die richtige Methode der Verbreitung der wahren Grundſätze des Rechts unter der Jugend", beleuchtet einen Vorſchlag des nämlichen Grafen Leopardi, wornach dies durch die Einführung eines von der Regierung autoriſirten Lehrbuchs (wahrſcheinlich ſeines eigenen Katechismus) auf den Schulen erreicht werden ſoll. Einen richtigern und eines Deutſchen würdigern Weg findet der Verf.

Nr. 7 „in einer wiſſenſchaftlichen Regeneration des ſtaatsrechtlichen Studiums". Verdankt das gegenwärtig auf Europa laſtende Unheil den Irrthümern und Misverſtändniſſen ſeinen Urſprung, dann gibt es hiergegen nach dem Verf. kein anderes Mittel als Reſtauration der Geſinnung in religiöſer wie in politiſcher Hinſicht, und dazu wird am ſicherſten führen, daß Männer von einer tüchtigen, ſtichhaltigen Bildung auf dem Felde des allgemeinen Staatsrechts ſich in ſpecielle hiſtoriſch-ſtaatsrechtliche Erörterungen einlaſſen. Wir glauben, daß dies in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſehr gut ſein wird, da gerade hier die Deutſchen noch nicht viel geleiſtet haben; aber die politiſche Geſinnung, worunter der Verf. doch wol die Liebe zum Throne und zur beſtehenden Ordnung verſteht, kann auf die Weiſe den Gemüthern nicht beigebracht werden, ebenſo wenig wie den Kindern durch den Katechismus des Grafen Leopardi; denn Liebe kann ſich Jeder nur immer ſelbſt erwerben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Darſtellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wiſſenſchaftlicher Verſuch von Chr. Märklin. Stuttgart, Köhler. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Pietismus iſt eine ſo allgemeine und ſo vielartige Krankheit in dem religiöſen Leben unſerer Zeit, daß eine erſchöpfende, gründliche Darſtellung und Beurtheilung dieſer Erſcheinung einen welthiſtoriſchen Standpunkt und den freimüthigſten wie parteiloſeſten Sinn des Schriftſtellers vorausſetzt. Zwar haben gelehrte und ſcharfſinnige proteſtantiſche Theologen in Schriften und Tagesblättern vielfältig dieſes Übel zu erörtern und zu bekämpfen geſucht, aber faſt immer nur, inſofern es im kirchlichen Leben des Proteſtantismus zur Erſcheinung kam, und folglich nicht allgemein und erſchöpfend. Allerdings iſt es Thatſache, daß dieſe krankhafte Äußerung fortwährend in der geſchichtlichen Entwickelung des Proteſtantismus aufgetaucht iſt, und daß auch in der neueſten Zeit innerhalb dieſer Kirche jene Pflanze beſonders ihre beſtändige Atmoſphäre verbreitet und ihre wunderlich-phantaſtiſchen Geſtaltungen in die Höhe zu treiben ſucht; aber im Weſen und in der Natur des Proteſtantismus liegt eigentlich die Erzeugung einer ſolchen religiöſen Misbildung keineswegs. Der Pietismus iſt eine nothwendige Reaction gegen den ganzen Entwickelungsproceß des geiſtigen und ſittlichen Lebens, wie er ſich in der Geſchichte der neuen Zeit offenbart; und obſchon der Proteſtantismus nicht das Ganze, ſondern nur die religiöſe Seite dieſer neuen geſchichtlichen Phaſe der Menſchheit iſt, ſo muß ſich doch auf ſeinem Grunde jede religiöſe Richtung, die der Zeit entgegenſteht, um ſo ſchärfer abſpiegeln, um ſo ſchroffer hervortreten, als es irgendwo anders der Fall ſein kann. Man könnte aus dieſem Grunde der jungen Zeit und ihren Kindern den Vorwurf der Unzulänglichkeit und der Verirrung machen, wenn ihre Entfaltung ſo entgegengeſetzte und misfarbene Gewächſe hervorruft. Sie verdient jedoch dieſen Vorwurf nur bedingt, weil ſie hierin ein Geſetz erfüllt, das in der Natur wie in der organiſchen Entwickelung der Menſchheit gleiche Geltung hat. Jeder Ruhepunkt, jede Entwickelungsſtufe der Geſchichte trägt eine Negation in ihrem Schooße, die eine folgende Geſtaltung vermittelt. So bildete ſich neben dem kraftvollen Römerthume eine Weichlichkeit und geiſtige Entmannung hinan, die, nach dem Charakter der Zeit, im Ethiſchen, nicht im Religiöſen ſich ausſprechend, die alte Welt zerſetzte und dem Weltgeiſte für eine junge, lebensfriſche Geſtaltung Raum verſchaffte. Das Mittelalter erglühte mit ſeiner hohen Begeiſterung und umfaßte das Chriſtenthum mit Schwärmerei und aller Tiefe eines jugendlichen Gemüthes; man enthüllte nicht die Myſterien der Offenbarung, weil man ſeine Befriedigung im Glauben und freudigen Hinnehmen fand; ja, man gewahrte vor lauter Enthuſiasmus nicht, wie der Egoismus die ewigen Wahrheiten dieſer Offenbarung verkehrte und zu den Zwecken einer Hierarchie verwandte. Aber ſchon wieder in der ſcholaſtiſchen Philoſophie gibt ſich eine Reaction gegen den Zeitgeiſt kund, die im Studium des Ariſtoteles, der Entſtehung der Univerſitäten, der Bearbeitung des römiſchen Rechts nach entſchiedener hervortritt und endlich auf allen Punkten als Krieg des verſtändigen Denkens gegen den Glauben losbrach. Die Religion und Theologie des Mittelalters unterlag einer wiſſenſchaftlichen Kritik der Reformatoren. Man ſchuf neue Formen, in denen aber ſo ſehr der Geiſt jener kalten, ſpitzfindigen Scholaſtik ſpukte, daß wir ſchon im 17. Jahrhunderte, innerhalb der neuen Kirche ſelbſt, eine gemüthlichere Richtung als Reaction entſtehen ſehen. Spener trat auf und wirkte ſeinen Zeitgenoſſen gegenüber durch fromme Erregung der Gemüther. Er erhielt viele Anhänger, die ihm wol an Tiefe des Gefühls und warmem Eifer weit nachſtehen mochten und ſpottweiſe von den Verfechtern des rationellen Princips Pietiſten, Frömmler genannt wurden. Wie alſo eine ſittliche Verweichlichung der Gegenſatz des ſtrengen Römerthums wurde und nach und nach eine neue weltgeſchichtliche Periode vorbereitete; wie wir im tiefgläubigen Mittelalter als Gegenbild bald die Scholaſtik und Ariſtoteliſche Philoſophie auftauchen ſehen, an deren Formalismus ſich nach und nach reellere Beſtrebungen des denkenden Geiſtes und endlich das ganze moderne Leben knüpften: ſo tritt als Gegenſatz dieſer herrſchenden Verſtandesentwickelung, zunächſt in der Religion, der Pietismus hervor, von der neuen Zeit bedingt, aber nicht gezeugt, feindlich gegen die

Digitized by Google

Richtung der Zeit, aber mächtig anregend und gewiß zu spätern Chancen aufbewahrt.

Dies ist der historische Boden des Pietismus und dies die Stellung zu unserer Zeit. Der Titel des angeführten Buchs will vom modernen Pietismus handeln; und so sei es uns erlaubt, auch hierüber einige allgemeine Andeutungen zu geben. Warum vorläufig, wird die Folge lehren. Allerdings gewinnt der Pietismus in der neuesten Zeit eine außerordentliche Extension und ist vielseitiger in seinem Auftreten wie in seiner Aeußerung. Wie selbst schon zu Spener's Zeiten diese Richtung in dem ganzen Bildungsgange der Zeit ihren Grund hatte, sehen wir an einer analogen Erscheinung in Frankreich, an dem Auftreten der Partei des Fénélon und des sogenannten Quietismus. Das leere Gerüste des Katholicismus, den nur die jugendliche Phantasie des Mittelalters so schön überkleidet hatte, befriedigte nicht mehr. Der Pietismus Deutschlands erfreute sich jedoch eines größern Anklangs als der gallische und machte mehr und mehr Fortschritte in seiner einseitigen Entwickelung. Ein großer Theil von Denen, deren Vorfahren gegen die alte Zeit protestirt hatten, machten die Religion immer mehr zu einem Gegenstande des Herzens und versanken hierbei in ein unfruchtbares Schwelgen in religiösen Gefühlen. Abstumpfung für die Thatkraft und für den Genuß des Daseins folgten diesem Zustande. Ein tiefes Gefühl sittlicher Schwäche und der Verderbniß der menschlichen Natur sowie ein krankhaftes Umfassen des Dogmas von der Sünde und von der Gnade trat auch schon damals als charakteristisch hervor. Es erklärt sich psychologisch, wie Menschen, die sich so sehr der Sphäre des Denkens entfremden, aber auch nie solch tiefen und erschütternden Bewegungen des Gemüths unterliegen, daß ein moralischer Wendepunkt herbeigeführt werden könnte — wie Menschen dieser Art endlich von dem lähmendsten Gefühle sittlicher Schwäche durchdrungen werden müssen, und wie sie nur Trost und Aufrichtung in der Lehre von einer unverschuldeten, ursprünglichen Verderbniß und der Versöhnung Gottes durch das Blut Christi finden können. Ungeachtet jedoch der weiten Verbreitung dieser Gefühlsrichtung im 17. und 18. Jahrhunderte überwand sie das denkende Princip der Zeit nicht, sondern dies schritt um so kühner vor, in Wissenschaft und Leben schaffend, im Religiösen mehr untersuchend und sichtend. Immer blieb der größere Theil des Protestantismus seinem ursprünglichen Principe treu. Er ließ die neuen flüssigen Formen nicht erstarren, belegte seine entschiedene Richtung mit dem Namen des Rationalismus und fand den stärksten Verbündeten in einem zwar spätern, aber eigensten Kinde der Zeit — in der kritischen Philosophie. Je mehr sich aber der Geist und die Bestimmung unserer Zeit ausgeprägt hat, um so stärker bildet sich auf allen Punkten der Gegensatz, und auf einigen sehr bedrohlich. Besonders bedeutend ist die Reaction auf dem Gebiete des Religiösen durch den Pietismus, der jetzt nicht allein mehr innerhalb der protestantischen Kirche seinen Ursprung und seine Ausdehnung findet, sondern auch außerhalb derselben im übrigen Leben ergiebige Quellen hat. In der Kirche selbst ist er jedoch am kräftigsten und durch die äußere Anregung in der That mit Entwickelungsfähigkeit begabt. Hier tritt er zunächst als Negation des Rationalismus auf, mehr oder weniger mit jener Gefühlsschwelgerei des ältern Pietismus, aber, ganz wie er, in einseitiger Hinneigung zum Dogma vom ursprünglichen Verderben und der Erlösung durch das Blut Christi. Sonderbarer Weise verbündet sich allenthalben in der neuesten Zeit der Pietismus mit seinem alten Feinde, dem Kirchenglauben, haucht ihm seinen Geist ein, absorbirt ihn fast gänzlich und führt ihn gegen das bewegende, kritische Princip, gegen den Rationalismus. Und so sind die Elemente des kirchlichen Pietismus sehr verschiedenartig, daß, fassen wir den Begriff nicht in seiner weitesten Bedeutung, wir manchem Namen, mancher Genossenschaft hier ihre Stelle nicht anweisen können. Eben dieser Mannichfaltigkeit seiner Elemente verdankt er aber auch seine größere oder geringere innere Tiefe und Lebenskraft, sowie auch hierin das Verschiedenartige begründet ist, womit er sich im Leben selbst äußert. Denn von einer freien, wenn auch ernsten Lebensauffassung ringen seine Glieder herab bis zur lähmendsten, trübsten und düstersten, welche die Geburt des Menschen für ein Unglück hält. Wissenschaft, Industrie und Kunst haben an dem einen Ende Geltung, wenn auch einseitige, und an dem andern werden alle diese Dinge als eitle, irdische, sündhafte Bestrebungen verworfen. Selbst Duldung und Liebe, zudringliche Bekehrungssucht, geistlicher Dünkel und Hochmuth, Härte und Verfolgungssucht begegnen sich hier. So weit vom heutigen Pietismus der Kirche.

Wie wir schon früher angedeutet, leben wir in der Zeit des Verstandes; ihn zu bilden und durch ihn zu bilden, ist gewöhnlich das einzige Ziel aller Bestrebungen. Und so tritt das Gemüth und die Vernunft im höhern Sinne in dem geistigen Leben des Menschen zurück, und er vereinsamt inmitten der Fülle seiner eigenen Schöpfungen. In seinem endlichen Bestreben verliert er aber nicht immer die Sehnsucht, wenn auch den Zusammenhang mit dem Unendlichen. So geschieht es, daß der Sohn der Zeit, zu klug, um in Formen, zu schwach, um im Idealen seine Befriedigung zu suchen, sich endlich seinem unbestimmten Drange überläßt und seine religiöse Sehnsucht in einem flachen Gefühlsleben stille, das ihn nach und nach zu den Frommen im Lande führt. Aus eben diesem Grunde tritt auch jetzigerzeit der Pietismus in der katholischen Kirche auf, nur daß er hier nicht als solcher erkannt wird, sondern als Rückkehr in den Schoos der Kirche gilt. Jenes Interesse, was sich namentlich in Frankreich und auch an einigen Orten Deutschlands für die alte abgelebte Kirche ausspricht, ist nicht das lebendige und wahre des Mittelalters; es ist jene müde Schwäche, die das Alte nicht wiederfinden und kein Neues ergreifen kann und so im unbestimmten, dunkeln Gefühlsleben einen religiösen und sittlichen Mittelpunkt sucht. Wie dieser Pietismus, der aus einer innern Zerrissenheit und aus einer unbefriedigenden Gegenwart hervorgeht, weniger intensiv und überhaupt vager als der innerhalb der Kirche entspringende ist, so erscheint er auch in seiner ethischen Beziehung weniger hervorstechend. Sittliche Erschlaffung, sogenannte Kopfhängerei und die Verachtung eines thätigen Lebens sind die gewöhnlichen Aeußerungen desselben. Wir wissen noch eine Quelle des modernen Pietismus — die schmutzigste und ungedeihlichste — der Egoismus. Diese Heuchelei ist ein Kleid, das angethan wird; aber es ist in das giftige Blut des Nessus getauchte und wächst ins Fleisch und kann nicht mehr abgethan werden. Wie ein Chamäleon in allen Farben spielt und schillert, so spielt dieser Pietismus auch im Leben in allen Farben, unter allen Larven, bald im Schafs-, bald im Wolfskleide. Jedoch, wir schweigen von dieser Erscheinung.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Aus der Librairie polonaise in Paris ging hervor: „*Skarbiec Historii polskiej przez Karola Sienkiewicza*", ein Rückblick auf die Geschichte Polens, wichtig durch mehre hier mitgetheilte authentische Actenstücke. Der Inhalt der ersten Nummer dieser retrospectiven Revue ist folgender: Contaerni's Reise durch Polen 1474; Memoiren des Abts Kilowicz (1754—85); diplomatische Beziehungen zwischen Frankreich und Polen während des dreißigjährigen Krieges; wichtige Beleuchtungen des englischen Residenten zu Warschau aus dem J. 1793; Memoire des Grafen Pozzo di Borgo gegen den Entwurf einer Wiederherstellung des Königreichs Polen, 1814 an den Kaiser Alexander zu Wien gerichtet; historische Dichtungen; chronologische Reihenfolge der polnischen Bischöfe und Erzbischöfe seit der Gründung der Kirche bis 1795; über den polnischen Geschichtschreiber Adam Naruszewicz. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 239. — 27. August 1839.

Vermischte Schriften von Karl Ernst Jarcke. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

Nr. 8 handelt „Von der rechtlichen Freiheit". Wir haben des Verf. Definition von ihr bereits gegeben und bemerken nur, daß, wenn das Mittelalter nur Freiheiten kannte, man deshalb unsere Zeit, welche die sonderthümlichen Interessen und Corporationen desselben nicht mehr besitzt, keineswegs des Wahnsinns beschuldigen darf, weil sie sich, den Staat als eine Einheit betrachtend, zu der Idee einer Freiheit erhoben hat.

Der größte Feind aller Freiheit — bemerkt der Verf. — ist die Idee einer als Staatszweck über das Recht gesetzten Staats- oder Volkswohlfahrt. Dem fürstlichen Regimente bei allen christlich-germanischen Nationen lag ursprünglich gar kein Staatszweck zum Grunde, und hatte der Fürst die sittliche Pflicht, nach besten Kräften zum Wohle seiner Mitmenschen beizutragen, so besaß er sie nur wie jeder andere Sterbliche; die Verpflichtung, die Menschen glücklich zu machen, oder die Verfolgung anderweitiger metaphysischer Tendenzen lag ihm nicht ob.

War aber etwa die Handhabung des Rechts, welche dem Fürsten oblag, kein Staatszweck? und gibt es überhaupt einen Staatszweck, dann muß er in der Befriedigung der Bedürfnisse bestehen, welche ein Volk nach dem jedesmaligen Standpunkte seiner Bildung in einer Zeit hat. In einer Zeit der Gewaltthat mag es die bloße Handhabung des Rechts sein; in einer andern wird der Begriff höher gefaßt; wenn z. B. nach obigen Sätzen des Verf. den Fürsten des Mittelalters die Verpflichtung nicht oblag, für den Unterricht ihrer Völker zu sorgen, ist es darum eine Chimäre, nach dem dermaligen Standpunkte der Dinge zu behaupten, daß Sorge für den Unterricht den Regierungen hauptsächlich am Herzen liegen müsse? Der Verf. verfolgt diesen Gegenstand noch weiter in

Nr. 9: „Von dem Absolutismus", wo er die „germanische Privatfreiheit" und die antike Staatsidee nebst dem theokratischen Staatsrecht der Juden einander gegenüberstellt, und aus letztern beiden Ideen, welche sich über das freie germanische Recht triumphirend erhoben, leitet er den modernen Absolutismus in seinen beiden Hauptrichtungen her. Die eine, von der antiken Staatsidee ausgehende ist ihm die republikanische (doch stützten sich Englands entschiedenste Republikaner gerade vorzugsweise auf die Bibel, wie heutzutage Lamennais und vor 300 Jahren die Wiedertäufer unbedingte Gleichheit der Menschen aus dem Christenthume predigten), die andere die strengmonarchische, in welcher sich die Jakobiten und ihre Publicisten bewegten, „eine offenbare Verhöhnung des christlichen Princips und eine Selbstvergötterung der weltlichen Macht", wie er sie nennt, „die sich bis jetzt, wo sie hervorgetreten ist, noch immer furchtbar gerächt hat".

Zuerst trat in England die absolutistisch-theokratische Richtung mit Heinrich VIII. gegen den germanischen Staat in die Schranken, der aber doch 1688 endlich Sieger blieb. Umgekehrt fiel das Resultat in fast allen übrigen Ländern Europas aus: das germanisch-christliche Staatsrecht unterlag, es unterlag die demokratische Richtung, welche, durch die Bibel im Volke angefacht, sich in den Bauernaufständen und andern Bewegungen des 16. und 17. Jahrhunderts offenbarte; es zog sich ersterer in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die auf die antike Republik gestützte demokratische Richtung vom Schauplatz zurück, und allein übrig blieb im wirklichen Leben eine aus theokratisch-monarchischem Elemente mit starker Beimischung von heidnisch-römischem Imperatorenthum zusammengesetzte Form des absoluten Staates, deren Glanzepoche das siècle de Louis XIV ist. Das durch den Gewaltdruck dieses harten Regiments wieder hervorgerufene Gefühl für Privatfreiheit und Heiligkeit des subjectiven Rechts verband sich im 18. Jahrhunderte mit der antiken demokratischen Staatsidee, und daraus ging die Revolution und die neu-antike Demokratie hervor, die nach kurzem republikanischen Paroxysmus in Napoleon's Soldatenherrschaft und Administrationsdespotie umschlug. Der moderne liberale Constitutionalismus, welchen die Restauration gebar, ist unserm Verf. weiter nichts als eine andere, viel gefährlichere Form des Absolutismus, da er den herrschenden Zeitmeinungen oder dem Zeitgeiste ausschließlich das Recht beilegt, zu bestimmen, was Recht sei, und unumschränkt über alle Privatfreiheit und über jedes Privatrecht zu verfügen, kurz, da das göttliche Gebot: „nicht zu stehlen", in diesem Systeme keinen Platz finde.

Das ist in der Kürze die Genealogie, welche der Verf. von den revolutionnairen Ideen seit Wiedererweckung der classischen Studien aufstellt. Wir bemerken dazu weiter nichts, als daß er der Theorie eine viel zu große Wichtigkeit einräumt. Die Revolutionen sind nicht die Folge

Digitized by Google

von den und den theoretischen Ansichten, sondern sie sind das Erzeugniß des Bedürfnisses, der Noth. Wir brauchen den Verf. nicht daran zu erinnern, daß Bauernaufstände in England und Frankreich lange zuvor stattfanden, ehe die in Deutschland einen Anhaltepunkt an der Reformation suchten; daß bürgerliche Unruhen, denen des Alterthums gleich, Italiens Städte erschütterten lange vor der vom Verf. als Quelle aller revolutionnairen Ideen hingestellten Wiederaufiebung der classischen Studien.

Der Verf. ist besonders gegen das Repräsentativsystem erbittert, gegen das er ebenso sehr mit den Waffen des Spottes wie mit Gründen ficht. Nicht eigentliche Interessen, sondern nur die verschiedenen Nuancirungen der Tagesmeinung sieht er dadurch vertreten und findet es ebenso empörend, daß die Ausführung der von den Volksvertretern entworfenen Gesetze nicht den wirklichen Ständen des Volks, sondern einer „ebenso isolirten als unumschränkt gebietenden Beamtenhierarchie" überlassen ist, von der es ihm wieder nicht gefällt, daß sie auf einen Wink der verantwortlichen Minister amovible ist, wenigstens mit jedem neuen Cabinet wechselt. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Wechseln der Beamten etwas Republikanisches ist, während die lebenslängliche Amtsführung „der landesherrlichen Diener" mehr dem ruhigen Gange der Monarchie zusagt; wobei die Verwaltung sich besser steht, liegt hier fern zu untersuchen.

Nr. 10: „Revolution und Absolutismus", setzt die im Vorigen begonnenen Angriffe auf das Repräsentativsystem fort. Das Heil der Gegenwart, meint der Verf., lag allein in einer Wiederbelebung des ständischen Princips, in einer Wiedereinführung der ständischen Verfassungen mit billiger Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse; da kam durch ein Zusammenwirken des Absolutismus und der Revolution statt dessen das Repräsentativsystem zu Stande, das goldene Kalb, das die Menge anbetet, das aber in die schimpflichste und härteste Knechtschaft führt, welche die Welt jemals gesehen hat. Es folgt nun die weitere Ausführung hiervon, die wir für das Beste und Gründlichste unter den im ersten Bande gegebenen staatsrechtlichen Arbeiten halten, wenngleich wir weit davon entfernt sind, des Verf. Ansichten über Repräsentativsystem und ständische Verfassung aus dem Gesichtspunkte ihrer Zweckmäßigkeit für die Gegenwart zu theilen.

Nr. 11 antwortet auf die Frage: „Ist die Theorie der Volkssouverainetät in unsern modernen Staaten praktisch realisirbar?" mit der statistischen Notiz, daß im Departement der Seine unter 1000 zur Conscription einberufenen jungen Leuten nur etwa 25 von ihren Einkünften leben, oder in Paris, dem Sitze alles Reichthums in Frankreich, unter 40 Menschen immer nur Einer hinsichtlich seines Vermögens unabhängig ist.

Nr. 12 handelt von des Abbé de Lamennais neuesten Schriften, wodurch sich derselbe zum Gründer einer neuen politischen Schule aufwirft und, indem er Religion und Revolution, Christenthum und demokratische Gleichheit der Völker identificirt, auf das Neue Testament gestützt, eine neue Ordnung der Dinge predigt. Der Inhalt der Schriften, in welchen Lamennais bald mit dem Schwunge und der Begeisterung einer orientalischen Phantasie, bald auf dem Wege ruhiger Dialektik aller bisherigen Ordnung der Dinge den Fehdehandschuh hingeworfen hat, ist zu bekannt, als daß wir hier darauf zurückzukommen brauchten; den Schlüssel aber zu Lamennais' gesammtem Wesen und Treiben, wie es heute hervortritt, findet Hr. Jacke in dessen 1829 erschienener Schrift: „Des progrès de la révolution et de la guerre contre l'église", indem sich durch die ganze darin gegen den Absolutismus der Revolution geführte Polemik der Satz zieht: „die weltliche Gewalt sei, wenn sie das Gesetz Gottes verletze, von Rechtswegen und kraft ihrer göttlichen Einsetzung ihres obrigkeitlichen Amtes verlustig, sodaß die Unterthanen in solchem Falle eine wahre und rechtmäßige Gewalt an die Stelle jener setzen dürften" u. s. w. Diese Stelle, verbunden mit der Neutralität, welche Lamennais in dem Kampfe der Revolution mit der Monarchie für den Christen und wahren Freund der Freiheit in Anspruch nahm, um den Zeitpunkt ruhig abzuwarten, wo beide Parteien sich aufgerieben haben würden und die Gesellschaft auf der Grundlage der Wahrheit von neuem auferbaut werden könne, enthält allerdings einen wichtigen Wink zum Verständniß der Rolle, welche Lamennais nach der Julirevolution übernahm. Es leidet keinen Zweifel, daß er sich noch vor der Katastrophe der Bourbons von Gott dazu ausersehen glaubte, die Brücke zwischen der trüben, hoffnungslosen Gegenwart und der bessern Zukunft zu bilden und während seiner Neutralität sich hierzu mit religiösen und wissenschaftlichen Waffen rüstete.

Nr. 13 legt uns die Verhältnisse vor Augen, in welche Lamennais durch seine Lehren sowie durch seinen Ungehorsam gegen den Papst zum römischen Stuhle trat. Nachdem er nämlich das von ihm im „Avenir" vorgetragene System der Prüfung des Papstes unterworfen und dieser in einer Encyclica vom 15. August 1832 die Hauptgrundsätze jener Zeitschrift als irrig, gefährlich und dem katholischen Lehrbegriff widerstreitend erklärt hatte, jedoch mit einer so zarten Schonung von Lamennais' Person, daß weder sein Name noch der Titel der vom Papst verdammten Schriften genannt wurde, gelobte Lamennais nebst seinen Mitarbeitern Unterwürfigkeit unter den Willen des Statthalters Christi, versprach in einer am 11. Dec. 1833 ausgestellten Erklärung, „einzig und unbedingt der in dem päpstlichen Rundschreiben enthaltenen Lehre folgen und nichts schreiben oder billigen zu wollen, was derselben widerspräche", und wenige Monate nachher erschienen seine „Paroles d'un croyant", später aber noch mehre andere Schriften, in denen Lamennais seine Nichtübereinstimmung mit der in dem erwähnten Rundschreiben aufgestellten Lehre in einem gereizten Tone zu erkennen gab. Am wichtigsten ist jedoch in dieser Hinsicht sein jüngstes, unter dem Titel: „Affaires de Rome", erschienenes Werk, in welchem er die päpstliche Lehre von dem Amte und der Gewalt der weltlichen Obrigkeit nicht ohne Hohn verwirft, sodaß man ihn nach der Meinung unsers Verf. gegenwärtig als ausgeschieden aus der Gemein-

Digitized by Google

schaft der katholischen Kirche ansehen kann. Daß dieselbe zum Protestantismus übergehen werde, glaubt der Verf., der als Katholik diesem Gegenstande eine große Aufmerksamkeit geschenkt und Lamennais' Wirken genau verfolgt hat, nicht, sondern vermuthet vielmehr, daß derselbe eine neue Gestaltung des Christenthums abwarten werde, in Folge deren der Tag des neuen Heils für die Menschheit anbrechen solle.

Welche sind nun aber die Grundfäden des Systems, wodurch Lamennais eine Fusion zwischen dem Theistenthum und den Grundsätzen der Revolution zu bewirken sucht? Der Verf. gibt sie uns aus der schon erwähnten Schrift: „Affaires de Rome", in einem Artikel: „Idee des Verhältniß des Liberalismus zum Christenthum", und sie sind darnach in der Kürze folgende:

Nach den Lehren des Christenthums sind die Menschen in Betreff des Ursprungs und des gemeinschaftlichen Ziels vor Gott gleich. Einen Unterschied der Rechte und Pflichten gibt es nicht; kraft ihrer Geburt sind Alle unabhängig voneinander, und demnach kann auch nicht der Wille Eines, sondern nur das heilige, unveränderliche, allgemeine Gesetz ihre Vorschrift sein. Dieses Gesetz, welches wieder vereinigt, was durch die bloße Freiheit getheilt und vereinzelt dastehen würde, ist das Wort des Evangeliums: Liebe Gott über Alles und deine Brüder wie dich selbst. Aus diesem allgemeinen Gesetze der Liebe fließen zwei andere Principien, welche alle Pflichten des Menschen gegen den Menschen in sich schließen: 1) den Andern nicht zu thun, was wir nicht wollen, daß uns gethan werde, und 2) für sie Das zu thun, was wir auch für uns gethan wünschen. Das Erste bildet die Gerechtigkeit, das Zweite die eigentlich theistliche Liebe. Aus diesem Gesichtspunkte muß das Theistenthum betrachtet werden. Was die Völker gegenwärtig wollen und aus aller Macht erstreben, ist nichts als die Vernichtung des Reiches der Gewalt, um das der Vernunft und des Rechts an die Stelle zu setzen. Was die Völker außerdem noch wollen, ist Verbesserung des Schicksals der Massen, schützende Gesetze für die Arbeit; ferner, daß Einzelne nicht mehr einen ausschließlichen Einfluß zu ihrem Vortheil auf die Verwaltung der Interessen Aller üben, daß die vom himmlischen Vater allen seinen Kindern bestimmten Güter ihnen auch wirklich zugänglich werden u. s. w. In Dem, was unter unsern Augen geschieht, nehmen wir unverkennbar die Wirkung des christlichen Princips wahr, das jetzt in den gesellschaftlichen Institutionen Fleisch zu werden sucht, nachdem es lange nur dem individuellen Leben vorgestanden hat. Etwas Instinctartiges und Unwiderstehliches treibt die Völker auf diesen Weg, und dennoch scheinen sich diese allenthalben vom Theistenthume trennen zu wollen, da die Tempel leer stehen und die Priester verachtet werden. Allein, was man zurückstößt, ist nicht das wahre Theistenthum, sondern ein enges, materielles System, welches mit Unrecht dessen Namen angenommen hat. Das, was stirbt, ist nicht der göttliche Baum, sondern die vertrocknete Rinde, die ihn bedeckt.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Ehe. Mäcklin.

(Beschluß aus Nr. 228.)

Aus allem Diesen drängt sich uns folgende Schlußbemerkung auf. Unser Zeitalter ist das des Kampfes und der Zerwürfniß. So auch auf dem religiösen Gebiet. Der Rationalismus, eine nothwendige und gesunde Gliederung in der geschichtlichen Entwickelung, bewegt sich, streng genommen, nur auf dem Gebiete des Verstandes und würde in seinen äußersten Consequenzen Alles hinwegnehmen, wenn er sich nicht aus dem innerlichen, sittlichen Bewußtsein ein Moralgesetz construirte. Dies stillt aber nicht den ewigen Zug der Menschheit nach der Erkenntniß des Ewigen und Göttlichen. Ein bildendes, belebendes, befruchtendes Element hat sich inmitten der Gegensätze und Fieber der Zeit gebildet: es ist die neue Philosophie, die ihren Brennpunkt in Hegel hat. Vielleicht, wie schon Spuren davon vorhanden sind, bewegen sich die homogenen Seiten der religiösen Bestrebungen unserer Zeit hinein und schaffen neue Formen und neue Gestaltungen. Ob aber dann die Menschheit einen höhern, sonnigern Ruhepunkt ersteigen wird und sich die fragende Sphinx auf lange Jahrhunderte in den Abgrund stürzen muß, weil das Räthsel vom Menschen gelöst ist, das allein kann und wird die Zukunft lehren.

Der Titel der vorliegenden Schrift: „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus", ließ uns hoffen, daß von einem freien Standpunkte aus alle diese verschiedenen Seiten, wie ich sie im Allgemeinen berührt habe, enthüllt und so der Gegenwart ein Spiegel vorgehalten würde, in dem sie, wenn auch nicht ein fröhliches, doch ein wahres Bild wiederfinden müßte. Aber wir haben uns hierin sowie überhaupt gänzlich in diesem Buche getäuscht. Der Verf. spricht nur von dem kirchlichen Pietismus und geht selbst darin nicht über die Grenzen Würtembergs hinaus. Aber wie spricht er noch dazu, und was sollen wir überhaupt von ihm denken? Sein Buch ist der fürchterlichste Gallimathias, der uns je zu Gesicht gekommen, symmetrisch vertheilte Tinte in Druckerschwärze abgeschattet, eine ebenso unangenehme Erscheinung auf unserm geistigen Gebiete wie der grasseste Pietismus selbst. Es kann eigentlich kein Gegenstand einer kritischen Besprechung sein, dieses Machwerk, und nur um unsere harten Worte zu rechtfertigen, verweilen wir noch etwas länger dabei. Nach einer langen Vorrede, wo sich der Verf. schon über alles Mögliche ausspricht und unter Anderm selbst sagt, daß die Arbeit nicht das Ansehen eines Gusses haben werde, kommen wir zu einer Einleitung in welcher die Vorrede wiederholt und die Erklärungen früherer Schriftsteller geprüft und verworfen werden. „Haben wir also auf keinem der bisher bezeichneten Wege", fährt der Verf. nun fort, „das Rechte gefunden, wedet auf dem empirischen, noch auf dem einseitig dogmatischen, noch auf dem pragmatischen: so müssen wir uns nach einem höhern Standpunkte umsehen." Er nimmt ihn nun ein und will eine Untersuchung über das Wesen des Pietismus aus Principien führen. Das Buch zerfällt hierauf in vier lange chaotische Abschnitte, die ohne Ruhepunkte und Paragraphen fortlaufen. Im ersten Abschnitte wird der Grundcharakter des Pietismus erörtert. Wir erfahren zuvörderst, daß der Verf. bei Schleiermacher durch die Küche gelaufen ist, aber gar nicht verdauen kann, was er dort entwendet hat; so kommt es denn, daß mancher Satz recht vernünftig klingt, weil er aus Schleiermacher's Glaubenslehre geschrieben ist, aber immer sinken hinterher diese tiefen Gedanken als Unsinn in den Grund, wenn sie der Verf. in das Fahrwasser seines Geistes bringt. So sagt er unter Anderm, nachdem er außerordentlich confus von der religiösen Weltanschauung des Volks gesprochen hat: „Denn daß — — wird Niemand leugnen, wenn er bedenkt, daß ein wesentliches Element der Frömmigkeit die Erweiterung des Selbstbewußtseins zum Bewußtsein der Totalität der Welt ist, oder, wie es Schleiermacher ausdrückt, die Fähigkeit, sich selbst schlechthin als Welt, oder die Welt schlechthin als sich selbst zu fühlen, wovon als Probe eben der Pietismus gelten kann, sofern die Anhänger desselben, auch die den untersten Ständen angehörigen, ein lebendiges Interesse wenigstens für alle das religiöse Gebiet berührende Erscheinungen auch in den entferntesten Ländern zeigen und ihre Thätigkeit, besonders durch die Missionen, in die entlegensten Gegenden hinaus erstrecken." Hier müssen also die Pietisten sich schlechthin als Welt, oder die Welt schlechthin als sich selbst fühlen, weil sich die Thätigkeit ihrer Missionen in die entlegensten Gegenden erstreckt. Wie schlecht versteht der Verf. den Pantheismus Schleiermacher's. Wir geben die Construction des Pietismus mit den eigenen Worten

Digitized by Google

des Verf. und glauben dann jeder weitern Rechtfertigung unserer Behauptung überhoben zu sein. Seite 26 spricht er: „Bisher haben wir nur das eine Moment im Pietismus betrachtet, und hierbei mußten wir gestehen: in diesem Streben und Drang nach subjectiver Innigkeit und lebendiger, innerlicher Aneignung des Glaubens hat der Pietismus seine volle Berechtigung und Wahrheit. Allein Das, was ihn nun eben erst zum Pietismus macht, ist dieses, daß er in diesem Streben nach Assimilation des Gegebenen doch über das Gegebene als Gegebenes, über diese Form des gegenständlichen Seins, in welcher ihm der Inhalt des Glaubens zunächst entgegentritt, nicht hinauskommt, daß er nicht zur wahrhaften, geistigen Belebung des ihm dargebotenen Stoffes gelangen kann. Wir haben bereits gesehen, wie der Inhalt des christlichen Glaubens dem einzelnen Bewußtsein im ersten Anfange seiner Beziehung zu demselben allerdings von außen als etwas Gegebenes, dem Bewußtsein Äußerliches und Fremdes entgegentritt; aber je lebendiger und stärker das religiöse Bewußtsein wird, desto mehr hört dieser Schein des blos Gegenständlichen und Fremden auf, es wird in den Objecten des Glaubens nur die Aussagen über die ursprünglichen frommen Gemüthserregungen oder nur die Momente des unmittelbaren frommen Selbstbewußtseins erkennen, es wird sie so auf allen Punkten gleichsam belebt und sich mit Freiheit in ihnen als seinem Selbst bewegen. Dies aber gelingt nun eben dem Pietismus nicht; er bleibt bei allem Drange nach Verinnerlichung doch bei dem äußerlich Gegebenen als solchem stehen, er hält sich an die äußerliche Form als an das Wesentliche, er hat den Körper, das Gerüste ohne das rechte Bewußtsein des ihm inwohnenden Geistes, er bringt nicht durch zu den in der Form des gegenständlichen Seins niedergelegten göttlichen Ideen. Gilt aber so dem Subject das Äußerliche als solches als die Hauptsache, als das Wesen, so kann auch keine recht innerliche Vermittelung zwischen dem Bewußtsein und dem Objecte eintreten. Ist es bloßes Sein, bloßes Object, so ist es etwas dem Bewußtsein Fremdes, und muß ihm fremd bleiben. Der Stoff ist gleichsam zu spröde, als daß er sich dem Bewußtsein assimiliren ließe. Nun liegt aber doch immer in dem Pietismus das Streben, den Glaubensinhalt sich innerlich anzueignen. Das Christenthum soll etwas innerlich Erlebtes, die Religion eine Bestimmtheit des innern Lebens sein. Dies ist aber nicht recht und in Wahrheit möglich, wenn sie nur dies äußerlich Gegebene und gerade diese äußerliche Form dem Pietismus das Wesentliche ist; und dies ist sie ihm ja so sehr, daß, wenn er sich einen Augenblick diese Form verändert oder aufgehoben denken müßte, ihm eben damit Alles genommen wäre. So ist denn der Pietismus, indem er den Inhalt des Glaubens sich innerlich aneignen möchte und doch zugleich über dies Gegebensein nicht hinauskommen kann, in einer steten, sich in sich selbst widersprechenden Bewegung begriffen, das Christenthum zu etwas Innerlichem machen zu wollen und, was seiner Natur nach das Innerlichste sein soll, doch wieder nur als diese Äußerlichkeit zu haben und zu besitzen; und das ist gerade das eigentliche Wesen des Pietismus, dieser Widerspruch, daß die Innerlichkeit, welche das Wesen des Glaubens ist, und welche auch von dem Pietismus gewollt wird, bei ihm in sich selbst doch wieder nur diese Äußerlichkeit ist, oder daß der Gegenstand des Glaubens, den das Bewußtsein gern zu einem Elemente seiner selbst machen möchte, doch wieder in demselben Augenblicke dem Bewußtsein ein äußerlicher und ihm fremder, ihm nicht angehöriger ist. Das Bewußtsein vereinigt in demselben Acte das Widersprechendste in sich: die Objecte des Glaubens verinnerlichen zu wollen und sie doch wieder als ihm Fremdes anzusehen und außer sich zu halten. Das ist der Grund, warum wir uns auf der einen Seite von dieser Erscheinung angezogen, auf der andern immer wieder von ihr abgestoßen fühlten. Wie sehen an dem Pietismus jenen Drang nach Verinnerlichung des Inhalts des Glaubens, wir freuen uns, hier lebendige Frömmigkeit zu finden; aber indem wir näher treten, finden wir uns unbefriedigt, und sehen, daß, was seinem Wesen nach das Innerlichste ist, hier doch wieder nur äußerlich ist, aber — und dies ist eben das Abstoßende — mit dem beständigen Anspruche, den es macht, als Innerlichkeit zu gelten."

Und so rollt Sinn und Unsinn auch im zweiten Abschnitte, wo der Pietismus seiner dogmatischen Seite nach behandelt wird, durcheinander, und nicht minder im dritten und vierten, wo er in seiner ethischen Erscheinung und in seiner geschichtlichen Stellung und Bedeutung aufgefaßt wird. Der Verfasser nennt seine Arbeit einen „wissenschaftlichen Versuch" und will von dem Standpunkte der neuen speculativen Theologie herab sprechen; wir wollen ihm nichts hierauf erwidern, sondern nur hinzufügen, daß es sehr bedauerlich aussieht, wenn große und tiefe Resultate des Lebens und der Wissenschaft durch kleine und verschrobene Köpfe gezwängt werden. 160.

Notiz.

Die Buddha-Tempel im birmanischen Reich.

Die Felsentempel von Ellora, Elephanta u. a. in Vorderindien sind durch Beschreibungen hinlänglich bekannt, weniger die in Hinterindien. Der Buddhaismus ist hier vorherrschend, und eine genaue Untersuchung der Felsentempel oder Tempelgrotten, welche diesem Cult ausschließlich anzugehören scheinen, dürfte vielleicht für die entscheidende Lösung der Frage über das höhere Alter des Brahmaismus oder Buddhaismus nicht unwichtig sein. Erst H. Malcolm hat auf seiner Reise durch Birma und Siam nach China den dortigen Buddha-Tempeln einige Aufmerksamkeit geschenkt. Den am Salwen, etwa vier deutsche Meilen oberhalb der jetzt den Engländern gehörenden Stadt Maulmain, beschreibt der Reisende in seinen „Travels in South-Eastern Asia ꝛc." (2 Bde.), auf folgende Weise: „Der Eingang am Fuß einer senkrechten aber unebenen Bergwand ist mit einer starken Mauer von Backsteinen umgeben, die einen geräumigen Vorhof bildet. Der Weg dahin, der sich um den Fuß des Berges windet, bietet nichts Außerordentliches dar; tritt man aber in den Peribolos ein, dann wird die Aufmerksamkeit mächtig angeregt. Nicht blos der Hofraum ist mit Bildern Gaudama's jeder Größe angefüllt, sondern die ganze Façade des Bergs bis zu einer Höhe von 90 Fuß damit bedeckt. Auf jedem vorspringenden Felszacken steht ein mit Gold überladenes Marmorbild, jede Vertiefung ist zur Nische ausgearbeitet, in welcher andere sich befinden. Am zahlreichsten, oder vielmehr unzählig sind die kleinen flachen Bilder von gebranntem Thon, welche die glatten, mit Stuckaturarbeit ausgelegten Stellen der Felswand bedecken. Wo sie mit der Gypsbekleidung herabgefallen sind, sieht man das kahle Gestein durchscheinen und Birnen haben sich da gewöhnlich niedergelassen. Überraschend, wie der Anblick ist, welchen der Tempelhof darbietet, so ist er doch nichts gegen die Scene, die sich dem in die Felsgrotte selbst Eintretenden eröffnet. Allenthalben, am Boden, an den Seiten, an der Decke, über und neben sich, sieht man Gaudama's Bilder, wie verschiedene Zeitalter nacheinander sie aufgestellt haben. Einige sind vollständig vergoldet, andere mit einer kalk- oder gypsartigen Masse überzogen; einige vor Alter morsch und halb zerbröckelt, andere noch ganz frisch; manche sind von kolossaler Größe, andere kaum einen Finger lang; der Stoff, aus dem sie bestehen, ist abwechselnd Marmor, Stein, Holz und Thon; selbst von den Marmorbildern haben einige, ungeachtet sie dem Wetter nicht ausgesetzt sind, so von der Zeit gelitten, daß man Gesicht und Finger nicht mehr erkennt. In den dunkeln Winkeln und Nischen scheinen sich Fledermäuse in großer Anzahl aufzuhalten; doch konnte man sie nicht sehen. Hier und da erblickte man Modelle von Tempeln, Konups (Klöstern) u. dgl., einige von der Größe eines Weinfasses, andere 10—15 Fuß im Quadrat haltend, alle mit kleinen Götzenbildern angefüllt. Ein Schiff von 500 Tonnen könnte nicht die Hälfte davon fortschaffen." 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 240. — 28. August 1839.

Vermischte Schriften von Karl Ernst Jarcke. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 239.)

Der letzte Artikel des ersten Bandes, Nr. 14: „Kaiser Franz von Östreich", enthält eine recht geistvolle Skizze von der Regierung dieses Monarchen, den das Schicksal auf die Grenzscheide zweier Zeitalter gestellt hatte; eine Stellung, in der er die französische Revolution unablässig bekämpfte und durch eine Beharrlichkeit, wie sie nur wenige von Napoleon's Feinden größer gezeigt haben, zum Wiederbesitz alles Dessen gelangte, was in Tagen des Unglücks eingebüßt worden war. Hrn. Jarcke's Arbeit ist ein glänzender, freilich mehr rhetorisch als historisch zu würdigender Panegyricus dieser durch alle Wechsel des Schicksals geprüften Regierung.

Der Verf. hat seine Artikel nicht nach der chronologischen Reihenfolge ihrer Abfassung und ersten Veröffentlichung, sondern nach einem den innern Zusammenhang berücksichtigenden Plane, nach einer Art von taktischem System geordnet und darnach die verschiedenen Waffengattungen, die vereinzelt zum Angriff wie zur Vertheidigung weniger tauglich sein würden, zu einem innerlich verbundenen und gegliederten Ganzen zusammengestellt, das nach allen Seiten hin eine wohlverwahrte Front darbietet. Der erste Band kämpft mit den Waffen der Theorie, in dem zweiten wird das schwere Geschütz der historischen Beleze aufgefahren; jener stellt Grundsätze und Lehren, wenngleich nur in aphoristischer Form auf, dieser sucht deren Richtungen an den Erscheinungen der Zeit nachzuweisen. Er enthält sechs Artikel: 1) „Die Greuelscenen zu Wildenspuch in der Schweiz"; 2) „Der Illuminatismus"; 3) „Der Orden der Carbonari"; 4) „Rückblicke auf die neuern Revolutionen in Italien: a) die neapolitanische Revolution von 1820; b) die piemontesische von 1821"; 5) „Der Charakter Maximilian Robespierre's"; 6) „Der Bonapartismus". Es würde unstreitig dem von uns vorausgesetzten System des Verf. angemessener gewesen sein, wenn er die religiösen Verirrungen protestantischer Pietisten, welche er im ersten Artikel dieses Bandes darstellt, von den schismatischen Bestrebungen lebhafter Köpfe, wie St.-Simon's, Lamennais' u. A., im katholischen Frankreich nicht getrennt, sondern vielmehr beide einander gegenübergestellt hätte. Er würde dadurch vielleicht darauf geführt worden sein, den Ursprung und die Ausbreitung des Mucker- und Conventikelwesens in protestantischen Ländern tiefer zu ergründen und richtiger zu motiviren, als es in einer, zum Schutz der katholischen Kircheneinrichtung und zum Lobe ihres auf göttliche Offenbarung und die Infallibilität höherer menschlicher Autorität gestützten positiven Dogmas geschriebenen Einleitung des 212 Seiten langen ersten Artikels geschehen ist. Denn die subjective Freiheit des Glaubens, welche der Protestantismus gewährt, ist keineswegs der einzige Grund, aus dem Gemüther, unbefriedigt durch seinen formlosen Cultus, auf eigenen Bahnen ihrer Phantasie Nahrung im Reiche des Unendlichen suchen, in welchem ihr schwärmerischer unklarer Geist sich nothwendig verirren muß, sondern der Katholicismus, der diese Freiheit nicht zugesteht, der sich mit dem reichsten Prunk von Ceremonien, Riten und Symbolen bekleidet hat, bei denen der Vernünftige und Unvernünftige sich Alleelei denken mag, zeigt uns nichtsdestoweniger Schismen, Sekten, Häresien und Apostasien in großer Zahl. Also nicht aus der dem Menschen auf religiösem Gebiet eingeräumten Freiheit geht das Sektenwesen hervor, sondern aus einer gewissen Einseitigkeit der jedesmal herrschenden Kirche, welche nicht jedes Bedürfniß des individuellen Geistes, nicht jeden Gemüthsdrang des Einzelnen zu befriedigen vermag. Aus den entgegengesetzten Richtungen, welche die Secten in der katholischen und in der protestantischen Kirche nehmen, wird dies sogleich hervorgehen. Ungeachtet der im Katholicismus herrschenden Autorität und objectiven Norm ist derselbe allerdings weit geeigneter, dem lebhaften und feurigen religiösen Gefühl Befriedigung zu gewähren, das für seine unklare Thätigkeit hier weit größern Spielraum findet als im Protestantismus. Selbst zur Buße, Kasteiung und zu der härtesten Askese und Selbstpeinigung bietet die Kirche die Hand, und der Mysticismus, der theils hierin, theils in dem phantasiereichen, durch geheimnißvolles Wesen reizenden Cultus, theils in Einrichtungen, wie Klöster und Sodalitäten (letztere sind besonders wichtig und können, als von der Kirche geleitet und unter deren gänzlicher Autorität stehend, mit den protestantischen Pietistengesellschaften gar nicht verglichen werden) einen freien Spielraum und Adepten innerhalb des Kreises der Kirche selbst findet, kann gar nicht darauf fallen, Sekten außerhalb derselben zu stiften. Für diese Classe wäre also

Digitized by Google

geſorgt; aber auch für die hellern Köpfe, die ſtolz ſind auf ihre Vernunft und dieſelbe gebrauchen wollen? Für ſie hat die Kirche die Inquiſition, Bannflüche, Excommunicationen u. dgl.; aber da ſind wir auch am Punkte der Scheidung, und es iſt nicht das myſtiſche (denn dieſes iſt in der Kirche ſelbſt), ſondern das rationelle Princip, welches vom Katholicismus ſich losſagt. Dieſes wird man in allen Separirungen lange vor der Reformation erkennen, da das ſich ſondernde Princip das entgegengeſetzte von dem ſein muß, mit dem es nicht vereint beſtehen kann. Iſt dieſes das Myſtiſche, dann werden die freidenkenden Kräfte ſich zuſammenthun und rationelle Richtungen einſchlagen; iſt aber das Rationelle das Herrſchende, dann werden ſich ihm die myſtiſchen Neigungen gegenüberſtellen und ſich zu beſondern Geſellſchaften mit den ihnen natürlichen Tendenzen geſtalten, wie es im Proteſtantismus der Fall iſt.

Intereſſant iſt der Art. 2 über den Illuminatenorden, wenngleich in der unverkennbaren Abſicht geſchrieben, die Häupter und Leiter deſſelben, namentlich Weishaupt, durch Aufdeckung ihrer moraliſchen Gebrechen im Urtheile der Welt zu vernichten. Heilige waren aber auch die Jeſuiten und die übrigen Vertheidiger der Kirche nicht, und Letztere dürfen noch froh ſein, wenn die andere Partei ſie mit den Worten: „Hanc veniam damus petimusque vicissim", in Frieden ziehen läßt. Die ſchädlichen Folgen wie die ganze Wirkſamkeit des Illuminatenordens werden von Hrn. Jarcke offenbar übertrieben. Er ſcheint ſich überhaupt über Urſprung, Weſen und Bedeutung geheimer politiſcher Verbindungen nicht klar zu ſein, und das verleitet ihn zu ganz falſchen Folgerungen. Geheime politiſche Verbindungen finden ſich vorzugsweiſe in abſoluten Staaten; in China ſind ſie am häufigſten. Dies iſt ein beachtenswerther Umſtand, wenn man, wie Hr. Jarcke, darüber etwas Tiefes und Gründliches ſagen will. Sie zeigen ſich ferner beſonders in Zeiten, wo der Druck einer unbegrenzten Macht und veralteter Einrichtungen mit dem Stande der Bildung in Conflict tritt und das Werdende, das doch unſtreitig auch Recht zu ſein hat, dieſes Rechts beraubt; ſie gehen alſo aus einem Bedürfniß, namentlich dieſes Werdenden, das zum Daſein ſtrebt und nicht dazu gelangen kann, hervor und müſſen ſo erklärt werden. Wie die der geiſtigen Beſtrebungen des ganzen vorigen Jahrhunderts war die Richtung des Illuminatismus eine kritiſch negirende; aber was hat er gethan, was nicht ohne ihn auch geſchehen wäre? Wird nicht jetzt von den Dächern gepredigt, was damals der Orden für Myſterien ausgab? Ohne Verbindung macht ſich in unſerm Jahrhundert ebenſo ein kritiſches Beſtreben bemerkbar, wie im vorigen mit einer ſolchen; der Unterſchied iſt nur, daß es jetzt wiſſenſchaftlicher auftritt, wozu damals noch die Kenntniſſe mangelten; gefährlich aber kann es immer erſt dann werden, wenn man es, ſo lange es das reingeiſtige Gebiet nicht verläßt, beſchränken will, weil es dadurch auf Abwege geführt wird. Es darf uns demnach nicht befremden, wenn Hr. Jarcke die Revolutionen als ein willkürliches Machwerk von Individuen anſieht und ſie aus den geheimen Verbindungen herleitet. Wenn wir ſelbſt zugeben, daß die Auftritte von 1820 u. 1821 in Italien blos Wirkungen der Umtriebe der Carbonaria waren, wie der Verf. meint, was haben ſolche partielle Aufſtände oder gar Verſchwörungen zur Erreichung perſönlicher Zwecke mit jenen Umwälzungen zu thun, die ſich nicht gewaltſam unterdrücken laſſen, weil ſie aus dem allgemeinen geiſtigen Zuſtande einer Generation hervorgehen? Selbſt überwunden zu einer Zeit, brechen ſie zu einer andern wieder hervor, und daran erkennt man ſie als nothwendige, unvermeidliche Folgen einer Verkettung von Umſtänden, welche die Menſchen dazu nöthigen. Man darf ſich hierüber nicht täuſchen, denn es iſt gefährlich.

Die Aufſätze über Maximilian Robespierre's Charakter wie über den Bonapartismus hätten füglich hinwegbleiben können, weil ſie für eine Zeitſchrift wol gut genug, für ein Buch aber, in welchem man etwas mehr ſucht als momentane Auffaſſung, nicht durchdacht und gründlich genug ſind, wie denn überhaupt des Flüchtigen in dieſen „Vermiſchten Schriften" ſehr viel iſt. 50.

Goethe in Frankfurt a. M., oder zerſtreute Blätter aus der Zeit ſeines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757 — 75. Geſammelt von Heinrich Döring. Jena, Mauke. 1839. 8. 12 Gr.

Wenn es mit Recht beklagt worden iſt, daß in den Geſammtausgaben der Werke Schiller's und Goethe's die Strenge des Letztern und die nachläſſige Sorgloſigkeit der Herausgeber der erſtern viele Jugendarbeiten beider Männer ausgeſchloſſen hat, ſo verdient der Eifer des Hrn. Döring, der vor einigen Jahren das Publicum mit einer Nachleſe zu Schiller's Werken erfreute, auch bei ſeinem jetzigen Unternehmen Belobung und Anerkennung. Was derſelbe jetzt geſammelt hat, war meiſtentheils auf zerſtreuten Blättern enthalten, welche vielleicht nur noch in ſehr wenigen Exemplaren exiſtiren und ſelbſt fleißigen Sammlern der Goethe-Literatur entgangen ſein mögen. Und doch verdient ein jedes Zeugniß für des großen Dichters Geiſtesentwickelung ſorgfältig aufbewahrt zu werden, ſowol um des Mannes ſelbſt willen wie auch als Vorarbeit zu einer künftigen vollſtändigen Biographie Goethe's. Eine ſolche iſt freilich keine leichte Aufgabe; es gehört vor allen Dingen zur Löſung derſelben ein Mann voll aufrichtiger Liebe zu Goethe und voll gerechter Anerkennung des vielen Guten und Schönen, welches ſich mit ihm und durch ihn in unſerer Nationalliteratur entwickelt hat. Denn mit Recht hat K. Reck in ſeiner Schrift: „Goethe und ſeine Widerſacher", behauptet, daß „unſer eigentlicher effectiver und praktiſcher Reichthum an genießbaren geiſtigen Nahrungsmitteln nur in unſerer neuen Literatur des vorigen und dieſes Jahrhunderts beſtände", womit der Verf., wie aus der Tendenz ſeines ganzen Buches hervorgeht, keineswegs die Literatur des ſogenannten jungen Deutſchlands bezeichnet hat.

In der vorliegenden Schrift finden wir zuerſt das Geſpräch: „Wolfgang und Maximilian", ein urſprünglich in lateiniſcher Sprache verfaßtes Exercitium des achtjährigen Knaben, zugleich ſein erſter dramatiſcher Verſuch im J. 1757 und, wenn wir nicht irren, ſchon in Nr. 200 des „Morgenblatt" von 1838 unter der Überſchrift: „Labores juveniles", mitgetheilt. Wolfgang (Goethe) repräſentirt darin den ſoliden, wohlerzogenen Knaben, Maximilian den mehr leichtſinnigen und zu allerhand Späßen aufgelegten, und beide führen ſehr charakteriſtiſche Reden, wo namentlich für den jungen Goethe einzelne Ausdrücke, als: „Woran mir nichts gelegen, da unterlaſſe ich alles Nachgrübeln", oder: „Was ſoll mir das, ſie mögen

Digitized by Google

schmausen, ich aber freue mich, dich wohl zu sehen", sehr bezeichnend hinsichtlich seines spätern Charakters sind. Die darauf folgenden beiden theologischen Aufsätze: „Brief des Pastors zu N. N. an den neuen Pastor zu N. N.", und „Zwei wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten Male gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen aus Schwaben", tragen beide die Jahrzahl 1773 und waren nach Goethe's eigener Angabe in „Wahrheit und Dichtung" ein Verlagsartikel des Buchhändlers Eichenberg in Frankfurt a. M. Man weiß, wie eifrig sich Goethe in seiner Jugend mit der Theologie und mit der Bibel beschäftigt hat, und deshalb sind diese Aufsätze werthe Reliquien, die sich durch Klarheit, Heiterkeit und Belesenheit in der heiligen Schrift auszeichnen. Die Art, mit der Goethe einige dogmatische Fragen erörtert, dürfte manchen seiner neuen Ekklärer, der gern Goethe in irgend ein theologisches oder philosophisches System zwängen wollte, in Verlegenheit setzen, auch wird die Hengstenberg'sche „Evangelische Kirchenzeitung" nicht verfehlen, ein lautes Zetergeschrei zu erheben, wenn sie sich nicht hat durch David Schulz eines Bessern belehren lassen. Die beiden biblischen Fragen, welche Goethe beantwortet, sind: „Was stand auf den Tafeln des Bundes?" und „Was heißt, mit Zungen reden?" und würden in einer theologischen Zeitschrift recht passend zur Kenntniß des theologischen Publicums gebracht werden.

Der Periode von Goethe's Puppen- und Fastnachtsspiel und ähnlicher Gedichte gehört die Epistel an Gotter an (1774) bei Übersendung des „Götz von Berlichingen". Wir geben hier den Anfang derselben als einen Beweis des in derselben herrschenden Tons:

Schicke dir hier den alten Götzen,
Magst ihn nun zu deinen Heiligen setzen,
Oder magst ihn in die Zahl
Der Ungeblätterten stellen zumal.
Hab's geschrieben in guter Zeit,
Tag's, Abends und Nachtsherrlichkeit,
Und sind nicht halb die Freude mehr,
Da nun gedruckt ist ein ganzes Heer.
Find', daß es wie mit den Kindern ist,
Bei denen doch immer die schönste Zeit
Bleibt, wenn man in der schönen Nacht
Sie hat der lieben Frau —.
Mögt Euch nun ergötzen dran,
So habt Ihr doppelt wohlgethan.

Ebenso heiter und jugendfrisch ist Gotter's Antwort. Warum der Herausgeber meint, daß Manches in derselben von Goethe herrühren soll, sehen wir nicht recht ein.

Einen ganz andern Charakter tragen die Gedichte an Friederiken. Es sind die zarten, sinnigen Ergüsse eines liebenden Jünglingsherzens und namentlich Nr. 1, 2 und 4 der besten Goethe'schen Gedichten dieser (sie gehören in das Jahr 1776) und einer spätern Zeit würdig. Wir setzen Nr. 1 her.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friederike,
Dürft' ich nach dir zurück,
In Einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sahn die Sonne nimmer,
Und ich Friederiken nicht.

Bald geh ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist Alles Leben,
Es freudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir!

Die beiden Gedichte: „Dem Passavant- und Schübler'schen Brautpaare am 25. Juli 1775" und „Das Bundeslied, einem jungen Paare gesungen von Vieren", waren schon bekannt, das erstere durch den vor mehren Jahren bei der goldenen Hochzeit jenes Paares gemachten Abdruck; das letztere steht in Goethe's Werken, Bd. 1, S. 130, enthält jedoch hier mehre wesentliche Abweichungen. Zwei Mottos zu „Werther's Leiden" befinden sich nur auf den Titelblättern der zweiten Ausgabe jenes Romans (Leipzig 1774).

Fast die ganze zweite Hälfte des Büchleins ist mit Auszügen aus Briefen Goethe's von den J. 1768—75 angefüllt. Hr. Döring hat uns nicht gesagt, woher er diese Briefe entlehnt hat und an welche Personen sie gerichtet sind. Man würde dies aber um so lieber wissen, da die Briefe viel Interessantes enthalten und uns tiefe Blicke in Goethe's stürmendes und brausendes Gemüth thun lassen. Bald schreibt er höchst unzufrieden mit sich selbst, klagt über sein verworrenes Leben und das unselige Schicksal, das ihm keinen Mittelzustand erlauben will, schwärmt für Lili, will nicht im Zimmer bleiben, sondern nur in freier Luft umherschweifen; bald schimpft er auf die Menschen und freut sich doch wieder an den guten Seelen, die ihn nicht vorbeigehen, bald erwartet er einen neuen Rock vom Schneider, „grau mit blauer Bordure, den er sich in Lyon hat sticken lassen", mit mehr Ungeduld als die Bekanntschaft eines Mannes von Geist, der sich hat anmelden lassen. Wieland steht erst sehr hoch, dann schmäht er den „Trödelkrämer Mercurius" tüchtig und berichtet, er habe gegen Wieland eine schändliche Farce drucken lassen. Klopstock, Herder, Lavater, Öser werden gepriesen, auch seiner eigenen Arbeiten, des „Werther", „Clavigo", „Götz", gedacht, des „Werther" nicht ohne Verdruß über die Gegner. „Ich bin des Ausgrabens und Scelrens meines armen Werther so satt. Wo ich in eine Stube komme, find' ich das berliner Hundezeug; der Eine schilt darauf, der Andere lobt's, der Dritte sagt, es geht doch an; und so hetzt mich Einer wie der Andere." Der letzte Brief vom 8. Oct. 1775 berichtet, daß er mit dem Herzoge Karl August nach Weimar gehe.

Was im Anhange über die Geschichte des jungen Werther aus einem 1775 zu Frankfurt und Leipzig gedruckten Buche zur Berichtigung vom Verf. angeführt ist, wird für Viele nicht ohne Interesse sein und erhält Bestätigung durch die Mittheilungen eines alten Wetzlarers in den „Rheinischen Provinzialblättern" von 1839, Nr. 14, 15, 40 u. 41, aus denen auch Einiges in Nr. 138 d. Bl. angeführt worden ist. L.

Literarische Notizen.

Von der Cousin'schen Übersetzung der „Geschichte der Philosophie" von Tennemann ist soeben die zweite Auflage erschienen, verbessert und ergänzt durch die Einschaltungen und Verbesserungen, welche die fünfte deutsche Ausgabe enthält. Ferner erschien, aus dem Englischen des H. Hallam von Alph. Borghord übertragen: „Histoire de la littérature de l'Europe pendant les 15ième, 16ième et 17ième siècles", und von Littré's Übersetzung des „Lebens Jesu" von Strauß der zweite Band. Unter den Werken politischen Inhalts machen wir aufmerksam auf J. Delbousquet's Schrift: „De la politique de M. Molé et de M. Thiers sur la question d'Espagne". Zur Einweihung ungläubiger Gemüther in die Geheimnisse des constitutionnellen Lebens dient ein „Petit catéchisme constitutionnel ou théorie du gouvernement représentatif mise à la portée de tout le monde". Von der bekannten Schrift des Dr. Réveillé-Parisset: „Physiologie et hygiène des hommes livrés aux tra-

Digitized by Google

vaux de l'esprit ou recherches sur le physique et le moral, les habitudes, les maladies et le régime des gens de lettres, artistes, savant, hommes d'état, jurisconsultes etc.", erschien die dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Unter den neuen zum Theil bereits erschienenen, zum Theil unter der Presse befindlichen Romanen nennen wir: „La noblesse de province", vom Grafen de Viel Castel; „Les ailes d'Icare", von Th. de Bernard; „Le docteur Herbeau", von J. Sandeau; „Le bouquet de la reine", historischer Roman von A. de Bast; „Yva ou la prisonnière du chateau", von Madame Decomo, ein artiger Roman, wie es in der Buchhändleranzeige heißt, der durch seinen reizenden Styl und reine Sittlichkeit wohl geeignet ist, die Herzen junger Personen zu unterrichten und anzusprechen. Von Roguiat dem Ältern erschien ein „Essai d'une philosophie sans système, ou inductions philosophiques d'après des faits généraux et non contestés" in zwei Bänden.

Th. de Villemarqué beschäftigt sich mit der Herausgabe eines höchst interessanten Werkes, einer Sammlung von bretagnischen Volksliedern seit dem 6. Jahrhunderte bis auf unsere Zeit, die er selbst aus dem Munde der bretagnischen Bauern gesammelt hat. Druidenthum, Mythologie, nationale Geschichte, Lehnswesen, Ritterthum, häusliches und öffentliches Leben, alles Das klingt in diesen Liedern wieder. Das mit einer Übersetzung in Prosa, mit Notizen, Erklärungen und Originalmelodien versehene Werk wird von einem Versuche über die Literatur der Bretagne eingeleitet, von welchem Fauriel behauptete, daß er nicht blos von französischem, sondern selbst von europäischem Interesse sei. A. Thierry theilte ein Stück daraus in der neuen Ausgabe seiner Schrift über die Eroberung Englands durch die Normänner mit und schrieb darüber an Hrn. Villemarqué: „„Ich verfehle nicht, auszusprechen, wie schön ich ihre bretagnischen Lieder finde. Hr. Victor Hugo, der davon drei Proben sah, bewundert sie fast nicht weniger als ich."" 108.

Bibliographie.

Beleuchtung der Vorurtheile wider die katholische Kirche. Von einem protestantischen Laien. 1ster Bd. 1ste Abth. 2te, ganz umgearbeitete, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. — Auch u. d. T.: Glaubenseinheit, als Grundlehre des Christenthums, in Bezug auf ältere und neuere Häresien. Von einem protestantischen Laien. Gr. 8. Luzern, Gebr. Räber. 16 Gr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1840. Herausgegeben von A. Schreiber. 25ster Jahrg. Neue Folge 17ter Jahrg. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 8 Gr.

Creizenach, Th., Dichtungen. Gr. 12. Manheim, Hoff. 20 Gr.

Davis, J. F., China, oder allgemeine Beschreibung der Sitten und Gebräuche, der Regierungsverfassung, der Gesetze, Religion, Wissenschaften, Literatur, Naturerzeugnisse, Künste, Fabriken und des Handels der Chinesen. Deutsch von *F. Wesenfeld*. 2 Theile. Illustriet mit 55 Holzschnitten. Gr. 8. Magdeburg, Creutz. 6 Thlr.

Decken, Fr. Graf von der, Beiträge zur hanoverschen Geschichte, unter der Regierung Herzogs Georg Wilhelm. 1649—65. 1ster Beitrag. 8. Hanover, Hahn. 18 Gr.

Ehrensberger, W., Der Gewaltsherr von Lucca. Erzählung aus den Tagen Ludwigs des Baiern. Gr. 8. Amsberg, Lämmermann. 14 Gr.

Grotefend, C. L., Die Münzen der griechischen, parthischen und indoskythischen Könige von Baktrien und den Ländern am Indus. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Hanover, Hahn. 20 Gr.

Hoist, A. F., Predigten. Ein Vermächtniß an seine Gemeinden. Gr. 8. Berlin, Reimer. 22 Gr.

Jäger, A., Neuestes Gemälde von London. Ein Wegweiser durch die englische Hauptstadt. 2 Bde. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 3 Thlr.

Knigge, A. Freih., Die Reise nach Braunschweig. Komischer Roman. 7te Auflage, herausgegeben vom Enkel des Verfassers. Mit 36 Skizzen von G. Osterwald. Brit 8. Hanover, Hahn. 2 Thlr. 16 Gr.

Krüger, E., Zeittafeln der neuesten Geschichte. (Von 1830—38.) Fol. Emden. 8 Gr.

Link, H. F., Propyläen der Naturkunde. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Propyläen der Naturgeschichte von H. F. Link. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 20 Gr.

Müller, J. G. A., Blasteia. Elegische, lyrische und erotische Gedichte eines Erblindeten. Gr. 12. Heiligenstadt 1838. 10 Gr.

Rante auf der Berlin-Potsdamer-Eisenbahn. 1stes Heft. 8. Berlin, Kleemann. 6 Gr.

Paulus, H. E. G., Motivirtes Votum über die wegen eines Altenburgischen Consistorialrescripts zwischen biblischem Rationalismus, Pietismus und Separatismus entstandenen Streitigkeiten. Nebst einem Friedensantrag: wie — durch Erhebung der christlichen Pflichtenlehre über das Dogmatische — aller Dogmenstreit gehoben werden könnte und sollte! Dem hohen Ministerium zu Altenburg ehrerbietigst dargelegt. Gr. 8. Manheim, Hoff. 20 Gr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1840. Herausgegeben von Th. Hell. 29ster Jahrg. Mit Stahlstichen. 16. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Riedel, K., Peter Schlemiel und sein Sohn, ein Zeit- und Charakterbild aus den Landen Bimbam und Bivbav. Gr. 8. Frankfurt. 1 Thlr.

Rintel, C. G. R., Vertheidigung des Erzbischofs von Gnesen und Posen, Martin von Dunin. Gr. 8. Würzburg, Stahel. 1 Thlr.

Roon, A. v., Die iberische Halbinsel, eine Monographie aus dem Gesichtspunkte des Militairs. 1ste Abtheilung. Das Kriegstheater zwischen dem Ebro und den Pyrenäen. Gr. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 14 Gr.

Sawitri. Eine indische Dichtung. Aus den Sanskrit übersetzt von *Joseph Merkel*. Gr. 12. Aschaffenburg, Pergay. 10 Gr.

Smitt, Fr. v., Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges in den Jahren 1830 und 1831. Nach authentischen Quellen dargestellt. 2 Theile. Mit Schlachtplänen. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 6 Thlr.

Steppes, A., Griseldis. Romanze. Nach Fr. Halm's gleichnamigem Drama. 16. Darmstadt, Pabst. 6 Gr.

— — Kleines dramatisches Herbarium besonders für Privatbühnen. Inhalt: 1) Eine Familie zu Luther's Zeiten. 2) Das Mädchen aus der Fremde. 3) Homöopathie. — Auch u. d. T.: Eine Familie zu Luther's Zeiten. Tragödie in Einem Act von C. Delavigne, metrisch bearbeitet von Dr. A. Steppes. — Das Mädchen aus der Fremde. Dramatische Arabeske in 1 Act nach Saphir. — Homöopathie. Lustspiel in 1 Act. Nach dem Französischen des *Fournier* und *Bieville* frei bearbeitet. 16. Darmstadt, Pabst. 16 Gr.

Sugenheim, S., Staatsleben des Klerus im Mittelalter. 1ster Bd. Gr. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 20 Gr.

Suur, H., Geschichte der ehemaligen Klöster in der Provinz Ostfriesland. Ein Versuch. Gr. 8. Emden, Rakebrand. 1 Thlr.

Tuttolasso's Wanderungen durch Deutschland, Polen, Ungarn und Griechenland im Jahre 1836. 8. Stuttgart, Verlag der Classiker. 2 Thlr.

Uechtritz, Fr. v., Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. 1ster Bd. 8. Düsseldorf, Schreiner. 2 Thlr.

Wagner's kleine Schriften herausgegeben von Ph. L. Adam. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Strahlen deutscher Weltanschauung. II. Gr. 8. Ulm, Stettin. 1 Thlr. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 241. — 29. August 1839.

„Ernest", das Chartisten-Epos.

Eine durch ihren Zeitstoff wie durch den poetischen Genius, der sich in ihr ausspricht, hoch interessante dichterische Erscheinung ist das als Manuscript gedruckte Epos: „Ernest, or political regeneration, in twelve books" (London 1839). Das Juliheft des „Monthly magazine" gibt uns glücklicherweise Gelegenheit, auch unsere deutschen Leser mit Stoff, Inhalt und Form dieses durch Gewalt der Sprache, treffliche Malerei, überaus großen Reichthum an schönen und kräftigen Bildern und politische Bedeutsamkeit ausgezeichneten Gedichts näher bekannt zu machen. Das genannte, in seinen politischen Ansichten höchst gemäßigte und den physical force-men durchaus abgesagte Review erkennt in einem langen, an Auszügen reichen Artikel den hohen Werth des Gedichts vollkommen an und stellt den Dichter, dessen Tendenzen es natürlich nicht gelten läßt, neben Milton, Dante und Shakspeare, ja, es hält den Verf. für einen so eminenten Geist, daß es denselben auffodert, sich ihm an irgend einem Orte und zu irgend einer Zeit zu einer Discussion zu stellen; zu einer Discussion über die Frage, ob in Bezug auf Bestimmung und Fortschritt der Menschheit den Grundsätzen der moral oder denen der physical force-men der Vorzug gebühre. Höchst bedeutungsvoll charakterisirt sich dieses Chartisten-Epos durch den durchaus religiösen Unterbau, auf dem es sich erhebt: die Sprache nimmt oft biblischen Schwung und der Dichter behauptet, daß eine sociale Umwälzung ohne religiöse Grundlage und religiösgesinnte Führer der Bewegung ein Werk der Tollheit sein würde. Deutschland kann sich zu dem Epos „Ernst", das freilich durch seinen poetischen Werth auf eine allgemeinere Bedeutung Anspruch hat, sonst aber ganz und gar den eigenthümlichen Verhältnissen Englands seine Entstehung verdankt, ganz objectiv verhalten. Die Localitäten und Personen sind durchaus englisch; aber der Verf. hat, um die unmittelbare Absicht des Gedichts zu verhüllen, für die Personen deutsche Namen gewählt. Deutschland hat aber weder einen Herrn v. Linsingen, noch einen Arthur Herrmann, noch einen Friedrich Heß; sie sind echt britische Chartisten, und in der Figur des Christoph Ernst ist sogar eine bestimmte Person portraitirt, Sir William Courtenay, der sich durch die in Kent von ihm hervorgerufenen Wirren berüchtigt machte und die religiös-fanatische Seite der Chartistensache repräsentirte. Wir halten uns genau an den Bericht des „Review", welches uns nur darin dem Dichter zu viel zu thun scheint, daß es ihn für alle jene Ausbrüche der fanatischen Volkswuth, welche der Dichter in seiner objectiven Stellung zum Gedicht seinen Personen in den Mund legt, verantwortlich machen will.

Obgleich der Dichter, beginnt der Berichterstatter, von den äußersten Principien ausgeht, so müssen wir ihm doch einräumen, daß er ein Dichter vom höchsten Range und tiefster Frömmigkeit ist. Was Shelley im republikanischen Versstyle leistete, vernichtete er durch seinen eingestandenen, wenn auch falsch benannten Atheismus; indem er den Titel eines Atheisten annahm, zerstörte er den Einfluß seiner Dichtungen und verdammte sich selbst; aber der Verf. des „Ernst" ist in seinen politischen Ansichten durchaus Milton's Nachbarkind. Er irrt wie Milton, wenn er erwartet, daß ein nacktes Princip in der socialen Welt zur Ausführung kommen könne, und daß es einer Gesellschaft möglich sei, ungestraft und ohne Schaden zu ihren ersten ursprünglichen Elementen zurückzukehren. Aus einer solchen Zersetzung könnte Tod nur, nicht Leben erfolgen. Und selbst wenn wir zugeben wollten, daß in Gesellschaften wie in Individuen die Seele die Auflösung des Körpers überlebt, so behaupten wir doch, daß sie wenigstens nicht *denselben* Körper wieder beleben werde. Sie wird entweder als ein getrennter Geist fortbestehen, oder, wenn die Seelenwanderung physisches Gesetz sein sollte, ein anderes Volk in einem andern Lande, aber nicht das Volk in demjenigen Lande, welches sie einmal verlassen, wieder beleben. Jede Organisation ist das Resultat des Lebens und die Zusammensetzung der Gesellschaft, wie wir sie haben, das Resultat eines specifischen Lebens; wenn einmal aufgelöst, kann keine Reconstitution stattfinden, denn das Leben überlebt eine Organisation nicht als Resultat, sondern geht ihr voran und durchdringt sie in allen Theilen als ein Ursächliches. Damit ein organisirter socialer Körper wachse und sich entwickele, sind Zeitalter erforderlich; kein Volk, zu keiner Zeit, hat die Macht, einen neuen gesellschaftlichen Körper in einem Tage, einer Woche, einem Monat oder einem Jahre hervorzubringen, blos durch die Kraft des Willens oder durch die Promulgation eines Beschlusses. Gesetzgebende Versammlungen, ob gewöhnliche oder außergewöhnliche, ob alte Parlamente oder neue Na-

Digitized by Google

tionalconvente, ſind nur Theile des Körpers, nicht ſeine Seele, noch weniger ſeine Schöpfer. Wenn aber der Verf. des „Ernſt" wie Milton irrt, ſo iſt er auch wie dieſer ein Dichter und Gottbegeiſterter ſo gut als ein Republikaner. Er iſt zugleich ein vortrefflicher Dichter im Zarten und Idylliſchen, in der genreartigen Ausmalung häuslicher Scenen, in landſchaftlichen Partien; er hat, ſo todtſchlägeriſch zu ſein er ſich auch zuweilen den Anſchein gibt, viel tiefes Gemüth und Gemüthlichkeit, ein warmes, leicht entzündbares Herz, welches ihm wie jedem Edeln aufflammt gegenüber jenen furchtbaren Gegenſätzen der modernen Geſellſchaft. Denn wenn etwas die Umtriebe der Chartiſten zu entſchuldigen vermag, ſo iſt es wol ihr eigener, oft furchtbarer Nothſtand, indem ſie oft das nackte Leben mit den anſtrengendſten Arbeiten kaum zu friſten vermögen, während Üppigkeit und Müßiggang ihnen gegenüber die Herren ſpielen, ihr Loos in den Händen der Fabrikeigenthümer ruht, Boden und Reichthum auf das ungleichſte vertheilt ſind und das Geſetz nur Nachſicht gegen die Vornehmen und Reichen übt, gegen ſie ſelbſt aber unerbittlich ſtreng iſt. Gewaltſamer Druck von oben erzeugt gewaltſamen Gegendruck von unten; ſo gegenwärtig in England. Man iſt ſeltſam verblendet, und nicht einmal das einfachſte Mittel, eine beſſere Volkserziehung, wendet man an, um das Grundübel zu heilen. Bei dem gediegenen Sinne der Briten, auch der gemeinen, wäre es hinlänglich, wenn man nur den guten Willen ſähe; aber ſelbſt dieſer fehlt. Dieſen Nothſtand des Landes kennt der Verf. des „Ernſt" genau: er iſt in den Hütten des Volks geweſen, er hat ſich am Herde der Armuth und des Hungers niedergelaſſen, er hat ſie um ſich klagen, weinen und verzweifeln geſehen, und mit den Thränen und der Wuth des Volkes hat er ſein Chartiſtenepos niedergeſchrieben.

Folgendes, ſo weit ihn die vom „Monthly magazine" mitgetheilten Auszüge erkennen laſſen, iſt der Inhalt des Gedichts. Es eröffnet ſich mit Friedrich Heß, der in einer Sturmnacht über die Hügel heimwärts zieht. In ſeiner Hütte angekommen, drückt er gegen ſein Weib und Lucy, ſeine Tochter, ſeinen Unwillen aus, daß, wie er gehört, der Paſtor des Kirchſpiels ſein Mandat in das Dorf geſchickt habe, wodurch er den Zehnten einfodere; wer ſich weigere, ſolle gerichtlich belangt werden. Lucy, die Tochter, wird von Arthur Herrmann geliebt; aber die jungen Leute ſind zu arm, um an eine Heirath denken zu können. Bei dieſer Gelegenheit wird uns Arthur Herrmann's Geſchichte erzählt. In ſeiner Geſtalt, heißt es, ſprach ſich weder Kraft noch Schönheit aus; ein alter Schulmeiſter, welcher erſt Bauer geweſen, galt als ſein Vater; ſpäter ergibt ſich jedoch, daß Arthur Herrmann ein Findling und ſein eigentlicher Name Ernſt war. Arthur Herrmann findet einen Freund an dem Sohne eines Squire, kann ſich aber mit der dünkelhaften Familie nicht lange vertragen und verläßt ſie plötzlich, nachdem es zwiſchen den beiden jungen Freunden bis zu Fauſtſchlägen gekommen. Ein Verwandter ſeines angeblichen Vaters, der Eigenthümer eines Bücherladens in einer ausgehungerten Marktſtadt, fühlt mit dem herumſchweifenden Herrmann Mitleid und nimmt ihn als Diener in ſeinen Laden auf, in der Hoffnung, daß er nach ſeinem Tode an Herrmann einen Nachfolger in ſeinem Geſchäfte finden werde. Der junge Mann macht aus dem kleinen Buchladen eine Mönchszelle, indem er ſich bis zum Übermaß mit der Lecture der vorhandenen Bücher beſchäftigt. So tritt er, in den umgebenden Bergen Natur und in dem Laden Bücher ſtudirend, hier und da zu Zeiten als Prediger auf.

Er zündete ſeine Fackel am Himmel an, und mit dieſer Fackel entzündete er alle Herzen; er verſammelte erſt Einige, dann Mehre um ſich, eine kleine, aber aufmerkſame Zuhörerſchaft, welche bei ihm in ihrem Elende Troſt ſuchte und fand; denn ſeine Worte waren eine warme und glorreiche Flut und voll Urſprünglichkeit und Naturkraft, und wie das Licht in ſeiner Seele leuchtete, ſo theilte er es wieder aus, rein, wie es von Gott kam, alle Künſtelei beſchämend, wie die Sonne die übrigen Lichter beſchämt.

Was Friedrich Heß betrifft, ſo war dieſer in ſeiner Jugend ein Verſchwender, begann aber die Folgen ſeiner Thorheit um ſo nachdrücklicher zu fühlen, da ihm auch das Geſetz übel mitſpielte. Das Gütchen, was er bearbeitete, war ein väterliches Erbe und köſtlich nahe am Pfarrhofe gelegen, deſſen Inſaſſe auf Vermehrung und Erhaltung ſeiner Grundſtücke ſo ängſtlich bedacht war, daß er einmal einen Fußpfad, welcher ſich durch ſie hinwand und bis dahin öffentlich geweſen war, durch ein Gitter verſperrte. Dieſes Gitter wird von einem Haufen von Hitzköpfen unter der Leitung des Friedrich Heß zertrümmert. Der Pachthof des Letztern war durch den Gebrauch von jedem Zehnten frei, von jenem Tribut, „welcher dem Antichriſt bezahlt wird, obgleich er für Gott beſtimmt iſt". Der Pfarrer foderte nun aus Rache von Heß die Documente, wodurch er die Zehntenfreiheit ſeines Pachthofes beweiſen könne; aber Heß hatte keine Beweiſe für ſich, ſondern nur den alten Gebrauch, der von dem alten Ahnherrn bis zum Enkel, und ohne Einſprache bisher, ſich vererbt hatte. Friedrich Heß verließ ſich auf die Gerechtigkeit und ſuchte Sicherheit beim Geſetz, „Gnade bei der Hölle", und er bewaffnete ſich mit dem Geſetze, „einer ſo ſchneidenden Rüſtung, daß er darunter verkrüppelte", und er hätte dergeſtalt, gepufft, dieſe Rüſtung des Geſetzes, die ihn verwundete, ſtatt zu vertheidigen, gern von ſich geſchüttelt; aber, wie es weiter ſehr ſchön in den Zornworten des Mannes heißt:

„Tod und Höll'! es hing
So feſt an mir wie ein vergiftet Hemde,
Und nur mit meinem Fleiſche riß es ab
Und ließ mich nackt bis auf die Knochen. Fort
War mein Vermögen da, in alle Winde
Zerſtreut! und weggefegt mein Sein von dieſes
Gebenedeiten Landes Oberfläche,
Das mich vordem gebar! und ich verbettelt
Bis auf die Lumpen! Wüſte tag mein Haus,
Und hätte mein Geſchick den Lauf vollendet,
Wie ihm das Bett gegraben war, ſo wären
Die Söhne Diebe jetzt und feile Dirnen
Die Töchter!"

Für das Geſetz findet der Dichter überhaupt die bezeichnendſten Gleichniſſe, und er kann deren nicht genug aufſammeln. Bald erſcheint es ihm wie eine „Maſchine, wie

Digitized by Google

jener monströse indische Wagen, welcher sich nur bewegt, um jene unglücklichen gefühllosen Schwärmer, die sich ihm in heiligem Eifer vor die Räder werfen, zu zermalmen", bald wie ein „mörderischer Stacheiball, welcher die Hand Dessen, der sich ihm anvertraut, noch schmerzlicher verwundet als das Unrecht, das er erlitten", bald wie eine „feine und scharfe Schlinge aus Draht" u. s. f.

Darauf eingekerkert, später mit ruinirtem Glücks- und Gesundheitszustande aus dem Gefängnisse entlassen, beginnt Heß ein herumschweifendes Leben, nährt seinen rastlosen Geist mit der Lecture revolutionnairer Schriften und findet sich endlich in seinem Heimatorte wieder. Hier die kraftvollen Worte, in denen sich sein Zorn austobt:

„Das Schicksal hetzte mich
Bis hier zu diesem letzten armen Halt,
Dem Heimatskern; hier hat's mich festgewurzelt.
Sieh, was es mir gelassen! — Kommt nun,
Was will! Mein Erbfeind ist's! Bis in den Tod
Verfolgt es mich mit räukevollem Haß!
Doch merke dies: es trifft mich fürder nicht mehr
Am Hausherd an; so helfe mir der Himmel!
Mein Haus lass' ich den Ratten, und ich schreite
Fürbaß, mich kriegrisch kühn mit ihm zu messen
An einem Ort, wo es mich nicht erwartet.
Ich rang mit dem Gesetz, das mich zum Fall
Heimtückisch hat gebracht, doch so nicht, wie
Einst mit dem Patriarchen that der Engel,
Daß es die Sehnen mir verrenkte; nein!
Mit nackter Kraft warf das Gesetz mich nieder,
Mit nackter Kraft denk' ich mich aufzuraffen.
Sieh denn! hier steh' ich, eine flammende
Thatkraft, vor dir! Und mag der Athem auch
Des Glücks nicht mehr mit meinem Segel tändeln,
Soll Sturm der Leidenschaft und stolzer Haß
Mich weiter sputen, in so hohem Schwall,
Daß ich die Bänk' und Wehera übermeistre,
Die alter Brauch und alte Nichtigkeit
Hier aufgesammelt, um den freien Weg
Uns zu versperren — jenen ganzen Wust,
Den man Gesetz nennt."

Die Art, wie Friedrich Heß's Unterhaltung auf Arthur's Gemüth wirkt und wie Liebe und Vernunft in seinem Busen streiten, ist mit einer Geschicklichkeit von dem Dichter dargestellt, welche ihn als einen mit den Springfedern menschlicher Leidenschaften und Charaktere wohlvertrauten Menschenbeobachter erkennen läßt. Weiterhin tritt ein Graf Linsingen auf, welcher sich ebenfalls um Lucy Heß bewirbt und in seinen Liebesanträgen glücklich ist. Linsingen ist von Herzen Demokrat, als Knabe schon einfach („simple as is the simplest shepherd's boy"), bildete er später seinen Demokratismus und seine Verachtung des Adels theoretisch aus und behielt seinen Hang zum Volke bei, sodaß er sich zuletzt von seinen Standesgenossen und seiner Familie ganz lossagte. Seine Gesinnung machte ihn seiner Familie verhaßt, und seine nächsten Verwandten behandelten ihn, „als wäre ihr gemeinsames Blut nur Wasser aus einer gemeinsamen Pfütze". In der Bitterkeit seines Herzens war es sein heißester Wunsch, den Adel vollständig zu nivelliren und ihn vor aller Welt so nackt und blos hinzustellen, wie er ihm selbst erschien. In diesem Kampfe rieb sich sein Vermögen auf, und das kleine Gütchen, von dem er kärglich lebte, war nichts als ein Wrack, ein Stück Ruine. Dieser Graf wird ein neuer Gewinn für die Sache der Chartisten. Der englische Kritiker bemerkt mit Recht, daß die Personen, welche in diesem Gedichte auftreten, doch alle ein wenig anrüchig sind; sie haben Alle unter dem Gesetze gelitten, sie handeln und denken leidenschaftlich, sie suchen sich zu rächen, sie tragen religiöse Ansichten zur Schau; aber es fehlt ihnen an eigentlich moralischen Principien, an der Würde und Größe des echten Republikanismus. Es hätte dem Verf. belieben sollen, auch Charaktere aufzustellen, welche nur für die Sache selbst, nicht durch irgend einen individuellen Antrieb bewogen, sich begeistern und handeln, aus reiner Überzeugung, in der Welt hoch, glücklich und sicher gestellt. Indeß dient ihm zur Entschuldigung, daß ihm vor Allem daran lag, den betrübenden Einfluß einer corrumpirten Gesetzverfassung auf die Gemüther wie auf die äußere Lebenslage seiner Personen darzustellen. Auch befindet sich Linsingen später wirklich im glücklichsten Besitzstande, ohne daß er seine frühere Meinung über die Verderbniß unsers socialen Zustandes ändert.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Schweden.

Seit Anfang dieses Jahres gibt der schwedische Literaturverein eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Mimer. Månadsskrift för Litteratur, Historia, Philosophi och Statskunskap", zu Upsala heraus, welche das Schöne, Wahre und Gute kräftig zu fördern verspricht. Die vier ersten Hefte davon für die Monate Januar, Februar, März und April sind schon erschienen und enthalten theils Gedichte, worunter viele sehr schöne sich befinden, theils Recensionen, theils Abhandlungen von wahrhaft wissenschaftlichem Werthe. So hat der als Dichter und Philosoph im Vaterlande und auch im Auslande rühmlich bekannte Prof. Atterbom in den beiden ersten Heft dieser Zeitschrift außer mehren Gedichten in zwei Artikeln einen „Beitrag zur Religionsphilosophie und Mythologie" gegeben, welcher studirt zu werden verdient. Unter dieser gemeinsamen Überschrift gedenkt der Verf., so bald und so oft die Umstände es erlauben, verschiedene kleinere, nahe unter sich zusammenhängende Artikel, deren Inhalt die Wahl der Überschrift hinlänglich erklären wird, zu liefern. Vor einigen Jahren gab der Verf. den ersten Theil eines größern philosophischen Werks heraus. Die in „Mimer" mitgetheilten Aufsätze sind Bruchstücke aus dem künftig erscheinenden zweiten Theile der eben gedachten Arbeit. Schon 1835 wurde das Stück, an welches die hier mitgetheilten sich unmittelbar anschließen, unter dem Titel: „Einleitung zu dem System der Philosophie", öffentlich bekannt gemacht.*) Nach dem daselbst angedeuteten Plane sollte in diesem zweiten Theile die speculative Darlegung des Theismus weiter vorbereitet werden durch eine historische, welche die hauptsächlichsten Urkunden des Theismus umfassen würde, um dadurch nicht allein die wissenschaftlichen Hauptformen dieser Vorstellungsweise, sondern auch die vorhergehenden religiösen in ein richtiges Licht zu stellen; aus dem Grunde, weil durch diese die erstgenannten eingeleitet und in wesentlichem Maße vorbereitet worden sind. Allein das richtige, das volle Licht über den Theismus sämmtliche Entwicklungen, Verzweigungen und Ausartungen wird nur in dem Maße gewonnen, in welchem die Betrachtung den Standpunkt, dem das Innerste alles Theismus sich aufthut, zu finden und unverrückt festzuhalten vermag. Erst bei solchem Lichte wird

*) In der Zeitschrift „Skandia", Bd. 6, Heft 11.

Digitized by Google

es mit befriedigender Klarheit sichtbar, woher die verschiedenen Richtungen, aus denen die ungleichen Gestalten theils der unverfälschten Entwickelung, theils der Entartung entstanden, herzuleiten sind. Erst dann können wir vollkommen einsehen, daß und wie die vornehmsten dieser Richtungen von einem gewissen Zusammentreffen innerer und äußerer Veranlassungen, nothwendig enthalten in gewissen uralten Verschiedenheiten von Seelenstimmungen, Naturumgebungen und Socialverhältnissen, auslaufen; gleichwie, daß und wie diese Richtungen sich sodann selbst innerhalb des wissenschaftlichen Denkens fortsetzen und da mit den urältesten gleichgearteten zuwegebringen, wiewol hervorgegangen aus dem eigenen Schoose dieses Denkens durch eine verfeinernde (oft auch verdünnende) Begriffsthätigkeit. Aber die ursprünglichen Gestalten von den Ausartungen des Theismus — d. h. von dessen Verwandelungen zu etwas Anderm — finden wir blos in dem Gebiete, dessen Inhalt man gewöhnlich mit dem Namen Mythe und Mythologie bezeichnet, wieder. In philosophischer Hinsicht sind diese mythischen Weltansichten, außer durch so vieles Andere, vor Allem dadurch merkwürdig, daß sie in einer von tiefer Poesie symbolisirten Naturanschauung auf einmal die ältesten Überbleibsel von den patriarchalischen Überlieferungen des ursprünglichen Theismus und die ältesten Anfänge der Speculation oder der Philosophie und Wissenschaft zeigen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bieten sie uns das erfreuliche Schauspiel dar, daß, was von seiner einen Seite als Entartung angesehen werden muß, gleichwol von seiner andern Seite die Möglichkeit einer neuen Art von Einsicht, einer neuen Art von endlich zum Wahren hinführender Veredelung in sich faßt. In religiöser Hinsicht holen sie ihre vornehmste Merkwürdigkeit von dem Verhältnisse, worin sie zum Christenthum und zu dessen Einleitung, dem Judenthume, stehen; ein Verhältniß, dessen klare und vollständige Auseinandersetzung die höchste Aufgabe der echten mythologischen Forschung ist. Denn sie schließen sämmtlich, jede auf ihre Weise (und einige auf eine in Erstaunen setzende Weise), ein aufbewahrtes und auf dem Wege der Phantasie weiter ausgebildetes Maß von einer aus uralten theistischen Grundvorstellungen fortgepflanzten Wahrheit ein. Daher können sie, so vermischt, ja nicht selten entstellt dieser ihr Antheil auch sein mag, damit das Licht, welches sich vom Mittelpunkte des Theismus über sie verbreitet, dadurch vergelten, daß sie sowol über dessen früheste als dessen spätere Offenbarungen eine mehrfache Beleuchtung zurückwerfen. Der erste im Januarheft befindliche Artikel vom Prof. Atterbom ist überschrieben: „Geschichte der Philosophie"; der zweite, im Februarheft vorkommende: „Die älteste Tradition", womit die Mosaische gemeint ist. In einem der folgenden Hefte wird er auch einen Artikel über die Eddalehre liefern.

Von Interesse für Freunde der Länder- und Völkerkunde ist folgende Schrift: „Det Brittiska Riket i Ostindien" (Stockholm 1839). Der Verf., Hr. Graf M. Björnstjerna, welcher wie Schwedens ehemalige Staatsmänner fortfährt, seine Mußestunden den Wissenschaften zu widmen, hat in dieser Arbeit mit raschen und lebendigen Zügen ein Gemälde entworfen, welches jeden Leser anziehen muß. Ihm ist gerade Das, was bei einer solchen Arbeit das Schwierigste zu sein scheint, vortrefflich gelungen, nämlich auf einer Tafel von geringem Umfange die mannichfaltigen und kolossalen Hauptgegenstände so darzustellen und zu gruppiren, daß sie in ihrem richtigen und gehörigen Lichte vor die Zuschauer hervortreten, ohne von Nebenfiguren verdunkelt zu sein, und ohne daß das Gemälde durch diesen Reichthum überladen und verworren wird. In dieser ersten Kunst der Composition ist er ein Meister: sein Blick ist scharf auf das Ziel gerichtet; mit taktischer Geschicklichkeit geht er unablässig vorwärts, und jeder Schritt ist ein Resultat. Sein Gemälde von Indien besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Stücken: das eine stellt die Urcivilisation dieses Landes, dessen Religionen, Philosophie und Literatur dar; das andere dessen neuere Geschichte, die Statistik des brittischen Reichs, aus allen seinen wichtigsten Gesichtspunkten betrachtet. Diese beiden Abtheilungen sind aber von sehr ungleichem Werthe: die letztere erfüllt alle Foderungen, welche man an eine in so engen Rahmen eingeschlossene Zeichnung machen kann; gewisse Capitel sind sogar mit unübertrefflicher Geschicklichkeit ausgeführt. Dasselbe läßt sich nicht von der ersten Abtheilung sagen. Der Verfasser befindet sich hier auf einem Felde, welches, schon an sich mit Klippen besäet, einen Compaß erfodert, Studien von dieser Seite der Alterthümer Indiens und eine sichere Kritik ihrer Quellen umfassend, welche er sich nicht angeschafft hat. Dem Verzeichniß gemäß, welches am Ende des Buchs mitgetheilt wird, hat er allerdings eine große Menge vortrefflicher Quellen, die außerhalb England nicht leicht zugänglich sind, zu seiner Disposition gehabt, und kaum vermißt man irgend eine hauptsächliche, außer einer: Ritter's „Erdkunde". Aber statt die besten und neuesten zu benutzen, hat der Verfasser sich nur zu oft von solchen Führern irre leiten zu lassen, welche zu einer Zeit geschrieben, wo die Kenntniß der Sanskrilliteratur noch in ihrem Entstehen war, und deren Hypothesen durch neuere Entdeckungen widerlegt worden sind. Ja, bowlt nicht zufrieden, hat er auf ihre abenteuerlichen Vermuthungen andere gestützt, welche nicht im Geringsten eine wissenschaftliche Prüfung aushalten.

Unter die bessern politischen Schriften, welche die im vorigen Jahre zu Stockholm vorgefallenen Unruhen veranlaßt haben, gehört folgende: „Upplösning ár icke Upplysning" (Upsala 1839), welche viel Licht über jene Begebenheiten verbreitet. Überhaupt ist eine politische Literatur gegenwärtig in Schweden im Entstehen, welche schon Schriften hervorgebracht hat, in denen man eine Sachkenntniß, eine Sicherheit der Ansichten, eine Stärke der Beweise und eine Gewandtheit der Darstellung findet, die man von einer so späten Geburt kaum hätte erwarten können. Ihre Richtung ist übrigens bis jetzt meistentheils pralemisch gewesen. 60.

Notiz.

Von dem Homerischen Epitheton der Morgenröthe: „*Rododáktylos*", bemerkte Greverus in seiner „Reise in Griechenland" (1839, S. 224), daß es der Dichter — aus der Luft gegriffen habe. Es zeigen sich nämlich manchmal nach dem Untergange und vor dem Aufgange der Sonne fünf blaßrothe, perpendicular vom Horizonte aufsteigende Streifen. Am Abende, sagt er, habe ich selbst sie gesehen, am Morgen war ich nicht so glücklich; auch sind sie da weniger deutlich. „Wie sollte auch", setzt Greverus hinzu, „der plastische moleriche Homer irgend ein Bild oder Epitheton nicht aus der Natur genommen haben! Glücklich Der, welcher sich in Muße und sorglos in Hellas damit beschäftigen könnte, die altgriechischen Dichter und die übrigen Classiker aus der hellenischen Natur zu erklären: welche Ernte von ungeahnten Entdeckungen wäre da noch zu machen!" Einen anderweiten Beleg für diese, schon von anderer Seite her ausgesprochene und bewährte Wahrheit gibt wenigstens Greverus auch noch insofern, als er S. 106 da, wo er die Ebene von Marathon besucht, das nach den Angaben der alten Schriftsteller unerklärliche Räthsel, wie die berühmte Schlacht auf der rings von Bergen eingeschlossenen, nur nach dem Meere hin offenen Ebene, die eine halbe, höchstens drei Viertel deutsche Meile lang und 4000 Schritte breit ist, habe stattfinden können, erklärt. Wir machen die Alterthumsfreunde auf diese Erklärung aufmerksam. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 242. — 30. August 1839.

„Ernest", das Chartisten-Epos.

(Beschluß aus Nr. 241.)

Ein Spaziertag, außer dem Thore von Linsingen, Arthur Herrmann, Lucy, den Ältern der Letztern und einem alten Harfner verlebt, ist im fünften und sechsten Buche vortrefflich beschrieben, ebenso ein Besuch in einer Fischerhütte, wo ein alter Schäfer die Nachricht bringt, daß der Schulmeister, der angebliche Vater Arthur Herrmann's, die Sache der Chartisten verrathen habe. Der Eindruck, den diese Nachricht auf Arthur Herrmann hervorbringt, ist so gewaltig, daß der milde und mädchengleiche Mann plötzlich wild und heftig wird. Linsingen redet hierauf die Menge an; aber er ist der Mittel, wodurch man auf das Volk wirkt, unkundig, wogegen Arthur Herrmann die Zuhörer durch den Sturm seiner Rede mit sich fortreißt. Man erhebt nun folgende, zum Theil schon anderweltig bekannte Beschlüsse zum Gesetz: Die Macht soll bei dem Volke, das Volk soll souverain sein; der Staat soll die Stelle des Pachtherrn einnehmen; es soll für öffentliche Schulen, Bibliotheken, Lesezimmer, Spaziergänge u. s. w. gesorgt sein; die bestehende Kirche soll umgestürzt und nach dem Plane der Independanten neu organisirt werden; alle Männer sollen Waffen tragen; das fremde Getreide — ein echt englisches Begehren — soll frei eingeführt, die Gesetzgebung vervollkommnet werden und die Stimmgebung allgemein und durch Kugelung sein u. s. f. Da nähern sich Policeisoldaten dem Orte der Handlung; aber ihr Anführer wird von Linsingen, den eben dieselbe Gerichtsperson früher beleidigt hatte, vom Pferde geworfen. Somit ist der Aufruhr begonnen. Ein Sturm treibt die Empörer nach ihren Häusern; aber er treibt auch einen Trupp anrückender Soldaten auseinander. In diesem Augenblicke des Triumphes ist es auch, wo Herrmann erkennt, daß seine Bewerbung um Lucy Heß vergeblich gewesen. Der Styl, in welchem Lucy's Mutter ihm den Abschied gibt, ist höchst charakteristisch und belustigend.

Dies das Ende des achten Buches. Eine neue Person tritt auf, Christoph Ernst, höchst anschaulich portraitirt, wie folgt:

Ein Mann, breit, hochgebeint und schwammig war's,
Ein mächt'ger Gliederwust, von roher Bindung,
Ganz unzusammenhängend — schlotternd war
Sein Gang, sein kräft'ges Ansehn Lügen strafend;
Gebunsen sein Gesicht, doch seltsam blaß,
Als würd' es nie von Lebensblut besucht,
Erdfahl vom Trunk, nur eine dumpfe Maske,
Die ohne Seele schien — so faß er da,
Gleichwie erdrückt von seiner eignen Last,
Zu schwer, um sie zu tragen, eingesunken
Und eingepfählt in Fleisch; des Lebens Licht
In ihm, in einem Punkt gesammelt, brannte
In seinem Auge, und dies Auge glich
Der Lampe, die durch dunst'gen Nebel flackert,
Und glänzte wunderbar. Auf seinem Rücken,
Wie auf der Mutter ein Zigeunerkind,
Hing schlotterig sein Kleid, ein bloßer Wulst,
Und struppig war sein Haar und wild geknotet
Wie Dickicht in der Wüste — so der Mann
Christopher Ernst.

Daß in diesen Zügen Sir William Courtenay geschildert sei, haben wir schon oben gesagt. Christoph Ernst hat eine Traumvision gehabt, und ein Engel des Herrn hat ihm verkündet, daß die Landlords aufhören müßten. Der Dichter erhebt sich hier ganz zu jener fanatisch biblischen Redeweise, wie sie solchen angeblich von Gott Inspirirten eigen sein mag, welche Blutvergießen predigen und das Wort des Herrn im Munde führen. So schließt die wüthende Rede des fanatischen Priesters die Chartistensache!

„Darum befehl' ich euch:
Zwingt diese Schufte, ihre Beute uns
Herauszugurgeln (to gorge up), käme sie auch nur
Zugleich mit ihres Lebens Blut heraus!
Dann schlagt sie auf ihr Haupt, sie und die Söhne,
Und aus den Knochen richtet eine Säule
Von Pyramidenhöhe auf, daß Allen sie
Ein Wunderzeichen sei. So rath' ich euch
Des Herren, mehr noch eures Besten wegen,
Erfüllt sein Wort, und sparet nicht zu schlagen,
Schlagt nur und sparet nicht! Und bitter sei
Verflucht, der nicht zu Hülfe kommt dem Herrn
Wider die Mächtigen! So warn' ich euch im Recht,
Wie mich mein Gott und mein Gewissen warnten —
Thut ihr das Eure!"

Also Vernichtung den Pachtherren, welche die Pächter auf „halbes Brot setzten — für zwei Laib, nur eines!" „Aber", wie es weiter heißt: „der ist ein Narr, der einen Staat mit einem andern Schrei als den der Religion herbeirufen will!" Wer denkt hier nicht an Barbès, welcher behauptete, daß die künftige Republik Frankreich hauptsächlich auf religiöser Grundlage erbaut werden solle? Ob Heuchelei, ob nicht — politischer Fanatismus mit religiösem vereint

war immer der gefahrdrohendste. Das religiöse Element zieht sich jetzt, da es in den glaubensleeren Gemüthern in den obern Classen keine Stätte mehr findet, in die untern zurück, nimmt eine verzerrte Form an und dient nun dem politischen Fanatismus als ein Mittel priesterlicher Weihe.

Das elfte Buch beginnt mit einer gewaltigen Apostrophe an die Kühnheit, „welche nur Hände und keine Zunge hat". Schon vorher hat uns der Dichter berichtet, daß die Yeomanry die Auslieferung des Herrmann, des Linsingen und Heß begehrt habe; aber man verweigerte sie, und Christoph Ernst fällt im Kampfe. Ein alter Harfner erklärt, er habe die Seelen der im Gefecht Erschlagenen aufsteigen gesehen zum Himmel. Man beschließt nun, das Schloß des Grafen Stolberg, dessen Körper todt auf dem Felde liegt, anzugreifen. Die Besatzung fällt der Volkswuth ein Opfer, und die Verschwörer beschließen nun, die Schmuggler an der Küste für ihre Sache zu gewinnen. Dieser Dienst ist für Linsingen bestimmt; er aber, wahrscheinlich von einer Anwandlung alten aristokratischen Schwindels erfaßt, weigert sich, der Fuß einer Unternehmung zu sein, deren Haupt er sei; der großmüthige Herrmann übernimmt den Auftrag, und es ergibt sich, daß er nicht der Sohn des Schulmeisters, sondern ein Sproß aus dem königlichen Stamme des Christopher Ernst ist. Linsingen, Lucy und ihr Vater fallen insgesammt als Opfer der insurrectionnellen Bewegung, die aber schon eine Revolution, keine Revolte mehr ist. Die Volkssache hat ihren Fortgang; man will Herrmann zum Könige ausrufen; da sich aber dieser nicht mehr blicken läßt, so beschließt man, fernerhin keinen König mehr anzuerkennen.

Folgende Stelle mag von dem Schwunge, welchen die Sprache im Originaltexte erreicht, ein Zeugniß sein; wir glauben nicht, daß sie in ihrer eigenthümlichen Kraft und ihrem rhythmischen Wechsel genügend in deutscher Übersetzung wiederzugeben ist.

Yes, hail to thee! my glorious mother-land,
For glorious shalt thou be!
Thou that hast borne this holy brother band,
All hail to thee!
Men shall look to thee from far,
As to some lone shining star,
Shining in the dead of night,
For a high and guiding light:
Now the patriot glow I feel;
Now I know the fervent zeal,
Never known or felt before,
Vassal'd as thou wert of yore;
For who in his most fond imaginings
Could love thee then?
O'erlorded by all cursed creeping things,
Instead of men?
Things that had crawl'd unto their height,
Thence to rule thee in the right
Of their fangs and poisonous power;
But, thanks to God, they have fulfill'd their hour.
Mother of freedom, yes, I greet thee now,
Thy travail o'er;
There beams a high-souled beauty from thy brow,
Was not before.
And ever brighter glance thy fountains,
And ever higher swell thy mountains,
And all for pride that thou art grown
To stand amid the world alone;
Stand alone, while others fall,
Bending to thee queen of all.
I greet thee with a kiss; and ye around,
Bare ye your feet, for this is holy ground;
And mark the spot, and set a sign thereon —
A sign of grace, to bide when ye are gone. 23.

Révolutions des peuples de l'Asie moyenne, et influence de leurs migrations sur l'état social de l'Europe, par *A. Jardot*. Zwei Bände. Paris 1839.

Seitdem der Orient dem modernen Europa zugänglich geworden und seine literarischen Schätze, den Reichthum seiner historischen Monumente und die Wunder seiner heutigen Bildungsform vor den erstaunten Blicken unsers Welttheils aufgeschlossen hat, das heißt seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, ist die endliche Lösung des Problems einer allgemeinen Culturgeschichte des Menschengeschlechts vorbereitet. Die Schriftdenkmale des europäischen Alterthums geben uns meistens nur Resultate, die den schaffenden Ursachen zu fern liegen, als daß diese durch die scharfsinnigste Conjecturalkritik mit einiger Sicherheit festgestellt werden könnten, und in den seltenen Fällen, wo die Überlieferung der europäischen Völker bis nahe zu den Anfängen ihres Lebens hinaufsteigt, sind ihre Mittheilungen dunkel und unbefriedigend, weil sie nur Aphorismen aus der Entwickelungsgeschichte unsers Geschlechts, gleichsam Familiennotizen, geben, welche der Ergänzung, der Erläuterung, der Sichtung durch die Vergleichung mit den Familienchroniken anderer Völker bedürfen und erst dann völlig verständlich werden, wenn man ihren Platz in der Gesammtbiographie der Menschheit ausfindig gemacht hat. Auch die in vieler Hinsicht kostbaren Bücher des einzigen asiatischen Volkes, dessen Geschichte wir früher kennen lernten, waren aus dem erwähnten Grunde lange nur ein dürftiges Hülfsmittel für die allgemeine historische Wissenschaft, die überdies durch kurzsichtige biblische Gelehrsamkeit und dogmatisches Vorurtheil lange Zeit auf die abenteuerlichsten Irrwege geführt wurde.

Das innere Asien, die Wiege unsers Geschlechts und der Sitz uralter Bildung, mußte durch Kriegszüge, Handelsunternehmungen und den wagenden Muth wißbegieriger Reisenden in den Bereich der europäischen Forschung gebracht werden, ehe ein heller Blick auf die Verwandtschaftsbande der Völker, den Zusammenhang ihrer Schicksale und das Ineinandergreifen der welthistorischen Ereignisse möglich war. Das Studium der asiatischen Literatur, nicht allein ihres Inhalts, sondern auch ihrer Schriftzeichen und grammatischen Beschaffenheit, das Studium indischer, persischer u. s. w. Bau- und anderer Kunstdenkmale, die vergleichende Ethnographie und die erweiterten geographischen Kenntnisse haben dem heutigen Geschichtsforscher ein unermeßliches und noch täglich wachsendes Material zu Gebote gestellt, aus dem der Bau der Wissenschaft der Welthistorie ohne Zweifel früher oder später in großartiger Einheit aufgeführt werden wird. In den unschätzbaren Arbeiten eines Hammer und Humboldt, in den Früchten der Gelehrsamkeit und des Fleißes von Klaproth und Bopp, in den Forschungen von Deguignes und Rémusat und in einer Menge ähnlicher Studien sind bereits die Grundlagen dieses Werkes gelegt und ist ein Riß desselben vorgezeichnet, der in seinen wesentlichen Theilen für einen definitiven gelten kann.

Das vorliegende Buch des Hrn. Jardot enthält theils einen systematischen Abriß der bisher im Gebiete der urhistorischen Forschung gewonnenen Resultate, theils eine, beinahe ausschließlich nach mittelbaren Quellen bearbeitete Darstellung der verwickelten und stürmischen Geschichte Mittel- und Hochasiens bis auf unsere Tage; eine Darstellung, bei welcher der Verf. vorzüglich den Zusammenhang der Ereignisse des Orients mit den europäischen Schicksalen im Auge hat und hervorhebt.

Digitized by Google

Die Wechselwirkung zwischen Orient und Occident, welche seit der dunkeln Kindheitsperiode unsers Geschlechts durch alle Zeitalter hindurch, bald mehr bald minder thätig und einflußreich fortdauerte, enthält den Schlüssel zu manchen räthselhaften Erscheinungen des europäischen und asiatischen Völkerlebens, und eine wissenschaftliche Zusammenstellung des Wichtigsten und Zuverlässigsten, was bisher darüber ermittelt worden, wird deshalb der höhern Lesewelt sehr willkommen sein. Von den einfachsten Vorkommnissen des täglichen Lebens bis zu den tiefsten Speculationen des herrschenden Geistes — wir müssen hinzufügen, bis zu seinen kläglichsten Verirrungen — existirt eine Kette von Analogien zwischen Asien und Europa, deren Entstehung nur durch die Nachweisung des Ineinandergreifens der Schicksale beider Welttheile erklärt werden kann.

Die Geschichte der Einwanderungen aus Asien nach Europa, deren lange Reihe von der ersten Invasion des finnischen Stammes bis zu dem Einbruche der Türken über viertehalb Jahrtausende füllt, ist der unentbehrliche Commentar der dunkeln Mischung der caucasischen Nationalitäten und der Familienähnlichkeiten, welche sich durch hundert Generationen hindurch zwischen Völkern erhalten haben, die durch unermeßliche Länderstrecken voneinander getrennt werden. Die gewöhnliche historische Auffassung berücksichtigt in ihrem summarischen Verfahren meistens nur die massenhaften und unmittelbaren Wirkungen der Ereignisse, sie vernachlässigt oft deren fernliegende welthistorische, oder, wenn man will, providentielle, Motive, sowie ihre spätern, nicht selten fein verzweigten, aber darum nicht minder gewaltigen Einflüsse. Dies gilt vorzüglich für die Perioden des Untergangs, der Zerstörung. Der gemeine Beobachter sieht bei ihnen nur das Bestehende, nicht die Keime des unvermeidlichen Todes, die es in sich trägt; er erschrickt beim krachenden Einsturze einer Socialorganisation, die sich selbst überlebt hat, und will nicht begreifen, daß aus ihren Trümmern ein neues und prächtigeres Werk hervorgehen soll.

Eine umfassendere Würdigung der großen Weltereignisse versöhnt uns oft mit den zerstörenden Kräften, deren wohlthätige Bestimmung sie uns kennen lehrt; aber der Beobachter darf sich durch solche Stimmung nicht verführen lassen, den Persönlichkeiten, welche ein Princip der Zerstörung repräsentiren, den Männern, welche das Völkerschicksal zu Vollstreckern seiner hautes oeuvres auserlesen, eine Nachsicht oder gar eine Theilnahme zu schenken, die sie nicht verdienen. In diesen Fehler verfällt unser Verf.; er vergißt zuweilen, daß bei der Schätzung des individuellen Werthes nur Geist und Charakter, nie aber die Rolle in Anschlag gebracht werden soll. So z. B. in seinem Urtheile über Dschingis-Khan und Timur. Ist ein Eroberer darum weniger hassenswerth, weil die Verbrechen seines Ehrgeizes eine welthistorische Nothwendigkeit sind? Können die blutigen Missethaten eines gekrönten Wütherichs durch einige Züge menschlichen Gefühls verwischt werden? Oder wird die Verheerung von zwanzig Ländern durch die glänzende Belohnung eines schmeichelnden Dichters compensirt? Nein, es ist eine Verirrung, wenn der Historiker eine Größe feiert, die sich im Vernichten offenbart, wenn er die Unthaten der Individuen auf Rechnung der Zeiten setzt, oder sein Urtheil über fürstliche Barbaren durch einzelne Handlungen der Güte, oder durch die egoistische Pflege von Kunst und Wissenschaft bestechen läßt.

In der Darstellung der Thatsachen folgt der Verf. gewöhnlich irgend einem der neuern Historiker, welche unmittelbar aus orientalischen Quellen geschöpft haben, so jedoch, daß er keine Autorität unbedingt anerkennt und da, wo ihn die Ansichten seiner Vorgänger nicht befriedigen, sein selbständiges Urtheil eintreten läßt. Sein vorzüglichstes Verdienst ist die Klarheit und Ordnung, die er in das Gewirr der zahllosen Theile seines Gegenstandes zu bringen gewußt hat; die ethnographische und die synchronistische Methode sind in seinem Buche so glücklich combinirt, daß der Leser mit Leichtigkeit das wahre Verhältniß der verwickeltsten Ereignisse zueinander und die mysteriösen Beziehungen erkennt, welche oft über mehre Jahrhunderte und die weitesten Räume hinweg zwischen den historischen Thatsachen stattfinden.

Bemerkens- und empfehlenswerth ist die Gewohnheit des Vers., die einzelne Abschnitte seines Buchs nach Art der alten Geschichtschreiber durch die Abhandlung einer politischen, historiographischen oder sonstigen wissenschaftlichen Frage raisonnirend einzuleiten. Solche dialektische Digressionen, zu denen jede Periode des Völkerlebens reichen Stoff bietet, lassen sich nicht immer füglich in den Lauf der Geschichtserzählung verweben, und der Historiker weist ihnen daher eine Stelle an Punkten an, wo sein Vortrag ohnehin unterbrochen ist, und wo er selbst sowie der Leser volle Muße und Ruhe hat, einem tiefern Raisonnement zu folgen. Wer sich erinnert, welche dialektischen Meisterstücke wir der Anwendung dieser Methode durch einen Thucydides, Livius und den sie nachahmenden Machiavelli verdanken, der kann unmöglich Pedant genug sein, um darin eine störende Unregelmäßigkeit zu sehen, und er wird mit Ref. wünschen, daß unsere Zeitgenossen sich dieselbe aneignen und sie unter ähnlichen Inspirationen befolgen mögen.

Der Styl des Verf. ist dem Gegenstande angemessen, belebt, ohne leidenschaftlich, reich, ohne überladen zu sein. In Bezug auf die in einem Buche dieser Art sehr wichtigen Orthographie der Namen hat der Verf. die Regel, sich dem vorherrschenden Gebrauche anzuschließen, zwar theoretisch anerkannt, aber leider nicht immer befolgt. 14.

Statistische Probleme.

Wenn die Civilisation die Nationalität verwischt und zu einer Uniformirung und Verähnlichung der Völker in Charakter, Sitten, Denkungsweise, Gewohnheiten und Lebensart hinstrebt, wie kommt es, daß in unserer Zeit alle Völker, bei denen die Civilisation einen ziemlich hohen Grad erreicht hat, eine stärkere Anhänglichkeit an nationale Eigenthümlichkeiten, Gebräuche, Dialekte und Einrichtungen zeigen als je? Wie kommt es, daß selbst die von verschiedenen Stämmen Eines Staates bewohnten Provinzen, trotz der durch Eine allgemeine Cultur, durch Eine Literatur, durch Eine Verfassungs- und Verwaltungsweise, durch Einen Ton des gesellschaftlichen Lebens hervorgebrachten Gleichförmigkeit nicht zueinander, sondern auseinander und zu einem selbständigen Dasein mit Bewahrung oder Wiederbelebung alter Eigenthümlichkeiten hinstreben? Sind die in dieser Hinsicht sich darbietenden Erscheinungen nur Äußerungen einer gewissen, mit allgemeiner wissenschaftlichen Bildung zusammenhängenden antiquarischen Liebhaberei, die auf Leben und Sein der Völker selbst ohne Einfluß bleiben wird, oder gehen sie aus einem durch die Civilisation geweckten und gesteigerten nationalen Selbstgefühle derselben hervor, vermöge dessen sie sich, ihrer bewußt geworden, mit innerm Widerstreben gegen jede Amalgamation, in ihrem eigenthümlichen Wesen zu erhalten trachten? Es wirkt vielleicht nichts stärker, nicht Klima, nicht der Wechsel äußerer Umstände, nicht die Einrichtungen des gesellschaftlichen Zustandes, selbst nicht vorübergehende Vermischungen mit Einwandrern, als der genetische Charakter eines Volkes; und wenn es wahr ist, daß dieser im Zustande des Friedens und einer lange ununterbrochenen Ruhe, wo keine durchgreifenden Berührungen und Durchmischungen der Völker stattfinden, wo ihr Leben in gewohntem Gleise fortgeht, eher stärker hervortritt als sich verwischt, und die Bevölkerung eines Landes sich im Laufe mehrer Generationen bald von den Zusätzen fremden Blutes läutert, das Einwanderer und Eroberer brachten, sobald diese nicht zahlreicher waren, müssen dann nicht im Zustande der Civilisation die natürlichen und ursprünglichen Eigenschaften, sittliche, geistige und physische, sich mehr entwickeln, statt sich zu verlieren. Sind die Franzosen nicht noch heute — und heute mehr als in den weniger civilisirten Jahrhunderten unter den Capetingern und Valois — die alten Gallier, ungeachtet der Zuflüsse, die Westgothen, Burgunder und Franken ihnen aus Deutschland zugeführt haben? Wo ist von die-

Digitized by Google

sen eine Spur, wenn man nicht Lothringen und Elsaß anführen will, das von einer überwiegend deutschen Bevölkerung, den Nachkommen der alten Allemannen, bewohnt wird, oder vielmehr sobald man mit Charles Dupin eine Linie von dem Busen von St.-Malo, dem östlichen Winkel der Bretagne, in südöstlicher Richtung bis Genf und an die Rhone zieht. Eine solche Linie zeigt uns zwei ganz verschiedene Völker in Frankreich, die, wenn auch jetzt Eine Sprache redend, wenig miteinander gemein haben und die größten physischen, moralischen und intellectuellen Verschiedenheiten gegeneinander darbieten. In der Bevölkerung der 32 Departements auf der Nordseite jener Linie sind die Elemente germanischer Abkunft vorherrschend und unverkennbar (Normannen, Belgen*), Franken, Allemannen und Burgunder). Sie ist von weit höherm und kräftigerm Wuchs, kriegerischer, besser unterrichtet, gewerbthätiger (Frankreichs vorzüglichste Manufacturdistricte sind in diesen Departements eingeschlossen), geistig tiefer und ernster und erfreut sich dabei eines größern materiellen Wohlstandes als die auf der größern Südhälfte. Der Bewohner der 54 Departements, aus denen diese besteht, zeichnen sich vor ihren nördlichen Nachbarn durch größern religiösen und politischen Eifer aus, aber fast in allen übrigen Rücksichten stehen sie ihnen nach. Sie sind körperlich ungleich schwächer, zeigen Abneigung gegen den Kriegsdienst, während fast alle Freiwillige und Stellvertreter aus den provinces guerrières, d. h. von jenseit der angenommenen Linie kommen, und haben, vorzugsweise dem Landbaue ergeben, weder Lust noch Geschick zur Gewerbindustrie und trotz ihres Witzes und der Lebhaftigkeit und Munterkeit ihres Geistes ebenso wenig zu höhern wissenschaftlichen Bestrebungen und feinern geistigen Beschäftigungen, zu denen ihnen vielleicht die Kraft strengen Nachdenkens ebenso sehr wie ein höheres Erfindungsvermögen fehlt. Das südliche Frankreich hat daher außer Montaigne, Montesquieu und Pascal, von denen die erstern Beiden aus der Gascogne, der dritte aus Auvergne war, keine ausgezeichneten Schriftsteller hervorgebracht. Wer erkennt nicht in diesen Zügen, die wir hier nur andeuten, nicht ausführen können, und die in Betreff der Abstammung dieser Bevölkerung von verschiedenen Stämmen wieder die mannichfachsten Abstufungen zulassen, den originellen Bildungstrieb des germanischen Volks, das in rastlosem Streben sich Alles aneignet, was das geistige und physische Dasein erhöhen kann, und den windigen und oberflächlichen Charakter der Gallier, den schon die Alten bemerkten. Übrigens entging schon Crébillon dem Ältern**), der lange Zeit als Censor für die schönwissenschaftlichen Schriften angestellt war, der Unterschied in den Geistesproductionen des südlichen und nördlichen Frankreichs nicht. Eine langjährige Praxis hatte ihm ein solches Mistrauen gegen die Fähigkeiten der hommes du midi eingeflößt, daß er über die Schriften, welche sie ihm überreichten, in voraus ein wegwerfendes Urtheil fällte, sobald er den Namen ihres Geburtsorts gehört hatte, während die Herkunft eines Autors aus einer nördlichen Stadt stets die beste Empfehlung für sein Werk bei ihm war.

Ist es gegründet und unbedingt wahr, daß überwiegende Gewerbindustrie die physische Beschaffenheit des Menschen verschlechtert und Fabrikorte einen körperlich schwächern Menschenschlag hervorbringen, wie man gewöhnlich annimmt? Es leidet wol keinen Zweifel, daß der Landmann, wo er kein gedrücktes Lastthier, kein um kärgliche Nahrung ringender Fröhner, sondern in behaglicher Fülle wohlgenährt und durch zu frühe***) und übertriebene Arbeit nicht aufgerieben ist, ein ganz Anderer ist als der Bewohner von Manufacturdistricten; die gesegneten Marschgegenden mit ihren hochgewachsenen und kräftig gebauten Bewohnern dürgen dafür. Doch verdient es Beachtung, daß nach d'Angeville's zuverlässigen Angaben die Picardie, Artois und die Departements der belgischen Grenze eine Bevölkerung darbieten, die nicht nur eine ungemein hohe Lebensdauer erreicht, sondern auch an hohem und kräftigem Wuchs die des übrigen Frankreichs, vielleicht die östlichen Provinzen ausgenommen, weit übertrifft. Namentlich zeichnet sich das Norddepartement durch die Größe und Kräftigkeit seiner Bewohner aus, indem hier 5 Fuß 6 Zoll das durchschnittliche Maß der jungen Conscribirten ist. Und doch sind diese Departements der Hauptsitz von Frankreichs Industrie und Handel. Gleicherweise sind es in England Manufacturdistricte, die Grafschaften Lancaster und Yorkshire, aus denen die schlanksten Leute hervorgehen. Dagegen gibt es Ackerbaubezirke, in denen wie in den Centraldepartements des südlichen Frankreichs ein winziger Menschenschlag wohnt, ungeachtet er sich ausschließlich mit Landbau beschäftigt. Dabei ist indeß zu beachten, daß in jenen Manufacturgegenden der Mensch sich reichlich und wohl nährt, in diesen aber nur Dürftigkeit verkommt; es ist ferner und ganz besonders zu beachten die Abstammung, deren Kraft und Wirkung keine Civilisation vernichten kann. 161.

---

*) Wir nehmen sie für teutonisch oder halbteutonisch an, obgleich sie meistens zu den Galliern gerechnet werden.

**) Niche der jüngere, wie Meerier sagt

***) Ein Umstand, der in vielen Agricultdistricten die körperliche Entwickelung der Jugend hemmt und ähnlich wirkt wie die übermäßige Anstrengung der Fabrikarbeiter.

Literarische Notizen.

Unter dem Titel einer „Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle" gab J. J. Ampère die beiden ersten Bände eines Werkes heraus, welches bestimmt ist, für unsere Zeit den Platz einzunehmen, welchen vor dreißig Jahren Laharpe's „Cours de littérature" eingenommen hat. Die minutiöse, fast grammatikalische Auseinanderlegung, in welcher Laharpe glänzt, eignet sich für unsere Zeit nicht mehr; es reicht jetzt nicht hin, die Erscheinungen der Literatur auf eine von den Sitten und Institutionen unabhängige Weise zu betrachten und zu beurtheilen; man muß wesentlich vergleichungsweise verfahren und den innern Zusammenhängen der Erscheinungen unter sich wie mit dem Leben der Nation und selbst fremder Nationen nachzuspüren suchen. Dieses Ideal einer modernen Literarhistorie hat Hr. Ampère wenigstens zu erreichen sich bestrebt, wobei ihm seine Kenntniß ausländischer Literaturen sehr zu statten kam; er hat auch zugleich nach dem Verdienste eines reinen Geschmacks, eines einfachen, klaren, gefeilten Styls gerungen, Eigenschaften, wovon das vorige Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen das Geheimniß mit sich fortgenommen zu haben schien. Ampère verfolgt die Ursprünge der französischen Literatur bis ins Alterthum und die lateinische Kirchenliteratur hinauf. Wir kommen wol ein andermal auf dies interessante Werk, worauf wir hier vorläufig aufmerksam machen wollten, wieder zurück.

Andryane, der bereits früher „Memoiren eines Staatsgefangenen auf dem Spielberg" veröffentlichte, gab soeben eine Schrift unter dem Titel heraus: „Souvenirs de Genève, complément des Mémoires d'un prisonnier d'état." Der Verf. weist in dieser Schrift abermals nach, wie er durch edelmüthige, aber naklige Sympathien und unter den Einflüssen des diskannten Buonaratti einen Weg geführt wurde, dessen nothwendiger Ausgang das harte Gefängniß auf dem Spielberg angeblich war.

Charles Forster, der bereits mehre interessante Werke über Polen geliefert hat, übersetzte Falkenstein's bekanntes Werk über Kosciuszko unter dem Titel: „Kosciuszko dans sa vie politique et intime." Forster hat das Werk mehrfach vervollständigt, auch den Text mit Noten versehen. Das Werk ist mit dem Porträt Kosciuszko's geschmückt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 243. — 31. August 1839.

Reise- und Rasttage in der Normandie von J. Benedry. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1838. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Ein Buch von unendlich breiter Anlage, 1180 Seiten stark, über einen Winkel Frankreichs, dessen etwaige geistige Eigenthümlichkeiten dem Verf. noch obenein nicht einmal klar werden, ein Buch voll statistischer Tableaus über den Absatz der Baumwolle zu Havre von 1825—37, der Zucker-, Kaffee- und Reis-Aus- und Einfuhr, verschiedene Lederarten nicht zu vergessen; ein dickes Buch, in dem die Gedanken wie eine Handvoll Linsen in einem Meere umherschwimmen. In der That ist es beinahe unglaublich, welche Fadaisen und Plattheiten uns der Hr. Verf. im ersten Bande als bemerkenswerthe Reiseabenteuer auftischt, und welche Trivialitäten, im eigentlichsten Wortverstande, ihm wichtig genug schienen, um sie durch den Preßbengel auf die Nachwelt zu bringen. Beweitem das Meiste von dem Inhalt dieser „Reisetage" macht kein anderes Interesse geltend, als ein subjektiv augenblickliches für den Verf. selbst. Von Dem, was der Aufzeichnung etwa werth sein mochte, wollen wir in Folgendem Andeutung geben.

Der Verf. gibt zuerst einen Extract aus der alten Geschichte der Normandie; denn der Deutsche muß nun einmal, anstatt das Leben zu ergreifen, immer wieder ab ovo anfangen. Hier dient dieser geistlose Extract dazu, 25 Seiten zu füllen. Darauf folgt eine Beschreibung von Havre, 200 Seiten lang, in der die Capitel über Volksgebräuche und das Seebad die einzigen lesbaren sind. Die fadesten Wirthshaus- und Postwagengespräche werden uns weiterhin, als sich der Verf. in die Umgebungen von Havre verliert, mit einem Ernste wiederholt, der für seinen Geist und sein Talent Zeugniß gibt. Es folgt die Beschreibung von Harfleur und Honfleur; hiernächst die von Dieppe, Eu, Fécamp und Etretat, wohin Alfons Karr gern das Feld seiner Romane verlegt, und endlich die Rückreise nach Havre. Somit ist ein Band von 506 Seiten fertig. Der Verf. verschläft die Anstrengungen seiner Fußreise ruhig im Bette; wir können nicht sagen, weder daß er sich uns als ein kühner, unternehmender Reisender gezeigt habe, noch daß er uns sein eigenes Glück gönnte; denn dem ersten Bande läßt er einen noch dickern und fast nicht minder langweiligen zweiten folgen. Hier schildert er uns zuerst Caen, die Hauptstadt der Girondisten in der Revolutionsepoche. Das Geschichtliche von Caen bötte einem mit mehr Wissenschaft und Phantasie ausgestatteten Reisenden einen reichen Stoff dar; der Verf. weiß daraus nur wenig zu machen, und die Volksschilderung beschränkt sich auf einige Ammenmärchen und Anekdoten von der bekannten Proceßsucht der heutigen Normannen. Caen ist das Vaterland Corneille's, Bernardin's de St.-Pierre, Casimir Delavigne's, Armand Carrel's und Auber's, und der Verf. glaubt in allen diesen Geisteen ein deutsches Element zu entdecken, das er denn nach dieser kühnen Prämisse auf das normännische Blut und somit auf eine deutsche Urabstammung zurückführt. „Suchet, so werdet ihr finden", heißt es in der Schrift, und wir wollen gegen diesen Fund nichts weiter erinnern, als daß uns wenigstens Delavigne der allerfranzösischste Franzose zu sein scheint, der sich nächst Béranger nur denken läßt; ja, wenn es noch sein Nebenbuhler Lamartine wäre!

Ob es mit der andern Bemerkung des Verf., daß in Caen vor allen andern Städten Frankreichs ein Geist der Wissenschaftlichkeit und ein lebendiger Sinn für Musik zu Hause sei — was wieder als deutsches Element geltend gemacht wird —, seine Richtigkeit habe, müssen wir dahingestellt sein lassen, haben jedoch allen Grund, daran zu zweifeln, wenn der Verf. die „rheinländischen Casinos" als Maßstab und Muster für diese Bemerkung zum Grunde legt. Den Verf. hat Caen an Köln erinnert, und diese vorgünstige Meinung scheint ihm einen Streich gespielt zu haben, sodaß er von „echtdeutschem Übergreifen von Kunst und Wissenschaft in das rein-gesellschaftliche Leben" träumt. Da der Reisende nun einmal in Allem, was ihm in der Normandie aufstößt, deutsches Leben sehen will, was ihm der Himmel verzeihe, so erblickt er auch in den Fackeln, welche die Kinder zu Weihnachten in den Straßen von Caen anzünden, ein altsächsisches Volksfest und meint, daß am Rhein derselbe Gebrauch herrsche. Es ist unnöthig, auf die unlogische Willkür solcher Folgerungen hinzuweisen. Ebenso gut könnte man die Papierlaternen der Chinesen, an diesem oder jenem Tage angezündet, für römisch oder germanisch erklären. Volksfeste begegnen sich überall in demselben Mittelpunkte, der die Freude ist. Auf einmal jedoch

Digitized by Google

wird der Verf. geistreich und Feondeur und behauptet, man zerschmettere Volksgebräuche, wie der Bär in der Fabel die Fliege zerschmettert, mit einem Stein. Wer thut denn das? — Antwort: die Zeit!

Nach Caen wird Bayeux beschrieben. Dem „Roman de Rou" zufolge sprach man im 12. Jahehunderte zu Bayeux nur Dänisch, während in Rouen nur Romanisch gesprochen wurde; denn Wilhelm Langschweet will, daß sein Sohn Richaed nach Bayeux gehe:

Se ne soient necent forz romane
Mez a Bayues partar se daneis non.

Das ist nun freilich anders; aber der Verf. behauptet doch, daß in Bayeux Vieles dem französischen Wesen feemd und ursprünglich deutsch sei, was sich dann wieder auf den Glauben an Feenkreise (cercles des fées), Zauberspräche, Irrlichter und Kobolde (lubins) gründet. Hier und da kommt nach einem Localschriftsteller eine hübsche Volkssage, wie die vom Ritter von Argouges vor, die einer poetischen Bearbeitung würdig wäre. In dem patois du Bessin (Idiom von Bayeux) finden sich allerdings zahlreiche Anklänge des Germanischen erhalten, wie z. B. benom (Beiname), biègue (bleich, blaß), bruman (Brautmann), canne (Kanne), cant (Ecke), delle (Theil), erguer (ärgern), freutieur (fröhlicher Mensch), grapper (greifen), havron (Haser), iousse (List), muler (maulen), nafre (Narbe), peulle (Pfiffe), sas (Satz, Sprung), vatre (Schlamm); allein ihre Unmittelbarkeit scheint uns doch verdächtig, und der spätere Verkehr mit England kann dergleichen einzelne Worte füglich wiedereingeführt haben, wie tar (Theer) u. s. w. Der Verf. benutzt ferner das Dictionnaire Pluquet's, um uns eine Menge im Volksmunde lebende Sprüchwörter, gegen welche die französische Literatursprache so ungerecht gewesen ist, vorzuführen, und deren große Anzahl hinreichend beweist, daß die französische Volkssprache daran nicht ärmer ist als die deutsche. Viele davon sind so sinnig wie die besten deutschen Sprüchwörter. Die Kalenderspeüche übergehend, z. B.:

Pluie de fevrier
Vaut jus de fumier,

oder:

A Noël au balcon
A Pacque au tisson;

wollen wir nur folgende sinnreichere anführen.

À tout oiseau	Quand la haye est basse
Son nid semble beau.	Tout le monde y passe.
Fille fiancée	Une fois va
N'est pas mariée.	Cent fois mécru.
On aide bien à bon Dieu.	Boudoirs et kaabans *)
A faire de bon blé.	Ne font pas riches gens.

Auch die angeführten Volkslieder haben ihren Werth; wir Deutsche bilden uns nur zu oft ein, daß dergleichen nur bei uns zu finden sei, und schließen daraus mit geringer Bescheidenheit auf unsere vorzugsweise poetische Naturanlage.

Bayeux ist das Grab Wilhelm's des Eroberers; Falaise, sechs Stunden Weges davon, ist seine Wiege. Die Geschichte des kühnen Enkels des Lohgerbers — denn Wilhelm's Mutter war Harlotte (Arlette), die schöne Tochter eines reichen Lohgerbers aus Falaise — wird uns zum Theil in recht anziehenden Volkssagen, die sich noch erhalten haben, vorgetragen. Das Schloß Robert's des Prächtigen, Wilhelm's Vaters, das Fenster, von dem er die schöne Harlotte am Brunnen ihre Wäsche spülen sah, wo er in sie entbrannte, das Schlafzimmer, wo die züchtige und kluge Jungfrau zu ihm geführt wurde, und wo sie Mutter des neuen Hercules der Normandie wurde, wird uns vorgeführt; dicht daneben ist das Gemach, wo Arthur, sein Enkel, der Erbe Johann's ohne Land, gefangen ward. Das alte, an historischen Erinnerungen reiche Schloß, jetzt das collége, ragt romantisch über die Stadt von 10,000 Einwohnern hinüber, und manches alte und neue Volkslied, das der Verf. gibt, knüpft sich an seine Mauern. In Falaise selbst wird Wilhelm's des Eroberers Wohnhaus (manoir), jetzt mit einem Wirthsschilde geziert — „Maison de Guillaume le grand Conquerant. Richard donne à boir et à manger" —, gezeigt. Im Schlosse lebte und starb später ein flüchtiger Paläologe, und eben hier fand auch die in der Criminaljustiz bekannte Hinrichtung eines — Schweines statt, das ein Kind gefressen hatte.

Von Bayeux aus wird Vire besucht, das Vaterland Vasselin's und die Wiege des Vaudevilles (vaux-de-Vire) und die Heimat der schönsten Frauen in Frankreich. Die Geschichte des Volksdichters Olivier Vasselin (der in der Mitte des 14. Jahrhunderts hier Wassermüller war und ein beinahe durchaus noch schriftgemäßes Französisch schrieb) nimmt bei dem Verf. viel Raum ein. Vasselin's Weinlieder sind in der That eine einzige Erscheinung in Frankreich; manche davon sind der Art, daß das liederreiche Deutschland sie nicht schöner aufzuweisen hat, und daß wir sie, wie sie sind, den deutschen Commerceliederdichtern empfehlen dürfen. Eins:

Tout à l'entour de nos remparts
Les ennemie sont en furie,
Sauvez nos tonneaux, je vous prie —

ist reizend; ein anderes:

Hé, qu'avons nous affaire
Du Turc et du Sophy
Doa! Dou!
Pourvu que j'ai à boire
Des grandeurs je d'y fi
Don! Doa!
Trinque seigneur, le vin est bon!

ist ein so unmittelbarer Erguß der Lust, wie nur unsere besten Lieder sein können. Auch das:

J'ai encor à cheminer
Et faire un long traicte,
Bon cidre, entra à mon gozier,
Mais avant que je t'y mette,
Arreste, arreste,
Si je boi,
Dy le moi,
M'y troubla tu point la teste?

erinnert an Béranger; vor allen frisch und lebenvoll ist das Noahlied:

*) Vergnügungen und Kleider.

Digitized by Google

Puisque Noë, un si saint personnaige,
De boir bien nous a appris l'uzaige,
Je boiray tout. Fay comme moi, voizin,
O! la bon vin!

Basselin's und seines Nebenbuhlers Le Houx Spott- und Liebeslieder sind nicht minder reizend; von diesen stammen die vaux-de-Vire (Vaudeville). Auf Vire folgt Evreux und hiernächst die Reise auf der Seine stromabwärts bis Rouen, ein an Naturschönheiten reicher Reiseweg. In Frankreich ist die Natur nur an den Küsten und Flußufern schön. Loire, Garonne, Rhone und Seine, die Küste von Marseille, Bayonne, Bretagne und Normandie, das sind die dem Naturfreunde zu empfehlenden Punkte. Die großartigste Naturscene, welche die Seine darbietet, findet sich bei Quillebeuf, das die Ruinen von Tancarville malerisch überragen. Oberhalb dieser Stelle wird der Fluß enger; aber bis Rouen folgt eine freundliche Scene der andern; bald ist es ein schöngeformter Berg, mit einer Kirche, einem Schlosse geziert, bald ein Fels, ein freundliches Dorf, ein regsames Städtchen, reiche Felder, üppige Wiesen, die sich darbieten. In der Abtei St.-Gartrain ist Harlottens Grab, die nach Robert's Tode den Grafen Hermin von Conteville ehelichte. Hier spricht die Sage laut und erzählt von einem in der Seine verschwundenen Dorfe. Die uralte Stadt Lilledonne, Juliabona, mit römischen Resten liegt unfern von Quillebeuf; in den Mauern von Tancarville ward der Beschluß zur Eroberung Englands gefaßt. Weiterhin folgt Caudebec, St.-Wandrille und sein Zwillingskloster Jumièges, wo Tassilo von Baiern starb und Agnes Sorel begraben liegt, la belle des belles; an Wundererzählungen, z. B. die vom „grünen Wolf", ist diese Gegend äußerst reich. Dann folgt Caumont und endlich Rouen. Die Geschichte von Tancarville, zuletzt den Montmorency gehörig, und die Sage von Robert dem Teufel, von der sich als geschriebene Urkunde die „Miracles de la notre Dame" aus dem 14. Jahrhundert in der königlichen Bibliothek erhalten haben, geben zu guten Ausführungen Anlaß. Der Verf. theilt eine Analyse des Dramas mit, worin die Jungfrau Robert den Teufel bekehrt und ihn an eine Kaiserstochter vermählt. Dies Drama ist von kunstgeschichtlicher Bedeutung, kühn erfunden und doch von regelmäßigem und verständigem Fortschritt, dabei in den Gesprächen der himmlischen Personen voll kindlicher Naivetät, in den Liedern und Rondels voll Gefühl und Reiz, wie z. B. in dem Liede:

Humain cœur de louer ne cesse
La vierge, qui par sa pureté
A tous les anges surmonté.
Or est en la plus grande hautesse
Des cieux par son humilité.
Humain cœur de louer ne cesse etc.

Die Geschichte von Rouen, das den Verf. wieder an Köln erinnert, ist ein reiches und anziehendes Feld für den Forscher. Er gibt dieselbe auf 80 Seiten, was unter allen Umständen zu viel ist. Lieber fassen wir uns gefallen, daß er das schöne Lied eines Volksdichters aus Rouen, des Kattundruckers Theodor Lebreton, uns gibt, in welchem dieser unter dem Titel: „L'insomnie du pauvre", uns die Leiden eines armen Fabrikarbeiters ergreifend schildert. Sein „Oiseau captif" ist jedoch noch schöner.

Wir übergehen die Schilderung der Handelsinstitute, Strafhäuser, Fabriken von Rouen, die Geschichte seiner Erzbischöfe von Rainfroy (748) bis zu dem Augenblicke, wo die große Glocke des Münsters, genannt George d'Amboise, zu einer Kanone umgeschmolzen wurde, mit der Inschrift:

Monument de vanité
Detruit pour l'utilité
L'an deux de l'égalité —

um noch einen Augenblick bei der Skizze von dem altnormannischen Rechte zu verweilen, die der Verf. bei dem Besuche des Justizgebäudes entwirft. Die ursprüngliche normannische Rechtspflege kannte dreierlei Gerichte, die sich nacheinander verdrängten. Das erste und älteste war der Harro, der Volkszuruf, Volkscriminalgericht, wo das Schuldig oder Unschuldig durch Acclamation aller Anwesenden, des ganzen Volks gesprochen wurde. Aus diesem Anfange aller Justiz, der sich bei den Juden, bei den Griechen, bei den Deutschen, kurz überall, wo ein Volksleben anzutreffen ist, wiederfindet, entwickelte sich äußerst frühzeitig die doppelte Jury (Assise), wie sie noch jetzt die Grundlage der englischen Justizverfassung ausmacht: die kleine Assise, der Anklage, und die große, des Richterspruchs, beide im 11. Jahrhundert schon völlig ausgebildet. Nach und nach zog jedoch der Herzog immer mehr Entscheide vor seinen Hofrichter (échequier), der ursprünglich nur über seine Feudalrechte, Maße, Gewichte und fürstliche Intraden zu entscheiden hatte, bis alle diese Gerichte nach dem Aufhören der normannischen Selbständigkeit in die Parlamente übergingen. Der alte Codex der Normandie ist der gereimte Coûtumier von 1280, von gleicher Entstehung und in den Grundideen homogen mit dem Sachsenspiegel, dem Schwabenspiegel und dem Richtesteig. Ein braver Mann, dem das Unwesen der Justiz zu Herzen ging, sammelte und reimte die alten, zum Theil lateinisch vorhandenen Rechtsurkunden. Er sagt von sich selbst:

Qui moo nom veut apercevoir
Par e guille et pour me voir
Le saura et la surnom sache
Cil y met C. A. U. P. H.

An einer andern Stelle nennt er sich Richard Dourbanlt. Hier spricht er sich nun über die Rechte des Herzogs aus, setzt dann die Regeln der Justizpflege fest, wobei noch (1280) als Grundsatz gilt:

Barons par leurs pères être doivent
Jugés. Tous aultres la recoivent
Par tous aultres, qui bonnement
Ne sont oter du jugement etc.

Barone werden durch ihres Gleichen, alle Andere von Allen gerichtet, die nicht rechtlich von dem Urtheil ausgeschlossen sind: also noch völliges Volksgericht, Harroruf. Dann folgen die Vorschriften über Termine, vues (Besichtigungen), viours (Schauen) nnd Vollstreckung des Urtheils. Gegen den Ruf (renommée) fand Appellation und Caution statt; nur wenn der Tod gerufen war, blieb der

Digitized by Google

Beschuldigte verhaftet. War ohne Grund gerufen, so zahlte der Rufer eine Geldstrafe.

Wir können dem Verf. in dieser Abhandlung, die in seinem Buche wol den materiell-bedeutendsten Abschnitt bildet, nicht weiter folgen, ohne in denselben Fehler zu verfallen, den wir an ihm gerügt haben, und der sich auf seinen Mangel an Auswahl unter seinen Gegenständen und an Geschmack in ihrer Behandlung gründet. Hätte er besser geprüft, ob Alles, was er gab, besonders was er in der ersten Hälfte seiner Schrift lieferte, auch für die Aufbewahrung taugte, so hätte er zwar ein kürzeres, aber um so viel besseres Buch geschrieben. Wie es jetzt erscheint, eignet es sich nur für wenige Liebhaber, und sein Werth besteht vorzüglich in einigen Einzelnheiten, die der Verf. nicht sich, sondern einigen Localschriften verdankt, die er übrigens nicht ohne löblichen Fleiß studirt hat. Was ihm persönlich angehört, Reflexion und Schlußfolgen, ist selten lobwürdig. 30.

Notizen aus den Vereinigten Staaten.

Julius prophezeit in seinem schätzbaren Werke über Nordamerika dem erst vor wenigen Jahren errichteten Gebiete Wisconsin, das zwischen dem Michigan- und dem Obersee und im Besitze des obern Laufes des Mississippi durch diesen, den Wisconsin und den Fuchsfluß gewiß gar bald eine große innere Wasserverbindung einleiten und auf ihr seine großen zum Theil noch nicht erkannten mineralischen Schätze weit hinausführen werde, ein rasches Aufblühen. Dieses Urtheil wird durch neuere Nachrichten aus diesem Westlande der Union vollkommen bestätigt. Die Mineralien, welche der Boden dieses Gebiets in sich schließt, sind besonders Blei, Eisen, Kupfer, bituminöse Kohlen, Quadersteine, Salpeter, Bittersalz, Karneol, Chalcedon, Achat, Alabaster ꝛc. Blei, das in unerschöpflicher Menge sich vorfindet, ist indessen das Hauptproduct. Es sind schon tausende von Adern aufgefunden worden, die diesen werthvollen Artikel enthalten, und es sind noch Millionen von Adern vorhanden, die gar noch nicht untersucht worden. In einem Jahre sind hier allein in den den Vereinigten Staaten angehörigen Bergwerken 13,343,150 Pfund Blei gegossen worden, die, nur zu fünf Cents das Pfund gerechnet, einen Werth von 667,157 Dollars geliefert haben. Der Ertrag, der in den Privatbergwerken in der nämlichen Zeit gewonnen worden, wird auf achtmal mehr angeschlagen. Das Bergwerkswesen aber ist noch zur Zeit hier in der Kindheit. Bergwerksverständige, zumal wenn sie erfahrene und geübte Bergleute mitbrächten, würden in diesem Lande, das eins der an Mineralien reichsten der Welt zu sein scheint, ein schnelles außerordentliches Glück machen können. Man kann den Acker Lands bei dem Landoffice für einen Kaufschilling von 1 Dollar 25 Cents als Eigenthum erwerben, und man hat Beispiele, daß ein für einen solchen geringen Betrag erkaufter Acker von dem Eigenthümer späterhin für 20,000 Dollars wieder verkauft ward und der letzte Käufer dessenungeachtet noch einen Gewinn von acht Procent machte. Dazu kommt, daß die Bevölkerung dieses Theils des Unionsgebiets in so schneller Zunahme begriffen ist, daß dort gegenwärtig schon Städte von 2–3000 Einwohnern an Orten erblickt werden, wo vor vier Jahren noch der Büffel und das Elennthier ungehindert grasten, und wenn dieses Fortschreiten seinen Fortgang hat, wozu die sicherste Aussicht vorhanden ist, so wird man in andern vier Jahren ein Netz von Eisenbahnen über dieses ganze Land ausgespannt finden, das sich von Osten nach Westen und von Norden nach Süden ausbreitet und mit den vielen schiffbaren Flüssen nach Kanälen dazu dienen wird, die Erzeugnisse des Bodens nach allen Theilen der Vereinigten Staaten und bis zu den Seehäfen in Neuyork sowol als Neuorleans auszuführen und vortheilhafte Märkte für deren Absatz zu finden.

Die Bevölkerung nimmt in Wisconsin so schnell zu, daß ein Wachsthum in gleichem Maße in dem kurzen Zeitraum von wenigen Jahren selbst in der neuen Welt — was viel sagen will — bisher ohne Beispiel gewesen ist. Im J. 1830, wo dieser Theil des Unionsgebiets zu dem damals noch nicht zu einem Staate erhobenen Michigan gerechnet wurde, bestand die weiße Bevölkerung in dem Distriete Wisconsin aus nicht mehr als 3635 Individuen, 1836 betrug sie indessen schon 22,216. Als nun im Juni 1838 eine officielle Volkszählung vorgenommen wurde, ergab sich eine Volksmenge 41,008 Seelen, sodaß ein außerordentlicher Zuwachs von mehr als 50 Procent jährlich in den letzten zwei Jahren stattgehabt hat. Da das Gebiet dieses neuen Distrikts, welches im Norden sich bis zum Obersee erstreckt und an Ouerrando und Michigan stößt, im Süden bis an die Grenzen der Staaten Illinois und Missuri reicht, während es im Osten vom Michigansee und im Westen vom Missuriströme begrenzt wird, einen sehr großen Flächenraum in sich begreift, so hat es die Unionsregierung wegen der so rasch fortschreitenden Bevölkerung für zweckmäßig erachtet, schon jetzt gedachten Distriet wieder in zwei voneinander gesonderte Distriete abzutheilen, um später als eigene Staaten in die Union aufgenommen zu werden, sodaß blos der eine den Namen Wisconsin behalten hat, der andere aber von einem denselben durchströmenden Fluß Jowa benannt worden ist. Der Mississippi bildet eine natürliche Grenze zwischen diesen beiden Territorien, indem das Territorium Wisconsin das ostwärts und das Territorium Jowa das westwärts dieses großen Stroms gelegene Land in sich faßt. In diesen beiden neuen Territorien erscheinen jetzt bereits nicht weniger als 14 öffentliche periodische Blätter, während vor vier Jahren noch blos erst ein einziges solches dort vorhanden war. Auf dem Wisconsingebiete werden nämlich gedruckt und regelmäßig ausgegeben: der „Wisconsin democrat" zu Green Bay, der „Enquirer" und der „Madison reporter" in der Madisoncity, der „Milwaukee sentinel", der „Milwaukee advertiser" und der „Wisconsin culturist" in Milwaukee, der „Racine Argus" in Racine, und die „Miner's free press" in Mineral-Point. Auf dem Jowagebiete erscheinen im Druck: die „Jowa news" in Duduque, die „Jowa gazette" und der „Burlington patriot" in Burlington, der „Western adventurer" in Montrose, die „Jowa sun" in Davenport und der „Jowa banner" in Bloomington.

Der Congreß der Vereinigten Staaten in Nordamerika hat für die Errichtung öffentlicher Gebäude in Wisconsin und Jowa die Summe von 40,000 Dollars und für Bibliotheken, welche in den Hauptstädten oder Regierungssitzen derselben errichtet werden, die Summe von 10,000 Dollars verwilligt. Der sechzehnte Theil eines jeden Townships (Gemeindegebiets) ist überdies zur Dotirung öffentlicher Schulen reservirt worden. In den Legislaturen gedachter neuen Territorien sind verschiedene Beschlüsse durchgegangen, welche die Errichtung von hohen Schulen und Universitäten bezwecken. Eine Hochschule soll zu Milwaukee, eine in der Stadt der vier Seen, eine in Burlington und eine in Augusta ins Leben gerufen werden. Die Wisconsin-Universität ist bestimmt in Green-Bay ihren Sitz zu haben. Noch andere Universitäten aber denkt man zugleich zu Prairie du Chien und zu Belmont zu erschaffen. Eine höhere Lehranstalt in Mount Pleasant ist ebenfalls beschlossen worden. Eine Industrieschule wird zu Davenport und das Philondrion-Collegium in der Stadt Denmark installirt. 148.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Dreizehntes Heft, Hagen bis Hegel'sche Philosophie.

Druckpapier 8 Gr.; Schreibpapier 12 Gr.; Velinpapier 18 Gr.

Hagen (Ernst Aug.) — **Hagenbach** (Karl Rud.) — **Hahn** (Aug.) — **Haiti** — **Halen** (Don Juan van) — **Halévy** (Jacques Fromental) — **Hall** (Anno Mario) — **Hall** (Moritz von) — **Hamaker** (Heinr. Arens) — **Hamburg** — **Hand** (Ferd. Gottheilf) — **Hänel** (Gust. Fried.) — **Hanfstängl** (Franz) — **Hanover** — **Hanoversche Verfassungsfrage** — **Hansemann** (Daniel) — **Hansen** (Moritz Christoph) — **Hansestädte** — **Hansteen** (Christoph) — **Häring** (Wilh.) — **Harleß** (Gottlieb Christoph Adolf) — **Harleß** (Joh. Christian Fried.) — **Harnisch** (Wilh.) — **Harring** (Horro Paul) — **Harrison** (William Henry) — **Hartig** (Georg Ludw.) — **Hartmann** (Georg Jul.) — **Hartmannsdorff** (Aug. v.) — **Hase** (Karl Aug.) — **Hasse** (Fried. Christian Aug.) — **Hasselt** (Andreas Heinrich van) — **Hassenpflug** (Hans Daniel Ludw. Fried.) — **Hauch** (Johan Carsten v.) — **Hausmann** (Joh. Fried. Ludw.) — **Havemann** (Wilh.) — **Hayo** (François Nicolas Benoit, Baron) — **Hazardspiele** — **Hazelius** (Johan Aug.) — **Head** (Sir Francis Bond) — **Hecker** (Justus Fried. Karl) — **Hedenborg** (Johan) — **Heffter** (Aug. Wilh.) — **Hegel'sche Philosophie.**

Leipzig, im August 1839.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichtchen für meine Söhne

von

A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: Meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wol aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Gerhard Fleischer in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

M. M. W. Meißner,

Geschichte und Beschreibung

der

Dampfboote, Dampfschiffe

und

Eisenbahnen.

Mit 10 Steindrucktafeln. Gr. 8.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Digitized by Google

Im **Literatur-Comptoir** in Stuttgart erscheint, und es wurde soeben an alle Buchhandlungen das erste und zweite Heft (oder 12 Lieferungen) versandt von

WILLIAM HOGARTH'S
Zeichnungen
nach den Originalen in Stahl gestochen.

Mit

der vollständigen Erklärung derselben

von

G. C. Lichtenberg.

Mit Ergänzung und Fortsetzung derselben,

nebst

einer Biographie Hogarth's

herausgegeben von

Dr. Franz Kottenkamp.

Ein ausführlicher Prospectus ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Subscriptions-Bedingungen.

Das vorstehend angekündigte Prachtwerk erscheint in größtem Imperial-Octav, der Text auf mischweißem Papier mit neu und eigens dazu gegossenen Lettern sorgfältigst gedruckt; für die Stahlstiche ist ein kostbares Tondruckpapier ebenfalls eigens angefertigt.

Jeder Stahlstich sowol wie jeder Textbogen in Octav (man merke gefälligst: **Octav**-Bogen, da in neuerer Zeit halbe Bogen dieses Formats für ganze Bogen [in Quart] ausgegeben werden) gilt für eine Lieferung, welche durchschnittlich zu 6 Kr. Rhein., oder 1½ Gr. Preuß., berechnet wird.

Es werden mindestens 6 solcher Lieferungen zusammen in einem Heft, oder 12 Lieferungen in einem **Doppel**-Heft ausgegeben.

Das Ganze erscheint im Laufe dieses und des folgenden Jahres 1840 vollständig, und wird ungefähr in 140—160 Lieferungen bestehen, also ungefähr 14—16 Fl. Rhein., oder 8¼—10 Thlr. Preuß., oder 13—15 Fl. Conv.-Münze kosten.

Man subscribirt

in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und des Auslandes.

Bei **Gebhardt und Reisland** in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Volksmärchen der Deutschen.

Von

B. Naubert.

Zweite Auflage.

Erstes Bändchen: **Legenden von Rübezahl.**

8. 11 Bogen. Geh. Preis 8 Gr.

Diese neue elegante Ausgabe der als Muster ihrer Gattung anerkannten Naubert'schen Märchen wird aus sechs Bändchen bestehen, deren jedes von 10—12 Bogen nur 8 Gr. kostet.

König Kodrus.

Eine Misgeburt der Zeit.

Von

Karl Stahl.

8. Geh. Preis 12 Gr.

Die Waldenser in Böhmen.

Historischer Roman

von

Charlotte von Glümer, geb. Spohr.

8. 20 Bogen. Geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Novellen

von

Charlotte von Glümer, geb. Spohr.

Parteienrache.

Was uns bleibt?

8. 14 Bogen. Geh. Preis 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat Juli, oder Nr. 182—212, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXI—XXV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1839. Zwanzigsten Bandes fünftes Heft. (Nr. XI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat Juli, oder Nr. 27—30, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 27—30. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im August 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Ueberſetzungs-Anzeige.

Im Verlage der Unterzeichneten wird von

Uſtrialow's Geſchichte Rußlands

eine Überſetzung erſcheinen. Der erſte Theil enthält die Geſchichte Rußlands bis zu Peter dem Großen, der zweite von Peter dem Großen bis zum Tode Alexander's. **Die erſte Hälfte des erſten Theils, welche den erſten Band des ruſſiſchen Originals enthält, wird binnen 14 Tagen erſcheinen.**

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter iſt zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

1839. Juli. Nr. 327—330.

Nr. 327. *Der Trappe. Die Entdeckungsreiſen im Innern Afrikas. *Die Schule von Athen. Das Bagno zu Breſt. Der Pulque oder mexicaniſche Wein. *Das Grab Aaron's — **Nr. 328.** *Mahmud II. *Agrigent. Das Bagno zu Breſt. (Beſchluß.) Glasfabrikation in England und Frankreich. Der Zirniß- oder Talgbaum. Der Neubau des Winterpalaſtes in Petersburg. Ein Fiſch mit vier Augen. *Das Bodenrelief der Portlandvaſe. — **Nr. 329.** *Laborde. Wie kalt iſt es am Nordpol. Neue Maſchine zum Seildrehen. *Notizen über die Glasmalerei. Die Dattelpalme. Hat der Mond auf das Wetter Einfluß? — **Nr. 330.** *Die Tuilerien. Die Schleichhändler von Saragoſſa. *Weihnachtsgebräuche der Vorzeit. Das Bauchreden. Entfernungstabelle. Wieſenleder und Meteorpapier. Berlinerblau aus Regenwürmern.

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieſes Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der erſten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, iſt von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln koſtet jeder dieſer Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Auguſt 1839.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Politiſche Geſetze
in
Fragen und Antworten.
Ein
Handbuch zur Vorbereitung
für
Prüfungs-Candidaten.
Herausgegeben
von
einem höhern k. k. Staatsbeamten.

Gr. 8. Wien 1839.

In Umſchlag broſchirt. Preis 1 Thlr. Sächſ.

Die politiſchen Geſetze und Verordnungen haben einen ſo großen Umfang, daß es ohne Zweifel höchſt wünſchenswerth ſein muß, eine kurze Überſicht der materiellen Haupteintheilung der politiſchen Verfaſſung, ſowie ihrer Fundamentalbeſtimmungen zu erlangen, und ſich die Auffaſſung des ausgedehnten Gegenſtandes durch eine kurze Recapitulation der Hauptmomente zu erleichtern.

Da nun dieſes in katechetiſcher Form verfaßte Werkchen die erwähnten weſentlichen Vortheile darbietet, ſo glaubt die Verlagshandlung zur Empfehlung deſſelben weiter nichts beifügen zu ſollen, um ſo weniger, da ſie in den vieljährigen praktiſchen Erfahrungen und ausgezeichneten Geſchäftskenntniſſen des gelehrten Herrn Verfaſſers die ſicherſte Bürgſchaft findet, daß dieſe Schrift recht vielen Nutzen ſtiften werde.

Soeben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Nouvelles
MANIPULATIONS CHIMIQUES
simplifiées,

contenant: La description d'appareils entièrement nouveaux, d'une construction simple et facile, et suivies d'un cours de chimie pratique à l'aide de ces instruments.

Par ***H. VIOLETTE.***

In-8. Paris. 3 Thlr.

Leipzig, im Auguſt 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutſche und ausländiſche Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Education.

Institution protestante
de jeunes demoiselles.
Dirigée par Madame **d'Ocayne.**

71, rue du Faubourg du Roule, à Paris.

Cet établissement, honoré, depuis longues années, de la confiance de MM. les Pasteurs de Paris, est le seul dans la capitale qui soit exclusivement consacré à l'éducation des demoiselles protestantes. Dans les études, fortes et religieuses, sont successivement introduites toutes les améliorations nécessitées par les progrès du temps. Les prix de la pension sont fort modérés; des chambres particulières sont réservées aux dames qui désirent ne par se séparer de leurs enfants, et à de jeunes personnes dont l'instruction aurait besoin d'être perfectionnée.

Digitized by Google

Verlags- und Commissionsbericht
von
Brockhaus & Avenarius
in Leipzig,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

April — Juni 1839.

Avenarius (Ernst), Lehrbuch der praktischen Landwirthschaft, bestimmt für kleine Landwirthe und Anfänger in diesem Gewerbe. Nebst einem Anhange über den Obstbau. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 8. Leipzig u. Paris. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Las dos Comedias famosos: Los baudos de Verone de ***Francisco de Rojas*** (año de 1679) y los Castelvines y Monteses de ***Lope de Vega*** (año incierto) segun las mejores ediciones viejas españolas en un tomo colegidos y reimpresas por el Conde de ***Hohenthal-Stetteln y Deuben.*** In-8. Leipsique y Paris. 1 Thlr.

Histoire de la littérature allemande, d'après la 5me édition do Mr. ***Heinsius.*** Par MM. ***Henry*** et ***Apffel,*** avec une préface de Mr. ***Matter.*** In-8. Paris et Leipzig. 2 Thlr. 12 Gr.

Zeller (Comte de), Essai sur l'homme ou Philosophie religieuse et politique. 1er volume: Chapitre préparatoire suivi d'un aperçu sur l'ouvrage. 2de volume: Appendice sur le salut final et universel, suivi 1° du nouveau système philosophique que présente l'ouvrage dans son ensemble; 2° et d'une réponse à l'honorable Mr. de Hauranne, contenant l'exposition des moyens de sortir légalement du conflit qui pourrait exister entre la couronne et la chambre des députés. In-8. Paris et Leipzig. 6 Thlr. 6 Gr.

Annali dell' instituto di corrispondenza archeologica. Vol. X, fasc. 1 (1838). — Annales de l'institut de correspondance archéologique. Tome X, cah. 1 (1838). In-8. Roma.

Bulletino dell' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1838. — Bulletin de l'institut de correspondance archéologique pour l'an 1838. In-8. Roma.

Monumenti inediti pubblicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1838, fasc. 1. — Monuments inédits publiés par l'institut de correspondance archéologique pour l'année 1838; cah. 1. In-8. Roma.

Pränum.-Preis des Jahrgangs dieser drei Schriften zusammengenommen 14 Thlr.

Ambert (Joachim), Mémoire sur l'organisation régimentaire de la cavalerie. Extrait du Spectateur militaire. In-8. Paris. 1 Thlr. 3 Gr.

Archives du Muséum d'histoire naturelle, publiées par les professeurs-administrateurs de cet établissement. Tome I, livr. 1. Avec planches. In-4. Paris. 4 Thlr.

Aulnay (Mlle. ***Louise d'***), Mémoires d'une poupée. Contes dédiés aux petites filles. 2me édition. Avec planches. In-18. Paris. 21 Gr.

Blanqui aîné, Cours d'économie industrielle, recueilli et annoté par ***Ad. Blaise.*** 1838—39. In-8. Paris. 3 Thlr. 4 Gr.

(Canquoin.) Traitement du cancer. Exposé complet de la méthode du docteur ***Canquoin,*** excluant toute opération par l'instrument tranchant, suivi de modifications qu'il a apportées dans le traitement ordinaire des ulcères de l'utérus, et d'un grand nombre d'observations. 3me édition, augmentée de plus de 300 pages. In-8. Paris. 1 Thlr. 12 Gr.

Champollion (A.), Paléographie des classiques latins, d'après les plus beaux manuscrits de la bibliothèque royale de Paris. Recueil de facsimile fidèlement exécutés sur les originaux et accompagnés de notices historiques et descriptives; avec une introduction par M. ***Champollion-Figeac.*** In-4. Paris. 7 Thlr. 4 Gr.

Collection de poésies, romans, chroniques etc., publiée d'après d'anciens manuscrits et d'après les éditions des XVme et XVIme siècles. Livr. 1. Les sept marchands de Naples. Livr. 2. Maistre Aliburum. Livr. 3. XLI Chansons. In-18. Paris. Subscr.-Preis 3 Thlr. 9 Gr.

Dupuytren (Baron), Leçons orales de clinique chirurgicale faites à l'Hôtel-Dieu de Paris, recueillies et publiées par MM. les docteurs ***Brierre de Boismont*** et ***Marx.*** 2me édition, entièrement refondue. 6 vols. In-8. Paris. 10 Thlr. 16 Gr.

Eichhoff (F. G.), Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde; ou Etude des principales langues romanes, germaniques, slavonnes et celtiques comparées entre elles et à la langue sanscrite, avec un essai de transcription générale. In-4. Paris. 9 Thlr. 8 Gr.

Engelmann (G.), Traité théorique et pratique de lithographie. 1re, 2me livr. Avec planches. In-4. Paris. 4 Thlr.

Etzel (Charles), Notices sur la disposition des grands chantiers de terrassement observée dans le travaux exécutés récemment en Angleterre et en France. In-fol. obl. Paris. 7 Thlr. 3 Gr.

Fortoul (H.), Les fastes de Versailles depuis son origine jusqu'à nos jours. Avec 44 gravures. Gr. in-8. Paris. 8 Thlr. 16 Gr.

Foucher (Victor), Assises du royaume de Jérusalem (textes français et italien), conférées entre elles, ainsi qu'avec les lois des Francs, les capitulaires, les établissements de Saint-Louis et le droit romain, suivies d'un précis historique et d'un glossaire. Tome I, 1re partie. Assises des bourgeois (ch. 1 à 150). In-8. Rennes. 1 Thlr. 8 Gr.

(Der Beschluss folgt.)

In Commission bei **Karl Gerold** in Wien
ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Systematisches Handbuch
der
Gesetze und Vorschriften
über die
in den k. k. östreichischen Staaten bestehende
allgemeine
Verzehrungssteuer.

Nach amtlichen Quellen bearbeitet
von
ALOIS DESSARY,
Conceptsbeamten der k. k. allgemeinen Hofkammer.

Mit vier Tarifen und einer Reductionstabelle zur Ermittelung des Alkoholgehaltes gebrannter geistiger Flüssigkeiten.

Gr. 8. Wien 1839. In Umschlag brosch.
Preis 2 Thlr. Sächs.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Ikonographische Encyklopädie
oder
bildliche Darstellung aller Gegenstände
der
Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe.

Unter Mitwirkung
der Herren:

Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin

besorgt und herausgegeben von

Dr. Friedrich Jakob Behrend,

praktischem Arzte in Berlin und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Erste Abtheilung:
Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Auch unter dem Titel:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.
Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt*
besorgt und herausgegeben von
Dr. Friedrich Jakob Behrend.

Sechs Lieferungen.
Tafel I—XXX und Text Bogen 1—24, nebst Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt.

Gross-Folio. Auf feinem Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

PROSPECTUS.

Es gibt in der praktischen Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe eine Unzahl von Gegenständen, die durch blosse Wortbeschreibung nicht verständlich gemacht werden können. Wo die Natur nicht zugänglich

Digitized by Google

ist, müssen Abbildungen zu Hülfe genommen werden. Solche Abbildungen besitzen wir in grosser Menge für fast alle Zweige unserer Wissenschaft, aber entweder sind sie zu sehr zerstreut, oder sie bilden für einzelne Disciplinen besondere Sammlungen, die jede für sich gerechnet, zu theuer sind, als dass man sie sämmtlich sich anzuschaffen vermöchte und die, wenn sie selbst alle zusammengebracht würden, dennoch des Geistes der Einheit, der Consequenz und einer durch das Ganze sich hindurch kundgebenden Systematik in der Darstellung entbehren müssten.

Das vorliegende Unternehmen soll nun alle vorhandenen medicinischen, chirurgischen und geburtshülflichen Bilderwerke und sonst in Werken und Journalen zerstreuten Abbildungen gerade so zusammenfassen und benutzen, wie eine *Encyklopädie* aus den in Monographien, Abhandlungen, Zeitschriften vorhandenen wissenschaftlichen Materialien, mit einem Worte aus der in der Zeit vorhandenen Kenntniss sich auferbaut, aber sie systematisch zusammenstellt und benutzt und, wo es nur möglich ist, mit Neuigkeiten bereichert nach einem bestimmten Principe. Der praktische Bedarf, der Wunsch, *dass dieses Abbildungswerk an alle vorhandenen medicinischen Wörterbücher, Encyklopädien und Monographien sich anlehnen möchte, aber auch nöthigenfalls für sich als ein Ganzes bestehen könnte*, das Bestreben, die hier und da zerstreuten Abbildungen nicht verloren gehen zu lassen, gaben Anlass zu diesem Werke und begründeten zugleich das Princip, nach dem dabei verfahren worden.

Das ganze Werk besteht aus vier Hauptabtheilungen:

I. Medicinische Klinik. II. Chirurgische Klinik. III. Geburtshülfliche Klinik. IV. Hülfswissenschaften.

Um die Anschaffung zu erleichtern und um einem Jeden die Freiheit zu gestatten, nach einer oder der andern Abtheilung aufhören oder eine und die andere Abtheilung *allein* und *vorzugsweise* sich anschaffen zu können, zerfällt jede wieder in völlig für sich bestehende Unterabtheilungen, in folgender Weise:

I. Medicinische Klinik: A) Hautkrankheiten; B) Krankheiten der Kopf-, Brust- und Bauchhöhle; C) Eingeweidewürmer.

II. Chirurgische Klinik: A) Knochenkrankheiten und Gelenkleiden; B) Chirurgische Krankheiten der Weichtheile (Geschwüre u. s. w.); C) Augen- und Ohrkrankheiten; D) Zahnkrankheiten; E) Operationen, Instrumente und Bandagen.

III. Geburtshülfliche Klinik.

IV. Hülfswissenschaften: A) Anatomie; B) Physiologie und Zootomie; C) Chemie und Pharmakologie.

Es wird selbst in einzelnen Unterabtheilungen noch möglich gemacht werden, besondere kleinere Partien getrennt erhalten zu können, z. B. bei den Hautkrankheiten die *Syphilis*, bei den Knochenkrankheiten die *Orthopädie* u. s. w.

Die Abbildungen werden sich sowol über die *Form*, die *Anatomie*, als auch die *Behandlung* der Gegenstände verbreiten, z. B. bei den Krankheiten der Brusthöhle über die pathologische Anatomie, über die Auscultation und der Apparate dazu; bei den Augen- und Ohrkrankheiten über die Form, die pathologische Anatomie und die Operationen u. s. w.

Die Technik ist gewählt, je nachdem der Gegenstand es zulässt und die grösstmöglichste Billigkeit es erheischt, entweder Lithographie in Kreide oder in Federarbeit oder Steinstich. Der Text wird ein erklärender sein, kurz, aber zusammenhängend.

Da der Herausgeber Herr Dr. *Behrend*, von dem die Idee dieses grossen Unternehmens ursprünglich ausgegangen ist und der sich der Ausführung und Besorgung unterzogen hat, unmöglich einem solchen Werke allein sich völlig gewachsen glauben durfte, so hat er sich den Beirath und die wissenschaftliche Unterstützung einsichtsvoller, erfahrener Männer erbeten, und es ist demnach die Einrichtung so getroffen, dass Herr Geh.-Rath *Trüstedt* für die Hautkrankheiten, Herr Geh.-Rath *Kluge* für Knochenkrankheiten, Gelenkübel und Geburtshülfe, die Herren Geh.-Räthe *Jüngken* und *v. Ammon* für Augen- und Ohrheilkunde und die Herren Professoren *Dieffenbach* und *Grossheim* für die Chirurgie die speciellе Mitwirkung, wie solches auch auf dem Titel jeder einzelnen Abtheilung angegeben ist, übernommen haben.

Die nächsten Abtheilungen werden die *Knochenbrüche und Verrenkungen* (nicht colorirt) und die *Syphilis* (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, im August 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe
von

Homer's Werken.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und alle Buchhandlungen versandt worden:

Homer's Werke,

übersetzt von

Johann Heinrich Voß.

Zwei Theile.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe in Taschenformat.
Mit einer Homerischen Welttafel, zwei Karten und einem Grundriß.

Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grundlinien
der
Muskellehre
des Pferdes,
mit
Berücksichtigung der Abweichungen bei den übrigen Haus-Säugethieren.

Als Handbuch
für
angehende Thierärzte und Ökonomen
bearbeitet von

Michael v. Erdelyi,

der Arzneikunde Doctor und Professor der Anatomie und Physiologie am k. k. Thierarznei-Institute zu Wien.

Zweite Auflage.

Gr. 8. Wien 1839. In Umschlag geheftet.
Preis 16 Gr. Sächs.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Krabbe, Dr. Otto, Professor der biblischen Philologie am akademischen Gymnasium zu Hamburg. —

Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen. Mit Rücksicht auf das Leben Jesu von Strauß und die darauf sich beziehende Literatur. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Die vorliegende Schrift hat sich die Aufgabe gesetzt, bei der geschichtlichen Entwickelung des Lebens Jesu der neuesten Kritik Schritt für Schritt zu folgen, wobei bereits durchgängig die dritte Auflage des Lebens Jesu von Strauß (Bd. I, Tübingen 1838; Bd. II, Tübingen 1839) benutzt und das Verhältniß zur ersten Auflage erörtert worden ist, ihre Einwürfe zu widerlegen, und ihr gegenüber Positives aufzustellen. Bei historischer Gewissenhaftigkeit in der Bekämpfung des Entgegenstehenden und bei sorgfältiger Berücksichtigung der betreffenden Literatur wird diese Schrift geeignet sein, sowol für Theologen als auch für Nichttheologen, welche wissenschaftlich genug befähigt sind, solchen Untersuchungen zu folgen, die Frage der Entscheidung näher zu bringen, ob die Kirche den mythischen oder den historischen Christus zu ihrem Grunde habe.

Hamburg, im Juli 1839.

Johann August Meissner.

Soeben ist in unserm Verlage erschienen:

C. F. Gellert's sämmtliche Schriften.

Neue rechtmässige Ausgabe
in 10 Bänden.
Taschenformat.

Erster Theil.
Mit Gellert's Bildniß,
in Stahl gestochen von A. Barth.

Diese Ausgabe von Gellert's Werken, besorgt von Herrn Dr. Jul. Ludw. Klee, wird sich gegen die frühern durch größere Vollständigkeit und Correctheit nach genauer Vergleichung der ersten Abdrücke auszeichnen.

Der Preis aller 10 Bände ist 2⅔ Thlr., der 1ste Band liegt geheftet in allen Buchhandlungen zur Ansicht. Die übrigen 9 Bände werden ungeheftet in 3 Lieferungen, die letzte Anfang November, erfolgen.

Leipzig, den 31. Juli 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von *J. C. Poggendorff*. 47ster Band. 2tes Stück. 1839. Nr. 6. Gr. 8. Geh.

Inhalt: Über die Gesetze der Elektromagnete; von *E. Lenz* und *M. Jacobi*. — Nachtrag dazu; von *E. Lenz*. — Zwölfte Reihe von Experimental-Untersuchungen über Elektricität; von *M. Faraday*. — Über einige Fragen des Tages in der organischen Chemie; von *J. J. Berzelius*. — Über den Mineralkermes; von *H. Rose*. — Chemische Untersuchung einiger Bunt-Kupfererze und Magnetkieso von verschiedenen Fundorten; vun *O. F. Plattner*. — Analyse eines krystallisirten Bunt-Kupfererzes; von *F. Farrentrapp*. — Über die mineralogische und geognostische Beschaffenheit des Ilmengebirges; von *G. Rose*. — Grosser Meteorsteinfall am Cap der guten Hoffnung. — Untersuchung des Monazits, eines Thonerde und Lantanoxyd enthaltenden Minerals aus dem Ural; von *C. Kersten*. — Vorläufige Notiz über ein neues Vorkommen von Asphalt in Westfalen; von *Reeks*. — Mineralogisch-optische Notizen; von *Babinet*.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Dato ist versendet worden:

***Reichenbach, Ludov.*, Icones florae germanicae**, Cent. III, Schlußlieferung, bestehend in 7 Tafeln mit Titel und Umschlag des ganzen dritten Bandes. Schwarz 12 Gr. Colorirt 20 Gr.

Leipzig, den 6. August 1839.

Friedrich Hofmeister.

Digitized by Google

Verlags- und Commissionsbericht
von
Brockhaus & Avenarius
in Leipzig,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

April — Juni 1839.

(Beschluss aus Nr. XXVI.)

Les Français, mœurs contemporaines, illustrés par **Gavarni** et **Monnier**. Livr. 1—10. Avec 10 planches. In-8. Paris. Jede Lieferung 3½ Gr. Mit colorirten Kupfern 5½ Gr.

Gorecki (Antoni), Bajki i poezye nowe. Wydanie **A. Jelowickiego** i spotki. 16. Paryż. 1 Thlr. 14 Gr.

Grossourdy (R. de), Chimie médicale. Traité de chimie, considérée dans ses rapports à la médecine, tant théoriques que pratiques; ouvrage spécialement destiné aux médecins et aux élèves en médecine. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 8 Gr.

Haller (Charles Louis de), Mélanges de droit public et de haute politique. 2 vols. In-8. Paris. 4 Thlr. 10 Gr.

Joly (Claude), Relation de ce qui s'est passé à la convocation et pendant le voyage de l'arrière-ban de France en Allemagne en 1674. In-8. Paris. 1 Thlr. 3 Gr.

Journal des opérations de l'artillerie pendant l'expédition de Constantine. Octobre 1837. Avec un plan et une vue. (Extrait du Spectateur militaire.) In-8. Paris. 1 Thlr. 8 Gr.

Marcus (Louis), Histoire des Wandales depuis leur première apparition sur la scène historique jusqu'à la destruction de leur empire en Afrique. Accompagnée de recherches sur le commerce que les états barbaresques firent avec l'étranger dans les six premiers siècles de l'ère chrétienne. 2me édition. In-8. Paris. 2 Thlr. 21 Gr.

(Marie-Stuart.) Lettres inédites de **Marie-Stuart**, accompagnées de diverses dépêches et instructions. 1558—87. Publiées par le prince **Alexandre Labanoff**. In-8. Paris. 2 Thlr. 21 Gr.

Matter (J.), Histoire du christianisme et de la société chrétienne. 2de édition. 4 vols. In-8. Paris. 8 Thlr. 21 Gr.

Müller (E.), Périple de Marcien d'Heraclée, épitome d'Artémidore, Isidore de Charax etc., ou Supplement aux derniers éditions des petits géographes d'après un manuscrit grec de la bibliothèque royale. Avec une carte. In-8. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

Mongellaz (P. J.), Monographie des irritations intermittentes, ou Traité théorique et pratique des maladies périodiques, des fièvres larvées, locales ou topiques, des fièvres pernicieuses, des fièvres remittentes bénignes des auteurs et en général de tout ce qui offre de l'intermittence ou de la periodicité en pathologie. Nouvelle édition, entièrement refondue, très-augmentée et contenant près de 600 observations, dont un grand nombre suivies d'autopsie. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 8 Gr.

Pamiatki Ipona Seweryna Sopliey Cześnika Parnawskiego. 16. Paryż. 1 Thlr. 3 Gr.

Pecqueur (C.), Économie sociale. Des intérêts du commerce, de l'industrie et de l'agriculture, et de la civilisation en général, sous l'influence des applications de la vapeur. Machines fixes. Chemins de fer. Bateaux à vapeur, etc. Ouvrage couronné en 1838 par l'Institut de France (Académie des sciences morales et politiques). 2 vols. In-8. Paris. 6 Thlr.

Quérard (J. M.), La littérature française contemporaine. 1827—38. Continuation de la France littéraire, contenant etc. Tome I, livr. 1. In-8. Paris. Preis für das vollständige Werk in 24 Lieferungen oder 3 Bänden 18 Thlr. 16 Gr.

Revue bibliographique. Journal de bibliologie, d'histoire littéraire, d'imprimerie et de librairie, publié par deux bibliophiles (Mrs. *Quérard* et *Peltorarsky*). In-8. 1re année. 15 Mai—30 Décembre. Paris. 8 Thlr. 10 Gr.

Santo-Domingo, Esprit des papes. In-8. Paris. 2 Thlr. 6 Gr.

Serradifalco (Domenico Lo Faso Pietrasanta Duca di), Del duomo di Monreale e di altre chiesi sicolo-normanne, ragionamenti tre. Con 28 tavole e frontispizio intagliato. In-foglio. Palermo. 28 Thlr.

Silvestre, Paléographie universelle; collection de facsimile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps, tirés des plus authentiques documents de l'art graphique etc., publiés d'après les modèles écrits etc., accompagnés d'explications descriptives par MM. **Champollion-Figeac** et **Aimé Champollion fils.** 1re livr. Gr. in-fol. Paris. 12 Thlr.

Ist nur in 200 Exemplaren gedruckt und wird aus 30 Lieferungen bestehen.

Slowacsynski (And.), Statistique générale de la ville de Krakovie et de son territoire, et Statistique générale du royaume de Galicie (4me, 5me partie de la Statistique de la Pologne). In-8. Paris. 18 Gr.

Traité du consulat, par le commandeur **José Ribeiro dos Santos** et le docteur **José Feliciano de Castilho Barreto**. 2 vols. In-8. Hambourg. 3 Thlr. 12 Gr.

Verrii Flacci (M.), Fragmenta post editionem Augustinianam denuo collecta atque digesta. **Sexti Pompeii Festi** fragmentum ad fidem Ursiniani exemplaris recensitum subjectis eliorum suisque notulis et indicibus necessariis edidit **A. E. Egger.** Insunt fragmenta veteris Latii sermonis e pandectis. In-16. Parisiis. 1 Thlr.

Violette (H.), Nouvelles manipulations chimiques simplifiées, contenant la description d'appareils entièrement nouveaux, d'une construction simple et facile, et suivies d'un cours de chimie pratique à l'aide de ces instruments. In-8. Paris. 3 Thlr.

Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, executé en 1837, sous la direction de M. **Anatole de Démidoff**, par MM. **de Sainson, Le Play, Huot, Léveille, Rousseau, de Nordmann** et **du Ponceau.** Orné de 64 gravures dessinées d'après nature par **Raffet.** Livr. 1—10. Paris. 2 Thlr. 6 Gr.

Von diesem Werke sind auch die einzelnen Abtheilungen zu erhalten, nämlich: „Histoire du voyage par MM. **de Demidoff, de Sainson** et **du Ponceau**, 1 vol.", und „Observations scientifiques (Phrénologie, géologie, minéralogie, botanique, zoologie, etc.) par MM. **Gaubert, Le Play, Huot, Leveille, Rousseau** et **de Nordmann**, 3 vols. et 1 atlas de 80 planches."

—— Album de 78 planches dessiné d'après nature et lithographie par **Raffet.** 1re livr. Gr. in-fol. Paris. 4 Thlr. 10 Gr.

Witte (J. de), Description des vases peints et des bronzes antiques qui composent la collection de M. **de M*****. In-8. Paris. 1 Thlr.

Wordsworth (Dr. Christopher), La Grèce pittoresque et historique, traduit de l'anglois par **E. Regnault**; illustré par 34 gravures sur acier, 2 cartes et 600 gravures sur bois. Livr. 1—10. In-8. Paris. 4 Thlr. 10 Gr.

Mit der soeben erschienenen 3ten Lieferung ist

Wiese's Repetitorium des preuß. Civilrechts nach **Klein's** System unter Benutzung der neuesten Rechtsquellen und mit Hinweisung auf das gemeine Recht, neu bearbeitet vom Kammergerichtsrath **von Rönne**

vollständig, und es kostet nun dasselbe 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1839.

C. P. Melzer.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisebilder
aus
Süddeutschland und einem Theil der Schweiz.
Gesammelt im Sommer 1838
von
Gustav von Heeringen.
8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser, schon seit längerer Zeit vortheilhaft im Publicum bekannt, hat sich besonders durch seine „Reise nach Portugal im Jahr 1836" (2 Thle., 1838, 3 Thlr. 12 Gr.) als einen geistreichen Reiseskizzisten gezeigt, und bietet in vorstehender Schrift eine neue anziehende Gabe.

Leipzig, im August 1839.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grumbach.
Von
Ludwig Bechstein.
Erster Theil. Der Ritter und sein Recht.
27 Bogen. Geh. Preis 2 Thlr. 4 Gr.
Zweiter Theil. Der Fürst und sein Wort.
Dritter Theil. Die Fürstin und ihre Treue.

Wir übergeben hier der deutschen Lesewelt ein gehaltreiches Werk, das sich als Frucht jahrelanger eifriger Geschichtsstudien und ernster Quellenforschung im Gewande des historischen Romans ausweist und kundgibt. Die Geschichte der Grumbach'schen Händel lebt im Bewußtsein der Gebildeten unserer Nation; hier wird der denkende Leser bis zum Ursprung dieser Händel geleitet; er sieht den Helden dieses Buches als einflußreichen, vielgeltenden Staatsmann, sieht dessen Fall und geldstarkes Wiedererheben, wie seine Antheilnahme an großen Bewegungen im Vaterlande; sieht, wie Grumbach, selbst ein Verfolgter, sein Recht verfolgt, und mit ungebeugtem Muthesmuth der Katastrophe seines Schicksals entgegengeht. Nicht minder tritt ein geschichtlichtreu gezeichnetes Bild pfäffischer Anmaßung und unerhörten Trotzes der geistlichen Macht gegenüber der weltlichen vor Augen, den Grumbach in den Mund gelegten Spruch: Nichts Neues unter der Sonne! bewährend. Ein liebenswürdiger und edelgesinnter Fürst hält sein gegebenes Wort so unerschütterlich, treu und heilig, daß er zum beklagenswerthen Märtyrer dieser Treue wird, und nur ein Engel in Menschengestalt, eine Fürstin von der unbeflecktesten Reinheit der Gesinnung, hilft mit größter persönlicher Aufopferung die Leiden ihres Gemahls ihm ertragen, indem sie freiwillig seine lebenslängliche Kerkerhaft theilt.

Der Fleiß und die in diesem Werke niedergelegte unverletzte geschichtliche Wahrheit von Seiten des Verfassers und die Eleganz der Ausstattung, in Verbindung mit drei kostbaren Stahlstichen nach Originalgemälden von Seiten der Verlagshandlung, stellen dieses Werk hoch über die Erscheinung gewöhnlicher Romane, und machen es als unterhaltende und zugleich belehrende Lectüre für gebildete Männer und Frauen, für jeden Geschichts- und Rechtsfreund, ja selbst für Historiker vom Fach höchst empfehlenswerth.

Der erste Band, im Druck beendigt, ist mit dem Portrait Grumbach's, in Stahl von G. Serz gestochen, geziert, der zweite und dritte Band folgen in Kürze mit den Portraits des Herzogs und der Herzogin zu Sachsen, in Stahl gestochen von Karl Barth. — Von diesen drei vortrefflich ausgeführten schönen Portraits sind auch einzelne Abdrücke auf größerm Format zu haben

vor der Schrift à 16 Gr.
mit der Schrift à 10 Gr.

Hildburghausen und Meiningen, den 1. Aug. 1839.

Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Y-KING
ANTIQUISSIMUS SINARUM LIBER QUEM EX LATINA INTERPRETATIONE
P. REGIS
ALIORUMQUE EX SOC. JESU P. P.
EDIDIT
JULIUS MOHL.
VOL. II.
Gr. 8. Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 16 Gr.

Es genügt der Name des berühmten Verfassers, um auch diesen zweiten Theil bei der gelehrten Welt einzuführen.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei T. Trautwein in Berlin erschienen:

Der Alphabete europäischer Schriftarten alter und neuer Zeit
von **Johann Heinrigs**
fünftes Heft. Brosch. Preis 1 Thaler.

Diese Fortsetzung des früher in vier Heften (Preis 5 Thaler) erschienenen Werkes wird nicht minder das Interesse seiner Besitzer und aller Freunde der Kalligraphie erregen und verdienen. Es enthält die ornamentirten Initialbuchstaben des ganzen Alphabets, welche zwar nach Art der alten Messalien gestaltet, aber in eine neue und deutliche Form gebracht sind, und wird einen abermaligen Beitrag zur Typographie liefern. Es ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten.

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

GEORGII WILHELMI FREITAGII
LEXICON
ARABICO LATINUM

PRAESERTIM EX DJEUHARII FIRUZABADIQUE ET ALIORUM ARABUM OPERIBUS ADHIBITIS GOLII QUOQUE ET ALIORUM LIBRIS CONFECTUM.

ACCEDIT

INDEX VOCUM LATINARUM

LOCUPLETISSIMUS.

IV Tomi. Lexicon 4.

Hiermit ist dieses Werk vollendet und gelten folgende Preise für alle 4 Theile:

1ste	Ausgabe	Lexikon-Quart-Schreibpapier	26⅔ Thlr.
2te	—	Imperial-Quart-Schreibpapier mit breitem Rande	53⅓ Thlr.
3te	—	Pracht-Ausgabe Imperial-Quart-Velin mit breitem Rande	100 Thlr.

* * *

LEXICON
ARABICO-LATINUM

EX OPERE SUO MAIORE

IN USUM TIRONUM

EXCERPTUM

EDIDIT

GEORG WILH. FREITAG.

Lexicon 4. 10 Thlr.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

In der Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin sind in den letzten Jahren erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Forbes, J., Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie. Aus dem Englischen von **W. Mahlmann.** Mit 3 Tafeln. 2 Thlr.

Lloyd, H., Abriß einer Geschichte der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der physischen Optik. Bearbeitet von **G. A. Klöden.** 1 Thlr. 6 Gr.

Johnston, Fr., A. M. ꝛc., Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Chemie. Bearbeitet von **C. Rammelsberg.** 1 Thlr. 12 Gr.

Challis, J., Über den gegenwärtigen Zustand der analytischen Theorie der Hydrostatik und Hydrodynamik; der mathematischen Theorien der Elektricität, des Magnetismus und der Wärme von **W. Whewell;** und des Erdmagnetismus von **H. Christie.** Übersetzt von **G. A. Klöden.** 18 Gr.

(Sämmtlich in den Reports of the british association for the advancement of science publicirt.)

Bei dem hohen Rufe der Verfasser und dem Fleiße, welchen die Bearbeiter darauf gewendet, diesen Werken, worin historisch der Entwickelungsgang in den wichtigsten Epochen und insbesondere der gegenwärtige Standpunkt der Naturwissenschaften dargelegt ist, die Ergebnisse deutscher Forschung bis auf die neueste Zeit gehörigen Orts einzuverleiben, ist der große Beifall, den die angesehensten Gelehrten denselben zollten, ein neuer Beweis für ihre Vortrefflichkeit.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Byron, Junkherrn Harold's Pilgerfahrt. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von **H. v. Pommer-Esche.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Cramer, Dr. Fr., Über das Wesen und die Behandlung der deutschen Literaturgeschichte auf Gymnasien und über Schiller's Maria Stuart insbesondere. Gr. 4. 7½ Sgr.

Fischer, J. K., Deutsche Satzlehre für die mittlern und untern Classen höherer Lehranstalten, nebst einem Anhange über Wortbildung und Orthographie. Gr. 8. 15 Sgr.

Gerth, Dr. A., Materialien zum Englisch-Sprechen, für den Schulgebrauch bearbeitet. Gr. 8. 15 Sgr.

Rietz, C. F. A., Deutsches Lesebuch für die untere Bildungsstufe der Gymnasien. Gr. 8. 15 Sgr.

Sponholz, Dr. C. M., Die Controverse der Zurechnung bei zweifelhaften Gemüthszuständen. Ein psychologisch-forensischer Versuch für Ärzte und Juristen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

(Zober, Dr. C. H.) Zur Geschichte des stralsunder Gymnasiums. Erster Beitrag. Die Zeit der drei ersten Rectoren. (1560—69.) Mit dem Grundrisse des Gymnasiums und einigen Facsimiles. Gr. 4. 15 Sgr.

Stralsund, im Juli 1839.

C. Löffler'sche Buchhandlung.
C. Hingst.

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen die ersten Lieferungen des nachstehenden Werkes:

VERSAILLES
ancienne et moderne,

par

le Comte Alexandre de Laborde,

membre de l'Institut.

80 livraisons gr. in-8, ornées de 800 vignettes sur acier et sur bois. Paris. à 5 Gr.

Dieses Werk, der äußern Ausstattung nach den rühmlichst bekannten éditions illustrées von Paul et Virginie, Gil Blas etc. gleich, enthält eine vollständige durch zahlreiche Abbildungen versinnlichte Beschreibung des Palastes und der Gärten von Versailles, sowie der Gemälde und Statuen, welche es zieren. Dabei bietet dasselbe eine Menge jener geschichtlichen Anekdoten dar, die hier ihren Ursprung haben, und gibt überhaupt ein Bild der Sitten und Gebräuche des französischen Hofes in den verschiedenen Zeiten; für die glänzende und anziehende Behandlung des Styls bürgt der Name des Verfassers.

Leipzig, im August 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Johann Ladislav Pyrker's

sämmtliche Werke.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Mit dem Bildniss des Verfassers.

Velinpapier. Preis 7 Fl., oder 4 Thlr.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V., im zweiten die Thaten Rudolf's von Hapsburg und im dritten die Perlen der heiligen Vorzeit in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands. Wir erlauben uns hier statt aller Anpreisung einige uns zugekommene Urtheile anzuführen:

Heinrich Voß, der größte Literator Deutschlands und ausgezeichneter Dichter, erkennt dem Verfasser des Rudolf's von Habsburg den classischen Lorber zu. (Sophronizon, 1825, 2tes Heft.)

Ein anderer competenter Richter spricht sich über dasselbe Gedicht wie folgt aus: „So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutsches Epos, dessen sich, außer dem Griechischen, kein anderes Volk rühmen kann. Ich setze Pyrkern weit über Virgilius, das heißt: ich glaube, daß Pyrker dem Homer viel näher stehe, als Virgil. — Ja, der hat's vollbracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!" (Wiener Zeitschr. f. Kunst und Lit., 1826, Nr. 24.)

In der Zeitschrift Hermione, Nr. 3, 17. Jan. 1827, wird obiges Werk als das wahre deutsche Heldengedicht bezeichnet.

Auch seinen beiden übrigen Werken: Perlen der heiligen Vorzeit und Tunisias, ward ein gleicher Ruhm zu Theil, und wegen des letztern räumt ihm ein unsterbliches Gedicht Baggesen's (Dresdener Morgenzeitung, 1827, Nr. 103) vor Klopstock mit dem Worte Vater, den höchsten Platz ein.

Der Dichtkunst Höchstes ist das wahre Epos, folglich der Verfasser obiger Werke einer der ersten Dichter Deutschlands, welches jetzt schon ausgesprochen, von der Nachwelt allgemein anerkannt werden wird.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der **Karl Gerold'schen** Buchhandlung in Wien ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Grundzüge der Naturlehre des Menschen

von seinem Werden bis zum Tode.

Mit vorzüglicher Rücksicht auf die praktische Medicin bearbeitet

von

Dr. Ignaz Rudolf Bischoff,

Edlem von Altenstern,

k. k. wirkl. Regierungsrathe, Commandeur des kurfürstl. hess. Löwenordens, Stabsfeldarzte und Professor an der k. k. Josephs-Akademie.

Dritte und vierte (letzte) Abtheilung.

Mit vollständigem Register.

Auch unter dem Titel:

Grundzüge der speciellen Naturlehre des Menschen. Brosch. 2 Thlr. Sächs. Alle 4 Abtheilungen 3 Thlr. 16 Gr. Sächs.

Das edelste Studium für den Menschen, sagt der Verfasser in der Vorrede, ist und bleibt der Mensch selbst. Dieser kann ohne die umgebende Natur nicht gedacht werden. Die Lehre von den Erscheinungen und Gesetzen des Lebens im Menschen ist daher von seinem Eintritte in das Dasein bis zu seinem Scheiden in innigster Verbindung mit dem Reiche der gesammten Naturwissenschaften, besonders mit der Physik, Chemie, Naturgeschichte, Anatomie und Zootomie.

Diese vielfache Verkettung begründet eine eigene Schwierigkeit in der Behandlung, denn keine Hülfswissenschaft darf übergangen, keiner ein überwiegender Einfluß eingeräumt werden. Außer diesen Beziehungen, durch welche die Physiologie den mächtigsten Einfluß auch auf die Cultur der landwirthschaftlichen Pflanzen und Thiere äußert, hatte der Verfasser die hochwichtige Richtung auf die praktische Medicin unverrückt im Auge, wozu ihm eine dreißigjährige Erfahrung am Krankenbette einen Reichthum von Stoff darbot.

Verlag der **Creutz'schen** Buchhandlung in Magdeburg:

Davis, J. F., China; oder Beschreibung der Sitten, Gebräuche, Regierungsverfassung, Gesetze, Religion, Wissenschaften, Literatur, Naturerzeugnisse, Künste, Fabriken und des Handels der Chinesen. Deutsch von F. Wesenfeld. 2 Theile. Illustrirt mit 55 Holzschnitten. Subscriptionspreis bis zu Erscheinung des 2ten Theils 5 Thlr. Ladenpreis nachher 6 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat August, oder Nr. 213—243, 1 Beilage, Nr. 4, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XXVI—XXVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1839. Zwanzigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. XII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im August 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Funfzig Gedichte

von

Philipp Engelhard Nathusius.

Probesammlung.

Mit der Bemerkung auf dem Titel: „Der Ertrag ist dem Leipziger Central-Verein zur Schadloshaltung der ihrer Stellen entsetzten Göttinger Professoren bestimmt, zu welchem Zweck — im Fall einer geneigten Aufnahme — eine vollständigere Sammlung nachfolgen soll."

8. Fein Velinp. Geh. 12 Gr.

Ferner:

Hundert und drei Lieder

des Pariser Chansonnier

Pierre Jean de Beranger

gibt hier im Deutschen wieder

mit seinem wohlgemeinten Gruß

Philipp Engelhard Nathusius.

8. Fein Velinp. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Die vorstehenden poetischen Arbeiten, die ersten, mit denen der Verfasser, Sohn und Nachfolger des großen, schöpferischen Nathusius auf Althaldensleben, hervortritt, zeugen von entschiedenem und bedeutendem dichterischen Genius. Das deutsche Publicum, welches mit richtigem Takt das Vorzügliche aus dem Wust der Alltagsliteratur herauszufühlen versteht, möge dieses Urtheil bestätigen durch eifrige Förderung des schönen Zwecks, dem der Ertrag bestimmt ist.

Braunschweig, im Juli 1839.

Friedrich Vieweg & Sohn.

In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Becker, A. J. H., Über deutsche Vaterlandsliebe, eine Schulrede mit Anmerkungen und Rechtfertigungen. 3 Bogen. 4. 6 Gr.

Behrens, H. u. L., Topographie und Statistik von Lübeck. 2 Theile. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Curtius, P. W., Zwei Predigten. Mit einer demselben gehaltenen Leichenpredige und einer Darstellung seines Lebens. 7 Bogen. Gr. 8. 12 Gr.

Deecke, E., Grundlinien zur Geschichte Lübecks von 1143—1226. 7 Bogen. 4. 8 Gr.

Dettmer, C., Grundriß der deutschen Grammatik für Engländer — Elements of the German Grammar for the use of Englishmen. 7 Bogen. Gr. 8. 8 Gr.

Hach, J. F., Das Alte Lübische Recht. 41 Bogen. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Heller, L., Geschichte der Lübeckischen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit. 13 Bogen. Gr. 8. 12 Gr.

Nielsen, M., Die Seligpreisungen unsers Herrn. 9 Predigten. 10 Bogen. Gr. 8. 12 Gr.

M. Reineri Alemanici, Phagifacetus e codice Lubecensi ed. ***Fr. Jacob.*** 4 Bogen. Gr. 8. 6 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu bekommen:

Dr. C. G. Mehlhose, Gedichte.

8. Magdeburg, Creutz'sche Buchhandlung. 2 2/3 Thlr.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel ist soeben erschienen:

Die Wissenschaft und die Kirche.

Zur Verständigung über die Strauß'sche Angelegenheit

von

Dan. Schenkel, Licent der Theologie.

Gr. 8. Preis 1 Fl. 24 Kr.

Der Herr Verfasser hat in dieser Schrift die in ihren Wirkungen so tiefgreifende Strauß'sche Streitigkeit von dem Standpunkte ruhig-unparteiischer Betrachtung aufzufassen und diese Aufgabe auf eine für die Kirche und Wissenschaft gleich befriedigende Weise zu lösen versucht. Die Zeitgemäßheit des Versuchs, die Gediegenheit der vorgetragenen Ansichten, Milde des Urtheils, klare anziehende Darstellung, werden diese Schrift nicht nur den Theologen, sondern jedem wißbegierigen Christen, überhaupt jedem Gebildeten, der sich über eine der wichtigsten Lebensfragen der Gegenwart belehren will, zu einer äußerst interessanten Lectüre machen.

Im Verlage der **Hahn'schen** Hofbuchhandlung in Hannover ist soeben erschienen:

Die Münzen der griechischen, parthischen und indo-skythischen Könige von Baktrien und den Ländern am Indus. Von **Dr. *Karl Ludwig Grotefend.*** Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1839. 20 Gr.

Der Numismatiker erhält hier einen kritischen und vollständigen Katalog der so merkwürdigen baktrischen und indo-skythischen Münzen (262 Münzen, während Mionnet nur 145 kennt). Der Historiker findet hier für eine Geschichte der griechischen und skythischen Reiche in Baktrien und den benachbarten Ländern das gesammte numismatische Material vereinigt. Die dem Kataloge angehängten Bemerkungen geben nicht unwichtige Aufschlüsse und Andeutungen über die Classification der beschriebenen Münzen, die Lesung ihrer Aufschriften und die Anordnung der Königsreihen.

Soeben ist bei **J. H. C. Schreiner** in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blicke

in das Düsseldorfer

Kunst- und Künstlerleben

von

Friedrich von Uechtritz.

1ster Band. 29 Bogen. 8. Velinp. Geh. Preis 2 Thlr.

In Paris ist folgendes höchst interessante Werk erschienen, das von uns durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann:

L'Irlande

sociale, politique et religieuse

par

Gustave de Beaumont,

auteur de Marie ou l'Esclavage aux Etats-Unis, l'un des auteurs du système pénitentiaire aux Etats-Unis.

2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im August 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nr. 238. Vermischte Schriften von Karl Ernst Jarcke. Erster und zweiter Band. (Fortsetzung.) — Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Chr. Märklin. — Literarische Notiz.

239. Vermischte Schriften von Karl Ernst Jarcke. Erster und zweiter Band. (Fortsetzung.) Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Chr. Märklin. (Beschluß.) — Notiz.

240. Vermischte Schriften von Karl Ernst Jarcke. Erster und zweiter Band. (Beschluß.) Goethe in Frankfurt a. M., oder zerstreute Blätter aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757—75. Gesammelt von Heinrich Döring. — Literarische Notizen. — Bibliographie.

Nr. 241. „Ernest", das Chartisten-Epos. — Aus Schweden. — Notiz.

242. „Ernest", das Chartisten-Epos. (Beschluß.) — Revolutions des peuples de l'Asie moyenne, et influence de leurs migrations sur l'état social de l'Europe, par A. Jardot. Zwei Bände. — Statistische Probleme. — Literarische Notizen.

243. Reise und Rastage in der Normandie von J. Benedey. Zwei Bände. — Notizen aus den Vereinigten Staaten.

№ II.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1839. April, Mai und Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar Februar und März enthaltend, findet sich auf dem Umschlage des Juliheftes.

21. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit zahlreichen Darstellungen und Landkarten. Dritter Band. M—R. Achte Lieferung. — Vierter Band. S—Z. Erste Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

22. **Cobbett's (William)** englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinern Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von **Dr. J. H. Kaltschmidt.** Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 18 Gr.

Lehrern der englischen Sprache, die sich, bevor sie diese Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

23. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Elftes und zwölftes Heft. (Gabelentz—Hase.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 1 Thlr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

24. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von ***Georg Friedr. Most.*** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes achtes und neuntes Heft. (Matricaria suaveolens—Quecksilber.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

25. Ikonographische Encyklopädie oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Dr. v. *Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin, Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von **Dr. *Friedr. Jak. Behrend.*** Erste Abtheilung. Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Auch unter dem Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von **Dr. *Friedr. Jak. Behrend.*** In sechs Lieferungen. Dritte bis fünfte Lieferung. Tafel XI—XXXIII und Text Bogen 12—19. Grossfolio. Jede Lieferung 2 Thlr.

Die Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten enthält 50 colorirte Tafeln und ungefähr 25 Bogen Text und erscheint in sechs Lieferungen, deren monatlich eine herauskommt, zu dem Preise von 2 Thlr.; die ganze Abtheilung kostet daher 12 Thlr.

26. **Lang (J. G.)**, Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1 Thlr.

Lehrern der französischen Sprache, die sich, bevor sie diese Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

27. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Sechster Jahrgang, für das Jahr 1839.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Zwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa [illegible] Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

28. ***Winkler (Ed.)***, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend Erläuterungen und Nachweisungen über die Gegenstände der Naturwelt, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht [illegible] werth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Zweites Heft. (Bernstein — Lexicon maculatum.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Leben und Briefwechsel
Georg Washington's.

Nach dem Englischen des
Jared Sparks
im Auszuge bearbeitet.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Zwei Bände.
Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieser Auszug aus dem Werke des Herrn Sparks, das in zwölf Bänden erschien, wurde im Einverständniß mit dem Verfasser nach der Angabe des Herrn von Raumer bearbeitet. Die Biographie ist vollständig gegeben, dagegen aus den Schriften nur das für die Geschichte und die Charakteristik Washington's Wichtigste ausgehoben worden.

Leipzig, im August 1839.

F. A. Brockhaus.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

830.6
B
1839
Sept

1839.

Monat September

enthaltend

30 Blätter: Nr. 244 – 273, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XXIX – XXXI

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an, ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

1839.

Inhalt.

Nr. [illegible] zur Kenntniß. — Geschichte Gustav Adolfs, Königs von Schweden, und seiner Zeit, für Leser aus allen Ständen dargestellt von A. F. Oesterley. — Brierre de Boismont über die Geisteskrankheiten. — Literarische Notiz.

241. Geschichte Gustav Adolfs, Königs von Schweden, und seiner Zeit, für Leser aus allen Ständen dargestellt von A. F. Oesterley (Fortsetzung.) — [illegible] und Irrthum in der [illegible], Dichtern und [illegible] und die [illegible]

242. [illegible] von Schweden und seiner [illegible] für Leser aus allen Ständen dargestellt von A. F. Oesterley (Fortsetzung.) — Skepticismus und Irrthum in der [illegible] Schriften [illegible] und [illegible] Kunst und [illegible]. — [illegible].

243. [illegible] Gustav Adolf, König von Schweden, und seine Zeit, für Leser aus allen Ständen dargestellt von A. F. Oesterley (Beschluß.) — [illegible] denzschriften [illegible] Preußen. — [illegible].

244. [illegible] der Colonien, [illegible] der Britischen Naturforscher [illegible] Reisen [illegible] B. Hoop u. A. Dritter und vierter Band. Von Karl Sonnenkalb. (Fortsetzung.) — Notizen.

245. [illegible] (Beschluß.) — Die Wasserkur und [illegible] der Britischen Naturforscher [illegible] Reisen [illegible] B. Hoop u. A. Dritter und vierter Band. Von Karl Sonnenkalb. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

251. [illegible] Gedichte von [illegible] Reinhard Reinhardus. Prachtsammlung. — Der Materialismus. — Notizen.

252. Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei. Zweiter Artikel. — Unterhaltungsliteratur. [illegible] Spiegelbild aus dem weiblichen Kunst- und Berufsleben der modernen Welt. Von F. Ge. Hasenclever. Zwei Bändchen. 2. Frauenbilder von G. P. R. James. Aus dem Englischen übersetzt von Curtius Bernhard. Herausgegeben von W. A. Lindau. Zwei Bände. — Literarische Notiz.

253. Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Gudrun. [illegible] Nebst Abhandlung über das mittelalterliche Gedicht Gudrun und den Sagenkreis, Herausgegeben von San Marte (A. Schulz). — Notiz. — Literarische Anzeige.

254. Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Historical sketch of the rise, progress and decline of the reformation in Poland and of the influence which the scriptural doctrines have exercised in that country, in literary, moral and political respects. By count Valerian Krasinski. Erster Band. — Literarische Notiz. — Biographie.

256. Schriften über deutsche Journalistik. (1. Studien und Kritiken der deutschen Journalistik. Erstes bis drittes Heft. 2. Der Journalistenspiegel. Worte der Wahrheit über Flugblätter und literarische Trommelschläger, an Freund und Feind gerichtet von Ernst Richter. 3. Die Schande der deutschen Journalistik. Von H. Bozzaris.) — Die Irländer. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

257. Sophokles. Von J. J. C. Donner. — Neuere Literatur aus der Schule von Hegel's Zeitalter. — Statistische Ergebnisse.

Nr. [illegible] Sophokles. Von J. J. C. Donner. (Beschluß.) — Aus der neuesten italienischen Literatur. — Berliner Spaziergänge, [illegible] deutschem Volksthume. — Literarische Notiz.

259. [illegible] Jean Paul. Komische Novelle par J. C. A. Buchon. Drei Bände. [illegible] schöne Frömmigkeit. Aus dem Tagebuche eines [illegible] Pilgers [illegible] Herausgegeben von Karl [illegible]. Erstes Bändchen. — Literarische Notiz.

260. [illegible] in Armenien im Jahre [illegible]. Von L. v. [illegible] — [illegible] und Druckfehler in dem [illegible] Werke [illegible] Verfasser zu ändern. — Literarische Anzeige.

261. [illegible] in Ostindien im Jahre [illegible]. Von A. v. Kotzebue. (Fortsetzung.) — Erzählungen und Novellen. (1. Bilder aus Paris. Herausgegeben von Fr. v. K. Zwei Bände. [illegible] über der Vergangenheit und [illegible]. Ein [illegible] Novelle aus dem spanischen Bürgerkriege. Entwurf von [illegible] der spanischen [illegible] Von Fr. Bulwer. Zweiter Band. 4. Das Haus Braganza von [illegible] 5. [illegible] in zwei Abtheilungen von H. E. [illegible]. Bd. 1.) — Notizen.

262. [illegible] in Polen im Jahre [illegible]. Von A. v. Kotzebue. (Beschluß.) — Literarische Notiz. — Bücheranzeige.

263. [illegible] Literatur. (1. Poésies. Par Alexandre Duchard. [illegible] Par M. Louis Aimé. 3. Mes vacances sur la [illegible] d'Annecy, nouvelle psychologique. Par M. Sol.) — Für [illegible] Verlag in Bayern. — Literarische Notiz.

264. Französische Lyrik. (Fortsetzung.) — Romanenliteratur. (1. Heinrich von [illegible], oder der preußische Hof im 14. Jahrhundert. Frei nach dem Französischen von Fanny Tarnow. Drei Theile. 2. Anton. Von Frau Charlotte Rudolph. Übersetzt von Fanny Tarnow. 3. Die Familie Flodoard. Von der Verfasserin Bauer. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. 4. Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersetzt von K. Jürgens. Zwei Theile. 5. [illegible] Verbrechen, oder die zwei Bräute. Von Miß Landon. Aus dem Englischen übersetzt von Fr. [illegible]. Die Bluträche. 6. Aus Tannerlis Lehrjahren. Novelle von [illegible]. Herlossohn.) — Literarische Notiz.

265. Französische Lyrik. (Beschluß.) — Aus Italien. — Literarische Notiz.

267. Der streitbare Dichter Imbert Galloix in Paris. Von A. v. Bernstedt. — Hugues Capet et la troisième race ou la Province Auguste, première période, dixième et onzième livres, par M. Depping. — Notizen aus den Vereinigten Staaten. — Literarische Anzeige.

268. Der streitbare Dichter Imbert Galloix in Paris. Von A. v. Bernstedt. (Beschluß.) — König Rotrus. Eine Mißgeburt der Zeit. Von Karl Stahl. — Notiz.

269. Die Taschenbücher für 1840. Erster Artikel. (1. Urania.) — Zur indischen Religionsgeschichte.

270. Die Taschenbücher für 1840. Erster Artikel. (Beschluß.) — Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois, écrite en vers provençaux par un poète contemporain; traduite et publiée par F. Fauriel. — Bibliographie.

271. Münchner Antwort auf Venetianische Briefe. — Die Jesuiten und der Jesuitismus, von Sylvan Jordan. — Literarische Notizen.

272. Münchner Antwort auf Venetianische Briefe. (Beschluß.) — Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohne. Nach dem Englischen bearbeitet von Dr. Baumann. Zwei Theile. — Literarische Anzeige.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 244. —— 1. September 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Geschichte Gustav Adolf's, König von Schweden, und seiner Zeit, für Leser aus allen Ständen bearbeitet von A. F. Gfrörer. Mit Abbildungen. Stuttgart, Rieger u. Comp. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Unvorhergesehene Umstände haben die frühere Anzeige dieses Werkes verzögert, welches in der neuesten Geschichtsliteratur eine ehrenvolle Stelle einnimmt; aber auch der Wunsch, dasselbe mit der zu gleicher Zeit erschienenen Ankündigung einer inhaltverwandten Arbeit von C. A. Mebold über den dreißigjährigen Krieg collectiv zu beleuchten, muß diesen langen Aufschub entschuldigen. Herr Gfrörer ist uns als ein tüchtiger, rühriger Schriftsteller in verschiedenen Gebieten der Wissenschaft bekannt, und erst neulich noch hat er durch ein bändereiches Werk über die Geschichte des Urchristenthums theils als Bekämpfer, theils als Bestätiger der Strauß'schen Doctrinen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und die theologische Kritik beschäftigt. Wir müssen ehrlich gestehen, daß wir ihn auf dem sichern historischen Boden lieber als auf dem kritisch-mythisch-dogmatischen erblicken, wo im Grunde wenig Erquickliches mehr uns begegnet, und daß auf jenem erstern seine Lorbern ihm länger grün erhalten werden dürften.

Die Geschichte des großen Schwedenkönigs, wiewol durch fleißige und geistvolle Männer bereits in vielen Partien angebaut, war noch selbst vor kurzem immer einer erschöpfendern, gründlichern Bearbeitung fähig und ein der deutschen Gelehrten vom Fache würdiges Ziel. Hr. G. bezeichnet redlich die Quellen, welche er bei seinem Unternehmen benutzt, ohne jedoch einigen derselben, welche das Unglück hatten, aus subjectiven Gründen ihm zu misfallen, die gebührende Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Wir zählen darunter die Werke von Geijer (deutsch in der Sammlung von Ukert und Heeren), Rühs, Geimoard, Lengnich, Khevenhüller, Chemnitz, Spanheim, Burgus, Gualdo Priorato, Harte, die Briefe Gustav's, und die neuern Schriften über die bedeutendern Gegner des Königs, von Wolf und Breyer, Förster, Röse, von der Decken, Mauvillon, Galletti auf; außerdem wurden viele vermischte, allgemeinen wie speciellen Inhalts, welche ihm Notizen und Andeutungen für seinen Zweck verschaffen konnten, je an Ort und Stelle beachtet. Wenn ein Gelehrter von solchen Eigenschaften und Kenntnissen wie Hr. G. billig eine Rüge für die Art und Weise der Behandlung eines so genialen Kriegsschriftstellers wie Bülow, des ohnehin im Leben schwere Mishandelten, verdient, welchen er mit bittern Schmähungen förmlich überhäuft, so verdient dagegen sein Bestreben, den hohen Werth und die Verdienste des vielverkannten Khevenhüller ins gehörige Licht zu stellen, ebenso gerechtes Lob. Er hat sich auch, wie man aus Vergleichung der angegebenen Vorgänger mit ihm selbst entnimmt, diesen großen Staatsmann und Historiker hauptsächlich zur Unterlage bei seiner Arbeit gewählt, sodaß alles Fernere mehr als Zusatz, Ergänzung, Erläuterung und Kritik zu betrachten ist; ein Verfahren höchst zweckmäßiger Art, wofür man ihm nur danken kann.

Die Bedeutsamkeit der Geschichte Gustav Adolf's für die allgemeine Geschichte, für die richtige Auffassung der Ursachen, Triebfedern und letzten Zwecke des dreißigjährigen Krieges bei beiden Parteien, für die Würdigung der Plane des nordischen Helden, seiner Stellung zu Schweden, dem Kaiser, der Liga und den deutschen Protestanten ist von dem Verf. in sichern Umrissen und nicht selten mit starken Farben in der Vorrede geschildert. Hr. G. findet fast alle Geschichten des dreißigjährigen Krieges ausschließlich im guelfischen Geiste geschrieben, alles Unrecht dem Reichsoberhaupte und alles Recht der neuen Kirche, trotz der unendlichen Verschiedenheit ihrer Bekenner, zugeschoben; er hat sich daher vorgenommen, diesmal mehr die ghibellinische Richtung zu verfolgen, wie er selbst es offen bekennt, wiewol mit feierlicher Verwahrung gegen mögliche Misdeutungen; denn er behauptet (S. 38)

im ghibellinischen Sinne geschrieben zu haben, nicht weil er es gewollt, sondern weil ihn die Urkunden, die ihm zu Gebote standen, dazu gezwungen hätten. Er wird darüber freilich mannichfach einen harten Stand bekommen, besonders von Seiten seiner Glaubensgenossen, denen er sich, wie vor ihm Fr. Hurter, der Triumvir, bei Schilderung eines frühern Kampfes zwischen den zwei großen Parteien des Mittelalters, mit einer überall dem Katholicismus sich zukehrenden Neigung und mit scharfer Zersetzung der politisch-kirchlichen Verhältnisse entgegenstellt; immerhin aber ist sein Versuch interessant und die Durchführung vielseits lehrreich ausgefallen. Die Gesinnung selbst, wenn man ihn als Protestanten betrachtet, ist solch großer Unparteilichkeit halber (die sich auch vor kurzem noch in der Schrift: „Die Tiare und die Krone", manifestirt) überaus löblich. Darin hat er wol mehr als Recht, wenn er auf die frühere Weise, die Archive zu benutzen, voll Unwillens schmäht, auf die zahlreichen Verfälschungen der Thatsachen, Zustände und öffentlichen Charaktere in den gedruckten Schriften (meist durch schmeichlerische Akademiker) hinweist und endlich die Nothwendigkeit hervorzuheben sich bemüht, statt allgemeine, hunderte von Jahren umfassende Werke zu schreiben, einzelne Partien der Geschichte mit Hülfe der Archive aufzuhellen, damit man einmal aus dem Sumpfe des Parteiwesens herauskomme. Der Schluß der ziemlich langen Vorrede enthält noch allerlei starke Klagen über verkehrte Zeitrichtungen in der Historiographie, die man theilweise unbedingt unterschreiben, theilweise aber auch, als von allzu herbem Spleen eingegeben, gehörig ermäßigen wird.

Das ganze erste Buch schildert in sieben Capiteln die Zustände Schwedens und der Zeit im Allgemeinen vor Gustav Adolf in einer Art, daß man mit Vergnügen zuhört, wiewol man Neues hier nicht vernimmt und der Vers. sich hauptsächlich an Geijer's vortreffliche Arbeit gehalten hat. Wir heben daraus, zugleich als Probe seines Styls, die gelungene Charakteristik König Christian's II. hervor:

Der Geschichtschreiber ist in Verlegenheit, über diesen sonderbaren König ein Urtheil zu fällen. Laster und Tugenden, Unbesonnenheit und Verstand vermischen sich auf wunderliche Weise in seinem Charakter. Ein Wüthrich in Schweden, unterstützte und hob er in Dänemark die Freiheit des dritten Standes durch Milderung, beinahe Aufhebung der Leibeigenschaft, durch Gesetze und Schulen. Sein erster Hauptfehler war, daß er zu viel auf einmal wollte; sein zweiter, daß er sich in Ausführung seiner Plane von blinder Leidenschaft hinreißen ließ und in der Wahl der Mittel noch weniger Scrupel bewies als ein Jesuit. Er wollte die Macht der Geistlichkeit und des Adels zermalmen, den dritten Stand heben, die Macht der damals noch so mächtigen Hansa brechen, Holstein erwerben, Schweden erobern, vor Allem unumschränkt herrschen. Gute Einrichtungen, Gesetze, List, Gewalt, Mord galten ihm als gleich gute Mittel dazu und wurden überdies mit einer unerhörten Zweideutigkeit in Anwendung gebracht. Derselbe Christian, der in Schweden eine päpstliche Bulle zum Vorwande seiner Metzeleien gebrauchte, führte in Dänemark die Reformation ein; derselbe, der mit Luther im Briefwechsel stand und Karlstadt aus Wittenberg nach Kopenhagen berief, bittet den Papst um die Kanonisation zweier neuen Heiligen an, als ihn von Rom aus eine Untersuchung wegen des stockholmer Blutbades bedrohte. Derselbe, der den Barbiergesellen Slagsöck auf den erzbischöflichen Stuhl von Lund erhob, ließ diesen Menschen später, um sich von der Schuld rein zu waschen, als Urheber der stockholmer Metzeleien aufhängen und verbrennen. Der Haß des Adels stürzte zuletzt Christian.

Diese letztere Ansicht ist durchaus die richtige, und in neuern Zeiten hat daher auch Christian's Andenken, insofern es von seinen Verdiensten um Gesetzgebung, Administration, Handel und Industrie gegenüber den Verleumdungen der siegreich gewordenen Partei sich handelt, die gebührende Genugthuung erhalten. Die früher beliebten Vergleichungen mit Tiberius und Ludwig XI. sind nur theilweise passend, und hinsichtlich des Letztern ist der bedeutende Umstand zu berücksichtigen, daß auch das Gute, welches jener französische König angestrebt und durchgeführt, ebenso wol als das Schlimme, was er gethan, mit kaltem Blute und in Folge vorangegangener reifer Berechnung geschah, während die Missgriffe und Verbrechen Christian's der Heftigkeit seines Temperaments und den Folgen einer schlechten Erziehung zugeschrieben werden müssen. Er konnte selbst gemüthlich und zutraulich sein, ja mit voller Glut der Seele lieben, was schwerlich von Ludwig XI. behauptet werden wird. Anziehend sind die (S. 79) mitgetheilten eigenhändigen Bemerkungen und Schilderungen Gustav Adolf's, den Charakter und das Regierungssystem König Sigismund's von Polen betreffend, und als Probe von der Feinheit des damals herrschenden Curialstyls kann die Correspondenz zwischen Karl IX. und Christian IV. gelten.

Auch die ersten paar Capitel des zweiten Buches, welches die erste Epoche Gustav Adolf's, nämlich die von seinem Regierungsantritte bis zum Zuge nach Deutschland begreift, geben nicht viel Neues; doch findet man die Vorgänge von Hrn. G. zweckmäßig benutzt und die verschiedenen Züge zur Charakteristik des jugendlichen Helden, seiner Rathgeber, seiner ersten Richtung und zur Kenntniß der Streitkräfte, über die er verfügen konnte, zu einem gelungenen Gemälde vereinigt. Das zweite Capitel beschreibt den dänischen, das dritte den russischen Krieg, das vierte die Zwischenereignisse, die Einrichtungen im Innern Schwedens, die Unterhandlungen mit Polen, und die erste Liebe Gustav's. Wir geben die Schilderung dieses schönen Verhältnisses, welches auf dieselbe Weise wie beinahe alle ähnlichen, deren Schauplatz ein Fürstenhof war, an den übermächtigen Verhältnissen der Convenienz scheitrete:

Gustav Adolf war in den Frühling seines Lebens getreten; wir hätte er, ein Mann von tiefer Phantasie, ja, man darf sagen, eine Dichternatur, die nicht in Versen, sondern in lebendigen Thaten eine neue Ilias schuf, der Liebe widerstehen können? Er sah an dem Hofe seiner Mutter ein edles Fräulein von einer der ersten Familien Schwedens, durch Gustav's Mutter selbst mit dem königlichen Hause verwandt, Edda Brahe, ebenso schön an Gestalt als verständigen Sinnes. Zu Rosenberg, einem reizenden Lustschlosse bei Stockholm, sieht man noch ein Gemälde von ihr, das Zeugniß davon ablege, daß sie würdig war, ein Heldenherz wie das Gustav Adolf's zu entzünden. In Schweden werden noch viele Züge von der Liebe Gustav's und Edda's erzählt, die Stoff genug zu einem Romane geben könnten. Eine schwärmerische Leidenschaft er-

griff den jugendlichen König; sie blieb nicht unerwidert. Wie hätte sie kalt bleiben können gegen einen Mann, der so schön war als irgend ein Held der nordischen Sage, gegen einen glücklichen Soldaten, einen König! Gustav sah sie nur selten, weil er die Ehre einer Dame, die ihm so theuer war, keinen üblen Reden aussetzen wollte. Dafür schrieben sie sich gegenseitig, sie mit kluger Zurückhaltung, er im Feuer der Zärtlichkeit. Einige köstliche Überreste der Briefe, worin er seine Leidenschaft gesteht, sind auf uns gekommen; sie sind ein treues Abbild seines edeln Charakters: ein hoher Rittersinn, unerschütterliche Standhaftigkeit, Gottvertrauen und Redlichkeit spricht aus ihnen. Es war seine Absicht, den Thron Schwedens mit der Geliebten zu theilen; aber der Stolz seiner Mutter, die ein großes Ansehen über die kindliche Liebe ihres Sohnes ausübte und alle Künste der Verstellung und weiblicher Schlauheit aufbot, um die Verbindung zu hintertreiben, trennte die Liebenden. Anfangs bestand die Königin Witwe nur auf einem Aufschube von wenigen Jahren; man benutzte diese Zeit, Beide einander immer mehr zu entfremden. Der Abschied von ihr wurde ihm schwer, das Andenken an sie erweckte in ihm auf den Gefilden des Ruhms eine schwärmerische Sehnsucht nach der Heimat und entflammte seinen Muth vor Gbow. Später schwächte eine Bekanntschaft mit einer blühenden Holländerin, der Tochter des Admirals Cabelliau, seine erste Leidenschaft; dieses Mädchen gebar ihm einen Sohn, den die Königin Christina nach Gustav's Tode zum Grafen v. Wasaborg erhob. Es wird behauptet, daß die Königin Mutter diesen Vorfall gegen Ebba benutzte, um sie dem Könige zu entfremden u. s. w.

Ebba reichte später ihre Hand dem Grafen de la Gardie. Ihr Andenken aber erlosch erst spät gänzlich in Gustav's Herzen.

Der erste Krieg wider Rußland (Cap. 5) nahm für die Waffen Schwedens einen glorreichen Ausgang. Bereits buhlten die deutschen Protestanten um Gustav Adolf's Freundschaft und Bündniß. Die heidelberger Gesandtschaft erschien bei ihm in Stockholm, merkwürdig nicht sowol durch die Personen, als durch die Sache, welche sie betraf. Es galt nichts weniger, als den König zum theologischen Vermittler zwischen den Lutheranern und Reformirten zu machen. Bekanntlich verabscheuten sich, zum Theil durch die Schuld Luther's, diese beiden Theile der protestantischen Kirche fast noch mehr unter sich selbst, als beide zusammen die Katholiken haßten, und dieser unselige Zwist hatte der neuen Kirche tiefere Wunden geschlagen als alle Verfolgungen des Papstthums. Viele Fürsten waren schon damit umgegangen beide Theile zu versöhnen, aber vergeblich; denn Vernunftgründe, auf welche die Vermittler allein beschränkt waren, schlagen bei orthodoxen Priestern nicht an, und es ist von jeher leichter gewesen, die Streitigkeiten von Königen beizutegen, als streitende Theologen unter einen Hut zu bringen.

Gustav Adolf behandelte zwar die frommen Diplomaten mit ausgezeichneter Höflichkeit, aber er entschuldigte sich über die Ablehnung des angemutheten Vermitteramtes mit der Verschiedenheit der Meinungen über so spitzfindige Materien, welche es gar nicht verdienen, daß man sie so feierlich behandele.

Ohnedem — fügte er hinzu — hätten von Konstantin d. Gr. an bis auf Karl V. alle Kaiser und Könige, welche Streitigkeiten über theologische Fragen beizulegen gesucht, nie ihre Absicht erreicht; er seinerseits sei zufrieden, die Wahrheit in den Quellen der Offenbarung zu suchen, und bitte zu Gott dem Herrn, daß es ihm gefallen möge, die Menschen durch die Liebe zu vereinigen, weil dies durch den Glauben allein, der zu dunkle Punkte umfasse, nicht geschehen könne.

Über solcher Quellenforschung der Gnade und Aufklärung vergaß jedoch der König die irdischen Interessen keineswegs, auch sah er es gerne, daß die deutschen Protestanten sich gewöhnten, in ihm das Haupt ihres Glaubens zu erblicken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brierre de Boismont über die Geisteskrankheiten.

In der letzten Aprilnummer der „Annales d'hygiène et de médecine légale" hat Brierre de Boismont eine wichtige Abhandlung über Geistesverrückung mitgetheilt, deren äußerster Zweck ist, zu zeigen, daß der Wahnsinn im Allgemeinen um so häufiger und in seinen Formen um so mannichfaltiger ist, je höher die Stufe der Civilisation und Aufklärung ist, auf welcher sich ein Volk befindet; sodann, daß der Einfluß vorherrschender Zeitideen, sowol der religiösen wie der politischen und moralischen, die geistigen Fähigkeiten auf die evidenteste Weise zu verwirren im Stande ist, sodaß die Erscheinungen des Wahnsinns oft die Zeitrichtung selbst, nur in verzerrter Form, darstellen. Unter einem einfachen Volke, welches arm an Ideen ist, tritt der Wahnsinn seltener und in einfachern Formen auf. Jeder große oder gewaltsame Umschwung einer Nation, einer Epoche vermehrt die Neigung zur Narrheit und Verrücktheit. Je höher der Grad der Civilisation, desto krankhaftere Symptome wird sie mit sich führen. Man fängt an, einen idealen Zustand zu begehren, der mit der Wirklichkeit unvereinbar ist; dieser Bruch des Geistes mit der Realität ist der fruchtbarste Boden für die Erzeugung von Geisteskrankheiten. In Griechenland waren es die Mysterien des Bacchus, welche zu den sinnlosesten Entzückungen Anlaß gaben. Die Manie des Selbstmordes nimmt besonders in den Zeiten politischer Revolutionen überhand, wo die Proscription und die Furcht davor die Gemüther verwirrt und die gesellschaftliche Basis zerrüttet ist. So in den letzten Zeiten der römischen Republik, als die Bürgerkriege wütheten, und während der Convulsionen der Kaiserregierungen. Es sind dies zugleich in der Regel die Zeiten des höchsten Geistes- und Lebensgenusses, des gesteigertsten Raffinements in der Befriedigung der Gelüste, des politischen Ehrgeizes, der Rang-, Gewinn- und Titelsucht. Im Mittelalter waren die religiösen Ideen die vorherrschenden, die Triebfedern der Zeit. Obgleich die Intelligenz nicht bedeutend war, fehlte es in den freien und Handelsstädten wie an den Höfen der Fürsten und Ritter nicht an Civilisation und einer gewissen äußern Cultur, wie im Allgemeinen nicht an Schwung der Ideen, nur daß diese, sowol in der Liebe wie in der Religion, die Form des Fanatismus, endlich der Verrücktheit annahmen. Alles steigerte sich bis zur Excentricität, besonders zur Zeit der Kreuzzüge. Die Minne schweifte bis zum lächerlichsten Unsinn, zu Donquixotiaden und der widerlichsten Süßlichkeit aus, die sich besonders in der Einrichtung der sogenannten Liebeshöfe kundgibt. Religiöser Fanatismus, von den Pfaffen genährt, und die Unkenntniß der Naturprocesse führte die Verfolgung der Ketzer und Juden, alchymistischen oder astrologischen Unsinn, Flagellantismus und den St.-Veitstanz, den Glauben an Wehrwölfe und die Verbrennung der Hexen herbei. Ungewöhnliche Krankheiten, Aussatz, Pest, Hunger und Kriegsnoth kamen, besonders vom 12. bis Ende des 14. Jahrhunderts, hinzu, um die fanatisirten Gemüther bis zum Wahnsinn zu entzünden. Jene bizarren convulsivischen Tänze, zu denen sich die Menge unwiderstehlich hingerissen fühlte, waren die Folge davon, der St.-Johannistanz, der Tarantismus, den man mit Musik heilte, die Lykanthrophie, wobei sich die Menschen einbildeten, Wehrwölfe zu sein, und für diese Einbildung von der abergläubischen Menge mit dem Feuertode bestraft wurden. Der Wahnsinn trat gar nicht mehr einzeln, sondern massen- und seelenweise hervor. In der Diöcese von Como verbrannte man in einem Jahre 1000 Hexen, in Genf 500, wie Del Rio erzählt. Remigius ließ in Lothringen während 16 Jahren 900

Digitized by Google

der Hexerei angeklagte Personen hinrichten, und nach Sprengel erreicht die Zahl der in Deutschland als Zauberer und Zauberinnen hingerichteten Personen die Zahl von 100,000. Ein westfälischer Edelmann wurde zwanzigmal auf die Folter gespannt, damit er gestehen sollte, er sei ein Wehrwolf; endlich gab man ihm, da er hartnäckig leugnete, einen Trank, und er gestand Alles. Der henkermäßige Del Rio ruft, dieser traurigen Geschichte gedenkend, aus: „Seht, wie groß unser Langmuth in Deutschland ist! Erst nachdem wir die Schuldigen zwanzigmal geprüft, schicken wir sie zum Tode!" Wenn alle diese Ausbrüche fanatischer Dummheit wirklicher Wahnsinn wären, so würden sie Brierre's Meinung, daß der Wahnsinn mehr in civilisirten Zuständen als in uncivilisirten wuchere, Lügen strafen; diese Ausbrüche rührten indeß nur von partieller Verstandesverfinsterung her und fanden bei sonst ganz vernünftigen Leuten statt, aber sie beweisen um so mehr für die zweite Ansicht des Hrn. Brierre de Boismont, daß die Erscheinungen des Wahnsinns oder solche, die dem Wahnsinne nahe kommen, hauptsächlich mit den Ideenrichtungen einer Zeit zusammenhängen und von ihnen bedingt und modificirt werden. Die Reformation Luther's rief andere Arten von Narrheiten ins Leben, eine Menge von religiösen Sekten, deren Fanatismus auf seiner höchsten Spitze sich ebenfalls in Wahnsinn verlor. Der Vampyrismus, welcher im Anfange des 18. Jahrhunderts in mehren Theilen Ungarns, Mährens, Schlesiens und weiterhin Lothringens herrschte, ist ebenfalls eine Wahnsinnserscheinung eigenthümlicher Art. Die politischen Ideen haben kaum einen geringern Einfluß auf die Entwickelung der Narrheit ausgeübt als die religiösen. So füllten sich in England nach der Revolution von 1688 die Hospitäler mit Geisteskranken an, welche hauptsächlich dem neuen Adel angehörten. Im Gegentheile war es in Frankreich der alte Adel, welcher durch die Reaction, die der französischen Revolution folgte, bis zu wahnsinnigen Erscheinungen erschüttert wurde. Unter der Republik und der Kaiserherrschaft charakterisirte sich die Verrücktheit durch die Furcht, compromittirt, verfolgt und verhaftet zu werden. Nach der Ankunft des Papstes vervielfältigten sich die Fälle religiösen Wahnsinns. Die Conscription, das Kriegsleben, das plötzliche und blendende Glück einer großen Zahl von Individuen bevölkerten die Irrenhäuser mit Narren, während später die Unfälle in Rußland, das Mißgeschick von 1815, die Invasion der Verbündeten neue Formen der Tollheit entstehen ließen. Weiterhin, in den funfzehn Jahren des Restaurations-Interegnums, bemerkte man eine große Anzahl von religiösen Narren. Die drei Julitage entschieden ebenfalls bei einer großen Menge von Personen den Verlust des Verstandes: es wurden mehre blos aus Freude über den Umsturz der herrschenden Dynastie närrisch. Das Auftreten der Cholera vermehrte die Zahl der Wahnsinnigen, und Hr. Desportes hat in seinem „Compte-rendu" dargethan, daß in den Jahren 1831–33 ein Sechstel von Geisteskranken mehr als in den vorhergehenden Jahren nach der Salpetrière und nach Bicêtre gebracht wurden. Hierzu kommen noch unzählige andere Gelegenheitsursachen, welche die Zeit heraufbeschworen hat: die republikanischen Ideale, die raffinirte Genußsucht, der übermäßige Wachsthum des Reichthums einerseits, die zunehmende Armuth andererseits, der gesteigerte Luxus, die Sucht, in kaufmännischen Dingen zu speculiren, die Herzensverderbniß, der Unglaube und der Mysticismus, die geistige Überbildung, der politische Ehrgeiz, der Lebensüberdruß, der sich zu keiner Zeit krankhafter ausgesprochen hat, der Drang zur entschiedenen That, welcher keinen Abfluß findet und ihn oft in den wahnsinnigsten Verbrechen sucht, die Lust zur Schaustellung u. s. w. Wie der Wahnsinn von der Richtung der Zeitideen neue Formen empfängt, gestaltet er sich auch je nach dem Charakter eines Landes und Volkes verschieden. In Frankreich wird er zufolge der Meinung des Hrn. Brierre besonders hervorgerufen durch die Eitelkeit, den Stolz, den Ehrgeiz, die Sucht nach Reichthum, durch ungemäßigte Genußsucht, Liebe und Skepticismus. Der Vers. gesteht ein, daß das Selbstgefühl, die Unbeständigkeit und die Beweglichkeit in den Ideen noch jetzt wie zur Zeit der alten Gallier Hauptzüge der Nation seien. Esquirol gibt an, daß unter 169 Wahnsinnigen die Krankheitsursachen so vertheilt waren: politische Ereignisse 38, häuslicher Kummer 31, unglückliche Liebe 25, verletzte Selbstliebe 16, Glückswechsel 14, Eifersucht 14, übermäßiges Studium 13, getäuschter Ehrgeiz 12, Schrecken 8, Menschenhaß 2, Fanatismus 1. In England kommen mehre specielle Ursachen der Entwickelung des Wahnsinns zu Hülfe: die Convenienzheirathen, gewagte Speculationen, politische Leidenschaften, der Nationalstolz, der Müssiggang der Reichen, der Misbrauch geistiger Getränke und die zahlreichen Sekten, deren man ungefähr 3000 Arten zählt. Die moralischen Ursachen überwiegen in England wie in Frankreich die physischen. Pinel betrachtet den Methodismus als eine der Hauptursachen der Wahnsinnserscheinungen in England, und Brierre de Boismont sagt, ob wahr oder falsch, dieses dahingestellt: „Bei den Katholiken sind die Ohrenbeichte, die Gebete, die Fasten, die Wohlthaten, die Opfer, die Wallfahrten große Trostgründe, in den unbeweglichen Dogmen der katholischen Kirche findet der erschütterte Geist seine Rettung, seine Zuflucht." In Belgien ist, nach Brierre, der Nationalcharakter zu wenig markirt, als daß der Wahnsinn in einer besonders entschiedener Form auftreten könnte; nach demselben ist die Zahl der Wahnsinnigen in Deutschland geringer als in Frankreich, da nach seiner Meinung die Leidenschaften, welche in Frankreich vorwalten, in Deutschland nicht in dem Grade zu finden sind, die Anlage zur Träumerei, zum Enthusiasmus und zur mystischen Gefühlsschwärmerei ausgenommen. In Rußland ist die Zahl der Geisteskranken sehr gering. Im Allgemeinen ist der Wahnsinn im Süden Europas, wie in Portugal und Spanien, seltener als im Norden und im Centrum, weil es den Leidenschaften der Südländer nicht an Stärke, aber an Mannichfaltigkeit, am wenigsten aber an Befriedigung fehlt; das geistige Leben ist hier weniger entwickelt, die Bedürfnisse sind nicht so hoch gesteigert und das Leben überhaupt weniger Ringen und Kampf als im Norden. Unter den civilisirten Nationen wurzeln die Geisteskrankheiten hauptsächlich in moralischen Ursachen, unter den weniger civilisirten mehr in physischen. So geht auch der Wahnsinn unter den gebildetern Classen mehr aus moralischen, unter den ungebildetern mehr aus physischen Ursachen hervor. 108.

Literarische Notiz.

Der englische Geistliche Sydney Smith, nebst Sir Francis Jeffrey, Lord Murray und Lord Brougham Stifter des „Edinburgh review" in einer Zeit, wo die politischen Theorien, mit denen diese periodische Schrift auftrat, in England noch nicht sehr beliebt waren, und seitdem einer der thätigsten Mitarbeiter derselben, hat seine vermischten Schriften in drei Bänden herausgegeben. Es sind zwar nur kleine politische Aufsätze, die mit Ausnahme der Vorrede bereits sämmtlich in Zeitschriften erschienen, aber Geist, Witz und politischer Verstand des Verf., der vom Anfang seiner Laufbahn eine und dieselbe Meinung treu bewahrt und den Triumph erlebt hat, einen großen Theil der Misbräuche fallen zu sehen, die damals auf England lasteten, und gegen die er sein ganzes Leben, oft freilich, durch die Umstände der Zeit genöthigt, mit geschlossenem Visier (z. B. in den jetzt von ihm anerkannten „Peter Plimley's Letters") gekämpft hat — diese Eigenschaften machen das Werk zu einer reichen Rüstkammer von Gründen für die liberale Partei in England. Mag sie ihre Angriffe auf den Zustand der Gefängnisse oder die Lage Irlands, oder auf was immer für einen Gegenstand von politischer und socialer Bedeutung richten wollen, sie findet in den Aufsätzen Sydney Smith's, quidquid habent telorum armamentaria coeli, für ihre Debatten. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 245. — 2. September 1839.

Geschichte Gustav Adolf's, König von Schweden, und seiner Zeit, für Leser aus allen Ständen bearbeitet von A. F. Gfrörer.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Nach Bezeichnung der wichtigen Consequenzen des Friedens von Stolbowa, welcher die Russen ganz vom baltischen Meere wegdrängte, die Grenzen Finnlands voe ihren Einfällen vollkommen sicherstellte und die Eroberung Liefslands vorbereitete, werden (Cap. 6) die Änderungen in der schwedischen Staatsverfassung aufgezählt, die dem Könige freiere Hand nach innen wie nach außen gewährten.

Die Verhältnisse zu Dänemark und die Schicksale des berufenen Wilhelm Fahrendach's, die Ereignisse in Liefland und der Waffenstillstand mit Polen, ebenso die romantische Hochzeitreise Gustav Adolf's nach Berlin, die Bewerdungen des kurpfälzischen Hofes für eine Heirath des Königs mit der schönen Prinzessin Katharina, die Mystificirung des Gesandten Rusdorf u. s. w. bilden den Gegenstand des siebenten und achten Capitels. Maria Eleonora hatte den Apfel erhalten, und zwae auf eine für den beandenburgischen Hof äußerst wohlfeile Weise, worüber Gustav Adolf allerlei bittere Glossen machte, und welche manche spätere Stimmung desselben gegen die Familie seiner Gemahlin erklären hilft.

Wir übergehen den Inhalt des neunten Capiteis, welches von dem ersten polnischen Kriege und dessen verschiedenen Waffenstillständen handelt. Einem Gegner mit Talenten und Regierungsgrundsätzen wie König Sigismund gegenüdee, konnte ber Ausgang nicht lange zweifelhaft sein; doch sind darin der Ursprung der ersten Besorgnisse des wiener Hofes gegen die Absichten Gustav Adolf's und die durch die eigenthümlichen Gesetze seines Reichs doppelt verwickelte Lage des polnischen Monarchen sowie dessen vertraute Geständnisse an das madrider Cabinet sehr gut geschildert.

Besonders lehrreich ist das zehnte Capitel durch die gegebenen Aufschlüsse über die neuen Einrichtungen, das stehende Heer und die devorzugten Stände in Schweden. Der Adel, die Ritterhausordnung und das geiehrte Interesse bilden ebenso viele größere Figuren in der Gruppe. Der Unwille des Königs über die vielen heftigen und nutzlosen Zänkereien der Gelehrten, besonders an der damals so verkümmerten Landesuniversität Upsala, machte sich häufig in derben Lectionen gegen die unverträglichen Pedanten Luft. „Wenn ich", schreib er einst an den akademischen Senat, „den Werth der Wissenschaften nicht aus eigener Erfahrung wüßte, so würde ich mich gar nicht um eine Anstalt bekümmern, deren Lehrer so ganz ihren Beruf vergessen." Der König sorgte füe die Musen besser als ihre angeblichen Priestee durch eine tüchtige Reorganisation und eeichliche Stiftungen, welche seine Popularität bei dem gebildeten Theile der Nation nicht wenig erhöhten. Christinens Geburt fällt ebenfalls in diese Periode. Hr. Gfrörer schildert ihren Charakter und ihre eigenthümliche Richtung schon in früher Jugend gut; doch hat uns die teeffliche Biographie von Grauert der Mühe überhoben, das Näherer darüber bei ihm aufzusuchen.

Nach dem preußischen Kriege (Cap. 11), dem Feldzuge des J. 1627 (Cap. 12) und dem von 1628 und 1629 (Cap. 13), welcher den neuen Frieden mit Polen herbeiführte, und in deren Beschreibung man gleichfalls allerlei bisher weniger bekannte Einzelnheiten, von andern mehr bekannten Thatsachen aber eine kritischere Zusammenstellung und Beleuchtung erhält, kommt der Verf. auf die glänzenden Thaten des Königs in Deutschland zu sprechen. Sie füllen das britte, vierte und großentheils noch das fünfte Buch.

Die Kraft und das Talent des Historikers sind zunächst mit vielem Glücke im britten Buche, das nicht weniger als elf Capitel zählt, in der Schilderung der Parteien vetsucht woeden, welche nunmehr aufeinander stießen. Hr. G. geht auf die frühern Verhältnisse im Innern des deutschen Reiches und auf den Kampf zwischen den zwei großen, nnversöhndaren Elementen, dem ghibellinischen und gueifischen zurück, um den Zustand der Dinge vor und während des dreißigjährigen Krieges zu erklären. Er schreibt unter Anderm, nachdem er den Untergang der Hohenstaufen und die tieferliegenden Ursachen desselben erzählt:

Eine Reihe von Jahren dauerte nach der schwäbischen Kaiser Fall das sogenannte Interregnum, eine der schändlichsten Perioden unserer Geschichte. Die großen Vasallen des Reichs wollten im Trüben fischen und die Früchte des Sieges pflücken, den der Papst errungen hatte. (Wol ein theuerer Sieg, der den größten und besten Theil der geistigen Kräfte aufgezehrt!) Als endlich das Geschrei nach einem Reichsoberhaupte unabweisbar wurde, wähleen sie nicht mehr einen mächtigen

Digitized by Google

Fürsten wie früher, sondern einen kleinen Grafen, den Habsburger, zum Kaiser; alle Welt sollte sehen, daß die hohe Aristokratie Deutschlands die Mitverschworene und Helfershelferin des Papstes war. Aber das Schicksal hat es mit dieser Wahl anders gelenkt, als die Kaiserwähler von damals dachten. Es ist seit einiger Zeit unter uns Sitte geworden, daß man das Aufkommen der habsburgischen Dynastie als die Epoche bezeichnet, in welcher die „Gemeinheit" in Deutschland aufgekommen und die große Gesinnung, Weisheit und Verstand verschwunden seien. Wir verdanken diese Ansicht etlichen schlechten Sophisten(!), die sich der deutschen Geschichtschreibung bemächtigt haben (nommez les!) und zu glauben scheinen, nur der Theil der Geschichte eines Volkes verdiene Beachtung, über den sich declamatorische Phrasen anbringen lassen. Daß dem nicht so sei, beweist der Augenschein. Als das einzige von allen kaiserlichen Geschlechtern, das sich hielt, blüht dieses Haus bis auf diesen Tag, und von allen Mächten des Continents darf es sich allein rühmen, dem großen Eroberer der neuesten Zeit mit dem Degen in der Faust und nach langem Kampfe ohne Schmach unterlegen zu sein. Wo Thatsachen sprechen, braucht es keine Worte. Diejenige Politik muß wol nicht die unrichtige sein, die zu einem solchen Ziele führt.

Nach diesen voraufgestellten Behauptungen, in welchen zugleich der Geist ausgesprochen liegt, in welchem Hr. G. die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs bis zum Tode des Helden seiner Biographie geschrieben hat, und über welche freilich allerlei zu bemerken sein dürfte, was wol abgesondert zu einer andern Zeit geschehen soll, schildert er die östreichische Haus- und Staatspolitik, ihre Stellung zu dem übrigen Deutschland, dessen Fürsten und Ständen, den Charakter der Reformation und der durch sie veranlaßten großen Zeitbewegungen, die Chancen und Hülfsmittel, welche einem lutherischen Reichsoberhaupte zu Gebote gestanden haben würden, und beweist den Satz: daß die Kirchenreformation und das Interesse der Kronen natürliche Verbündete gewesen, durch das Beispiel Schwedens, als das allerklarste, weshalb er denn auch mit gutem Bedachte die Schilderung der schwedischen Reform an die Spitze seines Werkes gestellt habe. Warum Karl V. allein Guelfe geblieben, während die ganze Nation ghibellinisch geworden, findet er weder durch Mangel an Einsicht, noch durch Bigoterie (die Erstürmung Roms spricht ihn von diesem Vorwurfe frei), noch durch die Rücksicht auf Spanien erklärbar; die Gründe lagen, nach des Verf. Ansicht, nicht in den äußern Umständen, sondern in des Kaisers eigener Seele, in seiner innerlichsten und eigentlichsten, dem Reformationswerke abholden Persönlichkeit. Durch diesen Umstand hauptsächlich verlor die Reformation unendlich viel. Durch die Politik der Fürsten, in der Art und Weise, wie sie benutzt und ausgebrutet worden, sank sie zu einer reinen landesherrlichen Sache, zu einem Staatsinstitute herab. Hr. G. gibt sofort eine förmliche Reformationsgeschichte und läßt sich auch über die Jesuiten aus, welche er in gewissen Beziehungen in Schutz nimmt, davon ausgehend, daß es doch am Ende überall, wo es sich um Herrschaft handele, entweder auf Gewalt oder List hinauslaufe, die Jesuiten daher auf letztere ihre in der Weltgeschichte unerhörte Macht begründet hätten. Offenbar verliert er sich dabei, da er diesem Thema ein ganzes großes Capitel widmet, allzu weit von seiner eigentlichen Aufgabe, um so mehr, da wenig Neues gesagt wird. Wir lassen aus demselben Grunde auch den größten Theil des Inhalts vom dritten Capitel des dritten Buches, welcher von den Kaisern Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. und Matthias handelt, unberührt, mit der Bemerkung, daß der Verf. den Werth des zweiten und dritten unter den hier angeführten Monarchen nicht hoch genug angeschlagen. Ebenso konnte ihn Ranke über die ernsten und angestrengten Versuche Ferdinand's I. für eine durchgreifende Reform in der Kirche, trotz seines unerschütterlichen Orthodoxismus, belehren. Die Schilderung der Union und Liga sowie des Kurfürsten Maximilian von Baiern, dieser unglückseligen Erscheinung für die geistige Cultur und die politische Einheit Deutschlands, ist ziemlich gelungen zu nennen. Hr. G. behauptet von Letzterm, sein Religionseifer und sein Eigennutz seien oft in die schwersten innerlichen Zweikämpfe gerathen, gewöhnlich aber habe die letztere Macht den Sieg davongetragen. Von Ferdinand II. entwirft er folgendes Portrait:

In der That ragt Ferdinand, wenn man ihn mit seinen Zeitgenossen vergleicht, weit über die deutschen Fürsten, mit alleiniger Ausnahme Maximilian's von Baiern, hervor. Eine kräftige Seele wohnte in diesem Herrscher, und seine Charakterfestigkeit sticht glänzend ab gegen die Schwäche, welche die Kurfürsten von der Pfalz, von Brandenburg und Sachsen und so viele andere Mitglieder der hohen deutschen Aristokratie von damals bewiesen. Aber beharrlich, voll Muth und mit einem nicht alltäglichen Verstande begabt, entweihte er alle diese Tugenden durch ein einziges Laster, welches um so verderblicher ist, je höher die Person stehe, der es anklebt: Ferdinand war im höchsten Grade bigot; er vergaß über seiner Andächtelei die Pflichten, die er sich selbst, die er seinen Kronen schuldig war; einem fremden Institute, der päpstlichen Hierarchie, brachte er seine eigenen Interessen zum Opfer. Wir verdammen nicht, daß er den protestantischen Glauben in seinen Erblanden unterdrückte, denn ein Prinz des östreichischen Hauses und noch mehr ein Kaiser konnte unter den damaligen Umständen in seinen evangelischen Unterthanen nur Todfeinde seiner Krone erblicken; aber daß er sich den Scepter Deutschlands, das bereits überwunden zu seinen Füßen lag, wieder entreißen ließ, daß er seinen Feldhauptmann Wallenstein dem Baier und den Jesuiten preisgab: dies begründet einen gerechten Vorwurf. Der Baier war doch auch ein Eiferer für den katholischen Glauben, vergaß aber nie sein Interesse darüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wahrheit und Irrthum in der Maurenbrecher'schen Schrift: „Die deutschen regirenden Fürsten und die Souverainetät". Kassel, Appel. 1839. Gr. 8. 16 Gr.*)

Die genannte, vor kurzem erschienene, in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Schrift des Professors Maurenbrecher in Bonn verdient sowol wegen ihres Gegenstandes als wegen dessen Behandlung Aufmerksamkeit und Beachtung; denn sie ist ganz geeignet, uns die höchsten Interessen im deutschen Staatsleben zur Sprache zu bringen. Die Polemik gegen die neuen Verfassungen findet sich darin mit Gewandtheit gehandhabt und wird zugleich durch eine Kenntniß der modernen Staatsrechtslehre unterstützt, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn dieses Werkchen von einer gewissen Seite — wo sonst doch die Sympathie für ein anderes deutsches Recht als dasjenige, wel-

*) Über die hier erwähnte Schrift von Maurenbrecher ward von einem andern Mitarbeiter in Nr. 176—178 d. Bl. berichtet. D. Red.

ches die Signatur des großen Emancipators der deutschen Patrimonialherrschaft (Napoleon) trägt, gewesen ist — wie eine evangelische Autarität verehrt werden solle. Die Beschränkungen des fürstlichen Absolutismus, welche der Verf. meist nur in Noten unter dem Text niedergelegt, werden von den Lesern dieser Kategorie entweder, eben weil es Noten sind, wenig berücksichtigt, oder als irreleitende betrachtet werden, während der scheinbar gelehrte Beweis einer widerrechtlichen Entäußerung und Beeinträchtigung ewiger Souverainetätsrechte (durch die neuen Verfassungen) eine enthusiastische Begrüßung erfahren dürfte. In keinem Lande der Welt aber übt die juristische Doctrin einen größern Einfluß auf die staatsrechtlichen Ansichten, Meinungen und Urtheile aus als gerade in Deutschland, wiewol man demselben gewöhnlich und im Allgemeinen die große Kluft zwischen Wissenschaft und Leben vorwirft. Darum ist es gewiß ein patriotisches Verdienst, denjenigen Theil der Doctrin jenes Buchs, welcher den Sympathien nach Vergrößerung der höchsten Gewalt in den erbmonarchischen Staaten ein scheinbares Recht verleiht und den Wunsch der Reactionairs mit neuen Hoffnungen belebt, vor dem gesammten Vaterlande als undeutsch und unhistorisch zu denuncciren. Dies ist in der vorliegenden Gegenschrift versucht worden, von einem der ausgezeichnetsten Mitglieder der kurhessischen Ständeversammlung, dem Obergerichtsanwalt Nebelthau in Kassel, verfaßt und mit den sinnigen und beherzigungswerthen Vorworte eines Dritten begleitet. In dieser Gegenschrift wird uns ein Gesichtspunkt dargeboten, auf welchem die Verehrung der höhern sittlichen und socialen Ideen sich zu erkennen gibt, welcher die rechte Ergründung menschlicher Verhältnisse niemals entrathen kann, und die gerade in der Maurenbrecher'schen Ausführung meistens vermißt wird.

Die Verdienste der Arbeit und Leistung des Professors auf der preußischen Rheinuniversität finden in dieser Gegenschrift ihre volle Anerkennung. Das große Übel unserer Tage, sagt Nebelthau, ist das Mistrauen, was das Verhältniß zwischen Regierungen und Unterthanen verdirbt, und es gibt keine Hoffnung, diesem Übel beizukommen, wenn man sich nicht ernstlich damit beschäftigt, die vielfältigen Misverständnisse aufzuklären, welche, durch die am Ende doch unbegründete Furcht vor drohender Rechtsverletzung hervorgerufen, die Strebungen beider Theile misleiten. Nun wird aber für das erwünschteste Glück der Verständigung nie etwas von Denen zu hoffen sein, die sich stets außerhalb der wirklichen Dinge befinden. Wer z. B. beschworen hat: Sämmtliche .....'schen Lande u. s. w. bilden für immer ein untheilbares und unveräußerliches, in Einer Verfassung vereinigtes Ganze und einen Bestandtheil des deutschen Bundes — wie die Worte in mehren deutschen Staatsgrundgesetzen lauten — und dann in seinem Wirken und Wollen den Bund ignoriren möchte, der wird uns keinen Frieden bringen. Noch viel ärger aber handeln Die, noch viel größeres Übel haben sie gebracht, die da ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit die Leichtgläubigen sind und uns das abstracte Raisonnement der Volkssouverainetätslehrer verkünden: durch die modernen deutschen Verfassungen seien die Fürsten zu bezahlten Dienern des Staates geworden, die dem souverainen Staat ihre landesfürstliche Hoheit und das Eigenthum ihrer Dynastien gewissermaßen zu Lehn aufgetragen. Fast ist es unbegreiflich, wie ein solcher wüster Streit im Angesichte positiver Rechtsnormen so lange hat geführt werden können; aber der Mangel an historischer Gründlichkeit oder Aufrichtigkeit, der falsche Kosmopolitismus, der unglückliche Hang endlich, die Thatsachen durch die Freiheit des Gedankens zu corrigiren, ohne zugleich das Gewordene, weil es nun einmal da ist, zu achten — mit einem Worte das unfruchtbare Schisma zwischen Leben und Wissenschaft vermag gar Vieles zu erklären. Und hier trifft die Sünde beider Theile offenbar zusammen. Meistentheils sind nämlich die historischen Ausführungen nicht viel besser als der historische Hintergrund in den modernen Romanen, nur geeignet, um das Interesse an den willkürlichen Gebilden durch einen gewissen Ahnenglanz und Classicismus zu erhöhen. Die antiquarischen Liebhabereien haben vorzüglich nur das Älteste und die praktische Thätigkeit nur das Neueste in der deutschen Geschichte ausgebeutet, während die Specialgeschichte in den meisten deutschen Landen noch unvollendet vorliegt. Maurenbrecher's Verdienst besteht darin, gleichmäßig die Systeme der nackten und maskirten Volkssouverainetät wie der Haller'schen „Restauration" und des „Berliner politischen Wochenblatts" in ihrer ganzen Unhaltbarkeit für Deutschland gezeigt, sie beiderseits aus dem Text der deutschen Verfassungsurkunden selbst widerlegt und auf diesem Wege indirect, aber aufs überzeugendste dargethan zu haben, daß das Mistrauen gegen die letztern, als ob sich darin eine wachsende Verkleinerung landesfürstlicher Gerechtsame fände, einem Misverständnisse entsprungen ist, welches durch die politisch-abstracten Philosophen veranlaßt, von Reactionairs geflissentlich befördert und in illusorischen Bestrebungen leider allzu oft, wenn auch ohne praktischen Erfolg verkörpert ist. Als vorderster Zweck der Maurenbrecher'schen Forschungen kann nämlich bezeichnet werden, nachzuweisen, wer der Eigenthümer der Souverainetät in den erbmonarchischen deutschen Bundesstaaten sei; daß nicht der Staat, wie irrig gelehrt werde, das Subject, der Fürst nur der Ausüber der Souverainetät sei; vielmehr das patrimoniale Princip, das die Souverainetät für einen Theil des landesfürstlichen Patrimoniums und den Staat für das Object der Souverainität erklärt, hervorzuheben.

Der Verf. bestreitet gleichwol die Richtigkeit der von Maurenbrecher entwickelten Sätze über die Persönlichkeit des Staats in den deutschen Verfassungen und sucht zu zeigen, daß derselbe sich dadurch nur in Inconsequenzen und Widersprüche verwickele. Er leugnet eine juristische, dem Rechte des deutschen Regenten gegenübergestellte Staatspersönlichkeit; vielmehr findet er den Staat nur in dem Regenten personificirt! Das Regierungsrecht ist ihm der Antheil, der bei Abgrenzung aller Rechtssphären ihm als eigenes Recht verblieben ist, und mittels dessen er den Staat nach innen wie nach außen zu vertreten hat. Blos den einen Fall nimmt er aus, wo sich in Hof- und Staatsvermögen, Hof- und Staatsgut gegenübergestellte Begriffe und Organisationen in gegebenen Verfassungen vorfinden. Hier allein finde sich ein uneigentlicher Begriff vom Staate als Factum zum Gegensatze von dem Regenten als Factor; doch sei es auch hier nur das vom Regenten durchdrungene, durch ihn organisirte Wesen, das sich in dem Augenblicke wieder in seine Atome auflösen müsse, sobald man darin die Idee des Regenten tilgte. Der Begriff datire lediglich von jenen organischen Einrichtungen, nach denen gewisse Einkünfte verschiedener Quelle hier dem Hofe, dort dem Regierungsbedarfe überwiesen worden. Sowie nun dieser Kassentrennung ungeachtet gar mancher Zweifel über die Bestimmung des einen oder des andern Vermögensfonds, über die Verpflichtungen der einen oder der andern Kasse vorzukommen pflegen, so sei zum Zwecke der Erörterung solcher Differenzpunkte zwar ein Dualismus fingirt, der aber fast keine andere juristische Bedeutsamkeit habe, als wenn z. B. ein Minister vom andern Ersatz von Auslagen für sein Departement fodere. Für solche Differenzpunkte in Betreff der Verantwortlichkeit für Etatsüberschreitungen sei wol einmal ein gerichtlicher Ausspruch denkbar, ohne daß darum irgend Jemand dabei an eine juristische Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Streittheile zu glauben brauche. Alle die Fälle, welche Maurenbrecher für die juristische Persönlichkeit des Staats geltend zu machen gesucht hat, hält der Verfasser für ebenso viele Chimären. So seien Grund und Bedeutung eines dem Staate vindicirten Eigenthums an öffentlichen Sachen keine andern, als daß die Sachen, welche dessen Gegenstand ausmachen, zum Besten Aller dem Regierungsrechte unmittelbar unterworfen sind; mithin liege derselbe im Regierungsrechte und stehe mit und durch dasselbe dem Regenten zu. Dem Verf. ist das sogenannte Staatsvermögen (ein längst im deutschen Staatsrechte ausgebildeter Begriff) ein bloßes Annexum, in den Domainen insbesondere, wenn diese als Stammgut bezeichnet werden (vermöge der fideicom-

missarischen Hausgesetze in mehren deutschen Verfassungen), ein Pertinenzfonds der dynastischen Regierungsrechte, der Regent daher der Eigenthümer, und es sei hierbei keinerlei rechtliche Grundverschiedenheit, wie Maurenbrecher sie sucht, in den Einrichtungen Baierns, Sachsens, Würtembergs, der beiden Hessen u. s. w. gegen die Grundgesetze von andern deutschen Staaten, namentlich Badens, Hanovers, Braunschweigs, zu entdecken. Die neuern Verfassungsurkunden, wie insbesondere die kurhessische, hätten an dem Verhältnisse des Regenten zur Substanz des Staatsvermögens (einschließlich der Domainen) nichts geändert, und alle Neuerungen in dieser Beziehung laufen auf nichts weiter als Kassentrennung hinaus, welche das Wesen des allen jenen Staaten gemeinsamen, in kleinen individuellen Zügen nur unterschiedlichen Finanzsystems ausmache. Nichts könne richtiger ausgedrückt werden, als es im östreichischen Gesetzbuche geschehen ist: „Was zur Bedeckung der Staatsbedürfnisse bestimmt ist, als das Münz-, Post- und andere Regalien, Kammergüter, Berg- und Salzwerke, Steuern und Zölle, wird das Staatsvermögen genannt.“ Das berechtige aber ganz gewiß noch nicht den Staat zu einer dem Regenten entgegengesetzten Persönlichkeit zu erheben. Man brauche nur zu untersuchen, wer denn diese Persönlichkeit zu vertreten habe, um die Antwort zu finden, daß allenthalben das Staatseigenthum ausschließlich durch des Landesherrn eigene, von ihm bestellte Behörden verwaltet, daß dasselbe, in einer Kategorie mit jeder andern Gattung des landesherrlichen Vermögens, vom Staatsanwalt vor Gericht vertreten werde, der ein landesfürstlicher Diener wie alle übrigen Staatsbeamten ist. Ein anderer Fall der angeblichen juridischen Persönlichkeit des Staats solle nach Maurenbrecher's Ansicht das Lehnsobereigenthum des Staats an den sogenannten Staatslehen sein. Allein das Obereigenthum über diese letztern gehöre wiederum zum Regierungsrecht, und da dieses selbst Eigenthum des Landesfürsten ist, so habe der scharfsichtige Eichhorn, trotz Maurenbrecher's Fragezeichen, ganz recht, wenn er der Frage alle praktische Bedeutung absprecht. Wenn ferner Maurenbrecher zur Vertheidigung seiner Ansicht sich auf die Staatsschulden berufe und in Betreff derselben äußere, daß nicht leicht Jemand bezweifeln werde, vielmehr Jedermann wisse, daß hier der Staat der wirkliche Schuldner, und daß da nicht der Regent allein der Vertreter sei, sondern Fürst und Stände zusammen den Staat vertreten, respectiv verpflichten, so möchte hieraus ebenso wenig eine juristische Persönlichkeit des Staats zu deduciren sein. Selbst in jenen Zeiten, wo die Mitglieder der Ständeversammlungen als bevollmächtigte Deputirte die Corporationen repräsentirten und mit deren Credit interceditren konnten, und wo das Staatsschuldenwesen unter die Gewährleistung der Stände gestellt oder ihrer Verwaltung anvertraut gewesen, habe das Verhältniß juristisch nicht aufrecht erhalten werden können. In allen diesen Fällen sehe man sich umsonst nach einer, die angebliche Staatspersönlichkeit sich aneignenden Subjectivität um; überall bleibe es bei einer bloßen Idee, welche weder durch die Stände (als Volksvertreter) noch durch die Staatsbeamten (landesherrliche Diener) wirklich vertreten werde, da ihnen ja selbst nur von Fürst oder Volk abgeleitete Rechte zuständen. So sei es denn auch hier der Landesherr allein, in welchem der Staat sich erst personificire, und ihn da zum bloßen Repräsentanten einer in der positiven Gesetzgebung bis jetzt nicht statuirten fremden Persönlichkeit (der moralischen Person des Staats) machen zu wollen, sei, wenn keine Inconsequenz, doch eine große Willkürlichkeit Maurenbrecher's. Der Verf. stimmt mit diesem darin überein, daß die Landstände nur die Vertreter von Berechtigten, die Ausüber der Rechte in corpore nie auftretender Anderer seien, welche Berechtigten das Volk oder einzelne Classen desselben sind, in den constitutionellen Staaten Deutschlands aber als Regel das Volk (Land) das Subject der von den Ständen ausgeübten politischen Rechte, mithin eine moralische Person sei, welches auch die positiven Rechtsquellen erweisen. Wenn Maurenbrecher aber hieraus sehr richtig folgere, daß neben der moralischen Persönlichkeit des Volks die Persönlichkeit des Staats als ein Unsinn erscheine, dann gebe er sich selbst ein förmliches Dementi des früher von ihm Entwickelten.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Daß Bettina's capriciöse Erscheinung nicht ohne Eindruck in England geblieben ist, ergibt sich aus mancherlei Symptomen, wenn sich das kernhafte Inselvolk auch nicht zu der Phantasterei verstieg, in einem Drama den alten Ninus und die fabelhafte Semiramis auftreten zu lassen und unter jenem Bilde Goethe, unter diesem Bettina zu verstehen. Dergleichen Absurditäten können nur die Hirngespinnste eines jungen vertrackten Deutschen sein. Aber England sah in einer Ausstellung der Royal academy ein Portrait der Bettina Brentano von Holst, und letzthin bearbeitete Mr. Wade, dessen Stück: „Woman's love, or the triumph of patience“, die Geschichte der Griseldis behandelt und vor einigen Jahren auf dem Coventgardentheater aufgeführt wurde, eine Episode aus Bettina's Bekenntnissen, das Schicksal des Stiftfräuleins von Günderode, die, an poetischer Nervengereiztheit leidend, im Rhein selbstmörderisch ihrem Leben ein Ziel setzte. Dies Gedicht befindet sich in Wade's „Prothanasia and other poems“; es ist aber darin trotz der Verse wol ein geringeres Maß poetischer Färbung als in der prosaischen Darstellung der Bettina. Oft fließen die Verse im Bett der trivialsten Prosa fort. Man höre folgende Verse in getreuer Übersetzung:

Zu Frankfurt, in der Wohnung eines Mannes,
Schirm gekrönt mit Unvergänglichkeit,
Wenn unvergänglich das Gedächtniß ist,
Saß unter Dichtern, Malern, Musikanten,
Bildhauern und erhabnen Philosophen
In ihrer Schönheit und in ihrer Unschuld
Das Fräulein Günderode.

Später trifft man auf einige tiefere und machtvollere Stellen, welche indeß, was sie an Poesie besitzen, der Darstellung Bettina's verdanken mögen, wobei es immer noch zweifelhaft ist, ob Stellen wie die folgende sich für die zarte Einkleidung in ein poetisches Gewand eignen. Die Günderode spricht:

„I have been prating, Dear!
With a young body-dealer; man who deals
With the grosser parts of man and woman nature;
Who bleeds and physics; plucks frail teeth from jaw,
And yields the eye more after-pain, than present
Unto the part bereaved; who delicately
Cuts into human flesh, and human limbs
Lops with a grace to shame a posture-master,
Who over a gashed human carcase revels,
Gluttoning on knowledge anatomical,
And, with hands buried near his brother's heart,
Consoles tired people who will kill themselves,
And load his learning with another book'
And after an absolution, verily,
Will come to me, the living counterpart
Of that dire death-mass which still adorn him,
'Spite of pure water and sweet lavender,
And angel me with epithets! — God! — Bettine,
They stagger me with wonder, do these men“ etc.

Das Gedicht ist sprachlich oft dunkel, selbst in der Gedankenverbindung nicht selten unklar. Es wird trotzdem in englischen Journalen sehr gerühmt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 246. — 3. September 1839.

Geschichte Gustav Adolf's, König von Schweden, und seiner Zeit, für Leser aus allen Ständen bearbeitet von A. F. Gfrörer.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Im vierten Capitel ist der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges und der Sieg des Kaisers und der Liga über die Union beschrieben. Die Portraits Mansfeld's und Karl Emanuel's von Savoyen sind mit Geschicklichkeit gezeichnet, mit etwas übertriebener Schärfe jenes des Pfalzgrafen und Winterkönigs Friedrich V. Die gerechte Begeisterung des Verf. für den Grafen Khevenhüller, den Staatsmann und Historiker des Zeitraums par excellence, blickt auch hier in mehren Stellen hervor. Das innere Getriebe unter den Häuptern der Union wird lebhaft veranschaulicht.

Das fünfte Capitel führt als Überschrift: „Die Rache." Der Verf. sagt unter Anderm ganz richtig: „Die Erfindung der berüchtigten Dragonaden verdankt die katholische Welt nicht Ludwig XIV. noch französischer Herzlosigkeit, sondern den Jesuiten König Ferdinand's II." Es fehlt den Jesuiten neuester Zeit nur an Macht und Gelegenheit, nicht am Willen, diese Scenen zu wiederholen.

Im siebenten Capitel treten Frankreich und England, Richelieu und Buckingham auf den Vordergrund; der Vertrag von Avignon, die Unterhandlungen mit Gustav Adolf und Christian IV. von Dänemark. Hr. Gfrörer hat hierüber gute Studien gemacht und besonders die Finanzverhältnisse, welche in jener Zeit den Fürsten so häufig die bittersten Verlegenheiten bereiteten und die zwei lächerlichen Erscheinungen des Glaubens an Teufelsbündnisse, Hexerei, Zauberei u. s. w. und jenes an die Goldmacherkunst hervorriefen, auseinandergesetzt. Es gab im Laufe des dreißigjährigen Krieges nur einen einzigen Fürsten, der geordnete Finanzen hatte, dieser war Maximilian von Baiern; die Ursachen hiervon sind sehr einleuchtend angegeben und ebenso die der beinahe unentwirrbaren Finanznoth des Kaisers Ferdinand während der ganzen Dauer seiner Regierung, trotz all der ungeheuern böhmischen Confiscationen, Contributionen, Steuererpressungen u. s. w.

Im achten Capitel tritt Wallenstein auf die Bühne, und mit ihm erhält der Krieg einen andern Charakter. Die trefflichen Werke, Forschungen und Sammlungen über diese Heldengestalt, mit welchen wir in neuester Zeit bereichert worden, setzten Hrn. G. in den Stand, allerlei Gutes und Gründliches zu sagen. Das Geschichtliche ist hinreichend bekannt, und so können wir denn aus dem neunten, zehnten und ersten Capitel, welches mit Wallenstein's Entlassung schließt, nur wenig neue Aufschlüsse gewinnen. Der Verf. hat alles Vorhandene redlich benutzt, und seine Darstellung nimmt eher an Lebendigkeit zu, als daß sie schwächer geworden wäre. Arnim kommt, wie zu erwarten war, schlecht und beinahe schlechter weg, als die historische Gerechtigkeit zuläßt. Tilly ist überall mit Sicherheit und Wahrheit gezeichnet. Die geheime Geschichte des Krieges, der politischen Plane, dem Kaiser die unumschränkte Herrschaft über Deutschland zu verschaffen, die Schilderung der neuen Militäraristokratie, der Schlauheit und der diplomatischen Künste Wallenstein's, endlich die der Usurpation der Pfalz durch Maximilian von Baiern verrathen an mehr als einer Stelle das übersichtliche Talent und den kritischen Scharfblick des Verf. in verworrene politische Situationen und widersprechende Angaben. Wallenstein und das von ihm durchgeführte System betreffend, erklärt er, daß derselbe den einzigen möglichen Weg eingeschlagen, wodurch der Kaiser unter den damaligen Umständen, ja vielleicht unter allen denkbaren zum alleinigen Herrn von Deutschland gemacht und unsere alte aristokratische Verfassung in eine monarchische umgewandelt werden konnte. Alle die politischen und moralischen Nothwendigkeiten, welche den großen Feldherrn Ferdinand's zu einer Reihe von Härten, Ungerechtigkeiten und Rechtsverletzungen getrieben, findet man hier gut zusammengestellt, nicht minder die Intriguen der bairischen, spanischen und der Jesuitenpartei, welche die verderblichen Beschlüsse des regensburger Reichstages und die Absetzung Wallenstein's herbeigeführt.

Das vierte Buch, in sieben Capitel abgetheilt, schildert die Erscheinung und den Siegeslauf Gustav Adolf's in Deutschland bis zur breitenfelder Schlacht und zum Einzuge in Mainz, oder den Kampf wider die vereinten Kräfte der Liga und des Kaisers, 1630 — 31. Auch in diesem gibt sich das fleißige Quellenstudium und die sorgfältige, jedoch stets kritische Benutzung der Vorgänger durch Hrn. G. neben mancher gewagten und bizarren Behauptung kund. Er setzt mit Klarheit auseinander, wie schlau und gewandt sich Gustav Adolf sowol zum

Digitized by Google

Verfechter der allgemeinen Freiheit als zum Anwalte der Rechte der Kurfürsten aufgeworfen, die Kräfte der deutschen Hocharistokratie ausgebeutet, für die schwedischen Waffen zugleich die Gunst der deutschen und der europäischen Völker im Allgemeinen zu verschaffen gesucht und die deutschen Angelegenheiten auf das richtigste beurtheilt habe. Die elende Politik und jämmerliche Haltung der beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg finden bei Hrn. G. nicht die geringste Schonung, und dem früher hierüber Bekannten werden manche neue, interessante und charakteristische Züge beigefügt; doch streift das Porträt Johann Georg's bisweilen an Caricatur. Das jüngst erschienene Werk eines gelehrten Sachsen in Bezug auf diesen Fürsten vervollständigt, wenngleich mit patriotischer Schonung, die Angaben der frühern Geschichtschreiber. Die Schilderung von der Belagerung, Erstürmung und dem Untergange Magdeburgs, nach Chemnitz, Khevenhüller, Spanheimius und Pappenheim's eigenen Beichten entworfen, liefert einen Beweis von der Unparteilichkeit des Verf. und widerlegt manche, Tilly's Charakter zum Ungeheuer entstellende Märchen und Anekdoten, während sie aber auch zugleich die vor kurzem von München aus gewagten Versuche, Tilly als einen Helden der Humanität hinzustellen und die von Subalternen in Magdeburg verübten Unthaten zu beschönigen, Lügen straft. Hr. G. sagt in Bezug auf viele der letztern ganz richtig:

Dieser Vorwurf trifft nicht die Generale, nicht Tilly, nicht Pappenheim, sondern die menschliche Natur, oder die Roheiten und die schlechten Einrichtungen jener Zeit. Es war das Unglück des Kaisers, daß er solche Bluthunde füttern, daß er sie, weil es ihm an Geld zur regelmäßigen Bezahlung gebrach, nicht unter der strengen Ruthe der Manneszucht halten konnte. Befohlen und gebilligt hat weder Tilly noch Pappenheim die vom gemeinen Kriegsvolke verübten Greuel. Dieselben zu verhindern, als einmal das Blut in Wallung war, gebrach es ihnen an Macht. Gustav Adolf, den man gewöhnlich als beschämenden Gegensatz neben die beiden kaiserlichen Generale hinstellt, mußte seinen Soldaten eine zweistündige Plünderung Frankfurts gestatten, und doch waren es dort Protestanten, die von Protestanten beraubt wurden, es waren ruhige Bürger, die keinen Finger gegen die Schweden erhoben, sondern im Gegentheile ihre Wünsche für das Wohl des Königs zum Himmel emporschickten. Hätten sie sich gegen die Schweden gewehrt wie die Magdeburger gegen Pappenheim, was würde dann aus Frankfurt geworden sein?

Eine pikante, jedoch allzu hastige Schilderung entwirft der Verf. vom Herzog Bernhard von Weimar, seinen Eigenschaften, Neigungen, Studien, Planen, Unternehmungen und letzten Absichten; er wirft ihm vor, das schwedische Ansehen zum Nachtheile des protestantischen Interesses untergraben, sich des französischen Bündnisses zur Loseeißung deutscher Provinzen und Schwächung des Vaterlandes bemächtigt und das Elsaß, blos als nothwendige Folge seiner Handlungen, den Franzosen wieder entrissen zu haben; endlich schließt er seine Philippika wider diesen Helden mit den Worten:

Der Lohn, der selten Denen entgeht, die mit ihrem eigenen Vaterlande brechen, um den Fremden zu dienen, blieb nicht aus. Nachdem sie ihn genug gebraucht, vergifteten sie ihn. Steht einem deutschen Geschichtschreiber das Recht zu, aus nationalem Gesichtspunkte über Menschen und Verhältnisse zu richten, und darf man anders Beobachtung gewisser Pflichten gegen das Vaterland oder das deutsche Reich nicht nur von Privatleuten, sondern auch von deutschen Fürsten des 17. Jahrhunderts fodern, so muß man bekennen, daß Bernhard's Tugenden wie glänzende Laster wirkten, und daß er gegen sein Vaterland gehandelt hat wie einst Marius und Sulla gegen Rom.

Die Rolle Bernhard's von Weimar, welcher trotz aller einzelnen Schattenpartien doch immerhin in der Reihe der edelsten deutschen Helden glänzt, kann erst dann vollständig begriffen und beurtheilt werden, wenn einmal die geheimen Papiere über die diplomatisch-militairischen Verhältnisse jener Periode, insofern sie auf diesen Feldherrn Bezug haben, aus dem Archive des Departements der auswärtigen Angelegenheiten sowie aus der Handschriftenbibliothek in Paris sämmtlich zur Publicität gekommen, wozu gegenwärtig mehr als früher Aussicht vorhanden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Wahrheit und Irrthum in der Maurenbrecher'schen Schrift: „Die deutschen regierenden Fürsten und die Souverainetät."

(Beschluß aus Nr. 245.)

Für eine der interessantesten, aber zugleich unbefriedigendsten Abschweifungen in der Maurenbrecher'schen Schrift hält der Verfasser die Erörterung über die Verbindlichkeit der Regentenhandlungen für den Nachfolger. Wenn er aus dem patrimonialen Prinzip entwickelt, „daß, weil der Nachfolger dasselbe Recht wie der Vorfahre hat und Niemand sein Recht anders ausüben kann, als die Natur desselben es mit sich bringt, ein Fürst also nur so lange regiert, als er lebt, aber nicht nach seinem Tode — die Regentenhandlungen des Vorgängers an sich für den Nachfolger nicht bindend sein könnten", dann setzt Rehfues ihn sich selbst in seinen „Grundsätzen des deutschen Staatsrechts" (§. 231 u. 243) entgegen, wo er die privat- und staatsrechtliche Seite der Regierungserbfolge unterschied. Wäre es wahr, fügt er hinzu, daß der Regent mit dem Rechte seiner Machtvollkommenheit auf die Minuten und Secunden seines sterblichen Lebens eingeschränkt sei, dann folgte daraus mit logischer Schlüssigkeit, daß kein Mensch durch Vertrag oder Concession oder auf irgend eine andere Weise ein Recht über die Lebenstage eines Regenten hinaus von Letzterm erwerben könnte. Die Geltung der Regentenhandlungen mit allen ihren Folgen müßte alsdann mit dem letzten Athemzuge des dahinscheidenden Landesfürsten absterben, es gäbe gar keine „wohlerworbenen Rechte" aus denselben mehr; selbst die vom Vorfahren ertheilten Gesetze wären todt, weil seine Souverainetät und seine daraus entwickelte Thätigkeit in die Regierungszeit des Nachfolgers nicht hinüberzugreifen vermöchte; die ganze Sphäre des öffentlichen Rechts müßte auf die Wiedererweckung durch den Regierungsnachfolger harren. Jedem Maurenbrecher durch die Aufstellung seiner Scheinlehre in seinem Staatsrechte über die Unhaltbarkeit seines Princips sich selbst zu täuschen gewußt, sei er in der neuen Schrift auch noch beflissen gewesen, das Rechtsverhältniß zu auswärtigen Staaten mittels des Dogmas zu sichern, daß hier der Regent nur der Vertreter der juristischen (und unsterblichen?) Persönlichkeit des Staats sei! Er, der Todfeind und gekrönte Triumphator des Rousseau'schen Staatsrepräsentanten, habe sich solchergestalt in die größten Inconsequenzen gestürzt, um nur, koste es, was es wolle, seinen falschbegriffenen Grundsatz zu retten. Wenn er aber behaupte, der Nachfolger sei an die Regierungshandlungen des Vorfahren nur in so weit gebunden zu erachten, als schon wohlerworbene Rechte Dritter zur Existenz gelangt seien, so gerathe er wiederum mit

sich selbst in Widerspruch, weil bei seiner Lehre, daß keine Rechte über die Dauer einer Regierung hinaus eingeräumt werden könnten, die wohlerworbenen Rechte aus den Handlungen der Regierungsvorfahren dem Nachfolger gegenüber als eine contradictio in adjecto erscheinen müßten. Wenn vom bloßen Gebrauch verfassungsmäßiger Machtvollkommenheit die Rede sei, wo selbige der regierende Vorfahr in entgegengesetzter Absicht des Nachfolgers angewendet, dann finde das Recht dazu in der unzubestreitenden und unveräußerlichen Befugniß der Souverainetät zur organischen Fortgestaltung seine hinlängliche Begründung.

Nachdem hierauf der Verf. Hrn. v. Kamptz's Monographie van der Verbindlichkeit der Regentenhandlungen für den Nachfolger (1800) und dessen Résumé (§. 80, S. 224) — worin unter den 14 Arten von Handlungen, welche der Regierungsnachfolger anzuerkennen schuldig, obenan stehen: 1) Die mit den Landständen geschlossenen Verträge und Vergleiche; 2) die mit auswärtigen Mächten eingegangenen Tractate; 3) die von den Vorfahren ertheilten Privilegien — angeführt und sich besonders auf die Aussprüche des um die Wiederbelebung deutscher Rechtsgrundsätze schon in einer frühern Zeit so hochverdienten Kanzlers von Ludwig (1714) berufen hat, welcher mit Beseitigung aller andern Gründe bei dem Grundsatze verweilt: „Quae superior princeps fecit juste ac legitime ex usuque reipublicae, ad illa omnino quoque successor obligatur cum praestanda tum conservanda, nisi aliud quid constitutum singillatim vel in aliam formulam [verit respublica", läßt er sich noch weiter über diesen Gegenstand aus, der in diesem Augenblicke in Beziehung auf das Königreich Hanover von so hohem praktischen Interesse ist. Er findet das Princip der Verbindlichkeit des Regierungsnachfolgers im Wesen der Erbmonarchie selbst begründet. „Es ist", sagt er, „nicht blos eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß das Institut des Erbmonarchenthums mit einer unverkennbaren Nothwendigkeit als die Regel unsers Welttheils hervorgetreten ist und nun die Integrität der Völker und den Bestand der Staaten selbst zu bedingen scheint. Wir haben uns wohl zu erinnern, daß weder Polen noch ein deutsches Reich mehr ist, und daß, ohne die feste Erblichkeit des Regierungsrechts bei den deutschen Reichsfürsten vielleicht kein deutsches Vaterland mehr wäre. Aber nicht blos ihr mit der Familienordnung übereinstimmender Charakter, der das Königshaus zugleich zum Vaterhaus macht; nicht blos die aus ihr fließende Sicherheit des Thronbesitzes wegen des keinem Zufall unterworfenen, von Niemand angezweifelten Rechts einer tief in das Volk verwachsenen, dabei hervorragenden Familie, was Dahlmann in seiner „Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt" (§. 103) bemerklich macht, sondern auch das macht einen großen Theil des unvergleichlichen Werthes jener Erblichkeit aus, daß sie, was im Kleinen durch das Civilrecht geschah, nun auch im Großen zu einem organisch-fortlebenden Rechtszustande ergänzte. Mit Freude und Stolz dernft sich der deutsche Fürst auf halbtausendjährige Anordnungen seiner Ahnherren, und während er der Erste ist, der mit willigem Gehorsam den Tribut der Pietät bringt, macht er gegen Andere geltend, daß er seine Vorfahren im ganzen Bereiche seines Regierungsrechts repräsentire, mögen nun Rechte oder Pflichten in Frage sein. So sprach Kaiser Franz II. an die Kurfürsten des Reichs. Man überläßt hierbei einem Jeden, die Folgen zu berechnen, welche nothwendig in ganz Deutschland entstehen würden, wenn je die Meinung herrschend werden sollte, daß der Nachfolger in der Regierung an die Handlungen seiner Vorfahren, die sie in ihrer Eigenschaft als regierende Fürsten vorgenommen haben, der Regel nach nicht gebunden sei!" Und diese Stetigkeit, eine Frucht der Weisheit, diese Leben und Tod vergessen machende Dauer der staatlichen, wie überhaupt rechtlichen Verhältnisse macht in der That die unentbehrliche Grundlage des Heils der Throne wie der Hütten; sie ist die Bedingung eines sittlichen, vernünftigen, darum organischen Staatslebens, mag man den Blick nach innen oder nach außen werfen. So ist es gemeinen deutschen Rechts, daß das Gesetz so lange gilt, bis es durch einen legislatorischen Act aufgehoben wird. Wäre es anders, beruhte die Kraft der Gesetze nach dem Ableben des Gesetzgebers etwa auf einer wiederholten, wenngleich stillschweigenden Sanction des Nachfolgers bei der Thronbesteigung, dann müßte von dem Augenblicke an, wo jener verstarb, bis zu dem Augenblicke, wo der Nachfolger den Regierungsantritt manifestirt, ein Zustand der Rechtlosigkeit, mindestens ein totaler Gerichtsstillstand eintreten; denn es gäbe alsdann kein Recht, wenigstens keinen Auftrag für den Richter zur Rechtsprechung. Will man daher sich gerade nicht mit bloßen Illusionen abfinden, dann muß man zugestehen, daß die Gesetze den Gesetzgeber als Individuum überleben und nicht blos als sittliche, sondern selbst als rechtliche Normen vom Nachfolger in der Regierung anzuerkennen sind. Will man mit Fictionen die tagtäglichsten Erscheinungen nicht modeln, dann muß man einräumen, daß der Vorfahr mit seiner gesetzgeberischen Machtvollkommenheit in die Regierungsperiode des Nachfolgers übergreift, unabhängig von einer stillschweigend vorgenommenen Widertaufe der Gesetze von Seiten des Nachfolgers. Das Gesetz der Vorfahren gilt durch eine selbständige Kraft, und nur ein ebenso gültiger legislatorischer Act des Nachfolgers vermag an seiner Geltung etwas zu ändern. Ein solcher Act würde jedoch auch selbst dann für unentbehrlich erachtet werden müssen, wenn der Nachfolger im Augenblicke des Regierungsantritts einem früher ergangenen Gesetze die Kraft nehmen wollte. Das Gesetz stirbt also niemals von selbst mit dem Gesetzgeber oder Renovator ab. Nimmt man hierzu, daß auch für die neuen Verfassungsurkunden deutscher Staaten in einem gesetzgeberischen Acte der nächste Grund ihrer Verbindlichkeit zu suchen ist (während die ständischen Einigungen, die hergebrachten Privilegien, Freiheiten, Landesrecesse u. s. w. nur das entferntere Rechtsfundament bilden), und daß selbst der in den Landtagsabschieden (Landescompactaten, Recessen u. s. w.) ausgesprochene landesherrliche Entschluß als Äußerung seines legislatorischen Willens aufzufassen ist, dann wird man gewahren, daß das Princip von der forterbenden Kraft der Regentenhandlungen gerade in den edelsten Theilen des Staatskörpers wirklich pulsirt. Es ist von angesehenen Staatsgelehrten unserer Tage ausgeführt worden, daß selbst das Gesetz, welches die Kennzeichen der Gesetze vorschreibt, so gut wie jedes andere Gesetz ist. Vergl. unter Anderm den desfallsigen Ausspruch des Kanzlers Linde im „Archiv für civilistische Praxis" (Bd. 16, S. 382). Auch Maurenbrecher äußert in seinen „Grundsätzen des deutschen Staatsrechts" (S. 468): „In allen deutschen Staaten ist für die Wiederaufhebung der Regentenhandlungen ein bestimmter, verfassungsmäßiger Weg vorgeschrieben, z. B. für die Aufhebung der Gesetze in gleicher Art die landständische Mitwirkung wie für deren Einführung. An diese ist denn auch der Nachfolger immer gebunden, welcher die Handlungen seines Vorfahren widerrufen will." Und eine Bethätigung dieses Grundsatzes hat derselbe Verf. auch in der neuen Schrift: „Die deutschen Fürsten und die Souverainetät", durch sein Urtheil (S. 266 in der Note) geliefert: „Die (hanoverschen) Patente mußten im Projecte durch die verantwortlichen Minister an die Stände von 1833 (in Gemäßheit des hanoverschen Staatsgrundgesetzes) gebracht werden." Ebenso sprechend ist die Repräsentation der Vorfahren durch den Nachfolger in dem Verhältnisse zu andern Staaten. Es ist der deutsche Bund, nach authentischen Declarationen, insofern auch ein Fürstenbund, als in ihm nicht etwa blos die Staaten, als moralische Personen, durch die Regenten vertreten sind. „Die souverainen Fürsten" (und freien Städte) Deutschlands haben sich „zu einem beständigen Bunde" vereinigt. Konnte das anders als in der unbezweifelten Vorstellungsweise geschehen, daß der Nachfolger durch den Beitritt des Vorfahren gebunden sei? oder hat man je einem Successor eine Erklärung abgefordert über die fernere Mitgliedschaft? oder kann denn auch nur überhaupt ein freier Wille in dieser Hinsicht gedacht werden, wodurch der ganze Organis-

Digitized by Google

muß (z. B. im Stimmverhältniß) gleich ernstlich gestört sein würde? Wir finden in dieser einflußreichsten Institution des gesammten deutschen Vaterlands (weil wir an die juristische, nom Souverain nur „vertretene" Persönlichkeit der einzelnen deutschen Staaten hier gerade am allerwenigsten glauben) einen hochwichtigen Beleg für das Princip der forterbenden Kraft der Regentenhandlungen wider den Nachfolger.

In seinem Schlußworte kommt übrigens unser Verf. zur aufrichtigen Begrüßung der von ihm besprochenen neuesten Maurenbrecher'schen Schrift noch einmal zurück. Er gibt derselben das Zeugniß, daß in ihr das Princip der Fürstensouverainetät und die Nichtigkeit und Undrauchbarkeit jedes andern Grundsatzes für ein lebendiges Verständniß des deutschen Staatsrechts aufs evidenteste dargethan worden. Um so mehr habe er eine Aufforderung in sich gefühlt, Das, was seiner Überzeugung nach in dem Buche irrig und nicht einmal zu der eigentlichen Aufgabe desselben gehört, zu beleuchten. Zum Motto seiner Gegenschrift hat er die Worte Moreto's in der „Donna Diana" gewählt:

> Das ist die Zauberkraft des Witzes, daß
> Dem Irrthum er den Schein der Wahrheit leiht.

Der beinahe ausschließliche Hinblick auf die kurhessische Verfassung, die in der Rodelthau'schen Ausführung auffällt, findet in dem Umstande seine Erklärung, daß die ganze Arbeit ursprünglich blos zur Mittheilung in einer kurhessischen Zeitschrift, in dem in Kassel erscheinenden „Rechtsfreund", bestimmt war. Wir sind indessen der Meinung, daß der Autor des Werkes: „Die deutschen regierenden Fürsten und die Souverainetät", auf dem Felde der Specialgeschichte und positiven Gesetzgebung Rechenschaft abzulegen hat, und daß, wenn auch von andern Orten aus mit derselben Gründlichkeit die neuen Verfassungen als auf dem Boden des alten Rechts emporgewachsen dargestellt werden und nachgewiesen wird, wie die Abweichungen vom alten Staatsrechte meist der monarchischen Idee zugute gekommen, die Widerlegung gewisser Behauptungen in der Schrift des Hrn. Prof. Maurenbrecher als vollendet betrachtet werden kann, ohne daß man noch nöthig hätte, zu den Beweismitteln, welche auch Philosophie, Religion und Moral an die Hand geben, seine Zuflucht zu nehmen. 148.

Zur Kenntniß des Gefängnißwesens.

Ein junger Publicist, Hr. A. E. Cersdorf, beauftragt, den Zustand der Gefängnisse in Italien zu erforschen, hat jetzt über diesen Gegenstand seinen Bericht abgestattet. Wir erfahren daraus, daß unter allen italienischen Regierungen diejenige von Piemont sich am eifrigsten mit der Reform des Gefängnißwesens beschäftigt, ohne damit sagen zu wollen, daß irgend eine Staatsverwaltung Italiens ein vollständiges System der Strafanstalten befolge oder organisirt habe. In der Lombardei und besonders zu Mantua besuchte Cersdorf die Gefängnißzellen derjenigen Gefangenen, welche zum carcere duro verurtheilt sind. Diese Sträflinge tragen Ketten an den Füßen und schlafen auch in Ketten. Einer härtern, erst vor kurzem abgeschafften Strafe unterlagen die zum carcere durissimo Verurtheilten, welche in einsame Zellen eingeschlossen waren und auf der nackten Erde schliefen; und doch gab es gerade unter diesen, wie der Oberaufseher behauptete, sehr wenig Kranke, noch jemals Verstandeskranke. Für die Lombardei besteht auch die Strafe der Deportation, welche besonders gefürchtet ist. Die dazu Verurtheilten werden nach Ungarn transportirt. Der Übelstand der französischen Gefängnisse in den Departements, daß die Angeklagten und Verurtheilten in ein und dasselbe Behältniß eingekerkert werden, besteht auch in Italien, wird aber hier um so drückender, da die Procedur viel langsamer ist als in Frankreich und die vorsorgliche Einkerkerung oft auf Jahre ausgedehnt wird. Aus diesem Berichte ergibt sich übrigens, daß das zellenweise Isolirungssystem, das System von Philadelphia, bereits 1703 unter dem Pontificat Clemens' XI. in Rom angewendet wurde, und zwar auf junge Verbrecher in dem Correctionshause von St.-Michael. Absonderung in Zellen und religiöser Unterricht bildeten die Grundlage dieses Instituts. Hiernach entwarf später 1756 der Architekt Croce die Zeichnungen zu dem Gefängnisse Ergastolo in Mailand; nach demselben Muster erbaute man 30 Jahre später das von Howard beschriebene und gepriesene Strafhaus zu Gent, welches seinerseits das Modell für das Strafhaus von Cherry-Hill geworden ist. Die Verbrechen sind übrigens in Italien ebenso gut im Zunehmen begriffen wie in Frankreich. Gefängnißzellen, die früher für einen Verbrecher bestimmt waren, müssen jetzt aus Mangel an Raum deren vier bis fünf beherbergen. Ein ministerielles Journal ändert in Bezug hierauf, daß hieran die Seuche der modernen philosophischen und liberalen Ideen Schuld sei, deren letzter Zweck überall die Unordnung sei. Wir lassen diesen Verdacht auf sich beruhen, da wir wissen, aus welcher Feder er kommt, und wem zu Gunsten er erhoben wird. Es fragt sich vor Allem, ob jene der modernen Welt angehörigen Ideen an sich die Zahl der Verbrecher vermehren und eine größere Menge Vergehungen hervorrufen, oder ob der Grund dazu in ihrem Unausgeglichensein, ihrem Zwiespalt, ihren Reibungen mit den Principien der Vergangenheit, in dem Widerstande, der ihnen von hier aus geleistet wird, und in der Unbehaglichkeit eines solchen Zustandes überhaupt zu suchen sei. Wir glauben das Letztere. 108.

Notiz.

Schon frühere Reisende haben die große Lerndegierde der Griechen sowie die schnelle Fassungsgabe derselben anerkannt. Auch der neueste Reisende in Griechenland, Greverus, der 1838 dort war, bestätigt dies in seiner von uns schon erwähnten „Reise in Griechenland". Nicht blos Knaben und Jünglinge, sagt derselbe S. 272, sondern auch erwachsene Männer, ja Graubärte sieht man Schulen und Universität besuchen und der Jugend mit Lerndegier vorangehen. Auf meiner Reise durch Morea, setzt er hinzu, sah ich öfter ältere Männer sich im Lesen üben; besonders benutzte mein etwa 40jähriger Agogiate (Pferdeführer) alle Zeit der Muße, um sich im Lesen des Geschriebenen und Gedruckten zu vervollkommnen, und es war rührend anzusehen, wie er, der nicht mit der schnellsten Fassungskraft ausgestattet war, sich quälte, die Buchstabenzeichen in Tönen wiederzugeben. Das Bedürfniß und der Trieb zum Lernen zeigt sich besonders auch in der Gewerbschule zu Athen, aus welcher mit der Zeit eine polytechnische Schule erwachsen soll. Schnell haben die untern Stände, besonders die Handwerker, dort ihren Vortheil begriffen, und schon wird der Raum für die Anzahl der Schüler, die sich über 100 beläuft, zu klein. Auch hier zeigen sich schöne Fortschritte, besonders im Zeichnen. Ebenso haben die zur Anhörung eines pharmaceutischen Cursus von der Regierung einberufenen, meist höchst unwissenden Apotheker des Königreichs in einem halben Jahre ungläubliche Fortschritte gemacht und sich in dieser kurzen Zeit die gewöhnlichen Kenntnisse deutscher Apothekergehülfen erworben. Das Gleiche war der Fall mit den unwissenden Chirurgen, die in einem halbjährigen Cursus vollkommen in die Kenntnisse der niedern Chirurgie eingeweiht wurden. Auch von Einzelnen, fährt Greverus fort, sind mir Beweise glücklicher Geistesanlagen kund geworden. So hatte ein 14jähriger Knabe in Tripolitza eine sinnreiche Wasseruhr ausgedacht, die durch den Druck des Wassers einen Uhrzeiger in Bewegung setzt. Die Vorrichtung zog die Aufmerksamkeit des Königs bei seiner Gegenwart in Tripolitza auf sich. Er ließ den Knaben zu fernerer Ausbildung in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften nach Athen kommen, wo er gegenwärtig seine Studien auf königliche Kosten betreibt. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 247. — 4. September 1839.

Geschichte Gustav Adolf's, König von Schweden, und seiner Zeit, für Leser aus allen Ständen bearbeitet von A. F. Gfrörer.

(Beschluß aus Nr. 246.)

Nach der Beschreibung der breitenfelder Schlacht (Cap. 6), welche genauer und erschöpfender als die bei Schiller genannt werden kann, wiewol sie, was den Reiz und die Meisterhaftigkeit der Form betrifft, diese letztere nicht erreicht, überläßt sich der Verf. allerlei kritischen Betrachtungen über die Folgen und die Art und Weise der Benutzung dieses Ereignisses durch Gustav Adolf, den „Adler, welcher mit den kleinern Stoßvögeln (so nennt Hr. Gfrörer die unionistischen deutschen Fürsten) über die Theilung der Beute" zu Halle sich berathschlagte. Er beleuchtet die verschiedenen Vorschläge, welche dekonntermoßen dem Könige damals gemacht wurden, die Vorwürfe, welche ihn wegen des von ihm eingeschlagenen Weges getroffen, und widerlegt die Ansicht Derjenigen, die solche Wahl gemisbilligt und das Beispiel des zweimal siegreich nach Wien vordringenden Napoleon's, als das unter jenen Umständen allein Annehmbare, vorhalten, durch die Bemerkung: der König von Schweden habe sehr weislich gehandelt, und eine Vergleichung zwischen ihm und Napoleon hinke gewaltig, nicht wegen ihres Talents, sondern wegen ihrer Machtverhältnisse.

Gustav Adolf — schreibt er — hatte kein Kaiserreich zu seiner Verfügung wie der berühmte Corse, sondern mußte sich erst in Deutschland eine dauernde Macht gründen. Nun boten erstens die geistlichen Güter vor allen andern zur Eroberung ein, theils weil sich in denselben wegen des wechselnden Besitzes kein Band zwischen Unterthanen und Herrschern bilden konnte, theils weil die Einziehung derselben den Eigennutz der andern weltlichen Dynasten nicht unmittelbar und nicht halb so schwer verletzte, als wenn man von diesen selbst Abtretungen verlangte, weshalb auch jene Güter 170 Jahre später, als der corsische Eroberer in Deutschland eindrach, zuerst an die Reihe kamen. Zweitens durfte der König die leichte Beute der rheinischen und fränkischen Bisthümer dem Kurfürsten von Sachsen darum nicht gönnen, weil er voraussehen konnte, daß derselbe, durch den neuen Besitz und das damit verbundene Ansehen groß geworden, sogleich wieder die alte Rolle hervorsuchen und sich zwischen den Schweden und dem Kaiser herumschaukeln würde. Dies sind nur untergeordnete Gründe; on den wichtigsten, der entschied, kommen wir jetzt. Gustav Adolf kann bei diesem Kriege möglicherweise eine zweifache Absicht gehabt haben: entweder Deutschland zu erobern, oder blos die protestantische Kirche zu retten. War Letzteres sein Plan, so that er sehr Unrecht, nicht von Breitenfeld weg sogleich auf Wien zu marschiren, denn sicherlich hätte dann der Kaiser das Restitutionsedict zurückgenommen und die nöthigen Bürgschaften gegeben. Gustav Adolf erreichte sodann seinen Zweck auf dem kürzesten Wege; es konnte ihm nicht fehlen, von allen protestantischen Pfarrern als ein wahrer Judas Makkabäus gefeiert zu werden. Freilich mußte er sich dann begnügen, zufrieden mit diesem bescheidenen Ruhme, in sein armes Schweden, dessen Kräfte er über die Maßen angestrengt, zurückzukehren. War er dagegen entschlossen, Deutschland zu erobern, so handelte er sehr weislich, wenn er den Kaiser nicht sogleich aufs Äußerste trieb, weil er hierdurch den Nimbus eines Glaubenshelden, ohne den er in Deutschland nicht bestehen konnte, unfehlbar verloren hätte. Setzt den Fall, die Schweden wären ungehindert bis vor Wien gezogen: dann nahm der Kaiser das Restitutionsedict zurück, wegen dessen Gustav Adolf bei tausend Anlässen wiederholt erklärt hatte, sich in diesen Krieg gestürzt zu haben. Die protestantischen Fürsten und Stände erklärten sich zufrieden. Was wollten die Schweden weiter? Tausend Quadratmeilen gutes Land, Böhmen oder die Südküste der baltischen See? Sogleich hätten sich die Protestanten und Katholiken wider sie vereinigt, die öffentliche Meinung vom Könige sich abgewendet; denn die Maske des Glaubenshelden war dann abgefallen und der nackte Eroberer streckte die verhaßten Hände aus u. s. w.

Wir glauben, Hr. G. habe hier den rechtern Punkt getroffen, wiewol dadurch ein großer Theil der Trophäen des nordischen Helden eine andere Färbung erhält, als ihm bisher die Meinung der protestantischen Welt gegeben. Der Heißhunger des Schweden nach deutschem Landgebiete, auf dem Schlachtfelde von Lützen dem Reichsrothe und Oxenstjerna vermacht, zeigte sich nachmals in seiner wahren Gestalt genug zu Osnabrück und Münster.

Die völlige Vernichtung der Liga durch Gustav Adolf, die Erneuerung des blutigen Kampfes, Wallenstein's Wiedererscheinen, die Schlacht bei Lützen und des Königs Tod 1632 füllen das fünfte Buch. Der Verf. hat das Verdienst, auch das Strategische und Taktische berührt und, den Berichten erfahrener Schriftsteller hierin folgend, eine anziehende Beschreibung der Fortschritte des Kriegswesens, der verschiedenen Waffengattungen und ihres Gebrauchs, eine Zergliederung der militairischen Grundsätze seines darin genialen Helden und ebenso auch jener seiner Gegner der Erzählung von den fernern Thaten Gustav Adolf's vorangeschickt zu haben. So werden uns die Operationen Tilly's, Wallenstein's und des Königs klarer, und wir verstehen besser als bisher die breitenfelder

Digitized by Google

wie die lützener Schlacht. Wie die Diplomatie mit auf die Weckung des Kriegsgeistes und die Leitung der Gemüther der Offiziere im schwedischen wie im kaiserlichen und liguistischen Lager wirkte, ist nicht minder scharfsinnig auseinandergesetzt. Daneben schildert uns Hr. G. mit der ihm eigenen Herbe die Intriguen des französischen Cabinets, und wie die geheimen Plane Gustav Adolf's immer mehr und mehr sich enthüllten; die zunehmende Steifheit, Kälte und Grandezza gegen seine Verbündeten und insbesondere sein unredliches Betragen gegen den Kurfürsten von der Pfalz und den Herzog von Wolfenbüttel. Die deutsche Hocharistokratie erntete die Früchte ihres Systems. Eine Reihe schlagender Beispiele und charakteristischer Anekdoten belegen des Verf. Behauptungen. Wir führen blos an, was Graf P. Brahe (einer der Vertrauten) und der alte Feldmarschall La Gardie geäußert. „Unser König", erzählt jener, „war ein heroischer Herr und von solcher Gemüthsart, daß er, um Andere zu dämpfen und seine Macht zu vergrößern, gern die Hand in fremde Rechte legte." Dieser aber: „Es war gemeiniglich des seligen König Gustav Adolf's Natur, daß er gern seine königlichen Hoheitsrechte erhöhte und die Freiheiten Anderer stutzte." Auch schrieb ein weimarischer Bauer an einen Freund: „Vorher waren wir von Östreich abhängig, jetzt heißt es Gehorsam gegen Schweden." Der Feldzug in Franken und der Tod sowie die Charakteristik Tilly's gehören ebenfalls zu den bessern Partien des Buches. Hr. G. läßt dem gleich berühmten als berüchtigten obersten Feldhauptmann der Liga Gerechtigkeit widerfahren und sagt von ihm:

Seine hohe Einsicht, sein Feldherrnruhm war vor Gustav Adolf's Ankunft in der ganzen Welt gefeiert. Mehr als zwanzig gewonnene Schlachten und die lange, blos durch Verdienste erklommene Stufenleiter vom gemeinen Soldaten zum Feldhauptmanne zeugen dafür. Wäre er bei Magdeburg gefallen, so würde er unbesiegt ins Grab gestiegen sein; aber das Schicksal, das über die eiteln Wünsche der Menschen wegfährt, nöthigte ihn auch die Tugenden des Unglücks zu zeigen. Fanatischer Parteigeist hat, weil er dem Feldherrn nichts anhaben konnte, den Menschen, besonders wegen Magdeburgs grausamen Falles, um Ehre und Nachruhm zu bringen gewetteifert, aber mit Unrecht. Tilly war ein ausschließender Charakter; er hing mit ganzer Seele an den Lehren, welche die Jesuiten dem weichen Stoffe seiner jugendlichen Seele eingeprägt. Man muß den Katholiken dasselbe Recht zugestehen, das die Protestanten in so reichem Maße für sich in Anspruch nehmen. Fast Keiner von uns ist selbst jetzt, in diesen Zeiten der Gleichgültigkeit gegen kirchliche Dinge, der nicht im tiefsten Grunde seiner Seele einen geheimen Widerwillen gegen Papisten trüge (Sic!). Derselbe ist ein Erbtheil unserer Mutter, das nicht unter Aufsicht der Vernunft oder des freien Willens steht. Gerade so geht es den Katholiken jetzt und damals noch in viel höherm Grade, weil auch der Gegendruck viel stärker war und ein wilder Haß dem andern die Wage hielt. Und vielleicht hatte damals ein Katholik, der nicht nur die Kirche, sondern noch etwas weit Besseres und Nöthigeres, den Staat, ins Auge faßte, Grund zu größerm Widerwillen als wie die Protestanten. Denn wer war es, der angeblich zum Schutze der Gewissen und der Freiheit, in der That jedoch um des Kaisers rechtlicher Gewalt zu trotzen, den Fremden, den Dänen, den Engländer, den Schweden, den Franzosen ins Reich rief — die Evangelischen oder die Katholiken? — Tilly haßte die Lutherischen, das ist wahr, aber sein Haß blieb immer menschlich. Zeuge dafür die wiederholten Warnungen, die er, obwol vergeblich, den unglücklichen Böhmen vor der wilden Rache zukommen ließ. Zeuge sein edles, uneigennütziges Betragen als Quartiersmann in dem besiegten Niedersachsen, von dem urkundliche Beweise sprechen. Zeuge endlich seine von Khevenhüller verbürgte Trauer über den Untergang Magdeburgs.

Der Verf. führt auch noch die Ablehnung der Wallenstein'schen Anträge, die große Uneigennützigkeit bei verschiedenen Anlässen und die zärtliche Sorgfalt für das Heer als ehrenvolle Züge seines Charakters an.

Die lützener Schlacht, obwol in der Hauptsache mit den bisherigen Beschreibungen gleichlautend, hat durch Hrn. G. mehre neue Beleuchtungen über bisher dunkle Punkte erhalten; darunter gehört hauptsächlich der angebliche Meuchelmord, welchen Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg an dem Könige verübt haben soll. Auch ohne den von Murr zuerst veröffentlichten Brief Leubelfing's würde er an die Unschuld dieses Fürsten geglaubt haben. Die innern und äußern Gründe werden hier mitgetheilt. Dem zugleich mit Gustav Adolf gefallenen Pappenheim ist ein schönes Denkmal auf S. 1627 gesetzt und unter Anderm hervorgehoben, welche merkwürdige Ähnlichkeiten in den Schicksalen der beiden Helden sich finden, und wie fast alle guten Quellen sie zusammenstellen.

Das Schlußcapitel verbreitet sich in ziemlich gesunden Ansichten über Gustav Adolf's Plane und Zukunft sowie über dessen Verhältniß zur deutschen Geschichte.

Der Styl des Hrn. G. kann aus den verschiedenen hier mitgetheilten Proben selbst bemessen werden. Hier und da hätten wir ihm mehr Ruhe und Enthaltsamkeit von dem Hange, nach gewissen gegenwärtigen Zuständen und literarischen wie politischen Gegnern zu schielen, bisweilen auch mehr Adel und Würde im Ausdrucke gewünscht. Wo er ganz objectiv sich gehalten, flößt er stets Interesse, Vertrauen und Achtung ein. Auf jeden Fall gehört sein Werk zu denjenigen, welche eines bleibenden Werthes sich erfreuen und Andere, die mit demselben Gegenstande sich beschäftigen, zum Nachdenken, vielleicht auch theilweise zum Widerspruche anregen, im Ganzen aber durchaus belehrend unterhalten werden. Dürfen wir schließlich auch auf den Streit und die Bewegung des Tages Rücksicht nehmen, so können wir ihm die tröstliche Versicherung geben, wenn sie anders ihn freut, daß eine gewisse Partei, welche übrigens keinen besonders ghibellinischen Anstrich hat, wiewol sie diesmal ebenfalls das Panner des Katholicismus aufgesteckt hat, mit beifälligem Lächeln decretiren wird: quod bene de patria meruerit, quamvis — 147.

Correspondenznachrichten.

Paris, August 1839.

— — Erwarten Sie diesmal keinen zusammenhängenden Bericht, ich folge den Eingebungen der Erinnerung oder vielmehr den mehr oder weniger frischen Eindrücken aus meiner Lecture und meinem Umgange.

P. Leroux*) fährt in der Entfaltung seines philosophischen, religiösen und socialen Systems fort, und nichts scheint mir für

*) Vergl. über Leroux und sein System einen Artikel in Nr. 142 — 145 d. Bl. D. Red.

die Furcht und die geheime Anerkennung von Seiten seiner Gegner sprechender, als daß sie ihn ignoriren, statt ihn zu bekämpfen. Anerkennen, ohne zu bekämpfen, ist der Vortheil des bloßen Beobachters, und dies kann hier kein wahrer Fronzose sein, er muß durchaus Partei nehmen. Was mir in dem letzten philosophischen, sehr ausgedehnten Artikel der „Encyclopédie nouvelle" aus der Feder Lerour's: „Egalité", welcher übrigens noch nicht vollendet ist, für das allgemeinere Interesse unter Anderm besonders bemerkenswerth scheint, ist die dort gegebene Lösung des in unsern Tagen so häufig besprochenen, ich weiß nicht, ob überall begründetern Problems von der Emancipation der Frauen. Lerour leugnet und verwirft hier nämlich die Emancipation der Frau als solcher, wie sie in den letzten Jahren von Enfantin, dem Haupte der St.-Simonisten, proclamirt wurde. In diesem Systeme wurden die Frau und der Mann als ganz verschiedene Wesen differenzirt, und auf diese Differentiation, ähnlich der, wonach die Gesellschaft selbst in die verschiedenen Kasten eingetheilt ward, basirte sich diese Emancipation der Frauen, wonach die Frau als solche frei, d. h. aller Sittlichkeit ledig erklärt wird. Lerour setzt als Princip die Gleichheit des Mannes und der Frau, von der einen Seite als menschlicher Personen, von der andern als Glieder des Paars, welche durch die Liebe zur Ehe verbunden werden. „Der Mensch", sagt er, „ist frei in der Frau; die Frau aber, als Geschlecht, ist es nur, indem sie Gattin und Mutter ist; das Höhere, welchem beide, der Mann und die Frau, unterworfen sind, ist das Paar; außerhalb des Paares, außerhalb der Liebe und der Ehe gibt es keine Geschlechter (sexes) mehr; es gibt dann nur menschliche Personen von gemeinschaftlichem Ursprunge und ähnlichen Fähigkeiten. Ehe die Frau liebt und geliebt wird, ist sie nicht frei als Frau, sondern als menschliche Person; sie hatte alsdann noch kein Geschlecht, d. h. das Geschlecht war in ihr noch nicht manifestirt; es war eine latente Fähigkeit, wie die in dem Kinde verborgene Vernunft. Jetzt liebt sie und wird geliebt, jetzt ist sie Frau und offenbart sich — durch die Liebe; aber zu gleicher Zeit und untheilbar ist sie Gattin; durch die Liebe existirt das Paar unter dem heiligen Gesetze der Gleichheit; sie ist also nur Frau für Denjenigen, welcher sie unter diesem Gesetze liebt; die Freiheit, zu lieben, welche sie vorher als latente Fähigkeit einer menschlichen Person überhaupt hatte, wird ihr in demselben Augenblicke, da sie davon Gebrauch macht, zurückgezogen; diese Freiheit wird durch die Gleichheit in der Liebe, die Gleichheit des Paares ersetzt. Die Ehe, die Liebe wird also in alle ihre Rechte eingesetzt. Durch die Ehe ist die Lage der Frauen verbessert worden, durch die Ehe wird sie es auch künftig sein. Durch die Vollkommenheit der Ehe, die Gleichheit der Liebe wird die Emancipation der Frauen wahrhaft stattfinden (c'est par la perfection du mariage, l'égalité dans l'amour, que l'émancipation des femmes aura lieu véritablement)." Ich erinnere mich, in einem Aufsatze des Prof. Rosenkranz in d. Bl.*) vor einigen Jahren eine ganz ähnliche Beantwortung dieser Frage, welche von Frankreich eigentlich ausging, gelesen zu haben, wo nämlich auch die Emancipation der Frau in die Ehe gesetzt wurde; diese Begegnung scheint mir merkwürdig.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat seit ihrer Wiedergeburt im J. 1831 durch Guizot soeben den zweiten Band ihrer Denkschriften herausgegeben. Die voranstehende Geschichte dieser Akademie und Analyse ihrer Arbeiten aus den letzten drei Jahren von 1835—38, aus der Feder ihres beständigen Secretairs, Hrn. Miguet, schlägt ein wenig zu stark den Ton des Panegyrikus und, wenn man will, des Selbstlobs an; ich weiß nicht, woher. Zwanzig, funfzig gute Köpfe machen noch kein Genie, und selbst das Genie ist der Kritik aller Welt unterworfen. Dies gilt vor Allem in Rücksicht auf die Philosophie, welcher diese Akademie, verschieden von den Universitäten, wenigstens in der äußern Anordnung ihrer Denkschriften und Berichte den ersten Platz eingeräumt hat, was mich auch eigentlich zu dieser, gar nicht so anmaßend gemeinten Bemerkung veranlaßt. Wie die Philosophie alle positiven Wissenschaften führen, ja, dem Ideale nach, in sich tragen und aus sich gebären soll, so sollten eigentlich auch die Philosophen, einmal in den Schoos der Akademie zugelassen, die andern Wissenschaftsmänner, und hier lauter Erfinder — denn wozu gäbe es sonst eine Akademie? — leiten, vereinigen und nach einem ideellen Plane einem großen Ideale — warum nicht dem Ideale der Humanität selbst? — zuführen. Ich weiß nicht, lag die Schuld an den Philosophen oder an den Erfindern, daß diese in der Regel gegen die Zulassung der Erstern und der Philosophie selbst in die Akademien wie durch Instinct sich gesträubt haben; genug, durch das Institut von Frankreich ist die Philosophie und sind die Philosophen, vielleicht zum ersten Male seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, in die Akademie feierlich eingeführt worden. Fragen Sie mich, welches ist die Philosophie, wonach die moralischen und politischen Wissenschaften hier getrieben werden, und welches die Philosophen darin sind, so fehlt mir, aufrichtig gesagt, der Standpunkt, Ihre Fragen zu beantworten. Was gewinnen Sie, wenn ich Ihnen aus der „Table des matières" der „Mémoires de l'académie", section de philosophie, die Titel der Denkschriften und Namen ihrer Verfasser, der Herren Jouffroy und Damiron, herzähle? Welche innere verknüpfende Beziehung läßt sich doch zwischen der Abhandlung des Herrn Jouffroy: „Von der Rechtmäßigkeit der Trennung der Psychologie von der Physiologie" (De la légitimité de la distinction de la psychologie et de la physiologie), der einzigen eigentlich philosophischen Arbeit in diesem Band, und den Arbeiten aus den Sectionen der Moral, Legislation, des Völkerrechts, der Jurisprudenz, Staatswirthschaft ꝛc. nachweisen? aber ist meine Frage unstatthaft? Sie sehen schon, die positiven Moral- und Staatswissenschaften dieser Akademie sind der Philosophie nicht sub- sondern coordinirt, d. h. in ungeschminkten Redensarten, sie gehen eine neben der andern friedlich her, sie stören sich nicht und fördern einander ebenso wenig, und ich sehe z. B. in der innern Organisation dieser gelehrten Versammlung kein Hinderniß, warum nicht etwa auch zwei oder drei Theologen von Zeit zu Zeit hier theologische Denkscheisten vorlesen und eine theologische Section bilden sollten. Ich war zufällig gegenwärtig, als Hr. Jouffroy seine psychologische Abhandlung vorlas, diese für den trefflichen Bronssais verhängnißvolle Abhandlung, weil er, wie die Leute sagten, sich an ihr zu Tode ärgerte. Hr. Cousin, welcher durch seine Persönlichkeit zu ersetzen sucht, was ich oben als die ideelle Rolle der Philosophie und des Philosophen zu bezeichnen wagte, und welcher zu den Sitzungen sich ziemlich regelmäßig einfindet, war damals durch seine große Krankheit, von der er sich noch nicht ganz erholt hat, zu Hause gehalten; Hr. Jouffroy hatte also in der ganzen Versammlung nur den einzigen Hrn. Damiron, als den Dritten in dem Kleeblatte der philosophischen Section, welcher aber sehr selten spricht, zum competenten Richter. Seine Abhandlung war ein Muster von Exposition, Klarheit, und was der Franzose netteté heißt: Hr. Jouffroy ist bekanntlich ein glänzender Schriftsteller; aber vergebens horchte man, ob denn nicht bald ein lebendiger Gedanke, ein Stück Substanz hervortauchen würde; durch Anwendung der Kategorien von Ursache und Wirkung auf die Erscheinungen des gewöhnlichen wachen Bewußtseins, wobei die überaus reiche und, wenn auch dunkle, deshalb nichtsdestoweniger bestätigte und beobachtete Nachtseite des psychischen Lebens vollkommen ignorirt und übergangen wurde, und vor Allem durch Ableugnung alles metaphysischen Wissens sollte der Geist vom Körper getrennt und — der Materialismus geschlagen werden. Als Hr. Jouffroy seinen Vortrag geendigt hatte, erfolgte eine peinliche Stille; Hr. Damiron rührte sich nicht, und die Nichtphilosophen wußten nicht, was sie sagen sollten, außer daß ein Mitglied aus der Section der Staatswirthschaft halblaut bemerkte, daß die vorgetragene Me-

*) Vgl. Nr. 64—66 d. Bl. f. 1837. D. Red.

Digitized by Google

thode ihm ganz neu und originell scheine. In der nächsten Sitzung wurde der Druck dieser Denkschrift einstimmig votirt. Dies gebe Ihnen eine Vorstellung von diesem philosophischen Treiben. Ich übergehe die dem Hrn. Jouffroy damals entgegengesetzte Abhandlung von Bronssais, welche in dem nächsten Bande erscheinen wird. Hr. Jouffroy ist ein vortrefflicher Professor, aber ein schlechter Akademiker, wenn anders eine Akademie von Philosophen angenommen wird, d. h. von Männern, welche sich berufen fühlen, die menschliche Intelligenz dem Ideale des Wahren und Guten eine Strecke näher zu führen. Auch bei uns sind die Professoren meist Akademiker; hier aber tritt der umgekehrte Nachtheil ein, die Akademiker sind oft schlechte Professoren.

Ich höre, daß Hr. de Lamennais an einem umfassendern philosophischen Werke arbeitet, wovon einige Theile bereits im Manuscripte fertig sind. Ich hatte einst Gelegenheit, ihn in seinem Hause zu sehen und mich mit ihm zu unterhalten. Nach seinen flammensprühenden Schriften aus den letzten Jahren hatte ich mir ein diesem Geiste entsprechendes Physisches vorgestellt, und wie war ich überrascht, ein kleines mageres Männchen von sehr schwächlichem Aussehen zu begrüßen. Seine Physiognomie gehört aber zu den ausdrucksvollsten, die man sehen kann; welches Feuer in dem Auge eines nun bald sechszigjährigen Mannes! Das Gespräch betraf die deutsche Philosophie und Spinoza. Die Thätigkeit dieses Schriftstellers bei seiner kränklichen Verfassung setzt in Erstaunen. Er lebt viele Tage fast nur von ein wenig Milch. Jemand, der ihn zur selben Zeit gesehen, äußerte, so ungefähr denke er sich Spinoza.

Das „Leben Jesu" von Strauß ist jetzt ins Französische übersetzt; aber obgleich der Name Strauß unter einer gewissen Classe der emsigen Gelehrten und Literaten ziemlich geläufig geworden ist, so findet das Buch selbst doch wenig Leser. Das Resultat ist es, was den Franzosen interessirt, und selbst hier kann er sich in den Gesichtspunkt des deutschen Theologen nicht recht versetzen. Sie haben wol die Äußerungen Edgar Quinet's darüber gelesen. Wie viel Zeit kann überhaupt noch vergehen, ehe Deutschland dem Franzosen verständlich, begreiflich wird. Niemand lernt hier Deutsch in der Absicht, sich einen directen Zugang zu der deutschen Literatur zu eröffnen, aut nemo aut duo. Noch immer macht die Mehrzahl der französischen Gelehrten den naiven Anspruch, daß alle Bücher französisch geschrieben sein sollten. Was hilft es uns, hörte ich vor kurzem ein Mitglied der Akademie der Inschriften ausrufen, daß die Akademie von Berlin uns ihre gelehrten und schönen Denkschriften zuschickt, wenn höchstens Zehn unter uns sind, die sich hineinarbeiten können! Diejenigen, welche sich die Mühe geben, ein wenig Deutsch lesen zu lernen, entschädigen sich nur zu oft dadurch, daß sie mit vollen Händen in den deutschen Quellen schöpfen, ohne sie zu nennen. Was die Poesie und schöne Literatur betrifft, so steht es hier nicht besser. Die gebildete Gesellschaft weiß, daß es einen Schiller und einen Goethe gegeben hat, welche große deutsche Dichter waren, und das ist Alles; auch verdient es bemerkt zu werden, daß bei der neuen Decoration des Saales im Odeon unter den Bildnissen der großen dramatischen Dichter aller Zeiten und Völker, welche den Plafond zieren, unser Schiller zwischen Calderon und Shakspeare seinen Platz erhalten hat, während, wie ich neulich in einer deutschen Zeitung gelesen, das Bildniß Schiller's in der Zeichnung des Plafond in dem neuen Theater von Dresden weggelassen wurde oder werden sollte. Einige junge Männer kenne ich, welche Deutsch gelernt und eine große Begeisterung für unsere Dichter gefaßt haben, und ein Abbé von meiner Bekanntschaft beschämt gewiß viele Deutsche, da er Klopstock's „Messiade" von Anfang bis zu Ende durchgearbeitet hat, sie für das größte epische Gedicht erkläre und es fast immer bei sich trägt. Diese Wenigen machen nicht die Regel. Die Plaudereien des Hrn. St.-Marc Girardin und die Declamationen des Hrn. Lerminier über deutsche Literatur waren wenig geeignet, auf ihre Landsleute Eindruck zu machen. Hr. Philarète Chasles, dessen Name auf der unvollendeten Übersetzung von Jean Paul steht, liest vielleicht nicht eine Seite Deutsch ohne Anstoß; man weiß hinlänglich, daß dieser Mitarbeiter am „Journal des débats" zu dieser Übersetzung seinen Namen geborgt hat; was aber Niemand in Deutschland leicht vermuthen möchte, ist, daß der wahre Übersetzer, dessen Namen ich verschweige, ein Franzose von seltenen Kenntnissen, aber ohne alle Moral, in diesem Augenblicke vor dem Handelsgericht zu R. steht und den Galeeren entgegensieht. Das hätte Jean Paul sich denken sollen! Freilich ist die wirkliche Welt von ganz anderm Zuschnitt als die Welt im „Hesperus". 157.

Bibliographie.

Böhme, Ch. F., Versuch, das Geheimniß des Menschensohns zu enthüllen. Gr. 8. Neustadt a. d. O. und Schleiz, Wagner. 18 Gr.

Bulwer, Lady Lytton, Ehreley oder der Mann von Ehre. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 3 Bände. 8. Stuttgart, Metzler. 4 Thlr.

Byron, Lord, Junkherrn Harold's Pilgerfahrt. Aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt von H. von Pommer Esche. Gr. 8. Stralsund, Löffler. 1 Thlr.

Elins, W., Glaube und Wissen. Ein Roman. Mit Musik-Beilage. 2 Theile. 8. Bremen, Schünemann. 3 Thlr. 9 Gr.

Hahn, W., Geschichtliche Begründung und Ankündigung der wahren Gotteswissenschaft. Nebst einem Sendschreiben an Karl Hase und an David Strauß. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 21 Gr.

James. Leben und Zeitalter Ludwig des Vierzehnten. Aus dem Englischen übersetzt. 4ter Theil. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 1 Thlr. 12 Gr.

Jordan, Sylv., Die Jesuiten und der Jesuitismus. Gr. 8. Altona, Hammerich. 20 Gr.

Joseph, E. L., Warner Arundell oder die Abenteuer eines Creolen. Nach dem Englischen. 3 Bände. Gr. 12. Dresden, Bromme. 3 Thlr. 12 Gr.

Krabbe, O., Vorlesungen über das Leben Jesu für Theologen und Nichttheologen. Mit Rücksicht auf das Leben Jesu von Strauß und die darauf sich beziehende Literatur. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 2 Thlr. 16 Gr.

Lewald, A., Praktisches Reise-Handbuch nach und durch Italien. Mit Berücksichtigung aller dem Reisenden nothwendigen und wissenswerthen Angaben, auf Selbstanschauung begründet, und nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet. Mit 2 Karten und 9 Plänen. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 3 Thlr. 12 Gr.

Pichler, C., Sämmtliche Werke. 51ster Band. — A. u. d. T.: Zeitbilder. 8. Wien, Pichler. 1 Thlr. 12 Gr.

Schlosser, F. Ch., Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. 4ten Bds. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der Weltbegebenheiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. 1ster Theil Norden — Mitteleuropa — Italien vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis auf den Frieden von Bretigny und Urbans V. Rückkehr nach Rom um 1367. Gr. 8. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 2 Thlr. 12 Gr.

Wachsmann, C. n., Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1840. 8ter Jahrg. Mit 6 Stahlstichen. 16. Leipzig, Focke. 2 Thlr. 8 Gr.

Whewell, W., Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie, Geologie ꝛc. von der frühesten bis zu unserer Zeit. Nach dem Englischen mit Anmerkungen von J. J. v. Littrow. 1ster Theil. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Zachariä's, K. S., Vierzig Bücher vom Staate. Umarbeitung des früher von demselben Verfasser unter demselben Titel herausgegebenen Werkes. 1ster Band. — A. u. d. T.: *Karl Salomo Zachariä's* Vorschule der Staatswissenschaft. Gr. 8. Heidelberg, Winter. 1 Thlr. 3 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 248. — 5. September 1839.

Ethel par le marquis de *Custine*. Zwei Theile. Paris 1839.

Wie man den Baum an seinen Früchten erkennen kann, so läßt sich an dem vorliegenden Romane leicht die Zeit errathen, in welcher er entstanden. Es ist die Zeit der großen Mittel und der kleinen Zwecke; man beschwört die Kräfte der Unterwelt herauf und benutzt sie zu einer Luftfahrt; die Philosophie steigt hinab in ihre Tiefen, um ein Kochbuch zu schreiben. Es wird so viel geschrieben und gedruckt, daß man meint, es könne nichts mehr geschrieben und gedruckt werden, während man doch immer Neues zu lesen bekommt. Unter diesem Neuen ist „Ethel" gewiß eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen. Es gehört Frankreich nicht nur an, weil ein Franzose es geschrieben, nicht nur weil es in französischer Sprache ist; es gehört Frankreich auch nach seinem innern Wesen an und muß in Frankreichs Literaturgeschichte aufgenommen werden. Es ist voll geistigen Luxus, der sich über Alles ergießt und die Kunst, als höchsten Luxus, mit in sein Reich hineinzieht. Unter der strahlenden Sonne des Genies, unter dem leuchtenden Kronleuchter des esprit ist dieses Werk entstanden und deurkundet diesen Einfluß auf jeglicher Seite. Und doch ist das Ganze so wenig erfreulich, so wenig erbaulich die Tendenz desselben. Sowol in der thierischen als in der vegetabilischen Welt gibt es Erscheinungen, welche wie „Ethel" die Aufmerksamkeit des Beobachters anziehen: das Ei mit doppeltem Dotter, die Galläpfel, die dem Eichbaum entsprossen; der Rosenkönig; sechsfüßige Thiere, welche nur vier Füße haben sollten, und Geschöpfe mit zwei Köpfen u. s. w. Weiß man doch nicht, ob es eine Kraft oder eine Krankheit der Natur ist, der man diese Art Production verdankt. So auch „Ethel". Wenig Autoren *können* solch einen Roman schreiben; ich glaube aber auch, daß in Deutschland und England wenige einen solchen schreiben würden — man kann aber für nichts mehr stehen.

Der Held, Gaston, ist einer jener unglücklichen Glücklichen, deren einzige Lebensaufgabe ist, das Leben zu genießen, und die es dann so genossen haben, daß sie es langweilig finden, sodaß sie nichts mehr zum Vergnügen und zur Freude reizen kann. Ihm wird in seiner Schwägerin ein Wesen zugeführt, das, in Irland auf dem Lande aufgewachsen, voll Geist, Anmuth und Originalität, voll Unschuld und Naivetät, ihn unwiderstehlich anzieht. Er überläßt sich seiner Leidenschaft und erweckt ihre Liebe, die sie für Freundschaft, für das dem Gatten ihrer Schwester schuldige Gefühl hält. Durch den Tod ihrer Tante steht sie allein, Gaston ist ihr einziger Schutz, ihr Vormund. Er scheut sich nicht, ihren Ruf in das zweideutigste Licht zu stellen, selbst ihr Vermögen preiszugeben, damit sie ganz auf ihn angewiesen sei, ihm ganz angehöre, und der Kampf ihrer Tugend gegen die immer sich wiederholenden Versuchungen geht durch diese zwei Theile als bindender Faden hindurch, von dem man sich oft mit Unmuth abwenden muß. Man findet zwar hier nicht, wie in so vielen Werken der George Sand, die Leidenschaft, die wie der glühende Lavastrom eines feuerspeienden Berges alle Schranken durchbricht und friedliche Wohnungen niederreißt, damit einst ein Pompeji und Herculanum ausgegraben werden könne; man findet nicht wie in Paul de Kock witzige Zweideutigkeiten, das geistreiche Scherzen über Unsitte und Unrecht; nicht die hinreißenden Schilderungen von Liebessehnen und Liebesergüssen wie in Balzac; keine Apotheose der schönen Sünderinnen, welche aus Liebe fehlen, wird uns geboten, die Frau nicht hochgestellt, weil sie schwach ist. Am Ende siegt sogar Ethel's Tugend, und es gelingt ihr nach jahrelangem Kampfe, den feurig Liebenden und Geliebten zu Resignation und Entsagung zu bekehren; und als er bekehrt ist, stirbt seine Frau, Ethel reicht ihm die Hand, und die Tugend wird belohnt. Man sollte meinen, dieser Roman habe eine moralische Tendenz; und doch enthält er Gift, für edle Frauen besonders, welche leicht Lust und Muth daraus schöpfen könnten, auch Bekehrungen zu unternehmen. Der Faden der Erzählung ist schwach, ungenügend, oft sogar widerlich. Dessenungeachtet ist aber das ganze Werk doch eines der geistreichsten Erscheinungen der Literatur. Die Schilderungen der großen Welt in London und Paris sind ausgezeichnet. Bilder aus Irland, wo Ethel eine Besitzung hat, einzelne Charakterzüge des Volkes und einzelne Scenen sind meisterhaft. Manch philosophisches Wort, manch tiefer Blick in die Seele, in die Natur der Liebe müssen anziehen und fesseln. Reich ist das Buch an *Stellen*, wie Goethe alle diejenigen Worte zu nennen pflegte, die sich in die Seele eingraben. Umrisse von einzelnen Per-

Digitized by Google

sonen, Charaktere der großen Welt, die Schilderung der Ethel und Gaston's, dieses Alles bekundet eine Meisterfeder.

Gaston mag man aus seinem Tagebuche kennen lernen:

Von allen Opfern, die ich jemals der Mode gebracht habe, ist mir eines der beschwerlichsten die Verpflichtung, der ich glaubte mich unterziehen zu müssen, den Wettrennen von Ascot regelmäßig beizuwohnen, um mit meinem Rathe und meiner Gegenwart alle Nachahmungen derselben in ganz Frankreich unterstützen zu können. Die Affectation des Vergnügens gehört mit unter die Majestätsverbrechen gegen die Poesie und zieht früher oder später eine Strafe nach sich, welche schlimmer als die Langweile ist, die Unfähigkeit nämlich, wahre Freude zu empfinden.

Ich möchte einen Club von kranken Frauen gründen, um den heilsamen Einfluß desselben gegen die lächerliche Einführung, oder vielmehr die groteske Nachahmung des Jockeyclub und so vieler anderer Clubs anzuwenden, welche die Neigung zum Familienleben in Frankreich vollends zerstören, ohne dieselbe durch den in England so nützlichen Associationsgeist zu ersetzen.

Das Glück ist nicht von der Art, daß man es klar vor sich sehen, daß man es hartnäckig erstreben, mit Anstrengung verfolgen könnte, es ist nicht wie das Ziel, nach welchem der Ehrgeizige ringt; das Glück ist ein Traum, ein Etwas, das man mit Worten nicht auszudrücken vermag, man glaubt es so unerreichbar, daß man es kaum von Gott zu erflehen wagt; und doch erreicht man es, ohne darnach gehascht zu haben, man genießt es, ohne es nur zu ahnen; es kommt zu mir, wie der Vogel, der fliegt, wie der Wind, der mich anfächelt, wie der Duft der Blumen! Das Glück ist die Liebe zu Ethel! Dies Gefühl ist erhaben über den Beifall, über die Verachtung und über das Urtheil der Welt; es macht den Menschen frei, es erhebt ihn zum Könige des Weltalls; es ist die Ewigkeit, welche in jeder einzelnen Minute unsers Lebens ruht.

Welches war Gaston's Zweck, als er sich dieser Leidenschaft hingab? Braucht man einen Zweck zur Liebe? Lieben, geliebt zu werden! ist das nicht das Höchste, was eine Seele, so sehr sie auch nach Glück begierig ist, nur im Leben fodern kann? Diesmal liebte Gaston nicht, um zu verführen, sondern er wollte verführen, weil er liebte, und er fühlte, seine Liebe werde nicht getäuscht werden. Diese innere Gewißheit ist das beste Mittel zum Erfolge, oder vielmehr ein Vorgefühl des Glückes. Die Leidenschaft ist so unwillkürlich, daß selbst das Unheil, welches sie veranlaßte, einen unschuldigen Charakter annimmt; nur die Affectation der Leidenschaft kennt Gewissensbisse, der wahren Leidenschaft sind sie fremd.

Wenn die Quelle des Lebens in einem durch die Welt schon längst vertrockneten Herzen von neuem zu fließen beginnt, wird sie schwerlich innerhalb ihrer Ufer bleiben können, wie das Wasser, das durch ein Wunder plötzlich hervorsprudelt, nach allen Seiten hinausströmen wird, bevor es sich ein Bett in dem Sande ausgehöhlt hat.

Hier einige Umrisse von Ethel's Charakter.

Sie hat vom Himmel ein unüberwindliches Gewissen erhalten, sie glaubt, daß Gott sie eher zu sich rufen würde, als daß er sie verführen sähe; das weiß sie, das fühlt sie.

Je weniger von Welt und Menschen man gesehen, desto schneller urtheilt man; denn man ist dann durch keinen Sermpel gehemmt, durch keine Vergleichung gestört.

Nicht durch Kenntnisse, nicht durch Erfahrungen läßt Ethel sich leiten, nur ihr Gewissen urtheilt. Die Welt konnte sie nicht durchschauen, während sie die Welt durchschaute. Sie los weniger in Büchern als in ihrer Seele. Bücher sind blos mehr oder weniger treu entworfene Skizzen, die Seele ist ein Spiegel. Die Welt konnte Ethel unterhalten, aber nicht leiten. Sie hatte einen höhern, mächtigeren Lenker und Führer.

Bei dem Kampfe des Geistes der Frömmigkeit gegen den Geist dieser Welt unterstützt die Phantasie eine Seele eher, als daß sie derselben schadet.

Es gibt Seelen, welche die Zeit nicht rechnen, sogar nicht in der Freundschaft. Sie haben das Genie der Liebe wie gewisse Leute das Genie in der Mathematik; diese lösen die Aufgaben auf den ersten Blick, ohne erst mit Zahlen zu rechnen. Ethel und Madame de Fraisne waren solche Seelen, nur daß sechzig Jahre zwischen Beiden lagen. Nie wird man ohne Rühren sich in der Gesellschaft einer alten Frau befinden, welche alt zu werden verstand, nachdem sie ihre Jugend genossen.

Beifolgende einzelne Worte beurkunden den liebenswürdigen Charakter einer solchen alten Frau, Gaston's Tante nämlich, die sich Ethel's annahm, als die Welt auf sie den Stein wirft und Alles sie verdammt:

Ich habe um meiner selbst willen in meiner Jugend keine einzige Thorheit begangen, und jetzt, wo ich fast achtzig Jahre alt bin, begehe ich eine solche aus Liebe zu einem jungen Mädchen.

Ich hasse die Dankbarkeit; sie ist eine Tugend, welche zugleich zwei Menschen lästig wird, Dem, der sie bringt, und Dem, der sie einflößt. Der Wohlthäter verwünscht sie ebenso sehr als der Verpflichtete. Die Dankbaren verabscheuen dich, während die Undankbaren dich nur vergessen.

Die conventionnellen Regeln der Welt achten, heißt nicht, sie in ihren verleumderischen Reden bestärken.

Es gibt kein Alter, das ausschließlich zum Wohlthun bestimmt ist; die erlangte Seelenstärke würde nicht Das werth sein, was sie uns kostet, wenn man sie nicht zur Unterstützung der Schwachheit anwenden wollte.

Ich fürchte Alles, was zum öffentlichen Gespräche wird; doch beklage ich diejenigen Personen, welche den Anlaß dazu nicht vermeiden können, und sehe ein, daß es Lagen gibt, wo der geringste Fehler, den man begehen kann, der ist, den Verdacht eines Vergehens nicht zu beachten.

Die höchste Vernunft ist nur das Urtheil, welches das Herz beleuchtet.

Als Gegenstück zu dieser edeln Frau steht die Tante der Ethel, die alternde femme du monde:

Diese Frau glich einem jener Gemälde, die man vergebens jeden Augenblick an einem andern Orte aufstellt, ohne je den Punkt treffen zu können, wo sie im rechten Lichte stehn.

Ihr kärgliches Dasein bewegte sich mühevoll in einem engen Kreise umher, welchen sie für die Welt hielt.

Sie hielt die Unhöflichkeit für das Zeichen eines großen Geistes.

Ein Jeder, der die Bestimmung erfüllt, welche ihm von der Natur geworden, ist wohlwollend und wird auch stets einen wohlwallenden Einfluß üben, und wenn die Menschen gegeneinander erbittert sind, so ist gewiß die Ungerechtigkeit der Welt weniger daran schuld als ihre eigene Pflichtverletzung.

Die Haselnuß wird niemals scheel auf die Eichel blicken, welche die Eiche hervorbringt, wal aber wird die verfaulte Eichel den gesunden Eichbaum beneiden.

Scenen aus dem londoner Leben sind lebhaft und treu geschildert.

Man muß einem fashionabeln Mittagsmahle in London beigewohnt haben, um einzusehen, wie langweilig ein Fest bei Privatleuten wird, welche die Prinzen spielen wollen. Fashion, der Todfeind aller Geselligkeit, herrscht hier despotisch. Die Engländer haben sich den Ruhm angemaßt, als ob sie blos auf ihren Comfort bedacht wären; sie denken aber vielmehr an Das, was man sieht, als an Das, was verborgen ist. Nun richten sie aber ihr Augenmerk auf viel mehr Dinge als wir, indem ihre ängstliche Eigenliebe einen ausmerksamen Blick auf eine Menge Details wirft, welche bei uns unbemerkt bleiben; daher

Digitized by Google

kommt es, daß die Eleganz in ihrer Wohnung sich oft bis in die kindischsten Kleinigkeiten erstreckt.

Zur Stunde des Diners erwarten die Bedienten, in zwei Reihen aufgestellt, mit frisirten und weißgepuderten Haaren und Schnallenschuhen die Gäste innerhalb der Hausthür. Der Speisesaal ist aber das Allerheiligste des Gottes, dem das ganze Haus zum Tempel dient, und dem die Mitglieder der Familie, Herren wie Diener, als Priester verpflichtet sind.

Dieser Gott hat keinen Namen; er ist die Seele von ganz England; ich gebe ihm den Titel Hausetikette, oder, anders gesagt, Langweile; es ist die Steifheit des Hoflebens, welche in Privathäuser versetzt ist. Die Ägypter beteten verschiedene Arten von Thieren an, selbst Insekten; die Engländer halten es für edler, den Zwang, den sie für Würde halten, zur Gottheit zu machen.

Die Bälle sind Feste, an welchen die fata und die Gleichgültigen triumphiren; sie sind gewöhnlich eine Hölle für die Verliebten; die Discretion, welche diese sich auferlegen, und die Eifersucht, die sie dabei empfinden, zerreißen ihr Herz.

Ethel wirft noch einen Blick auf die arme Tante und fällt vor ihrem Bette auf die Knie, indem sie für die Sterbende ein letztes Gebet an Gott richtet. Da öffnet sich nochmals die Thüre und man sieht einen unbekannten Mann eintreten. Das Costum dieses Fremden hat nichts Charakteristisches; er grüßt nicht, spricht nicht. Ohne zu bemerken, was in der Stube vor sich geht, schreitet er über die Füße der Knienden. Er geht respectvoll an dem Bette der Todten vorüber, die er nicht anzublicken wagt, und nähert sich, ohne sich stören zu lassen, dem Kamine, um die Uhr aufzuziehen. Als er damit fertig ist, kehrt er zurück, wie er angekommen, ohne daß einer der versteinerten Zuschauer nur daran gedacht hätte, ihn anzureden. Die verstorbene Gräfin hatte mehre französische Pendulen. Sie hatte sich bei einem Uhrmacher abonnirt, der dieselben zu bestimmten Tagen und Stunden aufziehen und richten mußte. Heute war gerade der Tag, wo der Diener der Zeit sein Amt zu verrichten gewohnt war. Da es nun in den englischen Häusern keine Portiers gibt, hatte er die Hausthüre offen gefunden. Die in diesem Hause herrschende Unordnung hatte es ihm möglich gemacht, bis in die Bibliothek zu dringen, ohne Jemand zu begegnen. Er sah wol das Bett der Todten; da er diese nicht einmal angesehen hatte, hielt er sie für krank. Vielleicht wußte er bei seiner Rückkehr noch nicht einmal, daß die Gräfin Buckland vollendet habe.

(Der Beschluß folgt.)

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff u. A. Dritter und vierter Band. — Auch u. d. T.: Die Erscheinungen und Gesetze des Lebens, oder populaire vergleichende Physiologie der Pflanzen- und Thierwelt. Aus dem Englischen des P. M. Roget, von F. M. Duttenhofer. Erster und zweiter Band. Mit Abbildungen. Stuttgart, Neff. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 3 Gr.

Wenn der fromme Bridgewater, dessen schönes Vermächtniß hoffentlich unsern Lesern noch erinnerlich ist*), wieder aufstehen und sehen könnte, zu welchem ausgezeichneten und nützlichen Bau sein einfacher Gedanke die Veranlassung gegeben hat, und wie sich die tüchtigsten Männer seines Vaterlandes vereinigt haben, um diesen Bau auf eine des Gegenstandes würdige Weise aufzurichten, wie müßte er sich freuen und wie würde er sich erbauen an den Büchern, die nun seinen Namen tragen und ihm ohne Zweifel noch mehr und größere Wunder aufschließen würden, als er zu der Zeit erkannte, in der ihm jener glückliche Gedanke aufging! Dieser Gedanke, in der Betrachtung und Untersuchung der Natur Beweise für die Macht, Weisheit und Güte Gottes aufzufinden, ein Gedanke, der so nahe liegt, daß er jedem halbweg religiös gesinnten Menschen auf allen seinen Wegen durchs Leben begleiten muß, und so fruchtbar in seiner Anwendung ist, daß Jahrhunderte nicht hinreichen, ihn nur einigermaßen zu erschöpfen, ist durch dieses Werk von einem Kreis ausgezeichneter Naturforscher auf eine Weise ergriffen und ausgeführt worden, wie zuvor noch nie. Die Himmel wie die Erde erzählen die Ehre Gottes, und alle Bücher, welche von Anbeginn der Welt bis auf den heutigen Tag über das große, nimmer alternde Buch der Natur von des Menschen Geist erzeugt worden sind, verkündigen, wenn auch unbewußt, seine große Weisheit und Güte. Aber noch kein Autor hat, so viel uns bekannt, alle Gebiete der Schöpfung mit der besondern Absicht erforscht, die mannichfaltigen Gegenstände, Erscheinungen und Gesetze, in denen sich die genannten Eigenschaften des Urhebers der Welt auf eine sprechende Weise darstellen, in den kleinen Rahmen eines Buchs zusammenzufassen, wie die Verfasser der Bridgewater-Bücher. Ohne Zweifel hat nicht das eitle Geld, das der Verewigte auf die Abfassung derselben setzte, ihr Bestreben, etwas Tüchtiges zu leisten, geleitet, sondern der schöne Gedanke. Er hat entzündend auf Geist und Gemüth zugleich gewirkt und in gleichgesinnten Seelen Gefühle und Betrachtungen geweckt, die, wenn sie auch dem Naturkundigen bei seinen stillen Forschungen nicht fremd bleiben können, doch vielleicht ohne eine solche Anregung nie in der Weise zu Tage gekommen wären, und jetzt, bei einem nochmaligen Überblick und bei dem Gedanken an die anregende Fortwirkung, die sie auch in Andern erzeugen, selbst Diejenigen, von denen sie ursprünglich ausgingen, mit innerer Freude und Beruhigung erfüllen müssen, eine Beruhigung, wie sie die Vollendung eines jeden guten Werkes gibt. Ein Werk aber, dessen Zweck dahin geht, die Menschen nicht allein zu belehren, sondern auch zu bessern und ihre Gedanken von dem Irdischen hinweg nach einem höhern Reiche zu lenken, kann immerhin ein gutes genannt werden.

Insofern Bridgewater's Aufgabe nicht allein in einer besondern Beziehung zu dem Geiste, sondern auch zum Gemüthe steht und gewissermaßen eine naturwissenschaftliche und theologische zugleich ist, hat sie auch in der Individualität der Verfasser einzelner Abtheilungen des Werks einen verschiedenen, jenen Seiten entsprechenden Anklang gefunden, und es gewährt ein eigenes Interesse, zu sehen, wie hier die eine dort die andere überwiegend hervortritt.

Der Verf. der uns hier beschäftigenden „Bergkriechenden Physiologie der Pflanzen- und Thierwelt" steht beiden Seiten gleich nahe. Was die wissenschaftliche Seite betrifft, so ist er durchaus Herr und Meister seines Stoffes und versteht es wohl, den Reichthum seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse so zu nützen, daß er den Bedürfnissen des Theils der Lesewelt, für welchen er schreibt, angemessen ist. Es ist dies nicht leicht bei einem so bedeutendem Material, wie es die neuern Forschungen und Entdeckungen in dieser Wissenschaft zusammengebracht haben, und es gehört eine gereifte Urtheilskraft dazu, die große Menge vorhandener Thatsachen an einen systematischen Faden zu reihen und sich nicht ins Weite zu verlieren. Es handelte sich hier darum, einen allgemeinen Prospectus zu liefern, hinreichend, den ganzen Haushalt der lebenden Natur und seine allenthalben sichtbare Zweckmäßigkeit zu überschauen und damit so viel von den Einzelheiten zu verbinden, als zum Verständniß des Ganzen für ein gemischtes Lesepublicum nothwendig war. Der Verf. hat diese Aufgabe auf eine bewundernswürdige Weise gelöst und durch hier und da gebrauchte Bilder und Hinweisungen auf Gegenstände des gemeinen Lebens eine Klarheit und Verständlichkeit errungen, wie man sie nur selten bei wissenschaftlichen Werken findet, welche für Laien bestimmt sind.

*) Vergl. hierüber Nr. 303—305 d. Bl. f. 1836 und 309 und 310 f. 1837. D. Red.

Nicht minder ausgezeichnet ist das Werk von gemüthlicher Seite. Es ist eine eigentliche Bibel der Natur, reich wie diese an Wundern, die uns mit Erstaunen und Ehrfurcht gegen ihren Schöpfer erfüllen, eifrig, aber schlicht und einfach in Erforschung der großen Zwecke, die allen einzelnen Bildungen zu Grunde liegen, und demüthig da, wo das schwache Menschenauge nicht hinreicht, diese Zwecke zu ergründen. Ref., der sich viel mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt und dabei nicht versäumt hat, eifrig der Kette nachzuspüren, an deren Ring, wie Schiller sagt, Zeus die Welt vorsichtig aufgehangen, gesteht aufrichtig, bis jetzt noch nie den großen Plan, den der Schöpfer seiner Schöpfung zum Grunde gelegt, den unsichtbaren Faden, der durch alle einzelnen Bildungen hindurchläuft, und die innere Zweckmäßigkeit, mit der das Ganze zusammengefügt ist, in der Klarheit erkannt zu haben, wie es ihm nun unter der Leitung dieses Werks zu erkennen möglich geworden ist. Es hat sich ihm eine neue Welt aufgeschlossen, und Manches, an dem er bis daher theilnahmlos vorübergegangen, ist jetzt Gegenstand seiner innigsten Bewunderung und Verehrung geworden. Die Natur, auf solche Weise aufgefaßt, tritt mit dem ganzen Leben des Menschen, mit seinem Geiste und Gemüthe, in ein engeres Verhältniß, und wenn es noch eines Beweises bedürfte für die Nothwendigkeit und den Nutzen der Realwissenschaften, so dürfte man nur die Gegner derselben auf dieses Buch hinweisen, um sie zu überführen, daß, um den Menschen Ordnungsliebe, Halten an strengen Formen, Schärfe des Urtheils und der Sinnenthätigkeiten, Demuth, Liebe zu Gott und den Menschen zu lehren, es kein besseres Buch gibt als das große und unergründliche Buch der Natur, zu dem dieses Buch zwar nur ein kleiner Commentar ist, aber uns auf jeder Seite nöthigt, mit jenem heiligen Sänger in die Worte einzustimmen: „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!“

Um seinen Untersuchungen Ordnung und Haltung zu verleihen, geht der Verf. von den letzten Ursachen aus und betrachtet zunächst die Functionen des Lebens, die er in mechanische, in die der Ernährung oder Lebensverrichtungen und in Verrichtungen des Sensoriums theilt. Einer jeden dieser Functionen ist eine eigene Abtheilung des Werks gewidmet, und zwar führt uns der Verf. an der Leiter der verschiedenen Organisationen immer von der niedrigsten (die Pflanzen nicht ausgeschlossen) bis zur höchsten hinauf. So gewinnt man nicht allein einen umfassenden und bequemen Überblick über das gesammte Reich der lebenden Organisationen, sondern auch die Einsicht in die sie begleitenden Übergänge, so weit solche wahrnehmbar sind.

Von den Pflanzen, deren Organisation und Entwickelung näher beschrieben wird, geht der Verf. zur thierischen Organisation über, und nachdem er diese und die Muskelkräfte im Allgemeinen betrachtet, wendet er sich zur besondern Darstellung der mechanischen Functionen der einzelnen Thierclassen, namentlich der Zoophyten, Mollusken, Gliederthiere, Insekten, ferner der Wirbelthiere, Fische, Reptilien und Säugethiere.

Wie die Natur auch selbst in den niedrigsten organischen Bildungen, den Infusorien, welche für das unbewaffnete Auge nicht sichtbar sind, noch denselben Typus der Bildung einhält wie in den höhern, haben uns die schönen mikroskopischen Entdeckungen Ehrenberg's aufgeschlossen. Er fand nämlich, daß auch die allerkleinsten unter ihnen, die Monaden, deren Dasein blos durch die Anwendung der stärksten Mikroskope dargethan werden kann, namentlich Monas termo innere Höhlen zur Aufnahme seiner Nahrung und Verdauung besitzt, und hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß seine Organisation ebenso zusammengesetzt ist wie die der größern Species von Infusorien, den Rotiferen, bei welchen er sogar dahin gekommen ist, Spuren eines Muskelsystems, eines Nervensystems und selbst eines Gefäßsystems zu unterscheiden.

Merkwürdig ist der mechanische Apparat der Acephalen oder Mollusken, welche in zweischaligen Muscheln wohnen, wozu auch unsere Austern gehören. Während des Lebens des Thiers ist der gewöhnliche und natürliche Zustand der Schale der, daß sie sich vermöge eines elastischen Knorpels ein wenig öffnet, sodaß der Ein- und Ausgang des für die Ernährung und Respiration nöthigen Wassers nicht verhindert wird. Jedoch, um das Thier vor Gefahr sicherzustellen, war es nöthig, daß dasselbe mit Organen versehen wurde, mittels deren Hülfe es die Muschel schnell verschließen und die Schalen in einem geschlossenen Zustande fest aneinanderhalten konnte. Dies ist durch den äußerst sinnreichen Apparat von starken Muskeln in Verbindung mit einem elastischen Bande bewerkstelligt. Das einfache Öffnen und Schließen der Schale reicht hin, das Thier vor Gefahr zu bewahren oder dasselbe in eine bequemere Lage zu bringen, wenn die Schale nämlich nicht an einem Felsen oder andern festen Körper befestigt ist. Diquemann hat schon die Bemerkung gemacht, daß die Auster sogar einige Fähigkeit sich zu bewegen hat, und zwar blos dadurch, daß, indem sie ihre Schalen plötzlich schließt und mit einem Grade von Gewalt das darin enthaltene Wasser ausstößt, die Gegenwirkung der Flüssigkeit der ganzen schweren Masse einen Impuls gibt; er führt noch die ganz besondere Thatsache an, daß, wenn Austern, die auf dem Felsen festgewachsen sind, gelegenheitlich durch den Rücktritt der Ebbe auf das Trockene gesetzt werden, sie in ihren Schalen eine Quantität Wasser aufbewahren, welche für die Respiration hinreicht, und daß sie die Schalen geschlossen halten, bis die Flut wiederkommt, während solche Austern, welche aus größern Tiefen hergeholt werden, wo das Wasser sie niemals verläßt, unvorsichtig ihre Schalen öffnen, nachdem sie die See schon verlassen hat, das Wasser entschlüpfen lassen und in Folge Wassermangels bald zu Grunde gehen.

Ebenso sinnreich ist der Apparat, mit welchem ein zu der Familie der Seewürmer gehöriges Thier, Terebella conchylega, versehen ist; ein Apparat, der sich nach den besondern Verhältnissen des Wohnortes desselben richtet, indem es Ufertheile bewohnt, die zwischen seichtem und tiefem Wasser die Mitte halten. Es ist häufig genöthigt, seine Röhren durch einen großen Theil Sand auszudehnen; denn da sich in Folge von Stürmen der Sand oft außerordentlich anhäuft, so wird es bisweilen beträchtlich tief eingegraben; in andern Fällen ragen seine Röhren einige Zoll weit hervor. In dem einen Fall muß es daher so rasch als möglich sich einen Weg zur Oberfläche zu bahnen suchen, in dem zweiten aber sich tiefer eingraben. Die Art, wie sich die Terebella bewegt, kann man am besten beobachten, wenn man sie aus ihrer Röhre herausnimmt und unter Wasser auf Sand legt. Sie streckt dann ihren Körper ganz der Länge nach aus und verlängert ihre Fühlfäden nach jeder Richtung, sodaß sie oft länger als anderthalb Zoll hervorragen. Mittels dieser Fühlfäden ergreift das Thier Fragmente von Muschelschalen und größeren Sandstückchen, bringt sie gegen den Kopf hin und wirft sie hinter die Schuppen, welche von dem vordern und untern Theile desselben hervorragen, wo sie durch eine klebrige Materie aneinander geklebt werden. Auf diese Weise macht es sich ein Halsband und sucht es nach jeder Seite seines Umfanges zu verlängern. Hat es sich eine Röhre von einem halben oder ganzen Zoll gebildet, so fängt es an, sich in die Erde zu graben. Um dies auszuführen, richtet es seinen Kopf gegen den Sand und zieht einige der hintern Ringe zusammen; dadurch wird der Kopf etwas weniger ausgedehnt und durchdringt die vor ihm befindliche Masse, benutzt die Materialien, welchen er begegnet, und fährt so fort, bis die Röhre ganz vollendet ist. Wenn dies geschehen ist, dreht sich das Thier in seiner Röhre in der Art, daß der Kopf gegen die Oberfläche hinkommt, um das Wasser aufzunehmen, welches ihm Nahrung und die Mittel der Respiration zuführt. Im Sommer vollendet das Thier seine Röhre binnen vier oder fünf Stunden, bei kaltem Wetter langsamer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 249. — 6. September 1839.

Ethel par le marquis *de Custine*. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 248.)

Ein Bild des pariser Lebens in der großen Welt ist in folgendem Briefe einer Pariserin an Gaston enthalten.

Sie kehren zurück, und sogleich verschwindet die Langweile; endlich wird unser Paris wieder belebt. Denken Sie, daß seit Ihrer Abreise sich keine einzige skandalöse Geschichte in unserm kleinen Kreise zugetragen hat. Ich rechne darauf, daß Sie uns aus dieser Lethargie erwecken, in die wir gefallen sind, denn ich liebe häusliche Revolutionen. Ein Ruf, der schon begründet ist, sei es nun ein guter oder ein schlechter, langweilt mich zum Sterben; man hat nichts Neues mehr darüber zu sagen.

Man kann wol noch in Paris aus Liebe sterben, aber nur aus befriedigter Liebe. In dieser Hinsicht haben die Damen aus der Oper einen großen Vorzug vor denen der großen Welt; sie verlangen nämlich nur Geld, und das ist nicht so schwer zu geben. Die Coulissen und die Clubs ruiniren vollends die Gesellschaft; dazu kommen noch die Routs, um die Damen der guten Gesellschaft zu divertiren.

Die clubs, die routs — Sie sehen, wir sprechen jetzt Englisch. Ich möchte wol ein groom sein! A propos, man raucht jetzt überall außer im Pferdestall und in der Caserne. Sie werden die Salons nicht wiedererkennen!... Besuchen Sie mich, nur nicht heut' Abend, denn Ihre Frau wird bei mir sein. Wir haben uns seit Ihrer Abwesenheit so ziemlich miteinander liirt; die Leute, die sie bei mir findet, gefallen ihr. Für mich hat sie zu liberale Ansichten; indessen, was gute Werke betrifft, sind wir miteinander einverstanden. Die Barmherzigkeit, bei der man sich amusirt, ist jetzt hier hauptsächlich in die Mode gekommen. Wir leben in einem beständigen Wirbel von Wohlthätigkeit, der uns keinen freien Augenblick gönnt. Man tanzt für die Armen, verkauft für die Armen, man singt für die Handwerker, man sammelt für Flüchtlinge, kurz wir armen Frauen dürfen nicht einmal Toilette machen, wenn wir nicht unsern unschuldigen „Wunsch zu gefallen" verbergen und das Glück einer Nation, oder den Triumph einer Partei, oder wenigstens das Wohlsein einer Familie zum Vorwande nehmen. Diese erzwungene Tugend, die uns auf jedem Schritte und Tritte folgt, langweilt mich zum Sterben. Ich hasse die Verstellung und befand mich viel wohler dabei, als ich noch ganz ehrlich frivol, kokett und schlecht sein konnte.

Es lebe die Zeit, wo man sich amusirte, um sich zu amusiren! Die Apostel des Nützlichen haben Alles verdorben. Die Eisenbahnen erstrecken sich bis in das Boudoir... das Boudoir, wie klingt das nach der Kaiserherrschaft! Dies Wort ist schon so alt als die ruelles von Anna von Östreich.

Ich bitte Sie auf ein ganzes Jahr nur um ein einziges skandalöses Abenteuer, Gaston; das ist nicht zu viel für Sie.

Fehltritte! Fehltritte! Hoch leben die Fehltritte, sie allein sind natürlich.

Blos bei Dingen von der größten Wichtigkeit ist es der Mühe werth, sich zu verstellen. Die Lüge ist eine so schwere Kette, daß ein Tag im Salonleben verbracht, selbst den daran Gewöhnten ungeheuer lang scheint.

Geistreiche Leute rächen sich durch Haß an Denen, welche lästige Ansprüche machen. Eine pretentiöse Frau wird nothwendig verabscheut, weil sie einen Jeden, der nur einigermaßen höflich ist, zwingt, sie zu täuschen. Auf die Erhebung dieses Lügentributs beschränkt sich ungefähr der Einfluß, den die Leute der großen Welt gegenseitig aufeinander ausüben.

Die Eigenliebe eines Gatten wird angegriffen, wenn er sich in Geduld fassen muß; nicht aber, wenn er seine Rache zu einem öffentlichen éclat werden läßt. Wir sind so weit gekommen, daß wir Alles nach Art der Engländer behandeln, was die Delicatesse eines ehelichen Verhältnisses berührt, und daß wir die Herzensleiden in Geldangelegenheiten verwandeln. In England machen die Ehemänner Speculation auf ihre Entehrung wie auf eine Handelswaare.

Über die Liebe ist schon viel geschrieben und gesagt worden, und da die Liebe ebenso sicher als der Tod einmal in jedes Menschenleben eintritt, so kann auch ein Jeder ein Urtheil über dieselbe haben. Die Aussprüche der Geistreichen bieten aber immer Interesse, deshalb mögen folgende Worte des Marquis de Custine hier einen Platz finden.

Die Liebe ist also nicht eine rein physische Neigung, da es Fälle geben kann, wo der Mann die Frau, der er Beweise einer solchen Leidenschaft gibt, fliehen möchte, sie verachtet, verwünscht, während er eine andere, welcher er sich nicht zu nähern vermag, vergöttert. Die wahre Liebe kann vor allen Gefühlen am leichtesten die Gegenwart entbehren, denn von allen ist sie das idellste; sie wird genährt durch Hoffnungen und selbst durch Erinnerungen; wenig Frauen aber sind es werth, eine solche Liebe einzuflößen, welche durch die Dankbarkeit höher und heftiger wird.

Der Anfang der Liebe ist eine Erstarrung des Willens. Man ist nur ein Echo, nur ein Schatten des geliebten Wesens, ein Widerschein seines Geistes, ein Pulsschlag seines Herzens. Wenn wir lieben, haben wir die rege Beweglichkeit verloren, der freie Wille fehlt uns; unser Geist, unser Leben gehören uns selbst nicht mehr an.

Man kann sich für großmüthig in der Liebe, ja für gut halten, so lange man nicht eifersüchtig war; ist man das geworden, dann wird man weit demüthiger.

Man ist immer undankbar gegen die Liebe; das Herz, welches das erste Wort ausspricht, fühlt Leidenschaft, das, welches antwortet, vielleicht nur Neigung, zuweilen blos Rücksichten; es ist undankbar, gerade deshalb, weil es nicht mehr als dankbar ist.

Ethel und Gaston sind beieinander; Beide sind unglücklich und dennoch heiter, ja fast lustig. Man mag eine noch so große

Digitized by Google

Furcht empfinden, eine noch so große Gefahr voraussehen, so findet man in der Gegenwart des geliebten Wesens immer einige Beruhigung. Die Augen beschwichtigen die Seele, besonders wenn Zwei allein sind, und man bemerke ein ungezwungenes, selbst gleichgültiges Wesen, aus dem man die Agitation der Liebe unmöglich ahnen kann. Sobald aber ein Ereigniß zwischen Beide tritt, sobald die Leidenschaft in ihren höchsten Interessen angegriffen wird, sobald von einer Trennung, oder einem Nebenbuhler die Rede ist, dann wird die ruhige Fassung zur Wuth, die Gleichgültigkeit zur Verzweiflung. Leidenschaftliche Gemüther wissen nie, wie sie mit sich selbst stehen.

Der Wille ist das Leben der Seele ebenso wie die Handlung das Leben des Körpers. Die Seele Ethel's verlor ihr Licht, ihre Kraft, indem sie ihren Willen verlor.

Der Gedanke, daß man Diejenigen langweilt, welche man liebt, ist schrecklich. Für Den, dessen Herz durch diesen Gedanken schon versteinert ward, ist die Hölle nicht mehr fürchterlich, und wer denselben einmal gefaßt, kann ihn nie wieder verlieren. Der Mann, welcher fürchtet die Frau zu langweilen, die ihm Langweile unmöglich macht, kann ihr gegenüber nie wieder Das werden, was er früher war. Ein Gedanke, durch welchen die Liebe der Liebe zum Ekel wird; ein Gedanke, der die Liebe ihres Zutrauens, ihrer mächtigen Illusionen beraubt, ohne dieselbe ganz zu vernichten — ein solcher Gedanke wäre ein Gift für die Seele, wenn diese sterblich wäre. Aber wenn die Liebe eine Seele nicht zu tödten vermag, wie kann es da möglich sein, daß die Vernunft sie tödte? Wie kommt es, daß sie ein ganzes Leben in Anspruch nehmen, einen Verstand zerstören, einen menschlichen Willen sich unterwerfen kann, ohne den Menschen zu vernichten? Die durch Liebe gequälte Seele wird selbst die Liebe, und die Liebe kann die Liebe nicht tödten, das kann nicht einmal der Tod. Die Liebe ist der Blitz der Seele; es donnert, schlägt ein, zerschmettert in Staub; doch der Staub der Gedanken fügt sich wieder in eine Seele zusammen, und der Unglückliche ist nicht todt! Ja, was noch weit mehr ist, er hat noch nie so schmerzlich gefühlt, daß er lebt; er lebt von seinen Qualen, nährt sich von seiner Angst, ein nächtlicher Alp ist sein gewöhnliches Athmen, Schluchzen seine Sprache, Schwindel sein Blick, Haß und Wuth sein Vergnügen, Verzweiflung seine Hoffnung, und das Alles ist Liebe!

Noch einige Reflexionen mögen hier ihren Platz finden.

Die Franzosen errathen nichts, man muß ihnen Alles sagen; sie vergessen, daß alles Ausgesprochene nicht mehr gefühlt wird; sie sind daran gewöhnt, mehr zu sagen, als sie denken, sodaß eine Neigung, deren Ausdruck sie nicht übertreiben, bei ihnen gar nicht als solche angesehen wird.

Die Deutschen, welche zu allen Zeiten Träumer und Philosophen waren, leben durch ihre Phantasie in der Zukunft, durch ihr Gedächtniß in der Vergangenheit. Da das Handeln ihnen fremd ist, so haben sie gar keine Gegenwart.

Ich erwarte ohne Furcht das Resultat der progressiven Demokratie; ich betrachte das Volk wie einen Hammer, dessen Pochen die meisten Großen der Erde, welche jetzt in ihrem Wohlsein eingeschlafen sind, erwecken wird. Wenn ich den Adel hasse, so ist es blos darum, weil ich die Menschen liebe, welche die andern verstehen, und weil ein Aristokrat heutzutage nur deshalb geboren zu sein scheint, um eine Meinung ganz für sich zu haben.

Jeland scheint mit großer Vorliebe für Land und Volk geschildert; die Anhänglichkeit des gemeinen Jeländers zu seinen Ältern ist hervorgehoben als ein charakteristischer Zug. Die schlichte Erzählung einer Bäuerin, welche die Leiche ihrer Mutter 70 englische Meilen weit getragen, um dieselbe auf dem Kirchhof ihres Wohnortes zu bestatten, damit sie nicht in fremder Erde schlummern müsse, ist unendlich rührend. Das Ganze ist in jenem reichen Französisch der neueren Zeit geschrieben, in welchem man Alles sagen kann, was gedacht und gefühlt ist, bis in die kleinsten Nuancen hinein, wo der höchste Grad der Leidenschaft sich aussprechen läßt wie das zarteste Erzittern der Liebe. O ja, der Franzose kann Alles sagen; er kann aber nur nicht verstummen. 97.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff u. A. Dritter und vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 218.)

Gleich merkwürdige Erscheinungen bieten sich uns bei den folgenden Thiergattungen bis hinauf zu den Wirbelthieren dar. So z. B. fällt es auf, daß in jeder der vier Classen der letztern Beispiele von einer Annäherung zu der Fähigkeit zu fliegen vorkommen. Dazu, daß ein Thier fliege, sind aber zwei Hauptsachen erforderlich, erstens müssen die Flügel, oder die auf die Luft wirkenden Organe eine beträchtlichr Ausdehnung in ihrer Oberfläche haben, und zweitens muß eine hinlängliche Muskelkraft vorhanden sein, um diese Werkzeuge mit großer Schnelligkeit zu bewegen. Beide Vortheile finden sich in den vordern Extremitäten der Vögel vereinigt, und keine andere Thierclasse besitzt dieselben in solcher Vollendung. Beim fliegenden Fisch (Exocetus) sind die Brustflossen von außerordentlicher Größe, welche offenbar dazu dienen, dem Thiere die Fähigkeit zu verleihen, sich über den Wasserspiegel erheben zu können, und es ihm sogar möglich machen, sich eine kurze Zeit in der Luft zu halten. Jedoch sind die größten Anstrengungen dieses Thieres nicht im Stande, dasselbe länger als einige Augenblicke in dem fremden Elemente zu erhalten, und es kann nicht höher als fünf bis sechs Fuß über die Oberfläche des Wassers sich erheben. Die fliegende Eidechse (Draco volans) hat einen ganz eigenthümlich eingerichteten Apparat, welcher zwei an den Seiten des Rückens befestigten Flügeln, welche die hintern und vordern Extremitäten frei lassen, ähnlich sieht. Mit Hülfe dieser beweglichen Flügel kann das Thier von den Spitzen der Bäume herab oder von einem Zweige zum andern flattern; dies ist aber der äußerste Flug, der mit diesen unvollkommenen Organen ausgeführt werden kann. Physiologisch betrachtet ist die Construction dieser anomalen Glieder außerordentlich merkwürdig. Man sieht daraus, wie die Natur, wenn sie neue Zwecke ausführen will, immer zu Modificationen gewisse schon in dem Körper vorkommenden Gebilde schreitet, ehe sie neue Organe schafft oder solche hervorbringt, von welchen nicht schon der Prototyp in der Körperbildung der betreffenden Thierfamilie liegt. Bei dem Draco volans sind es wie bei mehren andern Thieren die Rippen, welche dem zum Fliegen nöthigen Apparat zur Stütze dienen. An den Rückenwirbeln sind die acht letzten Rippen auf jeder Seite bei diesem Thiere, anstatt, wie gewöhnlich, einwärts gekrümmt zu sein und so zur Bildung des Brustkorbes beizutragen, auswärts gerichtet und ungewöhnlich verlängert, zugleich aber mit einer dünnen Haut überzogen, welche von den allgemeinen Bedeckungen herrührt. Die Muskeln, welche sonst die Rippen bewegen, sind vorhanden und außerordentlich kräftig; sie dienen dazu, diese so sonderbar geformten Schwingen nach dem Gefallen des Thieres während seiner kurzen Sprünge durch die Luft in Bewegung zu setzen. Das fliegende Eichhorn (Sciurus volans) und einige andere Gattungen derselben Familie sind mit einer breiten Membran versehen, die aus einer, gleich einem Mantel zwischen den vordern und hintern Extremitäten ausgespannten Hautfalte besteht und dem Thiere die Fähigkeit verleiht, durch die Luft zu flattern und während des Herabspringens von den Ästen eines Baumes die Gewalt des Falles zu brechen. Es vermag sich dadurch von beträchtlichen Höhen vollkommen sicher durch die Luft herabzu-

Digitized by Google

lassen; aber diese Anhängsel des Körpers sind bloße Fallschirme und keine Flügel, und keines der damit versehenen Thiere kann mit Hülfe derselben auch trotz der größten Anstrengung seiner Muskeln sich von dem Boden erheben, oder sich auch nur einen Augenblick in der Luft an einer Stelle schwebend erhalten.

Das einzige vierfüßige Thier, von dem man sagen kann, daß es mit Flugkraft versehen sei, ist die Fledermaus. Bei diesem Thiere sind diejenigen Theile des Skelets, welche den Fingergliedern (Phalangen) entsprechen, ungeheuer verlängert, und die Brustmuskeln, welche die vordern Extremitäten bewegen, von einer ungewöhnlichen Größe und Stärke. Bei den größern Gattungen ist jeder Flügel wenigstens zwei Fuß lang. Die feine Membran, welche zwischen diesen verlängerten Fingern ausgespannt ist, beginnt an den Seiten des Halses und erstreckt sich dem Körper entlang, indem sie bis zu den Spitzen der hintern Extremitäten reicht, welche sie mit Ausnahme der Zehen in ihre Falten einschließt. Durch diese Einrichtung ist nicht nur die Oberfläche, durch welche auf die Luft gewirkt wird, von hinlänglicher Ausdehnung, sondern es ist auch hinreichende Muskelkraft vorhanden, um den Bewegungen, welche der Flügel zu machen hat, jene schnellen und energischen Vibrationen mitzutheilen, welche beim Fluge erfodert werden, sodaß diese Gebilde, obgleich sie von Vogelflügeln durchaus verschieden sind, vollkommen die Functionen eines wirklichen Fluges zu erfüllen im Stande sind. Die Fledermaus fliegt mit vollkommener Leichtigkeit und sogar dann, wenn sie eins oder zwei ihrer Jungen mit sich nimmt. Sehr lange Strecken kann sie aber nicht im Fluge zurücklegen.

Nur bei den Vögeln findet sich eine Einrichtung der Organisation, welche so vollkommen als möglich einen schnellen und ausgiebigen Flug bewirken kann. Die Gestalt des Skelets dieser Thiere, die Figur, Stellung und Structur der Flügel, die Größe der Muskeln und die eigenthümliche Beschaffenheit der Irritabilität derselben, und sogar die äußerlich sichtbaren Körperverhältnisse haben durchaus eine unmittelbare und schöne Beziehung zu den Eigenthümlichkeiten des Elements, in dem sie von der Natur bestimmt sind sich zu bewegen. Die Form ihres Körpers ist vortrefflich dazu geeignet, mit dem geringsten Widerstand durch die Luft zu gleiten, und in der ganzen Construction ihres Körpers ist auf das sorgfältigste jeder Umstand benutzt, der demselben Leichtigkeit verleihen kann. Im Allgemeinen ist die Körpergröße der Vögel um ein Beträchtliches geringer als das Volumen entsprechender Säugethiere. Die Substanz der Knochen ist außerordentlich dicht. Das hornige Material, aus welchem die Schäfte der Federn bestehen, bildet auf gleiche Weise hohle Cylinder, welche, verglichen mit ihrem Gewichte, außerordentlich fest sind. Eine ähnliche Gestalt wurde den cylindrischen Knochen, welche Röhren von dichten oder dünnen Wänden darstellen, verliehen; die meisten andern Knochen sind ebenfalls hohl und enthalten in ihrem Innern anstatt Mark Luft. Die Höhlen der Knochen stehen mit großen Luftzellen in Verbindung, welche sich durch verschiedene Theile des Körpers verzweigen und viel dazu beitragen, die specifische Schwere desselben zu vermindern. Mittels gewisser Kanäle, welche in die Luftwege der Lungen einmünden, findet diese Luft leicht einen Ausweg, wenn sie bei dem Emporsteigen des Vogels in die höhern Luftregionen ausgedehnt wird. Damit der Körper des Vogels während des Fluges gehörig balancirt werde, mußte sein Schwerpunkt genau unter die Stelle gebracht werden, wo sich die Gelenkverbindungen der Flügel mit dem Rumpfe befinden, denn gerade gegen diesen Punkt wirkt die Resistenz der Luft auf den Vogel, der durch seine Schwingen getragen wird. Auf gleiche Weise muß im Falle, daß der Vogel steht, der Schwerpunkt unmittelbar über die Basis gebracht werden, welche die Zehen bilden. Es ist daher hier die Nothwendigkeit vorhanden, Mittel und Wege zu finden, daß der Schwerpunkt je nach den Umständen von einer Seite zur andern wirken und mit der größten Genauigkeit der betreffenden Stellung sich anpassen könne, denn sonst würde das Thier der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt sein, sein Gleichgewicht zu verlieren, und in Folge dessen umfallen. Die hauptsächlichsten Mittel zur Ausführung dieses Zwecks bestehen in der Beweglichkeit des Kopfes und Halses, welcher letztere daher außerordentlich lang und biegsam ist; die Anzahl der Halswirbel ist im Allgemeinen sehr beträchtlich. Zugleich sind diese Wirbel untereinander mit Gelenken verbunden, welche nach allen Richtungen hin eine freie Bewegung gestatten. Dieser ungewöhnliche Grad von Beweglichkeit wird durch einen besondern Mechanismus erreicht, der in keiner der andern Classen der Wirbelthiere vorkommt. Zwischen jedem Wirbel liegt ein Knorpel, welcher mit den Flächen derselben in der genauesten Verbindung steht und von Falten der das Gelenk umgebenden Membran eingeschlossen wird, sodaß jedes Gelenk eigentlich doppelt ist und aus zwei Gelenkhöhlen mit einem dazwischenliegenden Knorpel besteht.

Mit gleich bewundernswürdiger Structur sind die Federn der Vögel gebildet, ein Gegenstand, den wir täglich in die Hände nehmen, ohne auch nur zu ahnen, wie hier im Kleinsten die größte Weisheit verborgen liegt.

Der zweite Band, welcher von den Lebensverrichtungen handelt, führt uns wieder zurück zu den Pflanzen. Wir erfahren hier unter Anderm, daß auch manche Pflanzen, gleich den Thieren, Absonderungen haben, und daß z. B. manche Flechten, welche fest auf Kalkfelsen sitzen, namentlich Patellaria immersa, im Verlauf der Zeit tiefer und immer tiefer unter die Oberflächen des Felsen sich einsenken, gleichsam wie wenn dieselben, gleich manchen Seewürmern, eine Fähigkeit besäßen, in die Felsensubstanz selbst einzudringen. In beiden Fällen scheint die wirkende Kraft eine Säure zu sein, welche bei den Flechten wahrscheinlich Kleesäure ist, die den kohlensauren Kalk aufzulösen vermag und dadurch eine allmälige Aushöhlung des Felsen bewirkt. Diese Vermuthung wird durch die Beobachtung bestätigt, daß dieselbe Flechtenart, wenn sie ihren Standort auf Felsen hat, die keinen Kalk enthalten, auf der Oberfläche verbleibt und nicht in den Felsen eindringt. Auch vermögen die Pflanzen überflüssige und schädliche Theile, die sie aufgenommen, durch die Wurzeln wieder auszusondern. Die Wurzeln von Mercurialis annua, Senecio vulgaris und der gemeinen Kohlpflanze, Brassica campestris, wurden sorgfältig gewaschen und gereinigt, dann in zwei Hälften getrennt und die eine derselben in ein Gefäß mit verdünnter Bleizuckerauflösung, die andere in eins mit reinem Wasser getaucht. Nach einigen Tagen, während welcher Zeit die Pflanzen fortfuhren, ziemlich gut zu gedeihen, wurde das Wasser in dem letztern Gefäße untersucht und eine merkliche Quantität Bleizucker in demselben gefunden. Derselbe Versuch wurde auch auf folgende abgeänderte Art wiederholt. Man tauchte die ganze Wurzel in eine ähnliche Bleizuckerauflösung, entfernte sie nach einiger Zeit aus derselben und stillte sie sorgfältig abgewaschen (um etwa auf der Oberfläche hängen gebliebene Theilchen zu entfernen) aufs neue zwei Tage lang in reines Wasser, worauf man in demselben gleichfalls bestimmte Spuren von Bleizucker entdecken konnte.

Einen höchst wichtigen Theil des Werks bilden die Abschnitte von der Ernährung der höhern und niedern Thiere, wobei wir namentlich auf das Capitel von den Zähnen, von der Zerkleinerung der Nahrungsstoffe in den Höhlen des Körpers, von den zur Aufbewahrung des Futters bestimmten Höhlen, von der Verdauung und Chylification verweisen. Bewundernswürdig ist die Structur der Verdauungswerkzeuge bei den verschiedenen Thieren je nach ihrer Nahrungs- und Lebensweise, ja bei einigen derselben selbst verschieden in dem verschiedenen Zustande ihrer Verwandlung, z. B. bei dem Frosche und bei dem Schmetterlinge.

Nicht minder merkwürdig sind die darauf folgenden Betrachtungen über den Kreislauf und die Respiration sowie über die Ausscheidung und Auffaugung. Wir übergehen Vieles, was uns über diese Verrichtungen und ihre Zweckmäßigkeit in den verschiedenen Thierclassen belehrt und zur Bewunderung hin-

Digitized by Google

reißt, um noch Einiges aus dem dritten, von den Verrichtungen des Sensoriums handelnden Theile mitzutheilen.

Es unterliegt kaum einigem Zweifel, daß bei den meisten Insekten die vorzüglichsten Werkzeuge zum Tasten die Antennen sind, welche man auch, wegen ihrer wahrscheinlichen Verrichtung, im Englischen feelers nennt, was ganz mit dem deutschen Ausdruck Fühlhörner übereinkommt. Bei den Ameisen werden diese Organe zum Sprachorgane, mit dem sie sich auf ihren Wanderungen gegenseitig verständigen. Die Berührung mit den Antennen läßt augenscheinlich eine große Mannichfaltigkeit von Modificationen zu und scheint ganz dazu geeignet, jede Art von Mittheilung, welche die Insekten Gelegenheit haben, untereinander auszutauschen, zu vermitteln. In der That, es müßte als unmöglich erscheinen, daß alle die vielen Individuen, welche diese so äußerst zahlreichen Gesellschaften zusammensetzen, mit Erfolg bei der Ausführung so mannichfaltiger Arbeiten zusammenwirken könnten, welche für das allgemeine Beste ihrer Gemeinde berechnet sind, wofern nicht einige solcher Mittel zur gegenseitigen Communication existirten. Es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Schall das Medium dieses Wechselverkehrs sein sollte; denn man hat noch niemals bemerken können, daß diese Insekten einen, wenigstens für uns hörbaren Ton von sich gegeben hätten. Die Art, wie sie untereinander communiciren, scheint ganz einfach darin zu bestehen, daß sie einander auf verschiedene Weise mit ihren Antennen berühren. Huber bemerkte, daß das Signal, welches die Annäherung einer Gefahr anzeige, dadurch gegeben werde, daß die Ameise mit ihrem Kopfe an das Bruststück jeder Ameise anschlägt, welche ihr auf ihrem Marsche in den Weg kommt. Jede Ameise, welche diesen Fingerzeig erhält, eilt auf der Stelle davon und wiederholt dasselbe Signal bei der nächsten besten Ameise, welche ihr begegnet, und auf diese Art pflanzt sich das Lärmzeichen mit erstaunenswerther Schnelligkeit durch die ganze Gesellschaft fort. Schildwachen sind zu allen Zeiten außen vor ihren Nestern aufgestellt, in der Absicht, den innen wohnenden vor jeder Gefahr, welche ihnen drohen könnte, Nachricht zu geben. Bei der Annäherung eines Feindes eilen jene Wächter so schnell als möglich in ihr Nest und verbreiten diese Botschaft nach allen Seiten hin; bald ist der ganze Schwarm in Bewegung, und während die größere Anzahl der Ameisen mit verzweifelter Wuth vorwärtsstürzt, um den Angriff abzuschlagen, beeilen sich die übrigen, welchen das Amt, die Eier und die Larven zu beschützen, übertragen ist, die ihnen anvertrauten an Plätze zu schaffen, welche eine größere Sicherheit gewähren.

Bekanntlich gilt es als ein allgemeines Gesetz der Sensation, daß alle auf einen Sinnennerven stattfindenden Eindrücke das Bestreben haben, die Sensibilität desselben zu erschöpfen, sodaß die fortgesetzte oder wiederholte Einwirkung einer und derselben äußern Ursache eine immer schwächer werdende Wirkung hervorbringt, während auf der andern Seite die Abwesenheit oder Verminderung des gewöhnlichen Reizes zu einer allmälig steigenden Vermehrung der Sensibilität führt, sodaß die nun folgende Anwendung einer erregenden Ursache eine Wirkung hervorruft, welche viel stärker ist als die gewöhnliche. Der Vers. führt für dieses Gesetz mehre auf verschiedene Sinne sich beziehende Beispiele und unter Anderm das eines Tauben an, der, nachdem er sein Gehör durch die Perforation des Trommelfells wiedererhalten hatte, sich über unaussprechliche Schmerzen beklagte, welche ihm das Schreien der gerade anwesenden Personen verursachte, während diese doch nur mit äußerst leiser Stimme zu ihm sprachen. Aber merkwürdig ist die Anwendung, welche William Herschel von diesem Gesetze machte, indem er sein Auge zur Erreichung eines außerordentlichen Grades von Empfindlichkeit brachte, in der Absicht, sehr schwach leuchtende Himmelskörper beobachten zu können. Wenn er in einer schönen Winternacht, und ohne daß der Mond am Himmel stand, vier, fünf oder sechs Stunden beschäftigt war, mit seinem Teleskope Beobachtungen am Himmelsraume anzustellen, so begegnete es ihm oft, indem er das Licht der umgebenden Gegenstände mittels einer schwarzen Kopfbedeckung von dem Auge abhielt, daß die Sensibilität seiner Netzhaut so sehr gesteigert wurde, daß, wenn ein Stern der dritten Größe sich dem Sehfelde näherte, er genöthigt wurde, auf der Stelle sein Auge abzuwenden, damit dasselbe seine Sehkraft nicht verlieren möchte. Er erzählt, daß bei einer gewissen Gelegenheit die Erscheinung des Sirius in dem Sehfelde des Teleskops wie eine Morgenröthe sich ankündigte, welche nach und nach an Glanz und Helle zunahm, bis zuletzt das Gestirn selbst mit allem Glanze einer aufgehenden Sonne sich dem Blicke zeigte und ihn nöthigte, sein Auge schnell von dem prächtigen, aber überwältigenden Schauspiel abzuwenden.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Die Society for the publication of ancient Welsh manuscripts, welche, den 19. Januar 1887 gestiftet, sich mit der seit 1751 bestehenden Cymrodorion society verbanden und unter den Gelehrten und der Nobilität des Vereinigten Königreichs eine große Ausbreitung erlangt hat, verspricht der besten Arbeit „über den Einfluß walisischer Sagen und Überlieferungen auf die deutsche, französische und skandinavische Literatur" einen Preis von 80 Guineen. Die Arbeiten, welche englisch, französisch oder deutsch abgefaßt sein können, im letztern Falle aber von einer englischen oder französischen Übersetzung begleitet sein sollen, müssen vor dem 15. Mai 1840 unter der Adresse: „J. Evans, Buchhändler in Abergavenny" (in der Grafschaft Monmouth an der Grenze von Wales), eingesandt sein. Die Handschriften, deren Veröffentlichung durch den Druck die Gesellschaft sich zu ihrer Aufgabe gemacht hat, sind theils Gedichte, namentlich Rittergedichte, theils Legenden, Romane und historische Werke in Prosa. Den Anfang macht „Liber Landavensis" oder „Llyfr Llandâf", das bereits für den Druck fertig ist. Dem Text sind englische Übersetzung und Noten hinzugefügt.

Die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, an deren Spitze bekanntlich Lord Brougham steht, wird eine neue Organisation erhalten, um ihre Thätigkeit regelmäßiger und wirksamer zu machen. Aus den Abgeordneten der verschiedenen Zweiggesellschaften soll ein mit der allgemeinen Aufsicht und Leitung beauftragter Ausschuß errichtet werden, der mit dem Rath der Gesellschaft zu London in unmittelbarer Verbindung steht. In den Correspondenzen und Berichten soll eine größere Regelmäßigkeit und unter den einzelnen Gesellschaften selbst ein Austausch ihrer Bücher, Apparate und Sammlungen stattfinden, der Betrag der Reisekosten für die Lehrer (lecturers) unter sie vertheilt werden u. dgl. m.

Da es in Italien, wie bekannt, an Sortimentsbuchhandlungen fehlt, so wird diesem Mangel in Rom durch häufige Bücherauctionen abgeholfen. Im vorigen Winter waren sie daselbst so häufig, daß oft drei an einem Tage vorkamen. Diese Auctionen werden Vormittags in den Läden der Buchhändler gehalten; die Bücher befinden sich auf einer Tafel in der Mitte des Ladens, rings umher stehen zahlreiche Stühle; man kommt, tieft, plaudert und bringt die Zeit wie an einem Unterhaltungsorte zu. Übrigens sind die Italiener sehr große Bibliophilen und sehen stets auf die besten Ausgaben und schönen Einband. Theologische und philologische Werke sind vorherrschend.

Von Bent's „London catalogue", einem Verzeichniß aller in England herauskommenden Bücher mit Angabe des Formats, Umfangs, Preises und Verlegers, ist eine neue Auflage erschienen, die die Literatur bis 1839 fortführt. 16 t.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 250. — 7. September 1839.

Über K. Chr. F. Krause's Philosophie. *)

Im gegenwärtigen Augenblicke, da die Hegel'sche Schule eine solche Menge von Nuancen darbietet, daß man nicht mehr recht weiß, wo man sie suchen soll, ist es höchst angenehm, an eine Philosophie erinnert zu werden, deren Schöpfer zwar schon seit sieben Jahren dahin ist, deren Wesen und Werth aber solche Bedeutung hat, daß dem Ref. (der übrigens ein Schüler des ehrwürdigen Krause gewesen zu sein sich nicht rühmen darf) kein wahrer Fortschritt in der Philosophie möglich scheint, wenn man Krause's selten gekannte, noch seltener anerkannte Lehren nicht sorgfältiger erwägt, als bisher geschehen ist. Hier und da werfen einige Neuhegelianer, wie Bayerhofer, auch Rosenkranz einige gnädige Blicke auf ihn hin; allein hiermit ist es nicht gethan. Krause's Philosophie ist, obgleich an Fichte und Schelling zunächst sich anreihend, doch eine durchaus selbständige von Anfang an gewesen, wie aus seinem „Naturrecht", welches 1803 bei Gabler in Jena erschien, ja schon aus seiner 1802 erschienenen Dissertation: „De philosophiae et matheseos notione earumque intima conjunctione", hervorgeht. Die Eigenthümlichkeit seines Systems besteht eben darin, daß es die Einseitigkeiten des Fichte'schen Subjectivismus wie des Schelling'schen Objectivismus nicht allein durch die verwegen behauptete Identität beider aufhob, sodaß ein leeres Nichts übrig geblieben wäre, sondern darin, daß er, von der Analyse des menschlichen Ichs ausgehend, mit Kant'scher Umsicht und Genauigkeit Alles von allen Seiten erwägend, zu der positiven Anerkennung Gottes, als unbedingten Wesens, folglich auch als Princips der Welt und der Wissenschaft hinleitet. Ihm ist die Philosophie das organische Ganze gewisser und wahrer Erkenntniß, in welchem Gott als Princip unbedingt, ohne Beweis, weil als Grund auch aller Beweisführung erkannt wird. Aber die Philosophie bleibt dessenungeachtet ein begrenzter Organismus, nach Maßgabe der Wesenheit des menschlichen Geistes und Erkennens. Geben wir hier eine Skizze des Systems in seinen Hauptmomenten, und zwar nach der vor uns liegenden Darstellung.

Wahrheit, wahre Erkenntniß ist Übereinstimmung des Geschauten mit der Schauung des Schauenden. Gegenstände der Schauung (Erkennens) sind entweder Äußeres oder Inneres, von denen Jeder Wahres zu wissen meint. Wie ist's nun zunächst mit der Wahrheit äußerer, leiblich-sinnlicher Erkenntniß? Eine darüber angestellte Untersuchung zeigt, daß bei der sinnlichen Wahrnehmung die Thätigkeit der Phantasie und eine Menge nicht- und übersinnlicher Vorstellungen und Behauptungen stets mitwirkt. Daher wird Untersuchung des Ichs, seines Wesens und seiner (geistigen) Thätigkeiten nothwendig.

Das Ich als ein und dasselbe, ganze, ungetheilte Wesen tritt uns als erster (nächster) Gegenstand gewisser und wahrer Erkenntniß, in welchen Schauung und Geschautes übereinstimmen, entgegen. Die Beobachtung seiner Thätigkeiten in Erkennen, Fühlen und Wollen, in den Formen der Zeit, des Raumes und der Bewegung führet dann zur Erforschung der innern Welt der Phantasie und des Begrifflichen. Die so zu Stande kommende Selbsterkenntniß führt zuletzt auf die Anerkennung menschlicher Wissenschaft als eines organischen Ganzen und auf das richtige Verständniß des neuerdings mit Unrecht vernachlässigten Satzes vom Grunde. Mittels dieses werden wir zur nothwendigen Anerkennung von Natur und Geisterwelt, von der, beide vereinigt darstellenden Menschheit, endlich aber zur unausweichlichen Anerkenntniß Gottes, als des unbedingt selbständigen, ganzen und Einen Wesens fortgeführt, von welcher aus dann Natur, Geist und Menschheit erst in vollem, wahrem Lichte erscheinen. In und mit der Entfaltung unsers Selbstbewußtseins geht uns das Gottbewußtsein auf, wird uns evident, daß wir in und durch Gott sind, ja eigentlich in diesem Bewußtsein in Gott erst unser volles Selbstbewußtsein haben. Diese Erkenntniß, welche das Ergebniß des ersten, analytischen Theiles des Systems ist, macht zugleich den Anfang des zweiten synthetischen Theiles, der Philosophie im engern, eigentlichen Sinne, aus. In diesem zweiten Theile werden alle Wesen und Wesenheiten, Welt, Menschheit, das endliche Ich als in Gott enthalten, als durch Gott bestimmt, erforscht und erkannt, nachdem zuvor noch die Erkenntnißlehre oder Logik ausgebildet worden, zu welcher auch die Wissenschaftlehre (Architektonik) gehört, und welcher sich zweckmäßig eine geschichtliche Übersicht der Philosophie und eine Philosophie der Sprache

*) Nach: übersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre Karl Chr. Fdr. Krause's ꝛc. Von H. S. Lindemann. München, Fleischmann. 1839. Gr. 8. 18 Gr.

Digitized by Google

anschließt. Eben dieser zweite Theil der Philosophie umfaßt Metaphysik, Religionsphilosophie, Moralphilosophie, Rechtsphilosophie, Ästhetik, Philosophie der Geschichte. Sollte Jemand die Naturphilosophie vermissen, so ist zu bemerken, daß die Grundideen derselben in die Metaphysik mit aufgenommen sind, in welcher sogar gegen alles Herkommen, aber wohlbegründet, der oberste Theil der reinen Mathematik eine Stelle gefunden hat. In der Metaphysik wird nun nicht allein Gott als Grund und Wesen der Natur und des Geisterreichs, sondern auch dessen Erkenntniß als Princip alles Erkennens nachgewiesen. Sonach werden die Kategorien, als Grundwesenheiten Gottes, auf eine konsequente Weise aus der obersten Grundwesenheit abgeleitet und mit einer Vollständigkeit und Klarheit, wie man diese bei Kant*) und Hegel vergebens sucht. Deswegen ist es diesem System aber auch, wie keinem bisher bekannten, gelungen, die beiden Klippen, an welchen so leicht gescheitert wird, leicht und sicher zu vermeiden: wir meinen den Pantheismus und die Unerkennbarkeit Gottes, die beide so leicht in Atheismus umschlagen. Krause's System lehrt mit Evidenz einen Welt und Menschheit umfassenden, in sich schließenden, durchdringenden, gleichwol aber ihnen nichtidentischen, vielmehr über die Reiche des Geistes, der Natur und der Menschheit erhabenen, auch über und außer der Welt in sich waltenden, sich selbst genügenden Gott. So kann es schon nicht fehlen, daß auch die Religion in diesem System eine richtigere Stellung erhält, als sie z. B. im Hegel'schen erhalten hat und erhalten kann. Religion wird bei Krause nicht so bestimmt, als ob Gott sich in der Religion im Grunde nur selbst liebe und erkenne, vielmehr als die Beziehung des Lebens der Menschheit zu Gott, woraus denn Religiosität sich als das Bestreben ergibt, das Leben gottgemäß zu bestimmen, in Übereinstimmung, ja in ungetrennter Einheit mit Gott und seinem heiligen Willen zu leben. Freilich wird hierzu noch als nothwendig bestimmt, daß auch Gott mit dem Menschen, mit der Menschheit im Verein leben wolle und wirklich lebe, ohne welches Vereinleben Gottes mit der Menschheit diese auch nicht zu einem Vereinleben mit Gott gelangen könne. Aus der Idee des Lebens folgt dann weiter, daß Religion, als Vereinleben des Menschen mit Gott, den ganzen Menschen in Anspruch nehme, folglich auch nur ganz und vollkommen zur Erscheinung zu bringen, zu verwirklichen sei, wenn der ganze Mensch, als erkennendes, fühlendes und wollendes Wesen, nach dem Vereinleben mit Gott trachtet. Gott erkennen ist ebenso Aufgabe der Religion, als ihn zu fühlen und ihn zu wollen; aber die Vollendung der Religion ist, sich Gottes im Verein, in der Einheit des Erkennens, Fühlens, Wollens, d. i. in ganzer, ungetheilter Lebensäußerung inne zu sein, gottähnlich, gottvereint zu leben. Die Erkenntniß Gottes in Form der Wissenschaft ist so nur ein Theil des ganzen religiösen Lebens, das ebenso sehr Liebe (Gefühl) Gottes, als Gott nachahmendes Leben (Wollen) ist. Gotterkenntniß ohne Gottesliebe und Gottesleben ist todt, Gottesliebe ohne Gotterkenntniß blind, Gottesleben (Wollen) ohne Erkenntniß, ohne Ziel, ohne Liebe unfruchtbar. Alle drei in lebendiger Durchdringung geben erst die ganze, volle, wahre Religion, Gottvereinleben. So sehen wir auch die Religion als etwas Umfassenderes als Theologie und so dargestellt, daß diese nicht mit jener verwechselt werden kann: eine Verwechselung, aus welcher alle Grenzstreitigkeiten zwischen Philosophie und Religion hervorgegangen sind. Soll eine wahre, dauernde Versöhnung zwischen Philosophie und Religion zu Stande kommen, so scheint sie nur durch eine Lehre wie die Krause'sche möglich, obgleich diese sich selbst durchaus nicht als dieses Mittel angeboten hat. Vielmehr geht sie ganz ihren eigenen Weg, wirft auf christliche Lehren wol einen Blick, zeigt ihre Übereinstimmung, bemäntelt aber auch nicht abweichende Ansichten und stellt sich keineswegs als allein wahres, allerchristlichstes Christenthum hin. Gleichwol enthält sie Lehren, die höchst wesentlich mit dem Christenthum übereinstimmen. So ist es eine aus dem Princip und Wesen des Systems von selbst, ja mit Nothwendigkeit folgende, auch von Krause selbst gefolgerte Lehre: daß Gott mit allen Wesen, die ja in ihm ihr Leben haben, nach der Stufe und Empfänglichkeit derselben auf eigenthümliche Weise vereinlebt, sich ihnen zu erkennen gibt im Erkennen, Fühlen, Wollen und Wirken, in einer unendlichen Offenbarung. Aus der unbedingten Gewißheit darüber folgt das Streben des wahrhaft gottinnigen (religiösen) Menschen, sich der individuellen Offenbarung, ja Vereinigung mit Gott würdig, fähig und empfänglich zu machen; welches Streben aber frei von allem Egoismus bleiben muß, wenn es die Hoffnung auf Gelingen behalten soll. Auch ist es unbedingt gewiß, daß Gott mit der Menschheit von Urbeginn an vereinlebt, sich reinen, heiligen, keuschen Seelen geoffenbart hat, noch offenbart und noch offenbaren kann und wird, um durch diese die Menschheit zu immer vollendeterem Gottvereinleben, zu immer höherer und allgemeinerer Gottähnlichkeit zu erwecken und zu erziehen.

Aus dem Princip des Systems wird ferner abgeleitet, daß das Böse nichts Selbwesenliches und Unmittelbares sei wie das Gute, welches seinen ewigen, alleinigen Grund in Gott habe, da vielmehr das Böse aus der Ungottinnigkeit (Abfall von Gott) entspringe, in innerer und äußerer Beschränkung, und zwar nicht blos in Unwissenheit und Irrthum, sondern auch in schwachen, falschen und unedeln Gefühlen und im verkehrten und schwachen Willen endlicher Wesen, vor Allem des Menschen, begründet sei.

Zum Schluß dieser Anzeige, welche auf Krause's Philosophie und deren im Ganzen treffende Charakteristik des Herrn Dr. Lindemann die Aufmerksamkeit lenken möge, noch einige Notizen zur Vergleichung mit den Lehren Anderer. Nach Kant sind die Kategorien nur Grundbegriffe des Verstandes und endlicher Natur; Krause weist die

*) So, um nur eins hervorzuheben, hat bei Kant die Kategorie der Modalität (Daseinheit) nur endliche, zeitliche Bedeutung. Krause weist sie als unbedingt-, als ur-, als ewig-, als zeitlich- und als vereinwesentlich auf.

Digitized by Google

Kategorien als unbedingte, unendliche, reine, eigenschaftliche Gedanken nach, welche sich ebenso sehr auf das Unendliche als aufs Endliche beziehen, also eigentlich reine, den Verstandesbegriffen übergeordnete Vernunftideen sind. Fichte behauptete, das Ich sei nur Thätigkeit und weiter nichts; Krause dagegen lehrt, daß das Ich der Grund seiner Thätigkeit sei, diese also jenes voraussetze. Fichte machte das Bewußtsein des Ichs von der vorhergehenden Entgegensetzung eines äußern Objects abhängig; Krause weist nach, daß die Entgegensetzung eines äußern Objects erst durch eine frühere Selbstanschauung des Ichs in seinem Innern möglich sei. Hegel behauptet, Gott sei in der Natur sein Anderes und sich ein Anderes; Krause lehrt, Gott sei unbedingte Einheit seiner Wesenheit, könne sich daher nie sein Anderes werden; wol aber sei Gott in sich und unter sich zwei einander entgegenstehende Wesenheiten, die im Menschen und in der Menschheit wieder vereint werden, Vernunft und Natur. Hegel lehrt adäquate Erkenntniß Gottes, wodurch nothwendig der Mensch zu Gott aufgehoben wird; Krause unterscheidet menschliches Erkennen vom Erkennen Gottes; letzteres ist ihm Durchkennen, Durchwissen bis in das Individuellste, Einzelnste, Endlichste, Zeitlichste hinein, ohne im Mindesten seine allgemeine, ewige, unendliche Natur zu verlieren. Der Mensch erkennt nur begrifflich, allgemein, mit Nothwendigkeit; aber nichts durch und durch, wie Gott. Hier, in der Annahme, daß das Allgemeine, Nothwendigerkannte, Gott in jedem einzelnen Ding und Geschehen sei, tritt der Glaube auf, der auf Wissen sich gründet, aber darüber hinausgeht. 72.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff u. A. Dritter und vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 249.)

Der vierte und letzte Band des ausgezeichneten Werks handelt von den Gesetzen und Erscheinungen der organischen Fortpflanzung, namentlich im ersten Capitel von der Entstehung und Fortpflanzung der Arten, im zweiten von den Gesetzen und Erscheinungen der organischen Entwickelung, im dritten von dem Zerfall und der Auflösung des Organismus und im vierten von der Einheit des Schöpfungsplanes der organischen Welt. In diesem letzten Capitel tritt der Verf. noch einmal, wie ein Baukünstler, vor diesen Theil des Baues der organischen Welt, ihn im Ganzen überschauend, aber nicht in eitler Vermessenheit, als trete er an die Stelle des erhabenen Schöpfers selbst, sondern nur in stiller, bewundernder Demuth und mit dem Bewußtsein, die Sieget, unter welche die Natur ihre Geheimnisse gelegt, nicht lösen und den großen Plan, der durch alle Glieder des großen Ganzen hindurchblickt, nur theilweise entziffern zu können. Nur das unterliegt keinem Zweifel, daß Einheit des Plans und Übereinstimmung in den Verrichtungen überall in der ganzen Natur herrschend sind, und daß eine große und letzte Ursache aller Dinge vorhanden ist, die bekleidet ist mit den Attributen unendlicher Macht, Weisheit und Güte, deren allgewaltige Wirkungen den grenzenlosen Raum erfüllen, und deren erhabene Pläne die Ewigkeit umfassen.

Untersuche man die mannichfachen Bildungsformen und die verschiedenen Erscheinungen lebender Wesen, so muß man anerkennen, daß sie im weitesten Umfange und vielleicht ganz allgemein durch gewisse Gesetze der Analogie unter sich verknüpft sind und zusammenhängen, Gesetze, denen auch die Naturforscher bei Classificirung der Gegenstände ihrer Studien in Familien, Ordnungen und Arten gefolgt sind. Wir sehen, daß in beiden großen Abtheilungen oder Reichen der organischen Natur dieselben allgemeinen Zwecke verfolgt werden und derselbe allgemeine Plan zur Erreichung der letztern gewählt wurde und eingehalten wird; auch bemerken wir, daß zur Ausführung dieses Plans ähnliche Mittel und Thätigkeiten in Wirkung sind. In jeder dieser Abtheilungen herrscht eine unverkennbare Einförmigkeit in der Zusammensetzung und den Eigenschaften ihrer Elementargewebe, in der Natur ihrer Lebenskräfte, in der Anordnung ihrer Organe und in den Gesetzen ihrer Fortpflanzung und Entwickelung. Die Natur muß bei Erschaffung der verschiedenen Familien einen gewissen bestimmten Typus, aber eine ideale Form vor Augen gehabt haben, nach welcher sie stets, trotz zahlloser Abänderungen, die durch den Wechsel der äußern Verhältnisse und Bestimmungen jeder Gattung und Art nothwendig gemacht wurden, eine entschiedene Richtung zeigt, bei der Bildung derselben zu Werke zu gehen. Meistens zeigt es sich, daß sie bei der Grundlage jedes ihrer organischen Bauwerke mit einer genauen Copie der ursprünglichen Musterform begann, sich aber bei dem Ausbau des Organismus von dem ersten Plane insoweit abzuweichen erlaubte, als dies gewisse besondere und letzte Zwecke verlangten, und als dies der verschiedenen Bestimmung der einzelnen Arten organischer Wesen angemessen war. Hierauf gründet sich das hypothetische Princip, welches unter dem Namen: Einheit des Bildungsplanes, von vielen ausgezeichneten Naturforschern aufgestellt und nach allen Richtungen verfolgt worden ist.

Diese Hypothese stützt sich nämlich darauf, daß man in allen zu derselben natürlichen Familie gehörenden Thieren in jedem ihrer organischen Systeme den nämlichen Grundformen der Bildung und Gestaltung begegnet, wenn auch in der äußern Form der Organe und den Zwecken, welchen sie dienen, die größte Verschiedenheit stattfindet. Dieses Gesetz läßt sich in der Osteologie der Wirbelthiere wie in dem mechanischen Bau der Insekten, Crustaceen und Arachniden nachweisen, und es scheint, daß sich dasselbe auch auf die Gebilde, welche zu andern als mechanischen Verrichtungen dienen, und namentlich auf die dem Nervensysteme angehörigen Organe erstrecke. So hat die Natur Ortsveränderungen den Schlangen nicht durch Erschaffung neuer Organe, die dem Typus der Wirbelthiere fremd wären, möglich gemacht, sondern dadurch, daß sie die Rippen zu dieser neuen Function verwendete; und indem sie einer Eidechse Flügel verlieh, hat sie nur dieselben Knochen so verlängert, daß sie den hinzugekommenen weichen Theilen als Stützpunkte dienen können. Als sie den Elefanten mit Stoßzähnen ausrüstete, geschah dies lediglich nur dadurch, daß sie zwei Zähne des Oberkiefers in diese furchtbare Waffe verwandelte, und als sie ihn mit einem Werkzeuge zum Ergreifen versah, bedurfte es dazu nur einer größern Verlängerung der Schnauze.

Das Gesetz der Stufenfolge, nach welchem alle organischen Wesen, selbst die untergegangenen Arten mit eingeschlossen, sich mehr oder weniger in gewisse regelmäßige Reihen ordnen, ist eine der Folgerungen, die zunächst aus der obigen Hypothese hergeleitet worden ist. Zur Bestätigung dieser Ansicht wird angeführt, daß diejenigen Thiere, welche die höchsten Stufen in jener Reihe einnehmen, beim Beginnen ihres Lebens Formen zeigen, die mit denjenigen die größte Ähnlichkeit haben, welche die niedrigsten Thiere derselben Reihe ihr ganzes Leben hindurch unverändert beibehalten; daß sie im weitern Verlaufe ihrer Entwickelung nacheinander die Charaktere der einzelnen Familien annehmen, wie diese in aufsteigender Linie einander folgen, sodaß die Eigenthümlichkeiten, welche das höhere Thier auszeichnen, wenn es seine letzte und beständige Form und Reife erreicht hat, diejenigen sind, welche es erst in der letzten Periode seiner Embryonenentwickelung erhielt. Eine weitere Folgerung aus dieser Hypothese ist die, daß wir erwarten dürfen, zufälligerweise in Thieren auf Rudimente von Organen zu stoßen,

Digitized by Google

welche wegen ihrer unvollendeten Entwickelung für das Individuum von keinem oder nur geringem Nutzen sind, die aber für manche höhere Gattung, in welcher sie vollkommen entwickelt wurden, von bedeutender Wichtigkeit werden.

In der Reihe der Gliederthiere, deren unterste Stufe die Anneliden und deren höchste die geflügelten Insekten darstellen, finden wir, daß die Larven der letztern sich oft kaum, sowol im Betreff der äußerlichen Form als in Absicht auf den inwendigen Bau, von den Würmern der untern Ordnungen unterscheiden; denn beide sind entweder mit gar keinen oder nur unvollkommenen Werkzeugen zur Ortsveränderung versehen; beide haben eine deutliche Gefäßcirculation und vervielfachte Verdauungsorgane, und in beiden sind die Centralstränge des Nervensystems mit zahlreichen Paaren gleichweit voneinander abstehender Ganglien versehen. Beim Wurme bleiben alle diese Kennzeichen und Einrichtungen die dauernden Charaktere seiner Ordnung; bei dem Insekt aber werden sie nach und nach verändert und verwischen sich bei seinen fortschreitenden Metamorphosen immer mehr. Der Embryo eines Krebses zeigt ganz die permanente Form eines Tausendfußes (Myriapoda) und der niedern Thiere seiner Classe, erhält aber bei fortschreitendem Wachsthume neue Organe, während die bereits entwickelten sich mehr concentriren, bis endlich der Embryo, nachdem er alle Übergangsformen, welche die intermediairen Gattungen der Crustaceen auszeichnen, durchlaufen hat, seine letzte Entwickelungsperiode erreicht und dann die vollendetste Form des seiner Classe eigenthümlichen Typus darstellt.

So verschieden auch die Gestalt der Fische, Reptilien, der Vögel und warmblütigen Säugethiere auf der Stufe ihrer vollkommenen Entwickelung sein mag, so lassen sie sich doch im Embryonenzustande kaum voneinander unterscheiden, und ihre frühere Entwickelung geht eine Zeit lang ganz auf dieselbe Art vor sich. Alle besitzen zuerst die Charaktere von Wasserthieren, und der Frosch behält dieselben eine beträchtliche Zeit lang bei, nachdem er bereits das Ei verlassen hat. Die junge Kaulquappe ist in der That ein Fisch, sowol hinsichtlich der Wirkungsweise ihrer Bewegungsorgane als der Art des Blutumlaufes und der Athmung und des Zustandes der Centraltheile des Nervensystems. So gehen durch allmälige und sonderbare Verwandlungen alle jene Eigenthümlichkeiten eines Wasserthieres in die eines vierfüßigen Landthieres über, das mit Lungen zur Athmung der atmosphärischen Luft und mit Füßen zur Bewegung auf der Erde versehen ist, und der Kiemenkreislauf verwandelt sich im Verhältnisse, wie die Kiemen selbst verwelken und die Lungen entwickelt werden, in einen Lungenkreislauf. Wenn, während diese Veränderung vor sich geht und noch beide Organe die Athmungsfunction miteinander verrichten, alle weitere Entwickelung aufhören würde, so gäbe dies ein Amphibium, das gleich geschickt wäre, im Wasser sowol als in der Luft zu leben; und es ist merkwürdig, daß bei Siren und Proteus gerade dieser Zustand das ganze Leben über dauernd stattfindet und so diese Thiere eine Übergangsform in den Metamorphosen der Frösche bleibend darstellen.

In der rudimentairen Form der unvollkommen entwickelten und stets unter der Haut verborgen bleibenden Füße der Schlangen haben wir ein Beispiel der ersten Stufe eines Entwickelungsprocesses, der, wenn er in den höhern Thieren weiter fortschreitet, die Füße der Säugethiere hervorbringt; und einem noch merkwürdigern Beispiele derselben Art begegnen wir in den rudimentairen Zähnen der jungen Wallfische, welche innerhalb der untern Kinnlade verborgen sind, und die später wieder ganz verschwinden, um jenem sonderbaren Filtrirapparate Platz zu machen, welcher den Gaumen dieser Thiere einnimmt, und den die Natur zum Ersatz der Zähne bestimmt hat.

Auch die Vögel und Säugethiere durchlaufen in ihren ersten Entwickelungsperioden Übergangsformen, welche denen der untern Thierclassen mehr oder weniger gleichen. Ja, selbst der Embryo des Menschen ist von diesen Metamorphosen nicht ausgeschlossen. In einer seiner Entwickelungsperioden zeigt er Kiemen und Kiemenöffnungen, die denen der Knorpelfische ähnlich sind, ein Herz mit einer einfachen Reihe von Höhlen und ein Gehirn, das aus Knoten besteht, die der Länge nach hintereinander liegen. Zuerst verliert er die Kiemen und bekommt Lungen, während aber die Blutcirculation in der Art noch einfach bleibt, wie dies bei den Reptilien beständig der Fall ist. Dann entsteht ein doppelter Kreislauf, aber nur ein unvollständiges Zwerchfell wie bei den Vögeln. Endlich erhält er die Gestalt eines vierfüßigen Thieres, jedoch mit einer schwanzförmigen Verlängerung des Hirngerüstes und mit Zwischenkiefernknochen; zuletzt wird seine Form der künftigen aufrechten Stellung angepaßt, und die Gehirnhohlkugeln wachsen bedeutend und dehnen sich noch hinten so weit aus, daß sie das kleine Gehirn vollkommen bedecken u. s. w.

Ungeachtet dieser zahlreichen und triftigen Gründe warnt doch der Verf., die Folgerungen aus der oben angeführten Hypothese nicht zu weit auszudehnen und sich überhaupt vor Verirrungen, wie sie das allzu eifrige Aufsuchen und Verfolgen von entfernten und oft eingebildeten Analogien bei manchen Naturforschern des Festlandes erzeugt, zu hüten. Mancher unserer deutschen Leser möge hierbei des alten Sprüchleins gedenken: „De te narratur fabula."

Die Übersetzung des Werks verdient alles Lob, und die ihr beigefügten schätzbaren Anmerkungen bezeichnen den Übersetzer als einen seines Faches kundigen Mann.

Karl Hohnbaum.

Literarische Notizen.

Behufs der Bewerbung um die diesjährigen Demidow'schen Preise sind 24 Werke an die petersburger Akademie eingesendet worden; darunter waren fünf historische, vier mathematische, drei medicinische, drei landwirthschaftliche, zwei über orientalische Sprachen, zwei zur Militairwissenschaft, zwei zur Jurisprudenz, ein statistisches, eine Reisebeschreibung und ein pädagogisches Werk. Auf Vorstellung zweier Akademiker kam noch ein mathematisches Werk dazu. Alle diese Werke waren bis auf vier in russischer Sprache verfaßt. Einige Werke wurden des halben Preises (2500 Rubel) für würdig erachtet, mit dem ganzen Preise (5000 Rubel) dagegen nur folgende zwei belohnt: 1) die auf des Kaisers Befehl herausgegebene, von dem Mönch Hyacinth verfaßte „Chinesische Grammatik", die vor allen andern den Vorzug hat, daß sie sowol die chinesische Gelehrtensprache als auch die des gemeinen Lebens behandelt; 2) eine „Taktik" vom Generalmajor Medem.

Auf der Universität Petersburg gab es in dem am 12. April beschlossenen akademischen Jahre 42 Professoren und Docenten, 413 Studirende, darunter 52 Hospitanten. In der Zahl der Lernenden waren 192 Adelige, 65 Söhne von Oberoffizieren, 19 Söhne von Geistlichen, 40 aus dem Kaufmannsstande, 31 aus dem Bürgerstande und fünf Ausländer. Die Universitätsbibliothek ist durch Acquisition der Bibliothek des Prof. Schöfer in Leipzig auf eine ausgezeichnete Weise bereichert worden; sie erhielt dadurch 633 russische Werke, die ihr bis dahin noch fehlten. Die kaiserliche öffentliche Bibliothek enthält jetzt 425,621 Bände und 17,236 Manuscripte; bei derselben sind 27 Beamte angestellt.

Die Universität Kasan erhält für die orientalischen Literaturen immer größere Bedeutung. Außer den Lehrstühlen der mongolischen und chinesischen Sprache besteht seit kurzem dort auch ein Lehrstuhl der armenischen, mit dem ein Gehalt von 4500 Rubel verbunden ist. G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 251. — 8. September 1839.

Die Becker'sche Weltgeschichte.

Die Becker'sche Weltgeschichte hat ihre eigene Geschichte. Karl Friedrich Becker, der Urheber derselben, hinterließ das Werk, welches er bis zum neunten Bande geführet hatte, bei seinem Tode 1806 unvollendet, hatte ihm aber durch seine lebendige, gewandte Darstellung, seine seltene Gabe, zu individualisiren und mit wenigen Strichen ein anschauliches Bild zu entwerfen, sowie durch seine leichte, von jeder Künstelei entfernte, ungemein fließende Schreibart ein großes Publicum erwoeben. Um so eher konnte man über manche Mängel, über das geringere Quellenstudium und die Behandlung der christlichen Religionsbegriffe, welche den Charakter der Aufklärungsperiode aus dem vorigen Jahehunderte an sich trug, hinwegsehen. Ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, Joh. Gottfr. Woltmann, übernahm die Fortsetzung und die Eegänzung des Fehlenden. Er brachte den fünften Band, von dem Becker für die zweite Ausgabe nur wenige Bogen hinterlassen hatte, zu Ende und eegänzte im zehnten, der ihm allein angehört, die Geschichte bis zur französischen Revolution. In einer neuen Auflage des Ganzen wurde Einzelnes, wie die alte Geschichte, umgearbeitet, in der Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts blieb Becker's Week fast unverändert, da diese Partien unstreitig die glänzendsten sind. In der Darstellung und Schreibart steht Woltmann hinter Becker zurück, denn diese ist nicht seiten verworren und unklar; aber sein Urtheil ist frei und gründlich, seine Begeisterung für das Hohe und Würdige warm und anregend, die Auffassung und Veeknüpfung der Begebenheiten eigenthümlich und geistreich. Nach Woltmann's Tode (14. Juli 1822) übernahm Joh. Wilh. Loebell das Ganze, ein Schriftsteller mit umfassenden hisloeischen Studien, richtigem Urtheil und daneben im Besitz einer anmuthigen, geschmeidigen Schreibart. Die fünfte und sechste Ausgabe sind (mit Ausschluß der Geschichte unserer Zeit von Menzel, die in den feühern Ausgaben den 11. und 12. Band ausmachte) sein Werk, und man sagt nicht zu viel, wenn man ihm das Zeugniß gibt, daß er mit geoßer Gewandtheit die mühsame Aufgabe gelöst habe, die so verschiedenartigen Bestandtheile der Becker'schen und Woltmann'schen Aebeiten ineinander zu verschmelzen und eine durchgängige Übereinstimmung in der geschichtlichen Geundansicht herbeizuführen. Gleichzeitig mit Hrn. Loebell verfaßte K. A. Menzel (1824) die „Geschichte der neuern Zeit" seit dem Tode Friedrich's II. zur Ergänzung des Fehlenden in Becker's Werke. Diese Bände zeichnen sich durch tüchtige Auffassung der historischen Thatsachen und Charaktere, durch helle Beleuchtung der herrschenden Ideen und durch eine in jeder Beziehung ehrenwerthe Gesinnung in einem solchen Geade aus, daß wir keinen Anstand nehmen, sie als die beste Geschichte unserer Zeit zu bezeichnen und zugleich als eine, trotz des allerdings veeänderten Inhaits der neuesten Geschichte dennoch ganz geeignete Fortführung des Becker'schen Weekes; denn Einzelne haben in diesen Bänden eine Abweichung von dem Grundgedanken des erstern finden wollen.

Die Aebeiten vier so tüchtiger Männer hatten die Becker'sche Weitgeschichte zu einem der gelesensten Bücher gemacht, dem selbst ein Nebenbuhler wie Rotteck nicht schaden konnte, dessen „Allgemeine Geschichte" zum Bedauern Aller, welche gründliche historische Kenntniß verbreitet und die deutsche Jugend in keinerlei Weise fanatisirt zu sehen wünschen, bereits eine ziemliche Verbreitung gewonnen hatte. Bei der siebenten Ausgabe der Becker'schen Weitgeschichte, die noch nicht beendigt war, als die Verlagshandlung auch schon 1837 einen zweiten, unveränderten Abdruck veranstalten mußte, ist nun noch ein fünfter Mitarbeiter eingetreten. Hr. Loebell nämlich, dee bei dem rasch vorschreitenden Drucke nicht allen Partien des Werkes gleichmäßigen Fleiß widmen konnte, erwählte sich einen Mitarbeiter an dem Herrn Dr. Maximilian Dunckee, gegenwäetig Privatdocenten in Halle, und übertrug ihm die Beaebeitung des Mittelalters. Derselbe hat in einer iesenswerthen Vorrede zum vierten Bande seine Grundsätze entwickelt, und wir können sowol ihnen als der Ausführung unsere Beistimmung nicht versagen. Umfassendere Foeschungen zeigen sich überall, auch wo Hr. Duncker nur Resultate geben kann; in einzelnen Abschnitten tritt das Quellenstudium ausführlich hervor, ohne den Leser durch viele Gelehrsamkeit oder massenhafte Citate zu belästigen; ganz desonders ist den staatsrechtlichen und kirchlichen Zuständen des Mittelalters große Sorgfalt zugewendet und jener Misgriff sehr geschickt vermieden, der über Roheit und Baebarei ganzer Zeiträume klagt, oder sie an Rousseau, Voltaire und an der Erklärung der Menschenrechte admißt. Die Darstellung ist einfach und ruhig, aber bei wichtigern Er-

Digitized by Google

rignissen ausgeführter und trägt überall die Spuren eifrigen Interesses für die behandelten Gegenstände.

Demnach haben sich in der siebenten Ausgabe die Bearbeiter so getheilt, daß Bd. 1—3 und Bd. 7, 8, 9, 10 Hrn. Loebell, Bd. 4, 5, 6 und 9 Hrn. Duncker, und Bd. 11, 12, 13 und 14 Hrn. Menzel angehören.

Wenn wir nun weiter einige der hervorstechendsten Seiten charakterisiren wollen, welche die Becker'sche Weltgeschichte zu einem so populairen Werke im edelsten Sinne des Wortes gemacht haben, so dürfte zuvörderst von der Anordnung und Vertheilung des Stoffes zu sprechen sein. Diese ist bei allen Bearbeitern so festgehalten worden, daß sie ausgemalte Bilder und Schilderungen enthält, und daß sich um diese die Umrisse und Einleitungen gruppiren, welche diese Gestalten miteinander verknüpfen und die Übersicht über das Ganze der Weltbegebenheiten geben. In der letztern Beziehung haben die neuen Bearbeiter weit mehr geleistet als Becker, dessen eigenthümliches Verdienst mehr in der erstern Beziehung hervorgetreten war. Es zeigt sich aber dies fortwährend in der neuen Ausgabe, wo wir nur an die Schilderungen des peloponnesischen und dreißigjährigen Krieges, der Zeit nach Alexander dem Großen, der Religionskriege in Frankreich, der dänischen Revolution von 1660, des amerikanischen Freiheits- und des siebenjährigen Krieges, der spanischen Entdeckungen in Amerika, der griechischen Angelegenheiten, des Winterfeldzugs der Verbündeten in Frankreich 1814 und der Julirevolution erinnern wollen. Ebenso gelungen sind die Beschreibungen ausgezeichneter Persönlichkeiten, eines Sokrates, Gregor I., Mohammed, Karl's des Großen, Kaiser Friedrich's II., eines Huß, Luther und Gustav Adolf (wo wir uns besonders freuen, den Herausgeber nicht auf dem falschen Wege zu sehen, den ein geistvoller Historiker neuerdings betreten hat), Bertrand's du Guesclin, Peter's I. und Karl's XII., des ältern Pitt, Eugen's von Savoyen, Struensee's, einer Jeanne d'Arc, Charlotte Corday und vieler Andern. Um und an solche Bilder reihen sich dann allgemeinere Betrachtungen über Zeitalter und Zustände, deren Verdienstlichkeit hoch anzuschlagen ist, wie über die germanischen Staaten im Anfange des Mittelalters, die Verfassungen und Culturzustände unter den sächsischen, salischen und schwäbischen Kaisern, die Verhältnisse des deutschen Reichs unter den spätern Kaisern, über Kirchenwesen und Mönchthum des Mittelalters, wo wir Hrn. Duncker's Unparteilichkeit und historischen Standpunkt nur loben können; über Ludwig's XIV. Hof- und Staatsverwaltung, über die philosophisch-materialistische Schule des 18. Jahrhunderts, über das preußische Landrecht und die Stein'schen Gesetze, über die vorbereitenden Ursachen der französischen Revolution und die verschiedenen Phasen derselben, und viele andere. Es muß endlich noch als ein besonderes Verdienst der Anordnung und lichtvollen Vertheilung hervorgehoben werden, daß es den Herausgebern gelungen ist, über der Darstellung des Politischen nie das Künstlerische und Wissenschaftliche zu übersehen. Denn den verschiedenen Literaturen aller Völker sind in den verschiedenen Jahrhunderten eigene Abschnitte gewidmet, wo in präciser Darstellung das Wichtigste mit Geist und Urtheil zusammengefaßt ist; theils haben auch Männer wie Abälard, Dante, Petrarca, Boccaccio, Shakspeare, Spinoza, Leibnitz, Goethe, Schiller, die großen italienischen Maler und Andere eigene Capitel erhalten.

Als eine zweite unter den Tugenden des Werks betrachten wir die sich überall kundgebende Mäßigung und Unparteilichkeit im Urtheile, sowie den Anstand, der jede Misdeutung oder jeden Anstoß entfernt hält. Diese Eigenschaften sind bei einem Volksbuche von besonderer Wichtigkeit, da es erst durch dieselben seine wahre Stellung einnehmen und in allen Classen der Gesellschaft beruhigend und belehrend, aber nicht aufregend und beunruhigend wirken kann. Die Vergleichung mit gewissen volksverführerischen Schriften und historischen Werken, welche die Geschichte nach Lieblingsdoctrinen zustutzen, kann nur ein Vorzug für das Becker'sche Werk sein. Zu solchen Partien rechnen wir z. B. die Urtheile über Gregor VII. und die Kirchenverfassung des Mittelalters, die Quadratmeilen- und Ländersucht der deutschen Fürsten zur Napoleon'schen Zeit, die Constitution der spanischen Cortes, die Bemerkungen über die Volkssouverainetät, das Verhältniß Preußens zu den Polen, Friedrich's II. Ansicht von deutscher Literatur, die Erzählung von den Begebenheiten in der Schweiz und in Deutschland seit dem Ausgange der Freiheitskriege bis auf die gegenwärtige Zeit, die Darstellung des Verhältnisses zwischen Elisabeth und Maria Stuart, vor Allem aber die Urtheile über Napoleon. Daß er hier als „Welttyrann" und „großer Völkerhändler" bezeichnet, daß ihm mehr als eine Blutthat Schuld gegeben und daß über seine Gefangenschaft auf St.-Helena kein Klagelied angestimmt wird, das wird Denen freilich sehr ungerecht erscheinen, bei denen „Napoleon nach seinem Falle, die widrige Gestalt seiner Tyrannei vor sich und vor der Mitwelt verhüllend, mit seiner Behauptung, überall nur die Freiheit, die Rechte und das Glück der Nationen beabsichtigt zu haben, Eingang, ja sogar in ihnen neue Anhänger und Bewunderer gefunden hat" (XIV, 37). Um so mehr Verdienst gebühret aber Hrn. Menzel's Geschichte der Napoleon'schen Zeit in ihrem Ernste, der auch die deutschen Schmeichler nicht schont, und in ihrer Wahrhaftigkeit. Der Anstand, dessen wir oben lobend gedacht haben, bezieht sich sowol auf die Urtheile über Begebenheiten ungewisser und anstößiger Art, wie über den Tod Paul's I. von Rußland, als auf die Erwähnung geschlechtlicher Dinge, welche die Verfasser, jüngerer Leser eingedenk, mit Zartheit behandelt haben, ohne dabei in eine tadelnswürdige Weichlichkeit zu verfallen.

Im Gegensatz zu dieser ruhigen Mäßigung darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß große, edle Charaktere und Handlungen ganzer Völker, die von der schönsten Begeisterung zeugen, stets mit Wärme und Innigkeit vorgetragen sind. So die Vertheidigungen von Karthago, Numantia und Kopenhagen, die Befreiung der Schweiz, der Aufstand der Tiroler 1809, York's heldenmüthiger Entschluß, die Erhebung des preußischen Volks 1813, Luther's Auftreten und — um ein gerade nicht welthistorisches Ereig-

Digitized by Google

niß hinzuzufügen — die Geſchichte der Francke'ſchen und Ganſtein'ſchen frommen Stiftungen in Halle.

Die beſonnene Haltung der Verfaſſer iſt auch darin zu erkennen, daß ſie der lieblichen Sage im Alterthum ihr Recht gelaſſen haben, in der jüdiſchen Geſchichte, in der Herodotiſchen Erzählung von Cyrus, in der ältern griechiſchen und römiſchen Geſchichte, wo aber Niebuhr's großartige Forſchungen von Hrn. Loebell häufig in den Anmerkungen berührt werden, wogegen ſich He. Menzel (XIV, 385) weniger anerkennend äußert. Bei ſolchen Begebenheiten, die ſich irrthümlich durch viele Bücher fortgepflanzt haben, ſteht die Berichtigung theils im Texte, theils in den Anmerkungen, ſo über Bajazeth's Käfig, über den Mann mit der eiſernen Maske, über die Schickſale des Don Carlos, über die mindere Schlechtigkeit der Königin Fredegunde, über die Vergiftung der deutſchen Könige Heinrich VII. und Günther, über Colombo's Geburtsort und die Ermordung der franzöſiſchen Geſandten zu Raſtadt.

Da nun in dieſem Buche nicht gezeigt werden ſoll, wie die Geſchichte erforſcht und gemacht wird, ſondern nur ihre Ergebniſſe, ſo iſt auch die Anführung zahlreicher Belege unterblieben. Dafür ſind mit geſchickter Auswahl nur wenige, aber ſehr bezeichnende Beweisſtellen ſowol aus den alten Claſſikern als aus Froiſſard, Comines, Jovius, Grotius, Thuanus, Mariana, Guicciardini, Garnier und andern Hiſtorikern von anerkannter Wichtigkeit, am ſparſamſten in den letzten Bänden, beigegeben und die ausgezeichnetſten Geſchichtswerke aller Nationen bei vorkommender Gelegenheit ordentlich citirt worden, ſodaß alſo die Gelegenheit zu weiterer Belehrung geboten iſt. Und wie in dieſer Beziehung die Herausgeber ihren emſigen Fleiß und ihre Beleſenheit in dem Neueſten an den Tag gelegt haben, ſo haben auch die geachteten Geſchichtslehrer es nicht verſchmäht, zu dem Bedürfniß der jüngern Leſer hinabzuſteigen und ihnen Unbekanntes zu erläutern, ſo den Münzwerth von Rupien, Livres und Goldgulden, die Gebräuche der Meſſe und der Adoration, Ausdrücke wie Harmoſten, Legaten, Stadien, Hugenotten, Chouans, die Beſtimmungen des ager publicus und des homo novus im alten Rom, und die Unterſchiede des Julianiſchen und Gregorianiſchen Kalenders.

Eine anſtändige Ausſtattung, ſauberer Druck und wohlfeiler Preis empfehlen die Becker'ſche Weltgeſchichte, die jetzt nicht mehr allein das Eigenthum der Kinder und Kinderlehrer iſt, ſondern ihren Weg auch in die Häuſer der Erwachſenen und Gebildeten und in die Arbeitszimmer der Gelehrten gefunden hat. 2.

Funfzig Gedichte von Philipp Engelhard Nathuſius. Probeſammlung. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn. 1839. Gr. 12. 12 Gr. *)

Wem ſänke nicht der fröhlich und frei in die Zukunft blickende Muth und das Hoffen für die Poeſie des Vaterlandes, wenn ſelbſt eine der wenigen friſchen Stimmen aus dem einſt ſo dichten und hochſtämmigen deutſchen Dichterwalde, eine Stimme, die wir gern hier widerklingen laſſen, alſo ſingt:

Könnt' ich für jedes Lied mir tauſchen ein
Ein gutes Werk, wie ſchön wär' mir's beſchieden.

So ſchwebt alſo auch über dieſem jungen Herzen die ſchwer drückende Wolke unſerer Zeit, die ſo gern das Schöne im Garten der Poeſie ausreuten und an deſſen Stelle die nährenden Knollen des allein Nützlichen einſenken möchte. Da bringt aber unſer Dichter, das Geiſtigſte in dieſer neuen Richtung erfaſſend, ſeinen ganzen friſchen Blütenſtrauß und, falls dieſer gefällt, ein ganzes buntflammendes Blumenbeet von Dichtungen, fromm zum guten Werke der Tröſtung ſchwerverletzter Opfer edler Überzeugungen dar und fährt alſo fort:

Doch muß ein Lied ein gutes Werk wol ſein,
Sonſt könnt' es nicht die Seele ſo befrieden.

Ein ſolcher, trotz aller innerlich glühenden Jugendkraft harmoniſch beſänftigender Friede iſt es, der in den Liedern dieſes Dichters ſäuſelt, und nur etwa muthwillige Täuſchung, niemals aber den ätzenden und verletzenden kalten Hohn mancher neueſten Poeten auf das angeregte warme Gemüth des Hörers ſtalaktitenartig herabträufeln läßt. So in nachſtehendem Liede aus der zweiten der drei Abtheilungen dieſer Sammlung, überſchrieben: „Heimliches", „Aus meinem Wanderbuche" und „Zeitvertreib im Winter".

Morgenwanderlied.

(Oeſowa.)

Herbſtlich friſche Morgenluft
Schauert mich zuſammen,
Wie der Schmied mit Waſſerguß
Schürt ſeine Flammen.

Daß die Kehrglut tiefer ſich
Nur zuſammenziehe,
Kräft'ger fortährend innerlich
Purpurfunkelnd blühe.

Fühl' es hell aus Aug' und Bruſt
Leuchten aus der Stirne,
Dringen feſt mit Blitzesluſt
Durch die dult'ge Ferne.

Nebel über Halb' und Fluß,
Nebel auf den Höhen
Wehen um mit kaltem Kuß,
Laß ſie ziehn und wehen.

Schüttle ſie vom dichten Haar,
Athme ſie aus 'nander,
Theilen muß ſich's licht und klar,
Wo ich ſchreit' und wandre.

Ach, der erſte Sonnenblick,
Der die Stirn mir fächelt,
Hat den ganzen Heldenmuth
Schon hinweggelächelt.

Die nämliche Abtheilung ſchmückt vor allen andern ein reizendes, auf dem Bosporus im Vorüberfahren gedichtetes Lied an ein Griechenmädchen, für welches keinen Raum zu haben uns leid thut, und ſie ſchließt würdig mit dem hier folgenden Gruße des, von der Meerfahrt auf umgekehrtem Nibelungenwege heimkehrenden Dichters ans Vaterland:

Heimatland, dich grüſſ' ich — Bruſt voll Odem —
Singend wieder heut' betret' ich dich,
Kräftig, und der feſte deutſche Boden
Tönt mitklingend unter meinem Schritt.

Ob's auch ſtürme, ob auch Blätter tiefeln,
Ob auch ſchmucklos mich die Flur empfängt;
Warm den Buſen fühl' ich mir's durcheiſeln,
Und es blüht, wo ſich der Blick verſenkt.

*) Der Ertrag iſt dem leipziger Centralverein zur Schadloshaltung der ihrer Stellen entſetzten göttinger Profeſſoren beſtimmt, zu welchem Zwecke, im Fall einer geneigten Aufnahme, eine vollſtändigere Sammlung erſcheinen ſoll.

Digitized by Google

Und ich pflücke wandernd, wie die Blumen,
Lied um Lied an meinem Wege mir,
Und von Ort zu Ort führt mich die Muse
An der Hand bis zu der Heimatsthür.

Nach der Heimat fühlt' ich mich gezogen,
Und nun grüßt zwiefache Heimat mich:
Alles find' ich, was mir sonst gewogen,
Alles wieder — Poesie, auch dich!

Heimatland, dich grüß' ich, Land der Lieder,
Und der Liebe und der Treue Land.
Da bin ich, dein Lieder, nimm mich wieder,
Nimm zum ew'gen Band die reine Hand.

Gern sprächen wir noch von der Blüten- und Hoffnungswelt, die uns in den andern beiden Abtheilungen dieser Sammlung aufgeht, von ihrer durchklingenden Saugbarkeit, von den reizenden Mythen: „Amor im Winterschlafe", und von den großartigen Gesängen: „Saitengestimm zum Hohen Liede" und „Beigabe an die Geliebte". Wir versagen uns aber diese, nach den gegebenen Andeutungen von jedem Leser leicht sich selbst bereitete Freude und schließen dafür lieber mit Herssetzung eines Theiles der seelenvollen Zuschrift an den Dichter, welche dieser vor seinem ersten Hervortreten im ermunternden Begeisterungsrufe einer Stimme empfing, die keiner von Denen verkennen wird, welche sich am Schönsten ergötzten, was der Poesie Deutschlands in neuester Zeit entsprossen ist.

„Heut' am Himmelfahrtstage war ich im Thiergarten, da hab' ich das junge reiche Laub an den Hecken betrachtet, mit der zarten Verbrämung auf den Rippen und den feinen Wimpern am Rande des Blattes hinlaufend; da hab' ich deiner Lieder gedacht, daß vielleicht sowie hier Viele an deinen Liedern hinstreifen werden, ohne wie ich dabei zu empfinden, daß Alles, was gleich der Natur sich einfach und ohne Lüge entwickelt, auch geeignet ist lebenerregend zu wirken. Und dann bin ich weiter im Garten bei einem jungen Kirschbaume stehen geblieben und habe wieder deiner gedacht, daß du wol so sein mögest wie jener junge Baum; denn da die Frühlingszeit ähnliche Gedanken anrege, wie deine Lieder enthalten, warum sollten diese nicht wirklich die Sprache der Blüten sein? Viele sind taub, die Ohren haben, Viele sehen nicht, die Augen haben, diese erkennen nicht an der Hecke des Blattes feine Bildung, jene lauschen nicht der Blütensprache, die jetzt im Frühlingsbeginn in immer neuen Tonaeten dichtet. Sind doch Jene die Begabteru, die es voraus haben, diese Sprache zu verstehen und nachzutallen, dann man Solchen mit Genuß belauscht zu werden, die, wie ich, bekannt sind mit dieser Sprache. Ich denke, dies ist, was von meiner Seite dir genügen wird. Ich verleugne dich nicht, lieber Philipp; wenn ich dir nicht mehr sage und nicht tiefer auf Alles eingehe, so ist dies, weil eine winterliche kalte Natur den zärten Frühling immer nur beschreiben und von weitem anhauchen darf; die Kraft liegt in dir, nicht in meiner Erkenntniß. Du treibst deine Blüten ohne Pflege, die Natur hält dir den Spiegel hin, daß du sollst dich selbst drin beschauen, deine schwanken Zweige tragen um so schöner und freier ihre Blüten ohne Stütze. So unbefangen und dem Zufalle vertrauend, wie du diese anspruchlose Probesammlung dem leipziger Vereine für die verwiesenen Professoren hingibst, übergebe sie doch auch dem Publicum; der Wind ist immer günstig gestimmt, spielt er in einem jungen Flachenbart; er wird diese Lieder schon tragen und heben und ausstreuen unter Alten, denen die Begeisterung ihre Silbertropfen auf die Seele träufelte, als das makellose Gewissen jener Geächteten in fruchtbarem Gewitterregen sich über uns ergoß." 104.

Der Megpunnaismus.

Es ist in den Reisebeschreibungen und Journalen schon viel von der verbrecherischen Sekte der Phanfegars oder Thugs die Rede gewesen, welche den Raubmord systematisch betreibt und über weite Strecken in Indien verbreitet ist. Vor kurzem entdeckte man eine Untersekte derselben, die wie jene durch eine Art religiösen Eides verbunden, aber hauptsächlich darauf angewiesen ist, Ältern zu tödten und sich ihrer Kinder zu bemächtigen, um sie als Sklaven zu verkaufen. Man nennt diese Art des Thugismus den Megpunnaismus. Einen Bericht darüber stattet der Major W. H. Sleeman ab, und wir erfahren daraus, daß diese schauderhafte Sekte vorzüglich in dem Gebiete von Delhi und den Staaten der eingeborenen Fürsten von Rajpootna, Ulwer und Bhurtpore haust. Dieser durch den Megpunnaismus bezeichnete blutige Gegensatz zu dem im Ganzen weichlichen und leidenschaftlosen Volke ist bemerkenswerth. Delhi scheint der Hauptsitz dieser Horde zu sein; Delhi, die große, wohlbevölkerte Residenz, mit starker englischer Besatzung, mit einer paradiesischen Umgegend, welche der bevölkertste, der gebildetste und am besten angebaute Theil der englischen Besitzungen ist. Trupps dieser Meuchelmörder durchstreifen das Land, indem sie ihre Familien mit sich führen. Während die Weiber durch allerlei List und Betrug die Auswanderer und reisenden Familien überreden, mit dem Trupp zu ziehen, suchen die Männer die Getäuschten an irgend einen einsamen Ort zu verlocken, wo die Ältern von ihrer Hand getödtet, die Kinder von der Hand der Frauen geraubt werden. Obgleich bereits eine große Menge derselben eingezogen, gerichtet und mit dem Tode bestraft wurde, so scheint ihre Zahl doch eher zu- als abzunehmen. Man wirft die Leichen der Gemordeten in die Flüsse, an deren Ufern sie getödtet wurden, und verbirgt die Kinder meist in liederlichen Häusern: Maßregeln, welche die Entdeckung der Schandthaten aufs äußerste erschweren. Diese Meuchelmörderbanden wählen stets zu ihren Opfern die Ältern kräftiger Kinder, welche Hunger und Elend zur Auswanderung zwingen. Die Bringarras, welche durch ganz Indien den Handel mit elternlosen Kindern betreiben, sind liederliche Frauen, welche kräftige und gut aussehende Kinder kaufen, bezahlen einen höhern Preis, wenn sie wissen, daß die Ältern todt sind und die Kinder nicht mehr reclamirt werden können. Major Sleeman gibt in seinem Berichte an, daß ungefähr funfzig Mitglieder der verschiedenen Banden bisher eingezogen worden sind, von denen einige gehängt, andere zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, die meisten jedoch wegen Mangels an genügenden Beweisen wieder entlassen wurden. Manche dieser Banden zählen 50—60 Köpfe, Männer und Weiber. Ihr schändliches Gewerbe nennen sie selbst Megpunna. 108.

Notizen.

In Betreff der von Mehren, unter Andern auch von den genfer Doctoren Coindet und Gosse aufgestellten Behauptung, daß das Strafsystem einsamer Absperrung mit und ohne Arbeit zum Wahnsinn führe, macht Moreau-Christophe, der Oberaufseher der Gefängnisse in Frankreich, die nicht unwichtige Bemerkung, daß in dem geistigen Zustande von Verbrechern überhaupt eine Neigung zum Wahnsinn sei; auch Parent-Duchatelet fand bei den verdorbensten und lasterhaftesten Individuen, die ihm vorkamen, Spuren der Geisteszerrüttung, und ein Blick in die Geschichte wie in die Natur des Menschen bestätigt es.

Um Frauen in der angenehmen Beschäftigung der Blumenzucht eine Anweisung zu geben, erscheint in London: „The ladies flower garden of ornamental annuals by Mrs. *London*", in etwa 16 Nummern. Jede Nummer enthält drei Tafeln mit 12—20 nach der Natur gezeichneten Blumen und einen Text mit den nöthigen Erläuterungen.

Zu Palermo erscheint unter dem Titel: „Il consolatore dei ciechi", eine Zeitschrift für Blinde; sie lesen dieselbe, indem sie mit den Fingern über die in Relief gedruckten Zeilen hinfahren. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 252. — 9. September 1839.

Venetianiſche Briefe über neudeutſche und altitalieniſche Malerei.

Zweiter Artikel.*)

12.

Unſere Kunſt würde unſtreitig den Weg zu der Theilnahme des Volkes weit ſchneller gefunden und dieſe weit gewaltiger angeregt haben, wenn man unter den Künſtlern verſtünde, den Geiſt und Sinn des Volkes zu treffen, mit großen Gegenſtänden das nationale Intereſſe zu feſſeln, den Volkscharakter zugleich darzuſtellen und zu faſſen. Ich wage nicht, von dem Standpunkte unſerer Malerei in Bezug auf Technik zu reden; in Bezug auf Wahl der Stoffe aber herrſcht eine außerordentliche Rathloſigkeit. Es fehlt uns ein Mann, ein Künſtler oder ein Liceat, der mit Rath und That hier ein großes Beiſpiel gäbe oder einen entſchiedenen Weg wieſe, ein Mann, der den großen Wald der Mittelmäßigkeiten einmal bedeutend überragte, der den vielen im Dunkeln Gehenden die Bahn lichtete, den Dünkelhaften ſagte, wo es fehlt, den Muthloſen, was ſie beſitzen, den Kühnen, was und wie ſie wagen ſollten. Es fehlt ein Mann, wie Lionardo da Vinci für ſeine Zeit war, der mit Einem Schlage die Steifheit, den Froſt, die Lebloſigkeit der Malereien vor ſeiner Zeit mit ſeinem Beiſpiele entfernte. Wie dieſer damals mehr in Bezug auf Das, wie man malen ſolle, lehrte, ſo müßte Einer heute lehren, was man malen ſollte; und nebenher könnte es nicht ſchaden, wenn Einer zugleich wie jener zeigte, wie und was man in Bezug auf Leben und Bildung ſein ſollte. Oder um eine andere nähere Analogie zu wählen, es fehlt uns Jemand, der für die Malerei Das würde, was Leſſing für die Poeſie war. Beide Männer haben, wie verſchieden ſie ſein mochten, das in ihrem Weſen und in ihrer Stellung gemein, daß ſie begabt, glücklich, vertrauend und Vertrauen ſchaffend waren, als Lieblinge der Natur anziehend, durch Idealität des Benehmens vorſtechend in einer trockenen Zeit, vielſeitig gebildet, von leichter reizender Faſſungsgabe, durch Überkühnheit, ſowie durch ghiribizzi in Leben und Kunſt pikant, genial, aber nicht liederlich, arm, aber freigebig, ja verſchwenderiſch, von raſchen Entwürfen, ungeheuer anregend durch geſtellte und gelöſte Aufgaben, Vieles beginnend, Weniges vollendend, Beide mehr durch verſtändige Lehre und Muſter als durch Productionen von raſchem Wurfe ausgezeichnet, Beide in ihren beſten Werken den mühſamen Fleiß durch die Außerordentlichkeit des Entwurfs und die Bedeutung der Sache verdeckend, Beide von erſtaunlicher Höhe der Conception, und Beide geſtändig, daß ihr productives Talent nicht dieſer Höhe gleichkomme. Gerade ſo rathlos wie heute die Malerei, gerade ſo in fehlerhaften, oder geringen, oder unzeitgemäßen Gattungen wie dieſe trieb ſich zu Leſſing's Zeiten die Dichtung herum. Tauſend Köpfe verſuchten tauſend Arten, es wollte ſich keine halten. Wir hatten damals religiöſe Gemälde in der Dichtung wie heute in der Malerei, wir hatten didaktiſch-allegoriſche, landſchaftliche, idylliſche, lyriſche. Leſſing zeigte die Ungeeignetheit der einen, die Falſchheit der andern, die Unbedeutendheit der dritten und ſteuerte auf das Drama los. Und dadurch hat er uns erſt eine ſolide Poeſie verſchafft, wie uns heute Einer eine ſolide Malerei geben würde, der eine ſo entſchieden und allein paſſende Gattung mit ſo viel Sachkenntniß eröffnete wie Leſſing, und mit ſo viel richtiger Nationalſympathie jene Eigenſchaften der Ausführung beſonders zu bevorzugen wüßte, die der Volksnatur am verwandteſten und eingänglichſten ſind.

13.

Was zuerſt dieſes Letztere angeht, ſo glaube ich, daß es keine ſo entſetzliche Sünde mehr ſein wird, wenn man heutzutage laut ſagt, daß der Beſuch der italieniſchen, d. h. der römiſchen Schule unendlich viel irre geführt hat. Ich ſage, es kann dies heute keine Sünde mehr ſein, wo einige der ausgezeichnetſten jungen Talente, die Rom nie geſehen haben, in ihren Leiſtungen bewieſen, daß man auch ohne Rom ein Maler werden könne. Worin das Schädliche der vorzugsweiſen Bildung in Rom ſtecke, das glaube ich ſehr deutlich machen zu können. Alle Kunſt hat Theil und ſoll Theil haben an den einander entgegengeſetzten Qualitäten der Naturwahrheit und Idealität, der geiſtigen Bedeutung und der ſinnlichen Form. Wo die Kunſt dieſe Gegenſätze am meiſten zu verſöhnen verſtand, da erreichte ſie das Höchſte. Man braucht nur die geringſte Kenntniß der Kunſtgeſchichte zu haben, um zu wiſſen, daß nur die Alten dieſe Stufe in einem bedeutenden Grade erſtiegen haben, daß dagegen die neuere

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 213—216 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Zeit sich so in diese Eigenschaften einseitigee theilte, daß der Noeden von Europa, oder der germanische Stamm, voezugsweise Naturwahrheit und innere Bedeutung, der Süden, oder dee romanische Stamm, vorzugsweise Idealität und sinnliche Form cultivirte. In der Dichtung ist doet Shakspeare Repräsentant wie hier Arioſto, in der Musik steht doet Händel gegen Marcello hier. In der ganzen italienischen Dichtung sucht man vergebens einen individuell gezeichneten Charakter, wie sie Shakspeare zu Hunderten spielend hinwirft; die ganze italienische Musik stellt Goethe dae als einen blos gefälligen Genuß fürs Gehör, wo die Melodie ihren ganzen Werth in sich selbst trägt, wäheend sie in dee deutschen duech eine innere Bewegung gezeugt und geformt ist. Edenso ist es in der Maierei. Die ganze niedeeländische Genremaierei steht hiee als Caricatue diesee noedischen Eigenthümlichkeit gegen die italienische. Nie hätten die Italienee diese Waheheit des Ausdrucks eeeeichen können, die hier mit spielender Geläufigkeit geübt wird, so wenig als die Niederländer je die italienische Grazie dee Foem. Ich speeche den großen Meistern der Italienee den Ausdruck und die psychische Wahrheit nicht ab, so wenig wie den englischen Dichtern das Ideale und Schöne. Ich leugne abee, daß man es auf beiden Seiten weit darin gebracht habe. Ich leugne, daß Rafael mehe individuelle Waheheit des Ausdeucks habe als Arioſt in seiner Art; und man kann allgemein sagen, daß dieser, gegen Shakspeare gehalten, diese Qualität ganz veeleugne. Wer die Fresken eines Masaccio odee eines Jacopo Avanzi in St.-Antonio in Padua (von Lionardo nicht zu reden) betrachtet, dee wird gestehen, daß man voe Rafael hier und da *in diesem Stücke* auf einem Wege war, der viel mehe veespeach, als in Rafael's Zeit darin geleistet waed; und als später die Kunst anfing im Allgemeinen Würde und Begeisterung zu verlieren, so zeigten einzelne Bologneser wieder, daß sie in eben diesem Stücke sich weit mehe getrauten als die Römer, und ich glaube bei Guercin und Andeen gefunden zu haben, daß sie ausdrücklich mit Rafael hier und da wetteiferten und wieklich an individuellee Charakteeistik so weit vorscheitten, als sie an Ideal und Conception zurückwichen. Man iese nue Vasari übee Tizian's Magdalene, um zu sehen, wie ihm diese energische Speache des Ausdeucks etwas ganz Fremdes ist, von dem er beinahe speicht, als ob es dem Künstlee, gegen den ee neidisch ist, mehe durch Zufall als durch Absicht gelungen sei. Man höre nue, wie er seinen Micheiangelo eben dieses Ausdeucks wegen übee alle anbern Italienee setzt, als ob diesee demselben allein eigen wäee; und man überdenke dabei, wie haet und wie ganz dem Charaktee allee andern italienischen Maierei entgegengesetzt die des Buonaeotti ist, um deutlich zu fühlen, daß diese Qualität auf diesem Boden nicht heimisch ist. Es ist gae nicht davon die Rede, was das Vorzüglichere sei, Form und Idealität, oder Ausdeuck und Wahrheit. Es ist beides geoß, und am größesten, wenn es zusammengreift. Da abee diese Verbindung in neueree Zeit nicht mehe wie bei den Griechen durch natürlichen Instinct gegeben ist, sondern eesteedt und errungen sein will, so feagt es sich, von wo man ausgehen soll, um zu diesee Verbindung zu kommen. Und hieauf gibt es nue Eine Antwoet, daß jede Nation von dem Nationalen ausgehen müsse; wie Deutsche also von Wahrheit, Ausdruck, Composition, innerer Bedeutung aus. Nicht um babei stehen zu bleiben! Denn wie in unserer geographischen Lage, so haben wir in unseeer Natur gleichsam die Bestimmung erhalten, hiee in die richtige Mitte zu treten. So nimmt unseee Dichtung diese Stelle ein: unser Goethe ist nicht so allgemein und ideell wie Arioſt und nicht so individuell und psychologisch treu wie Shakspeaee. So ist unser Gluck eben das wahre Mittei zwischen noedischer und südlicher Opernmusik. So stehen unseee Dürre und Holbein mitten zwischen den Niederlanden und Italien und reichen sich gleichsam mit den Venetianern die Hand. Heil unserer Kunst, wenn diese Männer so unsere sich neu regenerirende Maierei verkünden wie Hans Sachs damals unseee dramatische Poesie, die erst im 18. Jahehunderte sich vollendet, wenn sie sich zu einee noch unbekannten Geße verhalten, wie Giotto's Zeit zu Rafael's. Auf eben diesee Seite dee Naturwaheheit stehen auch solche unseeer Maler, die, wie Lessing, iheee eigenen Natue überlassen blieben. Leidee abee fing die romantische Schule nicht so an. Wee abee noch zweifeln wollte, ob wieklich die Wahrheit des Ausdrucks so sehe der deutschen Natue zusagt, der beachte nue, waeum eben z. B. Lessing allen andeen Düsseldoefern so weit voeangestellt wird.

14.

Wenn wie abee uns tren bleiben und diesee richtigen Mitte theilhaftig werden wollen, so sollten wir uns auch nicht auf der einen Seite in das Genee so sehr verlieeen und auf dee andern nicht die kirchlichen Gegenstände des Katholicismus so sehr suchen, die uns nothwendig auf dem römischen Wege festdannen. Es ist eine recht naturgemäße und verspeechende Eescheinung, daß wir gleich bei dem eesten Bildungsschusse in Cornelius und Ovеebeck die Gegensätze des Wahren und Idealen, des Michelangelo und Rafael, des Weltlichen und Geistlichen eepräsentiet haben. Sie ist edenso natürlich als zue Zeit unserer entstehenden Dichtkunst die Gegensätze, die Klopstock und Wieland bildeten. Allein zu einem recht echten, gedeihlichen Kunstwirken führete beides nicht. Was waren es füe klägliche Wirkungen, die dee Irrthum anstellte, als sei die religiöse Dichtung die höchste, und gar, als müsse ein religiöser Dichtee nothwendig ein Pietist sein. Und wie traueig ist es, daß diesee selbe Jeethum untee den Maleen noch immee schleicht. Niemals und unter keinen Umständen habe ich gesehen, daß die Feömmelei dee Kunst auch nur äußeelich fördernd gewesen sei, denn diese verlangt üdeeall einen heiteen, freien Himmel. In der schönsten italischen Zeit, wo die Religion und Kieche noch eine ganz andere Bedeutung füe die Künstlee hatte als jetzt, waren die pingnoni schon mit Recht verspottet, denn überall schadete iher Befangenheit den einfachsten Kunstpeincipien. Das fand seidst Schadow bei Overbeck. Ee muß es eingestehen, daß dieses Mannes religiöse und sitt-

liche Anſichten nicht im Einklange mit der Entwickelung einer allumfaſſenden Kunſt ſtehen; er zeigt, daß ihm die Auffaſſung eines kräftigen ſinnlichen Lebens nicht zu Gebote ſteht, und ſagt, woher es komme: weil ſeinen ſpätern Anſichten nach dies der höhern Kunſt verderblich ſei! Was konnte es auch für Vortheile für die Kunſt bringen, daß die Fra Bartolomeo und Lorenzo Credi ihre Studien des Nackten öffentlich verbrannten, als Savonarola gegen das Laſcive predigte? daß der Eine Scrupel bekam, ob nicht die Kunſt überhaupt ein ganz unheiliges Werk ſei? daß Fieſole, dieſer Heiligſte unter den Heiligen, ehe er ein Werk anfing, betete und, wenn er es fertig hatte, nie daran beſſern wollte, weil er meinte, der liebe Gott wolle es nicht anders haben, als wie es gleich anfangs eben ausfiel? Oder was hatte die Malerei davon, daß der fromme Garofalo um Gottes willen ſeine zahlloſen Heiligenbilder ſo fabrikmäßig hinmalte? Und wenn man denn dergleichen um jeden Preis hinmalen wollte, ſo brauchte man ja nicht erſt fromm und katholiſch zu werden. Die andächtigſten Maler gerade ziehen vielleicht die andächtigen Bilder des Perugin denen des Garofalo noch vor. Aber dieſer war ein recht echter Italiener des gewöhnlichen Schlags, hatte nach Vaſari gar keine Religion, leugnete mit einem ſteinernen Kopfe die Unſterblichkeit und betete den Gott der Welt, das Geld, vor Allem an. Man wird mir vielleicht einwerfen, das Fabrikmäßige und Steife ſeiner Bilder verrathe den Heiden? So habe ich ein entgegengeſetztes Beiſpiel zur Hand. Ich habe nicht viele Heiligenbilder geſehen, die ſo ganz das Gegentheil von Fabrikmäßigem, von Wirthſchaften mit altem Geräthe, von Hergebrachtem und Überkommenem, von mechaniſch Entſtandenem wären, die ſo ganz die Überzeugung gäben, als ob ſie mit wahrer und beſonderer Liebe und Andacht gemalt ſeien, wie die Gemälde von Soboma in Siena, die ſich mit der heiligen Katharina beſchäftigen. Und dies war ein ruffiano der erſten Claſſe, ein Menſch, der das beſtialiſchſte Leben eines liederlichen Genies führte. Kurz, es läßt ſich gar nicht leugnen, daß die italieniſche Kunſt erſt dann auf ihren Gipfel trat, als ſie die Feſſeln der kirchlichen Malerei ſprengte, als ſie weltliche Gegenſtände nahm, oder wenigſtens die kirchlichen mit derſelben Freiheit wie jedes hiſtoriſche Bild behandelte. Abgeſehen hiervon, ſo haben ſich gewiß noch ſehr Wenige ernſtlich gefragt, warum man damals ſo ausſchließlich gräßliche Bilder gemalt habe. Weil ſie die günſtigſten für die Kunſt geweſen wären? O weit gefehlt! Es wäre gerade, als wenn Einer auf die Frage, warum man jeder Chronik damals die bibliſche Geſchichte vorſetzte, antwortete, weil dies die vollkommenſte oder lehrreichſte Geſchichte wäre. Sondern die Antwort auf beide Fragen iſt eine und dieſelbe und die einfachſte von der Welt: Man kannte nichts ſonſt als die Bibel und Legenden, man kannte keine Geſchichte, nicht einmal ſeine eigene; der Gedanke, die geſchriebene Dichtung, ſelbſt die eigene, nationale zu malen, was den Alten ihre endloſen Stoffe gab, war noch gar nicht erwacht. Der Maler malte, was er kannte und wußte, und gab dem Volke, was auch dieſes kannte und wußte. Wo daher ein Volk war, das wie das venetianiſche auch noch etwas Anderes kannte als die Bibel und Legende, da mußte letztere die Hälfte ihres Raumes der Nationalgeſchichte abtreten und die Heiligenbilder mußten weltliche Geſellſchaft aufnehmen. Bei uns nun will ich nicht unterſuchen, was die Künſtler Alles kennen und wiſſen; das Volk aber weiß aus der Legende gar nichts mehr, weiß außer der Bibel mancherlei ebenſo gut und hier und da wol vielerlei beſſer ſogar als die Bibel, und vielerlei, was zur Kunſt ebenſo gut, wo nicht beſſer iſt als die Bibel, worunter ich ganz beſonders unſere Dichter verſtehe. So gewiß man damals nichts Beſſeres wählen konnte als geiſtliche Stoffe, weil man das Volk an ſeiner erregbarſten Seite damit faßte, ſo gewiß kann man heute nichts wählen, wo der Erfolg mehr problematiſch wäre; bei den neuteſtamentlichen Gegenſtänden vollends, wo die Hauptſache der hergebrachte Typus iſt, in dem mit den Italienern zu wetteifern eine thörichte Vermeſſenheit wäre in einer Zeit, wo die Kunſt noch lange keinen Styl gewonnen hat, und wo der religiöſe Glaube eine Antiquität wird. Oder wer will dem widerſprechen? Der zeige mir ein Volk, das noch ſpät, das noch bis heute ſo viel echten Glauben hat wie die Tiroler, das zugleich ſo viel Eitelkeit und Prunkſucht mit ſeiner Religioſität verbindet, daß es noch bis heute und ſeit lange gern für Kunſtſchmuck in ſeiner Kirche ſorgt, und er ſage mir, was denn nun mit all dieſen frommen Opfern für die Kunſt herausgekommen iſt? Denn ich nehme die Hälfte der münchener und düſſeldorfer Werke, die ſeit 20 Jahren entſtanden, für die ſämmtlichen Kirchengemälde der Tiroler aus alter und neuer Zeit. Was ſoll es nun heißen, daß noch Schabow predigt, die Darſtellungen religiöſer Gegenſtände müßten Hauptzweck der Kunſt und ihr erhabenſtes Feld bleiben? Dann würde unſere Malerei bleiben, wo unſere Dichtung bei Klopſtock ſteht. Wenn dies ſalbungsreiche Hinweiſen auf die Religion Kunſtgröße ausdrücken ſoll und großes Beſtreben, ſo iſt es ein welt großartigeres Geſetz, zu ſagen, daß die Kunſt wie bei den Alten herrſchen, Alles beherrſchen, Niemanden und nichts dienen muß! Dies iſt das ceterum censeo, das ich ewig wiederholen würde. Soll die Kunſt alſo einmal der Religion dienen, ſo muß ſie darüber herrſchen; die Phantaſie muß frei walten dürfen. Auf die altteſtamentlichen Bilder wäre ich daher nicht ſo böſe, weil wir, Dank ſei es unſerer rationellen Schule, mit dem Alten Teſtamente nicht mehr ſo viele Complimente machen. Ich würde vielmehr dieſe Gegenſtände geradezu unter die hiſtoriſchen Aufgaben rechnen und halte es für einen wahren Fortſchritt, daß ſo viele Jüngere jetzt von dem Neuteſtamentlichen zu dieſen viel fruchtbarern und freiern Regionen übergegangen ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

Über Bücher zu urtheilen, die mein Geſchlecht vorzugsweiſe betreffen, darf ſchon der Frau erlaubt ſein. Still-

Digitized by Google

schweigend wird die Erlaubniß als gegeben angenommen und so sei Einiges über

1. Spiegelbilder aus dem weiblichen Kunst- und Berufsleben der modernen Welt. Von F. Gr. Fridolin. Zwei Bändchen Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

gesagt. Zuvörderst wäre die Meinung zu erwähnen, daß auch eine Fridoline daran geholfen. Daß die Untreue ein männliches Herz brechen könne, daß es eine todte Geliebte nie vergesse, schmeichelt uns zu sehr, als daß wir nicht im Romane Das niederschreiben möchten, was wir im Leben selten erfahren. Männer sind geneigter das Wirkliche ohne Einmischen des Erdichteten zu halten, weshalb mir's wahrscheinlich vorkommt, daß „Das letzte Wiedersehen", „Die Braut" und „Der Polr und die Tänzerin" einem weiblichen Schriftsteller das Dasein verdanken. Unsere geschichtlichen Novellenschreiber bekümmern sich zwar genau um Geräthschaften und Kleider ihrer Helden und Heldinnen sammt Nebenpersonen, aber nach den heutigen Moden fragen sie weniger, kennen mindestens für die weibliche Tracht die Modebenennungen nicht, weshalb die artig erzählte Erfindung der Crispinmäntel in dem „Crispin" mit Fug und Recht einer Frau zuzutrauen ist. „Die Pianistin" könnte gemeinschaftlich geschrieben sein. Die Anzüge hätte die Frau besorgt, Beide die Warnung gegen verkehrte Erziehung, die ausschließlich ein Talent herausbildet, alles Übrige vernachlässigt, dem Kinde nicht vergönnt Kind zu sein. Deshalb bleibt die zur Virtuosin gezwungene Angelica noch im jungfräulichen Alter kindisch, erst die Liebe beseelt sie; als sie erfahre, daß der Busenfreund des Geliebten, eines Tonkünstlers ersten Ranges, George genannt, kein Er, sondern eine Sie ist, ergreift sie Wahnsinn. Eine wahre Begebenheit liegt vermuthlich zu Grunde. Bestimmt ist diese in „Helene". Die Mordthat, an einem harmlosen Gelehrten vor 10—12 Jahren in Wien verübt, war ja allbekannt. Kaiser Franz ließ dem Gange der Gerechtigkeit freien Lauf, obgleich die Strafe einen vornehmen Verbrecher traf. Die Wiener wurden nicht um ein Spectakel betrogen. Daß der Erzähler den Namen der nun verstorbenen, sehr talentvollen, aber auch sehr leichtfertigen Schauspielerin verschweig, mit welcher der Mörder im engen Verhältniß stand, ist zu billigen; warum er aber bald Wien ausschreibt, bald W††† zeichnet, auch anderswo Dinge, die keine Ungewißheit zulassen, durch den Anfangsbuchstaben und ††† zu maskiren wähnt, ist nicht zu begreifen. „Aimée die Kunstreiterin" ist die öfter im Roman als im Leben sich zutragende Geschichte eines geraubten und wiedergefundenen Kindes. Sie erhebe sich nicht über das Gewöhnliche, sie läßt über das Geschlecht des Verf. in Zweifel. Dagegen kann nur ein Mann in „Wie war es möglich" so galant der Herzogin von Beira huldigen, sich so lebhaft für die karlistische Partei in Spanien interessiren. „Die Verworfene" gehöre ebenfalls einem Manne zu. Im Umgang splitterrichtern wir gar gern, aber im Schreiben verunglimpfen wir unser Geschlecht nicht, wir ehren es dann auch in der einzelnen Frau; selbst wenn wir glauben, daß, wer einmal verlorenen Ruf und sittenlos war, sich seltener von dem Fall erhebt, als daß er die alte schlechte Gewohnheit fortsetzt, so sagen wir das nicht geradezu öffentlich. „Joana" beschreibt den Heroismus, die treue eheliche Liebe einer jungen Spanierin aus dem jetzigen Kriege in dem unglücklichen Lande. „Der verfehlte Beruf" kann unmöglich aus der Feder einer Frau herrühren. Daß eine Schriftstellerin über ihrer Liebhaberei die Pflichten der Hausfrau, der Gattin, selbst der Mutter vernachlässige, gestehen wir allenfalls zu; aber daß ein Weib, daß eine zärtliche Tochter so weit von Autoreneitelkeit getrieben werden kann, das einzige sterbende Kind ohne Pflege zu lassen und so seinen Tod herbeizuführen, ist undenkbar. Die italienische Novelle: „Die Nonne", könnte schicklicher in Deutschland vorgehen. Übereilte Klostergelübde gab's und gibt's auch hier, und wenn ein betrogenes Mädchen sich rächen will, thut sie es wol nur dann durch eine Buße an sich selbst, wenn sie von deutscher, nicht von welscher Zunge ist. Die

2. Frauenbilder von G. P. R. James. Aus dem Englischen übersetzt von Martin Bernhard. Herausgegeben von W. A. Lindau. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr.

sind, dem Vorwort des Herausgebers nach, von einer Frau gezeichnet, recht zweckmäßig für ihr Geschlecht ausgeführt. Margarethe von Anjou liege uns deutschen Frauen fern, der Britin ist sie schon durch ihren Shakspeare bekannt. Eben wegen des Reizes der Neuheit zieht dies Bildniß an, obgleich das Original abstößt, wir zwar die Geisteskraft der kühnen Frau anstaunen, aber ihre Härte, ihre Verhöhnung gefangener Feinde, ihre raffinirte Grausamkeit verabscheuen, wir sie für entmenscht halten müßten, wenn sie nicht Mutterliebe hätte, die sie freilich mit dem Thiere theilt. Königin Elisabeth ist so dargestellt, daß wir deutlich sehen, wie sie als Frau recht wenig und als Königin recht viel taugte. Die liebliche Lilie des Thales, die unschuldige Johanna Gray, ist ein gelungenes Bildniß; für ein großes historisches oder dramatisches Gemälde ist die ganz reine, leidende Unschuld kein Gegenstand. Johanna von Arc ist dagegen uns Deutschen durch Schiller wieder näher gekommen als den Britinnen, denen sie Shakspeare arg verleumdete. Obgleich alles Erdichtete von ihr abfiel, ist sie noch immer eine romantische Gestalt. Frau von Maintenon kann sich bei ihrer Biographin bedanken, sie ist tugendhaft über die massen, ohne Ehrgeiz, Ränke- und Verfolgungssucht; wäre nicht die Montespan, welche die Geschichte beweglich erhält, man würde durch die beschreibene, übervollkommene Maintenon sich zum Gähnen veranlaßt fühlen. Manches in den höfischen Einrichtungen stimmt mit den Schilderungen der Romane jener Zeit nicht überein, doch ist das Gemälde nicht in dem Maße verfälscht, daß man es aus der Galerie verbannt wünschte, die bald noch mehre aufstellen sollte. 165.

Literarische Notiz.

Bereits herausgegeben oder für die Herausgabe vorbereitet sind: „Geological observations made during the voyage of H. M. S. Beagle, on the volcanic islands of the Atlantic and Pacific oceans and on coral formations; together with a brief notice of the geology of the Cape of Good Hope and part of Australia, by *Charles Darwin*", mit zahlreichen Karten; ferner: „Domestic scenes in Russia: in a series of letters describing a year's residence in that country, by the Rev. *Lester Venables*" (London), ein interessantes Werk voll lebendiger Skizzen, Anekdoten und belustigender Details. Von John Davy ist ein illustrirtes Werk in drei Bänden angekündigt: „Physiological and anatomical researches"; auch bereitet derselbe die Herausgabe der gesammelten Werke seines berühmten Bruders Humphrey Davy vor. Das Werk, welches nach und nach erscheinen und mit einer Denkschrift über Humphrey Davy's Leben begleitet sein wird, soll nicht über 10 Bände, innerhalb ihrer aber alle Werke umfassen, welche Davy in einer durch seine Forschungen für die Chemie wichtig gewordenen Periode (1799—1829) geliefert hat. Die englische Übersetzung des zweiten Theils des Goethe'schen „Faust", von L. Bernays, Sohne des Dr. Bernays, Professors der deutschen Literatur am Kings-College, worüber wir bereits in Nr. 218 d. Bl. berichtet, wird gegenwärtig auf dem Wege der Subscription für die Herausgabe in einem Einzelbande vorbereitet. Die Übersetzung, dieser stückweise im „Monthly magazine" mitgetheilt, hat in England sowol bei den Kritikern wie in weitern Kreisen allgemeine Theilnahme gefunden. 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 253. — 10. September 1839.

Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

15.

Die auf dem Wege sind, Geschichte und Dichtung zu malen, die sind auf dem versprechendsten Wege. Alles wird ihnen zufallen, sobald sie in Wahl und Behandlung glücklicher sind und mehr Sympathie mit der Volksnatur verrathen. Unsere Künstler stehen hier, daß ich es wiederhole, an der Stelle, wo Klopstock und Wieland standen. Die religiöse christliche Bilder malen, haben denselben frommen Sinn wie jener, haben dieselbe beifällige Ermunterung einer großen Menschenzahl, da die ganze Zeit der Restauration, übersättigt von den Fortschritten des Rationalismus in Deutschland, des Heidenthums und des Atheismus in Frankreich, dem Christenthume wieder mit neuer Wärme in die Arme fiel. Vergebens warnte in Klopstock's Zeit Lessing vor jener orthodoxen poetischen Richtung wie Goethe vor dieser künstlerischen. Man fußte auf dem Innern und äußern Beifall. Er verrauschte aber in kürzester Zeit, und die Producte jener Tage sind vergessen, der „Messias" ist vergessen, und noch ist kein Künstler und kein christliches Kunstwerk erschienen, das nur den hundertsten Theil der Wirkung gemacht hätte wie dieses Gedicht. So gab Klopstock den Bardenton an. Ein ganzes Heer ihm nach. Man fühlte sich so vaterländisch wohl dabei, man träumte sich in die Urzeiten zurück. Etwas Ähnliches kam in den Befreiungskriegen wieder; des Heroismus und heroischen Tons der Kaiserzeit satt, fiel man in das teutonische Heroenthum zurück. Diesem unnatürlich gesteigerten Tone entsprechen die Compositionen aus den Nibelungen und alle jene sonderbaren ungelenken Reckenfiguren, die, die Zeichnung einer gebildeten Zeit verleugnend, sich zurückschraubten in eckige Zeiten, in einen eckigen Styl, der so wenig Verhältniß zu uns hat wie Klopstock's Bardenton. Sowie in den Zeiten der Restauration sich das ritterlich Elegante neben das grob Teutonische in der Dichtung stellte, so standen damals Wieland und Alxinger mit dem Versuche der erneuerten Rittergedichte gegen die Barden, und so stehen die Ritterhistorien, die mit Schnorr und Riepenhausen begannen, gegen die Nibelungen von Cornelius. Ich gestehe gern, daß Schnorr's Ariost das Gefälligste in der Villa Massimi ist und von poetischem Gefühle zeugt; nichts hat aber so schlimm fortgewirkt als diese Stücke. Von da aus, scheint mir nämlich, kam die fatale Eigenschaft der Putzsucht unter unsere Maler, die hinter Waffenprunk und prächtiger Gewandung, hinter Ornamenten und saftiger Färbung den Mangel an reinem Formensinn versteckt und Einfalt und innere Bedeutung ganz verleugnet. Ganz sowie in den alten Ritterromanen Vers, leichter rhythmischer Fall und Reim und alles Kleinliche der Beschreibung Hauptsache war, über der alles Wichtige und Wesentliche ganz vergessen ward, so geschah es hier in den entsprechenden Materien. Alles Nebensächliche ist in solchen Ritterstücken die Hauptsache; es ist, als ob die Details einen Styl schaffen sollten, als ob man mit den letzten Strichelchen der Vollendung anfangen wolle. Das Große der Handlungen, der Leidenschaften geht ganz und völlig verloren; aber die glatte Oberfläche ist desto glänzender. Jede Figur erscheint im reichsten Schmucke, jedes Gewand ist wie neu aus dem Laden, jedes Zeuch von der saftigsten Farbe, decatirt dazu und verbrämt mit Goldschnörkeln, jedes Gräschen und Hälmchen ist zu zählen und steht in seinem schönsten Morgenputze. Das sind Kunststückchen, aber keine Kunst! Dies Unwesen hat sich ferner auf fast sämmtliche Sachen der düsseldorfer Schule geworfen, und diese Flucht des Großen und Kräftigen geht hier vom Äußern auch auf das Innere über. Ein historisches Gemälde in kühnen Zügen wird hier gar nicht geschaffen, nur gegen die Münchener gehalten. Sie scheuen Handlung mehr als Leidenschaft, Leidenschaft mehr als Empfindung; sie wollen malen, was sich nicht malen läßt, und was sie malen sollten, können sie nicht. Sie wollen, was die Musik Geheimnißvollstes ausdrückt, in Farben wiedergeben; wie die geistlichen Herren verrückte Allegorien malen, das „Klopfet an, so wird euch aufgemacht", und die sieben klugen Jungfrauen und dergleichen darstellen, so malen diese das Heimweh und eine vorübergegangene Unterredung u. dgl. Das sind diese lyrischen Sehnsüchtelelen, in denen wol nothwendig das Beiwerk die Hauptsache werden muß, weil sich die Hauptsache nicht malen läßt. Es ist ungemein charakteristisch, daß die Düsseldorfer fast alle sich nicht an eigentliche Actionen wagen. Wo sie auch historische Compositionen ein-

Digitized by Google

mal geben, da weilen sie auf dem Momente der Empfindung, der Ruhe, oder wo auch eine Handlung vorgeht, ist eine Art Passivität dabei. Es ist dies nicht immer ein Fehler, aber wo es immer kommt, ist's ein Fehler. Lessing's meiste Bilder mangeln der eigentlichen Action; Bendemann's Jeremias und trauernde Juden stellen Empfindungen dar über nicht gesehene Handlungen — aber Kaulbach malt die Zerstörung von Jerusalem! und wird — dies ist das Wahre — über dem Geschehenden die dargestellten Handelnden und die Zuschauer empfinden lassen. Mücke's Mailänder stellen eine theatralische Procession dar, eine ruhende, passive Handlung. Solch eine Ruhe- und Affectscene ist der Tod Friedrich II., ebenso Richard's Söhne von Hildebrand, deren Motiv nicht einmal völliges Eigenthum des Malers ist. So ist Köhler's Mirjam ein ungemein charakteristisches Bild. Es ist nicht die große Scene des Untergangs Pharao's gewählt, die den Rafael und Tizian schon als Kinder reizte, es sind nicht die gewaltigen Männer des Wunders in den Vordergrund gestellt; nichts ist eigentlich Handlung, und dies wird erst recht unleidlich fühlbar, weil doch Alles in dem Bilde Bewegung ist. Das Meer ist in Unruhe, die Luft, das Heer, das die gestohlenen Sachen schleppt, die jubilirenden Prophetinnen, die dem Betrachter ordentlich gefährlich auf den Leib rücken. Und auch diese sind auf der Flucht so schön geputzt, sie müssen ihren Goldstaat wol auch im prophetischen Geiste gestohlen haben. Es wäre nicht zu enden, wenn ich Alles aufzählen wollte, was mir in Composition, oder Auffassung, oder Wahl so vieler historischen Bilder der neuesten Zeit gefehlt scheint, und was meistens auf Rechnung des Mangels einer wahren, kräftigen, freien Geistesbildung kommt, eines natürlichen Sinnes der Beobachtung menschlicher Verhältnisse und eines eindringenden Blickes in das Innere der menschlichen Seele und der Geschichte. Ich will nur noch die letzten Unternehmungen Kaulbach's erwähnen, der mir weit das schönste und versprechendste Talent unter allen unsern Malern zu besitzen scheint. Wer die stupenden Entwürfe zu seiner Hunnenschlacht und Zerstörung Jerusalems gesehen hat, der muß blind sein, wenn er leugnen wollte, daß hier ein ganz anderer Geist athmet als in allen andern Werken der neuern Zeit. Halte diese Sachen gegen die schlaffen Stücke der Lyriker, so siehst du lauter Bewegung, Handlung und Leben; halte sie gegen das jüngste Gericht von Cornelius, so findest du einen leichten und kühnen Wurf der Gruppen, der sich sogar mit manchem Besten der Alten messen darf. Hier ist nicht der Flitterstaat mit Waffen und Kleidung, obwol es an charakteristischem Costume nicht fehlt; nicht die Prunksucht mit Körperformen, in wie reicher Fülle sie auch vor uns ausgebreitet sind. Hier ist wirkliche Wahrheit, und diese sprechenden Gestalten und Gesichter künden uns reale Bewegungen der Seele und des Willens an, sie reden zu uns wie das ungeschminkte Leben, während in Schnorr's Rudolf eine seelenlose Komödie gespielt wird. Welch ein Reichthum poetischer Erfindung ist in dem Entwurfe zur Zerstörung Jerusalems! Ich habe das Ähnliche in München nicht wieder gefunden! Ja, ich gestehe es, mit Bedauern zwar, daß, wenn ich gegen diese reifen Werke Manches von den ersten Meistern halte, z. B. jenen Trojanersaal in der Glyptothek, der mir seinerzeit zu meinem Jammer eröffnete, daß wir dem elenden antikisirenden Gallicismus noch weit roher opfern als die italienischen Schulen unserer Tage, so würde ich ohne Weiteres, wenn ich's zu machen hätte, Befehl zum Herabwerfen solcher Wände geben, um solchen höhern Conceptionen Raum zu schaffen. Zwei Punkte sind mir indessen bei Kaulbach's Sachen bedenklich. Wie Lessing zu Schwermüthigem und Düsterm, so neigt er sich zu Leidenschaftlichem und selbst Grassem. Auch diese Wendung in diesen zwei bedeutendsten jüngern Talenten scheint auf einen Gang unserer Malerei zu zielen, der dem unserer Dichtung im vorigen Jahrhunderte analog ist, wo die Periode der Kraftgenies einen ähnlichen Gegensatz der Liebe zum Schrecklichen gegen die sanfte, idyllische Weichheit der vorhergegangenen sentimentalen Dichter aufstellte. Vielleicht ist dieses Extrem nöthig, um dem Entgegengesetzten die Wage zu halten; diese geniale Liebe zum Gewaltigen, um jenen Schlendrian, jene Philisterei, jenes Genüge am Kleinen zu brechen. Möchte nur Kaulbach Maß halten lernen! Ich hoffe, er selbst sieht es ein, daß jenes Narrenhaus (so wie die Caricaturen für Lionardo) wol ein Schulhaus für seine Kunst, aber nicht ein bleibendes Wohnhaus sein dürfe. Dies wäre der erste Punkt; der zweite betrifft die Farbe. Ich habe mich gewundert, hören zu müssen, daß er die Hunnenschlacht nicht gemalt habe, weil er und Andere im Zweifel gewesen wären, wie sie zu malen sei; denn ich bekenne, daß ich schwerlich viele Cartons in meinem Leben sehen werde, bei denen mir die Farbenhaltung des Ganzen so sicher und bestimmt vorstehen würde wie bei diesem. Diese Mittheilung, deren Wahrheit ich übrigens nicht verbürgen kann, erinnerte mich an die bekannte und leider begründete Meinung, daß die Münchener alle besser zu zeichnen als zu malen verstehen. Wir müssen daher Alle wünschen, daß Kaulbach, falls er sich hier schwach weiß, gründlich nachhilft; und was ich zu rathen hätte, wird im Verlaufe von selbst in die Augen springen. Eigentlich hätte ich auch noch ein Drittes auf dem Herzen; es betrifft die Wahl der Stoffe. Warum gerade Schlachten malen, die fast nie eine geschlossene Wirkung machen können, in denen so Vieles auf zerstreute Efforte verschwendet werden muß, mit denen in sparsamer wohlgewählter Anwendung so Vieles geschaffen und vollendet werden konnte. Und warum auch bei ihm ein klein wenig von jenem Schönthun gegen das Christenthum? Ist es wahr, daß in der Hunnenschlacht die christliche Ruhe über die heidnische Unruhe siegen soll? Ja, aber wenn nun Fabius Cunctator seine alten, besser disciplinirten Römer gegen den Attila geführt hätte, würde er nicht viel mehr siegreiche heidnische Ruhe aufgetrieben haben als Aetius mit all seinem Christenthume? Das sind solche Missgriffe in Auffassung und Wahl, die nothwendig folgen, wenn man sich Aufgaben geben und zeigen läßt, und von Solchen, denen selbst noch so Vieles zu zeigen wäre, statt daß man

Digitized by Google

selbst nach innern Trieben glückliche Griffe thut. Fragst du mich endlich, was ich denn nach solchen Kritteleien zu wählen übrig lasse, so sage ich, wie oben, das ganze Gebiet der Dichtung und Geschichte; und was ich zu wählen empfehle: die deutsche Dichtung und Geschichte; ein endloses Gebiet, wer es nur kennte. Und sollte ich selbst hier noch besonders empfehlen, so würde ich an Goethe's „Götz" und an ein ungemein fruchtbares Dictum erinnern, das er über diesen „Götz" selbst machte. Er schrieb seine Wirkungen, ausdrücklich im Gegensatze gegen die Klopstock'schen teutonischen Dramen vom Hermann, dem Umstande zu, daß wir in diesem Reformationsgeschlechte Fleisch und Blut von unserm Blute und Fleische erkannten. Was in der deutschen Geschichte älter ist als Luther, ist uns so entfremdet, daß wir durchaus erst in der Nation, in der Geschichtschreibung und in der Malerei deutschen Styl haben müssen, der uns jene Zeiten belebend näher bringt, ehe sie uns gefallen können. Deutschen Styl aber lernen wir noch dazu am natürlichsten in und an den Zeiten, in denen Dürer und Holbein lebten, und innerhalb welcher Alles, was erscheint, so gesund und kräftigend ist, und Alles, was geschah, uns noch heute gerade so vertraulich anspricht, wie uns auch alle Portraits von Männern jener Zeiten als Typen eines kraftvollen, herrlichen, echt deutschen Geschlechts ansprechen, das überall die scharfen Spuren jener geistigen Tiefe eingeprägt hat, in der zu lesen ich die deutschen Künstler nie genug ermuntern zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gudrun. Nordseesage. Nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San Marte (A. Schulz). Berlin, Mittler. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei dem großen Eifer und der vortrefflichen philologischen Ausstattung, deren sich die Denkmäler der altdeutschen Poesie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zu erfreuen gehabt haben und noch fortwährend unter den Händen ausgezeichneter Sprachforscher erfreuen, ist es auffallend, daß dieselben bis jetzt so wenig ein Eigenthum der Gebildeten unserer Nation und der Kenner fremder Literaturen unter uns geworden sind. Als Ursachen dieser Erscheinung lassen sich, vielleicht mitunter nothwendige Abgeschlossenheit dieser Studien, der Mangel einer für das Bedürfniß der Dilettanten ausreichenden Grammatik der mittelhochdeutschen Dialekte (denn non Jak. Grimm's Riesenwerke gilt auch das Horazische: „Non cuivis homini contingit adire Corinthum") und die Abneigung gelehrter Sprachforscher, durch Auszüge und Übersetzungen ihrer Literatur einen größern Kreis von Lesern zu verschaffen, angeben. Denn durch den Schul- und Gymnasialunterricht dürfte wol noch nicht sobald eine wünschenswerthe Verbreitung dieser Literatur erreicht werden. Abgesehen von den industriellen und materialistischen Richtungen der Gegenwart, die jeder gründlichen Wissenschaft, deren unmittelbare Vortheile nicht sogleich in die Augen springen, entgegenstehen, so ist es doch auch noch immer problematisch, wie weit die Lectüre der Nibelungen, des Otfried und anderer mittelhochdeutschen Gedichte den übrigen Objecten des Gymnasialunterrichts anzureihen ist. Wenn Nic. Bach, Art, Phil. Wackernagel und Graff auf die Einführung dieser Lectüre in die höhern Schulen dringen, so haben sie an den Koryphäen dieser Literatur selbst, vor allen an Gervinus sehr bedeutende Gegner gefunden, von denen der letztere („Geschichte der poetischen deutschen Nationalliteratur", I, 68) eine solche Lectüre durchaus verwirft, damit „man nicht zu den ungehenern und schon ganz unerträglichen Lasten, die unsern Schülern bereits auf dem Gymnasium aufgebürdet sind, ihnen auch noch solche opera aufbürde". Es ist hier nicht der Ort, dies weiter zu erörtern. Ref. ist indessen mit Gervinus ganz einverstanden über die Ausschließung dieser Dichter von Gymnasien und höhern Bürgerschulen, und glaubt es als einen Erfahrungssatz aufstellen zu können, daß durch diese Lectüre auf der höhern Bildungsstufe unserer Gymnasien nicht allein nichts gewonnen, ja sogar manches Verkehrte befördert wird, sondern daß auch trotz aller Sprachkenntniß altdeutscher Philologen keineswegs eine hervorstechende Neigung zu den mittelhochdeutschen Gedichten erzeugt worden ist. Solche Studien gehören auf die Universität. Von zünftigen Philologen kann es dagegen gefodert werden, daß sie die vortrefflichen Lehrer, an denen jetzt (weit besser als früher!) unsere Universitäten reich sind, fleißig benutzen, und es wäre zu wünschen, daß sich aus Liebe zum deutschen Vaterlande auch die Studirenden in andern Facultäten ihnen anschlössen.

Ein ehrenwerthes Beispiel eines solchen mit Eifer und Liebe zur mittelhochdeutschen Poesie betriebenen Studiums bietet uns die vorliegende Schrift. Der pseudonyme San Marte (der preußische Regierungsrath Schulz in Bromberg, früher in Magdeburg) hat schon seit längerer Zeit neben seinen administrativen Arbeiten sich mit der altvaterländischen Literatur beschäftigt und bereits 1833 durch einen zweckmäßigen Auszug aus „Parzival", dann durch seine gelungene Übersetzung desselben Gedichts (Magdeburg 1836) Beweise seiner Studien geliefert. Irren wir uns nicht, so sind solche Unternehmungen und Übersetzungen sehr förderlich für die Verbreitung der altdeutschen Literatur und können viel dazu beitragen, dieselbe zum Gemeingute der Gelehrten aller Facultäten, ja der Gebildeten überhaupt zu machen. Die im Verlaufe von zehn Jahren neu aufgelegte Übersetzung des Nibelungenliedes von Simrock hat dies bewiesen, und selbst die weit schlechtere von Hlusberg ist in diesem Jahre neu gedruckt und hat unstreitig in einem weiten Kreise, wenn auch nicht unter Gelehrten und Kennern des Originals, wesentlich zur Kenntniß des vortrefflichen Gedichtes beigetragen. Wir wollen keineswegs den Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, die jetzt mit vieler Fingerfertigkeit gemacht werden, das Wort reden, denn solcher bedarf unsere Zeit nicht, und sie werden doch eigentlich nur für unfleißige und träge Schüler angefertigt, da schwerlich solche Geschäftsmänner, die einmal Lust haben, im Homer, Horaz, Virgil, Cicero und Tacitus zu lesen, nach den Übersetzungen greifen werden. Aber wo eine neue Literatur, und noch dazu ein Zweig der vaterländischen, in das Leben treten soll, da scheint es uns Pflicht der Begabteren zu sein, entweder selbst durch Übersetzungen das Neue zu pflegen, oder wenigstens auf alle Weise das Unternehmen Derer zu unterstützen, die, mit gründlichen Sprachkenntnissen ausgerüstet (wie unser San Marte), sich der Fertigung solcher Übertragungen oder Nachdichtungen unterziehen. Die größten Geister des 15. Jahrhunderts, ein Boccaccio, ein Politianus, ein Ficinus, haben es nicht verschmäht, die Verbreitung der griechischen Literatur nach der Wiederherstellung der Wissenschaften durch lateinische Übersetzungen zu befördern, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie dadurch Außerordentliches gewirkt haben.

Da das mittelhochdeutsche Gedicht „Gudrun", welches von der Hagen 1820 aus der einzigen bis jetzt aufgefundenen wiener Handschrift abdrucken ließ und Ziemann (1836) aus der Sprache der jungen Handschrift in die des 13. Jahrhunderts zurückübersetzte, weit weniger bekannt geworden ist, als es wegen seiner anschaulichen Einheit im Verlaufe der Erzählung, der gelungenen Charaktercharakterzeichnung und Eigenthümlichkeit der Sprache verdient, so glauben wir durch eine kurze Inhaltsanzeige nichts Überflüssiges zu thun. Es enthält die Verheerung jungfräulicher Treue und Heldenkraft und gewährt ebenso durch sehr kräftige als

Digitized by Google

sehr zart gehaltene Stellen, anschauliche Schilderungen und anmuthige Betrachtungen ein so gelungenes Bild altnordischen Heldenlebens, daß wir dem Übersetzer im Interesse Aller, die für die mittelhochdeutsche Literatur Sinn und Gefühl haben, aufrichtigen Dank sagen zu müssen glauben. Da nun aber „in Gudrun nicht das Wort und die Form, sondern der Inhalt und die Idee das vorzugsweise Festrinde und Werthvolle ist", und die Heldenstrophe, wie sie sich in den „Nibelungen" und „Alphaet" am ausgebildetsten, etwas verändert aber in „Gudrun" zeigt, „schwerlich unserer heutigen Sprachform, gewiß nicht unserm heutigen Geschmacke entsprechend ist und auf die Länge Eintönigkeit droht", so glaubte der Übersetzer die alte Form brechen zu dürfen. Er hat das ganze Gedicht, wie es uns scheint, mit vieler Geschicklichkeit in Rhapsodien aufgelöst und mit Treue und Redlichkeit (wovon die Vergleichung mit dem Originale das Zeugniß gibt) darnach gestrebt, den eigenthümlichen Geist der Sage mit allen seinen charakteristischen, oft rauhen und wunderlichen Zügen im Sinne und möglichst in den Ausdrücken des Vordichters wiederzugeben. Seine Verse sind sehr wohllautend, und die Gewandtheit, mit der er die verschiedenen Rhythmen behandelt, nicht gemein; man sieht überall die rigene poetische Kraft des Bearbeiters und ein Gemüth, welches von der Kraft und Hoheit der Sage auf das innigste erfüllt, sie auch ebenso wiederherzustellen bemüht gewesen ist. Die Sage selbst ist Nordsersage genannt, weil Norwegen, die britischen Inseln, das alte Germanien und das Deutschland des 13. Jahrhunderts ihre Farben zu dem Gemälde gegeben und alle Küstenvölker der Nordsee es gepflegt und getragen haben.

Wir gehen nun zu dem Gedichte über, das in drei Theile zerfällt, von Sigeband, von Hagen und Hilda und von Gudrun, sodaß die beiden ersten in gewisser Beziehung eine Einleitung sind.

Sigeband, König von Irland, hatte von seiner Gemahlin, einer norwegischen Fürstentochter, einen Sohn Hagen. Während Ritterspiele gehalten werden, verlassen die Wärter den siebenjährigen Knaben, ein mächtiger Greif entführt ihn in seinen Horst, von wo der Knabe entflieht und zu drei schönen Jungfrauen gelangt, die, wie er, auch geraubt sind. In der Einsamkeit wächst seine Kraft, die Stärke von zwölf Männern durchrinnt sein Mark, er tödtet den Greif und andere grimmige Thiere. So leben sie, bis das Schiff des Grafen von Karadin (eines Briten) sie aufnimmt und nach Valian, der Königsburg auf Irland, führt. Hier ist große Freude, und nach einiger Zeit wählt sich Hagen eine der Geretteten, Hilda, das Königskind aus Indien, zum Weibe. Nach Jahresfrist wird ihm eine Tochter geboren, die der Mutter Namen, Hilda, erhält und ein Muster von Tugend und Schönheit heißt, wie ihr Vater Hagen durch Weisheit, Gerechtigkeit und die Stärke seines Armes vor allen Königen hervorleuchtete. Da kommen Fremde nach Valian, sie nennen sich Flüchtige vor dem Könige Hetel von Dänemark, führen prächtige Waaren zum Verkaufe mit sich, sind aber nicht minder tapfer, und Einer von ihnen, Wate der Alte, ficht mit dem König Hagen. Mittlerweile findet Hilda, das Königskind, großes Behagen an Horand dem Sänger; in stiller Abendstunde wird er zu ihr geführt und verlockt sie, sich von ihm nach Hegelingen entführen zu lassen, dessen König auf den Ruf von ihrer Schönheit sie nach Valian gesendet habe. Nach drei Tagen entschließt sich Hilda, Hagen wird überlistet und die Braut dem Könige Hetel nach Dänemark auf sein Schloß gebracht. Aber schnell folgt König Hagen zur Rache. Am dänischen Ufer entbrennt ein gewaltiger Kampf. Hagen und Hetel sind beide verwundet, da bietet Hetel Frieden, und Hagen, der sein Kind glücklich sieht, gibt nach: „Der Minne List darf ich wol gönnen, Was Stolz nie hat ertrogen können." Er kehrt nach Irland zurück und muß es frei gestehen: „Hätt' er der Töchter mehr noch, gerne Entließ er so sie in die Ferne."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Nichts vermag uns ein sichreres Kriterium für die Bildung eines Zeitalters zu geben als die Art, wie man sich in demselben die Phänomene der Natur zu erklären gesucht hat. Das Alterthum, ganz in poetischer und religiöser Anschauung der Natur befangen und in Allem, was zu ihrem Verständniß dient, ungeheuer unwissend, bezog jede ungewöhnliche Erscheinung im Reiche derselben auf eine unmittelbare Einwirkung der Götter, wie der nicht weniger einfältige Glaube der Katholiken des Mittelalters sie der Wunderkraft der Heiligen zuschrieb. Stehen die Heiligen und Heroen als halbmenschliche Wesen der eigentlichen Natur schon etwas näher als die Götter, deren Vormalten die unterste Stufe physikalischer Einsicht bezeichnet, so ist ein noch weiterer Fortschritt der Glaube an Magie, an Hexen und Zauberer, der im Orient nach dem Untergange der politischen Macht der Priesterkasten aufkam, von da im 5. Jahrhunderte v. Chr. Geb. nach Griechenland gebracht wurde (das Zauber- und Hexenwesen war von da ab besonders in Thessalien zu Hause), und den wir, nachdem die priesterliche Macht der katholischen Kirche durch die Reformation gebrochen und mit ihr der Heiligendienst zerstört war, da, wo sie Boden gewonnen hatte, wieder auftauchen und zwei Jahrhunderte bis auf des hallischen Thomasius Zeit in protestantischen Ländern festgemauert sehen. Die von den protestantischen Hexen bewirkten Wunder stimmen mit denen der katholischen Heiligen oft bis auf die kleinsten Details überein, außer in der wirkenden Kraft, welche bei Beiden angenommen wird. Aber diese zeigt uns den Hexenglauben nicht als neuen Rückschritt, sondern als Fortschritt gegen den Heiligenglauben. Denn dort ist die wirkende Kraft schon eine menschliche, durch menschliche Klugheit zu erlangende, eine zwar nicht verstandene, aber doch schon eine wahrscheinliche, glaubhafte und der Erkenntniß der natürlichen Ursachen sich nähernde. Daher konnte, was zur Zerstörung des Reichs der Magie, zum Verschwinden von Hexen und Hexenprocessen führte und nun auf letzter Stufe der Geistesentwickelung die Herrschaft erhielt, nichts Anderes sein als deutliche Einsicht in das Wesen der Dinge, wissenschaftliche Erkenntniß. Sie ist in der That in der neuesten Zeit auf den Hexenglauben, den im vorigen Jahrhunderte Thomasius noch bekämpfte, gefolgt, gerade wie im heidnischen Alterthum auf den Götter-, Dämonen- und Heroenglauben das Zauberunwesen in der Zeit des beginnenden Verfalls der religiösen Institute und auf dieses Wissenschaftlichkeit folgte, nur daß bei den geringern Mitteln zur Verbreitung der Bildung unter den Massen Magie und Aberglaube sich unter diesen fester behaupteten, als es unter den gebildeten Völkern Europas in dem letzten Jahrhunderte hat geschehen können. L61.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist neu zu beziehen:

Goethe's Briefe
an die
Gräfin Auguste zu Stolberg,
verwitwete Gräfin von Bernstorf.
8. Geh. 16 Gr.

Diese Briefe haben bei ihrem ersten Erscheinen in dem Taschenbuch „Urania" so großen Beifall gefunden und sind als so bedeutend für die Charakteristik Goethe's bezeichnet worden, daß ich mich zu dem besondern Abdruck veranlaßt fand, den ich hiermit den Freunden Goethe's darbiete.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 254. —— 11. September 1839.

Venetianiſche Briefe über neudeutſche und altitalieniſche Malerei.

Zweiter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 253.)

16.

Wenn die Kunſt ſich einmal dem Volksgeſchmacke auf dieſe Art genähert haben würde, ſo würdeſt du alsbald erleben, wie bereit ſich das Volk der Kunſt noch mehr nähern würde, als bisher geſchehen iſt. Und dies zwar darum, weil ein Volk überall, wo es ſich, für welche Kunſt es auch ſei, intereſſiren ſoll, ein Intereſſe mitzubringen pflegt, das außerhalb der eigentlichen äſthetiſchen Sphäre liegt. Die Kunſt iſt reines Eigenthum nur bei den Hochgebildeten; die Maſſe will ein Materielles und Reales mit in den Kauf. So bildet Moral und Religion, ſo bildet auch Vaterlandsſinn und Geſchichte ſolche Nebenintereſſen, die eine Nation erſt zur Kunſt gewöhnen müſſen. Die ganze Geſchichte unſerer Dichtung iſt nichts als die Geſchichte der allmäligen Hinleitung des Volks zu reinen äſthetiſchen Genüſſen. Es war kaum durch Goethe und Schiller daran gewöhnt, ſo entwöhnte es ſich wieder durch Kotzebue und Iffland davon. So ſieht das Volk lieber eine Oper als ein Schauſpiel; ſieht lieber ein Schauſpiel, als daß es ein Epos läſe: Alles aus Hang nach dem Überſchuſſe fürs Auge und Ohr, der nichts mit dem Werthe der Dichtung an ſich zu thun hat. So iſt das Intereſſe der Deutſchen an Goethe's „Hermann und Dorothea", am „Götz", am „Fauſt", aus keinem Grunde verhältnißmäßig größer, als weil ſie nationale Stoffe haben; und ebenſo neigt ſich die Vorliebe zu „Wallenſtein" und „Tell". Und es iſt dies gar keine blinde Vorliebe, denn es iſt wol natürlich, daß ſolche heimiſche Gegenſtände durch ihre nähere Verwandtſchaft auch dem Künſtler unmerklich größere Wärme mittheilen. Wer alſo in Deutſchland mit der Kunſt das Nationalgefühl anregte, das nach meinem Bedünken weit das fördernſte Kunſtintereſſe einflößen würde, der würde den feſteſten Grund zu einem großartigen Kunſtbaue legen. Es wäre ſchön, wenn dazu Schritte von der Nation aus geſchähen. Es wäre ein Prüfſtein, ob denn wirklich einige Deutſchheit und nationale Uneigennützigkeit im Volke wäre. Ich will dir meine Gedanken ſagen. Die Kunſtvereine haben ſich auf eine ſo ſchöne und erregende Weiſe, von populairer Seite, auf einen Wetteifer mit den höfiſchen Leiſtungen in München eingelaſſen. Aber ihr Eingreifen iſt zu zerſplittert, ſie können mehr nur das Kleine unterſtützen, es fehlt ein Vereinigungspunkt, der Mittel und Wege böte zur Förderung wahrhaft großer Unternehmungen. Der König von Baiern iſt uneigennützig genug geweſen, eine deutſche Walhalla zu gründen, der nichts fehlte, als daß ſie eine Art Nationaleigenthum wäre. Nichts wäre leichter, nichts zugleich größer und edler, als wenn unſere vielen deutſchen Kunſtvereine ſich wieder vereinigten, aus ihren neuerdings ſo bedeutenden Mitteln eine unbedeutende Summe jährlich auszuwerfen, für die durch einen Centralverein Anſchaffungen zu einer deutſchen Nationalgalerie gemacht würden. Es würden nur bei den allerbeſten Meiſtern Gemälde beſtellt; von ausgeſtellten nur die allerbeſten gekauft; die Gegenſtände müßten nothwendig und einzig aus der deutſchen Geſchichte und Dichtung entnommen ſein. Und wenn jährlich nur Ein Bild angeſchafft würde, ſollte ſich bei ſo kleinen Opfern nicht das Intereſſe 50 — 100 Jahre halten und ſo mit der Zeit eine Sammlung werden können, die ein ſtolzer Beſitz der Nation wäre? Welchen unſchuldigern, von politiſchen Beziehungen entfernteern Vereinigungspunkte könnte man aufſinden, wohin die deutſchen Stämme wallfahrten, wo ſie ſich ihrer Gemeinſamkeit freuen könnten? Die Gründung und Beſchaffung iſt ſo ſehr leicht; die Aufſtellung wäre wol die größere Schwierigkeit. Aber Neid und Eigennutz müßte hier freilich nicht mitſpielen. Denke nur Jeder gleich für ſich, daß Er in ſeinen Mauern dieſen Schatz zu ſehen verzichte. Sei nur Jeder bereit die Sammlung proviſoriſch dort zu ſehen, wo man entgegenkommend ein freies Local ſo lange böte, bis die Mittel geſtatteten, ein eigenes Gebäude zu gründen, das freilich erſt dem Unternehmen die Krone aufſetzen würde. Sollte es aber ſo ſchwer ſein, daß eine deutſche Regierung oder Stadt an geeigneter Stelle ein ſolches Local böte? Ich denke unwillkürlich an Weimar. Dem großen Andenken des dortigen dichteriſchen Zeitalters könnte wahrlich kein großartigeres Monument geſetzt werden! Und dazu käme die Lage in dem Herzen von Deutſchland, wohin zu wandern jeder Grenzbewohner die gleiche Entfernung hätte.

17.

Wie ſehr die Kunſt durch ſolche nationale Sammel-

punkte, durch eine Beziehung auf das Vaterland gewinne, wie sehr zugleich ein Volk, das selbst keine Anlage zur Kunst besitzt, dadurch zu ihr erzogen werde, das habe ich in diesen Zelten sehr lebhaft vor meinen Augen. Ich sitze hier in Venedig zum wiederholten Male und kann mich nie von meinem Erstaunen losreißen über Das, was hier in der Malerei geleistet worden ist. Alles überfällt dich hier mit großen nationalen Gefühlen. In der ganzen Stadt, die so überfüllt mit Gemälden ist, findet sich so zu sagen kein einziges von einem Fremden; fast alle Kirchen sind noch im Besitze ihrer alten Schätze, alle Museen gefüllt mit den Meisterwerken der einheimischen Schule, die alten Regierungslocale mit jenen historischen Stücken, oder mit jenen patriotischen Allegorien geziert, die sämmtlich mit tausend Zungen die alte Herrlichkeit der Seestadt erzählen. Siehst du, mit welcher Liebe man heute in der Akademie die alten Holzgemälde der Brüder Giovanni und Antonio von Murano, oder die Öldilder von Giambellin und so manches Andere restaurirt; hörst du, mit welcher Wärme die Custoden aller Galerien von ihren alten Meistern reden und Rechenschaft geben; oder liest du, wie ehemals diese Meister von Senat und Stadt geehrt wurden, wie sie in den außerordentlichsten Fällen ihren Tizian einzig und allein steuerfrei erklärte und die Ausführung eines seiner besten Gemälde bei Todesstrafe verbot; oder überdenkst du die ungeheuern Opfer, mit denen man im 16. Jahrhunderte die Säle des Dogenpalastes durch die Bellini, Carpaccio, Tizian und Andere decorieen und, als jener unglückliche Brand alle diese Herrlichkeiten vernichtet hatte, unverdrossen sie wieder durch die Paul, Tintoretto, Palma und Andere herstellen ließ, so wirst du geneigt sein, dich unter einem Volke zu glauben, zu dessen Kunstsinn zu gelangen wir in Deutschland gute Weile hätten. Und gleichwol leugne ich diesem venetianischen Volke den eigentlichen Kunstsinn geradezu ab. Er wurde aus Italien und aus den venetianischen Provinzialstädten nur hereingebracht. Die allerwenigsten Maler der venetianischen Schule sind in der Stadt selbst geboren; die Mehrzahl weist uns auf jene Gebirgsgegenden nach der deutschen Grenze hin, über die hinaus sich ein populaires Kunsttalent bis auf den heutigen Tag erhalten hat, über die hinüber die venetianischen Maler, und selbst Tizian, Andenken ihres gastfreundlichen Pinsels gegeben haben. Die Marcuskirche, und was sonst Älteres in Venedig existirt, gibt nicht eben Zeugniß von großem Geschmack. Die hier zuerst die Kunst förderten, waren die Fugger, und an dem Deutschen Hause übten zuerst die Giorgione und Tizian ihr steigendes Vermögen, und deutsche Künstler theilten dem Letztern eine seiner unterscheidendsten Eigenthümlichkeiten mit. Erst nachdem es ein patriotischer Wetteifer unter den italienischen Fürsten und Städten war, die Kunst zu unterstützen, ergriff dieser Ehrgeiz auch den venetianischen Senat, und seitdem geschah hier so Großes auf öffentlichen Betrieb wie nirgends sonst; aber mehr Großes, Kostbares, Patriotisches als Schönes und Vortreffliches von künstlerischem Standpunkte aus. Bei den Gemälden und Malern für die Rathssäle leitete nicht eigentliche einsichtige Wahl, bis sie zuletzt dem Tizian übertragen ward, und selbst die große Ehre, die diesem widerfuhr, ward ihm erst sehr spät zu Theil, als die maßlosen Auszeichnungen, die er am Hofe Karl's V. erhielt, dem Senate die Augen über ihn geöffnet hatten, der verhältnißmäßig ganz wenig bei jenen ungeheuern Arbeiten beschäftigt war. Nicht allein in alter Zeit findet man, daß dies innerliche Kunstinteresse dem venetianischen Volke fehlt, sondern auch in neuer. Vor zwanzig Jahren reichte das neuerwachte Bestreben um die Kunst noch nicht hierher. Damals mußte Tizian's Assunta gleichsam erst entdeckt werden; sie war an ihrer Stelle so verdunkelt, daß die gründlichsten Untersucher Sachen darauf sahen, die gar nicht darauf zu finden sind, seitdem sie hergestellt und besser aufgestellt ist. Wenn nicht die Franzosen mehre Bilder entführt hätten, und wenn nicht Östreich in den Besitz von Venedig gekommen wäre, wer weiß, wie es jetzt noch stände! So sorgt man erst neuerlich für Verbreitung der Meisterwerke dieser Schule mittels Kupferstichen und Lithographien. Willst du dir Andenken aus diesen Werken mitnehmen, so findest du, daß nur ganz Weniges gut gestochen ist, dies Wenige fast nur am Orte des Verlags sich vorräthig findet, daß Vieles nur in abscheulichen Stichen und Drucken existirt, oder in einer Sammlung von Umrissen, die durch ihre Undedeutendheit sehr mit den Unternehmungen in Florenz contrastirt, die ich oben erwähnte.

18.

Und jetzt bin ich auf dem Flecke, wo ich nach meinem kurzweiligen Umwege wieder bei dir und mir eintreffe. Warum gehst du nicht hierher in diese leeren und geöffneten Kirchen und Säle und wählst unter so vielem Vortrefflichen das Vortrefflichste, das wahrlich keinen blos bedingten Werth hat, sondern unter dem Allerbesten, was von Italien ausging, ich weiß nicht, ob nicht obenan stehen darf. Da hängen dieser St.-Lorenz und St.-Peter, diese Cristi deposti, diese Präsentation, diese Magdalene, dieser Ariost, dieser Johannes der Täufer und so zahlloses Andere von Tizian und wartet auf den Grabstichel, der es würdig nachbilden soll. Das sind diese Werke von jener wunderbaren Farbenharmonie, an der du deine frühern Ideale versuchen kannst, wie weit mit Licht und Schatten diesen merkwürdigen Wirkungen nachzukommen ist; diese Werke, in denen, ungleich den spätern Sachen der Venetianer, auch außer der Farbe Alles an Zeichnung, Composition, Ausdruck und Poesie so ausgezeichnet ist, daß sie auf alle Fälle für den Kupferstecher die schönsten Vorwürfe bleiben. Und warum gehen überhaupt unsere Künstler nicht einmal in diese Schule, von der es Jeder nachplaudert, daß sie an Farbengebung die ausgezeichnetste ist, und an der Jeder einmal höchstens auf der Durchreise vorbeigeht, als ob die Farbe gerade der Theil der Kunst wäre, der sich so nebenhin mitnehmen ließe. Ich frage, warum geht man hier vorüber, wo so unendlich Vieles weit mehr zu unserer deutschen Natur spricht als in Florenz und Rom! Schon eben jenes Nationelle, das hier aus aller Kunst redet, wäre für

Digitized by Google

uns von so wohlthätiger Belehrung. Nicht daß man blind nachahme, sondern nur daß man lerne, wie ein Volk selbst geringere, aber volksmäßige Bilder liebgewinnen kann. Weder was die ältern historischen Gemälde in dem Dogenpalaste, nach den ähnlichen Stücken der Bellini und Carpaccio in der Akademie zu urtheilen, gewesen sein müssen, noch was die jetzt noch sichtbaren sind, kann uns Maßstäbe für eine geschichtliche Malerei geben, wie sie jetzt unter uns werden müßte. Wir finden da nichts als Schlachten oder Präsentationen und Processionen, die dem venetianischen Stolze schmeicheln, nichts aber, was nach einem künstlerischen Gehalte gewählt oder nach einer ästhetischen Wirkung hinarbeitend ausgeführt wäre. So wäre auch an der zweiten Gattung, die ich oben vaterländische Allegorien nannte, und die in die Devotionen und Heiligenbilder der übrigen Schulen übergriff oder gar sie verdrängte, nichts zu lernen als die Begeisterung und Wärme der Vaterlandsliebe, die sie malte und malen ließ, und die nicht scheute sich mit der Religion auf den Bildern zu messen. Unter die Heiligen der ältern Devotionen stellen sich hier weltliche Figuren dreist mit und weihen der heiligen Jungfrau ihre Andacht oder ihre eroberten Türkenfahnen. Statt der Madonna sitzt auch wol die Venetia auf dem Throne, und es dünkte den Maler ganz in der Ordnung, daß der heilige Schutzpatron Marcus neben dem Dogen und unter allerhand allegorischen Figuren ihr seine Aufwartung mache, sowie es wieder dem Paul Veronese nicht zu keck schien, in ein solches Stück zu Verherrlichung der gekrönten Stadt neben und noch ein bischen höher als die Venetia sich selbst zu setzen und seine stattliche Frau zusehen und ihre Gedanken dabei haben zu lassen. Ich sagte oben allzu leichtfertig, daß aus diesen Sachen nichts weiter zu lernen sei, als eben die Idee der Glorification des Vaterlandes. Da aber in dieser Gattung Paul Veronese mit das Allervorzüglichste und von Auswüchsen Reinste gemacht hat, und da Ein Stück dieser Art von Tizian existirt, das unter seinen vorzüglichsten Werken steht, so muß ich diesen Ausspruch zurücknehmen. Es ist dies letztere im Dogenpalaste: die Religion, von himmlischer Glorie umgeben, zur Seite ein knieender Doge und links St.-Marcus, unten in der Tiefe die Stadt Venedig sprechen die Absicht des Bildes aus, und ich weiß nicht, was größer ist, die Reinheit und Klarheit der allegorischen Figur, die Wahrheit und Lebendigkeit des Dogen, oder die furchtbare Kraft und Gewalt des Apostels, die wie noch energischer und grandioser und zugleich anmuthiger scheint als irgend etwas, das Michel Angelo in dieser Art gemacht hat; oder ob nicht alle diese Einzelnheiten weit verdeckt werden durch die magische Kraft der Farben und der Composition, die zu Feierlichkeit und großen Gefühlen stimmen, noch ehe man sich die Theile entwickelt hat. Wie wenig dies Bild auch dem Gegenstande nach allgemeines Interesse hat, so müßte es doch, dünkt mir, durch die Vortrefflichkeit der Ausführung auch im Stiche allgemeine Theilnahme finden.

(Der Beschluß folgt.)

Gudrun. Nordseesage. Nebst Abhandlung über das mitteihochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San Marte.

(Beschluß aus Nr. 253.)

Das erste Buch von „Gudrun" ist überschrieben: „Die Entführung." König Hetel und Frau Hilde thronen in Hegelingen in Glück und Freude, die durch die Geburt zweier Kinder, eines Knaben, Ortwin, und einer Tochter, Gudrun, erhöht wird. Von der Letztern sagt der Dichter:

Als das Kind in seinen Augen sich begann zu entfalten,
Nicht Mann noch Weib da kannten sich hatten Lobes enthalten.

Wer schön Frau Hilde, König Hetel's Weib,
Doch ward weit schöner Gudrun's süßer Leib.
War gepriesen Frau Hilde, Gemahlin König Hagen's,
Dennoch von Gudrun war weit mehr Rühmens und Sagens.

Viele werben um ihre Hand. Siegfried, König von Moreland (oder Mormerland, das am Ausflusse der Weser, östlich von Leer, über die Gegenden des Hoch- und Apermeeres sich hindehnt), wird schnöde abgewiesen, ebenso Hartmuth von der Normandie, da sich Hetel nicht so weit erniedrigen will, sein Kind dem Sohne eines Vasallen zur Frau zu geben; Herwig's von Seeland (das heutige Seeland am Ausflusse der Schelde) Liebe wird von Gudrun erhört, aber Hetel will von ihm nichts wissen. Nur erst als er mit den Waffen sich die Braut zu erkämpfen sucht und Hetel selbst die Kraft seines Armes erfahren hat, gibt er den Bitten Gudrun's nach, die sich muthig unter die Kämpfenden gestürzt hat, und verlobt sie mit Herwig. Die Verse, in denen Gudrun dem Fürstensohne ihre Liebe erklärt, sind außerordentlich zart und beauchen keine Vergleichung mit ähnlichen Stellen zu scheuen. Aber auf die Nachricht von Herwig's Glück fällt Siegfried in Seeland ein, Herwig muß sich vor der Übermacht zurückziehen, Hetel eilt ihm zu Hülfe, siegt und schließt Siegfried in ein festes Schloß ein. Die Abwesenheit Hetel's benutzt Hartmuth, er läßt noch einmal um Gudrun's Hand werben, wird abgewiesen und fällt nun sogleich mit seinen Scharen in das Land ein. Nach tapferm Widerstande der Hegelinger wird Burg Matalan (ein Name ohne alle geographische Sicherheit) erobert und in Asche gelegt, Gudrun mit ihrer Freundin Hildburg entführt, die Königin Hilde bleibt allein zurück.

Ihr Herz ist ausgestorben,
Das Aug' hat ausgeweint;
Ein Leid ist ihr geworden,
Das ihren Sinn verstein.

Auf die Nachricht von diesem Unglücke vertragen sich Hetel und Herwig mit Siegfried und folgen den Normännern. Sie ereilen sie auf dem Wulpensande (die Insel Wight), im blutigen Gefechte fällt Hetel von der Hand des Königs Ludwig von der Normandie, Hartmuth's Vater, die Schlacht bleibt unentschieden, und in der Nacht entfliehen die Normannen mit Gudrun. Der Dänen Wuth, Hilda's rührende Klage beschließen das erste Buch.

„Die Gefangenschaft." Gudrun verwirft Ludwig's Ansinnen, seines Sohnes Weib zu werden, mit Bestimmtheit. Der grimmige Alte wirft sie über Bord, Hartmuth stürzt ihr nach und rettet die Geliebte, dem Vater bitter grollend. Nun werden Bitten aller Art an Gudrun gerichtet, Hartmuth harrt geduldig auf günstigen Spruch, seine Schwester Ortrun, in herzlicher Liebe zu Gudrun, sucht sie für den Bruder zu gewinnen. Alles umsonst. Die böse Mutter Gerlinde räth zur Strenge, Hartmuth gibt nach, und es beginnen Gudrun's Prüfungen, die sich immer mehr steigern, bis sie endlich in Kälte, Sturm und Regen zu den Diensten der niedrigsten Mägde gezwungen wird. Hartmuth's Trauer, dann seine Verzweiflung, Gerlinde's rachsüchtiges Gemüth, Ortrun's inniges Mitleiden und Gudrun's unwandelbare Standhaftigkeit und heilige Geduld bilden ein von den schönsten Farben belebtes Gemälde, welches der treff-

Digitized by Google

lichen Einzelnheiten zu viel enthält, als daß sie hier mitgetheilt werden könnten. Mittlerweile haben sich die Dänen gerüstet, alle Helden stehen an ihrer Spitze, die Moreländer und Irländer sind mit ihnen verbündet. Aber auf der Fahrt überfällt sie am Wulpensande ein fürchterlicher Sturm, der sich erst legt, als der junge Ortwin mit dem Kreuze durch die Fluten schwimmt und es auf seines Vaters Grabe aufpflanzt. Darauf wird hier ein Kloster gegründet, wie es die fromme Königin Hilda gewollt hatte. Gudrun's Muth war indeß durch manche Anzeichen aufgerichtet: die Verkündigung durch ein Vögelein und die Aussicht auf Rettung und Wiedersehen der Ihrigen (Nr. 29) ist von unbeschreiblicher Zartheit. Barfuß und in Lumpen gehüllt, ist sie am Ufer mit Waschen beschäftigt, als sich ihr zwei Männer nahen. Sie fragen nach Gudrun, und als nun diese ihnen sagt, Gram und Noth habe die Königstochter getödtet, da kann sich Herwig, der Eine von ihnen, eines so tiefen Schmerzes nicht erwehren, daß Gudrun sich ihm zu erkennen gibt. „Und sie weinten und lachten vor Freud und Leid sprachlos in Wonn' und Quat." Herwig will sie gleich mitnehmen, aber der Bruder Gudrun's, Ortwin, der andere Fremde, gibt dies nicht zu. Er will sie im rittertichen Kampfe am morgenden Tage gewinnen. So kehrt Gudrun ermuthigt nach der Königsburg Kassian zurück, die alte Königin will schmachvolle Strafe über sie verhängen, da erklärt sie, Hartmuth die Friedenshand reichen zu wollen. Alle staunen. Noch einmal bittet sie in den süßesten Tönen ihn, ihr, die seines Thrones nicht mehr würdig sei, die Freiheit zu schenken; er aber will ihr Gemahl sein oder sie sterben sehen. So ersucht sie ihn denn, sie wieder in königliches Geschmeide kleiden zu lassen, ihr ihre Frauen zu senden und erst morgen ihren Entschluß zu vernehmen. Das Letztere gibt Hartmuth nicht zu, er will sie so schnell als möglich die Seinige nennen. Gudrun's Angst und Entschlossenheit, Hartmuth's abwechselnde Härte und Liebe, der Schwester Ortrun Freude über den glücklichen Ausgang, Gerlinde's Argwohn sind wieder meisterhaft dargestellt. Im fest verriegelten Saale erwartet Gudrun mit ihren Frauen die Befreiung, während Alles im Schlosse ruhig wird.

Auf diese Weise vortrefflich vorbereitet, schildert der dritte Theil die „Befreiung". Die Dänen stürmen, auf allen Seiten wird mit grimmiger Tapferkeit gefochten, Hartmuth und Ortwin, König Ludwig und König Herwig kämpfen mit großer Kraft, Wate sucht das Thor zu erbrechen; es ist ein Schlachtgemälde im großartigsten Style. Endlich fällt Ludwig von Herwig's Hand, Hartmuth wird trotz Wate's Widerspruch, der gern Alles gemordet hätte, gefangen und Gudrun befreit. Gerlinde stirbt von Wate's Hand. Das Schloß nehmen die Dänen in Besitz und lassen Horand als Statthalter darin. Darauf kehren sie reich mit Schätzen beladen in die Heimat zurück, wo Ortwin mit Ortrun verlobt und die Versöhnung befestigt wird, Hartmuth aber Urphede schwört und in die Normandie zurückgeht. Seine Liebe zu Gudrun ist noch ebenso glühend und heftig als früher, aber ihre milden Worte in der schönen Abschiedsscene stimmen ihn sanfter, und er scheidet mit dem eines so edeln Charakters würdigen Versprechen, daß, „weil Dänemarks Kind er habe nicht erringen können, dafür Dänemark seine Braut sein solle". Schiller's Worte in „Don Carlos": „Elisabeth war Ihre erste Liebe, Spanien sei Ihre zweite", bieten sich hier unwillkürlich zur Vergleichung dar. So schließt die Sage. Herwig feiert seine Heirath mit Gudrun, und alljährlich begaben sich die drei Könige Ortwin, Herwig und Hartmuth zu König Hetel's Grabe, um sich hier gegenseitig Treue zu geloben.

Die von fleißigem Quellenstudium und reicher Belesenheit zeugende „Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis" vermögen wir hier nicht ausführlich zu beurtheilen. Wir beschränken uns hier nur auf zwei Hauptresultate: einmal daß nach San Marte's Annahme das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts die Zeit ist, in welcher das Gedicht verfaßt ward, also in einer Epoche mit den „Nibelungen", „Parzival", „Tristan" und andern köstlichen Gedichten; und zweitens, daß normännische und britische Sagen ineinander verschmolzen sind, und daß der Dichter der „Gudrun" nicht selbst erfunden hat, wol aber durch Sicherheit und Gewandtheit in der Darstellung des Einzelnen, durch Herausfühlen des Schicklichen, durch Tüchtigkeit der Gesinnung und durch Tiefe des Gefühls ausgezeichnet ist. Der Grundcharakter rein deutscher Nationalität ist nirgend zu verkennen. Außerdem sind die einzelnen historischen, mythologischen und geographischen Bezüge sorgfältig erläutert, und die Leser des Gedichts werden sich über alle etwaigen Dunkelheiten daraus vollkommen belehren können.

Dem unermüdlichen Streben des Hrn. Verf. ist vor allen Dingen ein seinen Studien günstiger Wohnort zu wünschen, für die das „ferne Sarmatenland", wie er es nennt, wol nicht gerade der erglebigste Boden ist. Möge es ihm denn auch gelingen, für seine angekündigte Schrift über Leben und Dichten Wolfram's v. Eschenbach theilnehmende Käufer und Leser zu finden. Z.

Notizen.

Die Straf- und Besserungsanstalten in den Vereinigten Staaten.

Dem pennsylvanischen System, wie es von Dr. Julius in seiner verdienstvollen Schrift: „Nordamerikas sittliche Zustände ꝛc.", von neuem wieder ins Licht gesetzt worden ist *), dient nichts mehr zur Empfehlung als das demselben schroff entgegengesetzte System, welches in dem Staatsgefängnisse Sing-Sing zu Neuyork befolgt wird. Strafe, und zwar mittels der härtesten körperlichen Züchtigungen, nicht Besserung wird hier erzielt, und Capitain Marryat, wie er in Übereinstimmung mit Dr. Julius dem in Philadelphia befolgten Verfahren den Vorzug gibt, macht in seiner Schrift: „A diary in America etc.", auf die Nachtheile aufmerksam, welche die harte und grausame Behandlung der Sträflinge zu Neuyork für die Gesundheit und die Moralität derselben hat. Die Resultate des hier befolgten Systems sind in der That so betrübend, daß man die Aufseher, welche dasselbe zu barbarischen Grausamkeiten benutzten, hat absetzen müssen. Viele Gefangene wurden durch die unmenschliche Behandlung zum Selbstmord getrieben, andere starben in Folge derselben, noch andere wurden verrückt. Letztere Wirkung brachte auch die einsame Absperrung in dunkeln Zellen, da wo sie angewandt wurde, hervor. Nicht günstiger waren die Folgen der einsamen Absperrung ohne Beschäftigung in hellen Zellen. Die Sträflinge verdummten zuletzt zum Vieh und unterschieden kaum noch Tag und Nacht. Dies Alles dient zur Empfehlung des pennsylvanischen Systems und verdient von der Criminaljustiz in Deutschland berücksichtigt zu werden.

Arago erweist in seiner Biographie Watt's, dessen übrige Erfindungen über seine so wichtige Verbesserung der Dampfmaschine fast vergessen aber weniger beachtet worden, daß nicht Cavendish und Lavoisier, sondern J. Watt die Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff gebührt. Es sind hinlängliche Belege dafür vorhanden, daß vor Watt Niemand diese Theorie schriftlich aufgestellt hat. Watt war der Erste, der sie, und zwar in einem Schreiben an Priestley vom 26. April 1783, bestimmt und klar auseinandersetzte, und dieselbe war den Mitgliedern der königlichen Gesellschaft bekannt, als Cavendish mit seinen Entdeckungen auftrat. Es ist demnach wie bei vielen Erfindungen auch hier der Fall, daß die drei Gelehrten ziemlich zu gleicher Zeit und durch gleiche Experimente zu den wichtigen Resultaten von der Verbindung der beiden Gase im Wasser gelangten. 161.

*) Vgl. den zweiten Artikel über Julius' Werk in Nr. 195—198 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 255. —— 12. September 1839.

Venetianiſche Briefe über neudeutſche und altitalieniſche Malerei.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 254.)

19.

Für den patriotiſchen Maler alſo wäre hier Anregung in Hülle und Fülle zu finden; der in der Kunſthiſtorie Erfahrene hätte andere Befriedigungen zu hoffen. So einen reinen und ſchönen Zuſammenhang die allgemeine Geſchichte der italieniſchen Malerei hat, ſo mangelt dieſer doch den einzelnen Schulen mehr oder minder. Nur die venetianiſche ſtellt das Geſetz allgemeiner Entwickelung in einer ſchönen und einfachen Löſung dar; die Abſonderung und die ſtrenge Nationalität des Volkes brachte dies und die hierher ſtammende Unabhängigkeit und Seldſtändigkeit der einzelnen Künſtler hervor. Die florentiniſche Schule hatte lange und tief gegründete Anfänge und theilte ſie ganz Italien mit; als aber die Zeit der allgemeinen Blüte kam, löſte ſich der florentiniſche Staat in inneren Gährungen auf, ließ ſeine ſchönſten Talente, ſeine Lionardo und Michelangelo wandern, und in Fra Bartolomeo und Andrea ſcheint mir die vielverſprechende Pflanze mehr ins Kraut geſchoſſen zu ſein, als Früchte getragen zu haben. Die römiſche Schule riß die Blüte von Florenz gleichſam an ſich; dies ſtellt die Geſchichte Rafael's und Buonarotti's ſehr gut vor; aber ſie ging auch vorüber, gleichſam ohne weder Anfang noch Ende gehabt zu haben. Die Bologneſer bieten eine herbſtliche Kunſt dar, die wieder ihrerſeits der reinen Blüte ermangelt. Aber die venetianiſche Malerei hat eine ſo ſaubere Geſchichte wie das atheniſche Drama, oder was ſich nur irgend ſonſt durch reine und ungeſtörte Entfaltung auszeichnet. Die Murani, Bellini und Carpaccio ſtellen die Anfänge, die heilige Zeit, die ungelenke und trockene Epoche dar; von ihnen ſchieden ſich Giorgione, Tizian, die Palma und Bonifaz ſcharf ab, und leiſteten das Reinſte und Geſchmackvollſte, was die Venetianer haben, bis denn in einer dritten Periode die Ermattung des geiſtigen Flugs und poetiſchen Sinnes vergütet werden ſollte durch die geſteigerte Fertigkeit des Pinſels, die Zeit der Paul, Tintoret und Baſſano, die ſo eigenthümlich an Fehlern und Tugenden iſt wie die Euripideiſche in Athen. Dieſe Trilogie der Epochen iſt in ſich ſo nothwendig und iſt ſo ſcharf geſondert, daß nichts darüber geht. Kein äußerer Einfluß hat die hieſigen Künſtler geirrt. Dies ſtellt wieder Tizian vollkommen in ſeiner eigenen Geſchichte dar, die weit lehrreicher iſt, als je die Geſchichte Rafael's oder Buonarotti's werden kann, weil jener zu frühe wegſtarb, dieſer zu wenig Maler war und ſein wollte. Sowie die ganze venetianiſche Malerei zeigt, wie ſich eine Kunſt aus ſich ſelbſt, zugleich mit allen Manieren und ohne alle Manier, nach der Naturbeobachtung bildet, ſo zeigt dies Tizian im Beſondern am deutlichſten, und folglich zugleich, wie dies der wahre Weg iſt, Seldſtändigkeit, ſowie eigenen Charakter und Werth zu erhalten. Die venetianiſche Schule war am freieſten und entfernteſten von der Nachahmung der Antike und hat dadurch das, was den reinſten Gegenſatz gegen die Sculptur bildet, was eben die Malerei machte, das Malen, am höchſten gebracht, ſowie auch jenen Gegenſatz gegen die alte Kunſt überhaupt, die gemüthlichen Wirkungen, die die Farben vorzugsweiſe machen, und die mitſammt den Farben dem Alterthume unbekannt waren.

20.

Tizian füllt die ſchöne Zeit von Italien ſo ſchön aus und hält zwiſchen der erſten und dritten Periode der venetianiſchen Schule die Mitte ſo ſtreng, daß man ſagen kann, wir haben faſt nichts von ihm, was die Steifheit der Bellini'ſchen Manier oder die luxuriöſe Verirrung der Pauliniſchen verriethe. Was von ihm als Verſuche ſeiner Jugend ausgegeben wird (im Palazzo reale und Galerie Manfrin), das zeigt ihn nicht als Bellinianer, ſondern als einen gleichſam ſelbſtändig geborenen Künſtler. Es wird auch nirgend erzählt, daß er Bellini's Schüler war, ohne daß zugleich bemerkt wird, daß er ſich ganz frühe von ihm losgeſagt habe. In den Arbeiten Bellini's muß man durchaus die zwei Gattungen der großen hiſtoriſchen und der kleinen heiligen Bilder unterſcheiden. Jene ſind, wenn ſie anders denen des Gentile Bellini ähnlich waren, durch eine Menge chorartig und proceſſionsmäßig geordneter, unthätiger Figuren auffallend, durch eine gewiſſe Unbehülflichkeit auf der einen Seite, und auf der andern durch eine Fülle, die wie zum Trotze jene Ungelenkheit begleitet, Eigenſchaften, von denen Tizian von Natur aus los geweſen ſein muß, da kein Zug durch

Digitized by Google

ſeine ganze Laufbahn ſo ſehr durchgeht, als der der weiſen Sparſamkeit und der abgeſchloſſenen und concentrirten Compoſition. Daher wae ee auch ſpät von der wuchernden Üppigkeit und dem verſchwenderiſchen Reichthume des Tintoret, von der zerſtreuten Fülle und licenclöſen Manier des Paul Veroneſe unverführt, ja unberührt. Seine Peäſentation der Jungfrau iſt nach Ridoiſi („Maraviglie dell' arte"), der beſten Autorität übee Tizian, ein Jugendweek von ihm; ſie hat noch einen Reichthum an Peeſonen, und eine in die Breite (ohne Höhe) gedehnte Anordnung, wie beides an die älteee Schule eeinnert und hernach dem Tizian nie mehr eigen war. Aber welch ein Bild! Wie muß faſt jede dieſer Figuren mitarbeiten, um dem dargeſtellten Acte Feierlichkeit zu geben, um dem Betrachter die Stille, die Sammlung, die Geſpanntheit und Aufmerkſamkeit mitzutheilen, welche die Scene verlangt, die in dem frommen beſcheidenen Kinde bis zur Ängſtlichkeit geht, das auf ſeinem Gange wie ſittſam zögernd vorſchreitet. Hiee wird ſchon die Kunſt dee Seelenmalerei ſichtbar, die den Tizian birect neben Lionardo ſtellt, die beide weit voe allen andern auszeichnet, die bei allen Künſtlern von jeher erſtaunlich ſelten war, und die von wenigen Beſchauern geſucht odee vermißt, geſunden oder verſtanden wird. Man vergleiche nur denſelben Gegenſtand, wie er von Tintoret (in Madonna dell' orto) und von Luca Giordano (in Maria della ſalute) hier in Venedig behandelt iſt. Beides ſind ausgezeichnete Bilder, was das Handwerk angeht; allein was die Seele angeht, ſo hat z. B. der Letztere ſeinee Jungfrau eine ganz andere gegeben als Tizian: ſie maeſchirt recht naſeweis und keck aufgeſchüezt die Stufen hinauf, und kann ihre Lection gewiß am Schnüechen herſagen; ein Figürchen, das gewiß bei ſehr Vielen das einfache Kind des Tizian ausſtechen wird, die nicht bedenken: his hic non erat locus. Denſelben Charakter leiht nachher Tizian ſeinen Madonnen in allen Situationen, in der Anunciation und in dee Himmelfahrt. Und es iſt nur der Jammee, daß die mechaniſche Kennerſchaft deegleichen gae nicht ſieht; ſo iſts denn auch kein Wunder, daß es die gewöhnliche Malerſchaft nicht mait. So ſiehr z. B. Tirozzi, der das beſte Leben von Tizian, in vieler Hinſicht in der That ein muſterhaftes und vorurtheilfreies Buch, geſchrieben hat, in eben unſerm Bilde das Kind mit einer edeln Sicherheit die Stufen hinaufgehen, wovon ich nun gerade in dem ſenkrecht gehaltenen, faſt rückwärts gebogenen, den fortſchreitenden Fuß ſchüchtern aufſetzenden Geſtältchen das volle Gegentheil finde. So hat man in dee berühmten Himmelfahrt, die ſonſt zwar zu einee faſt ausſchließlichen Celebrität gekommen iſt, häufig an der Figur der Jungfrau auszuſetzen gehabt. Ich habe noch von Niemanden gehört, der den Ausdruck geängſtetee Beklommenheit in ihr bewundeet hätte, das von Scham und Schreck geröthete Antlitz der Beſcheidenen, die ihre Würde wiſſend, dennoch in die neue Glorie mit befremdeter Demuth eingeht. Überall verſchmähte Tizian die leere ideelle Schönheit, wenn ſie mit dee Wahrheit in Colliſion kommt. Wenige würden ſeinen kleinen Tobias (in S. Marſigliano) ſo unſcheinbar, ſo kalt gegen allen Effect gemalt haben; wer aber eine unbeholfene Jugend, die des Führers bedüeftig iſt, darſtellen wollte, den möchte ich es wol beſſer machen ſehen, als es hier gemacht iſt! Auch dies Bild iſt ein Jugendſtück, und auch jenes renommirte Gemälde (die Aſſunta) iſt eines der früheſten, mit denen Tizian aus dem kleinlichen Style der Bellini'ſchen Kirchenbilder, anfangs zur unangenehmen Übeeraſchung der Venetianer, heraustrat. Bellini's zweite Gattung, ſeine Heiligen- und Madonnenbilder, ſind um vieles berühmter als ſeine hiſtoeiſchen, und ich braucht es nicht zu ſagen, daß viele ſeiner Werke dieſer Art, die in den Kiechen und Galerien hier zerſtreut ſind, mit Recht außeroedentlich hoch gehalten werden, weil ſie mehr als die peruginiſchen und florentiniſchen Sachen dieſer Art eine altinnige Frömmigkeit und Einfalt ausdrücken, die die ſpätern frivolern Zeiten immer mehr verloeen. Wenn man anführt, daß Tizian Bellini's Maniee verlaſſen habe, ſo müßte man nie vergeſſen zu ſagen, daß er zuweilen andeutend, auch in ſeinen reifſten Jahren, zu jener trockenen Einfachheit der Zeichnung und jener flachen, durchſichtigen Carnation zurückgekehrt iſt, die dieſe ältern Gemälde charakteriſirt. Wenn der vielſeitige, bedächtige Maler, dem das Herz an keine Manier gewachſen wae, ein Altaebild oder ſo etwas für die kleinen Dörfer in der Nachbarſchaft ſeines kleinen Geburtsortes zu malen hatte, die der gute Mann in dem Glanze ſeiner kaiſerlichen Bekanntſchaften nie ganz vergaß, ſo malte er ihnen was in der alteinfältigen Weiſe — eine Jungfrau und ein muſizirendes Englein mit Flügelchen dabei, in der Compoſition ſo anſpruchlos, wie in Contour und Farbe. Dergleichen ſind noch heute in mehren Dörfern dieſer Gegend zu ſehen. Er konnte wol wiſſen, daß ſeine farbprächtigen Devotionen, die er für den Hof von Madrid maite, hier nicht angewandt waren, und wie ee vor Gegenſtänden ſeine Manier änderte, ſo auch vor dem Orte der Beſtimmung. *) 87.

Historical sketch of the rise, progress and decline of the reformation in Poland and of the influence which the scriptural doctrines have exeecised on that country, in literary, moeal and political eespecte. By count *Valerian Krasinski*. Erſter Band. London 1838.

Als Darſtellung dee polniſchen Reformation von einem Polen iſt dieſes Buch etwas Neues und ſchon um deswillen ein ſchätzbaeer Beitrag zu dee Geſchichte der neuern Zeit, zugleich aber auch ein trauriger Beweis der Vorurtheile oder vielmehr des Haſſes, von dem die Polen gegen ihre weſtlichen Nachbarn, die Deutſchen, noch immee erfüllt ſind. Der Verf. offenbart denſelben, anderer Gelegenheiten zu geſchweigen, gleich auf den erſten hundert, einem Abriß übee die Einführung des Chriſtenthums gewidmeten, Seiten, indem ee hier, unter Heevorhebung dee Verdienſte eines Methodius und Cyrillus, die Bemühungen der Deutſchen in dieſer Hinſicht als von gemeinen politiſchen Berechnungen geleitet daeſtellt, und ihnen den Vorwurf machr, daß ſie die evangeliſchen Lehren der Geduld, Demuth u. dgl. in die poſitiven Vorſchriften unbedingtee Unterwüefigkeit untee das Joch fremdee Gewalthabee verdreht hätten. Iſt es die Lehnsoberhoheit, welche Deutſchland nach dem eigenen Geſtändniß des Verf. übee ſein Vateeland ausübte, was

*) Ein dritter Artikel folgt im nächſten Monat. D. Red.

Digitized by Google

ihn gegen jenes so aufgebracht hat? Wahrlich, es war eine schwache Gewalt! Wir leugnen jedoch nicht, die Völker haben sich vom 8. und 9. Jahrhundert an dem Christenthum besonders aus dem Princip der Freiheit widersetzt, da sie sich nicht mit Unrecht durch dasselbe bedroht glaubten, da die Eroberung unter dem herrschsüchtigen Karl mit der Bekehrung Hand in Hand ging und die Liebe zur Unabhängigkeit in der Geistlichkeit eine gefährliche Feindin erblickte. Aber waren es nicht gerade deutsche Völkerschaften, welche in dieser Zeit, wo das Christenthum mit der Degenspitze verkündet wurde, am tapfersten für ihre alten Zustände fochten? Später freilich, als Deutschland romanisirt war und seine Kaiser in des fränkischen Karl Fußtapfen traten, bietet allerdings die Unterwerfung und Behandlung vieler slawischen Stämme dem Grafen Krasinski manchen Grund für seine Behauptung.

Bei der Abneigung der Polen gegen das Christenthum drang dasselbe erst spät durch und nach Dlugosz, einem der ältesten und besten polnischen Historiker, waren die Polen, noch unter Boleslav's Regierung, gegen das Ende des 10. Jahrhunderts, zur Hälfte Heiden. Vielleicht rührte aber von dem frühern Auftreten griechischer Missionarien unter den Slawen die Beibehaltung zweier Gebräuche in der spätern polnischen Kirche her, die von großer Wichtigkeit sind: der eine ist die Ertheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, bis dahin wo der Papismus oder nach unserm Verf. die deutsche Kirche einen überwiegenden Einfluß auch in Polen erlangte; der andere ist die Verrichtung des Gottesdienstes, selbst der Messe in der Nationalsprache. In Bezug auf den erstern Punkt hat jedoch der Vers., leidenschaftlich gegen alles Germanische eingenommen, übersehen, daß von Gregor von Tours bis zum 12. Jahrhunderte auch in Deutschland und Frankreich die communio sub utraque specie nicht ungewöhnlich war, wofür Gregor von Tours selbst („De gloria confessorum", Cap. 65), und Mabillon („Acta Sanctorum", tom. III. praef. ad part. I) die Beweise liefern. Was die Anwendung der Muttersprache beim Gottesdienst betrifft, so dauerte sie in Polen bis ins 4. Jahrhundert und für die Beförderung der Reformation unter den slawischen Völkern war beides von der größten Wichtigkeit, indem jene alten Gebräuche, mit denen sich zugleich ein den ursprünglichen Glaubensgenossen der lateinischen Kirche fremdes Gefühl einer gewissen Unabhängigkeit erhalten hatte, dem Volke zum Beweise dienten, daß Huß keine Neuerungen predigte.

Daß dieser Reformator durch Wiclef's Schriften stark angeregt wurde, ist allgemein bekannt; man hat aber, um die schnelle Verbreitung von Wiclef's Schriften zu erklären, zu wenig den lebhaften Personenverkehr beachtet, der im letzten Decennium des 14. Jahrhunderts, in Folge der Verheirathung Anna's, Karl's IV. Tochter, mit Richard II., zwischen Böhmen und Engländern stattfand. Jene begleiteten in großer Zahl ihre Fürstentochter nach dem Lande, zu dessen Königin sie bestimmt war, studirten, unter ihnen auch Hieronymus, zum großen Theil in Oxford und kehrten dann nach dem Tode der Königin, erfüllt von den Lehren Wiclef's, in ihr Vaterland zurück. Die schnelle Verbreitung, welche diese Lehren durch Hussens u. A. Vermittelung unter den slawischen Stämmen fand, muß aus den kurz zuvor angedeuteten Umständen erklärt werden. Papismus und Deutschthum traf Ein Haß, Ein Gefühl der Freiheit enthusiasmirte die vielfach gekränkte slawische Volksmasse und die zahlreichen Scharen junger Polen, die in Prag studirten, trugen dies Gefühl in ihr Vaterland hinüber und wurden eifrige Verbreiter der Reformation. Mit wie schweren Strafen auch die Synoden von Wilna (1416) und von Lenczyca (1423) drohten, wenn auch der Besuch von Böhmens Universität der polnischen Jugend verboten und andere Gewaltmaßregeln ergriffen wurden, die neue Lehre verbreitete sich still und geräuschlos aus, bis sie an Luther einen neuen und glücklichern Kämpfer in Deutschland und dadurch auch in den slawischen Ländern frische Unterstützung erhielt. Der Mann, der sich mit gleicher Kühnheit wie der deutsche Reformator der Vertheidigung der neuen Lehre in Polen widmete, war Stanislas Orzechowski, an Kraft und Talent jenem durchaus nicht nachstehend, wol aber an Redlichkeit der Gesinnung, die mehr von Selbstsucht als von Liebe zur Wahrheit beherrscht wurde. Als er nach seiner Rückkehr von Wittenberg, wo er während seiner Studien mit Luther und Melanchthon persönlich befreundet geworden war, sich an der Kathedrale zu Przemysl in Galizien eine sichere Stellung verschafft hatte, suchte er sich erst die Gunst der griechischen Schismatiker zu erwerben, bekämpfte das Cölibat, nahm selbst ein Weib und setzte den Bannflüchen der geistlichen Obern immer offenere, immer heftigere Angriffe entgegen, wie Luther, sicher durch die Gunst des Volks, durch den Beifall des Adels und vielleicht auch durch die geheime Eifersucht der weltlichen Obrigkeit, welche der Geistlichkeit ihren Arm nicht leihen und zur Vermehrung von deren übertriebener Macht nicht beitragen wollte. Auf dem Landtage von 1550 zeigte sich schon offene Opposition gegen die Geistlichkeit, auf dem von 1552 wurde ihr das Recht, weltliche Strafen zuzufügen, genommen, und wenn ihr die Befugniß blieb, Lehrsätze für ketzerisch zu erklären, die Excommunication jeder bürgerlichen Wirkung entbunden, Alles dies wie noch vieles Andere unter dem gewaltigen Einfluß Orzechowski's. Und dieser nämliche Mann, der das Werk der Reformation mit so vielem Feuer förderte, der an den Papst Julius III. im höhnenden Tone schrieb und Paul IV. in seinen Briefen an denselben einen „Tempelschänder, ein Ungeheuer in menschlicher Gestalt, einen Wolf, einen Schuften, einen Esel, ein wüthendes Vieh u. s. w." nannte, kehrte in den Schoos der katholischen Kirche zurück, um die Lehren derselben in ihren schroffsten Übertreibungen mit der nämlichen Beredtsamkeit, mit der er sie früher angegriffen hatte, zu vertheidigen. Folgendes ist z. B. seine Vertheidigung der päpstlichen Gewalt aus der Zeit, als er sich nach dem Tode seiner Frau derselben wieder unterworfen hatte:

„Der König ist nur eingesetzt, daß er der Geistlichkeit diene. Der Papst, der allein die Könige einsetzt, hat auch Gewalt über sie, denn des Priesters Hand ist wie die Hand Jesu Christi selbst. Die Vernichtung des Erzbischofs von Gnesen würde die Vernichtung der polnischen Krone, den Sturz des Königthums und den Fall des ganzen Reichs nach sich ziehen; denn der Erzbischof von Gnesen ist der Eckstein des Staats, der Hort der Nation und hält als Bewahrer der öffentlichen Freiheit die königliche Macht in Schranken. St.-Peter's Ansehen ist höher als jedes andere, und weit entfernt einer andern Macht unterthänig zu sein, oder Steuern und Abgaben zu bezahlen, steht der Priester weit über dem Könige; dieser ist nur ein Unterthan der Geistlichkeit und nichts ohne den Priester. Der Papst hat das Recht, dem Könige seine Krone zu nehmen, denn der König ist weiter nichts als der bewaffnete Diener der Priester, so z. B. ist der König von Polen von den Priestern nur angesetzt, um darauf zu sehen, daß Niemand sich gegen die Macht und das Ansehen der Kirche erhebe."

Allein nicht diese, sondern nur seine frühere Wirksamkeit trug Früchte. Wie nun und unter welchen Einflüssen und Umständen hierauf die Sache der Reformation in Polen wieder unterlag, das wird der Graf Krasinski zum Inhalt des zweiten Bandes machen. 145.

Literarische Notiz.

A. Mazzi, ein junger Literator, der bereits mit einer Trefflichkeit, wie sie der französischen Sprache nur immer möglich ist, das „Befreite Jerusalem" übersetzt hat, arbeitet jetzt an einer Übertragung des „Rasenden Roland", wovon bereits zwei Bände, die ersten dreizehn Gesänge enthaltend, erschienen sind. Man rühmt die Treue und Eleganz der Übersetzung. Mazzi hat auch Noten über die Quellen beigefügt, aus welchen Ariost den Stoff zu seinen vielen Erzählungen und Abenteuern genommen hat. Der dritte Band wird nicht lange auf sich warten lassen. 108.

Digitized by Google

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Jack Sheppard. Aus dem Englischen übersetzt von *J. G. Günther*. 1stes, 2tes Bändchen. Gr. 16. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Anekdoten von Friedrich dem Großen und Napoleon. 8. Elbing, Neumann-Hartmann. 2 Gr.

Beckmann, Fr., Der Eckensteher Nante im Verhör. Komische Scene. 26ste Auflage. Mit 1 colorirten Steindruck. 8. Berlin, Rücker u. Püchler. 8 Gr.

Benditsch, St., Grundlinien zur Kekenntniss des lebenden Weltgebäudes. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Leipzig, Weygand. 10 Gr.

Bludau, H. E., Akustik mit sorgfältiger Berücksichtigung der neuern Forschungen bearbeitet. Gr. 8. Potsdam, Horvath. 3 Thlr. 12 Gr.

Björnstjerna, M., Das britische Reich in Ostindien. Aus dem Schwedischen übersetzt. Mit 2 Karten. Gr. 8. Stockholm, Fritze u. Bagge. 2 Thle. 8 Gr.

Chamisso, A. v., Peter Schlemihl's wundersame Geschichte. Nach des Dichters Tode neu herausgegeben von J. E. Hitzig. Stereotypausgabe mit Holzschnitten. Gr. 8. Nürnberg, Schrag. 12 Gr.

Cramer, F., Über das Wesen und die Behandlung der deutschen Literaturgeschichte auf Gymnasien und über Schillers Maria Stuart ins Besondere. Gr. 4. Stralsund, Löffler. 6 Gr.

Dilschneider, J. J., Bunte Scenen und Bilder. Gr. 12. Köln. 12 Gr.

Ernst, L., Genrebilder. 8. Berlin, Wolff. 1 Thlr. 12 Gr.

Romantische Erzählungen von Chamony und B. Nicolai. Nebst 1 Titelvignette. 8. Guben. 20 Gr.

Die hanoversche Frage und die hanoversche Geistlichkeit. Gr. 16 4 Gr.

Fragmente eines altdeutschen Gedichtes von den Heldenthaten der Kreuzfahrer im heiligen Lande, im Archive der Stadt Kitzingen aufgefunden von *F. A. Reuss*. Gr. 8. Kitzingen, Köpplinger. 6 Gr

Goreuchi, J. A., Kranichzüge nach dem südlichen Frankreich, der ligurischen und tyrrhenischen Küste, mit vorzüglicher Rücksicht auf Montpellier, Hyeres, Nizza und Pisa. Gr. 12. Wien, Beck. 18 Gr.

Groß von Trockau, A. Freiherr, Beiträge zur Geschichte des wiedererstandenen Griechenlands vom Jahre 1827 bis ersten Juni 1835. 8. Bamberg, Dresch. 8 Gr.

Gutzkow, K., König Saul. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Heine, H., Buch der Lieder. 3te Auflage. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Henrichsen, R. J. F., Über die sogenannten politischen Verse bei den Griechen. Aus dem Dänischen übersetzt von *P. Friedrichsen*. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 18 Gr.

Herrfeldt, J. v., Postreform in Deutschland. Gr. 8. Frankfurt a. M. 8 Gr.

Holland. Handbüchlein für Reisende, die sich selbst leicht und schnell zurecht finden wollen. Mit 1 Karte 8. Coblenz, Bädeker. 1 Thlr.

Jacobi, Fr., Grundzüge einer neuen Methode für den vaterländischen Geschichtsunterricht in deutschen Schulen. Ein Versuch. Gr. 8. Nürnberg, Recknagel. 3 Gr.

Jacobson, H. F., Geschichte der Quellen des evangelischen Kirchenrechts der Provinzen Preussen und Posen, mit Urkunden und Regesten. Gr. 8 Königsberg, Gebr. Borntträger. 3 Thlr.

Jäger, J. N., Handbuch der Logik. 8. Wien, Heubner. 18 Gr.

— — Moralphilosophie. Gr. 8. Ebendas. 21 Gr.

Ivo, B., Die Lebensquelle. Ein dramatisches Mährchen. Gr. 12. Innsdruck, Wagner. 12 Gr.

Dr. Chr. Kapp und seine literarischen Leistungen. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. Manheim, Bensheimer. 10 Gr.

Kliefoth, Th., Einleitung in die Dogmengeschichte. Gr. 8. Parchim u. Ludwigslust, Hinstorff. 1 Thlr. 12 Gr.

Kornfeger, A., Die Hermannsfeier. Pregramm nach einer Zeichnung des Magister Schalk. Gr. 12. Bamberg, Dresch. 8 Gr.

Kromm, J. J., Der evangelisch-protestantische Geistliche innerhalb der Grenzen seines heiligen Berufes. Winke für Alle, welche Geistliche werden wollen, und es bereits sind. Gr. 8. Manheim, Bensheimer. 1 Thlr. 4 Gr.

Krüger, H., Der Dammbruch oder das Pfarrhaus zu Weldau. Ein Natur- und Familiengemälde in vier Gesängen. 16. Elding, Neumann-Hartmann. 12 Gr.

Ledderhose, C. F., Erinnerungen aus dem Leben des Pfarrers Johann Georg Kaltenbach, von Mönchweiler, auf dem Schwarzwalde. Gr. 8. Straßburg. 4 Gr.

Maßmann, H. F., Armin Fürst der Cherusker und Befreier Deutschlands vom römischen Joche im neunten Jahre nach Christi Geburt. Gr. 8. Lemgo, Meyer. 16 Gr.

Möhl, A., Über das Geschwornengericht. Gr. 8. Heidelberg. Gross. 20 Gr.

Paffy, A., Wissen und Glauben. Dichtung. Gr. 8. St.-Pölten, Pasto. 9 Gr.

Rask, R., Kurzgefaßte Anleitung zur altnordischen oder altisländischen Sprache. Aus dem Dänischen übersetzt von L. Wienbarg. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12 Gr.

Rückblick auf J. A. Möhler, von einem seiner Freunde. Fol. München, Widmayer 12 Gr.

Schladebach, J., Der Übertritt des Kurfürsten Joachim des Zweiten von Brandenburg zur lutherischen Kirche, am 1. November 1539. Ein historischer Versuch zur dritten Secularfeier dieser denkwürdigen Begebenheit. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 1840. 18 Gr.

Schönberg, A. v., Blicke auf die letzte Eroberung, neuere Geschichte und Colonisation von Algier. Gr. 8. Kopenhagen 1 Thlr. 8 Gr.

Schröder, H. Th. E., Die Grundwahrheiten des Christenthums, psychologisch entwickelt und historisch begründet. Ein Beitrag zur Beförderung eines allgemeinern Verständnisses der Schleiermacher'schen Ansicht. Für angehende Religionslehrer und Freunde des Christenthums. Gr. 8. Hanover, Hahn. 8 Gr.

Seidlitz, J., Der Astrolog. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert. 1ster Bd. Kl. 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr. 3 Gr.

Trémadeure, S., Der Prüfstein. Eine durch die Gesellschaft des Elementarunterrichts in der Hauptsitzung 1835 gekrönte Preisschrift. Frei aus dem Französischen von C. Burger. Gr. 12. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1 Thlr. 8 Gr.

Tromlitz, A. v., Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch für 1840. 13ter Jahrg. Mit 8 Stahlstichen. 16. Leipzig, Baumgärtner. 2 Thlr. 8 Gr.

Das Turnier zu Nürnberg oder die Rache des Schicksals. Rittergeschichte nach wahren Begebenheiten aus dem 12. Jahrhundert von der Verfasserin der Adrienne u. a. m. 2 Theile nebst Steindruck. 8. Gera, Heinsius. 2 Thlr.

Der Untergang des Kurfürstenthums Mainz, von einem kurmainzischen General. Herausgegeben von J. F. Reigebaur. Nebst 1 Plane der Gegend von Speier. 8. Frankfurt a. M., Schmerber. 18 Gr.

Medicinische Unterhaltungsbibliothek oder Collectivblätter von heiterm und ernstem Colorite für alte und junge Ärzte. 3tes Bändchen. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 18 Gr.

Wachsmuth, W., Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. 2te umgearbeitete Ausgabe. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Wangenheim, F. Th., Die Perle von Zion. 2 Bändchen. 8. Leipzig, Weber. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 256. —— 13. September 1839.

Schriften über deutſche Journaliſtik.

1. Studien und Kritiken der deutſchen Journaliſtik. Erſtes bis drittes Heft. Hanau, König. 1838—39. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Der Journaliſtenſpiegel. Worte der Wahrheit über Flugblätter und literariſche Trommelſchläger, an Freund und Feind gerichtet von Ernſt Richter. Leipzig, Fort. 1839. Gr. 12. 14 Gr.
3. Die Schande der deutſchen Journaliſtik. Von H. Bozzaris. Leipzig, Nauck. 1838. Gr. 12. 6 Gr.

Obgleich durch Würde, Styl und Gediegenheit nur die unter Nr. 1 aufgeführte Schrift hier einer weitern Beſprechung werth erſcheint, ſo haben wir doch Nr. 2 u. 3 nicht gänzlich übergehen wollen, da ſie in der That gut gemeint und zugleich Zeugniſſe davon ſind, daß das Verlangen nach Ausmerzung gewiſſer Schäden in der deutſchen Journaliſtik je länger je mehr allgemein geworden. Die Herren Richter und Bozzaris haben ſich zu Sprechern für eine große Zahl geheim Abſtimmender aufgeworfen; dies iſt an ſich ehrenwerth; nur richtet ſich ihre Polemik meiſt gegen eine Ab- und Unart der deutſchen Journaliſtik, welche beſſer unbeſprochen bleibt, und über welche von den Beſſern der Nation der Stab bereits gebrochen iſt, oder wovon ſie überhaupt keine Notiz nehmen. Wir können uns hier in eine Kritik der Kritik über die Hefen des deutſchen Journalismus nicht einlaſſen, noch die Namen der namenloſen Journale und ihrer Redactoren, deren fade oder ſchmuzige Richtung hier bekämpft wird, einzeln aufführen, um unſere eigenen Betrachtungen daran zu knüpfen; wir geſtehen nur, daß wir uns in dieſer niedern Dunſtſphäre nicht heimiſch fühlen. Wir loben die Verfaſſer, daß ſie es redlich und gut meinen, daß ſie manches Beſſere anerkennen und in ihrer Weiſe Das, was ihnen ſchlecht dünkt, zu brandmarken ſich bemühen; aber wir fühlen uns gedrungen, ſie zu tadeln, daß ſich der Ton ihrer Anklagen und Strafreden wenig von dem widerlichen Tone unterſcheidet, der die von ihnen Angegriffenen verunziert. Indeß geben wir gern zu, daß es ſchwierig iſt, rein und unbefleckt zu bleiben, wenn man es unternimmt, in eine Cloake hinabſteigen und ſie ausräumen zu wollen. In eine reinere Atmoſphäre verſetzt uns die Schrift Nr. 1, die, wie es verlautet, unter den Auſpicien von Beutmann und Dingelſtedt erſcheint. In der Einleitung wie auch in mehren ſpätern Artikeln, ſo beſonders in dem Artikel über die augsburger „Allgemeine Zeitung", glauben wir auch in der That Beutmann's feine Feder wie überhaupt ſeine im Ganzen noblen Anſichten zu erkennen. Hierfür wie für die Mitwirkſamkeit Dingelſtedt's ſpricht auch die häufige Berufung auf Gutzkow, der dieſen Leuten in allen Dingen als Autorität gilt wie den franzöſiſchen Republikanern ehemals Armand Carrel. Nur iſt es wunderſam, daß ſich Beurmann S. 14 ſelbſt als Autorität anführt, indem er eine Stelle aus ſeinem Buche: „Brüſſel und Paris", citirt. Im Ganzen ſchenken wir dem Unternehmen unſern Beifall, ſo viel wir auch im Einzelnen daran auszuſetzen haben. Es iſt ein echt deutſches Unternehmen, Raiſonnement über eine Literatur, deren Schwerpunkt ebenfalls Raiſonnement iſt. Indeß knüpft ſich an die Journaliſtik, wie ſie ſich gegenwärtig herausgeſtellt hat, ein gutes Stück Geſchichte, und wenn es den Verfaſſern nicht immer gelungen iſt, in ihrer Betrachtung der Journale die mehr oder minder große Maſſe innerer oder äußerer Geſchichte, die an ihnen hängt, herauszufördern, ſo liegt das zum Theil an der vorwaltenden Neigung der Verfaſſer zum bloßen Raiſonnement, in ihrer allzu ſubjectiven Stellung zur Zeitgeſchichte, zu den Perſönlichkeiten und dem Journalismus. Es gelingt ihnen nur ſelten, ſich von ihren Parteianſichten ganz frei zu machen und einen objectiv geſchichtlichen Standpunkt zu gewinnen. Dieſer Mangel wird beſonders fühlbar in der Darlegung der geſchichtlichen Verhältniſſe, welche die augsburger „Allgemeine Zeitung" durchlaufen hat, obgleich doch wieder gerade dieſer Aufſatz, von andern Seiten her betrachtet, zu den gründlichern und gediegenern Artikeln des Buches gehört und manche feine Winke über die Stellung dieſer Zeitung zur Gegenwart, beſonders der Diplomatie und den Cabineten, gibt. Aber wir meinen, daß die „Allgemeine Zeitung" zu einer Abhandlung Gelegenheit geboten hätte, welche in eben dem Maße ein Beitrag zur Zeitgeſchichte, der vergangenen und gegenwärtigen, hätte ſein müſſen, als ſie es in dieſer Auffaſſungsweiſe nicht iſt. Ihr Urſprung, ihre Redactoren und die Richtungen, welche ſie verfolgt, werden zwar erwähnt, aber wie ſich die Zeit mit ihren Phaſen und Metamorphoſen in ihr

Digitized by Google

gespiegelt, davon erfährt man wenig oder nichts. Wie aber, wenn einmal eine Geschichte der Journale geschrieben werden muß, die Geschichte einer Zeitschrift zu behandeln ist, davon enthalten die „Studien und Kritiken" ein nachahmenswerthes Muster in der Abhandlung über die „Göttinger gelehrten Anzeigen", welche jedenfalls einer höchst kundigen Feder ihre Entstehung verdankt. Hier finden wir alle jene Eigenschaften eines Historiographen, die wir in den übrigen Abhandlungen meist vermissen, eines Historiographen, welcher ruhig, klar, objectiv, mit einem Worte, geschichtlich verfährt, ohne daß ihm irgendwie der Vorwurf gemacht werden könnte, er sei dem Leben der Gegenwart entfremdet und die Wissenschaft stehe ihm höher als das Leben. Der Styl, in welchem die Einleitung und die Mehrzahl der Abhandlungen geschrieben ist, läßt sich allerdings im Ganzen seiner Klarheit und Angemessenheit wegen loben, er ist äußerlich von guter Structur; aber eben der Mangel an historischer Unparteilichkeit, der sich hier und da im Inhalte bekundet, schadet zuweilen auch ihm. Da aber der Inhalt weniger objectiv historisch als polemisch und parteisüchtlich ist, so wäre zu wünschen gewesen, die Verfasser hätten bei so viel innerer Unruhe weniger Ruhe erkünstelt und mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe geschrieben. Einer der Mitarbeiter behauptet zwar, daß in der Politik der Kopf, nicht das Herz gelte; aber wo polemisirt, reformirt, revolutionnirt werden soll, ist das Herz jedenfalls ein eindringlicherer Redner als der Kopf. Jenes erfaßt mit seinem heiligen Zoen die Gemüther, dieser kann höchstens zur Malice und hämischen Bitterkeit seine Zuflucht nehmen und führt eine Art der Polemik ein, welche nur stachelt, prickelt und verwundet, statt die Gemüther, zu denen man spricht, in Schwung zu bringen; eine Polemik, von der sich in dieser Schrift genug Spuren auffinden lassen. Eine literarische Kriegsführung, welche sich mit ihrem Centrum an das Herz anlehnt, wird nie so bitter persönlich werden als eine Polemik, welche mit dem Herzen nichts zu thun hat, noch zu thun haben will. Alle bedeutenden Reformatoren und Agitatoren haben mit und aus dem Herzen gepredigt und nach einer Ausdrucksweise gerungen, welche die Gemüther unwillkürlich und unmittelbar mit sich fortzureißen im Stande war. Der Beurmann'sche Styl wird nie populair werden, er ist nicht deutsch kräftig genug, er französirt, ohne den Glanz des französischen, noch die Flamme des deutschen Styls zu haben, ja, er wird oft langweilig, was dem französischen nie geschieht; ein Fehler, der vielleicht durch das allzu lang ausgesponnene, zu detaillirende, zu deutsch pedantische Raisonnement wie von selbst hervorgerufen wird. Denn so viel ist allmälig offenbar geworden, daß sich unser geistreiches sociales Raisonnement, welches sich mit ängstlicher Beflissenheit von jeder wissenschaftlichen Begründung fern zu halten sucht, in seiner starren Consequenz des Geistreichthuns vollkommen ebenso pedantisch gestaltet hat, als nur immer das mehr wissenschaftliche und mehr auf Thatsachen sich stützende Raisonnement unserer Vorfahren gewesen ist. Daß sich Beurmann, oder wer sonst der Haupturheber dieser Schrift ist, den Weg zum Volke selbst verbaut, bedauern wir aufrichtig, da seine Ansichten im Ganzen freimüthig, nobel und tüchtig, seine Absichten redlich sind.

Wir geben nun in der Kürze den Inhalt der Schrift an. Zuerst eine wol etwas zu weitschweifige Einleitung, welche in kürzerer Fassung von größerer Wirkung sein würde. Sie enthält viel gute und treffende Bemerkungen und behandelt besonders die Fragen über die jetzige Stellung der politisch-periodischen Presse zu den Regierungen, zur Gesellschaft und zur öffentlichen Meinung und gibt zugleich manche praktische Andeutungen über die Correspondenzen, den Nachdruck, die Postversendung und die Censur politischer Journale. Auch der Verfasser dieser Einleitung spricht es als eine gerechte Foderung aus, daß nicht die Presse, sondern der Staat die Censurgebühren zu tragen habe, denn der Censor diene allein dem Staate, und die Presse könne ihn füglich entbehren; hier und da aber habe man sogar aus der Censur eine einträgliche Sinecure gemacht. Hierauf folgt ein Artikel über das Cotta'sche Institut im Allgemeinen und dessen Zeitschriften insbesondere, der wahrscheinlich aus derselben Feder wie die Einleitung herrührt. Daß gegen die „Deutsche Vierteljahrschrift" zu Gunsten des „Freihafens" polemisirt werden würde, ließ sich erwarten; wir meinen aber, es sei wesentlich von Nutzen, wenn eine Literatur sich in divergirenden Richtungen entwickelt und offenbart, und es bezeichne eben die Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des deutschen Geistes, wenn die „Vierteljahrschrift" neben dem „Freihafen" und für jede von beiden Zeitschriften ein Publicum bestehen kann. Eine Abhandlung über die Holznoth hat für ein gewisses Publicum mehr Interesse und ist gewiß von praktischerer Bedeutsamkeit als ein Artikel im „Freihafen" über Strauß' „Leben Jesu" oder den Dichter Wilhelm Müller oder Hoffmann als Componisten. Der Umstand, daß wir, Ref. und Beurmann, einen Artikel über Holznoth oder über das Steinkohlengebilde in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung nicht lesen mögen, beweist noch nicht, daß diese Artikel überhaupt ohne Werth und Nutzen sind, er dürfte vielleicht eher gegen uns beweisen; denn einem vielseitig Gebildeten sollte auch die Holznoth und das Steinkohlengebilde am Herzen liegen, und was Alles ein großer Mann in den Kreis seiner Theilnahme, ohne etwas von seiner Größe zu verlieren, zu ziehen fähig ist, davon hat uns Goethe ein glänzendes Muster aufgestellt. Unsere Meinung über den nun folgenden Aufsatz über die augsburger „Allgemeine Zeitung" haben wir schon oben ausgesprochen. Unter den Correspondenten ist Eckstein unsers Bedünkens gut und treffend charakterisirt. Die Schrift verbreitet sich nun über die politischen Blätter: „Der Correspondent von und für Deutschland", „Die Staats- und gelehrte Zeitung des hamburger unparteiischen Correspondenten", die „Preußische Staatszeitung" und die Voß'sche und Haude- und Spener'sche Zeitung in einer im Ganzen gemäßigten und treffenden Weise. Sodann werden mehre belletristische Zeitschriften besprochen.

Zuerst der nun eingegangene „Phönix", dessen Absterben, auf Grund der Redlichkeit des Redacteurs, bedauert und dem langweiligen Gifte zugeschrieben wird, welches Carové seinen Spalten eingeflößt habe, sodann die „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle", welche schon darum zu tadeln sind, weil sie, besonders in ihrem kritischen Theile, gar keinen Organismus verrathen, ganz der Willkür einiger Recensenten dahingegeben sind und ihre kritischen Spalten nur dann füllen, wenn diese Recensenten zufällig fleißig gewesen und auf ein neuerschienenes Buch ihrer besondern Vorliebe oder Abneigung gerathen sind. Die Herren Werner, Florencourt, Wille werden kurz, aber treffend beseitigt und in ihrer Nichtigkeit dargestellt. Hierauf folgen einige Seiten über das „Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben", sodann manches Gute über die belletristische Klatschjournalistik, worunter der „Freischütz" und der „Komet". Das dritte Heft macht wieder eine Abschweifung auf eine Abtheilung der politischen Presse, als da sind die „Frankfurter Oberpostamtszeitung" und „Der deutsche Courier". Wir vermissen hier den unparteiischen Takt, der sich in den frühern Aufsätzen genügend aussprach; die Feder, welche hier die Herren Berly und Weil charakterisirt, scheint, wenigstens in Bezug auf den Letztern, unter gewissen freundschaftlichen Einflüssen gearbeitet zu haben, welche die Färbung dieser Aufsätze bestimmen. Die Reihe der in diesem Hefte besprochenen belletristischen Zeitschriften beginnt mit einer Partie „Klatschjournalistik", worin mehre schlechte hamburger Journale — Hr. Beurmann hat gegen alles Hamburgische überhaupt eine Antipathie — wol nach Verdienst abgefertigt werden, aber nicht mit der Humanität, die z. B. dem Herausgeber der „Originalien", Georg Lotz, gegenüber geziemen möchte, besonders da wir den Einfluß dieses Journals für zu gering erachten, als daß wir hier eine schonungslose Polemik für nöthig halten sollten. Um so feuriger ist das Lob, womit Gutzkow und sein „Telegraph" überschüttet werden; die Kritik wird hier von der Freundschaft vollständig überwachsen, und wenn wir dem Verf. glauben wollten, so wären die Mitarbeiter am „Telegraphen", die Herren Wiehl, Schücking u. s. w. bereits nahe daran, Heroen der Literatur zu werden. Die „Zeitung für die elegante Welt" wird, wenigstens was ihren gegenwärtigen Geist und ihre Mitarbeiter betrifft, lange nicht so liebevoll detaillirend beurtheilt; doch enthält der Aufsatz über dieses Journal eine Charakteristik Kühne's, welche unsers Bedünkens der Wahrheit ganz nahe kommt. Der gedlegenste Aufsatz ist, wie wir schon weiter oben angedeutet, derjenige über die „Göttinger gelehrte Anzeigen", eine umfassende und gründliche Arbeit, wovon wir im folgenden Hefte erst den Schluß zu erwarten haben. Was die Abhandlung über die augsburger „Allgemeine Zeitung" in Bezug auf die politische Welt hätte leisten sollen und nicht leistet, das leistet der Verfasser der in Rede stehenden Abhandlung in Bezug auf die Literatur; die Stellung, welche die „Göttinger gelehrte Anzeigen" unter den verschiedenen Redactionen von Haller, Michaelis und Heyne (die Darstellung der Heeren'schen Redaction ist dem vierten Hefte aufbehalten) und unter den Einflüssen ihrer Mitarbeiter: Feder, Garve u. s. w., gegen die jezeitige Philosophie, Theologie, Geschichte, productive Literatur eingenommen haben, ist gründlich und scharf gezeichnet und somit ein Beitrag zur Geschichte der Literatur in dieser Abhandlung geliefert worden. Es wäre zu wünschen, daß die ungenannten, aber leicht zu errathenden Herausgeber dieser Schrift die eben genannte Abhandlung in den künftigen Heften sich zum Muster nehmen, ihre oft zu maßlose Zuneigung für und Abneigung gegen Persönlichkeiten und Zustände etwas beschränken und den Gedanken aufgeben wollten, ihr Unternehmen als ein Organ für Parteirücksichten und Privatansichten zu benutzen und abzunutzen.

84.

Die Irländer.

Die Engländer haben zu allen Zeiten sehr ungerecht und lieblos über die Irländer geurtheilt: im Mittelalter und zu Elisabeth's Zeiten hielten sie dieselben für Halbwilde und behandelten sie nicht besser als Hunde, und in unserm Jahrhunderte, wo agrarische Wirren und entsetzliche Armuth der Masse den Zustand einer heftigen Krisis auf der Insel erzeugt haben, hat englischer Parteigeist sich so angelegentlich bemüht, das arme Volk des grünen Erin als ein Geschlecht gesetzloser, blut- und raubgieriger Halbbarbaren darzustellen, und demselben so viel Böses nachgesagt, daß man sich freut, aus englischem Munde auch einmal etwas Gutes über dasselbe zu hören. Auf dem Continente scheint man die Menschen und Verhältnisse Irlands richtiger zu würdigen als in England, namentlich sind wir Deutsche durch unparteiische Reisende wie Raumer u. A. gründlich über das Volk und seine Zustände unterrichtet; den Franzosen haben in neuester Zeit die Hrn. Feuillide und Beaumont, deren Schriften bereits in diesen Bl. besprochen worden sind, ein treues Gemälde von der Lage der Dinge in Irland zu geben gesucht; nur England, aber doch die in Parteiansichten befangene torystische Presse findet fortwährend ein Vergnügen daran, uns Irland als den Sitz der Demoralisation, als das Land der Verbrechen und Laster darzustellen, ohne zu bedenken, daß sie dadurch ihrem eigenen Verwaltungs- und Kirchenwesen, wie es den Irländern aufgedrungen ist, den Stab bricht. Es ist allerdings auch für den Unparteiischen unleugbar, daß in dem Ostheile der Insel, in Leinster namentlich, die Moralität des Volks einen trüben Anblick gewährt; daß dies aber nicht so in den übrigen Gegenden der Fall ist, am wenigsten da, wo noch die Einfachheit alter Sitten und Lebensverhältnisse besteht und die Gesellschaft noch nicht die rasche Beweglichkeit erlangt hat, welche ihr die höchste Entwickelung der Civilisation zu verleihen pflegt, beweisen die „Rambles in the South of Ireland, during the year 1838" der Lady Chatterton. Wir finden in dem Buche, das zwar mit starker Beimischung weiblichen Gefühls, aber auch mit gesundem Beobachtungssinn geschrieben ist, daß der Irländer da, wo er seinen eigenen Sitten überlassen ist und die schreienden Misgriffe der englischen Gewaltherrschaft seine Moralität nicht zerstört haben, in dieser Hinsicht die strengste Vergleichung mit dem sich so viel höher dünkenden Engländer aushalten kann und eher über als unter demselben steht. Sein Temperament ist, wofür alle von der Lady Chatterton mitgetheilten Specialzüge einen neuen Beleg geben, das sanguinische, das wir bei den meisten celtisch-galischen und vielen slawischen Völkern vorherrschend finden, also der gerade Gegensatz gegen das cholerisch-melancholische des Engländers und der germanischen Völkerfamilie überhaupt. Die Leidenschaften der Irländer sind lebhaft, ungestüm, nicht von Besonnenheit und Überlegung gezügelt. Sie werden dadurch zu raschen Handlungen und Entschließungen hingerissen, sind rachsüchtig

und unmäßig, namentlich im Genuß starker Getränke, und ohne jene strenge und tiefe Achtung vor dem Eigenthumsrecht und dem Gesetz, die dem Engländer als germanischer Erbzug geblieben, die aber von den Irländern unter ihren gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu erwarten ist. Was ihnen namentlich abgeht, ist jener gesunde und klare Verstand, den die Engländer common sense, wir den gemeinen Menschenverstand nennen, der aber vorzugsweise das Erbtheil des germanischen Volksstammes zu sein scheint, indem wir ihn bei diesem mehr als bei allen andern Völkern in den Anordnungen des häuslichen und öffentlichen Lebens, in der klugen Auswahl der Mittel zu allen nützlichen Zwecken, in der geschickten Anwendung alles Brauchbaren, in hundert und aber hundert nützlichen Erfindungen und Einrichtungen walten sehen, wodurch die germanischen Völker allen übrigen soweit voraus sind. Der Mangel dieses common sense ist es, was den Irländer so tief unter seinen englischen Nachbar herabsetzt, was ihn in den Augen desselben oft lächerlich, ja selbst verächtlich macht, und wir dürfen nicht vergessen, daß hierauf zum Theil die wegwerfenden Urtheile der Engländer über die Ieen beruhen. Sie unterdrückten sie, weil sie in ihnen eine geistesärmere Race erblickten, wie die Deutschen in ihren slowischen Nachbarn. Jenen Mangel an gesundem Verstand vermag man überall wahrzunehmen, in Allem, was geschieht oder ungeschehen bleibt. Er äußert sich in den Misthaufen, welche den Weg zu jeder Hütte versperren, in dem Rauch, der durch alle Öffnungen, nur nicht durch die des Schornsteins aus der Wohnung dringt, in der Art, wie die Irländerin ihre Küpe trägt, in den dicken warmen Röcken, welche der Bauer in glühender Sonnenhitze bei der schwersten Arbeit anbehält. Die Verkehrtheiten, welche in andern Ländern einzelne Orte zum Gegenstand des Volkswitzes machen, scheinen über ganz Irland verbreitet zu sein, und es ist ja bekannt, daß Das, was der Gasconier dem Ostfranzosen, der Irländer dem Engländer ist. Diesem Mangel an Verstand müssen aber die schätzbarsten Eigenschaften des Herzens gegenübergestellt werden, die den Irländer zu dem liebenswürdigsten und menschenfreundlichsten Wesen machen. Er ist im höchsten Grade gutmüthig, gefühlvoll, mildthätig, dies so sehr, daß er mit dem Armen seine letzte Mahlzeit, Kartoffeln, theilt, wovon Lady Chotterton mehre Beispiele anführt, und stets ebenso geneigt, fremden Leidrn Theilnahme zu schenken, wie seine eigenen mitzutheilen. Offen, zutraulich und gesprächig bis zur Geschwätzigkeit, setzt er kein Arges voraus, wie er selbst kein Arges im Sinne führt, und höflich auf eine Weise, wie man sie in England nicht mehr, auf dem Continente vielleicht noch in Östreich findet, ist er stets gefällig und dienstfertig ohne Eigennutz, während fremde Wohlthaten ihn nie undankbar finden werden. Vielleicht ist bei keinem Volke das Gefühl für Recht und Unrecht schärfer ausgebildet, die häusliche Zärtlichkeit, die Anhänglichkeit an Freunde und Verwandte inniger als in Irland, wenigstens in den Theilen des Landes, wo der ursprüngliche und natürliche Charakter des Volks unter zerstörenden Einflüssen noch nicht entartet ist. 145.

Literarische Notiz.

„Trials of the heart" heißt ein Buch von der bekannten Mrs. Bray, Verfasserin von „Trelawny". Titel wie Inhalt dieses dreibändigen Buches verrathen die weibliche Hand. Mrs. Bray stellt darin Gemälde der mannichfachen Prüfungen und Unglücksfälle auf, denen der Mensch auf seiner irdischen Pilgerfahrt unterworfen ist. Eine sehr anmuthige Erzählung ist „Prediction" überschrieben, worin besonders die Art, wie die Gefühle der verschiedenen Personen entwickelt sind, den Leser interessirt. Wir nehmen an den Ereignissen, die überhaupt nicht sehr mannichfaltig sind und sich fast immer voraussehen lassen, nicht als Ereignissen Theil, sondern weil wir uns für die Personen interessiren und mit ihnen sympathisiren, die davon betroffen werden; es ist mit einem Worte die Charakterzeichnung, durch welche uns Mrs. Bray für sich einzunehmen weiß. In den „Orphans of la Vendée" treffen wir auf eine andere Phase von menschlichen Misgeschicken, welche sich vor unserm Auge entfalten. Die gegenseitige Liebe zwischen Bruder und Schwester ist das Thema; die Verwickelung ist einfach, aber die Details sind trefflich ausgearbeitet. Der „Little doctor" ist von geringerm Interesse, mehr eine Aneinanderreihung von einzelnen, innerlich nicht zusammenhängenden Begebnissen, keine Erzählung aus dem Ganzen, und enthält außerdem viel Überflüssiges. Die Erzählung: „The adopted", dagegen erscheint als die Krone des Ganzen; der schwankende Philippe ist als Repräsentant eines unentschiedenen Charakters vortrefflich gehalten und die Erzählung, besonders hinsichtlich des Vortrags, überhaupt voller Schönheiten. 108.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon
der
Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Vierzehntes Heft, **Hegewisch** bis **Holzschneidekunst.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.;
Velinpapier **18** Gr.

Hegewisch (Franz Hermann). — **Heideck** (Johan Ludw.). — **Heidekoff** (Karl Alexander). — **Heimatsrecht.** — **Heinrich** (Herzog von Anhalt-Köthen). — **Heinrich XX.** (Fürst Reuß zu Greiz). — **Heinrich LXII.** (Fürst Reuß zu Schleiz). — **Heinrich LXXII.** (Fürst Reuß zu Lobenstein und Ebersdorf). — **Heinrich** (Karl Friedr.). — **Heinroth** (Joh. Christian Friedr. Aug.). — **Heignng.** — **Helgoland.** — **Heller** (Jos.). — **Hemans** (Felicia Dorothea). — **Hemert** (Paul van). — **Hengstenberg** (Ernst Wilh.). — **Henke** (Adolf Christian Heinr.). — **Henke** (Herm. Phil. Ed.). — **Henriquinquisten.** — **Henselt** (Adolf). — **Herbart'sche Philosophie.** — **Herder** (Siegm. Aug Wolfg., Freih. v.). — **Hermann** (Friedr. Benedict Wilh.). — **Hermann** (Karl Friedr.). — **Hermes** (Karl Heinr.). — **Hermesianer**, s. am Ende des Bandes. — **Herschel** (Sir John Frederick William). — **Hertz** (Henrik). — **Hesekiel** (Friedr.). — **Hessen** (Großherzogthum). — **Hessen-Kassel**, s. **Kurhessen.** — **Hessen-Homburg.** — **Hessen** (Landgrafen v.). — **Hessen-Rheinfels-Rotenburg.** — **Heubner** (Heinr. Leonhard). — **Heyden** (Friedr. Aug. v.). — **Heyse** (Karl Wilh. Ludw.). — **Hieroglyphen.** — **Himly** (Karl Gustav — Ernst Aug. Wilh.). — **Hinrichs** (Herm. Friedr. Wilh.). — **Hirsch** (Jakob v. — Joel Jakob v. — Josua v.). — **Hirscher** (Joh. Baptist). — **Hirzel** (Konrad Melchior). — **Hitzorff** (J. J.). — **Hitzig** (Jul Ed.) — **Hjerta** (Lars Johan). — **Hobhouse** (Sir John Cam). — **Hoff** (Karl Ernst Adolf v. — Georg Wilh. Friedr. v. — Heinr. Ernst Jos. v.). — **Hoffmann** (Andreas Gottlieb). — **Hoffmann** (Ernst Emil). — **Hoffmann** (Heinr. Aug.). — **Hoffmann** (Joh. Gottfried). — **Hoffmann** (Karl Alexander). — **Hoffmann** (Clemens Aug. Konrad, Freih. v.). — **Hofmann** (Heinr. Karl). — **Hogg** (James). — **Hohenhausen** (Karl v.). — **Hohenschwangau.** — **Hohenzollern.** — **Hohnbaum** (Ernst Friedr. Karl). — **Holland** (Henry Richard Vassall, Lord). — **Holler** (Leonhard, Ritter v.). — **Holmbergsson** (Johan). — **Holtei** (Karl v.). — **Holzschneidekunst.**

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 257. —— 14. September 1839.

Sophokles. Von J. J. C. Donner. Heidelberg, Winter. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Wie ungeberdig stellte sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die deutsche Sprache an, als sie zuerst von ihren Meistern aufgerufen wurde, den Wettlauf mit der hellenischen Poesie durch Verdeutschung ihrer Hauptwerke in den Formen der Urschrift, oder durch Originale im griechischen Gewande zu beginnen! Nur ungern erhob sie sich unter Bodmer's und Klopstock's etwas langsamem und stammelndem Zauberworte und wandelte mit hinkendem Fuße lendenlahme Hexameter durch, und als später sie Voß aufspornte, mit welcher Anstrengung fing sie mit schwellenden Adern den richtigern Takt zu stampfen und in kunstgerechten Spondeen und Daktylen zu springen und zu singen an! Damals galt es nur erst noch das Epos und die aus zweiter Hand durch Horaz überlieferte Ode; auch die letztere ging von Ramler zu Voß, vom hinkenden zum springenden Versuche über. Als nun zu Anfang des neuen Jahrhunderts kühnere Bildner sich an den Dialog und die Chöre der griechischen Tragödie und endlich an die Pindarische Ode wagten, bewegte sich nicht auch da bei allem Fortschritte der Kunst auf diesem Gebiete die Sprache noch ziemlich schwerfällig im neuen Kleide und wagte es nicht, ohne strenggriechischen Zuschnitt und großen grammatischen Zwang auf dem Kothurn einherzuschreiten und in dithyrambischen Schwüngen sich zu schaukeln? Selbst ein kraftbewußter, großer Sprachkünstler, wie Soiger war, betrat diesen neuen Schauplatz mit scheuem Tritt und ernstlichen Entschuldigungen. „Es sollte hier nichts Neues, nichts Ganzes und Bleibendes hingestellt, es sollte vielmehr nur ein Versuch zur Lösung einer unendlichen Aufgabe gemacht werden." Ihm mußte erst die Betrachtung Muth geben, „daß viele Arbeiten der Art nebeneinander bestehen können; daß es dem Einen hierin, dem Andern darin besser gelingen werde, und daß bei noch so geringen Ansprüchen auf einen hohen Grad von Vollkommenheit jede nicht ganz thöricht unternommene Bestrebung immer hierin oder darin einen Werth behalten werde". Wie würde sich der berühmte und bescheidene Mann, wenn er noch lebte, er, dessen Übertragung des Sophokles einzig „aus dem Begehren entstanden war, sich selbst den Geist der griechischen Tragiker recht lebhaft zu vergegenwärtigen", und der wünschte, „sein Werk nur als eine gute Stufe zum Weiterschreiten anerkannt zu sehen" — wie würde er sich freuen, wenn er es mit ansehen könnte, wie der Geist der Wissenschaft, weichen er viel mehr als die ideale Kunst und künstlerische Wirksamkeit selbst für gute Übersetzungen in Anspruch nahm, mit seinem unvermeidlichen Willen allmälig über unüberwindlich scheinende Hindernisse triumphirt und die einheimische Sprache mit den ausheimischen Stoffen und Formen in ein solches Gleichgewicht zu bringen verstanden hat, das wenig oder nichts mehr zu vermissen übrig läßt.

In der That hat Hr. Donner, der Übersetzer des Juvenal, des Persius und des Camoens, in dieser Übertragung des Sophokles etwas geleistet, was noch vor einem Jahrzehnd eine Unmöglichkeit schien; er hat die würdigste, idealste Gestalt dieses Dramatikers innerhalb der gewohnten deutschen Sprachformen gefunden und den Dichter ohne irgend eine griechischdeutsche Verrenkung in unserm Idiome dargestellt.

Sophokles verdiente nächst Homer vor allen Dichtern Griechenlands eine solche, nur auf diesem Wege mögliche Popularisirung unter unserer Nation; er ist um seiner Verwandtschaft mit dem deutschen Gemüthe willen und wegen seiner, der christlichen sich unbestritten annähernden Weltansicht überhaupt besonders geeignet, vom ganzen deutschen Volke gekannt und genossen zu werden, wie es seinen Schiller und Uhland kennt und genießt. So lange aber die Form in seinen Übertragungen noch mehr oder weniger auf griechischen Stelzen gehen zu müssen glaubte, war es nicht wohl möglich, daß die eigenthümlichen Schönheiten des Dichters in einer Übersetzung gehörig hervortraten. Die Milde seiner zur Vorsehung umgedeuteten Schicksalsidee, die Grazie der moralisch-freien Nothwendigkeit, welche die Welt bei ihm beherrscht und welcher auch der unterliegende Particularwille edler Helden als einem gerechten und gütigen Universalwillen sich mit Ergebung opfert, das hohe Ebenmaß in der Anlage seiner Tragödien, die meisterliche Vertheilung von Licht und Schatten in seinen Charakteren und den dargestellten Leidenschaften, die Harmonie Elysiums, in welche jeder Mistton sich zuletzt auflöst, die Zügelung des Affects, wenn er eben die Schranken der Menschlichkeit überschreiten und ins Ungeheuere übergehen will, die Rückkehr zur Seelenruhe gegen

Digitized by Google

den Schluß seiner bewegtesten Dichtungen, jener Grundton der Mäßigung — alles Das konnte nicht mehr recht vernommen werden, wenn die Sprache selbst, in der es nun ausgedrückt war, in deutsch-griechische Uniform steif eingekleidet, gleichsam gestiefelt und gespornt mit den Gedanken, bald sich zu Fuße mühsam fortschleppte, bald schwer zu Rosse dahintradte.

Insbesondere gilt dieses vom Chor, der bei Sophokles auf eine so innige Weise, wie Solger gar schön in seiner Einleitung ausführt, in die Handlung eingreift und den Handelnden die Schranken des Sterblichen in milden Lehren oder warnenden Beispielen vorhält und von Liebe, Anbetung und Vertrauen zu seinen Göttern voll ist. Diese heilige Stimmung kann nicht empfunden werden, wenn Scansion und Construction die Aufmerksamkeit des Lesers aufs peinlichste vom Gedanken abzieht und ihm alles Gefühl verbittert. Irgend ein Beispiel erläutere, was wir hier sagen. Im „Ödipus auf Kolonos", wo Theseus dem unglücklichen Greise seine Kinder aus Kreon's Gewalt erlöst, mischt sich der Chor herzergeifend mit einem frommen Gebet ein. Kann aber der deutsche Leser dieses ohne innere Störung nachbeten, wenn er mit Solger sprechen muß („Öd. auf Kol.", V. 1086 fg.):

Der Götter Allbeherrscher,
O Zeus, Allsicht'ger, gib
Des Landes Obwaltern
Glückreiche Siegesobmacht
Zu mühvoller, gewinnreicher Jagd!
Und hehres Kind, Pallas Athene!
Auch Apollon, dich, den Weidmann,
Und das Zwillingskind, die rasch die buntgefleckten
Flüchtigen Hirsche verfolgt,
Bringt, bitt' ich, Doppelbeistand
Der Stadt, hereilend, nebst den Bürgern!

Wer könnte hier vor lauter Scandiren und Construiren noch beten? Einen Schritt zum bessern Verständnisse hat nun schon Thudichum gethan, wenn er, doch immer noch nicht ohne Manier, diese Verse so übersetzt:

Allwaltend Haupt der Götter,
O Zeus, Allsehender, gib,
Daß unserer Volksfürsten
Siegreiche Kraft vom Waffenzug glücklich
Heimführe den edeln Raub.
Hör', ernste Magd Pallas Athene!
Dich, den Jäger Apollon ruf' ich,
Und die Zwillingsschwester dich, buntfleckiger schneller
Hirsche Verfolgerin, an,
Mit zwiefach mächt'ger Hülfe
Zu nahn dem Land und seinen Bürgern.

Aber erst bei Hrn. Donner brauchen wir gar keinen grammatischen oder ästhetischen Solöcismus mehr zu unterstreichen. Er hat, was Solger Edles und Einfaches bot, nicht verschmäht, alles Gezwungene, Grelle aber mit sanfter Hand abgewischt und übersetzt ganz schlicht so:

Allherrscher du der Götter, Zeus,
O Allsehender,
Des Landes Obwaltern
Verleih zur Siegeswonne Glück, den ruhmgekrönten Fang zu thun,
Und Hehre du, Pallas Athene!
Auch du, Weidmann, Fürst Apollon,
Du, o Schwester, welche rasch die buntgefleckten
Hirsche, die flüchtigen, jagt;
O naht mit doppelem Beistand,
Ich fleh' euch, dieses Landes Bürgern!

Wie gar nicht dem griechischen Original hierbei Zwang angethan und wie wenig zugleich Wesentliches von ihm aufgeopfert worden ist, wird jeden Leser die Vergleichung mit dem Texte lehren.

Einige andere Beispiele wollen wir aus der „Antigone" entlehnen, einer Tragödie, die das Entzücken des athenischen Volkes in dem Maße hervorgerufen, daß es dem Dichter unmittelbar nach ihrer Aufführung in Gemeinschaft mit dem großen Perikles die Anführung einer Flotte gegen die Insel Samos anvertraute. Und noch heutzutage macht dieses Stück auf unbefangene Gemüther einen gleich mächtigen Eindruck, und Ref. hat schon mit Solger's Übersetzung einem Frauenkreise die edelsten Perlen aus den Augen gelockt. Zur Vergleichung der verschiedenen Übertragungen diene das hohe Wort Antigone's, das sie (V. 448 fg. ed. Erfurdt.) an Kreon richtet, als er sie wegen der Bestattung ihres Bruders Polynices, wegen Übertretung seines königlichen Gebotes zur Rede stellt. Da antwortet sie denn bei Solger:

Es war ja Zeus nicht, der den Heroldsruf gesandt,
Noch Dike, jener untern Macht Mitwohnerin,
Die solche Satzung stellten auf den Sterblichen.
Auch hielt ich niemals deinen Spruch von solcher Kraft,
Um über alle wandellos' unschriftliche,
Göttliche Gebote, sterblich nur, hinauszugehn.
Denn heute nicht und gestern, nein, es leben die
Ohn' Ende, Niemand wüßte, wann sie kamen, auch.
Für diese möcht' ich nimmer, keines Sterblichen
Bedenken scheuend, bei den Göttern Züchtigung
Ausstehn. Der Tod war sicher mir; wie anders auch?
Und wenn du nichts ausriefest. Doch wenn vor der Zeit
Er nun mich hinnimmt, halt ich für Gewinn es nur.
Denn wer in mannichfalt'ger Noth, der meinen gleich,
Lebt, wie verschaffte diesem nicht der Tod Gewinn?
So bringet mir auch dieser Schicksalsschlag gewiß
Mit nichten Schmerzen. Trüg' ich das, den todten Sohn
Der eignen Mutter so bestattungslos zu sehn,
Dann müßt' ich klagen; dies jedoch beklag' ich nicht.
Wenn aber thöricht jetzo mir dein Thun erscheint,
Mag wol der Thorheit mich ein Thor bezüchtigen.

Was in dieser Übersetzung noch hart, grell oder dunkel erschint, haben wir wieder unterstrichen, und eine Vergleichung mit den griechischen Textesausdrücken mag uns rechtfertigen.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere Literatur aus der Schule von Charles Fourier.

Anhaltende Stürme verkünden der Natur und den Völkern den nahenden Frühling oder Winter. Aber in Mitte der Erschütterungen, die in den letzten Jahrzehnden aller Nationen unseres Welttheils heimgesucht, bringen auf dem Gebiete des Staats und der Kirche, der Wissenschaft und Kunst so zahlreiche Keime eines neuen Daseins zum Lichte hervor, daß wir über alle unerquicklichen Erscheinungen der Gegenwart hinaus keine winterliche Erstarrung besorgen, sondern mit Zuversicht den Glauben an eine Erfrischung und in vielfacher Beziehung

Digitized by Google

an eine Erneuerung der sozialen Zustände festhalten mögen. Während die wiedererwachende Psyche des Völkerlebens, in krampfhaften Zuckungen ihre Flügel hebend, die harte Schale da und dort selbst gewaltsam zu durchbrechen strebt, träumt sie doch schon in ihrer Verpuppung den Traum einer bessern Zukunft. Neue Doctrinen der Gesellschaft sind zum Vorscheine gekommen. Ihre Schöpfer und Anhänger, die seitherigen Missstände und Gebrechen theils nicht ohne Scharfsinn, theils mit leidenschaftlicher Bitterkeit rügend, haben zugleich mit aller Keckheit sich vermessen, die Pläne einer neuen sozialen Ordnung wenigstens in einigen Grundzügen hinzuwerfen, die freilich noch ziemlich wirr und undeutlich ineinanderlaufen. Diese Pläne sind indeß nicht blos luftgefüllte Blasen, vom bewegten Strome dieser Zeit in die Höhe geworfen; und wären sie es, sie würden, wie sie auf der Oberfläche schwimmen, dem achtsamen Beobachter immer doch die Richtung dieses Stromes bezeichnen.

Zu diesen Doctrinen gehören die in Frankreich fast gleichzeitig entstandenen Lehren St.-Simon's und Fourier's. In ihrer Opposition gegen das Bestehende treffen sie wesentlich zusammen; nicht aber in Dem, was an dessen Stelle zu setzen wäre, und gleichwenig in der Art, wie sie nach außen hin sich geltend zu machen suchten. Der St.-Simonismus hatte mit einem Sprunge in die Wirklichkeit übersetzen wollen, und die phantastischen Gestalten der St.-Simonisten, obwol aus Fleisch und Bein, auch wol das Fleisch recht geflissentlich zur Schau tragend, wandelten urplötzlich als Gespenster ihrer geträumten Zukunft unter dem Volke umher. Sie fanden mehr Anstoß als Anhaag, und wenn sie nicht als Irrlichter weggeflucht wurden, so wurden sie desto leichter weggespottet und weggelacht. Ihr Vater Enfantin — ein seltsames Spiel des Schicksals, ein sost betrübendes Beispiel von der Macht der Wirklichkeit über Ideologie und Ideologen — ist jetzt, so heißt es, in einer kleinen französischen Provinzialstadt Postmeister, nachdem er aufgehört hat Reformator zu sein. Fourier dagegen und seine Schule haben ihre Thätigkeit auf minder ostensible Weise begonnen und ihrer Lehre hauptsächlich nur in Rede und Schrift, mehr noch durch diese als jene, Eingang zu verschaffen gesucht.

Lange konnte man in Deutschland das gesellschaftliche System dieses Mannes kaum dem Namen nach, nad höchstens ließ man gelegentlich in dem einen oder andern Zeitungsartikel einige Streiflichter darauf fallen, meist in der Absicht, um es in recht grelles Licht zu stellen. Gewöhnlich wurde es dann mit dem St.-Simonismus oder dem Owenismus zusammengeworfen, ohne Rücksicht auf die wesentliche Verschiedenheit in den Grundprincipien dieser mehren Doctrinen, weshalb schon Fourier selbst als entschiedener Gegner des von ihm so genannten Charlatanismus der Sekten von St.-Simon und Owen aufgetreten war. Erst ganz vor kurzem hat man angefangen, der Lehre Fourier's und seiner Schule etwas größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. So haben das „Conversations-Lexikon der Gegenwart" (Bd. 2) sowie das von Rotteck und Welcker herausgegebene „Staatslexikon" (Bd. 5) eine kurze Darstellung and Beurtheilung gegeben, and in Nr. 75—78 d. Bl. findet sich ein ausführlicher nad sehr interessanter Bericht über die zu Paris in den Jahren 1836—39 erschienene „Destinée sociale" von Victor Considérant. Auch eine zu Gotha herausgegebene Schrift von Schneider: „Das Problem der Zeit und dessen Lösung durch die Association", ist auf die Sache eingegangen. Und in der That verdient sie im geistigen Gährungsprocesse dieser Zeit eine nähere Beachtung, sowol um der Principien willen, worauf sie sich stützt, als auch wegen der unbestreitbaren Thatsache, daß die Lehre Fourier's noch immer in progressiver Bewegung begriffen ist und sich wenigstens in Frankreich eine wachsende Zahl von Anhängern gewinnt. Letzteres ist um so merkwürdiger, wenn man anerkennen muß, daß Fourier selbst das Schifflein, worin er auf die Entdeckung einer neuen socialen Welt ausgesegelt, mit einer Masse von Lächerlichkeiten überladen hatte, and wenn man berücksichtigt, wie gefährlich und vernichtend gerade in Frankreich die Waffe des Spottes gegen alle neuaufkeimende Meinungen ist. Zum großen Theile haben nun die Schüler Fourier's den überflüssigen Ballast ihres Meisters über Bord geworfen, um rascher and geradern Weges auf ein praktisches Ziel loszusteuern.

Die Grundlagen des Systems, so weit es sich unmittelbarer dieser praktischen Seite des Lebens zuwendet, lassen sich etwa in Folgendem zusammenfassen: Der Mensch, für eine umfassende Association bestimmt, soll auch, im Gegensatze mit der überwiegenden Familienerziehung, in eine umfassende Association von Jugend auf sich einleben, darin gebildet and erzogen worden; die Neigungen sind zugleich Träger und Symptome der Fähigkeiten, and darum soll alle productive Thätigkeit für materiellen Erwerb, Kunst and Wissenschaft in wechselnden Gruppen, nach den wechselnden Neigungen der Einzelnen von statten gehen (industrie variée et passionnée); der materielle Erwerb soll sich auf die einzelnen Glieder der Association vertheilen nach dem zugleich quantitativen and qualitativen Verhältnisse des Capitals, der Arbeitszeit, des Talents, der Nothwendigkeit, Nützlichkeit oder bloßen Annehmlichkeit der Beschäftigungen. Es ist hier nicht am Orte, in die Entwickelung und Anwendung dieser Principien, wie sie von Fourier und seinen Schülern versucht worden, näher einzugehen, und es kann dafür auf die schon bemerkten Abhandlungen verwiesen werden. Zum Beweise der Behauptung aber, daß das neue Socialsystem einen zunehmenden Anhang findet and auch verschiedenen Seiten hin sich zu entwickeln strebt, gebe ich hier ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der seit 1832 aus der Schule Fourier's hervorgegangenen Literatur.

Im J. 1832 erschienen: „Transactions sociales" von Bintomnius (Just Muiron). 1832—34: „Etudes sociales" von Jules Lechevalier. 1834: „Revue progressive"; „Conférences sur la théorie sociétaire" von Verbrugger; „Crise sociale" von Boudet Dulory. 1835: „Paroles de providence", eine Gegenschrift gegen Lamennais' „Paroles d'un croyant", herausgegeben von einer Schülerin Fourier's unter dem Namen Ch. Vigoureux; „Exposé succinct etc." von Abel Transon; „Exposé etc." von Lemoyne, Ingenieur; „Exposé de la médecine" von Pellorin (von dieser letztern Schrift sind keine Exemplare mehr vorhanden); „Considérations sur l'architectonique" von Victor Considérant; „De la réforme industrielle, considérée comme problème fondamental de la politique positive" von J. Lechevalier. 1836: „Destinée sociale" von V. Considérant (2 Bde.); „Nécessité d'une débâcle" von Demselben; „Les trois discours prononcés à l'Hôtel de ville, salle St.-Jean" von V. Considérant, Ch. Dain und Eug. d'Izalguier; „Mensonge", Roman von Bencker (Michel Raymond); „Education sociétaire" von V. Considéraat; „Accord des intérêts et des parties" von Villegardelle; „Progrès et association" von Lemoyat (2 Bde.). 1838: „L'avenir, aperçu du système d'association de Ch. Fourier avec le plan d'un phalanstère"; „Le débarbouilleur des civilisés", anonym (2 Bde.); „Harmonies physiologiques" von Baudet Dulary. Dulary, früher Mitglied der Deputirtenkammer, ist Besitzer von Condé-sur-Vesgre bei Rambouillet, wo die Anhänger Fourier's die Gründung eines Phalanstère für einige Hundert Kinder beiderlei Geschlechts unter der Leitung von etwa hundert Erwachsenen beabsichtigen. 1838—39: „Des conséquences et des influences de l'industrie moderne et des machines" von Fourier's Schüler Const. Pesqueur (2 Bde.). Dieses Werk ist eine von der Akademie der moralischen nnd politischen Wissenschaften zu Paris gekrönte Preisschrift; die Akademie hat indeß für nöthig gefunden, sich gegen einige vom Verfasser entwickelte Ansichten zu verwahren. 1839: „Notice biographique sur Ch. Fourier suivie d'une exposition sur la théorie sociétaire" von Ch. Pellarin; „Fourier et son système" von Frau Gatti von Gamond; „Appendice et résumé des calculs agronomiques" von Lemoyne; „Avenir des ouvriers" von dem Polen Jn. Czinski. Auch der gelehrte und geniale Pole Hoene-Wronski, ein ausgezeichneter

Digitized by Google

Mathematiker, schließt sich in seinen religions- und geschichtsphilosophischen Werken sehr nahe an die Meinungen Fourier's an. Angekündigt ist noch ein „Système du droit harmonien" von Ch. Dain sowie eine „Esthétique" von Eug. d'Izalguier.

Zum Theil sind diese Schriften in einer eigenen Librairie sociale zu Paris erschienen, die von Schülern Fourier's gegründet und unter Leitung des Polen Czinski gestellt ist. In derselben Gesellschaftsbuchhandlung erscheint eine periodische Schrift: „Le nouveau monde", redigirt von Czinski, Frau Gatti von Gamond, Gozlan u. A., die sich ausschließend der Entwickelung des neuen Socialsystems widmet. Auch größere encyklopädische Werke, wie die „Encyclopédie des gens du monde" im Artikel „Association", enthalten Aufsätze im Sinne dieser Lehre, und ihre Ausbreitung nöthigt die kritischen Blätter Frankreichs, mehr und mehr auf den neuen Zweig der Literatur Rücksicht zu nehmen. Mitunter gehen diese Blätter auf die Sache näher ein, und meist fallen dann die Beurtheilungen wohlwollend und anerkennend aus, wie z. B. in der „Revue française", in den „Archives des sciences morales et politiques", in der „Revue du Nord" u. s. w. Aus dem mitgetheilten Schriftenverzeichnisse erhellt, daß sich die Lehre Fourier's in verschiedenen Gebieten anzusiedeln und gar schon in den Roman, in Ästhetik und Medicin einzudringen sucht. Im Allgemeinen läßt sich bemerken, daß die Schüler Fourier's sehr friedlicher Natur sind, daß sie möglichst sich hüten, der Regierung Anstoß zu geben und nur darauf ausgehen, auf dem Wege der Überzeugung und, sobald erst die Mittel dafür vorhanden, durch Beispiel und Musterassociationen zu wirken. Dies hindert nicht, daß ihre Ansichten auch bei der streitlustigen republikanischen Partei Eingang gewinnen, wie davon die Verhandlungen der neuern politischen Proceße manches Zeugniß an die Hand geben. Auf der andern Seite kommt es mitunter vor, daß Mitglieder dieser Partei, die an der Erreichung ihres Ziels mittels eines gewaltsamen Umsturzes verzweifeln, in die friedliebende Schar der neuen Socialisten sich einreihen. Wie sehr die Zahl der Letztern im Steigen ist, läßt sich auch im Elsasse bemerken. Namentlich finden sich ihrer Viele in Kolmar und der Umgegend; darunter nicht Wenige, die als Ingenieurs, Fabrikanten u. s. w. recht unmittelbar in das praktische Leben eingreifen. So hatte Fourier's thätigster Schüler, V. Considérant, bei den letzten Deputirtenwahlen in Kolmar nicht ungegründete Aussicht zur Ernennung in die Kammer der Abgeordneten; eine beträchtliche Fraction der Wähler hatte für ihn gestimmt. Man beabsichtigt jetzt im obern Elsaß die Übersetzung einer der neuern Schriften Considérant's, um auch das deutsche Publicum mit dem Socialsysteme Fourier's näher bekannt zu machen. 88.

Statistische Ergebnisse.

Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß die Franzosen im Durchschnitt kleinern und schwächern Wuchses sind als die meisten andern europäischen Völker. Niemand wird aber diesen Unterschied für so groß gehalten haben, wie er sich nach des Grafen A.-d'Angeville „Essai sur la statistique de la population française, considérée sous quelques-uns de ses rapports physiques et moraux" aus dem Resultate der jährlichen Truppenaushebungen in diesem Lande ergibt. Das für den französischen Soldaten erforderliche Maß beträgt jetzt nur 1 Metre 56 Centimetres, d. i. etwas über 5 Fuß, und dennoch kommen in allen westlichen, mittlern und den meisten südlichen Departements auf 1000 Rekruten jährlich immer 300—800, die, weil sie die gesetzliche Höhe nicht haben, zurückgesetzt werden müssen; ein Verhältniß, das schwerlich die Rekrutirungen irgend eines andern europäischen Landes darbieten. Dagegen findet man in den nördlichen, östlichen und nordöstlichen Departements Frankreichs den vollen Wuchs, wie ihn Deutschland, England und die meisten übrigen europäischen Länder darbieten. Der nämliche statistische Schriftsteller führt aber auch zugleich als ein merkwürdiges Ergebniß der Rekrutirungen an, daß die Kleinsten die Stärksten, mindestens mit den wenigsten körperlichen Fehlern und Gebrechen behaftet seien, weil die Zurücksetzungen und Dienstbefreiungen wegen solcher da am häufigsten vorkämen, wo die wegen unzureichender Länge am seltensten wären. Die Conscription mag allerdings ein solches Resultat zeigen, aber die von Herrn d'Angeville darauf gebaute Folgerung scheint nichtsdestoweniger irrig, indem da, wo bereits die größere Anzahl der Rekruten wegen zu kleinen Wuchses zurückgesetzt ist, unter den übrigen sich nothwendig ein geringeres Verhältniß von körperlichen Gebrechen finden muß als unter denen, wo nur eine geringe Zahl das Maß nicht hat und fast Alle zur Besichtigung, d. h. der Untersuchung ihrer körperlichen Tüchtigkeit kommen.

Da allgemeiner Unterricht und Volksbildung das große Mittel ist, durch welches in unserm Zeitalter die Bessern das Schlechte aus der Gesellschaft auszurotten denken, so verursachte vor einiger Zeit den Freunden der Volkserziehung die Behauptung Guerry's nicht wenig Verdruß und Verlegenheit, daß in denjenigen Departements Frankreichs die meisten Verbrechen vorkämen, in denen es mit dem Volksunterrichtswesen am besten stände. Mit sehr man anfangs auch diese Behauptung bestritt, so hat sich dieselbe doch als gegründet erwiesen, und auch d'Angeville sieht sich in seinem eben erwähnten, für die Begründung einer Moralstatistik nicht unwichtigen „Essai" genöthigt, die Sache als factisch anzuerkennen. Denn von 17 auf der Scala des Unterrichts am niedrigsten stehenden Departements (das sind solche, in denen von 1000 Rekruten 660—800 weder lesen noch schreiben können) gehören 7 zu den 17, in welchen die wenigsten Verbrechen vorfallen, während von den 17 Departements, in denen die geistige Bildung am höchsten gestiegen ist, 6 zu den 17 in der Moralität am niedrigsten stehenden gehören, und die genauesten von d'Angeville gemachten Angaben führen zu dem Ergebniß, daß unter dem gebildeten Theile der französischen Bevölkerung mehr Verbrechen vorkommen als unter dem ungebildeten. Natürlich ist hier nur von intellectueller, nicht von moralischer oder religiöser Bildung die Rede. Übrigens ist es bei dieser Mittheilung nicht unser Zweck, dadurch zu directen Folgerungen über den Werth des Unterrichts für die Moralität des Volks veranlassen zu wollen. Das Verhältniß der Volksbildung zur Criminalität ist ein Gegenstand, bei dem zu viele andere Umstände zu berücksichtigen sind, als daß ohne diese sich sichere Folgerungen darüber ziehen ließen. Nur das bemerken wir hier, daß uns die Eigenthums- und äußern Lebensverhältnisse (Beschäftigung u. dgl.) eine weit sichrere Grundlage für die Philosophie der Criminalstatistik zu bieten scheinen als der Zustand des Volksunterrichts *), sobald er nicht in Verbindung mit andern weit stärker wirkenden Ursachen betrachtet wird. Wir werden auf den Gegenstand vielleicht in einem besondern Artikel zurückkommen. Die Statistik Frankreichs scheint auch in ihren jetzigen Ergebnissen einer bisher ziemlich allgemein gültigen Annahme zu widersprechen, nach der Verbrechen gegen Personen in den rohern und ungebildetern, die gegen das Eigenthum in den gebildetern Gegenden häufiger sind. Die französischen Departements unter dem vierundvierzigsten Breitengrade, deren Bevölkerung keineswegs die ungebildetste und unwissendste ist, weisen die meisten Verbrechen gegen Personen auf, die mittlern und nordwestlichen dagegen, in denen die grassest Unwissenheit herrscht, stehen in der Moralität am höchsten. 161.

*) Im Aprilheft des „Edinburgh review", S. 51, schlägt Jemand vor, nicht die Zahl der gebildeten und ungebildeten Verbrecher einander gegenüberzustellen, sondern die der Verbrecher aus verschiedenen Classen, z. B. der Classe der Landarbeiter, der häuslichen Diener u. s. w., in zwei Bezirken, in deren einem das Volk mehr, in dem andern weniger unterrichtet sei.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 258. — 15. September 1839.

Sophokles. Von J. J. C. Donner.

(Beſchluß aus Nr. 257.)

Jenes Herbeee bei Solger erſcheint nun ſchon gemildeeter bei Thudichum: „der mir dies verkünden hieß" — „noch drunten bei den Göttern (?) die Gerechtigkeit" — „die aufgerichtet ſolch Geſetz" — „des Himmels ungeſchriebene, unwondelbare Rechte" — „Auch ohne dein Ausrufen" — „dies Geſchick". Eines freilich iſt bei dieſem Überſetzer ganz verfehlt und höchſt unveeſtändlich geworden, wenn er die im Griechiſchen ziemlich klaren Woete (V. 456 fg. ed. Erfurdt.) ſo wiedergibt:

Und dieſe ſollten nicht dereinſt um eine Furcht
Vor Menſchendünken im Gericht der Götter mich
Verdammen!

Johannes Minckwitz, der es ſich laut der Vorrede ſeiner „Antigone" in ſeinen ausgezeichneten Überſetzungen zur Aufgabe gemacht hat, daß bei der Vergleichung mit dem Griechiſchen von ihm geſagt weeden könne: acu rem tetigit, übeeſetzt in all Wege einfacher als Solger und beſtimmter als Thubichum:

Nicht wor's ja Zeus, der dieſen Heroldsruf geſandt,
Noch Dike, welche bei den untern Göttern wohne,
Die für die Menſchen hätten ſolch Geſetz beſtimmt!
Noch hielt ich alſo hohen Werthes dein Gebot,
Daß ich der Götter ungeſchriebnes gültiges
Geſetz miſachten könnte, die ich ſterblich bin!
Denn nicht nur heut und geſtern, ſondern immerdar
Lebt dieſes, Niemand oder weiß, ſeit wann's erſchien.
Um dieſes willen bacht' ich nicht, vor menſchtichen
Beſchlüſſen zaghoft, Strafe bei den Himmliſchen
Zu leiden. Daß ich ſterbe (θανούμενη?), wußt' ich längſt, fürwahr!
Nicht beines Ausrufs braucht' es. Doch wenn vor der Zeit
Der Tod mich hinnimmt, heiß' ich das für mich Gewinn.
Denn wer von tauſend Leiden, ſo, wie ich, umringt
Lebt, wie gewähret Sterben dieſem nicht Gewinn?
Drum alſo, wenn mich dieſes Todesloos beerifft,
Schmerzt mich's mit nichten; aber hätt' ich ſchaun gemußt
Den Leib des todten Bruders ſeines Grabs berandt,
Das wäre ſchmerzvoll: jenes kränkt mich nimmermehr.
Doch ſchein' ich dir ots Thörin jetzo dazuſtehn,
Wird wot der Thorheit zeihen mich ein Thörichter!

Dieſe Überſetzung würde in vieſen Beziehungen die Palme verdienen, wenn nicht in einigen von uns unterſtrichenen Stellen noch einige Steifheit ſichtbar wäre und wir nicht die, ſpiegelhell den Gedanken des Dichters wiedergebende, fließende und durchweg natürliche Übertragung Donner's erhalten hätten:

Es war ja Zeus nicht, der es mir verkünden hieß,
Nicht Dike wor's, die bei den Göttern unten wohnt,
Die ſolche Satzung aufgeſtellt den Sterblichen.
Auch nie ſo mächtig achtet' ich, was du befahlſt,
Um über ungeſchriebnes, feſtes, göttliches
Geſetz hinauszuſchreiten, eine Sterbliche.
Denn heute nicht und geſtern, nein, in aller Zeit
Lebt dieſes, Keinem wurde kund, ſeit wann es iſt.
Für dieſes wollt' ich nicht dereinſt, aus banger Scheu
Vor Menſchendünken, mir der Götter Strafgericht
Zuziehn. Ich werde ſterben, deſſen bin ich längſt
Gewiß, auch ohne deinen Spruch: und nimmt der Tod
Mich vor der Zeit hin, nenn' ich das Gewinn für mich.
Denn wem ſo vielfach herbe Noth das Leben kränkt
Wie mir, verſchaffte dieſem nicht der Tod Gewinn?
So bringt es, daß mich dieſes Loos getroffen hat,
Mir keine Schmerzen: doch der eignen Mutter Sohn —
Vermöcht' ich unbeſtattet ihn zu ſehn im Tod,
Das wäre ſchmerzlich; jenes mache mir keinen Schmerz.
Und ſchein' ich thörichte jetzo dir in meinem Thun,
So mag der Thorheit immerdar ein Thor mich zeihn!

In der ganzen Stelle ſcheint uns nur der Ausdruck: „auch ohne deinen Spruch", veefehlt; denn das Griechiſche will doch wol ſagen: wenn du mir auch nicht durch dein öffentliches Verbot, das ich übertreten mußte, zum Voraus den Tod angekündigt hätteſt.

Was die Chöre betrifft, ſo mag leicht der Zögling der Hermann'ſchen Schule über den ſchwäbiſchen Philologen in Beziehung auf metriſche Peäciſion den Preis davontragen; aber die Melodie des Originals klingt doch aus der Donner'ſchen Überſetzung mit ihrem ganzen Wohllaute heraus, und zugleich ſind ſeine Chöre ſo verſtändlich und fließend wie dee Dialog, wobei nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden waren. Hier nur einige Stellen aus einem berühmten Chorliede in der „Antigone" (V. 777 fg.), wo die Vergleichung Donner's mit andern Übertragungen gewiß nicht zu ſeinem Nachtheile ausfollen würde:

O Eros, Allſieger im Kampf!
O Eros, einſtürmend in Heerden!
Der Nachts auf ſchlummernder Jungfraun-
Zartblühenden Wangen webet:
Du ſchweifſt ob Meerfluten, beſuchſt
Hirtliche Wohnſtätten;
Und kein ewiger Gott kann dir entrinnen,
Kein Sterblicher auch, des Tages Sohn;
Der Ergriffne raſet.

Digitized by Google

In böse Schuld lockst du den Sinn
Des edeln Mannes, ihn zu verderben:
Auch diesen Hader erregtest
Du bei den verwandten Männern.
Im Blick der holdseligen Braut
Waltet der Sehnsucht Macht
Siegreich, die in dem Rath der höchsten Gesetze
Thront; und es gewinnt im Spiel den Sieg
Aphrodite kampflos.

Die Übersetzung: „einstürmend in Heeeden", ist gerade so unbestimmt und dunkel gefallen wie das Original, das ein Kreuz der Ausleger ist. Solger hat durch sein „Aufstürmer der Heeden", schon etwas Fremdes in den Text hineingetragen; auch Thudichum entspricht durch sein „der Heerden du anfällst", nicht ganz dem „ἘΝ κτήμασι". Minckwitz endlich erklärt die Stelle (s. seine Note S. 258 fg.) ganz anders und übersetzt: „Du stürzest auf Sklaven dich, Eros". Ee folgt hieein dem Anonymus der „Jen. Litteratur-Zeitung" von 1804, S. 179 fg., der κτήματα de Amoris mancipiis verstand, und welchem Reisig und Wex auch gefolgt sind. Donnee läßt es nun so unentschieden wie Sophokles selbst; denn Heeeden können Viehheerden und Sklavenheerden sein. Überhaupt zeigt Hr. Donner bei dee Übertragung schwieriger Stellen überall viel Takt. In der sehr schweren Stelle des Chorgesanges in der „Elektra" (V. 156 fg. ed. Erfurdt.), an der sich, seit sie Thomas Tyrwhitt dee Person der Elektra mit siegreichen Gründen ab- und dem Chor zugesprochen hat, Brunck, Musgrave, Erfurdt, Heemann u. A. zerquält haben, wählt Donner zwischen den beiden Heemann'schen Vorschlägen denjenigen, dee ἀχέων füe ein Adjectiv hält, und übeeteägt nun ganz natürlich und einleuchtend:

Wie Chrysothemis hier, wie hier tebt Iphianassa,
Und — trauernd in stitter Jugend,
Doch glücktich, wann einst ihn
Das hehre Land Argos'
Feiernd empfängt nnd mit Huld der Olympier
Zurück in diese Gauen führt — Orestes.

Das einfache doch bildet die Apologie der Lesart ὄλβιος gegenüber der Brunck'schen Conjectur ὄλβιον, und folgt vortrefflich der Erkläeung Erfurdt's: „beatus *ille futurus*, siquidem eum aliquando Mycenae recipient".

Die Stelle im „Philoktet", V. 184 fg. (bei Donner, 190 in Erfurdt's größerer Ausgabe), mit dee fast veezweifelten Vulgata, übersetzt Donner so:

— es tauscht
Echo, die schwatzhafte,
Fern hörbar mit dem tiefen Laut,
Seinem bittern Jammer.

Offenbar conjiciet Donner βαρεῖα und hat Erfurdt's und alle andern Vorschläge bei Seite gelassen und sich an Beunck's alte Emendation ὑπαχούει gehalten, was audit heißen soll. Sowol dieses als das Donner'sche „lauscht" ist indessen doch etwas zu passiv für das Echo, das sich ja nur durch Thätigkeit fühlbar macht. Wählt man einmal ὑπακούει, so supplire man, dem griechischen Sprachgebrauche ganz gemäß, τῇ φωνῇ und erkläre: nue Echo gehorcht der Stimmt des Klagenden, d. h. antwortet ihr; dit Genitivt wären dann freilich von diesem Worte zu trennen und mit Echo zu verbinden: „Das Echo des tiefen, bittern Jammers antwoetet allein dem Klagenden."

Bei solchen Stellen hätten wir gern des Heren Übersetzers Ansicht in einee kurzen Note veenommen. Es hat ihm indessen nicht gefallen, seine Übertragung mit etwas Anderm auszustatten als mit den nöthigsten Realerklärungen und einem Verzeichnisse dee lyrischen Sylbenmaße zu jeder Tragödie. Kein Vorwort, keine Einleitung begleittt das Buch. Und doch scheint uns Solger vollkommen Recht zu haben, wenn er mit Heeder zur Vollendung eines rechten Übeesetzungswerkes eine Einleitung verlangt, welche den Standpunkt des Ganzen entwickele. Eine solche sowie ein kuezes Leben des Sophokles würde dieser trefflichen Übertragung ganz gewiß noch größere Veebreitung bei dem Volke, unter welches sie einzudringen werth ist, verschaffen. Der Veeleger hat duech schönen Druck und billigen Preis das Seinige gethan. 121.

Aus der neuesten italienischen Literatur.

Weniger bekannt, als er es verdiente, war bisher in der historischen Literatur Italiens Marin Sanuto der Jüngere, der Vater der venetianischen Geschichtschreibung, der Zeit nach auf der Grenzscheide des Mittelalters und der neuern Zeit in der Epoche der Wiedergeburt der Philologie stehend. Er wurde den 22. Mai 1466 zu Venedig aus patricischer Familie geboren und widmete sich, mit einem seltenen Talent für die Geschichtsforschung begabt, historischen Studien. Sein Leben war von Widerwärtigkeiten nnd ungerechter Zurücksetzung verbittert, und sein Verdienst wurde von der Republik erst im 65. Jahre seines Alters anerkannt, wo er den Auftrag, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, und eine jährliche Pension von 150 Ducati erhielt. Fünf Jahre später, 1536, starb er. Von den von ihm hinterlassenea Schriften sind bis jetzt nur die Geschichte des Kriegs von Ferrara nnd die Lebensbeschreibungen der venetianischen Dogen von der Gründuag der Stadt bis 1493 gedruckt, beide oon Muratori in dessen große Samminng der „Rerum Italicarum", wenngleich unvollständig, aufgenommen. Aus diesea sowol wie aus den übrigen noch ungedruckten Werken Sanuto's, als da sind: „De bello Gallico", eine Geschichte des abenteuerlichen Zugs Karl's VIII. oon 1494 bis Febr. 1495, Abriß der venetianischen Geschichte voa 746—1499, Chronik von Venedig von 1423—81, Auszüge aus den Chroniken des Andrea Dandolo, Raffaello Geresino und aus der Geschichte Venedigs des Pietro Ginstinian, Biographien der wichtigsten Päpste vom heiligen Petrus an bis auf Pius III., und aus mehren andern Werken sind jetzt zu Venedig Auszüge des für die allgemeine Geschichte Italiens Wissenswürdigsten und Interessantesten in drei Bänden erschienen, welche der fleißige und sorgfältige Verf. mit erläuternden Notea nnd genauem Inhaltsregister begleitet hat. Solche Auszüge, wena sie mit Geschick gemacht werden, siad überhaupt sehr verdienstlich, insbesondere aber der allgemeinen historischen Kenntniß förderlich, wenn der Sammler dabei einen Gegenstand oder einen Zeitabschnitt vorzugsweise vor Augea hat, der Druck des Ganzen aber zu schwierig sein und dennoch nicht die Vortheile einer leichten und bequemen Übersicht gewähren würde. Der Historiker, der doch unmöglich alle Quellen durchstudiren kann, erhält auf diese Weise Alles, was er in jenen mühsam zusammensuchea müßte.

Eine seltene Erscheinuag in der Geschichte der neuern italienischen Litteratur ist eine „Storia della filosofia" von

Lorenzo Martini (2 Bände, Mailand 1838). So berühmt indeß des Verf. Name auch ist, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er mit diesem Werke das Studium und die Kenntniß der Philosophie in Italien bedeutend fördern wird. Was ein anderer Italiener, der schätzbare Degerando, äußerte: die Meinungen der Philosophen seien so mannichfach, so verschieden und widersprechend, daß ihre große Anzahl nothwendig zu einer Verwirrung der Ideen führen und dieselben mit dem Gewicht einer unfruchtbaren Gelehrsamkeit erdrücken müsse, sobald man sie nicht zu verbinden, ihre Beziehungen nachzuweisen und auf eine Weise darzustellen verstehe, daß sie sich einander gegenseitig erklärten, paßt ganz besonders auf diese Geschichte der Philosophie. Man lese nur des Beispiels halber Cap. 10, welches von Gassendi handelt, ohne von seinem Verhältniß zu Baco, seinem Vorgänger, und zu Locke, seinem Nachfolger in der empirischen Philosophie, ein Wort zu sagen, mit denen er doch im genauesten Zusammenhange steht. Welch eine Anordnung auch! In dem engen Raume von zwei Bänden wird nicht etwa eine fortlaufende Geschichte der philosophischen Systeme gegeben, wie sie aus- und miteinander entstanden, sondern nur die Hälfte des Buchs, das sind etwa 350 Seiten — man denke eine Geschichte der Philosophie! — sind eigentlich historisch, indem jedes der 53 Capitel in zwei Abtheilungen zerfälle, eine historische und eine kritische, in deren letzterer der Verf. etwas planlos und mit willkürlicher Auswahl über einzelne Meinungen und Doctrinen raisonnirt und Gassendi, Hugo Grotius, Hobbes, Pascal, Malebranche u. A. oft an Einem Orte zusammenwürfelt, wodurch natürlich aller historische Zusammenhang verloren geht. Zu einer so fehlerhaften Behandlungsart, welche die Systeme ganz aus ihrem Zusammenhange reißt, kommt noch theils in Folge hiervon, theils in Folge des engen, der historischen Darstellung gewidmeten Raums eine unverzeihliche Hinweglassung oft der wichtigsten Männer, unverzeihlich um so mehr, als nicht selten die unbedeutendsten eine Aufnahme gefunden haben.

Ein weit günstigeres Urtheil läßt sich über ein anderes Werk fällen, das wir unter den neuesten Erscheinungen der italienischen Literatur hier hervorheben wollen: es sind „Ricerche storiche sulla esposizione degli infanti presso gli antichi popoli", von dem Advocaten Leopoldo Armaroli (Venedig 1838). In den Ländern, welche mit Findelhäusern versehen sind, Rußland ausgenommen meist römisch-katholische, ist dieser Gegenstand, auf den die erschreckende Zunahme der Findlinge wie arge Misbräuche in der Verwaltung jener Anstalten die allgemeine Aufmerksamkeit lenkten, in der neuesten Zeit zu einer Frage des Tages geworden, mehre Akademien in Frankreich haben darauf bezügliche Preisaufgaben gestellt und diese neben den auf die Bedürfnisse der Gegenwart berechneten Vorschlägen verschiedene mehr oder minder werthvolle historische Versuche über die Findelhäuser wie über die Sitte der Kindaussetzung veranlaßt. Von allen ist unstreitig die hier angeführte Arbeit des italienischen Rechtsgelehrten die gediegenste und vor den ähnlichen Untersuchungen französischer Schriftsteller durch genaue und tiefe Kenntniß des Alterthums wie durch gründliches Studium der Quellen ausgezeichnet; einzelne kleine Irrthümer, die wir dessenungeachtet entdeckt haben, glauben wir uns um so weniger berechtigt aufzudecken, als wir die Resultate von des Verf. Forschung nicht mittheilen können. Der Verf. hat dieselbe einer andern, demnächst erscheinenden Arbeit über die 32 Findelhäuser, welche im Kirchenstaate vorhanden sind, vorausgeschickt. Er wird darin nachweisen, wann, wie und von wem sie errichtet wurden, und dann nach einer Prüfung ihrer gegenwärtigen Lage, Einrichtungen und Statuten wichtige Vorschläge zu deren Verbesserung machen.

Einem verwandten Gegenstande, den Armenanstalten, hat der ebenso gelehrte als klare und durch seinen kurzen und körnigen Styl an die alten politischen Schriftsteller Italiens erinnernde P. Magenta seine Aufmerksamkeit zugewandt in einer Schrift über Armenanstalten und Armenverpflegung oder wie der Titel italienisch lautet: „Ricerche su' lo pie fondazioni e su' l'ufficio loro a sollievo dei poveri, con un' appendice sui pubblici stabilimenti di beneficenza della città di Pavia" (Pavia 1838): jedenfalls ein beachtungswerther Beitrag zu diesem Zweige der national-ökonomischen Literatur, der — kein erfreuliches Zeichen für den allgemeinen Volkswohlstand in den civilisirtesten europäischen Ländern — immer mehr anwächst. Der Verf. hat in dieser Arbeit seine Gelehrsamkeit ganz vor dem praktischen Zweck, den er verfolgt, zurücktreten lassen, seine Tiefe unter der größten Einfachheit verschleiert; aber sie spricht sich doch in der Bestimmtheit und Klarheit der Gedanken, den sichern und festen Begriffsbestimmungen, kurz in Allem aus, was den mit sich einigen Geist bezeichnet. Als Beispiel möge nur des Verf. Eintheilung der Armen in natürliche, freiwillige (d. h. durch eigene Schuld und Arbeitsunlust) und zufällige Arme (naturali, volontari ed eventuali) angeführt werden. Für Alle muß gesorgt werden, aber auf verschiedene Weise: für die erstere Classe, die sich unvermeidlich in jedem Lande findet, durch öffentliche und Privatwohlthätigkeit: für sie sind die milden Stiftungen eigentlich bestimmt; für die andere, die Classe der Arbeitsscheuen, durch Anwendung heilsamen Zwangs; für die dritte, durch außerordentliche Umstände erzeugte, durch außerordentliche, diesen Umständen entsprechende Mittel. In seine Ansichten über Armenpflege, Administration der Anstalten u. dgl. können wir hier nicht eingehen, doch müssen wir unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß ein so gebildeter Mann die Behauptung aufstellt (Cap. 1, §. 22), das Christenthum sei die unschuldige Ursache einer so ungeheuern Vermehrung der Armuth gewesen, denn indem es den Herrn bewogen habe, seine Sklaven frei zu lassen, sei derselbe der Verpflichtung, sie zu erhalten, enthoben gewesen, und zudem habe das beständige Ermahnen, Almosen zu geben, die Menschen in ihrer natürlichen Faulheit bestärkt. Das ist nun sehr unhistorisch. Hat das Christenthum auch Manches für die Milderung der Lage der Sklaven gethan, so hat es weder die Sklaverei noch die bei den reich mit Grundbesitz versehenen germanischen und andern nördlichen Völkern vorherrschende Leibeigenschaft abgeschafft; es ist ja bekannt, daß Kirchen und Klöster selbst ein solches Verhältniß unterhielten. Dieses wurde wahrscheinlich von vorn herein als ein bürgerliches oder juristisches betrachtet, auf welches die Religion nur ermahnend, nicht aber gebietend und mit Störung oder Zerrüttung der Eigenthumsverhältnisse einwirken könne. Gab es denn aber vor dem Christenthume keine Armuth, wenigstens keine drückende Armuth? O weit drückender als in unsern Tagen, wo die Klage über Pauperismus allgemein geworden ist, sowol in den Zeiten der republikanischen Verfassungen wie in denen des Kaiserreichs! Des Orients wollen wir nicht erwähnen, nur Italiens und Griechenlands. Wo sieht der Arme, selbst der nichtswürdigste Tagedieb, sich jetzt in einer Lage, welche über den freigeborenen Aetzener und Römer die furchtbare Schuldknechtschaft verhängte? Diese eine Hindeutung genügt für die Zeit der Republiken; für die der römischen Monarchie wird man durch Schriftsteller wie Martial über das glänzende Elend und die vornehme Hungerleiderei in der Hauptstadt belehrt, der Verödung und Verarmung zu geschweigen, welche in einzelnen Provinzen, z. B. in Hellas eingetreten war, das nach Plutarch nicht einmal mehr 5000 Hopliten aufbringen konnte. Daß Italiens ärgste Nothzeit gerade mit dem Obsiegen des Christenthums zusammenfällt, daran war dieses wahrlich nicht Schuld. Sollen wir an Plinius' Wort: „latifundia perdiderunt Italiam" erinnern? oder noch früher an die Scharen kleiner Grundbesitzer, die in und nach den Bürgerkriegen durch die Militairecolonien von Haus und Hof gejagt wurden? an den Luxus der Vornehmen, der 10,000 und 20,000 Sklaven fütterte und Italien mit Villen und Parks bedeckte? an den gänzlichen Verfall des Ackerbaus, an den Mangel einer

freien und ehrenwerthen Industrie? an das Geld, das auf Prunkspiele, Schaugepränge und Spenden an einen arbeitsscheuen Pöbel nergeudet wurde? an das Geld, das mit dem Hofe nach Konstantinopel wanderte? an das Geld, mit dem der Friede an den Grenzen erkauft wurde? an das schlechte Steuersystem, an die Einfälle und Verwüstungen der Baebaren? Das sind die Ursachen der Verarmung Italiens, die im 5. und 6. Jahrhundert ihren Höhenpunkt erreichte; das Christenthum aber ist daran so unschuldig gewesen, daß selbst die Klöster, im Orient leider sehr früh und später auch im Occident als Spitze der Faulheit mit Recht bekannt, anfangs Gemeinschaften büßender und arbeitender Mönche waren, nützliche Fertigkeiten, Garten- und Feldbau zu den Bewohnern des Nordens brachten und diese, wo es sein mußte, mit Zwang dazu anhielten. Als das Christenthum kam, da war die alte Welt verarmt, nachdem sie erst von den Schätzen des Orients überflutet worden war.

Zuletzt erwähnen wir noch eines Werks Giuseppe Molini's über die Austrocknung der Maremmen in Toscana („Memorie sul bonificamento delle moremme toscane", Florenz 1838). Von den unter frühern, namentlich aber unter der jetzigen Regierung mit immer günstigerm Erfolge zur Trockenlegung und Urbarmachung dieser Sümpfe, die einen Flächenraum von 1044 Quadratmiglien einnehmen und die giftigste malaria aushauchen, gemachten Anstrengungen gibt das Buch die ausführlichste Kunde. Als nächste Ursache des traurigen Zustandes, in welchen die toscanische Meeresküste von dem Ausfluß der Cecina bis Orbitello allmälig herabgekommen ist, wird nicht sowol die natürlich schlechte Beschaffenheit des übrigens mit Schwefel und Alaun reich geschwängerten Bodens, als vielmehr der allgemeine Verfall angeführt, in welchen der italienische Landbau durch die Büegerkriege, durch die Austreibung der kleinen Eigenthümer, das Zusammenschlagen großer Güter und ihre Bebauung durch Sklaven sowie durch Vernachlässigung der Maremma, nach der Einwanderung der Baebaren und unter den endlosen Fehden des Mittelalters, gerieth. So viel ist gewiß, daß in den Zeiten vor Plinius, der schon den elenden Zustand der toscanischen Meeresküste beklagte, diese ein blühender und fruchtbarer Landstrich war, der namentlich unter den Etruskern sich des herrlichsten Anbaus erfreute. Der Verf. hätte in Niebuhr's „Römischer Geschichte", Bd. 1, dritte Ausgabe, S. 146—148, lesen können, daß ihnen schon die Colmate, vermöge deren schlammreiche Flußgewässer auf Sumpfboden geleitet und, wenn der erdige Niederschlag ausgeschieden ist, wieder abgezogen werden, neben der Ablassung stehender Gewässer mittels Emissarien, wovon noch viele Spuren vorhanden sind, bekannt war, ein System, das unter der gegenwärtigen Regierung mit weit besserm Erfolg als das unter Leopold versuchte, der bloßen Wasserableitung (il sistema degli scoli) angewandt worden ist. Dieser war übrigens der Erste, der nach schwachen und mißlungenen Versuchen der Medicäer mit Ernst und Kraft es unternahm, die Maremmen für Toscana wiederzugewinnen. Durch die Versetzung dieses Wohlthäters Toscanas auf den deutschen Kaiserthron, dann durch den Krieg wurden die übrigens noch mangelhaften Arbeiten unterbrochen, bis sie unter dem jetzigen Großherzog nach einem von dem Mathematiker Fantoni schon unter Leopold entworfenen und nun von Fossombroni in Ausführung gebrachten Plane auf eine Weise wieder aufgenommen sind, welche bereits die erfreulichsten Resultate geliefert hat, ein neues Land ist gleichsam erstanden, neue Häuser sind erbaut worden, die Bevölkerung hat sich vermehrt, Ackerbau und Gewerbthätigkeit einen Aufschwung genommen und die Abschaffung des Gesetzes, nach welchem früher gewisse Übelthäter zur Haft in der Maremma verurtheilt wurden, auf die Moralität des Volks einen günstigen Einfluß geäußert. Auch hat sich von 1825—35 die Sterblichkeit unter den Erkrankten im regelmäßigen Fortschritt vermindert, dagegen die Zahl der Erkrankungsfälle in einem das Steigen der Bevölkerung überbietenden Verhältniß zugenommen, namentlich 1837, was um so auffallender ist, da doch die neuen Arbeiten und Anlagen unmöglich eine größere Ungesundheit der Gegend zur Folge haben können. 145.

Berliner Spaziergänge, gewidmet deutschem Volksthume. Berlin, Voß. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

„Gewidmet deutschem Volksthume!" Aber das Buch handelt mit Ausnahme weniger Partien nur von Berlin, und es erscheint somit als ein Ausdruck berliner Arroganz, wenn, was dem speciellen Berlinerthume gewidmet werden sollte, dem deutschen Volksthume im Allgemeinen gewidmet wird. Der Verf. ist sonst ein gutdenkender und wohlmeinender Mann, der in einem etwas angeschaubten und überschwänglichen Style allerhand Vorschläge zur Verschönerung der preußischen Hauptstadt macht. Er hat viel Sinn für Grünes, für Blumen und Bäume, besonders für freie Plätze und wundert sich höchlich, warum man nicht die Häuser der Schloßfreiheit oder die Häuser zwischen dem Mondjou- und dem Universitätsgarten sammt der großen Artilleriecaserne und dem Gebäude des Finanzministeriums niederreißt, um recht große und freie Plätze zu gewinnen. Die Stadt soll die Kosten dazu aufbringen. Praktischer schiene es, wenn man die immensen Kasten, die eine Häuserdemolirung in so ausgedehntem Sinne necessitiren würde, den Einkünften der berliner Armenkasse zuwiese, die, wie bekannt, häufig bequillirt ist und in keinem Verhältnissen zu Berlins Nothstande steht. An offenen Plätzen hat Berlin wahrlich keinen Mangel, aber einen Überfluß an armen Einwohnern. Erfahren wir doch aus dem Buche selbst mit Entsetzen, daß man in der öden Haide zwischen Berlin und Tegel eine Familie gefunden habe, die, seit einer Woche vergeblich nach Arbeit suchend, in einer mit Rasenstücken verdeckten Grube wohnte. Aus diesem Hungerstande schreibt sich auch die furchtbare Demoralisation der niedern Classen in Berlin her. Zu viel geräumige Plätze haben für eine große Stadt auch ihr Unbequemes, da sie die Stadt unnütz ausdehnen, und besonders wird man der Bauart Berlins den Vorwurf nicht machen können, daß sie in zu großem Maße auf Raumersparniß berechnet sei. Viel eher findet hier Raumverschwendung statt; und wo treibt es die Hitze der Sommersonne, wo der Staub, wo der scharfe Winterwind, der im Schnee wühlt, ärger, als in den breit angelegten Straßen und Plätzen der Friedrichsstadt? Statt sich so kleinlich mit der Ornamentik der Stadt zu beschäftigen, hätte der Verf. besser gethan, Vorschläge zu machen, wodurch ihren wesentlichern Gebrechen abgeholfen werden könnte. Oder gehört es etwa zum deutschen Volksthume, wenn der Verf. meint, die Warwick-Vase in der Vorhalle des neuen Museums wäre besser mit Blumenwerk als mit Gold ausgefüttert worden? Wenn der Verf. sagt, die Bürger unserer Hauptstädte hätten keinen Gemeinsinn, weil die oberste Verwaltung Alles an sich gerissen habe und Alles von Staatswegen geschehe, so geben wir ihm hierin Recht, ebenso in seinen Ansichten über die immer nothwendiger werdende Reform unsers Gymnasial-, Lehr- und Erziehungswesens. 28.

Literarische Notiz.

Von Adolphus' „History of England", von der bereits vier Auflagen erschienen, ist eine neue Ausgabe angekündigt, welche zugleich eine Fortsetzung des Werks bis zum Schlusse der Regierung Georg's III. enthalten und aus acht Octavbänden bestehen soll, während die frühern Auflagen nur drei Bände umfaßten. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 259. — 16. September 1839.

Chroniques de *Jean Froissart*. Edition nouvelle par *J. C. A. Buchon*. Drei Bände. Paris 1838.

Kurze Zeit nach dem unglücklichen und schmählichen Ausgange des Processes, welcher in den ersten Regierungsjahren Philipp's VI. gegen den Grafen Robert von Artois angestellt wurde, um 1333, kam in Valenciennes ein Kind auf die Welt, welches seine Ältern dem geistlichen Stande widmeten und zu dem Ende in den Wissenschaften unterrichten ließen, welche im 14. Jahrhundert die gelehrte Bildung ausmachten. Dieses Kind hieß Jean Froissart. Obschon die spätern französischen Chronikenschreiber ihm häufig den Adelstitel beilegen und ihn in den Ritterstand erheben, so ist dennoch beinahe so gut als erwiesen, daß er von einer bürgerlichen Familie herstammte, und daß sein Vater von Handwerk ein Wappenmaler war. Seine Nachfolger haben ihn geadelt, weil sie sahen, daß er an allen Fürstenhöfen schmeichelhaft ausgezeichnet wurde und sein ganzes Leben lang mit den vornehmsten Leuten seiner Zeit im vertrautesten Umgange stand. Leider entwickelte J. Froissart trotz seiner strengen Erziehung von Jugend auf gewisse Neigungen und Geistesrichtungen, welche er immer beibehalten hat, und welche mit den Pflichten und Anforderungen des geistlichen Standes sehr wenig übereinstimmten. Nichts behagte ihm so sehr als die Lieder der Minnesänger, die geselligen Freuden der Tafel und des Tanzes und die zärtlichen Gespräche mit schönen Frauen und Mädchen. Allein zugleich mit diesem Hange für Gesang, Galanterie und gute Gesellschaft offenbarte er nicht minder früh eine andere ebenso heftige, unbezwingliche Leidenschaft, nämlich sich Geschichten erzählen zu lassen und sie wiederzuerzählen. Er hatte ein höchst glückliches Gedächtniß, und er trug seine Erzählungen mit so viel Geist und Anmuth vor, daß er der Unterhaltung wegen in allen Cirkeln und Gesellschaften lebhaft gesucht und beliebt war. Da er den Gegenstand zu seinen Erzählungen meistens von gleichzeitigen Begebenheiten hernahm, so rieth ihm sein Patron, Herr Robert von Namur, eine Geschichte der gleichzeitigen Kriege zu schreiben, welches er mit um so größerm Eifer unternahm, als diese anstrengende Arbeit und die damit verknüpften Schwierigkeiten allein im Stande waren, den jungen Geistlichen aus Valenciennes zu zerstreuen und die traurige Erinnerung, welche ihm das Herz abdrückte, einigermaßen zu verscheuchen. J. Froissart litt, wie Petrarca, sein ganzes Leben hindurch an einer Liebe, welche er unaufhörlich bis an seinen Tod besungen hat. Diese Liebe hatte sich während der Lecture des Romans „Cleomades" entsponnen, welchen er mit einem Edelfräulein las, das wie Dante's Francesca ihre Neigung vom Buche auf den Vorleser übertrug. Die Entwickelung dieser Liebesgeschichte des guten Froissart blieb weit entfernt von der tragischen Entwickelung bei Dante und schlug mehr ins Elegische um. Die Angebetete Froissart's verheirathete sich.

Der arme zerknirschte und liebeskranke Seminarist ging aus Frankreich fort nach England, wo ihn die Königin Philippine von Hennegau, die Gemahlin Eduard's III., ganz besonders in Schutz nahm und ihn Gedichte und Geschichten aufschreiben ließ, welches, wie er selbst sagt, für ihn eine angenehme Beschäftigung, „besongne plaisante", war.

Man staunt, wenn man die Masse von historischen Materialien und Thatsachen sieht, welche die „Chroniken" Froissart's enthalten, und man erschrickt, wenn man bedenkt, welche Mühe und Arbeit er dabei gehabt haben muß. Und doch, wenn es dem Froissart viel Mühe und Arbeit gekostet hätte, die Nachrichten zu sammeln, welche er hinterlassen hat, so wäre vermuthlich nichts als seine Gedichte und sein Roman „Meliador" auf die Nachwelt gekommen. Aber das ist zum Glück nicht der Fall. Seine „Chroniken" liefern blos nebst vielen andern den schlagenden Beweis, welch unermeßliche Resultate eine rastlose, ununterbrochene Thätigkeit ans Licht schafft. Froissart schrieb, wie er lebte, von einem Tage zum andern und ohne dessen inne zu werden; er trug Geschichten, wie die Bäume Blüten und Früchte tragen.

Ihr übrigen, die mich leset, gelesen habt oder lesen werdet, beachtet und vernehmt, wie ich so viele Geschichten habe erfahren und sammeln können, um euch von der Wahrheit zu unterrichten. Ich habe ganz jung im Alter von 20 Jahren angefangen, und bin zugleich mit den Geschichten und Abenteuern auf die Welt gekommen, und habe daran immer großes Wohlgefallen gefunden, mehr als an allen andern Dingen, und Gott hat mir die Gnade erwiesen, daß ich mich mit allen Theilen gut gestanden, mit Groß und Klein, mit meines Gleichen und mit Königen, und namentlich mit König Eduard und seiner Frau, Philippine von Hennegau, deren Schreiber ich in meiner Jugend war. Im Dienste der edeln Dame habe ich zur Zeit

Digitized by Google

theils in ihrer Gesellschaft, theils in Gesellschaft vornehmer Personen die meisten Länder der Christenheit besucht. Überall wo ich hinkam, erkundigte ich mich nach den alten Rittern und Knappen, welche bei den Waffenthaten zugegen gewesen waren und säubertich davon zu erzähten wußten; auch erfragte ich die alten Waffenherolde, um die Materien bekräftigen und berichtigen zu tassen. Auf diese Weise habe ich schöne und hohe Geschichten zusammengetragen, und so lange die Gnade Gottes mir das Leben läßt, will ich sie fortsetzen; denn je mehr ich mich damit abgebe, und je mehr ich daran arbeite, desto mehr behagt es mir. Denn wie der edte Ritter oder Knappe, welcher das Waffenhandweek liebt, durch Ausdauer und anhaltende Übung stärker and vollkommener wird, so wächst meine Geschicklichkeit and Freude bei fortwährender Arbeit.

Die Strecke Wegs, welche Froissart durch Europa zurückgelegt hat, um seinen Durst nach Geschichten und Erzählungen zu löschen, kommt uns fabelhaft vor. Jedermann wird zugeben, daß die Verbindungen und Transportmittel im 14. Jahrhundert keineswegs denselben Grad von Vollkommenheit erreicht hatten als heutzutage, und dennoch bereiste Froissart mehre Male Schottland, begleitete den Schwarzen Prinzen nach Aquitanien, kehrte nach England zurück, ging mit dem Herzog von Clarence nach Italien und wurde in seiner Heimat Pfarrer zu Lestines; allein er war für die strengen Obliegenheiten seines neuen Amts ebenso wenig geschaffen als für das Kriegshandwerk, worin er sich mit Unglück versuchte. Einige Zeit darauf wurde er Schreiber oder Secretair des Herzogs Wenzel von Brabant, eines Collegen von ihm in der Dichtkunst, dessen Gedichte er in einen Roman verflocht, welchen er unter dem Titel „Meliador" herausgab. Die Eitelkeit des Verf. erstickte bei dieser Gelegenheit die Artigkeit und Unterthänigkeit des feinen Hofmannes; Froissart verhehlte dem Publicum nicht, daß das Gelungenste und Beste in den Werken des Herzogs von ihm sei. Nach dem Tode des Herzogs Wenzel von Brabant finden wir ihn bald bei dem Grafen Gni von Blois, bald bei dem Grafen Gaston Phöbus von Foix, um die Geschichten der Gascogne und des bearner Landes seinen gesammelten Schätzen einzuverleiben. Die beiden ebengenannten Prinzen, deren Höfe er bezauberte, rissen sich förmlich um ihn und überhäuften ihn mit Geschenken und Gunstbezeigungen. Froissart brachte auf solche Weise sein ganzes Leben hin, von einer Provinz in die andere wandernd und überall anhörend, vergleichend und aufschreibend, was ihm die Leute berichteten und was er mit eigenen Augen sah. Im J. 1395 ging er abermals nach England, wo Richard II., der Sohn des Schwarzen Prinzen, inzwischen zur Regierung gelangt war und sich eine Freude daraus machte, den Liedling seiner Großmutter zu empfangen und zu ehren. Im J. 1400 hört Froissart auf zu schreiben und zu leben. Es scheint, als wenn er sich um jedes Jahr des 14. Jahrhunderts fest herumgewickelt, sich jeder Begebenheit angeschmiegt und ausdrücklich so lange gewartet habe, bis die letzte Stunde seines Jahrhunderts geschlagen.

Und im 14. Jahrhundert gab es viel zu sehen und zu erzählen für J. Froissart. England und Frankreich sind in endlosen Krieg verwickelt, welchen Eduard III. im Herzen von Frankreich mit zwei entscheidenden Siegen eröffnet: zuerst bei Crecy (1346), wo Philipp von Valois nur mit Vieren von den Seinigen entrinnt, und dann bei Poitiers, wo die Franzosen Alles, sogar ihre letzte Rettung, den König Johann II. verlieren, der von den Engländern gefangen wird und zu London in der Gefangenschaft stirbt, nachdem er die schönen Besitzungen, Calais, Guyenne, Poitou ꝛc., an England abgetreten; der Aufstand in Flandern mit seinem König Artevelt; die Volksaufläufe in Paris mit ihrem König Marcel; und in einem Winkel des Gemäldes die anführerischen Bauernbanden, welche die Überreste der französischen Ritterschaft und die Lanzen des Hennegau zerschmettern; die Jarques oder Jacquiers, welche mit dem Schwert in der Faust ihren Platz in der Sonne fodern und Alles stehlen und plündern, um sich dafür zu entschädigen, daß sie gar nichts haben; ferner die großen Räuberbanden, welche bisweilen den tapfern Ritter Bertrand du Guesclin an ihrer Spitze haben; endlich die großartige Regierungszeit Karl's V., welche Frankreich emporbrachte, das leider durch den Wahnsinn Karl's VI. in neue Verwirrung hineingezogen wurde. Diese blutigen Kriege und wichtigen Schlachten, die Bauernkämpfe gegen den Adel, die Brandschatzungen, das Rauben, Morden, Sengen und Brennen auf dem Lande und die schönen Züge von Tapferkeit und Edelmuth, welche trotz dieser Greuel vorkommen — alles das finden wir bei Froissart; denn er hat Alles miterlebt und kennt sein Jahrhundert durch und durch.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Frische des Colorits, die Naivetät des Ausdrucks, der Reiz der Darstellung, die Einfachheit und Lebendigkeit des Styls, welche uns an Froissart entzücken, auf Rechnung seines Jahrhunderts zu setzen seien, welches allgemein in diesem Style geschrieben und sich in dieser Weise ausgedrückt habe. Diese Annahme ist indeß keineswegs haltbar. Wer die Mühe nicht scheut, die alten französischen Chronikenschreiber abzustäuben, kann sich bald vom Gegentheil überzeugen; denn er findet nirgend den unbeschreiblichen Zauber, der ihn aus den Chroniken Froissart's anweht. Wäre es vielleicht in Monstrelet, „der geifert wie ein Senftopf", nach Rabelais' burleskem Ausdruck? Man versuche einmal die ersten 20 Seiten seiner dickleibigen Chronik zu lesen, wo er die Herausfoderung und den Kampf eines Ritters für seine Dame erzählt: da klingt Alles gequält und geschroben, und der arme Enguerrand kann die vielen Details nicht bemeistern, welche in dem Vortrage Froissart's sich so anmuthig ineinanderfügen. Rabelais sagt:

Wenn man diese tanggesponnene, tangweilige und betrübte Erzählung liest, so meint man, sie müsse der Anfang und die Veranlassung eines schrecklichen Krieges oder einer wichtigen Staatsumwälzung sein; aber schließlich lacht man den Kämpen und den Engländer und ihren Geschichtschreiber, Enguerrand von Monstretet, aus.

Die „Chronik von St.-Denis" ist eine brauchbare Compilation, aber ein trockenes, verdienstloses Machwerk in Absicht auf Styl und Darstellung, welches auch nicht im geringsten mit Froissart zu vergleichen ist. Die gereimten Chroniken des Godefroy von Paris oder des Guillaume Guyand und alle die langweiligen chronologischen

Digitized by Google

Werke, wo jeder Paragraph mit der Inventariumsformel Item anfängt, können ebenso wenig neben den Chronikenschreiber von Valenciennes gestellt werden, dessen Schönheit, Reichthum und Fülle man nur bei den französischen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts antrifft, deren Ruf die Kritik des Augenblicks überdauert hat, und deren Namen noch heutiges Tages in hohen Ehren gehalten werden, wie Rabelais, Marot, Montaigne und Brantôme.

Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir die Chroniken von J. Froissart als die Iliade Frankreichs bezeichnen. Die Helleniſten und Philologen werden vielleicht über diesen temprlschänderischen Vergleich erschrecken; allein was sie auch dagegen mit Recht vordringen mögen, er scheint mir in mancher Hinsicht statthaft: in der naiven dichterischen Behandlungsweise der Einzelnheiten, in der über das Ganze ausgegossenen poetischen Farbe und vorzüglich in der kräftigen, energischen, scharf abgeschlossenen und abgerundeten Charakterzeichnung aller historischen Personen haben diese Chroniken viel Ähnlichkeit mit dem altgriechischen Heldengedicht. Sämmtliche Gestalten, welche Froissart schildert, haben ihre besondere Physiognomie und eine ebenso sprechende, ebenso verschiedene Individualität als der leichtfüßige Achilles, der göttergleiche Diomedes, der helmumbuschter Hektor oder der weithinrufende Menelaos. Da ist Bertrand de Glayequin, der große Haudegen von Connetable, ein wahrer Eisenkopf, der wie ein Mauerbrecher die Engländer aus Frankreich hinausstößt; der Prinz von Wales, die Blume der Ritterschaft; Olivier Clisson, der Metzger beigenannt, weil er vor einer Festung dreizehn Gefangene nacheinander enthauptet; der König Johan, ein beschränkter und brutaler, aber ritterlicher Geist, und der König Karl von Navarra, der überall Ränke schmiedet und Intriguen anzettelt wie ehemals der verschmitzte Odysseus im Lager der Griechen. Endlich könnte man noch darin eine Verwandtschaft finden, daß Froissart seine Chroniken fragmentweise, wie die Rhapsodien der Iliade gesammelt wurden, zusammenstellt und erzählt.

Nun hört die Ähnlichkeit auf, wenn man das Leben des französischen Autors mit der problematischen Existenz des griechischen Dichters vergleicht. Das einzige Liebesunglück seiner Jugend abgerechnet, hat Froissart über nichts zu klagen: er lebt in Freude und Überfluß, ist ein guter Kamerad und ein wenig Epikureer, wie er sich in einem Anfall von eß- und trinklustiger Laune selbst besingt:

Et sy destoupe mes oreilles
Quand j'ay vin verser en bouteilles;
Car au boyre prends quand plaisir.
Aussi fai-je en beaux dras vestir
Viandes fresches et nouvelles;
Quand à table m'en vois servir
Mon esprit se renouvelle.
Violettes en leur saison
Et roses blanches et vermeilles
Vois volontiers, car c'est raison,
Et chambres ploines de candeilles,
Jeux et dances et longues veilles.

Froissart ist ganz vorzüglich bezaubernd, wenn er sich diese liebenswürdige Nachlässigkeit des Styls erlaubt, wenn er sich ein wenig gehen läßt und mit seinem geneigten Leser, „benoist lecteur", zu plaudern scheint. Man kann nichts Reizenderes lesen als seine Reisebeschreibung, wie er den Grafen Gaston Phöbus von Foix, den Spiegel der Ritterschaft, besucht und die mittäglichen Provinzen Frankreichs durchstreift, vier große spanische Windhunde an der Koppel führend und von dem wackern Ritter Espaing du Lion begleitet. An jede Stadt auf dem Wege, an jeden Thurm auf der Höhe, an jeden Thalgrund knüpft sich eine interessante Geschichte: hier wurde die Besatzung von Lourdes über den Haufen gerannt und von den königlichen Truppen in die Pfanne gehauen; in diesen Gebirgen verlor der Ritter Peter v. Bearn seine fünf Sinne, da er einen Bären jagte, in den sich eine Fee verwandelt hatte; dort das Castell Coaraz, wo sich der Spion Orton versteckt hielt, der im Bauche einer schwarzen Sau getödtet wurde.

Die Schlachten bei Crecy und Poitiers, der gerichtliche Zweikampf des Le Gros und Carrouge, die Liebesgeschichten Eduard's III. und der Gräfin v. Salisbury, die Heirath Karl's VI. sind Musterproben und Meisterstücke historischer Darstellung und eines gleichmäßigen, blühenden Vortrags. Eine besondere Vorliebe zeigt Froissart für die Abenteuer der Wegelagerer und jener heimatlosen Reiterschwärme, welche sich in irgend einer Burg festsetzten und von da aus die ganze Umgegend brandschatzten, Steuern und Contributionen erhebend. Der Autor schildert alle diese gottlosen Spitzbuben auf eine so anziehende und vergnügliche Weise, daß wir am Ende den Aymerigot Marrel, den Sire Gottfried Schwarzkopf, den Eustares d'Abercicourt, den Erzpriester Regnault de Cervalles und Andere von demselben Gelichter ganz liebgewinnen. Es ist dies eine Wirkung der ungemein naiven Vergnüglichkeit des Erzählers, der die verschiedensten Dinge und Menschen in ein gefälliges Ganze verschmilzt, Jedem seinen Charakter läßt und Alles sinnvoll und reizend darstellt. Die ganze Fülle der politischen Zustände, die ungeheuere Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannichfaltigkeit der Regungen und Wirren des 14. Jahrhunderts in Frankreich öffnen uns die „Chroniken" des ehrlichen Froissart lebenvoll und sprechend, bewegt und eindringend, aber ohne Mühe und Absicht, stets gleichmäßig anziehend und ebenso weit entfernt von dem trockenen Chronikenstyl des Gottfried von Paris als von den endlosen Allegorien und apokalyptischen Ekstasen der pedantischen Christine de Pisan. Ich kenne in keiner Literatur ein Geschichtswerk, welches sich mit den „Chroniken" Froissart's einigermaßen vergleichen läßt; wenigstens Das, was das 14. Jahrhundert dieser Art bei uns hervorbrachte, ist ungenießbarer, elender Wust gegen die geistreiche, sinnvolle Behandlung und Gestaltung der Materie, wie sie uns bei Froissart entgegentritt.

Nicht blos die französischen Geschichtschreiber, sondern auch fast alle historischen Romanschreiber der neuern Zeit, Walter Scott nicht zu vergessen, verdanken dem Froissart unendlich viel, und doch ist er so wenig bekannt. Es scheint fast, daß jeder seiner Leser ihn ganz im Stillen wie eine geheimnißvolle Gottheit anbetet und befürchtet,

Digitized by Google

die Kniebeugungen der profanen Menge möchten einen so verehrungswürdigen Gegenstand schänden. Unter dem Vorwande, ihm die Entweihung zu ersparen, läßt man ihn der Vergessenheit anheimfallen.

Herr J. C. A. Buchon, welchem die historische Forschung in Frankreich bereits vielfache Bereicherungen verdankt, hat diese Ungerechtigkeit wieder gut gemacht, indem er eine neue Ausgabe von Froissart besorgt hat. Wir finden darin ein Supplement von mehren früher noch nicht herausgegebenen Capiteln Froissart's, welche Hr. Buchon in der Bibliothek von Valenciennes gefunden hat, und die in dieser Beziehung für alle Geschichtsforscher hohes Interesse haben. Der Preis für die drei Bände in Großoctav, auf schönem Papier gedruckt, ist so mäßig (30 Francs), daß selbst Unbemittelte dieses Werk kaufen können und demnach der Wunsch und die Ahnung des Geschichtschreibers in Erfüllung gehen, welche er an einer Stelle ausspricht:

Ich bitte den lieben Gott, der alle Dinge aus nichts schuf, er möge mir Sinn und Verstand schenken und eingeben, damit ich dies angefangene Werk fortsetzen und auf eine Weise fortführen kann, daß alle Diejenigen, welche es lesen, sehen und hören, Lust und Freude daran finden und ich in ihre Gunst komme. 35.

Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit. Aus dem Tagebuche eines greisen Pilgers per pedes Apostolorum. Herausgegeben von Karl Steiger. Erstes Bändchen. — Auch u. d. T.: Sitten und Sprüche der Heimat. St.-Gallen, Scheitlin. 1839. Gr. 8. 1 Thlr.

Ich glaube, Niemand wird es bestreiten, daß die verschiedenen Nationen die verschiedenen Richtungen des geistigen Lebens repräsentieren. Im Volke der Schweizer hat sich das religiöse Element kräftig, rein und frisch entfaltet. Einen Grund findet das im Allgemeinen darin, daß das Leben in und mit der Natur den Menschen für die Religion empfänglich macht. In der Zeit des Naturlebens der Völker constituiren sich alle Religionen; selbst die christliche ist aus einer Zeit oder vielmehr aus einem Geist, auf den Cultur, Bildung, was wir so nennen, keinen Einfluß gehabt hat. Überhaupt ist die Religion von der Cultur bis zu dem Punkt unabhängig, daß die Religion das Gemüth und das Gefühl, das Menschliche in uns, mit dem Ewigen und Göttlichen aussöhnt. Im Fortschritte der Cultur werden freilich gewisse, die Religion betreffende Fragen aufgestellt und scharf besprochen, aber zu einem höheren Punkte der Vollendung wird die Religion selbst dadurch nicht geführt. Ist es z. B. ein Fortschritt der Religion selbst, wenn Schleiermacher erklärt, die Religion sei ein Bewußtsein, oder wenn de Wette sagt, die Religion sei ein Ahnen, oder wenn Hegel behauptet, sie sei ein Wissen? Und was die Sittenlehre betrifft, so können deren Principien schwerlich richtiger bestimmt werden, als sie im Christenthum fixirt sind. Oder soll ich es für einen Fortschritt ansehen, daß Pufendorf und Hugo Grotius das Princip der Socialität, und Wollaston das Princip der Wahrheit, und Cumberland das Princip des Wohlwollens aufstellt! Was würde es den Schweizern, aber vielmehr dem religiösen Leben in der Schweiz gefrommt haben, wenn der Hegelianismus sich in Zürich einen Lehrstuhl gewannen hätte? Ich glaube, daß diejenige Religion die beste ist, welche das Menschliche mit dem Göttlichen, die Erde mit dem Himmel am natürlichsten, am freisten und vollkommensten aussöhnt; daß eine Religion dies besser bewirke als die echt- und reinchristliche, ist mir nicht bewußt. Wenn auch vielleicht keine Religion so viele Entstellungen und Entartungen erlebt, so viele Greuel hervorgerufen, so viel Menschen geopfert, so viel Lebensglück zerstört hat als diese, so ist dieselbe doch ihrer Idee und ihrem Grunde nach die einfach wahre.

Es ist wirklich schwer, von der Religion des Christenthums den Mysticismus zu trennen; denn jede Religion, sofern sie Religion und nicht Philosophie ist, hat etwas Mystisches: da jede Religion als solche Glauben, und zwar an übersinnliche Dinge, fodert, so liegt jeder Religion der Mysticismus nahe. Unleugbar ist, daß schon die Apostel Jesu, mit mehr oder weniger Bewußtsein, die mystische Seite der Lehre, die sie verkündigten, besonders hervorgehoben haben. Die Geschichte der Dogmen zeigt hinlänglich, daß unter den sogenannten Patribus oder Kirchenvätern die Zahl der mystischen die überwiegend größere ist. Wir wissen, daß Augustinus jene finstere Lehre von der Verdorbenheit der menschlichen Natur, von der Kraftlosigkeit des Willens und von der Sündhaftigkeit des Geistes in die reine Christuslehre eingeschwärzt hat; es ist nicht zu leugnen, daß der Charakter des Katholicismus selbst in seiner reinsten Gestalt Mysticismus ist. Die protestantische Kirche aber ist dabei in einem eigenen Fall: von dem Princip des Katholicismus hat sie sich losgesagt; das Princip der Rationalität, worauf sie basirt ist, scheint das rechte auch nicht zu sein, weil es in seinen Consequenzen die Religion aufhebt und ein philosophisches System an deren Stelle setzt. Indem nun eine Versöhnung des Katholicismus und des Protestantismus unmöglich scheint, so tritt an die Stelle beider jetzt ein höchst inconsequenter Eklekticismus, der, wenngleich er höchst rationell zu sein behauptet, doch seine Wurzeln in die patristische, in die katholische, in die indische und griechische Mystik zurückschlägt.

Diese „Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit" sind keineswegs eine kalte Moralpredigt, ebenso wenig aber ein mystischer Wust von Phrasen und Formeln; es zeigt sich aber in diesem Buche, wie die echten Lehren des Christenthums sich dem freien, naturkräftigen, gesunden Sinne des Volkes so leicht assimiliren.

Obwol der verwöhnte Geschmack im Ausdruck und in der Darstellung dieser „Ruinen" manches Störende finden möchte, so bin ich doch der Überzeugung, daß in echtchristlichen Familien nicht blos der Schweiz, sondern des gesammten Deutschlands diese „Ruinen" nicht blos Ruinen sein und bleiben werden, sondern ich glaube, daß aus denselben ein Tempel des Geistes, der Wahrheit und Frömmigkeit sich leicht und sicher erbauen wird. 75.

Literarische Notiz.

Amerikanische Alterthümer.

Nachdem Humboldt, Boturini, d'Orbigny, Waldeck und die dänische Alterthumsgesellschaft, sowie Heckewelder, Gallatin und Duponceau, also lauter Europäer, sich um die Aufklärung der Alterthümer Amerikas so verdient gemacht hatten, erhalten wir jetzt auch von dorther ein größeres Werk über diesen Gegenstand. In Cincinnati in Ohio, wo noch vor einem halben Jahrhunderte kein weißer Mensch wohnte, ist ein prachtvoll gedrucktes, die genannten Forschungen benutzendes Kupferwerk erschienen. Verfasser desselben ist Hr. Delafield der Jüngere, wo wir nicht irren, Sohn eines in Neuyork wohnenden Engländers. Der Titel ist: „An inquiry into the origin of the antiquities of America. By *John Delafield*, with an appendix, containing notes, and a view of the superiority of the men of the northern over those of the souther hemisphere by *James Lakey*" (Cincinnati 1839, mit Kupfern). 104.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 260. — 17. September 1839.

Reise in Abyssinien im Jahre 1836. Von A. v. Katte. Stuttgart, Cotta. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Irgendwo ist bemerkt worden, daß geographische Entdeckungen, so lange sie vereinzelt dastehen, entweder vergessen werden, oder doch dem Reisenden, der sie machte, eben keine große Ehre bringen. Man ist geneigt, die Entdeckung von dem Zeitpunkte zu datiren, wo sich an die gering geschätzten Arbeiten der Vergangenheit auf einmal so viele neue Thatsachen anschließen, daß eine Kette entsteht, eine allgemeine Übersicht möglich wird. Ist die Gegenwart im Allgemeinen ungerecht gegen mitlebendes Verdienst, so folgt sie andern Ansichten hinsichtlich der Entdeckungen in Naturkunde und Erdbeschreibung, indem sie die frühern Leistungen weniger beachtet, denen des Augenblicks aber ein unverhältnißmäßiges Gewicht zuschreibt, jenen mistrauet, diesen nicht selten eine unbeschränkte Glaubwürdigkeit beimißt. Wir fürchten nicht, den Vorwurf eben dieses gerügten Fehlers auf uns zu laden, wenn wir behaupten, daß die neueste Zeit begonnen hat gerechter zu sein und manche Schuld unserer Vorfahren auszusühnen. Humboldt's neuestes Werk, welches von einem riesenhaften Kraftaufwande zeugt, ist ein glänzendes Beispiel des Gerechtigkeitsgefühls, das die Verdienste des 16. Jahrhunderts hervorzuheben, gegen Vernachlässigung oder gegen einseitige Anschuldigungen zu schützen gebietet. Allein was hier in Bezug auf die Beschiffung der Weltmeere und die Auffindung der amerikanischen Küsten geschehen, bleibt mit geringen Ausnahmen hinsichtlich der Reisen der Vorzeit in den großen Ländern der alten Welt noch zu thun übrig. Es ist nicht viele Jahre her, daß Marco Polo wieder zu Ehren gebracht worden, dessen Name seit Jahrhunderten mit dem eines unverschämten Märchenerfinders völlig gleichbedeutend geachtet worden. Wir dürfen hoffen, daß diese Berücksichtigung langvergessener Verdienste um die geographische Kenntniß immer mehr stattfinden müsse, je mehr die Anfoderungen der Zeit an wissenschaftliche Reisende sich steigern, und je mehr die Sitte in Verfall kommt, den Leser mit unwesentlichen Abenteuern zu unterhalten. Von jedem Reiseberichte der höhern Classen wird schon jetzt historische Forschung und Erläuterung älterer Leistungen verlangt, und jedenfalls mit Recht, indem von Geographie Dasselbe gilt wie von der beschreibenden Naturkunde, das soll sagen, daß es endlich Zeit wird, das ungeheuere Material zu sichten und zu ordnen, und daß in der glücklichen Lösung solcher, natürlich nur einzelne Theile angehenden Aufgaben ein ebenso großes, wo nicht größeres Verdienst, allemal aber mehr Nützlichkeit liege als in der abgetissenen Hinstellung neuer und nicht immer wichtiger Bemerkungen. Soweit die außereuropäischen Länder der östlichen Halbkugel ein classisches Interesse besitzen oder gar der Schauplatz der Entwickelungsgeschichte unsers Geschlechts gewesen, haben sie allerdings schon im Alterthume und später nach Wiederbelebung der Gelehrsamkeit auch im mittlern Europa die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und die Vindication der Verdienste vergessener Forscher möchte da weniger nöthig sein; allein ganz anders verhält es sich mit den Ländern, in welche weder die indische noch ägyptische oder griechische Cultur weit vorgedrungen, und deren Entdeckung oder erste Beschreibung in die nachchristliche Zeit fällt. Dieses gilt daher ganz besonders von Afrika, zu dessen erstaunlicher Größe die im frühesten Alterthume civilisirten Länder des Nilthales und der Nordküste in keinem Verhältnisse stehen, und dessen weites Innere den culturverbreitenden Colonien ebenso wie der Forschung besonders darum verschlossen blieb, weil in seine große Continentalmasse nirgend ein Arm des Meeres eindringt, jenes Element, welches dem Nachdenken stets als ein dem Menschengeschlechte befreundetes erscheinen muß. Diese eigenthümliche Unzugänglichkeit des Innern hat eine verhältnißmäßige Armuth an Werken früherer Zeit über dasselbe hervorgebracht; indessen stellt sich auch hier wiederum hervor, daß gerade einzelne muthige oder durch das Glück besonders begünstigte Männer des Mittelalters weiter vorgedrungen sind und nicht selten wichtigere Nachrichten gesammelt haben als ihre Nachfolger. Allerdings ist das Studium solcher Quellen sehr schwierig und nicht immer angenehm, denn sprachlicher Ausdruck, Vorurtheile einer dunkeln Zeit und Irrthümer, die Folgen geringerer Bildung der Reisenden selbst, erschweren die Erkenntniß der Thatsachen oder der Meinung des Berichterstatters. Allein auch für Afrikas unbekannteste Gegenden wird die Zeit kommen, wo Reisende beginnen kritisch die fragmentarischen Werke ihrer frühesten Vorfahren zu vergleichen und an Ort und Stelle die Forschungen anzustellen, die, wie gelehrt sie sonst auch

Digitized by Google

sein mögen, innerhalb der Wände der europäischen Studirzimmer niemals völlig gelingen können. Diese Bemerkungen möchten auf Abyssinien besondere Anwendung finden. Die Werke des classischen Alterthums enthalten über dieses Land nur spärliche Nachrichten, und handgreifliche Fabeln müssen die Stelle wirklicher Kenntniß vertreten. Selbst die Ägypter sind in ihm nicht weit vorgedrungen, und haben nur unbedeutende Spuren in Bauwerken zurückgelassen, deren höchst eigenthümlicher Styl die Erbauer nicht würde verkennen lassen, spräche auch eine griechische Inschrift zu Axum, welche schon Poncet im 17. Jahrhunderte abschrieb, aber irrig auslegte, den Namen des Ptolemäus Evergetes nicht aus. Über den vierzehnten Breitegrad hinaus hat sich aber die Gewalt jener Herrscher niemals verbreitet, und, diesen wie dem Zeugnisse eines Dichters, Lucan's, trauen, so warf selbst Cäsar zu der Zeit, wo er das Schicksal der ägyptischen Monarchie entschied, sehnsüchtige Blicke des gespannten Forschers, nicht des Eroberers, auf das geheimnißvolle Land, dem der Nil entquillt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Griechen des byzantinischen Reiches genauere Kenntniß Abyssiniens besessen, als wir vermuthen; aber wir glauben, daß eine kritische Untersuchung der Schriften der Portugiesen beweisen würde, daß kühne Abenteurer dieser Nation vor länger als 300 Jahren in Abyssinien und den Nachbarländern Entdeckungen gemacht, die unsere Zeit sich zuschreibt. Die Namen von Männern wie Christoph da Gama, Affonso Mendez, Rodrigo da Lima und unter den Spätern Pedro Paez, dessen Briefe der geschmähte Athanasius Kircher herausgab, sind zwar aufgezeichnet, allein, so viel wir wissen, fehlt es in Beziehung auf ihre Unternehmen und noch übrigen Werke eben an der Sichtung und Rechtfertigung, welche durch Humboldt den Entdeckern Amerikas bereitet worden ist. Vor wenigen Jahren erst hat man entdeckt, daß wirklich Portugiesen den Continent Afrikas in der Richtung von Mozambique nach Angola durchmessen, und wahrscheinlich würde fleißige Forschung, die freilich andere Mittel voraussetzt, als in Deutschland sich bieten, es außer Zweifel setzen, daß lissaboner Kaufleute manche der Nachrichten über Abyssinien schon zu Anfange des 16. Jahrhunderts besaßen, welche Bruce zuerst gesammelt zu haben vermeinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

England und Deutschland in ihrem gegenwärtigen literarischen Verhältniß zueinander.

Das „Foreign quarterly review" (Julihest 1839) ergreift, indem es Tieck's Novellen dem englischen Publicum mit gebührendem Lobe empfiehlt, diese Gelegenheit, um einen Ausfall auf die deutsche Literatur und die Eigenschaften des deutschen Geistes zu machen. Tieck's Novellen, welche es wegen der Lauterkeit des Styls, der moralischen Tendenz und philosophischen Wahrheit für Zierden unserer Literatur erklärt, dienen ihm als Mittel, um eine Diagnose der Krankheiten und Verirrungen anzustellen, in welche der deutsche Geist in den letzten 15 Jahren verfallen sei; und nicht ohne boshafte Absicht, die Absicht nämlich, eine Hauptschwäche der deutschen Geistesanlage, Schwäche des Verstandes, den englischen Lesern nachzuweisen oder weiszumachen, wird von ihm eine Novelle, „Die Wundersüchtigen", welche gegen den Wahnwitz der Geister- und Hellseherei und des Magnetismus gerichtet ist, in extenso mitgetheilt. Wer so angreift wie der englische Kritiker, steht nicht mehr auf dem ebenen Boden der alternativen und gleichen Discussion, sondern sitzt auf dem Stuhle des Richters, gegen den keine Appellation mehr gilt, und indem er gegen den Andern den Ausspruch thut, daß es ihm an Verstand gebreche, stellt er sich selbst so hoch, daß jede weitere Discussion abgeschnitten ist, jede Vertheidigung wie ein armseliges Anflehen um Schonung aussehen würde. An diese denken wir dabei nicht; aber einige Bemerkungen an die Umstehenden dürften für den so dort Abgefertigten doch vielleicht nicht außer der Zeit sein. Es liege den Urtheilen der Engländer über die deutsche Literatur allerdings etwas Wahres zum Grunde. Eine Verfassung und Institutionen, wodurch die thätigen und wahrhaft productiven Kräfte des Geistes nicht allein zur Entfaltung gelangen können, sondern in hohem Maße dazu angeregt werden, eine Ausdehnung der Herrschaft und des Verkehrs über den größten Theil der Erde haben den Engländern eine Richtung auf das Nützliche und durch stete Beschäftigung mit den realen Interessen des Lebens, mit den Kenntnissen und Mitteln, wodurch der Staat groß, reich und mächtig gemacht werden kann, durch beständige Reisen endlich und Beobachtungen außerhalb der engen Heimat eine Klarheit des Blicks, eine Gesundheit der Ansicht gegeben, vermöge der sie nicht nur in den praktischen Künsten und Wissenschaften die größten Fortschritte gemacht, sondern auch die Meisterschaft in den moralischen Disciplinen, welche sich wie die Geschichte mit den politischen Zuständen der Nationen beschäftigen, erlangt haben.

Die Bildung eines Volks, die Pflege der Wissenschaften, den Vorzug, welche gewisse Disciplinen erhalten, Sinn, Geist und Tendenz in Betreibung derselben stehen allemal mit dem politischen Zustande eines Volks im genauesten Zusammenhange. Daher kommt es, daß in Amerika der Geist bereits die nämliche Richtung und noch entschiedener nimmt als in England. England gleicht in dieser Hinsicht dem alten Rom, wo man von Philosophie nichts wissen wollte, weil sie eine Irrfahrt ohne sichern Hafen, ohne bestimmten Landungsplatz wäre; wo man die Dialektik verhorreszirte, weil sie denselben Gegenstand beweisen und widerlegen lehre und so den Menschen von den festen und unwandelbaren Principien kostöse, die das Leben, die namentlich der Staat verlange, um mit Sicherheit auf ihn zählen zu können. Immer, wenn ich über die Gründe der englischen Vorurtheile gegen die deutsche Literatur nachdachte, fiel mir die Voreingenommenheit der Römer alten Schlags gegen die griechische ein. Sie hatten ihr Staatsrecht ausgebildet; was sollten sie mit den Theorien griechischer Philosophen, was sollten sie mit Ideen, von denen sie nicht den geringsten Gebrauch machen konnten? Die Engländer sagen von uns, daß wir, uns der Speculation hingebend, beständig zwischen Überzeugung und Zweifel hin und her schwankten, daß wir, alle individuellen, subjectiven und einseitigen Ansichten abzutragen bemüht, gar keine Ansichten hätten; daß wir, Alles mit der Unparteilichkeit der Abstraction untersuchend, uns für gar nichts entschieden; daß wir untersuchen, um zu untersuchen; daß wir reisen im Reiche der Wissenschaften, blos um zu reisen, und ohne zu wissen, wohin; sie werfen uns endlich vor, wir hätten es hierdurch so weit gebracht, daß die meisten gebildeten Deutschen (wir führen die ipsissima verba des übrigens mit großer Fähigkeit geschriebenen Artikels im „Foreign quarterly review" an) weder einen Nationalcharakter, noch einen bestimmten religiösen Glauben, noch feste politische Grundsätze besäßen und von ihrer Philosophie nichts weiter lernten, als ihrer Religion und Politik einen Zuschnitt nach den jedesmaligen Zeitumständen zu geben. Das ist die nämliche Überzeugung, welche Römer im 3. Jahrhunderte v. Chr. Geb. von griechischer Philosophie und Gelehrsamkeit hegten und unumwunden aussprachen, die nämliche altfränkische Orthodoxie der steifsinnigen alten römischen Familien voll Härte und Einseitigkeit, die sich so lange und so

heftig der Zulassung griechischer Wissenschaft in das bei allen seinen praktischen Bestrebungen langweilige Rom widersetzten. Wol müssen wir, um das Verhältniß Englands zu Deutschland in geistiger Hinsicht durch diese Parallele vollständig auszuführen, daran erinnern, daß das innere politische Leben Griechenlands damals todt war; daß es keine Macht, keinen Welthandel und keine Freiheit mehr besaß; daß die Geister, welche früher ihre Kräfte dem Staate widmeten und unmittelbar in und mit der Wirklichkeit verkehrten, sich ganz gelehrten Studien oder einem speculativen, von dem Engländer „müßig" *) genannten Leben hingaben. Wie ungegründet aber der Satz ist, daß durch die philosophische Speculation „alle festen und bindenden Grundsätze" gebrochen werden, das erweist das Beispiel des Zeno, der der stärkste Dialektiker, der rechtschaffenste Mann und der wärmste Patriot in Athen war; das beweist das Beispiel Fichte's, der in einer Zeit allgemeiner Verzagtheit oder feiger Unterwerfung unter die Gewalt allein unverzagt, unerschrocken und frei dastand und der Nation ihre Pflichten ins Gewissen donnerte, die ihm die Philosophie zu bewahren gelehrt hatte. Wahrlich es heißt die Philosophie wie die Geschichte und die menschliche Natur, welche erst durch die Erhebung zum Höhern (transcendentalism, wie es der Engländer wegwerfend nennt) ihren Adel erhält, es heißt diese drei Dinge sehr schlecht kennen, wenn man behauptet, daß die Philosophie die Kraft und die Fähigkeit zum Handeln im Menschen breche. **) Gegen einen solchen Satz läßt sich weiter nichts sagen, als: werdet nur erst Philosophen und dann urtheilt!

Doch wollen wir inzwischen noch einige Worte an den Leser richten, um den Grund, worin die Urtheile der Engländer über das geistige Leben unsers Volks wurzeln, weiter nachzuweisen. Die Engländer gleichen in ihrer vorherrschenden Richtung auf das Praktische einem andern Volke des Alterthums, das wie sie See- und Handelsvolk war, den Karthagern; auch in der Aristokratie, in dem stürmischen Kampfe zwischen Reich und Arm, in den unter dem niedrigsten Pöbel geworbenen und aus der Fremde gemietheten Heeren und in der Hortienltur, im gartenmäßigen Anbau des Landes, in macadamisirten Wegen u. dgl. m. gleichen sie ihrem Vorbilde. Es ist bekannt, daß die Wissenschaften, welche sich mit dem Landbau, der Nautik u. dgl. beschäftigten, in Karthago blühten, daß es eine Reiseliteratur und eine sehr bedeutende über Agricultur besaß. Daß es die schönen Künste und Wissenschaften, daß es Poesie und Philosophie gefördert habe, davon ist nichts bekannt. Für die Künste haben auch die Briten wenig oder gar nichts geleistet; doch haben sie in der Philosophie Epoche gemacht und allen Grund, auf ihre poetischen Leistungen stolz zu sein. Aber in beidem, in der Philosophie wie in der Poesie, offenbart sich sogleich die Verschiedenheit von der Geistesrichtung der Engländer und Deutschen. Die Philosophie war und wurde in England hauptsächlich empirisch, in Deutschland ging sie in Speculation über. Im Roman, in welcher Dichtungsform die Engländer sich nächst dem Drama am meisten ausgezeichnet haben, stellen sie hauptsächlich Handlungen oder vielmehr Begebenheiten und Charaktere dar, während er bei den Deutschen, sobald die Absicht, englische Muster nachzuahmen, nicht vorgeherrscht hat, sich mehr in Reflexion und die doctrinelle Entwickelung philosophischer, psychologischer und moralischer Wahrheiten verliert. Tieck selbst dient hierfür als Muster. Nun vergleiche ihn mit den englischen Novellisten! Sie beschäftigen und unterhalten vorzugsweise die Einbildungskraft; rasch aufeinanderfolgende und spannende Ereignisse, wunderbare und überraschende Lösungen der Verwicklungen lassen den Leser nicht zu sich selbst kommen; er wird von einer Flut von Begebenheiten fortgerissen, dem Nachdenken wenig Zeit übrig gelassen. In den deutschen Dichtungen dieser Gattung, mag man die Goethe's, Jean Paul's *) oder Tieck's im Auge haben, ist es umgekehrt; der Dialog ist vorherrschend und es wird ebenso viel Sorgfalt angewendet, die innere Seite des Menschen herauszukehren, wie die Engländer Genauigkeit in Schilderung der Scenerie und in Beschreibung des Costums der Personen zeigen. Bei ihnen ist Alles concret und äußerlich, dort abstract und vergeistigt. Die Contemplation ist bei dem Deutschen vermöge seines sinnigen Charakters das Vorherrschende; darum erhält der Leser, indem er von der Darstellung wie von einem ruhig und gleichmäßig fließenden Strome fortgetragen wird, nicht weniger Nahrung für sein Nachdenken wie für seine Einbildungskraft. Sagen, daß es einem Volke, welches in Allem, selbst in Werken der Einbildungskraft die Betrachtung des Wesens der Dinge der blos äußerlichen Form derselben vorzieht, welches allenthalben die Principien zu erfassen, sich allenthalben von dem Einzelnen zum Allgemeinen zu erheben sucht, welches in allen Wissenschaften, von jener an, welche die Bahnen und Distanzen der Weltkörper mißt, bis zu der, welche sich mit der Zergliederung des kaum sichtbaren Infusionsthierchens beschäftigt (Ehrenberg), die wichtigsten Entdeckungen gemacht hat — von einem solchen Volke sagen, daß es ihm an Verstand gebricht, das ist mehr, als man von einem gebildeten Engländer in unserm Jahrhundert erwarten sollte. Wir Deutsche schätzen die englische Literatur mit einer beispiellosen Unparteilichkeit, wir haben uns das Beste daraus zu eigen gemacht und erkennen es dankbar an, was wir ihr verdanken; wir gestehen, daß wir in den politischen Wissenschaften von ihnen gelernt, daß sie in Poesie, und in der Geschichtschreibung in mancher Hinsicht unsere Lehrer waren, daß sie in der Beredtsamkeit unsere Meister sind; wir brauchen uns dessen nicht zu schämen, weil manche dieser Disciplinen unter den Deutschland eigenthümlichen Verhältnissen nicht die Aufmunterung fanden und nicht zu der Ausbildung gelangen konnten wie in England, gerade wie Schiffsbau, Nautik und Mechanik in ihrer Anwendung auf Industrie und Verkehr aus leicht begreiflichen Ursachen bei uns nicht die Pflege finden und nicht zu der Vollendung gebracht werden konnten wie dort oder in den Vereinigten Staaten; aber in Allem, was der Geist unabhängig von äußern Verhältnissen zu schaffen und zu ergründen vermag, in Allem, wo die Wissenschaft nicht Mittel zu einem außer ihr liegenden Zwecke, sondern wo sie sich selbst Zweck ist und den Menschen durch die um ihrer selbst willen erstrebte Kenntniß adelt, dürfen wir uns rühmen, hinter keiner Nation, auch der englischen nicht, selbst in Dem, wozu uns von ihr die Anregung kam, zurückgeblieben zu sein.

Doch kommen wir jetzt zum Schluß und zu den Resultaten! Es ist nicht der Verstand, worin wir den Engländern nachstehen, nicht der german intellect ist ein anderer als der englische; wol aber ist die Anwendung eine andere, und daß diese Verschiedenheit durch eine Verschiedenheit der Lage und der innern Verhältnisse beider Länder hervorgebracht wird, ist implicite in dem zuvor Gesagten schon enthalten. Mit nicht geringern Anlagen, mit gleicher Thätigkeit und Kraft des Geistes ausgerüstet als die Engländer, haben wir ungleich weniger Gelegenheit, aus uns herauszutreten als sie. Für uns gibt es kein Indien, keine Colonien in fernen Zonen, dem Unternehmungsgeiste unserer Jugend öffnet sich kein Weltmeer, keine Flotten winken ihm in unsern Häfen; wir sind gezwungen, zu Hause zu bleiben, und lesen, was der überseeische Freund uns von seinen weiten Reisen berichtet. Sowol hierdurch wie durch die Verfassung seines Landes, durch die großartigen Unternehmungen desselben erlangt der Engländer mehr großartige Erfahrung, Geschäfts- und

*) „Der Deutschen whole philosophy only serves to amuse idleness and paralise action"; — da sind also nach der Meinung des englischen Kritikers wahrscheinlich Hahnengefechte und Wettrennen eine würdigere Unterhaltung. Wiederum dachte man ebenso in Rom.

**) Nicht die Philosophie schwächt die Kraft zum Handeln wol aber gibt sie keinen praktischen Beruf.

*) Die Engländer, obgleich sie geborene Humoristen sind, haben doch wenig in der Jean Paul'schen Manier; Sterne's „Tristram Shandy" ist fast das Einzige.

Digitized by Google

Weltkenntniß, wird mit einem Wort praktischer ausgebildet. Wir Deutschen dagegen wenden uns in demselben Maße, in welchem jener sich nach außen ausbreitet, nach innen und daher der ruhig betrachtende, der philosophische Geist, der uns eigen ist; wir leben im Reiche der Wissenschaft, bilden hier Parteien und sehen ein rein dem Studium und der Erkenntniß der Dinge um ihrer selbst willen gewidmetes Leben als unsere höchste Aufgabe und unser größtes Glück hienieden an, weil dem genialen und ideenreichen Manne für praktisches Wirken der Spielraum fehlt, ihm kein anderes Gebiet als das des innern Geisteslebens gelassen ist. Daher gibt es auch kein Land, in welchem ein solcher Unterschied zwischen Praktikern und Theoretikern, zwischen Leuten, die nur im Reich des Gedankens, und Andern, die nur am Pflug des Geschäfts leben, stattfände, wie Deutschland; und leugnen läßt es sich nicht, die Letztern haben, wenn man sie plötzlich in der Office der Staatsverwaltung anstellte, sich oft unbehülflich genug benommen, wie Johann v. Müller u. A. beweisen. Lag es an den Talenten der Männer? Gewiß nicht. Es lag am ganzen Zuschnitt unsers Lebens und unserer Zustände, denen jene frühe Ausgleichung zwischen Idee und Praxis, jene Verbindung und jenes Ineinanderübergehen von beiden fehlt, das wir in England wahrnehmen. Das Parlament z. B. bringt in seinen Reden viel Oberflächliches zuwege; aber auf der andern Seite vermag auch der größte Gelehrte und Denker hier seine Ideen zu berichtigen und über die wichtigsten Gegenstände eine Fülle gediegener Belehrung zu erhalten, welche er in Büchern vergebens suchen würde.

Die Gefahren, welchen eine solche Abgezogenheit, ein solches Fürsichsein des Geistes, wie wir es in Deutschland finden, ausgesetzt ist, bedürfen weiter keiner Nachweisung; wenn aber Schwindeleien, wie die, welche Tieck in der angeführten Novelle zum Gegenstande seiner Satire gemacht hat, von den Engländern als ein endemisches Übel der Deutschen angesehen werden, wenn sie nun glauben, daß dazu eine überwiegende und allgemeine Disposition in unserer Nation vorhanden sei, dann irren sie ebenso sehr, wie wir irren würden, wenn wir uns die ganze englische Nation aus solchen Galgenvögeln, solchen miscreants of coarse bull-dog grossness bestehend dächten, wie sie uns fast in allen ihren Romanen vorgeführt werden.*) Tieck schildert uns einen einzigen Ort, von dem Fieber der Wundersüchtelei und Geisterseherei ergriffen. Was will das sagen? Quid ad nos? Ist doch das Unwesen der Magie wie die Giftmischerei in Italien entstanden und aus den welschen Landen erst in den germanischen Norden gekommen. Es hätte dem englischen Reviewer, wenn er auch mit den geheimen Künsten der Italiener in den frühern Jahrhunderten nicht bekannt war (wir machen ihn übrigens darauf aufmerksam, daß er im alten ehrlichen Van Dale, „De veterum ethnicorum oraculis", (Amsterdam 1700, hinlängliche Belege für die Meisterschaft der Italiener in der Magie und daselbst zugleich weitere Nachweise finden wird), wenigstens nicht entgehen sollen, daß die berühmten Meister der Magie fast alle italienische Namen führen. Und wenn wirklich ein einzelner Ort vom Fieberparoxysmus des Abracadabra ergriffen ist, und er deshalb die Deutschen überhaupt seinen Landsleuten als tolle Visionnaire darstellen will, dann muß in seinen Augen auch die griechische Welt aus solchen Betrügern und Betrogenen bestanden haben, wie Lucian in dem so höchst interessanten Pseudo-Alexander schildert. Haben in neuester Zeit magnetische Schwindeleien den Leuten in Würtemberg die Köpfe etwas verdreht, so waren dieser Köpfe selbst dort nur wenige, und wir dürfen nicht vergessen, daß das nämliche Land, in welchem dieser Skandal vorging, Schiller, Schelling, Hegel und eine Reihe der ausgezeichnetsten Dichter und Denker hervorgebracht hat. Aus Böotien, dem Lande des Aberglaubens und des pfäffischen Betrugs, gingen Pindar und Sophokles hervor, und in England, dem Lande des Helldenkens, dem Vaterlande Bacon's und Newton's, gingen im verflossenen Jahre Scenen vor, die uns in und vor das 14. Jahrhundert zurückversetzten. Man sieht, daß man solche einzelne Erscheinungen nicht urgiren darf; die Schatzgräber- und Hexengeschichte in einem entlegenen Fischerdorfe Westpreußens berechtigt ebenso wenig, die Preußen für Schatzgräber und Beschwörer zu halten, wie die Greuel zu Wildenspuch uns gestatten, die Schweizer als Fanatiker zu verschreien.

Die Engländer stoßen sich an deutscher Philosophie; wir dagegen möchten ihnen etwas mehr Philosophie wünschen. Ja, etwas mehr Philosophie konnte den Engländern in diesem Jahrhunderte nicht schaden! Woher kommt es doch, daß die Engländer jetzt keine Philosophen mehr haben? Wo sind die Bacon, Locke, Hume? Sie sind untergegangen unter den heillos materiellen Bestrebungen, von denen dies Volk gegenwärtig ergriffen ist. Daher, von dem ungeistigen und groben Utilitarismus, dem die ganze Nation fröhnt, kommt die auffallende Lücke in Englands neuerer philosophischer Literatur. Wo es Grundsatz wird, das Denken nur auf Dinge zu richten, welche die äußern Güter dieses Lebens vermehren, da ist es mit dem Denken bald vorbei. Englands Literatur zeigt bereits sichtbare Spuren der Ermattung, Lähmung und Schwäche sowie des entartenden Geschmacks, und die einst so reich strömenden Quellen der Genialität dieses Volks scheinen versiegen zu wollen. Englands Bücher, die einst Europa belehrt haben, nehmen etwas von der Natur seiner Fabrikarbeiten an, der industrielle Geist, der jedes geistige Leben ertödten muß, dringt auf das Gebiet der Literatur ein; und geht es auf diese Weise in England fort, so läßt sich mit ziemlicher Gewißheit voraussagen, daß es seine literarische Höhe wenigstens überstiegen hat. Die Philosophie, welche allein Englands Nationalgeist wieder zu beleben, welche seine Literatur zu läutern vermöchte, ist für uns Deutsche Das, was uns Mäßigung und Besonnenheit verleiht; dieses unnütze und müßige Spiel, das nec sibi nec alteri, wie es den Engländern erscheine, ist das Amulet, das uns vor Extremen bewahrt und vor jenen ausschweifenden Lehren auf dem Gebiete der praktischen Politik, die, wenn sie zur Ausführung kommen sollten, jeden Staat, auch England aus seinen Fugen heben müßten. Der Traum vom Eldorado einer allgemeinen Gleichheit ist wol keine Vision? Es ist die Philosophie der Massen, die praktische Philosophie, mit der sich jetzt England beschäftigt. Wir werden sehen, was sie zu Stande bringt, und dann wird es für uns noch Zeit genug sein, uns zu entscheiden, ob wir unsere „müßige Speculation" mit Englands praktischer Weisheit vertauschen sollen. 145.

*) Man fange nur bei Eugen Aram an und zähle fort bis auf Oliver Twist, dann kommt eine saubere Gesellschaft zusammen, für welche alle Gefängnisse und Galgen in England nicht Raum haben.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Verfassungsurkunde

für das Königreich Sachsen vom 4. Sept. 1831

mit den sie ergänzenden

gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt von

Eduard Hermsdorf.

Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 261. — 18. September 1839.

Reise in Abyssinien im Jahre 1836. Von A. v. Katte.

(Fortsetzung aus Nr. 260.)

Auf das vorliegende Werk leiden diese Bemerkungen keine Anwendung, indem es weder auf Erweiterung der geographischen Kenntniß des heutigen Abyssiniens, noch auf Untersuchung der Leistungen früherer Schriftsteller Anspruch macht. Die Kritik ist allemal eine ungerechte, welche des Autors Individualität unberücksichtigt läßt. In den Verhältnissen des Verf. dieses Reiseberichts liegen manche Umstände, die eine gewisse Armuth an werthvolleren Beobachtungen entschuldigen, auf der andern Seite Achtung für seinen Muth oder Unternehmungsgeist einflößen, obgleich sie ihn selbst irre geführt haben mögen. Es dient stets zum bessern Verständnisse, wenn der Verf. eines Reiseberichtes, in welchem persönliches Hervortreten, wie unangenehm es in vielen Fällen auch sein mag, sich nie ganz umgehen läßt, in wenigen Worten den Leser über seine Verhältnisse, soweit sie zur Sache gehören, aufklärt; die Veranlassungen zu dem Entschlusse zur Reise sollten wenigstens nicht verschwiegen werden, denn aus ihnen ergibt sich der wahre Gesichtspunkt zur Beurtheilung des Geleisteten, an deren Gerechtigkeit es am Ende dem Reisenden persönlich am meisten liegen muß. Der Verf. der „Reise in Abyssinien" tritt zuerst vor seine Leser in Arabien, namentlich in Dschedda auf, wo er längere Zeit gelebt, schweigt aber über die Umstände, die ihn nach einem so unwohnlichen Lande geführt und zu dem, man darf wol sagen verzweifelten Entschlusse vermochten, von dort aus als ein Einzelner, fast ganz von Mitteln Entblößter einen Entdeckungszug durch Afrika zu unternehmen, dessen Ausdehnung keine geringere sein sollte, als von dem Strande des rothen Meeres bis zur Küste von Guinea. Der Plan scheint schnell gefaßt worden zu sein und beruhte auf der Aussage von Pilgern aus Afrika, denen der Verf. als ein, unzweifelhaft durch die rauhe Schule der Menschenkenntniß in der Levante oder Ägypten gegangener Mann ein etwas ungewöhnliches Zutrauen geschenkt haben muß. Es scheint nach einer hingeworfenen Bemerkung (S. 27), daß er vier Jahre in mohammedanischen Ländern gelebt, ehe er die Reise nach Abyssinien antrat. Die ganze Summe seines Reisegeldes belief sich bei der Abreise von Massauah, dem Landungsorte an der afrikanischen Küste, auf 160 Kronenthaler; aber er zog muthig vorwärts, obgleich der erste Schritt nicht nur Bedrückungen über ihn brachte, sondern auch die Erfahrungen mancher andern Reisenden, die er zum Theil persönlich gekannt, z. B. zwei aus den Gallasländern rückkehrender Franzosen (Combes und Tamisier), ihn lehren mußten, daß Afrika nicht das Land sei, um mit leerer Hand und als schutzloser Fremder weite Wanderungen zu unternehmen. Wir finden, daß er diese trotzige Ausdauer in den mislichsten Lagen bewahrt, in die er sich freilich muthwillig stürzte, und können ein gewisses Bedauern nicht unterdrücken, daß ein solcher Mann nicht unter guter Anleitung und mit angemessenen Mitteln sein Unternehmen begann. Er kehrt der Warnungen ungeachtet nicht eher um, als bis er dem Verhungern ausgesetzt ist, legt seinen Rückweg zu Fuße zurück, ein in Afrika unerhörtes Unternehmen, das ihm die größte Verachtung der Häuptlinge der Provinzen zuzieht, leidet schließlich einen Schiffbruch und verläßt uns endlich auf dieselbe Weise in Arabien, wie er dort zuerst vor den Leser getreten. Der Umfang der Wanderung ist nicht von Bedeutung, denn ihr entferntester Punkt ist die Stadt Adowah, die vom Hafen Massauah kaum weiter als 25 — 30 geographische Meilen liegt; Hin- und Herweg sind ziemlich gerade, und die aufgewendete Zeit beträgt nur sechs Monate (5. Aug. Ankunft in Massauah, 20. Oct. in Adowah, Ende December in Dschedda). Des Reisenden Ausrüstung war in demselben Maßstabe geringfügig und zur Erlangung von wissenschaftlichen Resultaten nicht hinreichend; naturgeschichtliche Kenntnisse scheinen ihm zwar ganz gefehlt zu haben, indessen dürften die Erfolge einer durch äußere Umstände begünstigten Reise darum nicht unbefriedigend gewesen sein, denn wo es darauf ankommt, durch noch unbekannte Länder einen Weg zu erforschen, ist oft ein kühner Mann, mit allgemeinem Beobachtungstalente begabt, mehr an seinem Platze als der Naturkundige, der allzu leicht über Einzelnheiten seine Zeit verliert. Die Absendung Lander's nach der afrikanischen Westküste und einiger wenig bekannt gewordenen Individuen in das Innere Nordamerikas und Guyanas beweisen ebenso wie der Aufenthalt von Pearce und Coffin (den der Verf. irrig Cosine schreibt) in Abyssinien im Auftrage der indischen Regierung, daß man zu dem Gelingen einer gewissen Art von Entdeckungsversuchen zoo-

Digitized by Google

logische und botanische Kenntniß nicht für unentbehrlich halte. Die persönliche Lage eines Reisenden hat nur zu leicht Einfluß auf sein Urtheil. Es hieße von einem solchen mehr als gewöhnliche Geistesstärke verlangen, wenn man ihm zur Pflicht machte, unter allen Umständen mit derselben Ruhe oder Heiterkeit seine Umgebungen zu betrachten. Schlimm ist es freilich für den Leser, daß es ihm überlassen bleiben muß, den erforderlichen Abzug von den Aussagen zu machen, die sichtbar im bittersten Gefühle erlittenen Unrechts hingeschrieben sind; indessen hält dieses, wenn nur sonst Materialien zur Vergleichung vorhanden sind, nicht allzu schwer, und jedenfalls hat eine in kräftigen Zügen entworfene Darstellung, wenn sie gewisse Grenzen nicht überschreitet, den Vorzug vor den vornehm farblosen Berichten von Reisenden, die wie Lamartine oder der selbstsüchtige eitele Semilasso so hochgestellt oder so reich waren, daß sie von den gewöhnlichen Unbilden, die jeden minder Begünstigten treffen müssen, nicht berührt werden können.

Unter diesem Gesichtspunkte genommen, mag das Urtheil des Verf. über den Charakter des Volks außerordentlich hart, wie es ist, eine gewisse Geltung finden. Man würde leicht zu dem Verdachte geführt werden, daß er die Folgen der eigenen Unbesonnenheit dem Wesen der Abyssinier aufgebürdet habe; allein wenn man sich nicht verbergen kann, daß Unmuth und Verbitterung seine Feder geführet, so geht doch auch aus dem Zeugnisse aller neuen Reisenden von Bruce bis auf Rüppell so viel hervor, daß das sonderbare Mischlingsvolk von Abyssinien, obgleich auf sein Christenthum stolz, weit unter der Masse der Mohammedaner stehe. Seine Geschichte und sein politischer Zustand erklären diese allgemeine Verdorbenheit. Zur Zeit Bruce's galt das Ansehen des Kaisers oder Negus noch etwas, obgleich bald hier bald dort der Aufruhr sein Haupt erhob und keine Regierung ohne Bürgerkriege verstrich. An Einzelnen und selbst an ganzen Familien, welche auf den Thron Anspruch machten, fehlte es zu keiner Zeit, und Salt war bei seinem zweiten Besuche (1809) durch solche Ursachen gezwungen, die innern Provinzen unbesucht zu lassen, obgleich er als Abgesandter einer gefürchteten Macht noch am ersten hoffen durfte, geachtet zu werden. Seit jener Zeit scheint die Unordnung sich bis zu dem Punkte einer völligen Auflösung gesteigert zu haben. Das ganze Land ist in kleine Staaten zerfallen, an deren Spitze räuberische Häuptlinge stehen, die sich untereinander bekämpfen und mit Heeren, die selten stärker als einige Hundert Mann sind, über den Nachbar herfallen, sein Land plündern und seine Heerden wegtreiben. Blutige Gefechte kommen selten vor, denn Feigheit und Großsprecherei soll Nationalzug sein. Zufolge dieser Auflösung aller bürgerlichen Bande „gleicht das Land einem wogenden Räubermeere, das Reisende und Karavanen zu verschlingen droht". Einzelne Häuptlinge verrathen wol höhere Absichten und scheinen auf Begründung größerer Macht auszugehen; allein sie verlassen ihre Plane, um der allgemeinen Raublust nachzugeben. Wo Mohammedaner in größern Zahlen unter den sogenannten Christen wohnen, ist Menschenraub etwas sehr Gewöhnliches, denn die Gefangenen werden an den Küsten gut bezahlt und sind in Arabien und Ägypten wegen ihrer Unterwürfigkeit die geschätztesten Sklaven. Auf solche Art entsteht ein Kampf Aller gegen Alle, und Straßenraub wird daher als etwas Herkömmliches mit Gleichgültigkeit betrachtet und nirgend bestraft. Nach unserm Verf. gewöhnen sich sogar Kinder daran, dem einzelnen Reisenden den Weg zu versperren und, mit Steinen bewaffnet, einen Durchgangszoll von ihm zu erpressen. Kein Engpaß ist unbesetzt gelassen von Horden, die auf ihrem Bezirke das Plünderungsrecht in Anspruch nehmen, und es würde dem eingeborenen Kaufmanne unmöglich sein, ohne Anschließung an eine Karavane auch nur eine Tagereise unbeschädigt zurückzulegen. Wo den übrigens feigen Räubern Gewalt nicht anwendbar dünkt, greifen sie zum Diebstahle, der durchaus nicht als entehrend gilt. Es läßt sich leicht abnehmen, welcher Behandlung der Reisende von Seiten der sogenannten Fürsten ausgesetzt sein müsse, wenn schon dem gewöhnlichsten Unterthanen es frei steht, das Faustrecht zu üben. Man fürchtet und haßt die Europäer und läßt ihnen ihre Abstammung entgelten, sobald sie schutzlos dastehen. Ohne Erlegung von Geldsummen, die ganz nach Willkür festgesetzt werden, ist es nicht möglich, aus einem Bezirke in den andern überzugehen. Selbst die Beamteten der dem Pascha von Ägypten unterworfenen Provinz an der Küste folgen dem Beispiele der Abyssinier und verachten die wenigen, einem ärmern Reisenden abgepreßten Thaler nicht, obgleich sie im Besitze bedeutender Einkünfte sich befinden. Umgehung solcher Raubstationen ist kaum möglich; gelingt sie dennoch einem Reisenden, so mag dieser sicher sein, so an den benachbarten Häuptling empfohlen zu werden, daß ihm dieser das Dreifache raubt. So ging es auch dem Verf. innerhalb der ersten Tagereisen. Die erste Vermeidung einer Erpressung gelang; der zweiten beugte der Fürst von Hamasen dadurch vor, daß er als Führer einen verkleideten Soldaten unterschob, der den Reisenden betrügen und gerade nach dem Orte führen mußte, den er vor allen zu umgehen gewünscht hatte. Auch das geringste Dorfoberhaupt übt dasselbe Recht der Plünderung gegen den Unbeschützten aus, und der Verf. entdeckte zu spät, daß es allemal vortheilhafter war, sich von den Mächtigen loszukaufen, um wenigstens nicht der Tyrannei eines jeden Bauers ausgesetzt zu sein. Die Schilderung dieser ganzen Verhältnisse erscheint allerdings etwas sehr grell gehalten, denn man glaubt sich eher unter Neuholländer oder die rechtlosen Bewohner einer Südseeinsel versetzt; allein ihre Wahrheit dürfte nicht zu bezweifeln sein. Salt, der mit 35 Maulthieren, 60 Trägern und einigen Hundert Mann Bedeckung reiste, eine diplomatische Stellung bekleidete, an den damals noch geachteten Negus Geschenke zu überbringen hatte, war ebenfalls genöthigt, den Durchgang zu erkaufen, und erlegte gleich auf der ersten Station das Dreifache der ganzen Summe, mit welcher der deutsche Reisende seinen Weg antrat. Die ältesten und neuesten Reisenden stimmen in dieser Hinsicht überein;

Digitized by Google

die Abyssinier sind nach Salt „ein Heuschreckenschwarm von Räubern und erpressenden Halbwilden". Der völlig Mittellose muß die getäuschte Erwartung der Plünderer büßen; man behandelt ihn entweder mit größter Verachtung als Bettler, versagt ihm jeden Beistand, oder unterwirft ihn den gröbsten Mishandlungen. Die Tugend roher Völker gegen Arme oder Soiche, die nicht als Feinde gelten, Gastfreundschaft, ist in Abyssinien nicht zu Hause. Auch der Reichste erwartet ein größeres Gegengeschenk von dem Fremden, dem er eine dürftige Aufnahme angedeihen ließ, und schämt sich nöthigenfalls nicht, es duech List oder Gewalt zu erpressen. Persönliche Sicheeheit folgt nie aus der Erlaubniß, unter dem fremden Dache übernachten zu dürfen, und hierin unterscheidet sich dee Abyssinier auffallend von dem Arader, selbst der verdoebenern Horden, dem das Leben und Eigenthum des Wanderers heilig sind, nachdem er ihm den Eintritt in sein Zelt gestattet hat. Das System dee Beeaubung und Bedrückung hat in allen Classen Wurzel geschlagen. Der Häuptling tyeannisirt den Unterthan und spielt den Räuber im Großen, jener entschädigt sich auf der Heerstraße an den Reisenden. Sklavische Unterwerfung schützt die untern Classen nur unvollkommen gegen die roheste Willkür iheer Fürsten, die nach der Schilderung des Verf. nicht besser wohnen noch leben als die Anführer dee heimatlosen Buschhottentotten. Auf Düngerhaufen zu liegen scheint eine besondere Liedhaderei der Abyssiniee zu sein; Dünger ist das Bindemittel der Feldsteine, aus welchen die Häuser der Dörfer bestehen, und bildet sogar den inneen Bewurf der Zimmerwände. Welche Plagen von Insekten aus solcher Unsauberkeit entstehen müssen, läßt sich leicht eemessen; die Klagen des Verf. sind über diesen Punkt sehr häufig und fast zu kräftig. Verfeinerung im Häuslichen kann untee einem solchen Volke nicht zu suchen sein; allein man erstaunt dennoch über die Schilderungen von mehr als primitiver Roheit, die sich an vielen Orten wiederholen und nicht zu dem veehältnißmäßigen Alterthume des abyssinischen Volks und seinem Rufe als geschichtlicher Nation passen wollen. Die Teägheit und Unbesorgtheit um die Zukunft, die nun einmal das Erdtheil aller Bewohner heißer Länder sind, haben unter dem Drucke einer politischen Zerrüttung nothwendig zunehmen müssen, und daher ist es eben kein Wunder, daß die ärmliche Naheung, mit welcher der Eingeborene sich begnügt, in manchen Jaheen so sehr mangeit, daß ganze Provinzen von Hungersnoth gedrückt werden. Die Reisenden des 16. und 17. Jahrhunderts erwähnen mit geoßer Verwunderung die dichte Bevölkerung des Landes; wir finden in Thevenot diesen Gegenstand mehemals sehr hervorgehoben. Daß in der gegenwärtigen Zeit gerade das Gegentheil sich bemerklich macht, weite und sehe fruchtbare Landstrecken ohne andere Bewohnee als die Thiere des Waldes daliegen, deutet auf den veederblichen Einfluß, welchen die Kämpfe um Oberherrschaft, Aufeuhre und religiöse Streitigkeiten seitdem gehabt haben. Der Zustand allgemeinee Unsicheeheit zwingt den Eingeboeenen, die fetteften Ländereien der Thäiee unbenutzt zu lassen und sich auf die Spitzen der Berge, natüeliche Festungen, oder der Bodencultur ganz unangemessene Orte zurückzuziehen. Oft sind die Häuser in Vertiefungen der Felsenwände hineingebaut und gleichen mehr Höhlen wilder Thiere als menschlichen Wohnungen; allein sie sind aus der Entfernung schwer zu unterscheiden und durch wenige Menschen zu vertheidigen.

(Der Beschluß folgt.)

Erzählungen und Zeitbildee.

1. Bilder aus Paris. Herausgegeben von Fr. v. R. Zwei Bände. Ulm, Stettin. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Fiesco, da er die Leiche seiner Gemahlin erblickt, ruft bei Schiller verzweiflungsvoll aus: „Spiegelfechterei der Hölle!" und was sich weiter an diesen entsetzlichen Ausruf knüpft. Indem wir das vor uns liegende Buch betrachten, fühlen wir uns versucht parodisch, wenigstens ohne Verzweiflung, auszurufen: Spiegelfechterei — nicht der Hölle — sondern eines Herausgebers und Verlegers! Das Buch ist gar kein Original, es ist ja von gar keinem Originalschriftsteller noch Herausgeber, viel weniger, wie Mancher etwa nach dem Titel versucht sein möchte zu glauben, von dem berühmten Friedrich v. Raumer; es ist von einem bloßen Übersetzer und dem Urtexte nach von dem Franzosen Guinat, was man freilich erst aus der Vorrede erfährt. Ist man bereits in Deutschland so einfältig oder unredlich geworden, daß man übersetzen und herausgeben für gleichbedeutend hält? und entblödet man sich nicht, dergestalt das Publicum zu täuschen, daß nicht auf dem Titel, sondern erst in der Vorrede hinter dem Titel die Angabe enthalten ist, daß man eine Übersetzung zu lesen in Begriff sei oder gekauft habe? Abgesehen von dieser, jedenfalls nicht absichtslosen Täuschung sind viele pariser Bilder van Guinat angenehm lesbar; es wechselt in ihnen Ernst und Scherz, und wenn die Auffassung auch hier und da oberflächlich erscheint, so ist sie doch nirgend tar und frival, eher das Gegentheil. Die eigentlichen Lebensbilder übertreffen an Werth und Inhalt das eigentlich Novellistische. Eine gewisse altfranzösische Grazie zieht sich hindurch, und hier und da ist sogar eine Spur von feinem Humor sichtbar, der sonst den Franzosen nicht eben eigenthümlich ist, aber der Witz ahmt so täuschend den Humor nach, daß er ihm nahe bis zum Verwechseln ähnlich wird. In dieser einfachen Grazie, wie sie Guinat entwickelt, haben wir französisches Wesen und französische Sprache lieber als im tragischen Pathos und in der schwülstigen Verarbeilung socialer Ideenrichtungen, wo der Gedanke, wenn er vorhanben, wie auf einer Falterleiter verrenkt und verschroben wird.

2. Zeitbilder der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Gemälde trüber Färbung aus dem spanischen Bürgerkriege. Entworfen van R. M. Felber, ehemaligem spanischen Generalabjutanten. Stuttgart, Friz. 1839. 8. 18 Gr.

Ein in typographischer Hinsicht möglichst abschreckend ausgestattetes Buch, welches in zwei Abtheilungen zerfällt. Der Verf. hatte von seinen frühern, während der französischen Invasian geleisteten Diensten her Foberungen an die spanische Regierung, welche zu reclamiren er in Person 1836 nach Spanien ging. In allen seinen Erwartungen getäuscht, kehrte er über Perpignan nach der Proonce zurück, wo er einen Baron van Greyerz nebst seiner Gemahlin, einer Spanierin, angeblich Tochter des Grafen de las Andas, antraf, der ihm seine in Spanien verlebten Abenteuer erzählte. Der Verf. machte hieraus eine romantische Geschichte, worin es, auch in stylistischer Hinsicht, wild, blutig und verwarren genug hergeht und mehre berühmte aber berüchtigte karlistische Häuptlinge, wie Basilio und Cabrera, auftreten. Der deutsche Baron, ein Karlist, erringt sich in Sturm und Drang endlich sein Liebchen, Tochter eines Erzconstitutionnellen in Valencia. Das Alles ist so wunderbar zu lesen, daß wir in unserer Zeit der Skepsis uns wol

Digitized by Google

erlauben dürfen, an der Wahrheit der hier aufgestapelten Details zu zweifeln. Dies die erste Abtheilung. Die zweite enthält Reisenotizen, welche bis auf einen gewissen Punkt, den der Darstellung, einen etwas höhern Grad von Interesse erwecken.

3. Reisenovellen und Erzählungen. Von Fr. Bellegno. Zweiter Band. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieser zweite Band der Bellegno'schen „Reisenovellen und Erzählungen" bringt zuvörderst eine Novelle: „Das Griechenschloß und die Judenschenke auf Ithaka", welche sich durch virten betäubenden Tumult auszeichnet, sonst aber die breite Straße der Mittelmäßigkeit sorglos dahinschlendert. Inhaltreicher sind die nun folgenden „Erinnerungen an Ungarn", obgleich die erste: „Intermezzo", wenig bedeuten will und an plumper Komik krankt. Dagegen führt uns der „Besuch bei dem Pächter" in den Mittelpunkt des ungarischen Adels- und Landlebens, und der Aufsatz: „Ein Spazierritt in Ungarn", in die Wohn- und Betriebsstätten des niedern Volks. Beide Genrebilder sind mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit detailliet, wenn auch die überreichliche Zahl von Abenteuern, die sich hier in so kurze Zeitfristen zusammendrängt, mehr Fiktion als Wahrheit vermuthen läßt. Die Erzählung: „Das dreizehnte Haus", stellt des Verf. Talent am lebendigsten heraus: der Erzähler weiß so gut wie die Base die kleinen Kinder durch seinen unheimlichen Bericht grauen zu machen. Das hineingeflochtene Gespräch eines Pfarrers, eines Physikus und eines Rittmeisters über Wesen und Bedeutung von Geistererscheinungen ist glücklich und besonders der Rittmeister, der mit der curiosesten Manier, die es gibt, die grauenvollsten Geschichten, die es gibt oder nicht gibt, in aller Ruhe erzählt, eine treffliche Figur zu nennen.

4. Das Haus Braganza (von 1807—32). Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen von H. E. R. Belani. Erste Abtheilung: Dom João und sein Hof. Zwei Theile. Zweite Abtheilung: Dom Pedro und Dom Miguel, die feindlichen Brüder. Zwei Theile. Leipzig, A. Taubert. 1839. Gr. 12. 6 Thlr. 8 Gr.

Belani behandelt in vorliegendem Buche die, was Unglück und innere Zerfallenheit betrifft, interessanteste Partie in der Geschichte Portugals; aber diese Ereignisse liegen uns fast noch zu nahe, weniger für geschichtliche Darstellung als für romanhafte Einkleidung. Der Roman ist bei Belani auch wirklich das Geringste und beschränkt sich fast nur auf ein Liebesverhältniß Dom Pedro's mit einem jungen portugiesischen Fräulein, dem er später, von seinem Vater gezwungen, entsagen muß, und auch diese romantische Partie stützt sich auf eine, hier nur weiter ausgemalte und romanhaft zugestutzte Thatsache. Auch die Geschichte von des Fräuleins Mutter, welche von zwei Brüdern zugleich geliebt wurde, mag der Erfindung des Verf. mehr als dem geschichtlichen Thatbestande ihre Entstehung verdanken. Sonst hat der Verf. die über diese Familienzwiste vorhandenen Schriften, Zeitungen, Memoiren, Reise- und Volksschilderungen tüchtig und zum Theil auch glücklich benutzt, und wenn man hier und da auf lebendige und fordige Malerei in der Schilderung von Localitäten und Nationalitäten trifft, so ist dies schwerlich Belani's Verdienst, sondern das Verdienst reicher als er begabter Männer, welche an Ort und Stelle gewesen sind und, was Belani aus ihnen abgeschrieben hat, freilich nicht als Nachdruck denunciiren können. Unsere Romanenschriftsteller sind die geschicktesten Taschendiebe, vor denen man wohl auf der Hut sein muß. Sie überraschen und blenden durch manche vortrefflich geschriebene Partien; wer aber mit ihrer Art zu fabriciren vertraut ist, erkennt leicht, daß ihr Bestes Abfall von dem Reichthume Anderer und nicht ihr rechtliches Eigenthum sei. Die Personen sind bei Belani im Ganzen gut gehalten und heben sich kräftig hervor; aber auch hier dürfte das Originalverdienst des Verf. nur gering sein. Die Darstellung wird im Fortgange immer geschichtlicher, also auch immer interessanter, wenn auch flüchtiger und abgebrochener. Gute Benutzung des vorhandenen Materials und geschickte Anordnung der Details sind die einzigen Verdienste, welche man dem Verf. zugestehen darf. In den eigentlichen romantischen Partien, die an forcirter Auffassung und Darstellung kranken, zeigt sich die Schwäche des Verf. als eines Romanenschriftstellers. Das Buch ist eine diese Compilation, für das Tagesbedürfniß und in den Tag hinein geschrieben. 23.

Notizen.

Die Marine der Vereinigten Staaten.

Nach Capitain Marryat's Schrift: „A diary in America", besteht die Marine der Bundesrepublik gegenwärtig aus 11 Linienschiffen (davon eins zu 120, sieben zu 80, und drei zu 74 Kanonen), 15 Fregatten erster Classe, von 54—44 Kanonen, 2 Fregatten zweiter Classe, von 36 Kanonen, 15 Schaluppen von 20 und 18 Kanonen, 15 Schoners und andern kleinern Fahrzeugen von 10 Kanonen, in Allem 56 Segel. Was aber die Stärke dieser Kriegsflotte weit über ihren numerischen Betrag erhöht, ist die Bauart und das Verhältniß der einzelnen Schiffe, worin ihnen kein Fahrzeug von gleicher Benennung bei andern Nationen entspricht, da die amerikanischen Schaluppen den englischen Fregatten zu 36 Kanonen, die Fregatten erster Classe den englischen Linienschiffen von 74 Kanonen an Größe und Bemannung gleichkommen. So sehr das Landheer von der Bundesregierung vernachlässigt wird, so sehr erfreut sich die Marine der eifrigsten Sorgfalt und Pflege. Wie die Bemannung der einzelnen Schiffe zahlreicher und vollständiger, so ist die Besoldung ungleich höher als in England, da selbst der Halbsold, welchen die amerikanischen Seeoffiziere außer Dienst erhalten, nach einem von Capitain Marryat mitgetheilten Verzeichniß, meist das Drei- und Vierfache des englischen beträgt. Kein Wunder daher, daß britische Seeleute dem Dienste der Amerikaner zuströmen. Nicht weniger als 30,000 von ihnen sollen sich, nach einer auf sorgfältige Nachforschungen gestützten Angabe des Capitains Marryat, auf den Schiffen der Republik befinden. Bei einem Aufenthalt in Neuyork begegnete der Capitain täglich wol acht bis neun Matrosen, die früher auf englischen Schiffen unter ihm gedient hatten und ihm auf die Frage, warum sie in amerikanische Dienste getreten wären, stets eine und dieselbe Antwort ertheilten: „Achtzehn Dollars monatlich, Sir! 18 Dollars." Das verdient von Seiten der britischen Regierung die ernsteste Beachtung.

Ein Hr. Murray, der in den letztverflossenen Jahren eine Reise in den fernsten Westen der Vereinigten Staaten machte und auf derselben die ungebahnten Pfade der Wildniß mit Vorliebe aufsuchte, bemerkt in seiner malerischen, zu London in zwei Bänden herausgekommenen Reisebeschreibung („Travels in North America"), daß die Auszeichnung durch Wappenschilde sich auch unter den Pawnees finde. Vor der Wohnung eines jeden Häuptlings fand er pyramidenförmig drei Stangen aufgerichtet, auf denen ein Schild mit der Wappenfigur des Häuptlings aufgesteckt war. Im Innern der Hütte oder des Zelts, und zwar im Mittelpunkte desselben, bemerkt der nämliche Reisende, befindet sich „die Arznei", ein viel umfassendes Wort in der Sprache der Indianer, do es nicht blos die Hausapotheke und Alles, was zur Heilkunst gehöret, sondern auch die Götter, das ganze Gebiet des Cults und Aberglaubens und Alles, was sich darauf bezieht, Vordeutungen, Reliquien, kurz Alles, was übernatürlich ist, umfaßt. Auf diese Weise verschmelzen sich also die Begriffe der Heilkraft und der Magie in den Vorstellungen der Völker in ihrer Kindheit, und was neu und unerklärlich ist, wird göttlich. Darum nennen sie das Pferd den „Arzneivierefüßer", die Flinte die „Arzneiwaffe" und Gott selbst „den dicken oder großen Arzneimann". Ein Heilmittel ist für sie eine übernatürliche Kraft; wie sollen sie Gott, den großen Wundermann, passender bezeichnen, als durch Das, was ihnen zugleich wohlthätig und unerklärlich ist? 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 262. — 19. September 1839.

Reise in Abyssinien im Jahre 1836. Von A. v. Katte.

(Beschluß aus Nr. 261.)

Die abgeschlossene Lage des Landes und die Umgebung mit theils wilden, theils einem andern Glauben zugethanen Völkern mag die Veranlassung gewesen sein, daß die Abyssinier sich über einen gewissen Culturzustand, der namentlich in religiöser Beziehung demjenigen des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gleicht, nicht haben erheben können. Die Religion des Landes stellt ein sonderbares Gemisch aus Lehrsätzen der griechischen Kirche und des jüdischen Glaubens und aus zahlreichen Gebräuchen, aus beiden entnommen, dar. Sie ist ehedem Gegenstand tiefer und gelehrter Untersuchungen, aber auch heftiger Angriffe von Seiten jesuitischer Missionnaire gewesen, die vor 200 Jahren sich in Abyssinien festgesetzt hatten und ihren bedeutenden Einfluß durch vorzeitige Einmischung in die innern Angelegenheiten des Landes verloren. Keine von den vielen Spaltungen oder Ketzereien, welche die griechische Kirche mehr als eine andere erlitten hat, ist vorübergegangen ohne Einwirkung auf Abyssinien, und auf diese Weise hat der katholische Theil des abyssinischen Glaubens ein höchst abweichendes Ansehen erlangt von der griechischen Orthodoxie, welche um 333 unter dem ersten, von Athanasius selbst ordinirten Bischofe, Frumentius, das Heidenthum verdrängte. Die dialektischen Streitigkeiten, welche in den ersten Jahrhunderten den Orient mit Blut überschwemmten, werden, wenn auch mit minder verderblichen Folgen, noch immer fortgeführt; denn, wie schon der strenggläubige und daher empörte Bruce bemerkte, ein jeder abyssinischer Mönch scheint, sobald er Glaubenssachen bespricht, den Vorsatz zu haben, irgend einer neuen Ketzerei Eingang zu verschaffen. Der Begriff der Dreieinigkeit und das Verhältniß der zwei Naturen in Christus gibt Veranlassung zu sophistischen Unterscheidungen, die man mit Heftigkeit vertheidigt, und deren Spitzfindigkeiten das einzige Wissen der höhern, meist koptischen und aus Ägypten stammenden Geistlichkeit ausmachen, während der niedere eingeborene Klerus aus ganz unerzogenen Menschen besteht, von deren Nichtswürdigkeit nicht allein der Verf., sondern alle Reisende bis zu Alvarez, dem Secretair des Roderigo da Lima, sprechen, und welche die Laster ihrer Landsleute in dem Maße theilen, daß nach der Versicherung Bruce's ein Bedienter die Schuhe gegen die Mönche bewachen muß, die sein in die Kirche eintretender Gebieter nach Landessitte an der Thür zurücklßt. Kirchen sind überaus zahlreich, indessen meistens nur scheunenartige Gebäude, in deren Innerm eingeborene Maler als wahre Schreckgestalten die griechischen Heiligen abbilden, unter welchen sich ein heiliger Pontius Pilatus, ein heiliger Bileam mit seinem Esel und ein heiliger Simson mit dem Kinnbacken sonderbar genug ausnehmen mögen. An der Spitze der Kirche steht ein von Alexandria gesendeter Patriarch, über dessen Erwählung und gezwungene Weihe der Verf. einen wunderlichen Bericht gibt, für welchen wir in ältern Schriftstellern eine Bestätigung zu finden nicht vermocht haben. Die Zahl der Mönche ist Legion und ihre Verdorbenheit sehr groß. Im Übrigen hält es nicht schwer, kirchliche Weihen zu empfangen; Bruce sah einst ein eben vom Schlachtfelde zurückkehrendes Heer auf einmal zu Diakonen weihen. Religionsunterricht ist gar nicht vorhanden, und das Volk wächst daher in größter Unwissenheit auf, während unter den Priestern wenige das Ritual völlig inne haben, und die Bibel in koptischer Schrift zwar von allen mit abergläubischer Scheu betrachtet, aber nur von den wenigen gelesen wird, die in Ägypten geboren sind. Lug und Trug nennt der Verf. den Grundton des Charakters dieser Classe, und wir mögen diesem Urtheile eines sonst leidenschaftlichen Berichterstatters um so eher trauen, als es mit demjenigen anderer Reisenden völlig übereinstimmt. Ein großer Theil der Revolutionen ist allein von der Priesterkaste ausgegangen, und ihr ist somit der Ruin des Landes besonders zuzuschreiben. Seit 1825 hat die englische Missionsgesellschaft Abyssinien viel Aufmerksamkeit zugewendet, 1829 die zwei Missionnaire Gobat und Kugler dorthin gesendet; 1834 kam noch ein Herr Isenberg, ein geborener Preuße, hinzu. Nur der Erstgenannte ist bis Gondar in Amhara, der ehemaligen, durch Bruce besonders bekannt gewordenen Hauptstadt des ganzen Reichs, vorgedrungen; die beiden Andern blieben in der Provinz Tigre zurück. Der Erfolg der Mission ist nach dem Verf. bisher noch kein erheblicher gewesen, und er zweifelt überhaupt an der Möglichkeit, auf ein solches Volk bleibend einzuwirken. So gering die politische Macht der in größter Armuth lebenden Priesterkaste auf directem Wege ist, so groß ist dennoch ihr Einfluß auf das gemeine Volk;

Digitized by Google

und wenn sie nicht wagen darf, den Fürsten oder ihren Vasallen entgegenzutreten, so vermag sie doch ihnen heimlich manche Unannehmlichkeit zu bereiten. Dergleichen Einwirkungen sind die fremden Missionnaire besonders ausgesetzt, die auch schon darum einen weit schwierigern Stand als ihre Gefährten unter andern halbwilden Völkern haben, weil eben diese Priesterschaft eine große Übung im Streite über Dogmen besitzt, die, gleichsam einem archäologischen Gebiete angehörend, nur wenigen europäischen Theologen völlig geläufig sind, und deren Nichtkenntniß den fremden Religionslehrer sogleich in den Ruf der größten Unwissenheit bringen würde. Das größte Hinderniß gegen Einwurzeln eines rationnellen Systems dürfte aber im Volkscharakter selbst liegen, der sich gegen Glaubensveränderungen vollkommen gleichgültig zeigt. Nicht nur ist die abyssinische Kirche in eine Menge von Parteien gespalten, die sich gegenseitig hassen und verfolgen, aber besonders durch die Sitte des oftmaligen Überspringens von einer zu andern sich erhalten, sondern man steht, gegen die Sitte aller andern orientalischen Christen, durchaus nicht an, sich zum Mohammedanismus zu bekennen, sobald es Laune oder Aussicht auf Vortheile so mit sich bringen. Viele von den nach Jerusalem zum heiligen Grabe wandernden Pilgern gehen über Dschedda in Arabien und werden dort vorläufig Bekenner des Propheten, was sie ohne Unbequemlichkeit vermögen, da sie eine gewisse schmerzhafte Operation zufolge der Einmischung des Judenthums in das abyssinische Christenthum frühzeitig erlitten haben. Zufrieden mit der Belohnung von drei spanischen Thalern und einem Kleide, wandern sie vorerst zum Grade des Propheten, gehen dann über Sorien nach Jerusalem und kehren nach Abyssinien mit der blauen Schnure um den Hals zurück, die in diesem Lande die Auszeichnung der Christen ist. Solche Handlungsweise ist um so bezeichnender, je größer eigentlich die Abneigung Aller gegen Vermengung mit Mohammedanern ist, sobald gewisse abergläubische Lehrsätze in das Spiel kommen. Ein christlicher Abyssinier stirbt eher, als daß er das Fleisch eines Thieres genießen sollte, welches ein Muselmann geschlachtet hat. Wegen der Verbindung mit Sennaar und Arabien fehlt es übrigens nicht an Mohammedanern, die jedoch in allen Ortschaften abgetrennte Quartiere bewohnen. Aberglaube jeder Art herrscht unter allen Ständen; Krankheiten heilt man durch Beschwörungen; in Amulete setzt man ein unbedingtes Vertrauen, und zwar um so mehr, wenn sie von Europäern erhalten wurden, die man zwar nicht liebt, denen man aber Zauberei zutraut.

Die Eingeborenen nennt der Verf. einen im Ganzen wohlgebildeten Menschenschlag und will unter ihnen Gesichtsbildungen bemerkt haben, die an die griechische Form erinnern. Freilich ist die Hautfarbe dunkel, von Schwarz bis Hellbraun sich abstufend; aber diese allein begründet bekanntlich keinen Unterschied und kann den Glauben, daß Abyssinien von einer besondern Menschenrace bewohnt sei, nicht rechtfertigen. Die Nachkommen der Portugiesen sollen noch jetzt kenntlich sein, übrigens ein eigenthümlicher Zug um Mund und Nase Alle auszeichnen, den der Verf. als vorzugsweise afrikanisch ansieht, und der am Ende wol nichts Anderes sein wird als der Ausdruck der Sinnlichkeit, die sich in der Physiognomie aller rohen Völker darlegt und im Verhältnisse zur Wärme ihres Wohnortes deutlicher hervortritt. Civilisation, Gewerbfleiß und Handel stehen auf einer sehr niedrigen Stufe; die wenigen Handwerker sind in der Regel Griechen, Juden oder Armenier. Nach den Berichten des Verf. und überhaupt der Reisenden der neuen Zeit zu urtheilen, wird der größte Theil der ältern Erzählungen von der Vertrautheit der Abyssinier mit manchen abstracten Wissenschaften als Übertreibung anzusehen sein. Jedenfalls tragen sie mit Unrecht den Namen von Astronomen; sie würden mit ihrem eigenen Kalender gar bald in Verwirrung gerathen, empfingen sie nicht Hülfe von den koptischen Priestern, die, in Ägypten geboren, noch immer einen Theil des Ruhms behaupten, den hinsichtlich der Berechnung und Eintheilung der Zeit die Ägypter seit den entferntesten Perioden besessen haben und der den Papst Leo den Großen bewog, in einem Briefe an den Kaiser Marcian der alexandrinischen Kirche geradezu das Vorrecht der Festsetzung aller Kirchenfeste einzuräumen. Die abyssinische Sternkunde läuft auf Sterndeuterei hinaus, und ähnliche Bedeutung haben alle andern Naturwissenschaften, was seiner Zeit schon Ludolf auseinandersetzte, dessen großes Verdienst um grammatische nicht nur, sondern auch um die allgemeinen Forschungen über diesen Theil Afrikas noch vor wenigen Monaten in englischen Journalen eine glänzende Anerkennung erhielt. Selbst die zum Leben nöthigsten Kenntnisse werden wenig gepflegt, und daher sind in der gewöhnlichen Betriebsamkeit keine Verbesserungen bemerkbar. Der Ackerbau ist nicht weiter gediehen als unter den eigentlichen Negervölkern: der Pflug ist ein Baumast ohne eiserne Bewaffnung; denn obgleich große Mengen dieses Metalls im Lande vorkommen, so versteht es doch Niemand zu gewinnen, und nur Wenige sind in der Verarbeitung des fremden Eisens geschickt. Alles Korn wird mit der Hand zwischen platten Steinen gemahlen, und selbst das Brot besteht nur aus dünnen Schichten eines groben, nur an der Oberfläche leicht gerösteten Mehlbreis. Tafelfreuden kennt man überhaupt nicht. Nur der Reiche verzehrt Fleisch, aber roh, wenn es von Rindvieh herstammt, und begnügt sich im Übrigen mit der gewöhnlichen Nahrung der Ärmsten, Hirsen und Hülsenfrüchten. Die vielgetadelte Erzählung Bruce's vom Anschneiden lebendiger Kühe und dem Verzehren des zuckenden Fleisches bringt auch der Verf. wieder zur Sprache und erklärt sie für unglaublich, obgleich durch Andere schon länger nachgewiesen, daß allerdings etwas Wahres zu Grunde liege. Überhaupt gilt von allen Mittheilungen Bruce's, daß keine ganz ersonnen sei, obwol wiederum Alles, was auf die eigene Persönlichkeit sich bezog, von jenem Reisenden vielleicht aus Eitelkeit sehr übertrieben ausgeschmückt wurde. Jene Anerkennung ist in neuern Zeiten bei Gelegenheit der zweiten Expedition des Secretairs von Lord Valentia dem schottischen Reisenden ge-

Digitized by Google

worden, deren Entziehung ihm den Reſt ſeines Lebens verbitterte und dieſes ſelbſt verkürzte. Bruce's Beobachtungsgabe hat ſchon Forſter in ein helles Licht geſtellt, und die neueſten Reiſenden, beſonders der muthige und geiſtreiche Wellſted, haben hiezu die Belege geliefert, obgleich der Verf. über die Berichte anderer Beſucher des Landes, die minder unglücklich als er ſelbſt waren, nicht günſtig urtheilt, was darum in Verwunderung ſetzen muß, weil er — den wir daher außerhalb Europas vermuthen müſſen — nicht einmal die Werke Rüppell's geſehen hat, die denn doch zugänglich genug ſind und einen Schatz von wichtigen Beobachtungen enthalten. Das häusliche Leben bietet in Abyſſinien wenige Genüſſe, da das Volk zu ungebildet und in den nördlichen Provinzen ſein Zuſtand gar zu unſicher iſt. Unter den Vergnügungen der Eingeborenen führt der Verf. den Gebrauch auf, von gegenüber befindlichen Bergſpitzen ſich lautſchreiend ſtundenlang zu unterhalten. Die Abyſſinier ſind übrigens nicht die einzigen, denen ſolche Lungenübungen Vergnügen machen, vielmehr ſcheint ſich dieſelbe Sitte bei allen Bergvölkern zu wiederholen. Es iſt die von den alten Dichtern erwähnte und im alten Griechenland gepflegte Kunſt der Telelalia, die Paſhley vor wenigen Jahren unter den Hirten von Kreta wiederfand, und die auch in dem Jodeln der ſüddeutſchen Älpler ſich wiederholt.

Die Reiſe des Verf. war, wie ſchon erwähnt, von keiner großen Ausdehnung; der kurze Weg wurde obenein unter ſo viel Drucke des größten Misgeſchicks zurückgelegt, daß es Unbilligkeit ſein würde, über den wenigen Nutzen Klage zu führen, den ſie der Geographie und Naturkunde gebracht hat. Wirklich ſind auch nur wenige Züge zu dem ſchon Bekannten hinzugekommen, und was über entlegenern Provinzen berichtet wird, mag zum Theil auf den Erzählungen von Eingeborenen oder auch des Miſſionnaires Iſenberg beruhen. Das Küſtenland ſtellt einen ſandig dürren und kaum bewohnbaren Streifen dar und iſt dem Paſcha von Ägypten unterworfen, der, im Beſitze des Hafens von Maſſauah — wo das Grab des Naturforſchers Hemprich ein ſchmerzliches Intereſſe erweckt —, auf das Geſchick Abyſſiniens einen großen Einfluß üben könnte, hätte ihn ſeine Politik die Eroberung von Syrien und Arabien nicht vorziehen laſſen und in Händel verwickelt, die ſeine ganze Kraft in Anſpruch nehmen. Im Übrigen iſt dieſer mächtige Satrap ein gefährlicher Nachbar geworden, der im Norden und Nordoſten ſeine Netze ausgeſpannt hat, nur erſt vor einem Jahre Streifcorps zum Goldſuchen bis an die Grenze ſchickte und mittels ſeiner disciplinirten Truppen den Widerſtand der Abyſſinier ſogleich vernichten würde. Leicht möglich, daß ſeine Nachfolger ihre Eroberungen in das Innere Afrikas ausdehnen, was, ungeachtet mancher Übelſtände des ägyptiſchen Syſtems, immer ein Gewinn für die Menſchheit ſein würde. Das eigentliche Abyſſinien iſt ein ſchönes und fruchtbares Hochland, mit bewaldeten Bergen und manchem breiten Thale, wo eine tropiſche Vegetation üppig wuchert, vom Menſchenfleiße aber wenige Spuren ſich ergeben. Den afrikaniſchen Charakter deutet die Menge von rieſigen Euphorbien an, die auf minder fruchtbaren Orten in Menge wachſen, vom Verf. aber häufig als Cactus erwähnt werden, die bekanntlich alle in der neuen Welt zu Hauſe ſind. Das Klima iſt wegen der nicht unbedeutenden Erhöhung des ganzen Landes über das Meer nichts weniger als heiß und würde den Fleiß des Ackerbaus reichlich belohnen. Die Menge der ungekannten, oder doch unbenutzten Producte iſt ſehr groß, und Alles iſt einladend und verſprechend bis auf die eingeborenen Menſchen. Schwer begreiflich aber iſt es, wie der Verf., der denn doch die ſchlimmſten Erfahrungen über die Abyſſinier gemacht hat, am Ende ſeines Buches den Vorſchlag, eine deutſche Colonie dort zu begründen, wagen und den Plan zu ihr entwerfen kann. Wollen Deutſche auswandern — denn eine zwingende Nothwendigkeit vermögen wir vor der Hand noch nicht zu erkennen —, ſo öffnen ſich ihnen genug Wohnſitze unter ſtamm- und ſprachverwandten Völkern. Eine deutſche Colonie iſt beſſeren Nachbarn werth als der Gallas, Abyſſinier oder arabiſchen Miſchlinge. 91.

Literariſche Notiz.

Von Chaſſon's Werke: „Traité des délits et contraventions de la parole, de l'écriture et de la presse", iſt der dritte und letzte Band erſchienen, welcher auch einzeln für 8 Fr. 50 C. verkauft wird, und von dem populairen Werke: „Maître Pierre ou le savant de village", der vierzigſte, unter dem Titel: „Entretiens sur l'histoire moderne", von Soinz-Germain Lebue. Ferner wird von der Eröffnung der nächſten Kammerſitzung an ein Journal unter dem Titel: „L'écho national", erſcheinen, welches eine Sammlung aller an die Kammern gerichteten Petitionen und aller dem Lande nützlichen Verbeſſerungsprojecte bilden wird, zugleich mit einem genauen Texte aller inzwiſchen entſtehenden Geſetze und Ordonnanzen. Der Proſpect kann in jedem Abonnementsbureau zur Anſicht genommen werden. Die periodiſchen Unternehmungen wachſen in Frankreich überhaupt ins Ungeheuere. So erſcheint gegenwärtig auch ein „Mémorial historique de la noblesse", unter der Redaction von J. Duvergier, wovon jeden Monat eine 80 Seiten ſtarke Lieferung erſcheint. Die zweite Lieferung iſt bereits erſchienen und enthält unter Anderm die bisher noch nicht herausgegebenen Memoiren des René de Zanzigny Lueinge, genannt der Gelehrte, mit ſieben hier ebenfalls zum erſten Male gedruckten intereſſanten Briefen Heinrich's III. und Heinrich's IV.; ferner mehre Nachrichten über das Haus Chateaubriand und Lamoignon, von Borel und Clairfond u. ſ. w. Die dritte Lieferung wird unter Anderm enthalten: „Les comtes de Montgomery", eine geſchichtliche Darſtellung aus der Zeit der letzten Valois, von Lottin de Laval. Von Brouſſais' Werke: „De l'irritation et de la folie", erſchien die zweite, von dem Verf. vermehrte und von ſeinem Sohne Caſimir Bronſſais herausgegebene Auflage. 108.

Bibliographie.

Arnim, L. A. v., Sämmtliche Werke. Herausgegeben von W. Grimm. 1ſter, 2ter Band. — Auch u. d. T.: Novellen. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr. 12 Gr.

Bayer, J. v., Das Leben des Menſchen, als hiſtoriſch-declamatoriſch-muſikaliſches Gemälde aufgefaſst und dargeſtellt. Gr. 8. Conſtanz, Glükher. 2 Gr.

Boyrhoffer, K. Th., Beiträge zur Naturphiloſophie. 1ſter Beitrag. Das Syſtem der Naturentwickelung als allgemeine Grundlage. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Digitized by Google

Bechstein, L., Hallup der Schwimmer. Novelle. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert. 1 Thlr. 16 Gr.

Belani, H. E. R., Der abtrünnige Bourbon. Geschichtlicher Roman. 3 Theile. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert. 4 Thlr. 12 Gr.

Das Christenthum des neunzehnten Jahrhunderts. Zum Verständniß der Strauß'schen Grundansichten. In Briefen an eine Dame. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 18 Gr.

Dalel, B., Licht- und Nachtblumen aus Deutschland und Italien. 16. Wien, Beck. 20 Gr.

England und die Engländer. In Bildern aus dem Volke mit Zeichnungen nach Kenny Meadows. 1stes Heft. Gr. 8. Pforzheim, Dennig, Zink u. Comp. 6 Gr.

Erinnerungsblätter. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen. Herausgegeben von A. Schumacher und B. Jäkle. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Das Ende eines Dichters. Erzählung von A. Schumacher. 8. Wien, Kaulfuß' Wwe. u. Kugler. 12 Gr.

Fiedler, Fr., Geschichte des römischen Staates und Volkes. 3te, berichtigte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Fischer, Minna, Gedichte. Gr. 8. Arolsen, Speyer. 1 Thlr. 12 Gr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. (2tes Heft.) Gr. 8. Leipzig, Voss. 1 Thlr. 14 Gr.

Friedrich und Napoleon. Versuch einer historischen Parallele zur Feier des 31. Mai 1840. Mit dem Bildniß Friedrichs des Großen. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 12 Gr.

Geißler, K., Stunden der Andacht in poetischer Form mit Originalbeiträgen von Tiedge, Hohlfeld, Agnes Franz, Friederike Beckert, W. Förster, Manitius, Julie v. Großmann u. A. m. dargeboten. 8. Leipzig, Schumann. 2 Thlr.

Grapengiesser, C., Beurtheilung der historischen und dogmatischen Kritik von D. F. Strauß, und meine Kritik der Dogmatik. Gr. 12. Hamburg, Reßler u. Melle. 12 Gr.

Grumbach, K. H., Das Buch für Leidende, oder Rath und Trost der Religion Jesu Christi bei den verschiedenen Wechselfällen des menschlichen Glücks und Lebens unter dem Drucke irdischer Prüfungen. 8. Berlin, Schroeder. 12 Gr.

Hahn-Hahn, J. Gräfin, Der Rechte. 8. Berlin, A. Duncker. 2 Thlr.

Hermsdorf, Ed., Die Verfassungsurkunde für das Königreich Sachsen vom 4. September 1831 mit den sie ergänzenden gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Hinrichs, H. F. W., Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. 1ter, dramatischer Theil. 2te Abth. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 10 Gr.

Hoffmann's, E. T. A., ausgewählte Schriften. 11ter Band. Letzte Erzählungen, 1ster Theil. — Auch u. d. T.: E. T. A. Hoffmann's Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß. In 5 Bänden. Herausgegeben von Micheline Hoffmann. Vollständige, rechtmäßige Ausgabe. 1ster Band. Erzählungen 1ster Theil. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr.

Hohl, M., Bruchstücke aus dem Leben und den Schriften Eduard Irving's, gewesenen Predigers an der schottischen Nationalkirche in London. Zusammengestellt und herausgegeben. Mit Irving's Bildniß und Handschrift. 8. St.-Gallen, Scheitlin. 1 Thlr. 6 Gr.

Jahrbuch für 1839. Herausgegeben von *H. C. Schumacher*, mit Beiträgen von *Bessel*, *Müller*, *Steinheil* und *Quetelet*. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Kahle, K. M., Leibnizen's vinculum substantiale. Gr. 8. Berlin, Logier. 6 Gr.

Klencke, H., Der Mensch in seinem körperlichen, seelischen und geistigen Erdenleben, gemeinfaßlich und methodisch dargestellt, mit erklärender Angabe der Störungen, welche das Menschenleben gefährden können. Ein Lehrbuch für Schule und Haus. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Klenze, C. A. C., Philologische Abhandlungen herausgegeben von *K. Lachmann*. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 8 Gr.

Knapp, A., Hohenstaufen. Ein Cyclus von Liedern und Gedichten. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Ludwig, C. Fr. C., Politischer Rückblick auf das Jahr 1838. Nebst Anhang über die ersten fünf Monate des laufenden Jahres. Gr. 8. Hamburg, Reßler u. Melle. 16 Gr.

Marbach, O., Antigone. Ein Trauerspiel. 8. Leipzig, Hinrichs. 16 Gr.

Markoff, der Seelenfänger, oder des neunfachen Mörders Erlösung aus den Banden der Unterirdischen. Räuber- und Geistergeschichte von dem Verfasser der Novantiken. Nebst 1 Kupfer. 2 Theile. 8. Gera, Heinsius. 2 Thlr.

Marryat, Abenteuer eines Heimathlosen. Als Anhang zu dem Romane das Geisterschiff von G. Lotz. 1ste Mittheilung. Die geheimnißvolle Schuld. — Auch u. d. T.: Die geheimnißvolle Schuld. Als Anhang zu dem Roman das Geisterschiff, nach Capitain Marryat von G. Lotz. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 8 Gr.

Mehlhose, C. G., Gedichte. Gr. 8. Magdeburg, Creutz. 16 Gr.

Neigebaur, Die Verfassung der ionischen Inseln und die neuesten Bemühungen, eine Reform derselben herbeizuführen. Gr. 8. Leipzig, Focke. 12 Gr.

(Pardessus.) Das französische Seerecht. Frei übersetzt nach der 4ten Auflage von „*Pardessus*, Cours de Droit Commercial" und mit Noten begleitet von *A. Schiebe*. 1ste Lief. Lex.-8. Bremen, Schünemann. 16 Gr.

Pardoe, Miß, Der Roman des Harems. Ein Cyclus orientalischer Erzählungen. Aus dem Englischen von W. Alexis und J. Neumark. 3 Theile. 8. Berlin, Liebmann u. Comp. 2 Thlr. 18 Gr.

Passavant, J. D., Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. In 2 Theilen mit 14 Abbildungen. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 18 Thlr.

Rekowski, F. v., Eichenkränze, um die Denksteine der Vorzeit Preußens gewunden. Br. 12. Danzig, Homann. 18 Gr.

Schadbey, L., Florenz's Befreiung. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 12. Paris. 1 Thlr. 4 Gr.

— — Hannibal's Tod. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 12. Paris. 1 Thlr. 4 Gr.

Schopenhauer's, Johanna, Nachlaß. Herausgegeben von ihrer Tochter. In 2 Bänden. — Auch u. d. T.: Jugendleben und Wanderbilder von J. Schopenhauer. In 2 Bänden. 8. Braunschweig, Westermann. 4 Thlr.

Schoppe, Amalia, Tycho de Brahe. Historischer Roman. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert. 2 Thlr. 4 Gr.

Széchenyi, Graf St., Einiges über Ungarn. Nach dem „Néhány szó a' láverseny körül", aus dem Ungarischen übersetzt von H. Klein. Gr. 8. Pesth, Heckenast. 2 Thlr.

Täuschungen. Novelle von der Verfasserin der Frauen ꝛc. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. Eichel. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Uhland, L., Ernst, Herzog von Schwaben. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Heidelberg, Winter. 20 Gr.

Vogel, E. G., Literarische Nachweisungen über frühere und noch bestehende europäische öffentliche und Corporations-Bibliotheken zusammengestellt. Probeheft. Gr. 8. Leipzig, Barth. 6 Gr.

Wessenberg, J. H. v., Die Parabeln und Gleichnisse des Herrn vom Reiche Gottes. Ein Volksbuch für alle Zeiten. Br. 8. Constanz, Glükher. 16 Gr.

Zenobia, Königin von Palmyra. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 263. — 20. September 1839.

Französische Lyrik.

1. Poésies. Par Madame *Touchard*. 1839.
2. Préludes. Par M. *Louis Ayma*. 1839.
3. Ma veillée sur la fosse d'Annette, nouvelle psychologique. Par M. *Sol*. 1839.

„Geboren werden und sterben hat seine Zeit", sagt der Prediger Salomonis, ein bitteres Wort, ein wahrer und grausamer Ausspruch über den ewigen Wechsel der Dinge. Und nicht blos die Erscheinungen der sichtbaren Welt sind diesem Gesetz des Lebens und Todes unterworfen, auch die Phänomene der unsichtbaren Geisterwelt gehorchen derselben Nothwendigkeit: die Sitten und Ideen ändern sich; auf gesättigte Leidenschaften folgen in der Weltgeschichte andere Leidenschaften, welche mit gleicher Gier ihrem Ende entgegenstürmen; und da die Arbeiten des menschlichen Geistes in fortwährender Beziehung und Wechselwirkung mit diesen Leidenschaften, Sitten und Ideen stehen, so bedingen die moralischen Veränderungen ebenso charakteristische Veränderungen in der Richtung des literarischen Geschmacks, in der Wahl der Studien und in der Beschaffenheit der intellectuellen Hervorbringungen. Das ist eine durch die Erfahrung bestätigte Thatsache, worauf man zahlreiche Systeme gebaut hat; von dem Systeme Vico's bis auf die historischen Kategorien einiger lebenden Philosophen, welche die absolute Wahrheit entdeckt zu haben vorgeben, sind zahlreiche Versuche gemacht worden, jenen nimmer rastenden, nach steter Umwandlung ringenden Bildungstrieb auf die leichteste und natürlichste Weise zu erklären. Es ist nicht unsere Absicht, noch unser Beruf, diese Auslegungen und Deutungen einer nähern Prüfung zu unterwerfen; aber indem wir in d. Bl. die vorliegenden drei Bände französischer Gedichte anzeigen, konnten wir uns nicht erwehren, daran zu denken, daß alle jene Erklärungen, wenn sie auch von verschiedenen Prämissen ausgehen, doch einstimmig in der ästhetischen Ansicht untereinander zusammentreffen, daß die Dichtkunst von Tage zu Tage mehr in Verfall gerathe und die wahren Dichter eine immer seltenere Erscheinung werden.

Zuerst, welche Bewandniß hat es denn eigentlich mit der Poesie? Wir glauben, Poesie sei eher gewesen als die Kunst, die Begeisterung sei vorangegangen und die Disciplin erst später gefolgt. Wir glauben ganz unumwunden an die Existenz einer eigenen Naturpoesie, die Denen, welche sie üben, im Traume anfliegt, die nicht gelernt und nicht erworben, auch nicht in der Schule erlangt wird, sondern der ersten Liebe gleicht, die der Unwissendste in einem Augenblicke gleich ganz weiß und ohne alle Mühseligkeit gerade am besten dann übt, wenn er am wenigsten Studien gemacht, und gerade um so schlechter, je mehr er sie ergründet hat. Wir achten die Kunst höher als die Natur, nach welcher die Nachfrage geringer geworden ist. Und das wie billig; wir sind nun einmal überall von Kunst umsponnen, und die Natur hat sich kalten gemacht, wie erste Druckwerke und Incunabeln jeder Art, welche nur für Liebhaber größeren Werth haben als die Druckwerke der Gegenwart. Sieht man allerdings unser Leben, das wir Kunst nennen, etwas schärfer und länger an als die ersten täuschenden Augenblicke, so gibt eine gewisse Künstlichkeit doch dem gesunden Gefühle Ohrfeigen; allein wenn man uns dies nehmen wollte, so könnten wir wenigstens so, wie wir bestehen, nicht mehr bestehen; man muthet uns nichts weniger zu, als unser ganzes Wesen umzukehren, ganz andere Menschen zu werden, kurz, das ganze Gewebe unserer Sitten und Weisen, unserer Denk- und Gefühlsart donquixotisch zu zerreißen, worein auch unser Schönes und Großes wieder mit den zartesten Fäden verwebt ist. Wir sind nun einmal im Lauf der Zeiten so geworden und werden fürs erste nicht anders werden. Das Kindliche, das Einfältige, das Gestaltlose mit großer innerer Gestalt erscheint uns entweder lächerlich, oder doch unerklärlich, unbegreiflich, wenn es heutzutage in der Dichtung auftritt; wir glauben an keine Naturdichter mehr.

Der erste Meister war keines andern Schüler und nicht darauf abgezielet, schöne Gefühle in schönen Formen von sich zu geben. Wie der Ambra nach der alten Sage im Gehirn des Walfisches gerinnt, so wurden sie im Herzen wie von selbst und gingen mit dem Athem aus. Was Hauptsächliches in der Vergangenheit auf Erden entstanden, ist auf diese Weise meist hervorgetrieben; die Hoffnungen der Zukunft ruhen schon mehr auf unserm Geschicke, das als das Erbe vieler vergangenen Generationen allmälig sich angehäuft. Alle Sprache hat sich erst im Munde des Volkes gefunden und nach innen die Wurzeln in alle Tiefen des Menschen geschlagen; lange nachher sind die Gelehrten den Fasern nachgestiegen und haben sie nach

Digitized by Google

den Regeln der Markscheidekunst in ihre Grammatiken aufgenommen und eingetragen. Kein Witz wird nach dem Lineale gezogen, nicht einmal das Spinnrad wurde von seinem Erfinder mühsam nach dem Calcule aus den einzelnen Theilen zusammengeklebt. Jedes exemplarische Kunstwerk wird ausgetragen und in der Verborgenheit des geistigen Fruchthalters gezeugt und dann an den Tag gelassen, wie die Natur ihre Thiere und Pflanzen von sich gelassen hat, ohne peinliche Anstrengung und schmerzliche Geburtswehen, die erst Folge des spätern Fluches sind. Vor Allem aber, in dem sich einzig des Menschen Thätigkeit versucht, ist Poesie aus dem höchsten Übermuth des Lebens hervorgegangen: der Begeisterte hat sich im Rausch die Adern geöffnet und mit Lust die Dichtung aus den warmen Quellen geblutet; was sie treibt, ist daher auch mehr als irgend anderswo jene geheime Wirkkraft des Lebens, fern von Überlegung abgewendet und keiner Zurechnung fähig und keiner äußerlichen Regel unterthan. Selbst des Menschen Ursprung ist in dieser Poesie und ihrer Liebe, und ihre Quellen brechen miteinander aus der Erde hervor. Am reichlichsten aber fließen diese Quellen in der Jugend der Völker, wo die Sprache der Dichtkunst gleichsam Muttersprache der Menschheit ist, wo alle ihre Weltanschauungen in poetischen Zauber gehüllt sind, und wo noch mehr des wilden Bluts todt, das in späterer Sittsamkeit allmälig nach abwärts sich verwässert und nach aufwärts sich alkoholisirt. Darum finden wir die echte Poesie fernab in den ersten Morgenstunden unter den Morgenträumen der Nationen, in jenen schönen, für uns auf ewig verlorenen Zeiten, wo die Himmelstochter Phantasie die Menschen mit tausend Reizen umgaukelte, ihnen die Sorge von der Stirne, den Kummer aus dem Herzen schmeichelte und ihre Vergangenheit mit einem Schleier bedeckte und mit Blumen ihre Gegenwart; von der Zukunft war noch keine Rede.

Gediegene, tönende Metallnatur ist der Charakter dieser Poesie, einfach, großartig, gemessen, wahr und recht die Form, weil die Zeit scharf accentuirt, die gesunde Natur aber nimmer irrt und Allem, was sie gestaltet, das richtige Gepräge und die eigentliche Signatur gibt. Wie das Feuer von Natur die Pyramidenform liebt und das Wasser die Kugelform, und beide ohne vorhergegangene geometrische Construction in ihre eigenthümliche Gestalt sich fügen, so nehmen auch die Affecte und Gefühle der ältesten Völker von selbst die specifische Formirung an, und in dem Kunstwerke ist durch dieselbe Nothwendigkeit, die es hervorgebracht, auch das Band zwischen Form und dem Inwohnenden Geiste geknüpft. Gesang und Tonfall, das Wort- und Klanggewebe, was man sonst wol als der Poesie äußerlich ansieht, ist ihr in Wahrheit hier innerlich eingeboren, oder die Poesie ist vielmehr ununterscheidbar mit ihnen verwachsen wie Leib und Seele im organischen Leben. Wie sich die Zeiten häufen, mehren sich auch die stehenden Typen dieses Naturgesanges; was die erste Zeit massiv in großen Quadern gebaut worden, das durchdringt der nimmer ruhende Bildungstrieb und meißelt es bis zum feinsten Spitzengewebe aus; und von nun an tritt die innere Scheidung ein. Was vorher von innen mit der Begeisterung von selbst geworden, das kann jetzt von außen abgesehen werden; die Form kann aus den vielen schon bestehenden Exemplaren gelernt werden, und der abgezogene Geist wird nachher gelegentlich eingefüllt.

Von der Zeit an, wo die sehr indicirten Erben der alten Sänger und Rhapsoden aus Berücksichtigung für ihre Zuhörerschaft den Reim und Wortfall einer raisonnirenden Propaganda in die Hände lieferten, ist die edle Dichtkunst nicht viel mehr gewesen als ein mehr oder weniger hübsches Wortgeklingel, eine mehr oder weniger künstliche Dichterei. Bis zu welcher staunenswerthen Höhe es auch die berühmten Lyriker der modernen Welt, die wir unendlich hochschätzen, durch ihre Methode und Correctheit gebracht haben mögen, so müssen wir doch eingestehen, daß die gediegensten, vortrefflichsten ihrer Werke in Hinsicht der Erfindung mit den Überbleibseln der fernsten Vergangenheit, mit den Epopöen des buddhistischen Indiens, mit der nordischen Sagenpoesie und selbst mit den Stanzen der jüdischen Propheten keinen vortheilhaften Vergleich aushalten. Diese Ansicht wird jeder Unbefangene theilen, der sich nicht von einer mit der Muttermilch eingesogenen und durch Schule und Unterricht eingebläuten Bewunderung für unsere berühmten Dichter verblenden läßt. Brauchen wir nun noch hinzuzusetzen, daß die bedeutende Kluft, welche sich zwischen den großen Dichtern der alten Welt und den großen Dichtern der modernen Welt aufgethan, in der Folge immer gähnender geworden, und daß der Abstand, welcher diese letztern Dichter von ihren Nachahmern heutzutage trennt, unermeßlich ist?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Centralschulbücherverlag in Baiern.

Je allgemeinere Aufmerksamkeit die Versuche des Centralschulbücherverlags auf sich gezogen haben, nicht nur die Wissenschaft durch Einführung castrirter Autoren zu gängeln, sondern auch aus dieser Beschneidung ein einträgliches Geschäft zu machen, desto weniger können wir uns entschließen, die Erfolge dieses Vornehmens in diesen Blättern ganz unberührt zu lassen. Wir dürfen die Geschichte des Centralschulbücherverlags als insoweit bekannt voraussetzen, daß wir nur zum Verständniß der gegenwärtigen Mittheilung daran erinnern, daß derselbe nach und nach aus einem Institute der Jesuiten entstanden ist, welches zu Anfange des 17. Jahrhunderts von dem Provinzial Melchior Hartl in München unter dem Namen: Das goldene Almosen, zu dem Zwecke gestiftet worden war, erbauliche Bücher für die Schulen zu drucken. Nach Aufhebung des Ordens ging der Fonds des goldenen Almosens an den Provinzialschulfonds über, der unter der unmittelbaren Leitung des geistlichen Rathes in München stand, auf dessen Veranlassung zuerst der Buchbinder Georg Rupprecht in München und später der Buchbinder Johann Oettl das Privilegium erhielten, die von den Schulvorständen angeordneten Schulbücher allein verlegen zu dürfen. Von dem Letztern kaufte der geistliche Rath selbst dieses Privilegium und vereinigte dasselbe mit dem deutschen Schulfonds, für welchen es 1785 auf Antrag des geistlichen Rathes erneuert wurde.

Als 1808 das Privilegium des nunmehrigen Schulfonds-bücherverlags abermals erlosch, wurde es unter Ausdehnung auf die neuacquirirten Provinzen bestätigt und erneuert; 1817 aber unter der Benennung: Centralschulbücherverlag, als ein integrirender Theil des deutschen Schulfonds für eine fromme Stiftung

Digitized by Google

erklärt und mit den Rechten einer moralischen Person ausgestattet. Erst in neuester Zeit nahm derselbe von einer erweiterten Auslegung des im Privilegium vorkommenden Wortes: „Erziehung", Anlaß, sich auch mit dem Drucke und Verlag der für die lateinischen Schulen und Gymnasien bestimmten Lehrbücher und auch anderer artistischen und literarischen Werke zu befassen. Als endlich aber durch zwei Ministerialentschließungen vom 3. Febr. 1834 und 2. Mai 1835 angeordnet wurde, daß der Centralschuldücherverlag künftig den Druck und Verlag sämmtlicher in Baiern einzuführenden Schulbücher übernehmen und der Debit derselben nicht länger durch den Buchhandel, sondern durch die Rectorate unmittelbar bewirkt werden solle, da ertönte ein allgemeiner Schrei der Entrüstung durch ganz Baiern, und die Buchhändler, welche sich durch diese Verfügungen in ihren Gewerbsrechten auf das empfindlichste verletzt fanden, wendeten sich in verschiedenen Eingaben direct an den König, welcher dieselben in den gesetzlichen Instanzenzug und zunächst an den Magistrat zu München, als zuständiges Forum des Schulbücherverlags in Gewerbssachen, als erste und an die Regierung von Oberbaiern als zweite Instanz verwies.

In Gemäßheit dieser Verfügung reichten denn auch zu Anfang dieses Jahres die Buchhändler von München eine Beschwerde ein, welche zunächst dem Centralschuldücherverlag überhaupt das Recht des Verlags von Schulbüchern und eventuell wenigstens das Recht bestritt, den Druck und Verlag sämmtlicher in Baiern auch für die lateinischen Schulen und Gymnasien eingeführten Lehrbücher zu übernehmen und noch überdies die Rectorate zu verhindern, den Bedarf der neu einzuführenden Lehrbücher anders woher als von dem Centralschuldücherverlag direct zu beziehen.

Da der Magistrat die erste Beschwerde, den Vorwurf einer Gewerbsanmaßung, nicht für begründet anerkannt und vielmehr entschieden hat, daß der Centralschuldücherverlag allerdings innerhalb der Grenzen des 1785 dem deutschen Schulfonds verliehenen und 1803 erneuerten Privilegiums zum ausschließenden Druck und Verlag von Schulbüchern berechtigt sei, so ist es nicht nöthig, uns bei diesem Punkte länger aufzuhalten. Es genügt, zu bemerken, daß die Beschwerdeführer behauptet hatten, daß jenes Privilegium nicht dem Centralschuldücherverlag, sondern dem deutschen Schulfonds verliehen und zugleich deshalb ungültig sei, weil dieser eine Staatsanstalt sei und Niemand sich selbst privilegiren könne, auch überdies alle Privilegien durch das Gewerbegesetz von 1825 aufgehoben wären. Gegen diese Ansicht ist jedoch in den Gründen der vom Magistrat abgegebenen Entscheidung, in Übereinstimmung mit dem Vorbringen der Beklagten, geltend gemacht worden, daß der Centralschuldücherverlag vollkommen rechtmäßig in die Stelle des deutschen Schulfonds getreten, auch als milde Stiftung zwar unter Aufsicht des Staates stehe, keineswegs aber identisch mit der beaufsichtigenden Behörde und es endlich ebenso wenig gegründet sei, daß durch das Gewerbegesetz solche Privilegien betroffen würden, die den Gewerbebetrieb einzelner Corporationen, andern Berechtigten und dem Publicum gegenüber, regulieren.

Was hingegen die zweite Beschwerde, den Vorwurf eines Gewerbeübergriffs des Centralschuldücherverlags, anlangt, für dessen Beurtheilung der Magistrat sich als wesentlich competent erklärt, während für jene erste Beschwerde die königliche Polizeidirection in München die competente Behörde gewesen sein würde, so ist die Entscheidung, da beide Theile ihre Ansprüche auf das mehr erwähnte Privilegium gründen, von dem Inhalte desselben abhängig erklärt worden. Es lautet aber die Privilegiumsurkunde vom 12. Oct. 1785 ihrem wesentlichen Inhalte nach: „so haben Wir auf Antrag Unseres geistlichen Rathes gnädigst genehmigt, sofort dem deutschen Schulfonds die Gnade gethan und die Freiheit ertheilt, daß selber alle planmäßigen Schulbücher, auch andere zur Erziehung dienliche Schriften allein auflegen und drucken lassen, ausgeben, feil haben und verkaufen möge".

Auf die zweite Hälfte des Satzes: „daß selber alle planmäßigen Schulbücher, auch andere zur Erziehung dienliche Schriften" rc., gründet der Centralschuldücherverlag seinen Anspruch, jedes Buch, wenn es nur ein planmäßiges Schulbuch, oder eine zur Erziehung dienende Schrift ist, zu drucken und zu verlegen, und erachtet sich dabei dadurch, daß vorher vom deutschen Schulfonds die Rede ist, nicht beschränkt, wogegen die Buchhändler aus der ersten Hälfte des Satzes, worin vom deutschen Schulfonds die Rede ist, die zweite erklärt und dem gemäß die Berechtigung des Centralschuldücherverlags auf deutsche planmäßig eingeführte Schulbücher beschränkt wissen wollen. Beide Theile sind übrigens darüber einverstanden, daß die beiden oberangeführten Ministerialverfügungen von 1834 und 1835 blos als Ausführungsverordnungen anzusehen sind, welche lediglich aus dem Inhalt des Privilegiums ihren Anspruch auf Gültigkeit herleiten können. Somit erschien von der Interpretation des Privilegiums die Entscheidung der Sache bedingt, und diese ist von dem Magistrat unternommen worden, indem er sowol die Zeitumstände und speciellen Bedingungen, unter welchen dasselbe ertheilt worden ist, einer Erörterung unterworfen, als auch den Zweck der Ertheilung erforscht, endlich den Inhalt der Urkunde im Zusammenfalle mit ihren Bedingungen und ihrem Zwecke beurtheilt und nicht weniger die bisherige Ausübungsweise mit den Resultaten jener Erörterungen verglichen und durch dieselben die Richtigkeit seiner Auslegung auf das klarste erwiesen hat.

In Beziehung auf die Zeitumstände und die Bedingungen der Privilegienertheilung ergibt sich nun aus einer großen Anzahl von Gesetzen und Verordnungen, welche alle einzeln in der Entscheidung namhaft gemacht worden sind, daß 1785 das deutsche und sogenannte bürgerliche Landtrivial-Schulwesen von den lateinischen Schulen genau ausgeschieden war und jenes zunächst unter der Leitung des geistlichen Rathes und nur mittelbar unter der Oberaufsicht der dem ganzen Schulwesen vorgesetzten Schulenratel stand, welcher diese, die lateinischen Schulen, unmittelbar und ohne Vermittelung eines Zwischenorgans untergeben waren, indem das corpus docentium und beziehentlich das von dem regulairen Prälatenstande aufgestellte Generaldirectorium direct an die Schulenratel berichtete und von dieser Entschließung empfing.

Ebenso verschieden wie rücksichtlich ihrer äußern Stellung waren beide Schulen hinsichtlich ihres Zwecks, indem nach der Schulordnung von 1777 die deutschen Schulen lediglich die bürgerliche Erziehung der Jugend, die lateinischen die literarische Bildung der Studirenden zur Aufgabe hatten und kenntbar durch die Vorbereitungs- oder Principienclasse geschieden waren.

Die gleiche Trennung fand statt in Betreff des Personals, und es waren die Schullehrer und Schulmeister, deren Anstellung der Ortsobrigkeit mit dem Pfarrer gemeinschaftlich zustand, wesentlich von den eigentlichen Schulprofessoren geschieden, deren Berufung dem gesammten Prälatenstande unter dem Gutheißen der Schulenratel übertragen war. Und wie nun die deutschen Schulen von den lateinischen in Beziehung auf Verwaltung, Aufsicht und Umfang differirten, so hatte jede Classe auch ihre eigenen Fonds, welche gleichfalls voneinander geschieden waren. Es wird diese Thatsache nicht nur durch eine Reihe von Privilegiumsverleihungen und Begünstigungen des deutschen Schulfonds dargethan, bei welchen immer nur vom deutschen Schulfonds die Rede ist, sondern auch durch die bestehenden Vorschriften über die Verwaltung, Rechnungsführung und Beaufsichtigung. In letzter Hinsicht wird namentlich geltend gemacht, daß die deutschen Schulkassenrechnungen damals bei dem geistlichen Rathe justificiet und dann der aufgestellten Rechnungscommission zur Superrevision und Aufnahme vorgelegt wurden; ferner hatte der geistliche Rath die Verpflichtung, eine vollständige Rechnung des deutschen Schulfonds alljährlich der geheimen Curatel zur Einsicht und Erinnerung vorzulegen und erst 1709 ist das lateinische und deutsche Schulwesen, jedoch ohne Berührung seiner Fonds, der bis dahin bestandenen Curatel entzogen und in einer Stelle dem geistlichen Rath untergeben und, als 1802 auch dieser aufgehoben wurde, dem neu gebildeten Generalschuldirectorium über-

Digitized by Google

tragen worden. Da nun hieraus hervorgeht, daß 1785 nur das deutsche Schulwesen unter dem geistlichen Rothe stand und nach ausdrücklichem Inhalte der Privilegiumsurkunde dieselbe auf Antrag des geistlichen Rathes verliehen worden ist, dieser aber nicht um eine Privilegienertheilung für eine gar nicht unter seiner Aufsicht stehende Anstalt nachsuchen konnte, so unterliegt es keinem Zweifel und wird durch das Wort: sofort, noch besonders bestätigt, daß die Privilegienertheilung nur für den deutschen Schulfonds geschehen und durch dieselbe nur ein für das deutsche Schulwesen dienlicher Zweck erreicht werden konnte.

Dieser Zweck nun bestand in Abstellung des Misbrauchs unnützer und schädlicher Bücher, Verbreitung von Religiösität und Glauben im Volke durch Gleichförmigkeit im religiösen und populairen Unterricht, welchen schon das goldene Atmosen verfolgte und welchen das Privilegium vom 12. Oct. 1785 aufnahm, indem dadurch beabsichtigt wurde, die irreligiösen und schädlichen Bücher abzuschaffen, der Jugend gute und möglichst wohlfeile Erziehungsschriften in die Hand zu geben und durch Verbreitung der Religiösität und des christkatholischen Glaubens den Nutzen und Vortheil des Landschulwesens zu befördern. Es ist dieser Zweck auch im Eingange der Privilegiumsurkunde ausgesprochen, und insofern sie nur vom deutschen Schulfonds und Landschulfonds spricht, so ergibt sich auch aus dem Zweck und Wortlaut der Privilegiumsurkunde, daß dieselbe nur für das deutsche Schulwesen dienliche und vorgeschriebene Schulbücher privilegirt haben wollte.

Endlich den Inhalt dieser Urkunde anlangend, so folgt schon daraus, daß dieselbe auf Antrag des geistlichen Rathes, unter welchem damals nur das deutsche Schulwesen und der deutsche Schulfonds stand, ertheilt und darin nur vom deutschen Schulfonds die Rede ist, daß der Privilegiumsverleiher nur solche Bücher und Schriften im Auge gehabt habe, welche zum Gebrauche in deutschen Schulen geeignet waren. Es ist ferner der Urkunde ein Verzeichniß von Büchern beigefügt, welche bei dem deutschen Schulfonds zu haben sind, und auch dieses spricht nur von planmäßigen deutschen Schulbüchern und enthält nur solche, welche zur Erziehung der deutschen Schuljugend dienen können.

Allein auch abgesehen von allen Gründen, welche sich aus den Zeitumständen, den Bedingungen und dem Zweck der fraglichen Urkunde ergeben, bleibt noch der Umstand übrig, daß Privilegien als Ausnahmsgesetze so beschränkt als möglich zu verstehen sind und mithin die Urkunde, da sie nur von deutschen Büchern und vom deutschen Schulfonds spricht und schon nach dieser Regel in der engsten Bedeutung genommen werden mußte. Vermöge derselben Regel wird auch der Inhalt der Worte der Privilegiumsurkunde von 1785: „aller zur Erziehung dienlicher Schriften", und der von 1808, durch welche das frühere Privilegium nicht erweitert, sondern nur bestätigt und erneuert worden, festgestellt und begrenzt, sodaß die Worte: Erziehung und Unterricht, nicht, wie der Centralschulbücherverlag will, in ihrer weitesten und ungewöhnlichsten Bedeutung, sondern in der aufgefaßt werden müssen, welche sich aus dem Zusammenhange ergibt, wonach dieselben nur auf die Erziehung und den Unterricht der deutschen Schuljugend bezogen werden können. Wäre dies nicht der Fall, so würde der Centralschulbücherverlag, da je nach der individuellen Bildung eines Jeden Jeder möglicherweise aus jedem Buche etwas lernen kann, berechtigt erscheinen, den gesammten Buchhandel Baierns in Anspruch zu nehmen und dadurch den Gewerbstand der Buchhändler Baierns nicht nur empfindlich zu verletzen und zu verkümmern, sondern wol gar denselben zu vernichten im Stande sein. Hierzu kommt aber, daß auch noch der bisherigen Übung, sowol vor dem J. 1785, durch die Buchbinder Kupprecht und Oettl, als nach demselben, durch den deutschen Schulfonds und den Schulbücherverlag selbst, welche jederzeit nur deutsche Schulbücher für die deutsche Schuljugend gedruckt, verlegt und verkauft und dadurch die Grenzen des denselben zuständigen Rechtes deutlich anerkannt haben, die von dem erkennenden Magistrat aufgestellte Ansicht bestätigt und so mit das Vornehmen des Centralschulbücherverlags, welcher zuerst 1834 angefangen hat auch lateinische und andere Bücher und Schriften für Gymnasien abzugeben, als ein anderen Rechtes verurtheilt wird. So führt die Zusammenfassung aller Momente, welche den Inhalt und Umfang des fraglichen Privilegiums zu erklären und zu beweisen vermögen, auf dem verschiedensten Wegen zu der Überzeugung, daß der Verleiher des Privilegiums von 1785 nur deutsche Schulbücher und Erziehungs- und Unterrichtsschriften für die deutsche Schuljugend gemeint habe.

Das Resultat dieser Überzeugung ist, da die Thatsache, daß der Centralschulbücherverlag auch andere als solche Bücher und Unterrichtsschriften gedruckt und verkauft habe, unbestritten ist, das Erkenntniß, daß derselbe die Grenzen seines Privilegiums überschritten und hierdurch sich eines Eingriffs in die Gewerbsrechte der Buchhändler schuldig gemacht habe. In Folge dessen ist die Beschwerde der münchener Buchhändler für begründet erachtet und beschlossen worden:

1) der königliche Centralschulbücherverlag zu München werde wegen Übergriffs seines Privilegiums — des Eingriffs in die Gewerbsrechte der münchener Buchhändler als schuldig erachtet — und habe sich deshalb
2) des Druckes, Verlags und Verkaufs aller andern als der in den deutschen Schulen planmäßig eingeführten Schulbücher und anderer zur Erziehung der deutschen Schuljugend dienlichen Schriften bei Vermeidung einer Geldstrafe von 100 Rthlrn. und Confiscation solcher Bücher und Schriften zu enthalten, auch
3) den Beschwerdeführern die ihnen erwachsenen Kosten zu vergüten.

Dieser letzte Punkt wird in den Entscheidungsgründen des Magistrats noch besonders durch Beziehung auf die Taxfreiheit des Centralschulbücherverlags gerechtfertigt und schließlich die Einrede desselben, daß er bezüglich der lateinischen Classiker von der Lindauer'schen Buchhandlung in München das theilweise Verlagsrecht für Baiern erworben habe, theils wegen des ermangelnden Beweises, theils wegen zu großer Allgemeinheit und theils auf den Grund des bairischen Gewerbsgesetzes abgewiesen, indem nach Inhalt desselben Niemand berechtigt sei, einen Theil seiner Gewerbsbefugnisse zu veräußern, auch überdies, selbst wenn der Kauf eines theilweisen Verlagsrechtes gültig wäre, doch der Centralschulbücherverlag daraus für sich kein ausschließliches Recht zum Verlage der lateinischen Classiker u. s. w. ableiten könne, weil dasselbe weder der Lindauer'schen Buchhandlung zugestanden, noch einen Bestandtheil eines Privilegiums gebildet habe.

So ist eine Angelegenheit, welche um der Interessen willen, die auf dem Spiele standen, ungewöhnliches Aufsehen erregt hat, zu einem vorläufigen Ende gebracht worden, denn noch hat nichts darüber verlautet, ob der Centralschulbücherverlag sich bei der Entscheidung des Magistrats beruhigt oder Berufung auf die Entscheidung der zweiten Instanz eingewendet hat. 135.

Literarische Notiz.

Von Cahen's vielgerühmter französischer Bibelübersetzung ist jetzt die erste Lieferung erschienen, die aus zwei Abtheilungen besteht, aus dem Ende der Chroniken, achtzehnter Band, und einem Theile des zehnten Bandes, dem Jeremias. Man bewundert den beharrlichen Fleiß des Übersetzers, der Familienvater und an Glücksgütern nicht eben gesegnet ist und, ohne den Muth zu verlieren, mit glühendem, fast religiösem Eifer seine schwierige Unternehmung zu einem glücklichen Ende zu bringen sucht. Eine sehr methodische Zeittabelle für das Alte Testament und ein Anhang über den talmudischen Kalender sind dem Buche der Chroniken beigegeben; auch rühmt man die Noten, womit die Übersetzung des Jeremias versehen ist. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 264. —— 21. September 1839.

Französische Lyrik.

(Fortsetzung aus Nr. 263.)

Die neueste Zeit gab das treffendste Zeugniß für die Wirklichkeit jener formlosen Begeisterung und geistlosen Form, wovon soeben schon einmal die Rede gewesen. Haben wir nicht gesehen, wie klanglose Natueen gleich Seilern ihre Stricke auf allen Wegen ausgespannt und im Spannen und Nachlassen ihrem poetischen Webstuhle die schärfste Stimmung gegeben, und nun, den schönsten Damast zum häuslichen Gebrauch zugleich auch webend, während das Schiffchen durch die verspannten Fäden schwimmend auf- und niedereilte, von ihrem Stuhle aus einen ehrlichen guten Morgen oder sonst was in die Dichtkunst hineinmusiciren wollten, aber freilich weiter nichts als ein hölzernes Gelächter hervorbrachten? Wie im manichäischen Systeme die bösen Geister menschliche Leiber, schöne Jungfrauen, bauen und sie als Fallen hinstellen auf die Erde, damit die Seelen im Lichtreiche sie erblicken sollen und, in Liebe zu den reizenden Gestalten entzündet, zu ihnen niedersteigen, wo das lockende Fleisch dann über ihnen zusammenschlägt und sie an den irdischen Leib fesselt, so hat unsere Zeit Verskünstler hervorgebracht, die in Worten die allerkünstlichsten Formen auszugießen wissen, schöne Gefäße, werth das Köstlichste zu fassen, welche sie dann hinstellen, wie die Kinder die Schüsseln zu Weihnachten, damit der Schutzengel und das Christkind mit der Bescheerung sie füllen möge; aber diese sind karg und ungnädig, weil sie nicht zu beten wissen und sonst kein Herz zu ihnen haben. Die pfiffigsten und kniffigsten Sprenkel wissen sie dem Geiste zu legen, damit er sich in ihnen fangen möge; der aber zieht durch die Webe wie eine feurige Erscheinung, und die Vogelfänger wundern sich groß, daß sie nie den Feuerdrachen in ihren Schlingen zappeln sehen.

Die Classiker, und die man ihnen gewöhnlich unter dem Namen Romantikee entgegenzusetzen pflegt, haben in diesem Fache gleich emsig und unverdrossen gearbeitet. Den Erstern mit ihren reichbesetzten Cabineten antiker Gypsabgüsse würde unbestritten der Vorrang gebühren, wenn auf der andern Seite nicht wieder die Sonette den Letztern und ihren Sammlungen moderner Gypscaricaturen so starke Übermacht verliehen. Die ganze Sprache haben diese Münzwardeine abgeschätzt und geaicht, jedes Wortes Werth und Geltung bestimmt und alle Combinationen durchprobirt, in denen sich's zusammenfügt und schickt, und alle Krystallisationen, in denen diese Elemente sich verbinden. Wie viel Räder die Maschine fodert, wie viel Zähne das Rad, wie viel Stücke das Getriebe; wie die Pfannen, in denen die Wellen gehen, zu gestalten seien und die Einschnitte — das Alles ist aufs genaueste berechnet, und geschickte Arbeiter setzen nach der Vorschrift nun Werke zusammen, die den Pulsschlag des Herzens in Terzen theilen und den Mondwechsel anzeigen und damit auch die Anfälle des dichterischen Wahnsinns und das Datum des jedesmaligen Ausbruchs hinzufügen; oder auch noch größere Artisten lassen die Taube des Albertus Magnus aus ihren Händen auffliegen, die ißt und trinkt, flattert und verdaut und alle andern natürlichen Verrichtungen übt. Ein kostbares Kunststück ist eine solche Uhr, fragt nur die Künstler. Aber vermag sie sich durch Besinnung fortzupflanzen? Hier kommt ihr Mechanismus an den Tag, und es wird offenbar, daß die Seele innen nur eine Stahlfeder oder ein Gewicht ist. Wir wollen aber deswegen dieses ehrsame poetische Gewerk nicht über die Gebühr schmälern und verkleinern; es soll den Meistern, Gesellen und Lehrlingen dieser Zunft sogleich ihre Stelle angewiesen werden; denn Alles muß seine Satzung haben und sein Recht, und Alles so viel, als es werth ist, geehrt und geschätzt werden. An jeder Gegenwart hängt in zwei Schnüren Zukunft und Vergangenheit; alle Zeit ist nur ein Tag und nicht viele Tage; keine soll sich selbst anfangen und nur für sich selbst, sondern was geschehen und geworden ist, soll als Bestehendes erkannt und nicht der Vergessenheit hingegeben werden, damit die Kraft nicht in fruchtlosen Wiederholungen sich verzehre. Alles Thun ist gehend nach vorwärts, empfangend nach rückwärts, das eine in historischer Thätigkeit, das andere in historischer Anschauung. Eine lange Säulenreihe führt in die Vergangenheit hinab; zwischen den Säulen stehen die alten Bilder und Kunstwerke aufgerichtet; die Menge drängt gaffend am Eingange und mauert um den Tagelohn fort, die Meister nur haben den Plan, und weil sie erkennen, was ist und was war, darum können sie gründen und fertigen, was wird. Das Studium früherer Musterbilder tadeln oder geradezu zu verbieten, wäre Unverstand. Die Kunst bedarf gegenwärtig größern Apparats, weil sie vielfoldig und vielgliederig und wie Marienglas in viele buntfarbige Spiegel-

blättchen auseinandergeschiefert und nicht mehr in großen Bänken geschichtet ist. Aber daß Nachahmerei und Formschneiderei sich für die Poesie der neuesten Zeit ausgeben und nicht einsehen will, wie sie in ihrer Geschäftigkeit nichts als ein Exempelbuch für Freunde von poetischen Gleichungen zusammenträgt, das möchte befremden, wenn man das seltsame Spiel der optischen Täuschungen, die der Dünkel und die Eitelkeit hervorbringen, nicht kennte. Nachdem vorher viel Tohens gewesen ist, daß das dichterische Genie gar keiner Form bedürfe und daherfahre wie Waldwasser, oder wie Feuer im brennenden Busche, sind diese mit Ketten und Banden herbeigelaufen und wollten den Wildfang einfangen und ihn in enger Haft halten. Mit tausend Stecknadeln haben sie den gefesselten Prometheus an das Scheibret angeheftet und bieten weit und breit die Schüler auf, daß sie bei der Vivisection zugegen seien.

Eitles Bemühen! Ehe die geschlossenen Schulen bestanden, waren die Dichter in die Masse des Volkes aufgenommen und die Organe seiner Ideen und seiner Weltanschauung. Die Poesien waren keine leeren, müßigen Erfindungen der Phantasie; der Poet sprach nur das bereits im ganzen Volke lebende Gefühl aus, und das Volk erkannte darin sich selbst und seine Hoheit. War der Homer dem Volke nicht ein wahrhaft historisches Buch? Er schlug den rechten Ton an, und obgleich er nie Collegia über Metrik gehört haben mochte, traf er es dennoch haarscharf. Das macht, weil die Werke des Genius damals nicht als die Anstrengungen eines Einzelnen erschienen; vielmehr concentrirte sich das ganze Volk in dem auf diese Art mit dem reichsten Material ausgestatteten Künstler und Dichter, und ihre Werke bekamen dadurch jenen lebensvollen, frischen Glanz, jene tiefe, wunderbare Harmonie, die nur den Völkern des grauen Alterthums eigen ist, und die wir, begabt mit der durchdringendsten Verstandesschärfe, dennoch weder an Form noch an Inhalt zu erreichen vermögen.

Jede Epoche hat ihre eigenthümliche Sprache, worin sie sich besonders auszeichnet; jede andere Sprache ist für sie reine Gedächtnißsache. Die überströmenden Gefühle feuriger Jugendbegeisterung fodern die ungezwungene Freiheit der abenteuerlichen Auffassungs- und Darstellungsart; die kalte Logik eines reifern, vorgerücktern Alters drückt sich mit mehr Zurückhaltung aus; sie ist weit entfernt, sich in Dichtungen und Fictionen zu gefallen, sondern verdammt dieselben; in der strengen kritischen Sichtung, welche sie vornimmt, fängt sie damit an, die Bildersprache der Phantasie zu verwerfen, und hört damit auf, den Reiz des Rhythmus und der gebundenen Rede als leeren Wortschall zu verschmähen. Lieder und Gedichte müssen geradehin aus dem Herzen übertreten, wie die Thräne, wenn die Augen übergehen, ausbricht und überfließt. Um singen zu können, muß man lieben, beten, glauben; ehe man anfängt zu denken, muß man zweifeln, und welche Begeisterung ist im Stande, dem Zweifel zu widerstehen? Wir Söhne des 19. Jahrhunderts zweifeln heutzutage Alle, oder beinahe Alle, und denken nicht mehr ans Singen und Gedichtemachen; wir halten lieber unser Schluchzen und Jauchzen in innerster Brust zurück, um den Anstand nicht zu verletzen.

Es gibt jedoch Naturen, die nicht so verwüstet und verödet und darum empfänglicher für Eindrücke sind, welche die lyrische Ekstase hervorbringen. Die Frauen, deren Geist länger jung, frisch und unverfehrt bleibt als der unsrige, begreifen sehr schwer die sollogistischen Wahrheiten; aber die Illusionen des Herzens und der Zauber einsamer Schwärmereien wiegen sie leicht in süße Betrachtungen und Stimmungen ein, welche noch die letzte Saite der Leier, die Saite der individuellen Gefühle, in harmonischen Schwung setzen können; die übrigen Saiten sind längst gesprungen. Die Geschäfte entfernen den Mann vom Herde und Spinnrocken; er hat weder Zeit noch Muße, seine elegischen Stimmungen und innersten Regungen zu belauschen; und sind diese dichterischen Anwallungen bei den Meisten so stark, daß das Ohr vernehmliche Kunde davon erhält und das Gedächtniß einen dauernden Eindruck davon bewahrt? Ich glaube, man macht sich in diesem Punkte oft arge Vorspiegelungen und täuscht sich selbst. Es gibt unstreitig Ausnahmen, und wir sind nicht gesonnen, den mächtigen Einfluß abzuleugnen, welchen ein großer Familienjammer oder ein heftiges Unterleibsleiden auf die moralische Stimmung eines Individuums ausüben können; aber offen gestanden, haben wir nicht viel Zutrauen zu den sentimentalen Ergüssen Werther's und glauben viel eher an die Liebeserklärungen Bettinens oder an die „Bekenntnisse einer schönen Seele", wenn sie, wie ich irgendwo gelesen, wirklich von einer weiblichen Feder niedergeschrieben sind. Der Mann, selbst wenn er müßig durchs Leben schlendert, wird von zu vielen Sorgen, von zu vielen wirklichen und ernsten Dingen geplagt, als daß er im Alter der literarischen Reife und Productivität sich nicht schon längst in alle Täuschungen des Geistes und Herzens und in die meisten im menschlichen Leben abwechselnden Freuden und Leiden ergeben haben sollte. Eine Frau dagegen bewegt sich fortwährend in dem engen Kreise, welchen sie um sich herumgezogen hat: sie wird von jedem kleinen individuellen Gefühle mehr ergriffen als von den größten Ereignissen der Gegenwart oder Vergangenheit und interessirt sich wenig um die Außendinge; so lange diese ihre Person, ihre Verwandte und Bekannte, ihre Freunde, Gönner und Begünstigte nichts angehen, verhält sie sich ganz ruhig; sie hängt sich an nichts aus freier Wahl oder Überlegung, sondern ergreift Alles aus Instinct und Sympathie, und die Sympathie bewirkt bekanntlich eine lange Reihe von Täuschungen jeder Art. Wie groß ist daher ihr Schmerz, wenn sie eine davon aufgeben muß? Rahel war gewiß nicht unköstlicher. Mit welcher naiven Selbstvergessenheit ergibt sich die Frau ganz und gar den Empfindungen der Freude und der hinreißenden Gewalt der Leidenschaft; wie gierig und unbedachtsam stürzt sie sich in den Strudel der Vergnügungen und Genüsse; wie wenig sieht sie den nächsten Augenblick voraus, und wie leicht vergißt sie die strengen Lehren der Erfahrung! Außerdem bedenke man noch: der Mann nimmt nichts ohne Gründe an, mit andern

Digitized by Google

Worten: er hat keinen Glauben mehr, während selbst die weltlichst gesinnte Frau nie an einem Altar vorübergeht, ohne das Knie zu beugen; der Mann wird selten von der Hoffnung angelächelt und läßt sich noch seltener von ihr irre leiten, während die Frau weit eher für süße Ahnungen empfänglich ist und sie sogar in den teubsten Stunden mit unausgesetzter Sorge hegt und pflegt. Die Frauen sind daher ihren natürlichen Anlagen nach zur Poesie prädisponiet, und die Pulse der lyrischen Dichteradee schlagen bei ihnen ungleich voller als bei den Männern. Wenn wie jetzo wieder auf unsere Prämissen zurückkommen, so dürften wie aus dem Ebengesagten wol schließen: da die Dichtkunst ihren göttlichen Beruf nicht mehr erfüllt und nicht mehr erfüllen kann, und die Muse der individuellen Gefühlspoesie vorzugsweise die Fähigkeiten der Frauen anregt und begeistert, so lassen wir ihnen die Verse und behalten die Prosa für uns; man kann dasselbe nie so treffend in zwei Speachen ausdeücken, und es gibt Empfindungen, für welche wir den richtigsten und sachgemäßesten Ausdruck nicht finden können, weil sie in uns nicht stark genug zum Durchbruch kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Heloise von Sault, oder der päpstliche Hof im 14. Jahrhundert. Frei nach dem Französischen von Fanny Tarnow. Drei Theile. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Ein unbekannter Ritter erscheine in Avignon, knüpft ein Liebesverhältniß mit Heloise an, und als man entdeckt, daß der Ritter ein Maurenprinz sei, beginnen die Fährlichkeiten für Heloise, welche für das Kloster bestimmt war. Diese Fährlichkeiten steigern sich noch durch die Begehrlichkeit eines ins Blaue hinein schlechten Menschen, Vetters und Vormundes. Heloise besiegt Alles, sogar die Inquisition, und verschwindet mit dem Geliebten, um nach 30 Jahren als kinderlose Witwe noch einmal wieder aufzutauchen, denn die Schicksale mancher Personen müssen noch erörtert werden. Was aus ihr selbst demnächst geworden, erfährt man nicht; gestorben ist sie nun wol, und der päpstliche Hof, von dem man kaum etwas gewahr wird, ist mittlerweile wieder nach Rom verlegt. Ref. muß glauben, die Bearbeitung dieses Romans sei eine abgenöthigte und sehr eilige gewesen, denn Fanny Tarnow weiß sonst besser zu wählen, besser zu schreiben, und ein Heer von Druckfehlern verschlimmert das Buch vollends. Überhaupt möchte Ref. wünschen, Fanny Tarnow schenkte den Deutschen Werke ihres eigenen Geistes.

2. Anton. Von Frau Charlotte Reybaud. Übersetzt von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wiewol dieser Roman nicht so ganz für ordinaire Leser berechnet ist wie der vorige, so muß Ref. doch seinen zuletzt ausgesprochenen Wunsch noch dringender wiederholen. Wie eine Französin dazu kommt, an den Glaubenssäulen ihres Vaterlandes rütteln zu helfen, mag hier unerörtert bleiben; daß aber eine deutsche Frau, eine geachtete Schriftstellerin sich dazu versteht, ein Werk voll der schlaffsten Principien zu übertragen, wäre kaum begreiflich, wenn nicht das im Buche niedergelegte weibliche Leben einen Anhaltspunkt böte. Das ist es aber auch Alles! Denn Antheil an dem so höchst passiven Thun und Treiben des Helden zu nehmen, gehört zu den Unmöglichkeiten. Sein Verhältniß zur Genueserin ist geradezu ein Beleg für seine innere Schlechtigkeit, die in der Scene mit der Spanierin ihren Triumph feiert; und so mag er es denn als verdienten Lohn hinnehmen, wenn Dummheit ihn seinem Todfeinde, einem Taugenichts, in die Mörderhände wirft. Die Verf. hat das gegenwärtig so beliebte und so wenig durchschaute Thema der Wirklichkeit bearbeiten wollen, und wir können ihr auch getrost den ganzen historischen Inhalt des Buchs zugeben, sie und ihr Buch haben nichts damit gewonnen, denn das Trostlose, das Schlechte und Nichtswürdige, das Verruchte soll als vorherrschendes Princip geltend gemacht werden. Dann aber steht es als Einseitigkeit in der Luft.

3. Die Familie Flavy. Von der Generalin Bauer. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr. 13 Gr.

Der Kampf Frankreichs gegen England und Burgund rief manche Parteien hervor, die selbst Glieder einer Familie hinüber und herüber warfen. So ist auch die Familie Flavy gespalten. Regnault, im Burgunderheere dienend, liebt Marie, die jüngere Tochter des Messire Wilhelm, wiewol er mit der ältern Tochter Germaine in einer friedlichern Zeit, wo Beide noch Kinder waren, verlobt wurde. Germaine, die eigentliche Hauptperson des Romans, glaubt Regnault's ganzes Benehmen als einen Spiegel ihrer Liebe zu ihm betrachten zu dürfen, und so sind denn die Verhältnisse verwickelt genug, wenn außerdem erwogen wird, daß Messire Wilhelm eifriger Verfechter der königlichen Sache ist und Paulet, der reichste und angesehenste Bürger von Compiegne, nach Germaine in stiller Sehnsucht hinüberblickt, während Georgine, seine junge Verwandte, eifersüchtig jeden seiner Blicke belauscht. Alle diese Verwickelungen werden einfach genug gelöst; daß sie tragisch enden, ist nicht anders zu erwarten. Gleichwol sieht man jedem Worte des Buchs die Feder einer Dame an, die, wenngleich Generalin, die kriegerischen Partien nicht zu handhaben weiß, und eben diese bilden die Scene. Selbst die Jungfrau von Orleans erscheint nur flüchtig, um den Engländern in die Hände zu fallen, und ist so nur sehr nothdürftig als eine Nothwendigkeit des Buchs anzusprechen. Auch von der Familie Flavy und ihren Verhältnissen sehen wir außer den schon genannten Personen nicht viel, und die Roheit des Messire Wilhelm ist durch geheimnißvoll angedeutete Greuel so wenig motivirt, daß man nun eben fragen muß: warum diese Greuel? Übrigens liest sich das Buch recht gut, und Germaine's reine Gesinnung verleiht ihm Werth.

4. Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersetzt von K. Jürgens. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1838. Gr. 12. 2 Thlr.

Schon die frühern Mittheilungen des Verfassers fanden günstige Aufnahme und gerechte Würdigung. Die in dem vorliegenden Buche mitgetheilten Erzählungen gehören nicht in die Classe der erfreulichen; wir müssen vielmehr überall auf das Entsetzlichste gefaßt sein. Nervenschwache mögen daher das Buch unangerührt lassen; sie lesen überhaupt nur, um unterhalten zu sein, und zur Unterhaltung ist das Buch nicht geschrieben. Der Verf. bethätigt sich in jeder Zeile als den feinsten Menschenkenner: die äußern Triebfedern, die innern Beweggründe des menschlichen Wollens und Handelns sind ihm in ihren tausendfachen Nuancen bekannt, und eben deshalb weiß er sie einfach, klar und sicher zu entwickeln. Von den drei gegebenen Erzählungen: „Das junge Ehepaar", „Der Comptoirist", „Der Bürger", möchte Ref. der erstern einigen Vorzug einräumen, wenigstens zieht die Darstellung des Seelenlebens von seiner blühenden Gesundheit bis durch alle Erscheinungen des Wahnsinns unwiderstehlich an. Ref. kann sodann bei Betrachtung der zweiten und dritten Erzählung und in Vergleich mancher Producte des französischen Geistes, namentlich des oben angezeigten Romans „Anten", eine Bemerkung nicht zurückhalten. Auch der englische Arzt schmeichelt unsern Neigungen und Gefühlen nicht, vielmehr führt er uns schonungslos in das tiefste moralische und soziale Elend, und nirgend dürfen wir es als etwaigen Trost ansprechen, die Mittheilungen seien nur erfunden; nein, es ist die nackte Wahr-

Digitized by Google

heit! Auch dem Roman „Antan" haben wir Wahrheit zugestanden. Woher kommt es nun, daß sie in demselben als die ungenügendste Einseitigkeit hervortritt, während sie dort, trotz des Entsetzlichen, nicht allein Befriedigung und Versöhnung im Gefolge hat, sondern auch selbst kräftigt und ermuthigt? Es kommt nicht daher, daß der Engländer hier und dort sich als fixirtigen Bibelleser und überhaupt als religiös manifestirt; sondern daher, daß er nirgend die Absicht kund gibt, das Bestehende verhöhnend unter die Füße treten zu wollen, ohne doch irgend einen genügenden Ersatz bereit zu haben. Er sucht und findet das Ungenügende, Unhaltbare, Schlechte nicht in der Gesellschaft, sondern im Individuum; er entwickelt daher einen psychologischen Proceß, während Jene nur äußere Erscheinungen festzuhalten streben, von denen noch Keiner geleugnet hat, daß sie höchst mangelhaft seien. Daß es ein Gegenüber dieser Erscheinungen gebe, ignoriren sie; höchstens wird es einer Individualität aufgebürdet, der man sogleich den zusammensinkenden Lastträger ansieht.

5. Adele Churchill, oder die zwei Bräute. Von Miß Landon. Aus dem Englischen übersetzt von Fr. L. a. Saltau. Drei Bände. Leipzig, Kirchner u. Schwetschke. 1839. 8. 5 Thlr.

Die edle Verf., die ihren Tod durch Vergiftung finden sollte, möchte Ref. in vielen Beziehungen wol einen weiblichen Jean Paul nennen. Wie diesem ist es auch ihr weniger um Darstellung einer Begebenheit zu thun als um glänzende Abschweifungen durch die ganze Windrose des menschlichen Geistes und Lebens. Zwei Haupteigenthümlichkeiten Jean Paul's mangeln ihr jedoch: die erste, der Humor, ist überhaupt wol nur dem Manne zu vindiciren; die zweite jedoch sollten wir mehr bei einer Dame und einer Engländerin obendrein voraussetzen. Ref. meint jene Sentimentalität, durch welche Jean Paul in den frühern Jahren seiner Thätigkeit sich eigentlich Bahn brach, denn sie war ein Schibolet der Zeit und eben deshalb unhaltbar; sie war außerdem etwas in der Einsamkeit Angebildetes, nichts Erlebtes, und darum erkünstelt, den gesunden Sinn, die frische poetische Natur matt lassend wie gemachte Blumen. Allerdings ist auch unsere Engländerin sentimental; allein sie kennt die Welt und das Leben, und ihr tiefpoetischer Sinn schmückt jedes ihrer Worte mit einer natürlichen Blume. Wenn es übrigens nicht schon durch Jean Paul geschehen wäre, so möchte Ref. die Engländerin wol als Erfinderin einer neuen Romanengattung aussprechen, nämlich der des Raisonnementsromans, und sie ist es in dem Betracht, als ihre schwärmende Poesie, ihre feine Reflexion, die wol nur in einem weiblichen Geiste so eng verbunden erscheinen, ihr noch viel weniger zu Darstellungen Zeit und Raum lassen als der Humor. Gehen wir nun auf den Inhalt des Buchs näher ein, so finden wir bald, daß der Verf. weniger Adele Churchill am Herzen liegt, als Henriette Morchmont; aber vielmehr, die einfache Geschichte Adele's ist nur der Rahmen zu dem lebenvollen Bilde jener durch Jugend, Schönheit und Geistesreichthum ausgezeichneten Lady, welche mit allen diesen Gaben so einsam in der Gesellschaft dasteht, daß sie fällt. Aber eben im Moment des Falles erwacht auch das Gefühl ihrer Würde mit solcher Heftigkeit, daß sie den gemüth- und herzlosen Gemahl wie den gemeinen Dandy von Liebhaber vergiftet und in Folge aller auf sie eindringenden Schrecken in Wahnsinn fällt. Selbst hingerissen von dem furchtbaren Schicksale ihrer liebenswürdigen Schöpfung, gebraucht die Verf. Ausdrücke, wie man sie in solcher Derbheit bei einer Dame kaum erwartet. Sie verweilt, wie es scheint, mit absichtlichem Wohlgefallen beim Ausmalen von des Liebhabers letzten Augenblicken und ruft endlich aus: „Er, der Reiche, der Schweigende, der Geschmeichelte, war an dem gemeinen Feldwege crepirt wie ein Hund!" Das ist die Rache der Dichterin an ihrem eigenen Bilde; das ist die Rache des verachtenden Weibes an dem rassinirten Libertin. Referent wünscht dem Buche viele Leser, die mit ihm das Hinscheiden der Verfasserin beklagen.

6. Eine Theaterliebschaft. Novelle von C. Herlaßsahn. Leipzig, Taubert. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Deutsche ist so höflich wie Andere; der Hr. Verf. verstattet daher gern den Ausländern den Vortritt. Aber trotz aller Höflichkeit, die nicht allein den deutschen Verfassern, sondern auch deren Recensenten beiwohnt, muß Letzterer doch sein Mißbehagen geradezu aussprechen über die immer mehr überhandnehmende Übersetzerei. Des Guten gibt es, wie auch die vorstehenden Anzeigen wiederum bethätigen, auch im Auslande nur wenig, und dieses sei uns stets willkommen. Was sollen wir aber mit dem Sonstigen? Würden die Franzosen z. B. es nicht mindestens lächerlich finden, wenn man ihnen Übersetzungen von Leibrock's Romanen aufdringen wollte? Warum also lassen wir nicht auch den Ausländern ihre Leibröcke und rufen lieber durch Deutschland: Ist kein Dalberg da? Zu Deutsch: Wacht auf, Romanendichter! Scheint es nicht, als wollten die Herren Verleger den Theatern nachahmen, welche kaum andere Stücke als aus dem Französischen nehmen? Scheint es nicht, der Deutsche sei trotz aller Betriebsamkeit bequem und finde Übersetzen behaglicher als Schaffen? Das sei ferne! Aber Ref. wollte von der „Theaterliebschaft" reden. Er glaubt dieser Novelle, welche zu dem Genre der „Reise nach Braunschweig", des „Londjunkers in der Residenz" u. s. w. gehört, schon einmal in irgend einem Tageblatte begegnet zu sein. Damit soll jedoch nichts weiter als eine Vermuthung ausgesprochen und der Spruch des Terenz: „Nullum est jam dictum" u. s. w., wiederholt werden, denn die Erzählung ist frisch und lebendig, die Charaktere sind gut gehalten und ein großer Theil der komischen Situationen ist wirklich komisch. Das Buch ist also eine ganz erfreuliche Erscheinung und wird mit diesen wenigen Worten bestens empfohlen sein. 36.

Literarische Notiz.

Aus Paris ist uns im Aug. 1839 ein interessantes „Πρόγραμμα" zugekommen, das, in reinem Neugriechisch abgefaßt, zunächst an die Griechen in und außer Griechenland gerichtet ist. Nach demselben hat sich nämlich eine aus Griechen bestehende Gesellschaft gebildet, welche die Absicht hat, die altgriechischen Schriftsteller, welche sich durch Gedankenfülle und Schönheit der Darstellung auszeichnen, in die neugriechische Sprache zu übersetzen, um dadurch jene zu einem Gemeingute des Volks und auch dem weiblichen Geschlechte, das „gegenwärtig begonnen hat, sich zu unterrichten", sowie überhaupt den untersten Classen der Bürger zugänglich, auf solche Weise aber dieselben aller der Vortheile theilhaftig zu machen, welche jene Schriftsteller in moralischer und politischer Beziehung zu gewähren vermögen, und sie in den Besitz der reichen Genüsse zu setzen, die mit dem Lesen der altgriechischen Classiker nothwendig verbunden sind. Auch soll dabei zugleich der Zweck erreicht werden, theils die neugriechische Volkssprache, statt sie zu vernichten, vielmehr zu bereichern, zu verschönern und sie so „vielleicht zur schönsten aller gebildeten Sprachen zu erheben", theils die Griechen vor dem Verderben der sogenannten romantischen Schule zu bewahren. Als Mitglieder jener Gesellschaft haben das, in den nachdrücklichsten Worten für Griechenlands Heil sich aussprechende Programm unterzeichnet die Griechen Pantazides, Kallias, Rhuides; sie rechnen für ihr, gewiß alle Anerkennung verdienendes Unternehmen, das wol auch für Begründung und immer lebendigere Entwickelung des griechischen Nationalcharakters und der griechischen Nationalität nur günstig wirken kann, auf die Unterstützung ihrer Landsleute, und kündigen, als zunächst erscheinen sollend, die Übersetzung des Thucydides (2 Bde.), Xenophon (4 Bde.), Polybius (5 Bde.) und Plutarch (8 Bde.) an. 25.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 265. — 22. September 1839.

Franzöſiſche Lyrik.

(Fortſetzung aus Nr. 264.)

Es kann nicht ausbleiben, daß man gegen dieſe Schlußfolgerung Proteſt einlegt und ſie als voreilig, paradox verwirft. Wir ſprechen jedoch damit unſere reiflichſt überdachte Überzeugung und kein Paradoxon eines augenblicklichen Einfalls aus; aber die Vorurtheile und traditionnellen Anſichten üben ſolche Gewalt über die Menſchen, daß die Wahrheit oft paradox erſcheint. Da wir als deutſcher Recenſent nicht in den Verdacht der Galanterie kommen können, ſo wird man unſtreitig Argumente gegen unſere Logik hervorſuchen und zum Beweiſe, daß die Dichtkunſt ihren Credit noch nicht verloren habe, Beiſpiele anführen, welche auf den erſten Anſchein uns durch den hellen Glanz ihres europäiſchen Rufs zu widerlegen ſcheinen. Wir kennen dieſe Beiſpiele und fügen ſogar noch hinzu: die Poeſie iſt in unſern Tagen nicht mehr Eigenthum weniger berühmter Dichter; ſie klingt zugleich aus hundert andern beſcheidenern Kehlen, welche dieſelbe Übung oft mit gleichem Erfolge vornehmen. Alle dieſe Dichter und Dichterlinge gehören meines Erachtens in die ehrenwerthe Claſſe der Philologen, Gelehrten, Sprach- und Alterthumsforſcher; darum fühlen ſich die Begabteſten unter ihnen ganz beſonders zu der Romantik, zu den alten Thürmen, Schlöſſern und Handſchriften, zu der Poeſie und Staatsweisheit der alten Welt und des Mittelalters hingezogen. Wie die Irrlichter um die verweſende Pflanze herflattern, ſo flimmert um die alten Burgen, Dome, Kapellen und Tempelruinen, um die Bilder und das Epheugemäuer der bleiche Schein der Sagen und Märchen, in Liedern, Balladen und Romanzen fortglimmend, immer matter und matter, wie die alten Formen mehr zerbröckeln. Emſig nagt die Zerſtörung fort, Säule für Säule, Stein für Stein verſchleppt die Betriebſamkeit von dieſen Denkmalen und baut ſich niedliche, luftige und wohnliche Luſthäuſer zur Erholung und Ergötzlichkeit daraus. Unwillig muß der dunkle Geiſt, der über die greiſen Ruinen die Flügel breitet, von dannen ſcheiden, weil ſie ihm gewaltſam am Tage, wenn ſeine Kraft gebunden iſt, Stück für Stück entwenden, daß er ſelbſt das alte Haus und die Heimat nicht mehr erkennt, wo er in ſeiner Herrlichkeit gewohnt. Dieſer Geiſt iſt der entflohene Geiſt der Poeſie, welcher, über ſeinem Leichnam ſchwebend, wieder in die Leiche hineinbegehrt und demnach etwas Unnatürliches, Unmögliches fodert. So wenig als dieſſeit des Grabes die Todten auferſtehen, ſo wenig wird die Dichtkunſt je wieder Das werden, was ſie einſt geweſen. So Vieles hat die Geſchichte untergehen laſſen, zu ſo vielen Sprachen, Hieroglyphen, Runenſchriften und manchem Andern hat ſie das Alphabet verloren; und die Poeſie wird auch ihrem Schickſale nicht entrinnen. Iſt ſie in Frankreich wenigſtens nicht ſchon jetzt beinahe eine alte Steinſchrift geworden, welche bald ganz unleſbar ſein wird? Was haben die „Méditations“ Lamartine's, die „Odes“ Victor Hugo's anders geweckt als große Neugierde und gute kritiſche Forſchungen über die Kunſt des Mittelalters? Victor Hugo's „Voix intérieures“ ſind wie die Stimmen des Rufenden in der Wüſte verhallt, und an Lamartine's „Recueillements poétiques“ haben ſich vielleicht nicht zehn Leſer erhoit. Gedichte ſind in unſern Tagen Ruinen, oder, wie Anaſtaſius Grün ſehr bezeichnend ſagt, „Schutt“; wer lieſt ſie? Einige Liebhaber ergötzen ſich daran, wie Alterthümler, welche an Bildern, künſtlichem Schnitzwerk und allerlei Geräth aus alten Zeiten ihre Freude haben und ſich eine Antiquitätenſammlung anlegen. Unbekannte oder verkannte Poeten finden in Paris gar keinen Verleger, ſelbſt wenn ſie Byron's Genie hätten; für neue Gedichte intereſſiren ſich die Pariſer ebenſo wenig als für neu entdeckte Scholien zu Thucydides oder ſonſt einem Schriftſteller des Alterthums, welche doch in Deutſchland ſo zahlreiche Liebhaber finden würden. Die Zeit der Philologen und Dichter iſt in Frankreich vorüber; es gibt zu Paris 1839 vielleicht nicht drei Franzoſen, welche eine fehlerfreie lateiniſche Diſſertation ſchreiben können, und nach Verlauf weniger Jahre wird man ebenſo Wenige antreffen, welche ſich mit Verſemachen abgeben; und da Paris an der Spitze der europäiſchen Bildung ſteht, ſo können wir daraus die unvermeidliche Abnahme der Dichter zunächſt in Frankreich und dann in der ganzen Welt prophezeien. Sprechen die Dichter nicht ſchon jetzt eine todte Sprache? Von wem werden ſie verſtanden, ausgenommen von ſich ſelbſt? Und es iſt noch die Frage, ob ſie ſich ſelbſt verſtehen. Die Hökerweiber des Piräus ſagten den Barbaren die Geſänge der Iliade her; wir glauben nicht, daß es ſelbſt unter Denen, welche dem Talente der neueſten Dichter in ihren gedruckten und ungedruckten Genieproben die größte Anerkennung und das reichlichſte Lob

Digitized by Google

zollen, einen Einzigen gibt, welcher ihnen den Cultus und die Verehrung widmet, welche die athenienſiſchen Marktweiber dem Homer erwieſen. Wenn man heutzutage in einer gebildeten deutſchen Geſellſchaft einen Geſang aus unſerer Iliade, aus den Nibelungen, in modernifieter oder urſprünglicher Geſtalt vorlieſen wollte, ſo würden allen Anweſenden die Kinnbacken auseinanderſpringen. Jedes Volksgedicht iſt nur inſofern eins, als es in ſeiner Zeit ſteht; aus dieſer herausgenommen, verliert es ſeine Bedeutung: es erſcheint dann als etwas, das uns nicht anregt, weil es nicht in unſer Leben eingreift und für uns die innere Wahrheit verloren hat, durch die wir es allein verſtehen können. Ein Nationalgedicht kann nicht gedacht werden ohne das Volk, in welchem und für welches allein es entſtand; verändert die Zeit das Volk, ſo hört es auf dieſem ſowie jedem Andern ein ſolches zu ſein, unbeſchadet der Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes, es in dieſer Eigenſchaft zu erkennen. Das Nibelungenlied iſt uns ebenſo fremd und ebenſo nah als der Homer; es intereſſirt die Gelehrten, aber nicht im geringſten die Nation. Die Erwartungen, welche man eine Zeit lang in Deutſchland gehegt hat und vielleicht noch hegt, daß eine neue Nationalpoeſie als Extract und Deſtillation aus den Nibelungen gewonnen werden könne, ſind leere Luftgebilde. Wenn der Homer die Vorrathskammer der attiſchen Tragiker war und Äſchylus ſeine Tragödien Brocken von dem großen Homer'ſchen Gaſtmahl nannte, ſo konnte und mußte das der Fall ſein, da Homer in dem Munde und Herzen eines jeden Griechen war, wir aber das Nibelungenlied nur in verſchiedenen Ausgaben auf mehr oder weniger ſchlechtem Druckpapier haben. Mit den Kleidermoden drang auch die individuelle Poeſie der höhern Stände zum Volke herab, und Opernarien, Moralien und verdächtige Lieder ſchwimmen in buntem Gemiſch durcheinander, und es iſt nichts Nationelles und Charakteriſtiſches mehr im Volksgeſange zu unterſcheiden.

Der Dichtkunſt, wie überhaupt den Künſten in unſerer Zeit, fehlt jede ſociale, volksmäßige Bedeutung; ſie bewegen ſich alle auf dem Hintergrunde einer kosmopolitiſchen Philoſophie; daß aber eine abſtrakte philoſophiſche nie die ſociale und nationale Bedeutung erſetzen kann, müſſen wir jetzt nach den gemachten Erfahrungen wol einſehen. Wir können dies am klarſten an den redenden und bildenden Künſten nachweiſen, die weſentlich auf ſolcher Bedeutung ruhen. Unſere ganze moderne Malerei, Sculptur, Poeſie und Beredtſamkeit iſt trotz der ſubtilſten Kenntniſſe, trotz der geiſtreichſten Combinationen doch nur eine leere klägliche Nachahmung vergangener Zeiten geblieben. Jede Nachahmung aber wird Manier, weil das Wort nicht freiwillig aus der Sache ſelbſt quillt und ſie erſt aufdauen ſoll; es iſt ein abgeriſſener Zweig in dürren Grund geſteckt, der bald welkt. Jene Höhen der Wiſſenſchaft und Kunſt können überhaupt nur Wenige erreichen; der Maſſe des Volks bleiben ſie unzugänglich; für dieſe ſind nur Reſultate vorhanden, inſofern ſie das gewöhnliche und äußere Leben durchdringen. Wie erbärmlich ſtehen unſere Künſte, Theater, Poeſie zum innern Leben des Volkes! als eine beluſtigende Spielerei für erwachſene Kinder, um Gähnen und Langweile abzuhalten. Wenn aber die Poeſie aufhört, ein treuer Spiegel des Volkes und durchaus dämoniſch zu ſein, ſo ſinkt ſie allmälig zu einer frivolen Kunſt, zu einer bloßen Geiſtesſpielerei herab. Außerdem liegt klar zu Tage, daß die gebildetſten, geglättetſten Sprachen der neuern Welt, wie die franzöſiſche, am allerwenigſten zur Dichtkunſt geeignet ſind, und die modernen Poeten in Frankreich und auch an andern Orten ſtellen das ſo wenig in Abrede, daß ſie ſich zu ihrem Privatgebrauch (exempla sunt odiosa) ein ganz beſonderes Idiom und mitunter ein wunderliches Kauderwälſch geſchaffen haben, welches ſeinen, gebildeten Ohren nicht immer ſehr angenehm klingt. Heißt das nicht ſeine Impotenz öffentlich eingeſtehen und an den Tag legen? Und wenn ſo viele Gründe und Beweiſe noch nicht für hinlänglich befunden werden ſollten, ſo haben wir noch einen in Rückhalt, der als ſolcher gelten dürfte. So wenig man ſich auch mit naturhiſtoriſchen Studien abgegeben haben mag, ſo kennt doch Jedermann das Geſetz der Schwere. Der menſchliche Geiſt macht Eroberungen in allen Experimentalwiſſenſchaften; es gibt ſogar einzelne Künſte, wie z. B. die Muſik, worin tägliche Fortſchritte gemacht werden, wie Sachverſtändige behaupten; in der Poeſie dagegen wird es von Tag zu Tage ſchlechter; iſt das nicht das ſicherſte Symptom eines über kurz oder lang bevorſtehenden Todes?

(Der Beſchluß folgt.)

Literariſche Nachrichten aus Polen.

Wilna.

Wilna, welches im zweiten Decennium dieſes Jahrhunderts, da hier um Lelewel und Mickiewicz eine junge feurige Generation geſchart war, ſich als Mittelpunkt der polniſchen Literatur behauptet hat, ſcheint in den letzten Jahren vor andern Hauptſtädten der ehemaligen polniſchen Provinzen wieder eine Art Vorrang gewinnen zu wollen. In der letzten Zeit iſt hier manches nicht unwichtige Werk ans Licht getreten, obgleich die Buchhändler eine Scheu haben, polniſche Originalwerke zu verlegen, und ihre Speculationen höchſtens auf Überſetzungen franzöſiſcher Romane und Schulbücher ausdehnen, den Schriftſtellern es aber ſelbſt überlaſſen, Pränumeranten zu ſammeln und ihre Werke zu verlegen. Seit etwa zwei Jahren hat ſich in der polniſchen Literatur ein junger Mann bemerkbar gemacht, der ſchon jetzt eine eigenthümliche Stellung ſich geſchaffen und zu den geäußerten Erwartungen berechtigt. Es iſt Joſeph Ignaz Kraszewski zu Omelno in Volhynien. „Unſere neuere Literatur", ſagt Siedlecki in ſeiner „Literatura i krytyka", „hat bisher wol gründliche Gelehrte aufzuweiſen gehabt, die in der Stille ihres Studirzimmers den Intereſſen des Tages fern ſtanden, auch leichtfertige Belletriſten, welche, größtentheils befangen in der Bewunderung und Nachahmung fremdländiſcher Schriftſteller, tiefern Gehalt und dauernde Einwirkung vermiſſen ließen; aber einen kenntnißreichen und talentvollen Literaten, dem ſein Lebensberuf deutlich vorgezeichnet iſt, hat ſie erſt wieder in Kraszewski erhalten. Er hat zuerſt verſtanden, Gegenſtände der Hiſtorie, der ſogenannten ſtrengen Wiſſenſchaften vertraulich zu behandeln, als Gegenſtände, an denen das ganze Publicum Antheil zu nehmen habe, und dieſe zum Inhalte der einheimiſchen Literatur erhoben." In der That iſt wol ſeit Moritz Mochnacki, der ſich aber in ſeinen letzten Jahren, ſeit der Revolution, nur mit Politik befaßt hat, Niemand unter den Polen aufgetreten, der ſo viel

Digitized by Google

Anlage zu einem Publicisten gezeigt hätte wie Kraszewski. Leichtigkeit in der Erfindung, Fülle der Rede, Gewandtheit der Darstellung, scharfe Beobachtungsgabe, mit Witz und Ironie gepaart, sind seine hervorstechenden Eigenschaften. Zuerst ist er mit einigen Romanen hervorgetreten, deren Stoff aus Polens Geschichte entnommen ist und in denen die Gestalten der Vorzeit in lebensvollen Zügen sich darstellen. Diesen folgte der erste Theil der „Poezye", welche zwar auch von einem originellen, schaffenden Geiste, aber auch davon Zeugniß ablegen, daß Kraszewski's Stelle, wie Gradowski sagt, „eigentlich unter den Dichtern ist, die in Prosa schreiben". Von größerm Interesse sind die „Wędrówki literackie, fantastyczne i historyczne" (Literarische, phantastische und historische Wanderungen, Th. 1), phantastische Erzählungen, die etwa denen E. T. A. Hoffmann's — welchen Kraszewski, wie aus einem der Artikel des Werkes erhellt, wohl zu schätzen versteht — vergleichbar sind, Bilder aus dem täglichen Leben, voll jugendlicher Frische und Ausgelassenheit, auch einige Skizzen zu einer Selbstbiographie enthaltend. Wie vielseitig Kraszewski's Studien sind, erhellt daraus, daß er auch mit einer umfassenden „Geschichte von Wilno" sich beschäftigt, deren erster Theil bereits erschienen ist. Wir werden später auf dieses, auf sechs Bände berechnete Werk in diesen Blättern zurückkommen. Ein einzelner Abschnitt eines gleichfalls von ihm vorbereiteten historischen Werkes: „Geschichte Lithauens zur Zeit Witold's", findet sich in der von T. D. veranstalteten Sammlung vermischter Schriften: „Pisma rozmaite." Es wird hier von Kraszewski insbesondere die Zusammenkunft geschildert, welche Witold 1429 in Luck veranstaltete, um sich mit Bewilligung der Polen zum Könige von Lithauen zu erheben. Auch aus diesem Fragmente leuchtet Kraszewski's Talent, historische Personen im vollen Leben darzustellen, hervor.

Neben einer vollständigen Geschichte von Lithauen: „Dzieje starożytne narodu litewskiego" von Theodor Narbutt (bis jetzt vier Theile), die besonders durch Mittheilung vieler bisher ungedruckter historischer Belege und Actenstücke von Wichtigkeit ist, ist zu erwähnen der zweite Theil der Geschichte von Wilna: „Historya miasta Wilna", von Balinski, der die Jahre 1430 — 1536 umfaßt. Der Verf. hat die Erwartungen, welche man sich nach dem ersten Theile versprach, nicht durchaus erfüllt; man erkennt zwar die mit großem Fleiße geschehene Verknüpfung vieler zerstreuter historischen Nachrichten an, aber man vermißt daneben insbesondere ein näheres Eingehen in die Geschichte der innern städtischen Verhältnisse, eine Darstellung des städtischen Handels, der Innungen, des Kirchenwesens, der Reformation u. s. w., wozu dem Verf. die Stadtarchive hinlängliche Quellen darboten. Derselbe bleibt meistens nur bei allgemeinen Umrissen stehen und theilt nach andern Geschichtschreibern, z. B. Voigt, Schlözer, viele nur in die allgemeine Geschichte Lithauens gehörige Thatsachen mit; wo ihn aber jene verlassen, ist er oft ungenügend.

Allgemeine Anerkennung hat ein anderes Werk von Balinski: „Pamiętniki o królowéj Barbarze" (Denkwürdigkeiten über die Königin Barbara Radziwill, Gemahlin Sigismund August's), gefunden. Der Verf. hat alle Data, die er über das Leben der merkwürdigen Frau aufzufinden vermochte, auf eine geschickte Weise in eine recht interessante Erzählung verflochten und auch mehre Briefe des Königs und der Barbara, Zeugnisse der heißesten Liebe Beider, aus den Radziwill'schen Archiven mitgetheilt. Eine besondere Zierde des Werkes ist das Bildniß der Barbara, welches nach einem alten Portrait, das sich im Schlosse zu Nieswierz befindet, sehr sauber gearbeitet ist.

Die ziemlich lange Reihe der polnischen Memoiren sollten „Pamiętniki Samuela Maszkiewicza" (Denkwürdigkeiten des Samuel Maszkiewicz) vermehren; aber sie sind zum großen Theil bereits in dem zweiten Bande der Memoirensammlung des Niemcewicz abgedruckt, und in der vorliegenden neuen Ausgabe sind sie nur durch mehre wichtige Anmerkungen vermehrt. Sie beginnen mit dem Jahre 1594 und sind nicht nur für die ältere Geschichte Polens, sondern auch Rußlands von Bedeutung, weshalb sie auch bereits von Ustrialow ins Russische übersetzt worden. Über die frühern Sitten der Moskowiter wird hier berichtet: „In Moskau lachten sie über unsere Tänze und meinten, das sei gar eine besondere Lust, im Zimmer auszuholen und in den Winkeln umherzuspähen, ohne daß man etwas verloren hat, und wie ein Narr umherzuspringen. Dazu halten sich die Russen eigene Narren, die müssen ihnen etwas vortanzen und zuweilen auch auf einem Instrumente, das einer Geige ähnlich ist, etwas vorspielen. Anstatt des Bogens befindet sich in der Mitte dieses Instruments ein Rädchen, das an die Saiten streift und auf diese Weise den Ton hervorbringt. Während nun der Spielmann mit der einen Hand das Rädchen dreht, drückt er mit der andern die Claves an, deren gegen zehn am Halse des Instruments befindlich sind. — An ihren Gesprächen lassen die russischen Männer die Frauen nicht Theil nehmen und erlauben ihnen nicht einmal sich öffentlich zu zeigen, ausgenommen in der einen Gegend. Die Wohnstuben der Frauen befinden sich stets in dem hintern Theile des Hauses, und obgleich dieser einen besondern Eingang hat, so trägt doch immer der Wirth den Schlüssel bei sich, und nur durch dessen Stube kann man in die der Frauen gelangen. Will ein Schuldner nicht bezahlen, so läßt ihn der Richter vor den Razrad (das Gerichtshaus) kommen, der Gerichtsdiener wartet seiner vor der Thür und prügelt mit einer gegen anderthalb Ellen langen Ruthe auf die Waden des geduldig Dastehenden wol eine Stunde lang täglich los, bis dieser seine Schuld abgetragen. Der kann aber auch einen Andern für sich nach dem Razrad schicken, und leicht findet er einen Stellvertreter für Geld."

Eine sehr gute Übersetzung von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" vom Hauptmann Bychowiec, deren erster Theil vorliegt, erscheint zwar etwas spät, muß aber doch bei dem Mangel an polnischen Originalschriften über Philosophie als eine Bereicherung für unsere Literatur angesehen werden.

Polen hat unlängst seinen ausgezeichnetsten Physiologen, den hiesigen Professor Andreas Sniadecki, durch den Tod verloren. Er wurde 1770 bei Znin im ehemaligen Großpolen geboren, studirte auf Kosten des Staats im Auslande Medicin und wurde in Padua zum Doctor creirt. Dann kehrte er, nachdem er noch eine wissenschaftliche Reise nach England und Schottland gemacht hatte, ins Vaterland zurück und wurde 1797 zum Professor der Universität Wilna ernannt, in welchem Amte er unter den mannichfachen Umgestaltungen der Universität bis 1826 mit großem Beifall lehrte. Er suchte dann auf dem Lande als emeritirter Professor Ruhe und Erholung, wurde jedoch schon 1832 bei Errichtung der neuen medicinisch-chirurgischen Akademie in Wilna von neuem zum Professor der Klinik berufen. Er starb am 11. Mai 1838 im achtundsechzigsten Lebensjahre. Sein berühmtestes Werk ist seine „Theorie von organischen Wesen", ins Deutsche übersetzt von Neubig (Nürnberg 1831), über welche der große deutsche Physiolog Johannes Müller in Berlin, folgendes Urtheil gefällt hat: „Diese mit philosophischer Tiefe und mathematischer Methode geführte Untersuchung zeigt, wie die Elemente der Medicin gelegt werden müssen. Sie ist nach meiner Meinung die erste philosophische Grundlage eines wissenschaftlichen Systems der Medicin." Eine Sammlung sämmtlicher Schriften Andreas Sniadecki's wird bei Glücksberg erscheinen; hier werden auch dessen humoristische und satirische Schriften, z. B. die „Brukowe wiadomości" (Straßengewäsch), die einst so viel Aufsehen erregten, anzutreffen sein.

Ein anderer Veteran, der um die Ausbreitung der polnischen Literatur die größten Verdienste sich erworben, der hiesige Buchhändler Joseph Zawadzki, starb am 17. Dec. 1838. In seinem Verlage sind während seiner 30jährigen Geschäftsführung über 400 polnische Werke, darunter sehr wichtige und kostbare, erschienen, und Polen verdankt seiner Aufmunterung so manches schätzbare Werk. Er besaß selbst genaue literarische Kennt-

Digitized by Google

nisse nnd begann noch gegen das Ende seines Lebens den Druck seines lange vorbereiteten und über die ganze polnische Literatur sich erstreckenden bibliographischen Werkes: „Obraz bibliograficzno-historyczny Literatury polskiéj", von dem nun das erste Heft von seinen Söhnen herausgegeben worden ist.

Die Sammlungen von Schriften verschiedener Autoren werden bei uns jetzt beliebt. In der von Alexander Groza veranstalteten Sammlung: „Rusalka", werden wir durch „Bemerkungen über Karpinski" an den lieblichen, aber in seinen letztern Lebensjahren mit sich selbst zerfallenen Dichter erinnert, von dem es mit Recht heißt, daß er allein an dem Hofe des Königs Stanislaus August seine Poesie aus sich selbst zu schöpfen suchte und nicht ganz, wie die andern Hofpoeten, in Nachahmung der Franzosen unterging. Außerdem begegnen wir hier des mit großem Beifall auf den polnischen Bühnen aufgenommenen Trauerspiels von Korzeniowski: „Der fünfte Act." Zwei ähnliche Sammlungen sind der „Bojan", herausgegeben von Pienkiewicz, zu dem der obenerwähnte Kraszewski die Hauptartikel geliefert hat, und der in Petersburg von dem Geistlichen Krasinski herausgegebene „Literarische Almanach" (Nowoczesnik literacki), der mehr eine religiöse Richtung verfolgt.

Unter den hier neu erschienenen Gedichtsammlungen haben sich nur die „Piesni wieśniaczn z nad Niemna" (Lieder des Landvolks am Niemen), herausgegeben von Czeczot, eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen gehabt. Es sind Übersetzungen und Nachahmungen von Liedern, welche das lithanische Volk in der weißrussischen Mundart noch heute singt, sie tragen ganz das Frische und Zarte anderer Volkslieder an sich und erregen eine unnennbare Sehnsucht nach dem Zustande, in welchem vom Volke die Natur, die Familie und die einfachsten Güter mit gleicher Liebe und Freude umfaßt werden. Die „Poezye" von Michael Jnzierski enthalten poetische Beschreibungen der ukrainischen Natur, der dortigen Lebensweise und Volksgebräuche; sie sind insofern von Interesse, obgleich sie zu dem geschilderten Gegenstande nicht hinaufreichen mögen. Eine dritte Sammlung: „Poezye trzech braci" (Gedichte dreier Brüder Grzymalowski), enthält zum großen Theil erotische Gedichte, denen aber das frische ausströmende Leben und echte Lust abgeht, und die deshalb oft zu bloßen Reimereien hinabsinken.

An Zeitschriften sind bei uns neben der politischen Zeitung nur noch das zweite Heft der „Literatura i krytyka" von Grabowski, der es sich diesmal, in die französische Literatur einzudringen, zur ausschließlichen Aufgabe gestellt hat, und die Fortsetzung der „Wizerunki" zu nennen. Die letztern sind bis auf 24 Hefte angewachsen und enthalten meist Übersetzungen aus französischen Zeitschriften, darunter Vieles für Polen von minderm Interesse. 9.

Literarische Notiz.

Unter den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur verdienen erwähnt zu werden: eine Übersetzung von Johannes Müller's „Physiologie" vom Dr. Baly; eine Übersetzung von Goethe's „Farbenlehre" durch Charles Lock Eastlake besorgt; die Vollendung der Übersetzung von Ritter's „Geschichte der alten Philosophie" durch Morrison; eine Übersetzung von Ranke's „Geschichte der Päpste", eine von Becker's „Scenen aus Roms häuslichem Leben" und mehre andere verschiedener Werke. Für vergleichende Anatomie ist wichtig Jones' „General outline of the animal kingdom", wovon jetzt der sechste Theil erschienen ist. Aus der historischen Literatur erwähnen wir „An inquiry concerning the origin of christinnity", das demnach als Einleitung zu Milman's „History of christianity" (bis zur Einführung desselben und Verdrängung des Heidenthums im römischen Reiche) dienen kann; ferner „An inquiry into the history and theology of the ancient Vallenses and Albigenses by *George Stanley Faber*". Hallam's „Introduction to the literary history of the 15th, 16th and 17th centuries" ist jetzt vollendet, von Froissart's „Chronik" ꝛc. eine neue Ausgabe mit Anmerkungen und 120 Holzschnitten erschienen. Die Berichte, Depeschen und dgl. der französischen Gesandten in England und Schottland während der wichtigen Ereignisse des 16. Jahrhunderts gibt Charles Purton Cooper heraus; bis jetzt sind zwei Bände erschienen. Von einem allgemeinen menschheitlichen Interesse ist „Colonization and christianity" oder von der Behandlung der Eingeborenen in den Colonien der Europäer. Von dem gegenwärtigen Zustande von Ostindien gibt das Werk: „British India", von dem englischen Missionnair William Campbell, eine übersichtliche Darstellung, und zur Kenntniß der britischen Colonien in Australien dienen die interessanten „Reconnoitring voyages and travels by *W. H. Leigh*". Über China ist ein neues Werk herausgekommen unter dem Titel: China, its state and prospects, by the Rev. *W. H. Medhurst*", der sich 30 Jahre als Missionnair in China aufhielt. Die „Elements of practical agriculture", welche ihrem Zweck sehr zu entsprechen scheinen, sind in einer zweiten Auflage mit 200 Holzschnitten herausgekommen. Als ein gutes Schulbuch, das auch in Deutschland beim geographischen Unterricht benutzt werden sollte, verdiene das „System of gengraphy by *Thomas Ewing*" genannt zu werden; es hat jetzt die funfzehnte Auflage erlebt. Zum Selbstunterrichte in der Mathematik ist Alexander Ingram's „Concise system of mathematics" zu empfehlen, von dem jetzt eine vierte Auflage erschienen ist. In der schöngeistigen Literatur ist wenig von Bedeutung anzuführen. Ein Roman von James: „The gentleman of the old school" (3 Bde.), ein anderer von William Carleton unter dem Titel: „Fardorougha the miser, or the convicts of Sinnamona", und einige dramatische Stücke, wie „Hannibal in Bithynia", ein sternghistorisches dramatisches Gedicht von Henry Gally Knight, dem Verfasser des Buchs: „The Normans in Sicily", das sich mit Geschichte und Baukunst der Normanen auf Sicilien beschäftigt, eine Tragödie: „The spanjard" oder „Relvindez and Kizorn", von Simon Gray, eine Komödie: „The young country-widow", von Demselben, machen nebst mehren andern Stücken und einer Sammlung von James Montgomery's „Poetical works" das Neueste aus. Im Betreff der englischen Rechts- und Staatsverfassung verdienen im Auslande beachtet zu werden: „On the present unsettled condition of the law and its administration" von John Miller und „The parliaments and councils of England" von Charles Henry Parry, mit einer Dedication an die Königin. 161.

Literarische Anzeige.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisebilder

aus

Süddeutschland und einem Theil der Schweiz.

Gesammelt im Sommer **1838**

von

Gustav von Heeringen.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser, schon seit längerer Zeit vortheilhaft im Publicum bekannt, hat sich besonders durch seine „Reise nach Portugal im Jahr 1836" (2 Thle., 1838, 3 Thlr. 12 Gr.) als einen geistreichen Reiseskizzisten gezeigt, und bietet in vorstehender Schrift eine neue anziehende Gabe.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 266. — 23. September 1839.

Franzöſiſche Lyrik.

(Beſchluß aus Nr. 265.)

Es iſt allerdings noch das kleine Genre, das individuell-lyriſche übrig, welches in Frankreich erſt ſeit kurzem aufgekommen iſt und bereits faſt das ganze Gebiet der ſogenannten ſchönen Literatur erobert hat. In frühern Zeiten fand man nur in den größten Anſtrengungen und Heldenthaten eines ganzen Volks Stoff zu einer Epopöe; in unſern Tagen erſcheinen ſehr lange Dichtungen über einen individuellen Seelenſchmerz, und es gibt Dichter von ſo erſchrecklich fruchtbarer Empfindelei, daß ſie ſich nicht ſcheuen, den banalſten Aphoriſmus über die Vergänglichkeit flüchtiger Gelüſte in zwei Octavbänden von 200,000 Verſen zu umſchreiben und auseinanderzuhaſpeln. Man iſt übereingekommen, von dieſen Übertreibungen und Gedehntheiten mit hoher Achtung zu ſprechen und ſie als Meiſterwerke hinzuſtellen; wir wollen keinem Renommée nahe treten und vermeiden gern Perſönlichkeiten. Nichtsdeſtoweniger achten wir dafür, daß die Weiber berufen ſind, in dieſem Genre etwas Beſſeres zu leiſten. Alle Erſcheinungen des Tages deuten darauf hin: in Deutſchland und Frankreich finden wir eine Frau, welche die beſte lyriſche Proſa ſchreibt; hat je ein Franzoſe ſo hübſche kleine Gedichte gemacht als Delphine Gay, Madame Taſtu ꝛc.? und haben nicht vor wenigen Tagen die Großrichter des guten Geſchmacks in Frankreich einer Frau die akademiſche Palme zuerkannt, um welche gefährliche Mitbewerber rangen? Warten wir noch einige Zeit, und es werden manche neue Geſtirne am lyriſchen Himmel aufgehen, um andere zu verdunkeln. Es liegt ſo ſehr auf der Hand, daß die Frauen fürs individuell-lyriſche Genre geſchaffen ſind, daß ſie ſich von Haus aus, ohne Studium und vorhergegangene Belehrung darin auszeichnen. Man wird uns hoffentlich nicht zumuthen, Beiſpiele von dieſer ganz beſondern Befähigung der Frauen weit herzuholen. Die erſte von den vorliegenden Gedichtſammlungen, welche dieſe Vorerinnerungen und allgemeinen Betrachtungen zur nähern Angabe und Bezeichnung der Sphäre, in die alle drei, wenn auch bewußtlos eintreten, veranlaßt haben, rührt von einer Frau her, welche nicht unter den günſtigſten, lachendſten Verhältniſſen aufgewachſen ſcheint. Madame Touchard, meldet die Vorrede, ſei bei ihrem Eintritt ins Leben von den bitterſten häuslichen Sorgen und ſchwerſten Prüfungen heimgeſucht worden und habe weder die erforderliche Seelen- noch Körperruhe gehabt, an ihre ſpecielle Erziehung und Ausbildung zu denken; es ſei ihr kaum die Zeit übrig geblieben, ihr literariſches Urtheil durch das Leſen einiger guten Schriftſteller zu disciplinieren. Wir finden alſo in ihren Gedichten die Gefühle einer weiblichen Seele niedergelegt, welche Alles ſelbſt geſchaut, erlebt und empfunden hat; und in dieſer Beziehung ſind jene Gedichte namentlich empfehlenswerth. Man fühlt mit Wohlgefallen, daß dieſe Gedichte nicht für Kunſtgenoſſen geſchrieben ſind, daß jedes unbefangene Gemüth daraus Erbauung ſchöpfen kann; wir finden überall Achtung des Heiligen und, was in Frankreich ſelbſt für eine Frau ſchwer iſt, Vergeſſen der leeren Parteigängerei unſerer Zeit, worüber die Hauptſchlachten vernachläſſigt werden und verloren gehen. Wer dieſe Sammlung nicht lieſt, dem wollen wir auch kein Urtheil über das Einzelne darin zum Nachſprechen geben; wer ſie lieſt, der hat entweder jenen nothwendigen Sinn, oder er hat ihn nicht: im letztern Fall iſt ihm durchaus nicht zu helfen, im erſtern wird ſich ihm das Schönere von ſelbſt kenntlich machen. Das Schlechte hier auszuſtellen, ſcheint unwürdig und ungalant, weil das Meiſte in gutem Sinne gedacht, wenn auch nicht gedichtet iſt. Überhaupt kenne ich nichts Peinlicheres, als in einer Recenſion etwa Auszüge und einzelne Schönheiten aus einem lebenswarmen Ganzen herausreißen und namentlich Gedichte aufs Seecirbret der Kritik zu legen. Es gibt da nur zwei Wege: man muß das Ganze entweder tadeln oder loben.

Letzteres thun wir bei dem zweiten Bändchen Gedichte, welches He. Ayma in Toulouſe unter dem beſcheidenen Titel: „Préludes", herausgegeben hat, und worin wir einige Strophen finden, in denen ein lieblicher, herzerquickender Duft ſchöner, reiner Poeſie weht. Der Verf. hat ſein Büchelchen in drei Abſchnitte eingetheilt, welche „Essais", „Préludes", „Les bords de l'Adour" betitelt ſind. Die dichteriſchen „Essais" beſtehen faſt ausſchließlich aus Überſetzungen oder freien Bearbeitungen nach dem Engliſchen und Deutſchen, welche zwar größtentheils ſchwach gerathen ſind, jedoch für uns beſonders darum erfreulich waren, weil ſie das Zeugniß in ſich tragen, daß das Einheimiſche in Frankreich in den letzten Jahren, der wilden Emeuten und des Bürgerkrieges ungeachtet, gedeiht, während das Fremde ſich immer mehr akklimatiſirt. In

Digitized by Google

dem zweiten Abſchnitte gibt uns Hr. Ayma Proben von ſelbſtändigen Gedichten, und zwar in einer Sprachfertigkeit, die auch das Unbedeutendſte ſchätzbar macht, in einer Freiheit, die zu ſchönen Erwartungen berechtigt. Wir erwähnen beſonders die allerliebſte Elegie: „Le couvent", und zwei hübſche Naturſchilderungen: „Les Landes" und „Le château de Montesquieu". Die dritte und letzte Abtheilung bringt dios Sonette, welche, wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, alle in der hübſchen Stadt Dax an dem Ufer des Adour im Landesdepartement gedichtet und am fleißigſten, ſorgfältigſten und liebreichſten ausgearbeitet ſind. Aber die väterliche Liebe war hier, wie in ſo vielen andern Fällen, blind; das Sonett iſt aus der Mode gekommen, d. h. langweilig geworden; und wenn Boileau wieder aufſtände, würde er nicht mehr ſagen: „Souvent un bon sonnet vaut mieux qu'un long poème." Corneille, J. B. Rouſſeau, Voltaire, Shakſpeare u. ſ. w. haben zwar Sonette gedichtet; aber jedes Ding hat ſeine Zeit. Das Sonett iſt todt; Ruhe und Friede ſeiner Aſche! Manche Sonette des Hrn. Ayma ſind übrigens ſehr artig, einzelne Incorrectheiten abgerechnet, und beiweitem nicht ſo ſteif und prätentiös als die Sonette der ſchönen Geiſter des 18. Jahrhunderts. Im Ganzen genommen, iſt das Werkchen von Hrn. Ayma geſetzt und ruhig, wie ein gutes Gewiſſen oder wie eine glückliche Ehe, und verdient den Beifall, welchen es im Süden von Frankreich erhalten hat, wenn wir den Provinzialblättern von Nimes, Toulouſe und Limoges Glauben ſchenken dürfen.

Das zuletzt angezeigte Bändchen Gedichte, mit proſaiſchen Intermezzos vermiſcht, verräth uns einen Verf., der eine krankhafte Vorliebe zu traurigen und ſchwermüthigen Gegenſtänden hat wie ſo viele jüngere moderne Dichter, welche, um Intereſſe einzuflößen, ſich ſtellen, als wenn ſie Krämpfe und Nervenanfälle bekämen wie hübſche Mädchen und Frauen. Sie kehren den Menſchenmahnungen den Rücken zu und lenken ihre Schritte vorzugsweiſe nach Kirchhöfen, verfallenen Thürmen und einſamen Waldwegen im Gebirge, wo ſie mit den Todten, Uhus und Spitzbuben verkehren und in einem fort lamentiren wie beſtellte Thränenweiber. Wir haben nicht die Ehre, Hrn. Soi von Ploermel zu kennen, aber wir ſchmeicheln uns mit der Hoffnung, daß der junge Dichter, welcher uns in ſeinen Klageliedern auf dem Grabe Annettens ſo traurig und lebensmüde entgegentritt, nicht immer den heitern Sonnenſchein und fröhliche Menſchen verſchmäht, weil aus ſeinem Buche, im Ganzen genommen, ein Geiſt und Herz ſprechen, welche Erfreuliches leiſten können. Überhaupt iſt es bei Dichtern ein ziemlich verbeeiteter Irethum, daß ſie immer auf einem Flecke ſtehen bleiben und das Ende der Dinge ins Auge faſſen, während ſie ſtets foetſchreiten und die Gegenwart mit ihren zahlreichen Hülfsquellen ſtudiren ſollten, um an dem Kampfe unſerer Zeit Theil zu nehmen, der noch weit entfernt iſt ausgekämpft zu ſein und rüſtige Athleten braucht. Wenn wir die Laufbahn vieler jungen Dichter überſehen, die bei mancher Faſſungsgabe, Sprachfertigkeit nnd Fleiß doch auf einer und derſelben Stufe wie von einem böſen Zauber feſtgehalten ſcheinen, ſo dünkt es uns beſonders an dem durch feembartige Wiſſenſchaftlichkeit geweckten Bewußtſein des individuell Lyriſchen im Gemüthe zu liegen, das von jedem winzigen Gefühl in ſich mehr ergriffen und angeregt wird als von den wichtigſten Begebenheiten der Voe- und Mitwelt; die ganze Geſchichte dient ihnen zum Rahmen, um ihre Individualität und Perſönlichkeit darin auszuſpannen. Die Franzoſen ſind zwar noch nicht ſo geiſteskrank und lächerlich, daß ſie Maikäfer, Johanniswürmchen und jeden andern Quark beſingen; allein jener obengerügte Gemüthsfehler ſtörte uns ſchon hin und wieder in den Gedichten des Hrn. Ayma, mehr noch in den Lamentationen des Hen. Soi. Wenn dieſe Leutchen nicht ſchnell ſtrenge Buße und Bekehrung thun, ſo wurzelt und wuchert das Unkraut bald ſo ſtark, daß es nicht mehr auszujäten ſein wird. Wie viele Bände leerer lyriſcher Ergießungen ſind bei uns entſtanden von Menſchen, die ihr ganzes Weſen in ein paar Liedern hätten erſchöpfen ſollen. Wir können den jungen Poeten nue den Rath geben, ihrer Dichterlaune ſo viel als möglich Zügel anzulegen und uns namentlich mit ihren individuell-lyriſchen Gefühlen zu verſchonen; denn dieſes kleine poetiſche Genre iſt bei den meiſten nur ein Vorwand, uns ein Langes nnd Breites von ihrer Katze, ihrem Pudel, ihrem Jockey, ihrer todten Marie, ihrer Nachtmütze, ihrer lieben Frau und andern Schnurepfeifereien des Junggeſellen- und Eheſtandes zu erzählen. Ich geſtehe aufrichtig, daß mir ein banales Geſpräch von ſchönem Wetter, von Wind und Regen tauſendmal lieber iſt als dieſe poetiſchen Pinſeleien; und das Leſepublicum, welches eine vernünftige Unterhaltung mit jedem Schriftſteller führen will, dürfte ſehr wenig Wohlgefallen an dieſen Dingen finden. Es iſt jedem Dichter zu rathen, daß er ſich nicht im Négligé vorſtellt. Was würde man von einer Kokette ſagen, welche ihre Liebhaber in die Myſterien ihrer Schminkkäſtchen, Pomadenbüchſen, kurz ihrer Toilettenkünſte und in die tiefſten, unergründlichſten Geheimniſſe ihres Boudoirs einweihen wollte? — Über fromme Gedichte können wir keine Lehre geben; doch wünſchen wir jedem frommen Geſange eine ſcherzhafte Parodie irgend eines Ungläubigen, damit er in überlebender Kraft ſeinen Geiſt bewähre, oder als ein böſer Geiſt beſprochen weede.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß die eben beſprochenen drei Bände Gedichte alle in den Departements, im Norden, Weſten und Süden von Frankreich erſchienen ſind. Die Dichtkunſt, von der immer ſteigenden Cultur aus Paris vertrieben, hat ſich in die Provinzen geflüchtet, wo in der letzten Zeit eine Menge ſogenanntee Naturdichter aufgeſtanden ſind, die nichts weniger als dieſen Namen verdienen. In Nimes lebt der bekannte Bäckermeiſter und Dichter Reboul; in Agen ſingt ein Perückenmacher, deſſen Name mir entfallen, Lieder in der Sprache der Troubadours; in Rouen machen ein Zinnarbeiter und ein Kattundrucker, Beuzeville und Lebreton, ganz nette Gedichte; ſelbſt in Paris war es ein Handweekee, dee neulich im Spital geſtorbene Hegeſippe Moreau, welcher ſich mit hohem Schwunge und vielem Glück in der Ode verſucht hat. Dieſe Symptome verkünden aber keineswegs, wie man zu glauben pflegt,

Digitized by Google

die Wiedergeburt der Poesie, sondern bestätigen einzig und allein unsere wohin ausgesprochene Meinung, daß die frühere individuelle Poesie der höhern und gebildeten Stände zum Volke hinabgedrungen ist und daselbst dieselbe nüchterne Leere der Abstraction angenommen hat, welche die Volksdichter des 19. Jahrhunderts am allerersten empfinden werden; und dann kann es nicht fehlen, daß auch sie die Dichtkunst als eine unnütze Spielerei bei Seite werfen und sich eenstern Bestrebungen zugesellen, von denen die Poesie alsdann für immer ausgeschlossen sein wird. 35.

Aus Italien.

Wir beginnen unsern diesmaligen Bericht über die neuesten Erscheinungen der italienischen Literatur mit der Anzeige von drei für die Geschichte der Künste, namentlich der Baukunst, nicht unwichtigen Werken. Das erste, dessen wir erwähnen: „Storia dell' arte col mezzo dei monumenti dalla sua decadenza nel IV secolo fino al suo risorgimento nel XVI etc." (6 Bde.), ist zwar nur eine Übersetzung von Seroux d'Agincourt's bekanntem Werk, aber eine Übersetzung mit manchen Zusätzen bereichert und schon darum einem Original ähnlich, weil Italien hier wie in einem Nationalwerke die Denkmale seines eigenen Ruhms wiederfindet, in dem Inhalte zum größern Theil die Früchte des italienischen Geistes vor sich sieht. Diesem aus der Fremde verpflanzten, schließen wir ein auf Italiens eigenem Boden erzeugtes Product an über das Leben und die Werke des großen Beamante („Memorie intorno alla vita ed alle opere di Bramante" etc.), von P. Luigi Pungileone, das zwar schon vor mehren Jahren in Rom erschien, hier in dieser Verbindung aber am passendsten von uns erwähnt wird. Der Ruf des Mannes, der wie viele Künstler seiner Zeit das dreifache Talent des Dichters, Malers und Architekten in sich vereinigte, ist so groß, die Nachrichten über sein Leben, über seine zahlreichen, durch Zuschreibung von vielem seiner Schule Angehörenden noch vermehrten Werke und über seinen Geburtsort selbst (nach dem Verf. ist derselbe das Städtchen Fermignano in der Nähe von Urbino am Berge Asdrualdo, weshalb er auf einer, ihm zu Ehren geschlagenen Münze Asdrualdinus heißt) sind so verschieden, seine Zeit, in welcher die Fürsten Künstler und die Künstler — selten durch eine Fertigkeit allein ausgezeichnet, sondern oft Maler, Bildhauer, Baumeister und Dichter oder doch Schriftsteller zugleich *) — Fürsten waren, in welcher die größten Kunstgenies auf beiden Seiten der Alpen blühten oder erstanden, ist ein solcher Glanzpunkt in der Geschichte der Kunst, und Bramante, der Wiederhersteller der italienischen Architektur, in der Armuth, welche er, ganz einem höhern Streben hingegeben, geduldig ertrug, bis ihn im spätern Alter Papst Julius II., fast wider seinen Willen, mit Ehren und Reichthümern überhäufte, eine so bedeutende Figur im Vordergrunde dieser Zeit, daß eine sich ausschließlich mit ihm, seinen Bestrebungen, Studien und Werken beschäftigende Monographie, sollte dieselbe auch, wie hier, nicht in streng biographischer Form abgefaßt sein, vielfach anziehend und für den Architekten nicht unwichtig ist. Dieser erhält hier in einer vollständigen Aufführung und Beschreibung von Bramante's Werken Gelegenheit, dessen Verdienste wie den Kunstcharakter seiner Schule kennen zu lernen, die durch ein gründliches Studium und eine geniale Anwendung des Antiken die Architektonik aus der bizarren Mischung verschiedener Formen, aus einer mehr auf Verzierung als auf das richtige Verhältniß der Massen bedachten Ängstlichkeit und Kleinlichkeit zu einem eigenthümlichen und selbständigen Styl emporhob, an welchem man, wenn er auch nach classischen Mustern gebildet ist, den Stempel des Genies und der eigenen Erfindung wahrnimmt.

Das dritte Werk, das wichtigste, dem wir deshalb eine größere Aufmerksamkeit widmen, beschäftigt sich mit der christlichen Baukunst auf Sicilien unter den Normannen; es ist das im vorigen Jahre zu Palermo erschienene Werk: „Del duomo di Monreale e di altre chiese siculo-normanne, ragionamenti ecc. per *Domenico Lo Faso Pietrasanta*, duca di *Serradifalco*" ꝛc. (mit 28 Kupfertafeln, Fol.). Seitdem man anfängt, der christlich-mittelalterlichen Baukunst die nämliche Aufmerksamkeit zu widmen wie der antiken, ist es wiederum Italien, wohin die Blicke von Archäologen und Künstlern sich vorzugsweise richten, nicht blos weil hier seit Theoderich *), namentlich unter den Longobarden, die alte und eigentlich gothische Architektur sich bildete, sondern weil überhaupt kein Land eine so volle Modellkammer aus allen Epochen der Kunstgeschichte darbietet, keins die Spuren der Übergänge verschiedener Nationalitäten, Religionen und Bildungsstufen uns in einem Gesammtübeblick so vor Augen legt wie Italien. Die alte Kunstkammer und Werkstatt der Künste, Griechenland, wurde ausgeplündert und zuletzt von geschmacklosen und stumpfsinnigen Barbaren besetzt; Italien aber, wenngleich von ungebildeten Völkerschaften häufig durchstürmt und erobert, ist doch so glücklich gewesen, seine alten Kunstdenkmäler zum Theil zu erhalten und durch immer neue zu vermehren, denen jede der auf der Halbinsel sich folgenden Nationen, Etrusker, Griechen, Römer, Byzantiner, Araber, Normannen und Deutsche, ihren besondern Charakter aufdrückte. Namentlich gilt dies von Süditalien und Sicilien, wo unter den Trümmern griechischer Tempel und Theater christliche Kirchen sich erheben, ja jene diesen oft zur Unterlage dienen, wie dem auf dem Grund eines alten Tempels erbauten Dom zu Messina. Auf dieser Insel, wo das classische Griechenthum zu starke Wurzeln geschlagen hatte, als daß es ganz ausgerottet werden konnte, und auf alle Völker, die in ihrem Besitz einander ablösten, einen unwiderstehlichen Einfluß übte, vereinigte sich, noch ehe die gothische oder deutsche Baukunst im mittlern und nördlichen Europa ihre Meisterwerke aufführte, orientalische und occidentalische oder byzantinische und lateinische Architektur mit arabischen Elementen zu einem eigenthümlichen Baustyl, aus dem die Werke der normannischen Könige, der Dom von Monreale, die Kapelle S.-Pietro im königlichen Palaste, die Kirche Sta.-Maria dell' Ammiraglio zu Palermo, die St.-Calalduskapelle und die Kirchen S.-Giacomo la Mazara und S.-Pietro la Bagnara als ebenso viel Trophäen des Kreuzes über den Halbmond der Sarazenen, der fast drei Jahrhunderte sich auf der Insel behauptet hatte, hervorgingen. Denn die Religion ist es, nicht Reichthum, nicht eine luxuriöse Bildung, was die Kunst erzeugt, was ihr Leben und Geist einhaucht, sie ist es, der diese hinwiederum ihre schönsten Werke weiht. Demnach mußte aus der Innigkeit der ersten noch ungeschwächten religiösen Begeisterung sich auch eine christliche Baukunst erheben und zuerst an den Orten, welche die Reste der antiken Kunst bewahrten und zugleich die frühesten Sitze der neuen Religion waren. Sobald daher die Christen aus ihrer ursprünglichen Verborgenheit herausgehen durften und die Nachsicht oder Gunst von Alexander Severus' Nachfolgern ihnen öffentliche Kirchen aufzuführen erlaubte **),

*) Aber nicht blos in Italien; es genügt an Albrecht Dürer's Vielseitigkeit zu erinnern. Diese Vielseitigkeit nehmen wir auch bei den antiken, namentlich griechischen Meistern wahr. Dichter, namentlich dramatische, waren Maler, Musiker und Architekten, und umgekehrt; daher „gar vielgebildet muß der Dichter sein". Im Fortgange der Zeit scheint das Princip der Theilung der Arbeit ebenso in die Kunst wie in die Wissenschaft gekommen zu sein; das ist der Einfluß des Industrialismus, der auf den höchsten Stufen der Civilisation die geistige Thätigkeit zum Mechanismus erstarren macht.

*) Gewöhnlich spricht man von dem Verfall der Künste und der Zerstörung der Kunstwerke durch die Barbaren; Theoderich wenigstens hat nur für ihre Erhaltung gesorgt; der Verfall begann, ehe Barbaren in Italien waren, und ganz unabhängig von diesen.

**) S. Tillemont's „Mémoires ecclésiastiques", III, 2, S. 68 fg.

Digitized by Google

erkennen wir in diesen, ungeachtet der Grundformen heidnischer Kunst, von denen man sich nicht loszumachen vermochte, die ursprüngliche Idee der christlichen Verbrüderung, d. i. die eines Schiffs.*) Denn die Kirche dachten sich ihre ältesten Lehrer als ein Schiff, das die Menschen aller Zungen und Nationen, gleich einem Packetboot, über das stürmische Meer dieser Welt in den Hafen ihrer ewigen Bestimmung führen sollte.**) Als später unter Konstantin das Kreuz über die Verfolgungen, denen es noch kurz zuvor ausgesetzt gewesen war, triumphirt, als die Kaiserin Helena sogar das wahre Kreuz Christi in Jerusalem gefunden hatte und man dieses mystische Symbol zum Gegenstand der höchsten Verehrung machte, wurde es nicht blos auf öffentlichen Plätzen und Gebäuden aufgepflanzt, es wurden nicht blos Helme, Schilde und Fahnen (das wunderthätige labarum) damit verziert, sondern es wurde auch fortan, da die größere Zahl der Bekenner mehr Altäre nothwendig machte und die Kreuzesform diesem Bedürfniß am besten abhalf, vorzugsweise für die äußere Form der Kirchen gewählt und ein großer Theil der 1800 Kirchen, welche sich in den 200 Jahren von Konstantin bis Justinian im Reiche erhoben, in der Gestalt des Kreuzes, jedoch nicht ohne einige Verschiedenheit im Orient und Occident, erbaut. Der unter morgenländischem Einfluß und der Verzerrung, Steifheit und Prunksucht eines despotischen Hofs gesunkene Geschmack bewirkte indeß, daß hier Pracht und überladener Schmuck für schön gehalten und mehr auf den Reichthum des Stoffs als auf die Symmetrie der Formen gesehen wurde; erst die Kirchen des Abendlandes, in denen das deutsche Gemüth sich zum Himmel emporhob, sollten wieder eine Einfachheit und Erhabenheit zeigen, für welche das Volk des byzantinischen Reichs keinen Sinn mehr hatte. Wenngleich daher Konstantin den Ehrgeiz besaß, in den Tempeln, die er zu Antiochien, Alexandrien, Jerusalem, Konstantinopel und andern Orten aufführte, mit den Meisterwerken des classischen Alterthums wetteifern zu wollen, so vermochte dieses Bestreben wol, vergoldete Kuppeln, glänzende Marmorbekleidung, kostbare musivische Arbeit, prachtvolle Geräthe und Gewänder aus den theuersten Stoffen, aber nicht die Schönheit hervorzubringen. Der Geschmack der Zeit erhielt seine vollste Befriedigung, das Kreuz seine glänzendste Verherrlichung in der Sophienkirche, wie sie, nachdem sie zweimal abgebrannt war — einmal nach der Vertreibung des Joh. Chrysostomus, das andere Mal in den blutigen Unruhen der Rennbahnparteien — Justinian durch seinen berühmten Architekten Anthemius mit ungeheurem Kostenaufwande wieder aufbauen ließ.***) Manche lateinische Kirchen haben größere Dimensionen als diese, 258 Fuß in der Breite und 269 in der Länge haltende, in der Gestalt eines griechischen Kreuzes erbaute Kirche; aber keine kann sich an Pracht mit einem Bau messen, an welchem der Dichter Paulus Silentiarius in seiner unpoetischen Beschreibung allein an 12 verschiedene Marmorarten aufzählt, und zu welchem das Reich seine Schätze, die heidnischen Tempel die letzten Reste der classischen Kunst gesteuert hatten. Mit Recht mochte deshalb Justinian sich rühmen, daß er Salomo übertroffen habe; eine Äußerung, die charakteristisch genug ist, um uns zu offenbaren, worauf der Geschmack und Ehrgeiz dieser neugriechischen Baumeister vornehmlich gerichtet war. Als der Ort, an welchem die Kunst und wissenschaftliche Bildung des Alterthums sich vorzugsweise gesammelt hatte, war Byzanz natürlich der Herd, von wo aus die Strahlen der Kunst sich nach allen Seiten hin, nach Britannien und selbst zu den Arabern verbreiteten. Auf Sicilien erkennen wir sie in dem Dom von Monreale und den andern von der Frömmigkeit der normannischen Könige errichteten Kirchen wieder; und wie sich in der Form der Bogen, den Mosaiken in Gold und Steinen, den biblischen Geschichten, mit denen die Wände verziert sind, byzantinische Kunst offenbart, wie sich auf der gleichsam zur Vermittelung von Morgen- und Abendland in der Mitte gelegenen trinakrischen Insel neugriechische, lateinische und arabische Baukunst die Hand reichten und einen eigenthümlichen Styl begründeten, der während der ganzen Zeit der normannischen Herrschaft auf Sicilien der herrschende blieb und zu der darauf im christlichen Europa unter dem Namen der gothischen verbreiteten, durch deutschen Sinn majestätisch und erhaben gestalteten Architektur ein nothwendiges Verbindungsglied, eine wesentliche Entwickelungsstufe bildete, das hat der Verfasser des vorhin angeführten Werks zu zeigen gesucht. Nach ihm wurden vor dem 12. Jahrhundert alle Kirchen ausschließlich entweder nach dem Muster der Konstantinischen, oder nach dem des Justinianischen Sophientempels erbaut und erst nach der Ankunft der Normannen auf Sicilien beide Baustyle miteinander vermischt und vereinigt. Im Einzelnen möchte zu bemerken sein, daß nach dem Grundriß nicht das Kreuz, wie der Verfasser will, sondern das alte Symbol des Schiffs die Form der Kirche von Monreale zu sein scheint, und in ihrer Eintheilung wir in der der Sophienkirche, nicht vier Theile, wie von ihm geschehen ist, sondern fünf anzunehmen sein dürften, nämlich, wenn man vom Westende ausgeht: Narther oder Auditio für die Katechumenen mit dem Fletus für die Buße Thuenden, Pronaos für die Gemeinde, Naos für Priester, Sänger ꝛc. und darum Chor genannt, durch Schranken davon geschieden die Schwelle (solea, limen), aus welcher man durch andere Schranken und mittels einiger Stufen auf das Bema (sanctuarium) mit dem Hauptaltar, dem Baptisterium und Vestiarium oder Diakonikum (der geistlichen Garderobekammer, denn wir Protestanten werden hierbei unwillkürlich ans Theater erinnert) trat. Es möchte ferner einzuwenden sein, daß die Arabesken in den sicilisch-normannischen Kirchen wie überhaupt im Abendlande nicht erst von den Arabern aus Persien gebracht sind, da die Römer, durch persische Teppiche lange vor den Arabern damit bekannt, ihre Zimmer und Bäder auf diese Weise verzierten und sie sich in alten Mosaiken mehrer der ältesten Kirchen in Rom und Ravenna, sowie an uralten christlichen Särgen befinden, wo sie vielleicht in der Sprache der christlichen Symbolik das Paradies oder jene Blumengärten bedeuten, in denen die Seligen sich eines ewigen Frühlings erfreuen sollen. Allein statt hierüber rechten zu wollen, begnügen wir uns, zu bemerken, daß Denen, welche an dem, in Deutschland wol besonders durch Stieglitz angeregten Interesse für christlich-mittelalterliche Baukunst Theil nehmen, das angeführte italienische Werk vielfache Belehrung und Unterhaltung verspricht.*) 145.

*) Schon in den „Constitutiones apostolorum" ist dies Bild durchgeführt. Sind die „Constitutiones" auch gewiß nicht von Clemens Romanus, d. h. aus dem ersten Jahrhundert, so enthalten sie doch urchristliche Ideen.

**) Daher Clemens Romanus in der „Epistola ad Jacobum", Cap. 14: „Similis namque est totae ecclesiae statui navi magnae, quae per validam tempestatem fert viros diversorum locorum, unam boni regni civitatem incolendi cupidos", und Augustinus „De civitate Dei", XV, 6: „Arca procul dubio figura est peregrinantis in hoc saeculo civitatis Dei, hoc est ecclesiae" ꝛc.

***) Noch unter Justinian wurden nach ihrem Muster in und um Konstantinopel allein 25 Kirchen und sehr viele in Asien erbaut.

*) Das interessante und reich ausgestattete Werk über den Dom zu Monreale ist durch Brockhaus und Avenarius in Leipzig und Paris für den Preis von 28 Thlr. zu beziehen. D. Red.

Literarische Notiz.

Gute Nachrichten über Neu-Granada enthält: „Bogota in 1836—37; being a narrative of an expedition to the capital of New-Granada, and a residence there of eleven months. By *J. Stewart.*" Das Gemälde, welches der Verf. von der Unwissenheit, Unsittlichkeit, Unsicherheit und dem Mangel aller Lebensbequemlichkeit in Bogota entwirft, lautet erschrecklich. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 267. —— 24. September 1839.

Der sterbende Dichter Imbert Galloix in Paris.

Die ganze Welt ist ein tragisches Erbarmen.
Rahel.

Der Tod des berühmten Sängers Nourrit hat in neuester Zeit wieder die Erinnerung an all jene frühverstorbenen und entweder in Noth und Elend, oder in Verzweiflung und Selbstmord untergegangenen Talente aufgeregt. Es knüpft sich eine Art tragische Wehmuth an die also gebrochenen Existenzen. Nicht blos die bessern Geister, nicht blos Diejenigen, welche Gefühl für Kunst und Wissen hegen, fühlen sich durch solches Sterben erschüttert, sondeen auch die große Menge verweilt bei dem Hinscheiden Derjenigen, die über den Haufen emporragten und eine Fackel trugen, um zu erleuchten und nicht in Nacht und Verlassenheit zu erlöschen.

Von dem unter seiner Bürde sterbenden Correggio bis zu dem schönen, jugendlichen und glücklichen Rafael, von Chatterton bis zu Gilbert im Hospital, von Mozart und Weber, die in voller Kraft der Schöpfung getroffen wurden, bis zu dem weichen, zierlichen, kaum Mann gewordenen Bellini, von Malfilâtre bis zu Escousse und Ledras, die sich überschätzend und dann verzweifelnd selbst mordeten, bis zu Hegesippe Moreau und Imbert Galloix, die zu verschiedenen Zeiten in dem großen Paris hinwelkten, arm und verlassen hinwelkten, unverstanden oder vielmehr schon im Jünglingsalter von dem tödtlichen Keime der Schwermuth angesteckt — sie Alle bilden eine Galerie der verschiedensten künstlerischen Schmerzen, eine Art Seelenanatomie der geheimnißvollen Leiden, welche die auserwählten Geister am liebsten heimsuchen. Ein Übermaß von Selbstgefühl, ein großes Verlangen zu schaffen und geliebt zu sein, ein Bedürfniß nach edler Thätigkeit, eine Nichtachtung der kleinlichen Lebensrücksichten, das Aufreiben der körperlichen Kraft in idealen und wirklichen Schmerzen und Entbehrungen, ein Unbefriedigtsein mitten in dem Treiben der Welt, eine oft krankhafte Empfindlichkeit, kurz alle Zeichen des Genies im Kampfe mit der Materie — dies Alles erscheint uns in dem Todeskampfe jener Auserwählten und Vielbetrauerten.

Imbert Galloix, der junge schweizer Dichter, gehört in dieser Hinsicht zu den interessantesten psychologischen Erscheinungen der neuern Zeit, und einige Blicke in sein Gemüthsleben möchten auch dem deutschen Leser willkommen sein, um so mehr, da seine Bitterkeit und zuletzt resignirte Abspannung und Todesüberlieferung nicht etwa die Folgen einer Überschätzung und moralischen Verkehrtheit, sondeen auch einer tiefern, socialen Unbehaglichkeit waren, welche gewissermaßen das grassirende Übel eines großen Theils unserer jugendlichen Kräfte geworden ist.

Von armen Ältern geboren, in Entbehrung und Sorgen groß gezogen, zu ihm widerstrebenden, kläglichen Beschäftigungen gezwungen, mit seiner Umgebung und seinen Wünschen, mit seinem bessern Seibst und dem inwohnenden Vermögen gegen prosaische, nie den Geist und den Verstand ansprechende Thätigkeit im Kampfe, offenbarte Imbert Galloix aus Genf schon in seiner Jugend eine Mischung von sinnender Trägheit und nervöser Aufregung, von Liebe zum Schönen und Neigung zur Einsamkeit, von Unbeholfensein unter den Menschen und geistiger Besprechung mit idealischen Wünschen, die ihm im Hause seiner Anverwandten, unter der Vormundschaft eines alten, ehebaren, trockenen Schreibemeisters ein Dasein von häuslichem Unfrieden und unbefriedigten Erwartungen bereiten mußte. Die gesellschaftlichen Zustände von Genf, der gemessene, abgesonderte Kastengeist, die geeinge Sympathie der Genfer für jedes Ungewöhnliche, der stille, ruhige Gang des dortigen bürgerlichen Lebens, dem jede Sonderbarkeit ein Anstoß und die Erkenntniß eines poetischen, künstlerischen Gemüths selten verliehen ist, der vorherrschende Sinn für praktische und positive Thätigkeit mußten natürlich Galloix unter der Mehrzahl seiner Mitbürger täglich mehr zum Einsiedler und Misanthropen schaffen.

Einige wenige Seelen verstanden ihn, aber selbst mehr oder weniger in demselben Verhältniß wie Galloix zu der sie umgebenden Menge, konnten sie ihm auch nur Sympathie, Freundschaft, aber nicht die Mittel bieten, seine eigene Bahn zu wandeln und ein verklärtes Ziel zu erreichen.

Je mehr sich also Galloix mit seinen poetischen Versuchen in dem ruhigen, phlegmatischen Genf unheimlich fühlte, desto größer mußte sein Wunsch werden, in eine Lage zu gelangen, wo er dichten konnte, ohne verkannt zu sein, leben, ohne bespöttelt, schaffen, ohne gehemmt zu werden.

Ehe dieser Wunsch in Erfüllung ging, suchte er um Genf die schönen Gegenden auf, eilte in die Berge, wall-

Digitized by Google

fahrtete auf dem Saève und dessen naheliegenden Thälern umher und gefiel sich dort am besten, wo er nur den Himmel über sich und die Wunder der Schöpfung vor seinen Augen hatte. Ganze Nächte irrte er Trost suchend in den Bergen umher, des Morgens mit der aufgehenden Sonne betend und zu den silberglänzenden Alpen schauend, und endlich nur mit Widerwillen in die Thäler niedersteigend, wo die Menschen wohnten, die ihm so wenig geistige Nahrung und geistigen Austausch boten!

Paris aber wurde das Ziel, wohin alle seine Wünsche strebten. Diese große Stadt schmückte er mit tausend Reizen. Dort erwartete er für seinen Geist Befriedigung, für seinen Charakter Ausbildung, für sein Talent Wirkung!

Mit allen Illusionen der Jugend und des Dichters, mit allen Schwächen einer lebhaften Einbildungskraft ausgestattet, in seiner festen Überzeugung für das Große und Edle noch unentweiht, schwach und unbewaffnet wie ein Kind, was wedee Welt noch Menschen kennt und den Wanderstab ergreift, naiv und gemüthlich, anschmiegend und liebebedürftig, zutrauungsvoll und schüchtern zugleich, empfindlich und selbst mit einer Art moralischen und auch körperlichen Tik behaftet, welcher ihm bei schmerzlicher Berührung eine Art kranke Glieder- und Geisteszuckung verursachte — also langte Imbert Galloix arm und erwartungsvoll in Paris an.

Durch einige Empfehlungen an die Koryphäen der Literatur glaubte er sich alle Pforten des Gelingens zu öffnen. Aus dem kleinstädtischen, wenigstens nicht mit Nahrungssorgen gemarterten Genferleben mitten nach Paris geworfen, wo Jedermann so beschäftigt ist, alle Welt fast nur für sich arbeitet, das Lärmen der Parteien und Ansichten so groß, die ruhige Überlegung und sorgsame Pflege des Talents so gering ist, in Paris wurde und mußte Galloix anfangs betroffen, sodann übertäubt, endlich vernichtet werden.

Dichterische Naturen, wenn sie nicht das Glück des Zufalls oder eine Kraft der Organisation aufrecht hält, welche nur selten zu finden ist, fassen in Paris keine Wurzel. Das Getöse verscheucht die Poesie, das Gewirr überhäuft einen Andrang von Gedanken und Empfindungen; der wie die Sensitive empfindliche Mensch hat hier der Schmerzen mehr als anderer Orten, denn er fühlt sich eher allein, gerade in der Menge, verlassen und verwischt.

Nun folgen der Gram um den gebrochenen Glauben und der Schmerz um den so oft gemisbrauchten Einfluß der Weltstadt, die Sorgen der Existenz, die verwundete Eitelkeit, die Gedanken an die hoffnungslose Zukunft.

Vereinigt sich mit dieser Stimmung, wie bei Galloix, ein Bedürfniß, sich zu übertäuben, eine schwächliche, kränkliche Constitution, eine gänzliche Unfähigkeit, sich selbst zu leiten, ein Bedürfniß der Schwärmerei und eine vollkommene Abwesenheit der praktischen Berechnung, so muß die Addition aller dieser Zustände eine Summe von Jammer erzeugen, der sich nur durch einen frühen Tod enden konnte.

Galloix versuchte zu arbeiten, aber wie allen jungen Anfängern ward es ihm schwierig, durchzudringen, und noch schwieriger, sich eine Stellung zu verschaffen. Diese ist überdem, beiläufig gesagt, bei den meisten französischen Notabilitäten der Literatur auch dem Scheine nach glänzender als in der Wirklichkeit. Ein anderes Mal vielleicht erläutere ich dieses Verhältniß. Galloix aber strebte, versuchte viel, rang, verzweifelte, hungerte und marterte sich ab; die Dichtkunst bot ihm kein Manna, und dennoch fehlten ihm mächtige Stützen nicht. So arbeitete er für den „Mercure du 19ième siècle", damals ein sehr gelesenes Heft, welches von Hrn. Latouche geleitet wurde.

Ich verdanke den freundschaftlichen Mittheilungen des jungen genfer Componisten Graff alle nun folgenden Briefe, welche über die Stellung Galloix's in Paris ein neues Licht verbreiten, oder Das, was man über ihn weiß, gewiß ergänzen.

Latouche schrieb am 27. Febr. 1826 Folgendes an Galloix, welcher ihm bereits von Genf aus Beiträge zugesandt hatte:

Ihr Gedicht über „Die Nacht" ist mir nicht zugekommen, und Ihre Verse über den „Triumphbogen von Orange" überschreiten so sehr die gewöhnlichen Grenzen der poetischen Arbeiten, die wir abdrucken, daß ich sie nicht aufnehmen kann. Senden Sie mir eine weniger lange Arbeit und, wenn es möglich ist, über einen mehr allgemeinen Gegenstand. Wenn Sie in Ihren müßigen Stunden einige kurze Striche zu einem charakteristischen Sittengemälde, kleine Genrebilder über das genfer Leben in Prosa liefern wollen, so werden wir gern diese Arbeiten aufnehmen. Beobachtungen über die verschiedenen Classen der Gesellschaft, Schilderungen, Anekdoten, Portraits, Alles was Sie wollen, wenn der Fonds nur wahr ist.

Sowie in Genf, also ging es Galloix in Paris; man wollte Prosa, aber keine Poesie, Unterhaltendes, Lebendiges, Pikantes, den Leser Spannendes; Galloix's ganze Bildung aber war nicht für dieses Fach geeignet. Er war Dichter und nicht Schriftsteller. Das Glück hätte ihm vielleicht später die Leichtigkeit und Fähigkeit geschenkt, über Alles zu schreiben; bis jetzt war er noch ein ganz ursprüngliches, in der pariser Welt noch nicht abgeschliffenes und zugerichtetes Wesen. Und doch schrieb ihm Benjamin Constant am 17. Febr. 1826:

Das Gefühl, was Ihre Verse hervorgerufen, ist edel und großmüthig, und mehre Theile verrathen ein wirkliches Talent!

Später, als die Noth immer größer wurde, als der junge Dichter, wie Victor Hugo so wehmüthig erzählt, mit zerrissenen Stiefeln umherging und, um sein Elend nicht zu verrathen, sein ärmliches Schuhwerk unter dem Tische verbergen wollte, als er blaß und traurig, aber das Auge noch voll Glanz und Glut, in der Unterhaltung über Kunst und Kunstwerke sein tiefes Elend für einige Augenblicke vergaß, ach, als der ungekannt umherschleichende Jüngling kaum ein Obdach hatte, um sein müdes, sinnendes Haupt zur Ruhe zu legen, da wandte er sich an einige Männer, die ihn verstehen konnten, die mit ihm theilten, ihn aufmunterten, aber nicht retten konnten.

So schrieb ihm Charles Nodier folgende rührende Zeilen:

Mein lieber Freund, ich sende Ihnen hier Dreiviertel Dessen, was ich zu Hause habe, und zum ersten Male in meinem Leben erröthe ich, arm zu sein.

Ein anderes Mal half auch der König Karl X., dessen stete Bereitwilligkeit, wohlzuthun, die Parteien wenigstens nicht leugnen konnten. Aber alle diese Unterstützun-

Digitized by Google

gen der Großen und Kleinen schafften Galloir keinen dauernden Erwerb.

(Der Beschluß folgt.)

Hugues Capet et la troisième race jusqu'à Philippe Auguste, première période, dixième et onzième siècles, par M. *Capefigue*. Paris 1839.

Herr Capefigue ist ein Schriftsteller ganz eigener Art. Er ist ein wenig Historiker, ein wenig Antiquar, ein wenig Politiker, aber mehr als alles Das romantischer Dichter. Seine quasihistorischen Werke folgen mit einer Schnelligkeit aufeinander, die an das Wunderbare zu grenzen scheint, so lange man dieselben nur aus Zeitungsannoncen kennt; es ist für Hrn. Capefigue ein Spiel, im Laufe des Jahres ein halbes Dutzend geschichtliche Bände ans Licht zu fördern, in denen meistens die dunkelsten und verworrensten Perioden des Mittelalters behandelt werden und die also eine Menge höchst schwieriger Studien vorauszusetzen scheinen. Aber schon eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Methode des Verf. reicht hin, um seine unerhörte Fruchtbarkeit erklärlich zu machen. Hr. Capefigue behandelt die Geschichte wie ein schöner Geist, dem es nicht an allgemeinen Kenntnissen und an einer gewissen Belesenheit fehlt, der einige hervorstechende und namentlich die poetischen Charakterzüge der Geschichtsperiode, mit der er sich eben beschäftigt, lebendig aufgefaßt hat, und dem endlich ein gewisser Reichthum des Ausdrucks und die Styls zu Gebote steht, in den er seine magere Gelehrsamkeit kunstgerecht zu drapiren weiß. Wie Voltaire als Historiker den Mangel eines tiefen Blicks und gewissenhafter Studien hinter einer zwar flachen, aber doch geistreichen und unterhaltenden Dialektik zu verbergen suchte, so möchte Hr. Capefigue die ihm fehlenden Eigenschaften des Geschichtschreibers durch eine dichterische Darstellung ersetzen, dem Verstande und der Wißbegierde des Lesers dadurch eine Diversion machen, daß er dessen Einbildungskraft beschäftigt. Unglücklicherweise ist indessen das gegenwärtige Jahrhundert etwas schwieriger als das norige und das heutige Publicum weniger empfänglich für den Reiz dichterischer Blumen, als das Publicum Voltaire's für die Macht des Witzes und der Ironie war.

Lassen wir übrigens diese Parallele, um uns mit dem Inhalte und der Form des vorliegenden Buchs zu beschäftigen. Über den erstern läßt sich wenig sagen; er ist arm an Daten, an Thatsachen und an Ideen. Der Verf. schildert mehr Zustände als er Begebenheiten erzählt, ohne jedoch tief auf die öffentlichen und namentlich die politischen Verhältnisse des Zeitraums einzugehen. Um sein Buch, ich will nicht sagen mit Nutzen, sondern nur mit Interesse zu lesen, ist eine vorgängige genaue Kenntniß der Chronologie des darin behandelten Zeitraums durchaus nothwendig, denn der Verf. läßt den Leser über die Zeitfolge der Begebenheiten beinahe völlig im Dunkeln, er greift dem Laufe der Ereignisse bald vor, bald hinter denselben zurück und übergeht gewöhnlich mit Stillschweigen die gleichzeitigen historischen Vorfälle in den Nachbarländern Frankreichs, auch da wo sie den unmittelbarsten Einfluß auf die Schicksale des letztern haben. Über die Lehnsverfassung, die weltliche und kirchliche Hierarchie und die Wechselbeziehungen zwischen beiden, über das Verhältniß der verschiedenen Racen und der verschiedenen Stände zueinander, über Kriegskunst, Städteverfassung und Gewerbswesen, kurz über die wichtigsten der Gegenstände, welche den historischen Charakter des Mittelalters ausmachen, gibt der Verf. nur gelegentlich hier und dort einige flüchtige Notizen, höchstens leichte hingeworfene Skizzen statt anschaulicher Bilder mit sorgfältig ausgeführten Details, wie man sie in einem umfangreichen Werke, in welchem auf jeder Seite von tiefem Quellenstudium die Rede ist, erwarten sollte. Die folgende Stelle mag dem Leser einen Begriff von den Geschichtsansichten des Verf. und von der bequemen Manier geben, mit welcher er schwierige historische Fragen behandelt:

„Die Urkunden erkennen das Princip des römischen Rechts an, daß der Knecht die Sache des Herrn sei. Man darf die alten Einrichtungen deshalb nicht anklagen. Die Menge war so häßlich, so mißgestaltet, so schwach und so feige, daß sie leider die Fesseln, die sie drückten, verdiente. Wenn man die Kunstdenkmale dieser Periode betrachtet, so begreift man ihren allgemeinen Charakter der Unfreiheit und die Kluft, welche den Mann der Waffen von dem Manne der Erde trennte. Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Franken von hoher Gestalt, mit schönem Kopfe und breiter Stirne, und den Leibeigenen mit ihren winzigen Körperformen, ihrem scheußlich verrenkten Wuchse und dem stumpfsinnigen Blicke ihrer runden Augen. Welchen Muth konnte man in solchen Geschöpfen suchen! Wie wären edle Gesinnungen in diesen krüppelhaften Mißgeburten, boshaft und feige zugleich wie die Sosias, die Sklaven bei Terenz und Plautus, zu finden gewesen! Eine scheußliche Natur ist nothwendigerweise kleinmüthig und schlecht; die Heerden von Leibeigenen, welche sich unter der Peitsche des Majordomus krümmten, hatten nicht Herz genug, um zum Schwerte zu greifen und den Ungarn oder den Normannen, die das Land verwüsteten, entgegenzugehen; sie flüchteten sich zitternd vor Furcht in die weiten Schloßgewölbe, und der Lehnsmann vertheidigte ihr Leben. Warum hätte also der Baron nicht das Recht erwerben sollen, über den Leibeigenen wie über seine Sache zu verfügen? Der Sklave versteckte sich im Stalle der edeln Rosse, die doch wenigstens muthig wiehernd den Pfeilen der wilden Ungarn entgegengingen; mußte der tapfere Ritter nicht das stolze Roß mit mehr Liebe behandeln als den feigen Leibeigenen, der sich unter dem Miste oder in den Keller verkroch?"

Über diese Tirade wäre viel zu sagen; ich begnüge mich aber damit, zu bemerken, daß dieselbe der Geschichte nicht minder als dem Rechte und der Philosophie Hohn spricht. Es fehlt dem Verf. an wissenschaftlichem Geiste und an Schärfe des Urtheils, er sieht überall nur die poetische Seite der Dinge und ist immer bereit, das solide Wesen der romantischen Form zu opfern. Daher denn auch sein mit Blumen und Bildern, declamatorischen Wendungen und Archaismen überladener Styl, welcher oft viel mehr der eines Epos oder eines heroischen Romans als der eines Geschichtswerks ist. Diese dem Gegenstande so wenig angemessene Schreibart artet oft in förmlichen Schwulst aus und wird um so ermüdender für den Leser, als der Verf. sich darin gefällt, Bilder und Schilderungen, die ihn besonders treffend oder gelungen dünken, an zehn verschiedenen Stellen beinahe wörtlich zu wiederholen. So zeigt er uns dis zum Überdruß oft den Raubgrafen oder den Sarazenenhäuptling, der „seine Rosse an dem Taufsteine der Kirche tränkt", und den Ritter, welcher „mit dem Falken auf der Faust und dem Windshunde an der Leitschnur aufs Waidwerk ausreitet". Diese sonderbaren Ausschmückungen bringt der Verf. nicht allein bei allgemeinen Sittenschilderungen ꝛc. an, sondern er erlaubt sie sich auch bei der Erzählung ganz specieller Ereignisse, bei der sich oft der historische Grund mit dem stylistischen Zierath so vermischt, daß es unmöglich ist, den einen von dem andern zu unterscheiden. Man höre z. B. seine Erzählung von der Geburt Hugo Capet's:

„Im Winter des Jahes 941, als der Schnee in großen Flocken auf das Land fiel, ließ sich in dem alten Palaste der Grafen von Paris, nahe bei dem Münster des heiligen Bartholomäus, das Stöhnen einer Kreisenden vernehmen. Ein Söhnlein war geboren dem Herrn Hugo, Herzog von Frankreich, Grafen von Paris, weltlichem Abte zu St.-Martin und zu St.-Germanus, wie man ihn im Chore der genannten Kirchen im Chorrocke sitzen sah. Hugo war ein Sproß des großen Geschlechts Robert's des Starken, der die Abteien von St.-Dionysius und St.-Germanus so oft gegen die Wuth der Normannen vertheidigt hatte. Die Kirche der heiligen Genoveva und die Kirche auf dem Berge der Märtyrer läuteten mit allen Glocken, als Hedwig, die Tochter Heinrich's des Vogelstellers, ihr schönes Kind zur Welt brachte, den Sohn Hugo's des Großen oder des Weißen, Herzogs von Frankreich; die Diener eilten durch die Straßen der Altstadt und riefen die fröhliche

Digitized by Google

Botschaft aus. Ein Erbe war dem Grafen geboren, ein Sohn, wohlgebaut und von starken Gliedern, dessen starker Kopf das Staunen der Geistlichen und der Ärzte erregte. Man nannte ihn in der Taufe Hugo, nach dem Namen seines Vaters."

Ich habe genug von dem Buche des Hrn. Capefigue gesagt, um mein Schlußurtheil über dasselbe dahin aussprechen zu können, daß durch dasselbe weder die Geschichte als Wissenschaft gefördert ist, noch der Wißbegleede eines ernsten Publicums eine befriedigende Nahrung geboten wird. Wenn es überhaupt ein Publicum für dieses Buch gibt, so ist dasselbe nur unter der Bevölkerung der Boudoirs des Faubourg St.-Germain zu finden, deren prätentiöse Ohnmacht, deren aufgeblasene Nichtigkeit sich durch seine Tendenz und durch seinen Ton geschmeichelt fühlen und deren Geistesträgheit seine Oberflächlichkeit zusagen mag. 14.

Notizen aus den Vereinigten Staaten.*)

In Neuyork ist ein Wegweiser nach den neuen Territorien des Westlandes Wisconsin und Iowa, von Henry J. Abel aus Wisconsin verfaßt, im Druck erschienen, um, wie sich auf dem Titelblatte bemerkt findet, allen Denjenigen zur Nachweisung zu dienen, welche an den Fortschritten und dem Gedeihen dieses rasch emporkommenden Theils der Vereinigten Staaten ein Interesse nehmen. Es grenzen diese vor wenigen Jahren erst errichteten Territorien, deren Bevölkerung dergestalt zunimmt, daß sie nicht lange zu warten haben dürften, um zu Staaten der Union erhoben zu werden, östlich an den Michigansee, südlich an die Staaten von Illinois und Missuri, westlich an den Missuristaat und Missuristrom und nördlich an Obereanada, den Obersee und einen Theil des Staates Michigan und begreifen einen Flächenraum von mehr als 300,000 englischen Quadratmeilen in sich. Selbst in dieser entfernten Gegend Nordamerikas ist man aufs eifrigste auf Anlegung von Kanälen und Eisenbahnen bedacht. Wir entnehmen aus der oben angeführten Schrift den nachfolgenden Bericht über die dort theils schon wirklich im Bau begriffenen, theils bereits in Berathung gezogenen und projectirten öffentlichen Werke. Begonnen haben bereits die Arbeiten der 168 Meilen langen Milwaukee- und Prairie-du-Chien-Eisenbahn, bestimmt, den See Michigan mit dem Wisconsinflusse in der Nähe seiner Ausmündung zu verbinden. Diese Bahn wird durch die Städte Madison, Messer Grove, Dodgeville (von wo aus ein Zweig nach Helena und Mineral-Point führt), Wingville (in dessen Nähe ein Zweig wieder nach Cassville geht), Geant, Patsch Geove laufen und in Port Hudson enden; die ganze Strecke dieser Bahn berührt die fruchtbarsten Ländereien und den Mittelpunkte der an Mineralschätzen so reichen Region dieser Territorien. Ferner sind die Actien zu einer Eisenbahn unterzeichnet, welche von Grand Kakalin Rapids oder von Lasonlaine nach der Stadt Winnebago ihre Richtung nimmt, wodurch ein zu Wasser 20 Meilen betragender Weg um 13 Meilen abgekürzt werden wird. Autorisirt und garantirt ist außerdem eine Eisenbahn, die Belmont- und Dubuque-Eisenbahn genannt, welche bis nach Mineral-Point ausgedehnt werden und sich von da mit einem Zweige der Milwaukee- und Prairie-du-Chien-Eisenbahn verknüpfen soll. Da die Gesetzgebung des Staates Illinois eine Summe für die Errichtung einer Eisenbahn bestimmt hat, welche in der Nähe von Peru in Illinois anfangen und in Galena endigen wird, von der bereits 31 Meilen im Bau begriffen sind, und eine andere Eisenbahn von Chicago nach Galena projectirt ist, so ist vorgeschlagen worden, diese Eisenbahnen im Staate Illinois von Galena bis Port Hudson fortzusetzen, nämlich am Wisconsinflusse über Sinsinewa, Stadt Mississippi, Paris, Gibraltar, Oserola, Snake, Diggins und Cassville. Einer Compagnie ist ein Freibrief ertheilt worden, um einen Kanal von Milwaukee nach dem See Kuskenony zu erbauen, dessen Länge 52 englische Meilen betragen wird. Die Kosten sind auf eine Million Dollars veranschlagt. Der größte Theil der Actien ist bereits unterzeichnet. Ein anderer Kanal ist beantragt, der von der Stadt Madison nach Arena am Wisconsinflusse eine Strecke von 20 Meilen sich hinziehen und dann vom Manitonvoeflusse in einer Strecke von 18 Meilen bis zum See Winnebago reichen soll. Außerdem sind zwei Kanalcompagnien incorporirt, um den Forstuß, welcher in die Green-Bai sich ergießt, mit dem Wisconsinflusse in der Nähe des Forts Winebago zu verbinden. Dieser Zweck wird erreicht werden, einestheils durch Anlegung des Marquette- und Stadt Kentucky-Kanals, von einer Länge von ungefähr 24 Meilen, anderntheils durch einen mit Dampfbooten zu befahrenden Kanal, welcher blos 502 Ruthen lang zu sein braucht, aber am Boden 50 Fuß und an der Oberfläche 70 Fuß breit werden soll, bei einer Tiefe von sieben Fuß. Die Arbeiten an diesem letztern Kanal — dem Portagekanal — haben bereits ihren Anfang genommen, und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er im Herbste 1839 für die Dampfschifffahrt eröffnet werden wird. Erwägt man die geringen Kosten, welche nach dem Urtheile der Ingenieure dieses Werk erfodert, in Vergleichung mit den großen Vortheilen, die dasselbe bringen muß, dann ergibt sich, daß dies sowol in commercieller als militairischer Hinsicht eine der wichtigsten Verbesserungen ist, die je in den Westländern unternommen worden ist. Ein bloßer Blick auf die Karte reicht hin, um die große Wichtigkeit dieses Unternehmens Jedem einleuchtend zu machen. Denn das ganze Land vom Flusse des Moines an bis zu den Wasserfällen von St.-Anthony, welches sich durch seine Schönheit und Feuchtbarkeit sowol als durch sein der Gesundheit zuträgliches Klima auszeichnet, wird dadurch dem Anbau und Verkehr eröffnet, und diese Gegend ist es gerade, die einen so großen Überfluß an Mineralien und Wild hat, daß die Bevölkerung sich durch täglich neu ankommende Einwanderer vergrößert, welche, angelockt duech diese Vorzüge, sich dahin ziehen und ansiedeln. Die nicht nur schnellere, sondern auch weniger kostspielige Transportation von Gütern sowol als die Ersparung von 3—400 Meilen Schifffahrt für Reisende und Güter, die von Neuyork über Buffalo nach dem obern Missuei oder Wisconsin gehen, sind Vortheile, welche dieser neue Kanal vor andern im Westen voraushaben wird. Der Portagekanal wird groß genug für alle Dampfboote angelegt werden, welche den Wisconsin und Obermississippi befahren, und die Güter brauchen alsdann auf dem ganzen langen Wege zwischen Buffalo und dem Mississippi nur ein einziges Mal umgeladen zu werden. Die Entfernung von Buffalo bis Galena wird nach Vollendung des Portagekanals im Wisconsinterritorium folgende sein: Von Buffalo nach Green-Bai 821 Meilen; von Green-Bai nach Port Hudson, in der Nähe des Ausflusses des Wisconsinflusses 248 Meilen; von Port Hudson nach Galena 77 Meilen. Diese drei Steecken zusammengenommen machen circa 1146 Meilen, und man wird diese mit Bequemlichkeit in 10 Tagen zurücklegen können, während jetzt die Reise doppelt so lange Zeit, nämlich 20 Tage erfodert. 148.

*) Vgl. Nr. 243 d. Bl. D. Red.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Albrecht Thaer.

Sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth.

Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt von

Wilhelm Körte.

Mit dem Bildnisse Thaer's.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 268. — 25. September 1839.

Der sterbende Dichter Galloix in Paris.

(Beschluß aus Nr. 267.)

Von der Entmuthigung ergriffen, über das Bild der Gesellschaft in Paris *eeschrocken*, nicht Energie genug besitzend, um zu kämpfen, wie so viele junge Geister, die in der vielgerühmten Seinestadt darben und hoffen, leiden und dennoch streben, in ungekannten Entbehrungen leben, oft muthlos und ihr Dasein verfluchend, oft wieder emporflackernd wie eine schwankende Flamme, öfter noch in Prosaismus niedergebeugt und alsdann dem Ruhme entsagend, selten emporbringen zu Ruf und Glanz — nicht also konnte es sich mit Galloix begeben. Der Zustand seiner Seele offenbart sich in dem folgenden Briefe, dessen Original ich ebenfalls meinem Freunde Geast verdanke, der sich jetzt im Besitze des schriftlichen Nachlasses Galloix's befindet. Obschon der folgende Brief noch nicht der letzte Ausdruck seines Seelenzustandes ist, so enthält er jedoch neben den Schmerzenslauten auch eigenthümliche Auffassungen. Ich übersetze also wörtlich:

Paris den 12. Februar, 1838.

Lieber Freund!

Alle Tage seit langer Zeit sage ich mir, ich muß an Graft, an Berre, an Hrn. Diodati *) und an Charles Didier **) schreiben. Was Didier betrifft, so habe ich ihm schon zweimal einen Brief aufgesetzt, der jedoch bis jetzt unvollendet in meiner Stube geblieben ist. Doch kann er nach dem verschiedenen Datum die Zustände meiner Seele zu den verschiedenen Epochen sehen. Es ist eine Art Tagebuch oder Memoire eines Reisenden. ***) Was Berre anbetrifft, so habe ich ihm so viele Dinge zu sagen, so viel Tedamereien zu erzählen, daß sein Brief mich erschreckt. Ich erinnere ihn darin, was ich ihm nach Rußland schrieb, jene Worte, womit ich einen meiner Briefe begann: „Wenn zwei Freunde", sagt Wilson, ein schottischer Dichter, in einem Roman, „eine lange Zeit hindurch getrennt gewesen sind, so haben so viel verschiedene und nicht getheilte Eindrücke sie bewegt, daß sie beinahe eine Art Verlegenheit fühlen, sich wiederzusehen. Gewiß ist das Bedürfniß, jene erlebten Gefühle zu beschreiben, aufgeregt; aber die Erfüllung dieses Bedürfnisses ist eine Last. Es ist eine Art Seelenspeise, welche eine starke Überladung verursacht."

Herr Diodati hat bereits einen Brief von mir erhalten; er hat mir eine lange Antwort voll Gefühl und Religiosität ertheilt. Diese Antwort ist ein Balsam für meine Schmerzen geworden. Ich denke ihm unverzüglich zu schreiben. Endlich bei dir, lieber Freund, führe ich ein bischen dieselben Motive an wie für Berre; dann die große Anzahl Briefe, die ich an meine Verwandten schreib; dann die ungeheuern Gänge in Paris, die Soiréen, meine Trägheit, meine Arbeiten, und wenigstens ein Drittel meiner Tage durch *Das, was du weißt*, gequält und geraubt. Aber ich habe Unrecht, mich entschuldigen zu wollen, besser ist's mich schuldig zu erkennen, meine Verzeihung zu erbitten und dich versichern, daß ich trotz meines Schweigens meine Freunde nicht vergessen habe.

So lasse ich denn zufällig meine Feder dahintraben, dir von Allem und ohne Folge mittheilend, um die Mühe zu ersparen, Das zu suchen, was ich zu sagen habe.

Du hast durch den Brief von Pictet erfahren, daß ich viel Menschen kenne. Alle Tage werde ich vertrauter mit Victor Hugo. Kürzlich hat er seinen Vater, den Grafen Hugo, verloren; ich war bei dem Begräbniß zugegen. Die Scene war traurig, er war sehr bewegt, ohne es zu scheinen. Einige Worte haben an dem Grabe des Generals dessen Thaten zurückgerufen, seine alten Freunde waren gerührt, der Himmel war bedeckt, der Horizont weit hingedehnt und blaß. Nach der Ceremonie ist Jeder in den Wagen gestiegen, um *zu vergessen und zu leben*; ich bin zu meiner Tante D. gegangen, um zu Mittag zu essen, wo ich mich sehr gelangweilt habe. *Übrigens langweile ich mich überall.* Ich weiß, du glaubst mich manchmal übertrieben in meinen Schmerzen; jedoch seitdem ich in Paris bin, ist es unmöglich zu übertreiben. Während dritthalb Monat habe ich schrecklich gelitten, der Art, daß ich die physischen Folgen gespürt habe. Die Herzensbeklemmungen, welche ich Abends in meiner einsamen Stube empfinde, sind nicht zu erzählen, man kann es sich nicht vorstellen. Glaube mir, weit entfernt zu übertreiben, ist Das, was ich dir hier sage, nicht einmal im Stande, Das zu malen, was ich fühle. Seit einem Monate leide ich weniger, aber ich langweile mich immer sehr. Dies Alleinstehen drückt mich; aber ich fange nachgerade an zu glauben, daß mein Charakter einer großen Dosis Glücks nicht fähig ist; denn indem ich alle Stellungen im Leben, selbst die glücklichsten betrachte, empfinde ich noch immer eine ungeheuere Leere und kann mir niemals sagen: Das würde dich glücklich machen!

Sage nur Berre recht, daß unsere Eitelkeitsträume auch eine von jenen Illusionen waren, von denen uns Paris enttäuscht. Hier in den Salons sprechen der Prinz und der Unbekannte vertraulich miteinander; der berühmte Mann verliert viel von seinem Glanze, in der Nähe betrachtet zu werden; ich spreche nämlich von den Illusionen, welche man sich über ihn macht; denn Viele von Denen, die ich kenne, gewannen auch noch anderer Orten als in ihren Werken, d. h. in ihrer Seele gekannt zu sein. Ich endlich, der in Genf noch so an dem Anzuge hing, der, du weißt es, tausend eitle Narrheiten besaß, hier habe ich

*) Diodati, der Anverwandte von Frau v. Staël, der sanfte und fromme Bibliothekar und Pfarrer in Genf.

**) Der Verf. von „Roma sotterranea", ein Genfer von Geburt.

***) Dieses Schreiben ist später von Victor Hugo in seinen „Mélanges philosophiques et littéraires" mitgetheilt worden, läßt sich aber in Bezug der Originalität der Darstellung und Schwermuth des Ausdrucks nicht mit dem hier mitgetheilten Briefe vergleichen.

nichts mehr von dem Allen. Ich gebe dir diese Details nur deshalb, um dir ein Specimen meines moralischen Zustandes zu bieten. Du kannst daraus schließen, daß ich in meinem Vaterlande wenigstens noch einige Triebfedern hatte, ein bischen Eitelkeit, die Sucht, mich auszuzeichnen, was weiß ich? Das Alles war erbärmlich, ohne Zweifel; aber es beschäftigte mich doch, es bewies, daß ich noch einige Illusionen, oder vielmehr noch einige Lebhaftigkeit des Geistes besaß. Es ist so angenehm, in den Straßen, wenn man vorübergeht, gekannt zu sein, und ich weiß, daß die kleinen Städte, von denen man so viel Schlechtes sagt und sie so arg verspottet, ungeachtet ihrer Klatschereien, oder eben ihrer Klatscherein wegen allein meine Langeweile beleben könnten. Man spricht dort über Jedermann; aber lieber ist es mir doch, daß man Schlechtes von mir sagt, als gar nichts. Der pariser Wiedel erdrückt mich, diese unbekannte Menge, in deren Mitte ich unbekannt bin, stört alle meine Gefühle, verdirbt alle meine Genüsse, löscht alle Poesie aus. Man sieht so viele Wagen, Lakaien, vornehme Leute, daß man das Alles gar nicht mehr beachtet. Verstehe mich recht. In Genf, der an pittoresken Schönheiten so reichen Stadt, dort, wo die Fremden so sehr beachtet werden (les quatre parties du monde en abrégé, wie der Fürst von Talleyrand sagte), sieht man gewissermaßen nur die schöne Seite der Civilisation. Es herrscht hier ein pikanter Gegensatz zwischen den Gletschern und der besuchenden Menge, und all diese fremden Prinzen und Grafen beneidet man, ich wenigstens. Hier in Paris habe ich keine Ziel mehr, da nichts mir ein Verlangen einflößt; ein kalter Spleen erstarrt die Seele, und ich fühle nur Langweile, immer wieder Langweile und ach zu viel Langweile, wie der arme J. Lefèvre, der, von derselben verzehrt, so mager und krank ist. Und doch hat er wenigstens seine Freiheit und Vermögen genug, um in Frieden zu träumen und sich selbst in seiner sanften Wohlthätigkeit auszuruhen.

Du weißt, daß ich die lächerlichsten Schmerzen von der Welt fühle: bald ist es, nicht adelig zu sein, bald was weiß ich? Heute ist es, kein Engländer zu sein; übrigens hat mich diese Manie schon oft gequält. Lache über mich, mein lieber Freund, ich verdiene es; aber die Wahrheit ist, daß ich von meiner Eigenheit beherrscht bin. Ich kann keinen Engländer sehen, oder an keinem englischen Buchhändler vorbeigehen, ohne eine Herzensbeklemmung zu fühlen. Dies rührt von der großen Beweglichkeit meiner Nerven her, wodurch ich mir eingebildete Leiden schaffe, die aber wie wirkliche schmerzen. Am Ende ist meine jetzige Manie doch nicht so unsinnig wie andere. Erstlich sind die Engländer die einzige Nation Europas, deren Sitten und Manieren ich liebe; sie haben allein Originalität behalten, im Physischen wie im Moralischen. Ich hege für den englischen Geist eine Sympathie wie für keinen andern; ich empfinde also die Qualen eines Mannes, der sich entfernt von Dem fühlt, was ihn in England entzückte. Dort kann Jedermann nach seiner Phantasie originell sein, dort sind Sekten und Clubs, wahrhaft christliche Priester, unglückliche Zweifler, ein lebhaftes Gefühl, sich mit dem Denken zu beschäftigen, eine wahre Offenbarung der Idealität; in Frankreich hingegen ist Alles vermischt, verderbt, gleichgültig, kaltblütig, ungläubig, heuchlerisch, fanatisch, eine Nation wie trockenes Stroh, welches leicht entzündet ist, aber Niemanden wärmt, Leute voll Anmaßung, Alles oberflächlich, eitel und leichtsinnig — so sind die Franzosen; sie scheinen mir an einer moralischen Gelbsucht zu leiden; endlich, ich liebe sie nicht, und es ist immer hart, ihre Sprache zu sprechen und nur ihre Literatur zu besitzen, welche mir selbst in ihren originellsten Schöpfungen so servil erscheint. *) Die englische Literatur hingegen, vorzüglich die Dichtkunst, deren ungeheuerer Reichthum in Frankreich kaum geahnt wird, entspricht dem Zustande meiner Seele. Warum kenne ich sie nicht genug! ich kann nicht ohne Entsetzen daran denken. Dann hätte mich wieder jene Art von schmähsüchtiger, eifersüchtiger Rengier, welche die Engländer überall umgibt, geschmeichelt; ich hätte gewünscht, also bemerkt und ausgezeichnet zu werden. Ich leide tödtlich, wenn ich daran denke, für ein Mitglied einer so kleinlichen und vorzüglich so wenig traurigen und ernsten Nation wie die Franzosen zu gelten; die Thorheiten selbst der Engländer sind so naiv, sie rühren von einem Übermaß von Lebenskraft her und haben immer etwas Originelles. Die Thorheiten der französischen Jugend bestehen in schmutzigen Orgien; sie haben nichts Tolles, sie sind kalt wie die Menschen. Deutschland ist ganz idealisch, Frankreich ganz positiv, England allein ist stark genug, um das Ideale und Positive zu vereinigen. Das ist meine geliebte Nation, Alles, was Englisch ist, macht mein Herz lebhafter schlagen. Übrigens möge mein Studium dieses Landes, die Schönheit der menschlichen Gestalten, welche es uns sendet, und die Pracht seiner Literatur als Entschuldigung meiner Naerheit dienen. Alfieri hat ein bischen dieselbe Manie gehabt, und sein ganzes Leben hat er Frankreich verabscheut!

Doch sprechen wir ein bischen von meinen hiesigen Bekanntschaften. Charles Nodier ist so liebenswürdig und so gut, daß man ihn kennen lernen muß, um sich eine Idee von ihm zu machen. Er hat ganz das Aussehen eines Landedelmannes. Man wäre versucht zu sagen, daß er fast immer Thränen im Auge habe; in der That ist er beinahe von einer kränklichen Sentimentalität, seine Stimme, sein Blick, seine Geberden, Alles scheint bei ihm um Zuneigung zu bitten. Auch ist er von allen Denen geliebt, die ihn kennen. Victor Hugo ist ganz verschieden. Bei ihm scheint Alles zurückgedrängt und verschlossen, und man muß ihn genau kennen, um die ganze Großmuth und das tiefe, verborgene Gefühl seiner Seele zu verstehen. Victor Hugo ist mehr zurückhaltend und fest als mittheilend und sanft; aber sein frischer Charakter und seine strenge Moral erwarben ihm die Achtung seiner Freunde über die Maßen. Bei ihm ist nichts gemacht, und er gehört zu der kleinen Anzahl Menschen, welche ich von jeder Affektation und Kleinlichkeit entblößt sah. Was er werth ist, erfährt man nicht durch ihn. Seine Unterhaltung ist äußerst pittoresk und er zeigt in derselben die Beredtsamkeit der Rednerbühne; vielleicht aber gibt er sich allzu sehr seiner Vorliebe für Systeme hin. Die ganze Jugend hat für ihn eine Begeisterung ohne Grenzen *); auch schmeichelt es oft meiner Eitelkeit, zu seinen Freunden zu gehören. Hugo ist immer einfach, aber er ist nie naiv; übrigens besitzt er ausgezeichnetes Wissen und versteht auch Dessen Ansichten sehr wohl, die er nicht im entferntesten theilt. Seine Auffassungsgabe ist von bewunderungswürdiger Raschheit, und meine kleinen und großen Schwächen und Eitelkeiten vergibt er mir mit der Nachsicht eines Weisen und eines Freundes.

Ich habe mich auch mit Hrn. von Sainte-Beuve liirt. Er ist einer der Redacteurs des „Globe" und ein wirklich fesselnder Dichter. Sonst ist er von einer ganz besondern Natur und schwierig zu schildern, wenigstens so originell, so leicht zu verletzen, so gefühlvoll, so eigenthümlich, daß er ebenso gut ein Feind der exaltirten Romantiker als der steifen Classiker ist.

Jouffroy, der bekannte Philosoph, zeigt mir einige Theilnahme. Mein erster Brief hat dir von meinen andern Be-

*) Man vergesse nicht, in diesem gereizten Urtheile über Frankreich und die Franzosen den krankhaften Zustand des Schreibers zu sehen, der in einer Art Entrüstung und Enttäuschung seinem Ekel für den Firniß und die Oberflächlichkeit einen allzu freien Lauf läßt, um nicht die Grenzen der Wahrheit und Gerechtigkeit zu überschreiten. Übrigens hat jeder junge, feurige, strebsame Geist, der mit großen Erwartungen nach Paris kam, einen Augenblick ähnliche Ermattung und Niedergeschlagenheit, also auch eine Art Bedürfniß gefühlt, seinen gebrochenen Hoffnungen und inneren Schmerzen plötzlich durch ein heftiges Anathem Luft zu machen.

*) Diese Tendenz der französischen, literarisch-einflußreichen Jugend hat sich jetzt bedeutend geändert. Zur Zeit aber, als Sulloir diese Zeilen schrieb, war Hugo in der Blüte seiner Poesie.

Digitized by Google

kannten gesprochen. Ich sehe Alex. Dumas alle Tage; er schreibt bewanderungswürdige Verse und beendet in diesem Augenblicke ein romantisches Trauerspiel *); er hat mir einige Scenen vorgelesen, welche oft große Schönheit, viel Poesie, einen sehr fließenden Dialog, aber auch oft große Sonderbarkeiten bei vielem Ausdrucke enthalten. Dieses Stück nähert sich der Shakspeare'schen Schule.

Donnerstag werde ich zur Prinzessin von Salm geführt, wo ich Cooper, dem Amerikaner, begegnen soll. Diese Tage habe ich aber Dabaey, Briant und andere amerikanische Schriftsteller gelesen, welche mir J. Lefevre geliehen hat.

Ich habe mehre regelmäßige Einladungen, aber ich besuche diese Cirkel nur selten und ziehe meinen Hauswinkel vor. Glaube nicht, bester Freund, daß ich noch immer so blöde in Gesellschaft bin wie früher; im Gegentheil, ich bin oft über meine Dreistigkeit und Unterhaltung erstaunt. Ich plaudere und spreche weit besser, als ich geglaubt hätte. Mit wreniger Traurigkeit in der Seele, würde ich sogar zufrieden sein können; aber obgleich du mein Freund bist, sage ich dir nicht Alles, was ich fühle, und dann muß es auch ein gar geringes Verdienst sein, in den Salons zu glänzen, da es mir selbst gelungen ist. Zwar bin ich hier nicht mehr durch unangenehme Vorurtheile eingeschüchtert wie in Genf; im Gegentheil sind Diejenigen, welche mich wenig kennen, äußerst zuvorkommend gegen mich, und Die, welche mich genauer kennen, verzeihen mir meine Sonderbarkeiten — was sage ich, sie lieben dieselben; denn in Paris gilt ein gewöhnlicher Mensch für einen Dummkopf, alles Barwischte und Eintönige in Charakter und Manieren wird hier für Aldernheit gehalten. Nichts übrigens ist hier seltsamer als die verschiedenen Physiognomien so vieler Schriftsteller: der Eine, welcher Akademiker werden will, spielt mit den Ältern den Classiker und mit den Jüngern den Romantiker. Geräth er nun gar zwischen zwei Feuer, so sagt er hier Ja und dort Nein, oder: Vielleicht, Sie haben Recht, aber der andere Herr hat nicht ganz Unrecht u. s. w.

Ich fühle übrigens, daß ich anfange zu portraitiren, und höre auf; ich wünsche nur, daß ich sie dir alle in einer laterna magica zeigen könnte; denn sie sind für Den, der sich noch belustigen kann, sehr ergötzlich. Sage doch unserm Freunde Charles Didier, daß Madame Amable Tastu mir aufgetragen hat, ihm für die Widmung des brienzer Sees zu danken. Rodier hat die helvetischen Melodien sehr gern. Victor Hugo hat mir jetzt eine biographische Beschäftigung gefunden, die einträglich genug wäre, wenn ich mehr Kraft besäße, die mir aber wegen meiner schwachen Gesundheit und wegen meiner Studien nur wenig eintragen wird. Lebe wohl, mein lieber Freund. Gib diesen Brief, wenn du es für gut achtest, an Berre und Didot zu lesen. Du ersparst mir also für einige Zeit die Anstrengung, welche mir das Schreiben kostet. Liebe mich immer und lebe wohl. Dein Freund Imbert Galloix.

Man könnte diesen Erguß an einen Geistesverwandten beinahe den Vorboten des Todes nennen.

Galloix rieb sich in Paris in unfruchtbaren Bemühungen und mannichfachen Versuchen auf. In gleicher Zeit schonte er auch seine Gesundheit nicht. Man hat ihm vorwerfen wollen, daß er nicht arbeitete wie die Lastträger auf der Steaße, oder wie die Abschreiber in den hölzernen Buden in den Straßenwinkeln. Mir fehlt die Lust, solche Anklagen zu bekämpfen. Galloix mußte frühzeitig sterben, weil ihm unheimlich wurde in dem großen steinernen Labyrinthe von Paris. Auch er fand hier seine Katakomben. Wozu mit dem Todten rechten, weil er keinen Muth und keine Kraft hatte, in die starren kalten Finger zu blasen, um seine Lebenstragödie noch ein paar Monate zu verlängern!

Galloix's Herz war übrigens nicht allein tödtlich getroffen, sondern auch seine Brust. Er hustete viel und weinte nur, wenn er allein war. Der Athem war ihm oft beklemmt, und dann verlangte er emporzuschweben, wo es keinen irdischen Jammer gibt.

So legte er sich, als der Körper endlich immer schwächer wurde, auf sein Krankenlager nieder. Hier hat er oft an der göttlichen Vorsicht gezweifelt, aber immer zuletzt wieder gebetet! Mit dem letzten lichten Gedanken an die Unsterblichkeit der Seele ist er auch in seinem ärmlichen Stübchen gestorben. Ein paar Lumpen, abgetragene Kleider und viel Papiere waren sein einziger Nachlaß. Victor Hugo und einige andere Freunde bestatteten ihn, und wenige Menschen in dem großen Paris wußten, daß ein armer Dichter von seinen trauernden Freunden begraben wurde. Wenigstens wurden seine Papiere nicht wie einst die Dichtungen Gilbert's pfundweise an die Krämer verkauft. Später setzte Victor Hugo, dessen schöne Seele so oft von den flüchtig Reisenden und flüchtig Urtheilenden so falsch beurtheilt wurde, dem Verstorbenen ein Denkmal und nannte Galloix ein großes Talent. Hugo's Aufsatz über den Schweizerdichter ist jedoch nicht die einzige Arbeit, welche über Galloix geliefert worden. Dr. Coremans gab eine kleine Broschüre in Bern unter dem Titel: „Imbert Galloix, der Schweizerjüngling in Paris", nach dem Französischen des Victor Hugo, mit begleitenden Worten heraus. Diese Arbeit ist, in einer aufgeregten Zeit erschienen, leider zu wenig bekannt geworden.

In neuester Zeit haben mehre junge Genfer, Freunde des verstorbenen Dichters, unter den nachgelassenen Gedichten Galloix's eine Auswahl getroffen und diese auf ihre Kosten in einer stattlichen Ausgabe mit einer Vorrede herausgegeben. Es macht den jungen, gleichgestimmten Seelen Ehre, also ihrem Landsmanne ein dauerndes Monument gesetzt zu haben; die Leser dieser Gedichte werden sich gewiß an den tiefgefühlten Versen und dem oft wahrhaft begeisterten, bithyrambischen Aufschwunge der Phantasie laben.

Bis jetzt sind diese Dichtungen in Deutschland gänzlich unbekannt geblieben, und doch verdienen sie, namentlich mehre Oden, allgemein bekannt und einer bleibenden Würdigung in der Literatur angewiesen zu werden. Ich selbst besitze ein Original der Ode: „Die Verzweiflung". Dasselbe ist mit einer fließenden Hand auf grobem, gelbem Papier geschrieben; die ganze Ode ist aus einem Guß gerathen, der Dichter fühlte, was er den Versen anvertraute; die letzte Strophe ist für den Seelenzustand Galloix's bezeichnend:

Eh quoi sans espoir de connaître
Il faut végéter et mourir! *)
Quoi! l'homme ne fait qu'apparaître
Et n'apparaît que pour souffrir!

*) Heinrich III.

*) Souffrir, welches der Dichter anfangs an diese Stelle gesetzt, ist im Originale ausgestrichen.

Dieu le veut!... souffrir et se taire,
Voilà le sort du genre humain!
Courbons nous devant ce mystère
La vie aura son lendemain!

Die obigen Angaben sind am besten duech folgenden Auszug eines Briefes von Victor Hugo an meinen Feeund Graft zu schließen.

Den 14. October 1830.

Ich din Ihnen auch nielen Dank schuldig für die Mühe, welche Sie sich gegeben, mir die Verse des armen Galloie zu schicken. Das eine nur non beiden Stücken ist an mich gerichtet, es ist die kleine Ode in Strophen, welche mit „tel sera l'apanage" schließt. Diese Verse haben mir die Thränen in die Augen gelockt. Ich glaubte sie verlorrn uud danke Ihnen, sie wiedergefunden zu haben. So bleibt mir also noch etwas Anderes als die Eeinnerung jenes klaren Herbstabends, wo Galloie sie mir 1828 vorlas, eine Erinnerung, welche ich nie nergessen werde. Ich liebte Ihren Landsmann, ich liebte ihn ebensa sehr seiner Seele als seines Talents wegen; ich liebte ihn auch, weil er am Fuße der Alpen geboren wurde. Das ist ein Land der Dichtkunst und der Adler. Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie wohl, nnd nielen Dank!

Möchten die hier gebotenen Mittheilungen dazu dienen, die hinterlassenen Gedichte von Galloix auch in Deutschland bekannt zu machen. Dies ist wol dee einzige Tribut, den die Sympathie der Nachlebenden Denen darbringen kann, welche mit einem Gemüthe voll Glut und Sehnsucht allzu früh unterginngen und nur ein paar Immortellenkränze übrig ließen, welche auf lheem Geabe hängen, als Zeichen, daß hier ein Auserwähltee gestorben!

A. v. Bornstedt.

König Kodeus. Eine Mißgeburt der Zeit. Von Karl Stahl. Leipzig, Gedhardt u. Reisland. 1839. 8. 12 Gr.

Dieses kleine polemisch-satirische, nach Platen'schem Muster in trefflichen und reinen Trimetern und allerlei andern antiken und modernen Versmaßen gearbeitete Drama ist allerdings eine Mißgeburt der Zeit, ein formloses Drama, welches zwar in Schimpf und Ernst zu Athen spielt, dessen Grundbeziehnngen aber überall modern sind, voll polemischer und perfiffirender Widerhäkchen, voller Mislaune und Ärger über die Praduetionen der jungen Literatur, wenn auch im Ganzen nicht ohne Humor und glückliche Treffer, im Einzelnen mit schönen rhythmischen Formen ausgestattet, an sich eine Unform. Gedichte dieser Art können nur dazu beitragen, das allgemeine Mißbehagen zu vermehren: kritisch, wie sie sind, boshaft, malicids, bereiten sie hier und da Ärger, aber sie verschwinden, wie sie gekommen sind, ohne nachhaltige Wirkung, so gut wie Platen's „Verhängnißvolle Gabel" und „Romantischer Ödipus". Aber Platen hatte wenigstens das Verdienst, in diesem Genre der Erste zu sein, Stahl ist nur sein ängstlicher Nachtreter. Alles liegt bei Stahl durcheinander, Ernst nnd Scherz, alte und neue Zeit, Politik und Literatur. Es ist um solche Lectnre nichts Exquicklicheres, so wenig als um einen Schriftsteller, der, statt durch eine Peoduction zu zeigen, was er nermag, und z. B. jene Lücke, die er in unserer dramatischen Literatur norzufinden meint und beharrlich rügt, mit einer Tragödie, „in welcher sich mild der geläuterte Geist anmuthiger Sitte verkündet", auszufüllen, durch eine mühsam gebrechselte Composicion wie vorliegende nur böses Blut zu machen sucht. Der Hauptfehler an polemischen Gedichten dieser Art ist, daß sie aus keinem Nacionalbedürfniß hervorgegangen sind nnd nichts als einen blos indinibuellen Ärger ausdrücken. Wir stimmen in Vielem mit dem Verf. überein nnd geben zu, daß Vieles in unserer Zeit vorhanden ist, was auf satirische Darstellung Anspruch macht; aber so gebe man uns eine Polemik im Ganzen nnd Großen, eine planmäßige Satire, nicht eine Satire, die bald dahin bald dorthin ein böses Gesicht schneidet, ohne zu wissen, wohinaus sie eigentlich will. Denn an die Einheit und Sicherheit Aristophanischer Lustspiele, welche zugleich poetische Productionen waren, ist hier gar nicht zu denken. Die kalte undeutsche Malice, welche hier geschäftig ist, nimmt leider immer mehr überhand und erzeugt ein boshaftes Geschwätz, dem der Enthusiasmus fehlt. Populair können dergleichen Arbeiten schon deshalb nicht werden, weil ihre Form nndeutsch ist; ein satirisches Gedicht in den trenherzigen und gutmüthigen Reimen Haus Sachs' geschrieben, in jenen Knittelversen, welche Goethe zu ähnlichem Zweck mit so nielem Glücke angewandt hat — denn Goethe blieb immer deutsch nnd forcirte sich nie so gewaltsam zu einem Deutsch-Griechen wie Platen —, würde gewiß eine niel durchgreifendere Wirkung haben. „König Kodrus" hat indeß manche glückliche Züge von Humor und Witz, und die Verse sind troß ihrer Undeutschheit trefflich gearbeitet. Wir geben hier eine Probe, die freilich nicht zu den feinsten gehört. Aneiklein spricht, die Dienerin der emancipirten Dame Eugenia:

— — denn der attische Schwarm neumodiger, windiger Stutzer,
Mit krausem Gelock, mit dem Bambusrohr, Lorgnetten an goldener Kette,
Den Glacehandschuhn, dem gepolsterten Frack, den a conto genomm'nen Modesten
Und den Sporen am Fuß und den Phrasen im Mund, die hier sie klipzen nnd dorther,
Aus Hegel und aus pietistischem Brei, aus Weibernovellen nnd Mündchens
Jungdeutschem Gewälsch, aus Pückleegeklätsch, selbst aus Varnhagen's berühmtem
Sandartigen süß candirten Desert, das keiner vermag zu verdauen;
Denn wer's einschluckt, speit Alles sofort, was er seit drei Tagen gespeist hat (!) —
Denn der heutige Schwarm suche längst nicht mehe nach Frauen in der Stille des Haushalts,
Nein, in den Salons! und es hören die Herrn weit lieber den Straußischen Walzer
Hertrommeln von uns und lieber den Takt der gestohlenen Opern Rossini's,
Als daß es sie freut, wenn emsig ein Weib selbsteigen zu Hemden das Garn spinnt
Und die Scheere gebraucht und die Leinwand theilt, um das Tischzeug selber den Saum näht.

84.

Notiz.

Die Grabschrift des Herzogs von Reichstadt.

Wir können uns nicht entsinnen, diese, in einem edeln Lapidarstyle abgefaßte Grabschrift, die sich in Wien in der kaiserlichen Gruft unter der Capucinerkirche befindet, bereits irgendwo anders, als in F. K. von Strombeck's „Darstellungen aus einer Reise von Niedersachsen nach Wien, im Sommer des Jahres 1838" (Braunschweig 1839), gelesen zu haben, und theilen sie daher hier mit. Sie lautet also: „Aeternae memoriae Jns. Cur. Francisci, ducis Reichstadiensis, Napoleonis, Gall. imperatoris et Mar. Ludovicae arch. Austr. filii, nati Parisiis XX Mart. MDCCCXI in cunabulis regia Romae nomine salutati. Aetate, omnibus ingenii corporisque dotibus florentem, procera statura, vultu juveniliter decoro, singulari sermonis comitate, militaribus studiis et laboribus mire intentum phtisis tentavit, tristissima mors rapuit in suburbano Augustorum ad pulchrum fontem prope Vindobonam XXII Julii MDCCCXXXII." Auffallend dürfte es sein, daß in dieser Inschrift der Hauptname des Herzogs von Reichstadt, Napoleon, unter welchem er einst des Vaters Herrschaft, als der Zweite des großen Namens, fortzusetzen bestimmt war, fehlt.

25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 269. — 26. September 1839.

Die Taschenbücher für 1840.
Erster Artikel.

Der Herbst bringt uns außer Stoppeln auch die reife Frucht der Weins, außer verwelktem Laube auch die Taschenbücher, die förmlich wie von einem Naturprocesse emporgetrieben werden und wild und mächtig wuchern. Jene krankhaft blasse, melancholische Färbung, welche die Natur im Herbste annimmt, ist auch für die Taschenbücher, wenigstens für ihre Mehrzahl bezeichnend. Bunt genug sehen sie mit ihren saubern Umschlägen, ihren Vignetten und Bildern aus; dunt genug ist auch das herbstliche Laub, das aber doch, wenn es zu unsern Füßen rauscht und raschelt, einen trüben Eindruck macht und an den Tod mahnt. Die Taschenbücher erscheinen mir ähnlich, sie erscheinen mir wie das jährliche Herbst- und Spätlaub im Walde der Literatur; hin und wieder noch ein fröhlicher Wiesenfleck oder eine trübsinnige Aster; die eigentliche Pracht der Vegetation, das Pralle der Formen, die Frische des Colorits, das urkräftige Wachsthum, die Fülle des Laubes fehlen; die Taschenbücher sind die Nachgeburten des alljährlichen Literaturcyklus, und was an ihnen blüht, blüht meist auf dünnem Stengel, nicht auf gesundem, wohlgenährtem Stamme. Die für bloße Unterhaltung bestimmten Taschenbücher, wie die blos novellistischen Journale, sind deutsche Erfindung, auf die wir, wie ich glaube, weniger stolz sein dürfen als auf die Erfindung der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers, der Taschenuhren und der Luftpumpe. Die blos unterhaltenden Journale haben im Auslande keine Nachahmung gefunden, aber wol die Taschenbücher, die wenigstens in England durch die Opulenz ihrer artistischen Beigaben eine Art Bedeutung gewonnen haben. In Deutschland muß man diese Taschenbücher als ein nothwendiges Übel betrachten und ertragen, bestimmt, die Langweile müßiger Winterstunden vertreiben zu helfen und zu anmuthigen Weihnachtsgeschenken verwandt zu werden. Aber auch selbst dies Motiv wird die Nothwendigkeit ihrer Erscheinung nicht mehr rechtfertigen, wenn der Wetteifer der Verleger, die Herausgabe der Taschenbücher möglichst in den Sommer hinaufzurücken, sowie gegenwärtig im Zunehmen bleibt. Die Taschenbücher, auf ihrer untersten Stufe, sind eher schwache und blasse, als starke und glänzende Laster zu nennen; sie haben vielleicht den Geschmack des Publicums weniger verderben als verweichlichen helfen und jedenfalls dem Sinne für Ernsteres und Gediegeneres Abbruch gethan. Es finden sich Taschenbücher, welche in Folge einer geordneten Beaufsichtigung von Seiten der Redaction und uneigennützigen Aufwandes von Seiten der Verleger meist nur ausgewählt Novellistisches mitgetheilt und demgemäß sogar eine Art literarische Bedeutung gewonnen haben; aber diese Taschenbücher der edlern Art sind eben nur Ausnahmen, und es läßt sich in Erwägung des im Publicum vorwaltenden faden und schlechten Geschmacks mit Recht bezweifeln, ob sie in eben dem Maße beliebt und ausgebreitet sind als die mittelmäßigen und schlechten, welche mit erklecklich jämmerlichen Bildern und einem Conglomerate von erbärmlichen, in aller Eile und für wohlfeiles Geld zusammengerafften Novellen ausgestattet sind. Betrübend aber, wahrhaft betrübend ist der Gedanke, daß so viel schönes Geld an so nutzlose, oft verderbliche Unternehmungen, statt an gemeinnützige, großsinnige und ernsthafte verwendet wird. Indeß diese Klage wird nächstens so alt sein wie die alte Klage über Zeitverderbniß und ebenso nutz- und wirkungslos. Wir beginnen unsern speciellen Bericht mit einem der ausnahmsweise guten Taschenbücher, mit

1. Urania.

„Urania" hat immer auf Anstand und auf poetischen Fonds gehalten. Die besten novellistischen Namen prangen an der Spitze ihrer Jahrgänge, und so bietet „Urania" eine Reihenfolge von Novellen, welche meist für die Dauer Eigenthum der Literatur selbst geworden sind. Der Jahrgang 1840 schließt sich seinen Vorgängern aufs würdigste an; er ist zugleich der zweite Jahrgang, den sie in ihrer neuen Form, die sie angethan, in ihrer zweiten Fleischwerdung, möchte man sagen, erlebt hat. Über die Gründe, welche die Verlagshandlung zu dieser äußern Umformung des Taschenbuchs veranlaßt haben mögen, hat bereits ein anderer Berichterstatter in seinem Referate über die Taschenbücher für 1839, Nr. 293 d. Bl. f. 1838, seine zulängliche und gewiß treffende Meinung abgegeben. „Urania" tritt in einfach schönem Gewande auf, sie hat sich des vielen Bilderballastes, der andere Taschenbücher bis zum Untersinken ihres Fahrzeuges beschwert, glücklich entledigt und sucht dafür die Leser und Käufer durch innere Reichhaltigkeit zu entschädigen. „Urania" will löblicherweise

Digitized by Google

kein bloßes Bilderbuch sein, sie gibt dafür meisterhafte Portraits berühmter Zeitgenossen als Titelkupfer, diesmal das ebenso vortrefflich aufgefaßte als gestochene Portrait des Componisten Felix Mendelssohn-Bartholdy. Man bewunderte vor einigen Jahren das in Öl von dem düsseldorfer Maler Hildebrand, dem trefflichsten Coloristen unter den Düsseldorfern, ausgeführte Portrait auf einer der letzten berliner Kunstausstellungen, und man muß gestehen, daß E. Eichens die Weichheit, welche das Ölbild auszeichnete, aufs meisterhafteste wiedergegeben hat.

Unter den mitgetheilten Novellen möchte der ersten, „Pulcherie", von A. v. Sternberg, was Sinnigkeit der Aufgabe und Auffassung betrifft, der Preis zuzuerkennen sein. Feiner, geschmackvoller, sinnreicher und mit zarterer Ironie ist ein modern sociales Thema wol schwerlich in Deutschland je behandelt worden, als hier von Sternberg geschehen ist. Das hier behandelte Thema ist das oft angeregte: die Stellung, welche das Weib der socialen Welt gegenüber und in ihr einzunehmen hat, und die Erziehung, welche ihrer Natur die zusagendste ist, zu bezeichnen. Hierüber herrschen seit Rousseau die einander widersprechendsten Begriffe, eine wahrhaft babylonische Sprach- und Begriffsverwirrung, welche durch die Grundsätze der St.-Simonisten und die im wilden Fleische der Leidenschaft schwelgenden Ansichten der Dudevant wie ihrer Verehrer in Deutschland und Frankreich zu einem fast unlösbaren Knäuel sich verwickelte, und deren chaotisches Dunkel die schneidenden Gedankenblitze der Rahel höchstens greller herauszustellen, nicht aber licht zu legen gedient haben. Fern von aller Einseitigkeit und mit der Unparteilichkeit der Ironie, die indeß durch eine gewisse poetische Harmlosigkeit alles Unbehagliche verliert, behandelt Sternberg diese sogenannte Zeitfrage, — sogenannte sagen wir, da sie wol innerhalb der Entwickelung der geschichtlichen Dinge, wenn auch in anderer Form, oft schon leiser oder stärker aufgetreten ist, freilich nie mit der anmaßlichen Ungenirtheit und von den kenntnißlosesten Leuten so verschoben und ins Maßlose verallgemeinert wie gegenwärtig. In der Sternberg'schen Novelle stellen sich die extremen Systeme der Frauenerziehung in zwei vornehmen jungen Männern dar, von denen der Eine das System Rousseau's, der Andere das System der modernen Frauenemancipirer an einem jungen Mädchen, Pulcherie, welche von Beiden geliebt wird, durchführen will. Dies geschieht nach einem gemeinsamen Übereinkommen zwischen den beiden jungen Männern; man will sehen, welches System Recht behält, aber man ist zugleich eigennützig genug, den Sieg des Systems an den endlichen persönlichen Sieg eines der beiden jungen Männer über das Herz der Pulcherie zu knüpfen. Aber weder Rousseau's forcirte Natürlichkeit, noch der Dudevant sociale Unnatur wollen bei dem Mädchen verfangen; sie ist schlau genug, mit ihren Hofmeistern ein Spiel zu treiben, welches nicht deutlich erkennen läßt, ob sie mehr auf Rousseau's Grundsätze oder die der St.-Simonisten hört, wenn auch die oft durchbrechende Naivetät des Mädchens den Triumph der Letztern wenigstens mehr als zweifelhaft macht. Aber mit dem poetischen Instincte ihres Geschlechts bildet sich Pulcherie im Geheimen selbständig aus, es ist die Religion des Herzens, der Liebe, die Naturreligion des weiblichen Geschlechts, welcher sie bewußt unbewußt sich zu eigen gibt. Hiervon bekommt der Leser bei folgender Gelegenheit eine Ahnung. Emil, der Anhänger Rousseau's, hat, um die Zweifel, ob ihn Pulcherie wählen werde, zu zerstreuen, jenes Mittel gewählt, das St.-Preux anwendet, um Julien zu einem Entschlusse zu seinen Gunsten zu bringen, nämlich er entfernt sich auf einige Wochen aus ihrer Nähe und schreibt aus der Ferne klagende und verzweiflungsvolle Briefe. Der Schullehrer Elias Meyer räumt ihm gern ein Stübchen ein. Hier findet er in einem Schubfache einen vollständigen Briefwechsel zwischen zwei Liebenden, worin sich ihm eine so unmittelbare, so innige, so dichterische Sprache des Gefühls aufthut, daß er hoch entzückt ist und beschließt, diese Briefe der Pulcherie vorzulesen, um sie mit dem ganzen Feuer, dem göttlichen Glanze der Liebe vertraut zu machen. Die Wirkung der Vorlesung ist außerordentlich. Pulcherie stößt gleich bei dem ersten Briefe einen lauten Schrei aus — es ergibt sich, daß dieser Briefwechsel zwischen ihr und einem jungen Förster, Elias Meyer's Sohne, geführt wurde, der am Ende der Novelle Oberförster und dessen Verlobte natürlich Pulcherie wird. Die Systematiker sind überflügelt; der weibliche Instinct, das Herz, die unmittelbare Poesie des Daseins haben alle Versuche des menschlichen Verstandes, aus dem Weibe etwas zu formen, was es entweder schon von Hause ist, oder gar nicht ist, noch werden kann, lächerlich und zu Schanden gemacht. Diese einfach sinnreiche Erfindung, die auch mit Glück zu einem Lustspiele der feinern Art benutzt werden könnte, ist köstlich ausgeführt; die Gesammtentwickelung zeugt von außerordentlichem Geschmack, die vielen vortrefflichen Bemerkungen über zeitliche und gesellschaftliche Posten des Daseins von gesundem Urtheile und genauer Lebenskenntniß, und der Briefwechsel der Liebenden von poetischer Elasticität der Sprache und Empfindung, wenn auch dem Leser hier und da Überschwänglichkeiten aufstoßen, die wol ein Poet wie Sternberg nach reiflicher Überlegung schreiben kann, aber nicht ein Mädchen wie Pulcherie, nicht ein einfacher junger Mensch wie der Förster. Ich glaube nicht, daß dies wirklich die Sprache der reinen, natürlichen Liebe ist; es ist die novellistische Poetensprache. Die Sprache ist in diesen Briefen wol stylistisch einfach, aber zu bilderreich, die Empfindung zu zusammengesetzt. Der wahrhaft Liebende, zumal ein Förster, wird wol schwerlich so sich ausdrücken, daß er, um den Weg seiner Liebe zu wandeln, „sich die Thräne seiner Geliebten zum Muster nehmen wolle, die über den Rosenteppich ihrer Wange gleite, wie zögernd, einen so paradiesischen Boden zu verlassen"; er wird nicht überall Schmetterling und Lindenblüte zu Hülfe nehmen, um den Ausdruck seines Gefühls zu steigern; er wird, wenn ihm sein Mädchen das Geständniß der Liebe gethan, nicht an die Bäume des Waldes denken, die das Geständniß der Liebe mitempfunden und es sich zugeraunt hätten, worauf

die entfeentesten Bäume Antwort geben'— nein! an so entfernte Bäume und andere Gegenstände, an so complicirte Bilder denkt der einfach Liebende nicht, so weit ist der Kreis seiner Empfindungen nicht, so sucht ee nicht nach Gleichnissen um sich her; er ist in der Beschränktheit glücklich, glücklich in sich, im simpeln Gefühle seiner Liebe, welches des Bildes, des Gleichnisses nicht bedarf, um zu wirken; er kann glühen, flammen, ja ausschweifen in dee Stärke seines Ausdrucks, aber nicht in der Breite; der Ausdeuck darf sich nicht ausdehnen, an äußere Gegenstände sich anheften, er verengert sich vielmehe und wächst nach innen. Wie würden diesen Tadel nicht ausgesprochen haben, wären jene Briefe nicht dazu da, eben den einfach stärksten Ausdruck natürlicher Empfindung darzustellen. Goethe hat uns in seinem „Werther" gelehrt, wie der einfachste Ausdruck der Empfindung auch zugleich am besten ihre Stärke bezeichnet.

Von ganz anderee Art als Sternberg's Novelle ist Mosen's Novelle: „Die blaue Blume", welche von der leonischen Casuistik dee Sternberg'schen Novelle gar nichts an sich hat, dagegen sich desto geradliniger in das Gebiet des Phantastischen versteigt und nur mit der Spitze ihrer Zehen den Boden der Realität berührt. Man kann sie als ein geisteeiches Gedicht, als eine poetische Verkörperung moderner Reflexionen, die voller Esprit sind, bezeichnen. Die Eefindung ist bei aller Einfachheit weit hergeholt und zu unwahrscheinlich, um eigentlich poetisch zu sein, denn auch die Poesie kann sich nur im Gebiete des Wahrscheinlichen vollenden; sogae ihe Unwahrscheinliches kann auf dem Gebiete des Unwahrscheinlichen, wie im Märchen, im romantischen Heldengedichte waheecheinlich werden — weil hier von allen Naturgesetzen und Wieklichkeitsbegriffen von vornherein abstrahiet wird und die Phantasie allein thätig ist —, aber nicht so auf dem Gebiete der Wirklichkeit selbst, was an sich ein naturwidriger Proceß ist und jene vollkommene Täuschung, die ein poetisches Werk beanspricht, um zu wirken, wie es soll, nicht aufkommen, sondern übeeall einen Bruch mitten hindurch wahrnehmen läßt. Mosen gibt uns einen ganz realen Boden: ein Fischerdorf an der Nordseeküste, einen Prediger daselbst, einen Zigeunerbuben, den er eezieht, der ihm endlich, als eine Bande in der Nähe des Dorfes ankommt, entläuft und nach mancherlei Fahrten unter die Franzosen geräth, in das Militair gesteckt und gezwungen wied, Napoleon's Expedition nach Ägypten mitzumachen. Von hier aus schreibt ee nun die geistreichsten Betrachtungen übee Ägypten, Land und Volk, Vergangenheit und Gegenwart, wie nur iegend ein deutschee Poet, nämlich wie Mosen selbst. Das ist nun Alles ganz vortrefflich, ich ehre Mosen's Talent, wackere Gesinnung und poetische Auffassung wie geistige Durchdringung dee Gegenstände, die er behandelt, ich freue mich auch, ihn in diesen Betrachtungen in seiner Urmaniee, ganz wie er leibt und lebt, wiedeezufinden; aber wenn er diese Betrachtungen, die eben nur sein Eigenthum und zugleich Resultat der Auffassungsweise der feühern romantischen Schule wie der Reflexionsmanier der geistreichen Raisonneurs von 1830 — 39 sind, einem Zigeunerbuben, welcher seine Erziehung bei einem armen Prediger in einem Fischerdorfe durchmachte, schon zur Zeit der französischen Expedition nach Ägypten in den Mund legt, so entsteht ein innerer Widerspruch, der sich durch einen undehaglichen Eindruck fühlbae macht. Wir würden diesen Tadel gar nicht ausgesprochen haben, wären die deutschen Dichter nicht überhaupt dazu geneigt, den Glauben an die poetische Waheheit ihree Schöpfungen durch Phantasterei zu zerstöeen. Es gehört abee eine größere Kunst dazu, den Menschen, wie er ist, zu schildern, als ihn zu einer phantastischen Spukerscheinung umzuschaffen, die mit der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit nichts mehr zu thun hat; nicht eben mehe Poesie nnd Geist — diese Mosen abzustreiten, wäre Verwegenheit und Blindheit —, sondern eben mehr Kunst, mehr Praxis, mehe Entäußerung seiner selbst, mehr Objectivität. Zu jener angedeuteten Unwahrscheinlichkeit häufen sich aber in Mosen's Novelle noch andere Unwahrscheinlichkeiten mehe äußeree Art. Wir wollen die Erzählung, wie der Zigeunerbube in die Gegend von Emden kommt, von einem Predigee erzogen nnd zu seinem Nachfolger im Pfarramte gebildet wied; wie ihn, da spätee eine neue Zigeuneebande in der Nähe erscheint, die Stammneigung zum Vagabundenleben überwältigt nnd er die Pfarrwohnung verläßt, eine junge Zigeunerdirne, deren Name, übersetzt, blaue Blume heißt, heirathet nnd als wohlbetreßter Zigeunerkönig durch das Dorf zieht; wie endlich die Horde durch Soldaten aufgerieben wird, Joseph aber dem allgemeinen Blutbade entgeht — das Alles, sagen wir, wollen wir als eine schöne Dichtung trotz der Unwahrscheinlichkeiten ansehen; aber wir können auch hier nicht unterlassen zu bemeeken, daß dies phantastische Treiben von Zigeunern, Zigeunermädchen und Zigeunerkönigen uns doch allzu sehr in die Periode der alten romantischen Schule zurückversetzt; namentlich erinnert die an sich vortrefflich geschilderte Scene, wo Joseph's Braut im Nachen von einer Kugel zum Tode getroffen wied und Joseph dem Nachen mit Anstrengung aller seiner Keäfte nachschwimmt, ohne ihn erreichen zu können, an eine von A. v. Arnim in seiner Novelle: „Kaiser Karl's V. Jugendliebe", großartig geschilderte Scene, wo der alte Zigeunerkönig auf dem Strome schwimmt, wie zu gleichee Zeit an ein Gedicht von Beentano, worin er zwei Leichen in einem Kahne den Rhein abwärts weit in den Ocean hinaustreiben läßt. Wir sagen nicht, daß Mosen diese Vorgänger copirt hat, aber er erinnert unwillkürlich an sie, sei es auch nur durch die Darstellung. Aber man höre, was weitee folgt! Der Zigeunerbube macht alle Phasen der ägyptischen Expedition durch, worüber er ein höchst geisteeiches, höchst poetisches Tagebuch — was man einer so wilden Zigeunerkatze gar nicht zutrauen sollte — zu schreiben nicht unterläßt. Ein Fellah fragt ihn, ob er nicht das Grab dee blauen Blume besehen wolle? Joseph erschrickt, aber ee läßt sich das Grab zeigen. Es ist ein alabasterner Mumiensarg. Der Deckel wird abgehoben. Mit einem lauten Schrei stürzt sich Joseph darüber hin: es ist die Leiche einer Pharaonentochter, seiner blauen Blume.

Digitized by Google

Wunderliches Spiel des Schicksals! Der Fellah, welcher darüber mehr zu wissen scheint als der Verfasser der Novelle selbst, lächelt geheimnißvoll und nimmt sich die Freiheit, dem Zigeuner die Mumie zu schenken. Joseph schifft sich nach Deutschland ein; an der Nordseeküste erleidet er Schiffbruch; er und die Mumie werden bei dem Pfarrdorfe, wo er erzogen wurde, an das Land gespült; man findet auch das Tagebuch bei ihm, welches er in Ägypten verfaßt. Ein Reisender ergreift die Hand der Mumie, da fällt ihm eine Blumenzwiebel daraus entgegen; man pflanzt sie in einen Blumentopf und, o Wunder über Wunder, die so viel Tausend Jahre alte Blumenzwiebel blüht als blaue Amaryllis auf. Ich gestehe, daß mir dies wunderliche Spiel des Schicksals zu erhaben ist, um es zu begreifen! Indeß sollen die Leser auch nicht begreifen, sondern nur ahnen und glauben, was die Romantiker seligen Andenkens auch verlangten und die katholische Kirche noch jetzt verlangt. Von dieser spielenden Phantasterei, die sich in so viele Unwahrscheinlichkeiten verdünstet, abgesehen, enthält die Novelle viel Vortreffliches, ja, man kann selbst ihrer Anlage eine gewisse Größe nicht absprechen; das Gewächs ist fremdartig, ungeheuerlich, bizarr, aber die Sonnenglut, in die es sich taucht, der Thau, der auf ihm glänzt, sind uns bekannt und vertraut, Sonnenglut und Thau echter, wahrhafter Poesie! Es heißt zu Anfang der Novelle:

Alles ist nur das große Seelenleben eines poetischen Weltgeistes, welcher sich auslebt in dem Gedichte der Weltgeschichte und lange Völkerperioden in einem Reime zusammenklingen läßt, wie in der römischen Geschichte, welche mit Romulus beginnt, in Augustus ihren Höhepunkt erreicht und mit Romulus Augustulus beschließt.

Dieses Sichaufsichfeldstreimen der Weltgeschichte in dem engen Rahmen einer Novelle darzulegen, läßt Mosen den Zigeunerbuben, durch einen unbesiegbaren Instinct getrieben, zu der Bande, aus welcher er hervorgegangen, zurückkehren; darum verpflanzt er ihn nach Ägypten, von wo, wie man sagt, die Zigeuner entsprossen sind, und wo er die ganze Vergangenheit der Geschichte seines Volks auf sich herwandeln sieht; darum läßt er ihn in der Mumie der Pharaonentochter seine Braut, die blaue Blume, wiedererkennen, darum ihn mit der Mumie an das Fischerdorf, dem er seine Bildung verdankt, verschlagen werden; darum endlich muß die tausendjährige Blumenzwiebel zu einer blauen Blume symbolisch sich entfalten. Namentlich gewährt das Tagebuch aus Ägypten in kurzen, schlagenden und malerischen Zügen ein anschauliches, poetisch aufgefaßtes und geistreich verarbeitetes Bild des wunderbaren Landes und Volkes, welche in jüngster Zeit ihre ursprüngliche Sphinxennatur, durch die Räthsel, die sie der Weltgeschichte aufzugeben anfangen, wieder bewährt haben. Der Styl ist so einfach wie schön und läßt die Hand des Meisters in vielfachen und feinen Zügen erkennen. Die Novelle ist der langen hier gepflogenen kritischen Rede werth; es gibt aber eine große Anzahl von Novellen, die leider gar nicht der Rede werth sind.

(Der Beschluß folgt.)

Zur indischen Religionsgeschichte.

Je unvollkommener wir bis jetzt noch das Religionssystem und die Geschichte der Dschainas (engtisch Jains) in Vorderindien kennen, desto erfreulicher ist für den Freund vergleichender Religionsgeschichte die Erscheinung eines Werks, das uns in die Heiligthümer und in das Wesen des Dschainas- oder Dschinaculls einführt und Alles entbehrlich macht, was uns Burnes von den Marmortempeln dieser Sekte in Guzerate erzählt hat. Wir meinen das jüngst in London erschienene Werk: „Travels in western India: embracing a visit to the sacred mounts of the Jains, and the most celebrated shrines of Hindu faith, between Rajpootana and the Indus; with an account of the ancient city of Nehrivalla", vom verstorbenen Oberstlieutenant James Tod. Die „Annals of Rajast'han", worin der Verf. schon früher eine Geschichte der Dschainasekte gegeben hat, erhalten durch dieses opus posthumum eine Vervollständigung, wie sie ihm sorgfältige Nachforschungen, mitten unter den prachtvollen Monumenten dieses merkwürdigen Cults auf den heiligen Bergen der Dschainas angestellt, zu geben erlaubten. Wenn wir das culthistorische Interesse als das vornehmste des Buchs herausheben, so ist es keineswegs das einzige. Keiner seiner Zeitgenossen besaß vielleicht eine gründlichere und ausgedehntere Kenntniß von Indiens Sprache, Literatur, Alterthümern, Sitten, religiösen und politischen Einrichtungen und der physischen Geographie des Landes als der Verf. Ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt auf der vordern Halbinsel wurde von ihm zu den angestrengtesten Studien und Untersuchungen über die Geschichte und Beschaffenheit des Landes benutzt, und dieselben verdienen um so mehr Anerkennung, als er ihnen ohne irgend eine Unterstützung und Aufmunterung seiner Regierung, der er durch seine Kenntniß des Landes in physikalischer Hinsicht die wichtigsten Dienste geleistet hat, voll reinen Eifers, Vermögen und selbst Gesundheit opferte. Wir halten diese Anerkennung für Pflicht gegen das Andenken eines Mannes, dem sie leider, das gewöhnliche Loos uneigennütziger Bestrebungen, im Leben nicht zu Theil geworden ist. Die Resultate seiner mannichfachen und nützlichen Arbeiten sind, außer in dem hier angezeigten Werke, in den schon erwähnten „Annals of Rajast'han" und den schätzbaren Mittheilungen zu den Verhandlungen der königlichen asiatischen Gesellschaft enthalten.

Unter den Merkwürdigkeiten der Dschainatempel von Abu (am Rande der westlichen Wüste) fand Oberstlieutenant Tod auch das Bild eines griechischen Pans mit den Bocksfüßen und der Rohrpfeife im Munde.

Bekanntlich bietet, selbst das alte Ägypten mit seinen zahlreichen, einander feindseligen Culten nicht ausgenommen, kein Land auf der Erde so viele und so grell contrastirende Verschiedenheiten und Gegensätze von Religionssekten, -Meinungen und -Gebräuchen dar als Indien. Menschlicher Glaube und Wahn hat hier alle irgend denkbaren Formen unter und außer priesterlichem Einfluß angenommen. Bekannt ist die Mordverbrüderung der Thuks; zwar weniger furchtbar, aber gräulicher und unnatürlicher ist die Sekte der Aghori, welche menschliche Leichname und das Aas der Thiere verzehren. Ihr eigentlicher Name ist Merdi-khor, von dem persischen merd, Mensch, und khorden, essen. Es verdient bemerkt zu werden, daß Plinius, Aristoteles und Ktesias sie mit geringer Abweichung fast unter demselben Namen aufführen und als Anthropophagen bezeichnen, woraus sowol das hohe Alter dieser entmenschten Secte wie der frühe und genaue Verkehr der Perser mit dem westlichen Indien hervorgeht. D'Anville, der sie als une espèce de monstre bezeichnet, zieht ihre Existenz in Zweifel. Allein diese ist jetzt durch Oberstlieutenant Tod erwiesen, dem auf dem Abu und in den Schluchten anderer dem Dschainacult gewidmeten Berge mehre Individuen jener entsetzlichen Sekte begegneten.

161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 270. — 27. September 1839.

Taschenbücher auf das Jahr 1840.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Ganz anderer Natur — und eben diese Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der novellistischen Beiträge geben dem Jahrgange 1840 der „Ueania" besondern Reiz — ist Mügge's Novelle: „Angelica". Um den Glauben der Leser, der oft mit dem Köhlerglauben eine innere Verwandtschaft hat, in Beschlag zu nehmen, ist erwähnt, daß der Stoff der Novelle aus den Papieren eines deutschen Edelmanns genommen sei. Mügge's Novelle leidet eben an keiner Überfülle von Poesie, aber sie ist mit handfester Technik gearbeitet und mit allen jenen Zuthaten versehen, welche eine Novelle für die Masse des Lesepublicums schmackhaft machen. Mügge ist ein Mann vom novellistischen Handwerk. Auch dazu gehört ein gewisses Kunstgeschick, oft eine Virtuosität, welche blos poetisirende und reflectirende Novellisten durch die Wirkungen, die sie hervorbringt, in Erstaunen setzt, nicht selten aber auch in Verzweiflung bringen kann. Solche Techniker unter den Novellisten verhalten sich zu den Dichtern unter den Novellisten wie die Farbenreiber zu den Malern; es ist aber bekannt, daß aus den Farbenreibern mancher treffliche Maler, der seinem Meister an technischer Geschicklichkeit überlegen war, hervorgegangen ist; auf einen Maler wie Caravaggio z. B. kann die Zunft der Farbenreiber von ehemals immerhin stolz sein. Auch Mügge hat, wie Caravaggio es liebte, in gegenwärtiger Novelle etwas ins Dunkle und Schwarzschattige gemalt, obgleich die Originalität Caravaggio's ihm jedenfalls abgeht. Die Schilderungen der Localitäten und Personen zeugen von Virtuosität, die sich überhaupt in der gesammten Composition wie besonders in der Handhabung des novellistischen Styls bekundet. Der Thatsachen sind viel, des Raisonnements wenig; Mügge macht seinen Lesern die Lecture keineswegs schwer und wird aus eben dem Grunde immer ein größeres Publicum um sich versammeln als Sternberg oder Mosen. An Duellen, Emeuten und sonstigen Gefahren fehlt es nicht, und natürlich auch nicht an Rettungsscenen, auf deren Erzeugung und Hervorbringung Mügge sich besonders gelegt zu haben scheint. Doch scheint es ihm nicht möglich gewesen zu sein, Angelica und den französischen Oberst vom Untergange zu retten. Eine Novelle, die meist nur aus Thatsachen und Ereignissen besteht, im Auszuge erzählen, hieße ihre Geheimnisse enthüllen und im voraus die Lecture des Reizes der Neuheit berauben. Solche Novellen lassen sich am besten am vollen frischen Fleische genießen, nicht am Skelett.

Wieder eine Novelle ganz anderer Art ist das kleine Phantasie-, Genre- und Reflexionsstück: „Ein Frühlingstraum", nach den Mittheilungen eines Freundes, von Eduard v. Bülow. Thatsachen und Ereignisse findet man hier gar nicht, aber viel Sinnigkeit und einen reichen Vorrath an treffenden Bemerkungen. Der Einfall, worauf die Novelle sich stützt, ist glücklich. Ein gebildeter junger Mann besucht auf einer Reise eine junge Wittwe, welche er innig liebt; aber seine Bescheidenheit und Blödigkeit halten ihn von einem entschiedenen Schritte ab. Nun befindet er sich ihr gegenüber — und allein; sie besuchen sogar selbander eine Ruine; der junge Mann glaubt an der Dame mancherlei Symptome der Zuneigung zu entdecken; er hätte ihr so viel zu sagen, aber eine ihm eigene Scheu hält ihn davon zurück; er verabschiedet sich nach dem Spaziergange von ihr, die Dame, nach einem heftigen Kampfe mit sich selbst, macht eine rasche, unwillkürliche Bewegung nach ihm vor. Der Verf. führt uns nun in das Zimmer der Wittwe: es ist Abend; kein Dritter stört ihr Beieinandersein; der junge Mann liest ihr „Werther's Leiden" vor, welche sie aus Vorurtheil bisher nicht gelesen hatte; die Glut des Dichters ergreift Beide, Werther's Gefühle strömen in sie über, sie sinken sich in die Arme, der Bund ist geschlossen — Meint Ihr? O nein! Sidonie hatte wirklich jene Bewegung nach dem jungen Manne zu gemacht; aber dennoch schied er; er hatte nun den Gasthof aufgesucht und sich bei einer Flasche Wein die Folgen vergegenwärtigt, die nothwendig eingetreten sein würden, wenn er den Abend bei Sidonien geblieben wäre und sein Glück verfolgt hätte. Ein echt deutscher Zug eines bescheidenen deutschen Schwärmers, der immer nur in der Vergangenheit und in der Zukunft lebt, aber die Hand der Gegenwart, so freundlich sie sich nach ihm ausstrecken mag, nicht zu ergreifen wagt! Fein ironisch ist der Schluß. Der junge Mann hat Sidonien auf ihr Verlangen „Werther's Leiden" geliehen. Als er sich einige Tage darauf, vor seiner Abreise,

Digitized by Google

von ihr empfiehlt, stellt sie ihm das Buch mit den Worten zu: „Sein Sie mir nur ja nicht böse, ich habe es nicht auslesen können; ich verstehe das Buch und Ihr Entzücken daran nicht.“ Später hat sich Sidonie an einen Geheimenrath zum zweiten Male verheirathet. Um zu wissen, wie zart und doch spannend die anspruchslose Novelle erzählt ist, muß man sie selbst lesen; die Bemerkungen über Goethe, über „Werther's Leiden“ und die vermeinten Besserungen, welche der Dichter in der neuern Umarbeitung vornahm, sind zum großen Theile wahr und vortrefflich.

Den Schluß des Taschenbuchs bildet ein höchst verwickelter Criminalfall: „Der Todte von St.-Anna's Kapelle“, nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von Otto Ludwig. Der Darsteller hat gewußt, das trockene Criminalistische wunderbar durch die fast novellistische Durchführung der Personen und Thatsachen zu beleben und, von den leisesten Indicien an, den Criminalfall bis zu seinem Gipfel zu entwickeln und bis zum letzten entscheidenden Augenblicke den Leser, der eine lange Zeit hindurch glauben muß, was er der Persönlichkeit der Dame wegen, um die es sich handelt, und die eines an ihrem geschiedenen Gatten verübten Mordes angeklagt ist, nicht gern glauben möchte, in höchster Spannung zu erhalten. Der Eindruck beruht hier zu sehr auf der Art der gesammten Durchführung überhaupt, als daß wir nicht ein Unrecht begehen würden, wenn wir den Leser in die Geheimnisse dieses Criminalfalles, der für Criminalisten und Juristen gewiß kein geringeres Interesse hat als für das eigentliche nach Unterhaltung spürende Publicum, im Voraus einweihen wollten. 164.

Histoire de la croisade contre les héretiques Albigeois, écrite en vers provençaux par un poète contemporain; traduite et publiée par *E. Fauriel*. Paris 1837.

Das Manuscript, nach welchem Hr. Fauriel dieses Gedicht herausgegeben hat, ist wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhunderte und daher ziemlich ebenso alt wie das Gedicht selbst. Für den Vers. ist bisher auf die Autorität der Verse:

Comensa la canson que maestre W. fit,
Us clerc qui en Navarra fo a Tudela nolrit, —

Wilhelm von Tudela gehalten worden; allein Fauriel hat darauf aufmerksam gemacht, daß außer andern Umständen, welche diese Annahme unwahrscheinlich machen, hauptsächlich der reine provenzalische Dialekt und mehre Anspielungen auf Örtlichkeiten, die den Vers. als einen Eingeborenen erscheinen lassen, dagegen sprechen, indem z. B. Toulouse stets „unsere Stadt“ und der kriegerische Prälat derselben „unser Bischof“ genannt wird. Allein das Werk scheint gar nicht aus Einer Feder geflossen zu sein, da es aus zwei ungleichartigen Theilen besteht, die eine ganz verschiedene Gesinnung verrathen. Denn in der ersten Hälfte macht der Vers. den begeisterten Lobredner des Kreuzzuges, jubelt bei jedem glücklichen Erfolge der Wüthriche, denen derselbe aufgetragen war, preist den wilden de Montfort wie den grausamen Folquet von Marseille, der den bischöflichen Stuhl von Toulouse einnahm, verflucht und verwünscht die Albigenser, verweilt mit sichtlicher Freude bei den Qualen, die sie zu leiden hatten, und ergötzt sich an den Flammen, „in denen so mancher Ketzer tanzen mußte“. Im directen Widerspruche hiermit verdammt der Vers. in der letztern Hälfte des Buchs den Krieg als eine die Menschheit und Religion empörende Gewaltthätigkeit, stellt die Kreuzfahrer, namentlich de Montfort und den Bischof, als abscheuliche Ungeheuer dar und nimmt fortan die Theilnahme des Lesers allein für die Sache der Verfolgten in Anspruch.

Hierfür kann unmöglich der Grund in einer Sinnesänderung des Verfassers gesucht werden, wie es Hr. Fauriel thut, der, auf die Ähnlichkeit des Styls und des sprachlichen wie des poetischen Charakters beider Theile gestützt, von zwei verschiedenen Bearbeitern nichts wissen will, sondern wir müssen diese um so nothwendiger voraussetzen, da wir bei genauer Prüfung außer jenem Widerspruche in den Gesinnungen wirklich auch eine auffallende Verschiedenheit in der Behandlungsart und selbst dem poetischen Werth beider Theile des Gedichts wahrnehmen. Denn während der erste meist trocken und nicht selten bis zur Undeutlichkeit zusammengedränge und abgerissen ist, wird der zweite oft poetisch und fließt in einem weit breitern Strome der Beschreibung dahin.

Nun brauchen aber beide Vers. keineswegs Franzosen gewesen zu sein. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß Wilhelm von Tudela, ein Troubadour, wie so viele andere Navarresen, das Werk bis dahin fortsetzte, wo ein Wendepunkt in demselben unverkennbar hervortritt, die zweite beiweitem größere Hälfte aber von einem provenzalischen Dichter gearbeitet wurde. Was diese Annahme ganz besonders glaubwürdig macht, ist der Umstand, daß der Vers. des erstern Theils eine ebenso genaue Kenntniß von Spanien und seinen Verhältnissen als der des letztern vom südlichen Frankreich kund gibt.

Daß Wilhelm von Tudela als Navarrese Provenzalisch schrieb, kann weiter nicht befremden, da Einer recht gut die genaue Kenntniß beider Dialekte besitzen konnte, wie es bei vielen Schriftstellern nachweislich der Fall gewesen ist; da ferner die Troubadours aus Aragonien, Catalonien und Navarra ihre Erzeugnisse sehr häufig an den Höfen der südfranzösischen Fürsten vorlasen, während umgekehrt die Unterthanen der Letztern unter den Gästen der aragonischen Könige und als Nebenbuhler von deren Unterthanen auftreten; da endlich die gaya ciencia aller Wahrscheinlichkeit nach ihre eigene Sprache hatte, deren Kenntniß jeder Liebhaber der heitern Kunst sich zu eigen machen mußte. Das wenigstens ist gewiß, daß in den erotischen Dichtungen Thibault's von Navarra, Pedro's von Aragonien und der Troubadours von Toulouse, Beziers, Montauban und Carcassonne, so weit sie noch vorhanden sind, sich gar keine so große Verschiedenheit findet, wie man vielleicht vorausgesetzt. Wilhelm von Tudela kann übrigens auch in dem Dialekte seiner Landsleute geschrieben haben, und in diesem Falle muß er einen Übersetzer gehabt haben, der ihn in das gemeinsame Idiom der gaya ciencia übertrug und zugleich seine Fortsetzung und Vollendung besorgte.

Doch, wie es sich auch mit dem Ursprunge dieses Gedichtes verhalten mag, die Wichtigkeit desselben ist unbestreitbar. Es umfaßt zwar nicht mehr als die Hälfte des Albigenserkriegs, die Zeit von 1208—19; aber dies ist gerade der wichtigste Abschnitt desselben, und kein Historiker kann darauf Anspruch machen, ihn genau zu beschreiben, der diese Darstellung nicht zu Rathe gezogen hat, um so mehr da verschiedene Stellen uns zu dem Schlusse berechtigen, daß sie mitten im Laufe der Ereignisse abgefaßt ward. Von manchen derselben scheint der Dichter selbst Augenzeuge gewesen zu sein; gewiß aber wurde ihm die Kunde der meisten von Augenzeugen mitgetheilt, ein Umstand, dem wir sonder Zweifel die mancherlei Einzelnheiten verdanken, die sich in dem Gedichte finden. Diese machen in der That ein ganz vorzügliches Verdienst desselben aus, und namentlich ist die Sorgfalt lobenswerth, mit welcher der Vers. den Namen jeder Person aufführt, die in den von ihm beschriebenen Vorgängen eine noch so untergeordnete Rolle spielt; und er ist hierin so bewunderungswürdig genau *), daß er selbst die Namen von den Er-

*) Dies ist eine echte Eigenthümlichkeit des wahren und echten

bauern der Kriegsmaschinen angibt, welche in der Vertheidigung von Toulouse aber Beaucaire gebraucht wurden. Wir sehen daraus die umständliche Kenntniß von Personen und Örtlichkeiten, welche den Verfassern des Gedichts eigen war.

Ungleich wichtiger übrigens und interessanter als jenes einförmige Bild von Schlachten und Belagerungen, Gefechten und Überfällen ist der Blick, welchen uns jenes Gedicht in den damaligen Zustand der Gesellschaft gewährt. Zwei entgegengesetzte Elemente kennen dieselbe: der esprit de corps des Feudaladels vom Könige von Frankreich abwärts bis zu dem untersten Vasallen des schlechtesten Ritters auf der einen, und der sich entwickelnde demokratische Geist der Städte auf der andern Seite, deren Verfassung der Freiheit des Volks außerordentlich günstig war; denn in fast allen übte dieses das Recht, seine eigenen Beamten zu wählen, für die innere Regierung eigene Anordnungen zu treffen und die Beisteuer für den Lehnsherrn zu bestimmen, der die Oberherrlichkeit über den Ort besaß. Hatte dieser über eine gut disciplinirte Schar von Mannen zu verfügen, dann gab es Kampf zwischen ihm und der Stadtgemeinde, der dadurch oft verlängert und verbittert wurde, daß mancher ritterliche Abenteurer, der außer seinem Adel nichts besaß als sein Roß und seinen Degen, zum Beistande der wohlhabenden Corporationen herbeieilte. An manchen Orten wurde nach heftigem Kampf das Regiment zwischen beiden Parteien getheilt; wiederum wo das Volk obgesiegt hatte, ließ der Lehnsherr sich gern Rechte abkaufen, welche er mit den Waffen in der Hand nicht zurückzuhalten vermochte; in manchen Distrieten verbanden sich mehre Städte unter Verbürgung ihrer Unabhängigkeit zu gegenseitigem Schutze, in andern schloß der Feudaladel ähnliche Verbindungen, und der Krieg haftete bald nicht mehr an einer einzelnen Ortschaft, sondern war schnell über eine ganze Provinz verbreitet.

Durch diesen Zustand der Dinge erhalten die Ursachen erst ihr rechtes Licht, welche zum Albigenserkriege führten, indem der Adel die Bürger bekämpfte, nicht sowol weil sie Ketzer, als weil sie die natürlichen Feinde der Feudalherrschaft waren, die Bürger aber ebenso gut für ihre städtische Freiheit wie für die religiöse Überzeugung stritten, die ja in ihrer freien Äußerung nur ein Theil der einen Freiheit ist. Dieses zwiefache Element, das religiöse und politische, welches den Kampf belebte, verlieh demselben jenen wilden und blutigen Charakter, dessen er entbehrt haben würde, wenn nur eins jener Elemente thätig gewesen wäre. Doch fehlte es unter den geistlichen wie unter den weltlichen Herren, welche an dem Kreuzzuge Theil nahmen, keineswegs an Solchen, die in die Gerechtigkeit der Sache, welche sie zu vertheidigen berufen waren, Zweifel setzten. Bei der Belagerung von Beaucaire z. B., als Montfort gegen die versammelten Häupter des Kreuzzugs sich über den schlechten Fortgang der Unternehmung beklagte, der Bischof von Nimes aber die Versammlung darüber mit der Versicherung zu trösten suchte, daß Jeder, der in dem heiligen Kriege eine Wunde erhielte oder den Tod erlitte, dadurch von allen seinen Sünden erlöst sein würde, erhob sich Foucoult de Berov mit den Worten:

Per Dieu senhor nauresque du tal raso latjatz
Per que lu bes amerma e lo mals es doblatz
E es grans meravilha de vos autres feirats
Cum sesas penedensa enlveta el pardonnats
Pero si mals fos bes al mentire veritats
Aqui on se orgolhs fora humilitats
Car leu pas an creirin al mielhs ann a prendre
Que nulhs hom sia dignes si no mor
confessats.

Bei Gott, Herr Bischof! Ihr sprecht jetzt nur so,
Weil uns Unglück verfolgt und das Glück von uns floh.
Es wundert mich sehr, wie so gelehrte Herren
Ohne Base meinen Verzeihung zu gewähren.
Doch wär Übel nicht Gut, wär Trug nicht Wahrheit,
Dann gälte Stolz nimmer für Demüthigkeit.
Für mich, so glaub' ich mein Leb' nicht daran,
Daß in den Himmel gelangt, wer nicht Buß' hat gethan.

Wir wollen nun auf diese Bemerkungen über die Bedeutung, den Plan und die Anlage des Gedichts einige kurze Auszüge folgen lassen, welche uns vielleicht einen Begriff von der Ausführung und dem Charakter desselben zu geben im Stande sind. An mehren Stellen beklagt sich der Verf. sehr bitterlich darüber, daß die Großen die Bekenner „der edeln Kunst" nicht mehr belohnen wollen, umherziehende Gaukler und Marktschreier dagegen jetzt weit beliebter sind und weit besser bezahlt werden.

E si so lan e mai nan florichol boisdon
Xacatre W. in fist a Mont Alba na so
Tiertas si el agues aventura e do
Co an mot fol jotglar e mat avol garso
Za neih degra falhir angus cortes proesom
Que nulh donen caval n palafre breton
Quel partes cunvat emblan per lo sablon
O vestimen de seda pali e siclaton
Mas tant vesnm quel entglos torna en cruzitia
Quelh rie home malvats que devrian estre pro
Que no solon donar in valent d'un boto
Nieu no lo quier pas lo volen dux carbo
De la pins avol cendre que sia el fogaico
Domai Dieu los confonda que fotz la cel si tra
E enata Maria maira.

Zu Montauban war es, im Wonnemonat,
Wo Meister Wilhelm dies Lied begonnen hat*)
O gewiß wär er glücklich, wie mancher Gaukler
Der sich gaunerisch treibt an den Höfen umher,
Auch er fände wol einen mächtigen Freund,
Der ihm schenkte einen Gaul gar zierlich gezäumt,
Auf dem er dann trabte gemächlich durchs Land,
Oder einen Mantel oder irgend ein seidnes Gewand
Doch so weg hat die Welt sich anjetzo verkehrt,
Daß kein Großer mehr schenkt eines Knorpes Werth.
Daß sie, denen Wohlthun ist heilige Pflicht,
Niemand mehr um ein Kötzchen auf dem Heerde anspricht.
Möge Gott sie vernichten, der Schöpfer der Welt,
Und die heilige Jungfrau u. s. w

Die von den Kreuzfahrern verübten Greuel und Grausamkeiten werden uns nicht verschwiegen in diesem Gedichte, in dem ersten Theile aus Freude, in dem zweiten aus Abscheu an denselben. So erfahren wir, daß die Einwohner von Beziers „alle niedergemetzelt wurden, auch diejenigen von ihnen, welche sich in die Kathedrale geflüchtet hatten; daß nichts, kein Kreuz, kein Crucifix, kein Altar, sie retten konnte". Ja, der Verfasser versichert, daß, so viel er wisse, selbst von Weibern und Kindern nicht eins verschont worden sei, und erzählt mit einer wahrhaft satanischen Freude, die uns keinen Zweifel darüber läßt, daß der Dichter der ersten Hälfte zu den Allerunduldsamsten seiner Partei gehörte, wie man nach der Einnahme einer andern Stadt „das Fleisch vieler schurkischen Ketzer, der Söhne von Huren, und mancher einfältigen Weiber, die dem falschen Glauben anhingen, im Feuer schmoren ließ".

Vor Toulouse hält ein Erzbischof und Cardinal, die Mitra auf dem Haupte und den Bischofsstab in der Hand, folgende Anrede an die Kreuzfahrer: „Der König des Himmels verkündigt euch durch meinen Mund, ihr Herren, daß diese Stadt gleich dem Pfuhl der Hölle, daß sie mit den schändlichsten Verbrechen angefüllt ist. Der einst ihr Herr war, befindet sich unter ihren Einwohnern, und wer ihn bekämpft, dem wird himmlischer Ruhm zu Theil werden. Ihr steht im Begriff, diese Stadt wieder einzunehmen, euch jedes Hauses zu bemächtigen. Laßt nicht Einen, weder Mann noch Weib, lebendig davonkommen! Schlagt Jeden todt, wo ihr ihn findet, in der

Epos und seiner Bestimmung angemessen, vermöge der es in der heroischen und romantischen Zeit die Geschichte vertritt.

*) 1210.

Kirche, in der Sacristei" u. s. w. Das war die Zeit, der Hr. v. Haller und Andere mit ihm die alleinige und echte Freiheit vindicirt haben; das war die Zeit, welche sich allein im Besitze der rechtlichen Freiheit befond, und die man zum Fußgestelle gebraucht, um von da herab gegen den „alles Recht vernichtenden Geist der Revolution" zu predigen, der sich der modernen Völker nicht in einer Verkettung von Ursache und Wirkung, sondern wie ein Fieberparoxysmus bemächtigt haben soll.

Der Tod de Montfort's wird als ein hacter Schlag für die Kreuzfahrer beschrieben. „Barone und Ritter", sagt der Dichter, „konnte man unter ihren Helmen schluchzen nnd in den louten Ruf ausbrechen hören: „Gott, du bist ungerecht, daß du den Tod des Grafen und einen so schweren Verlust für deine eigene Sache zugelassen hast. Wahrlich, Der ist ein Narr, der dich vertheidigt oder sich deinem Dienste weiht, wenn er sieht, doß der Graf, der so gut nnd tapfer war, wie der elendeste deiner Feinde von einem Steine getödtet wurde, wenn er sieht, daß du deine Freude daran findest, die Deinigen falten zu lassen." Diese Stelle ist indeß schon aus dem zweiten Theile, nnd vielleicht wollte der Verf. absichtlich die Kreuzfahrer als ruchlose Gotteslästerer darstellen.

Mit der folgenden Scene wollen wir diese Anzeige von einem Buche schließen, wobnrch die historische Literatur eine schätzbare Bereicherung erhalten hat. Nachdem die Einwohner einer gewissen Stadt sich dem Könige von Frankreich übergeben hatten, wurde non den beim Heere befindlichen geistlichen nnd weltlichen Herren im königlichen Zelte über das Schicksal der Gefangenen Rath gehalten. Einige waren für Gnade, Andere für Strafe, und namentlich wollten die Prälaten die härteste angewandt wissen. Ihre Ansicht siegte, und es wurde demnach der Beschluß gefaßt, daß Groß und Klein, Reich und Arm, Alt und Jung, Mann und Weib über die Klinge springen sollten, mit der wörtlichen Ausführung desselben aber keinen Augenblick gezögert. Und was that während dieser feierlichen Berathung der oberste Richter, der König von Frankreich, der in derselben den Vorsitz führte? Auf einem seidenen Kissen sitzend, spielte er mit dem goldgestickten Handschuh seiner rechten Hand, wie wenn das Schicksal mehrer Tausende von Menschen keines ernsten Gedankens werth gewesen wäre. t45.

Bibliographie.

Arago, Fr., Ueber Gewitter. Aus dem Französischen. Gr. 12. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 18 Gr.

Aua, Hartmann von, Erec eine Erzählung. Herausgegeben von *Moritz Haupt*. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. t Thlr. t8 Gr.

Duepetiaux, Ed., Das Besserungs-System, oder der gegenwärtige Zustand des Gefängnißwesens in den Vereinigten Staaten, in der Schweiz, in England und in Belgien. Nach dem Französischen frei bearbeitet, und mit einer Abhandlung von Karl Lucas über den sittlichen Einfluß der Bildung des Volks auf die Verminderung der Verbrechen, herausgegeben von E. Samhader. 8. Frankfurt a. M., Brönner. 17 Gr.

Eichwald, H., Die öffentlichen Handlungen der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft von 1815 bis 1838. Gr. 8. Kiel, Baurmeister u. Comp. 12 Gr.

Fischer, C., Die Idee der Gottheit. Ein Versuch, den Theismus speculotiv zu begründen und zu entwickeln. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr.

Henfe, C. C., Hülfsbuch beim Unterricht in der allgemeinen Geschichte. tster Band: Alte Geschichte. — Auch u. d. T.: Historische Bilder. Darstellungen der denkwürdigsten Ereignisse nnd ausgezeichnetsten Personen des Alterthums. Gr. 8. Eisleben, Reichardt. 1 Thlr. t6 Gr.

Immermann. Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. 3ter, 4ter Theil. 8. Düsseldorf, Schaud. 4 Thlr.

Krug, W. T., Leipziger Reformazions-Jubiläum, durch einen Doppelgesang zur Beförderung des Luther-Denkmals gefeiert. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 2 Gr.

Neue Land- und Seebilder. Vom Verfasser des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären. 3ten Theiles 1ster, 2ter Band. — Auch u. d. T.: Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandschaften. 3ten Thls. 1ster, 2ter Band. Zürich, Schultheß. 2 Thlr. 15 Gr.

Nebbien, G. H., Das sicherste Mittel wider die Auswanderung, so daß Amerika in Teutschland zu finden und bei uns mehr als Amerika ist; oder die Antheilswirthschaft alljährlich steigender Zinsung mittelst Gegenseitigkeit des Erwerbes der Herren und Leute. 8. Leipzig, Müller. 18 Gr.

Preusker, K., Über öffentliche, Vereins- und Privat-Bibliotheken, sowie andere Sammlungen, Lesezirkel und verwandte Gegenstände, mit Rücksicht auf den Bürgerstand; Behörden, Bildungsonstalten, literarischen und Gewerb-Vereinen, wie überhaupt jedem Wissenschaftsfreunde gewidmet. 1stes Heft. — Auch u. d. T.: Über Stadt-Bibliotheken für den Bürgerstand, deren Nützlichkeit, Gründungs- und Aufstellungsart, damit zu verbindende Sammlungen und Orts-Jahrbücher. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 12 Gr.

Quinet, E., Ueber das Leben Jesu vom Dokter Strauß. Aus dem Französischen von G. Kleine. 8. Holzminden, Erdmann u. Müller. t0 Gr.

Reimann, Fr. A., Deutsche Volksfeste im neunzehntrn Jahrhundert. Geschichte ihrer Entstehung nnd Beschreibung ihrer Feier. Gr. 12. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Rudimente der Hydrognosie von *K. v. L.* Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr. 6 Gr.

Saint-Paul, W., Klänge aus der Welt des Gemüths. Eine Reihe psychischer Dichtungen. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

Schefer, L., Laienbrevier. 3te Auflage. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr. 12 Gr.

Schütt, A., Edgar. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Gr. 12. Freiburg, Wagner. 21 Gr.

Sophus, Der Magister und das Zigeunermädchen. Aus dem Dänischen. 8. Kiel, Baurmeister u. Comp. 1 Thlr.

Soulié, F., Die Memoiren des Teufels. Frei nach dem Französischen von G. T. Heyne. 5ter, 6ter Theil. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Staudenmaier, F. A., Über das Wesen der Universität und den innern Organismus der Universitätswissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf die Stellung zum Staat und zur Kirche: aus dem Standpunkte der Theologie. Gr. 8. Freiburg, Wagner. 14 Gr.

Strauß und die Evangelien, oder das Leben Jesu von Dr. Strauß für denkende Leser aller Stände bearbeitet non einem evangelischen Theologen. tste Abth. Mit dem Bildnisse non Dr. Strauß. Gr. 8. Burgdorf, Langlois. Preis für 2 Abth. 1 Thlr. 20 Gr.

Stutz, J., Briefe und Lieder aus dem Volksleben. 1stes Heft. t6. St.-Gallen, Scheitlin. 6 Gr.

Ueber das Oratorium Paulus non Felix Mendelssohn-Bartholdy. Mitgetheilt zum nähern Verständnisse dieses Meisterwerks. Gr. 8. Halle, Knapp. 4 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1840. Neue Folge. 1ter Jahrg. Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Weidemann, O., Apollo's und Hyn's Apotheose. Allegorien, Wahrheiten und Zeitbilder. Dramatisches Spiel. Gr 8. Breslau. 12 Gr.

Wildner, J., Gedanken über Liebe nnd Recht, Freiheit und Zwang, Unabhängigkeit und Abhängigkeit, Gleichheit und Ungleichheit der Rechte. 8. Wien, Beck. 9 Gr.

Zirndorfer, S., Benjamin Israeli oder Fünf Jahre auf den Galeeren. Sittenroman aus der neuern Zeit. 2 Bände. 8. Frankfurt a. M., Küchler. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 271. — 28. September 1839.

Münchener Antwort auf Venetianische Briefe.

Ihre „Venetianischen Briefe" *) sind zwar zunächst an „einen der ersten Kupferstecher der Zeit" gerichtet, ihr Erscheinen indeß in d. Bl. weist ihnen einen größern Kreis von Lesern an und rechtfertigt wol auch eine Antwort von einer andern Seite, namentlich von München aus, dessen Kunstleben Sie zum besondern Gegenstande Ihrer Mittheilungen gemacht haben. Sie schreiben aus Italien, dem Lande, das durch seine Kunst groß und reizend und das vor allen geeignet ist, jede halbe oder falsche Ansicht über Werth und Bedeutung derselben, sobald man nur mit offenen Sinnen und gutem Willen gegenwärtig ist, gründlich zu heben. Dreimal im Laufe der Jahrtausende brach dort der Frühling an in reicher Blütenfülle: was etrurische Kunst nicht lehrt, zeigt griechisch-römische, und was auch dieser unaussprechlich blieb, hat die christliche offenbart. Möge ein freundliches Geschick Sie lange in jenen beglückten Gegenden, in dieser mildesten Schule halten!

Erfreulich ist es zu sehen, wie Sie den Gegensatz gegenwärtiger Kunstbestrebungen in Italien, die Sie ganz richtig mit den neuern französischen Leistungen zusammenstellen, gegen die deutschen zum Vortheil Ihrer Landsleute empfinden; ja noch mehr, daß Sie unserer jetzigen Kunst den Vorzug vor der des vorigen Jahrhunderts geben. Sie werden dadurch von selbst auf die Verwandtschaft unserer Gegenwart mit Dem, was Sie aus der Vergangenheit als groß preisen, geführt. Freilich jenes heilige Geschenk der Norne Skuld, „den nie zufriedenen Sinn", haben Sie nicht, wie weiland König Wieking zurückgewiesen, und ihm verdanken wir den größten Theil Ihrer Betrachtungen, mit denen Sie sich freilich, und hätten Sie auch nicht den von Ihnen Eingangs Ihrer Briefe bezeichneten Fehler, wenig Freunde unter den betheiligten Künstlern und Kunstfreunden gemacht haben werden. Sie haben sehr recht: die Empfindlichkeit der meisten Künstler ist groß. Wer, der über sie oder ihre Werke ein Wort öffentlich ausgesprochen, hätte das nicht erfahren? Da schützt weder Ernst noch Spott, weder Eifer noch Mäßigung; der geringste Tadel reicht aus, langjährige Freundschaft zu lösen und Gleichgültigkeit in Haß zu verwandeln. Was ist die Ursache davon? Ich glaube es Ihnen vertrauen zu können. Jeder Mensch, also auch jeder Künstler, weiß genau, was an ihm ist, und stärker sogar als das moralische schlägt das ästhetische Gewissen. Aber wer möchte die Richtersprüche desselben, diese stillsten Seldstgespräche in den Zeitungen lesen? Dazu kommt, daß der fremde Richterspruch selten, weder im Loben noch im Tadeln, das Richtige trifft, und das Lachen des Künstlers im erstern Falle ist oft bitterer als seine Erbitterung im letztern. Endlich — und dies ist die eigentliche Quelle des Künstlerstolzes — *kann* der Künstler, selbst der unbedeutendste, etwas, während die Andern höchstens etwas *wissen*, und ein unwiderlegliches Gefühl sagt ihm, daß er, wenn von Gott selbst nichts zu rühmen wäre, als daß er gewußt hätte, *wie* eine Welt hätte geschaffen werden müssen, mit dem geringsten Werke, das er dagegen aus nichts hervorgerufen, über ihm stände. Wollen Sie zu dem Allen noch die Freude, die unsagliche Seligkeit des künstlerischen Schaffens rechnen, von der in der That außer Dem, der sie erfahren, Niemand eine Vorstellung hat, und bedenken, wie wichtig es jedem Menschen ist, seine Freude, seine Seligkeit sich ungetrübt zu erhalten, so werden Sie — ganz abgesehen von den äußerlichen Beziehungen des Ruhmes und Gewinnes — hinlängliche Entschuldigungsgründe für die Verletzlichkeit der Künstler finden. Indeß haben Sie vollkommen Recht, es kann dies wissenschaftlicher Forschung, ernster Würdigung kein Hinderniß in den Weg legen. Nur eine weichliche Erziehung scheut sich, weh zu thun, und ein vernünftiger Tadel ist jedenfalls besser als ein unvernünftiges Lob. Ich bin zwar nicht Ihrer Meinung, daß „kritische Toleranz der Ruin aller geistigen Bestrebungen" sei; denn mit aller erdenklichen Recensentenschärfe wäre aus Hofmannswaldau kein Schiller zu bilden gewesen, und schwerlich darf Nicolai sich rühmen, Goethe jemals gefördert zu haben. Nicht also auf die Kunst selbst wird die ohnehin nur nachgehende Kritik *bedeutenden* Einfluß üben, sondern auf das Verständniß derselben beim Publicum, wodurch dem Ernste ihrer Verpflichtung, vernünftig, d. h. wahr zu sein, nichts entzogen wird.

So weit, denke ich, werden wir ziemlich einerlei Meinung sein, und es kommt nur darauf an, welche An-

*) Der erste Artikel dieser „Venetianischen Briefe" war in Nr. 213—216 d. Bl. mitgetheilt; der zweite Artikel ist in Nr. 252 — 255 abgedruckt; der dritte Artikel folge im October. D. Red.

Digitized by Google

wendung wir im Einzelnen von der allgemeinen Wahrheit zu machen vermögen. Aus dem reichen Schatze Ihrer Mittheilungen hebe ich indeß, Anderes Andern überlassend, nur Das aus, was sich auf das hiesige Kunstleben bezieht, über das Sie ohne Weiteres das Verdammungsurtheil aussprechen.

Alle Welt weiß, daß es durch den jetzigen König begründet wurde, der für die Ausführung großer Kunstunternehmungen die bedeutendsten deutschen Künstler heranzog. Sie tadeln *den König*, *die Kunstunternehmungen* und *die Künstler*: den Erstern, daß und wie er für seine eigenen Pläne Künstler zu gewinnen gesucht, statt sie, nachdem er „Geist und Idee in ihnen geweckt, in alle Welt ausgehen zu heißen, um Das zum deutschen Eigenthum zu machen, was jetzt als Eigenthum von Baiern, von München, vom Hofe dasteht"; die Unternehmungen, nach Ihrer Ansicht: „Monumente und Documente der Übereilung, der Hetzerei, der Verkehrtheit, Fabrikarbeiten statt Meisterwerke, Arabesken, keine historischen Bilder, Wandmalereien, keine Kunst"; die Künstler endlich, daß sie sich wissenschaftlichen Männern wie alten Meistern gegenüber „sufficient und genug sind, daß sie keine Fortschritte machen, verschiedenen Objecten gegenüber nicht verschiedene Manieren annehmen, überhaupt, in Schläfrigkeit, Schlendrian und mechanische Thätigkeit versunken, das Vaterland um seine schönsten Hoffnungen bitter betrogen". Diesem Allen setzen Sie zweierlei entgegen: die alte Kunst mit ihren Künstlern in Italien und die deutschen Kunstvereine seit 1830, nicht gerechnet, was gelegentlich als Ihr eigner Vorschlag mitunterläuft.

Als Gegner kritischer Toleranz werden Sie auch für sich auf keine Anspruch machen. Lassen Sie sich demnach unumwunden und aufrichtig erklären, daß, was Sie in Betreff des hiesigen Kunstlebens gegen den König, die Kunstunternehmungen desselben und gegen die Künstler ausgesprochen, nur als ein Beispiel von Übereilung, Unkenntniß und gänzlichem Mangel an Einsicht in die besprochenen Dinge gelten kann.

Sie haben zwar Eingangs Ihrer Briefe sich gegen Vorwürfe der Art durch ein Bekenntniß Ihrer Einseitigkeit zu schützen gesucht; allein schon dieses — das auf der Ansicht ruht, als ob bei einem Kunstwerke nichts dem Urtheile unterläge als „sein Gegenstand und die technische Ausführung" — wird dadurch zu einem Bekenntniß der mangelhaftesten Einsicht in das Wesen der Kunst. Und wäre es auch von richtiger Würdigung der Aufgabe eingegeben: wer zwingt Sie denn, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, dessen Sie nicht mächtig sind, oder mit blödsichtigen Augen nach dem Ziele zu schießen?

Sie tadeln den *König*, daß er zur Ausführung *seiner* Pläne Künstler in Dienst genommen und sie somit zu „Hofmalern" gemacht, und nicht zufolge „vorsichtiger Wahl", sondern mittels „des Intriguenspiels" diese ihre Stellen erhalten lassen; der König, meinen Sie, fragt nach der Einsicht der Künstler nichts, und „Heinrich Heß muß seinen Wandgemälden in der Schloßkapelle das Gepräge der alten Mosaiken geben, er mag wollen oder nicht". Was that denn Julius II., was thaten Leo X., Sixtus und Paul, als sie Rafael und Michel Angelo beriefen? was die Mediceer, als sie dem Benozzo, dem Michel Angelo, dem Vasari ꝛc. ihre Aufgaben stellten? was Friedrich Gonzaga, als er Giulio, was Franz I., als er Leonardo an sich zog? Wurde Rafael zum Hofmaler, weil er den Gedanken des Papstes, den Ruhm des Papstthums und der Kirche in einer Reihenfolge von Bildern in dessen Palast darzustellen, übernahm? wurde es Michel Angelo dadurch, daß er dem Auftrage Clemens' VII. zufolge den „schlechten Gegenstand eines jüngsten Gerichts", obenein „an flacher Wand", malte? Ja, was entscheidet am Ende der fürstliche Name des Bestellers? haben die Republiken Venedig, Pisa, Siena u. s. w. mit ihren großen Kunstaufgaben etwas Anderes gethan, als Künstler für Ausführung *ihrer* Pläne beschäftigt? oder schützt ein Senat von Dreihundert, ein Rath der Neuner, einer der Vierundzwanziger, schützen Anzianen und Tribunen vor Mißgriffen in der Wahl? vor Allem sichern sie dem Künstler seine Freiheit, dem Werke seine Bedeutung? Mein Herr, hätte der König von Baiern die berufenen Künstler zu nichts Anderm benutzt, als um seine Wohnzimmer zu schmücken, so hätten Sie für Ihren mit Herabwürdigung gebrauchten Ausdruck: Hofmaler, einen Schein des Rechts; aber, bei der großen Liberalität, mit welcher dem Publicum der Zutritt zu jenen Räumen gestattet ist, auch nur *den Schein*. Dadurch aber hat der König die Künstler — weit entfernt, sie zu Hofmalern zu machen — der Nation gesichert, daß er sie in den Stand gesetzt, mit ihren Kräften dem öffentlichen Leben zu dienen. Gerade das größte Verdienst, durch welches der König wahrhafter Beschützer der Kunst ist, diese Berufung zu großen öffentlichen Arbeiten, ohne die die größten Talente, z. B. eines Carstens, Schick ꝛc., für ihr Volk so gut wie verloren gegangen, um die die Berufenen von ihren begabtesten Zeitgenossen glücklich gepriesen werden — dieses Verdienst kehrt sich in Ihren Augen zum Vorwurf um! Aber nicht genug; zu dieser Verkehrtheit reiht sich noch gänzliche Unkenntniß der Verhältnisse. Also nicht zufolge „vorsichtiger Wahl", sondern zufolge von „Intriguen" wäre Cornelius zu den mythologischen und christlichen Bildercyklen, Schnorr zu den Nibelungen, Heß zu den testamentlichen Darstellungen, Schwanthaler zu seinen mannichfaltigen Arbeiten gekommen! Mein Herr, in welcher Schule sind Sie aufgewachsen, daß Sie so schwere Anklagen auf Thorheit und Schlechtigkeit gegen die gefeiertsten Männer der Zeit öffentlich aussprechen, ohne die Belege beizufügen, ohne nur den geringsten Schein eines Grundes dafür zu haben? In Ihre Seele hinein muß jeder rechtliche Mensch erröthen.

Um die Abhängigkeit der Künstler in München zu bezeichnen, führen Sie Heinrich Heß als Beispiel an. Hat Heinrich Heß Sie zum Vertrauten erwählt? hat *er* Ihnen von dem Widerwillen gesprochen, mit dem er sich in die Bedingung seiner Aufgabe gefügt? Gewiß, hätten Sie nur wenige Minuten ihn von derselben reden gehört, Sie würden wahrgenommen haben, wie vollkommen er sich und

Digitized by Google

seine künstlerische Denkweise, seine Überzeugung von kirchlich-religiöser Darstellung in den Fresken der Allerheiligenkapelle ausgesprochen, statt daß Sie ihm die Ausführung eines aufgedrungenen Stylis Schuld geben. Wäre es freilich so, wie Sie sagen: hätte der König ihm die Aufgabe gestellt, jene hagern, ausdruckslosen, starren Gestalten, mit ihren enganliegenden formlosen Gewändern, mit ihrem gänzlichen Mangel an bildnerischer Vollendung, wie wir sie im byzantinischen Mittelalter finden, in die neuen Räume überzutragen, so würde Jedermann Ihnen beistimmen. Allein wer, der die gedachten Fresken von Heß gesehen, kann in Italien, in Venedig solche Behauptung niederschreiben? Hier bleibt nur die Wahl zwischen Blindheit oder absichtlicher Täuschung.

Endlich war es in Ihren Augen ein Unrecht vom König, die Künstler in München zu behalten und damit die Kunst zum Eigenthume von München, ja sogar vom Hofe zu machen. O Julius, Julius, der du Rafael seinem Vaterlande entzogst und dein Rom, deinen Vatican durch ihn verherrlichtest! O ihr wahren und echtgesinnten Beschützer der Kunst, die ihr die Künstler „in alle Welt gehen" heißt!

Nächst dem König sind es seine Kunstunternehmungen, denen Sie Ihren Beifall versagen. Wenn Sie Dem, was seit nun etwa 14 Jahren hier in Folge der Aufträge des Königs im Gebiete der Kunst begonnen und vollendet worden, die Kunst Italiens, diese Welt voll Größe und Schönheit, dieses glänzende Denkmal bevorzugter Jahrhunderte entgegenstellen, so dürften Sie von keiner Seite her eine freudigere und zuverlässigere Zustimmung erhalten als von hier aus, ja von dem Gründer und Beschützer unsers Kunstlebens selbst, vorausgesetzt, daß Sie von der Erkenntniß jener Größe durchdrungen und geleitet wären. Unzweideutige Äußerungen indeß in Ihren Briefen begründen nur zu sehr die Zweifel an jener Erkenntniß sowol der alten italienischen als unserer neuesten deutschen Kunst. Abgesehen davon, daß Sie im Verhältniß zum ganzen hiesigen Kunstleben nur untergeordnete Unternehmungen, nämlich den Ankauf älterer Gemälde (vielleicht der Boisserée'schen Sammlung? denn außerdem ist nur sehr wenig acquirirt worden) an die Spitze stellen und ihn als eine durchaus zeitungemäße Verschleuderung ungeheuerer Summen verwerfen, sieht man nirgend eine Parallele nur angedeutet.

Was hat Italiens Kunst so groß gemacht? Das kleinste Denkmal der kleinsten Stadt gibt dieselbe Antwort wie das größte der größten. Es ist das organische Zusammenwirken aller künstlerischen Kräfte in Architektur, Sculptur und Malerei zur bildlichen Darstellung religiöser oder geschichtlicher Ideen. Von S.-Marco zu Venedig und dem Camposanto zu Pisa an bis zum Vatikan, vom Grabmal des heiligen Domenicus bis zur Peterskirche, von der Kapelle der Verkündigung in der Arena zu Padua bis zum Dom von Orvieto, überall dieselbe Grundlage, derselbe Geist. Und in der That, man kann der Bewunderung nicht müde werden, wenn man den Reichthum von Darstellungen zum Alten und Neuen Testament, zur Legende, zur Mythologie und selbst zur Geschichte überblickt. Sind nun des Königs von Baiern Kunstunternehmungen schon den Grundzügen nach von jenen unterschieden? Lassen Sie uns zusehen. Er sammelt Werke altgriechischer und römischer Sculptur und Erzgießerei, baut für die Bewahrung derselben ein besonderes Haus und schmückt die Eingangssäle mit Darstellungen aus der Götter- und Heroenwelt; den Giebel des Hauses aber mit Marmorfiguren, die das antike Kunstwirken unter dem Schutze der Minerva ausdrücken. Er baut eine Gemäldegalerie, und in dem Corridor vor den Sälen derselben sieht man in 25 Loggien die Geschichte der neuern Malerei in Fresco, auf den Zinnen des Daches 25 der berühmtesten Künstler in Stein abgebildet. Er baut eine Hofkapelle und bekleidet ihre Wände mit Bildern des Alten und Neuen Testaments, der Sacramente und der Verbindung der Kirche mit den Künsten; er veranlaßt den Bau einer Stadtkirche, und an ihren Wölbungen und Wänden stehen in großen Zügen die einfachen, allen christlichen Confessionen gemeinschaftlichen Grundlehren des Glaubens; er baut eine der Maria geweihte Kirche in der Vorstadt Au, und in verklärter Farbenpracht der Glasmalerei erscheint, was uns Bibel und Legende von den Leiden und Freuden der Mutter Christi erzählen; er schützt ein altes Thor, durch das einst Kaiser Ludwig seinen Siegeseinzug gehalten, vor dem Zusammensturze und fügt die Erinnerung an jenes Ereigniß im Bilde hinzu; er umgibt einen öffentlichen Spaziergang mit Arkaden und führt darin die Geschichte Baierns vor die Sinne; er baut sich und den Seinen ein Wohnhaus und nimmt den Bilderschmuck der Wände aus den Dichtungen der Griechen, vom „Argonautenzuge" des Orpheus und der „Theogonie" an bis zu den Komödien des Aristophanes, und der Deutschen, vom „Nibelungenliede" und den Minnesängern bis zu dem „Phantasus" Ludwig Tieck's; er errichtet seinen fürstlichen Vorfahren eherne Standbilder und stellt diese in seinem Thronsaale auf, erinnert aber durch eine Reihenfolge von Bildern deutscher Größe unter Karl dem Großen, Friedrich I. und Rudolf von Habsburg daran, daß jene ihre Weihe nur durch den Zusammenhang mit dem Gesammtvaterlande erhalten. Er errichtet der Befreiung dieses letztern von fremdem Joche ein großes umfassendes Denkmal — denn auch die Walhalla müssen wir um des Gründers willen hier aufzählen —, und was Deutschland an gefeierten Namen hat, dazu die altgermanische Vorzeit, die Befreiung vom römischen Joche durch Armin und die vom französischen durch die vereinten Kräfte der Deutschen, in Marmorbildern ziert es die Räume und die Giebel des kolossalen Gebäudes. Dem Apostel der Deutschen erbaut er ein religiöses Denkmal, und in vielen Bildern liest man im Innern desselben die Geschichte der Verbreitung des Christenthums in Deutschland.

Genug! selbst der Befangenste erkennt Geist, Leben, Zusammenhang, Organismus, kurz eine Verwandtschaft mit den Kunstwerken der alten Zeit in diesen Unternehmungen. Und Sie — was setzen Sie ihnen entgegen: eine moderne Galerie! Das also wäre „die Stätte,

wo dem größten Wetteifer Raum gegeben, dem Talente eine Laufbahn eröffnet, der vaterländischen Kunst ein Tempel, der historischen Malerei ein weites Feld geboten sein sollte", eine Gallerie, jener traurige Nothbehelf einer verarmten, theils betteinden, theils geplünderten Zeit! Was weiter? Die Kunstvereine, die zugleich mit dem „Populairwerden der Kunst neue Mittel eröffnen, neue Aussichten und Wege zeigen, die innerlichste Grundlage der Kunstbildung dem Volke geben, indem sie dem Publicum eine Masse Bilder vorführen und es durch Kupferstiche und Lithographien ins Reich des Schönen einführen, und der Malerei es endlich möglich machen, die ausschließliche Protection der Fürsten zu verschmähen und der Nation sich in die Arme zu werfen". Wer ehrte nicht den überall in Deutschland durch die genannten Vereine angeregten und kundgewordenen Kunstsinn, wer freute sich nicht über die mannichfachen Bemühungen derselben, aufkeimende Talente zu ermuthigen, verarmende zu unterstützen, ausgezeichnete zu belohnen! Aber welche Verschrobenheit gehört dazu, diese flüchtigen und wandernden Ausstellungen von bunt zusammengewürfelten Bildern aller Art und allen Werthes, diese Ankäufe und Verlosungen, diese sogenannten Vereinsgeschenke an Lithographien, Kupferstichen und Münzen nur nebrn die geringste der erwähnten Kunstunternehmungen des Königs von Baiern zu stellen, die Sie mit Ausdrücken bezeichnen, die ich nicht zum zweiten Male niederschreiben möchte, und die, wie der Gegensatz von „Kunst" und „Wandmalereien", nur dazu dienen, über Ihre Stimmbefähigung in diesen Dingen jeden Zweifel zu heben. Nur das Eine möchte ich Ihnen noch in Betreff der „Übereilung, Hetzerei und Fabrikarbeit" ins Gedächtniß rufen, daß das größte und erhabenste Werk der neuern Malerei, die Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle von Michel Angelo, in 22 Monaten vollendet worden sind, und daß der Meister dazu sich sogar die Farbe selbst gerieben hat.

(Der Beschluß folgt.)

Die Jesuiten und der Jesuitismus, von Sylvan Jordan. Altona, Hammerich. 1839. Gr. 8. 20 Gr.

Dieser, aus dem Rotteck-Welcker'schen „Staatslexikon" besonders abgedruckte, mit Zusätzen vermehrte Aufsatz verdiente diesen besondern Abdruck. Er verdiente ihn an und für sich und bei der mangelhaften Kenntniß vom Jesuitenorden und von seinem eigentlichen Wesen, auf die man noch so häufig trifft; er verdiente ihn vorzüglich insofern, als es einer genauen Kenntniß dieses Wesens bedarf, um den, heutzutage in Staat, Kirche und Schule in so manchen Gestalten herum- und sich einschleichenden Jesuitismus in seiner wahren Blöße, in seiner offenbaren Schändlichkeit erkennen zu können. Aber eben deshalb kann auch nicht oft und nicht dringend genug auf diese historisch-begründete und philosophisch-klare Darstellung, die die Gefahren dieses Jesuitismus, sowol des kirchlichen als des politischen, für unsere Zeiten so anschaulich nachweist und die ekelhafte Blöße dieses, aus Lamm, Wolf, Hund und Adler nach der bekannten Prophezeiung des Franz Borgia selbst zusammengesetzten Ungeheuers vor die Blicke der Zeitgenossen stellt, hingewiesen werden, damit jenem Zwecke dieses Sonderabdrucks die verdiente Anerkennung, eine thätliche und in Wahrheit begründete Anerkennung zu Theil werden könne. Wer es wohl meint mit seiner Zeit und mit Denen, die nach uns kommen werden, der präge sich hier tief und nachdrücklich ein, was die Geschichte von dem Jesuitenorden verkündet, was die Moral und der fortschreitende Geist der Zeiten von ihm und von dem durch jenen Orden in die Welt gebornen Jesuitismus aussage, und was er von ihm erwarten kann, damit man wenigstens nicht unvorbereitet und nicht unbelehrt über sich ergehen lasse, was man sehend über sich nicht kann ergehen lassen wollen! Für die Völker haben die Jesuiten und hat der Jesuitismus in seiner Pandorabüchse nur Knechtschaft, nur Schmach und unwürdige Abhängigkeit; der Grundsatz: In majorem Dei gloriam, ist nichts als eine freche Lüge, und um so leichter wird es hiernach jenen, und um so ersprießlicher ist es diesem, auch die schändlichsten Mittel zu dem schlechten Zwecke zu wählen und anzuwenden. Die Sehenden aber können sich nimmermehr blenden, die Wollenden können sich niemals fangen lassen! 25.

Literarische Notizen.

Außerordentlich rühmt man des Marquis von Villeneuve-Trans „Histoire de Saint-Louis", welche jüngst bei Paulin in Paris erschienen ist. Ein französisches Journal sagt hierüber: „Viele Schriftsteller haben bereits das Leben der Blanca von Castilien und des königlichen Dulders von Tunis geschrieben, aber noch keiner, so viel wir wissen, von jenem erhabenen Standpunkt und mit jener breiten Basis der Entwickelung, welche der Gegenstand fodert. Ludwig der Heilige ist nicht blos der weiseste und ritterlichste unter den Königen Frankreichs, er ist auch das Muster aller Souveraine, der Typus des Königthums, sowie die Kirche es erfaßt und begriffen hat. In ihm vollendet und beschließt sich das Mittelalter. Um diesen schönsten und erhabensten Ausdruck eines Systems von Thatsachen und Ideen, von dem wir in jeder Hinsicht uns so weit entfernt haben, würdig zu malen, bedurfte es einer großen Menge gelehrter Kenntnisse, Vertrautheit mit der Gesetzgebung, der Verwaltung, den Künsten, eine lebhafte Einsicht in die Weltinteressen des 13. Jahrhunderts, Gefühl für die Poesie des Christenthums und katholische Gläubigkeit, welche die poetische Tiefe des Christenthums zu offenbaren und zu entdecken weiß. Das sind alles Eigenschaften, die jetzt selten sind, aber keine von ihnen fehlt dem Hrn. v. Villeneuve-Trans. Das Werk ist auf einem weiten Plane aufgebaut, in der Form jener deutschen Monographien, welche an die Darstellung eines Individuums das Tableau eines ganzen Jahrhunderts oder einer ganzen Epoche knüpfen; es ist mit einer zarten Wärme geschrieben, welche ihm bei der Lecture etwas von dem Reize einer Epopöe zu Theil werden läßt. Für Diejenigen, denen die Verallgemeinerungen der deutschen Schule ebenso wenig zusagen als die trockene Zerschneidungsmanier der englischen, fügen wir noch hinzu, daß sich der Verf. der „Histoire de Saint-Louis", den Überlieferungen der nationalen Literatur treu bleibend, von dem Mysticismus jenseit des Rheins und von dem Rationalismus jenseit des Kanals auf gleiche Weise entfernt gehalten hat."

Der berühmte und gelehrte Münzenkenner, Hr Mionnet, hat soeben sein großes Werk: „Description des médailles antiques grecques", beendigt. Dies Werk wurde bereits 1806 angefangen und umfaßt nicht weniger als 18 Octavbände, die an neuen Entdeckungen reich sind. Man sage nicht, daß es den französischen Gelehrten an Ausdauer fehle. Die letzte Abtheilung dieses Werkes enthält einen „Atlas de géographie numismatique" und ein „Tableau du poids des médailles grecques d'or et d'argent du cabinet royal de France", wovon bereits in der Beschreibung der griechischen Medaillen Erwähnung gethan worden. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 272. — 29. September 1839.

Münchener Antwort auf Venetianische Briefe.

(Beschluß aus Nr. 271.)

Endlich sind auch die Künstler selbst von Ihnen angegriffen. Indem Sie hier von einer Kluft zwischen Gelehrten und Künstlern sprechen, wie sie in alten Zeiten nicht gewesen, lassen Sie sich vielleicht durch den Schein eines vorübergehenden Eindrucks bestimmen, ohne anhaltend und ruhig das Leben und seine Bedingungen betrachtet zu haben. Vorerst sind die Bildungsverhältnisse unserer Tage, wo durch die vielfältigste Lecture, durch Bibliotheken und im gegliedertsten geselligen Umgange das Meiste von Dem, was in frühern Zeiten Eigenthum der Gelehrten war, Gemeingut ist, von eben diesen ältern durchaus verschieden. Aber nichtsdestoweniger läßt sich Ihre desfallsige Beschuldigung gegen unsere Künstler nicht rechtfertigen, und eine geringe Nachfrage schon würde Sie über die achtungsvolle und durchaus anspruchlose Weise, mit welcher Männer wie Schnorr, Heß ꝛc. den Rath wissenschaftlicher Männer für ihre Arbeiten einholen, belehrt, würde Ihnen jeden Zweifel über die Liebe und Anerkennung, deren sich unsere großen Künstler von Seiten eines Schelling, Schubert, Ringseis, Thiersch, Hauber ꝛc. erfreuen, benommen haben, jener an die Erzählungen aus alter Zeit erinnernden Freundschaft zwischen Niebuhr und Cornelius nicht einmal zu gedenken.

Aber unsere Künstler machen keine Fortschritte, sagen Sie. Schnorr ist in den Nibelungen derselbe wie im Ariost ꝛc. Da Sie Eingangs Ihrer Briefe bekennen, daß Sie vom Technischen der Kunst nichts verstehen, so muß eine solche Bemerkung, sie mag nun von Ihnen selbst herrühren, oder Ihnen von anderswo zugekommen sein, durchaus werthlos erscheinen. Nur Blindheit oder böser Wille können den Unterschied zwischen Schnorr's Nibelungen und den Gemälden aus der deutschen Geschichte im neuen Schloßbau verkennen; nur Blindheit oder böser Wille den Fortschritt, den Heß während der Arbeit in der Allerheiligenkapelle von Bild zu Bild gemacht, übersehen; und bei Cornelius reicher und durch und durch ursprünglicher Individualität von Fortschritt oder Rückschritt zu sprechen, wäre gänzlich geistlos. Was Sie aber vorzüglich schätzen, jenes freie Sichbewegen in „verschiedenen Manieren", gegründet auf die wunderliche Vorstellung, als werde ein Künstler durch „Eitelkeit" an seiner Anschauungs- und Darstellungsweise gehalten, als habe Rafael sich „heute zum Schüler von Perugino, morgen zu dem von dessen Feinde Michel Angelo erklärt", ist in der That unserm und jedem Kunstleben gegenüber wahrhaft lächerlich. Wer, der Rafael's Leben und Werke übersieht, kann das ruhige Entwickeln, das stetige Fortschreiten verkennen? Als er in S.-Agostino jenen von ihm selbst nicht wiederholten Misgriff, vielleicht den einzigen in seinem reichen Künstlerleben, nach Michel Angelo's Weise that, war aus seinen Werken fast jede, ja jede Erinnerung an die des Perugino verschwunden. Mein Herr, was Sie verlangen, kennt die Welt; uns Allen ist jener Künstler in gutem Gedächtniß, der sich mit Freiheit in allen Manieren bewegte, heute Giulio Romano, morgen Höllenbreughel war: es ist — der Maler Eulenböck in Tieck's Novelle. Für diesen auch, nicht aber für Cornelius, wäre es „eine reiche Aufgabe gewesen, in jenen Malergeschichten in der Pinakothek sich jedesmal der Manier des jeweiligen Künstlers anzuschließen", wie für weiland Falstaff, die Manieren des alten Königs anzunehmen, wenn er seinem Heins einen Verweis ertheilte!

Von allen hiesigen Malern lassen Sie indeß wenigstens Einen selbst ohne die von Ihnen zur Bedingung gestellte „Weihe der Zeit" gelten: Kaulbach, „der beiweitem die größten Hoffnungen erregt". Es freut mich, nach so vielen unerläßlichen Widersprüchen endlich wieder zu einer Übereinstimmung mit Ihnen zu kommen. Ich und wir Alle, die wir dieses Talent zu beobachten Gelegenheit haben, pflichten Ihnen bei, daß er beiweitem die größten Hoffnungen erregt, ja noch mehr, daß er sie, so lange er den Grund und Boden, auf dem er gewachsen, den Geist der neuen deutschen Kunst, der seinem Genius die erste Anregung gegeben, nicht verläßt, auch alle in überschwenglichem Maße erfüllen wird. Ob aber „die Laune von ihm ableitet", wie Sie meinen, oder ob er aus freier Wahl auf der Stelle steht, die er einnimmt, das hätte er Ihnen, wenn Sie es sonst zu wissen gewünscht, gewiß vertraut.

Nach alle diesem nur noch ein kurzes Schlußwort. Bei näherer Prüfung Ihrer Kunsterkenntniß werden Sie gewiß zu der Überzeugung gelangen, daß sie zur öffentlichen Beurtheilung künstlerischer Aufgaben, Leistungen und Charaktere noch nicht ausreiche. Bevor Sie in gleicher

Digitized by Google

Absicht die Feder wiederergreifen, bedenken Sie dieses: unser Kunstleben und unsere Künstler sind so wenig als irgend ein menschliches Thun und Sein frei von Fehlern, der Vervollkommnung sind beide fähig und — das ist der Edelsten unter den Letztern offenes Bekenntniß — auch bedürftig. Allein so reich ist unser Vaterland in der Gegenwart weder an Talenten noch an Werken, daß man Das, was hier lebt und entsteht, schmähen und herabwürdigen dürfte. Vernünftiger Tadel ist zu ehren; allein in einer Zeit, wo ringsum in allen geistigen Beziehungen, in Dichtkunst und Musik, selbst zum Theil in der Wissenschaft ein ungründliches Wesen, Gehaltlosigkeit, Leichtsinn, ja Frivolität immermehr überhand nehmen, soll man mit Achtung und Ehrfurcht, vor Allem mit Freude über den noch nicht erstorbenen germanischen Geist von Bestrebungen und Leistungen reden, an welche reichbegabte Männer, die nach der großen Periode der Philosophie und Poesie den Glanz des deutschen Namens weiter tragen, mit heiligem Ernst ihr ganzes Leben setzen. 27.

Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohne. Nach dem Englischen bearbeitet von Dr. Boumann. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 1838. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Unabweisliche Umstände haben die Anzeige dieses Werks etwas verzögert. Wenn hin und wieder anklagende Stimmen gegen verspätete Bücheranzeigen laut werden, so haben sie in Fällen absichtlicher Saumseligkeit offenbar das Recht auf ihrer Seite. Gleichwol wäre Ref., wenn nur der Raum d. Bl. es gestatten wollte, nicht abgeneigt, eine Apologie zu Gunsten später Anzeigen niederzuschreiben. Nur eines Vortheils sei hier gedacht. Es gibt manche Werke, welche man, ungeachtet ihrer hohen Bedeutsamkeit für alle Zeit, die stillen nennen könnte. Sie erregen keinen Eclat; es ist sogar wenig von ihnen die Rede, und finden sie wirklich ein Publicum, so ist es gewiß ein sehr scharf begrenztes, welchem dann aber eben deshalb die Verpflichtung gegeben ist, den Ruf solcher Werke von Zeit zu Zeit wieder zu erneuern. Steht nun gar ein Werk wie das vorliegende in Frage, so sollten namentlich die Recensenten förmlich übereinkommen, einen ordentlichen Cyklus von Anzeigen mindestens durch eine Reihe von zehn Jahren auszudehnen; denn eben dieses Buch bedarf sicher wiederholter Hinweisungen auf das Muster, welches seine Blätter vor uns hinstellen, und zwar so ruhig und anspruchlos, daß, wäre der Name Sinclair nicht eben gegenwärtig noch als ein europäischer zu betrachten, mancher Leser kaum zu fassen vermöchte, worin denn eigentlich die Berühmtheit Sinclair's begründet sei. Außerdem wird namentlich der Deutsche, mit einem tiefen Seufzer vielleicht, denken oder sagen: In England ist eine solche Thätigkeit mit sicherer Hoffnung auf Erfolg allerdings möglich, aber —. Allein diesen Seufzer auch zugegeben, so hat jeder Mensch, der irgend ein Ziel zu erstreben bemüht ist, überall mit Hindernissen, die in England nicht geringer sind als anderswo, zu kämpfen, und hätte unser Thaer z. B. bei seinen beschränkten Mitteln nur noch einen Seufzer beim Hinblick auf die durch Sinclair zu einem Musterbilde erhobene englische Agricultur gehabt, es sähe mit der deutschen Landwirthschaft wol kaum etwas anders aus als vor Thaer's unermüdlicher Thätigkeit.

Mit dieser Erinnerung an unsern hochverdienten und mit Sinclair's Wollen und Wirken in naher Verwandtschaft stehenden Landsmann wenden wir uns dem Bilde des edeln Schotten näher zu, indem wir in gedrängter Übersicht sein Leben und seine Thätigkeit nachweisen. Die Familie Sinclair ist normännischen Ursprungs und erwarb unter Gustav Adolf die orkadischen Inseln. Unser Sir John wurde zu Thurso-Castle in der Grafschaft Caithneß am 10. Mai 1754 geboren, und seine Bildung lag großentheils in dem Beispiele einer edeln, umsichtigen Mutter. Er vollendete seine Studien zu Edinburg, Glasgow und Oxford, und eines der ersten Producte derselben war eine Broschüre über den christlichen Sabbath, deren Bekanntmachung jedoch von dem berühmten A. Smith widerrathen wurde. Daß eben ein solcher Gegenstand Sinclair's schriftstellerische Thätigkeit eröffnen sollte, darf nicht als Zufall, als vorübergehende Laune eines jungen Mannes betrachtet werden, denn wie jedes edle, kräftige Streben sich auf einer tiefen religiösen Grundlage entwickelt, nur auf einer solchen sich zu halten, stets freier, stärker und lebendiger aufzustreben vermag, so ist wol die englische, mit dem Staate innigst verknüpfte Kirche vorzugsweise geeignet, in ihren Bekennern jene religiöse Gesinnung dauernd zu begründen. Rechnen wir dazu die Zeit nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, das Beispiel einer Mutter, die Einsamkeit des Geburtsschlosses, bei stürmischem Wetter vom Seeschaum der Pentlandsmeerenge überflogen, so erscheint es ganz natürlich, daß die Religion wie ein rother Faden sich durch das ganze thatenreiche Leben Sinclair's hinzieht und insbesondere gegen das Ende desselben in Wort und Schrift sich vielfältig bethätigt. Schon in seinem 18. Jahre ward er Erbe der Familiengüter, und was die Grafschaft von ihm zu erwarten habe, zeigte sich gar bald, indem er 1260 Arbeiter versammelte, um einen Weg über den Berg Bon-Cheilt, der bisher kaum für Pferde bequem war, in einem einzigen Tage für Fuhrwerke praktikabel zu machen. Die Liebe für den angestammten, so kärglichen und vernachlässigten Boden verließ ihn nicht bis zur letzten Stunde seines Lebens. Die Wege, die Äcker, die Wiesen, Schaf- und Rindviehzucht, Mühlen, Baumpflanzungen, Hafenanlagen, Fischereien, Manufacturen, sogar die Anlage neuer Dörfer, die Erweiterungen der traurigen Flecken Thurso und Wick zu freundlichen Städten u. s. w. sind großentheils Sinclair's Werk, „und was", sagt der Biograph, „besondere Aufmerksamkeit verdient, ist dies, daß Alles mehr durch Eifer, Fleiß und Geschicklichkeit als durch Verausgabung großen Capitals bewirkt worden ist".

Eine ins Stocken gerathene Heirathsangelegenheit mit Miß Maitland gab Anlaß zu der ersten Reise Sinclair's nach dem Continente, 1775—76. Sie erstreckte sich damals nur auf Paris, Dijon, Avignon, Aix. Nach seiner Rückkehr verband er sich mit Miß Maitland, welche die frühere Neigung für ihn bewahrt hatte, und von nun an, wo das junge Paar auf Thurso sich zurückgezogen hatte, beginnt hauptsächlich Sinclair's Thätigkeit für die Grafschaft Caithneß, deren Resultate oben bereits angedeutet sind. Neben den vielfachen, durch solche Bestrebungen hervorgerufenen Geschäften fand Sinclair doch immer noch Muße, sich als Schriftsteller zu bewähren. In diese Zeit fällt ein, nur für seine Freunde gedruckter historischer Versuch über Addison und ein Werk über den schottischen Dialekt, ein Zeuge seiner Liebe für die Heimat, welches überall gerechte Würdigung fand.

Mit dem Jahre 1780, also in einer Zeit, die in der Geschichte Englands als höchst ereignißvoll sowol rücksichtlich der innern Politik als der Verhältnisse zum Auslande bezeichnet werden muß, trat Sinclair in das öffentliche Leben, indem einstimmige Wahl ihn zum Repräsentanten seiner Geburtsgrafschaft im Hause der Gemeinen berief. Verpflichtungen war er nach keiner Seite hin eingegangen, da sie Parteinahme voraussetzen, und Sinclair konnte und wollte nur unabhängig die Interessen verfolgen, welche die Wohlfahrt, wie die Ehre des Vaterlandes heben konnten. Der nordamerikanische Freiheitskrieg, welcher im Unterhause eine so heftige Opposition für sich hatte, daß Sinclair sie als unpatriotisch, sogar verbrecherisch ansprach, nöthigte ihn, das Ministerium North zu unterstützen, indem er hoffte, daß eine sichere und ehrenvolle Beendigung dieses unseligen Krieges mit größerm Vortheil durch North als durch

seine Gegner unterhandelt werde. Als 1781 Englands ältester Bundesgenosse, Holland, die Allianz in vielfacher und selbst beschimpfender Weise verletzte, trat Sinclair zum ersten Male als Redner auf. Fast ganz Europa war gegen England verbündet, und Amerika im kräftigsten Aufstande. Muthlosigkeit und Verzweifeln an den von allen Seiten in Anspruch genommenen Hülfsmitteln sprach sich im Lande, vorzüglich aber im Hause der Gemeinen aus. Aber „niemals an dem gemeinen Wesen zu verzweifeln", gehörte zu Sinclair's leitenden Grundsätzen, und in diesem Sinne sprach er, indem er Englands Hülfsquellen aufdeckte; indem er das Vertrauen und den Muth des Volkes hervorhob, welches überall Kaper gegen die Feinde rüste und Geld sammte zur Vertheidigung des Vaterlandes; indem er der Schmach gedachte, daß Zweifel und Furcht im Hause der Gemeinen vorherrschen sollten. Dabei ließ es Sir John noch nicht bewenden. Unbehutsame aber misverstandene Äußerungen Mulgrave's, des Lords der Admiralität, welche die Entmuthigung noch vergrößerten, gaben Sinclair Anlaß zu einer zeitgemäßen Flugschrift unter dem Titel: „Gedanken über die Stärke der großbritannischen Seemacht", worin er vollständig das Vermögen nachwies, welches England besitzt, um eine jeder andern überlegene Seemacht herzustellen. Der Sieg des Admirals Rodney über de Grasse in den westindischen Gewässern schien einzig erfochten zu sein, die Richtigkeit der Flugschrift zu deduciren.

Bei diesen und andern Bestrebungen, Englands Ansehen nach außen hin zu heben und zu befestigen, verlor das Mitglied für Caithneß sein Schottland nicht aus den Augen. Als 1782 in Folge einer zerstörten Ernte vorzüglich das nördliche Schottland von einer Hungersnoth heimgesucht wurde, gelang es Sinclair's angestrengten Bemühungen, die Bewilligung einer Summe von 15,000 Pf. Sterl. zu erwirken, und die Bewohner von 15 Grafschaften, über 111,000 Seelen, wurden vom Hungertode gerettet. Im Parlamente war die Besorgniß laut geworden, die geleistete Hülfe möchte zu ungestümen und verderblichen Bitten bei geringerer Noth führen. Diese Besorgniß fand 1807 eine Widerlegung, welche der Dankbarkeit und dem Hochsinne der Schotten zu hoher Ehre gereicht. Ein beispielloser Orkan hatte einige Distriete verwüstet, welche von jener Bewilligung des Parlaments Nutzen gezogen hatten; gleichwol war daselbst die vorherrschende Meinung, daß nur eine wirkliche Hungersnoth Anlaß sein könne, sich wiederum an die Güte des Parlaments zu wenden, da man eine Freigebigkeit nicht erschöpfen dürfe, welcher man so viel schuldig sei.

Die Frage über Parlamentsreform war schon früh angeregt. Auch Sinclair sprach sich für eine solche in seinen „Excubrationen" aus, indem er den seit so manchen Jahrhunderten von Vorrechtsbesitzern hartnäckig abgewehrten Grundsatz: „daß die Vorrechte von Individuen dem allgemeinen Besten weichen müssen", verfacht. Erst in unserer Zeit, unter dem Ministerium Grey, trat eine Reform wirklich ins Leben. Eine vorzügliche Thätigkeit entwickelte Sinclair 1785, wo manche selbst der Einsichtsvollsten Befürchtungen wegen eines Nationalbankrotts lautwerden ließen und eine allgemeine Niedergeschlagenheit hervorriefen. Seine „Winke über den Zustand der Finanzen", sein „Memoire über einen Plan zu Wiederherstellung des öffentlichen Credits" nehmen unter den nützlichsten seiner Schriften eine Stelle ein, und als eine Folge derselben ist auch die Errichtung von Provinzialbanken durch ganz England zu betrachten, eine Maßregel, welche so viel zu dem Glücke und der Größe des britischen Reichs beitrug. Sie gaben ferner Anlaß zu einem seiner größten Werke, zu der „Geschichte der öffentlichen Einkünfte Großbritanniens", einer Arbeit, welche von den bedeutendsten Finanzmännern des In- und Auslandes mit ausgezeichneter Gunst aufgenommen wurde und fortwährend als ein Erzeugniß tüchtigen Studiums betrachtet werden muß.

Im J. 1785 starb Sinclair's Gattin, und dieser herbe Verlust trieb ihn nach dem Continente. Der kurze Ausflug nach Paris, von wo er eine verbesserte Methode der Pulverfabrikation mit nach Hause brachte, war nur der Vorläufer einer europäischen Reise. Er hielt eine persönliche Bekanntschaft mit fremden Ländern für die Ausbildung eines Staatsmannes unentbehrlich, und so sehen wir ihn 1786 in Dänemark, Schweden, Rußland, Polen, Östreich, Preußen, Hanover, und über Holland, Flandern und Frankreich der Heimat wieder zukehren. Überall fand er die beste Aufnahme, kam mit den bedeutendsten Persönlichkeiten in Berührung und brachte einen nicht geringen Schatz von Materialien für seine künftige Thätigkeit nach Hause.

Nach seiner zweiten Heirath mit Miß Diana Macdonald nahm er seinen Wohnsitz in Edinburg, gewissermaßen als einer Hauptstation auf seinen fortwährenden Reisen nach Norden und Süden. Wir sehen ihn überall literarisch beschäftigt, überall forschend bei den ausgezeichnetsten Landwirthen, überall anregend und fördernd. In seiner politischen Stellung opponirte er mehrfach dem Minister Pitt, vorzüglich bei der Anklage Warren Hastings', und das bis dahin bestandene nahe Verhältniß zwischen ihm und dem jungen Premierminister löste sich fast gänzlich auf; dies ward vorzüglich 1788 bemerkbar, wo der Gesundheitszustand des Königs die Frage wegen Ausübung der königlichen Macht zur Entscheidung stellte. — Daneben ist Sinclair's Eifer für Herstellung einer bessern Schafzucht hervorzuheben. Ein zu diesem Zwecke gebildeter Verein trug in seiner überall hinwirkenden Thätigkeit so gute Früchte, daß sein Andenken noch lange nach dessen Auflösung fortlebte. Die im J. 1793 stets bedrohlicher sich entwickelnden Handelsverlegenheiten hatten eine Annäherung zwischen Pitt und Sinclair zur Folge, und des Letztern durch beide Häuser gegangene Proposition: Schatzkammerscheine zu dem Belaufe von fünf Millionen zur Hülfe und Bequemlichkeit darum bittender Personen gegen angemessene Sicherheit auszuteilen, übertraf in ihrem Resultate alle Erwartungen, indem die Verlegenheiten, welche die Handels- und Mannfacturinteressen des ganzen Königreichs in Verwirrung gebracht, fast augenblicklich verschwanden. „Es gibt Niemanden", sagte Pitt, „dem die Regierung mehr verpflichtet wäre als Ihnen, und wenn Sie irgend ein Ziel vor Augen haben, so werde ich mit Vergnügen darauf achten." Sinclair erwiderte, daß er keine Gunst zu seinem eigenen Vortheil suche; die angenehmste Belohnung würde der Beistand des Ministers zu einer vom Parlamente ausgehenden Errichtung einer großen Nationalcorporation sein, welche der Agrieulturrath zu nennen wäre. England hielt sich in Bezug auf Nahrung von fremden Ländern abhängig, während 12 Millionen Morgen fast ganz unbenutzten Landes existirten, und die Erwähnung des einzigen Umstandes, daß 15,000 Morgen die Unzulänglichkeit der Weizenernte beseitigen würden, überraschte sogar den Minister, und jene großartige Anstalt, wichtig und erfolgreich für das britische Reich wie für das Ausland, trat ins Leben. Schon früher war es Sinclair's ausdauernden Bemühungen durch sieben Jahre gelungen, ein Werk herzustellen, welches bis dahin kaum ein Beispiel hatte, nämlich eine statistische Schilderung Schottlands. Gegenwärtig ist der unberechenbare Nutzen einer gründlichen Statistik überall anerkannt, es bedarf daher hier nur der Anführung, daß jenes Werk für Schottland in vielfacher Weise eine wahre Wohlthat geworden ist. Ein ähnliches Werk sollte nun durch den Agrieulturrath für ganz England — 10,000 Kirchspiele — ins Leben gerufen werden. Der Plan scheiterte an der Geistlichkeit, und Sinclair mußte sich mit 50 Bänden Grafschaftsbeschreibungen zufrieden geben, die jedoch so umfassend, klar und gründlich ausfielen, daß sie, segenvoll für England, auch dem Auslande als Muster für gleiche Bestrebungen dienten; wie denn jener Agrieulturrath überhaupt wol vorzugsweise auf dem Continente eine größere und immer noch steigende Aufmerksamkeit nicht allein auf die Landwirthschaft, sondern auf alle Zweige des Gewerbfleißes hervorgerufen hat und seine Wirksamkeit nach den entferntesten Besitzungen der britischen Krone ausgedehnt sah. Der Agrieulturrath ist nach Sinclair's Niederlegung der Präsidentschaft, 1815, untergegangen und sein ungeheures Archiv liegt im Tower. Der

Geist dieser eingesargten Papiere wirkt jedoch noch immer und überall fort.

Ref. erwähnt nur noch kurz Sinclair's Bemühungen bei den weitläufigen Verhandlungen über die Frage in Betreff des ungemünzten Goldes und Silbers; seiner Unterstützung des Erfinders der sogenannten sphäischen Kartätschen, Shrapnel's; seiner regen Theilnahme an dem Streite über die Echtheit des von Macpherson edirten Ossian sowie an der Emancipation der Katholiken und der Reform unter Grey, und seiner Reise nach den Niederlanden, dem Schauplatze der Schlacht von Waterloo, um neben einem „Codex über Agricultur" und einem „Codex der politischen Ökonomie" sein in mancher Hinsicht merkwürdigstes Buch, die „Gesundheitslehre", anzuführen. Wie ein so außerordentlich beschäftigter Mann, ein Landwirth und Finanzier, noch Zeit finden konnte, sich einem solchen Gegenstande mit Eifer und Gründlichkeit zu widmen, ein Werk in vier starken Octavbänden herzustellen, dessen erste Auflage in 14 Tagen vergriffen war, ist kaum begreiflich, wenn man dabei erwägt, daß er an Antacitäten 1566 medicinische und chirurgische Werke in fremden Sprachen und 312 englische nachweist. Daß er sie auch wirklich studirt habe, würde bei Sinclair überhaupt nicht in Frage stehen, selbst wenn seine „Gesundheitslehre" weniger Zeugniß dafür ablegte. Natürlich ist es, daß das umfangreiche Buch eines Laien Anfechtungen aller Art erfuhr, von Berufenen und Unberufenen. Dagegen aber ward dem Verf. die Genugthuung, daß competente Autacitäten sein Buch als interessant, klar und belehrend ansprachen; daß Viele ihm für den Nutzen, welchen die Befolgung seiner Vorschriften gewährt, besonders dankten, und daß der gewissenhafteste Befolger dieser Vorschriften, der Verf. selbst, seine wankende Gesundheit wiederherstellte und dieselbe bis zum Ende ungeschwächt erhielt. Es kann daher nicht auffallen, daß dieses Buch fünf Auflagen erlebte und von Engländern, Franzosen, Deutschen benutzt, geplündert, übersetzt wurde.

Seine letzte literarische Beschäftigung, eine wahre Herzensangelegenheit, der „Codex über natürliche und geoffenbarte Religion", kam nur im Plane zu Stande; er fürchtete sein Alter, er fürchtete, zu lange gezögert zu haben. Im 82. Jahre seines Alters war der 21. Dec. 1835 sein Todestag; er ward in der königlichen Kapelle zu Holyrood beigesetzt. Wir schließen unsere immer nur dürftigen Mittheilungen über diesen außerordentlichen Mann am besten und würdigsten mit den eigenen Worten seines Sohnes, welcher sich in jeder Zeile als wahrheitsliebender Biograph bewährt. „Die Hauptzüge in der geistigen Eigenthümlichkeit Sinclair's waren Fruchtbarkeit der Erfindung und unermüdliche Ausdauer. Er war mehr ein Mann von Talent als von Genie. Gelegentlich beschäftigte er sich mit Dichten, war aber darin nicht glücklich. Als Redner war er bündig und nachdrucksvoll, aber nicht glänzend; besser geeignet zu überführen als zu überzeugen. Seine Werke sind umfangreich, haben jedoch eher einen Überfluß an Thatsachen als an Worten. Wenige Menschen verstanden so gut, Belehrung aus Personen hervorzulocken, die am wenigsten gewohnt waren, ihre Gedanken mitzutheilen. Seine größte Unbedachtsamkeit bezog sich auf die Ausgaben. Wenn Zwecke von großem nationalen Interesse zu erreichen waren, vergaß er oft die Beschränktheit seiner Mittel. Er war unfähig, der Zudringlichkeit sogar verdächtiger Supplicanten zu widerstehen, und wenngleich in der Theorie ein politischer Ökonom, war er rücksichtlich des Gefühls ein Christ. Gegen 200 Personen verdankten ihm ihr Lebensglück. Niemals hegte er Feindschaft gegen Diejenigen, welche ihm widerstrebten oder ihn beleidigten. Man tadelte sogar, daß er nicht gehörig zwischen Vertheidigern und Widersachern, zwischen Freunden und Feinden unterscheide. Er war kein leidenschaftlicher Anhänger, bewunderte aber Talent und Werth an Männern von den verschiedensten politischen Ansichten, und obgleich er ein herzhafter und eifriger Vaterlandsfreund war, so ließ er doch in Bezug auf Individuen sein moralisches Urtheil durch Nationalrivalitäten und Antipathien nicht leiten." Eine Bestätigung dieses Urtheils gibt jede Seite dieses Buchs, welches sowol als ein dem Sohne errichtetes Denkmal wie auch als ein jeder Bestrebung werthes Musterbild die Achtung und Würdigung aller Nationen aufruft. 36.

Literarische Anzeige.

Passavant's Rafael von Urbino.

In meinem Verlage wird soeben folgendes wichtige Werk ausgegeben, das durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

Rafael von Urbino

und sein Vater

Giovanni Santi

von

J. D. Passavant.

In zwei Theilen mit vierzehn Abbildungen.

Text in Grossoctav, geheftet; Abbildungen in Grossfolio, in einem besondern Carton.

Auf feinem Velinpapier 18 Thlr.

Prachtausgabe auf extrafeinem Velinpapier mit Abbildungen auf chinesischem Papier 30 Thlr.

Es gereicht mir zu grosser Freude, anzeigen zu können, dass dieses für die Kunstgeschichte so bedeutende Werk endlich fertig geworden ist. Der Verfasser hat viele Jahre auf die Bearbeitung desselben gewendet, mehre Reisen nach Frankreich, Italien, England und durch Deutschland allein zu dem Zwecke gemacht, um ihm noch unbekannte Werke des grossen Künstlers kennen zu lernen, sodass er mit Ausnahme unbedeutender Sachen Alles kennt, was Rafael geschaffen hat. Als Verleger habe ich für eine des Gegenstandes würdige typographische und artistische Ausstattung keine Kosten gescheut, und somit glauben Verfasser und Verleger auf eine günstige Aufnahme bei dem sich für die Kunstgeschichte interessirenden Publicum hoffen zu dürfen.

Der erste Theil enthält das Leben Rafael's und seines Vaters und in einem Anhange mehre für die Geschichte Rafael's und seiner Zeit wichtige und interessante Aufsätze; der zweite Theil aber gibt einen vollständigen Katalog aller Werke Rafael's. — Der Inhalt der vierzehn Abbildungen ist folgender: Tafel I. Contrada del Monte in Urbino (R.'s Geburtshaus). II. Altarblatt der Familie Buffi, nach einem Gemälde von *G. Santi*. III. Rafael im Alter von drei und neun Jahren, nach Gemälden von *G. Santi*. IV. Rafael Santi, nach einer Zeichnung von ihm selbst. V. und VI. Rafael Santi, nach einem Gemälde von ihm selbst. Rafael's Geliebte, nach einem Gemälde R.'s. VII. Giuliano de' Medici, nach einem Gemälde R.'s. VIII. Crucifix in der Galerie des Cardinals Fesch, nach einem Gemälde R.'s. IX. Die Vision eines Ritters, nach einem Gemälde R.'s. X. Christus auf dem Oelberg, nach einem Gemälde R.'s. XI. Altarblatt der Familie Ansidei, nach einem Gemälde R.'s. XII. Facsimile eines Sonetts von R. XIII. und XIV. Façade des Palastes R.'s, nach seinem Plane von Bramante erbaut. Grundriss der Peterskirche nach R.'s Plan.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 273. — 30. September 1839.

Geschichte Kaiser Sigmund's von Joseph Aschbach. Zweiter Band. Die Zeit des konstanzer Conciliums bis zum Anfange der Hussitenkriege. Hamburg, F. Perthes. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Hr. Prof. Aschbach hat mit der Fortsetzung eines Werkes, mit dem er selbst und sein Verleger gewiß Ehre einlegen werden, nicht lange auf sich warten lassen; ein Beweis, daß er seines Gegenstandes im voraus mächtig war und tüchtig vorgearbeitet hatte. Als wir in Nr. 289 d. Bl. f. 1838 den Anfang des Werkes besprachen, ist es uns schon klar gewesen und wird uns jetzt noch klarer, daß es bei dieser umfassenden Darstellung mit dem dritten Bande nicht geendet werden könne, und wir wünschen es auch nicht. Denn jeder Freund der Geschichte wird sich freuen in diesem Bande blos eine Darstellung des konstanzer Conciliums in seinen politischen Beziehungen — und war nicht fast ganz Europa mit hineinverflochten? — zu finden, und wird wünschen, mit gleicher Ausführlichkeit die Geschichte des Hussitenkrieges geschildert zu sehen, zu dem seit Theobald so ungeheuer viele Materialien, aber leider in vielen einzelnen Staatengeschichten und Monographien zerstreut zu Tage gebracht und eines rüstigen Sammlers und kritischen Sichtees gewärtig sind.

Der gegenwärtige Band behandelt nur etwa fünf Jahre aus dem Leben Sigmund's, nämlich die Zeit des konstanzer Conciliums bis zum Anfange der Hussitenkriege, und wird im Vorberichte sehr passend mit einer Übersicht der vorzüglichsten Quellen und Schriften zur Geschichte dieses Concils eröffnet. Es ist ein sehr interessantes Schauspiel, welches in diesem allgemeinen konstanzer Kirchenrathe uns vor Augen vorübergeführt wird, von dem man gewöhnlich nicht viel mehr als die Hinrichtung Huß's und seines Freundes sowie die Absetzung der drei Päpste kennt; denn wie Wenige können sich entschließen Lenfant's zwei Quartanten, geschweige Haardt's sechs Folianten durchzulesen. Dieses Schauspiel wird durch die genauere Bekanntschaft mit Haupt- und Nebenacteurs noch viel anziehender, und durch die umfassendere Darlegung der Umstände schwindet auch mancher harte Tadel, der bisher namentlich auf Kaiser Sigmund wegen des gebrochenen Geleites gelastet hat, aber auch mancher Nimbus, den Partei- und Religionsinteresse um Diesen oder Jenen gelegt hat.

Aber gerade dieser Theil des Werkes scheint auch bei den jetzigen theologischen und kirchlichen Wirren zur rechten Zeit gekommen zu sein, und es lassen sich manche Nutzanwendungen für unsere Tage daraus ziehen. Seit dem emser Congresse ist der Gedanke an eine deutsch-katholische Nationalkirche nicht wieder untergegangen, hat man vom Episkopal- oder Metropolitansysteme, durch welches die Kirche statt des Papstes regiert werden könne, gesprochen. Man sucht nach einer entscheidenden Autorität in katholischen Glaubens- und Kirchensachen, die unabhängig von Rom sein könne. Wir gestehen frei, daß, wer aufmerksam dem Gange des Concils folgt, manche Hoffnung schwinden lassen und manche Frage sich nur negativ beantworten wird. Man erstaunt, wie dem entschiedensten Ernste der das Bessere wünschenden Nationen gegenüber die Schlauheit der Curie und der esprit de corps des geistlichen Standes dennoch den Sieg davonträgt, wie aus der beabsichtigten Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern doch so blutwenig wird, ja das Leben in Konstanz dem Zwecke, den man beabsichtigt, geradezu Hohn spricht, wenngleich der Verf. das Ärgste gar nicht einmal erzählt und damit der kenschen Muse das Erröthen erspart. Man entsetzt sich vor der Rachsucht jener heiligen Priester, die doch den heiligen Geist zu ihrer Erleuchtung angefleht hatten, und vor der Leidenschaftlichkeit, mit der sie ihren Nominalisten- und Realistenzank vom Katheder in die Kirche, von der Kirche bis zum Scheiterhaufen fortwirken lassen, auf dem Huß und Hieronymus untergehen müssen. Recht bezeichnend für den Geist dieser heiligen Väter ist die Art, wie sie Huß's Freund, der wirklich widerrufen hatte, dennoch nicht loslassen, als wollten sie ihn zum Rückfalle und damit zum Untergange zwingen. Es kann Ein fanatischer Priester schon Unheil genug stiften, wie viel eine solche große Versammlung.

Doch sind dies nur Betrachtungen, welche nicht vom Verf. angestellt, vielleicht nicht einmal beabsichtigt worden sind, sondern welche aus dieser Geschichte sich wie von selbst entwickeln, und der Verf. ist billig genug, die gemäßigtern Nationen durchblicken, ja in wirklich frommen Stimmen auch durchhören zu lassen. Unter die gemäßigtern

Digitized by Google

gehören jedenfalls die Engländer, obgleich es eben ein Engländer, der aus Jerusalem zurückkehrende Bischof Heinrich von Winchester, war, der den wichtigen Streit, ob erst die Papstwahl oder erst die Reformation vorzunehmen sei, auf das unglücklichste entschied und den Sieg der Cardinäle, welche vor Allem einen Papst haben wollten, herbeiführte.

Huß, den ein neuer berühmter Kirchengeschichtschreiber in seinen Gelegenheitsschriften sogar den heiligen Huß nennt, wird von dem besonnenen und nach großer Unparteilichkeit strebenden Verf. zwar nicht mit dem Enthusiasmus gepriesen, der sonst dem berühmtesten Vorläufer der Reformation der Geistlichkeit, der Curie und dem Dogma seiner Zeit gegenüber zu Theil zu werden pflegte, und so abgemäßigt und abgemessen auch in seinen Schattenseiten geschildert, daß man sich von manchem mitgebrachten Enthusiasmus über ihn erst lösen muß; aber es wird dabei doch nichts gesagt, was nicht nach dieser Betrachtungsweise sich völlig rechtfertigen ließe. Wird seiner Beredtsamkeit, seinem Scharfsinne, ganz besonders seiner strengen Sittenreinheit und seinem unsträflichen Lebenswandel das gebührende Lob ertheilt (S. 20), so wird doch auch (S. 30) bemerkt, daß er sich in Konstanz nicht benommen habe, wie es ein versöhnlicher, friedlicher Sinn erheischt und Vorsicht und Klugheit erfodert hätten. Anstatt sich nach seiner Ankunft am Orte des Conzils ruhig zu verhalten und die weitern Entscheidungen in seiner Sache abzuwarten, habe ihn entweder Überschätzung seines Einflusses bei der Menge oder der Drang, seine Glaubensmeinungen mitzutheilen, verleitet, in seiner Herberge Gottesdienst zu halten, Wiklefitische Lehren, die vom päpstlichen Stuhle als ketzerisch verdammt waren, unter den Augen des Papstes zu verbreiten und die Auffoderungen des Bischofs von Konstanz deshalb mit Trotz und Verachtung zurückzuweisen.

Es ist merkwürdig, wie viel Ähnliches bei aller Unähnlichkeit mit Luther's Schicksalen sich in Huß's Schicksalen offenbart. Auch er war Universitätslehrer, auch ihn scheuchte der Sittenverfall der Geistlichkeit zum Predigen dagegen auf, auch er wird vors päpstliche Gericht citirt und vom persönlichen Erscheinen dispensirt, auch er predigt zuerst gegen einen Ablaß eines lasterhaften Papstes (für Alle, die Johann XXIII. gegen den von ihm excommunicirten König von Neapel helfen würden) und appellirte von einem übelunterrichteten an einen besser zu unterrichtenden Papst und endlich an ein freies allgemeines Concil.

Die gewöhnliche Annahme, daß Huß Sigmund's Geleitsbrief (der hier vollständig abgedruckt ist) erst zu Konstanz bekommen habe, wird S. 28 u. 110 dahin berichtigt, daß ihm dieser (am 18. Oct. zu Speier ausgestellt) am 20. Oct. in Nürnberg zugestellt worden sei. Die Herren v. Duba, Chium und Lazenbock, die ihn überbrachten, müssen freilich tapfer geritten sein! Auch von Huß's Flucht aus seiner Herberge, die schon mit Wachen umstellt war, mit einem Brot und einer Flasche Wein in Lazenbock's Fouragewagen, seiner Wiedereinbringung und seinem nochmaligen vergeblichen Entweichen bei seiner Zurückbringung wird um so mehr Kenntniß genommen, weil sie gewöhnlich bestritten oder übergangen wird. Seine merkwürdige Äußerung: „Ich hoffe Wiklef wird gerettet werden; aber wenn ich auch denken könnte, daß er verdammt würde, ich möchte doch, daß meine Seele dahin käme, wo er ist!", gestand Huß ein. Der Hr. v. Chium bestätigte seines Freundes Bemerkung, daß er freiwillig nach Konstanz gekommen sei, da ihn Niemand, selbst der König Wenzel nicht, würde haben zwingen können, mit den Worten, welche dem Concil einen Vorgeschmack der böhmischen Reaction hätten geben können: „Ich selbst bin zwar nur einer von den wenig vermögenden böhmischen Edelleuten, doch getraue ich mich den Magister Huß ein ganzes Jahr gegen alle Gewalt, selbst gegen die der Könige Wenzel und Sigmund zu vertheidigen. Um wie viel mehr werden es die andern Herren Böhmens vermögen, die größere Kräfte und stärkere Plätze haben als ich!" Damals schien man diese Worte als Großsprecherei aufzunehmen; nach zehn oder zwanzig Jahren sahen manche dieser Herren die Hussiten vor ihren eigenen Schlössern.

Wir haben schon bei der vorjährigen Anzeige angeführt, daß Hr. Prof. Aschbach sich keineswegs zu einem unbedingten Lobredner von Sigmund aufwirft. Zu seiner Leichtfertigkeit mit dem schönen Geschlechte, seiner Vergnügungssucht, seinen durch eigene Schuld zerrütteten Finanzen und den schlechten Mitteln, durch unerfüllte Versprechungen, durch Verpfändungen, Verschleuderungen, Geldstrafen sich Geld zu machen, sind hier viele Beiträge zu sammeln. Wir heben aber lieber die Zeichnung dieses schwierigen Portraits (S. 377) selbst aus:

Betrachten wir Sigmund's Charakter, wie er sich während des konstanzer Conciliums im Allgemeinen zeigt, so finden wir ihn mit denselben Tugenden und Schwächen, wie wir ihn schon früher häufig zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Überall zeigt sich seine unermüdliche Thätigkeit und Geschäftigkeit. Seine Leutseligkeit und Freundlichkeit, sein Anstand und seine Majestät bei feierlichen Gelegenheiten, seine Ritterlichkeit, Tapferkeit, Furchtlosigkeit gewannen ihm die Zuneigung des Volkes, die Achtung der Vornehmen, die Herzen der Jugend und der Frauen. Durch seine Freigebigkeit und aufrichtige Zuneigung gewann und fesselte er sich eine Menge Freunde, welche ihm nicht nur als Fürsten treu ergeben waren, sondern auch ihn innigst verehrten und liebten. Diese schönen Tugenden wurden nicht wenig durch große Fehler und Schwächen verdunkelt. Seine grenzenlose Eitelkeit, Gefall- und Vergnügungssucht machten ihn häufig verächtlich, lächerlich, unfürstlich; seine Verschwendung und zur Unzeit gemachten Ausgaben hielten ihn beständig in Geldverlegenheit, lähmten nicht selten seine Unternehmungen und veranlaßten ihn zu manchen eines Fürsten unwürdigen Handlungen. Sein Leichtsinn, sein Wankelmuth, seine Charakterschwäche ließen ihn die Pflichten eines Gatten leicht vergessen, öffneten sein Ohr den Zuflüsterungen von Schmeichlern und schlechten Rathgebern, und machten ihn glauben, daß das Wort eines Fürsten nicht heilig gehalten zu werden brauche. Sein Zorn, seine Rachsucht, seine Leidenschaftlichkeit verleiteten ihn zu vorschnellen, bald zu bereuenden Schritten und vereitelten in wenigen Augenblicken das Werk mühsamer, jahrelang gepflogner Unterhandlungen. Vor allen Dingen aber gebrach ihm Ausdauer in einer Sache; dadurch gingen die schönsten Früchte vieler Anstrengungen verloren.

Am begierigsten dürften unsere Leser sein, zu hören,

wie Sigmund's Antheil an Huß's Proceß und Verdammung behandelt ist. Man muß sich den eben gekrönten römischen König dem Concil gegenüber, welches, endlich und endlich zu Stande gebracht, nach Allee und gewiß auch des Königs sehnsüchtigstem Wunsche das unglückliche, Alles lähmende Schisma der drei Päpste heben sollte, in einer Lage denken, die keineswegs einer königlichen Vollgewalt ähnlich sah. Er hing von dem guten Willen dee Kiechenversammlung ab und mußte diesen zu erhaltrn suchen. Die päpstliche Angelegenheit mußte ihm also nothwendig als Hauptsache, wegen der er selbst an die spanische Grenze und nach Paris und England reiste, dann die Reformation der Kirche als zweite Angelegenheit und Huß's Ketzerei — denn dafür mußte der königliche Laie sie endlich doch nehmen — als unteegeordnete Aufgabe erscheinen. Dennoch hat es nicht an Protestationen des Königs gegen die Verletzung seines ertheilten Geleits gefehlt. Aber so wenig er auch die böhmische Nation aufreizen, seinen königlichen Brief misachten lassen wollte, so wenig durfte er das höhere Werk der Kirchenunion stören und mußte am Ende doch sich selbst sagen, daß ee durch den Geleitsbrief das Coneil nicht des Rechts habe beeauben wollen, einen Ketzee nach kanonischen Gesetzen zu verurtheilen. Kam es darauf an, Huß vor jeder Verurtheilung zu schützen, wozu der Verf. S. 97 dem Könige Befugniß und Macht abspricht, so hätte er bies in den Geleitsbrief aufnehmen oder biesen gleich ganz veeweigeen müssen. Übee die Verhaftung wußte man sich zu eechtfertigen: man mußte einer neuen Flucht und weiterer Verbreitung seiner Irrlehren vorbauen. Doch traut dee Verf. dem König immee die Hoffnung zu, Huß endlich doch noch nach Böhmen zueückbringen zu können. Warf doch sogar der entflohene Papst Johann dem Könige öffentlich den Schutz voe, den ee dem Böhmen habe angeheihen lassen, und Ferdinand von Aragonien beschwor ihn sogae, denselben sogleich hinrichten zu lassen. Habe sich Huß treulos gegen Gott bewiesen, so könne er auch nicht auf Treu nnd Glauben Anspruch machen. Sigmund wae bald in der Lage, daß er von der einen Partei ein wortbrüchiger Fürst, von dee andern ein ketzerschützendee König genannt wuebe. Nach dem Verf. ging das Concilium ganz folgerecht zu Werke, wenn es mit der Veedammung von Wiklef's Lehre die Wurzel der Hussitischen abschnitt, und von dee erstern wieb S. 102 behauptet: daß sie „alle Elemente enthielt, welche Kieche und Staat zue Auflösung führen mußten". Bei dem Processe gegen Hnß wird auch noch füe Sigmund (S. 111) geltend gemacht, daß alle seine Versuche, ihn zu retten, an dee Hartnäckigkeit des Reformators scheiterten, dee dem Concilium gegenüber in keinem Punkte gefehlt haben wollte, ob er gleich immer betheuerte, zum Widerrufe bereit zu sein, wenn man ihn eines Irrthums überführe. Endlich betrachteten die Theologen Frankreichs, die entschiedensten Nominalisten, die Veruetheilnng des böhmischen Realisten als einen Triumph ihres philosophischen Systemes. Einem selbst nicht chaeakteefesten König konnte Huß's Hartnäckigkeit kaum als Chaeakterfestigkeit erscheinen, ee sah in ihr nur Rechthaberei und Widerspenstigkeit; und da sich (nach S. 116) Huß wirklich nicht in allen Punkten vollkommen reinigen konnte, so mag dee König von einem auf den andern und auf entschiedene Ketzeei geschlossen haben. Wirklich änderte sich auch nach dem Verhöee des Königs Ansicht; er glaubt ihn überwiesen nnd spricht nun selbst davon, daß ee den Fuertod verdiene. Nachdem Huß auch die mildeste Widerrufsformel, die man ihm vorgelegt (S. 119), abgelehnt hatte, alle Bitten mehrer Cardinäle nnd Peälaten bei ihm vergeblich waeen, selbst sein Ankläger Stephan Paleoz ihn umsonst mit Thränen in den Augen beschweeen hatte, sich dem Concilium zu unterwerfen, war er verloeen. Noch mit dem Verurtheilten machten Sigmund und He. v. Chlum Versuche, ihn zu einer noch mildeen Widerrufsformel zu beingen; umsonst.

Neben der furchtbaren Tragöbie der Hineichtungen von Huß und Fanlfisch gab es auch polltische nnd sogar theatralische Komödien. Zu den eesteen gehören die vorgenommenen feierlichen Belehnungen, feierlichen Bewillkommnungen u. s. w., zu den iehtern die theatralische Aufführung der Gebuet des Heren, der Anbetung der drei Könige, dee Flucht Joseph's, des Kindermoedes. Sogar bre goldene Stern schwebte, an einem eisernen Drahte befestigt, den Weisen voran. Wenn aber dee Verf. in der Note 86 zu S. 177 meint, daß diese geistlichen Komödien wäheend des konstanzee Concils als die früheften in Deutschland betrachtet werden können, so möchte dem nicht beizustimmen sein. Wir erwähnen nur z. B. des geistlichen Schauspieles, welches um 1320 die eisenachee Mönche, die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen darstellend, aufgeführt haben, und das Landgraf Friedrich's des Gedissenen Seelenruhe († 1324) schwee gestört haben soll.

Übrigens wird zugegebrn, daß Huß in den meisten Artikeln ein gutee Katholik war, in der Abendmahlslehre, Transsubstantiation, dem Meßopfer nicht von der eechtgläubigen Kirche abwich; auch wae es seine Lehre nicht, daß dee Kelch im Abendmahle gereicht weeden müsse. Er wae füe Heilige und Fegfeuee, für Ohrenbeichte und überhaupt alle sieben Sacramente, auch füe das Verdienstliche der guten Werke. Aber er fiel als Ketzer, weil er besonbers Wiklef's Angeiffe auf den Papst, die römische Curie, den Reichthum und die Laster der Geistlichkeit und dee Mönche vertheidigte, das Ansehen dee Päpste und der Geistlichkeit und jeder Obrigkeit überhaupt an gewisse Bedingungen knüpfen wollte; statt einen päpstlichen Peimat anzuerkennen, wollte er im Papste keine andere Gewalt als die eines andern Bischofs sehen. Es war in ihm die Überzeugung, daß bald nach ihm neue, noch weiter gehende Reformatoren nicht ausbleiben würden; dahee sagte er: „Die Gans (Huß im Böhmischen) ist ein zahmes Thiee, das als Hausthiee sich nicht weit entfernt und hoch fliegt; abee es werden andere Vögel kommen, welche mit hohem Fluge alle Schlingen dee Feinde durchbrechen werden." Die Prophezeiungen von Luthee mögen erst dessen Zeit angehöeen, besonders die auf den Schwan (Luther) anspielende:

Ein Gans brädt Ir, sagt' ich In dar,
über hundert Jar, nemet wol war,
Wird kommen ein schneeweißer Schwan,
Denselben werdet Ir ungebraten lan.

Nachdem Sigmund den neuen Papst Martin V. (Otto Colonna) feierlich aus Konstanz hinweggeleitet hatte (die letzte, 45. öffentliche Sitzung war den 12. April 1418), rüstete er sich selbst zur Abreise, kam aber durch die Schulden seiner Leute bei den Konstanzern, die ihn nicht ziehen lassen wollten, in große Verlegenheit. Schon in Pressburg erfuhr er die saudere Aufführung seiner Barbara und dictirte ihr eine empfindliche Strafe. Von seinem Humor gibt folgende Anekdote einen Beleg: Als bei der Frage, bei wem die Reformation beginnen solle, einige vornehme Prälaten die Minoriten in Vorschlag brachten, fiel der König in die Rede und meinte: „Nicht bei den Minoriten, sondern bei den Majoriten muß man den Anfang machen!"

Den Beschluß machen noch 33 Beilagen, meist hierher gehörige noch ungedruckte Urkunden des frankfurter Archivs, dann Fortsetzung der bisher ungedruckten Capitel Eberhard Windeck's und die Regesten und das Itinerar Sigmund's vom 1. Juli 1414 bis Ende 1419. 43.

Rokoko polemischer Steine von einem Gefaßten. Herausgegeben von Freiherrn Bern von Stein. — Auch u. d. T.: Der Saphir, geschliffen und à jour gefaßt vom Meister Bernstein. Herausgegeben als Rokoko vom Freiherrn Bern von Stein. Leipzig, Krappe. 1839. 8. 15 Gr.

Ref. hat schon viele unverständliche Bücher gelesen, keins aber ist ihm so außerordentlich, ja himmelhoch erhaben in der Unverständlichkeit erschienen wie dieses „Rokoko". Er gibt daher gern zu, daß es von Geist und Witz überfließe, daß es treffend sei in seinen nach allen Seiten hin gerichteten Hieben und Schlägen, nur hat er dabei die bescheidene Meinung, daß sich schwerlich Jemand von dieser Art, die Polemik zu handhaben, verwundet fühlen wird. Nach einer höchst confusen und Ref. völlig unverständlichen Einleitung oder Ouverture folgt ein Polemodrama: „Der entlarvte Harlekin, oder der literarische Frevel vor dem Vehmgericht", Posse in fünf Aufzügen. Den Text dazu hat angeblich der „Bartscherer" geliefert, den Takt dagegen schlägt der Kapellmeister „Charlatan". In diesem confusesten aller confusen und sinnlosen Dramen treten als „Personen der Persönlichkeiten" auf:

Theaterkritikus Dr. Notus, ein Maccarenifrichter.
Homöopath Dr. Notus, ein praktischer Arzt.
Geister der Autoren als Femrichter.
Geister der Erschlagenen als Zeugen.
Chor der Recensenten.
Chor der Homöopathen.
Ein Herold; Volk; „eine nomhafte Anzahl geschätzter und ehrenwerther Collegen" und Gassenbuben, und die Handlung fällt in das Jahr 1833, am 25. Tage nach der großen Überschwemmung.

Zu sagen, was in diesem Wortschwutste steht, ist nach des Ref. unmaßgeblicher Meinung einem vernünftigen Menschen unmöglich. Hunderttausend Narren können schwerlich ein größeres Summen zu Stande bringen, noch weniger mit so eiserner Consequenz ein ganzes Buch mit Worten füllen, von denen auch nicht ein einziges einen vernünftigen Sinn gibt. Uns ist nur zweierlei bei der Lectüre dieses Narrenbuches aufgefallen: einmal die Geduld des deutschen Publicums und sodann die unbegreifliche Wuth mancher Verleger, Bücher in die Welt zu schicken, von denen doch unmöglich zehn Exemplare verkauft werden können. Wahrscheinlich hat der unbegreifliche Hr. Verf. die ganze Auflage an sich gebracht und unter seine „geschätzten Collegen" vertheilt. Sie allein können auch nur solches Gewäsch, solch kunterbuntes Wortgeträtsch verstehen. Möglich, daß die „Gassenbuben" dabei in die Hände klatschen, um den wüsten Lärm noch toller zu machen. 33.

Literarische Notizen.

Nie hat sich die Literatur inniger des weiblichen Geschlechts angenommen als jetzt; die Schriften über Natur und Wesen der Frauen, ihre Erziehung, ihre Stellung zu der socialen und politischen Welt, ihre Emancipation drängen sich, daß man sie kaum noch übersehen kann, und gehen, um das Gewirr noch vollständiger zu machen, von den oft entgegengesetztesten Standpunkten aus. Auch eine Italienerin, Anna Pepoli, hat jüngst ihre Stimme über die Erziehung der Frauen abgegeben in einer Schrift, welche den Titel führt: „La donna saggia ed amabile, libri tre di *Anna Pepoli* vedova *Sampieri*." Die Verfasserin beschäftigt sich in dieser Schrift nicht blos mit der moralischen und intellectuellen Erziehung des weiblichen Geschlechts, sondern auch mit der Gesundheitslehre, wie sie sich nach physiologischen Wahrnehmungen zu gestalten hat. Mad. Pepoli hat ihre Schrift in drei Abtheilungen: „La regitrice", „L'educatrice" und „La donna conversevole", gebracht. In der ersten Abtheilung beschäftigt sie sich mit der häuslichen Ökonomie, sie betrachtet das Weib als Regentin des Hauses und der Familie, sie weist nach, daß der wahre Adel eines Weibes in der Erfüllung ihrer Pflichten für die Familie bestehe, gehe sie darüber hinaus, so sei das vom Übel. Auch sei der Einfluß der Frau auf das Innere der Familien von weiter ausgreifenden Resultaten begleitet, als man bei dem ersten Blick meinen sollte. Die Erziehung der jungen Mädchen wünscht sie besonders auf religiöse Basis gegründet zu sehn; sie müsse besonders das Herz zu cultiviren streben und dies könne nur mittels der Religion geschehen. Ohne diese Grundlage sei das sittliche Princip im Weibe von vornherein gefährdet und erschüttert, das Weib habe schon seiner Natur nach eine Neigung zu religiösen Gefühlen und hier suche und finde sie ihren hauptsächlichsten Trost. Das Buch ist durch seinen Reichthum an praktischen Bemerkungen wohl geeignet, Familienmüttern als ein belehrendes Handbuch zu dienen.

Man erwartet einen neuen Roman unter dem Titel: „La marchande du Temple", wovon, wie es heißt, in den pariser Salons viel geredet wird; ferner von Eugène Sue einen Roman in zwei Bänden unter dem Titel: „La conspiration des Cévennes", eine um so interessantere Erscheinung, da sie, dem Titel nach zu urtheilen, einen ähnlichen Stoff, wie Tieck's unvollendeter Roman ähnlichen Titels zu behandeln scheint. Von demselben vielbesprochenem Roman: „Arthur", ist die zweite Abtheilung soeben erschienen, sodaß das Ganze vier Bände umfaßt. Mad. Reybaud gab eine Sammlung kleiner Romane — Novellen würden wir Deutschen sagen — unter dem Titel: „Valdepeiras", heraus; Valdepeiras ist der Name des Orts, wo diese niedlichen Novellen erzählt werden. Ferner sind angekündigt: „La nièce du curé", Roman vom Baron Lamothe-Langon, und „Les victimes de l'inquisition ou les crimes d'un moine", ein historischer Roman in vier Bänden von Leynadier. Eine ernstere Erscheinung ist folgendes Werk: „Pouvoir du pape sur les souverains au moyen âge ou recherches historiques sur le droit public de cette époque relativement à la déposition des princes", von M**, Director am Seminar von St.-Sulpice. Von Eudes-Dugaillon erscheint ein Bändchen Poesien unter dem Titel: „Fiel et miel" und von Nagel ein nicht uninteressantes Buch: „Voltaire et la révolution française (1789—1830)", worin der Verf. Voltaire auf der Bühne der Zeitgeschichte redend eingeführt und ihn in einer Reihenfolge von Briefen in Versen und Prosa über die Acteurs dieser weitläufigen Epoche sein Urtheil abgeben läßt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXIX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Ifis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität **Halle-Wittenberg** im Winter-Halbjahre vom 21. October 1839 bis 11. April 1840 zu haltenden Vorlesungen und der öffentlichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

a) Wissenschaften überhaupt.

Über *akademisches Studium* liest Hr. Prof. Erdmann.

b) Besondere Wissenschaften.

I. Theologie.

Encyklopödie und Methodologie des theologischen Studiums trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck vor. — *Eine historisch-kritische Einleitung in die Bücher des A. T.* Hr. Prof. Rödiger. — Von Büchern des A. T. werden erklärt: *die Genesis und die Spruchwörter Salomonis* vom Hrn. Prof. Tuch; *die Psalmen* vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; *die Weissagungen des Jesaias* vom Hrn. Prof. Rödiger. — Von Büchern des N. T. werden erklärt: *das Evangelium und die Briefe des Johannes* vom Hrn. Prof. Niemeyer; *die Briefe an die Korinther und die Parabeln Jesu Christi* vom Hrn. Cons.-Rath Tholuck; *der Brief des Jacobus und die Briefe an die Korinther, Galater, Epheser, Philipper, Kolosser, Thessalonicher* vom Hrn. Prof. Wegscheider; *die Briefe an die Galater, Epheser, Philipper, Kolosser, Thessalonicher*, sowie *die Briefe an den Timotheus, Titus und Philemon* (in lateinischer Sprache) vom Hrn. Prof. Dähne; *die Offenbarung des Johannes* vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius. — *Exegetisch-homiletisch-praktische Vorträge über die Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu* hält Hr. Prof. Marks; über *den ersten Brief des Johannes* Hr. Prof. Franke. — *Neuere Dogmengeschichte* lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo. — *Prolegomena zur Dogmatik* trägt Hr. Prof. Müller vor. — *Dogmatische Theologie* lehrt Hr. Prof. Wegscheider nach der VII. Ausg. seiner *Institt. theol. dogm.*; *symbolische Theologie* Hr. Cons.-Rath Thilo; *christliche Dogmatik* Hr. Prof. Müller; *populaire Dogmatik* Hr. Prof. Fritzsche. — Über *den Paulinischen Lehrbegriff* liest, *nach seiner Entwickelung desselben*, Hr. Prof. Dähne. — *Christliche Moral* lehrt Hr. Cons.-Rath Tholuck. — *Der christlichen Religions- und Kirchengeschichte zweiten Theil von Gregor VII. bis auf unsere Zeiten* trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor. *Das Leben Jesu* erzählt Hr. Prof. Niemeyer. — *Pastoraltheologie* trägt Hr. Prof. Marks vor. — *Homiletik* lehrt Hr. Prof. Franke, auch veranstaltet Derselbe und Hr. Prof. Hr. Marks *homiletisch-praktische Übungen*. — *Den ersten Theil der praktischen Theologie oder die Theorie des Kirchenregiments und des katechetischen Unterrichts* trägt Hr. Prof. Müller vor. *Katechetik* lehrt Hr. Prof. Fritzsche. — *Liturgik in Verbindung mit liturgischen Übungen und Gesechichte des Rituals der evangelischen Kirche* trägt Hr. Prof. Marks vor.

Im königl. theologischen Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius *die Übungen in der Exegese des A. T.* und Hr. Prof. Wegscheider *in der des N. T.*; Hr. Cons.-Rath Tholuck *die Übungen der dogmatischen* und Hr. Cons.-Rath Thilo *die der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks *die homiletischen und liturgischen*, und Hr. Prof. Fritzsche *die katechetischen Übungen der Seminaristen*.

Übungen im Interpretiren des N. T. leitet Hr. Prof Fritzsche. *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Ebenderselbe; über *Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne; über *schwierige Capitel des Jesaias* Hr. Prof Rödiger. *Übungen der Mitglieder seiner hebräischen Gesellschaft im Lateinschreiben und -Sprechen über alttestamentliche Gegenstände* leitet Hr. Prof. Tuch.

II. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Geh. Justizrath Henke vor. — *Philosophie des Rechts* lehrt Hr. Prof. Wilda. — *Exegetische Vorträge über das 28. Buch der Digesten* hält Hr. Prof. Witte. — *Institutionen und Geschichte des römischen Rechts* lehrt Hr. Geh. Justizrath Pernice; *die Geschichte des römischen Rechts* auch Hr. Dr. Pfotenhauer. — *Die Pandekten* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer und Hr. Prof. Witte vor; *das Erbrecht* Hr. Prof. Witte und Hr. Dr. Pfotenhauer. — *Europäisches Völkerrecht* trägt Hr. Geh. Justizrath Pernice vor; auch liest Derselbe über *ausgewählte Lehren des Privat-Fürstenrechts*. — *Das öffentliche Recht des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten* trägt Hr. Prof. Wilda vor. — *Deutsches Privatrecht* lehrt Hr. Prof. Laspeyres; *Handelsrecht* Hr. Prof. Dieck. — *Lehnrecht* trägt Hr. Prof. Dieck vor. — Über *das Kirchenrecht* liest Ebenderselbe. — *Gemeines und preussisches Criminalrecht* lehrt Hr. Geh. Justizroth Henke; auch setzt Derselbe *das Examinatorium über Criminalrecht* fort. — *Preussisches Civilrecht* trägt Hr. Prof. Laspeyres vor; *preussisches Erbrecht* Ebenderselbe. — *Gemeinen und preussischen Civilprocess* lehrt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer; auch leitet Derselbe *Übungen in der juristischen Praxis*.

Hr. Geh. Justizrath Sehmalzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltung der Vorlesungen entbunden.

III. Medicin.

Die Geschichte der Medicin trägt Hr. Prof. Friedländer vor. — Über *Hippokrates, dessen Schriften und Lehre* liest Hr. Dr. Rosenbaum. — *Osteologie, Syndesmologie und Anatomie der Sinnesorgane, Myologie, Angiologie, Neurologie und Splanchnologie* trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Allgemeine Pathologie* Hr. Dr. Rosenbaum; auch liest Derselbe über *die Krankheiten der Haut*. — *Allgemeine Pathologie und Therapie* trägt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg vor. *Pathologie und Therapie der Verdauungsorgane* lehrt Ebenderselbe. *Die Krankheitsgeschichte der Uriuwerkzeuge, Geschlechtstheile, des Rückenmarks, Gehirns, innern und äussern Sinnes* trägt

Digitized by Google

Derselbe vor. Über *die physikalische Untersuchungsmethode der Brust in Krankheiten des Herzens und der grossen Gefässe*, sowie über *die Anwendung der Auscultation und Percussion in den Krankheiten der Respirationsorgane und des Unterleibes* liest Hr. Dr. Mayer. — *Allgemeine und specielle Chirurgie* lehrt Hr. Prof. Blasius. *Die Lehre vom chirurgischen Verband* trägt Ebenderselbe vor; auch liest Derselbe über *Knochenbrüche und Verrenkungen*. — *Theorie und Praxis der Geburtshülfe* trägt Hr. Prof. Hohl vor; auch liest Derselbe über *die Krankheiten der Kinder*. *Praktische Geburtshülfe* lehrt Hr. Prof. Niemeyer. — *Pharmakologie und Receptirkunst* lehren Hr. Prof. Friedländer und Hr. Dr. Krahmer; auch liest Letzterer über *den Gebrauch der Bäder und Heilquellen Deutschlands*. — *Die officinellen Pflanzen in der preussischen Pharmakopöe* erläutert; Hr. Prof. von Schlechtendal und Hr. Dr. Sprengel.

Praktische Übungen in der Zergliederungskunst veranstaltet Hr. Prof. d'Alton. — *Die medicinisch-klinischen Übungen* leitet Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg. — *Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrische Übungen* leitet Hr. Prof. Blasius. — *Praktische Übungen in der Geburtshülfe* leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akademischen Entbindungsanstalt, und Hr. Prof. Hohl.

Examinatorien und Repetitorien halten Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg und die Herren Professoren Niemeyer, Hohl, d'Alton, sowie die Herren Dr. Rasenbaum und Dr. Krahmer.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften oder „*Überblick des gesammten Systems der Philosophie*“ trägt Hr. Prof. Erdmann vor. *Einleitung in die Philosophie* tragen die Herren Professoren Gerlach und Schaller vor. — *Allgemeine Geschichte der Philosophie* lehrt Hr. Prof. Schaller. *Der Geschichte der Philosophie zweiten Theil* (vom Beginn des Christenthums bis auf unsere Zeit) Hr. Prof. Erdmann. *Die Geschichte der neuern Philosophie* Hr. Geh. Hofrath Gruber. — *Psychologie* lehrt Hr. Prof. Hinrichs. — *Logik* tragen die Herren Professoren Gerlach und Hinrichs nach ihrem Lehrbuche vor. *Logik und Metaphysik* lehrt Hr. Prof. Schaller. — *Ethik und Religionsphilosophie* trägt Hr. Prof. Gerlach vor. *Philosophie des Rechts und der Sittlichkeit* lehrt Hr. Dr. Ruge. — *Ästhetik und Philosophie der Kunstgeschichte* trägt Hr. Prof. Ulrici vor; *Ästhetik oder das System der Künste* Hr. Dr. Ruge. — Über *Goethe's und Schiller's Leben und Schriften* liest Hr. Prof. Hinrichs. Über *Shakspeare's Leben, Charakter und dramatische Kunst* Hr. Prof. Ulrici.

Die Übungen der Mitglieder im königl. pädagogischen Seminarium leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Über *die Zahlentheorie* liest Hr. Prof. Schneke; auch setzt Derselbe seine Vorlesungen über *die Theorie der elliptischen Functionen* fort. — *Die Geometrie nach Euklid* lehrt Hr. Prof. Gartz; auch trägt Derselbe *die Theorie der algebraischen Gleichungen* vor. — *Analytische Geometrie* tragen die Herren Professoren Rosenberger und Gartz vor. — *Ebene und sphärische Trigonometrie* lehrt Hr. Prof. Rosenberger. — *Differentialrechnung* trägt Hr. Prof. Schneke vor.

VI. Naturwissenschaften.

Experimentalphysik trägt Hr. Prof. Kämtz nach seinem Lehrbuche vor; auch liest Derselbe über *Meteorologie*. — *Experimentalchemie* trägt Hr. Prof. Schweigger nach Döbereiner's und Mitscherlich's Lehrbüchern vor. — *Sphärische und theoretische Astronomie* lehrt Hr. Prof. Rosenberger. — *Die Schöpfungsgeschichte* trägt Hr. Prof. Burmeister vor. — *Mineralogie* lehrt Hr. Prof. Germer nach seinem Handbuche; auch hält Derselbe *Demonstrationen über vermischte Gegenstände aus dem Gebiete der gesammten Mineralogie*. *Versteinerungskunde* trägt Ebenderselbe vor. — *Den zweiten Theil der Botanik mit Erläuterung der natürlichen Familien und der officinellen Pflanzen der preuss. Pharmakopöe* trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor; auch liest Derselbe über *die Ordnung der Kryptogamen*, sowie über *die Doldengewächse*. — *Die allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche. — *Entomologie* trägt Hr. Prof. Burmeister vor.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akademischen Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger mit besonderer Rücksicht auf die Mitglieder des für die gesammten Naturwissenschaften zu begründenden Seminars, welche Derselbe auch zu *praktischen Übungen in physikalischen Vorträgen* veranlassen wird. — *Botanische Übungen* leitet Hr. Prof. von Schlechtendal. *Examinatorien und Repetitorien über das Gesammtgebiet der Philologie* hält Hr. Dr. Spreogel.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Encyklopädie der Staats- und Kameralwissenschaften trägt Hr. Prof. Eiselen vor. *Nationalökonomie* lehrt Ebenderselbe; auch liest Derselbe über *den Staatsaufwand*. *Forsttechnologie* lehrt Hr. Dr. Buhle. Über *den ökonomischen Nutzen der Hausthiere* liest Ebendersalbe.

VIII. Historische Wissenschaften.

Elemente der Philosophie der Geschichte trägt Hr. Dr. Dunckor vor. — *Alte Universalgeschichte* lehrt Hr. Geh. Hofrath Voigtel. — *Die Geschichte der Staats- und Kirchenverfassung in den romanischen und germanischen Staaten, von deren Gründung bis auf die neueste Zeit*, trägt Hr. Dr. Duncker vor. — *Der Universalgeschichte dritten Theil* (vom Ende des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts) trägt Hr. Prof. Leo vor. — *Die Geschichte der neuesten Zeit vom J. 1815 an* trägt Hr. Dr. Röpell vor. — *Die Geschichte des preussischen Staats* erzählt Ebendersalbe. — Über *das geographische Studium bei den Arabern* liest Hr. Prof. Tuch.

Die Übungen der historischen Gesellschaft leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

1) *Classische Philologie:* Griechische und römische Literatur.

Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften trägt Hr. Prof. Bernhardy vor. — *Die Geschichte der griechischen Literatur* lehrt Hr. Prof. Raaba. — *Griechische Alterthümer* trägt Hr. Prof. Maier vor. — Von Werken *griechischer Schriftsteller* werden erklärt: *des Demosthenes Rede gegen den Midias* vom Hrn. Prof. Meier; *Theokritos' Idyllen* vom Hrn. Prof. Pott; *der Philoktet des Sophokles* vom Hrn. Dr. Stäger. — *Grammatik der lateinischen Sprache* trägt Hr. Prof. Pott vor. — Von Werken *lateinischer Schriftsteller* erklärt Hr. Prof. Raabe *das 2te Buch der Oden des Horaz*; Hr. Prof. Bernhardy *die Annalen des Tacitus*.

Im *königl. philologischen Seminarium* werden die Mitglieder *im Interpretiren, Disputiren und Lateinschreiben* von den Herren Professoren Meier und Bernhardy unterrichtet und geübt, und zwar hat Ersterer *Pindar's Nemeische Oden*, und Letzterer *das 10te Buch Quintilian's* zur Erklärung bestimmt.

2) Morgenländische Sprachen.

Die arabische Sprache lehrt Hr. Prof. Rödiger. — *Die Anfangsgründe des Sanskrit nach Bopp's Grammatik* trägt Hr. Prof. Pott vor.

3) Neue abendländische Sprachen.

Die italienische und portugiesische Sprache, verbunden mit Sprechübungen, lehrt Hr. Hofrath Hollmann. — *Den*

Digitized by Google

Tasso Gerusalemme liberata und *Dante's Divina Commedia* erklärt Hr. Prof. Blanc. — *Schwierige Punkte der französischen Grammatik* erläutert Ebenderselbe. — *Die englische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hoffmann; auch erbietet sich Derselbe zum Privatunterricht im *Griechischen, Lateinischen* und *Hebräischen*. — *Wackernagel's Chrestomathie* erläutert Hr. Prof. Leo.

X. Schöne und gymnastische Künste.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei trägt Hr. Prof. Weise vor; auch liest Derselbe über *malerische Perspective*. — *Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen* ertheilen die akademischen Zeichnenlehrer Hr. Schumann und Hr. Herschel. — *Die Geschichte der Kirchenmusik* trägt Hr. Musikdirector Dr. Naue vor; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange*. — *Den Generalbass* lehrt Ebenderselbe, und erbietet sich zugleich zu *Privatunterricht in der Musik*.

Die Reitkunst lehrt Hr. Stallmeister André. — *Unterricht in der Fechtkunst* ertheilt Hr. Fechtmeister Urban. — *Die Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrbahn.

B. Öffentliche akademische Anstalten.

I. *Seminarien:* 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Professoren Meier und Bernhardy. 4) *Historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofrath Voigtel. 5) *Pharmaceutisches Institut*. Direction zur Zeit erledigt. — II. *Klinische Anstalten:* 1) *medicinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Geh. Medicinalrath Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer. — III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekar Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekar Geh. Justizrath Peroice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet; die *ungrische National-Bibliothek*, unter Aufsicht der Herren Custoden, Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr. — IV. Die *akad. Kupferstichsammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung des thüringisch-sächsischen Vereins* zeigt Hr. Bibliothek-Secretair Dr. Förstemann auf Verlangen. — VI. *Anatomisches Theater* und *anatomisch-zootomisches Museum*, sowie *die Meckel'schen Sammlungen*, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton. — VII. *Physikalisches Museum* und *chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. X. *Botanischer Garten* und *Herbarium*, unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Burmeister und Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Bücherauction in Bremen.

Montag, den 30. Sept., und folgende Tage d. J. werden die vom sel. Herrn Pastor prim. **Hermann Müller** an der St.-Stephanikirche zu Bremen nachgelassenen Bücher öffentlich den Meistbietenden durch Endesgenannten verkauft werden.

Das gedruckte Verzeichniß, welches manche ausgezeichnete Werke enthält, ist zu bekommen: in Berlin bei Herrn Asher, Herrn Klemann und bei Herrn W. Besser; in Braunschweig bei Herrn G. M. Meyer jun.; in Breslau bei Herren Max und Comp.; in Kassel in der Krieger'schen Buchhandlung; in Frankfurt a. M. bei Herrn Fr. Wilmans; in Gotha in der Expedition des Allgemeinen Anzeigers; in Göttingen bei Herren Vandenhoeck und Ruprecht; in Halle bei Herrn Auct.-Commiss. Lippert; in Hamburg bei Herrn Schwormstädt; in Hanover bei Herrn Auctionator F. Cruse; in Leipzig bei Herrn K. F. Köhler und bei Herrn Otto August Schulz; in Elberfeld bei Herrn W. Hasselberg; in Münster bei Herrn Regensberg; in Osnabrück bei Herren Rackhorst und in Stuttgart bei Herrn Antiquar Steinkopf.

Zur Besorgung sicherer Aufträge erbieten sich: Herr Adolf Kreilsberg in der Johann Georg Heyse'schen Buchhandlung hierselbst, und

Ludw. Wilh. Heyse,
Auctionator.

Bremen, im August 1839.

In der **Keyßner'schen Hofbuchhandlung** in Meiningen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Auswahl christlicher Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres von **G. C. Fr. Emmrich**, herzogl. S.-mein. Oberhofprediger. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verewigten herausgegeben von Dr. **Fr. Emmrich**. 1ster Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Verhandlungen des Landtags des Herzogthums Sachsen-Meiningen in den Jahren 1837 und 1838. Amtliche Ausgabe. Gr. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Bürgert, Zwölf kurze und leichte Vorspiele für die Orgel. Op. 4. 9 Gr.

Herabgesetzter Preis.

Hoffmann's vergleichende Ideal-Pathologie.

Ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen, haben wir von 3 Thlr. 8 Gr., oder 6 Fl., auf **1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr., herabgesetzt.**

Balz'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. August. Nr. 331—335.

Nr. 331. *Leyden. Die Bajaderen. *Notizen über Straßenpolicei und Straßenbeleuchtung in London. Montyon. Indigo aus Färberknöterig. Zwei neue Mineralien. *Die öffentlichen Klagweiber im Morgenlande. — **Nr. 332.** *Die Luftspiegelung. Saint-Germain. *Die persischen Musiker. *Die Edelsteine. — **Nr. 333.** *Die Landung Cäsar's in England. Die Morgue in Paris. *Marzazell. Die Edelsteine. (Beschluß.) — Maschine zum Formen von Ziegelsteinen. *Assa foetida — **Nr. 334.** *Marseille. Das Elend der Irländer. *Der Chinarindenbaum. Die Aufbewahrung der Todten bei den alten Ägyptern. Ein Orangenhain in Sardinien. *Heriot's Hospital in Edinburg. — **Nr. 335.** *Der Friedhof des Paters Lachaise in Paris. *Die neuern Ägypter. Wo hat Hermann den Varus geschlagen? Die tiefsten Bergwerke. *Die Chinchilla. Der Straßenstand.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 3 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Galerie ornithologique,

ou

Collection d'oiseaux d'Europe;

décrits par

Alcide d'Orbigny,

dessinés d'après nature par

Thiolat* et *Delarue.

Livr. 1—40, deren jede ½ Bogen Text und 2 Kupfer enthält. In-4. Paris.

Jede Lieferung mit schwarzen Kupfern 9 Gr., mit colorirten Kupfern 18 Gr.

Leipzig, im September 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Die

Staatsfinanzwissenschaft.

Theoretisch und praktisch dargestellt und durch Beispiele aus der neuern Finanzgeschichte europäischer Staaten

erläutert

von

Heinrich Ludwig von Jakob.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage

von

Dr. *J. F. H. Eiselen.*

Gr. 8. 4 Thlr.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Herabgesetzte Bücherpreise.

Bei **E. Kummer** in Leipzig sind erschienen:

Drei Kataloge im Preise bedeutend herabgesetzter Werke folgenden Inhalts:

1) Medicin, Chirurgie und Anatomie. — Naturwissenschaften. — Mathematik, Arithmetik, Astronomie, Zeichenkunst und Kriegswissenschaft. — Technologie, Ökonomie, Forstwissenschaft und Gartenkunst. — Schriften verschiedenen Inhalts.
2) Geschichte, Geographie, Reisebeschreibungen und Biographien. — Jurisprudenz und Staatswissenschaft.
3) Theologie, Philosophie und Pädagogik. — Sprachwissenschaft und Bücher in fremden Sprachen.

Diese Kataloge, welche viele anerkannt gute Werke enthalten, werden in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben und daraus Bestellungen angenommen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Berliner Spaziergänge

gewidmet

deutschem Volksthume.

Gr. 8. Elegant geh. Preis ⅔ Thlr.

Berlin, im September 1839.

Voss'sche Buchhandlung.

Für Rechtsgelehrte.

Soeben ist erschienen:

Die Lehre von der Tödtung

nach preußischem Recht

von

J. D. H. Temme,

königl. preuß. Criminaldirector und Kreis-Justizrath.

Leipzig, **Kollmann.**

1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

DE PROTESTANTISMO ARTIBUS HAUD INFESTO

SCRIPSIT

CAROLUS GRUENEISEN.

4. Preis 36 Kr., oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist eben erschienen:

PENELOPE. Taschenbuch für das Jahr 1840. 29stes Jahrgang. Herausgegeben von Th. Heil. Mit Beiträgen von W. Alexis, Jul. Keebs, L. Köhler, F. Menk, Isidor, H. Matthäi; nebst 6 Stahlstichen. 16. In fein gepreßten Decken mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 Gr.

Dieser so elegante als gehaltvolle Almanach wird Anfang Augusts versandt.

Bei **Th. Pergay** in Aschaffenburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Sawitri, eine indische Dichtung aus dem Sanskrit übersetzt von **J. Merkel,** Prof. und Hofbibliothekar zu Aschaffenburg. Ge. 12. Velinpapier. 45 Kr., oder 10 Ge. Sächsisch.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Darstellung

der Landwirthschaft Großbritanniens

in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Nach dem Englischen bearbeitet von

Dr. A. G. Schweitzer,

Prof. der Landwirthschaft zu Tharandt.

In zwei Bänden.

Erster Band in zwei Abtheilungen. Mit 55 eingedruckten Holzschnitten.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 4 Ge.

Mit der eben fertig gewordenen zweiten Abtheilung ist der erste Band beendigt; der zweite Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen. Das Werk, für dessen zweckmäßige Bearbeitung der Name Schweitzer's bürgt, hat sich gleich bei seinem Erscheinen des ungetheiltesten Beifalls von Seiten des Publicums und der größten Anerkennung von Seiten der Kritik zu erfreuen gehabt, und es gilt allgemein für die beste Darstellung der englischen Landwirthschaft.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Vierzehntes Heft, Hegewisch bis Holzschneidekunst.

Druckpapier 8 Gr.; Schreibpapier 12 Gr.; Velinpapier 18 Gr.

Hegewisch (Franz Hermann). — Heiberg (Johan Ludw.). — Heideloff (Karl Alexander). — Heimatsrecht. — Heinrich (Herzog von Anhalt-Köthen). — Heinrich XX. (Fürst Reuß zu Greiz). — Heinrich LXII. (Fürst Reuß zu Schleiz). — Heinrich LXXII. (Fürst Reuß zu Lobenstein und Ebersdorf). — Heinrich (Karl Friedr.). — Heinroth (Joh. Christian Friedr. Aug.). — Heizung. — Helgoland. — Heller (Jos.). — Hemans (Felicia Dorothea). — Hemert (Paul van). — Hengstenberg (Ernst Wilh.). — Henke (Adolf Christian Heinr.). — Henke (Herm. Wilh. Ed.) — Henriquinquisten. — Henselt (Adolf). — Herbart'sche Philosophie. — Herder (Siegm. Aug. Wolfg., Freih. v.). — Hermann (Friedr. Benedict Wilh.). — Hermann (Karl Friedr.). — Hermes (Karl Heinr.). — Hermesianer, s. am Ende des Bandes. — Herschel (Sir John Frederick William). — Hertz (Henrik). — Hesekiel (Friedr.). — Hessen (Großherzogthum). — Hessen-Kassel, s. Kurhessen. — Hessen-Homburg. — Hessen (Landgrafen v.). — Hessen-Rheinfels-Rotenburg. — Heubner (Heinr. Leonhard). — Heyden (Friedr. Aug. v.). — Heyse (Karl Wilh. Ludw.). — Hieroglyphen. — Himly (Karl Gustav — Ernst Aug. Wilh.). — Hinrichs (Herm. Friedr. Wilh.) — Hirsch (Jakob v. — Joel Jakob v. — Jos. v.). — Hirscher (Joh. Baptist). — Hirzel (Konrad Melchior). — Hittorff (J. J.). — Hitzig (Jul. Ed.). — Hjerta (Lars Johan). — Hobhouse (Sir John Cam). — Hoff (Karl Ernst Adolf v. — Georg Wilh. Friedr. v. — Heinr. Ernst Jos. v.) — Hoffmann (Andreas Gottlieb). — Hoffmann (Ernst Emil). — Hoffmann (Heinr. Aug.). — Hoffmann (Joh. Gottfried). — Hoffmann (Karl Alexander). — Hoffmann (Clementine). — Hofmann (Aug. Konrad, Freih. v.). — Hofmann (Heinr. Karl). — Hogg (James). — Hohenhausen (Karl v.). — Hohenschwangau. — Hohenzollern. — Hohnbaum (Ernst Friedr. Karl). — Holland (Henry Richard Vassall, Lord). — Holler (Leonhard, Ritter v.) — Holmbergsson (Johan). — Holtei (Karl v.). — Holzschneidekunst.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

In der **Fr. Brodhag**'schen Buchhandlung in Stuttgart sind soeben erschienen:

E. T. A. Hoffmann's Erzählungen

aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß,
herausgegeben von **Micheline Hoffmann.**

Erster Theil.

Mit Kupfern und Facsimile.

Velinpapier. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Die Werke Hoffmann's sind durch den besondern Geist, der in ihnen webt und lebt, durch das zauberhafte Wesen, das, indem es unsere Phantasie belebt und unsere ganze Aufmerksamkeit spannt und fesselt, uns zugleich in seiner einfachen lieblichen Darstellungsweise angenehm unterhält und befriedigt, ja durch die tiefere Poesie, die überall uns anklingt, so hervorstehend erhaben über die Unzahl von literarischen Machwerken, mit denen das Publicum überschüttet wird, ihr innerer Werth und ihre Gediegenheit hebt sie auf eine solche Stufe in der schönen Literatur, daß jeder gebildete Leser gewiß mit Freuden und Begierde diese Sammlung seiner letzten Erzählungen aufnehmen und darin so Manches finden wird, was früher unbekannt oder zerstreut ihm fremd blieb. Aber nicht nue Schöpfungen seiner Poesie, nicht nue einen vollständigern Abriß des bewegten Lebens unsers Dichters reichen wir dar, sondern durch ein besonderes Glück sind wie auch im Stande, einige geistreich entworfene Skizzen, die seine Meisterhand zeichnete, von den bewährten Künstlern A. Hoffmann, Neureuther und Sonderland mit ängstlicher Treue nachgebildet, dem Publicum darzubieten, die, wie seine Poesien, eine Originalität und eine Kühnheit des Gedankens athmen, wie wir sie vergeblich bei andern suchen.

So bilden denn diese 5 Bände zu den in gleichem Format früher erschienenen ausgewählten Schriften eine Fortsetzung, die jedem Besitzer der letztern willkommen, ja fast unentbehrlich sein muß, weil er dadurch erst ein umfassendes Ganze erhält, und nur so den genialen Dichter in seiner ganzen Tiefe, in seinem vollen Werthe zu fassen vermag.

Digitized by Google

Interessante Romane mit Bildern.

Bei **Ch. E. Kollmann** in Leipzig sind soeben erschienen:

Jack Sheppard

von

W. Harrison Ainsworth.

(Verfasser von Rookwood und Crichton.)

Aus dem Englischen übersetzt

von

J. G. Günther.

1stes und 2tes Bändchen. Mit 12 Bildern nach Cruikshank. 1⅓ Thlr.

Richelieu

von

G. P. R. James.

Aus dem Englischen übersetzt

von

M. B. Lindau.

Taschenausgabe mit Stahlstichen. 3 Bändchen. 1⅓ Thlr.

In gleicher eleganten Taschenausgabe, jedes Werk mit 2 Stahlstichen geziert, à 1 Thlr. 8 Gr., sind bereits erschienen: Philipp August — Darnley — De l'Orme — Masterton.

Charles Tyrrell

von

G. P. R. James.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. E. Sufemihl.

3 Bände. Mit Portrait des Verfassers. 3 Thlr.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch

der

speciellen medicinischen

Pathologie und Therapie

für

akademische Vorlesungen bearbeitet

von

Joh. Nep. Edlen von Raimann,

Sr. k. k. apost. Majestät erstem Leibarzte, k. k. wirkl. Hofrathe, Director des med.-chirurg. Studiums und Präses desselben Facultät in Wien, Ritter des kais. russ. St.-Stanislaus- und des königl. preuß. rothen Adlerordens dritter Classe u. s.

Zwei Bände.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Wien 1839.

Gr. 8. Preis 7 Thlr. 6 Gr. Sächs. = 10 Fl. 54 Kr. C.-M.

Mit besonderm Vergnügen zeigen wir die Erscheinung der fünften Auflage dieses vortrefflichen Handbuchs an, über dessen Werth die Stimmen vieler durchaus competenter Beurtheiler, sowie die Benutzung desselben als Lehrbuch an sämmtlichen inländischen und mehren auswärtigen medicinisch-chirurgischen Lehranstalten und die Übersetzung ins Italienische, vor Allem aber der — ungeachtet eines zahlreichen Nachdruckes — so schnell erfolgte Absatz der frühern vier Auflagen, unzweideutig entschieden haben.

In der vielfach erprobten und bewährten Brauchbarkeit des Werkes fand der Hr. Verfasser hinreichenden Grund, bei dieser neuen Bearbeitung Plan, Ordnung und Einrichtung des Ganzen im Wesentlichen beizubehalten. Jedoch mit den neuern Leistungen der Wissenschaft und Kunst und ihrem Werthe ebenso wie mit dem wahren Bedürfnisse der Zeit ganz vertraut, war derselbe eifrigst bemüht, sein Werk nicht nur zu erweitern, sondern auch zeitgemäß und der praktischen Bestimmung entsprechend zu verbessern. Der Leser wird nämlich nicht nur einige in den frühern Auflagen nicht enthaltenen Krankheitsformen eingeschaltet finden, wie den sogenannten Abdominal-Typhus, das gelbe Fieber, die orientalische Cholera u. a., sondern auch die Ergebnisse der neuern Forschungen der pathologischen Anatomie, der Diagnostik mittels der Percussion und des Hörrohrs, der Pharmakologie u., mit Umsicht an den gehörigen Orten benutzt, dann zahlreiche neue Mittheilungen aus der eignen vieljährigen Erfahrung des Hrn. Verfassers und aus anerkannt gediegenen Werken antreffen.

Als vorzüglich zweckmäßig für den Gebrauch des praktischen Arztes wird sich das sorgfältig und genau gearbeitete vollständige Sachregister erweisen, welches dieser neuen Auflage noch einen besondern Vorzug vor den frühern verleiht.

Wir dürfen demnach hoffen, daß obiges Handbuch in dieser fünften Auflage seine erhöhte Brauchbarkeit und Nützlichkeit als Lehrbuch fernee rühmlich bewähren, sowie selbst jüngern Ärzten als treuer Führer auf der schwierigen Bahn ihrer Praxis willkommen sein werde.

Alle Buchhandlungen verschaffen zu 4 Thlr.:

Geschichte

des

Wiederaufblühens

wissenschaftlicher Bildung,

vornehmlich in Deutschland

bis zum Anfange der Reformation

von

Dr. H. A. Erhard.

3 Bände, zusammen 104 Bogen enthaltend.

Magdeburg,

Verlag der **Creutz**'schen Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1839. Sechstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1839. Einundzwanzigsten Bandes erstes Heft. (Nr. XIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat August, oder Nr. 31—35, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 31—35. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Zur alten Geographie.

Soeben erschien bei uns in Commission und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

PÉRIPLE DE MARCIEN D'HERACLÉE;

Épitome

d' Artémidore Isidore Charax, etc. ou Supplement aux dernières éditions des petits géographes

d'après un manuscrit grec de la bibliothèque royale.

Avec une Carte.

Par ***E. MILLER.***

In-8. Paris. 5 Thlr.

Das vorstehende Werk gibt eine sehr wesentliche Ergänzung der vorhandenen Ausgaben der Geographi graeci minores und den wichtigsten Stoff zu einer neuen Bearbeitung derselben. Der bisher bekannte Text war aus sehr jungen und schlechten Handschriften geflossen, welche alle von einer einzigen ältern herstammten, die kürzlich in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen und von Herrn Miller mit der gewissenhaftesten Sorgfalt benutzt ist; er hat daraus eine Menge der wichtigsten Verbesserungen gezogen und viele Lücken ausgefüllt, und da jene Handschrift die einzige ist, auf welcher der Text der kleinen Geographen beruht, so ist die Arbeit des Herrn Miller unentbehrlich für Alle, welche sich mit diesem Schriftsteller beschäftigen wollen. Von Marcianus Heracleota und Isidores Characenus, welche beiden in der unvollendeten Ausgabe von Gail nicht enthalten sind, ist der vollständige Text gegeben, mit Beifügung einer berichtigten lateinischen Übersetzung und einem französischen Commentar; von den übrigen, Scylax, Dicaearch und Scymnus, ist nur die Collation mitgetheilt mit eingestreuten Anmerkungen. Angehängt sind einige kleine griechische Inedita geographischen Inhalts und eine sehr schöne Karte, gezeichnet von Lapie.

Leipzig, im September 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der **Fest**'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grund- oder Fundamentalwissenschaft des gemeinen deutschen und sächsischen **Civil-** und **Criminalprocesses**, oder dessen Begriff, Wesen, Grund und höchste und letzte Grundprincipien, mit einer Philosophie des positiven Proceßrechts, mit Andeutungen für Proceßgesetzgebung und in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Processe dargestellt. Erster Band: Systematisch-kritische und geschichtliche Darstellung des Begriffs, Wesens und Grundes des gemeinen deutschen und sächsischen Civil- und Criminalprocesses von Dr. jur. Wilh. Michael Schaffrath, akademischem Docenten der Rechtswissenschaft an der Universität Leipzig. Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr.

Der Sachenreichthum und die Wichtigkeit dieses Bandes für Theoretiker und Praktiker geht aus den vier verschiedenen und ausführlichen Inhaltsverzeichnissen, insbesondere aus dem der erklärten Gesetzstellen und der 13 rein praktischen Abhandlungen aus dem streitigen Proceßrechte hervor. Außerdem enthält dieser gedrängt geschriebene Band eine ganz neue Theorie des Begriffes, Wesens, Zweckes und aller einzelnen wesentlichen Erfordernisse des Processes, der Lehre von den Richtigkeiten, endlich insbesondere der Selbsthülfe und des rechtlichen Zwanges als der Grundlage des Processes.

Die Hausmusik in Deutschland in dem 16., 17. und 18. Jahrhunderte. Materialien zu einer Geschichte derselben, nebst einer Reihe Vocal- und Instrumentalcompositionen von H. Isaac, L. Senfl, L. Lemlin, W. Heintz, H. L. Hassler, J. H. Schein, H. Albert u. A., zur nähern Erläuterung. Von Karl Ferdinand Becker, Organisten an der Nicolaikirche zu Leipzig. Gr. 4. Brosch. Preis 2 Thlr.

Bei **J. E. Schaub** in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten,

ihre eigenthümliche Natur und homöopatische Heilung.

Von Dr. ***Sam. Hahnemann.***

Fünfter und letzter Theil. **Antipsorische Arzneien.**

Zweite, vielvermehrte und verbesserte Auflage.

35 Bogen in gr. 8. auf Velinpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 22 Gr.

Mit diesem Bande ist das großartige Werk nun geschlossen. Es enthält alle sogenannten antipsorischen Arzneien, mit bewunderungswürdigem Fleiße und Scharfsinn geprüft und mit Vorworten, als praktischen Einleitungen zur leichtern Handhabung und Verständniß der Prüfungssymptome versehen. Der wissenschaftliche Arzt, dem es darum zu thun ist, die reinen Wirkungen der Mittel kennen zu lernen, die er bei der Wahl in gefahrdrohenden Krankheiten oft haarscharf zu unterscheiden hat, wird, welcher Schule er auch angehören mag, ein solches Werk gewiß willkommen heißen. Größere und werthvollere Beiträge zu den jetzt von allen Seiten als nothwendig anerkannten Prüfungen der Arzneimittel hat Keiner noch geliefert, als der hochbetagte und erfahrene Verfasser.

In unserm Verlage erschien soeben und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Eduard Elfen, ein Roman von ***Ehrenreich Eichholz.*** 2 Bände. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Smidt, Heinr., Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12. Geh. Preis 16 Gr.

Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837 herausgegeben von ***Fr. Tietz.*** 8. Geh. Preis 16 Gr.

Berlin, den 1. September 1839.

Voss'sche Buchhandlung.

Bei **Karl J. Kiemann** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Dr. *Friedrich Rosenthal's*

Ichthyotomische Tafeln.

2te Auflage. Imperial-Querfolio. Mit 27 Kupfertafeln. In einer Mappe. Preis 6 Thlr.

Über den Werth des Werkes hat die gelehrte Welt längst entschieden. Die neue Auflage ist so eingerichtet, dass jedes Kupfer dem correspondirenden Texte gegenübersteht und das Ganze einen handlichen Querfoliohand bildet.

Digitized by Google

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen:

Bibliothek englischer Lustspieldichter von Mehrern übertragen. 1stes Bändchen: Sheridan's dramat. Werke, übers. von Aler. Fischer. 1ster Thl. Die Nebenbuhler. St.-Patrickstag. 8. (16½ Bogen.) Velinp. Geh. 21 Gr.

Bei dem Mangel an guten deutschen Originallustspielen war es gewiß ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, eine Sammlung der classischen Komödien der Engländer auch zur Benutzung für die deutsche Bühne zu veranstalten, deren Fortsetzung bald zu erwarten steht.

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von Osw. Marbach. Frühling und Sommer 1839. Gr. 12. Velinp. In elegantem Umschlag à 1 Thlr. 8 Gr.

Mit Beiträgen von Fr. Rückert, L. Schefer, W. Alexis, K. Eitner, Fr. v. Heyden, A. Kopisch, Rich. Morning und dem Herausgeber. — Das Herbstheft wird im August versandt.

Schiller's Dichtungen, nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von Dr. H. F. W. Hinrichs (ord. Prof. der Philos. zu Halle). 1ster, lyrischer Theil. 2ter, dramatischer Theil, 1ste und 2te Abtheilung. Gr. 8. Velinp. Geh. 4 Thlr. 20 Gr.

Inhalt: I. Einleitung: Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zueinander. Liebe. Zweifel und Resignation. Wehmuth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe und Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung: Schiller als dramatischer Dichter und sein Verhältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale und Liebe. Fiesco. Don Carlos. — II. 2. Wallenstein. Maria Stuart. Jungfrau von Orleans. Braut von Messina. Wilhelm Tell.

Hiermit ist dieses Werk geschlossen, welches zum richtigen Verständniß und zur vollständigen Würdigung der Werke unsers Nationaldichters unentbehrlich ist. Menzel sagt darüber: „H. hat den Dichter auf eine vorurtheilsfreie, tiefsinnige und würdevolle Weise erklärt; so allein faßt man Schiller richtig auf."

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Handbuch
der
Kirchengeschichte.
Von
H. E. Ferd. Guerike.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.
Gr. 8. 4 Thlr.

Halle. **Gebauer**'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.
Siebentes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Einnahme des Forts St.-Jean d'Ulua und der Angriff auf die Stadt Veracruz durch die Franzosen im November und December 1838. II. Der Feldzug 1706 in Spanien. (Dritter Abschnitt.) III. Ueber Telegraphie durch galvanische Kräfte. IV. Kriegsscenen aus der Geschichte des Dragonerregiments Großherzog von Toscana. (Nachtrag.) V. Des Erzherzogs Maximilian Feldzug 1479 gegen Frankreich. VI. Literatur. VII. Neueste Militairveränderungen. VIII. Übersicht des Inhalts der ältern Jahrgänge der Östreichischen militairischen Zeitschrift. (Fortsetzung.)

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—19 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 14. August 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben:

Elias, M.,
Glaube und Wissen.
Ein Roman. Mit einer Musikbeilage.
2 Bände. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 9 Gr.

Bei der Erscheinung dieses Werkes erlaube ich mir insbesondere auf die Tendenz desselben aufmerksam zu machen. Es handelt sich bei diesem Buche nicht allein um eine gewöhnliche Unterhaltungslecture, sondern das Ziel des Verfassers ist hauptsächlich dahin gegangen, das, was gelehrte Werke bis jetzt über die in den letzten Jahren genommene Richtung der verschiedenen Seeten der christlichen Religion gesagt haben, den Laien im Romangewande darzustellen, und vorzüglich hat der Verfasser bei dieser Arbeit das bekannte Werk: „Strauß Leben Jesu", im Auge gehabt. Bei der trefflichen Darstellung des Geschilderten wird es nicht fehlen, daß sich dieses Buch bald einen großen Lesekreis erwirbt!

Bremen. **C. Schünemann.**

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Ansichten
über das
preußische
Medicinalwesen
von
Dr. Wasserfuhr,
Generalarzte des zweiten Armeecorps.
25 Sgr.

Stettin.
Nicolai'sche Buch- und Papierhandlung.
C. F. Gutberlet.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Goethe's Briefe
an die
Gräfin Auguste zu Stolberg,
verwittwete Grafin von Bernstorf.
8. Geh. 16 Gr.

Diese Briefe haben bei ihrem ersten Erscheinen in dem Taschenbuch „Urania" so großen Beifall gefunden und sind als so bedeutend für die Charakteristik Goethe's bezeichnet worden, daß ich mich zu dem besondern Abdruck veranlaßt fand, den ich hiermit den Freunden Goethe's darbiete.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vollständiges

Real-Lexikon

der

medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte

und

Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von

Dr. EDUARD WINKLER.

Erstes bis drittes Heft. *Aal — Filices.*

Gr. 8. Jedes Heft im *Subscriptionspreis* 20 Gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, entspricht einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfniss; es ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem Fache und nach eigenen Erfahrungen dem Standp der Wissenschaften gemäss bearbeitet worden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Sechsundachtzigster Band. 1839. April. Mai. Juni.

Inhalt.

Art. I. 1) Viaggio in Savoia, ossia descrizione degli stati oltremontani di S. M. il Re di Sardegna, per *Davide Bertolatti*. Torino 1828. Zwei Bände.
2) Viaggio nella Liguria marittima di *Davide Bertolotti*. Torino 1834. Drei Bände.
3) Le vicende della Brianza e de' paesi circonvicini narrate da *Ignazio Cantù*. Milano 1836.
4) Guida pei monti della Brienza e per le terre circonvicine con carte topografica. Milano 1837.

Art. II. Queen Elizabeth, and her Times, a series of original Letters, selected from the inedited privatn correspondence of the Lord Treasurer Burghley, the Earl of Leicester, tha secretaries Walsingham and Smith, Sir Christopher Hatton, and most of the distinguished persons of the period, edited by Thomas Wright. In two volumes. London.

III. Erinnerungen aus meiner Pilgerreise nach Rom und Jerusalem im Jahre 1837. Von Dr. Joseph Salzbacher. Wien 1839.

IV. Geist der östreichischen Gesetzgebung im Fache der Erfindungen, von Anton Edlen von Krauß. Wien 1838.

V. Versuch, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen. Von einem Staatsmanne. Wien 1838.

VI. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Fünfter Band. Leipzig und Darmstadt 1838.
(Siehe diese Jahrbücher, Bd. LXXXI, LXXXII u. LXXXV.)

VII. Tesoro del *Teatro Español*, desde su origen (eño da 1356) haste nuestras dias; arregledo y dividido en cuatro partes por *Don Eugenio de Ochoa*. Peris 1838.

VIII. History of the inductive sciences from the earliest to the present times. By *W. Whewell*. In three volumes. London 1837.

IX. *ANEKAOTA*. Tomus I. Athanasii Scholastici Emiseni de novellis constitutionibus imperetorum Justiniani Justiniqun commentarium, Anonymique ecriptoris *περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων*, item fragmenta commentariorum a Theodoro Hermopolitano, Philoxeno, Symbatio, enonymo scriptore de novellis constitutionibus imperatoris Justiniani conscriptorum, ex Codicibus manuscriptis, qui Bononiae, Florentiae, Lutetiae Parisiorum, Mediolani, Oxonii, Romae, Vindobonae reperiuntur, edidit, in latinum sermonem transtulit, prolegomenis, adnotatione critica, indicibus instruxit *Gustavus Ernestus Heimbach* Lipsiensis. Lipsiae MDCCCXXXVIII.

X. Erinnerungen aus Spanien. Aus den Papieren des Verfassers des siebenjährigen Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel von 1807—14, von F. X. Rigel. Mantheim 1839.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXXVI.

Von dem Mayr Helmprechte. Eine poetische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhunderte von Wernher dem Gartenaere. Zum ersten Male aus dem Heldenbuche der k. k. Ambraser-Sammlung mitgetheilt vom Custos Bergmann. (Schluß.)

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften. (Fortsetzung.)

Das Stift Klosterneuburg, erbaut auf den Ruinen des römischen Municipiums Cetium.

Historische Preisaufgabe der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag.

(Conchylien.) Wir versenden nächster Tage die vierzehnte Lieferung von dem anerkannten Werke:

Conchyliencabinet

von

Martini und Chemnitz.

Neu herausgegeben und vervollständigt

von

H. C. Küster,

Professor an der Gewerbschule zu Erlangen.

(Der Preis einer Lieferung, enthaltend 2 Bogen Text in Quart und 6 feingemalte Tafeln Abbildungen, ist 2 Thlr. Sächs., oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein.)

Dieses berühmte Werk, in den letzten dreissig Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden, bis in die neuere Zeit fortgesetzt und mit Sorgfalt gepflegt, findet in seiner jetzigen Herausgabe sowol die nöthige Erweiterung und Vervollständigung, als die durch die Fortschritte der Wissenschaft erheischte Umgestaltung. Der Herausgeber hat, theilweise zur nähern Beobachtung der Mollusken, eine Reise nach Sardinien unternommen, und erfreut sich der nähern Verbindung mit den anerkanntesten Conchyliologen der Jetztzeit. — In den bis nun erschienenen Lieferungen sind die Familien der

Walzen-, Kegel- und Flügelschnecken, sowie die Anodonten

begonnen, von welchen die erstern, die II. Abtheilung des fünften Bandes bildend, baldigst vollständig abgebildet und beschrieben sein werden, somit dann diese Abtheilung vollendet ist.

Alle guten Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf dieses Werk an.

Nürnberg, im September 1839.

Bauer & Raspe.

Bei **Theodor Fischer** in Kassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aeschinis oratio in Timarchum. Recens. Fr. Franke, accedunt scholia graeca auctiora. 8. 16 Gr.

Osann, Dr. Fr., Beiträge zur griechischen und römischen Literaturgeschichte. 2ter Band. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Theobald, Dr. A., Statistisches Handbuch der deutschen Gymnasien. 2ter Band. Für die Jahre 1837, 38 und 39. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Das Policeistrafgesetz

für das Königreich Würtemberg

mit Erläuterungen

von

Dr. Hermann Knapp,

Oberconsistorialrath und Oberstudienrath.

Unter diesem Titel wird gleich nach Verkündigung des kürzlich verabschiedeten würtembergischen Policeistrafgesetzes im Verlage der Unterzeichneten eine mit einem ausführlichen Commentar versehene Handausgabe dieses Gesetzes erscheinen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht blos für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung commentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Verabschiedung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen Derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Commission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Commentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publicum durch sein würtembergisches Criminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht blos den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen, im August 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Systematische

Encyklopädie

und

Methodologie

der

theoretischen

Natur-Wissenschaften

von

Dr. *G. Suckow.*

Gr. 8.

1 Thlr. 12 Gr.

* * *

Stoff

zu

stylistischen Übungen

in der Muttersprache.

Für obere Classen.

In ausführlichen Dispositionen und kürzeren Andeutungen

von

D. G. Herzog.

Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage.

8. 1 Thlr.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei **M. DuMont-Schauberg** in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Verslehre

von **J. J. Dilschneider.**

Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage.

208 S. gr. 8. Velinpapier. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Die erste Auflage dieses Werkes wurde in ganz Deutschland mit dem größten Beifall aufgenommen. Competente Richter zählten sie unter die wichtigsten Leistungen, welche in der neuern Zeit im Fache der deutschen Philologie ans Licht getreten. Diese zweite Auflage ist von Grund aus neu bearbeitet und das Ergebniß jahrelangen tiefen Lieblingsstudiums. Sachkenner werden ihre Vorzüge, Verdienste und ihre Eigenthümlichkeit anzuerkennen wissen.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und von uns durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

De la loi
du contraste simultané
DES COULEURS,
et de l'assortiment des objects colorés,

considéré d'après cette loi dans ses rapports avec la peinture, des tapisseries des Gobelins, les tapisseries de Beauvais pour meubles, les tapis, la mosaique, les vitraux colorés, l'impression des étoffes, l'imprimerie, l'enluminure, la decoration des édifices, l'habillement et l'horticulture;

par **M. E. Chevreul.**

membre de l'Institut.

Un fort volume in-8. de 750 pages, avec un atlas in-4. de 40 planches coloriées. Paris. 11 Thlr. 2 Gr.

Leipzig, im September 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

Im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg sind soeben erschienen:

Supplementband zu Goethe's Werken. Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt herausgegeben von **Dr. A. Stahr.** Mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der ersten zur zweiten Bearbeitung. Mit dem Bildniß Goethe's in Stahlstich. 130 Seiten in gr. 8. Velinpapier. Geh. 18 Gr.

Dieses interessante Buch wird sehr vielen Verehrern des großen Dichters eine angenehme Zugabe zu seinen Werken sein.

Trentepahl's Oldenburgische Flora, zum Gebrauch für Schulen und beim Selbstunterrichte bearbeitet von **K. Hagena.** 298 Seiten in gr. 8. 1 Thlr.

Da der allgemeine Charakter der Vegetation in dem ganzen nordwestlichen Flachlande bis auf wenige Einzelheiten derselbe ist, so wird dies Buch sehr gut auch als Local-Flora für die ganze Gegend zwischen der untern Elbe und Ems dienen können.

Humoristische Blätter. Herausgegeben von **Theodor von Kobbe.** Mit Beiträgen von **Waggesen, Karl Immermann, Dr. A. Stahr, Ph. Stieffel, O. L. B. Wolff** u. A. 1ster Band. 312 Seiten in gr. 8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Oldenburgs Fest- und Jubelbuch. Ausführliche Beschreibung aller Feierlichkeiten, welche am 27. November und 24. December 1838, als den Jubelfesten der vor 25 Jahren mit der Rückkehe des rechtmäßigen Landesherrn wiederhergestellten Selbständigkeit des Herzogthums Oldenburg und der neuorganisirten Landesbewaffnung in der Stadt Oldenburg, wie im ganzen Herzogthume und der Erbherrschaft Jever stattgefunden, nebst einer Beschreibung und den Statuten des am 27. November 1838 zum Andenken dieses Tages gestifteten Haus- und Verdienstordens Herzogs Peter Friedrich Ludwig und einer Nachricht von dem am 17. Januar 1839 gehaltenen ersten Ordenstage. Zusammengestellt und herausgegeben von **C. F. Strackerjan.** Mit den Abbildungen der Ordenszeichen in Steindruck. 166 Seiten in gr. 8. Velinpapier. Geh. 16 Gr.

Fischer (Apotheker), **Wildungen** und seine Umgebungen mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen. Mit einer lithographirten Ansicht. 98 Seiten in 8. Sauber cartonnirt. 8 Gr.

Der Oldenburgische Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender für den Bürger und Landmann auf das Schaltjahr 1840. 3ter Jahrgang. 13½ Bogen in 8. Geh. 6 Gr.

Auch die ersten beiden Jahrgänge dieses trefflichen Volksbuchs, welches sich nicht nur im Inlande, sondern weithin im Auslande einer überaus günstigen Theilnahme erfreut, sind noch zu haben, und zwar zu dem beispiellos billigen Preise von 8 Gr. für beide Jahrgänge (25 Bogen geheftet).

Der Branntweinfeind. Ein Journal zur Verbreitung der Mäßigkeitssache. 1stes und 2tes Heft. Preis für jedes Heft 2 Gr.

Alle Monate erscheint ein Heft von 2—3 Bogen zu demselben Preise. Mitgliedern und Freunden der Mäßigkeitsvereine wird diese Zeitschrift zur besten Verbreitung empfohlen.

Bei **Ch. E. Kollmann** in Leipzig sind soeben erschienen:

Der Mensch

in seinen **körperlichen, seelischen und geistigen Erdenleben,** gemeinfaßlich und methodisch dargestellt, mit erklärender Angabe der Störungen, welche das Menschenleben gefährden können.

Ein Lehrbuch für Schule und Haus

von

Dr. Herm. Klencke.

Mit vier colorirten Kupfertafeln. (44 Bogen.) 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Die äußere Haut
und ihr Verhältniß zum Organismus.

Versuch,

die Prießnitz'sche Methode der Wasserheilkunst physiologisch zu beleuchten. Eine Flugschrift für **Ärzte und Nichtärzte.** Mit colorirter Tafel. 8. Geh. ⅓ Thlr., oder 54 Kr.,

auf welche beiden Schriften ich die Aufmerksamkeit des gesammten gebildeten Publicums hinzulenken mir erlaube.

Anleitung, die Stahl- und Kupferstiche, verbunden mit dem Platiniren des Glases und Porzellans, auf eine schnelle und sichere Manier sowol unter als auf die Glasur, auch colorirt auf Porzellan, Steingut ꝛc. überzudrucken und einzubrennen. Praktisch dargestellt von **C. Siegmund** in Dresden. Mit Abbildungen. Geh. ⅗ Thlr., oder 41 Ke.

Es ist dies die von dem Verfasser der „Geheimnisse der Alten bei der durchsichtigen Glasmalerei ꝛc." schon längst versprochene und sehnlichst erwartete Abhandlung.

Digitized by Google

Der *Daguerréotype.*

Die unterzeichnete Buchhandlung beehrt sich hiermit anzuzeigen, daß sie bereit ist, bei festen Bestellungen unter Einsendung oder Anweisung des Betrags auf ein Handlungshaus in Leipzig oder Paris gegen eine mäßige Provision die Besorgung des ganzen Apparats vom

Daguerréotype

avec tous ses accessoires

exécuté suivant les instructions de Mr. *Daguerre,*

Preis in Paris 350 Fr. — Emballage 30 Fr.

zu übernehmen. Fracht und Briefporto tragen die Empfänger.

Daguerre'sche Bilder gewöhnlichen Formats quer gr. 8. oder 4. unter Glas gerahmt, liefern wir zu 8 Thlr. netto gegen baare Zahlung franco Leipzig.

Die beste Beschreibung dieser merkwürdigen Erfindung gibt die soeben erschienene Schrift:

Notice historique et description des procédés du Daguerréotype et du Diorama, par Daguerre, Peintre, Inventeur du Diorama etc. Avec 6 planches gravées sur acier, indiquant tous les objets nécessaires à l'exécution du procédé. 8. Paris. 2 Fr.

Leipzig, im September 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein Cyklus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Der Herr Verf. suchte in dieser Schrift sowol die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigern das Verständniß der einzelnen Partien erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wol um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue schöngeistige Schriften.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (von Sr. K. H. dem Prinzen Johann, Herzog zu Sachsen). Erster Theil, die Hölle. Zweite vermehrte Auflage mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pcán.-Preis 6 Thlr. 12 Gr. bis Ende d. J.

C. Weisflog, Phantasiestücke und Historien. Neue durchgesehene Taschenausgabe. 12 Theile. Brosch. 5 Thlr. Pcán.-Preis bis Ende d. J. Ladenpreis 7 Thlr.

G. Schilling, Sämmtliche Schriften, Taschenausgabe. 71ster — 80ster Theil. Pcán.-Preis 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 5 Thlr.

womit die ganze Sammlung geschlossen ist.

Alle 80 Bändchen kosten 40 Thlr.

Fr. Berthold, König Sebastian, oder wundbare Rettung und Untergang. 2 Theile. Herausgegeben von L. Tieck. Brosch. 3 Thlr. 18 Gr.

H. F. Maunstein, Die Mystikee, Novelle, und der Aezt als Scharfrichter. 8. Brosch. 18 Gr.

C. von Stein, Gedichte. Gr. 8. Brosch. 21 Gr.

sind soeben in der **Arnold**'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen:

Franke, F. F., Gebete, Lieder und Gedichte. Beiträge zur Erbauung in Kirche, Schule u. Haus. 2te verb. u. vermehrte Aufl. 8. (19½ Bogen.) Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Diese frommen Dichtungen verdanken ihre erste Erscheinung dem menschenfreundlichen Bemühen des Verf., einen jungen Künstler zu unterstützen, und fanden so großen Beifall, daß schon nach wenigen Monaten diese neue sehr umgearbeitete Auflage nöthig ward, die wir den sinnigen Freunden ernster Poesie ganz besonders empfehlen.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Verfassungsurkunde

für das Königreich Sachsen vom 4. Sept. 1831

mit den sie ergänzenden gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt von

Eduard Hermsdorf.

Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Nr. 273. Geschichte Kaiser Sigmund's von Joseph Aschbach. Zweiter Band. — Rokoko polemischer Steine von einem Verfasser. Herausgegeben von Freiherrn Bern von Stein. — Literarische Notizen.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1840.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's.

8. Auf feinem Velinpapier. Elegant cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Pulcherie.** Von **A. von Sternberg.** — II. **Die blaue Blume.** Novelle von **Julius Mosen.** — III. **Angelica.** Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von **Th. Mügge.** — IV. **Ein Frühlingstraum.** Novelle, nach den Mittheilungen eines Freundes, von **Eduard von Bülow.** — V. **Der Todte von St.-Nuna's Kapelle.** Ein Criminalfall. Nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von **Otto Ludwig.**

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830 — 38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, aber

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,
einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr.

abgelassen werden.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Martell, E. Mörike, A. Öhlenschläger, Posgaru, P. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, E. Scävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Öhlenschläger, Dannecker, Zelter, Tegner, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Der Jahrgang 1839, oder der Neuen Folge erster Jahrgang, mit dem Bildnisse Lamartine's, enthält Beiträge von Tieck, Eichendorff, Schefer, Franz Berthold, und Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, und kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Die Bildnisse zu den verschiedenen Jahrgängen der Urania sind in besondern Abdrücken in gr. 4. einzeln zu dem Preise von 8 Gr. zu erhalten.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist jetzt vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.
Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt*
besorgt und herausgegeben von
Dr. Friedrich Jakob Behrend.

Sechs Lieferungen.
Tafel I—XXX und Text Bogen 1—24, nebst Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt.

Gross-Folio. Auf feinem Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten bildet die erste Abtheilung der **Ikonographischen Encyklopädie**, die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. *Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Dieffenbach*, Leibarzt Dr. *Grossheim*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Klinge*, Geh. Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt.

Die nächsten Abtheilungen werden die **Knochenbrüche und Verrenkungen** (nicht colorirt) und die **Syphilis** (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, im September 1839. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten

Darstellung
der Landwirthschaft Grossbritanniens
in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Nach dem Englischen bearbeitet von
Dr. A. G. Schweitzer,
Prof. der Landwirthschaft zu Tharandt.

Zu zwei Bänden.

Erster Band in zwei Abtheilungen. Mit 55 eingedruckten Holzschnitten.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 4 Gr.

Mit der eben fertig gewordenen zweiten Abtheilung ist der erste Band beendigt; der zweite Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen. Das Werk, für dessen zweckmässige Bearbeitung der Name Schweitzer's bürgt, hat sich gleich bei seinem Erscheinen des ungetheiltesten Beifalls von Seiten des Publicums und der grössten Anerkennung von Seiten der Kritik zu erfreuen gehabt, und es gilt allgemein für die beste Darstellung der englischen Landwirthschaft.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

8306
B
1839
Oct

1839.

Monat October.

enthaltend

31 Blätter: Nr. 274—304, 1 Beilage, Nr. 5, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXXII — XXXVII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1839.

Inhalt.

Nr. 27[illegible]. [illegible] und Briefwechsel [illegible] nach dem [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible] [illegible]

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 274. — 1. October 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Leben und Briefwechsel Georg Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1839. Gr. 8. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Im Allgemeinen stellt man in Europa den Abfall und den Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der französischen Revolution als politische Erscheinung auf eine Linie, während sich doch für Den, der näher zusieht, die durchgreifendsten Unterschiede ergeben und, wenn eine Vergleichung mit europäischen Ereignissen stattfinden soll, diese nur den Abfall und den Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Niederlande treffen kann. Dies nämlich scheidet sofort die französische Revolution von der amerikanischen, daß in jener sich neue Theorien vom Staate Platz machten und von abstracten Sätzen aus alle sittlichen und politischen Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft eine neue Ordnung erhielten; während man in Amerika nur die alte Ordnung und die ihr einwohnenden Gedanken gegen die gewaltsamen Eingriffe vertheidigte, die sich das englische Ministerium und Parlament, gestützt auf eine früher in Amerika nie zur Anerkennung gekommene Theorie vom Eigenthume, erlaubten. Die Amerikaner bewahrten nur ihr altes Recht, ihre bei ihnen historisch entwickelten Verhältnisse gegen ein umwälzendes Eingreifen der englischen Regierung; die Franzosen hingegen gingen auf die Umwälzungsbestrebungen ihrer Regierung ein, bemächtigten sich der zu diesem Endzweck in Bewegung gesetzten Gewalten und wälzten nun vollständiger um, als die Regierung je geahnt hatte, daß es möglich sein würde. Von positivem Recht war nicht weiter die Rede. Und wie der ursprüngliche Unterschied beider Bewegungen gegeben ist, so auch eine völlige Verschiedenheit im Fortgange. Nirgend hat sich Amerika von den historischen Grundlagen seiner socialen Verhältnisse getrennt, sondern sich nur organisch auf denselben weiter entwickelt; die Franzosen aber haben in ihrer Revolution vor Allem eine tabula rasa hergestellt und aus eigenem Verstande auf der reingekehrten Grundfläche ein nagelneues Gebäude aufzuführen gesucht. Die Amerikaner hingegen haben nie mit den sittlichen Mächten gebrochen, welche bei ihnen vor der Revolution die anerkannten waren; die Franzosen haben sogar neue Religionen zu erfinden gesucht. Das Resultat ist auch dieser verschiedenen Entwickelung ganz entsprechend gewesen: nämlich in Frankreich eine immer kolossaler sich ausbildende sittliche Auflösung, eine gänzliche Demoralisation des Volkes; in Amerika ein Erhalten und Befestigen bei allen tüchtigen Grundvesten bürgerlicher Sittlichkeit. Nach manchen Seiten hin weicht freilich diese Sittlichkeit von der bei uns geltenden ab, und Deutsche, die in Amerika einwandern oder mit Amerikanern Geschäfte haben, klagen namentlich über alle dir sittlichen Übelstände, die mit blos buchstäblicher Auffassung des Rechts und mit Geringschätzung des Eides in Amerika sich verbinden. Diese Klagen wurzeln aber nur in der Verschiedenheit der Auffassung rechtlicher Verhältnisse und würden über das deutsche Mittelalter zum Theil in derselben Weise laut werden müssen, wenn man mit einer vergangenen Zeit noch in unmittelbaren bürgerlichen Verkehr treten könnte. In Deutschland ist das Institut der Eideshelfer eben an der Lockerheit und Losigkeit, mit der man in Folge desselben den Eid behandelte, zu Grunde gegangen; zum Theil findet man das noch ganz bestimmt ausgesprochen, z. B. als Bischof David von Utrecht in den friesischen Landschaften seines Bisthums, wo sich das Institut der Eideshelfer am längsten erhalten hatte, dasselbe in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufhob, gab er gerade dies als Grund an, daß die Eide feil und ohne alle Achtung seien. Diese Geringachtung des Eides ist aber eine nothwendige Folge des Instituts selbst; daß sie mit ihren Eiden spielten, warfen schon in der Völker-

Digitized by Google

wanderungszeit die Romanen den Franken und Gothen vor; denselben Vorwurf erheben die Päpste gegen die Longobarden. Es hat sich aber die ganze Form des Geschworenengerichts in Amerika aus dem Institut der angelsächsischen Eideshelfer entwickelt, und auch der so häufig vorkommende Eid des Beklagten, der an die Stelle alles Beweises tritt, ist ja nur ein Rest des Anfangs jenes Verfahrens mit Eideshelfern, wo der Beklagte durch einen Eid die Klage einfach niederschlug und diese nur fortging, wenn der Kläger sie mit einer Anzahl Eideshelfern von neuem erhob, bis eine höchste Zahl Eideshelfer zuletzt nach manchen Steigerungen entschied. Im jetzigen nordamerikanischen Gerichtsverfahren entscheidet nun theils oft dieser erste Eid, theils entscheiden die Geschworenen, die sich als höchste Zahl der Eideshelfer auf die Seite der einen oder andern Partei stellen. Ebenso ist das Halten und Auffassen des Buchstabens des Gesetzes echt altgermanisch. Daß aber bei dieser formellen Achtung des Eides und des Gesetzesbuchstabens ein ganz anderer sittlicher Zustand erwachsen muß, als da erwächst, wo man, wenn auch die Procedur oft widerspricht, nicht die juristisch-formelle Gestalt, sondern die objective Wahrheit und Geltung zur Grundlage der Beurtheilung zu machen sucht, ist klar. Also man kann diese Klagen unserer Landsleute über Verhältnisse, die sie als unsittliche in Amerika berühren, zugeben und dennoch behaupten, daß in Amerika eine tüchtige, durchgreifende Sittlichkeit des Volkes regiere. Es ist nur eine andere; und daß sie nicht minder schön sein könne, zeigt uns an einem recht klaren Beispiele Washington's Leben, den, ungeachtet er die eigenthümlichen Seiten amerikanischer Zustände achtete und sich zwischen ihnen sein Leben lang bewegte, auch nach unsern Begriffen nirgend ein Makel trifft.

Indem wir aber von diesem Satze ausgehen, daß in der amerikanischen Revolution nur gutes altes Recht vertheidigt worden sei, und daß sie kein dort im Lande geltendes sittliches Verhältniß depravirt habe, haben wir auch Washington's eigene Aussprüche für uns. Es dreht sich nämlich der ganze Zwist zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien, der dann Krieg, Abfall und Selbständigkeit Nordamerikas zur Folge hatte, um die Auffassung und den Begriff des Eigenthums. Nach altgermanischen, auch in England geltenden Ansichten konnte freies Eigenthum nicht besteuert werden ohne Einwilligung des Eigenthümers. Schon früh im Mittelalter bildeten sich gewisse repräsentative Formen aus, um diese Einwilligung für größere Massen von Eigenthümern auszusprechen; und indem man dann im englischen Mutterlande die repräsentative Darstellung der Eigenthümer, wie sie in einer bestimmten Zeit war, festhielt als eingelebte Staatsform und sich daran gewöhnte, die später außerhalb dieser Repräsentation stehenden Eigenthümer in England dennoch als repräsentirt anzusehen, bildete man die staatsrechtliche Fiction aus, das Parlament repräsentire, wie es immer auch sei, das ganze Land, also alle Eigenthümer. Ganz in ähnlicher Weise hatten auch die amerikanischen Colonien repräsentative Darstellungen in den Ständen der einzelnen Colonien erhalten; aber daß das Parlament von England zugleich alle Tochterlandschaften, alle Colonien repräsentire, war eine nagelneue Ausdehnung jener staatsrechtlichen Fiction, gegen die sich mit Recht die Colonien als gegen einen revolutionnairen Eingriff in ihr altes, gutes Recht wehrten. So faßten die Sache die einsichtigsten Engländer selbst, die ihren Rechtsverstand nicht von nationalem Übermuth gefangen nehmen ließen, wie z. B. der ältere Pitt. So allein faßte Washington auch das Verhältniß. Wie überall in seinem Leben, traf er auch hier in einfach bürgerlichem Verstande den Nagel auf den Kopf, indem er sagte:

Wogegen wollen wir eigentlich kämpfen? etwa gegen die Verpflichtung, drei Pence für das Pfund Thee zu bezahlen, weil uns dies zur Last fällt? Nein! unser Recht nur ist es, wofür wir schon seit lange streiten; und um des Rechts willen haben wir Sr. Majestät eine Bittschrift in so demüthigen und ehrerbietigen Ausdrücken eingereicht, wie es treuen Unterthanen geziemt.

Klar schwebte Washington die Pflicht vor, zu England zu halten, so lange dieses Land, mit dem man durch tausend Bande des Blutes, der Erinnerung, der Einrichtung und der Rechtstreue verbunden war, selbst das Recht treu achtete; er sah aber auch klar, daß Amerika verloren und einer wirklichen Sklaverei übergeben sei, wenn man sich auch nur in diesen drei Pence das geringste Unrecht thun lasse. Nur der Rechtspunkt war ihm, der früher treu, mit größter Aufopferung seiner Zeit, seiner Kräfte, seines Vermögens und Blutes die Interessen Sr. großbritannischen Majestät vertheidigt hatte — nur der Rechtspunkt war ihm das Entscheidende; aber auch das vollständig Entscheidende, so gut wie er das Entscheidende zwei Jahrhunderte früher bei den niederländischen Ständen war, als es sich um die Einführung des zehnten Pfennigs handelte.

Hegte ich — sagt er — noch den geringsten Zweifel, ob das britische Parlament ein Recht hat, uns ohne unsere Einwilligung zu besteuern, so würde ich völlig damit übereinstimmen, daß Bitten und nur Bitten allein die einzige Art seien, wie wir Hülfe suchen müßten, weil wir alsdann um eine Gunst ansuchten, nicht aber ein Recht foderten, auf welches wir nach dem Gesetze der Natur und durch unsere Verfassung unbestreitbare Ansprüche machen können. Ich würde es sogar für verbrecherisch halten, weiter zu gehen, hätte ich einen solchen Glauben; aber ich habe ihn nicht. Ich bin vielmehr überzeugt, daß das Parlament von Großbritannien kein größeres Recht hat, gegen meinen Willen seine Hand in meine Tasche zu stecken, als ich habe, meine Hand in die eines Andern zu stecken; und da der Regierung dies auf eine bestimmte und doch ehrfurchtsvolle Weise schon von allen Colonien vorgestellt worden ist, welche Ursache haben wir da noch, auf ihre Gerechtigkeit zu hoffen?

Selbst als Washington auf diesem Standpunkt der Überzeugung stand, dachte er noch nicht an Abfall, sondern wollte erst die friedlichen Widerstandsmittel, namentlich eine Art Handelsbann, zu dessen Durchführung freilich eine ziemlich durchgreifende und energische Einigkeit des Volkes gehörte, versuchen.

Was den Entschluß betrifft, sich noch einmal an den König zu wenden, so glaube ich — sagt er —, daß wir es ebenso gut unterlassen können. Ich erwarte nichts von dieser Maßregel und hätte ihr auch meine Stimme nicht gegeben, wenn das Verbot der

Digitized by Google

Einfuhr dadurch verzögert werden sollte; denn ich bin so fest wie von meinem Dasein überzeugt, daß es keine Rettung für uns gibt als allein durch ihre (der Engländer) Noth, und ich glaube es bestimmt, oder hoffe es mindestens, daß wir noch Bürgertugend genug besitzen, um, können wir dadurch unser Ziel erreichen, gern Alles zu entbehren, was nicht durchaus nothwendig zum Leben ist. Dies zu thun, haben wir ein Recht, und keine Macht der Erde kann uns zwingen, anders zu handeln, ehe sie uns nicht bis zur verworfensten Sklaverei erniedrigt hat.

Diese Äußerungen Washington's werden uns wol hinreichend rechtfertigen, wenn wir ihn aus der Reihe europäischer Revolutionshelden des 18. Jahrhunderts aussondern, und es bedarf keiner Berufung auf den Abscheu, den er über die Wendung der französischen Revolution äußerte, als sie anfing ohne alle Rücksicht auf wahres Recht chimärische Theorien durchzuführen; es bedarf keiner Berufung auf den Zweifel, in den er gerieth, ob in der französischen Republik überhaupt noch eine Staatsgewalt anzuerkennen sei, und wofür er sich nur durch das Geltenlassen des Factischen entschied; es bedarf keiner Berufung auf den Unwillen, den er über das Beginnen Genet's, des Gesandten dieser Republik in Amerika, an den Tag legte, keiner Berufung auf Washington's eben durch die französische Revolution eingeleitetes Streben, England und Nordamerika wieder in freundlichere Verhältnisse zu bringen, wenn wir behaupten, daß Washington, selbst von dem Standpunkte der strengsten Rechtsansicht, die höchste Achtung und Bewunderung verdiene. Selbst Der, welcher jene englische staatsrechtliche Fiction, daß im englischen Parlamente das ganze Gebiet der englischen Krone repräsentirt gewesen sei, gelten lassen wollte, müßte doch zugeben, daß diese seine Ansicht Andern dunkel und unbegreiflich vorkommen könne, und daß also Washington, wenn hier ein Irrthum in seinem Leben wäre, durch die Leichtigkeit dieses Irrthums entschuldigt und in allem Übrigen selbst für diesen Standpunkt ein Ehrenmann sei. Ihm haben, wie es immer geht, enthusiastische Freunde oft üblere Dienste gethan als seine Feinde, die ihm nirgend etwas haben schaden können; aber die Freunde, indem sie ohne Urtheil sein Thun unter ganz andern europäischen Zuständen wiederholen wollten, dieses Thun, was bei ihm so natürlich, einfach, ursprünglich war und deshalb unter andern Verhältnissen diesen Verhältnissen gemäß ein ganz anderes gewesen sein würde — diese Freunde haben alles Mögliche gethan, ihn durch ihre Berufung auf ihn als eine Art weithistorischer Caricatur, wie Cato ist, hinzustellen. Aber so rein, einfach-menschlich und mit den unscheinbarsten Mitteln den hellsten Schein verbreitend ist Washington's Wesen, daß selbst diese europäischen Caricaturen ihn nicht in ein falsches Licht bringen.

Wie schön erscheint uns in der Natur jeder Gegenstand, der die Gestalt seiner Gattung durchaus normal, ohne ein Zuviel noch Zuwenig ausdrückt; und dies ist der Eindruck, den überall Washington's Wesen macht: normal zu sein. Es ist ein fester, klarer Wille in ihm, nirgend ein zu Wenig davon, kein Schwanken, keine Schwäche; aber ebenso wenig ein Zuviel, keine Härte, kein durch zu scharfen Willenstrieb übereilter Entschluß. So ist's auch mit seiner Einsicht, mit seiner Kenntniß. Wir in Europa werden, wenn von Bildung die Rede sein soll, in der Jugend, ehe noch der Charakter erstarkt ist, mit Einsichten überladen; wir werden dadurch zu einer Offenköpfigkeit erzogen, die uns, wenn wie uns später nicht absichtlich und gewaltsam dornieen, zu Allerweltsmenschen, zu schwachen Charakteren macht. Anders ist es bei Washington: die Kenntnisse, die er sich erwirbt, stehen in jeder Zeit seines Lebens in gemessenstem Verhältnisse zu seinem Berufe. Ein Bedürfniß nach ihnen ist überall Grund ihrer Erwerbung, und so erobert ihr Vorhandensein nie sein Wesen in dem Grade, daß die Kenntniß für sich eitel und Quelle von Eitelkeit würde. Wo er etwas zu wissen braucht, weiß er die Mittel dazu zu erwerben, und er erwiebt sie in der Schärfe, Gründlichkeit und Vollkommenheit, die ihm in allen Dingen eigen ist, aber auch nie über dies Maß hinaus ins Leere und Unbezügliche.

Nur bei einer so einfachen Grundgestalt geistigen und sittlichen Wesens war es möglich, daß Washington Jahre lang einen Kampf an der Spitze einer Armee bestehen konnte, die an allen Unvollkommenheiten und Jämmerlichkeiten litt, an denen eine Volksarmee leiden kann; daß er diesen aufreibenden Kampf bestehen konnte, ohne in Versuchung zu kommen, solche Armeeverhältnisse zu erzwingen, bei denen er mit mehr Energie und mit raschern Erfolgen hätte auftreten können, bei denen aber auch das ganze politische Bewußtsein gewaltsamer gespannt und die Einigkeit der Staaten auf das Spiel gesetzt worden wäre. Man muß die Misère, mit welcher Washington als Rathgeber eines machtlosen Congresses und als Führer einer großentheils halbfreiwillig zusammen- und auseinanderlaufenden, mit allen nothwendigsten Bedürfnissen oft auf das ärmlichste versorgten Armee tagtäglich während des Krieges zu ringen hatte, in der vorliegenden Biographie im Detail lesen, um ein noch größeres Erstaunen über des Mannes ausdauernde Kraft und Energie der Geduld zu empfinden, als uns gewöhnlich die Mäßigung einflößt, mit welcher er am Ende des Krieges in das Privatleben zurückzutreten versucht. Wie ein altgermanischer priesterlicher Führer in fester Ruhe, unbeweglich überall auf das Recht und sein Maß gestützt, erscheint er selbst maßgebend für Alles, was in seine Nähe kommt, und bald, nachdem er an die Spitze des Heeres getreten, ist bis ans Ende seiner zweiten Präsidentschaft seine Geschichte die Geschichte Nordamerikas; denn wie er im Kriege die maßgebende Natur ist, so bleibt er es dann im Frieden, und alle streitenden und sich bekämpfenden Parteien sehen ihn als den Fels ihres Heiles an.

Wir enthalten uns, hier mehr Einzelheiten aus seinem Leben auszuheben, um nicht das Interesse, was die Lecture des Buches jedem Leser gewähren wird, in voraus abzustumpfen; nur wollen wir noch bemerken, daß diese Lecture nicht blos die historische Erkenntniß läuternd und fördernd wirkt, sondern durch ihre stillverständige Fassung eines so lautern Charakters selbst einen erziehenden, beruhigenden Einfluß auf jeden Leser ausüben muß, was man

Digitized by Google

in unserer so künstlich gespannten, überall das Pikante, das Geisteiche suchenden Zeit wenig literaeischen Erscheinungen nachrühmen kann.

Wir behalten uns vor, charakteristische Stellen der Scheiften und des Briefwechsels Washington's, wovon eine zweckmäßige Auswahl den Inhalt die zweiten Bandes bildet, nächstens in einem zweiten Artikel zu besprechen. *) 125.

Literarisches aus der Dauphiné.

Es ist jedenfalls sehr erfreulich, zu beobachten, wie man auch in Frankreich gegenwärtig einzelne Partien der politischen oder der literarischen Geschichte zum Gegenstand besonderer Forschung macht und die gewonnenen Resultate in Manographien oder in der Gestalt von Abhandlungen, die dann in einer angemessenen wissenschaftlichen Zeitschrift, zunächst provinzieller Tendenz, Platz finden, niederlegt. Es galt das jedoch bisher am wenigsten von der Dauphiné; obgleich an ausgezeichneten Persönlichkeiten und interessanten Sachen kein Mangel dort war, scheint es doch an der ordnenden, selbst an der sammelnden Kraft bisher gefehlt zu haben. Der überaus fruchtbare Compilator Guy-Allard hatte zwar einen ganz guten Plan zur Ausarbeitung einer Literargeschichte der Provinz entworfen, allein es fehlt demselben am Wesentlichen — an der Ausführung; denn seine „Bibliothèque du Dauphiné, contenant les noms de ceux, qui se sont distinguéz par leur savoir dans cette province et le dénombrement de leurs ouvrages depuis XII siècles" (Grenoble 1680) ist kaum mehr als der dürftige Anfang eines Gelehrtenlexikons. Chatvet, der im J. 1797 eine zweite Ausgabe dieses Büchelchens veranstaltete, hat nur das Verdienst, die Alderntheiten Allard's mit den seinigen aufgestutzt zu haben. Desselben Allard „Vies de François de Beaumont, baron des Adrets; de Charles Dupuy, seigneur de Montbrun; de Soffrey de Calignon, chancelier de Navarre" (Grenoble 1675; die Ausgabe von 1771 ist nur ein neuer Titel) ist eine unbedeutende, in Deutschland wenigstens seltene Arbeit. Ihm schließt sich Chorier an, der in schlechtem Latein die Biographien Boissat's und Salvaing's von Boissieu schrieb. **) Noch weniger befähigt, die gelehrten Annalen des Landes zu schreiben, war Gras du Villars; allein auch er konnte der Versuchung nicht widerstehen, der Nieeron seiner Provinz zu werden, sodaß er schrieb und schrieb, was Gott Lob ungelesen ist; denn wer nennt geschrieben Das, was ungelesen bleibt? Leider aber blieb auch des trefflichen Louis Barthélemy Manuscript: „Siècles politiques et littéraires du Dauphiné", unedirt in den Händen seines Neffen Albert du Boys und ist seit Jahren verschwunden. So traurig ist das Material beschaffen, aus welchem die Literargeschichte der Dauphiné zu erbauen wäre. Deshalb ist es ein glücklicher Gedanke, nicht jetzt schon an eine solche zu denken, sondern durch Vorarbeiten sie möglich zu machen; eine solche sind die „Mélanges biographiques et bibliographiques relatifs à l'histoire littéraire du Dauphiné", von denen bisher einzelne Hefte (wir kennen deren zwei) erschienen sind. Die Redacteure Cotamb de Batines und Ollivier Jules wollen in dieser Zeitschrift zunächst Biographien aus der Dauphiné gebürtiger oder für die Dauphiné besonders literaeisch thätiger Personen bearbeitet sehen, die Bibliographie der Provinz in der ganzen Ausdehnung des Worts berücksichtigen, d. h. die Bücher und Schriften selbst, die in der Dauphiné gedruckt sind, oder überhaupt nur in Beziehung zu derselben stehen, die literarische und historische Bibliogeaphie, erstere natürlich mit vorwaltend typographischer Tendenz, und endlich aus den noch nie benutzten Handschriftenschätzen der Provinz geeignete Mittheilungen geben. Die „Histoire de la vie et des ouvrages de Nicolas Chorier" (geb. 1609) eröffnet das erste Heft; die „Bibliographie des journaux et recueils périodiques du Dauphiné", ein beschreibendes und historisch ganz interessantes Verzeichniß aller seit 1697 („Gazette de Grenoble") bis auf diesen Tag in Beziehung auf die Dauphiné erschienener oder daselbst gedruckter Zeitschriften, schließt sich an; ein Beitrag zur Buchdruckergeschichte der Dauphiné endlich führt zu dem übrigens keineswegs neuen Resultate, daß die „Statuta provincialia concilii Viennensis" (1478) das erste Product der Offizin des Johann und Peter Schenk sind. Seltsam in der That, daß nicht nur vor 50 und mehr Jahren, sondern noch heute Erzeugnisse von wiener Pressen mit den hier in Rede stehenden der Stadt Vienne, und umgekehrt, von deutschen Bibliotheken verwechselt werden, und das in einer Weise, daß man erstaunt, wie gedankenlos und nüchtern bibliographisch oft gearbeitet wird, da eben schon die Gegenstände selbst bei der auch nur alleroberflächlichsten Ansicht zum Verständniß des Richtigen führen mußten. Abhandlungen über die Ineunabeln von Grenoble, über das Leben des Abbé Rossignol, die in Coererie gedruckten Bücher, eine Bibliogeaphie des Patois der Dauphiné, anonyme und pseudonyme Ergänzungen zu Barbier, eine Notiz über die Archive von Saint-Hugues, die Druckerstlinge von Valence, Mittheilungen über die Ausgaben des Romans: „Paris et la belle Vienne", und die Werke der Ärzte Terrisse und Teeressan sind theils in dem zweiten Hefte enthalten, theils für die folgenden veesprechen. 61.

*) Diesen zweiten Artikel theilen wir im nächsten Monat mit. D. Red.

**) De Petri Boëssatii vita amicisque literatis, libri duo. (Grenoble 1680) De Dionysii Salvagnii Boëssii Delphinatis vita, liber unus. (Ebend.)

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Nach dem Book of science
von **J. Sporschil** und **R. Hartmann.**

Drei Bände in 14 Lieferungen.
Mit 375 Abbildungen.
Geh. 6 Thlr.

Die Lieferungen sind auch sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben, als: **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** 9 Gr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** 6 Gr. — **Pneumatik.** 6 Gr. — **Akustik.** 6 Gr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. 6 Gr. — **Optik.** Zweite Auflage. 9 Gr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. 6 Gr. — **Mineralogie.** 18 Gr. — **Krystallographie.** 6 Gr. — **Geologie.** 21 Gr. — **Versteinerungskunde.** 12 Gr. — **Chemie.** 18 Gr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 12 Gr. — **Meteorologie.** 9 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 275. — 2. October 1839.

Handelsgeschichte der Griechen. Von Karl Dietrich Hüllmann. Bonn, Marcus. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Schon seit 47 Jahren hat der ehrwürdige Verfasser dieser Schrift die Wissenschaft durch eine große Anzahl gediegener, gründlicher und belehrender geschichtlicher Werke bereichert und erweitert. Mit dieser, die, wie er glaubt, wahrscheinlich seine letzte sein wird, nimmt er gleichsam Abschied von dem Publicum, dem er so rühmlich bekannt ist. Dieselbe enthält nicht allein eine materielle Bereicherung des Gegenstandes, den sie behandelt, sondern vermag auch durch die geistige Durchdringung desselben in das wissenschaftliche Leben tiefer einzuführen. Zwar läßt diese auf gründliche Forschung gebaute Schrift, gleich allen Geschichtswerken, die einen allgemeinen Gegenstand behandeln, Ergänzungen und Nachträge zu, doch bildet sie die feste Grundlage zu einem ausführlichern Gebäude.

Der Verf. theilt die Handelsgeschichte der Griechen in zwei Zeiträume ein, von denen der erste die frühern Jahrhunderte vor der macedonischen Umgestaltung des Großhandels, der zweite das macedonische und römische Zeitalter umfaßt. Im ersten Zeitraum handelt er erstens von der Betriebsamkeit und dem Binnenhandel der Griechen, zweitens von dem auswärtigen Handel und drittens von der Handelsverfassung; in dem zweiten Zeitraume zuerst von den hinzugekommenen morgenländischen Waaren, dann von den Handelswegen und Stapelplätzen.

Da wol mehre Leser d. Bl. mit dem in dieser Schrift behandelten Gegenstande weniger vertraut sein möchten, so dürfte es ihnen nicht unangenehm sein oder überflüssig scheinen, wenn Ref. sich die Mühe gibt, das Wesentlichste daraus in möglichster Kürze hervorzuheben.

Der Verf. läßt es unentschieden, ob es Phönicier oder Griechen gewesen, die im ägäischen und mittelländischen Meere die ersten Fäden des Völkerverkehrs angeknüpft haben, indem Phönicier und Kreter fast gleichzeitig auf den Schauplatz treten, und zwar zuerst als Seeräuber, ein Gewerbe, das frühzeitig auf gewaltsame Niederlassungen in Ufergebieten und auf Inseln geführt und wenigstens einen Küstenhandel veranlaßt hat. Tollkühnheit und Herrschbegierde reizten zu Unternehmungen im Großen, zur Erbauung und Ausrüstung förmlicher Kriegsflotten und zur Eroberung von Küstengegenden und Inseln. Unter den Griechen gilt dies zuerst und hauptsächlich von den Kretern, den frühen Nebenbuhlern der Phönicier. Es haben sich aber auch unter den bedrängten Insel- und Küstenbewohnern einige ermannt, die ihre lauernden Feinde mit deren eigenen Waffen bekämpften und zur Beschützung ihrer Küsten und ihrer Kauffahrer ebenfalls Kriegsschiffe ausrüsteten. Daher ist der Seehandel derjenigen Staaten, die zuerst hierzu Anstalten getroffen, am frühesten zu einiger Bedeutung gestiegen. Der junge Wagehals, der bei räuberischen Landungen gewärtigen mußte, erschlagen zu werden, hat auch die Gefahr nicht gescheut, auf unzuverlässigen Barken und mit nothdürftiger Kenntniß des Seewesens, wie sie durch bloße Küstenfahrten zu erwerben war, dem Wellenschlage des hohen Meeres Trotz zu bieten. Bedürfniß und Noth haben dann stufenweise auf Erfindungen geführt; durch Übung und Beobachtung ist die Seekunde erweitert worden. Von den einfachen Booten und Nachen der ältesten Zeit bis zu den größern Fahrzeugen, und von diesen bis zu den phönicischen sogenannten Tarsisfahrern sowie den griechischen Ruder- und Segelschiffen, diese allmäligen Fortschritte der Schiffsbaukunst fallen sämmtlich in das Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit. In den Homerischen Gesängen erscheint das Schiffswesen schon ziemlich ausgebildet, wie dies in Ansehung des gesammten gewerblichen Lebens der Fall ist.

Bei allen bereits erworbenen Kenntnissen war gleichwol das Leben des Seemanns ein beschwerliches und gefahrvolles. Nur die Gewohnheit konnte abhärten, nur die Erinnerung an oft überstandene Gefahren ermuthigen, die Lebensart fortzusetzen. Zu einiger Richtschnur diente die Sonne; aber an Tagen, wo Nebel und Wolken sie bedeckten, bei unruhiger See, ohne Compaß! Und des Nachts, wie unzulängliche Wegweiser waren gewisse ausgezeichnete Sternbilder! Möglichst vermied man daher nächtliche Fahrten; überhaupt beschränkte man die Schiffahrt gern auf die beste Jahreszeit. Der nächtlichen Erleuchtung der Schiffe geschieht nur in Seekriegen Erwähnung. Wurden heranziehende Stürme wahrgenommen, so suchte man die nächste Küste zu erreichen und abzuwarten, bis sie vorüber wären und ein günstiger Wind einträte. Aufgeweckter Sinn für die Verbesserung des Seewesens, Geschick und Erfindsamkeit im Schiff- und Hafenbau wird zuerst den Korinthern und ihren Nebenbuhlern, den Ägineten,

Digitized by Google

nachgerühmt, dann auch den Samiern und Lesbiern. Von sonderlicher Größe und Tiefe können im Alterthume die Schiffe nicht gewesen sein, da es möglich war, eine ganze Kriegsflotte über eine Landenge oder eine Landspitze zu schieben oder zu walzen. Entweder geschah dies in Seekriegen und drohenden Gefahren, oder um das Umschiffen eines Vorgebirges zu ersparen. Zur Belebung des Seeverkehrs bestanden hierzu auf der korinthischen Landenge besondere Anstalten. Dasselbe Verfahren ward auch angewandt, um neue Schiffe vom Bauplatze flott zu machen; denn sie vom Stapel zu lassen, hat man damals noch nicht verstanden.

Was die Griechen unter sich in dem inländischen Handel austauschten, und was sie im auswärtigen abzusetzen gehabt haben, damit beginnt am schicklichsten die Darstellung ihrer Handelsthätigkeit. Die Erzeugnisse der Pflanzenwelt sind es, mit denen die Natur das schöne Land vorzüglich und am reichsten die Inseln ausgestattet; in ihnen bestand auch der größte und einträglichste Theil Dessen, was die Bewohner sowol gegenseitig umsetzten als den Ausländern in Zahlung gaben. In dem Waarenverzeichniß des alten Griechenlands steht der Wein obenan; sehr verschieden in Ansehung der Güte, die bedingt wird durch die Lage der Berge gegen die Mittags- und Abendsonne sowie gegen die herrschenden Winde. Von denen des festen Landes wird der sicyonische ausgezeichnet. Übrigens sind es lauter Inseln, deren Gewächs am meisten gerühmt wird und in den Handel kam, vor allen Chios, dessen köstlicher Rothwein am höchsten geschätzt wurde. Bei dem allgemein verbreiteten Anbau des Weins und der Ausfuhr desselben in ferne Länder müssen die Griechen durch Aufmerksamkeit und Erfahrung auf gute Kenntnisse in der Behandlung und Prüfung desselben geführt worden sein. Nach dem Weine bestand der Reichthum Griechenlands und vieler von seinen Colonien in einer beträchtlichen Reihe anderer Früchte, als Öl, Honig, Feigen, Mandeln, Kastanien, Quitten, Weizen; auch Gewürze, als Majoran, Thymian, Senf, Safran u. s. w. Als Heimat vieler Heilmittel waren Kreta und Cypern vorzüglich berühmt. Die Kräuterhändler und Wurzelschneider machten damit gute Geschäfte.

Noch von einigen andern Erzeugnissen des Pflanzenreichs. Hanf- und Flachsbau ist in den geeigneten Gegenden getrieben und der Stoff zu einem feinen Gewebe verarbeitet worden. An Schiffbauholze mangelte es nicht; die Waldungen in Arkadien und auf Cypern lieferten die brauchbarsten Beiträge. Auch Kohlen wurden gebrannt. Immer weniger aber reichten die einheimischen Vorräthe an Holz hin, je mehr Griechenland sich in Handel und Gewerben entwickelte. Unter den Thieren sind etwa nur drei bis vier Gattungen, die in Beziehung auf die Ausfuhr in Betracht kommen, Schafe nämlich, Pferde und Fische. Auch die Zucht von Streithähnen war in dem Umfange der griechischen Betriebsamkeit begriffen, da an verschiedenen Orten öffentlich veranstaltete jährliche Gefechte eingeübter Hähne zu den Volksbelustigungen gehörten.

Wie an Erzeugnissen des Pflanzenreichs waren auch an Metallen, überhaupt an Mineralien die Inseln reicher als das feste Land, wiewol überhaupt nicht in vorzüglichem Grade. Doch gab es Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei und Zinn, magnetischen Eisenstein, Kupferschiefer, Vitriol und Grünspan, Bleiweiß und Mennig, Schwefel, Alaun, Erdharz, Steinflachs, Asphalt, Asbest, Amiant, Steinsalz u. s. w.; von edeln Steinen Jaspis und Achat; viel Marmor, von verschiedener Güte und Farbe, Gyps, Thon, Bolus, Kreide, Rothstein, lemnische und cimolische Erde.

Hauptsitze des mutterländisch-griechischen Kunstfleißes und Binnenhandels der frühern Zeit waren Delos, Lemnos, Ägina, Lacedämon, Korinth, Sicyon, Chios und Athen.

Aller Handel der Griechen sowol unter sich als mit dem Auslande kann zwar insofern Tauschhandel genannt werden, als sie ihre Waaren überall gegen andere umsetzten; doch war es nur ein sogenannter Barattohandel, wobei die gewechselten Waaren zur gegenseitigen Ausgleichung doch nach einem gemeinschaftlichen Maßstabe abgeschätzt wurden, der seit der ältesten Zeit in den beiden edeln Metallen bestand. Es war also kein unmittelbarer Tauschhandel, wie er mit rohen Völkern ferner Länder getrieben wird, unter denen noch kein Metallgeld im Umlauf ist. Unter allen griechischen Handelsstaaten des ersten Zeitraums stand in Ansehung sowol der Wichtigkeit als des Umfangs der Geschäfte unbedingt obenan Korinth. Begünstigt durch seine Lage und vermöge derselben im Besitze eines nicht unerheblichen Landzolls, behauptete sich dieser Platz zuvörderst als Mittelpunkt des Binnenhandels zwischen dem Festlande und der Halbinsel. Aufgefordert durch eben dieselbe einzige Lage, vermittelte er ferner im ausländischen Zwischenhandel für eigene Rechnung zwischen Asien und Italien. Zu beiden Seiten der Landenge befand sich ein Hafen. Einer besondern Beachtung werth ist in Korinth der Stand der Künstler und Handwerker, die nicht Sklaven, sondern Freie waren. Sie sind besonders berühmt wegen ihrer Geschicklichkeit in der Verfertigung metallener Kunstwaaren. In Attika sind Kunstfleiß und Handwerke zwar auch nicht unbedeutend gewesen; sie wurden durch Bürger und Beisassen, großentheils freilich ebenfalls durch Sklaven, betrieben; was sie aber auf den auswärtigen Markt geliefert, ist weder an Mannichfaltigkeit den äginetischen Arbeiten, noch an Feinheit und Geschmack den korinthischen zur Seite zu stellen gewesen. Das attische Silbergeld war gediegener, von besserm Korn als in andern griechischen Staaten, wiewol die einzelnen Stücke kleiner, also leichter waren. Auch waren die attischen Gewerbsleute gewitzigt genug, um bei ihren Baarzahlungen an Ausländer den Curs der einheimischen Münze nicht außer Acht zu lassen.

Ein Schandflecken der Griechen war der Sklavenhandel. Alle wohlhabenden Staaten Griechenlands waren mit dem Gebrechen behaftet, Sklaven überhaupt und in unverhältnißmäßiger Zahl zu halten. In Athen waren nur Fünf vom Hundert der Freiheit theilhaftig. Es muß auf den Straßen von Sklaven gewimmelt haben. Wiewol in Attika nach Verhältniß der Größe des Gebiets, ja überhaupt ihre Zahl beiweitem geringer war als in dem

Digitized by Google

gewerbsamen Ägina und Korinth, so sind doch immer noch zwanzig auf einen freien, nämlich erwachsenen Bürger gekommen, wenn von ihnen die Kopfzahl zu 400,000 angenommen und von den volljährigen Bürgern mit Berücksichtigung des Wechsels der Bevölkerung die mittlere Zahl auf 20,000 angesetzt werden darf. Gewinnsüchtige Geldreiche sind in ihrer Menschenverachtung so weit gegangen, Scharen von Sklaven anzukaufen, die sie auf die Schiffe, in die Mühlen, in die Bergwerke, auf die Bauplätze vermietheten. Nicht allein aber zu solchem Gebrauche und zu häuslichen und Feldarbeiten haben die Sklaven gedient, sie sind auch eine Waare gewesen, mit der Athen, wo zum Einkauf eine besondere Stelle angewiesen war, Zwischenhandel aus dem Pontus, insonderheit nach Sicilien getrieben hat. Zum Theil sind die in den Handel kommenden Sklaven verkaufte Kriegsgefangene oder Unglückliche gewesen, die in die Hände der Seeräuber gerathen; am häufigsten aber machten sie eine gewöhnliche Ausfuhrwaare wilder Gebirgsländer aus, wo bei aller Armuth ein derber Menschenschlag gedeiht. Thracien, die scythischen und kaukasischen Länder, Medien, Armenien, Phrygien lieferten die größere Zahl. Der weiblichen Sklaven gab es in Griechenland verhältnißmäßig nicht viele; die meisten Sklaven, die auf den Markt kamen, waren männlichen Geschlechts und erwachsen. Denn ein Contubernium wurde selten gestattet, und die Sklavenzucht war kostspielig und wegen der Kinderkrankheiten mislich, wogegen man auf dem Markte sich stacke, zur Arbeit unmittelbar taugliche Leute aussuchen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lomonosow und die russische Literatur seiner Zeit.

Die anziehendste Erscheinung bieten in der Literaturgeschichte jene Genies dar, die sich aus der Niedrigkeit, oft aus der Knechtschaft, in der sie geboren wurden, auf der steilen und schwierigen Bahn der Noth zu den Höhen wissenschaftlichen und geistigen Lebens emporringen. Wer in der politischen Gesellschaft aus der Dunkelheit und Bedeutungslosigkeit zu Macht und Ansehen emporsteigt, den mag das Glück begünstigt haben, er mag wie Einer anzusehen sein, dem ein Hauptgewinn in der großen gesellschaftlichen Lotterie zufiel; wer aber durch inwohnende Kraft und Anlage des Geistes die Ketten sprengt, die ihn an eine, sich blos um die Erhaltung des physischen Daseins drehende Existenz fesseln, und sich ein verdientes Bürgerrecht in der unvergänglichen Republik der Wissenschaften und Künste erwirbt, an dem bewährt sich der Adel der menschlichen Natur. Ob er hier durch Stern und Orden glänze, oder allein durch sein eigenes Licht, ob dieses Licht schon seinen Zeitgenossen leuchte oder erst den kommenden Geschlechtern, was macht das? Er beurkundet, je unverdrossener er ohne irdischen Lohn strebt, nichtsdestoweniger den Adel, der allein in der Menschennatur begründet liegt, den Adel, der sich im kühnern und eifrigern Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten offenbart. Von Homer an hatten ja Die fast alle das am wenigsten glänzende Schicksal, wurden von ihrer Mitwelt am wenigsten beachtet, die den meisten Beruf hatten, Lehrer der Menschheit zu sein, und nach ihrem Tode apotheosirt als die glänzendsten Sterne am literarischen Himmel leuchten. Ein Kleanthes, der bei Nacht die Mühle dreht, um sich am Tage der Philosophie hingeben zu können; ein Aecius Navius, der im Sklavenkittel den Gedanken faßt, der Bildner des Volks zu werden, und für seine den Großen mißfälligen literarischen Bestrebungen ins Gefängniß unter Diebe und Mörder wandert (war der Dichter doch nur ein impertinenter Sklave!); ein Shakspeare, der wie Homer erst nach seinem Tode zu leben anfing; der Buchdruckerlehrling Franklin, der den Blitz unschädlich zu machen wußte, der Fischerknabe Lomonosow, den Durst nach Wissen trieb, die väterliche Hütte zu verlassen, den in Hülflosigkeit und Armuth nur ein Trieb, der Trieb, den Geist durch Lernen zu befriedigen, beseelte, und viele Andere — in Solchen offenbart sich vorzugsweise die Hoheit der menschlichen Natur. Wie leicht, im Vergleich mit ihnen, würde es euch, die ihr als Söhne eines Hofraths oder Pairs die Welt betratet, denen sich gleich ein gebahnter ebener Weg eröffnete, auf welchem ihr an der Hand eines kundigen Führers weiter schrittet, ihr, denen Lehrer, Bibliotheken und alle Mittel des Unterrichts vom Anfang an zu Gebote standen! Aber der Mensch wird nur, was in ihm ist; Das, was um ihn ist, was von außen für ihn gethan oder nicht gethan wird, vermag ihn weder geistig emporzubringen, noch herabzudrücken: das eine beweisen die in usum Dolphini gemachten Anstalten, deren Frucht Ludwig XV. war, das Andere Knaben, in denen vielleicht ein schmutziger Kastender, die einzige profane Schrift in der ärmlichen Behausung, oder der Anblick des gestirnten Himmels, oder die Natur oder ein zufällig erlangtes Buch den Trieb nach Wissen entzündeten.

Letzteres war mit dem Russen Lomonosow der Fall, den wir soeben mit unter Denen aufführten, die Alles, was sie waren, sich selbst und ihrer edeln Anlage verdunkten. Als die Bibel und die Erbauungsbücher, die er in dem Dorfe Denissowskaja (Gouvernement Archangel) erhascht hatte (er wurde daselbst 1711 geboren), erschöpft waren; als er eine alte slawische Grammatik und ein mathematisches, unter Peter I. gedrucktes und für den ersten Unterricht in der Nautik bestimmtes Buch, einen köstlichen, zufällig bei einem wohlhabenden Nachbar entdeckten Schatz, auswendig gelernt hatte; als er mehr und andere Bücher auch von dem Geistlichen des Orts nicht erhalten konnte, aus dem einfachen Grunde, weil dieser selbst keine belesen und wissenschaftliche Bücher um jene Zeit noch nicht in russischer Sprache gedruckt waren; als endlich die Sehnsucht nach weiterm Wissen in dem Maße wuchs, wie sie unbefriedigt bleiben mußte, und namentlich das Lateinische, von dem der Pfarrer ihm gesagt hatte, daß darin allerlei Bücher geschrieben seien, das aber damals blos auf den Schulen zu Kiew, Petersburg und Moskau gelehrt wurde, ihn mit wunderbarer und unwiderstehlicher Gewalt anzog: so beschloß er, um dieses Schlüssels zur Weisheit sich zu bemächtigen, das väterliche Haus zu verlassen und sich nach Moskau zu begeben. Heimlich, da sein Vater, ein armer Fischer und Krondauer, seinen Studieneifer bereits durch eine tüchtige Tracht Prügel zu zügeln gesucht hatte, ging er davon und kam ohne Geld, ohne Freunde, ohne Empfehlung, ohne Aussicht und Hoffnung in Moskau an. Wir sehen hier die Schwierigkeiten, unter denen dieser Geist in dem damaligen Rußland auftrat und durch die er sich glücklich hindurchkämpfte. Dürfen wir einer 1836 zu Moskau erschienenen Lebensbeschreibung Lomonosow's von K. Polewoi*) glauben — der leider nur den unglücklichen Mißgriff gethan hat, für seine Darstellung, namentlich für die im ersten Bande enthaltene Jugendgeschichte, die Form des Romans zu wählen, ohne sich jedoch der ihm dadurch zustehenden Freiheit zu bedienen —, so nahm sich unterwegs ein reisender Fischhändler des Knaben an und übergab ihn bei der Ankunft in Moskau den Händen eines Mönchs, des Paters Porphyrius, um weiter für ihn zu sorgen. Durch die Vermittelung dieses Geistlichen kam er auf die Zaikonospaßkoi-Schule und war hier so glücklich, bei Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung die Aufmerksamkeit des berühmten Erzbischofs Theophanes von Nowgorod, des russischen Chrysostomus, zu erregen. Kiew, wohin er sich später seiner höhern Ausbildung wegen begab, befriedigte ihn nicht sowol wegen der Rohheit der Studenten, die von Naraeshny in seinem „Bursak"

*) Mikhail Vasilivitch Lomonosow, Sotchinenie Ksenophonta Polevaga (2 Bände).

geschildert sind, als wegen der Mangelhaftigkeit des Unterrichts, und er kehrte nach Moskau auf das Gymnasium zurück, das ihn ebenso wenig zu befriedigen vermochte. Es war daher ein außerordentlicher Glücksfall, daß er sich unter den Auserwählten befand, welche 1735 die petersburger Akademie der Wissenschaften aus den Schulen des Reichs nach der Hauptstadt zog, um ihnen in einem mit der Akademie verbundenen Gymnasium einen höhern und vollständigern Unterricht zu ertheilen, als ihn die übrigen Anstalten des Landes zu gewähren vermochten. Er verdankte die glückliche Änderung seiner Lage wol hauptsächlich der Empfehlung seines einflußreichen Gönners, des Erzbischofs von Nowgorod, und zeichnete sich, während er Gelegenheit hatte, seine Neigung für Physik und Mathematik in vollem Maße zu befriedigen, so aus, daß er von der Akademie nach Deutschland geschickt wurde, um in Marburg Chemie, Bergwerkskunde und Philosophie zu studiren, welche letztere damals von Wolf, dem aus Halle mit dem Armensünderglöckchen fortgeläuteten Philosophen, daselbst gelehrt wurde. Hier waren seine Mußestunden dem Studium der französischen und deutschen Literatur und dichterischen Versuchen in seiner eigenen Sprache gewidmet, als deren gelungenster seine Ode auf die Einnahme von Chotim (1739) anzusehen ist, die er nach Petersburg übersandte. Um sein Verdienst als Dichter zu würdigen, muß man berücksichtigen, daß bei dem damaligen Bildungsgrade der russischen Sprache Versbau und Metrum erst von dem Dichter geschaffen werden mußten. Lomonosow hatte sich in seiner Ode den talentvollen, leider im Schlamme der Unsittlichkeit versunkenen und untergegangenen Dichter Günther zum Muster genommen. Sein Aufenthalt zu Marburg, der mit Reisen nach dem Harz und dem Erzgebirge um des Bergbaus willen abwechselte, wurde noch durch die Liebe verschönert: der russische Student, der freilich vorgerückter an Jahren war als die meisten seiner deutschen Commilitonen, heirathete den Gegenstand seiner Zuneigung, und war glücklich an der Seite eines Weibes, mitten im Genuß der Studien, die ihn stets am meisten angezogen hatten. Aber dem Himmel des neuen Glücks trübten Wolken, wie sie aus Geldverlegenheit und den kleinlichen Sorgen entstehen, auf denen das Leben beruht: die Gläubiger drängten, und Lomonosow sah keinen andern Ausweg vor sich als zu entfliehen. Der Fliehende fiel preußischen Werbern in die Hände und mußte dienen, bis es ihm gelang zu entkommen, worauf er sich in Amsterdam, von dem dortigen russischen Gesandten auf das beste unterstützt, nach Petersburg einschiffte. Die vortheilhaften Zeugnisse, welche er aus Deutschland, wie die Empfehlungen, die er aus Amsterdam mitbrachte, verschafften ihm die günstigste Aufnahme von Seiten der Akademie und bald eine Anstellung als Professor der Chemie und Physik.

In der neuen Stellung, worin sich Lomonosow jetzt befand, müssen wir darauf verzichten, sein Leben Schritt für Schritt zu verfolgen, und uns auf Das beschränken, was mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen und literarischen Leistungen in Verbindung steht. Er ist im Allgemeinen und vorzugsweise nur als Poet bekannt; nichtsdestoweniger äußerte er stets den größten Eifer für die ernstern und strengern Wissenschaften und schien auf diesem Gebiete Ideen zur Ausführung bringen zu wollen, die Peter in der Organisation und Verwaltung des Reichs durchgeführt hatte. Darum war ihm die Akademie zu enge, zu beschränkt, zu langsam; sie sollte nach einem großartigen Plane wirken, für Verbesserung des Unterrichts überhaupt und für Eröffnung besonderer Lehrstühle in der Beredtsamkeit, der Poesie, Geschichte und Archäologie, sowol die russischen als der antiken, sorgen. Wer irgend eine Vorstellung von dem Geiste gelehrter Corporationen in Rußland, namentlich im vorigen Jahrhundert, hat, dem wird es nicht auffallend sein, daß die Pläne Lomonosow's an der Akademie und der Bequemlichkeit der Mitglieder selbst das größte Hinderniß finden mußten. Die Einzigen, welche ihn in seinen Reformideen ermunterten und unterstützten, befanden sich nicht innerhalb sondern außerhalb derselben; unter ihnen verdienen vor Allen der Graf Peter Iwanowitsch Schuwalow und sein Neffe, der hochbegabte und edle Iwan Schuwalow, genannt zu werden, der, damals noch Page am Hofe Elisabeth's, in dem Zeitalter Katharina's II. als Mäcen der Künste und Wissenschaften unsterblichen Ruhm erwarb. Diese Liebe zu den Wissenschaften machte Lomonosow allen Denjenigen lieb und werth, die sich denselben wie er con amore hingaben. Mit Keinem aber wurde er so vertraut und befreundet wie mit dem Professor Richmann, einem Deutschen von Geburt. Gleichartige Studien (Richmann war Professor der Physik und Naturphilosophie), gleicher Eifer, gleiche Ansichten und Bestrebungen schlossen ein Band der innigsten Freundschaft um sie, das, wenn es Männer solchen Schlags verbindet, selten ohne wohlthätige Früchte auch für die übrige Welt zu bleiben pflegt. Ihre Aufmerksamkeit war besonders auf die damals lebhaft angeregte Theorie der Elektricität gerichtet, und Beide zusammen verfolgten lange dieselben oder ähnliche Ideen, welche zu gleicher Zeit auf der andern Hemisphäre den Buchdrucker Franklin zu den wichtigsten Entdeckungen führten, als es war im Juli 1753) Richmann ein Opfer seines wissenschaftlichen Eifers wurde, indem er bei einem elektrischen Versuch, den er während eines Gewitters machte, durch den Blitz seinen Tod fand.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der Almanachsverleger.

Die ebenso niedlichen als zum großen Theile kostbaren Taschenbücher und Almanachs für die höhern und niedern Stände schreiben sich aus Frankreich her, und hier waren dieselben, als in Deutschland nur erst einzelne erschienen, so in Mode gekommen, daß ein einziger Buchhändler, Desnos in Paris, 1781 nicht weniger als 252 verlegte. Jeder solche Almanach kostete gegen 1 Thlr. 8 Gr. (4 Liv. 10 Sous), und man kann also berechnen, welches Capital in diesem Artikel aufgewendet war, das indessen um so eher daran zu wagen war, da der Kalender jedes Jahr besonders eingelegt werden konnte, was man in Deutschland später nachahmte, und jene Almanachs also nicht gleich veralteten. Zugleich hatte jeder derselben auch eine, einem Bändchen unserer Etuidibliotheken ähnliche Tendenz. Der eine z. B. war für Gutschmecker bestimmt („Almanac du comestible", für personnes de bon goût et de bon appetit); ein anderer für Gartenfreunde („Délices de Cérès, de Pomone et de Flore"); ein dritter für Ökonomen („Précis d'agriculture"); ein vierter gab musikalische Neuigkeiten; noch ein fünfter die Diätetik („Moyens de vivre long-temps") u. s. w. Alle aber waren mit niedlichen Kupfern versehen, in Goldschnitt und Maroquin gebunden, und so wurden Käufer angelockt, sie mochten welchem Stande immer angehören, wenn sie nur 4 Livres 10 Sous übrig hatten.

Der Portraitmaler Lampi.

Einer der berühmtesten Portraitmaler zu Ausgange des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts war Lampi (geboren 1752 zu Romano in Tirol), zuletzt Professor der bildenden Künste in Wien. Durch seine Arbeiten hier und dann in Warschau hatte er großen Ruf erlangt, als ihn Potemkin nach Jassy rufen ließ, sich von ihm malen zu lassen, und dafür 1000 Dukaten pränumerirte, sowie 400 Dukaten Reisegeld schickte. Lampi kam aber nach Jassy, als der Fürst schon unvermuthet gestorben war, und konnte nur mehre russische Generale seiner Umgebung malen. Das Bildniß des Einen, nach Petersburg gesandt, reizte die Kaiserin Katharina II., ihn an ihren Hof einzuladen, und hier malte er sie, die Großfürsten Alexander und Konstantin, die Großfürstinnen Alexandra und Helena, von denen er dafür wahrhaft kaiserlich bezahlt wurde. Für ihr Portrait zahlte Katharina nämlich 12,000, für die der Großfürsten 18,000 Rubel, und da Lampi noch andere Aufträge ausführte, so wurde er blos durch die Reise nach Petersburg ein so reicher Mann, daß, außer Rubens etwa, ihm selten ein Maler gleich gekommen sein mag. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 276. — 3. October 1839.

Handelsgeschichte der Griechen. Von Karl Dietrich Hüllmann.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

An dem Handel in Griechenland haben die Phönicier, vorzüglich in der frühern Zeit, einen wesentlichen Antheil gehabt. Diese führten in Griechenland den Bernstein ein und versahen dasselbe zuerst mit Stahlwaaren und Purpurroth; veilchenblau, hellgelb waren bei den frühern Griechen wie bei den Morgenländern die Prachtgewänder, Vorhänge, Teppiche und andere Decken. Aus phönicischen und ionischen Färbereien, vorzüglich aus denen zu Tyrus und Milet sind zu allen Zeiten die besten von diesen in der Wolle gefärbten, zu verschiedenem Gebrauche bestimmten Stoffe hervorgegangen. In einem gewissen Rufe haben jedoch auch die phrygischen gestanden. Die Wolle ist den Phöniciern von aramäischen und arabischen Hirtenvölkern, deren Schafzucht berühmt war, geliefert, zum Theil aber auch von ihnen aus dem an feiner Wolle reichen Spanien eingeführt worden. Die milesische, von deren Vortrefflichkeit viel die Rede ist, kam aus den Schäfereien der umliegenden Gegend. Die Färbestoffe bestanden großentheils aus Pflanzen. Die Aufzählung der übrigen Waaren, welche die Phönicier den Griechen zugeführt haben, geschieht am bequemsten nach den Ländern, aus denen sie unmittelbar oder mittelbar bezogen wurden. Der Anfang ist mit solchen zu machen, die aus den phönicischen Kunstwerkstätten selbst hervorgegangen sind. Das feine Silbergeräth von Sidon läßt vermuthen, daß auch die Kleinodien und das Geschmeide, die elfenbeinernen Platten, womit die Wände bekleidet wurden, die Sessel, überhaupt die oft vorkommenden Arbeiten und Zierathen von Elfenbein Hervorbringungen des Kunstfleißes der Phönicier gewesen sind.

Eine der längsten und ältesten Karavanenstraßen hatte ihre umfassenden Anfänge in dem innern und obern Asien, in Baktrien, Oberpersien, Medien, Armenien, Assyrien; dieselben vereinigten sich an zwei Orten in Obermesopotamien: bei Karrhä und etwas westlicher bei Anthemusa. Ebenso geschah der Übergang über den Euphrat an zwei Stellen: bei dem letztgenannten Orte, statt dessen aber gewöhnlich ein unmittelbar an der Überfahrt liegender und davon benannter Ort, Zeugma, angegeben wird, und weiter unten Thapsakus. Nach Thapsakus nahm auch ein aus Indien über den persischen Meerbusen laufender Waarenzug seine Richtung, und zwar so, daß man die Güter entweder den Euphrat herauf bis dahin führte, oder vorzog, sie schon in Babylon auszuladen und zur Vermeidung der beschwerlichen Fahrt stromaufwärts zu Lande weiter zu befördern.

Zwischen den genannten Stapelplätzen in Mesopotamien sowie am Euphrat und den phönicischen Städten, hauptsächlich Tyrus, vermittelten aramäische Handelsherren den Verkehr, die hierzu eine Menge von Lastthieren und Knechten unterhielten und für eigene Rechnung und Gefahr die Güter von jenen Tauschplätzen durch die syrische Wüste in die Seestädte führten; ein Verkehr, den die Phönicier, wie ihren gesammten Landhandel, nur passiv treiben konnten. Von Thapsakus wendete sich die Karavanenstraße zuerst südlich, auf welchem Zuge die erste Hauptlagerstätte Tadmor (griechisch Palmyra) war, ein wichtiger Handelsplatz, den Salomo angelegt hatte. Weiter lief die Straße südwestlich nach Damaskus und von da nach Tyrus. Es läßt sich denken, daß vom Obereuphrat, ja vom Tigris bis an das mittelländische Meer die Handelsgüter nicht von einer und derselben Karavane geführt worden sind, sondern daß die genannten Zwischenplätze zum Umsatz gedient haben. Wenn aber hieraus folgt, daß schon die Tyrier aus der dritten oder vierten Hand gekauft und somit allen Zwischenhändlern ihre Auslagen ersetzt und den verlangten Gewinn gezahlt haben, wie theuer müssen erst den Griechen diese Waaren zu stehen gekommen sein, die sie als Verbraucher von den Tyriern kauften! Aber diese Abnehmer waren hoffährtige Reiche, und was auf den Markt kam, bestand großentheils in Sachen des Aufwandes. Tyrus war in diesem Zeitraum die einzige Niederlage, aus welcher die Griechen mit den Reichthümern Indiens, Arabiens und der Ostküste von Afrika versorgt wurden.

Von den köstlichen Erzeugnissen der Natur, welche die Phönicier aus dem weiten Bereiche ihres morgenländischen Handels bezogen und großentheils nach Griechenland absetzten, bestanden die äthiopischen in Elfenbein, Ebenholz, Edelsteinen, Silber und Gold; die arabischen und indischen unter Anderm in Weihrauch, Balsam und andern wohlriechenden Waaren, Myrrhen, verwandt mit dem Weihrauch, und Storax. Aus Arabien und Indien kamen auch Heilkräuter. Über das Vaterland des Zimmts, der Cassia und des Laudanum sind die Angaben ziemlich übereinstim-

Digitized by Google

mend. Wenn die Griechen das Wort: Kinnamon, von den Phönieiern angenommen, so haben sie unstreitig auch die Sache von ihnen erhalten. Von andern Gewürzen Indiens können Pfeffee, Narde, Amomum, Kardamomum, Komakum noch in diesen Zeitraum gezogen werden.

Aller Anstrengungen ungeachtet, die Alleinherrschaft in den westlichen Gewässern zu behaupten, haben die Phönieier doch nicht verhindern können, daß in den Phoeäern Nebenbuhler auftraten, durch die wenigstens ihrem Vordringen an der Küste von Hispanien und Gallien Schranken gesetzt wurden. Einheimisch an der so weit entlegenen kleinasiatischen Küste, haben diese wol nicht auf den Gedanken kommen können, in Wetteifee zu treten und Entdeckungsreisen dahin zu versuchen, sondern der Zufall hat sie zuerst so weit nach Westen geführet, wozu einige Mal nothgedrungene Auswanderungen die Veranlassung gegeben; der Möglichkeit nicht zu gedenken, daß Kauffahrteischiffe, die eine ganz andere Bestimmung hatten, dahin verschlagen wurden. Die ersten Fahrten der Phocäer in den adriatischen, tyrrhenischen und cömischen Gewässern sind wahrscheinlich nur Seeränderzüge gewesen. Duech solche mit der Lage und dem Zustande des südwestlichen Europas im Allgemeinen schon frühee bekannt geworden, entschlossen sich bei dem Vordringen der Perser nach Jonien erbitteete Haufen, die Heimat zu verlassen und dort eine neue aufzusuchen. Einen davon führte sein Schicksal an die Mündung des Rhodanus (der Rhone), wo es ihm gelang, ein Stück Landes in Beschlag zu nehmen und durch Fischfang und Plünderung der benachbarten Küsten, verbunden mit einigem Handel, seinen Unterhalt zu erwerben. Aus so schwachen und mühseligen Anfängen erwuchs der mächtige und berühmte Freistaat Massilien (Marseille). Die Massilier dehnten ihre Wirksamkeit in westlicher und südwestlicher Richtung sehr weit aus und gründeten Töchteranstalten an den Küsten von Gallien und Hispanien. Die Gewerdthätigkeit derselben bestand in selbstthätigem, an dem ganzen bezeichneten Küstenstreifen geführtem Zwischenhandel, in welchen die Coloniestädte dadurch eingriffen, daß sie die Landeserzeugnisse mittels eines Passiv-Binnenhandels bezogen und in Waaeenlagern ansammelten. Einen Hauptzweig des Landhandels machten die Geschäfte mit Britannien aus. In unbekannten Anfängen hatte der Veetrieb der Waaren dieses Landes, Zinn, Blei, Schaffelle u. s. w., dee bisher in den Händen der Phönieier gewesen, den Zug durch Gallien nach Massilien genommen. Zue Weiterbeförderung der Güter zu Lande durch Gallien waren 30 Tagereisen erfoderlich. Was die Massilier dagegen absetzten, bestand in Hervordringungen ihres Kunstfleißes, in Salz, irdenen Geschirren, Metallwaaren, wozu sie die eohen Stoffe aus ihren hispanischen Colonien einholten.

Ein anderer auf die oben angegebene Veranlassung ausgewanderter Haufe von Phoeäern war an die Westküste von Unteritalien gerathen, wo ee den Grund zu Parthenope (Neapolis) legte. Die Anlegung von Lagaria auf der Ostküste, in der Nähe von Sybaris, wird den Phocäern mit Epeern zugeschrieben. Diese östliche Küste von Italien nebst Sicilien war füe den dorischen Stamm das Feld, worin er die Überlegenheit behauptete, seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Als Mutterland der meisten Anlagen ist der Peloponnes bekannt. Nicht nue von diesen Colonien, sondern überhaupt von allen griechischen wae Syrakus, eine Tochter Korinths, die wichtigste. Sie ist ein Beweis, wie ein Seeplatz, wenn er einen geräumigen Hafen besitzt und in einem mit Gütern dee Natur reich begabten Lande liegt, deeen Vertrieb in das Ausland er vermittelt, auch ohne selbstthätigen und Zwischenhandel zu großem Reichthum und bürgerlicher Stärke gelangen kann. Bei Syrakus würde diese noch viel größer gewesen sein, hätte der Staat nicht an so häufigen und tieferschütternden innern Bewegungen gelitten. In dee Passivausfuhr von Getreide, durch dessen Erzeugung die Insel vorzüglich berühmt war, bestand das wichtigste Geschäft; namentlich gingen beträchtliche Vorräthe nach Attika. Die griechischen Schiffe, die in Sicilien diese und andere Früchte luden, brachten dafür Arbeiten des Kunstfleißes. Die erste Stelle unter den Handelsplätzen der Insel nahm Syrakus ein.

Unter den Seeplätzen auf der Ostküste von Großgriechenland haben in der frühern Zeit Sybaris, hierauf Tarent obenan gestanden. Erstere Stadt war eine dorische Anlage. Mit der ausschweifenden Herrlichkeit und der gepriesenen Macht der Bewohner stimmt die Nachricht von der auf gegenseitigen Verkehr gegründeten gastfreundschaftlichen Theilnahme überein, die sie in ihrem Unglück bei den Milesiern gefunden. Letzteee scheinen es gewesen zu sein, die mit jenen zue Zeit ihrer Blüte einen für beide Theile einträglichen Handel trieben, den sybaritischen Wein aus den in Felsen am Strande gehauenen Kellern abholten und dafür außer den Arbeiten Kleinasiens ihre verrufenen weichlichen Kleiderstoffe beachten; denn der Sybarit blieb gern daheim und setzte seinen behaglichen Stolz darein, auf den Brücken seiner beiden Flüsse Krathis und Sybaris alt zu werden. In Wollüsten und ausschweifender Sinnlichkeit den Sybariten nicht nachstehend, hatte im Großhandel Tarent beiweitem den Vorzug. Die für eine Seestadt ungemein günstige Lage, die Vorzüglichkeit des Hafens, die mächtigste aller Kriegsflotten der Gegend machten Tarent zum Hauptstapelplatz für die Güter, die zwischen den italienisch-sicilischen und den griechischen Lagerplätzen umgesetzt wurden. Zunächst ging der Zug dieser und dee aus Libyen kommenden Waaren in den krissäischen und korinthischen Meerbusen, von wo die Verbreitung mit Landfracht zum Theil bis nach Böotien geschah. Die Fahrt nach Libyen hatten die Griechen den Phöniciern abgesehen, die ihre Geheimnisse nicht länger bewahren konnten.

Cyrene, eine Colonie von Thera, vereinigte die Vortheile eines ergiebigen Bodens und einer reizenden Gegend mit dee Lage in dee Nähe des Meeres und Ägyptens. Doch hat sich der für eigene Rechnung getriebene Handel dee Bewohner auf das letztgenannte Land und auf das Innere von Afrika beschränkt. Der Schiffahrt und dem Seehandel haben sie weniger Thätigkeit und Capital zugewandt, sondern die aus Afeika eingeführten Waaren nebst

Digitized by Google

denen, die in ihren Werkstätten gefertigt wurden, und die ihr Gebiet hervorbrachte, durch die Griechen, selbst durch pontische von Heraklea abholen lassen. Die Bewohner von Cythera (Cerigo) benutzten die Lage ihrer Insel, südlich vom Peloponnes, zu einer Waarenvermittelung zwischen Griechenland auf der einen und Ägypten und Libyen auf der andern Seite. Meistentheils aber betrieben die Griechen ihre Geschäfte mit Ägypten unmittelbar und selbstthätig. Unter den Waaren, die aus diesem ergiebigen Lande von mehren griechischen Staaten, hauptsächlich von Athen, wenn auch nicht regelmäßig, bezogen wurden, muß voran Getreide genannt werden. Papyrus, zu Tauen und Segeltuch, auch zu anderm Gewande, Rohr, Heilkräuter, feine Leinwand machten die vorzüglichsten übrigen Waaren aus, die der Ägypter den Griechen zu überlassen hatte. Dafür lieferten ihm diese von ihren Naturschätzen solche, die in Ägypten entweder nicht fortkommen konnten, oder nicht hinlänglich gewonnen wurden, namentlich Öl und Wein. Mit den südöstlichen Gegenden des Mittelmeeres unterhielt eben dieser Handelsstaat einen nicht unbeträchtlichen Verkehr; selbst Phönicien hatte nicht umhin gekonnt, ihm seine Häfen zu öffnen.

Ein weites und reiches Feld eröffnete sich für die Handelsthätigkeit der Griechen, seitdem sie auf Veranlassung der persischen Kriege mit dem Innern von Asien bekannter wurden: von zweifacher Wichtigkeit, einmal, weil zunächst die Erzeugnisse von Lydien und Phrygien wohlfeiler auf den griechischen Markt kamen, da die Gewinnsucht der Phönicier nicht mehr im Spiele war; dann auch, weil mit Benutzung der durch diese beiden Landschaften führenden bequemen Heeresstraßen die Griechen unmittelbare Unternehmungen nach Persien versuchten. Schon von Alters her trieben die Griechen einen bedeutenden Handel mit den an und um das schwarze Meer wohnenden Völkern.

(Der Beschluß folgt.)

Lomonosow und die russische Literatur seiner Zeit.

(Beschluß aus Nr. 275.)

In einem ganz andern Verhältniß als zu Richmann erblicken wir Lomonosow zu dem hochbegabten Dichter Sumarakow, der einen so bedeutenden Platz in der russischen Literatur einnimmt, und wir vermögen uns dasselbe sowie die scheinbar darin liegende Charakteranomalie des akademischen Mitgliedes nur zu erklären, wenn wir sein Verhältniß zur Poesie und die literarische Stellung, welche ihm eigentlich gebührte, richtig auffassen. Ungeachtet er beständig versicherte und vielleicht auch glaubte, daß die Dichtkunst ihn nur gelegentlich zur Erholung von strengern Studien beschäftige, und daß diesen der beste Theil seiner Kraft und Zeit gewidmet wäre, so verhielt es sich doch gerade umgekehrt. Poesie war sein eigentliches und vornehmstes Geschäft, der Lorber Gegenstand seines Ehrgeizes. Je weniger aber seine nach den Regeln der Rhetorik verfertigten, mit äußerm Schmuck überladenen Verse, wenigstens die dramatischen und epischen, eine wahrhaft poetische Anlage und innern Beruf zum Dichter verriethen, und je mehr er dessenungeachtet sich selbst bewunderte und darauf Anspruch machte, der Dichter seiner Nation zu sein, desto mehr mußte das Talent eines Sumarakow, von dem er sich gänzlich verdunkelt zu werden in Gefahr sah, seine Eifersucht und der Erfolg desselben seinen Neid erwecken. Sumarakow, der, wenn er von seinen Zeitgenossen überschätzt worden ist, doch auch die Herabsetzung nicht verdient, welche ihm bei der Nachwelt zu Theil geworden ist, war ein äußerst fruchtbarer und begabter Dichter, dem keine Form der Poesie fremd blieb, der sich in allen, von der Tragödie bis zur Farce, vom Hymnus und Psalm bis zum niedrigsten Gassenhauer, in der Satire, im Volksliede, in der Elegie und im Epigramm fast mit gleichem Glück versuchte. Besonders war das Drama seine Stärke, wie es Lomonosow's Schwäche war, und dieser konnte aus dem unbesonnenen Versuche, welchen er machte, es mit dem Nebenbuhler auf einem Felde aufzunehmen, wo er demselben so wenig gewachsen war, nur bittere und nicht unverdiente Kränkung ernten. So ist der Mensch, daß er darauf den meisten Werth legt, was er nicht ist, und Das, was er ist, nicht achtet: so wollte Richelieu durchaus Dichter sein, gleichgültig gegen den Ruhm, den er als Staatsmann besaß und verdiente. Die dramatische Kunst war übrigens damals im Werden. Ein stehendes Theater gab es selbst in der Hauptstadt noch nicht, und Sumarakow's Stücke wurden blos von Cadetten und im engen Cirkel des Kaiserhofs aufgeführt. Das erste Theater errichtete ein Privatmann, Wolkow, der Sohn eines Kaufmanns zu Kostroma, auf seiner Villa zu Jaroslavl; er errichtete es im buchstäblichen Sinne des Worts mit eigener Hand, indem er selbst dazu die Decorationen malte und aus dazu geeigneten Personen eine Anzahl Schauspieler bildete. Aus ihnen gingen Künstler wie Dmitrewsky, den man den russischen Garrick genannt hat, Popow u. A. hervor. Ihr Ruf verbreitete sich bis nach Petersburg und gelangte zu den Ohren der Kaiserin. Es entging Sumarakow nicht, von welchem Vortheil für ihn diese Gesellschaft sein könne, und da er Connexionen und Einfluß genug besaß, gelang es ihm, sie nach der Hauptstadt zu ziehen, wo ihre Darstellungen bald dazu beitrugen, den Ruhm und Beifall, welchen seine Stücke fanden, zu erhöhen. Lomonosow, den dieser Beifall ein Dorn im Auge war, saß inzwischen und schrieb, meist auf Anrathen Iwan Schuwalow's, der ihm den Preis in dem poetischen Wettkampf wünschte, seinen „Demophon", ein Stück noch unter den mittelmäßigen, wodurch er der Welt den vollständigsten Beweis ablegte, daß es ihm an allen Anlagen zum dramatischen Dichter gebrach. Der Schmerz, welchen dieser schlechte Erfolg seiner eigenen Bemühungen und der Triumph seines Gegners Sumarakow verursachte, bewog ihn die Poesie an den Nagel zu hängen und die Mußestunden, welche ihm die stets treu erfüllten Pflichten eines Professors der Akademie übrig ließen, ausschließlich auf Mosaikmalerei zu verwenden: eine Beschäftigung, von der man glauben sollte, daß sie wegen ihres mechanischen Charakters einem Gelehrten und Dichter sehr wenig zusagen müßte. Allein Lomonosow erwiderte Denen, die ihn auf das Unnütze einer solchen Unterhaltung aufmerksam machten und ihn ermunterten, statt dessen an seiner Geschichte von Rußland zu arbeiten, es stehe dieselbe mit seinen chemischen Studien in Verbindung. Ob dies gegründet oder nur eine leere Entschuldigung war, wollen wir dahingestellt sein lassen; so viel ist gewiß, daß diesen Spielereien das Gedicht: „O Polzae Stekla" (d. i. Von der Nützlichkeit des Glases), eine an Schuwalow gerichtete Epistel, sein Entstehen verdankte.

Mit der Schwäche, welche Lomonosow in seinem Benehmen gegen Sumarakow zeigte, söhnt das freundschaftliche Verhältniß wieder aus, das er mit mehren aufstrebenden jungen Dichtern unterhielt. Freilich waren diese als seine Schüler und geistigen Pfleglinge anzusehen, verehrten ihn als ihren Meister, bildeten sich nach seinem Muster und suchten seine Protection. Wir nennen von ihnen nur Zwei: Popowski und Michael Matwiewitsch Kheraskow. Der Erstere, dessen poetische Anlagen von ihm früh bemerkt wurden, erlangte seine Gunst besonders durch eine Elegie „Zemya" (d. i. Der Winter), in welcher der Meister seinen Styl und seine Ideen wiederfand, und wurde von ihm zu einer Übersetzung des Horaz aufgemuntert, einem schwierigen Unternehmen, da bis dahin noch Nie-

Digitized by Google

mand gewagt hatte, dir russische Sprache am Silberklange des elegantesten Dichters zu versuchen. Kheraskow, mit dem Lomonosow durch Popowski bekannt wurde, ist Verf. der „Rossiada", eines epischen Gedichts, wegen dessen der Kritiker und Dichter Derzhawin ihn den russischen Virgil genannt hat. Wir wollen weder untersuchen, ob es ein großer Ruhm ist, als Epiker ein Virgil zu sein, noch ob Kheraskow diesen Ruhm auch wirklich verdient; vergleichen wir es aber mit neuern Dichtungen der Art, so ist sein Gedicht wenigstens ebenso gut wie die, Gott weiß, wie, zu Ansehen gekommene „Henriade". Mit Erzeugnissen indeß wie der „Lusiade" des Camoens kann das russische Epos keinen Vergleich aushalten; es verhält sich hinsichtlich des poetischen Colorits zu jenem Gedicht wie eine flache russische Landschaft zu den Reizen der orientalischen Natur, von der Camoens seine Farben geborgt zu haben scheint. Dagegen hat die „Rossiada" den negativen Vorzug, daß sie von Einmischung der ganzen Maschinerie heidnischer Mythologie frei ist, die in dem Prachtwerke des Portugiesen einen störenden Eindruck hervorbringt.

Der Vereinigungspunkt der damaligen wissenschaftlichen und literarischen Talente Petersburgs waren die Soiréen der Fürstin Daschkow. Hier fand sich auch Schlözer ein, dessen ernstes Wesen ihn dieser Elite der petersburger Gesellschaft keineswegs angenehm machte, um so mehr, da er ihre Mitglieder vielleicht allesammt an Kenntnissen auswog. Doch uns Allen ist der Verf. der „Allgemeinen nordischen Geschichte" und der Übersetzer des Nestor, der gerad- und freisinnige Schlözer, sowie die undankbare Behandlung, welche er in Rußland erfuhr, zu wohl bekannt, als daß wir hier mehr von ihm sagen sollten. Lieber wollen wir den Blick auf den Kranz national-russischer Talente werfen, welcher die Zierde jener literarischen Abendgesellschaften ausmachte. Zuerst bemerken wir darin einen Feodor Emmin, Verf. mehrer jetzt vergessener Romane. Man weiß von ihm nicht, ob er Türke, Tatar oder Renegat war; er selbst gab sich für einen Polen von russischer Abkunft aus. Seinem Charakter nach war er das Muster eines gebildeten Russen, wie dieser Nation dem Auslande durch ihre diplomatischen Agenten und durch ihre Spionr erster und zweiter Classe repräsentirt wird. Mit der Kenntniß mehrer europäischen und orientalischen Sprachen verband er viel Witz und Gewandtheit und war daher ein sehr angenehmer Gesellschafter, aber in moralischer Hinsicht eine zweideutige Person, wiewol seine Freundlichkeit gegen Jedermann bewirkte, daß ihm Niemand gram war. Er selbst wußte es und lachte darüber, daß man von ihm sagte, er sei früher zum Mohammedanismus übergetreten und habe in Konstantinopel einige Zeit unter den Janitscharen gedient. Jedenfalls war er ein Abenteurer. Er starb zu Petersburg 1770 als Übersetzer im Collegium der auswärtigen Angelegenheiten. Achtungswerther als er war der Prinz Schtscherbatow. Da die Ungnade des letzten Kaisers ihm sein Commando in der Gardr geraubt hatte, war er eine Art Frondeur, spielte den Philosophen, gab sich das Ansehen eines tiefen Denkers und beschäftigte sich mit einer Geschichte von Rußland. Merkwürdiger als Beide sowol durch seine schriftstellerischen als durch seine diplomatischen Leistungen war Bulgakow (Jakob Iwanowitsch). Die erstern bestehen in einer von ihm in früher Jugend verfertigten Übersetzung von Ariost's „Rasendem Roland", in einer Sammlung von Briefen, welche als Muster des Briefstyls gelten, und in sehr vielen Übersetzungen. Im J. 1748 zu Moskau geboren, studirte er dort mit dem Fürsten Potemkin zusammen und schloß mit ihm ein Freundschaftsbündniß, das für ihre ganze Lebenszeit dauerte. Früh zu diplomatischen Sendungen, namentlich in Polen und bei der Pforte gebraucht, brachte er es 1781 durch seine Geschicklichkeit dahin, die Abtretung der Krim zu erlangen, wurde aber, als der Sultan 1787 sich verleiten ließ, Rußland von neuem den Krieg zu erklären, in die Sieben Thürme geworfen und hier 2¼ Jahr in der strengsten Haft gehalten. Doch gelang es ihm, von hier aus einen Briefwechsel mit Potemkin und der Kaiserin selbst zu unterhalten, während er das Anerbieten des französischen Gesandten Choiseul-Gouffier, ihn zu befreien, mit den Worten ablehnte, daß er seine Befreiung allein von den Siegen seiner Nation erwartr. Er hatte sich nicht geirrt: die Siegr von Otschakow und Ismail verschafften ihm seine Freiheit. Während dieser langen Gefangenschaft hatte er des Abbé de la Porte „Voyageur universel" in 27 Bänden übersetzt. So sehr er die Muße und ihre Verwendung auf literarische Beschäftigungen liebte, entzog er sich doch nie den öffentlichen Geschäften, sobald er dazu aufgefodert wurde, und dies geschah nur zu oft, sowol unter Katharina als unter Paul, bis in Betracht seiner geschwächten Gesundheit ihm 1799 gestattet wurde, sich in die Ruhe des Privatlebens zurückzuziehen, in der er bis an seinen Tod (1809) ganz den Freuden der Literatur lebte. Wir haben diese Mittheilungen über Bulgakow über die Grenzen einer bloßen literarischen Notiz ausgedehnt, weil der Charakter, das thatenreiche Leben des Mannes und seine Stellung in der Mitte zwischen der damaligen und jetzigen Culturepoche Rußlands es zu erfodern schienen. Fast noch mehr Verdienste als der zuvor Genannte hat sich durch Übersetzungen um die russische Sprache und Literatur Werewkin (Michael Iwanowitsch) erworben. Er starb 1795. Seine Übersetzungen belaufen sich auf mehr als 100 Bände, meist historischen und geographischen Inhalts. Wir nennen darunter Sully's „Memoiren". Die Soiréen der Fürstin Daschkow wurden in der Zeit, von der wir reden, auch von zwei jungen Gardeoffizieren besucht, die, damals noch nicht über 18 Jahre alt, beide später einen ausgezeichneten literarischen Ruf erlangt haben: sie waren Nowikow und Derzhawin, Letzterer dazu bestimmt, Lomonosow's Ruhm als Lyriker, den einzigen, worauf seine poetischen Leistungen ihm gerechten Anspruch gaben, zu verdunkeln.

Doch wenden wir uns von diesen Personen, welche mit ihm dazu beitrugen, eine russische Literatur zu begründen, zu Lomonosow selbst zurück, um den Schluß seines Lebens zu betrachten. Ungeachtet seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt waren, ungeachtet er zu Ruf und Ansehen gelangt war, ungeachtet namentlich die Kaiserin Katharina die größte Aufmerksamkeit für ihn zeigte und ihn mit Ehren überhäufte, so war doch durch Alles, was er gewirkt und erreicht hatte, seine Plane und Hoffnungen lange nicht befriedigt, und er fühlte sich durch eine Vergleichung Dessen, was er hatte thun wollen und hätte thun können, mit Dem, was er wirklich gethan hatte, so gedemüthigt und niedergeschlagen, daß er zu einem Mittel griff, welches seinen Kummer zwar betäuben, ihn selbst aber nicht wieder emporrichten konnte: er ergab sich dem Trunke im ausschweifendsten Maße, und als er auf den ausdrücklichen Befehl der Kaiserin sich mit gewaltsamer Anstrengung der süß gewordenen Gewohnheit entriß, vermochte seine Constitution den plötzlichen Übergang von Unmäßigkeit zu der strengsten Enthaltsamkeit nicht zu ertragen; er starb 1765 im 54. Jahre seines Alters. Die russische Literatur verdankt ihm viel, doch hat er dieselbe mit keinem bleibenden Denkmal seines Geistes bereichert; denn während seine wissenschaftlichen Schriften durch die seitdem in den von ihm bearbeiteten Disciplinen gemachten Fortschritte unnütz geworden sind, wird sein lyrischer Ruhm, wie schon bemerkt worden ist, durch Derzhawin's höhern Glanz überstrahlt. 145.

Literarische Notizen.

Eine äußerst gedrängte, aber alle Seiten der Entwickelung des deutschen Volks umfassende Geschichte von England („British history chronologically arranged") auf 1160 enggedruckten Seiten, von John Wade, glauben wir der Beachtung des deutschen Publicums empfehlen zu dürfen.

In England ist von Arbeitern für Arbeiter eine Wirthschaftslehre Bethune's, „Practical economy" herausgegeben worden; Achtung vor dem Eigenthum wird darin vor Allem eingeschärft. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 277. — 4. October 1839.

Handelsgeschichte der Griechen. Von Karl Dietrich Hüllmann.

(Beschluß aus Nr. 276.)

Sehr interessant und des Nachlesens werth ist Das, was der Verf. von S. 155—197 über die Handelsverfassung der Griechen unter den folgenden Rubriken erzählt: Beaufsichtigung des Handels; Beschränkung der Handelsfreiheit; Betrieb des Seehandels; Geldwesen; Bankgeschäft; völkerrechtliche Verhältnisse; Proxenie; Symbola; Anmerkung über Maße und Gewichte. Darauf beschreibt der Verf. das macedonische und römische Zeitalter in Bezug auf den Handel. Beachtenswerth ist ferner, was er S. 198 u. 199 sagt:

Wenn ein beträchtlicher Theil der gebildeten Völker eines Zeitalters von dem Unglücke langwieriger Kriege oder politischer Zerrüttungen betroffen worden, so ist zuweilen geschehen, daß nach wiedergekehrtem Zustande des äußern und innern Friedens, zumal bei innerer Andauer desselben, für Gewerbthätigkeit und Verkehr ein neues Stufenjahr begonnen hat, daß der Unternehmungsgeist vielseitig ermuthigt und sein Spielraum sehr erweitert worden ist. In vorzüglichem Grade ist diese weltgeschichtliche Erscheinung ein bezeichnendes Merkmal der neuesten Zeit. Während der europäischen Kriege, die aus dem gewaltigen Umsturze der Dinge in Frankreich erfolgten, und deren Wirkungen sich in verschiedenen Gestalten bis nach Amerika erstreckten, haben Bedürfniß und Noth auf neue Mittel geführt, neue Kräfte hervorgerufen und den Erfindungsgeist stärker belebt, daß nun, im Genusse lange entbehrter Freiheit und Ruhe, im Gewerbstande ein Wetteifer ohne Beispiel, ein bedenkliches gegenseitiges Überbieten wahrgenommen wird. Über die Feder, von der die Urbewegung des ganzen rauschenden Triebwerks ausgeht, kann kein Zweifel obwalten, so wenig wie über die Folgen für das Innere der Gesellschaft. Zum Grunde liegt ein Streben nach Gewinn, das weit über die Grenzen der Schadloshaltung für die vielen Opfer und Entbehrungen hinausgeht, ein Streben nach Genuß, das für die Fortbildung des sittlichen und selbst des bürgerlichen Menschen ungünstig zu werden droht.

Mit diesen Gedanken soll nun der Übergang zu dem Folgenden gebahnt werden, da sie auf die griechische Welt in früherer und späterer Zeit Anwendung finden. Schon die Kriege mit Persien, so vieljährige und schwere Opfer sie gekostet, hatten doch die Beredsamkeit vielfältig angeregt, sowol dadurch, daß die Güter des reichen Asiens häufiger und großentheils unmittelbar nach Griechenland auf den Markt geführt wurden, die, um das Verlangen darnach zu befriedigen, den Landbauer wie den Kunstarbeiter anspornten, als auch gegenseitig durch den eröffneten Absatz griechischer Waaren nach Persien. Ebenso waren aber auch diese Kriege mittelbar nicht ohne Einfluß auf die alte Einfachheit und Mäßigkeit in dem Leben der Griechen geblieben. Beides hatten in viel stärkerm Grade die Züge Alexander's in Asien und Ägypten zur Folge sowie die zwanzigjährigen Kriege der Feldherren, die nach seinem Tode über den Nachlaß kämpften. Die römische Übermacht endlich hat diese Wirkungen, wenn nicht erweitert, doch unterhalten: ein Meer, das alle Ströme des Handels der damaligen gebildeten Welt in sich aufnahm. Es fehlt nicht an Beispielen in der Sittengeschichte der Griechen, wie, als Folge der Handelsreichthümer und der Ansteckung durch das Ausland, Üppigkeit, Hoffahrt, Schwelgerei, Sittenverderbniß um sich griffen. Den griechischen Lüstlingen haben es dann die macedonischen und römischen Großen zuvorgethan.

Bei dem Aufwande sowol der reichen Handelshäuser in großen Seeplätzen als der vornehmen Familien nach dem Untergange so vieler kleinen Freistaaten fand am meisten der Kaufmann seine Rechnung, der in morgenländischen Waaren Geschäfte machte. Zunächst und in vorzüglichem Grade gehörten dahin die feinen Stoffe zu Kleidungsstücken. Sie und die prächtigen Kopfbinden, kostbaren Segeltücher sind verschieden benannt worden, sie bestanden aus Leinen und Baumwolle, wahrscheinlich auch aus der feinen tibetanischen Wolle, Seide und Halbseide, aus Garn von Seide und Wolle. Die Handelsstraße aus Macedonien und Griechenland ging über Hierapolis in Syrien bis an den Euphrat; von diesem Strome lief sie hinüber zum Tigris, dann jenseit desselben durch Assyrien, über Ekbatana in Medien und über Hekatompylus im Lande der Parther, durch Hyrkanien, in das angrenzende Baktrien, worauf die Windungen der Gebirgszweige, die westlich vom Imaus auslaufen, einige Krümmungen des Weges bald nördlich bald wieder südlich nöthig machten. Nachdem der Weg durch eine beträchtliche Ebene gegangen, führte er durch eine Felsenschlucht des Imaus (Mustag), und aus dieser gelangte man in eine Gegend, die heutige kleine Bucharei, auf der Ostseite des genannten, von Süden nach Norden aufsteigenden Kettengebirges, etwa 96 Grad östlicher Länge. Da waren Vorkehrungen getroffen, denen anzusehen ist, daß sie auf einen daselbst

Digitized by Google

vor sich gehenden Völkerverkehr Bezug hatten. In dem hohen und festen steinernen Gebäude nämlich, welches daselbst ganz vereinzelt stand, ist eins von den nicht seltenen morgenländischen Karavanserais zu erkennen.

Die Art und Weise, wie hier der Waarentausch getrieben wurde, war jene bekannte, die überall Völkern, deren keines die Sprache des andern versteht, von der Natur eingegeben und im Mittelalter bei dem Pelzhandel der sibirischen Wilden mit den Russen wiedergefunden wird, wie sie schon zwischen den Karthagern und Afrikanern an der Nordwestküste Libyens bestanden hatte. Der Hergang war dieser. Auf Treue und Glauben legten die Seres ihre Waaren aus, die nicht ausschließlich in Seide, roh und verarbeitet, sondern auch theils in köstlichem Pelzwerk, theils in vortrefflichem Eisen bestanden. Jeden Ballen hatten sie mit einem Zeichen des Inhaltes und Werthes versehen. Hierauf zogen sie sich zurück. Nun traten die Einkäufer herbei, mit welchen die Reihe der Vermittler zwischen den Seres und den Griechen begann. Sie beurtheilten die Foderung, wol auch die Waare, wo es sich thun ließ, und legten den dafür gebotenen Gegenwerth daneben. Waren die Seres mit diesem zufrieden, so nahmen sie ihn und ließen ihre Ladungen dafür zurück. Jener Verkehr bei dem großen Karavanserai im Gebiete der Saker beschränkte sich nicht auf den Umsatz zwischen den Seres und den Parthern; auch aus Indien zogen Gesellschaften von Handelsleuten durch das östliche Baktrien, ostwärts über den Imaus, auf den im innern Asien weltberühmten Marktplatz. Zu ihren Einkünften gehörte vorzüglich Seide, woher es kam, daß auch über Indien zu Schiffe viel Seidenstoffe nach Griechenland gebracht und diese dadurch in der spätern Zeit zu einer ziemlich gemeinen Tracht wurden. Dieser Handelsweg ist jedoch erst eingeschlagen worden, seitdem im römischen Zeitalter die Schiffahrt nach Indien mehr in Gang gekommen; früher ist der beschriebene Landweg der einzige gewesen.

Auch die Baumwolle ist früher nicht unbekannt gewesen, so wenig wie ihre Heimat in Arabien, Persien und Indien. Aus dem letzten kamen für die griechischen Webereien auch verschiedene Färbestoffe, namentlich indisches Schwarz und Drachenblut, oder indisches Roth. Ferner Edelsteine: Diamanten, Onyx, Sardonyx, Hyacinth, Smaragd, Chrysolith, Beryll, Sapphir, Kallais, Chelidonia ꝛc.; köstliche Perlen, Elfenbein, Schminke, Haarflechten. An diese Reihe von Gegenständen des Aufwandes schließt sich der Murrhin, ein mineralischer Stoff, woraus mancherlei Prachtgeschirre verfertigt wurden. Auch die Gewürze zur Erhöhung der Genüsse des Gaumens, früher nur auf den Tafeln der Großen und Reichen, und die arabischen und indischen Gewächse, theils zur Verbreitung von Wohlgerüchen, theils zu köstlichen Salben verarbeitet, kamen jetzt häufiger in den Handel. Es sind jedoch deren nicht viele, die erst in diesem Zeitraume vorkommen: Gewürznelken, Ingwer, Sesamöl, Malabathrum (laurus Cassia). Endlich kamen eine große Menge Heilmittel aus Indien, Persien, Arabien, Baktrien, Medien, Babylonien ꝛc. nach Griechenland.

Für den Großhandel hatte überhaupt die Anwesenheit des macedonischen Heeres in Ägypten die wichtigsten Folgen. Ägypten zum Mittelpunkt eines umfassenden, bereichernden Verkehrs zwischen Arabien und Griechenland zu machen und dadurch das schon gebeugte Tyrus noch mehr zu entkräften, dieser Plan war dem berühmten Sohne des Lagus nicht zu groß. Sehr verdient um Alexander durch Gefangennehmung des Verräthers Bessus, brachte er Ägypten aus dem Nachlasse desselben an sich, befestigte, durch eine lange Regierung begünstigt, seinen Nachkommen den Besitz und erhob es zu weltgeschichtlicher Größe. Was Menschenhände vermochten, ward aufgeboten, um Alexandrien zum Mittelpunkt des morgenländisch-griechischen Handels zu machen.

Daß im macedonischen und vorzüglich im römischen Zeitalter die Rhodier in der griechischen Handelswelt den ersten Rang behauptet und vermöge desselben unter den Seemächten eine gebietende Stellung eingenommen haben, läßt sich aus dem politischen Verhalten erklären, das sie unter Umständen beobachteten. Vaterlands- und Freiheitsliebe, kriegerischer Muth ist ihnen nicht abzusprechen. Wie tapfer und ausdauernd haben sie ihre Hauptstadt gegen den wilden, abenteuerlichen Demetrius vertheidigt! Und wie rüstig erscheinen sie in den Seekriegen. Wo es aber ohne schimpfliche Opfer geschehen konnte, unter den Macedoniern wie unter den Römern, da bewiesen sie kluge Fügung in die Übermacht der Umstände, verbunden mit einer seltenen Gewandtheit im völkerschaftlichen Verhandeln, wodurch es ihnen gelungen ist, auf den Trümmern von Tyrus, Karthago und Korinth ihre Macht zu vergrößern. Vom Nil bis in den Pontus wehte die rhodische Flagge, gegen Seeräuber geschützt durch drohende Kriegsschiffe. Der Getreidehandel gehörte zu ihren Hauptgeschäften. Nicht nur aus Sicilien holten sie starke Ladungen, wo sie sich großer Vorzüge und Vergünstigungen erfreuten, sondern auch an den Küsten der kornreichen pontischen Länder bis an die Mäotis machten sie Einkäufe. 60.

Ulrich von Hutten's Jugenddichtungen, didaktisch-biographischen und satirisch-epigrammatischen Inhalts. Zum ersten Male vollständig übersetzt und erläutert herausgegeben von Ernst Münch. Stuttgart, Weise u. Stoppani. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ulrich von Hutten ist eine jener urkräftigen, seltenen Naturen, die im Wendepunkte des Mittelalters und der neuern Zeit nicht wenig zur Umgestaltung des deutschen, man kann sagen des europäischen Lebens beigetragen haben. Wenn Reuchlin in dem Streite gegen Hoogstraaten die orientalische Literatur von der Hand der wüthenden Dominikaner rettete, so kämpfte Hutten männlich gegen alles Mönchische in seinen „Epistolae obscurorum virorum", ja er schrieb sogar, wie Laurentius Valla, „De falso credita et ementita donatione Constantini". Dem vorschlagenen, leise auftretenden Hofmann, dem Erasmus, der den Wahlspruch hatte: „Langsam kommt doch zum Ziel", war Hutten mit seinem „Jacta alea esto" feind; dem ritterlichen Sickingen war er eng verbunden. So stützte Hutten sich einerseits auf die Macht des Geistes, andererseits aber auf die Macht des Schwertes. Er glaubte wol nicht, daß der Geist sich durch

Digitized by Google

des Geistes eigene Kraft emancipiren könne: Wort und Schwert wollte er zum Siege des Geistes vereint gebrauchen. Darin aber ist Hutten verschieden von Luther: Luther vertraute sich und sein Werk allein der ewigen Kraft des Geistes. Freilich hat die weltliche Macht viel für des Reformators Werk gethan, indeß eigentlich doch erst dann, als der Hauptschlag schon gefallen war; die Fürsten nahmen den materiellen Theil von Luther's Werk allerdings in ihre Hand, aber man kann nicht sagen, daß er ihn hineingelegt habe.

Der vorliegende Band enthält Jugenddichtungen Hutten's, die zwischen seinem neunzehnten und achtundzwanzigsten Jahre entstanden sind; 35 Jahre ist er nur alt geworden. Viele dieser poetischen Versuche liegen uns ganz und gar fern, z. B. zwei Bücher Wehklagen wider Wedeg und Henning Lötz, desgleichen viele Elegien, z. B. an den durchlauchtigen Herzog von Pommern, Bustan, und Valentin Stojentin, dessen Geheimschreiber. Viele der Sinngedichte auf den Kaiser Max, Papst Julius II. und die Venetianer sind echt sinnreich, andere trivial. Als Beispiel und Probe von den Sinngedichten lege ich vor:

Nr. 6. An den Kaiser.

Sprich, was erzeugte zuerst das Gefühl im Herzen der Menschen,
Daß ein Gott über uns, dem wie in Ehrfurcht uns nahn?
Sie, die auch dich emporträgt über die Sterne, die Tugend
Menschen hebt sie empor, weihet zu Göttern sie ein.

Nr. 22. Über den Kaiser und die Venetianer.

Ein geschwätziger Frosch entkroch den Sümpfen Venedigs.
Wagt's, und wohin er gehüpft, quakt er „Mein ist das Land."
Als ihn vom Wolkensitz Chronion's Vogel gewahrte.
Schleudert er rasch in den Pfuhl ihn mit der Klaue zurück.

Nr. 31. Über die Treulosigkeit der Venediger.

Über den Meineid wunderst du dich des venetischen Volkes,
Daß es, o Kaiser, so oft brach die Verträge mit dir?
Allzu einfach liegt's; was thörest du schwörenz es glaubt ja
Längst an die Götter nicht mehr, welchen beim Schwören es ruft.

Nr. 76. Über die Unverschämtheit der Venediger.

Reichlich ward Venedig zu Theil aus entschüttetem Füllhorn,
Gleich ertönte Triumph ringsum und Freudengeschrei.
Doch wenn das eilende Rad des Kaisers Waffen zum Siege
Hob, wie liegt es sobald, trauer- und jammerversenkt!
Also setzen nur räth das Glück zur Mäßigung, machet
Selbstvergessen im Nu Jegliche, die es beherrscht.

Nr. 132. An den Kaiser.

Kaiser, die Macht und die Kräfte des Feindes — sie haben verstärkt sich.
Waffen im Rücken sogar schleppen sie nach, wie du siehst.
Nicht die Furcht vor Gefahr, nur keine Verachtung begehr' ich,
Und daß die Muße du jetzt endigest, ist an der Zeit.
S'ist an der Zeit! Nicht weiter säume! Verschiede das Schlafen!
Denn der Gallier wacht und der Venediger wacht.
Auf, und handle! Genug ist der Zögerung! Ruhig erst schläft du,
Wenn kein Feind mehr besteht, welcher durch Sorge dich stört.

In den elegischen Dichtungen Hutten's ist neben vielem Prosaischen manches Poetische. Z. B. in einem seiner frühesten poetischen Versuche von 1507 heißt es:

Und wie luftige Speen aufstäubt aus entkernten Ähren,
Wie von dem Aste das Laub schwankt im entfesselten Süd:
Also lose nur liebt an dem irdischen Glück das Vertrauen.

Aus diesen wenigen Bemerkungen und Proben ergibt sich, daß wir's hier nicht mit einem gewöhnlichen Lesebuche zu thun haben; diese gesammelten „Jugenddichtungen" sind ein vortreffliches Supplement zu Ulrich von Hutten's Werken. 75.

Öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten in Italien.

Wie viel Schatten sich auch in manchen Seiten des öffentlichen und Privatlebens in Italien finden mag, so unleugbar ist gleichwol der Vorzug, den dies Land in Ansehung gewisser öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten vor andern Ländern Europas hat, und der doch wenigstens in gewisser Beziehung dem Sinne für wohlthätige Stiftungen zugeschrieben werden muß. Ref. will in dieser Hinsicht einige Notizen, die er der interessanten „Fußreise durch Italien und Sicilien" von J. Baumann (Luzern 1839) entlehnt hat, hier zusammenstellen. In Mailand hat das große Spital, eines der ausgezeichnetsten in Europa, Raum für 2000 Kranke, deren Verpflegung sowol in ärztlicher als jeder andern Hinsicht alles Lob verdiene. Aus der wohlbestellten Apotheke werden nebenbei den Armen der Stadt, die nicht in das Spital kommen können, die Arzneien unentgeltlich gereicht. Nicht minder großartig ist das mit diesem Spitale in Verbindung stehende Findelhaus, welches an 5000 Findlinge nebst den dazu erforderlichen Wärterinnen aufnehmen kann. Die Knaben werden zu Handwerkern gebildet, die Mädchen in allerlei weiblichen Arbeiten unterrichtet.

Eine andere Frage hierbei ist freilich die, ob nicht dadurch, daß Mütter ihre Kinder so leicht los werden können, die Unsittlichkeit in hohem Grade befördert werde; eine Frage, die übrigens, wie Baumann S. 20 sagt, von gebildeten und erfahrenen Mailändern gegen ihn bejaht wurde. Auch Genua (S. 34) ist reich an großartigen Wohlthätigkeitsanstalten, die aus den Tagen der Republik herstammen. Dahin gehört vorzüglich das große Spital, ein prachtvolles Gebäude, in welchem ohne Unterschied der Nation und des Glaubens gegen 1000 Personen täglich verpflegt werden. Mit diesem Spitale steht auch hier ein wohleingerichtetes Findelhaus in Verbindung. Die Anzahl der Findlinge, welche theils im Hause selbst, theils auf dem Lande ihre Erziehung finden, soll gewöhnlich auf 2000 sich belaufen. Das fünf Stockwerke hohe Armenspital, das mehr einem Palaste gleicht als einer Versorgungsanstalt für Arme, faßt über 2000 Personen, für welche sehr wohl gesorgt wird. Wer der Anstalt eine Summe von 100,000 Francs vermache, bekommt darin eine marmorne Bildsäule in Lebensgröße; kleinere Vermächtnisse werden durch Büsten und Inschriften geehrt. Die nämliche Sitte wird auch im großen Spitale beobachtet. In Florenz (S. 64 fg.) gilt das Hospital Santa-Maria als eins der schönsten in Europa. Es werden darin jährlich gegen 4000 Kranke verpflegt; auch steht damit eine medicinisch-chirurgische Schule in Verbindung. Baumann fand darin große Unreinlichkeit, nicht blos auf dem Fußboden und an den Wänden, sondern auch an den Betten und zum Theil selbst an den Verbandstücken, und die Luft in den Sälen, wie schon Howard der Anstalt zum großen Aerger der Florentiner vorgeworfen hatte, äußerst schwül und drückend. Das wohleingerichtete Findelhaus bei der Kirche dell' Annunziata soll beträchtliche Einkünfte besitzen. Der größere Theil der Kinder wird auf das Land zu braven Bauersleuten geschickt, welche sie gegen eine mäßige Vergütung, die für Knaben bis zum zehnten, für Mädchen bis zum achtzehnten Jahre verabreicht wird, ernähren und erziehen. Die Letztern bekommen, wenn sie heirathen, eine Aussteuer von 25 toscanischen Thalern. Die Knaben bleiben bis zum achtzehnten, die Mädchen dagegen bis zum fünfunddreißigsten Jahre unter der Jurisdiction der Anstalt. In Palermo (S. 298) ist ebenfalls ein Spital für viele Kranke. Das Armenhaus daselbst ist ein großartiges Gebäude, das aus drei abgesonderten Wohnungsräumen besteht und 200 Männer sowie ebenso viele Frauen, welche zur Arbeit unfähig sind, dann gegen 400 Frauen und Mädchen im kräftigen Alter, und endlich eine kleine Anzahl von Kindern enthält. Die Arbeitsfähigen werden auf mancherlei Weise beschäftigt. Das Findelhaus besteht nur aus Privatbeiträgen und aus jährlichen Zuschüssen der Stadt. Es nimmt nur ungefähr 400 Mädchen auf, die zuerst auf dem Lande erzogen werden und erst mit dem fünften Jahr in die Anstalt kommen. Sie werden in allerlei weiblichen Arbeiten und in der Musik unterrichtet. Die Anstalt steht unter der Leitung eines Frauenausschusses, und der jährliche Ertrag der Arbeiten wird zur Bildung von Aussteuern (gewöhnlich 150 Gulden) verwendet.

Digitized by Google

Die männlichen Findelkinder werden auf dem Lande erzogen, kommen mit dem siebenten Jahre in die Militairschule und verlassen diese, um in die Armee einzutreten. Außerdem ist in Paterma noch ein ausgezeichnetes Irrenhaus, zu dessen Gründung die Regierung nur 4000 Ducati gab, das übrige floß aus Privatbeiträgen. Über die innere Einrichtung desselben etwas nach Baumann's Mittheilung zu sagen, ist hier nicht der Ort; es genügt die Notiz, daß im Durchschnitte zwei Fünftheile der Irren die Anstalt geheilt verlassen. 25.

Bibliographie.

Becker, C. F., Systematisch-chronologische Darstellung der musikalischen Literatur von der frühesten bis auf die neueste Zeit. Nebst einem Anhang: Choralsammlungen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Nachtrag. Schmal gr. 4. Leipzig, Friese. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Die Hausmusik in Deutschland im 16., 17. und 18. Jahrhunderte. Materialien zu einer Geschichte derselben, nebst einer Reihe Vocal- und Instrumental-Compositionen von H. Isaac, L. Senfl, L. Lemlin, W. Heintz, H. L. Hassler, J. H. Rhein, H. Albert u. A. zur näheren Erläuterung. Gr. 4. Leipzig, Fest. 2 Thlr.

Cyanen. Taschenbuch für 1840. 2ter Jahrgang. Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. 16. Wien, Pfautsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Edelstein und Perle. Zwölf Gruppen nach Zeichnungen von Pareis, Chalon u. A. Gedichte von Mad. Desbordes-Valmore, deutsch wiedergegeben durch R. Z. Ende. Imp.-4. London, Asher u. Comp. 10 Thlr. 16 Gr.

Ehret die Frauen. MDCCCXL. Mit 12 Stahlstichen. Lex.-8. London, Asher u. Comp. 4 Thlr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1840. 9ter Jahrgang. Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. 16. Wien, Pfautsch. Geb. 2 Thlr. 6 Gr.

Gessert, M. A., Geschichte der Glasmalerei in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Hand, F., Das Arbeitshaus als das vorzüglichste Hülfsmittel in der Verwaltung des Armenwesens. 2te Auflage. 8. Jena, Cröker. 4 Gr.

Helena. Taschenbuch für 1840. 4ter Jahrg. 8. Banzlau, Appun. 1 Thlr. 20 Gr.

Iduna. Taschenbuch für 1840. 20ster Jahrg. Edeln Frauen und Mädchen gewidmet. Kl. 16. Wien, Pfautsch. 1 Thlr.

Jósika's sämmtliche Werke. 8ter Theil. Zólyomi. — Auch u. d. T.: Zólyomi von *N. Jósika*. Aus dem Ungarischen übersetzt von H. Klein. Gr. 12. Pesth, Heckenast. 1 Thlr.

Italia. Mit Beiträgen von Ida Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, F. Freih. v. Gaudy, Gaye, C. Fr. Rumohr, H. W. Schulz. Herausgegeben von *A. Reumont*. 2ter Jahrg. Mit 1 Titelkupfer. 8. Berlin, A. Duncker. 1840. 2 Thlr.

Klee, C. W., Das Recht der Einen allgemeinen Kirche Jesu Christi aus dem in der heiligen Schrift gegebenen Begriff entwickelt. 1ster Band. Gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 2 Thlr. 12 Gr.

Leo, H., Beówulf, das älteste deutsche, in angelsächsischer mundart erhaltene, heldengedicht nach seinem inhalte, und nach seinen historischen und mythologischen beziehungen betrachtet. Ein beitrag zur geschichte alter deutscher geisteszustände. Gr. 8. Halle, Anton. 16 Gr.

Liedlingsbücher in alten und neuern Geschichten, Sagen und Schwänken. Zur Ergötzlichkeit für alle Stände in eine Sammlung gebracht, auch hin und wieder mit dienlichen Bildern geziert durch W. Cornelius. 2ter Theil: Das Lalenbuch. Mit 60 Bildern. — Auch u. d. T.: Das Lalenbuch. Wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Laien zu Lalenburg, in Mißnopotamia hinter Utopia gelegen. Jetzund also frisch männiglichen zu ehrlicher Zeitverkürzung, aus unbekannten Autoren zusammengetragen, und aus utopischer, auch rothwälscher in deutsche Sprache gesetzt. Auf's neue gemehrt und gebessert durch M. Aleph, Beth, Gimel, der Festung Ypsilon Bürger Amtmann. Mit Privilegien des Autoris vermehrt und verbessert, aber nicht nachzudrucken. Gedruckt in Verlegung des Autoris der Festung-Mißnopotamia. Gr. 12. Stuttgart, Scheible. 18 Gr.

Mumeen, P., Einiges über die öffentlichen Arbeiten in England, sowohl in ihrer wichtigern Beziehung zu dem dortigen öffentlichen und Privat-Wohlstande, als auch mit Rücksicht auf die sie betreffende Gesetzgebung und Verwaltung. Gr. 8. Kiel. 12 Gr.

Müller, J. v., Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit. Neue Ausgabe in Einem Bande. Mit von Müller's Bildniß. Lex.-8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 16 Gr.

Novellen von Paul de Kock, Fr. Soulié und Andern. Nach dem Französischen erzählt von E. Brinckmeier. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 1 Thlr. 6 Gr.

Oberschaar, E., Der Rußbuttenmann als Arrestant. Seitenstück zum Eckensteher Nante. Posse in einem Aufzuge. Mit 1 Abbildung 8. Leipzig, Glück. 4 Gr.

Paulus, H. E. G., Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte zum Andenken an mein 50jähriges Jubiläum. Mit vielen den Zeitgeist charakterisierenden Zuschriften von der Universität Tübingen, von 16 Facultäten, von der Stadt Heidelberg und von 12 Diöcesen aus der baierischen Pfalz. Den Theilnehmenden gewidmet. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 1 Thlr.

Pipitz, F. E., Die Grafen von Kyburg. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 18 Gr.

Rabener's, G. W., sämmtliche Werke. Mit einem Vorwort und der Lebensbeschreibung des Verfassers neu herausgegeben von *E. Ortlepp*. 1ster Band. 8. Stuttgart, Scheible. 12 Gr.

Reidel, C. P., Die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Als Antwort auf H. Zöpfl's Denkschrift. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 16 Gr.

Reinhold, C., Die Mathildenhöhle. Novelle nach einer wahren Begebenheit. Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr. 12 Gr.

Sammlung spanischer Bühnenspiele. Frei bearbeitet von P. v. C. 3tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Donna Maria. Nach dem Spanischen des Calderon frei bearbeitet von P. v. C. 16. Kassel, Fischer. 12 Gr.

Schrader, K., Friedensworte an die katholische Christenheit in einem Gespräch zwischen einem katholischen und einem evangelischen Christen über die neuesten kirchlichen Ereignisse in Preußen. Gr. 8. Rinteln, Liter.-artist. Verlags-Institut. 3 Gr.

Schubart's, des Patriaten, gesammelte Schriften und Schicksale. 3ter Band. — Auch u. d. T.: C. F. D. Schubart's sämmtliche Gedichte. 1ster Band. 8. Stuttgart, Scheible. 12 Gr.

Shakspeare's sämmtliche poetische Werke nebst dessen Leben. Neu übersetzt. 3 Bändchen. 16. Wien, Sammer. 15 Gr.

Sherwood, Mistreß. — Das Schloß Dudley. Aus dem Englischen übersetzt von C. Becker. Gr. 12. Berlin, Wohlgemuth. 6 Gr.

Soulié, F., Aus dem Leben eines Schriftstellers. Aus dem Französischen von W. Schultz. 2 Bände. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Der Schulmeister. Aus dem Französischen übersetzt von W. Weschè. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 1 Thlr. 8 Gr.

Wolff, O. L. B., Portraits und Genrebilder. Erinnerungen und Lebensstudien. 3 Theile. 8. Kassel, Fischer. 3 Thlr. 12 Gr.

Zimmermann, W., Gedichte. 2te, sehr bereicherte und verbesserte Auflage. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr. 15 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 278. —— 5. October 1839.

Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben. Blüten der Erinnerung aus dem Befreiungskriege von J. C. Kretzschmer. Erstes und zweites Bändchen. Zum Besten der Invaliden. Danzig, Homann. 1838. 8. 3 Thlr.

Die Jahre 1813, 1814 u. 1815 haben die Kräfte des deutschen Volkes in einer so großartigen Weise entwickelt, daß wol kein echter Deutscher, welches Stammes er auch sein möge, ohne ein erhebendes Selbstgefühl an jene Tage kriegerischen Ruhmes und volksthümlichen Aufschwungs zurückdenken wird. Sie haben uns von einem schmählichen, die innersten Heiligthümer unsees Volkslebens bedrohenden Fremdenjoche befreit, dem Volke das lange darniedergehaltene Bewußtsein seiner Kraft durch heldenmüthige Vereinigung zu einem gemeinsamen Ziele wiedergegeben, unsere Sänger und Dichter zu nationalen Liedern begeistert, unsere Jünglinge mit edler Begeisterung erfüllt, unsere Staatsmänner zu durchgreifenden politischen Schöpfungen ermuntert und dem deutschen Namen in der europäischen Staatsgesellschaft eine neue und vielbedeutendere Geltung verschafft. Ist auch Manches, vielleicht Vieles von Dem, was in jener Zeit als entzückendes Ideal den Blicken vorschwebte, unerfüllt geblieben, so ist doch auch des wirklich Gewonnenen eine nicht geringe Summe; es sind seitdem viele vorher gewaltsam darniedergehaltene Elemente unsees Volkslebens so vielfach in raschen Umschwung gekommen, daß man die völlige Lösung der an unser Gesammtvaterland gestellten Aufgabe ruhig dem Gange der Zeit und der fortwirkenden Kraft des wiederbelebten Gemeingeistes anheimstellen darf. Die Begeisterung jener Jahre ist allerdings eine im Ganzen einseitige gewesen — bei jedem Volke, das für seine heiligsten Güter in den Tod geht, wird und muß dieses sein —, aber gerade diese Einseitigkeit ist nothwendig und naturgemäß, um das Erste zu erreichen, was noth thut; ist einmal das nächste Ziel des Aufschwungs gewonnen, so treten dann von selbst die aufgeregten Bestandtheile in ihr natürliches Gleichgewicht und Ebenmaß zurück. Die Thatsache selbst jedoch bleibt, und ihre nachhaltigen Wirkungen können erst beginnen, wenn die ideale Seite derselben ausgeschieden und festgestellt und ihr Verhältniß zur Wirklichkeit deutlicher erkannt worden ist. Nur eine solche Klarheit gibt uns die ganze Summe von Erfahrungen an die Hand, durch deren Kreislauf wir zu dem positiven Ergebnisse gelangt sind, und eben diese Erfahrungen bilden in dem Leben der Völker wie der einzelnen Menschen den Maßstab ihres künftigen Wollens und Handelns.

Da wir gegenwärtig nach Verfluß von mehr denn 25 Jahren bei diesem Standpunkte parteiloser Betrachtung und Erwägung angelangt sind, so beginnen die Ereignisse unserer Freiheitskriege allmälig der geschichtlichen Forschung anheimzufallen; um so mehr sollten wir darauf halten, sorgfältig alle die Materialien zu sammeln, welche den kommenden Geschlechtern das lebendige Bild jener vielbewegten Zeit möglichst treu überliefern können. Leider sind wir Deutschen in dieser Hinsicht nur allzu fahrlässig. Noch immer ist nach allen Fortschritten der neuern Zeit der Sinn für öffentliche Besprechung öffentlicher Verhältnisse allzu wenig entwickelt, die Interessen der Gegenwart bewegen den größten Theil des Volkes blos obenhin oder gar nicht, einen andern nur theilweise, Unzählige haben den Blick lediglich auf die allernächsten Gegenstände ihres Berufs gerichtet, und nur wenige durch ihre Stellung Begünstigte sind es im Ganzen, welche die geheimen Fäden der Entwickelung entweder in ihren Händen halten, oder doch zu durchschauen im Stande sind. Diese Lage der Dinge hat schon auf die erste Gestaltung der Quellen für die neuere Geschichte unsers Vaterlandes einen sehr nachtheiligen Einfluß. Die öffentliche Meinung ist nicht stark genug, die handelnden Staatsmänner und Feldherren zum Reden zu veranlassen, und diese selbst finden es unter so bewandten Umständen aus unzähligen Gründen rathsamer und bequemer, die Gründe ihrer Handlungsweise in ein unverdrüchliches Stillschweigen zu begraben. So gehen die interessantesten Dinge für uns unrettbar verloren, das Aufeinanderwirken der Persönlichkeiten und sein Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse, das geheime Gewebe von Umtrieben, die Triebfedern der Eitelkeit und des Eigennutzes wie des edlern Stolzes, die wahren Absichten der leitenden Stände sowie das wirkliche ungeschminkte Gefühl der größern Masse — kurz, alle die verborgenen Züge des Herzens werden auf diese Weise den Blicken des Forschers entrückt, und es bleiben uns nur noch die dürren trockenen Actenstücke, die zudem nicht selten ganze Decennien auf sich warten lassen. So scheidet, um nur von vielen Beispielen eines zu nennen, Friedrich v. Gentz von dieser Erde — ein

Digitized by Google

Staatsmann, der in einem Briefe an Rahel gewiß mit Recht sagen durfte: er wisse Alles — ohne uns etwas Anderes zu hinterlassen als zerstreute Bruchstücke, die wir nun kümmerlich genug zusammensuchen müssen, und von denen vermuthlich die wichtigsten noch lange verborgen bleiben werden. Das lebendige und anschauliche Bild der Begebenheiten, welches die reichhaltigen und zahlreichen Denkwürdigkeiten unserer französischen Nachbarn für ihre Geschichte gewähren, suchen wir Deutsche in ähnlichen Geisteserzeugnissen großentheils vergeblich, und wenn zuweilen derartige Quellen sich in das Öffentliche verlieren, so hat in der Regel eine nöthigende Gewalt sie abgepreßt, oder irgend ein äußerer Umstand sie hervorgelockt. So hat Gentz durch seinen erst nach seinem Tode veröffentlichten „Beitrag zur geheimen Geschichte des Anfangs des Krieges von 1806" die Herausgabe der Denkwürdigkeiten des preußischen Ministers Grafen v. Haugwitz und andere Erwiderungen veranlaßt, die vieles Licht verbreiten. Einer ungünstigen Äußerung über die Einrichtung des preußischen Heerwesens, die dem Herzoge v. Wellington gelegentlich entschlüpfte, verdanken wir die gründliche und umfassende Darstellung des Feldzugs der Preußen von 1815 durch den General v. Grolman. Aber auch diese Beispiele stehen vereinzelt da, und die Quellen unserer neuern Geschichte schließen sich nirgend in ununterbrochener Reihenfolge aneinander an.

Bei diesem Zustande unsers geschichtlichen Baustoffes wird daher jede noch so abgerissene Mittheilung dankenswerth, und Schriften, die bei anderwärtigem Reichthum nur einen untergeordneten Werth behaupten könnten, erhalten auf diese Weise Interesse und Bedeutung. Dies ist der Maßstab, den wir an die vorliegende Schrift gelegt haben, und nach dem wir uns zu einer übersichtlichen Darlegung ihres Inhalts gedrungen fühlen. Der Verf., Hr. Kretzschmer — wie es scheint, ein ehemaliger Tugendbündner — bekleidete in den Feldzügen von 1813—15 die Stelle eines Offiziers in einem pommerschen Landwehrbataillon, das indessen erst nach dem Waffenstillstande an den Kriegsunternehmungen Theil nahm. Die Gefahr, welche unmittelbar nach Wiedereröffnung des Feldzugs der preußischen Hauptstadt drohte, führte das Bataillon nach Berlin, von wo aus es ohne Säumniß an den Gefechten von Jähnsdorf und Blankenfelde, welche dem blutigen Kampfe bei Großbeeren unmittelbar vorangingen, sowie an dem letztern selbst thätigen Antheil nahm. Der Nordarmee unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden und in dieser der fünften Brigade, welche der tapfere General v. Borstell führte, eingereiht, folgte es dieser letztern in das Gefecht von Thiessen, in die Schlacht von Dennewitz, zur Belagerung von Wittenberg und endlich zur großen leipziger Schlacht. Nach dieser letztern befand sich dasselbe in der abgesonderten Heeresabtheilung, welche unter den Befehlen des Generals v. Bülow gegen Holland hinwirken sollte, und gelangte durch Thüringen über Langensalza, Göttingen, Hameln, Minden durch die Porta westphalica nach Westfalen. Hier verweilte Hr. Kretzschmer mit 150 Mann einige Zeit zu Paderborn, vorzüglich um den bürgerlichen Behörden bei der Bildung der Landwehr behülflich zu sein. Als andere neugebildete Truppen in Paderborn einrückten, rief ihn der Befehl zu seiner vorangegangenen Truppenabtheilung an den Rhein. Noch am Ende des Jahres begann sofort die Berennung von Wesel; sie währte nicht lange, und am zweiten Weihnachtstage brach die Heeresabtheilung wieder auf, um in Holland einzudringen. Der Zug ging über Deutekom, Duisburg bis Arnhem, von wo aus man wieder gegen Süden schwenkte, um Nymwegen zu besetzen. Hieran schloß sich die Berennung von Herzogenbusch, das endlich mit stürmender Hand genommen wurde. Den Umstand, daß Hr. Kretzschmer in dieser Stadt verwundet zurückbleiben mußte, benutzte derselbe nach erfolgter Wiederherstellung seiner Gesundheit zu einem raschen Ausfluge nach Amsterdam, Harlem, Haag, Delft, Breda, von wo er über Hoogstraten sich gen Brüssel dem Heere wieder zuwandte. In Brüssel selbst blieb er als Adjutant des dortigen preußischen Gouverneurs, Hrn. von der Horst, welche Stellung ihm vielfache Gelegenheit gab, das belgische Land mit seinen vielen und großen Städten sowie das Volk in seinen Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Als nach dem Abschlusse des ersten pariser Friedens Hr. von der Horst durch den östreichischen General Grafen Vincent ersetzt wurde, kehrte Hr. Kretzschmer über Wesel nach Deutschland zurück. Damit schließt indessen vorläufig die Erzählung, weil das dritte Bändchen, worin Hr. Kretzschmer die Ereignisse aus dem Feldzuge von 1815 mitzutheilen gedenkt, bis jetzt noch nicht erschienen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Reisen in Italien.

1. Fußreise durch Italien und Sicilien. Von J. Baumann. Zwei Bände. Luzern, Meyer. 1839. Gr. 16. 2 Thlr. 16 Gr.

„Mit dem Tornister am Rücken", beginnt der Verfasser, „dem Wanderstab in der Hand, einigen Goldstücken in der Tasche und freudigem Muth im Herzen habe ich meine Reise durch Italien und Sicilien angetreten." In dieser rüstigen, muntern Wanderlaune hat sie der Reisende auch vollbracht, nicht vornehm zu Wagen, wie Hr. Nicolai, der von Volk und Land, Kunst und Alterthum nichts gesehen, nichts genossen hat, sondern wie ein echter Fußgänger, unbepackt, ohne Prätentionen, ein Volks- und Naturbeschauer. Ihm quillt die Poesie überall in Strömen zu, weil er Poesie hat in sich selbst, und wenn auch diese Poesie in nichts weiter bestände als in der Fähigkeit, sich in den Kern der Dinge hineinzuleben und mit gesunder Naturkraft rein und unverzärtelt, was um ihn ist und sich bewegt, aufzufassen. Darum macht seine anspruchslose, einfach und gut, oft selbst in lebendigem und farbenreichem Style geschriebene Reiseschilderung einen durchaus wohlthätigen und erfreulichen Eindruck. Man vergißt über dem Beschriebenen die Individualität des Beschreibenden, aber der Eindruck des Ganzen ist der, welchen eine kerngesunde Natur in ihren frischen ungedämpften Äußerungen immer auf uns hervorbringt. Man möchte dem Verf. gern herzlich die Hand drücken, ihm Dank sagen, und wünscht, ihm irgendwo und irgendwie einmal wieder zu begegnen.

Eins der interessantesten Capitel ist des Verf. Reise durch Calabrien, die er allein und zu Fuße unter mancherlei Gefahren und Entbehrungen machte. Diese verdächtige Region ist selten so detaillirt beschrieben worden, weil sie selten und meist nur in Gesellschaften, von einer Escorte begleitet, bereist wor-

Digitized by Google

den ist. Vielleicht sah man dem Verf. an, daß es sich nicht eben verlohnen würde, einen Raub an ihm zu begehen, auch unterstützte ihn bei seinem Unternehmen die Kenntniß der katholischen religiösen Ceremonien, die er als geborener Katholik inne hatte und, so aufgeklärt er sein mag, hier unter den strenggläubigsten Katholiken absichtlich offen zur Schau trug. Das Alles hinderte nicht, daß er in Castronillari, einer kleinen Stadt, eine ganze Nacht hindurch gefangen gehalten wurde: das dumme Volk hielt ihn für einen Franzosen, und gegen die Franzosen nähren die Calabresen einen wüthenden Haß. In dem Städtchen Tarsia kehrte Baumann in einer Locanda ein, welche schon von fünf oder sechs Eseltreibern besetzt war. In sich versunken, starrte er in das Feuer, ohne auf die Gespräche umher zu achten. Plötzlich hörte er den Wirth zu den Treibern die heftigen Worte sprechen: „Nein, so lange der Fremde in meinem Hause sich befindet, laß ich ihm kein Leid zufügen!" Eine Bewegung des Reisenden überzeugte die Kerls, daß er die Worte verstanden habe, und sie waren alle augenscheinlich betroffen. Beim Schlafengehn zog der Wirth seinen Gast auf das Strohlager, wohin er auch den Tornister gebracht hatte, am Arme nieder. „Sie schlafen", sagte er, „um desser ausruhen zu können, diese Nacht bei mir; meine Frau ist schon zu einer von ihren Freundinnen schlafen gegangen." Diese Biederkeit des alten calabresischen Wirthes hat den Reisenden wahrscheinlich von einem Raub- oder Mordanfall gerettet. So, unter Gefahr und Genuß, pilgert der Reisende weiter nach Cosenza, Catanzaro, der Hauptstadt von Calabria ulteriore, und Monteleone, durch eine himmlische Gegend, welche eine gute Stunde unterhalb Casino wahrhaft paradiesisch wird. Es war der 6. November, aber ein Tag, so schön, wie nie ein Maitag bei uns. Alles blühte und duftete, Vögel sangen, Bienen summten, bunte Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume. Um hohe Cactus, woran Frucht und Blüte nebeneinander prangten, schlang sich die Rebe, Wälder von Citronen und Orangen bedeckten die Bergabhänge, an den gebeugten Zweigen hingen schwer die köstlichen Gaben, wie Tausende von Goldkugeln in das dunkele Grün hineingesäet; rechts unten brachen sich schäumend die rollenden Meereswogen, in dämmernder Ferne tauchte Insel an Insel auf, und wo das Auge nur hinschaute, lag unaussprechliche Herrlichkeit ausgegossen. Von Monteleone gings nach Milete, das berühmte alte Milet, jetzt ein dürftiges Städtchen, von da nach Rosaenn, dann nach Palmi, welches sehr regelmäßig gebaut ist. Der Verf. nimmt, was vor ihm schon Bartels gethan, die Calabresen von vielen Seiten in Schutz. Es ist wahr, das Volk, ein kräftig schöner Schlag, ist furchtbar unwissend und ohne ein eigentlich religiöses Princip, andächtig aus Gewohnheit, im höchsten Grade abergläubisch. Aber daran ist, wie der Verf. sagt, die Verwaltung, der Klerus schuld, der nirgend verderbter sein kann als hier. Die Schulen sind in einem wahrhaft schrecklichen Zustande, und ein großer Theil des Volks, worunter besonders die Weiber, und unter diesen selbst Frauen aus den höhern Classen, kann weder lesen noch schreiben. Dabei ist der Calabrese voll Anlagen, und die schiefen Maßregeln der Verwaltung werden von den Aufgeklärtern sehr wohl gefühlt. Ein Bürger der Stadt Monteleone, welcher mehre Handelsreisen gemacht hatte, beklagte sich freimüthig gegen den Reisenden, daß das Volk unter der Last der Abgaben seufze, und daß Geist und Herz der Calabresen der Verwahrlosung gänzlich preisgegeben seien, und der Wirth zu Palmi, ein einsichtsvoller Mann, erzählte mit bitterm Schmerze von dem Elende des Volks und schloß mit den Worten: „Calabrien ist ein herrliches Land und der Calabrese ein geistreicher Mensch, aber man drückt uns gewaltsam nieder, und unser Loos ist, zu darben mitten unter allem Segen der Natur." Der Reisende gesteht, daß er in Calabrien zwar auch böse Menschen, aber doch mehr gute kennen gelernt habe; was an ihnen schlecht sei, sei Verwahrlosung des Geistes, nicht des Herzens, und komme auf Rechnung des Druckes von oben. Die ganze Reise von Neapel bis Messina, während 17 Tagen, kostete ihm kaum sechs Thaler, und doch bezahlte er überall, was man ihm abforderte, ohne irgendwo nur im geringsten zu handeln und zu markten, wie er es doch sonst im übrigen Italien gewohnt war.

Ein großes Interesse haben auch des Reisenden Wanderungen durch Sicilien, die er mit Goethe's Worten einleitet: „In Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele: hier liegt der Schlüssel zu Allem." Ehe Baumann den Ätna bestieg, besuchte er den ehrwürdigen Signore Gemmellaro, den „Wächter des Ätna", der sich in stiller und heiterer Ruhe damit beschäftigt, die Räthsel des Berges zu lösen und in die geheimen Tiefen der Natur sich zu versenken. Der treffliche Greis, der schon 23 Jahre den Vulkan beobachtet und mehre seiner Ausbrüche beschrieben hat, theilte dem Reisenden viele Ergebnisse seiner Beobachtungen bei dem Scheine einer Lampe mit und schenkte ihm einige seiner Abhandlungen über die Erscheinungen des Berges. Unter den vielen Reisenden, die ihn in Nicolosi besuchten, und deren Namen er alle in einem Buche aufzeichnet, erinnerte sich Gemmellaro mit besonderm Interesse an Rehfues. Überhaupt scheinen die Deutschen einen weit tiefern Eindruck auf ihn gemacht zu haben als die Franzosen und Engländer, was er auch offen gestand. Auch das herrliche Sicilien und seine Einwohner geben dem Reisenden vielfachen Stoff zu herben Betrachtungen über den Geist der Verwaltung wie besonders über den jammervollen entsittlichten Zustand der Pfaffen. Vorzüglich erscheint das bunte Leben in Palermo wie ein Prachtmantel, welcher Schmuz und Sünde verdeckt. Hunderte von Bettlern von jedem Alter und Geschlecht, deren einzige Bekleidung ein schmuziger Lumpen um die Mitte des Leibes ist, rennen gleich Besessenen durch alle Gassen, oder liegen ausgestreckt im Staube und im Kothe da. Der Reisende kannte einen Mann, über 70 Jahre alt, der täglich bei heißem Sonnenscheine wie bei frostigem Wetter vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf dem nämlichen Flecke mitten in einer Straße lag, nackt, wie ihn Gott erschaffen, und oft mit Koth so bespritzt, daß man in ihm kaum einen Menschen erkannte. Ein wohlgenährter Domherr bedeutete den darüber erstaunten Reisenden ganz gelassen: „Ach, mein lieber Herr Giovanni, wir sind hier an dergleichen Dinge ja längst gewöhnt." Der Fischmarkt ist an interessanten Scenen der Art besonders reich. Hier, wo in ungeheuern Kesseln gekocht wird, verzehrt der Bettler des Nachts, was er am Tage zusammengebracht hat, und legt sich dann in dem ersten besten Winkel zum Schlafen nieder, noch ein paar Mal gräßlich auffluchend, wenn ein Anderer ihm auf den Kopf seine Nothdurft verrichtet. Hier und am Hafen ist auch der Schauplatz der wildesten Orgien, wo der Mensch mit einer Wuth seinen Lüsten sich hingibt, die man, mit dem Reisenden zu reden, im ganzen Thierreiche vergebens suchen würde. Gegen dieses Elend stechen die pomphaften, lärmenden und heidnischen religiösen Feste, die christliche zu nennen ein Verbrechen wäre, um so widerlicher ab. Doch sind die Wohlthätigkeitsanstalten, wie in Italien überhaupt, meist vortrefflich. Die Krone darunter ist das Irrenhaus. Keine heftigen Mittel werden hier zur Heilung angewendet. Die meisten Irren sind mit allerlei Arbeiten beschäftigt und fast alle der Anstalt nützlich. Im Durchschnitte verlassen zwei Fünftheile geheilt die Anstalt. Die Armuth in Sicilien tritt in gräßlicher Gestalt auf, alles geistige Leben und Streben wird absichtlich unterdrückt, Künste und Wissenschaften liegen darnieder, von Volksbildung, so groß die natürlichen Anlagen der Nation sind, ist keine Rede, die Menge der Geistlichen ist unverhältnißmäßig groß und erreicht die Zahl von wenigstens 60,000, Manufacturen und Fabriken hat man gar nicht, dafür einen außerordentlich zahlreichen Adel, welcher fast alles Grundeigenthum besitzt und den Ertrag desselben größtentheils in Palermo und Neapel verzehrt. Dies herrliche Land, welches bei gehöriger geistiger und physischer Cultur 8 Millionen Menschen ernähren könnte, ernährt jetzt deren nur etwa anderthalb Millionen. Nicht minder interessant sind die Betrachtungen des Verf. über das Volks-

Digitized by Google

leben an andern Orten Italiens, besonders in Neapel. Man erstaunt, daß das so oft beschriebene Land und Volk in jeder nur einigermaßen treffenden Schilderung ein so frisches, neues und unterhaltendes Schauspiel dem Leser gewähren könne!

2. Italienische Skizzen von Karl Czoernig. Zwei Bändchen. Mailand. 1838. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Wer von den alten Römern hätte wol geglaubt, daß ein Nachkomme der germanischen Barbaren in Mailand ein Buch in deutscher Sprache drucken lassen würde? Selbst Karl V., der unsere Sprache eine Sprache für Stallknechte nannte, hat davon noch keine Ahnung gehabt. Dieser Umstand ist auch fast das Merkwürdigste an dem Buche. Der Verf. ist mit Haut und Haar ein Östreicher, dem nichts über das Haus Habsburg, das Theater und ein Militairschauspiel geht, vorausgesetzt, daß letzteres von kaiserlich königlich östreichischen Truppen dargestellt wird. Czoernig gibt uns keine Reise durch Italien im Ganzen und Großen zum Besten wie Baumann, sondern nur Ausschnitte aus einer Reise. Das erste Bändchen enthält folgende Aufsätze: „Der Corso zu Triest"; „Ausflug von Triest nach Udine", interessant als die Schilderung eines vielfach anziehenden Erdwinkels, welcher bisher nur wenig ausgebeutet und in Erwartung größerer Dinge meist bei Seite liegen gelassen wurde; „Die Eröffnung des Freihafens von Venedig"; „Reise nach Mittelitalien"; „Der Friedhof von Bologna"; „Montevecchia, eine Fernsicht in der Brianza"; „Statistische Notiz über die Brianza"; „Das Übungslager bei Medole"; „Der todte Richter in Fuaetion, eine Anekdote". An einzelnen interessanten Notizen fehlt es in diesen, oft nur zu pedantisch gedehnten Aufsätzen nicht. Das zweite Bändchen behandelt ausschließlich die italienische Theaterstatistik und mag für enragirte Theaterliebhaber von Interesse, aber auch für diese noch zu breit getreten und zu detaillirt sein. In Östreich mit seiner mangelhaften Literatur kann das Werk, besonders da es von so streng östreichischem Standpunkte geschrieben ist, seinen Leserkreis finden; außerhalb desselben wird es, da es in Östreich von Hause aus erlaubt ist, doppelt erlaubt, aber wenig gelesen sein. Der Styl ist nicht gerade schlecht, aber oft zu zierlich und geschraubt und trägt durchaus keinen individuellen Stempel. 23.

Mancherlei.

Herbart sagt in seiner „Psychologie" von dem Kinde, welches seine Puppe schlägt und mit bleiernen Soldaten spielt: „Es (das Kind) ist vertieft in die Bedeutung eines schlichten Symbols, so weit es sie kennt, und bedarf nicht mehr zur Illusion und Unterhaltung. Es betrachtet nicht die wahre Qualität des Gegenstandes, so wenig wie Derjenige, der Unkluges redet, indem er Ort und Zeit und Gesellschaft aus den Augen verliert." Dies scheint nicht ganz zutreffend. Das Kind sieht ebenso gut die Qualität, Holz oder Blei, wie jeder Vernünftige, es unterscheidet sehr wohl seine Spielsachen von Personen, von Ältern, gleichjährigen Kindern; aber diese Personen sind von ihm unabhängig, es kann sie nicht unmittelbar sich unterwerfen, sie gehören nicht zu seiner freien, poetischen, selbstbeherrschten Welt. Für die Belebung derselben sucht es eine objective Repräsentation und findet sie in beliebigen Dingen, oft von entfernter aber gar keiner Ähnlichkeit mit Demjenigen, was sie bedeuten sollen. Weil es in diesem Objectiven mit eigener Herrschaft waltet, launenhaft bildet und zerstört, ist das Spiel mit demselben so reich an Unterhaltung. Die Puppe wird geschlagen, in ähnlichem Sinne, wie Erwachsene innern Verdruß dadurch objectiv machen, daß sie Andern die Schuld beimessen, oder gegen die Wand rennen. Das Kind ertheilt bleiernen Soldaten Befehle nach seiner Vorstellung vom Kriege, leiht ihnen deshalb Persönlichkeit für die Dauer des Gebrauchs, ohne die wahre Qualität aber zu vergessen, über welche in diesem Zeitpunkte die Phantasie hinausreist. Alles Auffassen der Kinder von ihren Umgebungen ist stets eindildend und vordildend, sie wollen ihre Bilder objectiviren und können es ungehindert bei abhängigen Spielsachen. Dem Erwachsenen genügt eine solche Objectiairung nicht mehr, ein Hinausgreifen der Phantasie über die Qualität des Wirklichen dünkt läppisch, weil die Wirklichkeit seinem Lebenskreise sich zu sehr geltend gemacht, die poetische Welt überhaupt verliert an Äußerlichkeit. Wo inzwischen das Wirkliche dem Einbilden und Vorbilden freundlich entgegenkommt, thut der Erwachsene wie das Kind. Darum unterhalten sich Mütter am besten mit ihren Kindern, so lange sie klein sind und lallen, als sorgfältig gepflegte Puppen in besserer Ausgabe und durchaus abhängig; sie leihen ihnen alle ihre eigenen Vorstellungen und Gedankenverbindungen, freuen sich dieser leicht gelingenden Objectivirung. Letztere wird schwerer, sobald die Kinder wachsen, dann sind Spiel und Freude oft zu Ende. Auf ähnliche Weise greifen Väter über die Wirklichkeit hinaus bei Knaben, wenn sie in ihnen ausgezeichnete Talente entdecken und ihre poetische Welt damit in Einklang bringen, sowie Kinder es thun bei Spielsachen. Wollte man aus Unverstand in beiden Fällen reden, so wäre der Unverstand spielender Kinder oft kleiner als der Erwachsenen, und jene hätten die wahre Quatität des Gegenstandes weniger ihrer Betrachtung entzogen als diese.

Frau von Genlis meint: „Auf die Länge gibt es nichts Langweiligeres als Leute, die nur Einen Ton, Eine Gattung von Verstand haben, er mag so glänzend sein, wie er will." Die Bemerkung ist richtig, sie gilt aber auch von jedem Wechsel des Tons, jedem Wechsel der Verstandesgattung oder des Glanzes, sobald ihm die gehörige Länge zu Theil wird. Langweile entspringt aus der Länge, Kurzweil aus der Kürze, und auf die Länge gibt es keine Kürze. Die weltkundige Frau behauptet ferner: „Ansprüche, selbst wenn sie nicht begründet sind, geben am Ende doch, wenn man sie stets fortsetzt, je nach ihrer Art, in der Welt eine Art von mehr oder minder ehrenvoller Stellung, wenn man Vermögen, etwas Verstand und ein gutes Haus hat." Hier wäre beizufügen, daß ohne solche Ansprüche fast Vermögen, Verstand und gutes Haus in gesellschaftlicher Beziehung unbrauchbar werden für die Stellung, weil Niemand Sinn oder Achtung für das Einfache, Anspruchslose besitzt. 7.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Universal-Register
zur achten Auflage
des
Conversations-Lexikons.

Gr. 8. Geh.
Druckp. 16 Gr., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Register gibt eine **vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände,** und weist auf 18 Bogen in dreispaltigen Seiten gegen **70,000** Personen und Gegenstände nach, über die kürzere oder ausführlichere Mittheilungen im Conversations-Lexikon sich finden. Die Ansicht dieses Registers wird am besten die Unentbehrlichkeit desselben für jeden Besitzer der achten Auflage darthun.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 279. — 6. October 1839.

Soldaten-, Kriegs- und Lageleben. Blüten der Erinnerung aus dem Befreiungskriege von J. C. Kretzschmer. Erstes und zweites Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 278.)

In strategischer Hinsicht ist das Buch völlig ungenügend; selbst wenn man das größere Werk des Majors Wagner über die Feldzüge der Preußen in den Jahren 1813—15 vergleichend zur Hand nimmt, ist man selten im Stande, die einzelnen Thatsachen aus der Darstellung der Kriegsbegebenheiten, wie sie der Verf. gibt, an die in strategischer Ordnung entwickelten Bewegungen der verschiedenen Heeresabtheilungen passend anzuknüpfen. Dies ist in der That auch leicht erklärlich, wenn man bedenkt, wie schwer es einem mitwirkenden Subalternoffiziere sein mag, von den kriegerischen Ausführungen im Großen einen deutlichen Begriff zu geben, sobald er sich auf seine Beobachtungen im allernächsten Kreise beschränken muß; auch hat Hr. Kretzschmer in der Einleitung alle Anforderungen dieser Art von der Hand gewiesen. Um so reicher ist das Buch an einer Menge von Nachrichten über die mannichfaltigsten Gegenstände, die man in strengwissenschaftlichen und kunstgerechten Werken meist vergeblich suchen würde. Der Verf. stellt uns in die Mitte des Soldatenlebens mit allen seinen Leiden und Freuden, leitet uns durch die Lagerstätten und zu den Ruhestunden der Krieger, in denen Neigung und Abneigung, Lust und Unlust deutlicher und ungezwungener hervortreten. Er vergegenwärtigt die individuellen Eindrücke beim Beginnen der Schlacht, oder im dichtesten Gewühle des Kampfes und leitet uns so in die geheimern Regungen der Menschenbrust, auf die der strategische Schlachtbericht, der die einzelnen Massen in mathematischer Berechnung an uns vorüberführt, keine Rücksicht nehmen kann. Wir schauen in den Hintergrund des ersten Schaffens und Bildens, aus dem die Begebenheiten in zusammenhängender Gestaltung sich entwickelt haben, wir lernen oft die glänzendsten Seiten hochklingender Tagesberichte äußerst gering anschlagen, während mancher edlere Zug, der in diesen gänzlich übersehen ist, klarer und ansprechender an das Licht tritt. Eine Menge von Anekdoten und Zwischenvorfällen zieht sich belebend durch den Faden der Erzählung hin, und so wenig diese dem historischen Gange der größern Begebenheiten zur Grundlage dienen können, so verleihen sie demselben doch eine Färbung, welche dem tiefern Forscher immerhin von Bedeutung sein muß.

Wir werden übrigens dem Leser Dasjenige, was er in diesem Buche zu suchen hat, am besten verdeutlichen, wenn wir Einiges aus seinem Inhalte mittheilen. So begegnet uns zunächst die (Bd. 1, S. 14 fg.) mitgetheilte Erzählung, aus der wir deutlich ersehen, wie mitten in der allgemeinen, von vaterländischer Begeisterung eingegebenen Bewegung von untergeordneten Beamten bisweilen Härten geübt wurden, die zu jener einen höchst widerwärtigen Gegensatz bilden.

Auf dem ersten Marsche des Bataillons nach Berlin hatte sich unter den Leuten Hunger, Ermüdung und allgemeine Niedergeschlagenheit eingestellt; gleichwol verlangte ein neuangekommener Offizier, der Zug solle regelmäßig in Sectionen marschiren, was unter den obwaltenden Umständen natürlich doppelt beschwerlich fallen mußte. Als dem Befehle nicht auf der Stelle willfahret wurde, drohte der Offizier mit Schlägen. Hierüber erhob sich in dem Haufen lautes Murren, und als der Offizier mit dem Degen in der Hand den Gehorsam erzwingen wollte, gingen mehre Landwehrmänner mit dem Bayonnet auf ihn los, und der Tumult hörte nicht eher auf, als bis man den Offizier sich zu entfernen bewogen hatte. Bei der Ankunft auf dem Wilhelmsplatze in Berlin wurden die Rädelsführer gefänglich eingezogen. Man war längere Zeit ohne nähere Kenntniß ihres Schicksals, als plötzlich der am meisten strafbare Gieseler in Belgien eintraf und sich bei seinem Hauptmanne meldete, um an dem weitern Kampfe Theil zu nehmen. Er war in dem Gefängnisse erkrankt, sodann in das Lazareth gebracht worden und hatte sich nun nach Wiederherstellung seiner Gesundheit, da überdies in der allgemeinen Verwirrung Niemand mehr an seine Bestrafung dachte, auf den Weg gemacht, die Kriegslorbern zu theilen, welche seine Kameraden seither eingeerntet hatten. Ein so warmer Eifer für die gute Sache, welche damals Alle begeisterte, hätte wol verdient, durch milde Nachsicht gegen einen, durch hartes Benehmen eines Obern hervorgerufenen Fehltritt belohnt zu werden; aber der Hauptmann war unmenschlich genug, ihn festzunehmen. Gieseler wurde nun vor ein Kriegsgericht gestellt und — zum Tode verurtheilt, das Urtheil jedoch von dem commandirenden General in lebenslängliche Festungs-

Digitized by Google

ſteaſe verwandelt. Später von Landjägern bis an die Geenze ſeines pommeeſchen Vaterlandes gebracht, entfloh er hier der ihn geleitenden Wache und ward ſeitdem nicht wiedergeſehen.

Erquicklicher als dieſer Voefall iſt eine Eezählung aus der blutigen Schlacht von Großbeeren, welche uns den eigentlichen Charaktee der tapfern Pommern ungemein veranſchaulicht. Bekannt iſt, wie es mitten in dem genannten Dorfe zum blutigſten Handgemenge kam, weil der herabſtrömende Regen das Feuern verhinderte. Dieſe Scene erzählt der Verf. folgendermaßen (Bd. 1, S. 46 u. 47):

Das Drängen in dem Dorfe war fürchterlich; die vorderſten Franzoſen hatten keine Noth, aber den hintern Zügen der Colonne ward von den Unſerigen fürchterlich zugeſetzt; ſehr charakteriſtiſch war der Ausruf unſerer Pommern: „Wat helpen us nu de Scheetprügel! ja wenn wie Wogenrungen, Schemelbeene und Tiſchlöte hadden!" (Was helfen uns nun die Schießprügel — ihre Gewehre meinend — ja wenn wir jetzt Wageneungen, Schemelbeine und Tiſchfüße hätten!) Sie wußten ſich aber bald zu helfen; denn ungeachtet aller Befehle, das Bayonnet zu brauchen, keheten ſie die Gewehre um und ſchlugen mit den Kolben drein, weshalb denn auch am Abend der Schlacht manches Bataillon 20 — 30 Gewehee zählte, von welchen die Kolben abgeſchlagen waren. Hierbei war es denn auch, daß der Kronprinz von Schweden ein Bataillon Pommern, welches eben beim Eingange von Kleinbeeren fürchterlich auf die Feinde einhied, durch ſeinen deutſchſprechenden Adjutanten fragen ließ, waeum ſie nicht das Bayonnet gebeauchten, dieſe Waffe ſei beſſer als die Kolbe, und die Antwort erhielt: „So fluuſcht et beter." (So ſchafft es mehe.) Der Adjutant ſuchte dem Kronprinzen auf Franzöſiſch zu verdeutſchen, welche Antwort die Pommern gegeben hatten, und als dee Kronprinz endlich den Ausdeuck: fluuſchen, verſtand, wandte er ſein Pfeed um und rief: „Eh bien, laissez les floucher!"

Ebenſo charakteriſtiſch iſt ein Auftritt mit Blücher, den der Verf. (Bd. 1, S. 159 u. 160) erzählt. Das Bataillon maeſchirte kurz vor der Schlacht bei Leipzig, von dem erweichten Lehmboden ermüdet, den es durchwaten mußte, und verdrießlich über eine rückgängige Bewegung, welche die Colonne auszuführen hatte. Da kam auf dem Fußſteige längs dem Wege ein alter Mann hergeritten, mit der Tabackspfeife im Munde, in einen grauen Mantel gehüllt und eine kleine Feldmütze auf dem Kopfe. Es war Blücher, aber von den Soldaten in dieſem unſcheinbaren Aufzuge nicht erkannt.

Als er zu den pommerſchen Grenadieren kam — ſo erzählt der Verf. weiter —, eehob ee ſeine Stimme: „Wie freue ich mich, beaoe Grenadiere, meine Pommern wiederzuſehen! Ihr habt euch treu geſchlagen! Ich habe von eueen Siegen bei Großbeeren und Deunewitz gehört; ja, ich rechne es mir zur Ehee, auch ein Pommer zu ſein!" Die Greuadiere hoechten hoch auf, als ſie ſo ihr Lob und das Lob der Pommern verkündigen höeten; doch ſchien ihnen der alte unſcheinbaee Mann nicht der Rechte zu ſein, der ſich über ihren Werth ausſprechen durfte, daher ſchien es wenig Eindruck zu machen, und Einer aus dem dichten Haufen der im Moeaſt Keuchenden rief ihm zu: „Ja, det glöw ick wol, nu mag jeder Hundsvott wol een Pommer weſen." (Ja, das glaub ich wol, jetzt will jeder Hundsvott wol ein Pommer ſein.) Blücher ſchaute um ſich, um den Redenden aus der Menge zu entdecken, doch umſonſt, und er antwortete nun ruhig lächelnd: „Nun, ihr bleibt immer dieſelben, brav und grob!" In demſelben Augenblicke waed er von mehren Offizieren erkannt, und ein freudiges „Hurrah Blücher!" erſcholl und pflanzte ſich tauſendſtimmig buech die Colonne dee Pommern foet, ihm die Schmach verſüßend, die ihm jener Grobian angethan, und die ihn auch wol mehr zum Lachen wie zum Zorne gereizt hatte. Er dankte freundlich und ritt fürbaß.

Neben dieſen Kriegsſcenen finden ſich auch Züge reiner Menſchlichkeit und edler Freundſchaft, welche erfreuen und in dem wilden Kriegsleben wohlthuende Ruhepunkte bilden. Wir rechnen dahin voezüglich den Bd. 1, S. 162 erzählten Vorfall in Oſtrau, woſelbſt Hr. Kretzſchmer Gelegenheit fand, das Haus eines alten lieben Freundes vor der Plünderung der Koſacken zu ſchützen. Aber auch dem Feinde ſelbſt wird in manchen vereinzelten Zügen die gebührende Aneekennung zu Theil, die bei dem Ausbruche des langveehaltenen Feanzoſenhaſſes während des Kampfes ſelbſt und noch längeee Zeit nachher nur allzu leicht unterdrückt bleiben konnte. Wir erinnern unter Anderm an die ſchöne Erzählung von dem edeln Benehmen eines franzöſiſchen Grenadiers gegen ſeinen verwundeten Hauptmann, die uns Hr. Kretzſchmer (Bd. 1, S. 108) mitgetheilt hat, und worin uns die ganze Beweglichkeit, die Anmuth und das kriegeriſche Ehegefühl des franzöſiſchen Charakters entgegentreten. Sogar an Abenteuern der Liebe, in die der heldenmüthige Krieger ſo leicht verſtrickt wird, fehlt es nicht, und ſo gleiten in buntem Gemiſche die Zufälle eines wandernden Kriegslebens mit ihren wechſelnden Eindrücken an unſern Blicken vorüber und geſtalten ſich zu einem lebendigen Bilde der in allen ihren Elementen aufgewühlten Zeit. Um jedoch dieſen Eindruck wieklich zu erhalten, muß man nothwendig das ganze Buch durchleſen haben; für unſern Zweck war es nothwendig, uns mit der Andeutung einiger wenigen Punkte zu begnügen.

Abee auch ſo noch dürfte aus Demjenigen, was wir über den Inhalt des Buches beigebeacht haben, vollkommen deutlich geworden ſein, daß daſſelbe für Denjenigen, der ſich mit der wahren Stimmung der Volksmaſſen in jener Zeit vertraut zu machen ſucht, ſehr viel ſchätzbares Material enthält. Überall tritt zwar des Verf. Vaterlandsliebe in preußiſcher Färdung hervor; aber auch ſein Wahrheitsſinn und ſeine Redlichkeit ſind nicht minder ſtark, ſodaß jener dadurch an innerm Werthe gewinnt. Sprache und Styl ſind nichts weniger als vollendet, ja oft geradezu regelwidrig; aber der geſunde friſche Sinn, die naive Treuherzigkeit, welche den Ton der Eezählungen bezeichnen, wiegen jene Mängel vollkommen auf. Wir ſind durch die Leſung dieſes Werkes zur Erwägung ſehr vieler Verhältniſſe hingeleitet worden, die in weit glänzendern Darſtellungen kaum berührt zu werden pflegen, und wünſchen unſerſeits aufrichtig, daß ſich der Verf. bewogen fühlen möge, das dritte Bändchen über den Feldzug von 1815 recht bald nachfolgen zu laſſen. 113.

Actualités sociales, par *M. L. Boullangé*. Paris 1839.

Ein merkwürdiges Buch iſt ſoeben unter obigem Titel erſchienen. Der Verfaſſer iſt ein ehemaliger Marineoffizier. Dieſes Buch geht jeden Zweig der Geſellſchaft, ihre Rechte und ihre Geſetze mit ſo viel ruhigee Klarheit und

besonnener Philanthropie durch, daß es in den Händen eines Jeden sein sollte. Vieles ist in Deutschland über Papst und Geistlichkeit besonders seit der kölner Angelegenheit geschrieben worden; ich zweifle aber, daß in einer der vielen Flugschriften sich ein Artikel wie diese, von einem Katholiken verfaßt, befindet, der zugleich für Katholiken und Protestanten von dem größten Interesse ist, und sollte es nur das sein, um zu sehen, wie die Franzosen die katholische Geistlichkeit beurtheilen. Wir lassen hier das Wesentliche des Artikels folgen.

Geistlichkeit und Religion.

„Seit neunzehn Jahrhunderten gibt es in der Gesellschaft eine Classe Menschen, die besonders den Auftrag haben, die Gerechtigkeit zu handhaben, Liebe und Frieden darin zu unterhalten, ein neues Leben hervorzurufen und eines zugleich darnach einzurichten. Bei dem Entstehen dieser Institution fand sie nie eine Thräne aber ein Seufzer gleichgültig, ihr Wort war mächtig, der Gebrauch, den sie davon machten, bewunderungswürdig. Der Beharrlichkeit ihres Eifers verdankt der Mensch, seine so schändlich verhöhnten und von dem Alterthume mit Füßen getretenen Rechte wieder erworben zu haben. Mein Vater, sagte man ihnen; mein Sohn, antworteten sie; einfach und aufrichtig, flößten ihnen die Macht und die Pracht und der Glanz und die Reichthümer wenig Verlangen danach ein; ihr Beispiel war die Lehre, ihr Rath das Gesetz. Unter Denjenigen, die sie leiteten, sah man nur Brüder, deren Leiden und Freuden sie theilten. Unterstützt von der Heerde, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, behaupteten sie eine edle und bescheidene Unabhängigkeit. Galt es, gegen eine ungerechte Macht zu kämpfen, so kämpften sie, und immer waren sie Sieger; diese Menschen waren erhaben, göttlich. Warum bleiben daher ihre Nachfolger, die weniger Hindernisse zu überwinden und schon große Beispiele vor Augen haben, bei den die ganze Gesellschaft heimsuchenden Übeln so gleichgültig? warum befinden sie sich in einer Stellung, die ihnen jeden moralischen Einfluß raubt?"

„Ich fürchte, für naiv zu gelten, wenn ich behaupte, daß in Europa die meisten Menschen, Kinder eines Gottes, sich als Feinde behandeln. Die schönsten Grundsätze werden an den Tag gelegt, die menschlichsten Gefühle in Anspruch genommen, und dann handelt Jeder offen dagegen. Die Menschen gleichen, wie der Apostel sagt, einem klingenden Erz. Welche traurige Inconsequenz! Diejenigen, die diese Religion lehren, geben selbst ein Beispiel des Gegentheils. Es steht wirklich einem Erzbischof von Toledo oder Canterbury schön, ihm, der Millionen Einkünfte hat, das Verachten der Reichthümer und die Tugenden, die sich daran knüpfen, zu predigen. Nicht mit Palästen, Livreen, Kutschen und hochtrabenden Titeln von Eminenzen kann man sich beweihranchen und anbeten lassen, oder die Demuth predigen, sondern mit dem entgegengesetzten Beispiel. Und dennoch beklagen sich unsere Geistlichen, daß sie nicht die Macht haben, ein solches Skandal an den Tag zu legen, sie, die im Gegentheil die Vorsehung jeden Tag segnen und ihr danken sollten. Sie mögen sich doch an das Evangelium erinnern, das den Reichen den Himmel verschließt, und sollten sich ihrer Armuth freuen. Ich suche nicht witzig zu sein, sondern sage Das, was ich denke und wovon ich überzeugt bin. Der Priester, der einen großen Aufwand macht, verdient diesen Namen nicht, vom untersten bis zum obersten; denn er ist der Anfang alles Übels in der Gesellschaft. In der Religion machen die Erhaltungsmittel keinen Unterschied von den Eroberungsmitteln; mit dem hölzernen Kreuz eroberte sie, nicht mit der goldenen Tiara; will das Christenthum daher sich behaupten, so muß ihm das hölzerne Kreuz bleiben. Mit wem umgab sich sein göttlicher Stifter? Mit dem Volke und den Armen. Was war der Gegenstand seiner Liebe? Die Armen und das Volk. In der Armuth geboren und erzogen, verdammte er immer die Reichthümer, statt nach ihnen zu gelüsten. Wenn von der Höhe des Himmels herab, wo er jetzt auf dem Throne des Ruhms sitzt, er auf die Erde stiege, so würde er Mühe haben, unter den Fürsten der Kirche die Nachfolger jener einfachen Männer zu finden, die voller Glauben er zu seinen Aposteln wählte, und die ihren göttlichen Mund nur öffneten, um zu verzeihen und mit zu leiden."

„Wie anders stände es um die Religion, wenn die Geistlichen, diesem falschen Luxus entsagend und alle diese erhabenen Phrasen abschwörend, die der Stolz der Schwachheit oder der Unwissenheit aufbindet, sie zu ihrer ersten Reinheit und Einfachheit zurückführen wollten. Was könnte man Würdigeres, Erhabeneres sehen als einen Greis von erprobter Tugend, der, nachdem er alle Pflichten des Priesters erfüllte, den Bischofsstuhl besteigt. Ein Bischof, in einfacher Wohnung, der seine Runde zu Fuß macht, alle Diejenigen, die sich ihm nähern, gütig empfange, der nachsichtig für die Schwäche und erbarmungsvoll für den Reuigen ist, besonders aber der jeder Politik entsagt — ein solcher Bischof wäre mehr als ein Mensch auf der Erde. Sie mögen einen Versuch machen, und ich verspreche ihnen, daß nie ihr Leben in Gefahr sein, noch ihre Wohnung vom Volke geplündert wird."

„Seht den Bischof von Cambrai, den Apostel der neuen Welt, auf einer ländlichen Bahre, mit einem von Blättern gebildeten Himmel, wandert Fénelon in seinen Bischofspalast, nachdem er die Freude in eine trostlose Familie gebracht, oder nachdem er einem mächtigen und stolzen Rivalen unterlegen, wo er sich selbst wie ein Kind unterworfen. Und Las Casas, wie schön ist er, wenn er unter tausend Gefahren Berge überschreitet, durch Wälder dringt, um einen Kaziken, in der Ehre seines Weibes beschimpft, mit dem spanischen Namen zu versöhnen, oder wenn er zwölfmal den Ocean durchschneidet, um in Madrid die Rechte der Menschheit zu vertheidigen, die Ungeheuer, von Gold und Blut strotzend, in Amerika mit Füßen traten. Das sind Priester! Ahmt sie nach und Niemand wird etwas gegen den Katholicismus haben. Gern nennte ich noch den Cardinal von Cheverus, wenn dieser Mann nicht das Unglück hätte, von dem alten Liberalismus gelobt zu werden."

„Die Philosophen des 18. Jahrhunderts, allmächtig, um zu zerstören, aber ohne Kraft, um aufzubauen, haben, indem sie die Religion angriffen, Cicero in seiner Abhandlung über die Götter nachgeahmt. Geschickt, um die schwache Seite ihrer Religion zu zeigen, konnten sie nichts an deren Stelle setzen; sie verbrannten das Gebäude und mußten sich unter freiem Himmel lagern. Es war Voltaire viel schwerer, die Heiligen nachzuahmen, als sie lächerlich zu machen."

„Wenn man sich erinnert, in welchem Zustand die Gesellschaft vor dem Christenthum war, und in welchem sie jetzt trotz ihrer Mängel ist, so kann man ihm Verehrung und Bewunderung nicht versagen. Greift die Misbräuche an, und ich bin der Erste, der sich unter euer Banner stellt, das Evangelium aber mit seinen Lehren, das reine Evangelium sei uns wenigstens heilig."

„Jede Analyse einer jeden positiven Religion hat ein Dogma, einen Cultus und eine Moral."

„Das Dogma läßt keine Discussion zu, es beruht einmal auf übernatürlichen Dingen. Der gelehrteste Mann kann am wenigsten Glauben haben."

„Die Moral ist in allen Religionen fast dieselbe, wenigstens kann man sie so auslegen."

„Der Cultus ist nur ein äußeres Zeichen der Religion, gleichgültig im Grunde, weil das religiöse Gefühl tausend verschiedene Gestalten annehmen kann. Man fragte den heiligen Augustinus nach der besten Art, Gott anzurufen. „Liebt", erwiderte er, „und sagt, was euch in den Mund kommt." O, o, betete immer ein altes Weib. „Fahrt nur fort", sagte ihr der Bischof, „ihr kommt so weit als wir." Ein anderer Abt am Hofe sagte sein Brevier nicht her, um sein gutes Latein nicht zu verderben. Dennoch lassen sich die äußern Formen nicht so leicht verändern, weil die große Menschheit sich so mit ihnen verkörpert hat, daß man wenigstens augenblicklich Eines nicht ohne das Andere

Digitized by Google

wegräumen kann. Deswegen grenzt die Religion, wo der Cultus pompös und prachtvoll ist, an Götzendienerei, weil der Gegenstand für seinen Geist gehalten wird; daher erfodert eine Neuerung viel Vorsicht und Vorbereitung. Diese Neuerung wird aber früh aber spät nothwendig, ja dieser Zeitpunkt ist bereits da; denn wenn der wahre Glaube sich erhebt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Stolz, die Politik und das Interesse aus ihm herausgeschnitten werden."

Der Verfasser geht dann auf die Philosophie über und drückt sich unter Anderm folgendermaßen aus: „Schwestern von seltener Schönheit und von berühmtem Ursprung, sind Religion und Philosophie das Bewunderungswürdigste auf der Welt. Alles erblaßt vor diesen zwei funkelnden Fackeln der Seele. Aber die Philosophie, mit erhabenen Theorien beschäftigt, sieht mit gleichgültigem Auge auf Das, was hier unten in des Menschen Herzen vorgeht, kalt und streng bewilligt sie nur unvollkommene Genüsse und läßt die Seele in einem trostlosen Zweifel. Die Religion hingegen, heiß und mittheilend, auf Hoffnung und Glauben fußend, das Unendliche umfassend, keinen Schwung des Herzens zähmend, schwimmt mit ihm in einem Meer voller Wollust. Die eine paßt für methodische Geister, die andere für heiße Seelen, beide erkennt man an Allem, was erhaben, groß und großmüthig ist, und wenn die falsche Philosophie die Religion oder die falsche Religion die Philosophie ungeeift, so kann weder die eine noch die andere dafür."

„Man fühlt heute die Leere, die das irreligiöse Princip in den Herzen läßt, aber die Religion läßt sich nicht befehlen, sie weicht nur der Überredung."

„Bis jetzt bediente man sich ihrer als eines despotischen Werkzeugs; die höhern Classen, die sie für sich selbst als unnütz erklärten, drängten sie den niedern Classen als Zwangsmittel auf. Diese Zeit ist endlich für immer vorüber."

„Ein Katechismus bringt aber dies nicht hervor. Mit Worten bildet man keine Religion, sondern mit Thaten. Welche Thorheit, sagte man einst zu einem ungläubigen Missionair, dich so beständig zu ermüden, dich der Gefahr auszusetzen, um Dinge zu predigen, an die du nicht glaubst?! — Und glaubst du, erwiderte er, es sei kein Vergnügen, Andere glauben machen zu können, was man selbst nicht glaubt? Die jetzigen Prediger können nicht einmal dies sagen. Niemand glaubt ihnen. Ich muß mich deutlicher erklären. Vor Allem unterdrücke man diese Einsammlungen. In großen Städten wird nach einer Predigerstelle geschnappt, als sei der Altar ein Comptoir. Ferner alle überflüssigen Ceremonien, die das wahre Christenthum nicht billigt; man trenne in den Kirchen, wie die Juden, das weibliche vom männlichen Geschlecht, schaffe überhaupt alle Misbräuche ab. Dann bete man in der Nationalsprache. St.-Paulus sagte schon, zehn Worte, die man versteht, sind mehr werth als zehntausend, die man nicht versteht. Der Cölibat dürfte nicht obligatorisch sein, sondern freigestellt. Aus einem guten Rath darf man kein Gesetz machen, sonst geht der gute Rath verloren. Dann dürfte man Rom keine andere Macht lassen als die, die nöthig ist, um die Einheit des Glaubens zu erhalten. Man hätte alsdann eine nationale Kirche, und der Priester würde, statt eines Dieners eines fremden Hofes, Bürger eines Staates werden. So werden die politischen Interessen dieses Hofes immer den Sieg über die wahre Religion davontragen."

Ich glaube genug übersetzt zu haben. Man sieht, daß Das, was der Verfasser verlangt, nichts Anderes als der Protestantismus im Katholicismus ist, wenn auch jener sich so Manches vorzuwerfen hat, besonders der Anglikanismus, der als eine wahre Fortsetzung der katholischen Misbräuche betrachtet werden kann. Solche Stimmen sollten sich mehr erheben, und an einem schönen Morgen ständen wir alle auf und umarmten uns als Brüder, als Söhne eines Gottes. 165.

Notizen.

Die stalles in der Kathedrale von Rouen.

Die schöne Kathedrale von Rouen hat seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde mit Recht in Anspruch genommen, und gar mancherlei ist über dieselbe in historischer und architektonischer Hinsicht geschrieben worden. Quaglio hat sie in einem herrlichen Bilde, bis ins Detail genau, meisterhaft gemalt, und nach seinem Werke haben Andere sie lithographirt; wieder Andere haben sie mittels des zauberhaften Daguerreotyps, wie es heißt, abgeschrieben. Allen aber sind Bildwerke entgangen, welchen ein nun verstorbener französischer Künstler, Hyacinthe Langlois du Pont de l'Arche, wohlverdiente Aufmerksamkeit gewidmet hat, es sind die sogenannten stalles, mit welchem Worte man die Stühle der Chorherren bezeichnet. Diese nun, es sind ihrer 86, hat der wohlbekannte Cardinal Guillaume d'Estouteville 1467 in einer Weise ausschmücken lassen, welche höchst interessant genannt werden kann. Der Schmuck besteht nämlich in Hautreliefs in Holz, welche die verschiedenen Zünfte und Gewerke in einzelnen, sie repräsentirenden Individuen lebensvoll und geistreich darstellen. Musiker, Kaufleute, Pantinenmacher, Weber, Baumeister, beschäftigt mit Anfertigung eines gothischen Portals, Bildhauer, welche einen Chorsitz in Arbeit haben, Wieger, wieder Bildhauer, mit Ausmeißeln von Binnenwerk beschäftigt, Bader, Schmiede, Chirurgen, Maurer, Alchymisten, Holzhauer, Chiromanten, Schuhmacher, Wechsler sind in bunter Reihe neben halb mythologisch, halb alttestamentlich-romantisch gehaltenen Figuren angebracht; aber auch Bildchen, welche Spiele der Zeit, namentlich die panoye darstellen, oder auch recht unzüchtigen Inhalts sind, erblickt man in den Chorsitzen. Langlois hat dieselben treu copirt und Ch. Richard das anspruchlose Büchlein, dem er eine Biographie Langlois' vorangeschickt, unter dem Titel: „Stalles de la cathédrale de Rouen", soeben bei Nicéms Leriaux in Rouen erscheinen lassen; es wird dasselbe Manchen in mancher Beziehung interessiren. 61.

Der Herausgeber der „Galeries historiques du musée de Versailles", Herr Gavard, kündigt folgendes Werk an: „Victoires et batailles des armées françaises de 1792 à 1814." Die Redaction des Textes ist in den Händen des Herrn Roch Paris. Jede Lieferung — die erste ist bereits erschienen — besteht aus vier Seiten Text in 4., mit Portraits, Schlachtstücken und Vignetten in Holzschnitt und zwei Kupferstichen. Außerdem werden in Kupfer gestochene Pläne beigegeben. Die Gegenstände sind alle aus den Galerien von Versailles gezogen. Bei der fast religiösen Betheiligung, welche die Franzosen ihren Kriegs- und Siegesthaten widmen, kann diesem Unternehmen ein populairer Erfolg schwerlich fehlen.

Abermals ein Werk in Lieferungen, ein „Dictionnaire politique, encyclopédie abrégée du langage et de la science politiques", herausgegeben von den Notabilitäten der Presse und der Kammern: Cormenin, Garnier-Pagès, Desjobert, Larabit, Auguis, Maetin (von Strasburg), Lamennais, David, Altaroche, Bastide, Le Blanc ꝛc. Das Werk kommt in 40 Lieferungen, halbmonatlich eine, im Preise von 50 Centimes, heraus; die erste ist bereits erschienen. Dieses Mundrechtmachen der Politik in Frankreich artet immer mehr in bloßes Fabrikat aus und droht mit Parteisystemen oder Worten für die Systeme jede freie individuelle Entwickelung zu zerstören.

Zöpfl's, Professors in Heidelberg, bekannte Schrift über die spanische Successionsfrage wird nächstens in einer französischen Übersetzung bei Amyot in Paris erscheinen. Diese Übersetzung erhält ein erneutes Interesse, indem ein französischer Diplomat, welcher lange Zeit in Spanien sich aufhielt und dessen Geschichte wie Institutionen aus dem Grunde kennt, sie mit Noten und einem Commentar begleiten wird. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 280. — 7. October 1839.

Tänzerin und Gräfin. Ein Roman von Theodor Mügge. Zwei Theile. Leipzig, Michelsen. 1839. 8. 4 Thlr.

Eine der schwierigsten Aufgaben für den Romandichter ist es, Zustände der Gegenwart in künstlerischer Form zu behandeln. Hier das rechte Maß zu halten, die nothwendige epische Ruhe durchgehend sich zu bewahren und nirgend selbst weder für noch gegen den erwählten Stoff sich zu erklären, dürfte die Aufgabe eines Meisters in der Kunst wie eines Helden in der Selbstbeherrschung sein. Noch schwieriger wird ein solches Unternehmen, wenn der Autor es mit Zeitläufen zu thun hat, die noch immer nicht als abgeschlossene angesehen werden können; denn mögen wir auch annehmen, daß der Dichter ein Prophet sei, so läßt es sich doch auch wieder nicht leugnen, daß es die Gegenwart außerordentlich verdrießt, sobald sich Jemand unterfängt, über ihr Wollen und Werden ein prophezeiendes Wort laut werden zu lassen. Und nimmt man gar Rücksicht auf die rasche Wandelbarkeit unserer Tage, wo Alles möglich und doch nichts früher wahrscheinlich ist, als bis der Erfolg es bestätigt, so darf es Niemand wundern, wenn jeder Prophet, sei er es nun, in welcher Gestalt er immer will, als unzuverlässig verlacht wird.

Der Verf. des obigen Romans will nun zwar so eigentlich nicht über die Zukunft ein Urtheil fällen; allein sein Stoff nöthigt ihn doch, vielleicht oft gegen seinen Willen, die Rolle der Pythia zu spielen, und wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Aufgabe mit gutem Geschick löst. Schon früher bethätigte Mügge sein Talent für den Roman, namentlich für den modern-historischen. Sein „Chevalier" und „Die Vendéerin" sind anerkennenswerthe Productionen in dieser Gattung. Glücklicher war er noch in kleinern, dem Volksleben entlehnten Darstellungen, in denen sich vorzugsweise ein heiteres Talent, Menschen und Zustände glücklich aufzufassen, beurkundete. Seine Hinneigung, dem Stofflichen, das ihm zur Staffage diente, eine idealisirende Umhüllung zu geben, kam ihm dabei sehr zugute und konnte um so eher wirken, selbst auf die Menge, weil er genug praktischen Blick besaß, um nicht mit bloßen Flosskeln ein erregtes Interesse frühzeitig wieder todtzuschlagen.

Alle diese lobenswerthen Eigenschaften begegnen uns in diesem neuen Romane wieder, auf dessen Gestaltung der Verf. Zeit, Muße und Studium sichtlich verwandt hat. Ein Thema, aus dem modernen socialen Lebensverkehr herausgenommen und doch wieder gänzlich in den rauschenden Strudel der neuesten Weltbegebenheiten hineingestoßen, gab zu den mannichfachsten Betrachtungen Anlaß. Es mag dem Verf. schwer geworden sein, manche naheliegende Persönlichkeit von sich zu entfernen, um sie nicht als Portrait zu benutzen; Ref. wenigstens kann sich dieses Gedankens nicht entschlagen. Dadurch aber ward der Autor genöthigt, Charaktere zu fingiren, die ihm nun zu Trägern seiner Ideen dienen mußten, und dies führte manchen Übelstand herbei, indem solchen Personen dann immer etwas Gemachtes anklebt.

Ehe wir auf das Nähere eingehen, wollen wir in der Kürze die Hauptfabel des Romans wiedererzählen. Ein Graf Heinrich, vermögend, lebenslustig, ja ausschweifend, hat eine Liebschaft mit einer reizenden und allbewunderten Tänzerin Josephine. Bei diesem Mädchen verbringt er seine Abende in Lust und Scherz, ohne sich doch der Liebe Josephinens versichert halten zu dürfen, indem das seltene Mädchen ihm nie eine Gunstbezeigung zu Theil werden läßt. Sie nimmt ebenso wol von andern Verehrern reiche Geschenke und Besuche an wie von dem Grafen und ist gegen diesen höchstens vertraulicher als gegen die Übrigen. Die Familie des Grafen wünscht den jungen Mann verheirathet zu sehen. Man hat für ihn eine reiche Braut ausgesucht, die ihm als schön geschildert wird, leider aber auch als höchst kopfhängerisch, ja pietistisch-fromm, den Freuden der Welt abgestorben, sie hassend. Je näher nun die Zeit der Vermählung rückt, desto widerlicher erscheint dem Grafen die Zumuthung seiner Verwandten. Seine Freunde foppen ihn, prophezeien ihm ein ödes Leben, eine wahrscheinliche Bekehrung zum Pietismus u. dgl. mehr, und Graf Heinrich fühlt, daß Josephine sein ganzes Herz erfüllt, daß er von ihr nicht lassen kann. Unterdeß kommt die Braut Heinrich's, Hortensia, an, mit ihr die Verwandten beider Verlobten, desgleichen ihr Erzieher, der Pastor Fernheim, ein finsterer, strenger Mystiker. Weder das Wesen seiner Braut, noch die steife, nichtsnutzige Salonmoral seiner Tante, einer alten Gräfin, die nichts als das Noble, Altadelige will, mag darüber auch alles Menschenglück untergehen, kann

Heinrich gefallen. Indeß weiß er sich zu fassen, sich zusammenzunehmen und selbst zu seiner strengen und stillen Braut auf ziemlich guten Fuß zu stellen. Unter mancherlei trüben und stürmischen Begegnissen kommt der Vermählungstag heran. Josephine, die Tänzerin, fesselt fort und fort den Gebundenen, er besucht sie nach wie vor, sobald das Theater beendigt ist, er bestürmt sie, ihm doch nur eine Gunst zu gewähren, ja, er verspricht ihr sogar die Ehe. Allein die wunderliche Künstlerin mag von alle dem nichts wissen, sie will frei sein, bewundert, beklatscht werden, sie will herrschen über Hoch und Niedrig und mag diesem Genuß kein noch so glänzendes Loos vorziehen, das man ihr bietet. Verdrossen entfernt sich Heinrich, sein Blut siedet, sein Stolz ist beleidigt; er will durch List erreichen, was ihm die eigensinnige Spröde freiwillig nicht geben mag, und sein Anschlag gelingt. Im Schlaf wird sie die Seine. Nun aber verwandelt sich Josephinens Liebe zu Heinrich auch in den wüthendsten Haß. Sie droht mit Rache, und der beschämte Graf muß, mit Schmähungen überhäuft, die Entehrte endlich verlassen. Tags darauf ist die Tänzerin verschwunden. Heinrich's Verhältniß mit ihr, schon vorher kein Geheimniß, wird als Veranlassung angegeben; indeß vertuscht man den Vorfall, und der Graf wird nun Hortensiens Gatte. Von Josephine hört man nichts mehr. Jetzt bricht die Julirevolution aus, und die Polen beginnen zu hoffen. Vornehme polnische Familien kehren aus dem Auslande zurück ins Vaterland, unter diesen ein reicher Fürst mit seiner Tochter, ein Verwandter Heinrich's. Die jugendliche, schwärmerische, kühne und für die politische Freiheit begeisterte Fürstin Victorine fesselt den Grafen dergestalt, daß er ihr bald sein ganzes trübes Loos mittheilt, das ihn an der Seite der frömmelnden Gattin aufzureiben droht. Victorine verspricht, ihm zu helfen, Hortensien zum Lebensgenusse zu bekehren. Und wirklich gelingt es ihr, der Lebensatten wieder Geschmack an den Freuden der Welt einzuflößen. Allein jetzt bemerkt auch Graf Heinrich, daß Hortensie ihm nicht treu ist. Fernheim's Frömmelei wird zur Lüsternheit unter vier Augen, und ein Verwandter Heinrich's, der Graf Leopold, ein im Dienste der absoluten Staatsgewalt stehender Spion, maßt sich die Rechte des Gatten bei der so wunderlich Bekehrten an. Bevor Heinrich noch diese Entdeckung macht, bricht ein anderer Unglückssturm über ihn herein. Baron Roden, ein Mann von überwiegender Geisteskraft, aber geheimnißvoll und räthselhaft in seiner ganzen Existenz, zieht Graf Heinrich in einen Cirkel höchst gebildeter, freisinniger Männer und übt überhaupt einen so entschiedenen Einfluß auf den Freund, daß dieser zuletzt seinem Wirken mit scheuer Achtung folgt. Die Ahnung sagt ihm, daß Roden das kluge Oberhaupt einer weitverbreiteten Propaganda sei, deren Grundsätze er jedoch achten muß, zumal wenn sie ihm von den Lippen eines schwärmerischen Mädchens, Anna's, der Tochter eines gleichdenkenden Geheimrathes gepredigt werden. Zwischen dieser Anna und der Fürstin Victorine schwankt jetzt die Neigung Heinrich's hin und wieder. Da entdeckt er die Untreue Hortensiens und zu gleicher Zeit siegt der tückische Leopold, indem er Roden und Heinrich als Conspiranten gegen den Staat bei der Behörde angibt. Es folgt eine interessante und charakteristische Gerichtsscene, in deren Folge sowol Heinrich als Roden die Flucht für das Beste halten. Mit dem polnischen Fürsten eilen sie dem Norden zu. Von nun an treten die frühern Personen in den Hintergrund, zwischen Heinrich und Victorine will es zu keiner rechten Entscheidung kommen; Roden steht als kräftigerer Geist dem Grafen hindernd zur Seite. Endlich naht sich der verhängnißvolle Novemberabend, und hier erst begegnet uns die Tänzerin Josephine wieder in niedrigen, ja verworfenen Verhältnissen. Heinrich fällt in ihre Netze, der Ausbruch des polnischen Aufstandes rettet ihn. Josephine stirbt als eins der ersten Opfer. Später, nach dem unglücklichen Ausgange der Revolution, kehren Heinrich, Roden und Victorine wieder nach Deutschland zurück. Hier findet der Graf in Anna's Umgange den alleinigen Ersatz für so viele Verluste, er wünscht sich Einsamkeit, Zurückgezogenheit von dem politischen Treiben und wandert, verlobt mit Anna, nach Amerika aus. Roden bleibt als Bräutigam Victorinens zurück.

Dies der Hauptinhalt des Romans, dem sich noch eine Menge Episoden einflechten, die zum Theil unter die gelungensten Partien des Buches gehören. Wir rechnen dahin die trefflichen Schilderungen der plebejischen Geldaristokraten, mit denen sich die heruntergekommenen stolzen Altadeligen verschwägern, obwol sie sie im Herzen verachten. Bei einer dieser Heirathen kommen allerdings Scenen vor, die wir lieber aus dem Buche hinwegwünschten, da es jedenfalls gegen das ästhetische und sittliche Gefühl verstößt, wenn der Autor es zu schildern unternimmt, wie ein heruntergekommener Graf nur dadurch die Tochter eines reichen Banquiers zur Frau bekommen kann, daß er den Vater beinahe mit eigenen Augen sehen läßt, wie nothwendig und unerläßlich seine Einwilligung sei.

Mit wie viel Umsicht, Geschick, Consequenz nun im Allgemeinen dieser Roman geschrieben ist, wie glücklich die einzelnen Verwickelungen erfunden, wie fein die erschütternden Weltbegebenheiten, die Gährungen der Völker den Familienverhältnissen eingewoben sind, so hinterläßt das Ganze doch keinen befriedigenden Eindruck. Tadelnswerth vor Allem ist es, daß die beiden Gestalten, Tänzerin und Gräfin, welche dem Titel zufolge doch als Hauptfiguren betrachtet werden müssen, durchaus nur Nebenfiguren sind, oder es mindestens werden. Josephine verschwindet mit dem ersten Theile gänzlich und tritt erst wenige Seiten vor dem Ende auf ein paar Minuten wieder auf. Überhaupt ist es nicht der Conflict zwischen Gräfin und Tänzerin, aus denen die innere Construction des Romans aufschießt, sondern jenes geheime Wirken Roden's und die spionirende Feinriecherei des Grafen Leopold. Josephine und Hortensie sind die zufälligen, das Spiel eröffnenden Schachfiguren, um die sich anfangs allerdings der Kampf entspinnt. So lange nur mehr das Haus, die Familie,

Digitized by Google

das sociale Treiben die Bühne bilden, auf welcher sich die Personen bewegen, hält der Verf. die Verbindungsfäden fest zusammen; mit dem Eingriff des politischen Umschwungs aber zerreißt das kunstreich geschürzte Gewebe, die ganze Handlung wird eine andere, selbst die Personen sind ungeachtet der Festhaltung ihrer Charaktere nicht mehr dieselben, und so schwindet mit der Theilnahme an den Personen auch das Interesse an der Entwickelung des Romans selbst, der zuletzt ziemlich matt verläuft. Der eigentliche Held und die interessanteste Figur ist Baron Roden, von ihm hätte der Roman den Namen erhalten sollen. Die Tänzerin, anfangs naive Kokette, späterhin dem Leser völlig gleichgültig, und die Gräfin, nur passiv auf Heinrich wirkend, ohne je den Begebenheiten irgend einen Ausschlag zu geben, können in keiner Weise als Hauptpersonen angesehen werden.

Abgesehen von diesen Mängeln, ist es dem Verf. gelungen, sowol durch die Zeichnung der mannichfachen Charaktere seinen entschiedenen Beruf für diese Dichtungsart darzulegen, als auch einen im Allgemeinen nicht misslungenen und jedenfalls anerkennenswerthen Versuch gemacht zu haben, dem sogenanten socialen Romane eine historische Basis unterzulegen, auf welcher er sich ausbreiten, die verschiedenen Lebensströmungen in sein Bereich ziehen und, werden moderne Lebensfragen mit so viel Besonnenheit besprochen, wie es von dem Verf. geschieht, einen sehr bedeutenden Einfluß auf denjenigen Theil des Publicums äußern kann, der eine derartige Lectüre blos leichter Unterhaltung vorzieht. Bei einem Buche, wie es uns in „Tänzerin und Gräfin" mit allen seinen Mängeln entgegentritt, werden in dem Lesenden die mannichfachsten Gedanken angeregt. Wir machen hierbei nur auf die criminalistische Scene aufmerksam, wo Roden und Graf Heinrich vor dem Minister ihr politisches Glaubensbekenntniß ablegen sollen, eine Scene, die wol nach dem Leben entworfen sein mag. Daß aber der Verf. die wüste Gestalt Joël Jacoby's auch gelegentlich einmal in ihrer ganzen Erbärmlichkeit auftreten läßt, können wir nur misbilligen, da sein Erscheinen völlig nutzlos ist und deshalb nur wie eine vom Zaune gebrochene Neckerei gegen den nichtssagenden Psalmisten erscheint. 33.

The dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington; compiled from official and authentic documents. By Lieut. Colonel Gurwood. Zwölf Bände.

Mit dem zwölften Bande, dem interessantesten und letzten, der das Jahr 1815 umfaßt, ist dieses Werk nun geschlossen, indem aus leicht begreiflichen Gründen die Aufnahme der Depeschen aus den Jahren 1816, 1817 und 1818, der Zeit, wo Frankreich von den Verbündeten besetzt gehalten wurde, unterlassen worden ist: ein Nationalwerk, würdig zugleich des englischen Volks, von dem gewiß Jeder, der es irgend vermag, sich ein Exemplar desselben anschaffen wird, um es wie ein großes Epos der Zeit von Geschlecht zu Geschlecht zu übertragen, und würdig zugleich des Helden, dessen Thaten in Indien, Dänemark, Portugal, Spanien, den Niederlanden und Frankreich, es uns in seinen eigenen Depeschen vor Augen legt, und mit diesen zugleich den ereignißvollsten Zeitraum der ganzen neuesten Geschichte. Der militairische Ruhm des Herzogs steht zwar fest genug, daß es für diesen einer Auffrischung der Lorbern nicht bedurfte, aber was, abgesehen von der hohen historischen Wichtigkeit, dem Werke ein besonderes Interesse verleiht, ist die tiefe Einsicht in des Feldherrn Charakter, welche es uns gewährt, ist der Umstand, daß es uns seine moralischen Eigenschaften wie seinen scharfen Verstand gleich hochschätzen lehrt. Jeder wird nun begierig sein, aus dem letzten Bande den Bericht über die Schlacht bei Waterloo zu vernehmen. Auf diese Schlacht beziehen sich allerdings sehr viele Depeschen, aber nur mittelbar, indem sie theils Schicksale einzelner Personen, theils Anordnungen u. dergl. betreffen; die Beschreibung der Schlacht selbst gibt er in einem Schreiben an den Marschall Beresford auf folgende lakonische Weise: „Sie werden von der Schlacht am 18. gehört haben. Niemals sah ich eine so zermalmende Partie. Beide Theile waren, als ob sie sich auffressen wollten. Napoleon manoeuvrirte so gut wie gar nicht. Er rückte nach alter Weise blos in Colonnen vorwärts und wurde nach alter Weise wieder zurückgetrieben. Der einzige Unterschied war, daß er Cavalerie unter die Infanterie gemischt hatte und beide mit einer ungeheuern Masse von Geschützen unterstützte. Ich hielt die Infanterie einige Zeit in Vierecken, und die französische Cavalerie kam so nahe an uns heran, als ob sie zu uns gehört hätte. Niemals sah ich die britische Infanterie sich so trefflich halten."

Etwas ausführlicher, aber ebenso lakonisch im Ton und auch sonst nicht verschieden lautet ein Schreiben aus Paris vom 17. Aug. 1815 an Jemand, der ihn zum Behuf einer Darstellung der Schlacht um Mittheilungen über dieselbe gebeten, und dem er bereits in einem Schreiben vom 8. Aug. den Gedanken einer solchen Arbeit aus dem Kopfe zu bringen gesucht hat. Nachdem er daher in dem zweiten, acht Tage später geschriebenen Briefe sein Bedauern darüber ausgesprochen hat, daß der Empfänger auf seinem Plane bestehe, fährt er fort: „Die Schlacht fing, glaube ich, um 11 Uhr an. Wann jeder wichtige Vorgang stattfand und in welcher Ordnung, läßt sich unmöglich mit Genauigkeit sagen. Zuerst wurden wir blos mit Infanterie angegriffen, dann blos mit Cavalerie, zuletzt mit Cavalerie und Infanterie zusammen. Häuser besaß der Feind auf Mont St.-Jean nicht, ausgenommen den Meierhof vor der linken Seite unsers Centrums auf der Straße nach Genappe. Er fiel, wie ich glaube, etwa um zwei Uhr in seine Hände und zwar durch die Nachlässigkeit des an dem Orte commandirenden Offiziers. Die französische Cavalerie befand sich auf dem Plateau in der Mitte zwischen den beiden Chausseen an drei Viertelstunden und ritt unter den Vierecken unserer Infanterie umher, da von beiden Seiten nicht mehr geschossen wurde. Ich ließ unsere Vierecke zu den Kanonen vorrücken, und unsere Cavalerie, die von Lord Uebridge auf die Flanken detachirt war, wurde zurück ins Centeum gebracht. Die französische Cavalerie wurde hierauf zurückgetrieben, und nun erfolgten die ganze Front unsers Centrums entlang wiederholte Angriffe von Cavalerie und Infanterie bis 7 Uhr. Wie viele, kann ich nicht sagen. Als der Feind Sir Thomas Picton angriff, war ich da, und sie kamen bis zur Hecke an dem Kreuzwege, hinter welcher — — sich formirt hatte. Der Letztere war davongelaufen, und unsere Truppen standen auf unserer Seite der Hecke. Die Franzosen wurden mit ungeheurem Verluste davongetrieben. Dies war der erste Hauptangriff. Etwa um 2 Uhr Nachmittags, wie schon gesagt, kamen sie in Besitz des Meierhofs auf der Chaussée, der diesen Theil der Stellung vertheidigte; sie bemächtigten sich hierauf eines kleinen Steinwalls auf der linken Seite der brüsseler Straße unmittelbar dem Thore des Meierhofs gegenüber und wurden von hier nicht eher wieder vertrieben, bis ich am Abend den Angriff begann; aber sie kamen auch keinen Schritt weiter auf dieser Seite. Das sind meine Antworten auf alle Ihre Fragen; ich wiederhole aber nochmals die Bitte, lassen Sie die Schlacht von Waterloo, wie sie ist."

Hier wird Blücher's und der Preußen mit keinem Worte erwähnt, die doch um fünf Uhr schon auf dem Kampfplatze eintrafen. Vielleicht hatte der stolze Brite, der sich die Ehre des

Digitized by Google

Siegs allein beilegte, seine besondern Gründe, warum er keine ausführliche Erzählung der Vorgänge jenes Tages wünschte. Wir wissen wenigstens aus seinen spätern Äußerungen, daß er dem preußischen Heere nicht hold war, und namentlich scheint er während des gemeinschaftlichen Zuges nach Paris und der Besitznahme dieser Stadt nicht sehr günstig gegen dasselbe gesinnt gewesen zu sein. Namentlich nahm er an den härtern Maßregeln der Wiedervergeltung, zu denen die Preußen entschlossen waren, Anstoß, und viele der aus Paris datirten Depeschen sind voll von Vorstellungen, Klagen und Beschwerden hierüber, da der Krieg nur mit Napoleon, dem Erbfeinde des Friedens, nicht aber mit der französischen Nation geführt werde. So richtete er schon am 8. Juli, dem zweiten Tage nach seiner Ankunft in Paris, an den General Baron Müffling eine Vorstellung gegen das Erheben von Contributionen in der Hauptstadt, an den Fürsten Blücher aber eine Ermahnung, von dem Vorhaben, die Jenabrücke zu zerstören, für den Augenblick abzustehen. Da dieser sich hieran nicht kehrte, so wandte er sich am folgenden Tage, den 9., mit einem neuen Schreiben an ihn, worin er sich erst auf eine Unterredung bezieht, die er und Lord Castlereagh am Morgen mit Blücher und dem General Grafen Gneisenau über die Zerstörung der Brücke wie über die Erhebung einer Contribution von 100 Millionen Francs von der Stadt Paris gehabt hatten, dann in einem nachdrücklichen Tone auf die üblen Folgen aufmerksam macht, die die Ausführung einer solchen Maßregel unfehlbar nach sich ziehen würde, und hierauf mit folgenden Worten schließt: „Alles, warum ich Sie nun bitte, ist, daß die Ausführung der zur Zerstörung der Brücke gegebenen Befehle wenigstens bis zur Ankunft der Souveraine verschoben bleibe; wenn sie dann gemeinschaftlich beschlossen wird, werde ich nichts dawider haben. Seit ich so glücklich bin, mit Ew. Hoheit und der braven Armee unter Ihrem Befehle gemeinschaftlich zu agiren, ist Alles in vollkommenster Eintracht und mit einer unter solchen Umständen beispiellosen Harmonie von Statten gegangen. Ich fodere nicht von Ihnen, daß sie Ihren Plan aufgeben, nein, nur daß sie ihn um einen, höchstens um zwei Tage, bis die Souveraine hier sein werden, aufschieben mögen. In dieser Bitte können Sie nichts Unvernünftiges sehen und werden Sie, wie ich hoffe, in Rücksicht des Beweggrundes, aus welchem ich sie thue, gewiß gewähren."

In einem andern Schreiben an Lord Castlereagh vom 14. Juli nennt er den Druck, der gegen das französische Volk geübt werde, „nutzlos, verkehrt und lächerlich, wenn er nicht von so ernsten Folgen begleitet würde". (Es waren in der vorhergehenden Nacht zwei englische Offiziere erschossen worden.) Dieser Vorwurf kann natürlich blos gegen die Preußen gerichtet sein. Es läßt sich nicht leugnen, manche dieser Depeschen machen dem persönlichen Charakter des Herzogs Ehre, so z. B. folgendes Schreiben vom 28. Juni an Sir Charles Stuart:

„General — ist heute hier gewesen, um wegen Napoleon's Überfahrt nach Amerika zu unterhandeln. Ich erwiderte aber, daß es mir hierzu an Vollmacht fehle. Die Preußen denken, die Jakobiner wünschen ihn mir zu übergeben, weil ich sein Leben schonen würde. — will ihn nmdringen; aber ich habe ihm gesagt, daß ich dagegen Einsprache erheben und darauf bestehen werde, daß sein Schicksal durch gemeinschaftliche Berathung entschieden wird. Gleichfalls habe ich ihm gesagt, ich riethe ihm noch privatim als Freund, sich nicht mit einem so schmutzigen Handel zu befassen; er und ich hätten in diesen Vorgängen zu wichtige Rollen gespielt, als daß wir am Ende noch Scharfrichter werden müßten; ich wenigstens wäre entschlossen, daß, wenn die Souveraine ihn vom Leben zum Tode zu bringen wünschten, sie einen Andern zum Scharfrichter wählen sollten, als mich." Wenn in diesem wie in andern Schreiben Wellington ebenso edel als klug erscheint, so läßt sich auf der andern Seite nicht verkennen, daß er in seinen Ansichten über die gegen das zum zweiten Male überwundene Frankreich zu beobachtende Politik von Rücksichten für die Bourbons bestimmt wurde. Ihnen sollte Frankreich in möglichster Integrität übergeben, um ihretwillen sollte kein Stück von seinem durch ungerechte Eroberungen erweiterten Gebiete getrennt, um ihretwillen dem Volke, das die ganze Welt geplündert hatte, keine Contributionen auferlegt werden, und um ihretwillen suchte er jede strengere Maßregel mit dem Schreckbilde eines Nationalkrieges abzuweisen. Lord Wellington's Ansichten in dieser Hinsicht findet man ausführlich in einem aus Paris vom 11. Aug. 1815 datirten Schreiben an Lord Castlereagh auseinandergesetzt. 145.

Literarische Notizen.

Eine französische Kinderzeitung.

In Paris erscheint seit Anfange dieses Jahres auch eine Kinderzeitung, „L'abeille", eine Sammlung von kleinen Erzählungen, Novellen, Fabeln, Reisen u. s. f. Man wird erstaunen, zu hören, daß Janin, Reybaud und Gozlan an dieser Kinderzeitung Mitredacteuren sind. Französische Literaten schreiben für Alles, was ihnen pecuniairen Gewinn verspricht; es ist ihnen Alles nur Schreibestoff, und indem sie von Hause aus für nichts wahrhaften Enthusiasmus haben, wissen sie sich für Alles und Jedes in einen künstlichen Enthusiasmus zu setzen, der nach wirklichem aussieht. Wenn irgendwo auf den vielversprechenden Einfall käme, ein Unterhaltungsblatt für Verbrecher zu gründen, so würden sie mit demselben Eifer auf das Vergnügen der Verbrecher wie jetzt der Kinder bedacht sein, und es scheint mir fast, als ob die Reybaud und Gozlan eher ein Recht haben, für Verbrecher zu schreiben als für Kinder. Der Prospectus, von einem gewissen Ortaire F** geschrieben, beginnt mit der erhabenen Phrase: „Enfants, vous devez être fiers, car vous êtes devenus une puissance!" Was für eine Menge Puissancen gibt es doch in Frankreich! Und überall der hochtrabende Napoleonische Styl, womit er Angesichts der Pyramiden seiner Krieger begeisterte! Und warum sollen die französischen Kinder stolz sein? „Denn", heißt es weiter, „auch Ihr habt nun Euere Schriftsteller!" Es gibt Dinge, die zu lächerlich sind, um nicht die Wenigen, die es noch ernst meinen, zum schmerzlichen Nachdenken über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft aufzufodern.

Neu erschienen in Paris: „Cours d'économie politique" von Rossi, worauf man im voraus gespannt war; „Melchior", ein Roman von Mad. Bodin (Jenny Bastide) in zwei Bänden; aus dem Englischen des Urquhart in das Französische übersetzt ist die Schrift: „Le sultan et le pacha d'Egypte", die bereits 1834 verfaßt wurde; interessant des Verfassers und gemeinnützlich des Inhalts wegen ist die Broschüre: „Du paupérisme en France et des moyens de le détruire", von dem Fürsten von Monaco, Herzoge von Valentinois. Die letzte Lieferung des von Firmin Didot herausgegebenen „Univers pittoresque" sucht sich durch zeitgemäße Abbildungen, welche Gegenstände und Personen des Morgenlandes darstellen, einzuschmeicheln; sie enthält ein schönes Portrait des Sultan Mahmud, eine Ansicht des Balkans, der Janitscharen, des Gottesackers in Pera, gestochen von Thiénon, und nach dem alten Venetianer Bellini einen Kupferstich, den Empfang einer venetianischen Gesandtschaft in Konstantinopel darstellend, sowie einen schönen Plan dieser Stadt. Der Text ist von Jouannin, „Sr. Majestät des Königs der Franzosen erstem dolmetschenden Secretair für die morgenländischen Sprachen", der für dasselbe Werk auch die Geschichte der Turkei bearbeiten wird. Unter dem Titel: „Biographie élémentaire des personnages historiques et littéraires, erschien von Lamé-Fleury ein hübscher Band als Ergänzung eines „Cours d'histoire racontée aux enfants". Der öffentliche Erziehungsrath hat schon früher die Werke dieses ebenso bescheidenen als fleißigen Schriftstellers in den Elementarclassen eingeführt. 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 281. — 8. October 1839.

Die deutschen Vierteljahrschriften.

Erster Artikel.

1. Der Freihafen. 2. Die Jahreszeiten.

Wer das Leben in unserm Deutschland mit Aufmerksamkeit verfolgt, der sieht Alles dahin drängen, daß je mehr und mehr eine Ausgleichung gestiftet werde zwischen unserer Theorie und unserer Praxis, zwischen unserer Wissenschaft und unserm Leben. Und weil das Leben sich nicht mehr in die engen Grenzen z. B. der Theologie, oder der Jurisprudenz, oder der Medicin begreifen läßt, so fallen die Schranken dieser einzelnen Fachwissenschaften, und der gebildete Mann nimmt an den verschiedenen Richtungen und Gestaltungen des Lebens Theil, so viel ihm vermöge seiner Individualität möglich ist. Allerdings wird dadurch auch der Gang und die Art unserer wissenschaftlichen Studien verändert: es wird zwar fort und fort unter den Gelehrten Bergleute geben, welche die Stollen aufgraben, das Gestein losarbeiten und in Pochwerken sichten; aber über diese stellt sich jetzt freier, muthiger und kühner der Mann, dem dieselben dienstbar sind, damit er das Zerstreute, Zersplitterte, Unzusammenhängende zu einem schönen, festen, heitern, lebendigen Ganzen vereinige — einem Ganzen, zu welchem zwar die Vergangenheit ihren Tribut gibt, welches aber aus der lebensvollen Gegenwart entsprossen ist. Da nun dieses Vereinigen, dieses Resultatziehen ohne jenes Materialherbeischaffen gar nicht denkbar ist, so sind alle Diejenigen im höchsten Unrecht, die auf den Gelehrten, der mit unausgesetztem Fleiße ferne und fremde Gebiete durchackert, verächtlich hinabsehen. Nennt mir doch die klaren und freien Gedanken, welche jene armseligen Gecken, die mit Phrasen kokettiren und mit Worten spielen, in den Köpfen ihrer Leser zur Gestaltung bringen! Können sie auf den Willen wirken, wenn der Kopf nicht hell und lichtvoll ist? Diesen rodomontirenden Gecken kommt's gar sehr zu statten, daß in gegenwärtigem Augenblicke weniger ein Kampf philosophischer Systeme gekämpft wird, als daß eins derselben eine absolute Hegemonie in Anspruch nimmt. Ich glaube nicht, daß es so tödlich ist, wenn viele Schüler Hegel's sich ernstlich vor einer Fortbildung der Lehre ihres Meisters verwahren; denn, sowie das Leben sich von Tag zu Tage mehr erfüllt, so erweitert, entfaltet und vollendet sich in gleichem Fortschritt das philosophische System. In der Philosophie als Wissenschaft ist durchaus Leben und Bewegung; ich möchte sagen, das Princip der Bewegung, das in jeder Wissenschaft sich kundgibt, das ist die Philosophie; Stillstand ist volle Negation der Philosophie. So ist mir's kein erfreuliches Zeichen, daß viele unserer jungen Literaten und Autoren theils ausdrücklich Hegel's Firma an die Stirn ihrer Arbeiten stellen, theils, ohne viel Redens davon zu machen, Hegel's Sätze und Axiome uns aufdrängen wollen. Jetzt ist nur Der modern, der an die Hegellehre sich anschließt; warum also Leo und Menzel zu den Immodernen gehören, sieht Jeder leicht. Wird in einer Provinzialstadt ein neues Localblatt gegründet, so hat die Redaction nur dafür zu sorgen, daß man bald in dieser oder jener Zeitung liest: Der Redacteur des so und so genannten Blattes gehört übrigens zur Hegel'schen Schule. Dürfte man annehmen, daß ein Jeder von Denen, die sich für die genannte Lehre erklären, auf die Sätze derselben gekommen wäre als auf das Resultat seines Lebens, seines Studiums der Geschichte und der Geschichte der Philosophie, so müßte man darin allerdings ein testimonium spiritus für die Wahrheit und Einzigkeit dieser Lehre erkennen; indeß unleugbar ist, daß die Meisten auf rein traditionellem Wege zu jenen Resultaten gelangt sind, und daß sie sich absichtlich zu Schülern jenes Systems herangebildet haben. Was aber den Einfluß dieser Schule so durchgreifend erscheinen läßt, das ist die Verbindung, in welche sie Wissenschaft und Leben zueinander setzt.

Und diese Vereinigung streben auch die vorliegenden Vierteljahrschriften an, wenngleich auf verschiedenen Wegen. Was mich betrifft, so habe ich für dieselben zwei Wünsche auszusprechen. Der erste ist, daß fleißig dargestellt werden möge, in was für einem Verhältniß die verschiedenen wissenschaftlichen und künstlerischen Disciplinen in den verschiedenen Ländern Deutschlands oder Europas zum Leben stehen oder während eines beliebigen Zeitraums gestanden haben, damit aus den einzelnen Vierteljahrschriften ein vollständiges, zusammenhängendes Jahrbuch werde. Der zweite Wunsch ist dieser: Nimmt man einzelne belletristische Productionen auf, so sehe man, in welchem Zusammenhange sie mit der Idee der Zeitschrift und mit dem Fortschritte der Kunst und Poesie stehen; eine Bemerkung, auf die wir durch die zwei

ersten Hefte des diesjährigen „Freihafen" besonders gefühet sind. Was z. B. so ein Abriß italienischer Kunstgeschichte von Julius Mosen im zweiten Theile des „Freihafen" will, sieht man nicht recht. Ich meine, man muß sich in Acht nehmen, daß die Zeitschrift nicht das Ansehen eines ohne Plan und Zweck zusammengewürfelten Ganzen bekommt.

So will ich nun zuerst über einzelne Artikel der drei ersten Hefte des „Freihafen" von 1839 einige Bemerkungen hier folgen lassen. Im ersten Hefte wird unter Nr. 2 ein Bericht über das Unterrichtswesen der Jesuiten in Freiburg von Theodor Mundt gegeben. Diese Mittheilung trägt den Charakter der meisten Urtheile, die von nichtkatholischer Seite über die Gesellschaft Jesu gefällt werden: sie ist im Parteinehmen blind. Wenngleich selbst katholische Staaten die Jesuiten vertrieben und sich von ihren Grundsätzen losgesagt haben, so müssen die Unparteiischen doch ein Doppeltes zugeben: erstens, daß die Wissenschaft den Jesuiten viel intensive und extensive Verbreitung verdankt; zweitens, daß der Grundsatz der Jesuiten, eine Harmonie der Wissenschaft und der Religion herzustellen, keineswegs so absurd ist, wie der Verfasser des genannten Artikels ihn darstellt. Daß die Wissenschaft, namentlich die Sprachwissenschaft, von den Jesuiten, sowol von den Gelehrten als von den Schulen, mannichfach gefördert worden ist, das lehrt die Geschichte der Wissenschaften; daß die Jesuiten in ihren Schulen nicht von jeher das Princip des Dummmachens verfochten haben, was Th. Mundt behauptet, ergibt sich daraus, daß Männer wie Descartes aus Jesuitenschulen hervorgegangen sind. Wenn aber die Jesuiten, wie unser Verf. sagt, den Grundsatz haben, die Religion nicht von der Wissenschaft zu trennen, so kann ich das als Princip nur billigen. Von andern Völkern und von der Vergangenheit will ich gar nicht sprechen. Ich will blos uns selbst nennen. Was haben wir denn davon, daß unsere Politik, unsere Moral, unsere Theologie, unsere Naturwissenschaften miteinander so wenig in Harmonie stehen, daß die eine negirt, was die andere bejaht, daß auf dem Gebiete der einen Albernheit ist, was auf dem der andern für Wahrheit gilt. Ist es durch diese Principienlosigkeit nicht dahin gekommen, daß unser ganzes Leben kein Princip mehr hat? Wenn es nun eine schwere, vielleicht unlösbare Aufgabe sein möchte, diese zerfallenen Theile zu vereinigen, so müssen wir anerkennen, daß das Princip des Zerfallenseins noch viel weiter hinter der Idee zurückbleibt als das Princip der Harmonie, welches die Jesuiten vertheidigen. Dieses anzuerkennen, hätte wenigstens die Billigkeit gefodert. Übrigens haben wir von den Jesuiten, wie sie jetzt sind, nichts mehr zu fürchten, wenn auch in Freiburg nicht blos 700, sondern zehnmal 700 Schüler wären. Die Jesuitencollegien sind hinter der Zeit zurückgeblieben; es ist ja die Zeit erfüllt, von der gesagt ist, daß der Geist fallen werde auf Herren und Knechte, auf Knaben und Jünglinge, auf Frauen und Mädchen.

Unter Nr. 3 dieses Heftes folgt „Die Sylphide", aus dem Russischen von Varnhagen v. Ense. Zufolge Dessen, was wir in Deutschland von russischer Literatur kennen, behaupte ich, eine schöne Literatur haben die Russen gar nicht. Wenngleich begabte russische Naturen ihrer Zeit und ihrem Volke voraussein und Schönes produciren können, so ist doch das Ganze des Lebens und der Geschichte der Russen solchen Naturen gar nicht günstig, und was sie selbst für ihre schöne Literatur ausgeben, das ist blos Reflex von französischen Lichtern, unterlaufen von englischen und spärlichen deutschen. Und den Reiz von Naturdichtungen haben diese Productionen auch nicht; wenngleich der Gesichtskreis des Naturdichters enge Grenzen haben kann, so darf er doch nicht gewaltsam beschränkt sein. ohne Freiheit und in gewaltsamer Beschränktheit ist auch kein Naturdichter denkbar. Ich weiß überhaupt nicht, ob uns denn die Russen so viel Liebe, oder Bewunderung, oder Ehrfurcht eingeflößt haben, daß wir ihre sogenannte schöne Literatur uns aneignen möchten. Oder ist es wieder nur Eitelkeit, wenn der deutsche Beaebeiter der „Sylphide" Russisch lernt? Freilich hat der Baudirector Klenze vor mehren Monaten eine Reise von München nach Petersburg gemacht, und viele Bilder der düsseldorfer und münchener Schule sind auf dem Wege dahin; prophetische Geister können daraus schon allerlei combiniren und vaticiniren, wovon wir Nichtpropheten noch keine Ahnung haben; wir sind hier noch besorgt, daß die Barbarei von Osten gen Westen vordringe, und uns will in der sogenannten Literatur dieser Barbaren noch keine neue Welt aufgehen. Der zweite Jahrgang des „Freihafen" theilt diese meine Ansicht nicht, er versicht ein entschiedenes pro in der russischen Literaturfrage, nicht blos daß er Koenig's, oder vielmehr Meigunoff's russische Literaturportraits in seinen hehren Schutz nimmt, sondern er füttert uns auch stark mit russischen Kunstproductionen und Notizen; ich nenne nur die erwähnte „Sylphide", „Puschkin's letzte Stunden" von Basil Schukowsky, und ein „Correspondenzblatt von der russischen Grenze", worin gezeigt wird, wie russische Literatoren in deutschen Journalen gegeneinander polemisiren.

Unter Nr. 7 folgt ein Literaturblatt: „Briefe an Th. Mundt über die Literatur in Östreich", von Stephan Thuem, ein interessanter Artikel, die Fortsetzung erwünscht. In einer natürlichen Verbindung mit diesen Briefen steht: „Östreichisches Culturleben", von F. E. P., im zweiten Hefte, unter welcher Überschrift von der Geistlichkeit, dem Schulwesen und der Aristokratie in Östreich gehandelt wird.

Das zweite Heft des „Freihafen" beginnt mit „Volksfeste und Volksgesang in Schwaben". Dem Norddeutschen, der in geselliger Rücksicht nichts Höheres kennt als sein Casino, sein Diner, seinen Thee, eröffnet sich mit diesem Artikel die Perspective in ein neues Leben; es überkommt ihn eine Ahnung von Dem, was das Bürgerleben ist und sein soll; er fühlt, was wir damit verloren haben, daß es eigentlich gar kein Volk mehr gibt; je mehr Herren, desto mehr Knechte. Es fehlt unserm Leben — sagt der Verf. sehr gut — an thatkräftiger Fülle und innerer Gediegenheit. Wir heißen uns Herren und sind einander gehorsame Diener; wir gehören nicht mehr uns an, wir sind Sklaven des Andern, des Zwecks, des Augenblicks.

Digitized by Google

Der Verf. unſers Artikels iſt überzeugt, und er hat Recht, daß nicht die materielle Geſchäftigkeit, nicht die Induſtrie, nicht die Eiſenbahn, nicht die Dampfmaſchine uns eine Zukunft geben könne; aber die geiſtigen Schätze der Bildung, welche in nie geſehenem Schwunge durch die Adern der Gegenwart kreiſen, die Ausmünzung aller geiſtigen Erübrigung in die leicht curſirende Münze zweckmäßigen Wiſſens, die allſeitige Vermittelung der Geiſter wird ihre Zinſen und Früchte für die Zukunft bringen.

Die Skizze über Volksgeſang geht von dem Satze aus: Volkslieder mit Geiſt und Kraft allen Ständen zugänglich machen, heißt dem deutſchen Bewußtſein einen gemeinſamen Halt geben, an dem es ſich ſelbſt wieder fühlen und befeſtigen kann. Unter Volkslied verſteht der Verf. ein Lied, das vom Volke, welches es ſingt, auch gedichtet iſt; er tadelt, daß Erlach in ſeiner „Vollſtändigen Sammlung der vorzüglichſten deutſchen Volkslieder" von der Mitte des 15. bis zur erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts dies nicht anerkennt, und erklärt, daß Kretſchmer in ſeiner neuen Sammlung (Berlin 1838) auf dem rechten Wege ſei. Unſer Verf. gibt einige charmante Volkslieder und erwähnt Friedrich Silcher, Muſikdirector in Tübingen, der entſchiedenes Talent für Compoſition des Volksliedes hat. Ludwig Uhland wird mit Nächſtem Forſchungen über das deutſche Volkslied mittheilen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Le livre des peuples et des rois, par *Charles Sainte-Foi*. Zwei Bände. Paris und Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1839. 18. 2 Thlr.

Über dieſes Buch äußerte der bekannte Ballanche gegen Chateaubriand, daß Frankreich in ſeinem Verf. einen großen Schriftſteller mehr zähle. Sehen wir, was uns das Buch bringt! In didaſkaliſirtem Style, aber reinſtem Franzöſiſch, in fortlaufenden Anrufungen, Ausrufungen und Beſchwörungen, wie ein zuſammenhängendes Gebet, entwickelt ſich die Schrift, indem ſie allen Ständen, den Prieſtern, den Gatten, den Familienvätern und Familienmüttern, den Ärzten, den Geſetzgebern, den Miniſtern, den Geſandten, den Wählern, den Richtern, den Schriftſtellern, dem Volke und den Königen ihre Pflichten vorzeichnet, ihren Abfall von Gott geißelt und Das, was ſie ſein ſollen, auf ein Princip der Moral und Religion zurückführt, ohne welches alle Beſtrebungen und Handlungen in ſich nichtig ſind. Der Verf. gehört zu jenen Jüngern der Freiheit und Bekämpfern des dem geiſtigen Fortſchritte mit der Waffe der Prioilegien ſich entgegenſtellenden Eigenwillens, die um ſo mehr Raum gewinnen und auf das Volk wirken müſſen, je moraliſcher die Anſichten ſind, die ſie als Fahne des Fortſchritts vor ſich her tragen. Der Verf. iſt unparteiiſch genug, auf der einen Seite die Machthaber, auf der andern Seite das Volk zu ſtrafen; aber ſeine Grundſtimmung iſt weſentlich demokratiſch, demokratiſch im edlern Sinne. Er zieht beſonders das Schwert gegen die Geſetze, welche die Großen begünſtigen und des Volkes Wohlſein beeinträchtigen, und mit erhöhtem Eifer predigt er gegen ihren Misbrauch, ihre falſche Anwendung, ihre Dunkelheit und Beſtechlichkeit. Er will, daß nicht das Volk, noch weniger ein Einzelner, ſondern daß die Tugend ſouverain ſei und die Gerechtigkeit Allen gerecht werde. Das mag in dieſer unſerer unzulänglichen und mangelhaften Welt ein Traum ſein, der ſich vielleicht nie erfüllen wird, aber ein ſchöner Traum, welcher der Erfüllung werth iſt, und um den wir Denjenigen, der ihn träumt, von ganzem Herzen beneiden könnten. Ein geſunder Zorn, ein edler Unwille, beide durch die Ungerechtigkeiten und Irrthümer, gegen welche ſie anſtreben, gerechtfertigt, zeichnen den Verf. aus, der uns oft als ein ſtrafender Prieſter, als ein begeiſterter Prophet erſcheint. Ein Journal nannte das Buch eine Nachahmung, oder beſſer eine Fortſetzung des Thomas a Kempis, ebenſo einfach, ſo glaubensvoll, ſo troſtreich, aber bitterer und heftiger als das mildere und chriſtlich verſöhnlichere Muſter. Der etwas anmaßende Titel erinnert auch ein wenig ſtark an das „Livre du peuple", obgleich weder in den Grundſätzen noch in der Tendenz eine Ähnlichkeit ſtattfindet. Der nackte Zorn hat das „Buch des Volkes" eingegeben, ein chriſtlicher Gedanke das „Buch der Völker und Könige". Die Form, in welcher Lamennais und Sainte-Foi ihre Gedanken populair zu machen ſtreben, iſt allerdings faſt dieſelbe, und man kann nicht leugnen, daß dieſer zugleich einfache wie affect- und ſalbungsvolle Styl wohl dazu geeignet iſt, zum Herzen des Volks zu ſprechen. Das „Buch der Völker und Könige" möchte aus folgendem Princip hervorgegangen ſein: Sainte-Foi, betroffen durch den Zuſtand der Geſellſchaft, dieſe Entkräftung, dieſe Nervenabgeſpanntheit und zugleich Nervengereiztheit, dieſen Zerſetzungsproceß, welcher ſie mit einer vollkommenen Auflöſung zu bedrohen ſcheint, unterſuchte die Natur des Übels und glaubte ſeinen Urſprung in dem allgemeinen Mangel an eigentlich chriſtlicher Geſinnung wie in dem Mangel an jener Liebe, Milde, Barmherzigkeit und Verſöhnlichkeit zu finden, welche die Reſultate eines wahrhaft chriſtlichen Geiſtes ſind. Während ſeine Landsleute insgemein der Anſicht ſind, daß das Übel in den politiſchen Inſtitutionen begründet ſei, und daß man, um jenes zu heilen, dieſe vervollkommnen müſſe, erhebt ſich Sainte-Foi über die Grenzen der dunſtigen politiſchen Sphäre und macht die Probleme des ſocialen Lebens zu einer moraliſchen und religiöſen Frage. Ihm zufolge iſt das Übel, welches uns aufreibt, der Egoismus, und als Heilmittel dafür gilt ihm das Princip der chriſtlichen Liebe in ſeiner Anwendung auf alle ſowol Familien- wie Staatsverhältniſſe. Chriſtus, welcher ja eine Gleichheit und Gleichberechtigtheit der Menſchen in Ausſicht ſtellte, iſt das Muſter, das er Allen zur Nacheiferung empfiehlt, an deſſen Erlöſungswerk er die Berufung und Beſtimmung aller Menſchen knüpft, ſo zwar, daß alle Arten und Richtungen des ſocialen Lebens nur als eine Fortſetzung und Verlängerung des durch den Heiland ausgeübten Prieſterthums und Erlöſungswerkes betrachtet werden müſſen. Wenn er ſich an die Könige, die Biſchöfe, den Papſt, die Volksvertreter, die Advocaten, die Ärzte wendet, ſo beginnt er mit der Darlegung der innern Verwandtſchaft und Ähnlichkeit, welche zwiſchen ihren und des Heilands Verrichtungen und Aufgaben beſteht. Das Recht und die Pflicht ſtehen nach des Verf. Meinung in einem ſolchen Verhältniß, daß jedes Recht Demjenigen, der in ſeinem Beſitze iſt, Pflichten auferlegt, und daß jede Pflicht Demjenigen, den ſie verpflichtet, ihrerſeits Rechte verleiht, und in dieſem innigen Wechſelverhältniß zwiſchen Recht und Pflicht, oder der Auflöſung deſſelben beruhe, ſagt der Verf., einerſeits das Glück, andererſeits das Unglück der menſchlichen Geſellſchaft. Dieſe Idee dient dem Werke als Grundlage und wird von dem Verf. unter tauſend Formen recapitulirt und auf die verſchiedenſten Lebenslagen und Functionen in Anwendung gebracht. Als eine Probe von des Verf. Auffaſſung und Styl diene folgende Stelle:

„Ich habe um mich geſchaut und große Ungerechtigkeiten erblickt, und ich habe zu Gott geſprochen: Mein Gott! wieſlange ſoll es noch ſo bleiben?"

„Zu meiner Linken war ein Mann, und dieſem Manne waren die Hände gebunden, und er war gefeſſelt an einen Meuchelmörder, und ſo hielten ſie aneinander wie Zwillinge."

„Und viel Volks umgab ihn und überhäufte ihn mit Verwünſchungen; und Scham bedeckte ſeine Stirn, und große Thränen fielen aus ſeinen Augen."

„Da fragte ich: Welch großes Verbrechen hat dieſer Mann

Digitized by Google

da begangen? — Und man antwortete mir: Der Mann war arm, und seine Kinder fleheten um Brot, und er hatte keins ihnen zu geben, denn es war Niemand, bei dem er Arbeit gefunden hätte."

„Und er schlich in das Haus eines Reichen, der ihm ein Almosen verweigert hatte, und er öffnete den Kasten, worin sich das Brot befand, und er nahm davon ein Stück, brachte es seinen Kindern und sprach: Ihr werdet nun nicht sterben, denn hier bringe ich euch Brot."

„Und seine Kinder segneten Gott, dafür, daß er Mitleid gehabt mit ihrem Elend, und sie segneten ihren Vater mit Thränen, dafür, daß er ihnen Brot gebracht, damit sie nicht stürben."

„Und ihr Vater weinete mit ihnen und sprach: Segnet euren Vater nicht, denn ich habe mir das Brot nicht verdient, und freut euch nicht, denn dies Brot ist die Frucht eines Diebstahls."

„Und seine Kinder schrien laut auf und sagten: Wir werden dies Brot nicht essen, denn es ist ein Brot des Unglücks und des Fluches, und wir wollen sterben, damit wir nicht sehen die Schande unsers Vaters."

„Und da sie das sagten, traten Soldaten herein und ergriffen den Vater mit den Worten: Du bist es, der das Brot genommen."

„Und seine Kinder warfen sich ihnen zu Füßen und riefen: Habt Mitleid mit unserm Vater unsertwegen, und führet ihn nicht von uns, denn wir wollen sterben."

„Aber die Soldaten hörten nicht auf sie, und die Richter ließen sich nicht erweichen, sondern verurtheilten ihn wie einen Uebelthäter, weil die Natur stärker bei ihm war als das Gesetz, und weil er seine Familie der Ordnung vorzog, welche die Gesellschaft eingesetzt hat."

„Und ich wendete mich ab, und ich sah zu meiner Rechten einen Mann, der war reich gekleidet, und Alle drängten sich um seinen Weg und grüßten ihn und priesen ihn."

„Da fragte ich: Was ists, was dieser Mann Gutes gethan hat? Und man antwortete mir: Dieser Mann hat sich durch Wucher bereichert, er hat viele Familien ins Elend gestürzt; aber man verurtheilte ihn nicht, weil er reich ist und viele Fürsprecher und Freunde hat."

„Und als ich das hörte, schauderte ich in mir selbst und meine Seele wendete sich in mir um, weil der Anblick der Ungerechtigkeit sie erschüttert hatte." 84.

Literarische Notiz.

In Leipzig ist vor kurzem aus der Breitkopf- und Härtel'schen Officin, in der während der letztrn Jahre außer einer ganzen Reihe polnischer Classiker auch die sehr wichtigen und umfangreichen historischen Werke von Naruszewicz und Niemcewicz neu abgedruckt worden sind, das erste Heft einer neuen Ausgabe des polnischen heraldischen Werkes erschienen, das von dem Jesuiten Kaspar Niesiecki (gest. 1743) in den Jahren 1728—43 in vier großen Folianten in Lemberg herausgegeben worden ist und jetzt sehr theuer bezahlt wird. Es führt in der neuen Ausgabe den Titel: „Herbarz polski *Kaspra Niesieckiego*" (Polnisches Wappenbuch). Dem Verf. stand seiner Zeit eine große Masse von Actenstücken und Familiennachrichten zu Gebote, daher enthält das Werk nicht nur die ausführlichsten und genauesten Genealogien der polnischen adeligen Familien, sondern ist auch noch immer eine Fundgrube für die Geschichte des polnischen Volkes und der polnischen Literatur. Es fand so große Anerkennung, daß es durch einen kaiserlich östreichischen Cabinetsbefehl vom 6. Oct. 1800 für Östreich zur Nachweisung des Adels für authentisch erklärt wurde, und die Witwe eines Wojewoden Tarlo mehr als 100,000 polnische Gulden zum ersten Abdrucke desselben hergab. Aber vielfachee Aufforderungen ungeachtet versäumten doch viele Familien dem Verf. ihre Familienacten zuzusenden, und daher hat das Werk auch viele Lücken, besonders in Rücksicht auf den Adel von Großpolen. Der empfindlichste Mangel aber ist, daß der Verf. nicht immer die Kritik zu üben wußte, daß sich zuweilen eine gewisse Gehässigkeit gegen die dissidentischen Familien kundgibt und das Werk überhaupt von dem Standpunkte eines befangenen katholischen Priesters abgefaßt ist. Hier stand einem neuen Herausgeber ein weites Feld zur Verbesserung und Sichtung offen, und hier hätte ein gelehrter Historiker, wie etwa Lelewel, eine würdige Aufgabe gefunden. Durch Anwendung solcher Kräfte wäre auch bei dem neuen Abdrucke die polnische Literatur wirklich bereichert worden. Der Herausgeber des vorliegenden Heftes, Johann Bobrowicz, hat sich nun aber damit begnügt, Manches abzukürzen und dafür einige Ergänzungen einzuschalten, die aus Wielobek's „Heraldik", Krasicki's Zusätzen u. s. w. entnommen, doch nicht von der Bedeutung sind, daß das Werk durch sie allein dem heutigen Standpunkte der Historie genügen könnte. Dagegen ist das Äußere der neuen Ausgabe sehr splendid, die zahlreichen Abbildungen der Wappen sind mit größter Sorgfalt angefertigt. Auch zur Wappenkunde nichtpolnischer, insbesondere deutscher Geschlechter enthält das Werk wichtige Beiträge, wir wollen nur erwähnen, daß den Familien Alabanda, Achinger, Auerswald, Betina, Bethman, Biberstein, Boner, Brochwich, Butler u. s. w. lange Abhandlungen in dem vorliegenden ersten Hefte gewidmet sind. 9.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist jetzt **vollständig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.

Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt*
besorgt und herausgegeben
von
***Dr.* Friedrich Jakob Behrend.**

Sechs Lieferungen.

Tafel I—XXX und **Text Bogen 1—24**, nebst **Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt.**

Gross-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten bildet die erste Abtheilung der **Ikonographischen Encyklopädie**, die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Dieffenbach*, Leibarzt Dr. *Grossheim*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt.

Die nächsten Abtheilungen werden die **Knochenbrüche und Verrenkungen** (nicht colorirt) und die **Syphilis** (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 282. — 9. October 1839.

Die deutschen Vierteljahrschriften.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 281.)

Mehr Furore als dieser erste Artikel macht ein anderer von Hrn. M. Veit. Dieser nämlich schlägt vor, daß, sowie die Kunstvereine werdenden Talenten aufhelfen, ein Verein sich bilden möchte, der gewordenen Talenten und Genies, respective Gelehrten, zum Druck ihrer Opera hülfe. Es gibt Viele, die diesen Artikel für einen schlimmen Deohbrief gegen die Buchhändler ansehen und an der Stelle der Buchhandlungen schon große Verlags- und Vertriebsvereine erblicken. Was mich betrifft, so sage ich wie mein großer Lehrer Hegel: Was wirklich ist, das ist vernünftig; nun ist der Buchhändler wirklich, also ist er auch vernünftig, d. h. mit andern Worten: da Niemand leugnen kann, daß Buchhändler existiren, so ist es auch vernünftig, daß sie existiren. Der Vorschlag des Hrn. Veit aber scheitert an folgenden Punkten: 1) an dem Renommée der Renommiertesten, welche für ihre gelehrten Werke immer Verleger finden; 2) an der Gewinnsucht der Nichtrenommirtesten, welchen der Gelehrtenverein keinen Gewinn garantiren kann; 3) an dem Streite der historischen und der philosophischen Schule, welche durch innern Krieg den ganzen Verein vernichten würden, oder vernichten werden; 4) daran, daß die Belletristen schnell einen ähnlichen Verein constituiet und nicht probat gefunden haben werden, ehe die Actienzeichnung des geheimen Vereins beginnt.

Unter den Literaturblättern dieses Heftes findet sich noch eine kurze Exposition über einen Aufsatz: „Fr. Gentz und das Princip der Genußsucht" ꝛc., eine Exposition, deren Tendenz zu sein scheint, das Princip des Hedonismus zu vertheidigen. Was mich betrifft, so kann ich es nicht vernünftig finden, wenn man spricht: „Gentz war ein moralischer Schwächling; aber er ersetzte diese Schwäche durch glänzende, beneidenswerthe Vorzüge, die Früchte tiefen Studiums und seltener Begabung". Nehme ich den Menschen als Menschen, d. h. die Totalität seiner Persönlichkeit, so kann ich unmöglich denken, daß die Existenz eines Vorzugs die Nichtexistenz eines andern ersetzen soll. Wenngleich die menschliche Vollkommenheit nur approximativ gedacht werden kann, so sage ich doch, es gibt nur Eine Tugend. Wenn aber unlängst Jemand die Behauptung aufgestellt hat, daß man zwar die Immoralität nicht billigen dürfe, daß man aber nachsichtig sein müsse gegen Naturanlage und Geistesbildung, so glaube ich daran erinnern zu dürfen, daß Sokrates den Aristipp, den Stifter der cyrenäischen Schule, dahin brachte, daß er den Grundsatz aufstellte: „*Το κρατειν και μη ἡττασθαι ἡδονων ἀριστον*", d. h., die größte Kunst besteht darin, daß man die Lust beherrscht und nicht von ihr beherrscht wird. Erst spätere Cyrenaiker bildeten daraus ein consequentes System des Hedonismus oder der Genußlehre, während Epikur behauptete, Vernunft und Freiheit müsse, unabhängig von der Natur, über die Begierden herrschen. Wenn nun die genannten Philosophen sich in der bezeichneten Weise über das Princip des Hedonismus geäußert haben, so braucht gar nicht angemerkt zu werden, daß Plato und Zeno, oder Akademiker und Stoiker, die *σωφροσυνη* unter die *ἀρεται πρωται* oder Cardinaltugenden setzten. Diese historischen Bemerkungen geben, meine ich, den besten Maßstab zur Beurtheilung des Artikels: „Gentz und das Princip der Genußsucht."

Das dritte Heft des „Freihafen" enthält unter seiner ersten Nummer eine Erinnerung an Malthus: „Armuth und Volksvermehrung", von Franz Baltisch. Ich kann nicht leugnen, daß der Name Malthus mich auf eigenthümliche Weise ergreift, so oft ich ihn höre; denn es drängen sich mit diesem Namen alle die kolossalen, wirklich gräßlichen Resultate seiner Theorie in mein Bewußtsein, und ich glaube, es geht Vielen so. Mag Jemand das Leben betrachten als Materialist, oder als Spiritualist, oder als Politiker, oder als Christ, es ist immer ein entsetzlicher Gedanke, daß die Mittel der Subsistenz um desto beschränkter werden, je weiter sich das Menschengeschlecht über die Erde ausbreitet. Wenn nun diese Lehre des Malthus zu den ernstesten Problemen der Zeit gehört, ein Problem ist, welches selbst die Hoffnung, die wir von der Zukunft des menschlichen Geschlechts haben, bedeutend moderiet, so mag es wol nicht passend sein, einen solchen Gegenstand in die Abhandlungen aufzunehmen, welche bezeichnet sind als „Unterhaltungsbilder aus den Kreisen der Gesellschaft". Für Den, welcher die Theorie Malthus' kennt —, und von den rechten Lesern des „Freihafen" darf man das voraussetzen — ist diese Darstellung zu oberflächlich; Derjenige, welcher noch nichts von derselben gehört hat, wird hier nicht tief genug in dieselbe hineingeführt.

Digitized by Google

Gegen zweierlei muß ich mich außerdem noch entschieden erklären. Erstens: der Verf. scheint die Malthus'sche Theorie für durchaus neu zu halten; indeß ich behaupte, daß der Hauptgedanke derselben schon mehren Institutionen altasiatischer und europäischer Völker zum Grunde gelegen habe. Wenn nämlich die alten Israeliten in ihrem Staate das Gesetz hatten, daß alle sieben Jahre ein Sabbathjahr und alle siebenmal sieben Jahre ein Jubeljahr gehalten werden sollte, damit Jeder wieder in den Besitz Dessen käme, was er hatte veräußern müssen; wenn Kodrus einen ἀποδεσμος und Solon eine σεισαχθεια einführte; wenn Lykurgus den ganzen Landbesitz in verhältnißmäßige Portionen von Neuem eintheilte; wenn die ersten Christen eine Gütergemeinschaft einführten: so hat allen diesen Institutionen das Bewußtsein von der Unverhältnißmäßigkeit der Volksvermehrung und der Summe der Subsistenzmittel zum Grunde gelegen. Wenn zweitens der Verf. des vorliegenden Artikels „Diejenigen, welche sich ernstlich mit Politik beschäftigen", auffodert, die Schriften von Malthus zu studiren, so begreife ich nicht, wie derselbe glauben kann, daß solche Leute diese Auffoderung bedürfen, zumal da Schriften wie Mohl's „Polizeiwissenschaft" und Schmidt's „Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism" jedem Gebildeten bekannt sind.

Nr. 2. „Der Winterabend", aus dem Russischen des Nikolai Melgunoff übersetzt von Varnhagen v. Ense. Hr. Varnhagen muß doch ein Gefühl davon haben, daß es ein verkehrtes Beginnen ist, uns so häufig mit russischen Gerichten zu tractiren; er fühlt's vielleicht, daß ich auf dem Punkte stehe, Diejenigen für Feinde unsers Volks zu erklären, die auf Kosten unserer Nation fremden Schofel bei uns einschwärzen; darum tritt der Übersetzer in einer Vordemerkung als sein eigener Anwalt auf. Allein ich hätte den Herrn für einen geschicktern Advocaten gehalten. Er sagt nämlich, daß er von einer literarischen Neuigkeit nichts Unerhörtes, Überschwängliches, Epochemachendes verlange, wie Diejenigen thun, die mit diesem kleinen Genrebilde unzufrieden seien. Wenn nun der Herr Übersetzer vom Unerhörten, Überschwänglichen, Epochemachenden auf ein kleines Genrebild überspringt, so ist der Sprung allerdings sehr groß und contrastirt sehr barock mit dem Folgenden, wo es heißt, daß in diesem kleinen Genrebilde ein Boden edler, von humaner Güte und Einsicht durchdrungener Bildung, ein schöner Verein sinniger Lebensauffassung, ästhetischer und sittlicher Reinheit und gewandter, anmuthiger Behandlung zu finden sei. Ich möchte den Übersetzer auffodern, eine soirée ouverte zu geben und alle diese einzelnen Punkte in dem kleinen Genrebilde nachzuweisen; opponiren darf jeder Anwesende.

Unter Nr. 3 folgen deutsche Lebensbilder aus den Jahren 1778—82. Schade, daß die Bilder nicht satirisch gehalten sind.

In der folgenden Nummer wird Hoffmann als Musiker geschildert. Die Absicht dieses Aufsatzes ist, zu beweisen, daß Hoffmann's Inneres selbst reinmusikalisch war, und daß er nur zufällig eines größern Rufes als Schriftsteller denn als Componist genießt. Sehr interessant ist die Entwickelung des Satzes, daß Hoffmann der Dichter und Hoffmann der Componist zwei ganz verschiedene Geister seien: in seinen Compositionen ist nichts von Gespensterspuk, nichts von jener schauerlichen Wildheit, die wir an dem Dichter kennen, sondern er hält sich wie seine großen Muster, Cherubini und Mozart, durchaus auf dem echtmusikalischen Standpunkte des Wohlklangs und der Formenschönheit. In Verbindung mit diesen Sätzen schildert der Verf. die ganze musikalische Carrière unsers Hoffmann und fügt viele Stellen aus Hoffmann'schen Briefen über Musik und über sein Verhältniß zur Musik bei. Darauf kommt die Rede auf Hoffmann's musikalischen Nachlaß, der in den Händen des Dr. E. Hitzig ist, und der Leser erhält eine Charakteristik der Oper „Undine", von der wir gern glauben, daß sie in ihrer melodischen und dramatischen Haltung keineswegs veraltet und wol werth ist, wieder auf unsere deutsche Bühne gebracht zu werden. Als Musikbeilage gehört zu diesem Artikel ein Lied von Hoffmann.

Der folgende fünfte Artikel dieses Hefts: „L. Tieck und die deutsche Romantik", ist eine vortreffliche Gabe; die Entwickelung ist pragmatisch, die Darstellung klar, die Auffassung voll Wahrheit und ohne Parteilichkeit. Die Fortsetzung wird sehr willkommen sein.

Nr. 6. „Krieger und Priester", Erinnerungen und Betrachtungen von H. Koenig. Wenn wir Deutsche einem Nichtdeutschen eine klare Idee unsers deutschen Wesens geben wollen, so brauchen wir ihn blos so ein Bild von H. Koenig vorzulegen; diese Naturwahrheit, dieses treuliebende Sichanschließen und Hingeben an die Natur, dieses sinnvolle Sichversenken in dieselbe, diese reine Harmonie von Mensch und Natur wie von Natur und Gott — das Alles findet sich bei Wenigen so klar und rein wie bei ihm. Ich wüßte nicht, was der Herausgeber des „Freihafen" seinen Lesern Vorzüglicheres dargebracht hätte als „Krieger und Priester" von H. Koenig.

In Nr. 7 wird eine Charakteristik heutiger Universitäten versprochen und mit Bern der Anfang gemacht. Wenn wir in der letztern Zeit zu zweien Malen genöthigt waren, unser gerechtestes und tiefstes Misfallen über die Art und Weise an den Tag zu legen, mit welcher man in einem hallischen Journal über die Universitäten Jena und Leipzig sprach, indem einestheils offenbare und absichtliche Einseitigkeit die Urtheile dictirt hatte und anderntheils die evidentesten Thatsachen ignorirt oder entstellt waren, so müssen wir um so mehr die Redaction des „Freihafen" loben, daß sie in einem einfach wahren, von Parteilichkeit freien Artikel den Unverständigen ein Muster gibt, wie dergleichen Gegenstände behandelt werden müssen.

Nr. 8. „Das Frömmlerwesen im Lutherthum." Der anonyme Verf. sagt, daß er längst gewünscht habe, von einer geübten Feder dieses schlimme Wesen dargestellt zu sehen; da das noch nicht geschehen sei, so mache er sich selbst daran, zu untersuchen, was die Ursache und der Zweck des Frömmlerwesens sei. Wenngleich nun der vorliegende Artikel nicht auf das Wesen des Lutherthums zurückgeht, so ist doch die Charakteristik des Frömmlerwesens mit Wahrheit gezeichnet, und was über Ursache und Zweck desselben

Digitized by Google

gesagt wird, das stimmt mit den verständigsten Grundsätzen und Ansichten, die sich darüber aufstellen lassen, überein. Wir theilen ganz die Ansicht, die den Schluß des Ganzen macht, daß nämlich das Frömmlerwesen zum Atheismus führe oder denselben vorbereite. Übrigens bemerken wir dem Hrn. Verf. rücksichtlich seines im Eingange geäußerten Wunsches, daß He. Dr. Bretschneider in Gotha ein ganz gutes, sehr instructives Buch über Pietismus oder Frömmlerwesen geschrieben hat.

Und nun noch Eins: merkwürdig ist es, daß selbst diese Vierteljahrschrift glaubt, sie könne der Correspondenzartikel nicht entbehren, da doch die Herren der jungen Literatur so heftig und wiederholt auf die Correspondenzen in der „Abendzeitung" und im „Morgenblatt" schimpfen. In diesem dritten Hefte des „Freihafen" finden sich „Hanseatische Briefe", welche in Bremen und Lübeck Indignation erregt haben.

Wenn nun mehre Artikel dieser drei Hefte mehrfach Veranlassung zum Dissentiren gegeben haben, so halte ich es gerade für einen der glänzendsten Vorzüge des „Freihafen", daß er der Discussion immer neue und reiche Gebiete eröffnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Schriften über Friedrich den Großen.

1. Friedrich der Große und seine Zeit. Nach den besten Quellen dargestellt von F. F. Reiche. Zwei Lieferungen. Leipzig, Kollmann. 1839. Gr. 8. Die Lieferung von drei Bogen Text und mit zwei Stahlstichen 8 Gr.
2. Friedrich der Große, dargestellt nach den besten Quellen von A. E. Fern. Zur Jubelfeier des Jahres 1740 allen Preußen gewidmet. Drei Lieferungen. Magdeburg, Rubach. 1839. Gr. 8. Die Lieferung von drei Bogen Text und mit zwei Kunstblättern 8 Gr.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß die hundertjährige Erinnerung an Friedrich's II. Thronbesteigung auch der buchhändlerischen Speculation eine dem Anscheine nach nicht unergiebige Quelle eröffnen werde. Zwei solcher Unternehmungen haben auch bereits begonnen, deren eine Hr. Reiche, ein durch manche Compilationen bekannter Schriftsteller, der andern Hr. Fern, ein uns bisher unbekannter Name, vorsteht. Wie verdienstlich nun auch immer eine jede Erinnerung an den größten Mann des 18. Jahrhunderts nicht blos für Preußen, sondern auch für das gesammte Deutschland sein muß, so kann auf der andern Seite doch nicht unbemerkt bleiben, daß eine für das größere Lesepublicum berechnete Schrift jetzt keine schwere Aufgabe ist; denn die Geschichte Friedrich's II. hat in den letzten Jahren durch die umfassenden Werke des gelehrten Preuß, der sich mit einer seltenen Aufopferung der Geschichte dieses Königs gewidmet hat, solche große Bereicherungen erhalten, daß spätere Schriftsteller nur diesem Geleheten zu folgen brauchen, um ein nützliches Buch zu liefern. Nehmen wir nun noch die Beiträge von Rödenbeck, Raumer, Fr. Förster, Fr. Cramer, Wilken und Thiébault, die militairischen Erörterungen in der von Offizieren des großen Generalstabes zu Berlin herausgegebenen Geschichte des siebenjährigen Krieges und vielleicht auch die Bücher der Ausländer Dover und Paganel, so erscheint die Aufgabe für Volksschriftsteller hinsichtlich der Herbeischaffung des Stoffs eben nicht sehr schwer. Und so finden wir denn auch, daß es sich die Herren Reiche und Fern ganz leicht und bequem gemacht haben. Ihre Bücher sollen bald fertig werden; da muß denn auch rasch gearbeitet und die alten zugänglichen Quellen müssen rasch ausgeschöpft werden. Die Verleger haben ferner den Preis nicht zu hoch gestellt, für guten Druck und Papier gesorgt, auch einige Stahlstiche hinzugethan, und so wird das Buch in einzelnen Lieferungen in die Welt hinausgeschickt, angepriesen und vielleicht auch gekauft. Ob es gerade den Lesern großen Nutzen bringen wird, und ob sich für Verbreitung historischer Kenntnisse ein wesentlicher Vortheil aus diesen Compilationen (denn nur als solche vermögen wir beide Schriften zu bezeichnen) erwarten läßt, wird aus den folgenden Urtheilen hervorgehen.

Hr. Reiche will nicht nur Friedrich II., sondern auch seine Zeit schildern, was auf jeden Fall nur als Aushängschild betrachtet werden kann, da die Erwähnung der Mächte, mit denen Friedrich Krieg geführt, unmöglich zugleich als eine Geschichte seiner Zeit gelten kann. Die Darstellung in den beiden ersten Lieferungen umfaßt die Jugendzeit des Königs und seine Regierungsgeschichte bis in den zweiten schlesischen Krieg hinein. Die Thatsachen sind im Allgemeinen richtig angegeben, die Erzählung selbst ist kalt und gewöhnlich, hier und da sonderbarer Weise mit dichterischen Redensarten aufgeputzt, ermangelt jedoch nach unserm Dafürhalten der Begeisterung, welche die Beschäftigung mit einem großen Manne bei dem Verfasser einer solchen Schrift erzeugen muß. Man mag nun gegen Archenholz's „Geschichte des siebenjährigen Krieges" sagen, was man will (und auch wir erkennen gern ihre Mängel an), aber eine lebendige Begeisterung für Friedrich hat nicht allein die Feder des Verf. geführt, sondern auch die Herzen sehr vieler Leser in einem solchen Grade ergriffen, daß sich nicht viele für das Volk geschriebene Bücher jener Geschichte an die Seite stellen können, die ein neuerer Schriftsteller sehr ungerecht eine „Husarenliteratur" genannt hat. Im Einzelnen aber gibt Hrn. Reiche's Schrift zu manchen Ausstellungen Anlaß. Ausdrücke wie „die Liebe, das wesentlichste Ingredienz der Religion", aber „gelehrter Kram", grammatische Constructionen wie „ein Feind von dem Prunk", und Vergleichungen Friedrich's mit einem „Bürgerkönige", diesem bis zum Ekel gebrauchten Schiboleth der französischen Julirevolution, oder mit Napoleon auf S. 85, indem Friedrich im J. 1743 einen deutschen Fürstenbund habe stiften wollen, wie ihn der französische Kaiser „in neuerer Zeit unter dem Namen des Rheinbundes zu Wege brachte" — alle diese Dinge scheinen uns nicht in ein Volksbuch zu gehören. Ebenso dürfte dem Hrn. Verf. für die folgenden Lieferungen größere Genauigkeit zu empfehlen sein. So finden wir hier einen „Fürsten Bischof von Breslau", der an einer andern Stelle „Zinzendorf" für Sinzendorf (zwei ganz verschiedene Familien) genannt wird; ferner werden „Domherren und Capitularen" unterschieden, da doch dies im gewöhnlichen Sprachgebrauche gleichbedeutende Ausdrücke sind, und auf S. 25 wird der Begleiter Friedrich's auf seiner Flucht gar zum Gendarmerielieutenant von Katte gemacht, da er doch Lieutenant im Regiment Gendarmen war. Gleich darauf hat Hr. Reiche nicht einmal den Ort genannt, wo die Flucht des Prinzen geschah, während Hr. Fern auf S. 30 ganz richtig das Dorf Steinsfurt, zwischen Heilbronn und Heidelberg auf der Straße von Ludwigsburg nach Manheim, als solches angegeben hat, wie es die sorgfältigen Untersuchungen Tzschoppe's in Preuß' „Geschichte Friedrich's des Großen" (Th. I, S. 483) ermittelt haben.

Die Stahlstiche sind nicht übel; aber in beiden Werken ist der Übelstand zu rügen, daß sie nicht zu den in den vorliegenden Lieferungen behandelten Gegenständen gehören, also von vielen Lesern blos als Bildchen betrachtet werden können, oder, wie wir es schon oben nannten, als Aushängeschilder der Verleger.

Die Schrift des Hrn. Fern ist gründlicher gearbeitet, auch besser und mit größerer Wärme geschrieben, wenngleich wir in einzelnen Stellen den Styl etwas geschraubt finden und eine nicht glückliche Nachahmung der Schreibart Johannes v. Müller's. Denn was sollen in einem Volksbuche die Tiraden über den Freimaurerorden oder über den „welschen Dolch, den der Papst in nächtlicher Stunde dem freisinnigen Könige in den Rücken bohren wollte", oder folgende Schilderung eines Reite-

Digitized by Google

reiangriffes: „Wie eine Wetterwolke gegen die andere zieht, so stüeme der mächtige Heerhaufe heran und stäube den unbeholfenen Knäuel einer ungeübten und bügellosen Reiterei wie Spreu auseinander.“ Hoffentlich werden solche Auswüchse in den folgenden Lieferungen verschwinden. Dagegen ist die Auswahl der Begebenheiten und die zweckmäßige Ausführlichkeit zu loben, mit welcher der Verfasser bei solchen Begebenheiten verweilt, die im Munde des Volks ein besonderes Interesse erlangt haben, wie bei Friedrich's Aufnahme in den Freimaurerorden, bei seiner Verkleidung im Kloster Kamenz, bei der Schlacht von Mollwitz und ähnlichen Begebenheiten. Die treue, lebendige Schilderung des Lebens in Rheinsberg ist in einem Buche dieser Art recht an ihrem Platze und wird vielen Lesern neu sein. Überall sind die besten Quellen benutzt, wenn es auch nicht in dem Plane des Verf. liegen konnte, sie überall namentlich anzuführen. So zeigt sich dies unter Anderm in der Darstellung der Jugendgeschichte Friedrich's, wo sowol seine als seines Vaters Persönlichkeit so geschildert ist, daß die richtige Vertheilung von Licht und Schatten jedem Leser das Urtheil erleichtern wird. Etwas ungerecht aber ist der Ausdruck auf S. 15, daß „Friedrich Wilhelm I. der Träger des Obscurantismus in Glaubenssachen gewesen sei und ein Vorbild für die kurzsichtige Menge der Kleinbürger“.

In der Schreibung der Namen ist Hr. Fern auch genauer als Hr. Reiche. Nur durfte er den Namen des östreichischen Generals Neipperg nicht „Neuperg“ schreiben, wenn ihn auch Friedrich selbst so geschrieben hat. Die Familie nannte sich ursprünglich Neidperg und Nydperg, wie aus dem „Gothaischen genealogischen Taschenbuche der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr 1825“ zu ersehen ist. Einen guten Eindruck machen auch die aus Shakspeare und Schubart wohlgewählten Mottos über den einzelnen Abschnitten; Hr. Reiche hat die seinigen aus den Werken Friedrich's II. entlehnt.

Hiernach scheint uns also Nr. 2 empfehlungswerther als Nr. 1, und wir glauben, daß dasselbe auch ohne die etwas marktschreierische Empfehlung der Verlagsbuchhandlung auf dem Umschlage sich als ein nicht unnützliches Volksbuch seinen Weg bahnen würde. Die Unternehmung selbst hat, wie wir schon oben bemerkten, ihr Gutes, und gerade in unserer Zeit, wo sich gewisse deutsche Schriftsteller so viel mit Napoleon beschäftigen und ihm, dem Erbfeinde unsers Volks, allerhand papierne Ehrentempel aufrichten, ist es wol ganz zeitgemäß, auch das Andenken Friedrich's des Großen zu erneuern. Aber freilich würde die vollständige, geordnete Ausgabe seiner Werke im J. 1840 die schönste Huldigung sein, die dem Andenken des großen Königs dargebracht werden könnte. Wir wissen, daß eine solche in Berlin vorbereitet wird, und daß sie den Händen des fähigsten Mannes anvertraut ist. 2.

1. Beiträge zur Geschichte des wiedererstandenen Griechenlands vom Jahre 1827 bis 1. Juni 1835, von Anf. Freiherrn von Trockau. Bamberg, Dresch. 1839. 8. 8 Gr.

2. Erinnerungen eines ehemaligen griechischen Offiziers aus den Jahren 1834—37. Darmstadt, Pabst. 1839. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Daß das erste, 53 Octavseiten umfassende Büchelchen wirklich und wahrhaftig Beiträge zur Geschichte Griechenlands enthalte, hat wol nur der Verf. selbst meinen können. Ob er dazu an und für sich die nöthige Kenntniß der Thatsachen selbst gehabt habe, weiß man nicht, wenngleich er sich auf den Titel als vormaligen griechischen Oberlieutenant, Hauptmann und Major charakterisirt; daß er aber ein Urtheil über die Thatsachen und namentlich über die handelnden Personen habe, wie auch Derjenige desselben bedarf, der nur Beiträge zur Geschichte liefern will, kann man entschieden verneinen. Dazu besitzt er gar zu wenig Ruhe und Unparteilichkeit der Beobachtung, welche auch dann, wenn man in Betreff der Ereignisse und der handelnden Personen nur auf Schattenseiten gestoßen zu sein und beide nur ins Schwarz malen zu können meint, nicht allein Jedermann wohl ansteht, sondern auch nöthig ist, um nicht parteilich wenigstens — zu scheinen. Ob nun aber der Verfasser diese Ruhe und Leidenschaftslosigkeit des Urtheils z. B. in Ansehung der Personen sich bewahrt habe, mag ein Jeder selbst beurtheilen, der seine absprechenden Urtheile und oft injuriösen und calumniösen Bemerkungen über die einzelnen Glieder der Regentschaft liest. Wir können daher auch nicht anders glauben, als daß er durch diese Schrift nur allein sich selbst habe nützen wollen (wenigstens hat er dadurch der griechischen Sache ganz und gar nichts genützt), und jedenfalls ist dieselbe die nämliche Schrift, über welche, als über eine gehässige Diatribe, man auch in griechischen Zeitungen selbst höchlichst misbilligend und tadelnd sich ausgesprochen hat.

Die unter Nr. 2 aufgeführten „Erinnerungen“ lassen sich, wenn man von manchen uninteressanten Erzählungen über militairische Hin- und Herzüge des Verf. in Griechenland und über sonstige Längen darin absieht, gut lesen. Ihr Verf. hat im Allgemeinen und zunächst die Ursachen der Verstimmung unter den deutschen Militairs in Griechenland auseinandersetzen, die Schuld der ihnen widerfahrenen Behandlung darstellen und jene selbst wegen ihres Entschlusses, Griechenland zu verlassen, rechtfertigen wollen. Wir enthalten uns eines Urtheils darüber, ob ihm dies wirklich gelungen sei, da es schwer ist, aus der Ferne über dergleichen mit Sicherheit zu urtheilen; aber jedenfalls kann man alle seine eigenen Urtheile über die griechische Nation nicht für ganz unparteiisch halten. Über Griechenland und die dortigen Zustände kann man hier Manches lernen, und die Darstellung selbst ist lebendig und gefällig. Schauderhafte, aber darum gewiß nicht minder wahr, sind die am Schlusse mitgetheilten Züge aus dem Leben einzelner Griechen der Gegenwart. 25.

Literarische Miscellen.

Dionysius de Sallo, welcher in Frankreich die erste Literaturzeitung, das „Journal des savants“, herausgab, nahm darin keine Beurtheilung eines juristischen Buchs auf, weil, wie er angab, den Rechtsgelehrten kein Platz unter den Literaten gebühre. Darüber ist sich nicht zu verwundern, denn, wie Erasmus („Apophthegmata“, B. 8., S. 374) erzählt, pflegte der Gerichtspräsident Jodocus von Mecheln aus Gehässigkeit gegen die Literaten zu sagen: „keiner, der einige Fortschritte in den schönen Wissenschaften gemacht, vermöge auch nur ein einziges Gesetz vollständig zu begreifen“. Wie anders dagegen lauten die Verse, welche unter das Bildniß des Petrus Pithöus (gest. 1596) gesetzt sind:

Plein de bon sens et de lecture,
Pithoe sent mêler plusieurs fois
Les lois à la littérature,
Et la littérature aux lois.

Noch im 16. Jahrhunderte glaubte man die Elemente des Gerichtsprocesses im Paradiese aufsuchen zu können. „Man findet“, sagt Petrus Fridee unter dem angenommenen Namen Heinrich Knaustes*), „vorerst die Ladung, indem Got Adam ruffete und sprache: Adam, wo bist du? Daenach kommet die gehorsame Erscheinung, indem daß Adam sich darstellet und anewortet: Herr, deine Stimme habe ich gehöret und mich gefürchtet. Folget die Klage: Du hast von dem Holtz gegessen, davon ich dir zu essen verboten hatte. Darnach folget die Schutz-Red, auch die Keiegesbefestigung affirmative: Die Fraw, die du mir gegeben hast, hat mir von dem Holtz dargereichet.“ 166.

*) In der Vorrede zu dem „Gerichtlichen Feuerzeug, oder erstes A B C- und Lehrbüchlein aller gerichtlichen Ordnung, Proceß und Sachen“ (Frankfort 1586).

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 283. — 10. October 1839.

Die deutschen Vierteljahrschriften.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift, dee Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Herausgegeben von Oswald Marbach.

Wenn man die Widmung des Herausgebers liest, so tritt Einem darin eine Ansicht des Lebens entgegen, welche duech ihre Männlichkeit, ihre Würde, ihre Tiefe ebenso sehr imponiet, wie sie durch ihre freudige Zuversicht gewinnt. Ich habe die feste Überzeugung, daß die Menschheit keine andere Führerin duech die Wirren des Lebens und dee Zeit haben kann als die Philosophie. Freilich muß dann die Philosophie aufhören blos Wissenschaft zu sein; sie muß, wie der Herausgebee der Zeitschrift sagt, die esoterische Weisheit umgestalten zum allgemeinen Volksbewußtsein, damit die Welt fortan wisse, was sie wolle, damit sie nicht, nur dunkein Gefühlen gehorchend, ferneehin in Angst und Leidenschaft umhertappe und statt aufzubauen nur zeestöre. Füe Diejenigen, welche die Ausführbarkeit dieser Idee bezwelfein, führe ich an, daß unter den alten Philosophen mehre eine Ahnung davon hatten, und daß neuere sie wiedee aufgenommen haben. Oder wer ist, der leugnen wollte, daß alle Fortschritte, welche die menschliche Gesellschaft gemacht hat, gemacht seien dadurch, daß der Mensch sich in dee Welt besonnen und orientiert hat. Dieses tiefere, allseitigere Sichdesinnen und Sichorientiren, das ist aber nichts Anderes als die Philosophie.

Allerdings haben Viele diese Idee einer Emancipation von den Fesseln der Schule misverstanden und haben gedacht, man müsse die Philosophie populariſiren, ihre einzelnen Theile und Lehrsätze für den gemeinen Mann appretiren und alle schwierigen Probleme geradezu hinauswerfen. Es läßt sich nicht leugnen, daß, um nue ein Beispiel anzuführen, G. E. Schulze, der Verf. des antikantischen „Äneſidemus", eine solche Art von Popularphilosophie zum Ideal seines Lebens und Lehrens gemacht hat.

Wie wenig He. Maebach eine solche Idee theilt, geht daraus hervor, daß er in platonisch-poetischee Weise sagt: „Die Philosophie ist der lichte Traum, welchen im Grabe einer großen Vergangenheit dee Geist von ihm selber träumt, aber ein Traum dee Wahrheit. Die Poesie ist das Bewußtsein des Geistes von ihm selber in dee neuen Welt seines Daseins, er erkennt sich in diesee wieder; die Religion ist das Selbstgefühl des Geistes in seiner Ewigkeit, die Gewißheit, mit welcher er in jedee der Einzelstufen seines Daseins sich festhält als der, welcher in ihnen verschiedene, immer mehe zue Vollkommenheit seiner selbst heeanreifende Erscheinungen hat." Kurz, es lebt in dem Herausgeber die feste Überzeugung, daß der Geist sich offenbaren muß, und daß dies sein ewiges Leben ist.

Nun abee kommt Einem hier unwillkürlich der Gedanke, daß wir in Deutschland mit der Emancipation der Philosophie auch in anderer Art schon recht unerfreuliche Erfahrungen gemacht haben. Namentlich ist H. Heine durch sein vages, sarkastisches, sich philosophisch nennendes Raisonniren über die wichtigsten Ereignisse unserer Geschichte und unsers Lebens nicht blos gar keinem Bedürfniß entgegengekommen, sondeen hat sogar das hiee und da sich regende Bedürfniß auf eine nicht selten infame Art verhöhnt. Indeß in ganz entgegengesetzter Art wird der Herausgebee dieser Zeitschrift die Zeitinteressen besprechen; diese Überzeugung gibt uns der wirklich gediegene Inhalt der zwei ersten Hefte. Wir sind der festen Zuversicht, daß es Hrn. Marbach, wenn ee ausgezeichnete Männer unsers Volks mit sich zu veebinden vermag, gelingen werde, was ee anstrebt. Indeß Namen allein thun's nicht: z. B. die Beiträge von dem großen Fr. Rückeet, im ersten Hefte „Ismael und Abdallah", im zweiten „Die Sanddünen", sind beide nur ausgezeichnet durch den Namen des Verfassers. In „Ismael und Abdallah" wird die Geschichte der Opferung Ismael's nach dem ersten Buch Mosis erzählt. Mir ist's undegreiflich, daß ein Mann wie Rückert, der doch viel Sinn für Naturwahrheit, füe Originalität und Simplicität hat, es wagt, diese alten Erzählungen der Bibel in anderer Form wiederzugeben, als in bee sie uns seit den früheſten Tagen unserer Kindheit bekannt und heilig geworden sind. Mir erscheinen diese Versuche nicht blos verfehlt, sondern sogae das Gefühl beleidigend. Die Idee der „Sanddünen" von Fr. Rückert ist folgende. Eine Wiese ist vom Sande eines Stroms überschüttet; die Wiese jammert darüdee; dee Herr hört's und befreit die Wiese vom beschwerenden Sande. Nun fährt der Dichtee fort und singt:

So fühl' ich ringen mein Gemüthe,
Vom Wust des Wissens eingestaubt,
Es ringt empor zu neuer Blüte,
Wozu der Sand den Raum ihm raubt.

Wohlan, du maßt dich selbst erkühnen,
Kein Andrer ist für dich bereit.
Wirf in den Strom der Zeit die Dünen
Und blüh' noch einmal mit der Zeit!

Ich glaube, ein Jeder muß den Vergleich etwas lahm und das Ganze einer unfruchtbaren Sanddüne nicht unähnlich finden.

So will ich nun den Inhalt des ersten Hefts zunächst im Einzelnen durchgehen. Nächst dem erwähnten „Ismael und Abdallah" finden wir unter Nr. 2 eine Novelle von Oswald Marbach: „Der Pietist". Über diese Erzählung weiß ich nichts Besseres zu sagen, als was ich in Nr. 103 d. Bl. gesagt habe: Eine Novelle ist eine kleine Neuigkeit, oder eine neue Kleinigkeit.

Nr. 3. „Besprechung zum Frieden", von Leopold Schefer. Es ist schon weit und breit bekannt, daß sich in Jerusalem unlängst eine Acte gefunden hat, zufolge der Leopold Schefer seinem protestantischen Glauben untreu geworden und in den Schoos der katholischen Kirche zurückgekehrt ist. Nun kann man sich's wol vorstellen, daß die katholische Kirche, besonders die idealistische und idealisiete, verwandtschaftliche Punkte zwischen sich und L. Schefer hat entdecken können, und wenn jenes falsche Document erst nach des Dichters Tode ans Licht gekommen wäre, so würden auch Viele die Echtheit des Inhalts gar nicht angezweifelt haben; indeß, so viel wir L. Scheser kennen, so sind wir der Überzeugung, daß die einfach wahre Religion des Christenthums in des genannten Dichters Gemüthe die zartesten Blüten und die schönsten Feüchte gezeitigt habe, und so tief innerlich und gemüthlich er auch die Religion auffaßt, so ist ihm doch auch das Licht des Verstandes werth; das sieht man namentlich aus Nr. 83 seiner „Besprechung zum Frieden":

Strauß ist aus — wie der Strauß, der die Eier der Sonne gelegt hat . .
Doch nun Geschlecht nach Geschlecht wird er und wird er so fort.
Strauß ist ein Blumenstrauß aus Kant, Reimorus, Arius,
Paulus und Jean Paul, Goethe und Schiller und Krug,
Herder und Fichte, voll himmlisches Houchs aus der Wahrheit Aposteln,
Selber aus Jesus klar eigenen Worten gepflückt.
Ein Vergißmeinnichtstrauß, Immortellen darin!
Fest mit dem Bandr Vernunft, fest für die Erde geknüpft.
Jesus reicht ihm die Hand und drückt sie dem Freund', der zum Leben
Ihn aus dem Märchenbuch, göttlich zu wirken, erlöst.
Nun ist Christus erlöst! Nun ist er erstanden! nun seiner
Würdig, der Menschheit hochwürdig, und würdig dem Gott.

Nr. 4. „Unsterblichkeit", ein Sonettenkranz von Oswald Marbach. Ich glaube, ein Jeder, der Sinn für die Erhabenheit dieses Gegenstandes hat, der findet darin nicht Worte, sondern Erfahrungen des Heezens und Erlebnisse des Gemüthes. Das Contemplative und das Exhortative vereint sich hier zu dem schönsten und würdigsten Ganzen, und der Dichter reißt uns hin, daß wir mit ihm sagen:

Der Himmel ist nicht jenseit dieser Erden!
Ich fühle klar in mir den Gott zum Menschen werden.

Nr. 5. „Hans Preller von Lauffen." Dem Leser wird hier eine Schweizersage mitgetheilt, die nicht einfacher, nicht naiver, neckischer und wahrer gedacht werden kann. Wilibald Alexis ist in dieser Art Meister. In jeder Jahreszeit werden wir ihn mit dem freundlichsten Willkommen! begrüßen.

Nr. 6. „Der neue Orpheus", von Karl Eitner. Dies vortreffliche Gedicht ist ein schönes Brispiel von echtdichterischer Conception eines theilweise gegebenen Stoffes. Sehr wohl gelungen ist auch

Nr. 7. „Das säculariſirte Testament", von Karl Eitner.

Nr. 8. „Roland's Tod", von Oswald Marbach, ein Gedicht in Uhland's Weise, von gutem Effect. Von wahrhaft großartiger Anlage und Ausführung sind

Nr. 9. „Nachtgemälde", von Oswald Marbach. Der Dichter malt die Nacht der Liebe, die Nacht der Verschwörung, die Nacht der Rache, die Nacht der Freiheit, die Nacht des Gerichts, die Nacht des Elends, die Nacht des Todes. Und diese Folge der Gemälde, die Fortschreitung der Handlung, das Echtdramatische, das geheimnißvoll Verschleierte, Alles ist lebenswahr gedacht und mit künstlerischer Meisterschaft ausgeführt; dazu kommt, daß die Verse in den Hauptmomenten wahrhaft malerisch sind, sowie die Sprache mit vollendeter Kunst gehandhabt ist. Ich muß gestehen, es ist mir leid, daß ich den Lesern dieser Relation nicht gleich die „Nachtgemälde" in die Hand zaubern kann. Wie feurig und edel ist „Die Nacht der Liebe" gehalten; wie lebenswahr in ihrer Wildheit und in ihrem Trotz „Die Nacht der Verschwörung"; wie vollendet schön „Die Nacht der Rache": dieser Gegensatz des häuslichen Friedens und Stillebens gegen den der Geliebten entdeckten Tyeannenmord. Von ungeheuerm Effeet sind namentlich die Verse:

Constanza bebt zurück. „Lorenzo!" jammert
Das aufgeschreckte schöne Weib „o, sage,
Was ist geschehn? — Lorenzo — ich verzage —
Blut — da bist fürchterlich —
Sprich — ich beschwöre dich! —
Weß — ist — dies — Blut!?"
„„Tyrannenblut!""
Er sprach's, und dunkle Glut
Flog durch sein Angesicht.

Von wahrhaft antiker Haltung ist die „Nacht der Freiheit"; man lese nur die Verse:

Das Ohr, in welches Freiheitslieder schollen,
Das höret nicht das Toben der Natur;
Die Augen, die im Tod zusammenfallen,
Dir blendet nicht das Flammen der Natur;
Wer seinem Todfeind in das Auge blicket,
Der siehet nicht das Brechen der Natur;
Wem auf sein Herz des Gegners Dolch gezücket,
Der merket nicht das Zucken der Natur!

In gleicher Weise die folgenden:

Es klirren die Schwerter, es strömet das Blut,
Und nur mit dem Leben entschwindet der Muth.
Die Mordenden dürsten, noch Blute sir lechzen,
Die Lebenden brüllen, die Sterbenden ächzen,
Es wimmern die Kinder, es heulen die Weiber,
Umklammern im Wohnsinn Gefallener Leiber
Und werden zertreten vom Fuße der Krieger; —
Verderbet sind Alle und Keiner ist Sieger!

Digitized by Google

Und welch ein reiches, großartiges, echt tragiſches Gemälde iſt die „Nacht des Todes"! In der „Nacht des Eiends" aber iſt es, als hörten wir, wie dem Unglücklichen des Lebens letzter Schimmer lautlos vergeht, als ſähen wie, wie er jagt dem Grabe zu, dem Tode nach. Und wenn die letzte Nacht, die Nacht des Todes uns dunkel und ſchwer wird, ſo hat der Dichter uns doch ſchon wunderbar verſöhnt, wenn er das Schlußwort gibt:

Ein neuer Tag wird neues Leben
Den Todten geben.

Nr. 10. „Gegenwart und Zukunft der chriſtlichen Religion", von Oswald Marbach. Es iſt in dieſer gründlichen und gediegenen Abhandlung zunächſt die Rede von der Gegenwart des Chriſtenthums. Darunter wird hier nicht verſtanden die Stellung der Kirche, dem Staate gegenüber, ſondern es werden die Geſtaltungen des Glaubens charakteriſirt, erklärt und beſprochen; in gleicher Weiſe verſteht der Verf. unter Zukunft der chriſtlichen Religion die bevoeſtehenden Schickſale der cheiſtlichen Lehre und der chriſtlichen Überzeugung.

Herr Marbach gehört in die Reihe Derer, die an eine Perfertibilität des Chriſtenthums glauben; er iſt nicht blos der Überzeugung, daß das Chriſtenthum im Laufe der Tage von dem Verſtande der Menſchen völliger erfaßt und von dem Gemüthe iedendiger aufgenommen werde, ſondern er erklärt ſich für die objective Perfertibilität, d. h. dafür, daß der Fortſcheitt des Lebens und des Wiſſens, daß die Philoſophie auch den Inhait des chriſtlichen Bewußtſeins und Glaubens je mehr und mehr läutern, reinigen, erfüllen und vollenden werde. Wenn dieſe Idee auch dem trefflichen de Wette vorſchwebt, ſo bewegt ſich doch Marbach freier, ungezwungener. Von Schleiermacher aber iſt Maebach's Auffaſſung durchaus verſchieden. Denn ſo viele Entſtellungen und Verdrehungen der chriſtlichen Lehre ſich Schleieemacher auch erlaubt, ſo möchte er doch gern den Schein behaiten, ais ſeien die Dogmen der cheiſtlichen Kiechr der Quell, aus dem er ſchöpfe, während Jeder, der mit dem Syſteme der Kirche und dem Syſteme Schleiermacher's vertraut iſt, einſieht, daß dieſer Theolog die Dogmen wie ein Gewand nach ſeiner Ider zurechtſchneidet und modeit. Mir hat dies Verfahren immer wie ein Unecht gegen die eigene ſubjective Überzeugung und wie ein Frevel gegen die objective Wahrheit des Chriſtenthums erſcheinen wollen. Durchaus achtungswürdig iſt im Gegentheil der Verfaſſer der vorliegenden Abhandlung; er gibt nicht Worte ſtatt der Übeezeugung; er entwickeit ſeine Anſicht offen und freimüthig, mit Ernſt und Sicherheit.

Dieſe Klarheit und Sicherheit, dieſe Freimüthigkeit und dieſer Ernſt begegnet Einem gleich im Eingange der Abhandiung, wo der Verf. auseinanderſetzt, wie tief die Religion in das Leben jedes Individuums verwachſen ſei — („Wer meine Religion nicht anerkennt", heißt es daſelbſt, „der greift meine höchſte Perſönlichkeit an"), und wie daraus das zähe Halten am religiöſen Glauben ſich erkläre. Mit Ernſt und Würde wird über den religiöſen und philoſophiſchen Indiffeeentismus geſprochen, und die gemeinſame Quelle des Rationalismus und des Myſticismus wird in dem Satze nachgewieſen: „daß der Menſch die Wahrheit nicht erkennen kann". Nachdem dieſe Grundbegriffe ſcharf hingeſtellt ſind, entwickelt ſich daraus naturgemäß eine Anſicht über die Union, die preußiſche Agende, die Altlutheraner, das Conventikelweſen, die Auswanderungen des religiöſen Glaubens wegen und das Muckerthum.

Nun zeigt der Verf. zunächſt, wie der Myſticismus ſich ſelbſt geiſtig vernichte, weil er ſich des Leiblichen nicht anders annehmen kann, als indem er es impotent macht. Ingleichen weiſt er die innere Vernichtung des Rationalismus auf religiöſem Gebiete nach. „Man kommt", ſagt er, „mit dem Rationalismus nicht zu einer vernunftgemäßen Auffaſſung der Offenbarung, indem ſich jeder Einzelne auf nichts weiter als auf ſich ſelbſt beruft. Da nun die Einzelnen unendlich verſchieden ſind in Anſichten und Meinungen, ſo wird in dieſer Beziehung aus dem Rationalismus offenbar nichts; auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft hat er das Ende genommen, daß er, ſich ſelbſt aufgebend, in Philoſophie übeegegangen iſt". Daß der Rationalismus auf die Lehee von der Rehabilitation des Fleiſches führe, das entwickelt der Verf. aus dem Gegenſatze des Rationalismus gegen den Myſticismus.

(Der Beſchluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die letzten Zeiten der Gränenitz. Hiſtoriſche Novelle aus dem Ende der Regierungsjahre des Herzogs Eberhard Ludwig non Würtemberg. Von Karl Theodor Grieſinger. Heilbronn, Drechsler. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Faſt ſcheint es, als wollte der Verf. den Lobrednern der alten guten Zeit, die an der neuen nur ſchlechte Haare finden, durch Thatſachen beweiſen, wie jene hochgerühmten Tage doch auch recht ſchwarze Stunden und Seiten hatten. Eine ſolche heilloſe Maitreſſenwirthſchaft, wo Zucht und Geſetz mit Füßen getreten wurden, die ärgſten Unterdrückungen für zuläßlich galten, wie ſie nor hundert Jahren in Würtemberg ſtattfand, wäre heutzutage ganz und gar uamöglich. Dieſer Troſt iſt das Ergebniß einer gefällig geſchriebenen Erzählung, welche das Sächliche wohl abſpiegelt.

2. Sathaalel. Hiſtoeiſcher Roman von Frédéric Soulié. Aus dem Franzöſiſchen von W. Schultze. Zwei Theile. Braaaſchweig, Meyer sen. 1838. Gr. 12. 2 Thlr.

Mit gutem Fug heißt die Titelheldin, eine Araberin, Sathaniel, ſie iſt bös aus Naturnothwendigkeit. Haben die Mütter and Ammen der übrigen handelnden Perſonen aach nicht wie die der Sathaaiel Verkehr mit unterirdiſchen Göttern, ſo wurden ihre Pflegebefohlenen doch wenig beſſer als jene Teufelsanbeterin. Weſtgothen, Römer und Baganden, worunter die Urbewohner Galliens verſtandea ſiad, überbieten ſich an Nichtswürdigkeit. Untergegangen durch Verweichlichung, durch Aufgeben non Allem, was dem Menſchen moraliſchen Werth verleiht, ſiad dieſe Römlinge nur noch die morſche Riade eines kräftigen Stammes, der jetzt, blos durch äußere Faſern zuſammengehalten, ein Scheinleben führt. Die Weſtgothen haben von den Beſiegten Liſt und Treabruch gelernt, die Härte und Grauſamkeit ihrer barbariſchen Vorvordern, aber nicht deren Keuſchheit beibehaltea; dieſe unerfreuliche Miſchung findet in Priaz Erich, Bruder des weſtgothiſchen Königs Theoderich II., den bezeichnendſten Repräſentanten. Als der Liſtigſte, dem jedes Mittel erlaubt ſcheint, das zum Zwecke führt, beſiegt er alle Nebenbuhler und ſchwingt ſich auf den Theon. Dem

Klügsten, Gewissenlosesten gehört die Welt, mit diesem trostlosen Gedanken schließt sich die Geschichte, welche von einer verworrenen, gährenden Zeit ein nur zu getreues Bild entwirft, das außer den Gestalten des Gothen Aspar, seiner Gattin Alidah, dem Priester Hermes wenig bietet, worauf das Auge mit Wohlgefallen verweilen mag.

3. **Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe.** Von Heinrich Smidt. Berlin, Voß. 1839. 18. 16 Gr.

Auszug aus einem Tagebuche, geschrieben von einem verständigen Manne, dessen klare Ansichten nicht durch die Einwirkung der Phantasie verrückt werden. Es zeigt sich diese Seelenkraft in dem artigen Märchen thätig, das in „Ligur's Arm" die Entstehung von Helgoland überraschend erklärt. Auch die Sagen: „Der Mönch", „Die Südelbe", „Die beiden Thurmspitzen" verbinden das Überlieferte mit dem Erfundenen recht geschickt, sie erheitern durch ihre bunten Lichter die eintönige Färbung des Tagebuchs.

4. **Deutsche Volkssagen zunächst aus den Rheinlanden.** Herausgegeben von Roderich Benedix. Zwei Bändchen. Mit acht Bildern. Wesel, Bagel. 1839. 12. 8 Gr.

Auch hier ist die Mischung des Überlieferten und Erfundenen zu loben. Der Ton, in dem die Sagen gehalten sind, hat etwas Altväterliches, das jedoch nicht thümelt, nicht manierirt ist, obgleich man nicht immer des Gedankens sich entschlagen kann, die vorliegenden altdeutschen Gebäude habe ein neudeutscher Baumeister gut ergänzt, doch nicht so gut, daß die neuen Einschiebsel verborgen blieben. Die Sage vom Drachenfels und die der sieben Wächter im Mäusethurm sind die minder bekannten der in jeder Form gehörten rheinischen Sagen.

5. **Bonaparte und der Doge.** Von v. Lamothe-Langon. Aus dem Französischen von C. Brinckmeier. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1838. 12. 2 Thlr.

Es gibt unverwüstliche Stoffe, die nicht allein nicht auszubeuten sind, sondern die auch dem Unbedeutenden, das an sie sich lehnt, Gehalt und Glanz verleihen. Bonaparte ist in seinen Reden hier öfter nachgepfuscht als nachgeahmt, aber dennoch hält es das Werk aufrecht, das den Untergang Venedigs erzählt, in den geschichtlichen Daten trocken, in den Beschreibungen der Örtlichkeit, der Gebräuche genau, in dem Erfundenen phantastisch romanhaft. Der Doge ist null; eine alte Seherin, ein Bravo, dem die Ermordung Napoleon's fehlschlägt, der Enkel der Sibylle und die Schwester des Bravo sind die Träger des Romans. Der Enkel, Paolo Manazano, welcher über bitteres Unrecht, das ihm von der Republik Venedig angethan wurde, Rache brütet, wird französischer Bürger, es gelingt ihm, das Geheimniß der Großmutter abzulisten, wie in das Gewölbe zu dringen sei, in welchem in tiefster Verborgenheit der Schutzpatron Venedigs, St.-Marcus, ruht. Der Weg dahin ist gefahrvoller, durch die seltsamsten Vorrichtungen gesicherter, als nur immer ein Geheimniß in den Romanen à la Radcliff geschützt wurde. Trotzdem wird die Reliquie entwendet, Paolo stirbt auf eine unbegreifliche Weise zugleich mit der Großmutter, welche den Untergang Venedigs nicht überleben mag. In der Übersetzung haben sich viele Nachlässigkeiten und Fehler eingeschlichen, die doch nicht alle auf Rechnung des Correctors kommen können. tO.

Über militairisches und wissenschaftliches Verdienst.

Arago, der in dem Leben von James Watt gezeigt hat, was ein Mann wie er aus einer Geschichte von Pumpen, Stempeln, Digestoren, Dampfmaschinen u. dergl. zu machen im Stande ist, erzählt in dieser höchst interessanten, den Biographen nicht weniger als seinen Helden verherrlichenden Schrift eine Anekdote von Napoleon, die für diesen sehr ehrenvoll ist, aber wol nur Wenigen bekannt sein dürfte. Der große Meister in den Naturwissenschaften und berühmte Lobredner der Künste des Friedens spricht mit Begeisterung und der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit von dem höhern Ruhme, der den stillen wissenschaftlichen, als den geräuschvollen militairischen, nur zu oft durch glückliche Umstände und Zufälle unterstützten Verdiensten gebühre; er führt dafür die Anerkennung an, welche von den größten Feldherren aller Zeiten den Gelehrten zu Theil geworden sei, und wie jene es stets für ihre höchste Ehre gehalten hätten, entweder selbst Gelehrte zu sein, oder durch Umgang mit Gelehrten ihre Achtung für die Wissenschaft zu offenbaren. Als das letzte Beispiel nennt er Napoleon. Bekanntlich schätzte dieser seinen Titel membre de l'Institut höher als den eines Obergenerals der ägyptischen Armee; aber wie groß seine Hochachtung für Gelehrte war, wie er eine einfache Anerkennung aus ihrem Munde weit höher schätzte als alle Schmeicheleien seiner Creaturen, die sich nicht entblödeten, ihm ins Gesicht zu sagen: „Als Gott Napoleon geschaffen hatte, fand er es nöthig auszuruhen", das offenbarte er besonders in einer Sitzung der französischen Akademie, d. h. der vierten, den schönen Künsten gewidmeten Classe des von ihm neuorganisirten Institut national, am 27. Febr. 1808. Die Versammlung war außerordentlich zahlreich; Chenier eröffnete dieselbe mit einer Anrede an den Kaiser, in welcher folgende Worte vorkommen: „In dem Lager, wo fern von den innern Zwistigkeiten dieses Reichs der Ruhm unserer Nation fortwährend in unumwölktem Glanze strahlt, ist eine neue, den neuern Völkern bis jetzt unbekannte Beredtsamkeit entstanden. Die Musterreden der antiken Heerführer, welche wir in den Schriften der Alten lesen, gehören oft dem Talente des Geschichtschreibers an; hier aber kann kein Zweifel obwalten, die Beweise liegen vor uns, und die Geschichte hat nichts weiter zu thun, als sie zu sammeln. Sie kamen von der italienischen Armee, diese schönen Proclamationen, in denen der Sieger von Lodi und Arcole eine militairische Beredtsamkeit schuf, deren Muster er ist, während er zu gleicher Zeit eine neue Kriegskunst ins Leben rief." Mit tiefem Schweigen hörte man den Redner; da unterbrach ihn plötzlich der Kaiser, die Hand aufs Herz gelegt, den Körper vorwärts gebeugt und die Stimme vor Rührung zitternd, mit den Worten: „Es ist zu viel, meine Herren! Sie beschämen mich; ich weiß nicht, wie ich Ausdrücke finden soll, Ihnen zu danken." Die anwesenden Hofleute waren ganz erstaunt, und sie sorgten dafür, daß am andern Morgen im „Moniteur" die Scene ganz anders beschrieben und eine ganz andere Antwort mitgetheilt wurde. Arago hat übrigens in der Wahl des Beispiels, so sehr wir ihm auch für die Mittheilung verpflichtet sind, nicht daran gedacht, daß Napoleon gegen das Lob von Gelehrten allerdings nicht gleichgültig war, aber daß er ihren Tadel nicht vertragen konnte. Er erlaubte ihnen das Sprechen und freute sich, wenn sie gut von ihm sprachen; aber das Denken erlaubte er nicht, oder haßte und fürchtete es doch. Wir Alle wissen, was er unter Ideologen und Ideologie verstand. Mit diesem Worte ächtete er alle Philosophie und jede speculative Wahrheit; und wer diese fürchtet, ihr feind ist, wer die Wissenschaften blos als bezahlte Lobrednerinnen im Gefolge seiner Macht ehrt, der hat nicht den echten Begriff von und nicht die wahre Achtung vor ihnen. Der Geist der Wissenschaft und der Geist der Tyrannei sind auch in der That zu verschieden, als daß sie sich jemals befreunden könnten. Hätte Napoleon auf der geistigen Höhe gestanden, um den Geist, welchen die Wissenschaften verleihen, nicht zu fürchten, er wäre nie gestürzt worden. So aber erhob sich der große Redner zu keiner andern Ansicht über sie als der von ihrer Nützlichkeit und Dienlichkeit zu seinen Zwecken; was darüber hinausging, dem war er wie viele der größten Machthaber abhold. Denn dieses das unmittelbare Bedürfniß Überflügelnde erzeugt diese schädliche Ideologie mit ihrem Unabhängigkeitssinn, ihrem ungefügigen Wahrheits- und Rechtegefühl; es erzeugt Leute wie den philosophischen Cato, den Cäsar wie seinen bösen Geist fürchtete. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 284. — 11. October 1839.

Die deutſchen Vierteljahrſchriften.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 283.)

Als Zukunft des Chriſtenthums wird in unſerer Abhandlung bezeichnet die Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit. Der Geiſt, heißt es, iſt die Wahrheit des Leibes und alles Leiblichen; darum iſt dieſes in Wahrheit unterthan dem Geiſte, und wo es ſich ſelbſt gegen den Geiſt beſtimmen will, da vernichtet es ſich ſelbſt. Der Geiſt hat das Wiſſen von ſich ſelbſt, ſein Weſen iſt Perſönlichkeit, und darum iſt überhaupt Alles, als ſeine Wahrheit und Wirklichkeit in ſich habend, weſentlich perſönlich, hat auch nur Wahrheit und unvergängliche Wirklichkeit, inſofern es in der ewigen Perſönlichkeit des Geiſtes als ſelbſt perſönlich enthalten iſt. Durch dieſe Gedanken wird das Chriſtenthum nicht aufgelöſt, ſondern recht eigentlich erfüllt, wie es ſelbſt erfüllt ſein will durch den heiligen Geiſt. Diejenigen aber, welche, ergriffen von dieſen Wahrheiten, meinen, die Philoſophie ſelbſt ſei nichts anders als das zur würdigen Geſtalt verklärte Chriſtenthum, oder die Philoſophie ſei berufen, die Religion in Zukunft zu erſetzen, die ſind im Irrthume. Wie der Aſtronom mit ſeiner herrlichen Wiſſenſchaft nicht im Stande iſt die Sonne auf- und untergehen zu laſſen und ſie aufzuhalten; wie der Phyſiker nicht im Stande iſt dem Blinden Licht und Farbe zu erſetzen: ebenſo wird auch die Philoſophie niemals die Sonne der Wahrheit in ihrer Wirklichkeit heraufführen über das Menſchengeſchlecht, niemals dem Auge des Menſchen Licht und Farbe des Geiſtes zu geben vermögen, ſondern dieſes hat gethan und wird thun allezeit Religion und Poeſie.

So ſchließen wir dieſe kurze Darſtellung der vortrefflichen Abhandlung, deren reicher Inhalt außer dem Erwähnten noch die Fragen über Judenthum und Heidenbekehrung aufs klarſte erörtert. Wir glauben feſt, daß auch Die, welche die Anſicht des Verf. nicht theilen, demſelben die vollſte Gerechtigkeit in jeder Rückſicht widerfahren laſſen, und daß Andere, die noch ſchwanken in ihren Begriffen und Urtheilen, durch die innere Wahrheit und Überzeugungskräftigkeit des Verf. für ſeine Wahrheit werden gewonnen werden.

Nr. 11. „Entwicklung des Princips der modernen Kunſt", von Karl Eitner. Dieſer inhaltreiche Artikel gehört ſeiner Idee nach durchaus der vorliegenden Vierteljahrſchrift an. Es wird nämlich nachgewieſen, welches denn die Idee ſei, die in unſerer Poeſie, in unſerer Plaſtik, in unſerer Malerei ſich ausſprechen und kundmachen will. Der Hauptgedanke des Verf. wird in folgende Sätze zuſammengefaßt: der heutige Standpunkt der Idee, wie ſie als das Centrum des Lebens ſelbſt betrachtet wird, bedingt das Princip der heutigen Kunſtdarſtellung, welche dahin ſtreben ſoll, die innere Wahrheit des Lebens zur vollgültigſten Erſcheinung zu bringen. Das iſt aber der höchſte, weil der wahrſte Schein der Wirklichkeit, nach welchem von jeher alle Kunſt rang — eben um geiſtig ſinnlich zu wirken. Früher war das nur ein imaginairer Schein, eine Täuſchung, alſo ein Schein des wahren Seins. Was jene auch und wie ſie es von der Wirklichkeit entlehnte, immer bediente ſie ſich des Entliehenen nur ſymboliſch zur Hindeutung auf einen willkürlich geſchaffenen höhern, unwirklichen Zuſtand, den ſie nach eigenmächtigen Geſetzen conſtruirte. Die jetzige Kunſt aber iſt der Ausdruck des vollſten, von eigenem innern Geiſte durchwirkteſten Lebens ſelbſt und wirkt daher als ſolches in ſeiner die eigene Wahrheit herausſtellenden Verklärung. Sowie wir ſchon oben die poetiſche Kraft des Herrn K. Eitner gewürdigt haben, ſo müſſen wir demſelben als Kunſtkenner und Kritiker die vollſte Anerkennung zollen; man leſe nur die bezeichnete Entwickelung des Princips der modernen Kunſt.

Aus dem zweiten Hefte der „Jahreszeiten" nehme ich nur Folgendes:

„Der Schatzgräber", Novelle von Friedrich von Heyden. Dieſer Schatzgräber erinnert an die humoriſtiſche Novelle von Friedrich Voigts, d. h. dem Namen nach; eine Preisnovelle iſt es nicht. Wenn aber Jemand nicht einſehen ſollte, warum der Verf. ſeine Novelle nicht eine Erzählung genannt hat, den erinnere ich nochmals an Nr. 103 d. Bl. f. 1839, wo ich geſagt habe, der Dichter braucht nur zu ſagen, dies oder das von mir iſt eine Novelle, ſo kann Niemand dagegen.

„Die Macht der Liebe", von Oswald Marbach. Dies dramatiſche Gedicht zeigt uns den Verf. wieder in ſeiner eigenthümlichen Kraft und Gediegenheit. Wir haben hier ein hochtragiſches Sujet, eine ſcharfe Charakteriſtik, eine tiefe Lebenswahrheit, eine vortreff-

Digitized by Google

liche Combination, eine ſchöne Gruppirung, eine würdige Löſung.

„Goethe und Tieck", von Richard Morning.

Die Veranlaſſung zu dieſer Parallele liegt in einer Äußerung Goethe's über ſich und Tieck; Eckermann theilt ſie in ſeinen „Geſprächen" mit. Der Verf. unſerer Abhandlung hat auf dieſem Grunde ein in ſich klares und zuſammenhangendes Ganze erbaut, welches über das Verhältniß der beiden großen Deutſchen mit ſo viel Wahrheit als Tiefe und Unparteilichkeit ſich ausſpricht und eine durchaus gelungene Arbeit genannt werden muß.

Der Verf. paralleliſirt zuerſt die Anzahl und Maſſe der Producte beider Dichter, dann ſpricht er vom Stoffe und ſagt, für Goethe ſpreche die Vielſeitigkeit und Mannichfaltigkeit, für Tieck die Einheit; daß Tieck mehr aus der Phantaſie, Goethe mehr aus der Wirklichkeit ſchöpft iſt klar.

Hierauf wird die Frage ventilirt: Wie haben die Beiden ihren Stoff verarbeitet? Dieſes Wie hängt ab von der Individualität; die Individualität ſpricht ſich aus in dem ſogenannten Style. Dieſe Vergleichung des Tieck'ſchen und des Goethe'ſchen Styls iſt wirklich ſcharf und treffend. Als Reſultat ſtellt ſich heraus, daß jeder der beiden Dichter ſeinen Stoffen das ſchönſte Gewand gegeben hat.

Hieran ſchließt ſich eine Betrachtung der einzelnen Dichtungsgattungen, in denen Beide ſich verſucht haben. Tieck, ſagt unſer Verf., ſucht das Äußere in ſein Inneres aufzuheben, Goethe ſucht ſein Inneres durch das Äußere darzuſtellen; Goethe gibt den Körper und läßt den Geiſt herausleuchten, Tieck gibt den Geiſt und hängt ihm einen leichten, zarten, ätheriſchen Körper um. Die Wahl zwiſchen beiden Dichtern iſt qualvoll: die Erde iſt ſo ſchön, daß ſich Keiner von ihr losreißen mag, und vollends die Goethe'ſche Erde; aber auch die Traumwelt iſt ſchön und ſcheint wie der Mond oft ſo freundlich ins dunkle Leben — wer möchte ſie opfern wollen? und vollends die Tieck'ſche Traumwelt!

Leichter iſt die Entſcheidung über die dramatiſchen Leiſtungen beider Dichter. Wir ſtimmen ganz mit dem Verf. überein, wenn er ſagt, daß im Tragiſchen das Übergewicht auf Goethe's Seite liegt. Tieck beſitzt für das Tragiſche nicht genug Reſignation; er iſt zu mitfühlend, zu menſchlich, als daß er ſich von dieſer Seite als Gott, als höchſte Inſtanz zeigen könnte; er iſt zu weichherzig, um die poetiſche Gerechtigkeit handhaben zu können. Was die komiſchen Leiſtungen beider Dichter betrifft, ſo iſt es wahr, wenn in unſerer Abhandlung behauptet wird, daß Goethe's beſte komiſche Stellen in ſeinen Tragödien vorkommen, wie die Scene in Auerbach's Keller, die Bürgerſcene in „Egmont", und mehre in „Götz". Goethe's ſogenannte Luſtſpiele ſchließen poſitiv. Das iſt aber gegen den Charakter des Luſtſpiels; denn wird die Theilnahme am Ende befriedigt, ſo kann es nicht mehr komiſch wirken, weil jede komiſche Wirkung einen unaufgelöſten Widerſpruch vorausſetzt. In Tieck offenbaren ſich alle Momente, die zum komiſchen Effect gehören: Heiterkeit, Harmloſigkeit, Neckerei, Übermuth, Witz, Ironie, Laune, komiſche Charakterzeichnung und Situation. Im Komiſchen, bemerkt der Verf., liegt zwar eine ernſte Idee; aber die Einmiſchung des Wahren und Rechten zerſtört die komiſche Wirkung und führt uns auf den Ernſt zurück, wie ein Kind vom Tummelplatze in die Schulſtube transportirt wird; das iſt in der Goethe'ſchen Komödie der Fall. Das Reſultat dieſer Vergleichung iſt nun ungefähr dieſes: Wenn die tragiſche Wirkung der Goethe'ſchen Tragödie auch nicht größer iſt als in der Tieck'ſchen Komödie die komiſche, ſo ſtehen die Goethe'ſchen Tragödien in formeller Hinſicht als künſtleriſch-abgerundeter und claſſiſcher vor uns. Im Epos kann keine Vergleichung angeſtellt werden, weil Tieck, wie bekannt, kein Epos gedichtet hat; in der Roman- und Novellenliteratur rivaliſiren Beide bedeutend; was die Charaktere betrifft, ſo haben die Tieck'ſchen mehr Originalität, die Goethe'ſchen mehr Naturwahrheit; die Tieck'ſchen Novellen ſind auch an originellen Charakteren reicher als die Goethe'ſchen an naturwahren.

Was die moraliſche Tendenz der Dichtungen unſerer beiden Koryphäen anlangt, ſo paralleliſirt Herr Moening die „Wahlverwandtſchaften" und den „Jungen Tiſchlermeiſter", und rechtfertigt Goethe total, während er zugibt, daß Tieck ſich hier nicht als ſtrengen Moraliſten gezeigt habe, während ſonſt ſeine Dichtungen ein ſittlicher Geiſt durchwehe. Dieſe Auseinanderſetzung unſers Verf. ſcheint mir jedoch an Schärfe der Begriffe und an Strenge der Conſequenz den übrigen nicht gleich zu ſein; denn es iſt jedenfalls eine willkürliche, wenn nicht total verkehrte Unterſcheidung von Moral und ſtrenger Moral.

Somit kommen wir zu der letzten Hauptfrage: Welcher von beiden Dichteen hat in ſeinen Novellen ein vollendeteres Ganze geliefert? Zur Motivirung ſeines Urtheils ſtellt der Verf. die Foderung, daß nichts fehle, daß nichts überflüſſig ſei, und daß alle Glieder die gehörige Ausdehnung, angemeſſene Stellung und nothwendige Bedeutung erhalten. Gegen die letzten Punkte fehlt Tieck nicht ſelten.

Mit dem Schluſſe geht dann Hr. Morning auf den Ausſpruch Goethe's zurück, daß erſt in der Begrenzung der Meiſter ſich zeige; darum nennt er Goethe den Meiſter vom Stuhl, der das Allerheiligſte erſchließt.

So ſind wir am Schluſſe unſerer Relation. Doch es drängt uns, noch Eins, was wir ſchon mehrfach angedeutet haben, zu wiederholen. Da die Ideen des Herausgebers der „Jahrszeiten" ſich auf den tiefſten Lebensgrund unſers Volkes ſtützen, und da, wie wir an mehren Stellen nachgewieſen haben, die Idee des Herausgebers das Ganze durchdringt, ſo haben wir die feſte und ſchöne Hoffnung, daß derſelbe realiſirt ſehen werde, was er mit männlichem Ernſte und mit Waffen des Geiſtes zu realiſiren anſtrebt. *) 75.

*) Den zweiten Artikel laſſen wir im December folgen.

Digitized by Google

Aus Italien.

Mit [illegible] zeigen wir eine Schrift an, welche, [illegible] sie sich mit den Leiden eines einzigen Orts beschäftigt, eine Sache der ganzen Menschheit behandelt und namentlich in einem Zeitpunkte, wo von der Berufung eines medicinischen Congresses zur Prüfung der Zulänglichkeit der bisher gegen die furchtbare Geißel der Pest aufgestellten Sanitätsgesetze noch vor kurzem die Rede war, allgemeine Aufmerksamkeit verdient*): wir meinen des Dr. Cesare Massari „Saggio storico-medico sulle pestilenze di Perugia e sul governo sanitario di esse dal secolo XIV fino ai giorni nostri" (Perugia 1838), ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der Pest und der andern ansteckenden acuten Krankheiten sowie der dagegen beobachteten Gesundheitspolicei. Der Verfasser beginnt denselben, weil bestimmte und genaue Nachrichten aus der frühern Zeit des Mittelalters fehlen, mit der Pest, welche in der Mitte des 14. Jahrhunderts unter dem Namen des schwarzen Todes in Deutschland so furchtbar bekannt geworden ist und im J. 1348 in Perugia ausbrach, zu einer Zeit, wo von allen italienischen Staaten Venedig allein seit 1340 einige Vorkehrungen zur See gegen die, drei Welttheile verwüstende Seuche ergriffen hatte. In der Schilderung, welche der Verf. von den Leiden entwirft, die ein unaufhörlicher, schon Jahrhunderte lang geführter Kampf der bekannten Parteien mit sich brachte, von den engen und unreinlichen Wohnungen, von dem Schmutz und der Unfläthereі auf den Straßen, auf den Höfen und in den Häusern, von dem gänzlichen Mangel gepflasterter Wege und öffentlicher Gesundheitspolicei, von der Unsitte des Begrabens in den Kirchen, von der Sorglosigkeit um die Beschaffenheit der Nahrungsmittel u. dergl. m. hören wir zugleich den erfahrenen Arzt und den Historiker. Wir begreifen hier, wie Livius uns aus den Annalen Roms ohne Unterlaß Pest auf Pest, oft in Verbindung mit Hungersnoth, berichten kann; die physische Lage des Volks, das in engen Hütten auf Stroh lag und sich oft zu der schlechtesten und kärglichsten Nahrung genöthigt sah, war in der berühmten Republik nicht besser, ja nicht einmal so gut wie die des italienischen Volks im 13. und 14. Jahrhundert. Mangel an allen prophylaktischen Maßregeln und einem verständigen Sanitätscollegium **) setzte die im allgemeinen starkbevölkerten Staaten des Alterthums, in denen man scenische Spiele und öffentliche Lustbarkeiten gegen epidemische Krankheiten anordnete, ebenso wie die des Mittelalters den vollen Verheerungen der Pest aus, und während wir unsere Sicherheit preisen, bedauern wir die Menschen jener unglücklichen Zeiten, indem wir lesen, wie in Perugia z. B. in dem Zwischenraume von 1348—1528 13 Pestausbrüche (im J. 1494 von dem mal francese, einem damals neuen Übel, begleitet) erfolgten. Es ist schwer, der Versuchung zu widerstehen, einige von des Verf. reichen Nachrichten über die Natur und Äußerung der Krankheiten, oder über die prophylaktischen Maßregeln, welche man seit 1425 mit immer zunehmender Einsicht ergriff, über Krankenpflege, Armenversorgung, polizeiliche und diätetische Anordnungen, die man im Laufe der Zeiten treffen lernte, mitzutheilen; allein der Raum zwingt uns, dem Leser und uns dies Vergnügen zu versagen, da ein kurzer Auszug den Zweck nicht erfüllen würde, und auf das Buch selbst zu verweisen, das Jeden, wer Anmuth des Styls, tiefe Gründlichkeit der Forschung, die auch das Kleinste nicht aufzusuchen verschmäht hat, reichen Geist und humane Gesinnung schätzt, befriedigen wird. Nur einen einzigen Fall, der uns zeigt, daß nicht in unsern Tagen erst den großen Haufen der italienischen Ärzte der Vorwurf der Feigheit und Pflichtvergessenheit getroffen hat, wollen wir nicht unerwähnt lassen; es ist die Flucht aller Ärzte aus Perugia bei der Pest von 1437, mit Ausnahme eines einzigen, des Andrea di Romito da Fabriano, dem dafür der Magistrat eine öffentliche Danksagung abstattete (— — „per non essere dalla città fuggito, come altri fecero", heißt es darin). Das Buch schließt mit einigen praktischen Vorschriften für Staatsarzneiwissenschaft, namentlich für Medicinalpolicei und mit Untersuchung der Frage: ob die häufige Einschleppung der Pest nach Europa mit der Handelsthätigkeit dieses Erdtheils in Verbindung stehe? Sie wird von dem Verfasser bejaht.

*) Vergl. hierzu die Notiz über die medicinisch-statistischen und historischen Arbeiten italienischer Ärzte in Nr. 117 d. Bl.

**) In Perugia wurde ein Consiglio della sanità erst 1610 eingesetzt.

Mit Auszeichnung verdienen die „Memorie di fisica sperimentale scritte dal prof. *Stefano Marianini* dopo il 1836. Anno I. 1837" (Modena 1838), bis jetzt zwei Hefte, erwähnt zu werden; das zweite ist besonders durch Behandlung der wichtigen Frage über den Ursprung der Elektricität in der Volta'schen Säule interessant.

Auf dem Gebiete der schönen Literatur ist eine eigenthümliche Erscheinung: „Lorenzino de' Medici, dramma storico di *Giuseppe Revere*, con note ed illustrazioni" (Mailand 1838). Es hat für uns nichts Auffallendes mehr, da wir längst daran gewöhnt sind, daß die heroische Tragödie den hohen Kothurn abgelegt hat und auf dem Soccus des prosaischen Dramas in die Realität des gemeinen Lebens herniedergestiegen ist. Revere ist einen Schritt weiter gegangen und hat, auf den Ruhm des Dichters verzichtend und sich der eigenen Erfindung gänzlich begebend, mit einer ängstlich historischen, auf das gewissenhafteste Studium der Thatsachen gestützten Treue eine wichtige Begebenheit der florentinischen Geschichte, die Ermordung des Tyrannen Alexander durch Lorenzino de' Medici, dramatisirt. In historischer Hinsicht ist die Arbeit preiswürdig und mag von dieser Seite vor vielen Dramen in Prosa und Romanen, die sich die Miene des Geschichtlichen geben, im Grunde aber die Geschichte verzeichnen, den Vorzug verdienen; allein kann die Kunst — daß auch auf diese der Verf. Anspruch macht, beweist sein ängstliches und unnöthiges Bemühen, die Handlung in den engen Raum von 24 Stunden zusammenzudrängen, ein Mißverständniß der Regeln des Aristoteles, der von dem Dramaturgen weder dies noch ein knechtisches Anschmiegen an den historischen Thatbestand verlangt — durch ein so gewaltsames Hinziehen zur Wirklichkeit gewinnen, erfüllt die Muse der Poesie, wenn sie so buchstädtisch eine Tochter der Mnemosyne, vielleicht gar der historischen Kritik wird, ferner ihren Zweck, der das freie Schaffen ist? Für die Poesie ist ein solches Bemühen verderblich, aber auch rein als historisches Bruchstück betrachtet, halten wir die Arbeit für ein nachtheiliges Beispiel, weil sie, welche immer von Seiten der geschichtlichen Kritik ihre Verdienste sein mögen, dazu verleitet mit der Geschichte Spielerei zu treiben, weil sie dazu anleitet, Klio's und Melpomene's Kunst auf eine Weise zu vermischen, daß zuletzt — denn die Nachahmer nehmen es nicht so genau wie Der, der zuerst einen neuen Weg eröffnet — eintritt, was ein niedersächsischer Volksdichter, der Verfasser der „Jeremiade", in einfachen Reimen an Voltaire rügt, „der Prosa macht in dem Gedichte und Poesie in der Geschichte". Dahin muß es auf dem von Revere betretenen Wege nothwendig kommen.

Als Curiosität erwähnen wir: „Le Amazzoni rivendicate alla verità della storia con un quadro dell' origine, delle costumanze, della religione, delle imprese, del decadimento e della totale loro dispersione avvalorato con documenti tratti dalle tradizioni, dagli storici e dai monumenti etc., di *Francesco Predari*" (Mailand 1839). Wenn auch die neuere Kritik und die Mythomanie der Gegenwart in ihrem Eifer, alle soliden Bausteine der Geschichte des Alterthums hinwegzureißen und Phantasiegebilde an die Stelle zu setzen, zu weit geht, so ist doch eine blinde Annahme aller Histörchen des Alterthums ohne Kritik, noch dazu auf die Autorität von Schriftstellern wie Justin und Curtius ebenso, oder noch mehr verwerflich.

t45.

Digitized by Google

Bibliographie.

Süddeutscher Adelsheros oder Geschichte und Genealogie der in den süddeutschen Staaten ansässigen oder mit denselben in Verbindung stehenden fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häuser, mit Angabe ihres Besitzthums, Wappens, der aus ihnen hervorgegangenen Staatsmänner, Diplomaten, Helden, Gelehrten und Künstler, und ihrer in der Gegenwart lebenden Mitglieder. In Verbindung mit mehren Gelehrten und Freunden der vaterländischen Geschichte bearbeitet und herausgegeben von *Fr. Cast.* In 3 Sectionen mit Stahlstichen. 1te Section. 1ster Band, enthaltend die Geschichte und Genealogie des Adels im Königreich Würtemberg. — Auch u. d. T.: Historisches und genealogisches Adelsbuch des Königreichs Würtemberg. Nach officiellen, von den Behörden erhaltenen, und andern authentischen Quellen bearbeitet von *Fr. Cast.* Mit dem Portrait Seiner Majestät des Königs von Würtemberg. Gr. 8. Stuttgart, Gärtner. 4 Thlr.

Atpin, D. M., Das Wirthshaus in den Hochlanden. Aus dem Englischen übersetzt. 2 Bände. Gr. 8. Lemgo, Meyer. 1 Thlr. 8 Gr.

Bericht vom Jahre 1839 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft K. A. Espe. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 10 Gr.

Boas, E., Literaturstoffe. 1stes Heft. — Auch u. d. T.: Namen-Symbolik in der deutschen Poesie. Gr. 8. Landsberg a. d. W., Schulz u. Volger. 8 Gr.

Byron's Manfred. Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen. Ein Beitrag zur Kritik des gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie von Posgarn. 8. Breslau, Max u. Comp. 18 Gr.

Das Chamäleon Francis Osbaldistone. Geschichtlich getreue Darstellung der Freibeutereien Dick Turpins und seiner Genossen u. s. w. bearbeitet von F. Dietter. 3., 4. Theil. 8. Stuttgart, Friz. 1 Thlr. 18 Gr.

Chasles, Geschichte der Geometrie, hauptsächlich mit Bezug auf die neueren Methoden. Aus dem Französischen übertragen durch *L. A. Sohncke.* Gr. 8. Halle, Gebauer. 3 Thlr.

Cradd's, G., Geschichte des englischen Rechts. Nach dem Englischen bearbeitet von W. Schäffner. Gr. 8. Darmstadt, Jonghaus. 3 Thlr. 8 Gr.

Custine, Marquis v., Die Welt wie sie ist. Übersetzt von Fanny Tarnow. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 18 Gr.

Du Ménil's, A. J., Kleine Schriften. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Gedanken über mancherlei Gegenstände der Welt- und Menschenkunde von A. J. du Ménil. 1stes Bändchen. Gr. 12. Celle, Schulze. 14 Gr.

Feuerbach, P. J. A., Merkwürdige Criminalrechtsfälle, 2 Theile. 3te unveränderte Auflage. Gr. 8. Giessen, Ferber. 20 Gr.

Frix, Der junge Mystiker, oder die drei letzten Festzeiten aus seinem Leben. Eine biographische Skizze. 8. Leipzig, Köhler. 1 Thlr. 8 Gr.

Funck, Z., Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. 3ter Band: Jean Paul Friedrich Richter. — Auch u. d. T.: Jean Paul Friedrich Richter. 8. Schleusingen, Glaser. 1 Thlr. 6 Gr.

Galerie denkwürdiger Staatsmänner des 18. und 19. Jahrhunderts, welche ihre irdische Laufbahn vollendet haben. Von *****. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 2 Thlr.

Gaudy, F. Freiherr, Novellen und Skizzen. 8. Berlin, Morin. 1 Thlr. 12 Gr.

Hagenbach, K. R., Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation. 4ter Theil. — Auch u. d. T.: Der evangelische Protestantismus in seiner geschichtlichen Entwickelung in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 2ter Theil: Vom dreißigjährigen Kriege bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr. 18 Gr.

James, G. P. R., Charles Tyrrell. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Körte, W., Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt. Mit dem Bildnisse Thaer's. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

Manni, P., Praktisches Handbuch zur Behandlung der Scheintodten. Mit Vorausschickung einiger allgemeinen Betrachtungen über die Maßregeln, welche von Seiten der medicinischen Polizei zum Schutze des Lebens bei Scheintodten zu treffen sind. Nach der vierten Originalausgabe deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von A. F. Fischer. Mit 9 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1 Thlr. 12 Gr.

Müller, W., Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1840. 6ter Jahrg. Gr. 12. Cöslin, Hendeß. 1 Thlr. 8 Gr.

Pandora. Emile d'Estrées. Frédéric du Gardien. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Rathgeber, G., Annalen der niederländischen Malerei und Kupferstecherkunst. Von Rubens Abreise nach Italien bis auf Rembrandt's Tod. Folio. Gotha, Müller. 5 Thlr. 12 Gr.

— — Bibliotheca Gothana. Section der abendländischen, mit Gemälden geschmückten Handschriften. 8. Gotha, Müller. 6 Gr.

Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins im Jahre 1838. Herausgegeben von *C. F. Gauss* und *W. Weber.* Mit 10 Steindrucktafeln. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 20 Gr.

Rongemont, F. v., Geographie des Menschen, ethnographisch, statistisch und historisch bearbeitet. Aus dem Französischen mit nachträglichen Verbesserungen und Bereicherungen des Verfassers ins Deutsche übersetzt von C. H. Hugenbubel. 1ster Bd. Gr. 8. Bern u. Chur, Dalp. 1 Thlr. 12 Gr.

Sander, M., Einige Lebenserfahrungen meinen jüngeren Schwestern zur Beherzigung erzählt. Gr. 12. Aarau, Sauerländer. 1 Thlr. 20 Gr.

Scheffer, H., Crayonsskizzen. 1ster Band. Gr. 12. Marburg, Elwert. 1 Thlr.

Soulié, F., Die Zauberlaterne, oder Geschichte Napoleon's, im Volkston von zwei Soldaten erzählt. Mit Anmerkungen versehen von *Rédoltierre.* Aus dem Französischen von H. Elsner. Mit 42 Holzschnitten. Gr. 8. Stuttgart, Gärtner. 1 Thlr. 21 Gr.

Steffens, H., Christliche Religionsphilosophie. 1ster Theil. Teleologie. — 2ter Theil. Ethik. Gr. 8. Breslau, Max u. Comp. 4 Thlr. 20 Gr.

Stolle, F., Nationalversammlung der deutschen Lyriker des 18. und 19. Jahrhunderts. 3ter Band. (Lief. 3, 4.) Von Heine bis 1839. — Auch u. d. T.: Das Buch der Lieder oder die Lyriker der Gegenwart in ihren schönsten Gesängen. Gr. 8. Grimma, Gebhardt. 1 Thlr.

Storch, L., Phantasiegemälde. 1840. Mit 1 Stahlstiche. Breit 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Voigt, J., Geschichte Preußens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. 9ter Band. Die Zeit vom Tode des Hochmeisters Ludwig von Erlichshausen 1467 bis zum Untergange der Herrschaft des Ordens unter dem Hochmeister Albrecht von Brandenburg 1525. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Borntträger. 2 Thlr.

Wagner, W., Die Belagerung von Kolberg. Drama in drei Abtheilungen. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 20 Gr.

Willkomm, E., Lord Byron. Ein Dichterleben. Novellen. 3 Bde. 8. Leipzig, Engelmann. 4 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 285. — 12. October 1839.

Boz und die gegenwärtige Gestaltung des Volksromans.

Theils das Verlangen, den Engländer Boz kennen zu lernen, dessen Dichtungen in einer Zeit, wo die Literatur etwas viel von der Färbung der Massen annehmen zu wollen scheint, zu den sprechenden Zeichen derselben gehören, theils die Neugierde, durch das scharf geschliffene Glas, mit welchem er beobachtet, einen Blick in das niedere Leben und Treiben von London zu thun, bewog mich den neuesten Roman dieses Schriftstellers: „Oliver Twist, or the parish boy's progress" (3 Bände, London 1839) in die Hand zu nehmen. Wenn die Welt, welche Boz mit der Meisterschaft des Künstlers zeichnet, in England selbst den Tausenden, die in der Sorglosigkeit des Überflusses leben und von den Sonnenhöhen ihrer Paläste nicht die finstern Winkel sehen, in denen die Noth, das Laster und das Verbrechen wohnen, neu und unbekannt ist; wenn in London die eine Hälfte kaum weiß, wie die andere lebt und stirbt, und das den Schriften Boz's in den Augen der Vornehmen einen eigenthümlichen pikanten Reiz gibt und, horribly low wie sie sind, doch als first rate books vor allen andern den Zugang zu ihren Lesetischen eröffnet, dann muß der Ausländer sich noch mehr angezogen fühlen. Ich glaubte anfangs hinsichtlich des Beifalls, den Boz in der gebildeten Lesewelt findet, es sei das agro dolce des Hungers, was man in ihm suche; denn le dégoût du beau amène le goût du singulier, und nachdem man sich an ritterlichen Kraft- und historischen Prunkstücken, an Sentimentalität, Zerrissenheit und Verzweiflung, an der himmelstürmenden Poetenmisanthropie, welche zu Schiffe geht, um sich im Kampfe gegen die Türken Luft zu machen und durch ein Bad im Hellespont abzukühlen, wie an der krankhaften Migraine der Eitelkeit, die sich daheim auf dem Lotterbette rekelt, gesättigt hat, kann man ausrufen: Ah! le coquin, comme il est heureux d'avoir faim! Alles Vergnügen und alle Lust besteht in den Gegensätzen; auch das Reinschöne wird durch ununterbrochenen Genuß langweilig; darum ist der Wechsel in der schönen Literatur so natürlich wie der in den Jahreszeiten und in den Speisen. Der Gegensatz aber, der das ästhetische Vergnügen hervorbringt, ist ein doppelter, nämlich der unserer Lage mit den geschilderten Situationen und der in den geschilderten Gegenständen selbst. Es ist der erstere, der es macht, daß uns so angenehm und behaglich zu Muthe ist, wenn wir hinter dem warmen Ofen von den frierenden Reisenden auf Spitzbergen und Novaja-Semlja oder von der Nordpolexpedition lesen, oder daß uns ein angenehmes Grauen befällt, wenn wir uns in den sichern vier Pfählen in grausenhafte Räuberhöhlen oder die gespenstischen Regionen von Hoffmann's Phantasie versetzen. Der nämliche Gegensatz muß auch bewirken, daß dem Reichen gar wohl zu Muthe wird, wenn er das leidenvolle und unordentliche Leben anschaulich geschildert liest, das der Arme da unten ihm im Keller zu führen genöthigt ist; eine Wesenclasse, von deren Sitten und Lebensweise, Grundsätzen und Ansichten er gerade ebenso viel weiß wie von denen der Esquimaux und Pescheeähs, ungeachtet die Individuen oft unter einem Dache mit ihm wohnen. Der zweite Gegensatz beruht auf dem Bedürfnisse der menschlichen Natur nach Abwechselung; denn variatio delectat, und die Griechen ließen deshalb auf die Tragödie das Satyrspiel, die Römer auf ernstere Stücke die lustigen Atellanen folgen; das Hin- und Herströmen zwischen dem Hohen und Gemeinen, dem Staaten und Weinerlichen, dem Natürlichen und Monströsen in der Romanliteratur beruht auf keinem andern Gesetze.

Wie sehr nun beide Bedingungen dazu beitragen müssen, Boz, so lange die Vorliebe für die von ihm eingeschlagene Richtung währt, in die Lesewelt einzuführen, so sind es doch keineswegs die einzigen, sondern ich fand im Weiterlesen bald, daß sie von andern, in dem bedeutenden Talente und dem Charakter des Schriftstellers begründeten stark unterstützt werden. Das ist es ja eben, was die Richtung in einem Kunst- oder Literaturzweige hervorbringt, daß das Talent eines Künstlers oder Schriftstellers sich einer vorherrschenden Meinung oder Neigung seiner Zeit bemächtige und ihr durch seine Schöpfungen Leben und Körperlichkeit gebe. Jetzt ist dieselbe auf Sympathie für das Loos der untern Classen, auf die Verbesserung der Lage der „armen unglücklichen" Räuber und Mörder gerichtet; wie sollte da ein Schriftsteller nicht Glück machen, der die philanthropischen Herren und Damen aus ihrer Welt, in der sie sich langweilen, in die dunkeln Räume der Armuth, des Elends und der Schlechtigkeit einführt? Ist doch der Eingang in diese Unterwelt so nahe und durch das Verdienst

Digitized by Google

des Führers, der Felsgeklüft, schauerliches Dunkel, Acheron und Kocytus hinzuzaubert, so poetisch! steht solche Dichtung doch mit den wichtigsten Fragen der Gegenwart und den heiligsten Interessen der Menschheit im genauesten Zusammenhange! Boz gehört unstreitig vermöge seiner Originalität, seines Humors, seiner scharfen Beobachtung und treffenden Charakterzeichnung zu den seltenern schriftstellerischen Talenten. Der Witz, stets geistreich und gutmüthig, nie boshaft und beleidigend, ist so reich und verschwenderisch in seinen Erzählungen ausgegossen wie Gold und Edelsteine in den alten Fernmärchen; und obgleich er sich nur mit der Hefe der Menschheit befaßt, erscheint er selbst rein wie Gold, stets auf der Seite des Rechts, und während er eine Geschichte des schreiendsten Elends in der einfachsten Sprache mit wunderbarer Wirkung erzählt, ist er frei von jeder weichlichen Sentimentalität. In der Schilderung von Localitäten, besonders Londons, ist er meisterhaft, und zum Beobachter der Menschen und Dinge geboren, stellt er sie uns mit der vollen Geschicklichkeit des begabtesten Künstlers dar. Ganz in Übereinstimmung mit dem menschlichen Gefühle, das bei allgemeinem Leiden und einer allgemeinen Schilderung davon vag und unstet umherschweift, gleichsam als fehle ihm der Punkt, auf den es sich mit Bestimmtheit und Stärke richten könne, aber bei einzelnen plastisch dastehenden Scenen stark angeregt wird, sammelt er dasselbe gleichsam in einen Brennpunkt, individualisirt die Fälle und stellt das in Thränen schwimmende Auge der Waise, der verurtheilten Verbrecher uns hin, zeigt uns das frische Grab, läßt uns das Rasseln des unter dem eingesenkten Sarge hinweggezogenen Strickes, den dumpfen Ton der ersten darauf geschütteten Schaufel voll Erde vernehmen. Die Wirkung hiervon ist stark; denn nicht der abstrakte Begriff des Todes, nicht die allgemeine Vorstellung menschlichen Unglücks hat für uns etwas Schreckendes und Ergreifendes, sondern das unmittelbare Bild davon; der Bericht von einer mörderischen Schlacht macht nicht den Eindruck auf uns wie der Anblick einer einzigen Leiche oder die Schilderung eines Mordes unter den grausigen ihn begleitenden Umständen. So wahr und gelungen Boz's Gemälde aus den niedern Sphären des londoner Lebens sind, so natürlich er hier erscheint, so wenig vermag er das Land und ländliche Harmlosigkeit und Glückseligkeit zu schildern. Seine Sphäre ist nicht die unverdorbene Natur, sondern die künstliche Welt der Civilisation mit dem tausendfachen Ungemache, dem Jammer, Weh und der Schlechtigkeit in ihren Tiefen, die Nacht- und Schattenseite der Cultur, die Unterwelt, welche ich vorhin bezeichnete, eine Welt, die man nur in Städten wie London und Paris ganz ausgebildet finden kann. Auch seine gebildeten und anständigen Leute sind misrathene Figuren. Sie sind ihm in ihrem eigentlichen Wesen so fremd wie das Land. Der Mutterwitz und der niedere Humor, den wir bei den untern Classen großer Städte finden, die Sprache, welche Huren, Diebe und Räuber reden, die Bonmots und Ideen, welche sich in Schnappsläden umtreiben, das ist seine Stärke und Meisterschaft. Er ist in dieser Hinsicht für London, was ein Glasbrenner für Berlin, aber mit einem eben solchen Abstande wie der zwischen London und Berlin ist. Wer in dieser Sphäre sich bewegt, wer daraus seine Vorstellungen hernimmt, dessen Gefühl muß sich etwas abstumpfen, wie das von Kerkermeistern und Hospitalwärtern, die täglich, diese das Elend, jene die Schlechtigkeit vor Augen haben. Daher mag es kommen, daß diesem Schriftsteller das rein Pathetische so selten gelingt; die Ader, welche so reichlich in ihm strömt, ist das Ernst-Komische; seine Laune gibt den von ihm dargestellten Schauderscenen eine eigenthümliche Würze. So ist der Schriftsteller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln.

Erster Artikel.

Archäologie, Geschichte und schöne Literatur.

Wenn man die beträchtliche Anzahl von Gelehrten betrachtet, welche sich seit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften in Sicilien mit Vorliebe dem Studium der vaterländischen Alterthümer zugewendet haben, so wird man sich anfangs nicht einer gewissen Verwunderung enthalten können, indem man sieht, wie die sicilischen Literaten, gleichsam von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, vorzugsweise diese Richtung verfolgten. Erwägt man aber das hohe Alterthum dieser Insel, deren früheste Zeiten sich mit der Fabelwelt vermengen, berücksichtigt man den Reichthum und die Vortrefflichkeit der Denkmäler, welche aus der Zeit der höchsten Blüte antiker Kunst die Zerstörung der Jahrhunderte überdauert haben, und fügt man die natürlichen Anlagen und Neigungen des sicilischen Volkes hinzu, das sich mit wärmster Liebe Allem, was vaterländischem Boden entsprang, zuwendet, so wird man ohne Zweifel den dortigen Archäologen Gerechtigkeit widerfahren lassen und die besondere Richtung ihrer Studien zu entschuldigen geneigt sein. Wenn selbst die Fremden die sicilischen Alterthümer in der Nähe zu studiren sich sehr angelegen sein ließen, um für die Wissenschaft im Allgemeinen daraus Vortheil zu ziehen und für die Architektur, Malerei, Sculptur und die andern zeichnenden Künste gültige Muster zu gewinnen, wie müßte man da nicht mit Recht den Einheimischen, denen so zahlreiche und kostbare Gegenstände tagtäglich vor Augen stehen, deshalb Vorwürfe machen, wenn sie dieselben vernachlässigen würden? Allein, sei es nun, daß sich die Beweggründe der Wissenschaft nicht jederzeit gleich hoher Achtung erfreuen, oder daß die ernsthafte Beschäftigung der Gelehrten mit dem naturmoralischen und staatswirthschaftlichen Studien für keinen andern Gegenstand mehr Raum gestattete: gewiß bleibt es, daß nach der Mitte des letztverflossenen Jahrhunderts die archäologischen Untersuchungen gleichsam für etwas Unnützes galten und die Antiquare in keinem sonderlichen Rufe standen. Dessenungeachtet geriethen sie nicht ganz in Verfall, indem zwei dem alten Adel angehörige Männer, Ignazio Paternò Castello, Fürst von Biscari, und Gabriello Lancelloto Castello, Fürst von Torremuzza, durch ihr hohes Beispiel dieses Studium in jener Zeit aufrecht erhielten und mehre ihrer Mitbürger dafür gleichfalls gewannen. Der erste dieser beiden Männer, welche mit wohlthafter Kunstliebe alle Überreste zu sammeln bemüht waren, Biscari hatte für diesen Zweck die bedeutendsten Summen verwendet und nicht blos in der Nähe des Ätna, sondern auch in den Umgebungen von Syrakus, Camarina, Lentini, Centorbi, und Taormina vielfache Ausgrabungen veranstalten lassen. Ihm verdankt Sicilien das Museum in Catania, welches die

Digitized by Google

Kunstfreunde aus der Ferne anzog; ebenso gab er ein Riesenwerk heraus, das alle Alterthümer Siciliens behandelte. Zugleich erwarb er sich das Verdienst, einen jungen Florentiner, Domenico Sestini, der damals in Europa eines ziemlich verbreiteten Ruhmes genaß, an sich gezogen und zum Aufseher der Bibliothek und der Antiquitäten gemacht zu haben. In nicht weniger rühmlichem Andenken stehen die demselben Ziele zugewendeten Bemühungen Torremuzza's, wofür die von ihm hinterlassenen Werke das schönste Zeugniß ablegen. Es ist hier nicht der Ort, seiner Geschichte von Alesa und der Beschreibung der daselbst aufgefundenen Statue zu erwähnen, ebenso wenig als seiner Untersuchungen über die antiken Münzen, seiner Sammlung sicilischer Inschriften, sowie der von ihm ausgegrabenen Antiquitäten und der ihm eigenthümlichen Art, sie zu classificiren. Es möge hier genügen, anzuführen, daß er in seinem Eifer, den Fortschritt der sicilischen Archäologie zu befördern, mit dem Plane umging, alle antiken Denkmäler in einem einzigen Werke zu vereinigen, sodaß, wer an solchen Gegenständen Geschmack fände, leicht eine Übersicht derselben hätte gewinnen können. Da er es aber die Kräfte eines Einzelnen für übersteigend hielt, ein solches Werk zu Stande zu bringen, so hatte er alle sicilische Gelehrte aufgefodert, sich zu vereinigen und einen solchen Plan auszuarbeiten, dessen Verwirklichung sich der Archäologie sehr förderlich erwiesen haben würde.

Um jene Zeit lebte auch Alfonso Airoldi, Nachfolger Torremuzza's, in dem Amte eines königlichen Aufsehers der Antiken und ebenso wie er bemüht, die vaterländische Alterthumskunde zu befördern. Dieser achtungswürdige Prälat hatte in neun gutgezeichneten und schöngestochenen geographischen Tafeln den Zustand Siciliens zu den verschiedenen Perioden seiner Bewohner dargestellt. Die erste umfaßte die fabelhaften Zeiten bis zur Errichtung der griechischen Colonien, die übrigen die einander folgenden Epochen des glücklichen Zeitalters der Griechen, des Verfalls unter der römischen Republik, den Zustand Siciliens unter den Kaisern Roms, jenen aan Byzanz, unter den Arabern und unter den Normannen. Auf jeder Tafel waren die Lage und verschiedenen Namen der Städte, Dörfer, Festungen, Berge und Flüsse angezeigt und eine Zusammenstellung der alten und neuen Benennungen hinzufügt, weshalb er sein Werk „Paralleli geografici" betitelte. Wenn sich dieser Archäolog in Betreff des arabischen Cadex Vella's täuschen ließ, so wird es Niemanden Wunder nehmen, der weiß, wie leicht man den Kunstgriffen von Betrügern unterliegen kann; allein die Vorreden und gelehrten Anmerkungen, mit welchen Airoldi diesen Codex begleitete, werden sowol der Sprache als ihrer reichhaltigen Gelehrsamkeit wegen von den Literoten stets hochgeschätzt werden.

Den Namen eines Archäologen erwarb sich auch Domenico Antonio Gagliano in Catania durch seine Denkschrift über den Nutzen der Münzen und seine kurze Notiz über einen alten Kirchhof und mehres Andere. Alessandro Recupero, der als Schriftsteller den Namen Alessio Motta angenommen, beschenkte Sicilien mit einer reichhaltigen Sammlung von Münzen, Gemmen, Assen und erwarb sich durch seine mit großer Gelehrsamkeit ausgestatteten Abhandlungen in 10 Bänden über das As der Stadt Rom und ihrer Familien sowie über die mythologischen und symbolischen tessere di piombo einen Platz unter den ausgezeichneten Archäologen Siciliens. Der Graf Cesare Gaetani della Torre, der als der Nestor der sicilischen Literatur dieser Epoche gelten kann, hat sich durch seine Entdeckung der frühern Spuren von Syrakus, seine Denkschrift über das Theater der nämlichen Stadt, seine Sammlung von antiken Inschriften, die beiden Dissertationen: „Sopra un idolo di creta" und „Sopra i piombi antichi", sowie durch seine zur Unterstützung Torremozza's unternommenen Arbeiten verdienten Ruhm erworben und ist in Beleuchtung der alten Überreste seiner geliebten Vaterstadt Syrakus würdig in die Fußstapfen von Mirabella und Bonanno getreten. Saverio Landolina hat sich mit so ausdauerndem Eifer und glücklichem Erfolge mit der Untersuchung des Papyrus und der von den Ägyptiern angewendeten Bereitung zu Papier beschäftigt, daß ihn der gelehrte Heyne den „berühmten Erfinder der carta papyracea" nannte. Unter den tüchtigen Archäologen jener Zeit darf nicht der Pfarrer Giuseppe Logatetti vergessen werden, welcher, sich gleich seinem Mitbürger Gaetani vorzüglich seiner Vaterstadt Syrakus zuwendend, die Antiquitäten derselben zum Behufe für Reisende erläuterte, über das in der Acradina aufgestellte Pritaneo, desgleichen über viele andere archäologische Punkte schrieb.

Diplomatik und Geschichte.

Die Diplomatik lag in jener Zeit in Sicilien noch in ihrer Kindheit und hatte noch nicht wie bei den übrigen europäischen Nationen ihre Früchte getragen, obwol sich die Gelehrten zahlreich und mit Eifer diesem Zweige zu widmen angefangen hatten. Im letztverflossenen Jahrhunderte waren viele zu großem Ansehen darin gelangt: Antonino Mongitore durch seine die Sammlung der Bullen, Privilegien und Instrumente der Metropolitankirche von Palermo betreffenden Arbeiten und seine „Storia della Magione"; Giuseppe Vinci durch die Bekanntmachung der Documente der griechischen Geistlichkeit in Messina nebst allen Actenstücken des Capitels der Santa-Maria del Graffeo, von den Zeiten der Normannen bis auf die seinigen; Vito Coco, der sich mit Liebe der heiligen und Profangeschichte, der kirchlichen Liturgie und der Diplomatik Siciliens widmete; Domenico Schiavo und vor Allen Monsignore Di Giovanni da Taormina, der, mit philosophischem Geiste die Archive und Bibliotheken durchforschend und Wahrheit von Fabeln scheidend, seinen „Codice diplomatico della Sicilia" herausgab und mit Recht für den Muratori dieser Insel gilt. Zu Anfang unsers Jahrhunderts lebte der Graf Cesare Gaetani, welcher aus alten Originaldocumenten die Privilegien der Stadt Syrakus in Einem Bande, der leider sich immer noch handschriftlich auf der dortigen öffentlichen Bibliothek befindet, zusammengestellt hat. Desgleichen beschenkte Rosario Gregorio, der Verfasser des „Dritto pubblico Siciliano", zur nämlichen Zeit Sicilien mit seinen gediegenen Arbeiten und veröffentlichte seine diplomatischen Sammlungen. Da alle die von Pirri, Mongitore, Vio, Lelli veröffentlichten Diplome wegen ihrer Unzuverlässigkeit und Mangelhaftigkeit nicht ausreichten, so widmete er sich der Erforschung der königlichen Archive und jener der Kirchen und Städte, und unter verschiedenen andern Documenten machte er besonders jene auf die aragonesischen Verhältnisse bezüglichen bekannt. Außer den Genannten widmeten sich diesem Studium die beiden Brüder Salvadore und Giovanni Evang. di Blasi, Ersterer berühmt durch die Anordnung des Archivs aom Monastero casinese della SS. Trinità della Cava, das an Pergamentrollen und Diplomen ungemein reich ist. Mittels ihrer stellte er die Reihe der Fürsten her, welche in Salerno zur Zeit der Longobarden, von Gisolfo, dem letzten, angefangen, bis auf Siconolfo, den ersten, geherrscht haben, und berichtigte alle Fehler der frühern Geschichtschreiber. Sein Bruder Giovanni hatte sich besonders dem Studium der bürgerlichen Geschichte Siciliens zugewendet, zu welchem Zwecke er Diplome aller Art gesammelt hatte. Unglücklicherweise ist sein „Codice diplomatico", den er daraus gebildet hatte, verloren gegangen.

Es ist eine betrübende Bemerkung, daß ungeachtet der warmen Liebe der Sicilier für alles Einheimische noch keine wahre Geschichte ihrer Insel zu Stande gekommen ist. Gaglio, davon am Schlusse des vorigen Jahrhunderts aufs innigste überzeugt, legte das Geständniß ab, daß Alle, welche die Geschichte Siciliens bisher geschrieben, sie nur als Novellisten und nicht als Philosophen behandelt hätten, schon zufrieden, Thatsachen in der Art und Weise, wie sie von den alten Schriftstellern erzählt wurden, zusammenzuhäufen, ohne ernstlich über ihre Beschaffenheit nachzudenken, ohne den Charakter der Regierenden zu entwickeln und ohne zu prüfen, ob der beständige Wechsel der Regierungen der Insel zum Vortheile gereichte.

Digitized by Google

Allein die lobenswerthen Wünsche Gaglio's, daß die sicilische Geschichte von den Fabeln, die sie entstellen, bald gereinigt werden möge, sollten nicht sogleich in Erfüllung gehen und noch erwartet man den Gelehrten, der, unermüdlich in seiner Forschung, strenger Kritiker und mit den mannichfaltigsten Kenntnissen ausgestattet, allenthalben seine Thatsachen sammele, sie der strengsten Prüfung unterwerfe und zu einer schön dargestellten Geschichtserzählung vereinige. Im Anfange unsers Jahrhunderts beschäftigten sich viele Gelehrte Siciliens mit geschichtlichen Forschungen, allein Alles, was in diesem Betrachte geschrieben wurde, muß man mehr als gelehrte Vorarbeiten betrachten, die der eigentlichen Geschichtschreibung vorangehen müssen. Mit Lob verdient in dieser Hinsicht Gregorio erwähnt zu werden, welcher einen echt historischen Sinn besaß und als Fortsetzer der „Biblioteca storica di *Giambattista Caruso*" alle die Herrschaft der Aragonesen betreffenden Documente herausgab, sowie Caruso für die Zeiten der Sarazenen, Normannen und Hohenstaufen gesammelt hatte. Die Werke des Giovanni di Blasi sind, wie bereits früher angedeutet wurde, nicht sowol Geschichte als reichhaltige Sammlungen von Thatsachen. Nachdem er die Geschichte Siciliens von Burigny in einer Übersetzung, welche die Irrthümer des Originals berichtigte, zu Palermo herausgegeben hatte, ließ er ein anderes Werk in fünf Bänden folgen, seine „Storia cronologica de' vicerè luogotenenti e presidenti del regno di Sicilia", und veröffentlichte mit Anmerkungen und Berichtigungen ein unedirtes Werkchen des Ferdinando Paternò von Catania, das von den Königen Siciliens, von Ruggiero an bis auf Philipp II., handelte, indem er die übrigen bis auf Karl III. Bourbon hinzufügte. Ferner schrieb er über die Geburt und die Schicksale Manfred's, des Hohenstaufen, und über die frühern Luxus- und Spielverbote auf Sicilien, und als er bereits unter der Last seiner 79 Jahre sich beugte, machte er sich noch, von seinen Freunden dazu beredet und durch sein Gedächtniß unterstützt, an die nochmalige Abfassung seiner „Storia civile", welche ihm einer seiner Bedienten entwendet hatte, und wovon nun 16 Bände, darunter einige noch zu Lebzeiten des Verfassers gedruckt, vorhanden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Einiges zur Erinnerung an Lessing, ein Wort an unsere Zeit, von Ludw. Wilh. Sachs. Ein Vortrag gehalten in der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg am preußischen Krönungsfeste 1839. Berlin, Veit u. Comp. 1839. 8. 6 Gr.

Man hat in neuester Zeit von mehren Seiten über das Bewußtsein, über den Gedanken des preußischen Staats reden hören, und die Aufgabe desselben ist in kunstgerechten Worten als eine sittliche, aus dem Entwickelungsgange des Geistes im Völkerleben nach verschiedener Weise dargestellt und normirt worden. Es liegt diesen Versuchen, insbesondere insofern sie aus dem Herzen des preußischen Staats selbst ausgingen, eine edle Tendenz, aber größtentheils auch eine nicht zu übersehende Verwechselung zu Grunde. Jene einzelnen Zwecke und Normen, die man setzte, sind nun ebenso allgemeine Zielpunkte menschlichen Strebens überhaupt, oder es sind Signale für den Zug der Geschichte, die ein erhabener prophetischer Geist von fern schon aufgesteckt erblickt; sie können aber nicht die Probleme eines besondern Staatszwecks bezeichnen, zu denen ihnen ebenso einerseits die Besonderheit fehlt, als sie andererseits nicht geeignet sind, die Räume des Staatsorganismus mit ihrem Inhalte zu erfüllen. Und diese Ungenügenheit läßt sich sofort äußerlich damit nachweisen, daß man mit wenig geänderten Gründen dieselben Zwecke zu denen eines andern Staates der Gegenwart umzuprägen im Stande ist, ohne daß von dem für sie aufgestellten Gesichtspunkte gegen eine solche Wechselung etwas eingewendet werden kann.

Auch die vorliegende Schrift hat eine solche Tendenz: ihr Gedanke ist, in einer Vergleichung mit Lessing die Aufgabe des preußischen Staats als identisch mit der, welche Lessing als Individuum hatte, darzustellen und diese Aufgabe zu bezeichnen als „die der Humanität im strengen und erhabenen Sinne dieses Worts, als seine siegenden Kräfte und Waffen: Geist, Wahrheit und Freiheit". Von welchem edeln Geiste, von welchem großen Staate in der Geschichte wäre nicht Gleiches zu sagen? Was haben wir also für Preußens Erkenntniß und Würdigung, was hat der preußische Staat für die Charakterisirung seines Strebens damit gewonnen? Und doch war der Verf. in der Darstellung von Lessing's eigenthümlicher Richtung, namentlich in der Parallele zwischen ihm und Luther als Reformatoren, schon so weit vorgerückt, daß er seine besondern Beziehungen zu seiner Zeit auffaßte: hier lag die Vergleichung mit den gegenwärtigen Bestrebungen, somit das Auffinden der wahlverwandtschaftlichen Verhältnisse beider Perioden so nahe, und der Punkt, der ein entscheidendes Licht über dieselben geworfen hätte, wäre mit wenigen Schritten erreicht gewesen; aber mit seltsamer Verkennung des Nothwendigen streift der Verf. an den Zugängen, die unmittelbar zu ihm führen mußten, da wir schon so nahe daran waren, vorüber und kehrt von jener Darstellung, die unstreitig zu den besten Partien der Rede gehört, zurück zu den so bekannten wie an der Spitze einer solchen Gedankenentwickelung nicht zu erwartenden Phrasen über Humanität, Lessing's und Preußens Streben darnach und die Waffen des Geistes und der Freiheit, die beiden angehören. So sinkt, was über Lessing's kritisches Talent gesagt ist, in eine ziemliche Unbedeutenheit zurück, da die Spitze dieses Gedankenzuges fehlt und der Rest fast nur Bekanntes enthält; ja, die ganze erste Hälfte der Rede erscheint als unbefriedigend, wenn sie keine andere Aufgabe hat, als die Berechtigung nachzuweisen, wie das zu begehende hohe Gedenkfest (des preußischen Staats) in gleicher Weise zu betrachten sei als die Geburtsfeier von Individuen. Dieser Gedanke wird zum Theil in ziemlich abstrusen Sätzen dargelegt, wie sich denn diese Rede überhaupt etwas ungewöhnlicher Ausdrücke und einer gespreizten Redeweise mitunter fast zu befleißigen scheint. Sie hat im Ganzen manches Antike in Haltung und Styl, das aber vor dem Streben nach besonderer Bedeutsamkeit des Ausdrucks und vor der allzu philosophischen Grundlage nicht zum rechten Bestehen und Wirken kommt. Es ist Alles zu steaff gezogen, zu gespannt. Dabei manche sogar unzierliche Redeweise, ja sogar mitteninne ein höchst unwürdiger Seitenblick auf die Freunde der speculativen Philosophie. 39.

Literarische Notiz.

Angekündigt ist in Paris: „De l'état présent et de l'avenir des principautés de Moldavie et de Valachie, suivi du recueil des traités de la Turquie avec les puissances européennes", von Felix Colson, Verf. eines Werkes über den Zustand der christlichen Bevölkerung in der Türkei. Die bretagnischen Volkslieder, auf welche wir schon früher aufmerksam machten, sind nun erschienen unter dem Titel: „Barzas-Breiz, chants populaires de la Bretagne, recueillis et publiés avec une traduction française, des éclaircissements, des notes et les mélodies originales, par *Th. de la Villemarqué*" (2 Bde.). Wer sich über den Daguerreotype verständigen will, der lese die jüngst erschienene Schrift: „Historique et description pratique des procédés du Daguerréotype et du Diorama, par M. *Daguerre*"; sie enthält zugleich sechs Kupferplatten, die Gegenstände darstellend, welche zur Ausübung des Verfahrens nöthig sind, Arago's Abhandlung darüber und einen Bericht über die Verfahrungsart des Hrn. Niepce wie desselben Correspondenz mit Daguerre. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 286. — 13. October 1839.

Boz und die gegenwärtige Gestaltung des Volksromans.

(Fortsetzung aus Nr. 285.)

Jetzt zu Dem, was ich las, dem Inhalte von „Oliver Twist". Die Anlage des Plans ist höchst einfach, ist sogar mangelhaft, was in der Tragödie, wo Personen und Charaktere die Hauptsache sind, hingehen mag, im Romane aber, wo vorzüglich Begebenheiten in ihrer künstlichen Verschlingung dargestellt werden sollen, ein großer Fehler ist. Der Leser wird sich sogleich durch die folgende Analyse des Inhalts davon überzeugen. Oliver Twist ist das natürliche Kind eines Mannes, der seine Frau, nachdem er in der Ehe mit ihr einen Sohn gezeugt hat, verstößt und mit einem andern Weibe, der Tochter eines Offiziers, in Concubinat lebt. Nach einer Reihe von Ereignissen, die mitzutheilen unnöthig ist, kommt er in der Fremde um, sie, die Geliebte, stirbt bald nach Oliver's Geburt im Arbeitshause hülflos, verlassen und elend. Die hinterbliebene Witwe überträgt auf das Kind ihrer verstorbenen Nebenbuhlerin den Haß, welchen sie gegen den Vater hegte, und pflanzt denselben auch ihrem eigenen Sohne ein. Dieser, sein Name ist Monks, sucht das Verderben des Halbbruders; das Mittel, dessen er sich dazu bedient, ist folgendes. Der Vater hat in seinem Testamente die Verfügung getroffen, daß, wenn Oliver, der, beiläufig gesagt, bei seinem Tode noch nicht geboren war, irgend einmal eine schlechte und entehrende Handlung beginge, er das ihm ausgesetzte Legat verwirkt haben solle. Dahin nun sucht es Monks, der in der Geschichte wie Samiel oder wie der böse Geist im Melodrama erscheint, durch fremde Werkzeuge zu bringen. Warum, ist um so weniger klar, da das väterliche Testament von ihm und seiner Mutter längst unterdrückt worden ist. Das Werkzeug, dessen er sich bedient, ist ein Jude, Fagin, ein Diebshehler, der den zum Untergange Bestimmten in die Mysterien des Handwerks einweihen soll. Die Umstände, unter denen der Knabe geboren ist, die Verachtung und Dürftigkeit, die ihn bei seinem Eintritte in die Welt empfangen, lassen vermuthen, daß er einen sehr gelehrigen Schüler der edeln Kunst, für welche er gebildet werden soll, abgeben werde. Von einem elenden Meister, dem er früher anvertraut ward, läuft er fort, nicht etwa aus einer innern Regung des Bessern in seiner Brust, sondern um sich den Mißhandlungen eines Mitlehrlings zu entziehen, der, unter gleichen Umständen wie er selbst in die Welt getreten, als ein Inbegriff aller Schlechtigkeiten, als ein feiger, verschmitzter Bösewicht, als ränkevoller Lügner, aber selbst zum Diebe zu muthlos und ungeschickt in ihr aufwächst. Oliver wendet sich nach London, die erste Person, auf die er hier stößt, ist einer von Fagin's dienstbaren Geistern, der ihn seinem Herrn und Meister, den die angeborene jüdische Schlauheit, Schmiegsamkeit und Habsucht, nach Abthuung aller edlern Eigenschaften des jüdischen Naturells, zu einem wahren Vater und geheimen Leiter aller Gauner und Räuber machen, überliefert, um unter dessen Leitung seinen Cursus im Verbrechen zu beginnen. Nach gehöriger Vorbereitung soll er in Begleitung von zwei Meistern der Kunst sein Probestück ablegen; aber gleich der erste Versuch, den sie an den Taschen eines alten, mit der Durchsuchung einer Antiquarbude beschäftigten Herrn machen, mißglückt. Oliver wird festgenommen, während seine Begleiter entrinnen; aber auf das Zeugniß des Buchhändlers, daß nicht er der Dieb sei, sondern nur zufällig dagestanden habe, wird er freigelassen. Der erwähnte alte Herr, ein origineller alter Junggesell und Ausbund von Gutmüthigkeit, nimmt sich seiner an und in sein Haus, um ihn erziehen zu lassen. Derselbe war, wie sich später ergibt, der intimste Freund von Oliver's Vater gewesen und besitzt auch noch ein Bild von dessen Geliebten, Olivier's Mutter, das auf eine wahrhaft sympathetische Weise die Blicke des Knaben in der Krankheit, die ihn im Hause seines Wohlthäters befällt, auf sich zieht. Doch das ist Nebensache, hören wir das Weitere. Auf einem Gange, den sein neuer Pfleger und Beschützer ihn nach seiner Genesung sendet, begegnet er wieder Einem von Fagin's Bande und wird von diesem auf die Bahn der nützlichen Industrie zurückgeführt. Der nächste mit ihm gemachte Versuch, ein Einbruch, läuft nicht glücklicher ab als der erste: er wird dabei verwundet; aber die Familie, welcher der junge Mann sich auf eine so außerordentliche Weise bekannt gemacht hat, wird von Mitleid ergriffen und nimmt Oliver als ihren Pflegesohn an. Miß Mayile, die Pflegetochter der Hausfrau, ist ja, wie sich nachher ergibt, eine Schwester von seiner Mutter! Es ist in der That schwer zu begreifen, wie ein verständiger und geistreicher Mann zu solchen ordinairen Romancoups greifen kann! Was ist dagegen

Digitized by Google

die Lösung der Verwickelung durch einen Deus ex machina, was die Unwahrscheinlichkeit jener alten Geschichten, in denen der Held bei seiner Geburt von einer bösen Fee verflucht und nachher von einer guten beschützt wird! Hier gehört die Fee und also auch das von ihr bewirkte Wunder mit zur Maschinerie des Stücks, über welche Dichter und Leser stillschweigend einverstanden sind. Solche Entwickelung aber, wie in der Geschichte des parish boy, wo doch Alles der platten Wirklichkeit angehören, jeder Zug den Zuständen und Begebenheiten von gestern und heut entlehnt sein soll, sind zu grob, als daß sie auf ein anderes Publicum als das in dem Buche geschilderte berechnet sein könnten. Und welch eine Mischung von Ungereimtheiten ist er, der Held der Erzählung, selbst? Er wird als unschuldig, edel, hochsinnig — als ein Gentleman durch und durch geschildert.

Gehen wir von dem Helden zur Heldin über. Diese ist Nancy, ein Mädchen, deren Schule das Bordell und der Branntweinladen war, und die nun die Helfershelferin der ruchlosesten Verbrecher ist. Mit wahrer Hingebung, mit einer Aufopferung ihrer selbst, wie sie nur an dem edelsten Weibe gefunden wird, liebt sie einen vollendeten Bösewicht und Mörder Sikes, der ihre grenzenlose Liebe mit beständiger Mishandlung vergilt und sie zuletzt todtschlägt. Das Weib neigt allerdings zu sanftern Gefühlen hin als der Mann unter gleichen Umständen, und es ist nicht unmöglich, daß eine öffentliche Dirne (als solche tritt sie auf) durch die Liebe geadelt werde; aber gerade in England, wo, wie unter allen sittlich strengen Völkern, ein einmal gefallenes Weib gleich so tief sinkt, daß für sie jede Wiedererhebung unmöglich ist und sie von der allgemeinen Verachtung in die tiefsten Tiefen der Vergessenheit gestoßen wird, ist eine solche Erscheinung etwas ungewöhnlich. Der Leser lächele nicht; es ist ein gefährlicher psychologischer Irrthum, der in diesen beiden abnormen, aller Natur widersprechenden und rein unmöglichen Charakteren ausgesprochen ist, der Irrthum, daß eine frühe Einweihung in die Schlechtigkeit nicht nothwendig verderben muß, daß edle Gefühle in der Gesellschaft von ruchlosen Mördern in der Seele eines jungen Menschen gedeihen können, daß der Verbrecher von Profession ein guter Mensch sein kann; es ist der Irrthum, der sich bereits in die historische Kritik eingeschlichen hat, welche anfängt zu beweisen, daß Nero, Katharina von Medici, Maria Stuart und hundert andere Verbrecher gute Menschen, daß Catilina und Ähnliche Patrioten gewesen sind; es ist der Irrthum, der mit dem Bösewichte ein gefährliches Spiel der Sentimentalität treibt, der Irrthum, der allen Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen aufheben, der jeden Galgenvogel mit dem Dünkel erfüllen wird, daß er über das gemeine Maß der Beurtheilung wie alle großen Charaktere *) erhaben, daß er zu Höherem geboren sei und sich nur an der Gesellschaft für seine Verstoßung räche; der gefährlichste Irrthum endlich, den wir den kommenden Generationen überliefern können; ein Irrthum, der nur aus einer schlaffen sittlichen Ansicht, aus Verkennung der Wahrheit entstanden sein kann, daß Ehre der Preis der Tugend, Tugend die Frucht von Mühe und Schweiß ist. Wie dem auch sei, eine nicht ganz so unnatürliche, etwas besser gelungene Figur ist vielleicht jener Sikes, der Räuber und Mörder, ein verstockter Bösewicht jener Classe, von der man in England, wo die Natur sich in Erzeugung guter und böser Charaktere erschöpft, wirklich Exemplare antreffen soll. In Deutschland kennen wir glücklicherweise solche Ungethüme nicht, und den transalpinischen Bösewichtern fehlt die plumpe Roheit und gräuliche Wildheit dieser englischen bull-dogs. Ich führe so wenig das übrige Personal auf, als ich in der Entwickelung der Geschichte weiter gehe, sondern bleibe hier stehen, weil ich das Gesagte für hinlänglich halte, um dem Leser einen Begriff von der Welt zu geben, die Boz ihm erschließt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Von den Franzosen des vorigen Jahrhunderts ist der Satz offen und bestimmt ausgesprochen worden, man müsse die Moral der Großen nicht etwa in der Politik, sondern in ihrem Privatwandel ganz anders beurtheilen als die von uns gemeinen Leuten. Ségur, der Graf und Gesandte (in seinen Memoiren, ich weiß das Capitel aus dem Kopfe nicht anzugeben), vertheidigt damit die Lebensweise der Katharina II. von Rußland. Ob Gott im Himmel auch so richten wird? Wenn, dann seid ihr denkenswerth ihr Großen, und Alle, die ihr euch für groß haltet, hier auf Erden und im Himmel! Wenn nun Andere auftreten, die sich auch für groß halten und sich von den Moralgesetzen dispensiren? Es ist keine müßige Frage. Ich habe es oft aussprechen hören, der Staatsmann z. B. brauche keine Tugend, er stehe nur unter politischem, nicht unter dem Moralgesetze. Es ist aber ein gut Ding, die alte ehrliche Moral, gut auch auf Thronen und in Cabineten.

Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 285.)

Literaturgeschichte und gelehrte Sprachkunde.

Aufrichtiges Lob verdienen desselben Gelehrten Bestrebungen für die Beförderung der vaterländischen Literatur, sowie jene seines Bruders Salvadore, welcher außer seinen mannichfaltigen andern Beschäftigungen sich seit langer Zeit mit der Literaturgeschichte befaßte. Um dem Mangel dieser letztern einigermaßen abzuhelfen, hatte Antonino Mongitore seine „Bibliateca siciliana" herausgegeben, wofür wir ihm besonders deshalb dankbar sein müssen, weil er die Biographien der einheimischen Gelehrten dadurch der Vergessenheit entrissen, alle ihre einzelnen Werke, sowol die herausgegebenen als die unedirten, verzeichnet, die Orte, wo letztere sich vorfanden, angemerkt und die Autoren und Bücher angegeben hat, worin dieselben besprochen worden waren. Dieses Unternehmen war um so verdienstlicher, als früher nichts Ähnliches vorhanden war und Mongitore Alles leistete, was seine Kräfte und der damalige Zustand der Kritik und der übrigen Wissenschaften zuließen. Außer diesem Werke besitzen wir aus jener Zeit die „Elogj d'illustri siciliani scritti dal *Ragusa*" und mehre Lebensbeschreibungen sicilischer Gelehrten. Allein das Bedürfniß ei-

ner wahrhaften Literaturgeſchichte, für welche Domenico Schiano im vorigen Jahrhunderte ſehr brauchbare Materialien geſammelt hatte, machte ſich im Anfange des unſerigen immer mehr fühlbar, und beſonders ſtrebte Roſario Gregorio dahin, eine Sammlung aller Thatſachen und Memorie zu Stande zu bringen, aus denen ſich nachweiſen ließe, welchen Einfluß in Sicilien die Bildung der Sarazenen und welchen Erfolg für die geiſtige Cultur die Beſtrebungen des hochgebildeten Kaiſers Friedrich und ſeines Sohnes Manfred gehabt haben. Dieſe Unterſuchungen müßten jedoch bis auf die Zeiten der Aragoneſen fortgeführt werden, wo unter der Regierung Alfonſo's das Zeitalter der modernen Literatur ſeinen Anfang nimmt. Schon Salvadore di Blaſi war zur Einſicht gekommen, daß die Literaturgeſchichte nicht mehr wie in frühern Zeiten aus einzelnen Biographien und Lobreden beſtehen dürfe, und hatte in einer Abhandlung die Grundſätze entwickelt, nach denen eine lebendige Darſtellung des Urſprungs, Fortſchritts, Verfalls und Wiederauflebens der Literatur geſchrieben werden müſſe, wofür er Tiraboſchi als Muſter betrachtete. Gregorio ſchrieb gleichfalls über dieſen Gegenſtand. Salvadore und Giovanni di Blaſi hatten nebſt Schiavo Materialien für die Literaturgeſchichte geſammelt, allein noch fehlte der eigentliche Geſchichtſchreiber, welcher von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart herab das beſondere Schickſal der Literatur und den Einfluß der politiſchen und moraliſchen Verhältniſſe auf dieſelbe lebendig und beredt geſchildert hätte. Es iſt daher zu bedauern, daß Franceſco Veſco aus Palermo, Profeſſor der griechiſchen Sprache an der dortigen Univerſität, welcher ſich mit großem Eifer und Erfolg der einheimiſchen Literaturgeſchichte gewidmet hatte, ſeine dahin bezüglichen Arbeiten nicht dem Drucke übergeben hat, mit Ausnahme einer lateiniſch geſchriebenen Rede über Urſprung und Ausbildung der Beredtſamkeit auf Sicilien.

Unter den gelehrten Sprachen, welche um dieſe Zeit in Sicilien nicht vernachläſſigt waren, erfreute ſich die griechiſche, lateiniſche und hebräiſche in allen Schulen einer ſorgfältigen Pflege; dagegen war die arabiſche, bis auf den berüchtigten Betrug des Vella, faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen. Für letztere kann man nur aus dem 17. Jahrhunderte den Theatinermönch Franceſco Maggio erwähnen, der, von ſeinen Reiſen aus dem Orient zurückgekehrt, ſeine „Elementi delle lingue orientali" ſchrieb, ferner den Franceſco Tardia, der, nicht blos in der griechiſchen, ſondern auch in der arabiſchen Sprache hinlänglich unterrichtet, durch ſeine Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Charaktere der mittlern Zeiten Domenico Schiano bei ſeinen Arbeiten ſehr behülflich geweſen war. Im Allgemeinen waren jedoch die ſiciliſchen Gelehrten genöthigt, für Aufſchlüſſe in der arabiſchen Literatur ihre Zuflucht zum Auslande zu nehmen, und der Fürſt Torremuzza wendete ſich damals unter Andern an den berühmten Gerhard Tychſen, Profeſſor der arabiſchen Sprache in Roſtock. Als aber der Malteſer Giuſeppe Vella dem Monſig. Airoldi die Hoffnung machte, mit Hülfe eines im caſſiniſchen Kloſter von S.-Martina aufbewahrten arabiſchen Codex die Geſchichte der Sarazenen in Sicilien aufzuklären, und, nachdem er den Auftrag erhalten, ihn zu überſetzen, ſich den Anſchein gab, als finde er darin alle Briefe, welche vom Anfange des Einfalls der Araber die ſiciliſchen Emire an die Mulei von Afrika, die Aglabiten und ſpäter an die fatimitiſchen Sultane von Ägypten ꝛc. gerichtet hatten, war es Roſario Gregorio, welcher ſich gegen jenen Betrüger muthig erhob und, nachdem er mit Überwindung der größten Schwierigkeiten für ſich allein die arabiſche Sprache erlernt hatte, die Kunſtgriffe und den Betrug des Malteſers entdeckte, was ſpäter auch durch das Urtheil des gelehrten Auslandes beſtätigt wurde. Die genauere Entwickelung des Urſprungs und Verlaufs dieſes literariſchen Betrugs findet ſich in Scina's „Prospetto della letteratura siciliana". Jedoch verdankt Sicilien dieſem Umſtande, daß die königliche Druckerei auf Koſten des Monſig. Airoldi, der bereits ein Muſeum von arabiſch-ſiciliſchen Medaillen angelegt hatte, mit arabiſchen Charakteren bereichert wurde. Auch wurde bald darauf Salvatore Morſo, den Gregorio für dieſes Studium gewonnen hatte, auf Airoldi's Empfehlung zum Profeſſor deſſelben an der Univerſität Palermo ernannt, wo er für die Kenntniß der reinen arabiſchen Sprache viel Erſprießliches wirkte und Lockman's Fabeln mit einem Wörterbuche und Grammatik herausgab.

Schöne Literatur.

Wollte man die verſchiedenen Perioden, welche der ſiciliſche Geſchmack ſeit dem Wiederaufleben der italieniſchen Literatur bis zum Anfange unſers Jahrhunderts durchlaufen hat, einzeln ſchildern, ſo würde man nicht viel Urſache zum Lobe deſſelben finden können. Eine Hauptſchuld an dieſer ſträflichen Vernachläſſigung des Schönheitsſinnes trägt die verkehrte Erziehung und die zu ausſchließliche Beſchäftigung mit dem Studium der vaterländiſchen Alterthümer, welche für eine ſorgfältige Pflege des ſprachlichen Ausdrucks wenig Zeit übrig ließ. Welchen Schriftſteller könnte Sicilien mit begründeten Anſprüchen den berühmten Italienern entgegenſtellen? Im 12. Jahrhunderte wurde die italieniſche Sprache von den einheimiſchen Dichtern in einfacher und anmuthiger Weiſe gebraucht; im 13., dem glücklichen Zeitalter für Toscana, zählte jene Inſel keine gebildeten italieniſchen Schriftſteller, da ſeit der Ermordung der Franzoſen die Pflege des neuen Idioms gehemmt war und ſich nur hier und da ein Mönch, wie unter Andern Simone Leontino in ſeiner Manuſcript gebliebenen „Esposizione degli evangelj dominicali", der Sprache des Volkes bediente. Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts blieb das Studium des Italieniſchen vernachläſſigt und gering geachtet, da alle Gelehrte ſich der lateiniſchen Sprache bedienten, auf welche ſie große Sorgfalt verwendeten. Erſt um jene Zeit lenkte der aus Italien zurückkehrende Paolo Caggio die Aufmerkſamkeit ſeiner Mitbürger auf die italieniſchen Claſſiker, und wenn damals Poeſie im Geſchmacke des Petrarca und einige nicht ſchlecht ſtyliſirte Proſa geſchrieben wurde, ſo war beides nicht von ſehr großer Bedeutung noch langer Dauer; ſchon gegen das Ende deſſelben Jahrhunderts hatte ſich jener ſchlechte Geſchmack eingeſchlichen, welcher ſich im 16. Jahrhundert in vollem Schwunge über alle Arten von Darſtellung verbreitete.

In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrſchten noch die Gewohnheiten und fremdartigen Formen des 16.; da ſich jedoch die Reform ſchon Bahn zu brechen anfing, ſo ſah man einige wenige Productionen, die allerdings von jenem barbariſchen Style frei, aber ebenſo auch ohne Anmuth und Zierde waren. Weil ſich aber die Theilnahme der Gebildeten in Folge der zahlreich erſcheinenden Überſetzungen und mittels der aus Italien eingeführten Bücher bald ganz der eleganten franzöſiſchen Literatur zuwendete, wurde Sicilien das Opfer des durch die Neuerer beliebt gewordenen zügelloſen Ungeſchmacks. Mußte man nun die traurigen Verirrungen des italieniſchen Geſchmacks beklagen, ſo gewährte es doch einigen Troſt, wenn man auf den Zuſtand, worin ſich deſſelbe am Anfange des 19. Jahrhunderts befand, einen Blick warf, als man endlich anfing, ſich von der Geſchmackloſigkeit hinweg und den claſſiſchen Muſtern zuzukehren. Es erweckte eine freudige Hoffnung, daß Italien ſchon ſeit einiger Zeit die Schriftſteller aus dem Zeitalter Dante's mit Verehrung ſtudirte, Dank ſei es den Bemühungen Antonio Ceſari's, welcher, zuerſt der Thorheit der Neuerer einen Damm entgegenſtellend, von Monti, Botta und einigen Andern in dieſem edeln Beginnen unterſtützt wurde. Faſt zur nämlichen Zeit hatte Domenico Salvagnini, Profeſſor der Beredtſamkeit an der Univerſität von Palermo, den Andrang der Nachahmer der franzöſiſchen Literatur zu brechen verſucht und als einer der glühendſten Verehrer der Reinheit der italieniſchen Sprache Segni's „Storie fiorentine" und mehre andere treffliche Schriften herausgegeben. Dieſes erneuerte Intereſſe für die italieniſchen Claſſiker verdankte man damals nicht allein den Bemühungen des Salvagnini, ſondern auch denen des Giannagoſtino de Coſmi, der, ſeit längerer Zeit als Director der Normalſchulen von Sicilien angeſtellt, bei Er-

Digitized by Google

lernung der lateinischen und griechischen Sprache eine neue Methode an die Stelle der frühern eingeführt hatte, indem er, nach dem Vorgange des Beauzée die Elemente der allgemeinen Grammatik dabei zu Grunde legte, zu welchem Zwecke er sein in drei Bänden bestehendes Werk: „Degli elementi di filologia", herausgab, an das sich später Cesari's „Dissertazione sulla lingua italiana" anschloß. Damals wurden die Classiker, welche in der königlichen Druckerei gedruckt wurden, allenthalben mit Eifer gelesen, und wenn sich auch noch nicht die gewünschten Früchte sogleich zeigten, so bereiteten sie doch das Wiederaufblühen des reinern Geschmacks und die Nachahmung der schönen und gebildeten italienischen Sprache vor. Gregorio Speciale, Director der königlichen Typographie, hatte die prosaischen Werke der Cinquecentisten und jene des Bembo, ferner die Reden und Casa's „Il Galateo" herausgegeben. Dieses Streben würde einiges Gute hervorgebracht haben, wenn die dem französischen Geschmacke nun entfremdeten Schriftsteller sich nicht auf die Seite Derjenigen gewendet hätten, welche damals in Italien das große Wort führten und, da sie sich mehr eines leichten, klaren und präcisen Styles befleißigten, weder Reinheit, noch Angemessenheit, noch Adel und Glätte des Ausdrucks liebten.

Nachtheilig wirkte das Beispiel Michelangelo Monti's, welcher, obschon berühmter Professor der Beredtsamkeit in Palermo, mehr den Fußstapfen des Algarotti und Cesarotti als der goldenen Einfachheit der Trecentisten folgte. Gregorio ließ durch seine „Discorsi intorno alla Sicilia" und seine andern Werke die nicht mehr ferne Reform des sicilischen Geschmacks im voraus ahnen. Tommaso Gargallo und Saverio Scrofani, welche durch ihre Reisen eher in Stand gesetzt waren, das Wiederaufblühen der italienischen Sprache in der Nähe zu sehen, beschenkten ihr Vaterland aus der Ferne: jener mit der Novelle „Engimo e Lucilla", die, mit einer andern von Ippolito Pindemonte zugleich erschienen, durch die Reinheit der Sprache sich empfohl; und dieser nicht nur mit seinen ökonomischen Schriften, sondern auch mit seinem „Viaggio in Grecia", das er bereits in London herauszugeben angefangen hatte, ferner seinen „Memoire sulle belle arti". Der Graf Sebastiano Ayala da Castrogiovanni, in Wien lebend, war nicht weniger eifersüchtig auf die Ehre der italienischen Sprache und hatte sich, noch ehe ein Anderer daran dachte, damit beschäftigt, in einem kleinen Werkchen die Mängel des „Dizionario della Crusca" sowie die Verbesserungen anzudeuten, welche bei demselben vorgenommen werden müßten.

Da die italienische Sprache von den alten classischen abstammt, so war das Studium der griechischen und lateinischen Meisterwerke eine nothwendige Bedingung für die Ausbildung der erstern. Auch war die griechische Literatur geehrt, man las die „Poetik" des Aristoteles und veranstaltete Ausgaben davon. Vesco, der in den letzten Jahren seines Lebens Professor an der Universität von Palermo war, hatte sich durch dieselbe großen Ruhm erworben; desgleichen De Cosmi, welcher eine Übersetzung von Xenophan's „Memorabilia" herausgab, Antonio Traverso, der die „Commentarj di Socrate" schrieb, und mehre Andere, die mit jenen schon Genannten in Beförderung der classischen Studien wetteiferten. Cesare Gaetani, der die Oden Anakreon's, die Idyllen und Epigramme des Theokrit, Moschus und Bion in italienische Reime übertrug, hatte ihre eigenthümlichen Schönheiten wiederzugeben gewußt. Noch allgemeiner war die Pflege der lateinischen Literatur, indem Vesco und Michelangelo Monti zur Beförderung derselben alle ihre Kräfte aufboten und sowol durch ihre Katheder vorträge, als durch das Beispiel ihrer Schriften die Jugend für die schönsten Formen, wovon sie sich aus den Schriftstellern des Zeitalters von Augustus einen Schatz sammeln solle, zu begeistern suchten. Allerdings lebte Murena nicht mehr; doch aus seiner Schule von Monreale waren tüchtige Latinisten hervorgegangen, welche das von ihm begonnene Streben rüstig fortsetzten. Niccolò Lipari hat durch seine Schriften bewiesen, daß die Lectüre des Titus Livius sein höchster Genuß gewesen; auf Veranlassung und unter Leitung von Gregorio Speciale wurden die vorzüglichsten römischen Classiker mit Anmerkungen in verbesserten Texten herausgegeben. Vincenzo Raimondi erwarb sich durch gelungene Übersetzungen den Namen eines Latinisten. Geano, der wegen seiner Inschriften der Morelli von Sicilien genannt wurde, und Francesco Nasce erwiesen sich als tiefe Kenner der Literatur des alten Latiums.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1840.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's.

8. Auf feinem Velinpap. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Pulcherie.** Von **A. von Sternberg.** — II. **Die blaue Blume.** Novelle von **Julius Mosen.** — III. **Angelica.** Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von **Th. Mügge.** — IV. **Ein Frühlingstraum.** Novelle, nach den Mittheilungen eines Freundes, von **Eduard von Bülow.** — V. **Der Todte von St.-Anna's Kapelle.** Ein Criminalfall. Nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von **Otto Ludwig.**

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, aber

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,

einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr.

abgelassen werden.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Martell, E. Mörike, A. Öhlenschläger, Posgaru, P. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, E. Seävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Öhlenschläger, Dannecker, Zeller, Tegnér, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Der Jahrgang 1839, oder der Neuen Folge erster Jahrgang, mit dem Bildnisse Lamartine's, enthält Beiträge von Tieck, Eichendorff, Schefer, Franz Berthold, und Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, und kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Die Bildnisse zu den verschiedenen Jahrgängen der Urania sind in besondern Abdrücken in gr. 4. einzeln zu dem Preise von 8 Gr. zu erhalten.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 287. — 14. October 1839.

Boz und die gegenwärtige Gestaltung des Volksromans.

(Fortsetzung aus Nr. 286.)

Als Kunstwerk betrachtet, ist die Anlage stümperhaft, im Einzelnen viel Schönheit. Wenn aber der Roman das Bild der Zeit ist, was wird die Nachwelt von der unserigen denken, wenn sie solche Dichtungen aus ihr liest. Ich werfe freilich Boz nicht in die Kategorie jener französischen Novellisten und Romantiker, welche wie Hähne auf dem Miste krähen, den sie aufscharren und durchwühlen, nicht in die Classe jener auch bei uns leider zu häufigen Schriftsteller, welche ein Gemüth, in dem nicht die Ruhe wohnt, die Ruhe der klaren Überzeugung, die Ruhe des Denkens, die Ruhe der ungetrübten innern Anschauung, woraus doch die Wissenschaft, hier die Kunst hervorgeht, durch Äußerung ungeordneter Leidenschaften, durch Zusammenfassen der Bilder einer befleckten und verunreinigten Phantasie unter einen der Kunst abgeborgten Rahmen erleichtern wollen und auf die Sympathien gleichgebildeter und gleichgestimmter Leser speculiren; ich setze den Verf. des „Oliver Twist" nicht unter diese, denn seine Absicht ist rein: er will das Schlechte, das er malt, züchtigen und als ein abschreckendes Beispiel aufstellen, er will die Wirkung der Satire hervorbringen. Es ist indeß mit der Abschreckung überhaupt etwas sehr Verfängliches: die Spektakel der Hinrichtungen helfen uns nicht vom Verbrechen, wie skandalöse Satiren nicht vom Laster, und von diesen kann das alte Sprüchwort gelten: Wer den Teufel an die Wand malt, dem erscheint er bald. Im „Oliver Twist" wird die Nichtswürdigkeit zwar nicht belohnt, indem der Held noch gar nicht als dem Verbrechen anheimgefallen dargestellt wird; nur Sikes und Fagin erleit die Nemesis, indem jener sich wider Willen selbst aufhängt, dieser mit dem Schwerte der Justiz hingerichtet wird. Doch lassen wir das. Es ist unbestreitbar richtig, daß der Roman, bei der Scheu der Zeit, Wahrheiten unumwunden auszusprechen und zu hören, der geeignetste Weg ist, sie den Leuten beizubringen. Dazu kommt, daß er bei den neuern, sich mehr im individuellen Leben bewegenden und in der Poesie zu freien und regellosen Formen hinneigenden Völkern die beliebteste Dichtungsart ist; so hat man mit Recht seine Form für die Satire erwählt. Aber wenn die Arznei einmal eines Involucrums oder süßen Zusatzes bedarf, ist es nöthig, diesen zu vergiften, um ihn recht pikant zu machen? So verschieden die Tendenzen sein mögen, hier ist der Punkt, wo Boz mit den schlechtesten, schmutzigsten und unnatürlichsten Producten der Franzosen sich berührt und wie anzunehmen berechtigt sind, daß seine Dichtungen, wenn Bücher überhaupt auf die praktische Moral der Menschen Einfluß haben, auch nachtheilige Wirkungen hervorbringen werden. Wie kann es auch anders sein? Das Schöne, Gute und Wahre sind eine aus ein und derselben Wurzel entsprungene Trias und unzertrennlich voneinander; sie sind identisch an sich, nur verschieden durch die verschiedenen Beziehungen, die wir ihnen geben. Wer dies nicht anerkennt, der wird nie etwas Schönes, sondern immer nur etwas Groteskes, Bizarres u. dgl. liefern. Wo aber ist das Muster für das Schöne? Die Natur, wie sie sich außer dir in ihrer äußern Erscheinung, wie sie sich in dir in dem natürlich ästhetischen und moralischen Gefühle deiner Brust offenbart. Wer sich darnach richtet, der hat Moses und die Propheten in der Kunst. Die Natur ist allerdings im Einzelnen mangelhaft, sie kann entarten wie die Menschen; aber der Künstler, der diese Mängel und diese Entartung wiedergibt, der schildert die Natur nicht und liefert demnach kein Kunstwerk; denn dieses entsteht erst, indem die Idee ergänzend hinzutritt und das Werk mit dem Streben nach vollendeter Form so viel wie möglich zu dem Urbilde des Schönen zurückführt. Wer das Entartete darstellt, der stellt das Schlechte dar, denn das Entartete ist schlecht. Wer nun dieses Schlechte schildert, der schildert nicht das Schöne, weil allein die echte Natur schön ist; er schildert, indem er dieselbe in ihrer äußersten Depravation und ihren monströsen Verirrungen darstellt, gleichsam für eine Gattung dämonisch organisirter Geister eine Welt voll Grauen, in welcher uns Teufel und Fratzenbilder angrinsen; eine solche existirt aber nicht, und der Dichter, der sie aus seinem Gehirn hervorzaubert, thut wohl, sie in die Regionen zu versetzen, wo Gulliver die Insel der Pferde und Odysseus die der Cyklopen fand. So unheimlich, wie uns in der Höhle des Letztern zu Muthe wird, fühlen wir uns in denen des Lasters, durch welche ein moderner Novellist uns hindurchschleppt. Das ist doch wahrlich kein Eindruck der

Poesie! Dem Gebildetsten vermag die Gesellschaft des einfachsten Thalbewohners, aus dem Natur und Unschuld zu ihm spricht, Unterhaltung zu gewähren, der Schweinehirt, mit dem Walter Scott seinen „Ivanhoe" eröffnet, oder in dessen Gehöfte Homer uns einführt, ist eine angenehme Gesellschaft, weil er ein Mensch ist, in dem wir uns in unserm Gefühle wiedererkennen; Ruhe, Behagen und süße Erquickung vermag die Seele des Größten in der Hütte des Landmanns zu finden; aber wer vermag nur einige Minuten in der Gesellschaft von Beutelschneidern und jenem Auswurfe auszuhalten, der, ein entartetes Bild des Menschen, sich in den Winkeln der großen Städte wie die Geier auf dem Schindanger sammelt? wer vermag die Flüche und Zoten dieser Leute anzuhören? Vermag Niemand lange beim Anblicke physischer Leiden der Menschheit zu verweilen, vermag das Gemälde eines Hospitals, oder eines Irrenhauses, oder einer schrecklichen Misgeburt, oder einer Hinrichtung kein Wohlgefallen, kein rein ästhetisches, die Seele läuterndes Vergnügen hervorzubringen, wie viel mehr muß sie durch das Bild der größten moralischen Gebrechen und Häßlichkeiten deprimirt werden! Sind jene von Voz geschilderten traurigen Erzeugnisse der künstlichsten socialen Verhältnisse und unnatürlichsten Zustände etwa Repräsentanten der Natur, sie, in denen die Natur des Menschen untergegangen oder wenigstens durch einen raubthierartigen Haß gegen die Gesellschaft, durch Gefühllosigkeit und Gemeinheit verunstaltet ist? Kein Gebildeter sucht einen Schnappsladen oder ein Bordell zu seiner Unterhaltung auf, weil ihn Das, was er hier sieht und hört, als das der reinen und unverdorbenen Menschennatur gerade Entgegengesetzte, nur mit Ekel erfüllen kann; am wenigsten aber wird er für die Stunden seiner Muße in Büchern solche Gesellschaft aufsuchen. Für wen schreibt Voz nun? Für die geistig und sittlich verwahrloste Classe, welche wir den Pöbel nennen? Aber was ist dieser mit solchen Büchern gedient, wenn sie lernt, daß man auch durch die Carrière des Diebs glücklich zu werden vermag? Ich möchte solche Bücher Niemanden lassen als dem abgestumpften Müssiggänger, dem nichts mehr schadet und nichts mehr nützt, dem Alles recht ist, was ihn in der Behaglichkeit des äußern Wohlbefindens zu unterhalten vermag. Volksschriften möchte ich sie am wenigsten nennen, sobald unter Volk nicht die Hefe, sondern der Kern, jener noch gesunde Bestandtheil einer Nation verstanden wird, der als Träger von Sitte und Gesetz anzusehen ist; verlieren diese auch bei ihm die Achtung, dann muß das morsche Gebäude zusammenstürzen und auf Schutt und Moder mag dann das Unkraut wuchern. Es ist etwas Sonderbares dieser Unterschied einer Literatur der Gebildeten und Ungebildeten, der Vornehmen, des Volks und des Pöbels, der sich allmälig herausgestellt hat. Er sollte eigentlich nicht stattfinden; es sollte vielmehr in dem geistigen Leben eines Volks eine Harmonie und ein Ineinandergreifen sein, wodurch wahre Humanität und Bildung durch alle Classen verbreitet und dieselben vereint, nicht voneinandergerissen würden. Namentlich sollte die Poesie das gemeinsame geistige Band sein, welches sich um die Gemüther der Nation schlänge; der Dichter sollte für den Philosophen oder den durchgebildeten Gelehrten ebensowol singen wie für das Volk, und die Poesie als der gemeinsame Quell, an welchem Alle sich labten, wäre dann eigentlich Volksliteratur, die den Schönheitssinn und das moralische Gefühl in allen Ständen gleichmäßig weckte, bildete und regelte. So war es eine Zeit lang in Griechenland, wo das Wort des Dichters von allen Lippen, gelehrten und ungelehrten, widerklang, wo das Theater eine gemeinsame Schule für Alle war; aber es war auch nur eine Zeit lang so. Im Mittelalter finden wir eine Annäherung an diesen Begriff der Volksliteratur. Die Zerklüftung, in welche die neuere Gesellschaft gefallen ist, scheint es unmöglich zu machen, daß die Poesie wieder Bildnerin des Volks, daß der Dichter zugleich Lehrer des Fürsten und des Bauers werde. Es hat sich freilich immer auf den höhern Stufen der Civilisation ein Unterschied zwischen esoterischer und exoterischer Literatur herausgebildet; aber daß dieser in einen Gegensatz zwischen anständiger und pöbelhafter Literatur ausartet, das ist gerade nicht nothwendig, und wo es geschieht, da ist dem Dichter die Schuld beizumessen. Wenngleich unter allen hochgebildeten Völkern der Gegenwart bemerkbar, tritt jener Gegensatz doch in Frankreich am schärfsten hervor; selbst Voz steht nur am Rande des Sumpfes, in welchem die französischen Genies lustig umherplätschern. Was hat es besonders dahin gebracht? Das Überwiegen des Romans vor den schwierigern und kunstreichern Formen der Poesie, die Vermischung von Poesie und Prosa, welche dadurch herbeigeführt wurde, die dadurch bedingte Leichtigkeit, die es Jedem erlaubt, ohne Mühe diesen einflügeligen Pegasus zu besteigen und, wenn auch nicht ins Reich der Poesie, doch wenigstens im Lande umherzureiten und allerlei Phantasien nachzuhängen. Je mehr die Zeit anregte, desto erfreulicher war's, ein so bequemes Vehikel zu besitzen, um sich frisch und ungenirt in ihr herumtummeln, durch Dick und Dünn, über Sümpfe und Moräste springen zu können, unbekümmert darum, ob man sich und Andere dadurch sehr beschmuze.

(Der Beschluß folgt.)

Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 296.)

Beredtsamkeit und Poesie.

Francesco Vesco und Michelangelo Monti an der Universität von Palermo, Biagio Caruso, der Nachfolger Murena's an der Schule des Seminars von Monreale, Mario Sansilippo von Aderno, Professor im Klerikalseminar von Catania beim Tode Raimondo Platania's, und mehrere Andere unterrichteten auf ehrenvolle Weise die Jugend Siciliens in der Beredtsamkeit und eröffneten mit mehr oder weniger Geschick die Quellen, aus denen die wichtigsten Vorschriften für den schönen Styl geschöpft werden könnten. Von den theoretischen Vorträgen, welche dieselben von ihren Lehrstühlen herab gehalten haben,

Digitized by Google

wurden jedoch nur wenige durch den Druck bekannt; unter diesen „Il saggio filosofico sull' eloquenza" in zwei Bänden von Giuseppe Gentile aus Sortino, welcher, wenn er auch von Seiten gründlicher Bemerkungen und trefflicher Beispiele auf keinen hohen Rang Anspruch machen kann, doch das Gute hatte, die Jugend von Pedanterei fern zu halten. Unter den verschiedenen Gattungen der Beredtsamkeit konnte jene der gerichtlichen aus dem Grunde nicht aufkommen, weil die Verwirrung und Dunkelheit der Gesetze den Advocaten nicht gestatteten, die Rechte der Bürger mit rednerischer Würde zu vertheidigen. Die sogenannte akademische Beredtsamkeit zählte einige berühmte Namen, darunter Universitätsprofessoren, welche bei dem Antritte des Studienjahres, ein jeder von dem Ruhme, Nutzen und Fortschritte derjenigen Wissenschaft, der er sich gewidmet, oder von irgend einem andern ergiebigen Thema den Stoff zu ihren Reden nahmen. Die Sitte brachte es mit sich, bei solchen Gelegenheiten öfters lateinisch zu schreiben, und Antonio Traverso, Professor der Beredtsamkeit an der peloritanischen Akademie, und Vesco sind hier vor Allem zu nennen. Ersterer, welcher viele lateinische Reden über die wichtigsten Gegenstände hinterließ, worunter sich besonders die beiden über das Studium der Literatur und über die dem Gelehrten unerläßliche Eigenschaft der Rechtschaffenheit bemerkbar machen, zeichnete sich durch Tiefe und Richtigkeit der Gedanken, durch Beherrschung der Phantasie und durch Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks aus; Letzterer, welcher gleichfalls eine Reihe trefflicher Reden gehalten, war wegen der Eleganz und der Angemessenheit des lateinischen Ausdrucks mit Recht zu seiner Zeit hochgeschätzt. In der geistlichen Beredtsamkeit hatte sich Francesco Carì und Camillo di Maria (delle scuole pie) einen berühmten Namen gemacht; ein würdiger Zögling des Letztern, demselben Orden angehörig, war Lenzi, welcher mit den Eigenschaften des Geistes persönliche Liebenswürdigkeit verband und sich besonders durch den Ernst seiner Gedanken und jenes Talent empfahl, mit lebhaften Farben die Tugenden der Verstorbenen zu schildern, ungeachtet er sich dem französischen Geschmacke (francesismo) ergeben hatte. Mit demselben Mangel war Mario Sanfilippo behaftet, der seine Reden mit allem erfinnlichen Schmucke bekleidete, durch Adel und Kraft, aber nicht durch Einfachheit des Styls und Reinheit der Sprache glänzte. Michelangelo Monti behandelte die heiligen Themas meisterhaft und stand wegen seiner Leichenreden in hohen Ehren; allein obschon er die Gemüther der Zuhörer zu erschüttern wußte und sein Styl concis, kraftvoll und elegant war, so fehlte ihm doch jene echt italienische Regelmäßigkeit und Reinheit der Sprache. Seine Reden wurden nach seinem Tode herausgegeben, und es zeichnen sich darunter vorzüglich jene für berühmte Verstorbene aus, deren tugendhafte Eigenschaften er mit Nachdruck zu schildern verstand. Im Allgemeinen läßt sich von der Beredtsamkeit Siciliens sagen, daß ihr die berühmtesten Redner Frankreichs zum Muster dienten, deren Nachahmung jedoch, wenn sie einerseits Präcision des Ausdrucks und farbenreiche Behandlung beförderte, andererseits die ursprüngliche Reinheit und Einfachheit der italienischen Sprache beeinträchtigte.

Wollte man im Einzelnen alle jene Dichter aufzählen, welche damals auf Sicilien blühten, so dürfte dies leicht den hier gestatteten Raum überschreiten; es möge daher genügen, nur diejenigen namhaft zu machen, welche sich durch den günstigen Erfolg ihrer Leistungen über die andern erhoben. Im sicilischen Dialekte (volgar siciliano), in der gemeinsamen italienischen Sprache und in lateinischer erschienen dichterische Werke. Um dem Verdienste des ersten Dichters Siciliens das gebührende Recht widerfahren zu lassen, müssen wir vor allen andern Giovanni Meli's gedenken. Nicht blos von seinen Mitbürgern, sondern auch vom Auslande wurde er als das glänzendste Gestirn der Insel begrüßt, und seine Erzeugnisse circulirten, noch handschriftlich, allenthalben, wurden mit Vergnügen von Jedermann gelesen und nicht blos in gebildeter Gesellschaft, sondern sogar auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen vom gemeinen Volke, selbst in den Dörfern von den Bauern gesungen. Meli war zum Volksdichter geworden, und dies allein würde hinreichend für seine Vortrefflichkeit sprechen; allein seine Popularität war die natürliche Folge davon, daß in seinen Gedichten jene Einfachheit, jene Natürlichkeit, jene zierliche Anmuth in den Bildern, den Gedanken und der echt sicilischen Ausdrucksweise herrschten, wie sie sich niemals bei gewöhnlichen Dichtern vorfinden. Er versuchte sich in vielen Gattungen der Poesie; allein seine so höchst anmuthigen Anakreontischen Oden übertrafen alles Übrige und stellten ihn mit Recht dem alten Anakreon zur Seite, mit dessen Namen er auch beehrt wurde. Ignazio Scimonelli, mit lebhafter Phantasie begabt, hatte sich durch seine Gedichte, die er mündlich seinen Freunden recitirte, einen rühmlichen Namen erworben, doch besaß derselbe nicht, obgleich es ihm nicht an Lebhaftigkeit des Ausdrucks und Gedankenfülle mangelte, jene erfinderische Kunst, auch das Unscheinbarste in anmuthiger Weise zu sagen und es stets in die ergötzlichsten Formen einzukleiden, worin Meli gerade so ausgezeichnet war. Catania war stolz auf seinen Domenico Tempio, der durch Kraft und Fruchtbarkeit seiner Phantasie sich hervorthat und von der Natur besonders für Behandlung satirischer und solcher Gegenstände ausgestattet war, welche ihrer Schlüpfrigkeit wegen den Sitten leicht verderblich werden. Die sicilische Poesie hatte Giuseppe Vitale verloren, welcher Italien mit einem regelmäßigen Heldengedichte, dessen Gegenstand die Befreiung Siciliens vom Joche der Sarazenen durch die Eroberung des tapfern Ruggieri, beschenkt hatte; allein nach ihm hatten sich sehr viele Andere, darunter Meli, Scimonelli, Tempo in jenem Fache versucht, und Carlo Feliee Gambino von Catania und Onofrio Terzio von Palermo verdienen besondere Erwähnung.

Die sicilische Sprache war durch die Bemühungen Francesco und Michele Pasqualino's, Vater und Sohn, in ein reichhaltiges Wörterbuch vereinigt worden, eine würdige Einfassung für die Quelle, woraus Dante und Petrarca geschöpft. Ehrenwerthe Namen unter den italienischen Dichtern besaßen ferner Alessandro Banni, Fürst von San Vincenzo, durch seine Übertragung von Racine's Gedicht: „La grace", in versi martelliani und noch mehr durch seine Sonette, wovon mehre in die Sammlung von Ceva aufgenommen wurden; desgleichen Corrado Migliaccio von Palermo, nicht sowol durch seine Übertragung der „Iliade" in versi sciolti und durch sein Gedicht: „Sulla Gerusalemme celeste", welche beide niemals veröffentlicht wurden, als vielmehr durch seine in Parma von Bodoni bei Veranlassung der Vermählungsfeier der beiden lucchesischen Patricier, Lelio Orsetti und Benedetto Ottolini, gedruckten Sonette, worin er die Gebräuche besang, welche die alten Römer bei solchen Gelegenheiten zu beobachten pflegten. Antonio Galfo, Cesare Gaetani Graf della Torre, Tommaso Gargallo und Andere verfolgten damals dieselbe Bahn. Galfo hatte während seines Aufenthalts in Rom seinen „Saggio poetico" in vier Bänden herausgegeben, worin er verschiedene poetische Gegenstände bald ernsthaft, bald scherzweise behandelte. Sein Drama: „Il Socrate", von Pietro Metastasio und Ennio Quirino Visconti gegen die Meinung des Grafen Biancoui in Schutz genommen, zeichnete sich durch Leichtigkeit der Erfindung und Adel des Styls aus; allein häufiger war die Ausdrucksweise darin mehr gewaltsam als anmuthig, und es mangelte ihm im Ganzen jenes Feuer, welches die wenigen auserlesenen Geister gewaltig zu entflammen, und jener Schwung, der sie, der gemeinen Umgebung entführend, zu hohen Gedanken und edlen Gefühlen zu begeistern pflegt. Außer der Übersetzung der griechischen Autoren war Gaetani durch sein Gedicht: „Sui doveri dell' uomo", ein damals sehr beliebtes Thema, vortheilhaft bekannt, mehr aber durch seine „Ecloghe piscatorie", die mehr als alle seine übrigen Gedichte beliebt waren. Gargallo, der jetzt Sicilien durch den Ruhm seines Namens in ganz Italien und im Auslande verherrlicht hat, schien damals einen bessern Weg als die übrigen einzuschlagen und von Tag zu Tag auf dem

Digitized by Google

poetischen Parnaß höher zu steigen. Seine in dem zu Venedig herausgekommenen „Anno poetico" eingerückten sowie die auf seiner Reise durch Italien geschriebenen Gedichte, seine Ode auf die Ankunft des Vicekönigs, Fürsten von Caramanico, in Sicilien und sein erster Baad Gedichte bewiesen deutlich, daß Gargallo mit den classischen Schriftstellern innig vertraut war, und daß er die Lobsprüche verdiente, welche ihm Cesarotti, Pindemonte und mehre andere berühmte italienische Dichter gezollt hatten. Unter den in lateinischer Sprache Dichtenden verdient Francesco Nasè rühmende Erwähnung, bekannt durch seine auf den Tod Camillo di Maria's und Giuseppe Gioeni's, Herzogs von Angiò, verfaßten Gedichte; ferner Vincenzo Raimondi, der außer den Übersetzungen Meli's bei dem Tode des Abate Gioacchino Monroy verschiedene lateinische Poesien, die 1789 in Palermo erschienen, gedichtet hat.*) 40.

Zur russischen Literatur.

Eine schon längst angekündigte russische Nachahmung des jetzt schon wieder verschollenen „Livre des cent et un" ist erst vor einiger Zeit in Petersburg erschienen. Sie führt den Titel: „Sto ruskich literatow" (Hundert russische Literatoren). Der Verleger, Smirdin, hat sehr große Kosten auf die Herausgabe verwandt; dennoch enthält das Werk nach dem Urtheile russischer Zeitschriften wenig Bedeutendes. Das Interessanteste dürften die Reliquien von Puschkin und Marlinski (Bestuschew) sein.

Die Ausgabe der sämmtlichen Werke Bestuschew's ist bereits der Vollendung nahe. Der Abdruck derselben geschieht in der Druckerei der kaiserlichen Kanzlei zu Petersburg. Von den zwölf Bänden, aus denen die Sammlung bestehen wird, enthalten die ersten acht bis jetzt ausgegebenen die Erzählungen und novellenartigen Skizzen, von denen auch in Deutschland manche bekannt sind; die beiden folgenden Bände bringen die interessanten „Bilder aus dem Kaukasus", und die beiden letzten werden mit Poesien, polemischen Aufsätzen und dem literarischen Nachlasse Bestuschew's gefüllt sein. Die Ausgabe ist mit dem Bildnisse des Verf. geschmückt und kostet 40 Rubel.

Das „Russische Conversations-Lexikon", das seit 1835 erscheint, reicht bis jetzt mit dem 15. Bande nur in den vierten russischen Buchstaben, G, es ist also sehr weitläufig angelegt. Die Redaction, welche anfangs von dem bekannten Literaten Gretsch, später von Senkowsky geleitet wurde, trifft der Vorwurf, daß sie sich zu streng an die französischen und deutschen Muster gehalten und auf das eigentlich Russische und überhaupt auf das Slawische zu wenig Rücksicht genommen hat. Artikel über Rußland und das Slawenthum würden aber eben Interesse für das Werk erwecken. Neuerdings hat der Verleger dieses Lexikons, Pluchart in Petersburg, fallirt, und das Werk lief Gefahr, unbeendet zu bleiben; doch wird eine Commission russischer Literatoren für die Fortsetzung Sorge tragen.

Eine Fortsetzung des durch Strahl's deutsche Bearbeitung bekannten „Lexikon der russischen Schriftsteller geistlichen Standes", von dem vor einigen Jahren verstorbenen Metropoliten Ewgenj, nämlich ein von demselben hinterlassenes „Lexikon der russischen Schriftsteller weltlichen Standes", hat der Professor Snegirew zu Moskau herauszugeben begonnen. Im ersten Theile folgen auf eine Selbstbiographie des Verf. die Lebensbeschreibungen von gegen 250 russischen Schriftstellern; doch scheint auch dieses Werk sehr umfassend werden zu wollen, da der erste Theil auch nur die Artikel aus den ersten vier russischen Buchstaben enthält.

Tschertkow hat in Moskau einen ersten Katalog aller russischen und über Rußland handelnden Bücher herausgegeben. Es ist dies eigentlich ein Verzeichniß derjenigen Werke, welche sich in der vom Verfasser zu Moskau mit stetem Hinblicke auf Rußlands Geschichte und Landeskunde gegründeten Bibliothek befinden, und es sollen gemäß den Ergänzungen der Bibliothek auch Ergänzungen des Katalogs nachfolgen. Das Unternehmen ist für das Studium russischer Geschichte nicht unwichtig.

Über den jetzigen Zustand der russischen Journalistik hat Bulgarin in der „Nordischen Biene" unlängst ein sehr ungünstiges Urtheil gefällt. Er vermißt in derselben durchaus Geist und Gründlichkeit, ja, er will wissen, daß ein Aufsatz, der von grammatikalischen Fehlern frei sei, in den russischen Journalen zu den Seltenheiten gehöre. Natürlich meint er wol nur die gewöhnlichen Unterhaltungsblätter. Er behauptet, die russische Literatur liege besonders auch deshalb noch im Argen, weil die russischen Literatoren im Staatsdienste angestellt sind und das Schriftstellern nur als Nebensache betrachten. Zu den großen russischen Journalen, welche von den Ministerien und Akademien ausgehen, hat sich seit dem J. 1838 eine „Wissenschaftliche Denkschrift der Universität Kasan" gesellt, die insbesondere den Freunden orientalischer Literatur zur Beachtung empfohlen wird. Eine der interessantesten russischen Zeitschriften ist jetzt die seit Anfang dieses Jahres in Monatsheften unter dem Titel: „Vaterländische Denkwürdigkeiten", erscheinende. Der Redacteur ist Krajewski, unter den Mitarbeitern werden die vorzüglichsten Schriftsteller Rußlands genannt. Die ersten Hefte enthalten Gedichte, Erzählungen, Abhandlungen, theils Originale, theils Übersetzungen, darunter eine Scene aus Goethe's „Faust", eine Novelle von Tieck u. s. w. Neben den russischen Schriften finden hier auch die neuesten Erscheinungen des Auslandes ihre Würdigung.

Den russischen Novellenschreibern und Erzählern gilt fast durchweg der Vorwurf, daß sie in ganz äußerlicher Nachahmung ausländischer Erzeugnisse befangen sind und all das Wunderliche, Unwahrscheinliche und Schale der letztern an sich tragen. Von diesen Novellisten gilt im Grunde auch nur der mit Unrecht auf die ganze russische Literatur bezogene Ausspruch: „Pourrie avant que mûrie"; das Einheimische verlieren sie fast immer aus den Augen, und wenn sie auch russische Zustände zu den Grundlagen ihrer Darstellung erwählen, so schweifen sie doch bald wieder ab und unversehens befinden sie sich wieder in dem Allgemeinen, Bodenlosen, Unnatürlichen. Zu den bessern letzterschienenen Novellen gehören die des Barons Korff. Unter den Romanen hat sich „Der Versucher" von Sagoskin ausgezeichnet. Hier ist wirklich russischer Boden, hier ist russisches Leben, auch die Sprache hat durchaus das Derbe, Kraftvolle, Witzige der russischen Volkssprache behalten. Der Roman spielt in Moskau, zumist unter dem niedern Volke, das hier ohne Zwang sein Wesen treibt. Sagoskin's Darstellung hat so vielen Anklang gefunden, daß bald mehr dergleichen Schilderungen aus dem Volksleben zu erwarten sind.

Von den dem Jahre 1839 geweihten russischen Taschenbüchern sei hier nur der in Petersburg erschienenen „Jutrenjaja zarja" (Morgenröthe) gedacht. Aus dem Inhalte erwähnen wir einiger humoristischer russischer Scenen von Grebenko und Nikitenka, eines Aufsatzes über die russische Gelehrtenrepublik im 17. Jahrhunderte von Sacharow, einer lebhaften Schilderung aus dem letzten Freiheitskriege der Griechen von Kamenskj und einer ansprechenden Erzählung eines aus chinesischer Gefangenschaft zurückkehrenden astrachanischen Bürgers von Luganskj. Der Almanach ist mit vier Kupfern geziert.

Noch mag hier auf ein Schriftchen von Metgunow hingewiesen werden, den Koenig in seinen „Literarischen Bildern aus Rußland" seinen Gewährsmann nennt. Auf Metgunow sind nach seiner Rückkehr nach Moskau wegen der Schmähungen, die einige russische Schriftsteller, wie Bulgarin, in dem genannten Werke erfahren, mancherlei Angriffe von Petersburg aus gerichtet worden, und er ist veranlaßt gewesen, in einem eigenen Schriftchen, das er „Geschichte eines Buches" betitelt, seine Vertheidigung zu versuchen. Er stellt seinen Antheil an dem Werke Koraig's als ganz untergeordnet dar. 9.

*) Den zweiten Artikel theilen wir im December mit. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 288. — 15. October 1839.

Boz und die gegenwärtige Gestaltung des Volksromans.

(Beschluß aus Nr. 287.)

Die Poesie hielt sich einst an die Höhen des Lebens, sie wandelte hier in reinem Sonnenlichte, ihre Sprache war edel, würdevoll und erhaben, die Charaktere waren gewählt und ethisch, so im Epos und der Tragödie. Bei den Franzosen ging unter zu starkem Anschmiegen an einen ceremoniösen Hof Das, was bei den Griechen natürlicher Ausdruck ihres Kunstsinns war, ins Steife und Manierirte über, schwülstige Declamation trat an die Stelle des einfach Erhabenen. Shakspeare und nach ihm die Deutschen von Lessing an gaben der Poesie echt volksmäßigen (ich brauche das Wort immer in seinem besseen Sinne) Ausdruck und Charakter wieder und lenkten sie auf eine freiere Bahn, ohne sie der Würde und Regel zu entkleiden. Da kam die Revolution. In der ungeheuern Umgestaltung, welche sie hervorbrachte, zerschlug sie die alten Regeln der classisch genannten Hofdichter, sie zerschlug — wie denn jede Revolution in ihrem stürmischen Anlaufe zu weit geht, vielleicht um, am äußersten Extrem angelangt, wieder in die rechte Mitte zurückgeschleudert zu werden — mit den falschen zugleich die unantastbaren Regeln und verwarf als lästige Fesseln Gesetze, die ebenso in der Natur der Dinge, wie die Gebote der Moral in der Natur und innersten Brust des Menschen begründet sind. In diesem Geiste wurde auch der Roman bearbeitet. Überhaupt mußte auf ihn, wegen seiner nähern Beziehung zum Leben, die Revolution und die dadurch den Geistern gegebene Richtung auf eine soziale Reform vom größten Einflusse sein, von größerm als auf jede andere Gattung der Poesie. Indem Aller Augen sich auf den Zustand der Gesellschaft richteten und Schriftsteller, die sich den Charakter von Gesetzgebern und Propheten gaben, aber darin sich als Pseudopropheten erwiesen, daß sie ihre Reform nicht auf die Besserung der Individuen, sondern auf die Vertheilung der materiellen Güter basirten, eine neue Zukunft predigten, folgte auch der Roman diesem Impulse. Für das Idyll des ländlichen Stillebens, wiewol jüngst Miß Martineau darin einen glücklichen Versuch im „Deerbrook" gemacht hat, fehlt unserer Zeit gewissermaßen der Seelenfriede, für den Familienroman die Familieninnigkeit; die Robin Hood und die Schnapphähne sind in Deutschland durch gute Policei, in England durch Dampf und Gas abgethan, wie die Ritter einst durch das Schießpulver verdrängt wurden: der Roman ist daher social geworden, d. h. beschäftigt sich mit der Analyse und Reconstruction der Gesellschaft und hat es übernommen, mit den golden schimmernden Fäden der Dichtkunst der Menschheit eine neue Zukunft zu weben. Den Philosophen, den Gesetzgeber und Statistiker unserer Tage beschäftigen die wichtigen Fragen über den schroffen Gegensatz von Armuth und Reichthum in der Gesellschaft; ein Degérando wendet einen großen Theil seines Lebens daran, um in seinem umfassenden Werke: „De la bienfaisance publique", der Welt die Resultate seiner Forschungen über die Lage und Verpflegung der Armen in den verschiedenen Ländern der civilisirten Welt vorzulegen; ein Dr. Julius bereist die Vereinigten Staaten, um die Pönitentiaranstalten der jungen Republik kennen zu leenen; die Stellung der bisher ungleich Berechtigten, die Stellung der Frauen selbst gibt zu den lebhaftesten Discussionen Veranlassung: dieses ganzen Stoffs bemächtigt sich die Phantasie der Dichter, und indem sie die Gesellschaftsfragen, zu deren Lösung leidenschaftslose Thätigkeit des ruhig nachdenkenden Verstandes und reiche Erfahrung gehören, zu ihrer Aufgabe und den Roman zu einer olla potrida aller politischen Themen machen, indem sie uns das Loos der Massen in individualisirten Begebenheiten schildeen, verkünden sie eine neue Morgenröthe; sie sind nicht bloße Dichter mehr, sie sind Evangelisten, die in modernen Mythen zu uns reden.

Die Himmelskörper werden durch die Centripetal- und Centrifugalkraft im Umschwunge erhalten; der Gang der Menschheit wird durch zwei Bestrebungen, die progressive und die retrograde, die volatile rationelle und die historische hervorgebracht; die Bewegung ist so lange sicher, als keine Kraft, entschieden obsiegend, die andere mit fortreißt. Beide Kräfte sind jetzt mehr als je angespannt, die Welt ist in zwei Parteien gespalten. Der Roman, seit er sich den Massen zugewandt hat und Stoff und Sprache von ihnen borgt, legt tüchtig mit Hand an und zieht an den Strängen der Progressiven oder Republikaner, wie sie sich nennen; der Nacht und dem Chaos entfliehend, bringt er das Licht und mit seinem belebenden Strahle die neue sociale Schöpfung, in welcher, wie im Kindheitsalter der

Digitized by Google

Menschheit, Dichter Priester und Gesetzgeber sein werden. Es ist nicht zu leugnen, daß auf dieser Seite alle die schönen und humanen Ideen liegen, welche der Menschheit ein besseres Loos verheißen; aber es liegt hier auch genug, dessen Ausführung dargethan würde, daß die Menschheit zur Kindheit zurückgekehrt sei.

Es ist ganz natürlich, daß der Roman bei solchen Bestrebungen die Kunstform, wenn auch nicht ganz abgelegt hat, doch wenigstens als Nebensache behandelt. Drei Fehler sind es überhaupt, in welche die neueste Romanliteratur durch Verfolgung einer social-reformatorischen Richtung verfällt. Der erste, aus welchem sich die übrigen von selbst ergeben, ist die Erstrebung eines speciellen, außer der Kunst liegenden, eines äußern, sogenannten praktischen oder nützlichen Zwecks. Der Dichter will auf die Leser wirken, aber nicht dadurch, daß er den Sinn für das Schöne und Gute durch seine schöne und ethische Darstellung in ihnen erwecke, sondern dadurch, daß er sie für eine Lieblingsidee gewinne, an der das Heil der Welt hängen soll. Man bemerkt diesen Fehler gleich an der Wahl des Gegenstandes. Es ist auf jeden Fall eine wohl zu beachtende Regel, daß dieser nicht aus zu großer Nähe hergenommen sein und nicht die unausbleibliche Wirkung haben darf, die Leidenschaften der Menschen aufzuregen, statt dieselben zu beruhigen; denn die Kunst soll beseligen, soll uns reinigend durchdringen, nicht durch Schmerz und wilde Begierde das Gemüth in Aufruhr bringen. Die Athenienser straften Phrynichus um 1000 Drachmen, weil er durch Darstellung der Einnahme von Milet sie zwar zu Thränen gerührt, aber auch den Zweck der Kunst überschritten hatte. O merkt euch doch das Beispiel des Phrynichus und wählt euere Stoffe nicht unmittelbar aus der Lage Derer, auf welche ihr einwirken wollt; schont ihre Wunden, reißt sie nicht auf, und zeigt sie ihnen nicht wie Antonius dem römischen Volke den blutigen Rock Cäsar's. Was seid ihr anders, wenn ihr, selbst frei von der Absicht aufzuregen, die Gesellschaft aufwühlt und den moralischen Kehricht aus den schmutzigen untern Räumen derselben zu Tage bringt, als eine etwas feinere Art von Bänkelsängern, welche die große Lesewelt mit Greueln, mit Scenen aus Bierhäusern und Wachstuben, aus Gefängnissen und Hospitälern und schlimmern Orten unterhält, wie der Orgelmann die gaffende Marktgesellschaft, die sich um sein mit Mordstücken angefülltes Bild versammelt hat? Zugegeben aber, daß solche specielle Tendenzen im Romane verfolgt werden dürfen, werden die Fragen immer richtig gestellt und erwogen? Ist der Dichter unterrichtet genug? und wenn er es ist, hält er sich an die Wahrheit? Ist es nicht natürlich, daß er, da vorzugsweise Effecte von ihm erstrebt werden, zu falschen Mitteln, zu Übertreibungen und Entstellungen seine Zuflucht nehme? So werden z. B. im „Oliver Twist" ohne hinlängliche Motivirung die heftigsten Angriffe auf das neue englische Armengesetz und Arbeitshaussystem gemacht; und thun wir einen Blick in die Romane hinein, müssen wir nicht erstaunen, wie viel Übel, die in dem Maße gar nicht vorhanden sind, von ihnen in die Welt gebracht, mit welchem Misbehagen und finsterm Unmuthe, mit wie ungemäßigten Wünschen die Menschen durch diese vergiftete Nahrung angefüllt werden? Der zweite Fehler besteht in der Vernachlässigung der Form. „Oliver Twist" kann hierfür als Beispiel dienen. Es ist ganz consequent, daß, wenn man nicht mehr die Gebote der Sittlichkeit und Religion, wenn man keinen Unterschied zwischen Gut und Böse mehr anerkennt, wenn man die Sprache und Sitten der niedrigsten Classen und des verworfensten Gesindels zum Gegenstande seiner Nachahmung macht, man sich auch um die Regeln des Geschmacks, um Plan, Anlage und sorgfältige Ausführung nicht mehr bekümmert. Was bedeuten da theoretische Vorschriften der Ästhetik und Rhetorik, wo es auf sehr materiale, in das Wesen und die Ordnung der Dinge eingreifende Fragen ankommt? Die Romanform wird gerade deshalb vorzugsweise gewählt, weil man sich hier gehen lassen und am meisten regellos sein kann. Warum schreibt man denn im Verhältniß zum Romane so wenig Lustspiele, Satiren, Dramen, Tragödien? Weil Mühe, Fleiß, Studien erforderlich sind, weil auf Erfindung und Anlage die sorgfältigste Anstrengung verwendet werden muß. Nicht ängstliche Convenienz und eine strenge Polizei allein machen uns an diesen Dichtungsarten, namentlich den erstern, so arm, sondern am meisten die Bequemlichkeit der Dichter, die sich alle den Goethe'schen Spruch gemerkt zu haben scheinen:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Wo ihr es faßt, ist's eben ein Roman.

Was endlich Drittens den Inhalt betrifft, so ist er, wie sich aus dem über die Wahl des Gegenstandes Gesagten ergibt, der Poesie selten angemessen und würdig. Man vergißt darin ganz, daß man widrige Schlechtigkeiten verbergen und nicht aufdecken soll, beunruhigt das Gemüth des Lesers durch die Vorstellung einer Verdorbenheit, die, wenn sie stattfindet, nicht offenbart, am wenigsten aber von dem Dichter ausgemalt oder gar erfunden werden sollte. Selbst einen Souvestre, Anderer zu geschweigen, trifft dieser Vorwurf. Seine Absicht mag löblich sein; aber ist Das Kunst, was den Menschen mit Ekel vor der Menschheit erfüllt? Soll die Kunst, welche Milde und Verklärung über unser Inneres ausgießen soll, den bittern Stachel der Verachtung, oder die Qual der Unzufriedenheit darin zurücklassen? Es läßt sich nur erwarten, daß erst dann, wenn die Fragen, welche jetzt noch die Menschheit so lebhaft beschäftigen, und die verschiedenen Anforderungen ausgeglichen sind, wenn die Krisis überstanden und Ruhe und Versöhnung zurückgekehrt ist, auch der Roman die falsche Richtung verlassen werde, welche er in einer lebhaft aufgeregten Zeit eingeschlagen hat. Bis jetzt aber vergißt man leider zu sehr das Horazische „Virginibus puerisque canto", man vergißt zu sehr, daß vorzugsweise das weibliche Geschlecht und die Jugend sich mit der unterhaltenden Literatur beschäftigen. Fürchtet man nichts davon, wenn der Spiegel ihrer Seelen so früh durch Schmuz- und Greuelbilder getrübt wird? 50.

Digitized by Google

Romanenliteratur.

1. Genfer Novellen. Nach dem Französischen von R. Töpffer. Herausgegeben von Heinrich Zschokke. Zwei Bändchen. Aarau, Sauerländer. 1839. Gr. 12. 2 Thlr.

Sollten diese Novellen wirklich aus dem Französischen übersetzt sein, so müssen wir sowol dem Übersetzer als auch dem Herausgeber Dank dafür sagen, denn es sind uns seit langer Zeit keine so rein gemüthlich-poetische Schilderungen einfacher Zustände vorgekommen, wie sie uns hier ohne die geringsten Ansprüche geboten werden. Man sieht es diesen niedlichen Producten an, die man im strengen Sinne keine Novellen nennen darf, daß der Verf. meist eigene Erlebnisse geschildert hat, die, an sich höchst unbedeutend, durch die harmlose Einfachheit, durch die rührende Sehnsucht eines tief und zart fühlenden Herzens doch jedes unverdorbene Gemüth ansprechen müssen. Unter den zehn kleinen Bildern zeichnet sich in dieser Hinsicht besonders die Novelle „Julius" aus, die in drei Abschnitte zerfällt und das Leben, die stille Liebe, die Schmerzen der Täuschung und die endliche Erreichung der mäßigsten Wünsche eines Jünglings schildert, der sich der Malerei widmet. Nächst dieser Novelle heben wir noch als höchst anziehend geschildert die beiden kleinern Skizzen hervor: „Das Thal von Trient" und „Der Col d'Anterne", Reiseerlebnisse, reich an heitern und traurigen Begebenheiten, glücklich in Auffassung der geschilderten großartigen Naturscenen wie der Charakterisirung einzelner Personen. Eine besondere Erwähnung verdient in letztrer Hinsicht die Zeichnung eines englischen Pairs, der dem erwählten Führer nie glauben will, ihn für einen Schuft erklärt und nachmals, als dieser allein ihm und seiner Tochter das Leben rettet, das der Lord durch seinen Trotz in Gefahr gebracht, in den dankbarsten Menschen sich umwandelt. Weniger haben uns „Ein Buckliger" und „Die Erbschaft" angesprochen.

2. Der neue Messias und seine Propheten. Eine culturhistorische Novelle von Fr. Menk. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es gehört eine gute Portion Selbstvertrauen, oder besser, Anmaßung dazu, einen Stoff von solcher Bedeutung, wie es der in dieser Novelle behandelte ist, so leichthin novellistisch breit zu treten. Allerdings geben die religiösen Verirrungen unserer Tage eine höchst reiche Ausbeute für den Novellendichter, nur muß Derjenige, der sich an die Bearbeitung solcher Thatsachen wagt, vor Allem ein wahrer Dichter sein. Bloße Keckheit, jugendlicher Übermuth und oberflächliche Kenntnißnahme einzelner Zeitungsartikel berechtigen Niemand, über eine betrübende Erscheinung unserer Zeit flache und alberne Raisonnements in die Welt hineinzuschreien. Die Grundursachen aller pietistischen Ausartungen liegen weit tiefer, als ein solcher Guckindiewelt, wie es Hr. Menk seinem Geschwätz nach ist, im entferntesten nur ahnt. Über das Buch selbst können wir kurz sein. Es behandelt in etwas entstellter Form die allbekannten Muckergeschichten. Drei Pietisten, von denen einer immer dümmer als der andere ist, werden von ihrem nichtsnutzigen weltlüstigen Obern, der den neuen Messias vorstellen soll, in alle Welt gesendet, um das neue Evangelium zu predigen. Einer von diesen, Namens Kurz, albern, aber ehrlich und dummgläubig, angelt eine Gräfin nebst ihrem Herrn Gemahl, mit deren Vermögen der neue Messias große Dinge zu vollbringen hofft. Nicht ohne Widerstand werden beide Gatten glücklich eingepietistet — um so zu sagen —, und die Frau Gräfin muß zu vollkommener Bekehrung und Heiligung den neuen Messias besuchen. Es ereignen sich nun königsberger Muckermanipulationen, der Verblendeten gehen die Augen auf und über, und das Buch ist aus. Außerordentlich unnöthig und abgeschmackt!

3. Mittheilungen aus den Memoiren des Satans von W. Hauff, fortgesetzt von H. von Canitz. Viertes Bändchen. Bunzlau, Appun. 1839. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Teufel hat nicht wohlgethan, sein Memoirenbündel, das sein zu zeitig verstorbener Freund Hauff so gut zu lesen verstand, an Hrn. v. Canitz zu verleihen. Hr. v. Canitz mag alle Sprachen der Welt verstehen, er mag koptisch reden, chinesisch singen und tombuktuisch, aber wie die dortige Sprache heißt, philosophiren, ja, er mag sogar die Himmelsschrift zu entziffern verstehen, vom Teufel weiß er doch den Teufel nichts! Die Hölle hat bekanntermaßen schon nach Goethe ihre Gesetze und Rechte, und unter diesen ist eins der vornehmsten, daß, wer mit dem Teufel Du auf Du sein will, vor Allem satanische Glut fühlen muß, die sich in Witz, Malice, Satire, Ironie und noch einem Dutzend ähnlicher flammendeschwingter Höllennengel kund gibt. Dagegen bleibt Hr. v. Canitz gar zahm und sanft, er läßt den Teufel höchstens ein bischen Revolution machen, ein paar Jungfrauen verführen und solche alltägliche menschliche Kleinigkeiten mehr. Das nennen wir aber nicht satanisch. Hatte Hr. Satan nichts Besseres aus seinen Memoiren mitzutheilen, so hätte er sich in Gottes Namen die Mühe ersparen können. Wie schon gesagt, Satan erzählt in diesen Blättern blos seine ganz ordinairen demagogischen Umtriebe, dann reist er ins Bad und amusirt sich auf eine Weise, die Ref., wenn er der Satan wäre, höchst langweilig fände. Später wird er Schauspieler und dabei kommt eher noch etwas heraus, wiewol auch hier das Teufelspielen nicht recht floriren will. Zuletzt geht Satan nach Dresden, mischt sich unter die dortigen Hofräthe und conversirt mit dem verstorbenen Bronikowski. Dieser führt ihn bei Tieck ein und macht ihn bekannt mit dem Maler Retzsch, der diesen satanischen Umgang bei seinen Umrissen zu Goethe's „Faust" benutzt haben soll. Endlich wird es unruhig in Polen, und da der Satan dort einige Grausamkeiten wittert, hebt er sich eiligst von dannen. Dies der Inhalt dieser Satansmemoiren. Schließlich erlaube uns der Fürst der Hölle, ihm für seine Mittheilungen zwar zu danken, zugleich aber auch die Warnung von uns freundlichst aufzunehmen, daß er je eher je lieber alles Ernstes daran denken möge, sich wieder tüchtig zu verteufeln! Wird er dies unterlassen, so prophezeien wir ihm und seiner Hölle nächstens den Eindruch einer gewaltigen Wasserflut. Er sorge deshalb in Zeiten für neue Flammen. Sobald er Besseres wird zu erzählen haben sollen uns seine fernern Mittheilungen freuen; in Ermangelung dessen schweige er still, ja still! 33.

Monteil.

Derselbe Amans Alexis Monteil, welcher vor einigen Jahren für seine französische Geschichte während des 13. bis 16. Jahrhunderts den Monthyon'schen Preis davontrug, beschenkte uns unlängst mit seinem „Traité de matériaux manuscrits de divers genres d'histoire", einem in Form und Inhalt ganz interessanten, mindestens ganz pikanten Buch. Schlägt man z. B. (und wer blättert nicht jederzeit in einem Buche, ehe er die Lecture beginnt) im zweiten Theile S. 211 auf, so wird man durch die Überschrift: „La première tour de la forteresse ou premier tome renferme", sofort überrascht und weiß eigentlich nichts damit anzufangen. Bald fesselt ein eingelegtes lithographirtes Blättchen den Blick, auf welchem man eine Mittelalterburg auf einem Granitfelsen gebaut erblickt, unter welcher sich, seltsam genug, die Unterschrift befindet: „Excerpta membranea"; und wie löst sich das sonderbare Räthsel? Auf die einfachste Weise. Der Verf. ist nämlich auf den Gedanken gekommen, große, vielbändige Werke so einbinden zu lassen, daß die ordnungsmäßig aufgestellten Bände irgend ein Bild, ein Haus, eine Säulenhalle oder dergleichen bilden, und nun citirt er schlechtweg seinen „ersten Burgthurm" u. s. f. Wäre der Einfall neu, so wäre er auch nicht eben bedeutend, aber auch das ist er nicht; was aber daraus hervorgeht, ist ein Haschen nach Effect, ein gewisses Kokettiren, welches sich nicht verleugnen kann. Denn statt nur ganz einfach zu sagen, er habe Pergamentfragmente von Büchern und Urkunden fleißig gesammelt und unter dem Titel: Excerpte, geordnet, muß man sich erst in jener Burg und ihren Thürmen orientiren, um am Ende eben keine große und reiche Ausbeute zu finden, und so, wie ge-

Digitized by Google

sagt, das ganze Buch von seiner romantisch gehaltenen Einleitung an bis ans Ende studiren; denn das Buch enthält eben nichts Anderes als Mittheilungen über Handschriften zur französischen politischen oder Sitten- und Culturgeschichte, welche sich meist im Besitze des Verf. befinden und künstlich zu sein scheinen, aufgestellt und beschrieben nach den Disciplinen. Unter ihnen ist die Zahl Dessen, was von mehr als speciell französischem Interesse wäre, gering. Hier von einigen der bedeutendern Dinge. Unter dem Abschnitte: „Des arts mécaniques", möchte eine Sammlung von Originalrechnungen aller der Arbeiter, die im 13. und 14. Jahrhundert für die Grafen von Artois beschäftigt waren, deshalb von Interesse sein, weil dergleichen ganz besonders geeignet ist, in das gesammte künstlerische und gewerbliche Leben der Zeit einzuführen. Unter demselben Abschnitt begegnen wir den „Menus plaisirs du roi" aus dem Jahre 1678, einer Handschrift, welche wirklich anziehende Details über den musikalischen Theil der menus plaisirs Ludwig's XIV., über Lully und seine Kapelle, Boesset, Lambert, den Maschinisten Vigaronni, den Buffo Liberio Fiorelli Scaramouche, Allard u. a. dgl. darzubieten scheint. Der Abschnitt „Art militaire" unserer vorliegenden Sammlung ist besonders vorzüglich ausgestattet, und es möchten da die sogenannten tiroirs Ludwig's XIV. besondere Beachtung verdienen; es ist das eine bedeutende Sammlung der kleinen unscheinbaren Zettelchen, auf welche der König Fragen, Bemerkungen, Namen, Listen u. dgl. aufzuschreiben pflegte, um sie dann gelegentlich den betreffenden Personen in der Gesellschaft etwa vorzulegen und mit ihren Antworten versehen zu lassen. Die so vollzogenen Papierchen trug er dann noch wochenlang in der Tasche mit sich umher und schob sie endlich in den tiroir verwandten Inhalts. So lautet eins dieser Zettelchen: „Quand est-ce que le régiment de Rouergue fut créé?" auf welche Frage Louvois bemerkte: „Rouergue fut d'abord Montpeyrous." Ein anderes: „Depuis quand Meilly avait-il le régiment de Normandie.... combien l'avait-il acheté? .... combien le vendit-il?" Ein tiroir enthielt die Papierchen: „Levée de troupes", ein anderes „Recrutement des régiments", wieder andere „Etats des régiments", „Tactique" „Ordres du jour", „Administration militaire", „Garnisons" u. s. w. Von großem Werth und vielfach interessant ist aber auch das Autographum Ludwig's XIV.: „Mémoire pour le camp de Compiègne", denn der Manoeuvres und Übungen in diesem Lustlager bediente sich der König, seinen Nachfolger mit den Elementen der Taktik und Lagerbaukunst bekannt zu machen und schrieb dann jeden Tag das von den Truppen Ausgeführte beschreibend und erläuternd nieder. Der neuesten Zeit angehörig sind die „Huit chapitres de l'histoire militaire de France depuis les années 1808, 1811, 1812 et 1813", Originalrelationen der in Spanien commandirenden Lapène, Lamare, Senegeon und unbenutzte Actenstücke zur Geschichte des Krieges in Deutschland, der Schlachten von Dresden, Leipzig u. s. f. In dem Abschnitte: „Des chemins et des ingénieurs", möchten die Documente zur Geschichte des Postwesens in Frankreich von 1551 — 1700 von besonderm Interesse sein, während andererseits durch die Mittheilungen im achten Capitel: „Histoire de la Cour et des Courtisans", pikante Personalien, Dienerschaft und gastronomisch renommirte Leutchen, aber auch die poètes, portier, astronome, mathématicien, bibliothécaire, historiographe unter Karl VIII., Ludwig XII., Franz I. vorgeführt werden. Im neunten Capitel: „Histoire des écoles, des écoliers et des maîtres", möchte man versucht sein besonders Lehrreiches zu erwarten; allein außer 62 Originalactenstücken zur Geschichte des Schulwesens im 15. Jahrhundert verdient nur der „Phaedrus novus seu novae fabulae, circa a. 1589 scriptae" und die mit scenischem Bildwerk geschmückte Tragödie: „Amulius" Beachtung; 786 Actenstücke aus den Jahren 1215 — 1797 scheinen allerdings für die französische Kirchengeschichte bedeutend. In dem der Geographie gewidmeten Abschnitt ist eine von Buache gearbeitete Marschroute Alexander's des Großen durch Europa und Asien gerade in unsern Tagen interessant, sowie endlich eine Sammlung Bonpland'scher Papiere, biographischen und geographischen Inhalts, wol ihren Käufer finden wird. Auch in dem zweiten Bändchen findet sich in den Abschnitten über das Hospitalwesen, die Marine, den Bergbau, die Arzneiwissenschaft und in den der Geschichte einzelner Städte und Flecken gewidmeten Capiteln manches Detail, welches derartigen Specialforschungen förderlich sein wird. 61.

Literarische Notizen.

Creuzé de Lesser.

Ein französisches Journal bringt über den Schriftsteller Baron Creuzé de Lesser, der vor einiger Zeit gestorben, einen Vorrath von biographischen Notizen. Wir erfahren daraus, daß Creuzé de Lesser schon sehr jung, in den ersten Jahren der Kaiserregierung Unterpräfect von Autun wurde und sich in dieser Stellung so auszeichnete, daß er bald zum Präfecten von der Charente und späterhin von dem Departement Gard ernannt wurde. In dieser Eigenschaft hinterließ er in Angoulême wie besonders in Montpellier den Ruf einer klugen, aufgeklärten und unparteiischen Verwaltung zurück, deren Hauptzweck es war, die durch Parteihaß getrennten Gemüther zu vereinigen. Sein Haus diente zugleich allen Notabilitäten des Departements wie den Fremden, welche gern diese reizenden Gegenden besuchen, als Sammelpunkt. Noch sehr jung gab Creuzé de Lesser eine Reise nach Italien heraus, worin manches Paradoxe enthalten ist, manche den Meinungen älterer Reisenden entgegengesetzte und vielleicht nicht haltbare Ansicht. Die Sucht, etwas Neues aufzustellen, scheint hier den Verf. zu weit geführt zu haben. Seinen literarischen Ruf begründete er aber vorzüglich durch die drei Rittergedichte: „Amadis", „Roland" und die „Ritter von der Tafelrunde"; besonders hatte das letztere, die „Chevaliers de la table ronde", großen Erfolg, auch enthält es manche sehr sinnreiche Erzählungen und feine geistvolle Züge. Weiter erschienen von ihm drei größere lyrische Gedichte unter dem Titel: „Odeïdes", von denen das erste die Heldensage vom Cid, das zweite das Liebesverhältniß zwischen Abälard und Heloïse und das dritte die tragischen Ereignisse der französischen Revolution in einer Art Elegie behandelt. Auch für das Theater lieferte der Verstorbene einige niedliche Stücke: „Le nouveau decit du seigneur" und „La revanche". An dem letztgenannten geistreichen Stücke war Roger, Mitglied der französischen Akademie, sein Mitarbeiter. In einem leichten, zwischen Frivolität und philosophischer Moral schwankenden Genre schrieb er mehre Romane, von denen der eine unter dem Titel: „Les annales d'une famille pendant dix-huit-cents ans", von sinnreicher Erfindung und Einfassung ist. Im J. 1830 zog sich der Baron von den Geschäften zurück und beendigte seitdem eine „Biographie universelle" in zwei Bänden, deren Veröffentlichung von vielen Seiten gewünscht wird. Schon früher hatte er eine Schrift: „De la liberté", herausgegeben, worin sich seine Gesinnung als eine kluge und gemäßigte zeigt und die Sprache ebenso überzeugend als pikant anziehend ist. Im gesellschaftlichen Leben war Creuzé de Lesser ein feiner, angenehmer Mann von den ausgebildetsten Manieren. Sein Tod erfolgte ziemlich unerwartet und von Allen, die ihm näher standen, innigst betrauert am 14. August d. J.

Von Léon de Laborde's „Voyage en Orient" erschien soeben die sechszehnte Lieferung, welche durch die orientalischen Ereignisse ein doppeltes Interesse gewinnen dürfte. Die beiden letzten Lieferungen enthalten treffliche Ansichten von Nicäa, Konieh, Aleppo, Tarsus, Adana, Kjutahia, Baalbek, Jerusalem, Jericho u. s. Das ganze Werk wird nach seiner Vollendung nahe an 600 Zeichnungen enthalten und aus 36 Lieferungen, jede zum Preise von 12 Fr., bestehen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 289. — 16. October 1839.

Die europäische Pentarchie. Leipzig, O. Wigand. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Bereits haben viele Zeitschriften die Aufmerksamkeit des Publicums auf dieses Werk hinzulenken gesucht, und vielleicht ist es Keinem, der diese Zeilen liest, unbekannt, daß es mit Geist und Kenntniß im russischen Interesse geschrieben ist und speciell die Idee einer von Rußland über Deutschland zu übernehmenden Hegemonie als etwas durch die Lage des europäischen Staatensystems Gebotenes, in der Natur der Verhältnisse Begründetes und für Deutschland Wohlthätiges zu vertechten sucht. Es ist noch ungleich mehr in dem Buche; es sind zahlreiche Stellen darin, die zugleich als Mittel zur Herbeiführung jenes Zieles dienen sollen. Es ist ein Kunstwerk in seiner Art; keine Zeile, kein Wort ohne Absicht gerade so gestellt; halbe und ganze, aber in wohlberechnetes Trugticht gestellte Wahrheiten, begründete und unbegründete Geschichten überaus künstlich verflochten; Alles unter dem Gesichtspunkte dargestellt, der der Absicht des Verf. am besten entspricht; Alles zu Einem Zwecke hinarbeitend. Die würden sehr irren, die etwa die Grundsätze eines starren Absolutismus darin gepredigt glaubten. Der Verf. fällt allerdings nicht aus der Rolle und geht nicht etwa zu dem Feldlager der Volkssouverainetät über. Aber er weiß sich aller Sprachen zu bedienen und capitulirt recht artig mit dem constitutionnellen Systeme und manchen Tendenzen unserer Liberalen. Das deutsche constitutionnelle Leben behandelt er recht gnädig; gegen das „Berliner politische Wochenblatt" tritt er mit wahrem Ingrimm auf, und den Katholicismus befehdet er ganz in der Sprache der Zeit. Wie gesagt, es ist ein Kunstwerk, wie wir es kaum in einigen Staatsschriften, die zur Zeit des französischen Kaiserthums aus Talleyrand's Feder flossen, gefunden haben, und es ist ungleich mehr Gediegenheit und deutscher Ernst, eine ungleich ehrlichere Miene und gemessenere Haltung darin; aber ganz diese versteckte Malice, die aus einzelnen Worten und Wendungen hervorblitzt; ganz diese Sophistik, diese tausendfachen Fallen für Schwäche und Unkenntniß. Welches gegenseitige Verhetzen! Wie oft zwei, drei Fliegen mit einem Schlage getroffen! Und doch wie vergeblich das Alles!

Der Verf. verwahrt sich sehr gegen den Verdacht, als habe er in Auftrag geschrieben. Er will in keiner Verbindung zu irgend einer Regierung stehen. Er wird wenig Glauben mit dieser Versicherung finden; aber wir gestehen, daß wir bei reiferer Überlegung auch der Meinung sind, er habe sich selbst den Auftrag gegeben. Wir sind überzeugt, die Regierung, in deren Interesse das Buch geschrieben sein könnte, weiß recht gut, daß es seinen Zweck verfehlen muß, und ohne Hoffnung des Erfolgs macht man einen solchen Versuch nicht. Allerdings nicht ganz wird das Buch seinen Zweck verfehlen; einzelne Stellen wenigstens können zur Verwirrung der Begriffe beitragen und in vorgefaßten Meinungen bestärken; aber man sieht doch deutlich, was die Haupttendenz des Buches, und daß es um ihrentwillen geschrieben ist. Bei der aber hat der Verf. Mühe und Öl verloren. Es werden sich vielleicht nicht Viele finden, die das Buch widerlegen können, so widerlegen, daß der Verf. sich bei sich selbst als widerlegt bekennen, oder daß er von Denen, die einen Verstand von diesen Sachen haben, als widerlegt gehalten werden müßte. Politische Parteiphrasen und das Wortgefecht moderner Scholastiker führen in diesem Kreise nicht zum Ziele, und niederschreien ist nicht widerlegen. Aber wenn er auch nicht widerlegt wird: was er bewiesen haben will, wird doch nicht geglaubt werden, wird doch keinen Eingang finden. Von vornherein wird man es als widersinnig, als ungereimt zurückweisen; und machte es auch auf Einzelne einen flüchtigen Eindruck, was könnte das bedeuten, wo alle Macht der Verhältnisse so gewaltig entgegensteht und die Wellen der Zeit den leichten Eindruck so rasch verwischen. Ja, wenn das Buch auch einige Nebenzwecke erreichen sollte, dieser Vortheil wird durch den Nachtheil (für seine Sache) weit überwogen, daß es ein eingewurzeltes Mistrauen neu bestärkt hat. Ein Mistrauen, das wir für unnöthig halten, indem wir nicht auf die Ausdauer des Willens, aber auf die Kraft der Verhältnisse rechnen.

Auch in der Art war uns das Buch interessant und wirklich genußreich, daß es zu der immer seltener werdenden Classe in politischem Geiste geschriebener Bücher gehört. Darunter verstehen wir nicht solche, die aus politischer Absicht geflossen sind; an denen ist Überfluß. Aber es ist aus dem Geiste des Staatsmannes gefaßt; es beruht auf einem durch Beobachtung und Geschichte, vielleicht auch durch Erfahrung begründeten Studium des Staats,

Digitized by Google

und der Kräfte und Mittel, die im Staatsleben wirken. Nicht der Jurist, nicht der Philosoph, nicht der Parteimann, der seine politische Bildung aus den Zeitungen geholt hat, sondern der Staatsmann spricht hier; es wird nicht gefragt, was nach einer positiven oder idealistischen Gesetzgebung, also nach dem Willen gewisser Menschen sein soll, sondern was da ist, was werden kann, was wirkt im Leben, wie sich die Ereignisse und Zustände gestalten, und warum sie es thun; der Gesichtspunkt waltet vor, aus dem alle höhern Staatsmänner, Alle, die mit Beruf und Bewußtsein in den großen politischen Fragen gewirkt haben, die politischen Dinge anschauten. Wir denken dabei nicht an die Mittel, in denen wir die Kunst des Verf. hervorhoben, sondern an die ganze Anschauungsweise. So lange es Staaten gibt, wird sie vorherrschen. Aber die Werke dieser Schule werden selten gedruckt, und daher kommt es, daß so Wenige auch nur einen Begriff von ihr haben, und daß die Werke, die über dieselben Fragen gedruckt werden, die aber meistens nicht in demselben Geiste gefaßt sind, auf die Praktiker so wenig Eindruck machen. Wer nicht Praktiker ist, für den gehört ein eigenthümliches Talent und ein langes Studium der Staatsschriften und der Staatshandlungen dazu, um den Sinn für diese Richtung zu bilden, und die Masse weiß es selten zu würdigen, welche Summe von Nachdenken und Beobachtungen vorhergehen müssen.

Doch zur Sache. Am wenigsten gelingt dem Verf. sein Unternehmen, wo er direct auf sein Ziel zusteuert und, für einen Augenblick die Richtung des praktischen Staatsmannes verlassend, wissenschaftlich, systematisch, rationell seine Meinung begründen, Principien nicht blos hinwerfen, sondern rechtfertigen will. Die Thatsache liegt vor, und von der geht er aus, daß fünf Großmächte die Angelegenheiten des europäischen Staatensystems leiten und neben ihnen eine Anzahl kleinerer stehen, die keinen Einfluß mehr auf diese Angelegenheiten gewinnen können. Keinen Einfluß *mehr*; denn ehedem haben Spanien, Venedig, die Schweiz, Schweden, Dänemark, Baiern, Sachsen, Holland, die Pforte u. a. zuweilen einen entscheidenden Einfluß geübt. Nun geht der Verf. von der Ansicht aus, daß alle diese kleinern Staaten des Schutzes einer oder der andern Großmacht bedürftig seien, und stellt gewisse Regeln über die Wahl dieser Schutzmacht auf. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir speciell nachweisen, daß er diesen Regeln, wie er sie S. 34 u. 35 aufführt, selbst nicht überall treu bleibt, und daß sie keineswegs alle seine Vorschläge rechtfertigen. Im Wesentlichen aber stellt er kein neues System auf, sondern es ist die Politik, die er empfiehlt, früher oft gerathen und oft befolgt worden und mag zu ihrer Zeit ihren Werth gehabt haben, wiewol wir nachweisen könnten, daß sie schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts manchen Staaten Nachtheil gebracht hat. Sie kommt zuletzt auf den Satz zurück: daß man sich an den Feind des Feindes halten soll. Man soll sich nicht an Den halten, der ein Interesse an unserer Unterjochung haben kann, sondern an Den, der nicht nur keines daran, sondern eher ein Interesse an unserer Beschützung hat. Diese Regel hat viel Ansprechendes; aber sie war für Staaten, die sich nicht wahrhaft bedeutungsvoll zu machen wußten, schon in frühern Zeiten zuweilen gewagt, da in der Regel das Interesse der Unterjochung stark, das der Beschützung nur schwach war und das letztere sich wol zu einem Vergleiche bestimmen ließ, der auf Kosten des Schwächern geschlossen wurde. Jedenfalls setzte sie einen fortdauernden, nur durch Waffenruhen unterbrochenen, sicher bestimmten Kriegsstand der Mächte, einen bleibenden Gegensatz *gewisser* Mächte voraus, und zugleich, daß die Beschützten noch stark genug waren, um wirklich zum Gegenstande eines großen Interesses werden und allenfalls selbst etwas für ihre Sache thun zu können. Venedig hat diese Politik erfunden und ist zum großen Theile an ihr gestorben. Gegenwärtig können die kleinen Mächte nicht mehr auf die Eifersucht der großen speculiren, und wenn sie sich einer Großmacht wirklich lästig machen, so können sie leicht erlieben, daß Feind und Beschützer sich auf ihre Kosten vergleichen. Erhielt die Schweiz von Frankreich den Schutz, den sie so eifrig suchte? Frankreich möchte sich nicht um ihretwillen mit den andern Mächten verfeinden. Die Unabhängigkeit aller europäischen Staaten wird nur auf zwei Wegen sicher zu verbürgen sein. Entweder — was der sicherste Weg wäre, aber große Stürme voraussetzte — es bildet sich durch Zerfallen größerer und Vereinigung kleinerer Staaten eine größere Anzahl mittlerer, an Vertheidigungskraft ungefähr gleicher und auf die Verwandtschaft des Volksthums organisch begründeter Staaten. Oder — was in dem eben erwähnten Falle noch gewisser erfolgen würde — es tritt immer mehr die Überzeugung in die Völkersitte, daß nur aus Gegenseitigkeit das Heil hervorgeht; die Grenzen trennen nicht mehr, sondern theilen nur ab; die Staaten eröffnen sich Gemeinschaftlichkeit ihrer Vortheile und das Eroberungsprincip verliert sich. In beiden Fällen bedarf es keiner Schutzmächte. Bis das Eine oder das Andere erfolgt ist, wird den kleinen Staaten zu rathen sein, sich an Den anzuschließen, der ihnen am gefährlichsten ist, und demselben dadurch Rücksichten aufzulegen und ihre Unterjochung unnöthig zu machen. So weit ist die Zeit denn doch, daß man nicht mehr erobert, blos um zu erobern, und wenn die Mächte wissen, daß in den Punkten, aus denen ihnen der Besitz eines Landes von Interesse sein könnte, ihre Wünsche keinem Widerspruche begegnen, so unterlassen sie das Wagniß eines Eroberungskampfes. Warum soll Rußland gegen Schweden ankämpfen, wenn es gewiß ist, daß ihm im Falle eines Krieges von dort aus keine Gefahr droht? Warum sollen Östreich und Preußen die deutschen Staaten unterdrücken, wenn diese Alles vermeiden, was jene geniren könnte, und im Falle eines Krieges gegen Frankreich oder Rußland mit ganzer Kraft Beistand zu leisten bereit sind? Was kann Östreich daran gelegen sein, Toscana oder Sardinien zu unterwerfen, wenn es weiß, daß die französischen Intriguen dort keinen Eingang mehr finden, und daß Sardinien die Pässe mit der höhern Kraft bewacht, welche allemal aus der Selbständigkeit hervorgeht?

Digitized by Google

Übrigens hat der Verf. auch sehr Unrecht, wenn er alle Staaten, die nicht zu den fünf Mächten gehören, als des Schutzes bedürftig darstellt. Die fünf Großmächte entscheiden allein über die Angelegenheiten des europäischen Staatensystems, aber nicht über alle Angelegenheiten aller europäischen Staaten. Es gibt auch eine Classe von Staaten, welche zwar nicht ermächtigt sind, in die fremden Händel entscheidend einzugreifen, welche aber wohl sich gegen die fremde Einmischung siegreich vertheidigen können. Napoleon führte halb Europa gegen Spanien, und dieses Land widerstand einem durch sechs Jahre fortgesetzten Ankampf; ja, das kleine Portugal sah dreimal französische Expeditionen an seinem Widerstande scheitern. Die englische Hülfe hat dazu beigetragen; aber das Meiste that Land und Volk. Die skandinavische Halbinsel wird nicht auf die Dauer unterjocht werden. Die kleine Schweiz, wenn sie einig und einsichtig handelt, wird das Grab aller Eroberer werden. Es wird sehr von dem innern Aufschwunge abhängen, ob nicht noch andere Staaten zu gleicher Stufe sich wieder emporheben. Jedenfalls bedarf weder Spanien, noch Schweden, noch die Schweiz einer steten Schutzmacht. Es können ihnen zuweilen Bundesgenossen recht nützlich sein. Bundesgenossen sind nur von Werth, wenn und wo sie ein starkes Interesse an unserer Sache haben, und dann werden sie nicht ausbleiben. Aber jene Bundesgenossen werden je nach der Seite, von der der Angriff kommt, und je nach dem Grunde des Angriffs verschiedene sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Taubstummen und ihre Bildung, in ärztlicher, statistischer, pädagogischer und geschichtlicher Hinsicht; nebst einer Anleitung zur zweckmäßigen Erziehung der taubstummen Kinder im älterlichen Hause, von Eduard Schmalz. Mit vier Tabellen. Dresden und Leipzig, Arnold. 1838. Gr. 8. 2 Thle. 16 Gr.

Das Bemühen der Menschen, auch solche Glieder der menschlichen Gesellschaft, welche vermöge angeborener oder doch in den ersten Lebensjahren erworbener Sinnesfehler in Gefahr stehen, auf einer tiefern Stufe sittlicher und intellectueller Bildung stehen zu bleiben, mit fortzuziehen und an den geistigen Genüssen und Rechten der übrigen Theil nehmen zu lassen, erscheint als ein sehr ehrenwerthes, und die Errichtung von Anstalten zur Bildung solcher Unglücklichen, wie sie in neuern Zeiten in einem großen Theile der gebildeten Welt stattgefunden hat, kann als ein Beweis fortschreitender Humanität betrachtet werden. Es gehört jetzt zum guten Tone im Staatshaushalte, dergleichen Anstalten zu haben, und bald wird kein kleines Land mehr ohne eine solche existiren. In der That würde aber auch eine Staatsregierung ihre Pflichten verkennen, wollte sie ihre Fürsorge nicht auch auf dergleichen Unglückliche erstrecken, die, wenngleich von der Natur stiefmütterlicher behandelt, darauf doch mit allen übrigen gleiche Rechte haben. Insbesondere sind es die Taubstummen, denen sich in neuern Zeiten die besondere Theilnahme sowol einzelner geselliger Vereine als der Staatsbehörden zugewendet hat.

Der arme Taubstumme erscheint mitten unter gebildeten Menschen wie der Schiffbrüchige, der auf eine einsame Insel unter ein fremdes Volk verschlagen worden ist, dessen Sprache er nicht versteht. Die gewöhnlichen Mittel, aus ihm Sprache und Begriffe zu entwickeln, reichen bei ihm nicht aus; der Sinn, durch welchen ihm Beides zukommen soll, ist ihm verschlossen, und es müssen daher andere Wege der Mittheilung eingeschlagen werden. Diese Wege sind Gott Lob durch die rastlosen Bemühungen edler und sich ausschließlich dem Unterrichte solcher Unglücklichen hingebender Menschenfreunde gefunden, und bekanntlich ist die Bildung der Taubstummen in neuern Zeiten zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen. Aber noch stehen dem Gedeihen der guten Sache mancherlei Hindernisse im Wege. Namentlich wird der vollkommenern Bildung einzelner Taubstummen der Umstand hinderlich, daß deren Angehörige erst spät auf den an ihnen haftenden Sinnenmangel aufmerksam werden und, wenn auch dieses zeitig genug geschehen sollte, doch zu wenig thun, um sie zu dem später zu empfangenden Taubstummenunterricht in einer Anstalt vorzubereiten, sodaß auf diese Weise die beste und zur Bildung geeignetste Zeit ungenützt vorübergeht.

Es muß als ein besonderes Verdienst dieser Schrift hervorgehoben werden, daß sie die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums auf dieses Hinderniß hinzuleiten sucht und Mittel und Wege angibt, nicht nur die Taubstummheit in ihren frühern Perioden zeitig zu erkennen, sondern auch den vorbereitenden Unterricht zweckmäßig ins Werk zu setzen. Schade nur, daß ihre Form diesem menschenfreundlichen Zwecke störend entgegentritt. Unsers Bedünkens hätte der Verf. besser gethan, sich blos auf diesen einen Punkt zu beschränken und nicht so verschiedenartige Gegenstände zusammen zu verbinden, die, wenngleich sie alle das Schicksal dieser Unglücklichen betreffen, doch nne immer einen Theil der Leser, am wenigsten aber denjenigen interessiren, welcher so unglücklich ist, unter seinen Familiengliedern einen oder mehre Taubstumme zu zählen. Dergleichen Leser werden sich durch die ärztlichen Bemerkungen über Taubstummheit, durch die Statistik der Taubstummen und durch die Geschichte und Statistik des Taubstummenunterrichts und der Taubstummenanstalten, durch die man sich wirklich nur mit vieler Mühe hindurchwinden kann, wenig angezogen fühlen. Indessen wollen wir durch diesen Tadel den Werth des Werks nicht schmälern, sondern müssen vielmehr den Fleiß und die Mühe ehrend anerkennen, mit welcher der Verf. insbesondere eine Menge statistischer Nachrichten aus den verschiedensten Theilen der Erde zusammengestellt hat; ein Geschäft, um welches wir ihn um so weniger beneiden, als es noch sehr in Frage steht, ob denn auch die Untersuchungen, auf welche sich diese Nachrichten gründen, alle mit der gehörigen Genauigkeit angestellt worden sind, und als man auf vollkommene Übersichten der Art so lange wird Verzicht leisten müssen, bis sich erst alle verschiedenen Staatsregierungen über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Errichtung von Taubstummenanstalten vereinigt haben werden. 16.

Angelo Feignani.

Eine interessante Schrift ist die des politischen Flüchtlings Frignani, welche unter dem Titel: „La mia pazzia nelle carceri, memorie di *Angelo Frignani*", jüngst in Paris erschienen ist. Der Verf. schildert darin seine Gefängnißleiden, und man muß gestehen, daß die Art, wie er seine Befreiung aus dem Kerker bewerkstelligte, allerdings merkwürdig ist und bei diesem noch jungen Manne nicht weniger Schlauheit als Charakterstärke voraussetzen läßt. Angelo Frignani wurde in Folge einer im Kirchenstaate verursachten Emeute festgenommen und, weil er stark compromittirt schien, eingekerkert und ihm sogleich der Proceß gemacht. Er hatte an den revolutionnairen Bewegungen im Kirchenstaate nicht gerade thätigen Antheil genommen und war auch keineswegs ein sehr gefährlicher Gegner der bestehenden Ordnung, doch reichten einige Papiere hin, ihn in den Augen seiner durch den Parteigeist geleiteten Richter aufs höchste zu verdächtigen. Er wußte, was er zu erwarten hatte, er kannte das Schicksal mehrer seiner Gefährten, der Tod war ihm gewiß. Angelo Frignani beschloß, sich aus dem

Digitized by Google

Kerker, koste es, was es wolle, zu befreien und sich zu dem Zwecke wahnsinnig zu stellen. Er wählte die für einen politischen Schwärmer natürlichste Form des Wahnsinns, er verschmolz aufs geschickteste politische und religiöse Exaltation, indem er behauptete, er sei ein Gesandter Gottes, abgeschickt, um Diejenigen zu richten, welche ihre Macht misbrauchen und ihre Mitmenschen unterdrücken. Schon vorher hatte er sich hierzu einen förmlichen Plan entworfen und beschlossen, ihn mit aller Consequenz durchzuführen, erst einen niedern Grad der Verrücktheit zu fingirn und sich dann weiter zu steigern. Zuerst, so war sein Plan, wollte er vorgeben, daß er Visionen habe, worin ihm ein himmlischer Bote erschiene, ihm die Befehle Gottes überbrächte und ihm seine Mission verkündete. Seine Gastrolle im eigentlichen Wahnsinn bestand darin, daß er sieben Tage und sieben Nächte in fortdauerndem Beten und Singen zubrachte, nicht zwei Minuten lang auf einem und demselben Platze blieb und der Neigung zum Schlafe, die ihn fortdauernd verfolgte, den heldenmüthigsten Widerstand leistete. Die Schlaflosigkeit war in der That nothwendige Bedingung für ihn, da sie eine der gewöhnlichsten Symptome der Narrheit ist und ihm zugleich das geschickteste Mittel bot, sich des Erfolges seiner List zu versichern; denn daß sich ein Mensch zu einer so furchtbaren Strafe selbst verurtheilen könnte, das, setzte er voraus, würde wol schwerlich Jemand glauben. Glücklicherweise wurde Frignani nicht genöthigt, diesen Kampf gegen die Natur fortzusetzen; sein erfinderischer Geist verschaffte ihm Mittel, von Zeit zu Zeit der Ruhe zu pflegen, ohne den Verdacht seiner Wächter rege zu machen. Nur dafür trug er Sorge, daß er sich ihr nur am Tage hingab; während der Nacht trieb er tausend Narrheiten, bis endlich seine Richter einen Arzt zu ihm schickten, um ihn zu prüfen. Dieser befühlte ihm den Puls, richtete einige Fragen an ihn und erklärte dann, daß seine Narrheit nur eine verstellte wäre. Frignani blieb sich selbst nach dieser ärztlichen Aussage gleich und seinem Vorhaben getreu. Nun umgab ihn die Commission, die seinen Proceß zu leiten hatte, mit einer fortdauernden und geheimen Überwachung; man brachte ihn in eine Zelle, wo verborgene Wächter ihn beobachten und alle seine Bewegungen verfolgen konnten, ohne von ihm gesehen zu werden; man erlaubte verschiedenen Personen, ihn zu besuchen, selbst seine Richter kamen zu ihm, endlich führte man seinen Vater und seinen Bruder bei ihm ein, ohne daß man ihn vorher davon benachrichtigt hatte. Dies war die grausamste Prüfung für Frignani. Seine erste Bewegung war, sich in ihre Arme zu stürzen, aber er bedachte sogleich, daß ein so natürlicher Ausdruck seines Gefühls wenig mit dem Wesen der Geistesverrückung übereinstimmte; er erlangte so viel Gewalt über sich, daß er sich mäßigte und vor den Blicken seines Vaters, der von diesem Schauspiel ganz erschüttert war, die Rolle eines Wahnsinnigen fortspielte. Doch fand er Gelegenheit, seinem Bruder in das Ohr zu flüstern, daß das Alles Verstellung sei. Seine Energie verdoppelte sich, je härter man ihn prüfte; er hatte seine Natur daran gewöhnt, sich mit kurzen Fristen Schlafs begnügen zu lassen, er steigerte sich bis zu den heftigsten Wuthausbrüchen, und als die Mitglieder der Commission ihn besuchten, trieb er sein tolles Wesen so arg, daß bei ihnen aller Argwohn verschwinden mußte. Angelo Frignani wurde nun wirklich in ein Irrenhaus gethan und einer ärztlichen Behandlung unterworfen. Der Irrenarzt schien die List zu ahnen, aber er war human genug, seine Vermuthung nicht laut werden zu lassen, vielmehr war er ihm zur Fortsetzung seiner List in Allem behülflich. Nach einem ziemlich langen und peinvollen Aufenthalte unter den Narren verließ er das Irrenhaus heimlich und begab sich zu dem neuen Gouverneur von Faenza, der, da doch einmal der Wahnsinn constatirt war, nichts dawider hatte, daß sich Frignani zu seinen Ältern nach Ravenna begab. Von hier flüchtete er und schrieb vor seiner Einschiffung nach Corsica an den Cardinal Invernezzi, den er als den Haupturheber seiner Leiden betrachtete, folgenden Brief: „Mein Herr, morgen werde ich ein Land betreten, welches zwar nicht frei ist, wo aber doch die Würde des Menschen nicht gänzlich mit Füßen getreten wird. Dort werde ich das Wiedererwachen Italiens, das, soweit entfernt es mir auch scheint, unvermeidlich ist, in Ruhe erwarten. Indeß werde ich, als Trost für meinen Schmerz, die Leiden und Gefahren bekannt machen, denen Sie mich ausgesetzt haben, weil ich mein Vaterland liebte, enthüllen werde ich Ihre Gleisnerei, die eines Satelliten des Priesterkönigs so würdig ist. Sie hatten mich für die Richtstätte bestimmt; damals sagte ich Ihnen, daß Gott mir zu Hülfe kommen und mich retten würde; Sie machten sich darüber lustig, aber Gott verlieh mir die Mittel, Ihren Händen zu entrinnen und mich nun meinerseits über Sie lustig zu machen." So den Händen der Gerechtigkeit entronnen, hatte Frignani neue Kämpfe zu bestehen, mit dem Elende und dem Hunger; aber auch hier bewies er dieselbe Beharrlichkeit und Ausdauer, denselben erfinderischen Geist. Er lebte lange Zeit ärmlich von seiner Hände Arbeit und aß sein Brot im Schweiße seines Angesichts, bis die Umstände ihm gestatteten, intellectuellen Beschäftigungen, für die seine Erziehung ihn vorbereitet, von neuem sich hinzugeben. Frignani's Schrift ist in einem einfachen und angenehmen Style geschrieben, aber von dem Geiste der Schriften Silvio Pellico's und Andryane's wesentlich unterschieden. Diese, besonders der Erstere, lernten in ihrer Gefangenschaft Demuth und Resignation und schöpften ihren Trost aus dem reinen Born der Religion. So nicht bei Frignani. Seine Schrift schäumt von Trotz, Unwillen und Erbitterung über und gewährt einen Blick in die Strenge der Maßregeln, welche eine despotische Regierung gegen einen exaltirten jungen Menschen anwandte, der weniger schuldig als unbesonnen gewesen zu sein scheint, und dessen merkwürdiger Charakter zu großen Erfolgen hätte führen können, wenn man gewußt hätte, diese Energie und Ausdauer, welche die Furcht vor dem Tode und die Liebe zur Freiheit bei ihm in so starkem Grade entwickelten, ein festes Ziel zu begründen. Eine französische Übersetzung von Frignani's Schrift ist angekündigt und dürfte demnächst erscheinen. 108.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Leben und Briefwechsel

Georg Washington's.

Nach dem Englischen des

Jared Sparks

im Auszuge bearbeitet.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieser Auszug aus dem Werke des Herrn Sparks, das in zwölf Bänden erschien, wurde im Einverständniß mit dem Verfasser nach der Angabe des Herrn von Raumer bearbeitet. Die Biographie ist vollständig gegeben, dagegen aus den Schriften nur das für die Geschichte und die Charakteristik Washington's Wichtigste ausgehoben worden.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 290. — 17. October 1839.

Die europäische Pentarchie.

(Fortsetzung aus Nr. 289.)

Das Widersinnige des Vorschlages unsers Verf. tritt am deutlichsten hervor, wie er nun auf das Concrete kommt, und man könnte ein Buch schreiben, stärker als seines, um nur von allen Seiten her das Widersprechende seiner Pläne ans Licht zu stellen. Er bestimmt England zur Schutzmacht Italiens, Preußen zur Schutzmacht der drei skandinavischen Reiche oder der nordischen Association, Östreich zur Schutzmacht der pyrenäischen Halbinsel, Rußland zur Schutzmacht der Centralassociation oder Deutschlands (ohne Östreich und Preußen), der Schweiz und der Niederlande; Frankreich vertröstet er auf die südöstliche Staatenassociation, die nur jetzt noch nicht ganz reif sei, eine Schutzmacht anzunehmen. Es springt in die Augen, daß hier Rußland den besten Theil gezogen hat, und daß die andern Mächte ihren Theil nur bekommen haben, damit sie ein Spielwerk haben, worüber sie Rußlands Erfolge vergessen mögen. Abgesehen von dem gänzlichen Widerstreben des Volksthums, wie kommt Deutschland dazu, daß es auf einmal von seinen Brüdern in Östreich und Preußen getrennt werden soll? Ferner, entweder ist das jetzige Verhältniß der deutschen Staaten drückend oder nicht. Im letztern Falle ist kein Grund, das Verhältniß zu ändern. Drückend aber kann es nur sein, weil und sofern die kleinern deutschen Staaten gegen die mächtigen Bundesglieder gewisse Rücksichten beobachten müssen, die durch den Conflict der gegenseitigen Interessen gefodert werden. Will nun Rußland sie dieser Rücksichten entbinden, so wird ein fortwährender Streit zwischen Rußland einer-, Östreich und Preußen andererseits bestehen, und es könnte leicht sein, daß diese beiden Mächte einstweilen das übrige Deutschland in Beschlag nähmen, um diesen Streit bequemer ausmachen zu können. Will aber Rußland seinen Schützlingen anrathen, einstweilen die gebührenden Rücksichten gegen die Nachbarn, die nun einmal dieselbe Sprache reden und so viele Interessen mit ihnen theilen, auch eine ziemliche Macht besitzen, noch ferner zu beobachten, so wären die Schützlinge noch schlimmer daran; denn sie hätten zu leisten, ohne zu empfangen, und hätten die dankbaren Rücksichten gegen den Schutzherren noch in den Kauf. Wie ferner sollen Östreich und Preußen dazu gebracht werden, in dieses Arrangement zu willigen? Der Verf. will Alles auf diplomatischem Wege abthun. Aber es dürfte einen furchtbaren Kampf erfodern, ehe sein Plan zur Ausführung gelangt wäre, und wenn Rußland es dahin gebracht hätte, so dürfte es leicht aus der Staatenassociation Provinzen gemacht und Preußen mit als Zugabe genommen haben. Überdem würde die gegenwärtige Vertheilung Deutschlands mit dem Projecte offenbar unverträglich sein. Zu den Regeln des Verf. gehört es auch, daß die Schutzmacht den Schützlingen nicht gefährlich sein soll. Allerdings, Östreich ist es nicht für Spanien, Preußen nicht für Schweden; aber sollte es wirklich ebenso schwer für Rußland sein, wenigstens Versuche gegen Deutschland zu machen? Ist es das, so ist die Ausführung des ganzen Projects schon deshalb unmöglich; ist es aber nicht, so ist der Plan, nach der eigenen Lehre des Verf., nicht rathsam. Ebenso das Interesse. Allerdings, Rußland hat seit langer Zeit die Politik befolgt, in den Angelegenheiten des westlichen Europas, denen es durch seine Lage so fern gestellt ist, sich durch sein Ansehen und seinen Einfluß bedeutend zu machen. Schon Peter der Große bot ein Corps gegen Frankreich an; im östreichischen Erbfolgekriege setzten sich die Russen schon in Marsch; endlich im siebenjährigen Kriege kamen sie wirklich an, und seitdem wurde Rußland mehr und mehr in die europäischen Händel gezogen, aus denen es Vortheile zog, ohne in seiner Sicherheit durch sie erschüttert zu werden. Kaiser Paul, wie er bald der Coalition beitrat, bald die bewaffnete Neutralität wieder aufnahm; Alexander, als Schiedsrichter bei dem deutschen Entschädigungswerke, als Beschützer der Dynastien von Neapel und Sardinien, als Gegner und als Freund und wieder als Gegner Napoleon's, als Befreier Deutschlands und als Stifter des heiligen Bundes, — sie handelten ganz in diesem Geiste. Die besondere Rücksicht, die Rußland auf die verwandten Höfe nimmt, gehört ebendahin. Es soll das auch gar nicht getadelt werden; wenn auch keine Eroberungspläne dahinter lauern, so dient es zur Bildung und Belebung Rußlands. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß Rußland seinen Einfluß oft mit großer Unparteilichkeit und Weisheit geübt, oft sehr verständige und redliche Rathschläge ertheilt hat, und wir wollen gern glauben, daß diese feinere Manier nicht dasselbe Ziel hat, was eine gröbere in den Angelegenheiten von Schweden,

Digitized by Google

Polen und der Pforte verfolgte. Wir wollen es glauben, weil wir der Überzeugung sind, daß das Interesse Rußlands eine Unterjochung Deutschlands gar nicht verstattet. Der Krieg von 1831 würde für Rußland noch viel schwieriger gewesen sein, wäre Gallizien nicht in Östreichs, Posen in Preußens Händen gewesen. Käme Rußland in den Bereich germanischer Volkskraft, so würde sich in seinem Innern selbst ein gewaltiger Gegensatz erheben, dessen Wirkungen nicht abzusehen sein möchten. Aber da einmal Rußland nicht ohne Grund nach einem steten Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten trachtet, und da Deutschland jederzeit ein wichtiger Mittelpunkt des europäischen Staatensystems bleiben wird, so entspricht die dem erstern von dem Verf. zugedachte Rolle seinem Interesse recht gut. Überdem ist der andere Punkt, auf den es ein viel näheres und stärkeres Interesse hinzieht, die Türkei nämlich, von dem Verf. absichtlich noch nicht mit einer Schutzmacht bedacht worden, sodaß Rußland auch hier noch freies Feld findet. — Wie viel schlechter kommen die andern Mächte weg! Preußen soll sich von Deutschland abwenden, um sich mit den Angelegenheiten des skandinavischen Nordens zu beschäftigen. Es sei außer Stande, dieser Association jemals bedrohlich zu werden. Nun, es kann Holstein wegnehmen. Es sei keine Seemacht. Eben deshalb kann es auch jenen Staaten wenig helfen, und eine englische Flotte dürfte ihnen im Nothfalle viel wichtiger sein als aller moralische Einfluß Preußens, von dem der Verf. redet, und selbst als dessen Eigenschaft als wahrhaft deutscher und protestantischer Staat. Diese Staaten brauchen keinen Schutzherrn, aber ihr natürlicher Bundesgenosse würde im Falle des Kampfes gegen Rußland jederzeit England sein. Waren sie mit Preußen im Streite, so haben ihnen bald Frankreich, bald Östreich nützliche Dienste geleistet; gegen England würden sie sich an Rußland anlehnen. Preußen hat wenig Interesse an ihnen. Der Verf. sagt, wenn eine andere Hauptmacht einen entschieden prädominirenden Einfluß über jene Association gewönne, so wäre Preußen durch diese Hauptmacht bedroht. Aber nur wenn Rußland, Frankreich oder Östreich diesen Einfluß gewönnen und zugleich mit Preußen im Zwiste wären, könnte dem letztern die Sache einigen Nachtheil bringen, wiewol auch nur im Falle des Krieges und ohne große Gefahr, wie der siebenjährige Krieg gezeigt hat. Englands Einfluß könnte ihm dort sehr gleichgültig sein. Aber hauptsächlich übersieht der Verf., wie viel unangenehmer und bedrohlicher für Preußen der Einfluß Rußlands in Deutschland sein müsse. Übrigens bedürfen jene Staaten keiner Schutzmacht, besonders wenn sie — nicht vereinigt, denn Vereinigung schwächt, aber einig sind, denn Eintracht gibt Macht. Östreich soll die Schutzmacht der pyrenäischen Halbinsel oder der westlichen Association sein. Nun ein gewisses Interesse daran hat es theils geschichtlich ererbt, theils in Folge seiner allgemeinen Eigenschaft als erhaltende und beschützende Macht. Viel stärker ist sein Interesse in Betreff Italiens, Deutschlands und des Orients. An Spanien hat es nicht mehr Interesse als an Dänemark oder Schweden, mit denen es zuweilen, aus guten Gründen, verbunden gewesen ist. Die Sache stand allerdings anders, wie, abgesehen von den gegenseitigen Erbansprüchen, Spanien noch in den Niederlanden und in Italien Besitzungen hatte und der Gegensatz zwischen Östreich und Frankreich noch ein nothwendiger war. Auch die pyrenäische Halbinsel bedarf keiner Schutzmacht, und Portugal hat sich keineswegs von den Engländern bevormunden lassen. Jenen Staaten droht nur von Frankreich Gefahr, und auch nur von Frankreichs Thorheiten; dann aber wird jederzeit England ihr bester Verbündeter sein. Ganz haltlos ist es, wenn der Verf. sagt: Frankreich habe in den Jahren 1808 — 14 sattsam erfahren, wie gefährlich ihm jene Staaten unter Englands Protectorat werden könnten. Als wenn Frankreich von Spanien und nicht dieses von jenem angegriffen worden wäre! Und das soll ein Grund gegen die Zulässigkeit des englischen Einflusses sein! Ebenso, wenn er zu demselben Zwecke sagt, Canning habe sich 1823 gegen jede fremde Intervention in Spanien erklärt, weil Englands Interessen dadurch bedroht würden. Nun, welchen andern Grund hätte er anführen können? Und fand die Intervention nicht doch statt? Solche Sätze, die halb oder ganz wahr sind, aber nur für den Zweck des Verf. nichts beweisen, die er aber sehr geschickt als Beweise figuriren läßt, bilden fast das ganze Buch. Östreich, sagt er ferner, habe ein sehr starkes Interesse, Spanien nicht in Abhängigkeit von Frankreich fallen zu lassen, denn dann lebe der Einfluß Frankreichs auf Italien wieder auf. Entweder bleibt Spanien in seinem jetzigen Verfalle, dann wird es auch auf Italien keinen für Östreich gefährlichen Einfluß äußern, so wenig wie es dies seit dem Familienpacte von 1761 gethan hat; oder es erhebt sich zu höherer Kraft, dann wird es wenigstens nicht zu Frankreichs Gunsten wirken. Englands Einfluß in Spanien aber? England suche zwar nur mercantile Interessen daselbst; aber zur Sicherstellung dieses Marktes müsse es eine Controle der dortigen Regierung in Anspruch nehmen, die mit deren Würde und Unabhängigkeit sich nicht vertragen könne; dadurch werde allmälig ein politisches Übergewicht bedingt, was im Verlaufe der Zeit das commercielle Interesse ganz verdrängen und England mittelbar zu einer continentalen Position verhelfen würde, die es nie gehabt habe. Nun, was zuvörderst jene Controle betrifft, so scheint der Verf. Englands Handelspolitik unwillkürlich mit der Continentalsperre verwechselt zu haben. Am wenigsten aber können die Besorgnisse des Verf. in Betreff der englisch-spanischen Continentalmacht für begründet gehalten werden. Die ganze Geschichte spricht dafür, daß England niemals nach einer solchen gestrebt hat; daß es nie für politische Zwecke erobernd, sondern stets die eifrigste Beschützerin des europäischen Gleichgewichts gewesen ist. Der Verf. behauptet zwar, der Continentalehrgeiz werde sich bei England schon finden, wenn es erst eine Position habe. Abgesehen davon, daß Eroberungsehrgeiz dem englischen Volksthume, welches Freiheit, nicht Herrschaft will, ganz fremd ist und in England alle Regierung vom Volksthume ab-

hängt, ist es gar nicht wahr, daß England keine bessere Position auf dem Festlande gehabt habe, als Spanien sein würde. War nicht Holland in der Zeit seiner höchsten Macht ganz in Englands Händen, als Wilhelm III. auf dem Throne Großbritanniens saß? Und wozu hat England seinen Einfluß angewendet? Zu Unterjochung oder zur Beschützung Europas? Hat es nicht wiederholt in Schweden und Dänemark hohen Einfluß geübt? War es nicht mit Preußen innig verbunden? Hat es nicht zu Belgien vielfache Beziehungen? Ist Spanien eine günstige Position für einen Continentalehrgeiz? Doch die Sache wird vollends wunderbar, wenn man bedenkt, daß der Verf. den Einfluß Frankreichs auf Spanien für Östreich gefährlich findet, weil er auf Italien zurückwirkt; den Einfluß Englands auf Spanien für Östreich gleichfalls gefährlich hält, und nun dasselbe England zur Schutzmacht Italiens machen will! Ferner die Mittel! Wie soll Östreich Spanien schützen, wenn dieses sich nicht mehr selbst schützt? Hat Östreich Spanien gegen Napoleon geschützt, oder hat es England? Wird Östreich gegen Frankreich das alte Gewicht haben, wenn man ihm seinen Einfluß auf Deutschland entrissen hat? Man sieht, der Verf. verlangt von seinen Lesern, daß sie ein Verhältniß über das andere vergessen sollen. Gegen England aber weiß er für Östreich kein Mittel als in England selbst, nämlich die Tories, die nun einmal gegen den Continentalehrgeiz seien. Nun, wenn die ausreichen, so braucht Spanien Östreich nicht; reichen sie nicht aus, so hilft Östreich Spanien nichts. Die ganze Idee von der Gefährlichkeit eines Bündnisses zwischen England und Spanien für Europa ist nur ein Trugbild. Der Verf. selbst wird es gewiß sehr lächerlich gefunden haben, wenn zur Zeit der Verhandlungen, die 1806 den allgemeinen Frieden wiederherstellen sollten, Napoleon behauptete, das Gleichgewicht Europas sei gestört, sobald England mit einer europäischen Großmacht, damals mit Rußland, im Einklang handele; denn England habe die ganze Seemacht, habe unermeßliche Besitzungen in Ostindien und Amerika und habe nun noch eine europäische Hauptmacht zur Verfügung. Es wurde damals mit Grund erinnert, daß für einen Continentalkrieg weder die englische Seemacht, noch seine auswärtigen Colonien, die vielmehr fortwährend einen Theil seiner Landmacht in Anspruch nehmen, etwas helfen. Kaiser Alexander sagte einmal sehr richtig, Wallis, was Napoleon gerade an sich gezogen, wiege für das europäische Gleichgewicht die Walachei reichlich auf. Mit dem Allen soll nicht behauptet werden, daß England die Schutzmacht Spaniens werden und bleiben müsse, oder daß Östreich nicht oft ein unbefangener Rathgeber und zuweilen ein nützlicher Verbündeter Spaniens sein könne. Auch Rußland kann das. Aber man soll das überhaupt nicht in ein System bringen, sondern nach den Umständen entscheiden und für Spanien hoffen, daß es sich selbst schützen lernt.

(Die Fortsetzung folgt)

In zehn Minuten geschriebene Memoiren.

Auf fremde Namen zu speculiren, ist bekanntlich ein sehr gewöhnlicher Pfiff der literarischen Industrie, und gehört der erbogene Name einem Verstorbenen an, dann mag der Betrug auf einige Zeit verborgen bleiben. Ein großer Theil von Memoiren — denn dieser Zweig der Literatur ist das eigentliche Feld, wo literarische Fälschung ihr Spiel treibt — sind namentlich bei den memoiren- und anekdotensüchtigen Franzosen auf diese Weise entstanden, und kaum darf man zweifeln, wenn man den leichtfertigen, stets nach Neuem und Pikantem haschenden Charakter jenes Volks in Anschlag bringt, daß auch die jüngst in Paris erschienenen „Mémoires du comte Rostopchine écrits dans dix minutes" u. s. w. zu der Classe der pseudonymen Schriften gehören. Der angebliche Verf. ist über zwölf Jahre todt und so sehr ihm Witz und Bonmots auch zu Gebote standen und zu Empfehlungsmitteln in der pariser Gesellschaft dienten, so scheinen doch der halb Beaumarchais'sche halb Voltaire'sche Geist, der Alles verachtende und sich selbst genügende Cynismus und der Epikureismus, der sich in dem witzigen Schriftchen ausspricht, mehr auf einen Franzosen als auf den Gouverneur von Moskau zu deuten. Doch, wie dem auch sein mag, die Erfindung ist keineswegs grob und dem Charaktere wie den Schicksalen des russischen Patrioten, der die ungeschwächte Kraft des Barbaren mit der feinsten Bildung des Pariser in sich vereinte, nicht übel angepaßt. In einer Zeit, wo so viel und über das Unbedeutende das Meiste geschrieben wird, steht diese bluette wie ein pikantes und stärkendes Reizmittel unter den hundert und aber hundert überwürzten Gerichten da, gleichsam zur Lehre, sich mit Wenigem und Einfachem zu begnügen. Doch da unsere Kritik leicht länger werden dürfte als das Buch, so wollen wir den Inhalt von diesem selbst mittheilen.

Die Capitel 1, 2, 3 und 4 handeln in wenigen kurzen Sätzen von der Geburt und der Erziehung des Autobiographen, von Dem, was in der vornehmen Sphäre, in welcher er aufwuchs, seine Qual und seine Entbehrungen ausmachte. Von Capitel 5 an lautet der Inhalt, so weit es nöthig ist, ihn wörtlich wiederzugeben, weiter: „Merkwürdige Lebensepochen. Als Dreißiger gab ich das Tanzen auf, als Vierziger die Sucht, den Weibern zu gefallen, als Funfziger die Achtung vor der öffentlichen Meinung, als Sechziger*) wurde ich ein wahrer Philosoph oder ein Egoist, was auf Eins herauskommt."

„Cap. 6: Character. Ich war hartnäckig wie ein Maulthier, launisch wie eine Kokette, fröhlich wie ein Kind, faul wie ein Murmelthier, thätig wie Bonaparte, und Alles zu seiner Zeit, wie mich die Lust anwandelte."

Cap. 7 handelt von der geringen Herrschaft des Verf. über seine Zunge und seine Physiognomie und von der übeln Gewohnheit „laut zu denken", wodurch er sich viele Feinde machte.

„Cap. 8: Was ich war, und was ich hätte sein können. Ich war mit einem tiefen Gefühl für Freundschaft und Vertrauen begabt, und wäre ich im goldenen Zeitalter geboren, würde ich gewiß ein höchst einfacher, d. h. ein guter Mensch gewesen sein."

Cap. 9 erzählt, daß er nie mit einer Heirathsgeschichte oder Familienklatscherei zu thun hatte, nie einen Arzt oder Koch empfahl, also Niemanden nach dem Leben trachtete.

Cap. 10: Mein Geschmack. Ich liebte kleine Gesellschaften und einen Spaziergang im Walde. Für die Sonne hegte ich eine unwillkürliche Verehrung, und ihr Untergang pflegte mich schwermüthig zu stimmen. Von den Farben liebte

*) Capitel 1 wird als das Geburtsjahr 1765 angegeben. Hat der Verfasser auch wol daran gedacht, daß auf diese Weise nur 61 Jahre herauskommen, die philosophische Epoche also nur ein Jahr gedauert haben kann; da diese mitgezählt wird, so müßte der Graf seine Memoiren wie eine Art von Vermächtniß dicht vor seinem Tode geschrieben haben. Hier ist die Spur der Fälschung. D. Red.

ich am meisten die blaue, von den Speisen Rindfleisch mit Meerrettig, von Theaterstücken Lustspiel und Farce; an den Menschen war mir ein offenes und ausdrucksvolles Gesicht das Liebste; einen unaussprechlichen Reiz hatten für mich Buckel, sowol bei Männern wie bei Weibern."

„Cap. 11: Meine Abneigungen. Narren, Schurken und intrignante Weiber, die sich den Schein der Tugend gaben, konnte ich nicht ausstehen. Ziererei widerte mich an, und bemalte Puppen beiderlei Geschlechts bedauerte ich; ich haßte Ratten, Branntwein, Metaphysik und Rhobarber und hatte eine tödtliche Angst vor der öffentlichen Gerechtigkeit und vor tollen Hunden."

Cap. 12 bezeichnet er sein Leben als ein Melodrama, in welchem er den Helden, Tyrannen, den Liebhaber, Vater, kurz Alles, nur keinen Kammerdiener oder Scherwenzel gespielt habe.

„Cap. 13: Lohn von Gott. Ich war unabhängig von den drei großen Mächten, welche Europa regieren. Reich, den Staatsgeschäften abgeneigt und gleichgültig gegen Musik, hatte ich nichts mit Rothschild, Metternich und Rossini zu thun."

Cap. 14 enthält eine ziemlich nüchterne Grabschrift.

Cap. 15 folgende Zueignungsepistelan das Publicum: „Hündisches Wesen, Dissonanz aller Leidenschaften, du Publicum, das du dich in die Wolken erhebst und in den Koth versinkst, das du vergötterst und herabsetzest, ohne zu wissen, warum; Bild einer Lärmglocke, Echo deiner selbst, wahnwitziger Tyrann, aus dem Tollhause entsprungen, Extract seiner Gifte und süßer Arome, Repräsentant des Teufels am Hofe der Menschennatur, Furie mit der Maske der christlichen Liebe, du Publicum, das ich in meiner Jugend fürchtete, im reifern Alter achtete und im höhern verachtete — dir widme ich diese Memoiren. Mein guter Feennd, ich bin endlich aus deinen Klauen; denn ich bin todt, also taub, stumm und blind. Ich wollte, du wärst es auch um deiner eigenen Ruhe und um der Ruhe der Menschheit willen."

Ein Postscript enthält noch ein paar Anekdoten von Rostopschin. Nach der einen soll der Graf gesagt haben, er habe Frankreich deshalb besucht, um über drei große Männer, Fouché, Talleyrand und Potier ein genaueres Urtheil fällen zu können, und nur den Letztern habe er seinem Rufe entsprechend gefunden. Nach der andern erwiderte er dem Kaiser Paul I., bei dem er bekanntlich hoch in Gnaden stand, auf die, in Gesellschaft mehrer Fürsten an ihn gerichtete Frage: Warum er kein Fürst wäre? Weil seine tatarischen Vorfahren sich zur Winterzeit in Rußland niedergelassen hätten — und setzte auf die Bitte des Zars, sich näher zu erklären, hinzu: Die russischen Kaiser hätten bei solchen Gelegenheiten dem Ankömmlinge die Wahl zwischen einem Fürstenhute und einem Pelze zu lassen gepflegt; sein Ahnherr, der gerade in einem sehr kalten Winter angekommen wäre, hätte den Pelz vorgezogen. 145.

Zeitspiegel für Freunde der Satire und des Humors. Erstes Heft. Sondershausen, Eupel. 1839. Gr. 12. 12 Gr.

Eine im Ganzen etwas hausbackene, aber mit manchen glücklichen Spuren von gesundem Witz ausgestattete Satire auf mancherlei Richtungen der Zeit, besonders auf ihre Vorliebe für materielle Interessen, denen der Verf. das erste Capitel unter dem Titel: „Lob des gegenwärtigen Zeitalters und seiner materiellen Interessen", gewidmet hat. Es fehlt selbst hier nicht an einzelnen humoristischen Anklängen und Gleichnissen nicht; die Sprache ist gemeinverständlich, aber ohne Feinheit und Grazie. Eine ernste, scharf eindringende Strafrede gegen die Schäden und Übelstände unserer modernen Gesellschaft dürfte mehr Erfolg versprechen als eine so trockene Satire, der wir indeß ihr Verdienst und ihre Wahrheitsliebe nicht abstreiten wollen. Wahr z. B. ist, wenn der Verf. über Erziehung und Geist unserer Jugend in folgende Klagen ausbricht: „Die widerspenstige Jugend, welche so leicht durch Freiheitsideen in Feuer gesetzt wird, weiß man durch allerlei pädagogische Kunstmittel so zu zähmen und zu schwächen, daß sie sich frühzeitig in den Nothstall des Geschäftslebens einfügt. So werden praktische Männer gebildet, welche mit geschmeidigem Charakter nach den materiellen Zwecken des Zeitalters zu arbeiten verstehen und fähig sind, eine Carrière zu machen. So haben wir das Vergnügen, überall Jünglingen zu begegnen, welche nicht blos das ernste Ansehen, sondern auch die Erfahrung und Weisheit des Alters zur Schau tragen" u. s. w. In Bezug auf die Anhäufung des Geldes bei Wenigen gibt der Verf. den Armen den Rath, sie sollten doch einigen Patriotismus haben und sich freuen über die von einzelnen Glücklichen aufgethürmten Goldberge, als Zierde ihres Vaterlandes, sowie die alten Griechen sich über die prächtigen, von Gold strahlenden Tempel des Vaterlandes freuten und stolz darauf waren, obgleich ihre Privatwohnungen nicht viel besser als Hundehütten waren. Der zweite Aufsatz enthält Trostgründe für die Armen und Verachteten im Volke, hergenommen von den vielen Plagen der Reichen und Vornehmen; denn diese seien gar keine freien Leute, sie seien die bedauernswürdigen Knechte der Mode, der Sitte, der conventionnellen gesellschaftlichen Gebräuche. „Wie", fährt er fort, „habt ihr nicht Jeder ein paar gesunde Arme, ein gesundes Herz und einen gesunden Magen, und ist nicht jedes dieser Pertinenzstücke der menschlichen Glückseligkeit unter Brüdern seine 10,000 Thaler werth?" „Ihr klagt, daß euch die Reichen nicht gehörig unterstützen; aber ererer sind ja so entsetzlich Viele, die Alle haben wollen, und Allen können die Reichen doch nicht geben; sie stehen wie Buridan's Esel nicht zwischen zwei, sondern zwischen 10,000 gleichen Heubündeln und können bei dem besten Willen nichts thun." Dies eine Probe von der Sprache des Verfassers. Der dritte Aufsatz handelt von den erstaunlichen Fortschritten, welche die Menschen in der Kunst, ihr Leben zu verhunzen, gemacht haben; der vierte enthält eine etwas langweilige „Erbauliche Betrachtung über den moralischen Nutzen böser Beispiele"; der letzte mit dem Titel: „Die Walpurgisnacht oder des Cantors Kühnau Entdeckungsreise nach dem Blocksberge", wäre besser ungedruckt geblieben. Die äußere Ausstattung des Buchs ist sehr populair; das Papier nämlich ist vorzüglich grau und der Druck dettelhaft compreß. 25.

Literarische Notizen.

Blumenliebhabern empfehlen wir die „Iconographie du genre camelia" oder die Abbildung einer bestimmten Anzahl der seltensten und schönsten Blumen von dieser Gattung. Der Künstler, der den malerischen Theil des Werkes besorgt, ist ein Deutscher, Namens Jung, welcher sich schon früher durch ähnliche Arbeiten und erst neuerdings durch sein schönes Camelienblumenstück, welches der letzten Ausstellung im Louvre zur Zierde gereichte, bekannt gemacht hat. Berlise, der bereits eine in das Englische, Russische und Französische übersetzte Monographie der Camelia lieferte, ist Verf. des Textes. Die königliche Societät des Gartenbaus zu Paris hat die Dedication des Werkes angenommen und darauf subscribirt. Das Werk wird aus nicht weniger als 150 Lieferungen und jede aus zwei Abbildungen in der natürlichen Größe der dargestellten Blumen bestehen.

Von Géruzez erschienen „Essais d'histoire littéraire", worin, den französischen, nicht immer glaubwürdigen Berichten zufolge, Anmuth der Erzählung, Analyse und die tiefern Speculationen der „haute critique" — wir haben für die haute critique fast ebenso wenig einen Ausdruck wie für die haute volée, was uns auch lieb sein kann — vereinigt sein sollen. Der Verf. hat darin besonders die ältern französischen Schriftsteller: Rabelais, d'Aubigné, Malherbe, Scarron, Pascal und andere, französisch-geschmackvoll und mit Feinheit abgehandelt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 291. — 18. October 1839.

Die europäische Pentarchie.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

Was Deutschland betrifft, so kann Preußen, nach der Ansicht des Verf., nicht dessen Schutzmacht sein, weil es in seinem jetzigen Bestande zu schwach sei, es zu schützen, und doch nur auf Kosten Deutschlands stärker werden könne. Es ließe sich darüber viel sagen; aber wir bemerken hier nur, daß Preußen nicht zu schwach ist und keiner Verstärkung bedarf, sobald es das Vertrauen Deutschlands besitzt und darauf rechnen kann, daß die deutschen Vertheidigungskräfte sich in jeder Gefahr mit den seinigen vereinen. Erst wenn es, nach dem Vorschlage des Verf., von Deutschland getrennt würde, erst dann würde es das Bedürfniß recht lebhaft fühlen, gegen Deutschland anzudrängen. Östreich anlangend, so läßt der Verf., einige hämische Insinuationen von allerlei Absichten abgerechnet, die gar keinen Bezug zur Sache haben, hauptsächlich merken, daß die östreichische Politik trotz ihrer wohlwollenden Tendenz für Deutschland stets schlechte Erfolge gehabt habe. Es fragt sich nur, ob mit Östreichs Schuld? War es Östreich, das sich von der ersten Coalition lossagte? Hielt es nicht bis zuletzt bei der gemeinsamen Sache aus? Allerdings zu Leoben hat es aus Muthlosigkeit einen Fehler begangen; es brauchte noch keinen Frieden zu schließen, denn es war noch nicht besiegt und die französische Armee in der gefährlichsten Lage, und es fehlte, wie es einen Theil von der Beute annahm, die durch Venedigs Sturz erlangt wurde. Aber schon vorher hatten andere Mächte sich einen solchen Theil auf Kosten Deutschlands zusagen lassen, und Östreich hat den Fehler gut gemacht. War es Östreich, das den rastadter Congreß so schmachvoll werden ließ? Flog es nicht rasch wieder zu den Waffen? Nahm es nicht bei dem Reichsdeputationshauptschluß die Interessen Deutschlands treulich in Schutz? Hat es etwa durch lange Jahre mit Frankreich in Freundschaft gelebt und an dessen Unternehmungen gewonnen? Wenn die Kriege von 1805 u. 1809 so unglücklich abliefen, wer war daran schuld als die Staaten, die den Franzosen den Zugang zum Herzen Deutschlands eröffneten? Und hat nicht Östreichs Kaiser der Befreiung Deutschlands zweimal das schwerste Opfer gebracht, als er seine Tochter dem Kaiser Napoleon überließ und als er zu dessen Feinden übertrat? Unser Verf. weiß recht gut, wie viel jener erste Schritt zu der endlichen Lösung beitrug und wie wichtig der zweite war. Östreich hat nicht den vollen Beruf, die alleinige Schutzmacht des ganzen Deutschlands zu werden; aus denselben Gründen nicht, aus denen es nicht zur Beherrscherin Deutschlands wurde. Wir sind auch weit entfernt, den gegenwärtigen Zustand Deutschlands für einen besonders glorioſen und anmuthigen zu halten, obwol er die beste Combination sein mag, die unter jetzigen Verhältnissen und Stimmungen möglich ist. Wir wünschten Deutschland ein besseres inneres Gleichgewicht. Aber wie die Sachen einmal stehen, ist es gewiß ein Vortheil für Deutschland, daß es zwei Schutzmächte statt einer und zwar solche hat, deren Staatswesen auf grunddeutschem Fundamente ruht. Der Verf. beweist ferner, daß Frankreich und England keine passenden Schutzmächte für Deutschland seien. Das kann man ihm recht gern zugeben, besonders was das erstere anlangt; und wenn wir auch keineswegs glauben, Englands Einfluß werde für Deutschland nachtheilig werden, so wissen wir doch nicht recht, wie Deutschland von England gegen alle Mächte beschützt werden könnte. Aber unter Umständen wird England und wird selbst Frankreich ein nützlicher Verbündeter Deutschlands sein.

Wir halten es nicht für nöthig, auch noch die Vorschläge in Betreff Italiens und der Pforte zu besprechen, obwol sich hier nicht weniger über innere Widersprüche und den Widerstreit der Verhältnisse sagen ließe. Übrigens spricht der Verf. sehr viel darüber, daß Rußland nicht zur Schutzmacht der Türkei passe; daß es aber gleichwol das meiste Interesse an deren Erhaltung in statu quo habe; daß es nie nach Konstantinopel verlangt habe; daß die Vertreibung der Türken aus Europa für Rußland nur ein Nachtheil sein könne u. s. w. Wir halten Vieles von dem für ganz wahr und wüßten noch andere Gründe in demselben Sinne anzugeben. Wir wünschen nur, daß diese Wahrheiten auch immer am rechten Orte erkannt und aufrichtig festgehalten werden. Für die Gegenwart glauben wir es.

Manchem unserer Einwürfe wird übrigens der Verf. entgegenhalten, daß er gar nicht von dem Kriegsfalle spreche, sondern die föderative Politik, deren Gründung er in Europa erwarte, lediglich durch die Diplomatie intervenire. Aber die Diplomatie wirkt nur durch den Nachdruck, der

Digitized by Google

hinter ihr steht. Es kann wol eine Note, eine Verwendung u. s. w. Manches wirken, aber nur, wenn die Gewißheit da ist, daß im Nothfall andere Mittel bereit stehen. Wenn die Zeit des ewigen Friedens gekommen wäre, dann bedürfte es vollends keiner Schutzmächte.

Dem Verf. gelingt seine Sache schlecht, wo er direct auf sein Ziel geht. Bei Betrachtung der einzelnen Staaten ist er auf einem bequemern Felde, kann indirect Manches für seinen Zweck wirken und auch der ganzen Darstellung mehr Interesse geben. Da wir aber nicht ein Buch über ein Buch schreiben dürfen, so begnügen wir uns, nur einige Hauptmomente und deren Motive hervorzuheben.

Frankreich behandelt der Verf. im Ganzen gnädig. Man sieht, er will zwar die Ansicht erwecken, Frankreich sei jetzt in einer ziemlich mislichen und seiner Bestimmung unwürdigen Lage; er will es aber doch nicht vor den Kopf stoßen, sondern ihm Hoffnung lassen, daß man es werde brauchen können. Das Résumé seiner Darstellung ist übrigens: Frankreich sei bei dem Ausbruche der Julirevolution in der günstigsten Lage gewesen, wobei er sich in Betreff der Vertheidigungsmittel auf einen erst 1833 erstatteten Bericht des Marschalls Soult beruft, der hier gar nichts beweist; nach der Julirevolution seien alle Erwartungen, alle Befürchtungen getäuscht worden; es habe nirgend mehr Einfluß, selbst Belgien wende sich von ihm ab. Die Ursache sei nur darin zu suchen, daß der Julithron ein Product der Revolution sei. Zwar habe Ludwig Philipp sich von der Propaganda losgesagt und auf die materiellen Interessen gestützt; das helfe ihm aber dem Auslande gegenüber nichts. Ludwig Philipp müsse etwas für die Herrschaft des Rechts thun, sonst bleibe stets die Gefahr, daß die Propaganda wieder zur Macht gelange. Was er thun solle, sagt der Verf. nicht. Außerdem sucht er den Franzosen die Allianz mit England zu verleiden und erklärt dieselbe für eine große Lüge. Kurz, er will so viel als möglich Frankreich als einen Staat schildern, auf den man gegenwärtig nicht rechnen könne, behandelt es aber übrigens nicht animos, sondern mehr bedauernd.

(Der Beschluß folgt.)

Der braune Knabe, oder die Gemeinden in der Zerstreuung. Novelle von J. C. Biernatzki. Zwei Theile. Altona, Hammerich. 1839. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Zwei Universitätsfreunde treffen nach jahrelanger Trennung in einer einsamen Herberge zusammen, in welcher sie an einem stürmischen und regnerischen Septemberabend eine Zuflucht gefunden. Sie erkennen sich wieder, und die Erinnerung an die schönern Jahre, die sie miteinander verlebten, öffnet die Herzen zu trautlicher Mittheilung. Walter, der später eingetroffen, hält mit dem Bekenntniß seiner Erlebnisse und Irrfahrten noch zurück, und wir erfahren zunächst nur, daß er aus Nordamerika heimkehre; aber die grauen Haare, die in seinen schwarzen Lockenkopf sich hineingedrängt haben, die tiefgefurchte und sonnenverbrannte Stirn des Vierzigjährigen, sein freies Benehmen und die stolze Haltung des hohen und kräftigen Körpers, verbunden mit einem herausfodernden Trotz, verrathen einen vielgewanderten und vielerfahrenen Mann. Urban, der Andere, mit seinem blassen Gesicht, hellblondem, lang herabhängendem, nach unten gelocktem Haar und weißen Händen, erscheint jugendlich, fast mädchenhaft von Gestalt und Ansehen; nur die Stirnfalten verkünden den gereiften und ein schmerzreicher Anflug über die sonst milden und stillen Züge den schwergeprüften Mann. Er ist ein Geistlicher, seines Amts entsetzt, weil er mit einem Theile seiner Gemeinde fest beharrte bei dem ungetrübten Bekenntniß der alten (lutherischen) Kirche, vorangehend, um für die kleine gedrückte Gemeinde eine Friedensstätte in Nordamerika zu suchen, welches jener, nach schweren Prüfungen verlassen hat. Aus seiner Wohnung vertrieben, wanderte er anfänglich in der Nähe seiner Gemeinde, deren heimlichen Gottesdienst er fortwährend leitete, von Ort zu Ort, und eine Prüfung folgte der andern. Sein ältestes Kind starb; die Mutter, den Säugling an der Brust, unterlag dem schweren Verhängniß; ihn selbst hielt sein starker und freudiger Glaube aufrecht.

Walter theilt dem Freunde seinen Lebenslauf schriftlich in der Form eines Tagebuchs mit. In sogenannter geistreicher Gesellschaft aufgewachsen, nur durch eine fromme Mutter zu religiösen Empfindungen geweckt, durch Neigung und Studium mit einer glühenden Freiheitsliebe erfüllt, gab er sich auf der Universität mit ganzer Seele jener jugendlichen Freiheitsschwärmerei hin, welche nach dem Muster Griechenlands und Roms neue Republiken im alten Europa gründen wollte. Der Erzähler läßt errathen, daß tollkühne, unbedachtsame Umtriebe ihn nöthigten, aus dem Vaterlande zu weichen. Wir finden ihn auf dem Meere wieder, erst mit peinlicher Windstille, dann mit wüthendem Sturme kämpfend, aus dem gescheiterten Schiffe auf ein einsames Felsenriff geschleudert, ringsum das flutende Meer, in weiter Ferne einige blaue Bergspitzen, im Herzen gräßliche Verzweiflung. Schiffer nahen, neue Lebenshoffnung erwacht; aber jene können durch die rasende Brandung nicht als Retter erscheinen; Hunger und Frost, Todesangst und Verzweiflung erschöpfen die letzten Kräfte; das verzagte Herz murrt wider Gott; da taucht ein schwarzes Haupt aus der schäumenden Brandung, schwarze Arme strecken sich nach dem Schiffbrüchigen aus, und mit lautem Schrei sinkt er bewußtlos hinab. Er erwacht in einer freundlichen Kajüte, zu seiner Seite ein treuer Neger, der, nachdem alle andern Rettungsversuche fruchtlos gewesen, mit Gefahr des eigenen Lebens, unter furchtbaren Anstrengungen, durch die Gewalt der tobenden Wogen oft an Felsen geschleudert und schwer verwundet, dennoch der drohenden Gefahr ihn entrissen hat. Die heldenmüthige Liebe Paolo's, des Negers, rührt das Herz des Geretteten, aber kaum beuge es in seiner ungläubigen Verstockung sich flüchtig vor Dem, der den Retter gesendet.

An der Mündung des Mississippi gelandet, wird er von einem deutschen Plantagebesitzer gastlich aufgenommen. Aber die durch die dankbare Erinnerung an den edeln Paolo, der scheidend noch auf die zarteste Weise unbemerkt seine Baarschaft ihm aufgedrungen hatte, erhöhte Theilnahme an dem traurigen Loose der schwarzen Sklaven verwickelt ihn bald in Streit und mancherlei Gefahr, da benachbarte Pflanzer fürchteten, daß er die Neger zur Empörung reizen werde, und da auch der katholische Beichtvater des Hauses ihm, dem Protestanten, zürnte, um so mehr, weil Therese, die zarte Tochter seines wohlwollenden Wirths, sich seinen Ansichten zuneigte. Als er schon zur Abreise sich rüstet und auf einer benachbarten Pflanzung einen Abschiedsbesuch macht, erblickt er eine Negerin, zu harter Züchtigung an einen Pfahl gebunden, fällt auf ihr Angstgeschrei dem Aufseher in die Arme, und ein starker Schlag der eben aufgehobenen Geißel verletzt ihn dergestalt, daß er ohnmächtig niedersinkt. Erst nach zwei Monaten genesen, wird er, durch ein Decret des Staates Luisiana des Landes verwiesen, in ungünstiger Jahreszeit zur Abreise genöthigt. Die dankbare Anhänglichkeit der Sklaven, die sich ihm schon mannichfach bethätigt hatte, überlieferte ihm eine Sicherheitskarte von dem sogenannten Blutfalken, einem Anführer der Maron-

Digitized by Google

neger, die ihm denn auch auf seiner langen und gefährlichen Wanderung sehr gute Dienste leistet. Unterwegs befreundet er sich mit einem Indianerhäuptling, der ihn als Gastfreund aufnimmt und sicher zu seinem Stamme leitet. Auch Carridoja, die arme Sklavin, für die er verwundet worden, findet er auf dem Wege, flüchtend vor ihren grausamen Verfolgern, im traurigsten Zustande wieder und rettet sie. Er gedachte nun den Winter bei den Choktawsindianern, die ihm eine Hütte einräumten, zuzubringen, gewöhnte sich aber so an ihre Sitten und Lebensweise, daß er lange sich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen.

Im nächsten Winter kehrt ein deutscher evangelischer Missionnair bei ihm ein, der, im heiligen Eifer seines Berufs warstend, ihn bewegt, sein Verhältniß zu Carridoja durch die Ehe zu heiligen. Mit Schmerz von dem Häuptling, der ihn als Sohn angenommen, entlassen, folgt er mit ihr dem frommen Manne auf einsamen und verborgenen Pfaden, fern von den Gehegen der Pflanzer, nach der geheimen Stätte, wo die bekehrten Neger sich zur Andacht versammelten. Unterwegs treffen sie mit dem Blutfalken und seinen Gefährten zusammen, aber die blutgierige Wuth dieser entlaufenen Sklaven verschont sie. Endlich gelangen sie in der Nacht vor dem Christfeste zu dem weitentlegenen Versammlungsort, dem Rest einer längst verlassenen Pflanzung, und in der folgenden Festnacht versammeln sich 30 Neger und Negerinnen zur heiligen Feier. Der fromme Missionnair hatte die weite mühselige Wanderung mit all ihren Beschwerden und drohenden Gefahren nicht gescheut, um den Wenigen den Trost des Evangeliums zu bringen. Hier sollte Walter's Bund mit Carridoja die heilige Weihe empfangen. Sie treten vor den einfachen Altar; der Missionnair redet tiefergreifende Worte; nach kurzem Zögern spricht Walter das entscheidende Ja, und in demselben Augenblicke rief eine gewaltige Stimme: „Das war dein Glück!" und hervor stürzt der Blutfalke, welcher der Spur der Wanderer unbemerkt gefolgt war. Das allgemeine Schrecken verwandelte sich in Rührung, als der gefürchtete Maronneger in Carridoja seine längstverlorene Tochter erkannte. Die kleine Gemeinde ging ruhig auseinander; die Neuvermählten kehrten zu den Choktaws zurück, begleitet von dem Missionnair und dem Blutfalken, die dort sich von ihnen trennten.

Carridoja gebar eine Tochter und war von da an thätiger, gelehriger und empfänglicher für eine Bildung, die den Abstand zwischen ihr und ihrem europäischen Gatten minderte und die Ehe friedlicher und befriedigender machte. Walter ward zufrieden mit seinem Loose und fühlte sich glücklich mit seinem Weibe und Kinde. Aber während er, zu einer Berathung der Choktaws berufen, fern ist von seiner Hütte, zerstören Haufen der weißen Pflanzer das Dorf, und heimkehrend findet er seine Hütte in Flammen, den alten Häuptling ermordet, sein Weib in den letzten Zügen und nirgend sein Kind. Er versank in Wahnsinn; zwei Jahre pflegte ihn der treue Missionnair, bis er genas und auf einer Reise durch die nördlichen Staaten eine neue Lebensrichtung gewann. In Neuyork fand er Paola wieder, der ihn aus dem Schiffbruch gerettet, und als Zeuge des Todes des gläubigen Negers empfing er die erste Erweckung zu einem neuen geistigen Leben. Er sehnte sich nach hellerem Licht und fand es nicht; seine Gott entfremdete Seele erschöpfte sich in Ungewißheit und Zweifel.

In diesem trostlosen Zustande machte er die Bekanntschaft eines Deutschen, Labiger, eines feinen und klugen Mannes, dem er seine Seelenkämpfe vertraute. Der schlaue Jesuit stellte ihm die katholische Kirche so reizend und lockend dar, daß er in der Kathedrale zu Baltimore zu ihr übertrat.

Als einen unbefriedigten schwankenden Convertiten finden wir ihn in Europa wieder an der Seite seines glaubensstarken und klar entschiedenen Freundes Urban. Der Umgang mit diesem und mit evangelischen Familien, bei welchen er eingeführt wird, der Anblick jener Glaubenstreue, Standhaftigkeit und Selbstverleugnung, in der die bedrängten Lutheraner hervorleuchten, zeigt ihm die Mutterkirche, die er verlassen, in ihrer unzerstörbaren Herrlichkeit. Indeß hat er auf einsamer Wanderung, den seltsamen „braunen Knaben" gefunden, der scheu vor ihm flieht, aber mit unwiderstehlicher Gewalt ihn anzieht und, mit phantastischer Liebe Urban sich zuwendend, diesem öfter, wo man ihn am wenigsten erwartet, als Warner und Führer erscheint, wenn den geheimen Andachtsübungen Gefahr droht.

Bei einer dieser geheimen Versammlungen in einem von hohen Felsen umkränzten Bergkessel wird die mit Urban versammelte kleine Gemeinde, verrathen von einem scheuheiligen Wächter, einem verkappten Katholischen, durch Bewaffnete überrascht und flieht. Der Wächter, ihre Zufluchtsstätte erspähend, stürzt, erschreckt durch den Anblick des braunen Knaben, vom Felsen in die Tiefe und wird mit zerschmetterten Gliedern in eine Hütte getragen, wo Urban und Walter ihn aufsuchen. Der Anblick des Letztern bewirkt bei dem Kranken eine unerklärliche Aufregung. Da tritt jener Labiger, der in Amerika über Walter eine so verführerische Gewalt erlangt hatte, herein, diesem, der schon im Begriff ist, zur evangelischen Kirche zurückzukehren, von neuem ein Versucher. Der Jesuit beingt ihm die überraschende Kunde, daß seine und Carridoja's Tochter noch lebe, und läßt ihn hoffen, daß er sie bald wiedersehen könne. So umgarnt er ihn von neuem. Der braune Knabe ruft ihn zu Urban, der in einer Mühle Zuflucht gefunden, dort krank darniederliegt und auf das benachbarte Landgut einer Frau v. Sorring gebracht wird. Indeß ist, Allen unerklärlich, der braune Knabe, der dies veranstaltete, verschwunden, und Walter wird durch ein Billet Labiger's nach Prag geladen, wo er seine Tochter finden soll. Aber er geleitet den kranken Freund zum Hause der Frau v. Sorring, in der er die Tochter jenes Pflanzers erkennt, welcher in Amerika ihn gastlich aufgenommen, und die ihm treue Liebe bewahrte. Sie war einem Manne vermählt worden, welcher in einem Kampfe der Pflanzer gegen die Maronneger getödtet ward. Der gefangene Blutfalke hatte dem treuen Missionnair vertraut, daß Carridoja's und Walter's Tochter, damals schon als Knabe gekleidet, die kleine Mulattin sei, die er bis dahin gepflegt. Die edle Frau nahm, von Mitleid und von der zärtlichen Liebe zu Walter getrieben, das Kind auf und erzog es mit mütterlicher Treue. Als die Kleine heranwuchs, nahm sie sich der Schwarzen so eifrig an, daß die benachbarten Pflanzer, jede Begünstigung der unglücklichen Sklaven fürchtend, auf Entfernung der Mulattin drangen. Frau v. Sorring, ohnehin geneigt, sich nach Europa zurückzuziehen, entschloß sich, Carridoja voranzusenden, und vertraute sie mit einem bedeutenden Theil ihres Vermögens einem deutschen Diener, Andreas, an, auf dessen Treue sie baute. Aber das anvertraute Gut hatte die Habsucht und mit ihr Mordgedanken in der heuchlerischen Seele des Mannes geweckt, und indem das Schiff mit vollen Segeln auf Wangeroge lossteuert, stürzt er Carridoja hinab in die Wogen. Doch eine höhere Hand waltete über sie, und die Fluten trugen sie auf den Strand, von dem aus sie zu dem Schiff, das indeß in den Hafen eingelaufen war, zurückkehrte. Indeß war Andreas mit den geraubten Schätzen schon hinweggeilt; man schöpfte Verdacht, verfolgte und entdeckte ihn; er entzog sich der Gerechtigkeit durch Flucht, und es ergibt sich, daß er, heimlicher Katholik und Labiger's Werkzeug, jener treulose Wächter war, welcher die kleine Gemeinde den Häschern verrieth und, von Carridoja's überraschendem Anblick erschreckt, in den Abgrund stürzte. Carridoja ward mit dem wiedergewonnenen Eigenthum ihrer Pflegemutter zu deren Verwandten gesendet, die, weil ihre knabenhafte Unbändigkeit nicht zu überwältigen war, sie ihrem umherschweifendem Leben überließen, bis Frau v. Sorring in Europa eintraf. Auch diese vermochte nicht, die kleine Wilde zu bändigen, bis die leidenschaftliche Neigung zu Urban die zartere Weiblichkeit erweckte.

Walter eilte, von dem kranken Freunde bestens berathen, nach Prag, die verlorene Tochter zu sehen; denn es war kaum

zweifelhaft, daß sie gewaltsam entführt worden, nicht ohne Ladiger's Vorwissen. Kurz vor Prag, auf dem Gottesacker, auf welchem Scharnhorst ruht, erwachte seine Seele endlich zu gläubigem Gebet, und bald darauf trat ein Fremder zu ihm, der sich ihm zum Begleiter anbot und bald wichtige Dienste leistete, ein Graf Strahlberg. Walter suchte sogleich Ladiger in Prag auf, der ihn von neuem fester an die römische Kirche zu fesseln suchte, ihm Hoffnung gab, seine Tochter demnächst wiederzusehen, aber ihn noch hinhielt. Der verschlagene Jesuit war indeß abgereist, und schon wollte die Hoffnung, die verlorene Tochter zu finden, weichen, als der Graf entdeckte, daß Carridoja von Ladiger einem Kloster übergeben worden sei. Aber sie war indeß entflohen, Ladiger wahrscheinlich ihr nachgeeilt, und auch Walter säumte nicht, ihrer Spur zu folgen. Lange geht er ihr noch; schon naht er wieder dem Landgute der Frau v. Sorring, da begegnet ihm in abgelegener Felsschlucht Ladiger, und als er von diesem zürnend sich losgerissen hat, um Carridoja, die er von fern erblickt zu haben meint, zu erreichen, stürzt er vom jähen Felsen hinab. Aus der Betäubung sich erholend, erblickt er die Tochter am Boden liegend, entseelt. Urban naht indeß seinem letzten Kampf. Im feierlichen Abschied von seiner kleinen um ihn sich sammelnden Gemeinde bewährt er die Tiefe und Klarheit seines Glaubens, der die Decke von seinem Angesicht abzieht, also, daß er die Seinen bittet, in der Heimat zu bleiben, gehorsam der Obrigkeit in allen Dingen, die das Gewissen nicht verletzen, und mit kräftigen Ermahnungen sie in Gottes Obhut befiehlt.

Indeß weilte Walter bei seiner schwerverwundeten, todtähnlichen Tochter, die wieder zum Leben erwachte. Beide wurden von Gefühlen der Andacht mächtig ergriffen. Endlich steigen vier Männer, von Walter's Hülferuf herbeigezogen, herab in die Felsschlucht und tragen die Kranke zum nahen Landgut der Frau v. Sorring. In dieser ist die alte Liebe zu Walter mit neuer Stärke erwacht. An Urban's Sterbebette treten Beide in die evangelische Kirche über. Drauf beginnt Urban's Todeskampf; Corridoja hat sich von ihrem Lager erhoben, sich zu ihm gedrängt, und das leidenschaftliche Bekenntniß ihrer Liebe trübt ihm die letzten Augenblicke; aber sanft hinüberschlummernd, merkt er nicht mehr, wie sie blutend an seinem Lager niedersinkt, da die Adern ihrer verwundeten Brust durch die letzte Anstrengung wieder aufgerissen wurden. Doch genas sie langsam, drang nun aber darauf, der römischen Kirche sich ganz hinzugeben und den Rest ihrer Tage in dem Ursulinerkloster zu Prag zu verleben. Mit widerstrebendem Herzen führte der Vater sie dahin, wo er mit tiefem Schmerz für immer von ihr sich losreißt. Dort empfing er noch einen Brief Ladiger's, der, nach Amerika zurückgekehrt, zum Zeichen seines aufrichtigen Wohlwollens, vielleicht um neue Fäden zu seiner Umgarnung zu weben, ihm Papiere übersendete, die für ihn von großer Wichtigkeit waren. Bald darauf führte Walter die erste Geliebte, Frau v. Sorring, zum Altar, und der Glaube, um den er so lange vergeblich gerungen, war durch alle Erfahrungen seines Lebens unüberwindlich befestigt.

Dies die Fabel der vorliegenden Novelle. Die Erfindung ist allerdings nicht brillant, nicht originell, vielmehr mit naheliegenden Reminiscenzen verwebt, aber doch nicht ganz alltäglich. Und wäre sie das auch, so würde doch die sinnige und verständige Behandlung dem Ganzen einen nicht gemeinen Reiz verleihen. Es ist Philosophie und Poesie in dem freundlichen Buche, das, wenn wir es auch nicht für ein echtes Kunstwerk ausgeben dürfen, doch vor der Menge moderner Novellen vortheilhaft sich auszeichnet. Allerdings wird darin viel reflectirt und gesprochen, doch fehlt es auch an Handlung und fortschreitender Bewegung nicht. Wir bemerken keine unmittelbare poetische Conception und Gestaltung; vielmehr scheint die Erzählung nur der Boden und Anknüpfungspunkt für wichtige Wahrheiten zu sein, welche der Verf. den Lesern ans Herz legen wollte. Aber diese Gattung der Novelle macht ja immer mehr ihr Recht zu existiren geltend und wird ebenso, als eine eigenthümliche Gattung der Parabel, von der sie freilich schon der Umfang unterscheidet, da das Wesen der eigenthümlichen Parabel auch in prägnanter Kürze sich zeigt, sich zu behaupten wissen. In der deutschen Novelle, im neuern Sinne des Worts, scheint ebenso das philosophische wie im eigentlichen Roman das poetische Element zu überwiegen. Und so lassen wir denn die vorliegende Schrift gern als eine Novelle gelten, und als eine wohlangelegte und gutdurchgeführte, sach- und sinnreiche.

Die Reflexion, das Selbstgespräch und das Zwiegespräch tritt wol einige Mal unbequem, zur Unzeit ein; aber belehrend, anregend ist die Unterbrechung der Erzählung immer, öfters wahrhaft erbaulich. Wir können auf die mannichfachen Äußerungen über Glauben, Christenthum und Kirchenthum hier nicht eingehen, sind auch keineswegs mit Allem, was der einsichtsvolle und wohlmeinende Verf. behauptet, einverstanden; aber wir dürfen versichern, daß solche Leser, die nicht blos Zeitvertreib und flüchtige Unterhaltung suchen, sondern gern durch die Schale zum Kern hindurchdringen, gewiß nicht unbefriedigt bleiben werden.

Die Schreibart ist edel und gewandt, des Inhalts würdig, nirgend lästig breit, oft schlagend und ergreifend. Wir haben die frühern Novellen von Biernatzki: „Weg zum Glauben, oder die Liebe aus der Kindheit", und „Die Hallig, oder die Schiffbrüchigen", nicht gelesen, begreifen aber, daß sie, wenn sie dieser gleichen, viel Beifall fanden, was besonders von der „Hallig" gelten soll. Sehr zu billigen ist, daß Biernatzki den überflüssigen sehr prosaischen Beisatz: „Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleid der Novelle", endlich aufgegeben und weggelassen hat. Wir fügen gern hinzu, daß wir in ihm einem schönen Talent und frommem Gemüth begegnet zu sein meinen, einem Manne, der gewiß in seinem Berufskreise mit Segen wirkt und aufgemuntert werden darf, seine Mußestunden ferner diesem Zweige der Literatur zu widmen, in welchem er, wenn auch nicht als ein Stern erster Größe leuchten, doch als mildscheinendes Licht wohlthätige Strahlen weithin verbreiten wird. 159.

Zur indischen Religionsgeschichte.

Wenngleich der Buddhismus jetzt aus Indien diesseit des Ganges in die jenseitigen Länder verdrängt worden ist, so lassen uns doch die buddhistischen Tempel zu Salsette und Pantsh Pandu sowie die als Buddha's Geburtsland genannte nordindische Provinz Mágadha über das eigentliche Vaterland und den frühern Sitz dieser Lehre nicht zweifeln. Tod in seinen „Travels of western India" erklärt Saurashtra, das Land der Sauras und in Verbindung mit Guzarate der Kern des Reichs der Balhoras, für die Wiege und Pflegschule des Buddhismus. „Das Land der sonnenanbetenden Sauras, die Provinz Syrastrene", sagt er, „welche sich in alten Zeiten von dem Busen von Kutch bis zum Delta von Sinde erstreckte, wurde von den Feueranbetern der persischen Provinzen Aria und Bakteiana nur durch den Indus getrennt. In welcher Beziehung steht vielleicht das Wort Arhija und Arhija-punti (punti heißt Pfad), womit man den Buddhismus bezeichnet, zu der Landschaft Aria? Auch über Zusammenhang im Glaubenssystem läßt sich manche Vermuthung aufstellen. Parsma, der die dreiundzwanzigste Periode der vergötterten Priester des Buddhismus bezeichnet und in eine Zeit fällt, wo seische Horden aus Westasien in Indien eindrangen, erinnert an den Namen der alten Perser und an die parthischen Feueranbeter, und die Bilder und Symbole auf den Münzen, sowie die Felseninschriften auf den heiligen Bergen der Dschainas zeigen keine Verwandtschaft mit den hindostanischen, sondern sind aller Wahrscheinlichkeit nach eine Modification des Chaldäischen, womit man durch Communication auf dem Euphrat oder durch Aria bekannt wurde." 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 292. — 19. October 1839.

Die europäische Pentarchie.

(Beschluß aus Nr. 291.)

Die höchste Erbitterung hat der Verf. und zeigt sie am offensten gegen England. Doch tritt das weniger in dem diesem Staate speciell gewidmeten Artikel als bei frühern und spätern Gelegenheiten in allerlei Ausfällen hervor. Man würde es befremdend finden, daß er einen Verfall der englischen Verfassung, welche er als ein Mann, der wirklich nicht wenig von diesen Dingen versteht, mit gerechter Bewunderung betrachtet, von der Emancipation der Katholiken ableitet, wenn man nicht später den großen Haß kennen lernte, den er gegen den Katholicismus zeigt. Die Emancipation der Katholiken habe die Reformbill erzeugt, so sagt er, und diese dem Radicalismus die Bahn gebrochen. Wir sind dagegen der Meinung, daß der jetzige Eintritt der sehr vernünftigen und nichts weniger als gefährlichen Reformbill aus der Nothwendigkeit floß, die Whigs ans Staatsruder zu berufen, welche Nothwendigkeit darin lag, daß man sich mit Frankreich zu verbinden und dadurch sowol einen Gegensatz gegen die drei andern Großmächte zu bilden als den Franzosen Rücksichten aufzulegen und durch Beides den allgemeinen Frieden zu erhalten dringend veranlaßt war. Übrigens ist es sehr bezeichnend, daß der Verf. weder von den Whigs noch von den Tories, sondern allein von den Radicalen etwas erwartet; und zwar erwartet er von den Radicalen, daß dann England seine ganze Nationalkraft in das europäische Staatensystem wieder einlegen, die antidiritische Freundschaft mit Frankreich zerreißen und den europäischen Frieden auf die Grundlage von Englands innerer Ruhe gefestet sehen würde. Hier hat sich der Verf. deutlich genug verrathen, und es bedarf keiner Erklärung.

Gegen Östreich hat der Verf. kaum geringere Malice als gegen England, verbirgt sie aber viel sorgfältiger. Doch kommen die Krallen zuweilen aus den Sammetpfötchen hervor. Übrigens gibt er nicht undeutlich zu verstehen, daß Östreich nach dem wiener Frieden von 1809 am besten gethan hätte, sich ganz als slawischer Staat zu geriren und von Deutschland abzuwenden, und daß das auch wol eigentlich jetzt noch gerathen sei. Allerdings, Östreichs specielle Aufgabe ist nach Südosten gerichtet; aber es wird ihr nur gewachsen bleiben, wenn es auch ferner diesen Wirkungskreis sich im Hintergrunde der Begebenheiten entwickeln läßt, dagegen niemals aufhört, aus der Bedeutsamkeit, mit der es in den westeuropäischen und deutschen Angelegenheiten auftritt, das richtigste Mittel zur Lösung jener Aufgabe und überhaupt zur Regierung seiner Staaten zu entlehnen. Nicht ein einzelner Theil des Landes, sondern das Cabinet und die europäische Politik, die es handhabt, ist die Centralmacht, welche dieses große Staatenaggiomerat beherrscht. Würde Östreich ein slawischer Staat, so würde man wieder wie im 15. Jahrhunderte sehen, wie gewaltige Kräfte sich in innern Wirren verzehrten, ohne irgend etwas entsprechend Großes zu schaffen. Es würde sofort die Frage erwachen, welchem Theile des Ganzen der Vorrang gebühre, statt daß jetzt alle im Gleichgewichte erhalten werden, weil die Centralmacht ihre Größe nicht auf die Theile, sondern auf das Abstractum der Vereinigung stützt und das Gewicht dieser Vereinigung im europäischen Staatensysteme geltend macht. An Insinuationen gegen die katholische Tendenz Östreichs, die zugleich politisches Mittel sei, gegen seine hinterhaltigen Gedanken hinsichtlich Deutschlands, gegen die angeblich hinterlistigen Einflüsse auf Preußen u. s. w. fehlt es dem Verf. natürlich nicht.

In Betreff Preußens sagt der Verf. zuvörderst, daß die Meinung, als huldige Preußen dem russischen Interesse, ganz falsch sei, und daß Preußen gegen Polen für Deutschland als deutsche Macht gehandelt habe. Es sei kein Haß, es sei eine unauslöschliche angeborene Verachtung, welche den Polen gegen den Deutschen erfülle. Das kann sein; aber daraus folgte eigentlich immer noch nicht, daß Deutschland an dem Untergange Polens gelegen sein müßte. Da müßte der Verf. erst beweisen, daß Polen den Deutschen gefährlich wäre. Der Verf. stellt darauf mehre, größtentheils richtige Gründe für die östreichisch-preußische Allianz auf, nicht ohne dabei kleine Körner des Zwiespalts unter sie zu werfen. Aber er behauptet, sie sei für Deutschland nicht günstig. Als Grund führt er namentlich an, daß in Preußen eine ganz andere Verwaltungsweise bestehe als in dem übrigen Deutschland, wo sich noch das echte deutsche gemüthliche Volks- und Staatsleben finde, und daß jene, dem übrigen Deutschland fremde Beamtenherrschaft und Bureaukratie für Preußen Bedürfniß sei. Der Verf. muß lange nicht in Deutschland gewesen sein, wenn er glaubt, daß in dieser Beziehung ein Unterschied zwischen Preußen und den meisten übrigen deutschen Staaten be-

Digitized by Google

ſtehe. Dieſe Staaten haben zwar eine andere Verfaſſung erwählt, in der Verwaltung aber ganz die preußiſche Bahn eingeſchlagen. Worin wir unſererſeits eine Modification dieſer Richtung wünſchen möchten, darin würde ſie auch in Preußen möglich und am Orte ſein. Übrigens ſpricht der Verf. den Preußen viel Schönes von ihrem Beamtenſtaate und davon vor, daß Preußen der echtdeutſche und der proteſtantiſche Staat ſei. Es ſollte zur Lehre dienen, aus welchem Munde dieſe Ermahnungen fließen. Preußen iſt übrigens keineswegs der eminent deutſche Staat. Zwar wollen wir nicht behaupten, wie der Verf. kurz vorher thut, daß ihm das echte deutſche gemüthliche Leben fehle; es hat auch ſeinen Theil davon; aber an ſich dürfte mancher kleine Staat das deutſche Princip noch treuer repräſentiren als Preußen, und die öſtreichiſche Richtung iſt ebenſo gut deutſch wie die preußiſche. Preußen vertritt eine Nuance des deutſchen Weſens, die preußiſche Nuance deſſelben, und gerade dieſe iſt nicht die geeignetſte zur Behandlung der andern Nuancen, iſt ihnen jedenfalls nicht die angenehmſte. Preußen hat ſich oft die Achtung Deutſchlands verdient, und ſeine Regierung ſcheint immer mehr eine vertrauenerweckende Politik zu erfaſſen; aber die Preußen verſtehen es nicht recht, die Zuneigung der übrigen Deutſchen zu erwerben. Die Kirchenfrage anlangend, ſo wollen wir hier nur erinnern, daß eine Regierung in politiſchen wie in kirchlichen Dingen niemals Partei ergreifen ſoll; ſie ruft ſonſt eine deſto ſtärkere Reaction hervor. Laſſe man doch in dieſen Dingen den Geiſt der Zeit in Freiheit walten und ſchärfe nicht ſelbſt die Waffen der Gegner. Dem Verf. wäre es aber ganz Recht, wenn Preußen in allen Dingen zum Extrem ſchritte und ſich immer größere innere Zerwürfniſſe bereitete.

Bei dieſem Abſchnitte machen wir übrigens auf eine merkwürdige Epiſode aufmerkſam, worin der Verf. ſich als glühenden Anhänger der griechiſchen Kirche darſtellt und eine ſehr zum Nachtheil des Katholicismus berechnete Parallele zieht. Ref. iſt Proteſtant und vor Allem ein Freund der Toleranz und freut ſich, zu hören, daß der griechiſche Klerus ſich weniger verfolgungsſüchtig gezeigt hat als der katholiſche, beſonders in frühern Zeiten; denn die Beiſpiele des Verf. ſind aus alter Zeit. In der That hat die griechiſche Kirche in dieſer Hinſicht in gutem Rufe geſtanden. Die Geſchichte mit Feßler und eine Menge Geſchichten, die ganz neuerdings in Deutſchland verbreitet werden, ſcheinen jedoch zu zeigen, daß Unduldſamkeit und Proſelytenmacherei der griechiſchen Kirche auch nicht ganz fremd ſind, wenngleich ſie, wie bei den Katholiken jetzt auch, nicht mit dem Scheiterhaufen gezogen kommt. Wie ſteht es mit den gemiſchten Ehen in Rußland? Bei einer Vergleichung der griechiſchen und katholiſchen Kirche ferner, ſo hörten wir kürzlich einen gelehrten proteſtantiſchen Theologen bemerken, iſt allerdings zu beachten, wie wenig Beweiſe die griechiſche und wie viele die katholiſche Kirche, trotz des Geiſteszwanges der letztern, von geiſtiger Kraft gegeben. Wie viele große Kirchenlehrer hat die griechiſche Kirche? Ref. endlich hält wenigſtens Das für einen Vorzug der katholiſchen Kirche, daß ſie ſich in möglichſter Unabhängigkeit vom Staate hält und dadurch zu einer Milderung ſeines Druckes und zu einer Quelle eigenthümlichen, ſelbſtthätigen Lebens wird. Die proteſtantiſche Kirche, aus geiſtiger Freiheit erwachſen und ſie raſtlos wieder ausſtrahlend, bedarf vielleicht eben deshalb jenes Vorzugs nicht ganz in gleichem Grade. Das Verhältniß aber, was, ſo viel wir wiſſen, in der griechiſchen Kirche zwiſchen Kirche und Staat beſteht, hat etwas Unheimliches und ſchmeckt nach Byzanz. Doch beſcheiden wir uns gern, daß wir dieſe Kirche und ihr Verhältniß nur ſehr oberflächlich kennen, und es hat uns ſehr wohl gefallen, was der Verf. von der lautern Frömmigkeit und andern Eigenthümlichkeiten derſelben erzählt (S. 330 fg.).

Am ausführlichſten und am meiſten inſtructiv iſt der Abſchnitt „Rußland" behandelt. Es wird viel Intereſſantes über die Entwickelungsgeſchichte Rußlands erzählt. Den Gedanken der erſten Theilung von Polen ſchiebt der Verf. Öſtreich zu; wir glauben mit Unrecht, und halten Friedrich II. für den Urheber. Aber Öſtreich und Preußen faßten ihn nur, weil ſie ſahen, daß außerdem das ganze Polen den Ruſſen gar nicht entgehen könne. Intereſſant iſt ferner, was über die geheimen Geſellſchaften in Polen mitgetheilt wird. Vor der dritten polniſchen Theilung habe ſich Polen, ſo ſagt der Verf. weiter, unter Rußlands Obhut überaus wohl befunden, und Rußland ſei nur durch unglaublichen Unverſtand gezwungen worden, dieſes wohlthätige Syſtem ſelbſt zu zerſtören. Auch Schweden habe Rußland gezwungen, ihm Finnland abzunehmen. „Guſtav IV.", ſo heißt es S. 303, „beharrte traurigerweiſe bei dem Verluſte ganz Finnlands." Auch von der Pforte zu erobern, ſcheint Rußland nur gezwungen worden zu ſein. Das arme Land! Wir ſind nicht Ruſſe, aber wir ſind ſelbſt überzeugt, daß auf dem Gebiete, was Rußland und Polen umſchließt, nur Ein großer Staat, nicht aber zwei Hauptmächte beſtehen konnten, und wir finden es ſehr natürlich, daß Polen zum Erliegen beſtimmt war; wir begreifen ferner, daß Rußland Finnland nicht in ſchwediſchen Händen laſſen konnte, und daß es einen Zugang zum ſchwarzen Meere haben mußte. Nachdem es dieſe drei Punkte erreicht hat: die Zerfällung Polens — der Beſitz eines Theiles davon iſt ihm, wenn es ihn nicht auf Öſtreichs Art behandeln kann, vielleicht mehr ſchädlich als nützlich —, die Erwerbung Finnlands, die Erweiterung gegen Süden, wird es nicht viel mehr erwerben können, ohne zu viel zu haben. Mit Konſtantinopel wäre es nicht mehr das jetzige Rußland und könnten Wendungen eintreten, welche Rußland ſeiner für Europa ſehr nützlichen Beſtimmung entriſſen, das Bollwerk der europäiſchen Civiliſation gegen den Orient und ein Medium ihrer Verbreitung in dieſen zu ſein. Einen ſtillen Wunſch gibt übrigens der Verf. noch zu erkennen: nämlich nach einem Plätzchen am atlantiſchen Ocean; etwa in den Finnmarken, wozu dann noch der Beſitz von den ſchwediſchen Lappmarken bis zu dem Umeå erforderlich wäre. Aber Gott bewahre, Rußland will das nicht, es iſt nur ſo ein Gedanke. Ausführlich und, wie es ſcheint, nicht ohne Grund bekämpft der Verf. die Meinung, daß Rußland fortwäh-

Digitized by Google

tend Krieg brauche, um Hof- und Armeerevolten zu verhüten. In der That, die innern Zustände Rußlands sind durchaus nicht nach andern Ländern zu beurtheilen. Viel Schönes theilt er über die innern Fortschritte Rußlands mit und sucht auch das Verfahren gegen das heutige Polen auf jede Weise zu vertheidigen und im mildesten Lichte erscheinen zu lassen. Ausführlich beleuchtet er Dänemarks Stellung zwischen Rußland und England und warnt es sehr vor einem Anschluß an letzteres. Den größten Theil des Abschnitts nehmen übrigens die Erörterungen über die orientalischen Angelegenheiten ein. Der Verf. beweist in der That eine sehr schätzenswerthe Kenntniß der mercantilischen und politischen Beziehungen des Orients. Das Ausschweifende und Thörichte eines Eroberungszuges von Rußland auf Indien weist er sehr deutlich nach. Daraus folgt aber noch nicht, daß es Rußland nicht zuweilen mit Fug und Recht für zweckmäßig finden könnte, den Engländern unter der Hand in den dortigen Gegenden allerlei Verlegenheiten zu bereiten. Die Vertheidigung der englischen Diplomatie gegen die vielen Vorwürfe, die der Verf. übrigens in diesem Abschnitte weniger ihren Zwecken als ihren Mitteln macht, müssen wir den Engländern selbst überlassen. Er erzählt Vieles, was von Unkenntniß und Ungeschick zeugt, und es ist schon richtig, daß Rußland durchgängig sehr geschickte diplomatische Agenten, England aber nicht selten ungeschickte gehabt hat. Im Ganzen aber hat es doch immer recht leibliche Geschäfte gemacht, und was die diplomatischen Umtriebe, die hier besprochen werden, selbst betrifft, so dürfte es wenigstens an Stoff zu Recriminationen nicht fehlen.

Das Buch ist übrigens sehr gut geschrieben, enthält manche pikante Züge und manches interessante geschichtliche Factum. 123.

Jean Paul in englischem Gewande.

Die Idee einer Weltliteratur, die, auf eine große Autorität hin, eine Zeit lang unter uns gar wundersame Träume von literarischer Verbrüderung der europäischen Völker hervorgerufen hat, scheint allgemach dahin gewiesen zu werden, wohin sie gehört. Daß unter den Völkern skandinavischer Zunge deutsche Poesie und Wissenschaft mehr und mehr Wurzel schlagen, darf bei der zwischen ihnen und uns obwaltenden Stammverwandtschaft nicht auffallen; was dagegen das Nachbarvolk jenseit des Rheins betrifft, so hat die Erfahrung der letzten Zeit bewiesen, daß die sanguinischen Vorstellungen von dessen zunehmender Theilnahme an deutscher Kunst und deutschem Leben zum großen Theile auf gutmüthiger Täuschung beruhen, und wenn auf den britischen Inseln sich hier und da ein tieferes Verständniß nicht blos einzelner Erscheinungen, sondern des gesammten Ganges unserer Bildung und Literatur auf das erfreulichste bethätigte, so konnte dies doch, wie dankenswerth es sein mochte, immer nur als der Ausdruck rein individueller Überzeugung gelten. Dennoch sind wir weit entfernt, solchen Versuchen des kundigen Ausländers, seinen Landsleuten das Verständniß unserer Sprache und Literatur und die tiefere Einsicht in das Wesen dieses oder jenes einzelnen Autors zu eröffnen, das Verdienst abzusprechen; vielmehr wollen wir gern in jedem gelungenen Versuche der Art einen Schritt vorwärts zu jener gristigen Annäherung der Völker zueinander sehen, die einst, wenn auch nicht ein leidiges Ineinanderschmelzen der Nationalitäten, das Einige uns in Aussicht stellen wollen, und wovor uns der Himmel bewahre, doch eine freiere Anerkennung und Würdigung des gegenseitigen Verdienstes unfehlbar zur Folge haben wird. Ein nach unserer Überzeugung trefflich gelungener Beitrag hierzu liegt uns eben in folgendem, zwar in Deutschland, aber zunächst für England geschriebenen und daselbst auf den literarischen Markt gebrachten Werke vor:

The death of an angel and other pieces, translated from the works of *Jean Paul Fr. Richter*. With a sketch of his life and character, by *A. Kenney*. London, Black und Armstrong. Dresden und Leipzig, Arnold. 1839. 8. 2 Thlr.

Wir begegnen in dem Verfasser dieser auch äußerlich auf das würdigste ausgestatteten Übersetzung einem wackern Beiten, der die deutsche Schwesterliteratur mit Liebe sich zu eigen gemacht, aus dem reichen Schatze aber vorzugsweise den Werken Eines Schriftstellers sich mit begriffterer Hinneigung zugewendet hat. Herr Kenney, durch eifriges Studium unserer Sprache zum Verständniß ihrer Dichter und Prosaiker wie Wenige befähigt, fand sich in Tagen großer körperlicher Leiden für die darauf verwendete Mühe reichlich belohnt. Sein gutes Glück führte ihn dem Dichter des „Hesperus" zu, und aus seinen Werken schöpfte er Trost, Beruhigung und Freude. Je tiefer er eindrang, um so lieber ward ihm der Dichter, bis ihm der Gedanke kam, durch treue Übertragung einzelner Bruchstücke, die ihn unter den genannten Umständen vorzugsweise angesprochen, zuerst einigen gleichgesinnten Freunden, dann aber wol auch einem größern Publicum seines Vaterlandes einen Dienst zu erweisen. So glaubte er zugleich den Manen des edeln Abgeschiedenen ein Opfer der Liebe und des Dankes darzubringen. Wie ihm bei seiner Individualität unter den Umständen, unter denen er zu der Beschäftigung mit Jean Paul geschritten war, die Stellen am meisten zugesagt hatten, die in ihrer sentimentalen Färbung oder in ihrer Richtung auf die höchsten Interessen, auf Liebe, Gott, Tugend und Unsterblichkeit, vor andern seiner vorherrschenden Stimmung entsprachen, so wollte er sich auch bei seinen ersten Mittheilungen an seine Landsleute zunächst nur auf solche Stellen beschränken. So erfreulich es uns gewesen wäre, wenn der gewandte Übersetzer auch Anderes in seinen Kreis gezogen hätte, und so sehr wir es beklagen, daß er nicht schon jetzt darauf gedacht hat, seinem Vaterlande den Dichter nach den beiden Seiten seines Wesens vorzuführen, ja, so sehr wir überzeugt sind, daß Jean Paul erst in dieser Ganzheit bei dem Volke, das er so werth hielt und dem er so viel verdankte, die Anerkennung finden werde, die er verdient, so wollen wir doch jenem aus dieser beschränktern Wahl keinen Vorwurf machen, vielmehr möchten wir behaupten, daß eben nur so eine in ihrer Art so meisterliche Übersetzung gelingen konnte. Herr Kenney hat durch das Studium des deutschen Homer, Shakspeare und Plato die Ansicht gewonnen, daß, wenn es darauf ankomme, einen hervorragenden Geist des Auslandes auf den Boden der Muttersprache zu verpflanzen, nicht die laxere Übersetzungsmanier der Franzosen und Engländer, sondern die strictere, Form und Inhalt gleich betrachtende der Deutschen die einzig richtige, und daß es besser sei, die Muttersprache bringe, nachgiebig und fügsam, einige Opfer, als daß sie den fremden Geist in ihr Prokrustesbette zwänge, ihm nehmend, was vielleicht gerade sein Wesen und seine Eigenthümlichkeit bildet, oder hinzufügend, was, jener Eigenthümlichkeit fremd, die Einheit der Erscheinung und des Eindrucks stört. In der That möchten sich wenige Ausländer, unbeschadet ihrer Nationalität, im Umgange mit unserer Literatur so mit deutschem Sinn und deutschem Wesen befreundet haben wie er. Ob nicht dadurch hier und da etwas in die Übersetzung gekommen sei, was von der Mehrzahl englischer Leser als unenglisch verworfen werden wird, können wir auf unserm Standpunkte nicht beurtheilen. Herr Kenney selbst scheint von dieser Furcht nicht ganz frei gewesen zu sein, spricht sich aber darüber in der gut geschriebenen Vorrede mit so viel Einsicht aus, daß es uns Wunder nähme, wenn nicht die Unbefangenern unter seinen englischen Lesern, sofern sie überhaupt im Stande sind, die Jean Paul'sche Eigenthümlichkeit zu fas-

Digitized by Google

sen (wie klein ist die Anzahl der Letztern selbst in Deutschland!), nachdem sie mit dem fremden Gaste sich näher befreundet haben, der Ansicht des Übersetzers beifallen sollten. Wie dem nun sei, auf jeden Fall wird, was hier vorliegt, die Blicke Vieler in des Übersetzers Vaterlande auf die Fundgrube echter Poesie und tiefer Weltanschauung hinlenken, die sich ihnen in diesem jenseit des Kanals noch kaum gekannten Autor aufzuthun verspricht. So viel wir wissen, sucht der Übersetzer jetzt, begleitet von seinen deutschen Lieblingen, unter Italiens Himmel Genesung. Möge er dort mit ihr die Stimmung wiederfinden, die es ihm möglich macht, seinen Landsleuten den ganzen Jean Paul — wäre es auch nur in einem einzigen Werke — zu geben! Wir theilen eines der kleinern Stücke, wie es der Zufall uns in die Hände führt, als Probe seiner Übersetzungsweise mit (Jean Paul's Werke, Bd. 59, S. 88):

„The language of love. „Dost thou love me?" asked the youth in the holiest and richest hour of love, in the first, when soul meets soul, and gives one to the other. The maiden looked upon him, and was silent! — „O, if thou lovest me, be not silent", said he; but she continued to look at him, and could not speak. — „So then", said the youth, „I have been too happy, and had hoped that thou wouldst love me — all is now over, hope and happiness!" — „Beloved, do I not then love?" asked the maiden, and once again she repeated the question. — „O, wherefore da'st thou utter the heavenly sounds so late?" — She answered: „I was too happy and could not speak; only when thou gavest me thy sorrow, could I find utterance!""

Der Verf. hat es angemessen gefunden, zur bessern Verständigung seiner Landsleute einen kurzen Lebensabriß nebst einer Charakteristik des Dichters vorauszuschicken. Zu bescheiden, um sich selbst hier ganz zu trauen, hat er dazu benutzt, was ihm von deutschen Hülfsmitteln vorlag. Er hat dies mit Umsicht gethan und mit der hingebenden Liebe, unter deren Einflusse allein eine so durchweg tüchtige Arbeit gelingen konnte, der wir es in jeder Zeile ansehen, daß, wie der Verf. im anspruchlosesten Sinne selbst sagt, „it was a work of love". 167.

Bibliographie.

Ambrasch, J. A., Studien und Andeutungen im Gebiet des altrömischen Bodens und Cultus. 1stes Heft. Mit 1 Plane des Forum Romanum und der Sacra Via. Gr. 8. Breslau, Hirt. 1 Thlr. 20 Gr.

Brinckman, J., Der heilige Damm. Legende in vier Gesängen. 12. Rostock, Oederg. 16 Gr.

Brunold, F., Novelletten. 8. Prenztau, Vincent. 18 Gr.

— — Romanzen und Lieder. 8. Prenztau, Vincent. 8 Gr.

Clemens, F., Vetter Michel. Ein Capriccio. Gr. 12. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 8 Gr.

Cooper's Geschichte Englands von der frühesten Zeit bis zum Jahre 1835. Nach der 22sten Londoner Original-Ausgabe übersetzt von F. A. Rüder. 2te Auflage. 16. Zerbst, Kummer. 8 Gr.

v. Ekendahl, Reise-Taschenbuch für Höhergebildete u. s. w. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Theoretisches und praktisches Lehrbuch für wißbegierige Reisende; enthaltend: das Wissenswürdigste von dem Landbau, den Gewerben und dem Handel, sowie der Wissenschaft, Literatur und Kunst, der Religion, Kirche und Schule, der Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung und den auswärtigen Verhältnissen des zu bereisenden Landes. Gr. 12. Quedlinburg, Ernst. 1 Thlr. 8 Gr.

Elvenich. Vertheidigungsschrift. 2te Lief., welche zugleich eine aktenmäßige Darlegung der in der Hermesischen Sache zu Rom gepflogenen Verhandlungen enthält. Gr. 8. Breslau, Hirt. 16 Gr.

Fernand, K., Feierstunden. Gedichte. Gr. 8. Lörach, Gebr. Gutsch. 12 Gr.

Fortuna. Taschenbuch für das Jahr 1840. Herausgegeben von *Franz Xav. Told.* Neue Folge. 2ter Jahrg. mit 6 Stahlstichen. 16. Wien, Tendler u. Schaefer. 2 Thlr.

Harthausen, A., Freih. v., Die ländliche Verfassung in den einzelnen Provinzen der preußischen Monarchie. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und West-Preußen. 1ster Abth. Die Beschaffenheit, Bebauung, Bevölkerung und Eintheilung dieser Provinzen. 2te Abth. Die ländliche Rechtsverfassung derselben. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Borntträger. 1 Thlr. 16 Gr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1840. Herausgegeben von J. F. Castelli. 18ter Jahrg. mit 6 Stahlstichen. 16. Wien, Tendler und Schaefer. 2 Thlr. 8 Gr.

Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1840. 4ter Jahrg. Gr. 16. Wien, Haas. 2 Thlr. 20 Gr.

Komus. Theaterrepertoir für deutsche Bühnen und Privattheater. Sammlung kleiner Lustspiele herausgegeben von K. v. Mainau. 1stes Bändchen: Der Kuß, Lustspiel von Carlo. 2tes Bändchen: Bruder Fritz, Lustspiel von Carlo. — Auch u. d. T.: Der Kuß. Originallustspiel in einem Akt von *Carlo.* Bruder Fritz. Originallustspiel in einem Akt von *Carlo.* Kl. 16. Breslau, Kern. Jedes Bändchen 4 Gr.

Krug, Ueber Diäopolitik und Hierdpolitik, mit Hinsicht auf die Wirren der Zeit. Ein historisch-politischer Versuch. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 6 Gr.

Kyau's lustige Streiche und tolle Schwänke. Herausgegeben von E. von O.....n. 8. Leipzig, Schreck. 12 Gr.

Leonardo's freundschaftliche Briefe über die Angriffe, welche seit mehr als dreihundert Jahren der römisch-katholischen Kirche von den Protestanten gemacht werden. Eine zeitgemäße Lesefrucht, gewidmet dem gebildeten christlichen Lesepublikum. 1stes Bändchen. 1ster bis 6ter Brief. Gr. 8. München, Lindauer. 10 Gr.

Münch, E., Mahmud II. Padischah der Osmanen; sein Leben, seine Regierung und seine Reformen, nebst Blicken auf die nächste Gegenwart und die Zukunft des türkischen Reichs. Mit dem Portraite Mahmuds. Gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 1 Thlr.

Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von L. Wachler. Herausgegeben von A. Wachler. [2te Hälfte.] Gr. 8. Breslau, Hirt. 1 Thlr. 6 Gr.

Pelt, A. F. L., Protestantismus, Supranaturalismus, Rationalismus und speculative Theologie. Vier Vorlesungen. Nebst einem polemischen Anhange gegen Herrn Archidiaconus Wolf. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchh. 20 Gr.

Romanus. Ernst Gustavson, der edle Räuberhauptmann und Oberhaupt einer Verbrüderung der Rächer und Vertheidiger der Unschuld und Tugend im Königreich der Scandinavier. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Schott, S., Max Emanuel, Prinz von Würtemberg, und sein Freund Karl XII., König von Schweden. Ein biographisch-historischer Versuch. Mit den Portraits von Max und Karl XII. 8. Stuttgart, Krabbe. 1 Thlr.

Schouw, J. F., Naturschilderungen. Eine Reihe allgemein faßlicher Vorlesungen. Mit 2 Steindrucktafeln. Aus dem Dänischen. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchh. 1 Thlr.

Seidel, H. A., Kreuz und Horse. Ein Sammlung geistlicher Dichtungen. 8. Rostock, Oederg. 12 Gr.

Spieß, F., Gemäldesaal menschlicher Ungeheuer, berüchtigter Spitzbuben und Betrüger. 8. Nordhausen, Fürst. 18 Gr.

Sternberg, K., Gedichte. Gr. 12. Marburg, Elwert. 1 Thlr.

Thomas, M., Der Charakter, die Sitten und der Geist der Frauen in den verschiedenen Jahrhunderten. Deutsch von D. Fenner v. Fenneberg. Nebst einer kleinen poetischen Spende von Demselben als Anhang. Gr. 12. Marburg, Elwert. 16 Gr.

Weber, P. B. v., Kleine philosophische und politische Schriften. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 9 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 293. — 20. October 1839.

Venetianiſche Briefe über neudeutſche und altitalieniſche Malerei.

Dritter Artikel.*)

21.

Wenn du meine frühern Klagelieder noch nicht vergeſſen haſt, ſo wirſt du den rothen Faden in meinen nachläſſig hingeworfenen Zeilen nicht verkennen. Ich will auf die Natur der venetianiſchen Schule, die ich der deutſchen für homogener halte als die der übrigen Schulen Italiens, aufmerkſam machen; ich will andeuten, wie Vieles hier zu ſuchen und zu lernen iſt, was wir noch nicht gefunden und gelernt haben; ich will für dieſes Mal mehr ausſchließlich den Einen Tizian als Repräſentanten der ganzen Schule nehmen, da er ihre ſämmtlichen Tugenden ſo zu ſagen beſitzt und ihre ſämmtlichen Fehler vermeidet, und ich will zugleich im Vorübergehen den Zeigefinger auf einem und dem andern ſeiner Meiſterwerke ruhen laſſen, um ſie dir beſtens zu empfehlen. Ich will verſuchen, aber ohne ängſtlich die Durchführung zu erzwingen, an den Gang der Tizian'ſchen Bildung meine Grillen anzuknüpfen. Ich ſprach alſo früher von ſeinem Verhältniß zu Bellini und deutete an, daß dies ein ganz ſelbſtändiges war, ſo weit wir es verfolgen, daß er ihn früh verließ und ſpät ihm treu blieb, je nach dem Bedarf und den Umſtänden. Er ging nachher, ſagt man, zu Giorgione's Manier über, und Vaſari will wiſſen, daß dieſer ſeine verdeſſerte und freiere Kunſt in Florenz erlernt hat. Dies iſt eine verdächtige Angabe. Vaſari möchte gar zu gern Alles auf ſeine Stadt, auf ſeine Lionardo und Michelangelo zurückführen, was in Italien Großes in der Malerei geſchah. Ohne ausdrückliche alte Zeugniſſe kann man dieſe Behauptung für nichts als eine Behauptung gelten laſſen. Wir haben viel zu Weniges von dem frühgeſtorbenen Giorgione, um aus ſeinen Werken auf ſeine Lehrer zu ſchließen. Ebenſo zweifelhaft iſt, was über Tizian's Schülerſchaft bei Giorgione überliefert wird. Sie waren kaum recht in Berührung miteinander gekommen, ſo entfremdete Eiferſucht den Giorgione von Tizian, mit dem er allerdings eine Weile freundſchaftlich geſtanden haben mußte, ſchon nach einem Bilde zu urtheilen, auf dem Giorgione ſie Beide ſammt einer gemeinſchaftlichen Geliebten zuſammenſtellte. Ich fürchte ſehr, daß die Verwandtſchaft, die man zwiſchen Beiden findet, ſich gar oft auf nichts zurückführen wird als auf die Benutzung dieſes ſelben Modells, der berühmten Violante, die ſich in Tizian's ſogenannter Flora wie in der Guitarrſpielerin des Giorgione und in ſo vielen andern Frauengeſichtern wiedererkennt. Und dann berühren ſie ſich allerdings in ihren Portraits ſehr nahe. Aber hier hatten ſie ſchon in Bellini einen gemeinſamen Vorgänger; in dieſem Zweige wird ſchon bei noch Ältern eine Virtuoſität ſichtbar, die uns auf das Hauptunterſcheidungszeichen der hieſigen Schule hinweiſt. Die venetianiſche Schule, durchaus auf Naturnachahmung gegründet, realer und materieller Art daher in ihren Anfängen, ruht ganz auf dem Portrait; in den älteſten Heiligenköpfen ſchon wurden lebendige Originale benutzt, und es iſt oft nicht angenehm, dies bei typiſchen Figuren, wie z. B. in einem Chriſtophorus des Bellini, ja in einem Chriſtus des Tizian (in der proteſtantiſchen Kapelle hier), herauszuvermuthen. Ganz umgekehrt war dies in den ältern ſüdlichen Schulen, wo eigentlich nur in der höchſten Blütezeit Rafael das Portrait mit ſeiner gewohnten Überlegenheit angriff. Hier nun iſt ein ſolcher Punkt, wo du ſiehſt, wie genau ſich dieſe Schule zu unſerer deutſchen verhält. Auf der niederländiſchen Schule Grund und Boden iſt das Portrait ebenſo, und es iſt allbekannt, daß die dortigen Meiſter hierin mit den hieſigen um den Vorzug ſtreiten; auch der deutſchen Schule ſchönſte Leiſtungen müſſen hier geſucht werden, und Dürer ſetzte damals die erſten Italiener mit ſeinen Temperaköpfen in Erſtaunen. Auch hier nun vertrat Tizian die ganze Schule mit ſeinem Beiſpiel. Es iſt unmöglich, dem großen Maler in dieſer Beziehung ſein Recht anzuthun, ſowie dies auch im Ganzen nur Dem möglich iſt, der in Spanien war, wo unſtreitig weit ſeine vortrefflichſten Gemälde begraben liegen, die ſelbſt den befangenen Mengs enthuſiasmirten, deren einige Domenichino mit Thränen aus Italien wegdringen ſah. Seine Portraits aber ſind in alle Welt zerſtreut und ihre Anzahl iſt Legion. Es war eine Zeit, wo Tizian an den Hof Karl's V. gezogen und von dieſem aufs auffallendſte ausgezeichnet ward. Seitdem der Kaiſer, wie Alexander von Apelles, nur von Tizian gemalt ſein wollte, und ſeitdem die Gemälde von ihm die täu-

*) Vgl. den erſten Art. in Nr. 213—216, den zweiten in Nr. 252—255 d. Bl. D. Red.

schenden Wirkungen gemacht hatten, die von Bildern uralter Meister erzählt werden, so wollte jeder italienische Fürst, jeder Große des Hofes, jeder Reiche und Angesehene auch von ihm gemalt sein; und da Tizian in dieser mittlern, am wenigsten erfreulichen Epoche seines Lebens unendlich zerstreut und ewig unterwegs war, für größere Sachen also weder Zeit noch Raum hatte, so erklärt sich's daher wohl, warum in diesen langen Jahren wenige große Bilder aber zahllose Portraits von ihm ausgingen. Noch dazu fiel in diese Zeit seine Gevatterschaft und Freundschaft mit Peter Aretin und Sansovino, die ihn in ein liederliches Leben zogen, dem jedoch sein durchaus nobler Charakter ebenso wenig ganz verfiel, als er in dem Glanze des Hofes seine altrepublikanische Einfachheit ablegte; der Erstere aber misbrauchte den immer gutmüthigen und dienstgefälligen Mann auf eine impertinente Weise und verlangte immer und immer Portraits von Diesem und Jenem; und es war kein Wunder, daß Tizian, der allen seinen Freunden willfährig war, ihm nichts abschlug, den alle Fürsten Italiens sich zum Feinde zu machen scheuten. Übung hatte also Tizian genug, um es im Portrait weit zu bringen, und ich brauche ihn nicht erst darum zu loben. Nur an einen Ausspruch von ihm will ich erinnern, den uns Ridolfi aufbewahrt hat und der so merkwürdig ist wie der oft angeführte des Rafael über die Idee seiner Madonnen. Tizian pflegte zu sagen, der Maler müsse in seinen Werken die Eigenthümlichkeiten der Dinge aufsuchen, indem er die Ideen der Gegenstände auffasse, die deren Eigenschaften begriffen, und (in den Portraits) die herrschenden Seelenbewegungen, die den Betrachter auf eine erstaunliche Weise befriedigten. So praktisch, wie er als Maler war, so menschenkennend und befreundet, wie ihn sein ganzes Umgangsleben zeigt, so denkend wie ihn dieser Ausspruch darstellt, mußte er wol in seinen Köpfen als der Erste dastehen, mochte er nun wie in seiner Magdalene von der Idee aus auf die Wahrheit der Natur herabgehen, oder wie in seinen eigentlichen Portraits von dem Gegebenen aus auf dessen Wesen hinarbeiten; und es ist kein Wunder, daß er Allen, die er malte, ihre Züge stahl und sie in eine entzückte Zufriedenheit versetzte. Damit ich doch nicht vergesse, dich beispielweise nur auf Eins zu verweisen, so wäre dies das Bild von Ariost im Palast Manfrein. Es mag sein, daß mich der Gegenstand verleitet; aber wenn man mir die Wahl läßt, so nehme ich es ohne Bedenken lieber als den Violinspieler. Ich denke gerade an diesen so lebhaft, weil ich mich eines merkwürdigen Portraits in der münchener Pinakothek erinnere, das den Violinspieler etwas ins Gedächtniß ruft, das Giorgione zugeschrieben wird, das ich für einen Tizian halte und das mir gleichfalls in den allerobersten Rang zu gehören scheint.

22.

Daß unsere junge Kunst noch keinen bedeutend hervortretenden Psychologen, daß sie noch keinen ausgezeichneten Portraitisten hervorgebracht hat, ist gewiß kein erfreuliches Zeichen. Mein eingeschlagener Weg führt mich von selbst zu weitern noch wichtigern Punkten, worin ich Lücken und Mängel sehe, die Venedig uns lehren könnte auszufüllen. Zu gleicher Zeit, als Tizian mit Giorgione rivalisirte und am deutschen Hause mit ihm zugleich malte, kamen gewisse deutsche Maler nach Venedig, denen er die Sitte absah (die zwar auch schon Bellini nicht fremd war), mit historischen Compositionen passende Landschaften zu verbinden. Diese Verbindung haben also Deutsche die Italiener gelehrt; wir haben sie aber seitdem nicht wieder von ihnen gelernt! Denn man muß mir nicht Koch'sche Bilder u. dgl. anführen wollen; wenn man Einen nennen sollte, so wäre es wieder Der, der auf seinem eigenen Wege wandelt, Lessing. Nur bei ihm ist die Landschaft nicht eine müßige Ausfülle, sondern sie hilft in die Stimmung versetzen, die die dargestellte Handlung verlangt. Eben hierzu hat Tizian die Landschaft gebraucht; im übrigen ist auch hier noch ein wesentlicher Unterschied. Lessing wirkt mehr mit dem Was, Tizian mit dem Wie; dort dient die Gegend mehr zum Verständniß des Bildes beizutragen, hier die Stimmung des Beschauers noch vor dem Verständniß gefangen zu nehmen; das Wesen gilt dort, hier der Schein; dort die Sache, hier die Farbe. Jene Felsen, auf die sich zwei gewaffnete Menschen geflüchtet haben, sagen uns ihren Formen und Beschaffenheiten nach, wen wir hier und in welcher Lage wir sie vor uns haben; aber dem Farbentone nach, und wie dieser unsere Seele anschlägt, könnte auf diesem Boden auch eine idyllische Schäfer- oder Jägerscene vorgehen. Nicht so bei Tizian. Es ist in S.-Giovanni e Paolo das berühmte Martyrium St.-Peter's, eben jenes Bild, dessen Ausfuhr der Senat bei Todesstrafe verbot. Der Heilige ist von einem Mörder niedergeworfen, sein Gefährte flieht in Entsetzen. Von jeher ist dies Gemälde für ein Hauptwerk angesehen worden, es sucht auch an Wahrheit und Stärke seines Gleichen, obwol der Gegenstand nicht eben wohlthuend ist. Verhänge diese menschlichen Figuren und betrachte das Walddickicht, in dem diese Scene vorgeht, das schwarze Gezweig alter Bäume, die gesperrte Aussicht nach allen Seiten, ja nach dem Himmel selbst, von wo nur zwei schwebende Engel den Weg herabfinden, beachte, in welchem Farbentone das Ganze gehalten ist, so bist du vollkommen auf eine Scene dieser Art vorbereitet; es wäre Tizian nicht möglich gewesen, in dieses Walddunkel eine gegentheilige Handlung, ein heimliches Nymphenbad oder dgl. zu verlegen. Es läuft also die eigenthümliche Anwendung der Landschaft bei Tizian da hinaus, daß er sie als Mittel behandelt, die Phantasie zu ergreifen, nicht als Mittel, den Verstand über das Bild aufzuklären, obgleich er auch das letztere nicht eben verschmäht, wo es sich so fügt. Hier finde ich nun ganz hauptsächlich die Stelle, wo mir Tizian künstlerischer als alle italienischen Künstler scheint, Rafael selbst nicht ausgenommen. Er spricht überall zur Phantasie, wie der Künstler soll, und nicht zum Verstande, wie selbst bei Rafael nicht ungewöhnlich ist. Er thut dies auf zweierlei Weise: um die Einbildungskraft in die gehörige Empfänglichkeit noch vor der nähern zergliedernden Betrachtung der Handlung zu setzen, braucht er eine entsprechende poetische Färdung, in deren Berechnung auf die Seelenstimmung durchaus Niemand mit ihm zu

vergleichen scheint; und wo der behandelte Gegenstand accessorische Verständigungen verlangt oder auch nur leidet, gibt er diese wieder in einer Weise, die zur Phantasie redet, nicht zum Verstande. Das will sagen, er ist überall ein Künstler, ein Dichter, ein wahrer Maler.

(Die Fortsetzung folgt.)

History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle. By Lord *Mahon*. Zweiter und dritter Band. London 1837—38.

Lord Mahon hat die durch den ersten Band seines Werks erregten Erwartungen durch diese beiden folgenden nicht nur übertroffen, sondern sich dadurch einen Platz in der Reihe von Englands klassischsten Geschichtschreibern erworben, seiner Nation aber ein neues Pfand ihrer Überlegenheit auf dem Gebiete echter Historiographie in die Hand gegeben. Nur an einem Fehler leidet seine Darstellung, in welcher er sonst eine so hohe Meisterschaft besitzt, es ist die Gewohnheit, wenn eine Person zuerst auf dem Schauplatze erscheint, sogleich eine ausführliche und sorgfältige Charakteristik von ihr zu entwerfen. Wenn Sallust dies von den hervorragenden Mitgliedern der Catilinarischen Verschwörung, oder wenn dies überhaupt ein Historiker in einer Geschichte seiner Zeit thut, so spricht er von Personen, die er kannte, und über die kein Späterer ein bündigeres Urtheil abgeben kann als er; wenn aber der Geschichtschreiber eine ferne Zeit behandelt, dann wird ihm allerdings Niemand das Amt des Richters streitig machen wollen, aber dem Publicum wird es lieb sein, wenn er erst alle Beweise vorlegt und dann gleichsam in einer Schlussentenz das Urtheil spricht.

Eine der interessantesten Episoden nun des Zeitraums, welchen Lord Mahon's Werk umfaßt, ziemlich des ersten halben Jahrhunderts der Regierung des Hauses Braunschweig über England, bilden die Bemühungen der Jakobiten den Thron ihrer Väter wiederzuerlangen, und nach dieser Seite ist es daher, wohin sich des Lesers Aufmerksamkeit vorzugsweise richtet. Bisher ist die Geschichte der verbannten Königsfamilie entweder von entschiedenen Feinden oder von fanatischen Freunden, oder, und namentlich in der letzten Zeit, von gefühlvollen Personen mit poetischer Einbildungskraft behandelt worden, die, durch die romantische und abenteuerliche Seite der Sache gefesselt, ganz aus den Augen verloren, welche Güter für England und die ganze protestantische Christenheit auf dem Spiele standen. Walter Scott's „History of Scotland" schließt leider lange vor dieser Periode, und die „Tales of a grand-father" sind in einer andern Manier gehalten, als in einem Buche von ernstern Ansprüchen der Fall gewesen sein würde. Nach seinem Tode hat der Buchhändler Chambers in Edinburg Geschichten der Aufstände von 1715 und 1745 herausgegeben, die viele mit großem Fleiß gesammelte und in einem lebhaften Styl vorgetragene Einzelnheiten enthalten; aber der Verf. ist leider ein Stockjakobit, sinkt oft in beleidigende Gemeinheit herab und kann jetzt erst an Lord Mahon's Arbeit sehen, wie er sein Material hätte benutzen sollen. Dieser hat in der That über die Rebellion Karl Eduard's hauptsächlich aus Stuart'schen, im Besitz der Königin befindlichen Papieren und aus andern handschriftlichen Quellen so viel neues Licht verbreitet, hat diese Episode mit solcher Kunst, Treue und Wahrhaftigkeit behandelt, daß er durch diese Arbeit allein einen literarischen Ruhm erlangt haben würde, der nur Wenigen und immer erst nach den größten Anstrengungen zu Theil wird. So sehr er übrigens von der Gerechtigkeit der Revolution von 1688 wie von der Nothwendigkeit, welche Jakob's II. Nachkommen zu ächten gebot, überzeugt ist, ebenso wenig trägt er Bedenken, der großen Schar ihrer ehrenwerthen Anhänger seine Hochachtung und sein Mitgefühl und der Hingebung und Selbstaufopferung, mit der sie für ihre Sache wirkten, seine Bewunderung auszudrücken. Wir wollen uns daher in unsern Mittheilungen aus Lord Mahon's verdienstlichem Werke ausschließlich an diese interessante Episode über die Unternehmung des Prätendenten 1745 halten, welche in dem dritten Bande enthalten ist.

Nach dem fehlgeschlagenen Versuche 1715 war der jakobitischen Partei Hoffnung und Muth gesunken, als beide in Verbindung mit manchen andern Umständen durch die Geburt eines Prinzen wieder belebt wurden. Dies war Karl Eduard, der künftige Held einer Sache, die unter der Leitung seines Vaters (Jakob's III.) nicht gedeihen zu wollen schien. Denn dieser war derselben selbst nicht getreu, schenkte, während er von seiner Gemahlin getrennt lebte, dem Grafen und der Gräfin von Inverneß sein ganzes Vertrauen und machte die Protestanten des Vereinigten Königreichs sich dadurch abgeneigt, daß mehre protestantische Edle, die sich zu ihm begeben hatten, zum katholischen Glauben übergetreten waren, während alle Umtriebe zu seinen Gunsten in England durch Walpole's Wachsamkeit verhindert wurden. Auch die auf Georg's I. Tod, von dem die Jakobiten eine für sie günstige Krisis erwartet hatten, gesetzte Hoffnung schlug fehl, und 12 Jahre, von 1728—40, fristete diese Partei ein kümmerliches Dasein, als ihr der spanische Krieg plötzlich neues Leben und Vertrauen einflößte. In Schottland bildeten sieben der angesehensten Personen eine Association zu Gunsten des Prätendenten, an dem sie eine Botschaft absandten, um ihn auf die günstigen Aussichten, die sich ihm überall eröffneten, aufmerksam zu machen; und in der That rüstete Frankreich schon, nachdem Cardinal Tencin an Fleury's Stelle getreten war, eine Expedition aus, die unter dem Marschall von Sachsen eine Landung an Englands Küste versuchen sollte, als ein glücklicher Seesturm das regierende Königshaus von der ihm drohenden Gefahr befreite. Da wollte „der junge Ritter", so hieß Karl Eduard, auf dem jetzt schon die Hoffnungen der ganzen Partei beruhten, in einem kleinen Fischerkahne nach der Küste von Schottland übersetzen und machte den Lord Marischal mit diesem seinem Vorhaben bekannt; allein der ängstliche schottische Edelmann verhinderte ihn an der Ausführung desselben, und der feurige junge Prinz, der den gegenwärtigen Augenblick für günstiger hielt als je, und nun auch nicht einmal an dem Feldzuge der französischen Armee unter dem Marschall von Sachsen Theil nehmen durfte, wo er wenigstens seinem Unmuthe durch die Scenen eines kriegerischen Lebens hätte Luft machen können, mußte sich noch ein Jahr gedulden. Da aber hielt er sich nicht länger, und er machte nun seinem Vater von dem Schritte Anzeige, den er zu thun entschlossen war, als derselbe nicht mehr zurückzunehmen war, d. h. als er sich schon am Bord des Fahrzeugs befand, das ihn nach dem Lande seiner Getreuen hinüberbringen sollte. Folgende Stelle wollen wir im Auszuge aus dem merkwürdigen Briefe entlehnen: „Erlauben Sie mir ein Gleichniß: Wenn ein zum Verkauf angebotenes Pferd nicht springt und kein Zeichen von Leben gibt, sobald es die Sporen fühlt, wird es Niemand umsonst nehmen wollen. Gerade so würden auch meine Freunde nichts von mir wissen wollen, wenn ich nach der schändlichen Behandlung, die ich vom französischen Hofe erfahren habe und worüber die ganze Welt empört ist, nicht zeigte, daß Leben in mir steckt. Ew. Maj. können einen Sohn nicht verdammen, der nur dem Beispiele seines Vaters folgt. Sie thaten ja im J. 1715 das Nämliche; jetzt aber sind die Umstände weit ermuthigender. — — Sollte mir aber ein Unglück zustoßen, so liegt für die französische Regierung darin die Verpflichtung, Ihre Sache zu fördern, und wüßte ich gewiß, daß sie dies thun wird, dann wollte ich wie Curtius sterben, um mein Vaterland zu retten. Ew. Maj. sehen, warum ich so darauf dringe, meine Juwelen zu verpfänden" u. s. w.

Die romantischen Abenteuer „des jungen Ritters" in jenem Jahre sind übrigens im Allgemeinen zu bekannt, als daß wir hier, auch bei den vielen interessanten Einzelnheiten, wodurch Lord Mahon die Geschichte derselben vermehrt und gleich-

Digitized by Google

sam neu belebt hat, eine Wiederholung derselben versuchen sollten. Nur das verdient beachtet zu werden, daß den jungen Eroberer sein Blick nicht getäuscht hatte und nach dem eigenen Geständnisse Henry Fox's, eines Mitgliedes der damaligen Verwaltung, das englische Volk so gleichgültig in diesem Kampfe gestimmt war*), daß 5000 Franzosen, zur rechten Zeit gelandet, denselben ohne Schwertstreich zum Vortheil des Prätendenten entschieden haben würden. Daeum ist Lord Mahon aus guten Gründen der Meinung, daß, wenn er gerade auf London losgegangen und bei Derby nicht umgekehrt wäre, wozu ihn die schottischen Häuptter bewogen oder vielmehr zwangen, er sich Londons und der Regierung bemächtigt haben und zum König ausgerufen sein würde. Hatte doch sogar der König Georg schon einen bedeutenden Theil seiner Schätze und Kostbarkeiten auf seine Jachten bringen lassen, die in der Nähe des Tower bereit lagen, um auf den ersten Wink davonzusegeln. In London selbst war, nachdem die Hochländer durch einen unglaublichen Marsch zwischen das Heer des Herzogs und die Hauptstadt gekommen waren, die Bestürzung so groß und so allgemein, daß Alles nach der Bank stürzte, die, um Zeit zu gewinnen, zu der List, in Sixpencestücken zu zahlen, ihre Zuflucht nahm; daß alle Läden geschlossen, die meisten Geschäfte eingestellt waren und die Herstellung der Stuarts, wenn auch im Ganzen mehr gefürchtet als gewünscht, doch für wahrscheinlich und nahe bevorstehend gehalten wurde. Lange noch blieb dieser Tag, an welchem die Schotten bis Derby vorrückten, unter dem Namen des „schwarzen Freitags" in Erinnerung. Der Herzog von Newcastle verlor in diesem kritischen Momente gänzlich den Kopf, und es wird sogar, freilich in Übereinstimmung mit seinem Charakter, aber ohne genügende Autorität erzählt**), er habe sich einen ganzen Tag lang in sein Cabinet eingeschlossen, um darüber nachzudenken, ob es nicht besser für ihn sei, sich bei Zeiten für den Prätendenten zu erklären. Das kleine Heer zu Finchley aber würde, mit einem, um sich aufzulösen so passenden Orte wie die Hauptstadt hinter sich, vor den anrückenden Hochländern verschwunden sein; auch leidet es kaum einen Zweifel, daß bei der damaligen Stimmung der höhern Mittelclassen viele Offiziere der königlichen Armee jakobitische Grundsätze hegten, oder dieselben wenigstens im entscheidenden Augenblick offen ausgesprochen haben würden; gewiß aber ist, daß der Verdacht, der auf Vielen lastete, dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde wie die Thatsache selbst: nämlich Verwirrung und Mißtrauen und folglich schwankende und unsichere Maßregeln von Seiten der Führer.

Dazu kam noch, daß die Küsten von Kent und Essex von britischen Kreuzern nur schwach geschützt, die Zurüstungen zu einer Expedition in Dünkirchen aber vollendet waren und diese, nach der gewöhnlichen Politik von Verbündeten, unfehlbar unter Segel gegangen sein würde, sobald Karl durch ein rasches Vordringen gezeigt hätte, daß er ihrer nicht bedürfe. „Aber so wahrscheinlich es nach allen diesen Gründen ist", fährt Lord Mahon fort, an dessen Stelle wir geößerer Kürze halber bisher gesprochen haben, „daß ein weiteres Vorrücken von Derby den britischen Thron in Karl's Hände gebracht haben würde, so würde er doch keinesfalls lange im Besitz desselben geblieben sein. In Grundsätzen des Absolutismus erzogen und ein Bekenner des römisch-katholischen Glaubens, würde er ein auf seine Freiheit eifersüchtiges Volk wie eine an ihren Rechten haltende Kirche beunruhigt, wo nicht gar angegriffen, und sein zwar edles, aber heftiges Temperament, wie sein gänzlicher Mangel an wissenschaftlicher Bildung würden den Bruch erweitert haben, den schon die Ehren und Belohnungen seiner Anhänger zwischen ihm und dem Volke erzeugen mußten. Kurz, die Engländer, welche eine bessere Regierung als die König Georgs erwarteten, würden eine schlechtere gefunden haben, und da das neue ihnen aufgelegte Joch ebenso wenig ohne Zuckungen hätte abgeworfen wie ohne Druck und Leiden getragen werden können, so ist dieser plötzliche Rückzug von Derby als die größte Gnade der Vorsehung zu preisen."

(Der Beschluß folgt.)

*) Walpole bezeichnete diese Stimmung durch die Äußerung, das englische Volk würde sagen: „Fight dog, fight bear!"

**) Als Gewährsmann dieses Gerüchts nennt Lord Mahon Chevalier Johnstone's „Memoirs" (S. 77).

Literarische Notiz.

In Lausanne erschien die erste Lieferung des ersten Bandes der „Mémoires et documents, publiés par la société d'histoire de la Suisse romande." Es hat sich nämlich vor zwei Jahren zu Lausanne eine Gesellschaft zusammengethan, welche zum Zwecke hat, die auf die Geschichte der romanischen Schweiz bezüglichen Documente zu veröffentlichen. Die erste Lieferung enthält außer dem Reglement der Gesellschaft und der Liste ihrer Mitglieder ein „Mémoire sur le rectorat de Bourgogne", von F. de Gingins; die „Statuts inédits de Pierre de Savoie", mitgetheilt von Hrn. Secretan, und eine „Notice historique sur les comtes de Gruyères", von dem Dechanten Bridel. 108.

Literarische Anzeige.

Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber.

Nachstehend anerkannt classische Werke über das Jagdwesen sind sämmtlich in meinem Verlage erschienen und nur der hohe Preis derselben, der freilich bei ihrem bedeutenden Umfang immer billig genannt werden mußte, hat ihnen noch nicht den allgemeinen Eingang verschafft, den sie verdienen. Ich sehe mich daher durch vielfache Wünsche bestimmen lassen, den Preis derselben bedeutend zu ermäßigen und sie können von jetzt an zu den bemerkten Preisen von allen Buchhandlungen bezogen werden.

Winckell (**G. F. W. aus dem**), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. (172 Bogen.) Gr. 8. 11 Thlr. **Jetzt für fünf Thaler.**

Döbel (**H. W.**), Neueröffnete Jäger-Praktika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. (82 Bogen.) Gr. 4. 10 Thlr. **Jetzt für vier Thaler.**

Zeuter (**F. E.**), Über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. (73 Bogen.) Gr. 8. 5 Thlr. **Jetzt für zwei Thaler.**

Man kann diese drei Werke als eine **vollständige Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber** bezeichnen, und wer sich zur Anschaffung aller **auf einmal** entschließt, dem werden dieselben, die im Ladenpreise 26 Thlr., im herabgesetzten Preise aber 11 Thlr. kosten, **für zehn Thaler** abgelassen.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 294. —— 21. October 1839.

Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 293.)

23.

Ich rede von dem ersten Punkte zuerst. Wenn ein Maler seine ästhetischen Wirkungen in einem historischen Bilde blos mit den menschlichen Figuren, den Formen, dem Ausdruck der Leidenschaften und Empfindungen machen will, so braucht es gar viel Zeit, bis der Betrachter die einzelnen Züge, die nothwendig ofe sehr verborgen liegen müssen, zusammenbringe, und hierüber geht der eine große, mächtige, keine Zertheilung duldende Eindruck verloren, den jedes Kunstwerk machen, auf dem es fußen soll. Der Dichter hat es darin schlimm, daß sein Detail successiv zuerst durchgenommen werden muß, ehe wir zu diesem Totaleffect gelangen können. Der Bildhauer hat es darin am besten, und sein Werk ist deshalb auch des reinsten Kunsteindrucks fähig, weil es nothwendig als Ganzes zuerst ergreift, ehe wir es in seine Theile zerlegen können. Dieser Gesammtwirkung muß der Maler nachzukommen suchen, und er kann es durch die Farbengebung. Nun ist aber unter blos menschlichen Gestalten, seien sie bekleidet oder nackt, die Farbe theils durch Einförmigkeit, theils durch zufällige Buntheit zu solchen poetischen Wirkungen ungeschickt. Wer also dergleichen Efferte machen will, muß wol nothwendig auf Umgebungen für seine Actionen denken. Dazu nun braucht Tizian vorzugsweise gern Landschaften, und sie sind auch unstreitig das fruchtbarste Mittel für diesen Zweck, weil sie die größte Mannichfaltigkeit und Wahl für die Färbung bieten. Sie sind ihm Das, was dem Tonkünstler begleitende und einleitende Accorde zum charakterisirten Voralgesang. Man sieht aber eben daher, wie sie blos Mittel für die Farbenwirkungen abgeben. Auch sind sie durchaus nicht die einzigen Mittel, die Tizian dazu anwendet. Wo er die Zuschauer nicht mit einer Handlung unter Menschen bekannt zu machen hat, wo er eine patriotische oder religiöse Glorification malt, zu der sich das Gemüth andächtig sammeln soll, da würde der zerstreuendere Farbenreichthum einer Landschaft natürlich nicht am Orte sein. Es ist dann seine Eigenthümlichkeit, daß er mit jenen Lichtglorien den Blick auf die Hauptfigur magisch bannt. Ich möchte Den sehen, der die obenerwähnte Religion im weißen ätherischen Kleide, von einem Lichtmeer umflossen, gesehen hätte, und der — wie bedeutend und wie verschiedenartig ihn die Gestalten des Doge und des St.-Marcus anzögen — nicht immer wieder zu ihr zurückmüßte, um dort die Sammlung seiner wenig zertheilten Empfindungen wieder zu erneuen. Man betrachte hierneben die vielen ähnlichen Stücke des Paul Veronese, um peinlich zu fühlen, wie hier überall der Brennpunkt des Bildes (in mehrfachem Sinne) mangelt. Die glänzendste und in Beleuchtungen kunstvollste und erhabenste aller seiner Devotionen muß die Trinität oder die sogenannte Apotheose Karl's V. in Madrid sein; aber auch die Himmelfahrt der Maria hat dieselbe Eigenheit. Noch Raczynski rühmt sie wegen ihrer Farbenpracht, und man hört diesen Ruhm gewöhnlich. Ich möchte sie ihrer Farbeneinfalt wegen preisen und wüßte auch nicht, wo die Pracht eigentlich liegen sollte. Die Apostel unten, Gott Vater und die Engel oben sind bis zur Vernachläßigung einfach gehalten; die Glorie selbst ist wie überall sonst bei Tizian das allergewöhnlichste Gelb oder Orange, und nicht die Kraft saftiger, üppiger Farben macht bei ihm jene wunderbaren Wirkungen, sondern die wohlthuende Harmonie seiner Zusammensetzungen unter sich und mit der permanenten Gemüthsstimmung, die das Object verlangt. Man kann es nicht subtil genug nennen, was Tizian hierin so sehr auszeichnet: Farbengefühl will kaum ausreichen; Farbensinn ist viel zu plump; Farbenberechnung, wie es die heutigen Materialisten so charakteristisch nennen, ist ganz unanwendbar. Man kann die Verschmähung der ordinairen Kunststückchen mit Gegensätzen der Tinten, mit Licht und Schatten u. dgl. nicht weiter treiben. Das hat schon Ticozzi vortrefflich bei jener sogenannten Venus in der florentiner Tribune angemerkt: eine nackte Figur, in vollem Licht, auf einem weißen Grunde, keine Schatten, die die großen Lichtmassen auffallend unterbrächen. Ich möchte wol wissen, wer etwas Ähnliches gewagt hat, ohne kläglich zu scheitern? Und wenn man von dieser herausfodernden und übermüthigen Einfachheit weggeht, so muß man des Gegensatzes wegen seine Nachtstücke suchen, um zu sehen, wie er dann ebenso herausfodernd und übermüthig eine verwickelte und absichtlich erschwerte Beleuchtung behandelt. In Madrid ist sein Christus auf dem Ölberge: er ist von dem Glanze des Engels beleuchtet,

der ihm den Kelch reicht; die schlafenden Jünger trifft ein schwacher Mondstrahl; auf der andern Seite nähern sich die Häscher, durch eine vorgetragene Laterne verschiedenartig beleuchtet. Mit Recht sagt Ticozzi, daß hiergegen die Aufgabe Rafael's in seinem gefangenen Petrus einfach ist. Wozu brauche ich mich aber auf ein ungesehenes Gemälde zu berufen? Wir haben hier bei den Jesuiten den St.-Lorenz. Es ist zwar nur eine Replik und noch dazu durch Restauration nicht besser gemacht; allein es ist mit das Wunderbarste, was mir noch von Beleuchtung vorgekommen ist. Auch hier ist das Licht dreifach und rührt theils von dem Feuer unter dem Roste, theils von zwei Fackeln, theils von einem bläulichen Strahle, der durch die Nacht vom Himmel her auf den Heiligen herabfällt. Die sparsamen Feuer, das Helldunkel, in dem das Gemälde sich verliert, nehmen ihm das Effectvolle, das anderwärts mit solchen künstlichen Beleuchtungen verbunden zu sein pflegt, lassen ihm das Nächtliche, das Unheimliche, das die geschäftige Thätigkeit der Menschen zur Nachtzeit mit sich führt, und sparen dem Zuschauer die grellen Gräßlichkeiten einer solchen Exekution. Auch hier bleibt die einheitliche, totale, ungetheilte, das Gemüth ausfüllende Wirkung der Farbe das untrügliche Kennzeichen der künstlerischen Meisterschaft. Wenn man vergleicht, was hier in dieser nächtlichen Scene blos durch das Totale der Farbe gewirkt ist, so fragt man sich, was wol Tizian aus dem Brande im Borgo in dieser Hinsicht gemacht haben würde. Und wenn Vasari ausruft, was wol aus Tizian geworden sein möchte, wenn er zur rechten Zeit die Römer gesehen hätte, so würde meine Erwartung dagegen viel größer sein, zu wissen, welchen Einfluß Tizian auf Rafael würde gehabt haben, der so sehr viel Anlage zu einem solchen Farbentakte hatte und der so gern und so leicht sich aneignete, was ihm zusagte.

24.

Unser zweiter Punkt geht Composition und Erfindung an. Auch hier arbeitet bei Tizian Alles auf einen Totaleffect hin; auch hier zunächst durch das Studium der Gemüthsergreifung. Ich habe oben erwähnt, wie in der Präsentation sich durch die Haltung der verschiedenen Figuren Stille und Spannung mittheilt; so liegt über seiner bekannten Ehebrecherin trotz der zahlreichen Versammlung eine, nicht erwartungsvolle, sondern durch getäuschte und beschämte Erwartung hervorgerufene Ruhe, die das ausgesprochene Urtheil begleiten muß, auf welches Einer nach dem Andern sich entfernte. So würde man noch heute eine fromme herrnhutische Versammlung, die den heiligen Geist erwartet, nicht anders als so einfach und passiv gruppiren dürfen, wie Tizian (in Sta.-Maria della Salute) gethan hat. Überall ist hier für Gemüth und Empfindung gesorgt; Bilder wie die Disputa und die Schule von Athen, die nur dem Formsinn und dem Verstande Nahrung geben, würde Tizian ungern und am liebsten gar nicht gemalt haben. Eine Kälte, eine Zusammenhangslosigkeit dieser Art ist ihm ganz fremd, und wer sich in ihn hineingedacht hat, der wird mir Recht geben, daß man ihn in dergleichen Gemälde gar nicht hineinbenken kann, daß er solche Compositionen nie gemacht haben würde. So ist auch Das, was man bei ihm Erfindung nennen kann, niemals Sache des Verstandes, sondern immer des Gemüths; er neigt zu einer Art Symbolik, die bei ihm so unschuldig und einfach, dadurch so vortrefflich ist, wie sie sonst, wo sie gesucht und affectirt ist, widerlich zu sein pflegt. Man bewundert bei Rafael die Erfindung in der Transfiguration; die Vereinigung der beiden getrennten Handlungen zur gegenseitigen Aufklärung. Tizian würde nie darauf verfallen sein. Abgesehen davon, daß er durch eine unschöne Gestalt die Reinheit und Würde der Hauptscene nicht entstellt, und daß er durch die untere Handlung nicht zerstreut haben würde, so würde er auch eben jene Verbindung und Erklärung als eine blos verständige nicht gewählt haben. Er malt z. B. die Anbetung der Hirten, die heilige Familie, die allegorischen Thiere, die Engel, die der Erde das neue Heil verkünden. Die Landschaft zeigt eine morgenliche Gegend, das Licht eines neuen Tages bricht verheißungsvoll durch dunkle Wolken am fernen Horizont; es sagt Dasselbe, was die Geburt des Kindes sagt und die Engel verkünden; und wieder Dasselbe sagt die zur Weide ausziehende Heerde, die wachenden Hirten und ein anderer, der ein verirrtes Schaf zur Heerde zurückführt. Dies sind gewiß sehr einfache Symbole, aber eben darum bekannt, anregend, nicht befremdend, immer wieder auf den Gegenstand des Gemäldes das abirrende Auge zurückführend und dennoch der Phantasie zu ihren grenzenlosen Flügen Raum lassend. Man versuche, sich den unbewußten unendlichen Eindruck zu vergegenwärtigen, den die obere Hälfte der Transfiguration machen kann und muß, einen Eindruck, in den ein echtes Kunstwerk uns so gern versenkt; man hülle das Bild auf und weile mit dem Auge auf dem Besessenen, hin ist die ganze Illusion auf einen Schlag. Man kann zergliedernd und verständig erwägend Alles vortrefflich finden, aber die Gemüthsstimmung ist gestört und zertheilt. In Tizian'schen Gemälden kann man vielleicht Fehler und Nachlässigkeiten finden, aber man muß sie suchen, weil das Ganze fesselt und als solches tadellos ist. Gerade so sind wir gegen die mancherlei Zeichnungsfehler in den Antiken blind, weil selbst die Fehler Schönheiten sind.

(Der Beschluß folgt.)

History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle. By Lord *Mahon*. Zweiter und dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 293.)

Das nun folgende Unglück Karl's, die Niederlage bei Culloden die Barbarein der Sieger und die fast wunderbaren Abenteuer des Prinzen nachzuerzählen, kann hier unsere Aufgabe nicht sein; dagegen ist es vielleicht am rechten Orte, wenn wir die Charakterschilderung, welche Lord Mahon von ihm entwirft, hier an dem Wendepunkte seines Schicksals einschalten, da leider sein späteres Leben nur die Kehrseite seines frühern ist und wie das jenes Demetrius Poliorcetes in seiner zweiten

Digitized by Google

Hälfte nur ein widerliches Gemälde von Völlerei und Trunkenheit zeigt.

„Karl's Figur war schlank und wohlgebildet, seine Glieder athletisch und behend. In allen Leibesübungen war er Meister, an alle Arten von Beschwerden gewöhnt, besonders aber an lange Märsche, da er in Italien durch fleißige Fußwanderungen und Jagdpartien hierin Übung erlangt hatte. Sein Gesicht, ein vollkommenes Oval, war sehr schön, seine Augen lichtblau, seine Züge stolz und edel. Gegen die Gewohnheit der Zeit, in der Perücken zur herrschenden Mode gehörten, ließ er sein langes lockiges Haar frei im Nacken herabwallen. Die Vortheile eines so angenehmen Äußern wurden noch durch die Grazie seiner Manieren erhöht, und häufig sich zu einer freundlichen, wiewol nie die königliche Würde verleugnenden Güte herablassend, besaß er das Talent zu gefallen und zu überreden in einem hohen Maße und verfehlte nie, seine Unterredung dem Geschmack aber dem Stande Derer, mit denen er sprach, anzupassen. Bei dem Allen verdankte er seiner Erziehung nichts: sie war Sir Thomas Sheridan, einem irischen Katholiken, anvertraut gewesen, den der Verdacht getroffen hat, daß er, von der britischen Regierung bestochen, seine Pflicht als Lehrer verrathen habe. Für eine solche Beschuldigung findet sich zwar kein Grund, aber die Geschichte kann den Mann von dem Vorwurfe schändlichen Verraths nur freisprechen, um ihm den grober Nachlässigkeit aufzubürden. Denn so ununterrichtet war sein Zögling selbst in den gemeinsten Anfangsgründen des Wissens geblieben, daß die Briefe desselben nicht nur in den rohen und unsichern Zügen eines Schulknaben, sondern auch orthographisch durchaus unrichtig geschrieben sind, humour z. B. umer, sword Sord u. s. w. Dies gilt von Wörtern der französischen Sprache nicht weniger als der englischen, indem er z. B. ein Jagdmesser Coolo de Chas schreibt, und dehnt sich sogar auf seines Vaters Namen aus. Wol kann man daher annehmen, daß er von der englischen Geschichte und Constitution sehr wenig verstand. Aber während seine Briefe uns seine tiefe Unwissenheit verrathen, liefern sie zugleich Zeugniß für seine natürlichen Fähigkeiten, für die Kraft seines Charakters und die große Wärme seines Herzens. Ja einem vertraulichen, kurz vor seiner Abfahrt nach Schottland abgefaßten Schreiben sagte er: „Als ich am Pfingsttage meine Andacht verrichtete, rief ich den Allmächtigen an, mich zu führen und zu leiten und mir stets die Gesinnung zu erhalten, daß ich lieber Alles leiden als in einer meiner Pflichten fehlen wolle." Seinen jüngern Bruder, Heinrich von York, erwähnt er stets mit der größten Zärtlichkeit, und obgleich dieser ihm nach seiner Rückkehr aus Schottland kalt und zurückhaltend begegnete, spricht er doch nur leichthin davon und äußert, daß dadurch seine Zuneigung zu dem Bruder keine Verminderung erleiden werde. Gegen seinen Vater äußert er sich immer als gehorsamer und liebevoller Sohn, und wenn er bei seinem Aufbruche 1745 sich den Segen des Papstes erbittet, fügt er mit rührender Kindesliebe hinzu, daß der seines Vaters ihm noch köstlicher und heiliger sein werde. Man hat ihm Gleichgültigkeit gegen die Leiden und Undank gegen die Beedienste seiner Freunde und Anhänger vorgeworfen. Es ist möglich, daß er, unter Mönchen und Papisten aufgewachsen und von ihnen mit den übertriebensten Begriffen über königliche Prärogative und Machtvollkommenheit erfüllt, die Ansicht hegte, daß alle Diejenigen, welche ihm in Schottland dienten, nur ihre Schuldigkeit thaten und wegen ihrer Opfer weiter keine besondere Bewunderung und Anerkennung verdienten. Allein zu geschweigen, daß alle in der Verbannung Lebenden geneigt sind, ihr eigenes Verdienst zu überschätzen und zu übertreiben und über Vernachlässigung zu klagen, so zeigen viele Stellen in Karl's vertraulichsten Briefen gerade eine sehr zarte und liebevolle Aufmerksamkeit für seine Anhänger. Schon als sehr junger Mensch wollte er sich lieber den härtesten Entbehrungen unterziehen, als seinen Freunden durch Borgen lästig fallen, und bei seiner Rückkehr aus Schottland sagte er zum französischen Minister d'Argenson, er werde nie etwas für sich bitten, aber auf den Knien wolle er kriechen, wenn er eine Gunst für seine verbannten Brüder erlangen könne. Dergleichen Beispiele ließen sich noch viele erzählen, und so stark war diese warme Theilnahme des Prinzen für seine unglücklichen Freunde, daß sie allein noch vorhanden war, als längst alle bessern Gefühle in ihm untergegangen waren. Eine Unterredung, welche Hr. Greathed, ein genauer Freund von Fox, 1783 zu Rom mit dem Prinzen hatte, kann dies erweisen. Nachdem ihn derselbe auf vieles Zureden und nicht ohne große Mühe dahin gebracht hatte, ihm von seinem Unternehmen 1745 zu erzählen, belebte sich das Antlitz des Prinzen immer mehr und mehr, je tiefer er in die Erzählung hineinkam; mit Begeisterung sprach er von der Hingebung und Treue der Hochländer; aber die Erinnerung an ihre Leiden erschütterte ihn weit tiefer als die an die eigenen, seine Kraft verließ ihn, seine Stimme stockte, sein Blick wurde stier, und er fiel in Krämpfen zu Boden. Auf das Geräusch stürzte die Herzogin von Albany, seine natürliche Tochter, die sich grade im Nebenzimmer befand, herein. „Mein Herr", rief sie, zu Hrn. Greathed gewandt, „was ist das? Sie müssen mit meinem Vater von Schottland und den Hochländern gesprochen haben. Niemand wagt es, diese Dinge in seiner Gegenwart zu erwähnen."

„Mit seinem Vater verglichen, war er hinsichtlich seiner Fähigkeiten gerade das Gegentheil von demselben, d. h. Jeder zeichnete sich in Dem aus, was dem Andern fehlte. Zierlicher und klarer verstand sich so leicht Niemand auszudrücken als Jakob; aber seinen Handlungen fehlte es an Energie und Entschlossenheit. Karl dagegen, der nicht schreiben konnte, verstand Thaten zu thun, die beschrieben zu werden verdienten. Vom Kriege hatte er Einiges aus Erfahrung gelernt, indem er in noch sehr früher Jugend der Belagerung von Garta durch die Spanier beiwohnte und sich bei dieser Gelegenheit sehr hervorthat. Seine schnelle und lebhafte Einsicht, seine rasche Entschlossenheit und seine Verachtung der Gefahr sind durch die unverwerflichsten Zeugnisse bestätigt. Seine Talente als Anführer erhoben sich gewiß nicht über die Mittelmäßigkeit, wiewol es scheint, als ob bei mehren Gelegenheiten in Schottland, wo er und seine continirtern Offiziere verschiedener Meinung waren, er Recht und sie Unrecht gehabt haben; kein Ritter, auch der ältesten Zeit, kannte aber einen höhern Begriff von Ehre hegen als er, und er trieb denselben so auf die Spitze, daß er dadurch in Irrthum und Unglück gerieth. So verlor er z. B. die Schlacht bei Culloden, weil er den Vortheil des Terrains nicht für sich benutzen wollte und es für ritterlicher hielt, dem Feinde unter gleichen Bedingungen zu begegnen. Aus falschem Ehrgefühl ging auch sein eigenwilliges und trotziges Benehmen beim aachener Friedenscongresse hervor, wogegen dieser habe und edle Sinn bei andern Gelegenheiten den lautesten und ungetheiltesten Beifall verdient. So konnte er z. B. nie zu einer harten Maßregel der Wiedervergeltung beredet werden, und seine Milde gegen die Gefangenen, selbst gegen Solche, die ihm nach dem Leben getrachtet hatten, erregte unter seinen Truppen allgemeine Unzufriedenheit. Ja, als auf seinen Kopf ein Preis gesetzt und dem Mordstahl dadurch offene Ermunterung gegeben war, wußte er seinen Leuten nicht genug einzuschärfen, daß ja dem „Kurfürsten", so nannte er seinen Nebenbuhler, kein persönliches Leid angethan werden möchte. Hr. Forsyth, Verf. der besten Beschreibung von Italien, welche man bis jetzt kennt, und auf das gründlichste in allen Dingen unterrichtet, erzählt, daß Karl wenige Jahre nach der schottischen Expedition, auf weiter nichts gestützt als auf die Treue eines einzigen Anhängers, verkleidet und unter dem Namen Smith eine Reise nach London machte. Bei seiner Ankunft wurde er um Mitternacht in ein mit Verschworenen angefülltes Zimmer geführt, die er nie zuvor gesehen hatte. Mit den Worten: „Hier ist Der, dessen ihr bedürft", ließ ihn sein Führer mitten in der geheimnißvollen Versammlung, als Karl zu dieser im nächsten Augenblick sprach: „Verfügen Sie über mich, meine Herren, wie es Ihnen gefällt: mein Leben ist in Ihrer

Gewalt; aber geben Sie mir auch, darum bitte ich Sie, das feierliche Versprechen, daß, wenn Ihr Plan gelingt, die jetzt regierende Familie ehrenvoll und wohlbehalten in ihre Heimat zurückgeschickt werden soll.“ “

„Eine andere Eigenschaft von Karl's Gemüth war seine Festigkeit und Beharrlichkeit im Entschluß, die durch Stolz und Sorge später in eigensinnige Hartnäckigkeit ausartete. Ausbrüchen heftigen Unwillens war er von jeher unterworfen gewesen, durch das Gefühl seines Unglücks wurde aber auch in solchen Fällen seine Sprache gebieterischer und drohender. So findet sich unter seinen Papieren eine wahrscheinlich an einen lässigen Offizier gerichtete Note, die weiter nichts enthält als die Worte: „Ich gebiete Ihnen hiermit, meine Befehle auszuführen, oder nicht wiederzukommen.“ Mancher mag in solchen Fällen das Letztere erwählt haben. Auch die wiederholte und öffentliche Äußerung seines Unwillens über den französischen Hof war wenig klug, so gerecht sie auch sein mochte.“

Wir wollen nun in der Kürze die Schicksale dieses Prinzen nach seiner verunglückten Unternehmung hier erzählen, da sie das Passendste sind, was wir dem Werke des Lord Mahon entnehmen können, der, nachdem er die Darstellung des aachener Friedens beendigt hat, sogleich auf dieselben zurückkommt und mit dieser Episode dem dritten Bande den schönsten Schluß hinzufügt.

Nach seiner Rückkehr aus Schottland fand Karl an König Ludwig's Hofe einen sehr schmeichelhaften Empfang, Anstellungen für seine vertrautern Freunde und eine Pension von 40,000 Livres zur Unterstützung seiner übrigen Begleiter. Aber gegen seine Bitte um ein Hülfscorps zum Behuf einer neuen Expedition war der Hof von Versailles taub. Nur ein einziges Mal äußerte der Cardinal Tencin, die Minister würden gar nicht abgeneigt sein, wenn Karl sich dazu verstehen wollte, im Fall eines glücklichen Gelingens Irland an Frankreich als Provinz abzutreten. Da rief der Prinz, von seinem Stuhle aufspringend und heftig im Zimmer auf- und abgehend, einmal über das andere aus: „Non, monsieur le cardinal! Tout ou rien! Point de partage!“ und der Cardinal wurde dadurch ganz verdutzt. Karl's Bemühungen an andern Höfen, z. B. dem madrider, den er 1747 in eigener Person besuchte, und dem Friedrich's II., an den er im folgenden Jahre Sir John Graham sandte, waren noch weit weniger glücklich, und als er nur erfuhr, daß sein Bruder in den geistlichen Stand getreten und am 3. Juli 1747 vom Papst zum Cardinal erhoben war, wurde er wie seine Partei dadurch mit Muthlosigkeit und Unwillen erfüllt, und letzterer war in ihm so heftig, daß er an seinen Bruder gar nicht mehr, an seinen Vater, unter dessen Mitwirkung der Schritt geschehen war, fortan nur karge und kalte Briefe schrieb.

Doch schienen sich auf dem aachener Friedenscongreß seine Verhältnisse noch sehr günstig gestalten zu wollen, indem Frankreich, zwar bereit, ihn von seinem Gebiete zu vertreiben, ihn doch nicht ganz im Stich lassen wollte, sondern ihm mit dem Titel eines Prinzen von Wales, einer Compagnie Garde und einer hinreichenden Pension die Stadt Freiburg in der Schweiz zum Wohnsitze anzuweisen beabsichtigte. Allein Karl, dessen Geist immer hochfahrender wurde, je schlimmer es mit seinen äußern Glücksumständen stand, weigerte sich „den Befehlen aus Hanover“ zu gehorchen, weigerte sich, Paris zu verlassen, und brachte es durch seine Widersetzlichkeit dahin, daß er am 11. Dec. verhaftet, auf mehre Tage in ein schlechtes Gefängniß zu Vincennes eingesperrt, dann nach Pont de Beauvoisin an der savoyischen Grenze gebracht und hier seiner Freiheit überlassen wurde. Er benutzte diese zu einem unsteten Umherschweifen, wodurch eine ganze Reihe von Jahren seines Lebens in Dunkel gehüllt ist, wenngleich es außer Zweifel ist, daß er 1750 ein Reise nach London machte und einen großen Theil der übrigen Zeit auf dem Gebiete des Herzogs von Bouillon lebte, wo die Bären- und Wolfsjagd in den Ardennen seine Unterhaltung war.

Der 1766 erfolgte Tod seines Vaters rief ihn nach Rom. Er söhnte sich hier mit seinem Bruder aus; aber sein Charakter erscheint jetzt schon durch Unglück, sein Gemüth durch erlittene Demüthigungen und fehlgeschlagene Hoffnungen verbittert und Trunk, das verderbliche Labsal von Noth und Armuth, als seine herrschende Leidenschaft. Er hatte sich denselben auf seinen Abenteuern in den Hochlanden angewöhnt, wo oft ein Schnapps die fehlende Nahrung ersetzen mußte. Später, als das Bedürfniß nicht mehr vorhanden war, blieb doch der Hang und gedieh, durch die Gesellschaft seiner Leidensgefährten genährt, endlich zum vollständigen Laster.

Sehr wenig ehrenvoll ist für ihn in dieser Zeit sein Benehmen in Betreff der Miß Walkinsham. Er hatte dieses Frauenzimmer in Schottland kennen lernen, ließ sie einige Jahre nach seiner Rückkehr aus diesem Lande zu sich kommen und räumte ihr bald eine so unbedingte Herrschaft über sich ein, machte sie mit allen seinen Planen und seinem Briefwechsel so genau bekannt, daß seine vornehmsten Anhänger in England, in Erwägung, daß die Schwester des Mädchens Haushälterin bei der verwitweten Prinzessin von Wales war, und in der Besorgniß, sie selbst möchte im Solde des britischen Ministeriums stehen, einen Hrn. Mac Namara an den Prinzen mit der Bitte sandten, er möge das Mädchen wenigstens auf einige Zeit in ein Kloster einschließen lassen. Karl, der in dieser Foderung einen Mangel an Achtung sah, den man sich in seinem Unglück gegen ihn erlauben zu können glaube, ertheilte eine heftige Antwort, sodaß Mac Namara in Unwillen von ihm ging und viele Häupter der Jakobiten, nachdem sie seinen Bericht gehört hatten, aufgebracht über den Stolz des Prinzen und durch die glänzenden Erfolge des Lord Chatham angezogen, alle Verbindung mit dem Verbannten abbrachen, um sich ernstlich und fest der regierenden Familie anzuschließen.

In seiner Jugend war es Karl's Absicht gewesen, nur eine protestantische Prinzessin zu heirathen; aber er blieb den größten Theil seines Lebens hindurch ledig und wollte auch dann nichts von einer Verheirathung wissen, als sein Vater ihn 1754 auf das ernsthafteste dazu ermahnte. Erst 1772, als er schon 52 Jahre alt war, änderte er seinen Entschluß und verheirathete sich mit der zwanzigjährigen Prinzessin Luise von Stolberg *), einer Katholikin. Es war eine sehr unglückliche Ehe, ebenso unglücklich wie unpassend, da Karl seine junge Gemahlin auf das unfreundlichste behandelte. Er scheint überhaupt eine sehr ungünstige Meinung über ihr ganzes Geschlecht gehegt zu haben, da er sich in einem Schreiben aus jener Zeit auf folgende Weise äußert: „Die Männer habe ich so genau studirt, daß, wenn ich noch 80 Jahre lebte, ich sie doch nicht genauer kennen lernen würde, als ich sie jetzt kenne; was aber die Weiber betrifft, so habe ich es für nutzlos gehalten, da sie nur noch weit schlechter und undurchdringlicher sind.“ Das Ende war, daß die Gräfin von Albany (unter dem Namen Graf und Gräfin von Albany lebte das Paar nämlich mehre Jahre zu Florenz), der harten Behandlung ihres Gemahls überdrüssig, mit ihrem Liebhaber Alfieri davonlief. Der in seinem Alter auf diese Weise verlassene und vereinsamte Ehemann nahm hierauf seine, ihm ums J. 1753 von Miß Walkinsham geborene Tochter zu sich, die er zur Herzogin von Albany erhob, begab sich mit ihr nach Rom und starb hier 1788 am Schlagfluß, nachdem seine Gesundheit schon längst ebenso hinfällig gewesen, wie sein einst so edles Gesicht von den Wirkungen des Trunkes zerstört war. 145.

*) Lord Mahon sah ihre Mutter, die bis 1826 lebte, zu Frankfurt a. M. in sehr hohem Alter, aber noch munter, lebhaft und angenehm im Gespräche.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 295. — 22. October 1839.

Venetianiſche Briefe über neudeutſche und altitalieniſche Malerei.

Dritter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 294.)

25.

Er iſt ein wahrhafter Dichter, unſer Tizian, d. h. ein wahrer Künſtler, der mit der Phantaſie ſchafft und erfindet und den Weg zum Gemüthe findet. Es fehlt nicht an realiſtiſchen Kennern, die ihn auch dieſe Eigenſchaft in der Schule erlernen laſſen. Er ward in Ferrara mit Arioſt bekannt, und Ridolfi weiß zu erzählen, daß der Dichter ſeinen „Orlando" dem Maler mitgetheilt und nützliche Rathſchläge von ihm empfangen habe, wie er die Schönheiten der Aleine und Olympia beſchreiben ſolle. Der ſonſt einſichtige Ticozzi („Vite dei pittori Vecelli") mag ihm dies nachſchreiben, mag in die Details eingehen und der Angelica Angſt um Medor in Tizian's Adonis und Venus wiederfinden und Zeichnung und Colorit des Einen neben Sentenz und Elocution des Andern halten; ſeit Leſſing's „Laokoon" lachen wir über dergleichen. Es gibt keine Ähnlichkeit zwiſchen Beiden, als die die allgemeine Künſtlernatur, an der ſie Beide eminenten Antheil hatten, bedingt. Sie ſind Beide dem äſthetiſchen Realismus näher als dem nihiliſtiſchen Idealismus; und wenn es wahr iſt, daß Beide ſich darin beſonders gleichen, daß ſie die Schwierigkeiten ihrer Kunſt verbergen, während Andere ſie zur Schau tragen (was von Tizian dem Michelangelo gegenüber völlig geſagt werden kann), wenn ſie die Leichtigkeit der ſchönſten Naturen offenbaren und jeden Fleiß, jede Mühe, jede Kunſt ſcheinbar entbehren, ſo iſt dies eben jene ſeltene Höhe feinerer Sinnlichkeit und Naturkenntniß, die Schiller auch in Goethe bewunderte. Wenn in etwas ein Vergleich zuläſſig iſt, ſo wäre es die Art und Weiſe, wie Tizian und Arioſt hiſtoriſch zu ihren künſtleriſchen Zeitgenoſſen geſtellt ſind. Der Eine verläßt und verſchmäht die lebenloſe Steifheit der alten Ritterdichter und verſchmäht ebenſo die Nachäfferei der Alten. Beides vergleicht ſich der Stellung, die Tizian gegen die alten Heiligenmaler und zugleich gegen die römiſche Schule einnimmt, die aufs Antike fiel und vielfältigen Misbrauch mit der Nachahmung der Antike trieb. Darin berühren ſie ſich ganz, daß der Eine, der Natur ſeiner romantiſchen Stoffe treu-bleibend, den höchſten Gegenſatz der modernen gegen die antike Dichtung erreichte, blos durch den engen Anſchluß an die Natur ſeiner Gegenſtände zuletzt eben dem formellen Werthe der Alten nahe kam, indem er ſich von aller blinden Imitation ganz los machte; und daß der Andere, indem er der Natur ſeiner Kunſt treu blieb, ebenſo den höchſten Gegenſatz der modernen bildenden Kunſt gegen die alte, der Malerei gegen die Sculptur erreichte und gleichfalls durch die enge Vertrautheit mit der Natur ſeiner Kunſt ſein großes Verdienſt erwarb, das ihn den Alten zur Seite ſtellt, wäheend ihn ſeine ganze Art und Weiſe diametral entgegenſetzt. Daher konnte dieſen Mann, der an ſeine Stelle von der Natur und der ganzen Atmoſphäre der höchſten italieniſchen Bildung jener Zeit mit einer unvergleichlichen Beſtimmtheit geſtellt war, ſein Aufenthalt in Rom nicht im geringſten irren, ja nicht einmal Vieles lehren, ſo lernbegierig er war, und ſo viele Sachen er auch heenach noch malte. Er war gegen die Antike nicht ſtumpf; man hat herausgegrübelt, daß er in dem Tituiarheiligen des großen Altarbildes im Vatican den Kopf des Laokoon und in dem Engelchor des Peter Martyr ein altes Basrelief benutzt hat; man hat ſein Nacktes, z. B. in eben jenem Bilde den heiligen Sebaſtian, ſeinen Johannes den Täufer (hier in der Akademie), ſeinen Chriſtophorus, ſeine Venus triumphirend dem Vaſari entgegenhalten, der an ſeiner Zeichnung mäkeln wollte; man hat die vielen mythologiſchen Gemälde, die leider alle in Spanien ſind, angeführt, die der antike Mengs ſo unaufhörlich bewunderte, und die, fürchte ich, die Galatea und Pſyche ſehr in Schatten ſtellen möchten. Mit alle dieſem konnte er ſich wol allerdings gegen die antike Schule ſehen laſſen, und es ſind ja eben Die, welche ihr am treuſten nachgingen, die Domenichino und Carracci, die beiweitem die größte Bewunderung für eben dieſe nach Spanien gegangenen Mythen Tizian's an den Tag legten. Aber er ließ ſich nicht blenden und verkaufte ſich nicht einerlei Richtung und Manier, ſondern erhielt ſich ſeine volle Freiheit und ſpottete gelegentlich der antiken Nachäfferei ausdrücklich, indem er drei Affen in laokoontiſcher Stellung, von Schlangen umgeben, malte.

26.

Wenn dieſe gerühmte Harmonie zwiſchen Arioſt und Tizian wirklich ſo ſehr ſtatt hätte, ſo würde ich unrecht gehabt haben, ihn den Deutſchen als eine beſonders ver-

Digitized by Google

wandte Natur zu empfehlen. Der Deutsche wird aber vergebens bei Arioſt das zarte und feine Gemüth ſuchen, das auf den Tizian'ſchen Bildern anzieht, ſowie die männliche Kraft, die bei allen andern italieniſchen Malern nicht in dieſem Grade, nur bei Michelangelo in zu großem hervortritt, und, was wir Deutſche namentlich, durch Shakſpeare und Goethe gewöhnt, einem Künſtler nicht mehr gern erlaſſen werden, die Proteiſche Wandlungsgabe, die reine Objectivität, die kein italieniſcher Tragödiendichter und die wenigſten Maler beſitzen; dieſe findet ſich bei Tizian im enormſten Maße. Derſelbe Mann, der nicht müde wurde Copien und Repliken von ſeinen Bildern zu machen, der einen und denſelben Gegenſtand immer wieder behandelte, theils um leichter ſeine Freunde zu beſchenken, theils um Erinnerungen an ſeine Werke um ſich zu behalten, theils aber vorzüglich, um ſich von allen Seiten in eine Aufgabe hineinzuleben, ſodaß faſt kein Thema von ihm exiſtirt, das er nicht wiederholt und verändert hätte — dieſer ſelbe Mann war auch wieder darauf aus, ſich immer die grellſten Veränderungen zu machen und in jedem Augenblicke ein Anderer zu ſein. Dies iſt nicht blos Zufall, ſondern ausdrückliche Abſicht. Wenn er dem Herzoge Guidobaldo ſeine Geliebte ſchickt, ſo fügt er zugleich eine Magdalene der „Devotion wegen" hinzu. Dies iſt eine Wendung; ihm war es weit mehr darum zu thun, die Zaubergabe ſeines Pinſels zu zeigen. So ſchickt er Karl V. einmal eine Venus zugleich mit einem gegeißelten Chriſtus, das andere Mal eine andere mit der Trinität. So durchlaufe man in Gedanken die Reihe ſeiner bekannteren Werke und erſtaune über die Mannichfaltigkeit der Objecte und die jedesmalige Angemeſſenheit der Behandlung und deren Verſchiedenheit untereinander. Jetzt vollendet er ein caricatur- oder ein grenreartiges Bacchanal des Bellini (bei Camuccini in Rom), jetzt arbeitet er eine mythologiſche Scene im edelſten Style des Nackten; bald ſchreckt er mit einem Räuberſtücke, bald erheitert er mit einer ſanften Idylle, die den Saſſoferrato bewegen kann, ſie copirend zu verweichlichen; einmal verſucht er ſich im weiblichen Körper und malt die Danae in Correggio'ſcher Weichlichkeit, dann wieder den Chriſtophorus, den Kain und Ähnliches, das mit Michelangelo an Robuſtität ſtreitet; nun ein Eccehomo von ergreifender Tiefe und wieder die naive Geſtalt der kleinen Strozzi; jetzt ein tolles Satyrgelag, dann die Trinität. So haben wir oben die Verſchiedenartigkeit ſeiner Färbungen und Beleuchtungen erwähnt, ſo vergleiche man ſeine Carnation in Bellini's Art mit ſeinem Johannes dem Täufer, wo gleichſam die grobe Leinwand mithelfen muß zu malen; ſo hat er Zeiten gehabt, wo er Dürer's minutiöſe Genauigkeit einmal zum Verſuche nachahmte, daß man Haar und Poren zählen konnte, und hierneben halte man ſeine letzten Werke, die in den allergrößten Klecken für weite Entfernung gemalt ſind.

27.

Dies nennt man gewöhnlich ſeine letzte Manier. Schon Vaſari hat dies angemerkt und hat hinzugefügt, daß gewiſſe Stümper dieſe kühne und geniale Art zu malen nachgeahmt hätten, im vergeblichen Verſuche, ihre Dürftigkeit dahinter zu verbergen. Es iſt gar ſehr nach meinem Sinne, daß Ticozzi ſchon gezeigt hat, wie Tizian bereits in ſeiner Jugend an paſſenden Orten jene Zartheit der Tinten verließ, die ihm ſonſt eigen iſt, wie er in jener Aſſunta ſchon in grandioſen und ſtarken Conturen zeichnete und in groben Zügen malte. Ein Mann wie Tizian hat keine Manier zum Zeitvertreib; er läßt ſich vom Objecte beſtimmen und höchſtens von Nothwendigkeiten zwingen. Es iſt daher eine ebenſo richtige Beobachtung, daß Tizian, der das Alter von 99 Jahren erreichte, in ſeinen letzten Jahren, da er den alten delicaten Pinſel mit der zitternden Hand nicht mehr regieren konnte, zu dieſer Art zu malen ausſchließlich greifen mußte. Obgleich manche ſeiner letzten Bilder, wie die Transfiguration und die Verkündigung (in S.-Salvatore), die Schwäche des Alters verrathen, ſo iſt es doch faſt unglaublich, was er ſo ſpät noch leiſtete. Er hat in ſeinem Lebensgange überhaupt dies Eigene, daß er, nachdem der erſte Grund zu ſeiner Größe und ſeinem Ruhme gelegt war, in jenen höfiſchen Dienſtzeiten eine Weile ſtille ſtand, ſpäter aber in den letzten Lebensjahren, als der Verführer Aretin ſtarb, noch die trefflichſten Werke mit erneuerter Jugendkraft hervorbrachte. Kein Bild zeigt jene letzte Manier und zugleich Das, was er in den äußerſten Zeiten noch vermochte, mehr als ſeine Grablegung in der Akademie. Es iſt im 97. Jahre gemalt, unvollendet hinterlaſſen und von Palma dem Jüngern vollendet. Wenn ich's zu thun hätte, ich wählte es vor allen andern vielleicht zuerſt zum Stich. Es wird zwar von den Handwerkern vielleicht viel getadelt werden; aber ich, der ich mich nicht von materiellen Mängeln irren laſſe, wo ſo große geiſtige Vorzüge ſind, ich muß geſtehen, daß ich ſehr ſelten von einem Gemälde ſo ergriffen worden bin. Es muß aus weiter Entfernung geſehen werden. Der todte Chriſtus liegt in einer Niſche, zu deren Seite die Statuen des Moſes und der helleſpontiſchen Sibylle ſtehen; rechts liegt neben ihm hingeſtreckt und ſeine Hand küſſend der heilige Hieronymus, zu Haupt ſitzt Maria ſtumm klagend, links ſchreitet Magdalena im lebhafteſten Ausbruche des Kummers. Man kann nichts Einfacheres malen. Aber es iſt noch ganz die alte pſychologiſche Kraft und Vollendung hier in dieſer Reihenfolge des niedern, und des edeln geſetzten, und des lauten und bewegten Schmerzes. Unſere Seele wird erregt, und wie wir auch ſeien, ſie wird befriedigt. Und dazu beachte man dieſe merkwürdige Entfernung von allem Effect, von allem Theatraliſchen; man vergleiche die Grablegung Rafael's mit dieſem Werke unſers halb ins Grab gedrückten Greiſes, und man ſage mir, wo Natur, wo Innigkeit, Seele, Gemüth, wo deutſche Empfindungsweiſe, wo Verſchmähung alles trivialen Regel- und Kunſtwerks und gerade tiefe Wirkung auf dem rechten Flecke größer iſt. Aber wie vielmal hatte ſich auch Tizian an dieſem Stoffe verſucht! Wir viel Zeugniß legt dafür das Seitenſtück im Palaſte Manfrin ab, ein Bild, das, verglichen mit dem eben erwähnten, die vielleicht Alles, was ich dir über Tizian und über die Malerei Gri-

Digitized by Google

lenhaftes vorräthsele, klarer machen würde als meine langen Briefe. Der Artist wird mir den ganz wunderbaren Körper in diesem andern Bilde höher setzen als jenes ganze Gemälde; er wird mir die Vorzüge in Farbe und Zeichnung, vielleicht auch in Composition und Anordnung zeigen — und ich werde Alles verstehen und zugeben, und werde mich zu meinem ersten zurückwenden und dem Schwanengesange des großen Malers entzückt zuhören.

28.

Ich fühle es selbst, daß es dir und Jedem auffallen muß, wenn ich gegen die Stimme der ganzen Welt Miene mache, Tizian, dem von den Technikern leicht schon ein Paul Veronese vorgezogen wird, selbst über die allergefeiertsten Namen in Italien ohne Ausnahme hinaufzurücken. Unrecht und Widerspruch scheinen um so größer in Einem, der wie ich auf die Stimme der Zeiten so außerordentlich viel und weit mehr hält als von jeder andern Richterstimme. Allein es gibt mehre Momente, die diesen Widerspruch völlig aufheben, und die nie in Anschlag gebracht wurden, wenn von einer Würdigung Tizian's die Rede war. Einmal habe ich gesagt, daß seine vorzüglichsten Werke in Spanien sind. Leider haben Alle, die über Tizian gefabelt, deinen gegenwärtigen Correspondenten mit seinen paar Paradoren nicht ausgenommen, diese Bilder nicht gesehen. Wir haben einerseits den höchst seltenen Fall, daß die Stimme der Zeit über diese entfernten Bilder gleichsam schweigt, und dann den ebenso seltenen, daß sich die Stimmen zweier Nationen in einen und denselben Mann theilen. Rechne aber zusammen, was Italien von Anfang an, seit Ariost den großen Maler in seinem „Orlando" neben Rafael stellt, über Tizian geurtheilt hat, und wie ihn in der Farbengebung selbst seine natürlichen Feinde obenangestellt und ihm damit einen Vorzug gegeben haben, dessen ganze Bedeutung die Wenigsten durchmessen; ich sage: rechne dies zusammen mit Dem, was die Spanier über ihn sagen, die ihn den Ihrigen nennen, die ihn, was in Spanien doppelt so viel sagt als bei uns, über ihre eigenen Murillo und Velasquez setzen, die die Mythe erfunden haben, daß er sieben Jahre in Spanien gewesen sei, so kommt eine Summe heraus, die leicht Alles aufwiegt, was die Tradition zu Ehren der größten Maler überliefert hat. Der zweite Punkt, der es erklären soll, warum Tizian gewöhnlich nicht in der Glorie erscheint, die er verdient, ist der: er hat nur vorübergehende Protectoren gehabt; er hat in keinem Vatican gearbeitet, zu dem seit 300 Jahren die Fremden aller Welt in gläubigem Erstaunen wallfahren; er hat in wenigen öffentlichen Gebäuden gemalt, und was er dahin gemalt hat, ist durch Feuer untergegangen; er hat endlich, was die Hauptsache ist, keinen eigentlichen Schüler gehabt. Man bedenke, was es heißen will, wenn sich eine Reihe von Jünglingen wie Giulio, Giovanni, der Fattore, Innocenzo, Timoteo, und wie sie alle heißen, mit gänzlicher Aufgebung aller Selbständigkeit an einen Rafael anschließen, ihren Enthusiasmus für des jugendlichen freundlichen Meisters Kunst nach dessen früher Verklärung gleich ausgesandten Jüngern mit der rafaelesken Richtung und Manier in alle Welt tragen, und wenn sich eine ganze Schule wie die bolognefer zum Nachbilden der römischen Leistungen hergibt, zu einer Zeit noch dazu, wo das gesammte Kunstleben überall sonst ausgeht und verfällt. Aber Tizian malte seine Bilder allein und ganz; wie konnte er auch in solchen Werken, in denen die leisesten Fibrationen der Farbentöne die letzten und feinsten Wirkungen machen, die Hand eines fremden, noch so geschickten Künstlers brauchen, in dessen Innerm nicht seine Phantasie und Gemüth war? Er war hierin das gerade Gegentheil von Dem, was die bedeutendern Meister heutzutage in München sind, die im Drange der Arbeiten zu früh aufhören sich selbst, zu früh anfangen Andere zu bilden, wodurch denn in die Kunst ein Charakter des Fabrikmäßigen und Mechanischen kommt, der aller Phantasieschöpfung widerspricht, und der das Herrschende in den münchener Merkwürdigkeiten ist, unter denen überhaupt die mechanischen, die Glasmalereien, die Gußwerke u. dgl. die großartigsten sind. Die dem Tizian am ähnlichsten waren, der ältere Palma und Bonifaz, sind nicht nach ihm, sondern neben ihm aus gemeinsamen Quellen gebildet; die man seine Schüler nennt, Paris Bordone, der junge Palma, sein Bruder und Ähnliche, gehen durchaus eigene Wege und haben nur von ihm gelernt, was Jeder von Jedem durch Sehen lernen kann; und endlich die in Venedig auf ihn folgten, wie Tintoret, die waren Gegner seiner Manier, Neider seines Talents; sie waren seine Feinde, wiewol er bei Gelegenheit feueige Kohlen auf ihr Haupt sammelte. Kurz, es ist notorisch, daß er eigentliche Schüler nicht gehabt hat: die Posaune des Schullods feierte ihn nie, diese wirksame Stimme, wenn es gilt das Urtheil der Massen zu fangen; es gab keine Vecellianer, wie es Rafaellianer und Buonarotisten gab, und in seinem Volke, das selbst seine Werke nicht kannte, erhob sich keine Stimme für ihn wie Vasari's für Michelangelo. Diese beiden Momente sind von solcher Bedeutung zur Erklärung der ziemlich verbreiteten Unwissenheit und Unsicherheit des Urtheils über Tizian, daß es fast des dritten nicht bedürfte, das übrigens vielleicht das wichtigste ist, und das zugleich eine Schuld auf Tizian selbst wirft, die zu übergehen die Unparteilichkeit nicht gestattet. Er ward alt und war vielzerstreut; ich sagte es schon, er malte vieles Altersschwache, Mittelmäßige, Skizzirte und Copirte und schickte es in die Welt wie ein großer Mann, wie Goethe, sorglos um seinen wohlversorgten Ruhm. So ist jene beglaubigte Anekdote charakteristisch genug, daß er unter ein Alterswerk, das man seiner unwürdig fand, ein trotziges „Tizianus fecit fecit" schrieb. Da nun seiner guten Werke verhältnißmäßig wenige und diese nur an zwei Orten versammelt sind, in Venedig und Madrid, seiner mittelmäßigen aber so viele und so in alle Welt zerstreut, so ergab sich zu diesem noch das weitere und größere Unglück, daß eine Menge mittelmäßige Werke unter seinem Namen laufen, die nicht von ihm sind, daß namentlich eine Menge Palma, Bonifaz und selbst Tintoret

Digitized by Google

auf sein Sündenregister gesetzt werden, die er nicht zu verantworten hat. So sind manche Stücke in römischen Galerien viel zu freigebig mit seinem Namen geziert, sein Name mit diesen Stücken verunziert; so findet sich in Norditalien in jeder Galerie eine Tizian'sche Magdalene, die Original sein soll; so scheint es neuerdings in Verona, Vicenza und den Nachbarstädten ein Bestreben zu sein, neue Bilder zu entdecken, auf die das T. F. als ein titulus falsus gesetzt wird; so sind die Tiziane in der Pinakothek und der Leuchtenberg'schen Galerie, einige Portraits ausgenommen, fast alle untergeschoben. Es ist denn wol natürlich, daß, wer sich aus solchen Sachen ein Urtheil über Tizian bildet, sich ein schiefes bilden muß; und wer selbst das Bessere in Florenz, Rom, Venedig, Dresden, Paris, Mailand u. s. w. gesehen hat, der muß schon ein feines Auge haben, um sich nicht durch das Geringfügige täuschen zu lassen, um von dem Hingeworfenen das besonnen Entworfene und Ausgeführte zu trennen. Wer aus Goethe's Werken nur das Nachlässige und etwa ein oder zwei mittlere Stücke kennt, der würde mit allem Anscheine des Rechts den ganzen Dichter vielleicht gering achten; und wer das Beste kennt und ganz zu würdigen weiß, was Alles an diesem Besten gut und in welchem Grade es gut ist, der verzeiht ihm dann das Geringe und sucht wol gar die zerstreuten Goldkörner heraus, die noch immer sein Geringes von anderem unterscheiden. *) 87.

Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schweden. Als Vorbereitungsbuch für Reisende mit Reiseplänen und andern touristischen Anweisungen versehen. Von Christian Dehn. Schwerin, Sandmeyer. 1839. 8. 18 Gr.

Der Verfasser, mecklenburg-schwerinscher Pageninformator, fand sich durch eine von ihm im Sommer 1838 unternommene Reise nach Seeland zu diesem Beitrage zur Charakteristik des dänischen Landes und Volks um so mehr veranlaßt, als es an einem ähnlichen Werke über Seeland fehlte und er zugleich Denen, die sich für diese „grüne Insel" interessiren, die sie bereisen und näher kennen lernen wollen, eine Art Wegweiser zu diesen Zwecken geben wollte. Indeß war es ihm, da Seeland von den Deutschen, wenn auch gerade nicht verkannt wird, doch aber noch nicht hinreichend gekannt ist, hauptsächlich darum zu thun, diese Insel noch ihren localen, socialen, intellectuellen und artistischen Zuständen mit besonderer Beziehung auf ähnliche Verhältnisse in Deutschland kennen zu lehren, ohne jedoch dabei die eigentliche Reisebeschreibung auszuschließen. Hiernach kann man nun den Inhalt des vorliegenden Buchs, wobei der Vers. die sichersten Quellen benutzt zu haben versichert, im Allgemeinen von selbst abnehmen. Etwas bunt ist unter diesen Umständen die Darstellung allerdings geworden; indeß hat doch wenigstens der Vers. dadurch, daß er seinen mannichfaltigen Stoff in einzelne Kategorien vertheilt hat, in diese bunte Mannichfaltigkeit einige Ordnung und Übersichtlichkeit gebracht. Die eigentliche Reisebeschreibung umfaßt die Seereise von Travemünde nach Kopenhagen, die Wanderungen durch das nördliche und südliche Seeland, mit einem kurzen Ausfluge nach Schweden, und die Seereise von Wordingborg nach Kiel (S. 26 fg., 103—167). Dazwischen gibt der Verfasser eine chronologische Übersicht der dänischen Geschichte mit einer Genealogie des dänischen Regentenhauses, ferner geographisch-statistische Bemerkungen über das Königreich Dänemark, eine ausführlichere Beschreibung Seelands und der Seeländer, eine Geschichte und ein Rundgemälde Kopenhagens nebst Anweisungen für den Fremden und Mittheilungen über Wissenschaft, Kunst und Literatur daselbst, über dortige gemeinnützige Anstalten und Vereine sowie das öffentliche und gesellige Leben in Kopenhagen und dessen nächsten Umgebungen, endlich eine Angabe der verschiedenen Pläne zur Beaugenscheinigung Kopenhagens und seiner Hauptmerkwürdigkeiten. Das Buch, das mit Sachkenntniß, gesundem und freimüthigem Urtheile lebendig und gefällig abgefaßt ist, kann zu näherer Kenntniß Seelands und der Seeländer nur empfohlen werden. 25.

*) Eine Fortsetzung dieser Briefe folgt vielleicht später.
D. Red.

Notiz.

Ein neuer Roman von Balzac.

Von Balzac erschien vor einiger Zeit ein Roman, der mehr wie eine Satire aussieht. Der Roman trägt den Titel: „Un grand homme de province à Paris", worin gegen die Buchhändler nicht minder wie gegen die Schriftsteller polemisirt wird. Der grand homme de province ist ein junger Mann, der, außerhalb Frankreichs, d. h. außerhalb Paris, geboren, den Entschluß faßt, nach Frankreich, d. h. nach Paris, zu gehen und dort als Literat Fortune zu machen. Aber Himmel! der erste Buchhändler, an den sich der junge Mann wendet, will nur mit namhaften Schriftstellern zu thun haben, der zweite würde seinen Roman wol gern kaufen, könnte er ihn nur umsonst bekommen, der dritte empfiehlt ihn an einen vierten, und der vierte zeigt sich so grandiös wie ein Bedienter in einem vornehmen Hause, der fünfte endlich bezahlt ihn in Wechseln, welche sich nur mit dem Verluste von 50 Procent discontiren lassen. Es sind in dieser Abtheilung des Buchs viele Persönlichkeiten und boshafte Witze auf Leute, die zwar nicht genannt werden, aber von jedem in den Zustand der literarischen und librarischen Dinge in Paris Eingeweihten sich leicht errathen lassen. Ein französischer Berichterstatter bemerkt in Bezug hierauf: „Hr. Balzac zeigt sich hier außerordentlich undankbar. Seine Romane pflegen so mit Gold aufgewogen zu werden, und es gibt darunter einige, die ihm öfter als zweimal bezahlt worden sind. Ohne Zweifel verdient das buchhändlerische Geschäft, wie es von Vielen betrieben wird, manche Vorwürfe; es ist aus einer wissenschaftlichen Handelsbetriebsamkeit in ein unverständiges und oft sogar unmoralisches Gewerbe ausgeartet. Aber ist gerade Hr. Balzac der Mann, der sich darüber beklagen darf, Balzac, der einer von denjenigen Autoren ist, welche von diesem Verfall den meisten Nutzen gezogen haben?" Vielleicht dürfte es aber Balzac zur Entschuldigung gereichen, daß er hier nur eine Menge von Beispielen zu einer Allgemeinheit verband, um junge schreibselige Leute von einer nur zu oft klippenvollen und verderblichen Laufbahn zurückzuschrecken. Wie oft wiederholt sich der Fall, daß junge Männer, die Talente sind oder zu sein sich einbilden, an den Erfahrungen, die Balzac's „grand homme de province" macht, untergehen! Ymbert Galloix, dessen unselige literarische Laufbahn neulich in Nr. 267 u. 268 d. Bl. besprochen wurde, ist eines von jenen literarischen Opfern, welche wie die Motten um das Licht schwärmen, bis sie verbrannt sind. Auch deckt Balzac weiterhin, unparteiisch genug, den Charlatanismus auf, womit von den Literaten selbst, besonders von den Journalisten, die Literatur in Paris fabricirt wird, er stellt ihn in ebenso pikanten als abschreckenden Zügen dar. Kurz, der arme Mensch aus der Provinz sagt endlich der Hauptstadt Lebewohl, um in der Provinz seine Täuschungen und seinen Jammer gebrochenen Herzens zu verbergen und möglichst zu verschmerzen. 108.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 5. 22. October 1839.

Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Ein Versuch, die Deutung und ein besseres Verständniß der kirchlichen Bildwerke des Mittelalters zu erleichtern. Frankfurt a. M., Hermann. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Es gibt Geistesrichtungen und Tendenzen, die unangefochten von den Interessen der Zeit und den Tagesereignissen bald laut bald still, aber fast ununterbrochen die Menschenalter durchzogen haben. Solche Geistesstimmungen lassen sich in den verschiedensten Äußerungen als dieselben erkennen, wie ihnen nun gerade das Nationalleben diese oder jene Form aufnöthigte. Wer sie aufmerksam verfolgt, erkennt jene Ideen wieder, hier in einem geschichtlichen Factum, da in einem Bilde, hier in einem Gedicht, oder in einer Schrift; bald scheinen sie verloren oder doch unterbrochen, und in einem andern Lande noch langer Zeit tauchen sie wieder auf, anscheinend ohne alle Verbindung unter den Geistgenossen.

Einer solchen Seelenwanderung dürfte auch vorliegendes Büchlein angehören, dessen Verfasser sich nicht genannt hat, ja nicht einmal errathen läßt; und bei längerer Prüfung ist uns die Überzeugung geworden, daß bei keinem Werke Namen, Stand, Wohnort u. dergl. des Autors gleichgültiger sein konnten als gerade hier. So lange die frommen Bilder der alten Italiener und Deutschen fest in den Kirchenmauern saßen, für die sie bestimmt waren, fragten wol die Wenigsten nach dem Namen des Künstlers, denn das Volk hatte seinen Antheil an dem Bilde, und zu wissen, wer nun gerade den Pinsel geführt, war wol gleichgültiger als heute, wo der Kunstverstand an die Stelle der Kunstempfindung getreten. In unsern Museen, wo sich Tausende von goldenen Rahmen aneinanderdrücken und sich wie jede Menge in rücksichtslosem Egoismus um ein kostbares Licht streiten, da will Jeder gern durch eine Summe von Wissen Genuß und Vortheil erlangen. Mit kritischem Behagen nennt man das Geburts- und Todesjahr, Lehrer und Wohnort Dessen, der das Bild ans Licht gefördert, und nur mühsam dämmert im Innern des Beschauers eine Empfindung auf, für die der Maler und sein Bild lebten. Diese Weise der Anschauung muß Übersättigung herbeiführen. Sei es nun Absicht des Verfassers oder nicht, die Wirkung seines Buches scheint uns die zu sein, daß dies Verständniß von der Form sich auf das Wesen der christlichen Kunst wenden wird. Es liegen in den einzelnen Abschnitten Keime, die einer großen Entwickelung fähig sind, und es scheint uns gerade die anspruchslose Form des Buches eine Bürgschaft für den bessern Eingang dieser Ideen. Wir wollen, ehe wir weiter in die Analyse des Gegenstandes eingehen, ein paar Worte über die Form des Buches unsern Lesern mittheilen.

In der Vorrede sagt der Verf., daß die größte Zahl der nachfolgenden Deutungen auf eigenen Wanderungen verzeichnet und mit Zuziehung älterer Schriftsteller der christlichen Kirche, sowie eines Schriftchens: „Ikonographie", von J. v. Radowitz, gedeutet und vermehrt worden ist. Ferner gibt er einige Vortheile beim Gebrauch des Büchleins an die Hand. In der darauf folgenden Einleitung aber Seite IX—XXXVIII ist der Geist des Werkes niedergelegt, sowie der Stoff von Seite 1—198 nach Symbolen in alphabetisch geordneten Aufsätzen.

Wir halten die Einleitung für den beiweitem wichtigsten Theil, denn sie enthält nicht nur höchst bedeutende Winke für die Lösung großer religiöser Fragen, an denen oft die Gläubigsten gescheitert sind, sondern auch eine höchst lehrreiche und, wie uns dünkt, neue Behandlung des Stoffes. Im dem Eingange drückt sich Schmerz über das Verkennen und die Gleichgültigkeit gegen das Wesen christlicher Denkmale aus; darüber daß die Kunst sich vom Dienste der Religion freigemacht, daß „ein willkürliches Ergehen in der Phantasie, ein Verwischen fester überlieferter Charaktere, ein weltliches Spiel mit dem Ernst und der Heiligkeit, ein zunehmendes Wohlgefallen an den lasciven Reizen, entschiedene Weltlichkeit an den Platz jener Vorstellungen" getreten sei, „die, aus dem Wesen und den Schicksalen der christlichen Kirchen hervorgegangen, seit vielen Jahrhunderten über die Gemüther große Macht ausgeübt und den Menschen über die kümmerlichen Verhältnisse des Tags hinausgehoben hatten". Manche verkehrte Anklage gegen Bilderdienst findet ihre Widerlegung dadurch, daß symbolische Zeichen, damals Allen verständlich, die Stelle der höchsten göttlichen Dinge vertraten, wie aus den mystisch-allegorischen Bildern in der Lorenz- und Sebaldskirche zu Nürnberg (S. v Anm.) hervorgeht. Sollte das Christenthum nicht blos ein äußerlicher Gottesdienst bleiben, sondern die hohe christliche Lehre auch das sittliche Leben durchdringen und den Menschen auf allen Wanderungen seines Geistes begleiten, um im Gebiete des Wissens, der Phantasie ihm das Dasein Gottes zu sichern, damit er nicht in Zweifel falle und ein Spiel seiner eigenen losgebundenen Kräfte werde, so mußten in die Darstellung christlicher Gegenstände alle Elemente zugelassen werden, die Gott selbst in sein vollendetstes Geschöpf legte. Hohe Körperschönheit ist ein sichtbarer Stempel des göttlichen Schöpfers; aber sowie er selbst bei der Schöpfung der alten Welt nicht stehen blieb, sondern sein Athem durch alle Geschlechter weht und er seinen eigenen Geist Mensch werden ließ zur Sicherung des ganzen Geschlechtes, so soll auch die Kunst nicht mehr heidnisch schön sein und die reine Naturschönheit darstellen, sondern auf dieser Grenzlinie, wo der Kampf mit dem Bösen beginnt, hebt auch das Reich überirdischer Schönheit an. Diese Durchdringung der Form von dem Geist ist die unerschöpfliche Quelle der Kunst; und wenn wir auf den ersten Denkmalen der christlichen Kunst die Vollendung der Form untergeordnet, ja kaum gesucht finden, so geht gerade daraus hervor, daß bei dem großen Drange nach künstlerischer Darstellung ein hohes starkes Gefühl inwohnen mußte, weil es sich so lange ohne den Beistand äußerer Mittel zu erhalten vermochte, während die heidnische Kunst wie eine Blüte der heißen Zone schnell zur Vollendung trieb und nur einen Moment der höchsten Entwickelung erlebte. Es übte sich also die Kunsttechnik an den Aufgaben, die der schüchterne Sinn des Christen als mittelbare Darstellung der höchsten Gottesgeheimnisse stellte. Daher eine Fülle von Symbolen, in deren Deutung eigentlich der Schlüssel zum Verständniß mancher spätern Verwirrung zu finden. Hier muß man suchen, nicht in den spätern Bildern, wo die Symbole selbst erst durch Tradition und aus Gewohnheit beibehalten, verkannt und verbraucht waren. Es schließt sich also vor unserm Auge eine neue Schatzkammer des Kunstreichthums auf. Nicht in den stolzen Museen, in unzugänglichen Sammlungen haben wir sie zu suchen; auf jeder Straße, in jedem Dorfe leben noch die Zeugen der Vorzeit, von der wir uns doch nicht lossagen sollten, ehe wir wissen, was sie war und was sie wollte.

Vor Allem bedeutend und klar scheint uns die Trennung in Attribute, Symbole und Mythen. Attribute nennt der Autor „jene Addrenioturen, die einen poetischen Moment, eine Thatsache aus dem Leben des Heiligen aussprechen sollen. Zumeist ist es das Bekenntniß, der Martyrtod. Darum beziehen sich die meisten Attribute auf Martyrkleiden, und nur einige halten die Erinnerung an gewirkte Wunder fest. Immerhin ist es das Biographische." Diesen Theil erklärt er für historisch; Acten, Legenden, Martyrologien, Breviarien, Diöcesangeschichten, ältere Autoren, wie Ruinart, Rosweid, Ribadeneico und die Aurea legenda, sind die Quellen, die der Verfasser benutzt hat.

Digitized by Google

„Symbole", sagt der Verf. „sind solche Zeichen und Bilder, durch welche religiöse Ideen angedeutet werden." Diese greifen tiefer in das Wesen der christlichen Religion, ja jeder Religion überhaupt. Es ist dies ein schwieriger Theil der ikonographischen Wissenschaft, und wir verweisen deshalb auf die ganze Einleitung überhaupt und insbesondere auf Das, was S. XXI und XXII gesagt ist. Die Deutung des Wortes Fisch (ἰχθύς) erinnert wegen des anagrammatischen Spieles, an das ut re mi fa sol la si in der Musik.

Ein drittes Zeichen tritt aus der Scheidung in Attribute und Symbole hervor, indem dieses alles Das begreift, was die obengenannten nicht zulassen. Dies ist der Mythus. Wie führen wiederum die Worte des Verf. an, die wir hier von großer Bedeutung halten: „Die *spätern* Legendensammlungen erklären sie zwar insgemein aus irgend einem wundervollen Factum; aber es ist bei genauer Betrachtung nicht zu verkennen, daß diese Berichte nur zu oft an die Stelle eines unverständlich gewordenen Bildes getreten sind. Sei dieses Bild nun ursprünglich eines jener älteren Symbole gewesen, deren Verständniß allmälig in den Gemeinden geschwunden war; oder sei es auf jene visionairen, ekstatischen Zustände zu beziehen, die uns in dem Leben contemplativer Menschen so häufig berichtet werden: immer mußten durch den Versuch, dieselben in Attribute auflösen zu wollen, ganz abenteuerliche Erzählungen zum Vorschein kommen. Ich sehe hierin die Quelle zu vielen Legendenwundern ꝛc." Wir meinen, es müßte Denen, die so sehr eine natürliche Erklärung des Wunders wünschen, ein Stein vom Herzen gewälzt sein, daß sie gar nicht verpflichtet sind, eine andere Welt in der Vorzeit anzunehmen, als die ist, die sich so *natürlich* unter ihren Augen abrollt. So z. B. finden wir in dem Artikel: „Drachen", folgende Parallele: „In der Legende des heiligen Julian wird berichtet, wie ein schreckliche Drache, der lange Zeit sein Lager in einem Jupitertempel gehabt, nach Zerstörung dieses Tempels im Lande herumgestreift sei und die Menschen verschlungen habe, übereinstimmend mit der geschichtlichen Sage, daß sich das Heidenthum noch lange auf dem Lande erhalten hatte (paganismus), nachdem die Tempel in den großen Städten schon zerstört waren." Doch müssen wir dieser Stelle eine andere zur Seite stellen, die von der strengen und gewissenhaften Zuziehung alles Glaubhaften zeugt, die in unsern Augen den Verfasser achtbar macht: „Es ist nicht unwichtig, anzuführen, daß an jenen Orten, wo Geologen die fossilen Rieseneidechsen aufgefunden, gemeiniglich Volksmärchen von Riesenfischen, Lindwürmern oder Drachen umgehen; namentlich in Frankreich, das so reich an Drachensagen ist, sowie am Odermain, woher wir die schönsten Exemplare von Sauriern aller Art haben. Demnach wird man zur Annahme hingedrängt werden, daß sich der historische Drache mit dem symbolischen vermengt habe, da der Drachenmythen so ungemein viele nachzuweisen sind. Daß aber überhaupt die christlichen Drachensagen nicht aus celtischen und germanischen Überlieferungen entstanden und nur zu Legenden christianisirt worden, ergibt sich aus dem hohen Alter morgenländischer Mythen und dem biblischen Gebrauch des Wortes Drach für Satan.

Sehr heftig bekämpft der Verf. eine so ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß die Kirche „das heidnische Wesen bei den Neubekehrten geflissentlich und staatsklug geschont und geduldet, um Vortheil daraus zu ernten". Der Verf. hat ohne Zweifel seine guten Gründe für diese Behauptung, und wir möchten es nicht wagen, mit ihm einen Kampf einzugehen; doch hätten wir nie „einen barschen Vorwurf" in der Aufstellung dieses Grundsatzes gesehen. Eine gewisse Milde und Toleranz, vorzüglich in Gemüthszuständen, schien uns immer in den ersten Christengemeinden vorzuwalten. Freilich Karl der Große übte diese nicht, denn er hieb wild in die trotzigen Sachsen ein; allein was für Christen gab das? Und sehen wir nicht noch heute, wie man bei Geistesverwirrten gerade durch ein scheinbares Nachgeben am besten das Übel hebt? Wir möchten daher das Verfahren der Kirche, wäre sie nachsichtig gewesen, eher human als staatsklug nennen, und der Vorwurf, der vielleicht ungegründet ist, fielen dann in sich selbst zusammen.

Sehr schön erhellt der phantastische Antheil, der noch heute die christliche Religion im Volke hauptsächlich im Norden begleitet, aus dem Kampfe des Christenthums mit dem alten Götterculte, wo „die Erlösung, die von den Missionnairen gepredigt wurde, zugleich als eine Erlösung von der Obermacht der alten Geister angesehen wurde, deren Existenz dadurch vorausgesetzt war. Die mächtigen Geister, die eine Verehrung ausgeübt hatten, die nur dem wahren Gotte gebührt, wurden jetzt als Widersacher des Reiches Christi verabscheut, als Teufel gefürchtet." So wirft ihm Faust seine Abkunft vor, mit dem Prädicate: „Du Spottgeburt von Dreck und Feuer."

Es kann jedem Wohlgesinnten, der das Neue im Alten lieber sucht als das Alte im Neuen, nur angenehm sein, auf eine reiche Fundgrube hingewiesen zu sein, deren Dasein längst bekannt war, die man aber vielleicht deshalb weniger ausbeutete, weil man nicht recht wußte, was man aus dem gewonnenen Erze machen sollte. Wie haben es im Eingange dieses Aufsatzes gesagt, es liege in dem Grundgedanken des vorstehenden Werkchens etwas besonders Anregendes; und so wagen wir es, hier die Hoffnung auszusprechen, daß, wie man sonst und noch heute an den Orten, wo zufällig römische Bauten entdeckt worden waren, Männer findet, die sich uneigennützig genug aus bloßer Liebe zur Sache große Mühe gaben mit Schuttabtragen, Beschützen des Gewonnenen, Nachsuchungen über den Ursprung der Monumente u. s. f., und auf diese Weise der Archäologie römischer und griechischer Monumente großen Vorschub leisten, so auch Andere gern ihr Scherflein beitragen werden zur Zutagförderung mancher Quelle für Deutung christlicher Bildwerke. Man findet noch an jedem Ort, selbst an denen, die schon lange protestantisch geworden, Mittel und Wege, den Schutzheiligen des Ortes auszumitteln; die Bibliotheken aus den aufgehobenen Klöstern sind nicht immer weit gewandert; eine solche Monographie des Ortsheiligen mit Zuziehung aller im Bereich liegenden Mittel ist daher eine schöne und nützliche Aufgabe für Jeden, dem Beruf und Stellung zu solchen Forschungen Zeit lassen, und in kurzer Zeit wären wir bei vereinten Kräften wieder in Besitz einer verlorenen Literatur; einer Literatur, die Jahrhunderte durch die der Gebildeten war, in der bei vielem Wust manches edle Korn deutscher Eigenthümlichkeit, frommen Glaubens und reicher Phantasie aufbewahrt liegt. 168.

Ästhetisches Lexikon. Ein alphabetisches Handbuch zur Theorie der Philosophie des Schönen und der schönen Künste. Nebst Erklärung der Kunstausdrücke aller ästhetischen Zweige, als: Poesie, Poetik, Rhetorik, Musik, Plastik, Graphik, Architektur, Malerei, Theater ꝛc. von Jg. Zeitteles. Zwei Bände. Wien, Gerold. 1835—37. Gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Wörterbücher sind eine willkommene Hülfe für Denjenigen, der sich schnell über einen Gegenstand unterrichten will, welchen er nicht kennt, oder welcher das Bekannte in einer gewissen Vollständigkeit sich rasch vor Augen zu stellen sucht, darum für alle Liebhaber der Wissenschaft und auch für Kenner vom Fach zur Auskunft und zum Nachschlagen brauchbar, mithin beliebt. Was sie zur allgemeinern Verbreitung von Kenntnissen und von gewissen Denkrichtungen beitragen können, ist seit dem Zeitalter französischer Encyklopädisten bekannt genug, und sie werden bei der täglich anwachsenden Masse von Geschichte, Erfindungen und Meinungsverschiedenheiten ein stets wiederkehrendes Bedürfniß, theilen sich auch deshalb in einzelne Zweige des Wissens, je mehr der Umfang des Ganzen zunimmt. Eben wir zugleich, wie der Verf. des vorliegenden Lexikons im Vorwort sagt, in dem „quintessentiellsten Jahrhundert", wo man es liebt, mit dem

geringsten Aufwande von Kraft die größtmögliche Wirkung zu erreichen, so gehören zu den, diese Absicht befördernden, vielfach gebrauchten Dampfmaschinen auch die Encyklopädien. Daeum schien dem Verf. ein Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik um so wenigee überflüssig, als zwar ästhetische Lehrbücher genug, auch für manche schöne Kunst besondere Wörterbücher vorhanden sind und in den verschiedenen Universalencyklopädien einzelne der Kunstlehre und ihren Zweigen gewidmete Artikel vorkommen, doch kein vollständiges, das Gesammtgebiet der Lehre vom Schönen und der schönen Künste eigens umfassendes Werk in terikographische Form existirt. Gottsched ist vergessen und Sulzer (1771) für das Bedürfniß unserer Zeit und den heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr ausreichend, wie denn überhaupt jedes Werk solcher Art nur für diejenige Zeit, in welcher es erscheint, genügend genannt werden kann und durch ein späteres ersetzt werden muß. Das vorliegende Werk soll nun aus dem seit der Sulzer'schen Periode vielfach aufgehäuften Material ästhetisch-scientifischer und artistischer Natur in den Lehrbüchern gediegener Ästhetiker und sachreicher Encyklopädisten das Gehörige ausscheiden, das Beste nach einem festen Princip und mit kritischem Blick auswählen und die Darstellung, fern vom Nebel der Schule, ohne der Würde der Wissenschaft etwas zu vergeben, klar halten.

Schwer ist allemal eine solche Aufgabe zu lösen und das rechte gleichförmige Maß für die einzelnen Artikel zu treffen. Außerdem findet man entweder nicht, was man in einem solchen Werk eigentlich sucht, oder man findet zu wenig, oder man findet zu viel. Letzteres könnte kaum ein Fehler scheinen, wenn nicht zwischen A und Z so viele Wörter lägen, daß überflüssiger Raum für einzelne den übrigen ihren Platz raubte, dadurch die Zahl der Bände zu sehr häufte und dem bequemen Gebrauch schadete. Nach Ansicht mehrer Artikel des vorliegenden Werks muß Ref. urtheilen, es sei zweckmäßig angelegt, enthalte, was man zu suchen berechtigt ist, gebe das Nöthige weder zu kurz noch zu gedehnt, enthalte eine gute Auswahl und sei in seinen zwei bequemen Bänden brauchbar.

Der Artikel **Ästhetik** z. B. enthält eine Ableitung des Worts, erwähnt der Baumgarten'schen Definition als Wissenschaft des Schönen oder der sinnlichen Erkenntniß, wie Kant dafür Geschmackslehre und Geschmackskritik substituirt, Andere von einer Theorie der schönen Künste und Wissenschaften gesprochen, die Lehre vom Schönen sei aber stets darunter verstanden, und sie könne sein eine Metaphysik des Schönen, eine Kunstphilosophie oder empirische Ästhetik, auch eine Kunstkritik oder Kritik des Geschmacks. Ihre Grenzen wären nicht scharf abzuscheiden, sie sei mit der Philosophie überhaupt und mit der Kunstgeschichte verflochten, ihr Zweck sei immer philosophische Erklärung der Idee des Schönen, des Wesens der Kunst in ihren mannichfachen Formen, sie gebe nicht eigentlich Gesetze, sondern gebe sie nur zurück, sie entdecke nur und erfinde nicht u. s. w.

Im Artikel **Bull** ist der Sinn des Worts sogleich durch ein Beispiel erläutert. Jemand sagte: „Die Kuhpockenimpfung taugt nichts." Warum? „Ich habe meine kleine Tochter impfen lassen, und sie ist doch vom Fenstee heruntergefallen." Zugleich wird erwähnt, wie Swift unter dem Namen John Bull einen Repeäsentanten des englischen Nationalcharakters eingeführt.

Concert ist eine Aufführung vollständiger Musikstücke, Symphonien und Solos, auch ein Tonstück, das für irgend ein Instrument als Hauptstimme geschrieben ist und vom Orchester begleitet wird. In der ersten Bedeutung des Worts ist es meistens der Tummelplatz, auf welchem Sänger und Solaspieler sich wechselseitig zu überteffen suchen, während das Thermometer der Kunst auf Null steht u. s. w.

Dichten heißt durch die Einbildungskraft darstellen, im Gegensatz von Denken, wo der Verstand allein beschäftigt ist. Insofern jeder Mensch Einbildungskraft hat, kann jeder dichten, doch ist dies gemeine Dichten verschieden vom künstlerischen, einer Verknüpfung von Gedanken und Erkenntnissen in schöner Form. Das Dichten im engsten Sinne kann sich nur darstellen durch die Sprache. Aber bloßes Versemachen ist noch nicht dichten, und die ungebundene Rede ist davon nicht ausgeschlossen u. s. w.

Epos ist Darstellung einer großen Welt- oder nationalgeschichtlichen Begebenheit, das Interesse ruht auf dem Charakter eines Einzelnen, Wunderbares waltet darin, ruhige Darstellung des Fortschreitenden ist sein Charakter, es gibt ein historisches, romantisches, idyllisches, komisches Epos; in der heutigen Literatur ist das wahre und beliebteste Epos der historische Roman u. s. w. (Es würde etwas schwer fallen, den Dante, welchen der Verf. doch unter den epischen Dichtern aufführt, nach diesen angegebenen Bestimmungen zu beurtheilen.)

Geschmack ist das Vermögen, ästhetische Vollkommenheit und Unvollkommenheit zu empfinden und zu beurtheilen. Es gibt 1) einen allgemeinen natürlichen und einen besondern Geschmack — der erstere ist von Natur Jedem eigen, denn Jeder empfindet, was wenigstens für ihn mehr oder minder schön oder häßlich sei; der letztere wird durch innere und äußere Ursachen modificirt —; 2) einen guten und schlechten — jener weicht am wenigsten von der Natur ab; — 3) einen richtigen und feinen — jenee ist mehr Sache des Verstandes, dieser mehr die Sache zarter Empfindung —; 4) einen vielseitigen und einseitigen; 5) einen großen und kleinlichen. Eine Ästhetik müßte nicht die Regeln des Geschmacks, sondern die Arten des fälschlich dafür gehaltenen angeben u. s. w.

Lächerlich. Die Philosophen waren stets in der Erklärung dieses Begriffs uneinig. Es folgen darüber mehre Angaben. Am besten möchte die Definition passen: „Lächerlich ist, was eine Erwartung durch absichtslose unschädliche Verkehrtheit oder Geringfügigkeit plötzlich täuscht." Nicht das Schlechte vermag lächerlich zu sein u. s. w.

Landschaftsmalerei als Prospectmalerei, gemischte Landschaft, ideale Landschaft, mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt.

Metapher diejenige Ausdrucksweise, wodurch ein gegebener oder umschriebener Subjectbegriff über den Umfang seiner ursprünglich nothwendigen Bestimmungen hinausgesetzt und auf dem Wege freier Aneignung mit einer ähnlichen Vorstellung dergestalt verbunden wird, daß diese in ihrem bildlichen Sinn auf die eigentliche Bedeutung des Gegenstandes, mit welchem sie zusammengehalten wird, treffend zurückführt. Sie ist recht eigentlich die Lebenswurzel, aus welchem der Baum der Poesie mit seinen mannichfaltigen Zweigen hervorwächst. Eine genaue Classification der Metaphern, abgeleitet aus einem obersten Eintheilungsgrunde, steht noch zu erwarten. Jede Metapher gewinnt durch den Reiz der Neuheit; es verwelken im Lauf der Zeit ganze Haufen von Metapheen und sinken zum gewöhnlichen Gebrauch herab. Eden das tägliche Aussterben dieser Sprechblumen, sagt Jean Paul, muß uns Spielraum zur Nachsaat anweisen u. s. w.

Oper, bei ihr gehen viele Künste Hand in Hand. Die Musik hat in diesem Zweige immer etwas despotisch gehandelt und selbst die Dichtkunst als untergeordnet betrachtet, was keinen Vortheil gebracht hat; doch ist sie schlechterdings nothwendig zur Vollendung des reichen Gemäldes u. s. w. (Ref. muß in der Oper Musik stets voranstellen, die von der Dichtkunst nur Situationen und irgend einen Wortausdruck des Gefühls und der Leidenschaft braucht und vom Anschauen der Decorationen und des Spiels der Sänger unterstützt wird. Nicht wie der Verf. sagt: „Die echt dramatische Musik soll sich der Handlung so anschließen, daß sie nur das Gefühl des Zuschauers verstärkt, erhöht, ergänzt und die Handlung nirgends aufhält", sondern umgekehrt besteht das rechte Verhältniß. Die Dichter können in Opernterten keinen sonderlichen Ruhm und unter den Forderungen von Chören, Duetten, Terzetten u. s. w. kein größeres Verdienst als das einer geschickten Fabrikation erwerben. Der gepriesene Metastasio ist ein solcher Fabrikant.)

Aus diesen hervorgehobenen Proben mag einigermaßen die Art und Weise erhellen, wie der Verf. seine Gegenstände behandelt, und natürlich wird es manchem Leser ebenso ergehen wie Ref., daß er nicht mit allen Angaben einig ist. Warum

Digitized by Google

dies nicht gut anders sein kann, erhellt hinreichend aus dem Anhange von Friedrich Wähner: „Zur Literatur der deutschen Ästhetik, hauptsächlich der systematischen." Von den griechischen und römischen Scheiststellern wird zu den deutschen übergegangen, es sind die Hauptwerke der philosophischen Schulen angeführt, ihre Richtung wird kurz bezeichnet und von einem kritischen Urtheil begleitet. Gleich zu Anfange heißt es: „Der Grundbegriff des Schönen ist bis auf diesen Tag für jedes System mehr oder weniger ein Stein des Anstoßes geblieben", und nach Erwähnung der Hegel'schen „Vorlesungen" und einer Beurtheilung ihres Inhalts, lesen wir: „Überhaupt scheint es Hegel's Ästhetik, so viel Ref. einzusehen vermag, an einem wissenschaftlichen Anfange zu fehlen." Wo Steine des Anstoßes den Weg versperren und trotz aller systematischen Kunst die wissenschaftlichen Anfänge fehlen, da sucht sich jeder Wanderer von dieser oder jener Seite seinen eigenen Pfad und meint, er habe den besten. Aber ein Wörterbuch trägt nicht hiervon die Schuld, aus welchem allemal zu lernen und über die Wegbahnung rücksichtlich ihres Anfangs und Fortgangs Einsicht zu gewinnen ist. 7.

Miscellen.

Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution.

Man erinnert sich, daß gleich zu Anfang der französischen Revolution das sonst dem Könige sehr ergebene brave Regiment der Gardes françaises verführt und für die Meuterer gewonnen wurde. Wie hat man dies angefangen? Durch ein, unter die Soldaten vertheiltes Gedicht eines gewissen Laclos, eines geistreichen, aber bekannten schlechten Menschen von der Partei Orleans, welche nach dem Throne strebte. Hier ist dies Gedicht, wie die Marquise von Créquy dasselbe in ihren lesenswerthen „Souvenirs" mittheilt:

Le cheval et son maître.

Allégorie.

Bien loin de cette ville,
Un seigneur déloyal
Eut autrefois un bon cheval,
Soumis autant qu'utile:
Sur ce point capital,
Il n'avait pas d'égal.

Au lieu de reconnaître
Le service constant
Qu'il en tirait à chaque instant,
Voilà qu'un jour le maître,
Parfois un peu brutal,
Maltraite son cheval.

Piqué de l'injustice,
Le cheval se cabra,
Comme aisément on le croira;
Un beau jour il se glisse
Dans les bois, et s'en va
Plantant son maître là.

Celui-ci, plein de rage,
Avec ses gens courait,
Pour voir s'il le rattraperait.
Mais l'autre, en son langage
Lui dit: Il n'est plus temps,
J'ai pris le mors aux dents!

Le maître, dans la suite,
Eut beau le menacer,
Et puis après le caresser;
Pour toute réunite,
Il n'eut qu'un coup de pied,
Il fut estropié.

Cela vous apprend comme
C'est en le traitant mal
Qu'on perd toujours un bon cheval.
Ce trait de gentilhomme,
Qu'on a mis en Français,
Est tiré de l'Anglois.

Diese letzten Worte sind eine offenbare Anspielung auf das unglückliche Ende Karl's I., und die verbrecherische Tendenz der Einflüsterung war also ganz offenbar. Es ist in der That unbegreiflich, wie sich Ludwig XVI. und sein Ministerium gegen die Intriguen des Palais royal so gleichgültig zeigen konnten. Je mehr man die nicht genug zu studirende Geschichte der französischen Revolution studirt, je tiefer man in diesen Völkerspiegel schaut, desto fester wird die Überzeugung, daß es vielleicht nur eines zur rechten Zeit gethanen energischen Schrittes gegen den elenden Herzog von Orleans und seine Clique bedurft hätte, um den Ausbruch der verderblichen Katastrophe zu verhindern.

Robespierre.

„Ich habe", erzählt Frau von Stael, „im J. 1789 einmal einen Abend mit Robespierre bei meinem Vater verplaudert, zu einer Zeit, da man ihn nur noch als einen Advocaten von Artois kannte, dessen demokratische Principien sehr übertrieben waren. Er hatte gemeine Züge, seine Gesichtsfarbe war bleich, seine Adern waren von einer grünlichen Farbe. Er vertheidigte mehre ganz absurde Sätze mit einer unerschütterlichen Kälte, welche das Ansehen innniger Überzeugung hatte, und es mag wol sein, daß er im Anfange der Revolution einige Ideen über Gleichheit von Rang und Vermögen aufgefangen hatte und wirklich daran glaubte; sein bösartiger und neidischer Charakter fand sich damit in Übereinstimmung. Ehrgeizig ward Robespierre erst nach dem Triumph über seinen Rival in der Volksverführung, Danton, den Mirabeau des Pöbels. Dieser war geistreicher als Robespierre, dem Mitleid zugänglicher; aber er stand in dem gegründeten Verdachte der Bestechlichkeit, und diese Schwäche drückt den Demagogen zuletzt immer den Hals, weil der Pöbel die Leute, die sich bereichern und sich dadurch über ihn erheben wollen, nicht leiden mag. Es gab in Robespierre's ganzem Sein etwas Geheimnißvolles; ein unbekannter, ein eigenthümlicher Schrecken umgab ihn noch neben dem sichtbaren Schrecken, den die damalige Regierung Frankreichs in solchem Übermaße verbreitete. Niemals bediente er sich für seine Person der damals allgemein angenommenen Maximen, um Popularität zu erlangen; er allein trug Puder in den Haaren, seine Kleidung war gewählt und seine Haltung hatte nichts Familiäres." 45.

Die Schminke und die Pensionen.

Wie allgemein verbreitet vor 50—60 Jahren der Gebrauch der Schminke in den höhern Ständen war, kann man daraus abnehmen, daß 1781 in Paris ein Chevalier d'Elbée einen Pensionsfonds darauf gegründet wissen wollte. Er berechnete den Verbrauch davon auf zwei Millionen pots de rouge und empfahl vollen Ernstes der französischen Regierung, die Verfertigung davon zum Monopole zu machen, das Monopol einer Gesellschaft zu überlassen, dieser aber die Verpflichtungen aufzulegen, von jedem pot de rouge 25 Sous an den Staat zu zahlen, was eine Summe von ungefähr 1250,000 Thlr. abwerfen müßte. Der ganze Ertrag sollte zu Pensionen für Offizierswitwen verwendet werden, deren auf solche Art allerdings eine große Anzahl hätte unterstützt werden können, so lange die Mode den Gebrauch der Schminke aufrecht erhielt. Die französische Regierung ging auf das Project jedoch nicht ein, und die Schrift des Chevalier*) zeigt nur, wie allgemein die Sucht, sich zu schminken, verbreitet war. 15.

*) La veritable ressource, qu'on peut tirer du rouge en faveur des pauvres femmes et veuves d'officiers, par le Chevalier d'Elbée. Paris 1781.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 296. —— 23. October 1839.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838.

Dritter und letzter Artikel.*)

27. Die Verklärung der Liebe, oder die Nachtreulen. Ein Aristophanisches Lustspiel. Erlangen, Palm. 1838. 8. 12 Gr.

Der ungenannte Verf. gibt in der Vorrede zu seinem wunderlichen Lustspiel recht gute Regeln, wie man auch noch in unsern Tagen ein Aristophanisches Lustspiel schreiben könne. Statt dieser Regeln hätte er uns jedoch lieber eine annehmbare Probe eines solchen Stückes geben sollen; denn in Sachen dieser Art entscheidet der Erfolg, und wir wüßten auch nicht, daß Goethe oder Shakspeare jemals Regeln aufgestellt hätten. Die Probe aber, welche der Verf. gibt, ist gänzlich unannehmbar. Es zeigt sich darin wol ein Kopf, in dem etwas lebt; aber es wird nicht deutlich, was, und wir sind zuletzt darauf gestellt, dies Was als Confusion zu bezeichnen. Wir sehen Anläufe, Bestrebungen, aber kein Ziel, nichts fertig Gewordenes, kein Resultat. Es scheint, das wunderliche Stück habe die Absicht, die Dunkelmänner in der Religion wie in der Wissenschaft zu geißeln und die Liebhaber verworrener Ideen, wie Görres, Justinus Kerner oder Jarcke, der Verspottung preiszugeben; aber der Verf. wird bei aller seiner guten Meinung selbst verworren, und er, der ein Freund der Klarheit sein will, zeigt sich uns selbst unverständlich und unklar im allerhöchsten Grade. Dabei fehlt es ihm an der Geschicklichkeit, uns zu unterhalten, sein Witz ist schwerfällig und matt obenein, und wenn sein Lustspiel wirklich ein Aristophanisches wäre, so würden wir die Athenienser bedauern müssen, die solchen unkräftigen Gedankenwust mit anzuhören hatten. In dem Hergange des Stückes selbst verlieren wir den Faden, und böten nicht einige Chöre für sich bestehende gute poetische Leistungen dar, oder brächte der Narr nicht zuweilen einen Witzesblitz in das nächtliche Dunkel dieser Dichtung, so wäre es nicht möglich, sie zu durchlesen. Folgende Stelle ist ausnahmsweise deutlich und darum gut. Der Chor (der Frommen) singt:

Nicht durch des Wissens düstere Qualen
Schwingst du dich zu der Höhe der Weisheit.
Nur durch gläubiges Schauen erglimmet
Die im Innern das Licht.

Narr.

Seht da die prächtige Versammlung! Wie sie mit den Augen zwinkern, die Schnäbel wie lange Nasen wetzen u. s. w. Wahrhaftig ein frommes Convenlikel!

Chor.

Übermüthige, tolle Farben trägst du zur Schau!

Narr.

Doch mein Herz ist kohlrabenschwarz.
Ist das nicht völlig genügend?
Wunderbar ist es zerknirscht, seufzet und stöhnt,
Alles aus Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen.

Chor.

Gut! Aus der Betrübniß ringet sich los die höhere Freude,
Und den Durchbruch naher Erweckung kündet die Sehnsucht.

Hieraus erkennt man wol, was dem Verf. an guter Absicht vorlag; Schade nur, daß ihn Geschmack und Fertigkeit in der Darstellung seiner Ideen verlassen haben.

28. Anton, oder der Reiche und der Arme. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen des E. Souvestre von August Gathy. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1838. 8. 12 Gr.

Die Bekanntschaft dieses in der That trefflichen dramatischen Sittengemäldes, das durch Reflexionstiefe und Naturwahrheit einen ganz eigenthümlichen Standpunkt einnimmt, haben wir schon früher gemacht. (Vgl. den ersten Art. unter Nr. 5.) Wir haben daher nur hinzuzufügen, daß die Übersetzung gewandt und leicht lesbar ist.

29. Prometheus. Tragödie von Ed. Wedekind. Zweite Auflage. Emden, Rakebrand. 1838. Gr. 12. 6 Gr.

Es ist spaßhaft, zu sehen, wie der Verf. dieser angeblichen Tragödie von 13 Blättern sich gegen seine Recensenten in einer 20 Seiten starken Vorrede geberdet. Einer derselben hat die Unmenschlichkeit begangen, ihm zu sagen: er möge wol nicht wissen, was eine Tragödie sei, da er eine solche auf 13 Blättern darstelle. Hierüber ergrimmt der Verf. und schmettert den Recensenten durch die Donnerworte nieder, daß er wissen solle: — es gebe auch ungeschriebene Tragödien! Haben unsere Leser je eine launigere Replik gehört? Es ist nur staunenswerth, daß ein Mann, der solchen Widersinn ernsthaft debitirt, so erträgliche Verse zu machen im Stande ist, als hier auf seinen 26 Seiten sichtbar werden, die wir in Nr. 301 d. Bl. f. 1836 bereits beurtheilt haben.

30. Frankfurt, wie es leibt und lebt. Erste Ansicht. Der Gemüsmarkt. Frankfurt a. M., Körner. 1838. 8. 6 Gr.

Nur eine der Vollständigkeit wegen zu erwähnende, gute Localposse.

31. Hafed. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Gustav Kien. Bremen, Geisler. 1839. 8. 16 Gr.

Der Verf. dieser Tragödie, deren Stoff aus einer Erzählung Th. Moore's in „Lalla Rookh" entlehnt ist, bekundet eine gewisse poetische Stimmung und ein reiches Gefühlsleben. Was ihm zum dramatischen Dichter fehlt, ist Individualisirung. Für Naturen aber, die an einer zu tiefen Versenkung in die Gefühlswelt leiden, ist die Wahl orientalischer Stoffe gefährlich und verderblich. Das Morgenland mit seinen scharfumgrenzten Gefühlen und der bekannten Monotonie der Sitte und der Charaktere ist an und für sich der dramatischen Behandlung höchst ungünstig, und es bedarf einer großen poetischen Anstrengung, in diese monotone Gleichheit von Empfindung und Bestrebung diejenige Individualität der Form und der Gestalt zu bringen, ohne welche das Drama nicht bestehen kann. Die Energie der Erfindung, welche hierzu nöthig ist, wohnt aber solchen in die

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 110—113, den zweiten Art. in Nr. 179—181 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Welt der Gefühle tief versenkten Naturen nur höchst selten, ausnahmsweise und fast wunderartig bei, und der Verf. gehört so wenig als sein Vorbild, Th. Moore, zu diesen seltenen Ausnahmen. Dieser aber hat die schwere Kunst der Beschränkung verstanden und seine Gaben der poetischen Erzählung zugewendet, wo sie schöne Früchte tragen konnten. Ähnliches möchten wir dem gleichgestimmten Verf. anrathen, überzeugt, daß auch er in jenem Gebiete auf bessern Erfolg zu rechnen haben wird als im Drama. In diesem kommt ihm nur eine negative Anerkennung zu: er ist mehr lobwürdig durch Das, was er vermeidet, als durch Das, was er uns gibt. Glücklich umschifft er die Klippe des Ungeschmacks, der Übertreibung, des Motivlosen; aber an positiven Eigenschaften gibt er keine andere zu erkennen als poetische Sprachfähigkeit und gute Naturmalerei. Die Handlung ist wesentlich undramatisch, schon deshalb, weil sie in zwei große Hälften, die sich nur zum Schluß begegnen, zerfällt, und weil die Charaktere nicht Individualitäten, sondern Kategorien darbieten. Hasek, Anführer der Guebern (Feueranbeter), liebt Selime, die Tochter Hassan's, des Erbfeindes seines Namens, der mit ihm im Kampfe liegt. Durch ihn wird Hassan besiegt, die Sklaverei der Guebern gebrochen, aber seine Geliebte gewinnt er nur als Leiche aus der Hand Roseu's, seines Nebenbuhlers. Seine Großmuth versöhnt den alten Haß der Stämme, und die Guebern bleiben frei. Dies ist der kurze Inhalt des Stückes, an dessen endlichem Ausgange wir nur ein schwaches Interesse nehmen können. Sein Verdienst besteht in seiner Reinheit, in der glücklichen Sprache an mancher Stelle, in der Wahrheit und dem Gefühlten seiner Bilder. Eine milde Schwärmerei gibt dem Ganzen eine Farbe, die verwundeten Herzen wohlthuend ist, und die zarten Zeichnungen ihrer Liebe, zu denen Selime gelangt, haben etwas von dem Melodischen und Sanfteinwiegenden an sich, durch welches Th. Moore so viele Frauenherzen gewonnen hat. Ist es dem Verf. jedoch um seine dramatische Ausbildung ernstlich zu thun, so muß er diese Versuchung fliehen und sich im Individuellen und Charakteristischen versuchen, wo sich dann zeigen wird, wie viel für das Drama von ihm zu hoffen steht

32. Der Onkel aus Wien, oder die ungleichen Pflegetöchter. Schauspiel in vier Aufzügen. Frei nach dem Italienischen. Von W. Vogel. Augsburg, Lauter. 1839. 8. 12 Gr.

Es läßt sich dem unbekannten Verf. dieses Schauspiels eine kräftige und wirkungsvolle Erfindung nicht absprechen, wenn dieselbe auch von einigen Willkür nicht frei ist. In Italien spricht die Leidenschaft sich sprunghafter, eher und plötzlicher aus als diesseit der Alpen; wir dürfen dies nicht vergessen, wenn wir unsern sittlichen Maßstab an Erzeugnisse jenes Himmelsstriches legen. Eben deshalb hätte der Bearbeiter aber auch besser gethan, seine handelnden Personen, was sie sind, sein zu lassen, nämlich Italiener; er griff zu einer falschen Farbe, indem er sie zu Deutschen machte. Die Gegenüberstellung von zwei Schwestern, von denen die eine eine Grazie, die andere eine Bacchantin ist, hat ihr Gefährliches und versöhnt nur unvollständig durch die endliche Gerechtigkeit, die der Poet übt. Das Ganze, in guter Prosa und mit zweckmäßigem Beiwerk von ecdlichen Dienern und alderen Verehrern und Schmeichlern ausgestattet, kann für ein effectvolles Bühnenstück gelten, ohne jedoch höhere Ansprüche zu befriedigen. Für den Ton des Lustspiels sind die Ereignisse jedoch zu ernst und die Charakterverierungen der Marquise Vieli zu stark. Als Charaktergemälde aber ist der Ton des Ganzen zu locker und die Motive zu mangelhaft ausgeführt.

33. Dramatische Bilder für 1839, nach den neuesten französischen Originalien gezeichnet von R. Mettlee. Leipzig, Literarisches Museum. 1839. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Unglaublich ist, wie viele Federn in Deutschland von den Brosamen leben, die von der theatralischen Tafel Frankreichs abfallen. Hier tritt schon wieder eine solche auf, die nicht daran verzweifelt, auch noch Käufer und Liebhaber zu finden. Wo sollen sie herkommen? Durch ihren Inhalt zeichnet diese neue Sammlung sich bis jetzt nicht aus. Die Posse: „Hans und Peter", nach Vanderbuech, ist vom gewöhnlichsten Schlage; Rosier's vortreffliches Lustspiel, das wir unter dem Titel: „Mit dreißig Jahren", schon zweimal angetroffen haben, tritt hier unter dem unpassenden Titel: „Liebe und Entsagung", zum dritten Mal (!) auf; und die zweiaetige Posse: „Reisebilder", nach Xavier und Duvert, gehört unstreitig zu den größten Albernheiten, die für die Potte St.-Martin zubereitet werden, und deren gänzliche Nichtigkeit nur durch das Spiel der pariser Faubourg-Acteurs vergessen gemacht werden kann. Wo soll also nun dieser Band seine Stelle finden?

34. Ruy Blas. Drama in fünf Handlungen von Victor Hugo. Deutsch von Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. 16. 9 Gr.

Der geniale Wurf in den Erfindungen Victor Hugo's ist trotz aller seiner übrigen Fehler von keinem Sachverständigen in Abrede zu stellen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß in allen Werken der Poesie die Erfindung die Hauptsache ist und daß in ihr die eigentliche Dichtung wurzelt. Es muß ferner eingeräumt werden, daß, je höher unser kritisches Vermögen steigt, je mehr unsere Zeit auf diesem Gebiet leistet, desto mehr ihre schaffenden Kräfte, ihr Erfindungsvermögen abgenommen hat. Alles dies muß zum Ruhme Hugo's, der sich als ein Riese der Erfindung zeigt, zugegeben werden; es ist nur zu bedauern, daß des Dichters Erfindungen über sich selbst hinausgehen und durch maßlose Anstrengung sich selbst entnerven. Hugo stülpt Verwickelung auf Verwickelung, verwirrt hindurch unsere Phantasie, tödtet seinen eigenen Geist und läßt uns von seinen Erfindungen meistens nur eine unklare Erinnerung zurück. Die Details reißen ihn hin; er läßt den großen Faden fallen und nimmt die Fädchen auf, aus welchen er zuletzt ein Netz strickt, in dem er sich selbst verfängt und seine Kräfte bindet.

Alles dies geschieht in dem vorliegenden Drama mehr als in irgend einem frühern. Die sich überstürzende Verwickelung des dritten und vierten Acts hat weder Sinn noch Zweck; der klare, schöne und einfache Hauptgedanke geht darunter verloren, und die unmäßig erstrebte Wirkung tödtet die Wirkung, die da ist. Nichtsdestoweniger nennt der Feuilletonkönig, J. Janin, der sich sogar das Ansehen gibt, als wüßte er etwas von deutscher Literatur, den „Ruy Blas" ein Plagiat des Schiller'schen „Don Carlos". Es ist, als wollte man die „Henriade" ein Plagiat der „Ilias" nennen! Schiller, der deutsche Tugendheroid, soll sich mit V. Hugo, dem Prediger der moralischen Haltlosigkeit, begegnen! Aber freilich, von diesem Unterschiede hat Hr. J. Janin auch nicht einmal eine Ahnung. Wenn diese Herren um Gottes willen kritisiren, sind sie doch wie von allen guten Götteen verlassen! Dem großen Hugo geht es selbst nicht besser; denn seine kritischen Vorreden sind wie zum Gespött jedes deutschen Tertianers geschrieben. Der gute Mann martert sich immer noch um die Definition des Wortes Drama, und wir sehen immer deutlicher, daß er sie nie finden wird; denn V. Hugo gehört zu den Geistern, welche durch Naturtrieb leicht das Neue produciren, nicht aber zu denen, welche zur Gesetzgebung des Urtheils Beruf haben.

„Ruy Blas" ist denn wieder eine außerordentliche Erfindung. Es zeigt sich eine große innere Wahlverwandtschaft zu Bulwer's „Mädchen von Lyon", obwol die äußern Verhältnisse ganz verschieden in diesem Drama sind, und wir möchten wol wissen, ob Bulwer, dem es etwas an Erfindungsvermögen fehlt, Hugo's Drama gekannt hat. Der Stoff ist, wenn wir von den unnöthigen Verwickelungen der letzten Acte absehen, die mit der Haupthandlung nur in einem willkürlichen Zusammenhange stehen, eigentlich sehr einfach. Ruy Blas, ein junger Mensch von Bildung, Lakai jedoch bei Don Sallust de Bazan, wird von diesem in der Absicht, sich an seiner Königin zu rächen, die ihn wegwerfend behandelt hat, als sein Vetter an ih-

Digitized by Google

am Hof eingeschmuggelt und muß die Neigung der Königin entflammen. Nachdem er zum Herzoge von Olmedo und Günstling der Herrscherin emporgestiegen ist — den Trug duldet er, weil er die Königin glühend liebt —, erscheint der trunkische Don Salluft und enthüllt den — Lakaien, welcher Gift nimmt, da die betrogene Königin ihm nicht auf sein erstes Wort verzeihen will, und stirbt.

Die Fehler dieser Erfindung liegen auf der Hand. Von der Unnatur der Glut Ruy Blas' nicht zu sprechen, so hat Hugo einen großen Fehler darin begangen, daß er uns nicht sehen läßt, welche Schmach Don Salluft zu rächen hat. Hätte er uns etwa gezeigt, daß dieser selbst die Königin liebt und verschmähte Liebe das Motiv seiner Handlungen sei, so würde das ganze Drama an Wahrheit wie an Interesse gewonnen haben. Eine solche Exposition wäre unendlich besser gewesen als die ganz lückenbüßerische Verwickelung mit dem Doppelgänger Ruy Blas', Don Cäsar Bazan, aus dem der Dichter zuletzt selbst nicht mehr klug zu werden scheint. Diesen Einreden gegenüber zeigt Hugo wieder große und kräftige Schönheiten in den Situationen, tiefe Naturzüge in den Charakteren, überraschende, erschütternde Umschwünge in der Handlung. Ein Zug im dritten Act ist namentlich Shakspeare's würdig und durch stumme Handlung fast ein Seitenstück zu Malcolm's „Mann, drückt Euern Hut nicht also ins Gesicht". Es ist die Scene, wo Bazan zuerst vor dem neuen Herzoge von Olmedo erscheint, und wo er den normaligen Lakaien mitten in seinem stolzen Berichte von Dem, was er für das Land gethan, unterbricht:

— Mir scheint die Luft so kalt!
Wolle Ihr nicht dort das Fenster lieber schließen!

und wo er, als Ruy Blas wieder in seinen stolzen Ton verfällt, sagt:

— Seid doch
So gut und hebt mir dort mein Schnupftuch auf.

und dann fortfährt:

Ihr saget also . . .

Mit solchen tiefgeschöpften Zügen hat Hugo die französische Bühne zuerst bekannt gemacht, und das ist sein Verdienst; es ist das Verdienst der Erfindung wahrhaft dramatischer Situationen, wie die unstreitig ist, in welcher Ruy Blas, der Herzog, dem Manne gegenüber, der ihn mit einem Wort vernichten, ja mehr als vernichten kann, sich befindet. Auch die Zeichnung der jungen, schönen Königin, Maria von Pfalz-Neuburg, gegenüber ihrem Gemahl, Karl II., der über der Wolfsjagd seine Krone und seine Gemahlin vergißt, und die Art und Weise, wie Ruy Blas bei Hofe eingeführt wird, sind ähnliche Züge, voll tiefer Anschauung und energischer Erfindung. Dagegen scheint uns die Gestalt Don Cäsar's, des beutelschneiderischen Ehrenmannes, ebenso unnütz als verfehlt und Don Guritan nicht viel besser als ungemein albern, sodaß wir, Alles zusammengenommen, es hier wieder mit einer, durch Übertreibung des Geistreichen fehlervollen Erfindung zu thun haben, deren scenische Gruppirung jedoch wie ein Bild von Salvator Rosa unsere Seele mächtig aufregt. Was fehlt nun dem genialen Hugo zum großen Dramatiker? Es ist nicht Idee, nicht Kunstform, nicht Tiefe, sondern Maß. Daß von moralischem Halt bei ihm so wenig wie in dem französischen Leben überhaupt die Rede sein könne, versteht sich hierbei von selbst.

Die Übersetzung klingt stellenweise etwas hart, ist aber sonst treu und löblich.

35. Gasparbo, der Gondolier. Schauspiel in vier Aufzügen nebst Vorspiel. Nach dem Französischen des Bouchardy von August Gathy. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1838. Gr. 12. 16 Gr.

Schon bei dem vorhergehenden Drama eines der Koryphäen der französischen Dramaturgie hätten wir die Bemerkung machen sollen, worin unserer Ansicht nach das Wesentliche und Unterscheidende in der Auffassung des Dramas diesseit und jenseit der deutschen Grenze besteht. Dieser wesentliche Unterschied scheint uns einfach folgender zu sein. Die deutsche Tragödie ist ein Ausdruck des Kampfes der Leidenschaft gegen das Moralprincip, seinen ewigen Gegner; die französische Tragödie stellt nichts Anderes dar als den Kampf der Leidenschaft gegen die Leidenschaft in anderer Gestalt. Mit dieser Unterscheidung glauben wir ausgesprochen zu haben, was in allen ernsten und besonnenen Kritiken des französischen Dramas als dunkles Gefühl lebt, das nach dem Ausdruck ringt. Der allgemeine Mangel moralischen Feingefühls in dem französischen Volke, welcher alle politischen und culturgeschichtlichen Geschicke dieses Volkes erklärt, gibt auch unter Anderm die Einsicht in das seltsame Wesen seiner dramatischen Auffassung und in die Idee der Tragödie, wie sie sich in Frankreich entwickelt und verkörpert. Das Sittengesetz, das Moralprincip ist dort von Ursprung an ein zu schwacher Gegner der Leidenschaft, als daß diese an ihm einen tragischen Kampf darstellen könnte; V. Hugo und seine Schule haben daher einen andern mächtigern Gegner der Leidenschaft aufsuchen müssen; sie haben keinen andern gefunden als — wiederum die Leidenschaft. Daher ist denn nun trotz aller Genialität der sittlich-widerwärtige, der moralisch-ekelhafte Kampf zwischen Leidenschaft und Leidenschaft an die Stelle des erhebenden und läuternden Schauspiels getreten, das der Kampf der Leidenschaft gegen das Moralgesetz darbietet. Wir sehen die Liebe gegen die Rachgier, den Ehrgeiz gegen die Wollust, die Herrschsucht gegen die Lüsternheit in den Dramen der französischen Schule kämpfen, niemals aber eine dieser Leidenschaften im Gegensatz gegen den kategorischen Imperativ des Moralgesetzes.

In dieser Schule gehört denn auch Bouchardy, der Verf. des vorliegenden Dramas. Doch er hat dem Kampfe der Leidenschaften jene gräßlichen und übertriebenen Farben genommen, in denen sein Meister sich gefällt, und ist in demselben Maße naturwahrer geworden. Ein reicher und wahrhaft dramatischer Stoff liegt dem Stücke zum Grunde: die Throngelangung Francesco Sforza's, des armen Gondoliersohnes, den wir im Vorspiel als Kind seinem Vater entführt und durch wunderbare Geschicke zum Feldherrn der Visconti von Mailand werden sehen. Mit etwas mehr Entwickelung der Charaktere und einiger Vereinfachung der sehr verwickelten Intrigue wäre das Stück ein durchaus lobwürdiges geworden; denn die Fabel ist reich und anziehend, die Sprache wahr und natürlich und die Wirkung liegt im Gange der Ereignisse selbst, die mit guter Ökonomie und in musterhafter Gruppirung behandelt sind. Nur von Seiten der Charaktere ist dies sonst wirksame Drama monoton und schwach.

Die Übersetzung läßt Fluß und Sprachgewandtheit vermissen, ist von Gallicismen nicht frei und ziemlich steif und ungefügig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter Schlemiel und sein Sohn, ein Zeit- und Charakterbild aus den Landen Bimbam und Bivbav. Herausgegeben von Karl Riedel. Frankfurt. 1839. Gr. 8. 1 Thlr.

„Das Buch hat tiefere Bedeutung, als es dem ersten Anblick nach scheint. Es ist ein Stück vom Faust des 19. Jahrhunderts darin, jenem Faust, der aus den freien, erquicklichen Höhen der Poesie oder Wissenschaft herniederstieg in die trostlose Steppe des Industrialismus." So schreibt, wie es heißt, ein Freund des Verf. über vorliegendes Buch, und der Verf. läßt diese und ähnliche Stellen in der Vorrede zu demselben abdrucken. Ein „Faust des 19. Jahrhunderts". Erhabene Aufgabe! Kühnes Werk! Aber nein! nur „ein Stück" von ihm. Immerhin; auch die Anfänge müssen hier sicher interessant, die Einzelnheiten bedeutend sein. Gab ja Goethe auch zuerst nur ein Fragment seines „Faust"! Das Großartige der Conception gab sich auch im Fragmente kund; die Deutung, der Sinn des Ganzen war selbst nach der Vollendung des Wer-

Digitized by Google

res noch nicht Allen erschlossen, Allen derselbe. Der Verf. vorliegenden Buches kommt dem Leser gleich anfangs zu Hülfe; wir wollen die Stelle, die sehr charakteristisch ist, hersetzen (S. 5):

„Würde ich sagen: Schlemiel ist in seiner übersinnlichen, außerweltlichen Gestalt das Product von moderner Civilisation und industriellem Talente in Ehrgeiz, Eigennutz und Perfidie, so wäre nur halb ausgedrückt, was ich als die Wahrheit desselben ergründete. Würde ich sagen: es ist blos der selbstquälerische Drang des einen dieser Factoren, in den andern überzugehen, ohne daß es doch zu einer festen Basis des Productes käme, so würde ich dem Ausdruck meiner Darstellung näher treten. Aber auch diese Definition ist nur halb, denn jenes Produciren, jenes Multipliciren des einen der Factoren in den andern ist doch wieder nur vorhanden als gebunden in Einem Wesen, Einer Idee, diese verwirklicht in Einer Person, Einem Charakter. Fasse man also beide Definitionen, die eine, die das feste Product, den gemeinsamen Halt, und die zweite, welche die unendliche Metamorphose der Factoren ineinander, daher auch ein Verleugnen des einen durch den andern ausspricht, zusammen, und man hat wenigstens einen schwachen Begriff von der abstracten Persönlichkeit Schlemiel's, welche mit Einem Worte den Goldgeist als modernen Weltevangelisten repräsentirt."

Das ist nun zwar noch lange nicht ein moderner Faust, wie man denn überhaupt wol an der Gestaltung eines solchen zweifeln kann, aber sicher ein bedeutender Gedanke und verschiedenartiger Auffassung fähig; ja, ein tüchtiger englischer Romandichter hat bekanntlich mit der Darstellung der einen Seite desselben neuerlich einen Versuch gemacht. Um so begieriger, vielleicht eine andere Seite kennen zu lernen, lesen wir das Buch unsers Verf. und finden die Biographie eines gewissenlosen Advocaten in Bamberg, der durch eine Reihe planvoll durchgeführter Schlechtigkeiten, durch Arrangements von Schuldenwesen und Güteradministrationen sich ein bedeutendes Vermögen erwirbt, dabei aber um seinen Credit bei seinen Mitbürgern kommt, sich nun der Regierung in die Arme wirft, als Policeidirector und Bürgermeister fungirt und, als seine Geldgier, seine Liederlichkeit und sein Hochmuth ihn auch hier zu Falle bringen, seinen Tod fingiren läßt (wobei ein unter dem Galgen Ausgegrabener die Stelle seines Leichnams vertritt) und nach Wien ausreist, um dort ein zweites Leben zu beginnen. Das ist die erste „Schlemielsincarnation", der die Geschichte seines Aufenthalts in Wien und fernern Treibens, wol auch die seines Sohnes als zweite in einem andern Theile folgen soll. Es ist anerkennbar, daß diese Erzählung zum Theil factischen Grund hat; dies geht sowol aus dem durchweg waltenden Mangel poetischen Lebens in Composition und Charakteren als aus den vielfachen Specialitäten hervor, die, obwol durch fingirte Namen von Personen und Orten dem minder mit dortigen Verhältnissen Bekannten undeutlich bleibend, doch als auf vorhandene Zustände bezüglich sich kund geben. Klar ist, daß Bimbam Bamberg, das Königreich Bivbav Baiern und das Austerland Östreich bezeichnet; wenn gegen das Ende auch ein Fürst Tiefenlohe und ein Naturphilosoph aus der Hauptstadt von Bivbav auftreten, so ist hier auch kein Zweifel über die Deutung. Von welcher Art die Poesie gegen Schelling sei, kann man daraus sehen, daß der Verf. ihm durch Schlemiel den Ziegelorden überreichen läßt. In die niedrigsten Winkel des schmutzigsten Schacherjudenthums führt uns gleich der Anfang dieser erhabenen Dichtung. Schlemiel ist nemlich der Sohn eines Falschen und erhält den Namen, unter dem wir ihn kennen, bei seiner Convertirung zum christlichen Glauben, indem er eine Sylbe von dem Namen seines Pathen, die andere von dem, den er früher führte, nimmt und so zusammensetzt. Kurz, Anfang, Mitte und Ende des Buchs, mit Ausnahme einer trefflichen Episode: „Aus Immanuel's Briefen", deren Verirren in diese Schrift wie in der That nicht begreifen, ist Gemeinheit, und eine wahre Entwürdigung des hohen Gebildes der Thamissa'schen Muse liegt in dem Andrängen dieses Machwerks an dasselbe. Es ist klar, daß eine künstlerische Tendenz den Verf. nicht beseelt haben kann; warum, wenn seine Absichten rein persönlich waren und wenn er es einmal für nicht unwürdig hielt, ein solches Buch zu schreiben, warum auch noch solche Bemühungen aber Blendwerke in Einleitung und Vorrede, die das Werk selbst auf jeder Seite zu nichte macht? 39.

Literarische Notiz.

Der französische Übersetzer der Zöpfl'schen Schrift über die spanische Erbfolge ist Billing, ehemals französischer Geschäftsträger in Madrid und Neapel. Die Übersetzung wird ihrer Gewandtheit und Deutlichkeit wegen gerühmt und ist mit interessanten Noten versehen. Unter den neu erschienenen französischen Romanen sind zu nennen: „Georges de Rossières, roman intime", von C. Lebhay, Verf. der „Mémoires de la mort" (2 Bde.); „La comtesse aux trois galans", von Alphonse Brot; „Le capitaine Pamphile", von A. Dumas, dadurch eine Curiosität, daß dieser Roman nur einen Band umfaßt, während die gewöhnliche Regel bei den Franzosen zwei Bände, bei den Engländern drei Bände fodert. Von Sand's „Lélia" erschien eine neue, gänzlich umgearbeitete (refondue) und mit einer interessanten Vorrede vermehrte Ausgabe. 103.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern,
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Funfzehntes Heft,
Homöopathie bis Italienische Literatur.

Druckpapier 8 Gr.; Schreibpapier 12 Gr.;
Velinpapier 18 Gr.

Homöopathie. — **Horne-Wronski.** — **Honigberger** (Martin). — **Hönigern.** — **Hoofdet** (Georg Wilh. v. — Karl Wilh. v.). — **Hook** (Theodore). — **Höpfner** (Ernst Georg Phil.). — **Höpp** (Joh. Paul). — **Hornemann** (Jens Wilken). — **Hosbach** (Wilh. Heinr.). — **Hotho** (Heinr. Gustav). — **Hottentotten**, s. **Kaffern.** — **Houston** (Samuel). — **Hübsch** (Heinr.). — **Hüffell** (Joh. Jak. Ludw.). — **Hug** (Joh. Leonhard). — **Hügel** (Ernst Eugen, Freih. v.). — **Hügel** (Karl Alexander Anselm, Reichsfreiherr v.). — **Humana** (Joh. Georg). — **Hume** (Joseph). — **Hunt** (Leigh). — **Hupfeld** (Herm.) — **Huschke** (Georg Phil. Ed.). — **Hüsgen** (Joh.). — **Hydroxygengasmikroskop.** — **Tärta** (Hans). — **Ibrahim Pascha.** — **Ideler** (Christian Ludw. — Julius Ludw.). — **Immermann** (Karl). — **Industrie.** — **Ingelis** (Henry David). — **Ingres** (Jean Auguste Dominique). — **Intervention.** — **Jonische Inseln.** — **Irland.** — **Isambert** (François André). — **Isturiz** (Don Javier de). — **Italien.** — **Italienische Literatur.**

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 297. — 24. October 1839.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 296.)

36. Almanach für Privatbühnen von E. v. Holtey. Erster Jahrgang. Rigo, Frantzen. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Nichts vermag, wir gestehen es, unser Urtheil mehr zu bestechen als eine so bescheidene Vorrede wie die des Verf. zu diesem Almanach. Er sagt von sich selbst, daß er besser als jeder Andeer misse, wie er kein Dichter für Werke voll Tiefe und Vollendung sei, und da er dies von sich selbst sagt, so dürfen wir ihm einräumen, daß er ein fertiger Poet, voll Geschmacks und kunstlosen Witzes sei, dem selbst bisweilen gelingt, uns durch Naturbeobachtung und Wahrheit tief zu ergreifen. Namentlich ist eine eigene Gattung des Rührenden seine starke Seite, und von dieser treffen wir in dem vorliegenden Bande ein vortreffliches Exemplar in dem einactigen Schauspiel: „Hans Jürge", an, das in seiner Art ein Muster ist. Die erste der hier zusammengestellten Kleinigkeiten (Lückenbüßer, Salonstücke nennt sie der Verf.) scheint uns nicht ganz Original zu sein; wir haben eine ähnliche Idee, wie sie das „Liederspiel oder der schottische Mantel" bringt, schon angetroffen. Dagegen ist das Schauspiel „Hans Jürge" ganz und durchweg deutsch, so beinahe nur Deutschen verständlich. Eine meisterhafte Naturzeichnung, die glücklichste Erfindung, frappante Wahrheit und eine köstliche Laune stellen dies kleine Stück in unsern Augen sehr hoch und weit über „Leonore", den „Majoratsherrn" und andere Arbeiten, wegen welcher der Verf. laut gelobt worden ist. Dies Stück ist ganz in Naturtönen, ohne alle Bühnenconvenienz geschrieben, und darin liegt, glauben wir, sein seltener Reiz. „Ein Achtel vom großen Loose" ist eine effectvolle Posse; „Herr Heiter" enthält allerliebste Lieder, unter welchen das S. 185:

Ein altes Faß mit grauem Haar,
Sein Äuglein ist so hell und klar —
Was mag das für ein Äuglein sein?
Ich weiß es schon, das Äuglein ist der Wein —

einen wirklich genialen Wurf hat. „Dreiundbreißig Minuten in Geünderg", ist durch Contrastirung des berliner und des breslauer Volkscharakters erfreulich; „Die Wiener in Paris" aber erscheinen ein wenig gesucht. Durchweg aber herrscht in diesen heitern und anspruchslosen Spielen guter Geschmack und eine Leichtigkeit, die sie zu Salonstücken empfehlenswerth macht. Wir wollen dies gern anerkennen, ohne es jedoch gerade zu loben, daß der Verf. sich so sehr ins Kleine verliert, so lange ihm noch Kräfte zu größern Arbeiten beiwohnen.

37. Neuestes Theater des Auslandes, für die deutsche Bühne bearbeitet von B. A. Hermann. Erster Band. Hamburg, Berendsohn. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Noch eine Abfallsammlung; indessen doch eine, der wir uns erfreuen können, da der Sammler seine Wahl mit Geschmack trifft. Die hier vorliegenden Sachen gehören fast alle zu den bessern Erscheinungen der heutigen französischen Dramatik und machen auch diesseit der Maas auf Geltung Anspruch. „Voltoire's Ferien", Alex. Dumas' überaus dramatischer „Kean", das historische Lustspiel: „Der König wider Willen", welches die seltsame Verschwörung Heinrich's III. von Valois gegen sich selbst gefällig und mit vieler Laune dramatisirt, sind sehr annehmbare Gaben. Das zuletzt genannte Stück ist wirklich von meisterlicher Behandlung und bildet ein würdiges Seitenstück zu Scribe's bester Arbeit: „Bertrand und Raton." Der altfranzösische Leichtsinn in Staatsgeschäften gibt solchen Stücken in den Augen der Deutschen eine eigene Komik mit, welche für die Franzosen verloren geht, und macht dies Drama auf allen deutschen Bühnen gewiß zu einem Kassenstück. Die folgenden Lustspiele: „Ein Ball der vornehmen Welt" und „Fatalitäten", Lustspiel in fünf Acten, sind den deutschen Sitten weniger homogen und haben weniger Recht zu gefallen. Wenn es in dem „König wider Willen" für uns komisch ist, ernste und ernsteste Dinge mit der Frivolität des Hofes Ludwig's XIV. behandelt zu sehen, so verstimmt es uns hier, Frivolitäten mit allem möglichen Ernst, ja sogar mit Sentimentalität tractiren zu hören. Das aber ist einmal die Natur der Franzosen und der Grund ihrer sogenannten Liebenswürdigkeit, gegen welche wir uns wie seit 300 Jahren noch allen Krösten wehren wollen. Scribe's Lustspiel: „St!", können wir uns dagegen wieder gefallen lassen, wenn auch eine Immoralität en haut parage den Grundstoff der Verwickelung bildet. Der Titel ist offenbar erst gemacht worden, nachdem das Stück fertig und Katharina's Versuch, einen neuen Foyerein zu gewinnen, an Lodiskous' echter Liebe gescheitert war. Das letzte Drama endlich: „Wilson oder die Verleumdung", in drei Acten, hat zu wenig Neues und Eigenthümliches, und deutet die bekannten widerwärtigen französischen Sentiments zu sehr an, als daß es uns Beifall abgewinnen könnte. Wie begreifen nicht mehr nur mit Mühe, wie die quecksilbernen Franzosen dieses langweilige Genre noch immer ertragen können. Der Bearbeiter hat das Verdienst, Viel in einem Bande zu geben; gut sind seine Übersetzungen nicht.

38. Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht von Arthur Lutze. Leipzig, Brockhaus. 1839. 8. 12 Gr.

Aus dieser wunderlichen Rhapsodie in dramatischer Form spricht ein Geist tiefsinniger poetischer Intention und eine tiefinnerlich erschütterte Seele uns an, die noch dichterischem Ausdruck ringt und ihn im Ringen findet. Das Gedicht erscheint uns wie eine merkwürdige Einleitung zu einer poetischen Laufbahn und unserer nähern Würdigung werth, so kurz es auch ist.

Das Ganze ist zwar nur eine Skizze; allein in der großen Weltfrage, welche die Menschheit ewig beschäftigt, und welche „Faust", „Manfred", „Der wunderthätige Magus", „Don Juan" und Halm's „Adept" behandeln, findet es eine neue Seite auf. „Das Galgenmännlein," ist das Erdenglück, und die Lehre des Gedichts ist die, daß, wer nur einen Heller dafür bezahlt, aus Dem, was sein eigen ist, nämlich seinem innern Seelenschatz, auf

Digitized by Google

ewig an dasselbe gebannt und verloren sei. Diese Idee, der Niemand eine edle poetische Geburt abstreiten kann, hat unsern ganzen Beifall, und wir wünschten nur, der Verf. hätte sie etwas weniger skizzenhafe ausgeführt, als hier geschehen ist. In seinem Gedicht gibt er uns nur Gruppen, ohne, oder doch nur mit losem, schwer zu verfolgendem Zusammenhang; seine Dichtung erscheint wie ein großer, kühn angelegter, aber hinterher zerrissener Carton. Die folgenden sind die Hauptgruppen dieses kühnen Gemäldes. Heinrich (anders bezeichnet der Dichter seinen Helden nicht) schmachtet klagend im Kerker, aus dem ihn Johanna, des Kerkermeisters Tochter, befreit. In ihrem Kämmerlein klagt Klärchen, seine Braut, über den verschwundenen Geliebten; Anna spricht ihr zu und fodert sie auf, ihre Thränen zu trocknen, denn ihr Heinrich gehöre den Lebenden nicht mehr an.

Laß ruhen die Todten und dämpfe den Schmerz,
Die Liebe erfrischt ja das trauernde Herz.

Der neue Bräutigam hat ihr ja prächtigen Schmuck verehrt:

So köstliche Ringe mit Demantstein,
Das soll 'mal ein Blitzen und Blinken sein.

Heinrich, in Freiheit, begegnet Zigeunern; Nurka warnt ihn vor Mädchentreue:

Denn des Mädchens Sinn ist leicht,
Wie die Haseleuth' sich beugt.
Wo am Felsen Wellen stranden,
Da nur darfst du ruhig landen.

Ein Hirtenmädchen erzählt ihm von Klärchen's Brautstande; gleich darauf trifft er auf sie mit ihrem Bräutigam. Dem Verzweifelnden erscheint Johanna und meldet ihren und ihres Vaters Tod um seinetwillen. Besinnungslos geräth Heinrich in ein Wirthshaus voll Soldaten; ein Spanier darunter, mit dem er würfelt, gibt ihm das Galgenmännlein.

Ja, wisse, nur durch Kauf kann man's erlangen,
Und nur für einen g'ringern Preis verkaufen.
Doch nur für Jenen bliebe nichts zu hoffen,
Der einen Heller für das Ding bezahlt;
Kein Teufel könnte ihn davon erretten,
Und wollt' er sich in Glut und Wasser betten,
Es ist umsonst — er ist der Hölle Sohn.
Was gibst du mir, so ist's dein eigen?

Heinrich.

Nur der Dukaten ist noch mein

Er nimmt's, den Doppelsinn der Hölle nicht achtend. Seine Sinne schwinden. Im Palast, im Liebesglück finden wir ihn wieder. Katharina schmeichelt ihm die Flasche ab und wirft sie zum Fenster hinaus in den Strom; doch Heinrich findet das Galgenmännlein in seiner Tasche wieder. Matt, krank, enttäuscht, schickt er es an seinen Doctor um zwei Gulden als eine Rarität:

Was hatt' ich nun von den geträumten Freuden?
Zwei Unzen Glück — und centnerschwere Leiden,
Und Ruhe — keinen Augenblick
Ich träumte . . . .
Da war's mir doch, als kröch' aus jenem Fläschchen
Ein schwarzer Wurm viel Ellen lang heraus,
Polypenartig meinen Leib umschlingend,
Und drückte bergeschwer auf meine Brust

Kaum hat der Doctor das Flaschchen angenommen, so erscheinen Perser und begehren 100,000 Dukaten für den Schmuck der Geliebten. Heinrich muß den Palast verlassen und wandert froh mit den zwei Gulden des Doctors fort. Auf dem Markte kauft er einem Charlatan seinen Kram ab; das Galgenmännlein ist darunter. In der Klosterkirche, wo Klärchen als Novize weilt, bekenne Heinrich dem frommen Röschen seine Liebe. Ein Geisterchor jagt ihn in den Wald; hier fällt er den Soldaten in die Hände; er wird gefesselt. Im Kerker werfen ihm Mitleidige Geld durchs Fenster; ein Bettler erscheint und bittet ihm das Galgenmännlein zum Kauf; er rafft das umherliegende Geld zusammen und gibt es dafür hin.

Hier hast du Geld,
Sei klug, und dir gehört die Welt.

Dem Kerkermeister wirft er Gold entgegen. Als dieser schwankt, bittet er von neuem seine Glieder den Fesseln an; aber der Kerkermeister ruft:

Laß mir das Gold und geh, wohin du willst;
Denn glücklich wärd' ich nun doch niemals wieder.

Ein armer Rekrut kauft ihm das Fläschchen für einige Heller ab. Von einem Soldaten, mit dem er spielt, gewinnt er zwei Pistoletten; müde des Lebens, setzt er sie an die Stirn, drückt ab, und das Galgenmännlein hüpft in seiner Tasche. Die Klosterglocken ertönen; Heinrich will beten, Klärchen stürzt herans, betet für ihn, und die „Glorie des Himmels" ruft:

Die Gottheit achtet nicht der todten Worte;
Dein Wille öffnet dir des Himmels Pforte.

Worauf Heinrich sterbend in Klärchen's Armen:

Herr, hilf mir! — Ha, der Satan ist verschwunden —
Durch dich, o Heil'ge, habe ich Gnade funden.

Hiermit endet das Gedicht. Wir haben gesehen, wo der Verf. mit Goethe und mit Halm zusammentrifft; ganz frei ist er offenbar nicht gewesen. Sein Gedanke weicht wenig von dem des „Adept" ab und paraphrasirt den des „Faust" an vielen Stellen. Der Letztere hat auch die Form, die geistvollen Lieder (ja selbst ein Trinklied) und Anderes mehr inspirirt. Dennoch scheint uns diese Dichtung der Auszeichnung werth und dünke uns Probe eines beachtenswerthen Geistes zu sein. Nur gegen den Schlußgedanken möchten wir eine Einwendung erheben. Die poetische Gestaltung des Satzes, daß, einmal mit der Sünde befreundet, es uns nicht helfe, die Sünde von uns zu scheuchen, ist richtig und im „Galgenmännlein" gut ausgedrückt und abgespiegelt; allein, daß der Wille allein heilige, ist doch in dem Umfange kaum wahr, wie die Worte der Glorie des Himmels annehmen lassen. Denn welcher Böswicht wäre mit seinem Willen, was er ist? Er ist es wider seinen Willen.

Von der poetischen Ausdrucksweise, die eine solche ist, daß sie mit dem Werthe der Gedanken im Einklange steht, haben die angeführten Stellen hinreichende Proben gegeben. Der Dichter möge nur so fortfahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Altes und Neues aus Andalusien.*)

Erstes Artikel.

1. Cadiz.

Wenn wir auch Staaten und Völker nach längern oder kürzern Lebensabschnitten mit ziemlicher Regelmäßigkeit, namentlich in einem Welttheile von so großer Regsamkeit und Thätigkeit wie Europa, verschwinden sehen, so gibt es doch Städte, die von ihren weise wählenden Gründern für die Ewigkeit gedacht scheinen, die alle Zeiten historischer Kunde hindurch mit stets gleicher Wichtigkeit bestehen. Es sind solche, welche Gunst der Lage und Oertlichkeit zu natürlichen Stapelplätzen des Handels machte, welche, unabhängig von dem Charakter der Nationen und ihrer Einrichtungen, deren Gefüge und Wechsel, in dem materiellen Bedürfniß der Völker, welche diese auch sein mögen, die Bedingung ihrer Existenz finden und daher, selbst von Naturstürmen oder Barbarenmuthwillen zerstört, sich immer von neuem erheben; in Europa vernehmlich Konstantinopel, Marseille und am äußersten Westende des Erdtheils Cadiz, so viel älter als jene beiden Städte, wie der Phönicier Staats-, Handelsleben und Colonisation älter ist als der Griechen. Wie Konstantinopel durch seine Lage fast unbezwinglich, ist Cadiz zwar mehre Male feindlich eingenommen (1262 durch die Spanier, 1596 durch die Engländer, bei welcher Gelegenheit Graf Essex sich auszeichnete, und 1625), weit öfter aber vergeblich be-

*) Nach einem Artikel im „Quarterly review", März 1839.

lagert und gegen die heftigsten und langwierigsten Angriffe auf das tapferste vertheidigt worden, unter denen jener der Franzosen von 1810—12 kaum der 2000 Jahre frühern Belagerung von Syrakus oder der von Konstantinopel durch Mohammed II. nachstehen dürfte. Ungeachtet diese durch ihre Lage Feinden ebenso unzugängliche wie auf den weitesten und ausgedehntesten Handel angewiesene Stadt seit 1786 durch viele neue Gebäude verziert und in ihrem Umfang erweitert worden ist, so mußte doch ihr Flor durch die fehlerhafte Handelspolitik und die träge Indolenz der spanischen Regierung, zuletzt aber durch den Verlust der amerikanischen Colonien bedeutend leiden, und derselbe hätte sich nur herstellen können, wenn das Decret, welches am 21. Febr. 1829 die Bahia de Cadiz zum Freihafen erklärte, in Kraft geblieben und nicht im September 1832 schon wieder aufgehoben worden wäre. Als Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels und darum Sitz der Consuln und Agenten aller europäischen Staaten, mit einer Bevölkerung von 75,000 Einwohnern ist Cadiz immer noch ein bedeutender Ort und wird es durch die Gunst der Natur und Örtlichkeit bleiben auch unter der schlechtesten Regierung; aber seine öden Straßen, sein leerer Hafen zeugen von seinem gesunkenen Glanze, von dem Verfall der Lebens-, Geschäfts- und Reichthumsfülle, die im Alterthume, zur Zeit der Größe der spanischen Monarchie und selbst in der ihrer tiefsten Erniedrigung, als die Insurrectionsjunta, von den Franzosen aus der ganzen Halbinsel verdrängt, an diesem fernen Punkte ihren Sitz aufgeschlagen hatte, hier herrschte. Auch das genußreiche Sinnenleben, in See- und Handelsstädten so vorherrschend, wie Korinths und vieler asiatischen Städte Hierodulen und Babylons durch das Gesetz zur Pornie mit den Fremden verpflichtete Frauen erweisen, die Ausgelassenheit und Üppigkeit des Volks, einst gewiß nicht geringer als im alten Byzanz, wo die Männer fast ganz in den Weinschenken lebten und ihre Mauern nur vertheidigen wollten, wenn die Trinkstuben ihnen auf dieselben nachfolgten, scheint mit der Blume des Reichthums verschwunden und die muntere Tochter „der lustigen Stadt", wie Jesaias im 23. Capitel Tyrus bezeichnet, die „jocosae Gades" Martial's, durch Armuth, Krieg, schwere Zeitläufte und Handelsstockung stiller, nüchterner und ernster geworden zu sein. Es ist gegenwärtig für Cadiz eine Zeit wie die, über welche Festus Avienus im 5. Jahrhunderte klagte, wo ebenfalls Stockung des Handels eine Stockung des Lebens in dieser Stadt der Freude herbeigeführt hatte und ihr auf eine ganze Reihe von Jahrhunderten alle Bedeutung raubte.

Handel erzeugt Überfluß, dieser Wohlleben und Genuß, und wo derselbe nicht durch strenge häusliche Sitten, wie in Genf, oder durch ernste öffentliche Zucht, wie in Massilien, dem Genf des Alterthums, beschränkt wird, da geht in ihm das ganze übrige Leben auf. Das zeigt selbst Antwerpen, obgleich einem wenig verführerischen Klima und einem wenig leidenschaftlichen Volke angehörend, aber in einer Zeit, wo es von 200,000 Menschen bewohnt wurde und oft 2500 Schiffe auf einmal mit ihren Ladungen in seinem Hafen lagen; das zeigen unter südlicherm Himmelsstrich Tarent, Sybaris und Neapel, das zeigt Alexandrien mit dem übel verrufenen Kanopus, das zeigt jene Kette von Karavanenorten und Handelsstationen von Smyrna und Ephesus bis Babylon, nach Dem, was Strabo über manche von ihnen berichtet, das zeigt auch Cadiz in alter und neuer Zeit. Solche Orte, wo nach dem Ausdrucke eines Franzosen les lettres de change sont les belles lettres, wo nach einer Äußerung Huber's in seinen „Skizzen" die Wollust in Poesie gebracht ist, kann der zu seiner Ausbildung und Belehrung reisende Fremde nicht anders besuchen wollen als Fenelon's Telemach Cypern, an Mentor's Hand. Sucht er höhere Interessen, dann dürfte er leicht mürrisch und verstimmt von seiner Reise zurückkehren; er muß kommen, um mit unbefangenem Blick das Gewühl eines geschäftigen Lebens und den Strudel des Vergnügens, der Tausende in jeder Minute hinabzieht, zu betrachten, während er selbst, vorsichtig wie Odysseus, um denselben hinwegsteuert. Cadiz ist aber noch immer mehr als jede andere Stadt in Europa ein solcher Ort, da hier, ungeachtet in ihm die freiesten Ansichten in Spanien gefunden werden, bei der rein materiellen Richtung des Lebens höhere geistige Bestrebungen noch nicht aufgekommen sind. Das alte Gades trug diesen Charakter bei größerm Reichthum und einem die Sinnenlust unmittelbar befördernden Cultus noch weit mehr: seine Leckerbissen und seine Tänzerinnen, die wir in den römischen Schriftstellern der Kaiserzeit so häufig erwähnt finden, machten es zum Palais royal der Alten Welt; und wenn Apollonius von Tyana dahin kam, um den Untergang der Sonne („stridentem gurgite solem" bei Juvenal) und die Ebbe und Flut des atlantischen Oceans zu beobachten, welches Phänomen er sich durch unterirdische, das Wasser einsaugende Winde, wie der in seinem „Polyhistor" eigentlich nur Plinius wiederkäuende Solinus durch große Seethiere erklärte, Plinius selbst aber für unerklärbar hielt, so waren solche Fälle gewiß Ausnahmen und die Zahl der vergnügungs-, eß- und zerstreuungslustigen Reisenden wird hier ungleich größer gewesen sein als die der wißbegierigen. Jetzt vollends geht Niemand mehr nach Cadiz, um Ebbe und Flut oder den Untergang der Sonne*) zu beobachten, Gegenstände, von denen die poetische Einbildungskraft der Alten sich so wunderbare Vorstellungen machte, und deren Verknüpfung mit dieser auf der Scheide des Festlandes und des großen Wassergürtels des Oceanus gelegenen Stadt nicht wenig dazu beitrug den schimmernden Glanz des Wunderbaren um sie auszubreiten. Dagegen kommt jetzt ein Interesse hinzu, welches im Alterthume weniger wirksam war, das antiquarische, dem Cadiz wie die ganze alte Bätica keinen dürftigen Stoff darbietet. Wer dasselbe auf diesem Boden verfolgen will, der versäume nicht ein Buch zum Führer zu nehmen, das, vielleicht schon längst vergessen, durch das von W. von Humboldt darüber ausgesprochene Lob erst wieder ins Gedächtniß zurückgerufen ist, nämlich Franz Carter's „Reise von Cadiz nach Malaga" (2 Bde., 1777), ein verdienstliches Werk von gründlicher classischer Gelehrsamkeit und für die alte Geographie und Topographie in diesem Theile von Spanien besonders wichtig. Das hat der neueste Reisende, der Andalusien besuchte und beschrieb**), ein zur Besatzung von Gibraltar gehörender englischer Offizier, wohl gewußt, seinen gelehrten Vorgänger aber, ohne denselben immer zu verstehen, auf eine Weise geplündert, die, wenn er sie im Felde anwendete, ihn unfehlbar als Marodeur vor ein Kriegsgericht bringen würde. Für die gewöhnlichen Touristen, wie sie scharenweise von England und Frankreich ausgehen, bietet Spanien eine Menge von hervorstechenden Zügen dar, mit denen sich leicht ein paar Bände füllen lassen, um so mehr, wenn man wie das „Journal des débats" in seinen „Lettres sur l'Espagne", die wahrscheinlich nicht außerhalb Paris geschrieben wurden, den Bürgerkrieg und die gegenwärtige Desolation der Halbinsel in den Text ziehen und davon Veranlassung nehmen will, die Revolution, als deren Quelle, zu bekämpfen. Man bedenke nur die Gestalt des Landes, die reiche, mannichfaltige, bald reizende bald wilde Natur, wenigstens in dem Theile, von welchem hier die Rede ist, die scharf ausgeprägten Züge der Nationalität in den untern Classen mit An- oder Nachklängen von Poesie, wie sie in dem Le-

*) Da die Wissenschaften im Alterthume bei aller Geschmacks- und rhetorischen Bildung nie Gemeingut geworden sind wie jetzt durch die Wohlthat der Presse, so waren die gewöhnlichen Vorstellungen von den Phänomenen der Natur keine andern als die durch die Dichter verbreiteten. Noch Isidor (III, 15) dachte, daß die Sonne über Nacht auf unterirdischer Bahn zum Aufgang zurückkehre, wie 1000 Jahre vor ihm die griechischen Dichter; doch ist es nicht geradezu unmöglich, mit dieser sinnlichen Vorstellung einen tiefer liegenden wissenschaftlichen Sinn zu verknüpfen.

**) Excursions in the mountains of Ronda and Granada, with characteristic sketches of the inhabitants of the south of Spain. By Captain C. R. Scott. Zwei Bände. London 1838.

den der meisten europäischen Völker längst verhallt sind, die Ventas, die Maulthiertreiber, die Stiergefechte: — dies und viele andere Dinge bieten einem Touristen eine reiche Lese dar, während der gelehrte und der historischen Forschung nachgehende Reisende nicht leicht auf einem andern Boden eine ergiebigere Ausbeute erwarten darf. Hätte der Verf. der zuletzt erwähnten Reise durch den schönsten und angenehmsten Theil von Andalusien nicht jene Eigenschaften beide in sich vereinigen und auf fremde Kosten den Gelehrten spielen wollen, ohne daß er selbst oft kannte, was er gebrauchte, dann würde er immer ein unterhaltender Reisebeschreiber geblieben sein; so aber ist sein Buch für den Gelehrten, dem es doch imponiren sollte, unbrauchbar, und der wissenschaftliche Reisende, namentlich dem südlichen Theile von Spanien so wünschenswerth, vermag nicht in seine, sondern, wie wenn er gar nicht dagewesen wäre, nur in des nämlichen Carter's Fußtapfen zu treten, den er ausschrieb, ohne ihn zu verstehen. Die hier folgenden Notizen sind daher keineswegs auf seine Gewähr gebaut; aber wie man auf Fußwanderungen und in fremden Städten sich der Führung von ungelehrten Wegweisern und Cicerones überläßt, wenn sie nur der Wege und Örtlichkeiten kundig sind, und ihren Deutungen und Erklärungen, deren Sinn sie oft selbst nicht verstehen, geduldig zuhört, so folgen wir ihm auch als Wegweiser auf einem Terrain, das er wenigstens mit Augen sah, und erklären uns die Dinge, deren Anblick oder Erinnerung sich uns hier darbietet, nach eigenem Wissen und Dafürhalten.

Nach Velleius wurde Cadiz noch vor Utika von den Phöniciern gegründet, und da Aristoteles die Anlage der letztern Stadt nach „phönicischen Quellen" um 287 Jahre höher als die von Karthago setzt, so wird mit ziemlicher historischer Gewißheit die runde Zahl 1100 als Gründungsjahr für das alte Gadir, Gadeira oder Gades, wie es später hieß, nebst Tartessus, das frühe und gewinnverheißende Ziel phönicischer Schifffahrt, angenommen werden können. Der Name dieser nach phönicischer Gewohnheit auf schmaler Landzunge erbauten Stadt bedeutet die „Meerumhegte", nicht γῆς δείρα, wie die wunderlich etymologisirenden Griechen erklärten, die auch das Fremdeste aus ihrer Sprache ableiteten und z. B. Bosra, die Akropolis Karthagos, mit βύρσα, Fell, um so lieber in Verbindung brachten, da sich daran die auch sonst nicht seltene Sage vom Verschneiden der Kuhhaut knüpfen ließ. Für die Phönicier war Spanien, was später für dieses Südamerika geworden ist, und mit der nämlichen Eifersucht, Grausamkeit und ängstlichen Behutsamkeit gegen Fremde, wodurch die Spanier sich verhaßt und arm gemacht haben, wurde von jenen der Handel nach einem Lande behauptet, aus dem sie reiche Silberladungen, englisches Zinn und den Bernstein*) des baltischen Meeres holten, für welche beiden letztern Artikel Cadiz wahrscheinlich Niederlagsort war, bis sie nach der Anlage von Massilien auf einem nähern Wege durch Gallien zu den Griechen kamen. Daß der erstere Ort übrigens durch das Dasein des letztern nicht beeinträchtigt wurde, beweist seine unter Karthagern und Römern steigende Wichtigkeit und Blüte und eine alle Stürme der Zeiten überdauernde dreitausendjährige Existenz. Als im zweiten punischen Kriege das Glück der Karthager zu wanken anfing, säumte Gades mit echt kaufmännischer Politik keinen Augenblick, die Schwesterstadt zu verlassen und die römische Freundschaft selbst um den Verrath der Bundesgenossen gleichen Stammes zu erkaufen.**) Sie wurde ihm zu Theil, der Ritter- und Senatorenstand in Folge davon ein Gegenstand für den Ehrgeiz der Kaufleute von Gades, und bald zählte die Stadt 500 Ritter, eine Zahl, die außer Rom allein von Padua übertroffen wurde. Balbus, der Rothschild jener Zeit, der als Quästor in Spanien ein unermeßliches Vermögen erworben hatte, ein Beispiel, welches die jetzigen spanischen Finanzbeamten noch immer nachzuahmen bemüht sind, konnte wie Augustus von Rom, so von Gades rühmen, daß er die Ziegelsteine, aus denen er es erbaut gefunden, in Marmor verwandelt hätte. Auch Cäsar, der zuerst als Quästor in Spanien seine öffentliche Laufbahn betrat, in dem zu Gades die ersten Träume des Ehrgeizes von künftiger Macht und Größe erwachten, der diese Stadt nach sich Julia Augusta Gaditana nannte und gleich dem Herzog von Wellington von ihrer Wichtigkeit für den Krieg in Südspanien den höchsten Begriff hatte, erzeigte ihr eine verschwenderische Freigebigkeit, und die klugen Kaufherren erklärten sich für ihn, während Cordova und Sevilla auf Pompejus' Seite standen.

Das Wichtigste von Gades Alterthümern ist der berühmte Tempel und Cultus des Hercules, ein unverächtlicher Beweis, wie die Phönicier mit ihren Handelsverbindungen auch ihren Götterdienst verbreiteten. Hercules, der Baal Tzor oder „Felsenhort", war Tyrus Schutzgottheit, und das Band eines gemeinschaftlichen Cultus knüpfte die Colonien ans Mutterland. Doch auch unter andern Völkern, auf welche phönicischer Einfluß sich erstreckte, wenngleich sich keine directe Colonisation nachweisen läßt, finden wir diese Gottheit in ihrem ganzen Charakter, das Symbol phönicischer Colonisation, wieder, und alle die verschiedenen Hercules, durch welche Cicero gesteht sich nicht durchfinden zu können, mögen auf jenen einen, oder auch einen gemeinsamen ägyptischen oder indischen Stammvater zurückzuführen sein. Jede Nation hat ihn nach ihrer Nationalität gestaltet, am schönsten und dichterischsten die hellenische; aber es ist dies doch kein Grund, Hercules ihr als ein aus ihrem Begriffe entsprungenes Wesen, dem dorischen Stamme aber als eine deren Charakter, Thaten und Leiden repräsentirende Nationalgottheit beizulegen und von dem tyrischen Gotte gänzlich zu trennen, wie z. B. Müller in seinen hellenischen Geschichten gethan hat. Wie verschiedene Gestalten hat nicht selbst das Christenthum bei den verschiedenen Secten und Nationen angenommen! Wie viel mehr mußte dies ein Cultus, der dem poetischen Vermögen der Völker wie eine Aufgabe zu befriedigter Gestaltung vorlag, in welcher die Griechen natürlich den Preis davontragen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Aber auch in Spanien scheint er gewonnen worden zu sein, und zwar in Galicien.

**) Man sehe Livius XXVIII, 21. Mago hatte hier aus zerstreuten karthagischen Schiffen im Ocean und an der spanischen Küste ein Geschwader versammelt; den wollten sie sammt Besatzung und Flotte den Römern verraten.

Miscellen.

„Hi — heißt es Pr. I. de excusat. tut. (I, 25) — qui pro republica ceciderunt, in perpetuum per gloriam vivere intelliguntur." Darauf verfaßte Kaspar Ziegler (gest. 1690), ein fruchtbarer Schriftsteller im Rechtsfache, welcher auch zuerst in Deutschland Madrigale dichtete, Reime, welche, unserer Zeit angepaßt, so lauten:

Der Oberst L. hat nur noch tausend Mann,
Doch läßt er — ihm kömmt's darauf an —
Zweitausend sich in Rechnung schreiben.
Warum? die auf der Wahlstatt bleiben.
Die hält er keineswegs für todt
Und fodert auch für sie noch Sold und Brot.
Ihm ist es Einö: sie leben oder sterben,
So müssen Geld sie dennoch ihm erwerben;
Denn wer sein Dasein so zum Opfer hingegeben,
Den läßt man auch noch nach dem Tode leben.

Johann Heinrich Acker, dessen juristische Schriften in Lipen's „Bibliothek" verzeichnet zu finden sind, verfaßte eine „Geschichte von Schreibfedern, deren sich Gelehrte bedient haben". Dieses Werk dedicirte er der Schreibfeder des Rechtsgelehrten J. F. Buddeus (gest. 1753). 166.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 298. — 25. October 1839.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 297.)

39. Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama. Von A. Z. Leipzig, Einhorn. 1839. Gr. 8. 18 Gr.

Ein geschichtliches Bild voll bewunderungswürdiger Frische und von einer wahrhaft seltenen Unmittelbarkeit nationaler Denkart erfüllt, so echt ungarisch, daß es uns alle Reisebeschreibungen und Charakterschilderungen dieses Volksstammes entbehrlich macht. Wer von uns fortan ungarische Anschauungen sucht, mag nur dies Buch aufschlagen; es gibt ihm mehr als er braucht. Die Kunstbedingungen des Dramas in erster Linie zu erfüllen, liegt offenbar nicht in den Absichten des Verf., ihm ist es vielmehr um Wahrheit der Charaktere, um Treue in den geschichtlichen Zügen, um eine nationale Ausprägung des Ereignisses zu thun, und dieses dreifache Ziel hat er auf eine nicht genug zu lobende Weise erreicht. Arbeiten so frischen Hauchs und so entschiedenen Charakters gehören in unsern Tagen wirklich zu den Seltenheiten. Hier ist, wir möchten sagen, jedes Wort ungarisch, national, eigenthümlich ausgeprägt, und jede Idee strebt zu dem Mittelpunkt ungarischer Nationalität zurück, wie sie von ihm ausgeht. Selbst die Sprache, sei es Absicht oder unbewußtes Sichgehenlassen, ist nach dem wohlbekannten ungarischen Typus gebildet, ohne dem deutschen Ohre jemals anstößig zu werden. Zwar sind es mehr Gruppen als Scenen, in welche das Drama sich abtheilt; aber jede dieser Gruppen, sei es, daß wir die Helden dieses Kampfes, der ein Religionskampf war, auf dem Schlachtfelde und im Lager zusammentreffen; sei es, daß wir die edle Gräfin Ilona Zrinyi sich für den geliebten Helden begeistern, oder ihn als züchtige Hausfrau bewirthen sehen; sei es, daß wir die evangelischen Geistlichen in Ketten nach Triest schleppen und mit ihren Händen das Grab eines in Leiden erlegenen Bruders graben, daß wir die Zigeuner und Räuber (Kuruzen) würgen und sengen, oder die ernsten Türken beim Freundschaftsmahle mit den ehrlichsten Mienen von der Welt den jungen Helden verrathen sehen — jede dieser Gruppen ist von hohem Reiz, weil sie voll hoher Wahrheit ist. Wir nennen dies Werk daher mit vollem Rechte ein seltenes. Man halte unsere besten historischen Romane dagegen, und man wird uns beistimmen. Der „Tököly" des Verf. ist ein ungarischer „Götz von Berlichingen", und nur mit diesem läßt sich das Drama vergleichen.

Der Dichter, dieser Name gebührt dem unbekannten Autor, ist ein gewaltiger Gegner der Kirche, von der er sagt:

Und ob es auch vom Blut des Nächsten sauge,
Es sieht so fromm und süß das Drachenauge....
Die letzten Helden, die so kühn gerungen
Mit diesem Ungethüm im blut'gen Streit,
Die einmal noch das Flammenschwert geschwungen
Und sinkend sich dem Opfertod geweiht;
Laßt uns wie sie aus Gräbern auferstehen,
Laßt uns verklärt die Männer Gottes sehen.

Es kann wol sein, daß ihn die jüngsten süßen Blicke des Drachenauges, von dem er spricht, zu dieser Arbeit inspirirt haben; aber sie haben ihn zu keiner Unwahrheit verlockt; nur was die Kirche an der ungarischen Nationalität verbrochen, und wie sie die Heldensöhne des Landes, dem sie Heil zu bringen vorgab, verrathen, das nur sehen wir deutlich. Wir können dem Verf. nicht in den Einzelheiten seines ergreifenden Gemäldes folgen, das wir mit wahrer Befriedigung betrachten. Der junge, kühne und bescheidene Held, seine ehrenhaften Streitgenossen, Kenoe, Szepessy, Petroczy, Gyulafy, die Bischöfe von Gran, Waizen, Neutra und Wien, die Reichstagsdeputirten, die Jesuiten, die edeln Frauen, Bathóry und die Fürstin Ilona, die französischen Alliirten, welchen Tököly nur ein Werkzeug ist, der Mann mit dem hohen Geistesfluge, Alles bis auf den Kriegstroß und die Türken, die das Drama durch ihren Verrath schließen, steht in wunderbarer Naturfarbe vor uns, wie sie nur ein Auge, das durch die Schale der Dinge in ihren Kern blickt, ergründen konnte. In dieser Farbe lebt und schimmert Alles. Ein voller Ausdruck dieses Lebens spricht sich in den Liedern aus; was kann z. B. lebenvoller sein als das Husarenlied S. 28:

Tarantata!
Husaren sind da!
Es klirren die Säbel, es rasselt die Scheid'.
Auf steigt der Staub von der dürren Haid'.
Die ganze Welt
Ist unser Zelt!
Tarantata!
Husaren sind da!
Und was so stolz den Husaren macht,
Das ist das Zeichen von blutiger Schlacht,
Flatternde Fahn'
Und Fetzen daran u. s. w.

ein Lied, in seiner Art so schön als das „Grablied der gefesselten Prediger" (S. 34) über ihren hingesunkenen Leidensgenossen:

So macht denn, Herr, der Todten Mund
Die Wunder deiner Güte kund,
Die Schläfer sollen auferstehn,
Um deine Güte recht zu sehn.

Wir erkennen es, die beiden großen Gedanken: Nationalität und Gewissensfreiheit, haben den Verf. begeistert; aber er bindet und bezwingt seine Begeisterung durch das Gesetz der Wahrheit und der Schönheit. Von einem solchen Geiste können wir Alles, auch das Größte erwarten. Hat er auch hier mehr in Naturlauten gesprochen als sich dem dramatischen Gesetz unterwerfen, so ist doch kein Zweifel, daß er, wenn er es will, auch in dieser engern Form Treffliches leisten wird. Wir fordern ihn dazu auf; seine Ader ist strotzend und voll; Jugend und Frische sind sein Element; er nenne sich uns und erfreue uns öfter!

40. G. R. Bärmann's Theater. Drei Theile. Mainz, Kupferberg. 1838—39. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Der Verf. ist als Übersetzer und als Dramaturg hinreichend bekannt. Vielleicht ist es unvorsichtig, daß er uns hier auf einmal mit 15 verschiedenen, großen und kleinen, guten und mittelmäßigen, gelungenen und verfehlten Dramen überschüttet, deren Beurtheilung unvollkommen ausfallen muß, und deren ungleichartiger Werth zu keiner recht sichern Meinung über sein Verdienst gelangen läßt. Diese Materie versteht Raupach, welcher wohl weiß, daß man sich den Deutschen oft in Erinnerung bringen muß, wenn man nicht von ihnen vergessen sein will, viel besser. Der erste Nachtheil dieses Überflusses ist schon der, daß wir uns in dieser Übersicht mit einer bloßen Erwähnung der Stücke begnügen müssen, die uns einzeln zu allerhand Bemerkungen Anlaß gegeben haben würden. Fünfzehn Dramen auf einmal — wer erschräke nicht davor? Wir haben hier im ersten Theile: „Der Maskenball", fünfactiges Drama nach Scribe's „Gustave"; „Die Höhle von Lampedusa", Trauerspiel in einem Act; „Advocatenstreich", Lustspiel in drei Acten; „Der Oberrock", in einem Act und „Claer für Drei", gleichfalls in einem Act. Sind das sämmtlich Scribe'sche Stücke? Wer kann das wissen, wenn es uns nicht gesagt wird! Im zweiten Theile kömmt uns „König Kanut", nach Elias Schlegel, in neuer Gestalt entgegen und verdient alle Beachtung. Es macht uns wirkliches Vergnügen, diese altväterischen Gedanken in modernem Costume wiederzusehen, wie schwach und abgestanden uns auch die Gefühle darin erscheinen. „Der Dichter und seine Liebe", in vier Acten, englischen Ursprungs, stellt unsere Geduld etwas auf die Probe. „Staatspapiere" sind ein allerliebstes Originallustspiel des Hrn. Bärmann. „Alte Sünden" sind einem Vaudeville Mélesville's gut nachgebildet; „Zum Braeßz", nennt sich wieder ein Originallustspiel, verbraucht jedoch oft gesehene komische Motive und läßt ziemlich unerheitert. Im dritten Theile nimmt „Alfonsa", sechsactiges Drama nach Mantigny, mehr Raum ein, als wir ihm gern bewilligen. „Die Schwiegermutter" ist einem guten Stücke Samson's in drei Acten nachgebildet. „Cantumaz", in einem Act, gibt ein scherzhaftes Vaudeville von Scribe gut angepaßt wieder. „Die Busennadel" nennt sich Original und mag es, nach dem echt deutschen Elemente darin zu schließen, auch wol sein, obschon Holtey ganz Ähnliches geliefert hat. Den Schluß macht eine „Charade" in drei Originalscenen, die wir als recht hübsch und gelungen bezeichnen dürfen. In so reichen und verschiedenartigen Gaben gibt der Verf. Zeugniß von Gewandtheit und von Geschmack, was bei so querfeldein aufgesuchten dramatischen Stoffen immerhin schon anzuerkennen ist.

41. Lustspiele von Karl Töpfer. Dritter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1839. Gr. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Der feine, von der guten Gesellschaft durchgebildete Geist in den Lustspielen des Verf. ist unter uns zur Genüge bekannt und nach Verdienst gewürdigt. Hr. Töpfer hat nicht die geniale und wesentlich poetische Anlage der Arbeiten Bauernfeld's; er hat nicht den Redefluß Raupach's und nicht die ernste, tiefbedachtende Charakteranlage der fürstlichen Dichterin an der Elbe; aber er hat Feinheit und Geschmack und viel Witz. Hätte er nichts geschrieben als das kleine Stück: „Nehmt ein Exempel dran!" so würde er unter den deutschen Lustspieldichtern, welchen eine eigene Stelle gebührt, unvergessen sein. Von Witz, Feinheit und Geschmack zeugen denn auch die hier vorliegenden Arbeiten, obgleich nur eine darunter vollständig für Original gelten kann. Das Lustspiel in vier Aufzügen: „Einfalt vom Lande", ist einer englischen Vorarbeit nachgebildet und duftet ein wenig nach englischer Bizarrerie. Die Charaktere sind sämmtlich übertrieben und streifen an Caricatur. Sie sind zu scharf ausgeprägt, wie dies bei den Engländern gewöhnlich der Fall ist, welche weniger die Natur als ihre Kategorie ins Auge fassen und von keiner Schmelzung wissen. Trotz dieser Übertreibungen ist das Stück gut und wirksam; es trägt wenigstens eine Idee. Das einactige Originallustspiel: „Laßt mich lesen!" ist ein guter Einfall, wenn auch nicht viel mehr. Ein enragirter Zeitungsleser, der sich, seiner Leidenschaft besser zu fröhnen, aufs Land zurückgezogen hat, wird hier unablässig von Besuchern incommodirt, von welchen ihn ein Liebhaber seiner Tochter dadurch befreit, daß er den Gästen vorspiegelt, sie seien in einem Wirthshause. Dies ist nichts als ein possenhafter Einfall, zu gering für den Ernst des Lustspiels. „Karl XII. auf der Heimkehr", vieractiges Drama, ist wiederum dem Englischen nachgeahmt und ein wahres Effectstück von der besten Art, in welchem der König seine Freunde verkennt, um sie hinterher desto königlicher zu belohnen. Ein vorzüglicher Charakter dabei ist der desperate Lacher Adam Wählig, der sich für alle seine Verdienste schließlich zur Gnade ausbittet, daß sein König einmal — lache. „Der pariser Taugenichts", in vier Acten, frei nach dem Französischen, hat in der deutschen Bearbeitung offenbar an Bedeutung gewonnen. Die Charaktere in diesem überall beliebten Stücke erscheinen ausgetiefter, begründeter, und die im Originale ganz flüchtig gezeichneten Scenen zwischen dem General und seiner Schwägerin sind hier zu höchst wirksamen Charakterbildern geworden. Das Stück ist auf jede Art ins Deutsche übersetzt und sagt nun erst recht unsern Gefühlen zu. Möge der treffliche Bearbeiter nach lange Zeit so fort wirken!

(Der Beschluß folgt.)

Altes und Neues aus Andalusien.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 291.)

Zu Gades stand sein Tempel auf einem Felsen an der Mündung des Flusses St.-Petri, etwa drittehalb Meile von der Stadt. Er liegt in den Wogen des atlantischen Meeres begraben, doch erblickte man noch 1730 Trümmer von ihm, und wiederum, als gleichzeitig mit dem Erdbeben in Lissabon die See bedeutend zurückgetreten war. Nach christlich-kirchlicher Sage wurde das Gebäude von St.-Jakob im J. 36 n. Chr. zerstört, die Stätte nebst dem Fluß von ihm dem heiligen Petrus*) (hier ist der Name des Apostels wol nur eine Anspielung auf die Örtlichkeit) geweiht, und Santjaga verdrängte von nun an den heidnischen Kämpfer und Dulder gänzlich aus einem Lande, zu welchem derselbe sich unter so unsaglichen Schwierigkeiten einen Weg gebahnt hatte. Beide waren übrigens Landsleute, Beider Bedeutung ist für Spanien gleich: auf Schlachtfeldern, bei dem Herannahen eines Nationalunglücks haben Beide sich gleich hülfreich und achtsam bewiesen. In der Säulenhalle des Herculestempels fanden sich Darstellungen von den zwölf Arbeiten des Helden, gewiß eine spätere Verzierung; die Inschriften an den Bernsteinsäulen waren den Priestern selbst unverständlich, nicht so dem schon erwähnten Apollonius, der sie noch dreister erklärte als Champollion die ägyptischen Hieroglyphen. Philostratus beschreibt uns manche kostbare und seltene Reliquien, die er in diesem Tempel sah; dieselben pflegten bei einem heidnischen Heiligthume ebenso selten zu fehlen wie in einer christlich-katholischen Kirche, und die umfassendere Mythologie und Heroengeschichte des Alterthums bot einen weit größeren Vorrath davon dar, während die Zahl der Gläubigen, welche dieselben besuchten, gewiß nicht geringer war als in der römisch-katholischen Zeit. Ungeachtet Hercules selbst Geber von verborgenen Schätzen und Funden war, so nahm er doch gern Geschenke, und ein sehr glänzendes wurde ihm z. B. von Lucullus dargebracht. Außer solchen freiwilli-

*) Cadix illustrada, III, 6. Bei diesem 1690 erschienenen Werke des Padre de la Concepcion darf man nicht etwa an den Werth einer „Verona illustrata" von Scipio Maffei denken. Es ist ein dicker Foliobund von geringem Gehalt; der Verfasser sieht z. B. in Noah Hercules.

Digitized by Google

gen Gaben der Frommen zog der Tempel noch den Zehnten aus Andalusiens fruchtbaren Fluren, ein Einkommen, das, so reich es an und für sich schon ist, doch von den Gaben noch übertroffen wurde, die Feldherren oder Staaten wahrscheinlich mit Besegnung des Gottes vor dem Beginn oder nach der Beendigung eines Feldzugs darzubringen pflegten. Wenn auch der hochgebildete Hannibal dies gewissenhaft beobachtete, so geschah es mit der nämlichen klugen Schonung von Nationalvorurtheilen und Volksglauben, mit der Julius Cäsar*) dem Tempel die Schätze zurückstellte, welche Marcus Varro, ein Legat des Pompejus, demselben genommen und ihm übergeben hatte, mit der endlich die Franzosen sich zu Compostella des Tempelraubes enthielten, um das Volk und die zahlreichen Verfertiger von silbernen Bildnissen und Medaillen Santiagos nicht gegen sich aufzubringen; eine Besorgniß, die sie am Rhein nicht gequält zu haben scheint. Die Stellen der Herculespriester, welche als Bewahrer und Ausleger des Gesetzes eine große Gewalt ausübten, waren sehr einträgliche Sineeuren und ihre Macht so gefürchtet, daß selbst Laien, Civil- und Militairbeamten sich Aufnahme unter dieselben zu verschaffen suchten, wie es auch später mit der Inquisition der Fall gewesen ist, um sich vor ihrem Drucke sicher zu stellen und diesen vielmehr selbst über Andere ausüben zu können. Ihre Kleidung bestand in weißer Leinwand, welche auch die der Anubispriester in Ägypten und der jüdischen Geistlichkeit war. Sie gingen barfuß, ein Juden und Ägyptern gemeinsames Zeichen der Achtung vor dem heiligen Boden des Tempels, und ebenso finden wir bei ihnen die Tonsur, die auch den ägyptischen und jüdischen Priestern eigen war. Schweine wurden als unrein verabscheut und nicht gegessen.**) In Griechenland gab es einen „weiberhassenden Hercules", dessen Priester kein Weib berühren durften. Geschlechtslust wird als Feindin der Kraft und Mannheit angesehen, weshalb auch Athleten sich derselben während der Zeit ihrer Vorübung zu enthalten pflegten, und diese Idee liegt unstreitig der Anordnung zu Grunde, nach welcher auch in Gades die Herculespriester das Keuschheitsgelübde beobachten mußten und kein Weib den Tempel betreten durfte. Das Ritual der phönicischen Priester wurde von den christlichen Gothen zwar abgeschafft, es bedarf aber kaum der Erwähnung, wie viel davon in den mönchischen Einrichtungen und den Gebräuchen des Katholicismus geblieben ist, da dieser ja zum großen Theil nur ein in die Formen des Polytheismus gekleidetes Christenthum ist. Mit dem Tempel war Asylrecht verbunden, ein Privilegium, welches von den toleranten Römern geachtet wurde. Im 4. Jahrhunderte bestanden ungeachtet St.-Jakobs die Ceremonien des Herculesdienstes noch unverändert und waren damals, wo Gades durch die Verlegung der Residenz von Rom nach Konstantinopel in seinen Handelsinteressen sehr benachtheiligt und von seinem frühern Wohlstande tief herabgesunken war, fast noch die einzige Merkwürdigkeit, die ihr bald darauf von den Gothen auch genommen wurde. Dies war für die Stadt der letzte Schlag, sie kam von da an immer mehr herab, sodaß 1262 Papst Urban IV. in einem Schreiben an Alfons den Gelehrten von ihrem Hafen wie von einer ihm nur dunkel und ungewiß bekannten Sache sprechen konnte.

Auf den Altären des Hercules, von dem übrigens keine Abbildung oder Statue vorhanden war, ein Zug, worin sich ein Schimmer hebräischen Cultus wahrnehmen läßt, brannte das ewige Feuer, das wir in den Haupttempeln Griechenlands und Ägyptens wie in Rom auf dem Herde der Vesta wiederfinden; ein Element, das, bei den Persern für heilig und göttlich gehalten, sich am besten dazu eignete ein Symbol des Lebensprincips der Staaten darzustellen. Unter den dargebrachten Opfern befanden sich außer Wachteln nach uraltem Religionsgebrauch als das Köstlichste auch Kinder, und zwar die der Vornehmsten und Edelsten. Menschenopfer gehörten lange Zeit zu dem Cultus der phönicischen Städte*) und es ist nicht einzusehen, warum Niebuhr die von den sicilischen Griechen mit Karthago geschlossenen Verträge, in welchen dieselben ausdrücklich untersagt wurden, für Fabel erklärt, da sie hinlänglich beglaubigt sind, philanthropische Bemühungen aber zur Abschaffung barbarischer Misbräuche in fremden Ländern den Hellenen und später den Römern so wenig fremd waren wie heutzutage den Engländern, wiewol eine nicht ganz uneigennützige Toleranz auch damals Manches bestehen ließ, wie jetzt noch viele Greuel in Indien bestehen wegen der Einkünfte, die damit verbunden sind. Ihre Andacht verrichteten die Gläubigen, indem sie sich vor dem Altar des Gottes lang niederwarfen und sich heftig die Brust schlugen, wie es die Verehrer der Isis in Ägypten machten, und wie man es noch jetzt in den spanischen Kirchen bei Emporhebung der Hostie sehen kann.

Merkwürdig ist, daß allein das Standbild Alexander's des Großen, des Zerstörers der Mutterstadt Tyrus, in dem Tempel aufgestellt war. Sollte kluge Vorsicht die Gaditaner nicht bewogen haben, sich die Gunst des gebildeten Eroberers bei Zeiten zu erwerben, der gegen Karthago nicht die freundlichsten Gesinnungen hegte? Man glaubt, daß dieses Standbild bis 1596 erhalten, damals bei der Verwüstung der Stadt durch die Engländer zertrümmert worden sei; den Rumpf will Salazar noch 1610 gesehen haben und hat von demselben in seinem Buche über Cadiz eine Abbildung gegeben. Cadiz führt übrigens noch jetzt in seinem Wappenschilde einen mit zwei Löwen ringenden Hercules, „Gadis fundator dominatorque"; aber diese Idee ist Alles, was von der Macht des Helden geblieben ist, während Aphrodite, seine Feindin, dort wirklich herrscht und herrschen wird, so lange der Meerschaum, aus dem sie hervorgegangen ist, den Felsengrund der Stadt bespritzt. Wenn dieser übrigens mit den darauf erbauten Mauern der Strömung des atlantischen Meeres den ersten Damm entgegensetzt, so ist er durch den ununterbrochenen Wogenschlag seit Plinius' Zeiten bedeutend unterhöhlt worden und verursacht der Stadt nicht wenig Besorgnisse und Kosten. Die alte, auf der Südwestseite gelegene Kathedrale hat aus keinem andern Grunde verlassen werden müssen; die neue noch in der Zeit des Wohlstandes dieser Stadt angelegte würde noch nicht fertig sein, da die Fonds nach echt spanischer Weise in die Taschen der Baucommission flossen, wenn nicht der jetzige Bischof von Cadiz seine sämmtlichen Einkünfte für das Werk angewiesen und dadurch dessen Vollendung in einem Zeitpunkte herbeigeführt hätte, wo das übrige Spanien unter den vielfachen Leiden des Bürgerkriegs seufzt.

Wichtig für Cadiz in alter und neuer Zeit ist stets die Thunfischerei (almadraba) gewesen. Den Ichthyophilen des Alterthums war der Thunfisch etwa Das, was den heutigen

*) „De bello civili", II. 16 und 19; daß er die Sache zweimal erwähnt, zeigt, wie sehr er hier mit sich zufrieden war. Religiöses Bedenken bestimmte Cäsar gewiß nicht in seiner Handlungsweise, denn während er hier gegen eine punische Gottheit den Frommen oder vielmehr gegen deren Priester den Gerechten spielte, nahm er das Geld aus dem Tempel des Jupiter Capitolinus und bezahlte davon den Truppen ihren Sold, während der Tempel sich mit kupfernen Geräthen und Verzierungen begnügen mußte. Ebenso wenig ängstlich gegen seine eigene Religion war Mago, indem er zu Gades die Tempel plünderte, wofür ihm nach seinem Unglück bei Carthagena später Thor und Hafen versperrt wurde.

**) Die neuern Sonnier denken anders und sagen, Speck und Religion miteinander verbindend: No hay olla sin tocino ni sermon sin Agostino.

*) Zu Karthago, wo Hercules durch ein Standbild dargestellt wurde, beachte man sie vor diesem dar wie die amerikanischen Völker auf einem Altar vor ihren Götzen. Das Bild wurde später nach Rom gebracht, aber nicht in den Tempel ad nationes aufgenommen, dessen Inneres die Römer nicht durch die Anwesenheit eines mit Menschenblut befleckten Wesens verunreinigen wollen.

Digitized by Google

eine Schildkrötensuppe, und die Priestin des Hercules versäumten nicht, sich den Zehnten von diesem Leckerbissen entrichten zu lassen.*) Ein großer Theil Dessen, was gefangen wurde, ging in eine Brühe, das beliebte Garum, wovon Athenäus das Recept aufbewahrt hat, einmarinirt nach Rom. Mit dem vas pelamydum, welches Juvenal, wir ein Fäßchen Heringe oder Sardellen, unter den Belohnungen eines glücklichen Sachwalters aufführt, waren wahrscheinlich keine gaditanischen Thunfische gemeint, da diese sehr hoch im Preise standen, wir wir aus Cicero's Klagen und Cato's moralischem Ingrimm darüber wissen. Am meisten wurde von den Feinschmeckern das Hypogastrion geschätzt, und der berühmte Schlemmer Aechesteatus, der, nachdem er die Erde um seines Gaumens willen bereist hatte, eine Gastrologie schrieb, wie wol selten ein Kochbuch, selbst das berühmte englische, welches in wenigen Jahren 67 Auflagen erlebt hat, nicht ausgeschlossen, aus der Feder eines Kochs floß, konnte sich den Wohlgeschmack dieses Fleisches nur durch eine Art von göttlicher Incarnation erklären, wie Nero meinte, das Fleisch der Götter müsse schmecken wie Erdschwämme, sein liebstingsgericht. In neuester Zeit soll die Thunfischerei weit weniger ergiebig sein als im Alterthume, namentlich seit dem lissaboner Erdbeben, wo an der spanischen Küste der Sand aufgewühlt und die Fische in tieferes Wasser getrieben wurden.

Ein anderer Artikel, der in Rom nicht minder gesucht wuede, waren die gaditanischen Tänzerinnen, im Alterthum von weit größerm Rufe als jetzt die bailarinas**) von Sevilla; jene improbae Gaditanae, die wir bei Martial und den Satirikern bald im Unwillen bald in zweideutigem Scherze erwähnt finden, leichtfertige Geschöpfe, gegen deren Künste (die Ghamasi der Ägypter und die Nautsch der Hindus) Chrysostomus von der Kanzel donnerte und Theodosius ein Verbot erließ. Doch der fromme Eifer von Christen vermochte sie keineswegs gänzlich auszurotten, und noch jetzt werden sie, von den spanischen Nationaltänzen Bolero und Fandango gänzlich unterschieden, von den Zigeunerinnen zu Sevilla aufgeführt. Wir finden hier die Cheironomia, eine lebhafte Gesticulation mit den Händen, das Laktisma oder, wie die Spanier es nennen, zapateado***), jene crissatura oder, wie die Spanier etwas züchtiger sagen, meneo, ein rigenthümliches Drehen des Körpers, und bis auf Instrumente und Musik fast Alles wieder, was wir von den gaditanischen Tänzerinnen wissen. Salazar, wenngleich ein Geistlicher, hat bei dem Gegenstande viel Gelehrsamkeit gezeigt; uns genügt hier die Bemerkung, daß es stets ein Vorrecht des Südens gewesen ist, solche Künstlerinnen hervorzubringen, während der Norden sie nur in Residenzen und an Höfen kennt.

2. Die Insel Leon.

Cadiz ist mit der Isla de Leon durch den „Herculesweg" (Via Herculis oder Camino de Ercoles, wie er jetzt noch heißt) verbunden, den die Phönizier zur bequemern Herbeischaffung der spanischen Güter angelegt haben, der aber jetzt so von Unrath angefüllt ist, daß selbst dem Sohne Jupiter's ohne einen hülfreichen Alpheus die Reinigung desselben unmöglich fallen möchte. Ihren jetzigen Namen hat die Insel (Erytheia, Tartessus†) im Alterthum) von der Familie erhalten, welcher sie 1469 verliehen wurde.

Am nördlichen Ufer des St.-Petriflusses liegt das einst prächtige Seearsenal, in dem Spaniens stolzeste Armaden ausgerüstet worden sind, jetzt ein Trümmerhaufen, das Sinnbild von Spaniens Macht. Einen angenehmern Eindruck macht San-Fernando mit seinen freundlichen Häusern, seinen grünen Fensterladen, seinen Blumen und platten, mit Vasen verzierten Dächern. Hier pflanzte Riego die Fahne der Empörung auf. Es war eine eigene Fügung der Dinge, welche die spanische Regierung in dieser Revolution nectte; nicht etwa weil schlecht bezahlte Truppen die Freiheit ausriefen, dies ist etwas ganz Gewöhnliches, sondern weil die Arglist des Cabinets, welches unter allen Revolutionen am meisten fürchtet, diese herbeigeführt hatte. Die zur Überfahrt der Truppen nach Amerika bestimmten Schiffe nämlich, welche Rußland dem Könige Ferdinand verkauft hatte (der Handel war von Tatitschef und Admiral Müller abgeschlossen), befanden sich in einem so baufälligen Zustande, daß die Abfahrt auf lange Zeit verschoben werden mußte. Während der Verzögerung brach die Revolution aus. Rußland hat selbst diesen Handel so schmachvoll für sich gefunden, daß es Ferdinand nie einen Pfennig für seine Seegallen abgefodert hat.

Die Ebene der Insel ist mit weißen Salzpyramiden bedeckt. Die Namen der Salzwerke, aus denen dasselbe gewonnen wird, klingen für protestantische Ohren meist sehr unheilig, wie „die Salzpfanne des Bintes Christi" u. dgl. Das Salz ist gut, der Handel damit aber ein Monopol der Regierung, von der für jeden Bezirk das für denselben etwa erfoderliche Theil bestimmt wird, während die Austheilung an die einzelnen Familien von den Localbehörden besorgt wird; wehe Denen, die bei den Alcalden nicht in Gunst stehen! sie werden schwerlich in Versuchung kommen, ihre Suppe zu versalzen.*) 145.

Literarische Notiz.

Schon vor einigen Jahren ist in Warschau ein polnisches Conversations-Lexikon begonnen worden, das aber nicht nur sehr weitläufig angelegt, sondern auch sehr langsam fortgeschritten ist und mit dem zwanzigsten Hefte bis jetzt kaum über den Buchstaben B hinausreicht. Neuerdings ist nun eine zweite Unternehmung der Art begonnen worden, die rascher gefördert wird und sich auch mehr Glück versprechen darf. Es ist die „Mala Encyklopedya polska" (Lissa 1839), deren beide erste Hefte bereits bis Fry reichen. Der Herausgeber derselben hat sich enge Grenzen gesteckt, er hat von Dem, was etwa allgemeines Interesse erwecken könnte, nur Weniges einer Besprechung gewürdigt, dagegen eine sehr glückliche und verständige Auswahl Dessen getroffen, was den Polen interessiren kann. So findet man über alle für den Polen in irgend einer Beziehung denkwürdige Personen, Städte, Flüsse, Berge u. s. w., selbst über die vornehmlichsten Thiere und Pflanzen Polens eine bündige Auskunft. Die Artikel sind kurz, prägnant, genügen vielleicht nicht allen Ansprüchen, immer aber sind die Hauptsachen klar und bestimmt hervorgehoben. Historische Irrthümer sind uns nicht aufgestoßen, und es mögen sich deren auch nur wenige finden, was um so mehr anzuerkennen ist, als zu einem solchen Werke über Polens Vorzeit ganz andere Vorarbeiten nöthig sind, als etwa zu einer deutschen Hand-Encyklopädie. Ausgeschlossen sind lebende Personen und diejenigen, welche auf die letzten politischen Zustande Polens Einfluß gehabt haben. Das Ganze ist auf einen starken Band berechnet, in dem also eine vollständige Geschichte des polnischen Volkes, der polnischen Literatur und eine Beschreibung des Landes den Hauptzügen nach zu finden sein wird. 9.

*) Bei den Griechen brachten die Fischer dem Posenden freie Opfer dar, von Thunfischen, gewöhnlich den zuerst gefangenen, wenn der Fang gut war.

**) S. v. a. balladeras, d. i. Tänzerinnen.

***) Als Tanz davon benannt, daß während desselben mit der Hand der Takt auf die Schuhsohle (zapata) geschlagen wird.

†) Dies ist jedoch ein streitiger Punkt. Weitläufig davon handelt Strabo III. Cap. 2, S. 237 fg. Die Insel hieß auch Gadeira wie die Stadt. Der Name Tartessus wird ziemlich unbestimmt genommen.

*) Der zweite Artikel folgt im December.

D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 299. —— 26. October 1839.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 298.)

42. Angelica. Eine moderne Tragödie von Wilh. Angelstern. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1839. 8. 18 Gr.

Der Verf. der Tragödie „Paulus", welche wir im verflossenen Jahre zu loben hatten, hat sich unsere Aufforderung zu Herzen genommen und gibt uns in der vorliegenden trefflichen Arbeit eine Probe von seinem Vermögen als Denker und Dichter, die der höchsten Beachtung werth ist. Konnte man schon den „Paulus" als eine unter dem Bilde fremder Zustände und Zeiten den großen kirchlichen Zwiespalt erklärende Dichtung ansehen, so nimmt der Verf. hier kühn und sicher die zeitbewegende Frage selbst und unmittelbar zum Gegenstande. Es zeugt von poetischem Muthe und poetischem Vermögen, daß er sich nicht scheute, ein Thema, das noch so tief in die Bewegungen der Zeit eingreift und das die Wurzel ihrer Leidenschaften ist, zum Gegenstande einer Kunstleistung zu nehmen, deren Gesetzgebung alle Leidenschaft verwirft und ausschließt, und es verdient volle Anerkennung, daß es ihm möglich war, bei dieser Arbeit eine solche Freiheit des Geistes, einen so leidenschaftslosen, über den Zeitstürmen erhabenen Standpunkt zu behaupten, wie ihn diese Leistung beurkundet. Durchdrungen von dem Gedanken, daß der Kern des Übels in dem Dünkel liege, einer Kirche ausschließlich den Besitz der Wahrheit zu vindiciren, und überzeugt, daß der Mangel an Liebe die natürliche und unvermeidliche Folge dieses Dünkels sei, ist es ihm dennoch möglich gewesen, nicht blos jedes Angriffs auf diese Kirche sich zu erwehren, sondern selbst einen solchen Standpunkt einzunehmen, daß wir den Gegner, indem wir ihn bedauern, noch achten müssen. Diese Aufgabe, an sich schwer und durch die Zeit noch schwieriger geworden, ist ihm völlig gelungen, und während dies dem Denker zur Ehre gereicht, flößt der Dichter uns durch seine Kunst, durch die Wahrheit seiner Darstellung und durch das hohe Interesse, das er seinen Charakteren, indem er sie adelt, mitzugeben weiß, tiefe Achtung und Sympathie ein. Wir hegen keine Hoffnung, dies Thema jemals tiefsinniger und poetischer zugleich behandelt zu sehen, und was an ähnlichen Versuchen schon erschienen ist, dünkt uns in beiden Beziehungen weit unter dem Standpunkte des Verf.

Die Erfindung selbst ist aufs höchste einfach und auf das Nothwendigste beschränkt; nicht ein Wort in dieser Dichtung ist als intrueirend oder überflüssig zu bezeichnen; Alles darin trägt und bedingt sich gegenseitig auf wahrhaft künstlerische Art. Ein würdiges Älternpaar, Graf und Gräfin Detmaringen, sehen wir im Begriff, ihren Sohn Sigismund zu besuchen, welcher mit Angelica, die einer fremden Kirche angehört, in der seligsten Ehe lebt; man empfängt nur noch den Boten, der diesen Besuch anzukündigen gegangen war. Molina, Weltpriester und Sigismund's Erzieher, ist dieser Bote; er ist der böse Geist dieser unglücklichen Familie, er ist der Repräsentant des starren Kirchenthums, das nicht rechts, nicht links zu blicken wagt, des unversöhnlichen, unbeugsamen Dogmas, dessen Sünde eben seine Überzeugung ist. Er kann nicht anders als Übel stiften, selbst beim reinsten Willen, denn der Grund seiner Thätigkeit ist ein falscher. Die Kirche, die sich für die allein wahre hält, muß spalten und sondern, und in dieser Sonderung liegt aller Grund des Übels. Sie muß verdammen, und diese Verdammniß, die ihr nothwendig ist, ist der wahre Urquell aller Verirrung. Die Ältern gelangen auf Sigismund's Schloß in dem Augenblicke, wo dieser durch Walter, einen Jugendfreund und Glaubensgenossen Angelica's, vom Tode gerettet worden. Das Werk Molina's beginnt: gegen Sigismund wird das Geschütz der Eifersucht und des Zweifels an der unbedingten Liebe Angelica's aufgeführt; von Schritt zu Schritt wird die Freiheit seines Geistes eingeschränkt, umgarnt und ihm zuletzt nur die Wahl gelassen zwischen Verdammniß der Kirche und Übertritt Angelica's. In diesem Zustande der Dinge trifft die Nachricht von dem kölner Ereignisse wie ein Blitz. Sigismund ist hingerissen, Molina droht, Angelica, schirmlos, wirft sich ihrem Jugendfreunde in die Arme. Die Sünde ist los, und die Kirche ist es, die sie losgekettet hat. Angelica nimmt Gift, Sigismund erschießt seinen Lebensretter, und nachdem das Ungeheuere geschehen, tritt Molina auf und zeigt die Nothwendigkeit der Buße durch unbedingten Glauben.

Ist dies die Wirksamkeit der Kirche — und leider ist sie's —, so ist sie eine gräßliche. Erst den Frieden zu stören, der die Wiege der Tugend ist und des Glücks, und dann, wenn der Zwiespalt die Tugend zernichtet, die Sünde des Hasses losgebunden hat, dann auf die Buße hinzuweisen, mit welcher die Kirche den Sünder tröstet — wie will die Kirche sich gegen diese schwere Anschuldigung schützen?

Und doch ist Alles wahr, Alles wirklich, was uns hier vor das Auge tritt, und nichts davon ist übertrieben und wider die Natur. Wir sehen, wie die Hyder des Zwiespalts, einmal erweckt, nicht wieder einzuschläfern ist, und wie, nachdem der Haß einmal für erlaubt erklärt worden, nichts Gräßliches mehr unstatthaft erscheine. Der Dichter, in seiner Lehre wahr, ist in seiner Kunst vortrefflich, und die im Eingange für unmöglich gehaltene Handlung zeigt sich am Schlusse folgerecht, wahr, naturgetreu.

Die poetische Seite dieses Lehrgedichts — ein solches ist es in der edelsten Bedeutung des Worts — ist nicht minder ausgebaut und schön in allen Theilen. Musterhaft ist die Haltung in Gedanken und Ausdruck, welchen der edelste Schönheitssinn regelt; scharf und sich selbst getreu sind die Charaktere, künstlerisch und architektonisch gefügt ist jedes Glied und die Wirkung des Ganzen ungewöhnlich, spannend, erschütternd. Das rechte Wort steht überall an der rechten Stelle, und mit wenigen, aber tiefgeschöpften Zügen ist in den Nebenpersonen selbst die Haltung der Welt bei der großen Zerwürfniß und der Leichtsinn gemalt, der bei diesen Vorgängen plötzlich zur Besinnung kommt und gewahr wird, daß er auch einer Kirche angehört.

Digitized by Google

Dabei ist auch die Haltlosigkeit nicht geschont, zu der der Protestantismus, wie ihn Walter begreift, führen wird, und auch von dieser Seite hält uns das Gedicht einen lehrreichen Spiegel vor.

Die Sprache, die wie von selbst zum Vers wird, ist ausgezeichnet edel und schön. Wenn Walter seine Leidenschaft malt:

Und dieser Blick begegnete dem meinen,
Da war es mir, als ob der Himmel selbst
Mit seinen Engeln sich in meinem Auge
Gespiegelt, und ich schloß das Augenlid,
Um dieses Himmelsbild nicht zu verlieren.
Ich hob's bewahrt in meiner Seele Tiefen,
Ich hab's getragen über's Meer. Beraubt
Von Mördern, hab' ich still gelächelt; traut ich
Mein bestes Kleinod sicher doch im Herzen.
Ich lag dem Tode nah, das Fieber jagte
Wie glühender Sirocco in den Pulsen,
Gelähmt war jedes Glied, das irre Hirn
Gebar ein Heer wilddrängender Gestalten —
Doch wie ein Stern durch Wolkenrisse, trat
Dein Bild hervor und sänftigte den Sturm,
Und öffnete zu Seufzern meinen Mund,
Und diese Seufzer wurden zum Gebet —
Und dies Gebet erhörte Gott — —

Wenn Angelica entgegnet:

Versucher, weiche! Störe nicht die Stille,
In die mein Herz zum Abschied sich versenkt.
Eins mangelt Sigismund . . .
Des Mannes stolzer Muth
Hat sich der Kirche Machtspruch unterworfen.
Du mag sich's nahn. Ich kenne meine Pflicht.
Hier kommt die Nacht; dort oben ist es Licht!

so fühlen wir unwillkürlich die Macht der schönen Rede.

Genug, diese vortreffliche Arbeit kann für alle folgende Leistungen des Verf. nur das allergünstigste Vorurtheil erwecken.

45. Rubens in Madrid. Originalschauspiel in fünf Acten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Zürich, Füßli u. Comp. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Leser kennt bereits die Angst, welche Ref. immer auszustehen hat, wenn es sein Schicksal will, daß er ein Drama der Madame Birch-Pfeiffer lesen muß. Unsere an Verkehrtheiten reiche Zeiten hat nichts Verkehrteres producirt als die Dramen dieser Dame. Geschmack und Seele, Kunstidee und Bildung stehen darin auf gleicher Stufe; ihre Arbeiten sind Zerrbilder eines Hohlspiegels, der besonders dazu geschliffen scheint, Caricaturen wiederzugeben. Das Naturwidrige in Charakteren, Bild und Handlung, die trostlose Silbenzählerei, welche die Stelle des Verses vertritt, macht uns die Erfindungen der Verf. ganz ungenießbar. Hier nun vollends, in einer Kunsttragödie, wo die Schönheit Stoff und Form durchathmen soll, ist das markloſe Pathos der Verf., ihre Art von zwitterhaftem Humor, ihre stelzenfüßige Diction und ihre verzerrte Charakteristik so unschmackhaft wie nirgend. Paul Rubens, der ein ganzer Mann war, erscheint uns hier bald wie ein Bär, den irgend ein Misverstand in gute Gesellschaft gebracht hat, bald wie ein girrender Schäfer aus Guarini's Schule. Keine einzige Figur behauptet sich; die Charaktere fließen wie Regentropfen in einander, während die Handlung wie Funken unter dem Amboße auseinanderstiebt. Von der iambischen Verskunst der Verf. mögen folgende drei Verse, auf einer Seite gesammelt, Zeugniß geben:

Mit Enrique Streit zu suchen und im Zorn —
Daß man den von Dort nicht beachten werde —
Daß Enrique dem von Dort entgegen sandt —

an welchen ein Schüler der Quinta seine Skandirkunst probiren mag.

44. Die Lebensquelle. Ein dramatisirtes Märchen von Berengar Ivo. Innsbruck, Wagner. 1839. Gr. 12. 12 Gr.

Die uralte Mythe von der Schlange Sinnenlust, welche den nach Hohem strebenden Jünglingsgeist verlockt, hat hier eine treffliche Versinnlichung gefunden, die an poetischem Anhauche den besten Arbeiten dieser Gattung in unserer Literatur nicht nachsteht. Der Dichter der „Lebensquelle" erfaßt sogar noch etwas, das über Justus Mosen und den Riesen Tod hinausgeht, nämlich die Versöhnung mit dem Erdenschmerze und die Harmonie, welche im Egsatze für den irdischen Verlust zusammenklingt. Der Quell der Lebensfreude aber ist nach ihm die Idee des Daseins selbst und die Sicherheit, dieses Gutes verlustig zu gehn.

Ein alter, lebensmüder Schach sucht nach
Einer Quelle, die mit neuem Leben,
Mit Frühlingsblütenduft, mit Jugend schwängert
Die morschen Zweige dieses alten Stamms.
Ein Wasser, sag' ich dir, nenn's eine Flamme,
Den Feuerstrahl des Himmels, wie die Sonne,
Die wärmt und nicht versengt, schafft und nicht zehrt.

Dem Grübelnden wird ein Jüngling vorgeführt, der sich in seinen Harem geschlichen, um seine Tochter zu küssen. Der Pförtner berichtet schön:

Gleich einer Schwalbe,
Die, an der Erde nah' vorüberstreifend,
Sie doch mit ihrem Schatten nur berührt,
Fliegt er zum Fenster hin. Ich nach; doch eh
Mein Arm noch seines Kleides Saum erfaßt,
Durchseufzt ein Kuß die schwüle Ruh der Nacht.

Hareb, der Jüngling, wird von dem Schach begnadigt, wenn er ihm einen Becher aus dem Quell

Gesegnet mit der seltnen Zauberkraft,
In Jugend aufzuhaun des Alters Kruste,

verschafft. Hareb geht das Wagniß ein, denn der Schach hat gelobt:

Dann will ich selbst dich in dein Paradies,
Zum Himmel deiner Heißgeliebten führen,
Aus dem der Dieb sonst nur den Tod sich stiehlt.

Von lieblichen Chören der Schlangen und Kolibri umsungen, gelangt Harrd zu dem Quell der Insel Borico. Diese Chöre, warm, sehnsüchtig, verlockend, enthalten so reizende Bilder, daß Goethe und Shakspeare sich ihrer rühmen dürften. Coco, der Schmetterling, singt z. B.:

Ich will dir Leitstern sein;
Doch dieser grobe Stein
Ist mein Boden nicht.
In Luft, in Licht
Muß ich weben und schweben,
Mich himmelwärts heben,
Mit dem Winde zu spielen,
Nach Blümchen zu zielen,
Herniederfliegen
Auf Blättchen mich wiegen
Und scherzen und gaukeln,
Bis ich der Quelle Thau,
Die sieben Strahlen
Blitzen und malen,
Auf dem Flügelchen schau.

Hareb, von der reizendsten Verführung verlockt, ißt vom Apfel und die Leoparden jagen ihn in den See. Der Greis Cosimo und Angelica, seine Tochter (Religion und Weisheit), retten den Jüngling. Cosimo's Lehre ist: Arbeit und Lebensgenuß! Hareb führt nun, erleuchtet, den Schach selbst zu dem Quell, der trinkt davon und stiebt. Angelica spricht:

O gewähr' uns auch vom Tranke;
Denn für Das, was noch das Leben
Uns nach diesem Glück kann geben,
Bebet furchtsam der Gedanke.

Digitized by Google

Darauf schließt der Hofnarr:

Wenn ich recht in ihrer Klarheit
Mir betracht' so ernste Wahrheit,
Hat das Narrenthum ein Ende!

Die einzelnen Trefflichkeiten dieser Dichtung, welche in der falschen Weisheit des Astrologen und Hofnarren einen guten Contrast gegen den Ernst des Inhalts bietet, können wir zu unserm Bedauern nicht verfolgen; aber wir haben hier eine würdige, poesiereiche Schöpfung vor uns, die wir sinnigen Lesern ernst empfehlen. Ein Dichter, so begabt, wird sich wol noch kenntlich machen, ehe er die Feder niederlegt.

45. Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in einem Act. Von Ulfo Horn. Wien, Mausberger. 1839.

Es ist zwar nur eine einzige Situation, welche den Inhalt dieses Dramas bildet; aber die Situation ist schön, kräftig und poetisch ergriffen. Es ist ein einzelnes Bild und das Drama ist der Commentar dazu. Camoens wird von Maria, der Tochter Serrador's, Gouverneurs von Macao, geliebt. Seine Seele schwankt zwischen einer Jugendliebe, der er sich ewig verlobt, und dem Mitgefühle für Maria. Da trifft die Freudenbotschaft seines aufgehobenen Exils ein, die Betäubung schwindet, der Dichter erwacht in Camoens, und sein Gedicht reißt ihn ins Vaterland zurück. Er flieht Marien, die ihren Schmerz großartig trägt.

Wir haben hiergegen nur zu erinnern, daß diese Trennung nicht nothwendig genug erscheint, weder räumlich noch geistig erfodert wird, und daß die Katastrophe daher in Willkür wurzelt, für jede dramatische Schöpfung ein Hauptvorwurf. Die Diction des Verf. ist bekannt; rein, gewählt, poetisch angehaucht, trägt sie uns über die Schwächen der Erfindung hinweg und gewährt uns an sich einen Genuß, für den wir erkenntlich sein dürfen. Wenn Camoens seine Jugendliebe malt:

Sie war ein Engel und ihr Reich der Äther.
Um ihre Seele war ein Leib gehaucht,
Wie Morgenroth in weiße Wolkenschleier;
Ihr Mund war Glut, ihr Auge Gottesfeuer —

so ist er unsers Beifalls gewiß. Es steht ihm auch gut, wenn er solche Gedanken ausspricht, wie S. 12 gegen den zürnenden Alfons:

Ein Herz ist leicht gebrochen und auf — ewig;
Tief flöße das Eisen, tiefer noch der Grimm,
Nicht Blut allein ist eines Mordes Zeuge,
Auch Thränen klagen an!

(Statt Zeuge sagt der Dichter minder gut: „Zeichen".) In solchen Vorzügen beruht der Werth dieses Gedichtes, das sonst gegen die streng dramatischen Foderungen vielfach zurückbleibt, da Handlung und Ausführung ihm fehlen.

46. Hermann der Cherusker. Ein dramatisches Bild aus der Urgeschichte Deutschlands in fünf Acten. Von B. Werner. Lemgo, Meyer. 1839. Gr. 12. 12 Gr.

Der Zweck verklärt die Mittel, und so mag auch diese wohlgemeinte und nicht mißlungene Arbeit ihr Lob finden. Die Hermannsdramen machen uns zwar im Allgemeinen wenig Freude: es fehlt dem Bilde der Zeit gewöhnlich an allem Körper, an Inhalt, an Wahrheit. Nur ein Geist, wie Wieland etwa, der Dramaturg der nordamerikanischen Stämme, könnte diesem Stoffe Leben und Wahrheit verleihen; Grabbe hat ihn uns für lange Zeit hin gänzlich verdorben. Der Verf. hält sich zwar an gewissen Mitteltinten fest, macht aber doch aus seinen Naturmenschen Segest, Sigimer, Ukrumir u. s. w. Civilisationsmenschen, schmachtende Tauben, Zweifler und Raisonneurs. Was ist dagegen zu thun? Ein Drama kann nicht ohne viel Worte bestehen, und diese alten Helden machten deren keine. Die Sprache ist ziemlich leidlich und nicht ohne Farben, es kommen sogar ganz gelungene Stellen vor; das Ganze ist darum doch kein Drama, wie der Begriff es will, und wie dieser Gegenstand es wol niemals erzeugen wird. Guter Wille aber, wenn er sich selbst getäuscht hat, verdient, von mäßigen Kräften unterstützt, nach immer keine Verwerfung.

47. Das Leben ein Traum oder das Haroskop. Große romantische Oper in drei Acten. Von Adolf Stroppe. Darmstadt, Pabst. 1839. Gr. 12. 8 Gr.

Der Gedanke, Calderon's „Leben ein Traum" zu einer Oper zu verbrauchen, liegt nahe genug, und wenn dies nicht schlechter als hier geschieht, so haben wir Ursache, zufrieden zu sein. Das Kühne und Schwunghafte in Calderon's Erfindung bietet Anhalt genug für einen Operntext, und dieser Anhalt ist gut benutzt. Das ist Alles, was sich von diesem Texte sagen läßt, der sich allerdings ein wenig über die gewöhnlichen Leistungen dieser Art erhebt.

48. Das Täubchen von Amsterdam. Trauerspiel in fünf Acten nebst einem Vorspiele. Von Hermann Marggraff. Leipzig, Wunder. 1839. 8. 21 Gr.

Wie man eine gute Tafel gern mit einem schmackhaften Nachtische schließt, so haben wir uns diese Leistung zum Schlusse unserer dramatischen Übersicht mit Vorbedacht aufgespart. Das Stück ist allerdings eines der bedeutendsten, anerkennungswerthesten der dramatischen Jahresliteratur und trägt in diesem Felde ein durchaus günstiges Vorurtheil für den in andern Gebieten schon bekannten Verf. Ider, Gedankenleben und Charaktergestaltung, die Grundbedingungen der deutschen Tragödie, treten hier an ein helles Licht; die Form ist passend, die Diction reich, dichterisch, der Gang und Umschwung der Handlung ist bedeutend und anziehend. Die Geschichte der Düveke (das Täubchen), der Geliebten Christian's II. von Dänemark, welche diesen finstern Despotengeist bewältigte, ist bekannt und jüngst noch von Schefer in neuer Gestalt in unsere Literatur eingeführt worden. Das Thema ist reich und ist tragisch, wenn man will; es kommt Alles auf die Contrastirung der Charaktere und ihre Gruppirung an, und der Dichter hat hierin das Beste geleistet. Indem er die Düveke durchhin als ein liebendes Kind zeichnet, sie nun ehrgeizigen Bestrebungen, von der Theilnahme an den Plänen ihrer herrsch- und rachsüchtigen Mutter Sigbrit frei erhält; indem er den König als einen Vulkan zeichnet, dessen verderbliche Glut nur das Täubchen bändigt und beschwört, erreicht er die größte Wirkung, auf welche bei diesem Gegenstande überhaupt zu rechnen war; denn dem Geschicke des Täubchens wird so die höchste Theilnahme gewonnen. Das Vorspiel zeigt uns die amsterdamer Hökerin Sigbrit Wybms und ihre Tochter, die Düveke, in Bergen, beide in anziehender, inactich angeschauter Gestaltung. Valkendorf, der Kanzler, eine gute Nachahmung des Polonius, wittert das Täubchen aus und beschließt, mit ihm den wilden Geist des Thronerben, Christiern's, zu kirren. Die Sache ist leicht gemacht, denn Frau Sigbrit bietet die Hand. Christiern wird König. Eine Glut der Liebe, die der Dichter neu und glänzend malt, erfüllt die beiden jungen Seelen. Frau Sigbrit, allmächtig, rächt sich, etwas zu kunstvoll, an dem Adel. Dieser verlangt die Vermählung des Königs mit Isabella, Karl's V. Schwester. Hochzeit in Kopenhagen; das Täubchen muß aus dem Schlosse weichen. Der Schloßvoigt Torben Oxe bietet ihr Herz und Hand; Siegbrit ist willig, aber die Düneke kann ihre Seele von ihrer ersten Liebe nicht freiwachen. Hierauf Verrath ihres Verhältnisses durch den Schreiber Faaburg, welchen Christiern's Zorn zuerst trifft; Aufstand des Adels gegen den Despoten und Düveke's Tod an den vergifteten Früchten, die Torben ihr reicht. Zum Schluß verfällt Sigbrit in Wahnsinn und Christiern in eine Wuth, die vom Wahnwitze nicht fern ist.

Dieser Gang der Handlung schreitet ziemlich sprunghaft, aber in ergreifenden Scenen zur Lösung fort. Manches ist nicht zu loben. Geschmacklos ist z. B. das Auftreten zweier berliner Kanfherren in Bergen mit den bekannten berliner Redensarten; zu tadeln ist die Gestalt Faaburg's, welche dem Dichter selbst nicht klar geworden ist; sehr mangelhaft ist die Zeichnung Christiern's in den letzten Scenen, wo uns eine momentane Verrücktheit dargestellt wird. Allein Vieles, sehr Vie-

les in dieser Arbeit verkündet den Dichter, den durchschauenden Geist, den Künstler von Fach. Torben ist eine vorzügliche Gestalt, und ahmt er auch etwas zu sehr den Hamlet nach, so gewinnt er doch ein hohes Interesse durch Tiefe und Neuheit der Gefühle. Der Monolog:

Es wäre gut, sie schiede von der Welt —
Und ich mit ihr. Ertragen soich' ein Leben
Voll Stacheln und voll Zänkniß, volles Wunden,
Beandmäleen, schmerzhaft eingedrückt, ein ganz
Geächtet Kerkerleben — weibisch wäe's!
Das ist nicht Mord, das ist Erlösung nur
Von Gram und Kümmerniß —

ist schön, wenn auch Shakspeare'sche Nachahmung in Wortgeflechten und Antithesen, z. B.:

Von hinnen geh ich, in von hinnen, meiner
Gedanken Race, Race der Gedankenarren
In meinem Haupt, die auf Erlösung hueren —

allzu sehr hervortritt. Diese Nachahmung zeigt sich besonders in dem Polonius-Balkendorf und in Gyllenstern-Faaburg, z. B.:

Balkendaef.
Verzeiht!
Es ist ein zartee Fall, ein fein Dilemma,
Man kann es nehmen, wie man will. Ich freilich,
Ich habe keine Meinung — denn Ihr sagt
Mein König — Düveke ist mein — nun wol,
So stehe Euch eine Meinung zu. Doch hier,
Die Herren Räthe, wohlerfahrne Männer
Im Recht, behaupten ihrerseits: das Recht
Ist unser, und das Recht hat eine Meinung.
Mithin: wir haben Recht zugleich und Meinung,
Und eine Meinung durch das Recht. Seht da,
Es ist ein zarter Fall!

Mit Maß gebraucht, lassen wir uns dergleichen schon gefallen; doch der Poet macht einen unmäßigen Gebrauch davon und läßt in solchem Geschwätze doch etwas Wesentliches vermissen, die Logik des Unsinns nämlich, die bei seinem großen Vorbilde nie fehlt. Dagegen hat er mächtige Worte für die Leidenschaft, seine Sprache der Liebe ist süß, sein Zorn erschütternd, und sein Pathos findet Bilder wie folgende:

Torben.
Die Glocken meiner wilden
Gedanken läuten Sturm! Im Herzen wühlt
Todendee Unruhe! Meine Stirn, mein Haupt,
Loderuder Brand! Die Haare, Flammenzungen,
Gelbrein die Schläfe quälend, richten sich auf,
Zischend gen Himmel! . . .
Bäume dich auf, Entschluß! In Erz gegürtet
Schreite nuean. Dein Knappe bin ich nue.
Du bist ich selbst! Auf deiuee Stirne funkelt
Die Inschrift: Tod! Licht wird's, wo Alles dunkelt!

Wer will da poetisches Vermögen verkennen, wo solche Worte gefunden werden?

Sehr schön ist auch die Schlußscene, wo Siegbrit wohnsinnig erscheint und die hingesunkene Tochter ihres Schmuckes beraubt und Christiern eindricht:

Mutter Sigbrit! Räuberisch Gespenst! Was leeibt Ihe'

Und so haben wir denn an diesem Stücke, freilich wol beiweitem keine classische deutsche Tragödie mehr, aber doch ein dramatisches Erzeugniß, das dem fesselfreien Geiste unserer Literatur zur Ehre gereicht, von achtbaren poetischen Kräften Zeugniß gibt und dem Namen des Verf. Bahn brechen wird. 50.

Bibliographie.

Arago. Das Daguerreotyp oder die Erfindung des Daguerre, die mittelst der Camera obscura und des Sonnenmikroskops auf Flächen dargestellten Lichtbilder zu fixiren. Aus dem Französischen frei übersetzt von einem deutschen Physiker. Gr. 12. Stuttgart, Scheible. 6 Gr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1840. Herausgegeben von J. G. Seidl. 16ter Jahrg. 16. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 2 Thlr. 4 Gr.

Baader, F., Revision der Philosopheme der Hegel'schen Schule bezüglich auf das Christenthum. Nebst zehn Thesen aus einer religiösen Philosophie. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr.

Brchstein, L., Geumbach. 1ster Theil. Der Ritter und sein Recht. Gr. 8. Hildburghausen u. Meiningen, Kesselring. 2 Thlr. 4 Gr.

Blessington, Lady, Der Rebell von Man, historische Erzählung aus dem letzten Zehntel des sechszehnten Jahrhunderts. Aus dem Englischen von Fr. Lubojatzky. 3 Theile. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 3 Thlr. 12 Gr.

Blum, C., Theater. Die Herrin von der Else. Ich bleibe ledig. 8. Berlin, Schlesinger. 1 Thlr. 12 Gr.

Bonaparte, N. L., Napoleonische Ideen. Deutsch von F. Freiherrn von Biedenfeld. Gr. 8. Weimar, Voigt. 18 Gr.

Cecil. Die deutschen Monumente. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 6 Gr.

Daguerre, L. J. M., Das Daguerreotyp und das Diorama, oder genaue und authentische Beschreibung meines Verfahrens und meiner Apparate zu Fixirung der Bilder der Camera obscura und der von mir bei dem Diorama angewendeten Art und Weise der Malerei und der Beleuchtung. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 12 Gr.

Daguerre. Praktische Beschreibung des Daguerreotyp's. Treu übersetzt nach der den Pariser Daguerreotypen beigelegten Originalbeschreibung des Herrn Daguerre und begleitet von 6 Tafeln Abbildungen der einzelnen Theile des Original-Instrumentes. Gr. 8. Berlin, Gropius. 12 Gr.

Der Frühling einer Schönen. Zehn Stahlstiche gezeichnet von Chalon. Nach Lady Blessington's the belle of a season von R. Z. Ende. Roy.-4. London, Asher u. Comp. 11 Thlr.

Görz, E. C. A. v., Wer war größer: Friedrich der Große oder Napoleon? Eine vergleichende Schilderung dieser großen Männer als Mensch, Held, Staatsmann und Fürst. 1stes Heft. 8. Quedlinburg, Basse. 10 Gr.

Hausmann, J. F. L., Kleinigkeiten in bunter Reihe. Bemerkungen und Betrachtungen über Gegenstände der Natur und Kunst. 1stes Bändchen. 8. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr. 8 Gr.

Leonhardt-Lyser, C., Herbstgabe. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1840. Mit 7 Umrissen von J. P. Lyser. 2ter Jahrg. 8. Meissen, Goedsche. 1 Thlr. 20 Ge.

Lüdgers, F., Das Daguerreotyp. Eine ausführliche Beschreibung der Daguerre'schen Methode, die Bilder der Camera obscura zu fixiren, nebst Abbildung aller dazu gehörigen Apparate. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 12 Gr.

Orpheus musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1840 herausgegeben von A. Schmidt. 1ster Jahrg. Gr. 8. Wien, Stahlst. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 3 Thlr. 16 Gr.

Pläckner, J. v., Piniferus, Taschenbuch für Reisende in das Fichtelgebirge. Mit 4 Ansichten des Gebirges. 8. Hof u. Wunsiedel, Grau. 1 Thlr. 16 Gr.

Preßfreiheit oder Censur in Deutschland? Eine praktische Frage. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schmerber. 5 Gr.

Rosenau, W. v., Gundobald von Schwarzeneck. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte und Kreuzzüge. 2 Bände. 8, Nordhausen, Fürst 2 Thlr.

Schwab, G., Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern. 3ter Theil. Mit 1 Titelbilde. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 10 Gr.

Spindler, C., Vergißmeinnicht. Taschenbuch für das Jahr 1840. [11ter Jahrg.] 16. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Thal, K. v., Die tonzenden Schädel am Rabensteine. Schauerige Sage aus den Ritterzeiten. Mit 1 lithographirten Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 3 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 300. — 27. October 1839.

1. Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. Zwei Bände zu zwei Abtheilungen. Stuttgart, Schweizerbart. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Schiller's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Erster Theil. Stuttgart, Balz. 1839. 8. 12 Gr.

In unserer Literatur gibt sich neuerlich mehrfach ein gewisses Streben kund, in den versunkenen, abgebauten Schachten einer glänzenden Vergangenheit nach vergessenen Überresten und unbekannt gebliebenen Gängen zu spüren, und wir müssen gestehen, daß dieses Streben nicht verwittertes Gestein, sondern oft recht silberhaltige tüchtige Erzstufen zu Tage fördere. Es gehört kein Herculisches, aber doch ein herrulanisches Talent dazu; ein feiner, geübter Schatzgräbersinn richtet die Wünschelruthe, und mit beegmännischem keischen Muthe wird eingeschlagen und ausgebeutet. Man geht Familienverbindungen oder freundschaftlichen Verhältnissen nach und findet Correspondenzen und Gelegenheitsgedichte; man durchforscht Stammbücher und findet Denksprüche; man durchblättert alte Journale und Almanachs und findet poetische und prosaische Aufsätze berühmter Männer, die von ihnen selbst oder den Sammlern ihrer Werke vergessen, oft wol auch verworfen worden sind. Diese Bemühungen haben in dem letzten Jahrzehnd sich namentlich auf Goethe bezogen, und wer wollte leugnen, daß wir ihnen bedeutende und werthvolle Bereicherung unserer Literatur, manche tiefere Einsicht in sein vielgestaltiges Denken und Wirken verdanken? In passender Gegen- oder vielmehr Nebenstellung werden nun neuerlich Schiller-Reliquien gesammelt und seinen Verehrern dargeboten; ein Unternehmen, das einen besondern Werth in dem kräftigen Gegensatze gegen die übergreifende, zur Einseitigkeit erstarrende Überhebung Goethe'schen Verdienstes hat. Die Genien einer großen Vergangenheit treten in lebendigster Individualität in solchen Erzeugnissen ihres Geistes vor uns auf, die der Gegenwart unmittelbar — nicht nach zurückgelegtem Laufe durch eine vielköpfige Kritik, nicht nachdem ihnen hier Lorber-, dort Dornenkronen geboten, hier Friedenspalmen, dort Spießruthen entgegengehalten worden sind — sich darstellen. Den frischen Duft dieses unmittelbaren Zuherzengehens hat noch kein Samum einer zweideutigen literarischen Würdigung abgeweht, wir sind fern von Reflexion und Vergleichung, wir genießen, nicht weil Hunderte vor uns auch davon genossen und gesagt haben: es schmecke (obwol Einige dazusetzten: es bekomme aber nicht), sondern weil es in feischer Kellerluft vor der Sommerschwüle des Marktes bis auf jetzige Zeit bewahrt worden ist.

Wäheenddem sucht die kritische Betrachtungsweise nach neuen Formen, in denen sie sich ausprägen und ins Publicum eindringen kann. Bisher war es jene höhere Kritik, die, auf Grundlagen einer systematisch gegliederten und ausgearbeiteten Ästhetik ruhend, mit der Gedankenentwickelung und Charakteristik Goethe'scher und Schiller'scher Kunstwerke im Ganzen sich beschäftigte und dieses Geschäft mit so unermüdlicher Regsamkeit betrieb, daß dadurch auf die meisten jener Schöpfungen ein helleres Licht, oft freilich blos der Reflex ästhetischer Theorien, fiel. Bei diesem Eifer trat aber bald, namentlich bei den Epigonen kritischer Häupter, eine Einseitigkeit hervor, die, entweder die Wichtigkeit des Systems überschätzend, ihr den Werth des poetischen Schöpfergedankens opferte, oder aus Misverständniß des Grundsatzes, daß das Genie seine eigene Regel habe, die einzelnen Dichterwerke für ebenso viele ins Praktische umgesetzte ästhetische oder gar philosophische Theoreme ansah. Dieser systematisirenden Richtung gegenüber ist die neuerlich auftauchende Erscheinung sehr erklärlich, welche mit philologischer Genauigkeit, die Interpretationsweise der Classiker nachahmend, das Einzelne zum Gegenstande der Kritik erhebt, Perioden, Worte, Reime nach den Regeln der Sprache und des Denkens mißt, ja die Richtigkeit der Flexion und Interpunction zu prüfen nicht unterläßt. Sie steht insofern völlig frei von dem Einflusse höherer ästhetischer Reflexion da, als sie selten über das Ganze eines Kunstwerkes, über Tendenz und Gedankengang sich verbreitet, oder das Letztere doch nur in jener naturalisirenden Weise thut, welche vielmehr den Ausdruck von Empfindungen in Worte bringt, als die Worte zu Trägern des Gedankens macht.

Sowol jene sammelnde als diese kommentirende Thätigkeit fand besondere Nahrung in einem Umstande, der auch an sich nicht ohne gewisse Bedeutung ist. Es ist bekannt, daß die meisten der frühern Werke jener beiden Dichter in anderer Gestalt der Nachwelt in den Samm-

Digitized by Google

lungen ihrer Werke überliefert worden sind, als in welcher sie zuerst der Öffentlichkeit übergeben oder doch in Schrift concipirt wurden. Man kannte bisher blos dieses Factum, aber nicht seinen Inhalt, seinen Werth. Emsige Forschungen aber führten die Quellen jener Prototypen zur Hand, entweder Handschriften, wie bei Goethe's „Iphigenie", oder Drucke, wie bei „Götz von Berlichingen"; auch für die kleinern Gedichte Schiller's hat Döring aus der „Anthologie" und frühern Zeitschriften eine Nachlese gehalten, die uns manches Bekannte in ursprünglicher Gestalt vorführte. Begreiflicherweise blieb man nicht beim Gegenüberstellen, sondern ging zum Vergleichen über und das Vergleichen führte zum Commentiren. Im Allgemeinen nun ist jenes Streben ein sehr löbliches; es fördert nicht blos die an sich werthvolle Kenntniß der Geistesentwickelung großer Männer, sondern besonders den feinern ästhetischen Sinn, der bis ins Einzelne geht, ohne das Ganze aus den Augen zu verlieren, und gibt nächstdem ein mächtiges Beispiel von Ausdauer und Streben nach Vollendung, das den Zeitgenossen kein unnöthiges Muster ist. Aber die Weise, wie es gehegt und gepflegt wird, ist nicht ganz, wie sie unserer Bildungsstufe zusagt, noch weniger wie sie auf das Wahre des Gedankens führt, der seinem Streben zu Grunde liegen muß. Hierüber werden wir uns bei Gelegenheit des Viehoff'schen Commentars weiter aussprechen und wenden uns zunächst zu Boas' „Nachträgen".

Sie zerfallen in einen poetischen und einen prosaischen Theil. Der erstere beginnt mit Jugendgedichten Schiller's, die in Haug's „Schwäbischem Magazin" (1776) und der von Schiller herausgegebenen „Anthologie" (mit dem Druckorte: Tobolsko 1782) abgedruckt sind: Gedichte voll überschwenglichem Pathos und ausschweifender Phantasie, ungeregelte Declamationen für Freiheit und Recht, excentrische Liebesergüsse, aber den trefflichsten, echt poetischen Gedankenkern im Keime enthaltend und für die Kenntniß der anfänglichen Bildungsstufe, insbesondere der Wahl der Stoffe, sehr bedeutend. Nun haben wir zu bemerken, daß in diesen Mittheilungen sehr wenig Neues, vielmehr das Meiste schon in Döring's „Nachlese" gesammelt ist; in der Hauptsache besteht das Neue nur in zwei Gedichten, deren erstes: „Der Venuswagen" (Stuttgart 1781), dieselbe Farbe wie das bekannte „Kastraten und Männer" trägt, eine vielfach geschlungene Geißel der Wollust; das andere aber: „Die Rache der Musen, eine Anekdote vom Helikon", eine der erwähnten „Anthologie" entlehnte Satire auf Stäudlin's „Musenalmanach" ist. Der Herausgeber bleibt hinsichtlich beider den Nachweis der Autorschaft Schiller's schuldig; doch scheint bei dem erstern allerdings die Ideenverwandtschaft und Sprachanalogie für dieselbe zu sprechen, wogegen die letztere Satire — die der Herausgeber darum Schiller zuschreibt, weil er den mittelmäßigen, farblosen „Musenalmanach" zu zermalmen gedroht hat, dieses Gedicht aber das einzige zermalmende in der „Anthologie" ist — in Erfindung weniger als in Ausführung den Geist des Dichters verkennen läßt. Nicht viel gewissere sind wir in Betreff von fünf Epigrammen, die, gleichfalls der „Anthologie" entlehnt, von dem früheren Sammler nicht mitgetheilt wurden, die Hr. Boas aber Schiller zuschreibt. Wie zweifelhaft diese Adjudication auf den Grund hin ist, daß sie mit einer von Schiller's Chiffern, D., unterzeichnet seien, gesteht Hr. Boas selbst zu, indem er fünf andere Gedichte, obwol sie ebenso signirt sind und er von Schiller's Autorschaft auch bei ihnen überzeugt ist, doch theils wegen ihrer Schlüpfrigkeit, theils „weil sich diese Autorschaft nicht documentiren läßt", nicht in vorliegende Sammlung aufgenommen hat. Können wir es aber wol für eine solche anderweite Documentirung halten, wenn Hr. B. das eine Epigramm:

Spinoza.

Hier liegt ein Eichbaum umgerissen,
Sein Wipfel thät die Wolken küssen,
Er liegt am Grund — warum?
Die Bauern hatten, hör' ich reden,
Sein schönes Holz zum Bau'n vonnöthen
Und rissen ihn deswegen um —

weil in demselben „unverkennbar derselbe Schiller'sche Geist wehe, der sich im „Rousseau" ausspricht"; das andere:

Grabschrift eines gewissen Physiognomen.

Wes Geistes Kind im Kopf gesessen,
Konnt' er auf jeder Nase lesen;
Und doch, — daß er es nicht gewesen,
Den Gott zu diesem Werk erlesen,
Konnt' er nicht auf der seinen lesen —

weil diese Verse mit einer Bemerkung in Schiller's Dissertation „Über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" übereinstimmen, freilich nur sehr im Allgemeinen; ein drittes endlich, weil dessen skeptische Anschauungsweise eines zukünftigen Lebens mit der trüben Stimmung in Schiller's „Elegie auf den Tod eines Jünglings" correspondire, Schiller zuschreibt? Bei folgendem:

Die Messiade.

Religion beschenkt dies Gedicht.
Auch umgekehrt? Dies fragt mich nicht —

werden zum Belege derselben Behauptung — die Chiffer ist eine ganz andere — eine durch nichts motivirte Verschreeung seines neuesten Biographen, Hoffmann, und eine Anekdote, die Lenz von Schiller erzählt, und aus der Schiller's Mißbehagen an mehren Klopstock'schen Oden hervorgeht, angeführt und von dem letztern Umstande sogar noch weiter auf ein anderes Epigramm „Klopstock und Wieland, als ihre Silhouetten beieinander hingen", geschlossen. Mögen diese poetischen Kleinigkeiten immerhin recht nett sein: wir können uns ihrer freuen und brauchen sie darum noch nicht mit ungewissenhafter Voreiligkeit auf die Liste der Werke eines gefeierten Dichters zu setzen, vor dessen Tempel der Literarhistoriker wie vor einem Heiligthume stehend die Entwendung so gut wie das Einschmuggeln zu verhüten hat.

Wir gehen weiter zu den Gelegenheitsgedichten. Von den neun hier mitgetheilten sind sechs bereits in Döring's Sammlung abgedruckt; die neuen: „Todesfeier am Grabe Ph. Fr. v. Rieger", „Widmung des Don Carlos" und „Hochzeitgedicht", von denen das erste und dritte dem „Taschenbuche für Damen" entlehnt sind, erheben sich über die gewöhnliche Stellung und Grenze des Gelegen-

Digitized by Google

heitsgedichts, und insbesondere athmet das letztere (aus dem J. 1801 ungefähr, in fremdem Namen zur Vermählung eines seiner würdigsten Freunde geschrieben in Gegenwart Mehrer) eine ungemeine Gefühlsinnigkeit und Herzensleichtigkeit. Die Widmung des „Don Carlos" an die Tochter des Geheimenraths Schmidt in Weimar ist eine unbedeutende Galanterie. Von den hierauf folgenden vermischten Gedichten sind die beiden größern: „Trost am Grabe" und „Kampf und Ergebung", bereits aus Döring's mehrerwähnter Sammlung bekannt; die übrigen, in kurzer, epigrammatischer Form, theils aus Schiller's „Musenalmanachen", theils aus dem Briefwechsel mit Goethe entnommen, haben das Gepräge ihrer Zeit, wie sie auf die Gebrechen derselben zielen. Sie bilden den passendsten Übergang zu den nun aus dem „Musenalmanach" auf 1797 vollständig abgedruckten „Tabulae votivae" und „Xenien". Jene, die ernstern, würdigen Distichen, sind so gut wie die letztern, satirischen, das Gemeingut beider Dichter, die sich in ihre Abfassung getheilt haben, anzusehen, theils ihrem ausdrücklichen, im Briefwechsel ausgesprochenen Wunsche gemäß, theils wegen der Unmöglichkeit, die Eigenthümlichkeiten der Verf. bei dem beiderseitigen Streben nach Assimilation in Gedanken und Form zu unterscheiden. Der Herausgeber hat beide Serien vollständig abdrucken lassen, so weit sie noch nicht bekannt sind; auch hat er darauf aufmerksam gemacht, daß drei dieser Distichen sowol in Goethe's als Schiller's Werken aufgenommen sind. Wenn er aber hierbei den Deutschen den Vorwurf macht, sie läsen ihre Dichterheroen nur sehr oberflächlich, weil noch Niemand auf dieses „wunderbare Phänomen" hingewiesen hätte, so müssen wir bemerken, daß ein solcher Umstand sicher nicht von der Bedeutung ist, um zum Gegenstande besonderer Besprechung gemacht zu werden, falls eine solche nicht über diese ganze epigrammatische Richtung, wie sie 1796 u. 1797 bei Schiller und Goethe hervortrat, sich verbreitete. Dem Herausgeber gebührt also immerhin das letztere Verdienst, ohne daß er damit zugleich die Berechtigung zu jenem einseitigen Tadel hätte. Überdies ist es bei der erwähnten Gemeinschaftlichkeit der Arbeit, die so weit ging, daß Einer des Andern Reime noch verbesserte, oder ihnen in der Zusammenstellung durch die Überschrift eine ganz andere Bedeutung gab, sowie bei der großen Anzahl derselben keineswegs so auffallend, als der Herausgeber meint, daß nach Jahren der eine der Dichter Dasselbe für sich in Anspruch nahm, worin der andere sein Eigenthum zu erkennen glaubte. Die hier mitgetheilten derartigen Gedichte, funfzig an der Zahl, sind in der That eine um so trefflichere Gabe, als sie in ihrer ernstern und allgemeinern Richtung auch für unsere, ja meist wol für alle Zeiten unmittelbares Interesse in der Berührung von solchen Seiten und Tendenzen haben, die im Kreislaufe der Literatur und des Culturlebens stets wiederkehren. Das edle Selbstgefühl, das allein über derartige Wirren und Zerfallenheit sich siegreich erheben und das Große fördern kann, spricht sich höchst wohlthuend in dem Distichon: „Die Belohnung", aus:

Was belohnet den Meister? — Der zartantwortende Nachklang
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust.

Ebenso weist ein anderes: „Die Bedeutung", auf die nothwendige Reinheit des Zweckes bei Kunstschöpfungen hin:

Was bedeutet dein Werk? so fragt ihr den Bildner des Schönen.
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.

Und die rechte Bahn der Kritik zeichnet unvergleichlich Folgendes:

Der berufene Richter.

Wer ist zum Richter bestellt? — Nur der Bessere? — Nein, wem das Gute
Über das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.

Wir bedauern, durch den Raum d. Bl. beschränkt zu sein in der Mittheilung von diesen Reflexionen über das höhere geistige Leben und seine Äußerungen, die auf einer seltenen Höhe der Anschauung reiften und in einer ebenso seltenen Würde der Form ihre dichterische Gestaltung empfingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Chamäleon Francis Osbaldistone. Geschichtlich getreue Darstellung der Freibeitereien (!) Dick Turpins und seiner Genossen, aus den Annalen Großbritanniens erhoben und frei bearbeitet von Ferdinand Dietter. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, Frz. 1839. Gr. 16. 1 Thlr. 4 Gr.

Wir wollen uns nicht bei Untersuchung der Frage aufhalten, inwiefern eine „geschichtlich-getreue Darstellung" und eine „freie Bearbeitung" nach „Annalen" auf dem Titel eines Buchs nicht allein nur vereinbar sein können; auch glauben wir durch die XIV Seiten lange Vorrede des Verfassers ein tieferes Eingehen in seine Darstellung ersparen zu können, da eben diese Vorrede uns für den Zweck dieser Blätter schon hinlänglich beschäftigt.

Nach derselben hat der Verfasser lange geschwankt in der Wahl einer Form für seine Mittheilungen. Er erfreute sich jedoch des Rathes eines „gediegenen Kenners", und da der dritte, im vorliegenden Buche befolgte Plan den „Beifall seines Mäcen, welcher ihm über Alles geht, erlangt hat, so will er diesen Plan nicht mehr abändern, da jener Mäcen für die Ausführbarkeit Bürgschaft leistet". Es ist immer ein eigen Ding mit den Bürgschaften! Wir können über den „gediegenen Kenner, Mentor und Mäcen", da der Verf. ihn nicht näher bezeichnet, uns eine genauere Vorstellung nicht anmaßen; gehört er aber wirklich zu den „Gediegenen", so fürchten wir, der Verf. hat seine Fingerzeige und Rathschläge nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung und Bedeutsamkeit auffassen wollen, wie das denn überhaupt bei einem Schriftsteller, welcher sich selbst als durchaus nicht ursprünglich bezeichnet, schwer halten mag. Der Verf. hat sich außerdem noch um ein besonderes Schriftstellermuster bemüht und sich endlich für W. Scott entschieden, da die Tendenz desselben mit der seinigen pari stehen soll. Wie weit dieses gegründet sein mag, ist aus den vorliegenden beiden Theilen noch nicht zu entnehmen, da in denselben eine Tendenz überhaupt nicht recht zur Erscheinung kommen will. Der Verf. versichert, daß alle seine Darstellungen die nackte Wahrheit seien, und da er dies mehre Male wiederholt, so scheint er selbst fast ihre Glaubwürdigkeit zu bezweifeln. Wenigstens unterscheidet er nicht zwischen einem historischen Factum und dessen Beschreibung für ein Lesepublicum, welches unter den der Unterhaltung Bedürftigen gesucht werden muß. Der Verf. versichert ferner, er habe es an Studien der englischen Geschichte nicht fehlen lassen. Wir können das immerhin glau-

Digitized by Google

den, müssen aber bedauern, daß diese Studien nicht auf deutsche Geschichte hingelenkt sind. W. Scott, sein Musterbild, erwarb seinen Namen auf dem Boden seines Vaterlandes, und wenn einmal Räubergeschichten geschrieben werden sollen, so ist auch Deutschland nicht arm an Stoff. Wenn der Verf. endlich noch versichert, „die folgenden Erzählungen würden an Interesse gewinnen, da sich seine Mittel, dieses zu erregen, steigern müssen", so kommt er gewiß dem Wunsche seiner Leser entgegen. In den vorliegenden beiden Theilen gehen wir im Nebel; man sieht nichts als undeutliche Gestalten, erfährt nichts als Dinge, von denen kein Grund abzusehen ist, und das Alles in einer Form, die weder historisch noch poetisch (oder, wie der Verf. sich ausdrückt, belletristisch) ist; das Alles ferner in einer Sprache, der es an aller Elasticität gebricht, in einer Schreibart, die der Grammatik bedarf, wogegen mancher Verstoß gegen Orthographie als Druckfehler ausgegeben werden mag.

Wir beklagen die viele Mühe, die der Verf. sich offenbar gegeben hat, möchten aber unmaßgeblich rathen, seinen gütigen Mäcen und gediegenen Kenner nochmals um guten Rath anzusprechen. 36.

Notiz.

Chandranati.

Dieser alte und merkwürdige indische Ort war bis 1824 von keinem Europäer besucht worden. Der Ruhm, ihn gleichsam von neuem entdeckt zu haben, gebührt dem englischen Oberistlieutenant James Tod, dessen Verdienste um die indische Alterthumskunde in diesen Blättern bereits gedacht worden ist. Wurde er auch durch widrige Umstände abgehalten, denselben in Person zu besuchen, so verdankt man ihm doch die ersten Nachrichten, und durch Oberst Hunter Blair, der, in Tod's Fußstapfen tretend, nach ihm alle merkwürdigen Punkte besuchte, worauf jener zuerst aufmerksam gemacht hatte, und die Reisebeschreibung seines Vorgängers mit den Arbeiten seines Pinsels zierte, sind dieselben vervollständigt worden. Chandronati (sprich: Tschandreti) aber Chundrawutti, durch Anhängung von Nagri als Festung bezeichnet, wiewol im Fall der Gefahr eigentlich wol der nur einige Meilen entfernte heilige Berg Abu die Stelle der Citadelle vertreten mußte, der alte Sitz der Macht und des Handels der Pramaras, ehemolige Cultstätte und Wallfahrtsort der Dschainas, lag zwischen den Bergen Abu und Arasinni und den Kapellen von Amba-Bhavani und Taringi an den Ufern des Bunas, der noch jetzt durch das Dorf Mathole fließt, das einst eine Vorstadt von Chandravoti gewesen sein soll. Hier, in menschenleerer Öde, rings von dichter Waldung umkränzt, liegen die wenigen Trümmer der einst reichen und blühenden Stadt zerstreut, und wo einst Tausende sich zu ihren Tempeln drängten, da wandelt jetzt ungestört, wie in ursprünglicher Wildniß, der Tiger und der Bär oder der kaum mehr civilisirte Bhil. Ahmedabad, weiland die Hauptstadt von Guzurate, jetzt aber auch dem Verfall nahe, erhob sich aus ihren wie aus Anhulwarras abgetragenen Gebäuden; dahin, nach der neuen Stadt, die Ahmed auf diese Weise erbaute, mußte mit den Marmorsteinen und Kunstwerken der Dschaina wandern und weinte und trauerte nun an den Ufern des Sakermaty, wie der Hebräer einst an den Ufern des Euphrat. Was blieb, das hat die Zeit und noch mehr die gewaltthätige Hand des jetzigen Eigenthümers zerstört, der die noch prächtigen Ruinen einreißen läßt und den kunstreich bearbeiteten Marmor als rohes Baumaterial verkauft, wie die Türken zu Athen Kalk daraus brennen. Dessenungeachtet ist noch nicht Alles zerstört und das Wenige, was noch erhalten steht, vermag in Verbindung mit den reichen, einst von Chandravati aus gegründeten Heiligthümern auf Abu, den frühern Wohlstand der Stadt, ihre Blüte in den Künsten und die Macht ihrer Fürsten zu offenbaren. Als, durch Tod aufmerksam gemacht, der General Sir Charles Colville in Begleitung des Obersten Hunter Blair und einer zahlreichen Gesellschaft 1824 die Ruinen von Chandrovati besuchte, fand man noch 20 Marmorgebäude übrig. Unter ihnen zog besonders ein Brahmatempel mit 138 in Hautrelief aus den Marmorwänden heraustretenden und mit großer Kunst ausgeführten Statuen die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Auch an den Nischen, in denen sie standen, mußte man die Arbeit bewundern. Die vorzüglichsten unter den Statuen waren eine dreiköpfige, die auf einer Kaere sitzend, mit einem Weibe auf dem Knie und einer großen Gans daner dargestellt war; ferner ein Siwa (bekanntlich das Feuer) mit 20 Armen, ein anderer mit einem Stier zur Linken und den rechten Fuß auf eine kleinere, dem Garud ähnliche Figur gestützt; ein Bild des Todes mit 20 Armen und den vielfachen allegorischen Attributen, an denen die indische Mythologie und Kunst so reich ist. Am gelungensten und zum Theil sehr zart ausgeführet waren tanzende Nymphen mit Blumenkränzen und musikalischen Instrumenten. Das Gebäude bestand ganz aus weißem Marmor; von einer Säulenreihe, welche dasselbe umgeben hatte, zeugten noch die einzeln dastehenden Marmorschäfte. Wenn übrigens die Lage von Chandronati für einen Handelsmarkt nicht günstig scheint, so muß man bedenken, daß es Wallfahrtsort war, daß im Orient Cult und Handel Zwillingsbrüder und unzertrennlich sind, und wo die Gläubigen sich zu gemeinsamen Festlichkeiten versammeln, auch Bazars sich zu eröffnen pflegen. Zudem lag es von der Hauptstraße des Waarentransports nicht allzu weit entfernt. 16t.

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst und Erzbischof von Köln. Von **F. W. Barthold.** — II. Die Belagerung von Breda in den Jahren 1624 und 1625, durch Ambrosio Marquis von Spinola. Von **E. Münch.** — III. Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen von **K. G. Jacob.** — IV. Die Entwickelung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renoissance. Von **Ed. Kolloff.** — V. Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien. Von **F. W. Schubert.** — VI. Die Philosophie und die Philosophen des 12. und 13. Jahrhunderts. Von **F. von Raumer.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen** für **fünf Thaler**, sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Die Beiträge zu den zehn ersten Jahrgängen dieser interessanten Sammlung lieferten folgende geachtete Schriftsteller: W. A. Arendt, F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Lea, J. W. Loebell, F. Lorentz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Sohmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken, J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 301. — 28. October 1839.

1. Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. Zwei Bände zu zwei Abtheilungen.
2. Schiller's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 300.)

Indem wir uns zu den eigentlichen „Xenien" wenden, betreten wir ein durch Zeitinteressen mehrfach bestimmtes und beschränktes Gebiet; die Einseitigkeit des Gegenstandes, der hier specieller bezeichnet wird, rief einen Gegensatz der Satire hervor, der freilich lange nicht in jener reinen Objectivität und jenem ursprünglichen Adel des Geistes wie bei den „Votivtafeln", sich ausprägen konnte, dafür aber desto eindringlicher wirkte; und die Bedeutung, die sie für uns haben können, ist größtentheils noch die zwiefache, daß neben der Einsicht in damalige Literaturzustände die Beziehung auf analoge Erscheinungen unserer Zeit nicht verloren geht. Ihr Verständniß in der erstern Hinsicht hat der Herausgeber in einer kurzen Einleitung über ihr Entstehen — wobei wol noch der Entwickelungsgang aus dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", Brief 136 — 202 näher hätte dargelegt werden können — sowie in fortlaufender Hinweisung auf die nächsten Gegenstände der Epigramme, die oft nicht leicht, bisweilen selbst schon verkannt worden war, bedeutend erleichtert. Das Letztere ist auch eigentlich das Neue und Verdienstliche des Herausgebers dabei; denn die Sammlung selbst ist mehrmals schon, zuletzt 1833 in Danzig, veröffentlicht worden. Bei diesen Anmerkungen hätte derselbe nur solche unnütze Derbheiten vermeiden sollen, wie wenn er S. 105 von den „vernagelten" Autoren frömmelnder Tractätchen spricht. Die vorzüglichsten der hier theils mehr, theils minder bedachten Literaten der letzten beiden Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts sind: Lavater, Manso, die Brüder Stolberg, Claudius (als Übersetzer), Hermes (in Breslau), F. Nicolai, Freih. zu Racknitz (schrieb „Über Geschmack in der Baukunst"), v. Schlichtegroll, Jakob, Ernst Platner, R. Z. Becker (in Gotha), Ramler, Reichardt (Kapellmeister), Schütz, Abelung, Heydenreich, Voß, W. G. Becker (der Herausgeber des Taschenbuchs), Kleist, Fernow (über Carstens' Gemälde, eine jüngst eingetroffene Prophezeiung enthaltend:

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanze.)

ferner: Eschenburg, v. Kotzebue, Garve, Kant, Schelling, Wieland, K. Fr. Cramer, F. W. A. Schmidt (gegen den auch Goethe's Gedicht: „Die Musen und Grazien in der Mark", wegen seines „Kalenders der Musen und Grazien" gerichtet ist), v. Gentz (als Redacteur der „Neuen deutschen Monatsschrift"), Bertuch, Wolf, Meißner, Jenisch, Fülleborn, Wolke, Lessing, die beiden Schlegel, Bürger, J. G. A. Förster, Klopstock, C. A. Klotz, M. Mendelssohn, Heyne und mehre unbekannte Recensenten in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und andern kritischen Zeitschriften. Man würde aber irren, wenn man glaubte, alle die hier Genannten, unter denen ja anerkannt geistige Heroen der deutschen Nation sich befinden, seien mit den Waffen der Satire und des Witzes angegriffen, wie eben zeitweilige Gegensätze auch gegen die Besten einzutreten pflegen; vielmehr tragen die Epigramme, welche auf Garve, Kant, Lessing, Wolf, Schelling sich beziehen und manche andere noch das Gepräge reinster Anerkennung ihrer Verdienste und reden vielmehr ironisch im Sinne ihrer Verkleinerer und Tadler. Daß nebenbei auch Manches von dem an andern Verdienstvollen Gerügten nur Eine Seite der Kritik ihrer Tendenzen enthält und bei der Heraushebung dieser einen nicht an ein Verkennen der übrigen zu denken, vielmehr dieses Ignoriren aus der Kürze und dem Wesen des Epigramms zu erklären ist, leidet wol keinen Zweifel. So würde es sicher zu einer falschen Annahme führen, wollte man ein Gesammturtheil in folgendem Distichon über M. Mendelssohn's „Phädon" finden:

Ja! du siehst mich unsterblich! „Das hast du uns ja in dem Phädon
Längst bewiesen." — Mein Freund, freue dich, daß du es siehst!

Überhaupt ist Das, was bei der Strenge und Schärfe des hier fast durchgängig geübten Tadels doch als höchst beachtenswerth im Vergleiche mit ähnlichen Bitterkeiten neuerer Kritik hervortritt, die vorherrschende Beziehung auf die Sache, die einzelne Leistung eines Mannes; selten nur, und dies wenn eine ganze Richtung sich verderblich und unwürdig zeigt, wird die Totalität der Person ange-

griffen, wie bei Nicolai, Reichardt, Manso und Ähnlichen. Ja, die Dichter haben ihre eigenen Werke mit in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen und ihre Stellung zum Publicum oder ihr Verständniß überhaupt mit glücklichem Humor zu charakterisiren gewußt. So heißt es in Bezug auf Goethe's „Märchen":

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
Nun, und was machen sie denn Alle? Das Märchen, mein Freund —

und der erste Jahrgang der „Horen" wird sehr treffend gezeichnet in dem Distichon:

Einige wandeln zu ernst, die Andern schreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publicum hält.

Folgen wir weiter den Mittheilungen des Herausgebers aus Schiller's lyrischen Gedichten, so finden wir eine Anzahl Varianten zu den bereits in den Werken gedruckten Gedichten. Auch von diesen sind einige, wie zu „Rousseau", „Die seligen Augenblicke", „Freigeisterei der Leidenschaft", bereits früher bekannt gemacht worden; andere, wie zu dem „Triumph der Liebe", sind von geringerer Bedeutung. Nicht uninteressant sind die Abweichungen des ersten Abdrucks von „Semele", der unter dem Titel: „Eine lyrische Operette", in der „Anthologie" erschien. Es wäre zu wünschen, daß der Herausgeber, wie bei diesen und einigen andern Stücken, so durchgängig, namentlich bei den „Göttern Griechenlands", die Änderungen durch den Druck hervorgehoben hätte. Sie sind in der Regel veredelnd, den Ausdruck verfeinernd, lyrische Extravaganzen abschneidend, oft freilich auch das Wahre aus Rücksichten verhüllend und das Starke des Anstoßes wegen dämpfend. So namentlich bei den „Göttern Griechenlands", wegen deren Schiller einen Angriff von Stolberg erlitt. Manche Anmerkungen des Herausgebers weisen aus Humboldt's Briefen die Sorgsamkeit des Dichters in Läuterung seiner Poesien nach.

Indem wir uns nun zu dem dramatischen Theile dieser „Nachträge" wenden, werden wir uns bei diesem wie bei dem prosaischen in unserm Berichte kürzer fassen müssen, weil deren Inhalt weniger einer beispielweisen Mittheilung fähig und, was die prosaischen Stücke anlangt, auch nicht von der Bedeutung ist, welche ein genaueres Eingehen erfoderte. Die Mittheilungen hinsichtlich des erstern beziehen sich auf die „Räuber", „Fiesco", „Don Carlos" und „Wallenstein". Zu „Fiesco" wird ein kurzer Prolog mitgetheilt, wie er neben den Theaterzetteln bei der ersten Aufführung (18. Jan. 1784) in Manheim öffentlich angeschlagen war. Man ersieht aus demselben die, niemals gedruckten, Veränderungen des Stücks: in seiner ersten Gestalt war es nicht Herrschsucht, die Fiesco den Tod durch Verrina's Hände bringt, sondern ein kaltes Hineingreifen des Schicksals in das hochherzige Unternehmen des Fiesco, dessen Ehrgeiz durch den hohen Freisinn seiner Gemahlin bezwungen wird, der aber, bei seinem Streben, des freien Genuas bester Bürger zu sein, vom Schicksale vernichtet wird. Kürzer noch und weniger bedeutend ist ein ähnlicher Prolog zu den „Räubern". Zu „Wallenstein" finden wir außer der bereits bekannten Eröffnungsscene des vierten Acts der „Piccolomini", welche das astrologische Motiv für den Abfall Wallenstein's gibt, und dem Monologe Buttler's am Schlusse des dritten Acts von „Wallenstein's Tod", ein Soldatenchor, womit „Wallenstein's Lager" bei der ersten Aufführung eröffnet wurde, heiter und die Freiheit, ja Zügellosigkeit des Treibens der Soldatesca glücklich charakterisirend. Das Hauptsächliche des Neuen in diesem Gebiete besteht in den Textabweichungen früherer Ausgaben der „Räuber" und vor Allem des „Don Carlos". In der Theaterausgabe von 1782 sind nämlich die erstern, zum Theil auf Dalberg's Veranlassung sehr verändert, und namentlich ist das Stück, so weit es ging, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, in welche es eine Hinweisung der frühesten Ausgabe setzt, in die Zeit des ewigen Landfriedens zurückverlegt. Von größern sonstigen Abweichungen machen wir bemerklich: zwei Monologe Franz Moor's, den einen nach seinem Gespräche mit Hermann zu Anfange des zweiten Acts, den andern, sehr bedeutenden und voll tiefer psychologischer Auffassung, nach einer zweiten, gleichfalls in den Werken fehlenden Unterredung mit demselben, die zwischen die dritte und vierte Scene des vierten Acts fällt: Hermann sagt sich von Franz Moor los, und dieser ist nun auf seine eigene Kraft angewiesen. Sonstiges ist nur gegen das Ende hin bedeutender verändert, und die noch mitgetheilten Varianten der zweiten Ausgabe von 1782 sind unwichtig. Jedenfalls ist zu bedauern, daß dem Herausgeber nicht die erste, ohne Schiller's Namen erschienene Ausgabe der „Räuber" zugänglich wurde; aus ihr würde sich das Verdienst der spätern Umgestaltung sowie die ursprüngliche Kraft und Eigenthümlichkeit des ersten Gusses deutlicher herausstellen.

(Der Beschluß folgt.)

Reliquien Dr. Friedrich Ludwig Weidig's, gewesenen Pfarrers in Oberaleen im Großherzogthume Hessen. Zum Besten der Witwe Weidig's herausgegeben von einigen Freunden. Manheim, H. Hoff. 1838. 8. 12 Gr.

Dieses Büchlein hat einen zweifach frommen Zweck: es ist ein Opferaltar für eine verwaiste Familie und eine Handvoll Immortellen, gestreut auf das schon zerfallene Grab eines deutschen Patrioten. Wer erinnert sich nicht des Missgeschicks und des tragischen Endes dieses Mannes! Die Thatsachen, ob er im Eifer für sein Vaterland zu weit gegangen, sind bis jetzt noch in Dunkel gehüllt. Die Achtung, die wir dem Menschen, dem Familienvater, dem treuen Lehrer und Seelsorger zugestehen müssen, macht es uns schwer, seinen politischen Charakter zu verdächtigen. Seine Schriften beweisen nur, daß er für die gesetzliche und unverkümmerte Freiheit seines Vaterlandes glühte, daß er den Zweck seines Lebens in die Beförderung des Gemeinwohls setzte und mit jeder geschichtlichen Erscheinung sympathisirte, die irgendwie eine freiere und höhere Stufe der Menschheit begründete. Seine politische Richtung wurzelte tief in den Ereignissen, deren Zeuge seine Jugend gewesen war. Er hatte die Unterdrückung und Mishandlung der deutschen Erde und Völker gesehen und hielt in der Vertreibung der Franzosen das neue Gedeihen seines Vaterlandes wol für begründet, aber nicht gesichert. Diese seine innige Überzeugung trieb ihn mit männlicher Energie zum Handeln. Der erste Schritt, den er that, war, daß er eine Petition der Stadt

Digitized by Google

Butzbach an die Standesherren und den Adel veranlaßte, daß sie als natürliche Vertreter des Volkes für die Wiederherstellung landständischer Verfassung sorgen möchten. Seine Bemühung soll auch nicht ohne Erfolg gewesen sein, indem das Großherzogthum von seinem Ludwig I. alsbald eine Verfassung geschenkt erhielt. Wahrscheinlich war der Eifer Weidig's für das Gemeinwohl dem Großherzoge selbst aufgefallen, denn er ließ ihn nach Darmstadt zu einer Besprechung kommen, und Weidig war mit dieser Unterredung sehr zufrieden; sie übertraf Alles, was er je gehofft und gewünscht hatte. Nach dem eigenen Willen des Fürsten wurde er auch jetzt zum Rector der Schule zu Butzbach ernannt. Wiewol er in dieser Zeit in dem Herzen und in der That den innigsten Antheil an dem Freiheitskampfe der Griechen nahm, so stand er doch seinem neuen Amte mit solcher Treue und Redlichkeit vor, daß sich die Schule jenes Ortes auf das rühmlichste ausgezeichnet haben soll. Sogar seinen Privatunterricht suchte er gemeinnützig zu machen, und seine gleichgesinnte Gattin unterstützte ihn in der Heranbildung der weiblichen Jugend. Das Ehepaar soll sich oft die größte Bedürfnißlosigkeit und Einschränkung auferlegt haben, um die Thränen und das Elend fremder Noth zu stillen.

In diesem unermüdlichen und fruchtbaren Wirken traf Weidig das Jahr 1830. Die europäischen Zustände regten auch ihn auf; und immer die Volkspartei in Anspruch nehmend, arbeitete er jetzt eifrig an mehren Zeitschriften und interessirte sich aus allen Kräften für die landständischen Wahlen des Herzogthums. Alle seine Wünsche und Schritte jedoch, so versichern seine Freunde und Bekannte, so bezeugen seine Aufsätze, sollen legitim gewesen sein und den Fortschritt in gesetzlicher Weise angesprochen haben. Besonders belebte ihn die Aussicht auf die freie deutsche Presse, und er betrieb 1831 mit Eifer die Sendung eines Ehrenpokals an seinen Universitätsfreund Welcker. In diese Zeit trifft der Fall Warschaus, den er so tief empfand, daß die Unterstützung der unglücklichen Flüchtlinge seinen ganzen Eifer und seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Aus eigenen Mitteln und durch Sammlungen soll er Unglaubliches für die hülfsbedürftigen Polen geleistet haben. Bald aber sollte sein Eifer und seine Begeisterung für die öffentlichen Angelegenheiten getrübt und gestört werden. Das unsinnige frankfurter Attentat hatte stattgefunden, und die Regierungen waren mit Recht auf die politische Spannung der Gemüther aufmerksam und mistrauisch geworden. Nicht in Bezug auf das Attentat, dem er gänzlich fremd war, wurden Weidig's Papiere mit Beschlag belegt und er policeilich verhaftet. Seine Gattin reichte in Folge dessen eine Petition bei der versammelten zweiten Kammer ein, die rechtswidrige Verhaftung ihres Ehegatten betreffend, und es erhob sich in der Kammer, wie uns die öffentlichen Blätter berichteten, ein heftiger Streit, der auf eine Beschwerde der Kammer hinauslief, daß von dem Minister des Inneren in der Verhaftung des Rectors Weidig die Verfassung verletzt worden sei. Der Beitritt der ersten Kammer kam durch die Auflösung des Landtags nicht zu Stande. Wie verschieden die Frage auch ins Auge gefaßt wurde, genug Weidig wurde nach einer Gefangenschaft von 43 Tagen frei und hatte die Genugthuung, daß die Edelsten und Besten der zweiten Kammer für ihn gesprochen hatten. Die Freude des Publicums über die Rückkehr Weidig's war groß; man veranstaltete Feste, Mädchen überreichten Kränze. Von dieser Zeit an soll sich Weidig allerdings entschieden zur Opposition gegen das Ministerium geneigt haben. Er trug viel zur feierlichen Begrüßung der zurückkehrenden Oppositionsmitglieder des aufgelösten Landtags bei und wirkte für den Landtag von 1834 durch die Wahl liberaler Deputirter. Nach der Auflösung auch dieses Landtags wurde im Großherzogthume die Presse eingeschränkt und den erscheinenden Blättern politischen Inhalts, insofern sie die Ansichten der Opposition aussprachen, die Concession entzogen; Erzeugnisse einer geheimen Presse erschienen hiernach. Ob man Weidig damals der Mitwirkung an derselben für verdächtig hielt, ist nicht bekannt, nur so viel ist gewiß, daß man bei der letzten Verhaftung Weidig's, 1835, ihn wegen Abfassung und heimlicher Verbreitung von Flugschriften inquirirte. Weidig erhielt zu dieser Zeit Anträge aus der Schweiz für einen weitern, angemessenern Wirkungskreis, aber er wies sie von der Hand, er wollte nur seinem Vaterlande Hessen dienen; und wie rührend ist dieser Patriotismus, wenn man ihn mit seinem späteren Schicksale zusammenhält! Butzbach, wo er so viel Gutes gewirkt und so viel Liebe geerntet hatte, mußte er aber dennoch verlassen, denn die Gemeinde zu Obergleen hatte ihn 1834 zu ihrem Pfarrer erwählt. Auch hier erwarb er sich schnell die Liebe und das Vertrauen der Gemeinde. Am 24. April 1835 ward er das zweite Mal verhaftet und seiner Gemeinde und Familie entrissen. Die erste Zeit seiner Gefangenschaft verbrachte er zu Friedberg; sie war nicht so hart für ihn, da er mit seiner Familie unter Aufsicht verkehren durfte. Später aber wurde er mit den übrigen Gefangenen nach Darmstadt gebracht, und hier wurde ihm, aller genommenen Maßregeln ungeachtet, der Verkehr mit seiner Familie nicht mehr gestattet; dies drückte ihn zu Boden. Nur noch einmal, 1836, durfte er seinen Sohn und das, mehre Monate nach seiner Verhaftung geborene Töchterchen sehen, aber seine Gattin nicht. Sie wartete bei dieser Gelegenheit am Hofe des Hauses, um sich ihrem Gatten durchs Fenster zu zeigen; es wurde verweigert und Weidig gerieth darüber in die größte Aufregung. Nichts dünkte ihm so hart als dies. Von dieser Zeit an sah er seine Familie nie wieder, noch verkehrte er mit ihr. Alle Schritte für seine Freilassung gegen Caution waren vergebens, ingleichen die Verhorreszenzgesuche gegen seine Richter sowie die Foderung Weidig's, nicht von einem besondern Senate, sondern vom ganzen Collegium gerichtet zu werden. Am 23. Februar hatten für ihn Kampf und Elend ein Ende.

Der Gegenstand seiner Untersuchung ist bis jetzt noch ein Geheimniß; aber was auch zum Grunde liegen mag, die Theilnahme, die Weidig's Tod erregte, war groß. Man bedauerte, daß ein Mann von so außerordentlicher Reinheit der Sitten, von einer beispiellosen Uneigennützigkeit, von ausgebreitetem Wirken in Wort und That als Lehrer, so weit gebracht werden mußte, daß er die Bürde des Lebens wegwarf. Und was mag Alles dazu gehört haben, welche Kämpfe mochte er gekämpft haben, ehe sein Muth brechen konnte, denn seine Freunde schildern ihn als einen Mann von seltener Entschlossenheit und Furchtlosigkeit, gewöhnt an Entsagungen, Gott fürchtend und vertrauend und ausgerüstet mit Geist und Wissenschaft! Diese speciellern Nachrichten über Weidig's Charakter, Leben und Wirken haben wir den Schilderungen entlehnt, mit denen seine Freunde das vorliegende Schriftchen begleiten. Es ist nichts darin, was den Berichten widerspräche, die zu seiner Zeit die öffentlichen Blätter geliefert haben. Seine vorliegenden Gedichte haben sämmtlich einen religiösen Charakter, selbst die Lieder, die sich auf Deutschland, oder sein vaterländisches Hessen beziehen, tragen die religiöse Weihe und jenen süßen, schwärmerischen Schmelz der Sänger aus der Freiheitsperiode. Rührend sind die Klänge, welche er in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft aus dem Kerker seinem treuen Weibe und seinen Freunden sandte. So sehr dieser Mann immer nur von Gemeinleben, von Völkern und großen historischen Ereignissen, namentlich in der letzten Zeit, erfüllt war, hier in diesen letzten Liedern bewundern wir die Zartheit und Tiefe seines Gemüths für nähere Beziehungen. Er möchte Alles entbehren, nur die Liebe nicht. Eine Botschaft von seiner Familie stimmt ihn zum Gesange, in dem er sein geliebtes Weib tröstet; nur die frische Frühlingsluft, die einige Male zu seinem Kerker hereinweht, löst ihm die Zunge für die Sehnsucht nach der Freiheit. Immer aber spricht sich dabei die Ergebung aus, die nur Der haben kann, der, wenigstens innerlich, in seinen Leiden gerechtfertigt ist. Nie der Groll, nie die Wuth des Gepeinigten läßt sich vernehmen, sondern das stille Dulden eines Mannes, den eine hohe sittliche Idee hebt und trägt. Und wahrscheinlich trug er gerade — Ketten, wenn er seine Lieder dichtete; vielleicht war er gefesselt,

Digitized by Google

als er ein Loblied empoorsteigen ließ, das er mit dem Verse schließt:

In deinem Reiche gilt
O, Gott, nur Glaub' und Liebe,
Du schirmst Gefang'ne mild
Im Kerker, eng und trübe,
Du führst sie froh und frei
Zu Weib und Kind und Herd,
Wann sie des Glaubens Treu,
Der Liebe Kraft bewährt!

Was hat aber dieses Felsenherz eigentlich zerbrochen? Wir glauben, die ursprüngliche Macht, die es immer und zuerst that — die Liebe und die Sehnsucht hat es gebrochen, das Elend des Kerkers hat es vollends zertreten. Kerker! ein abscheuliches Wort für jedes Gemüth, das warmen und thätigen Antheil an der Welt nimmt. Ein einziger Tag der Gefangenschaft reibt ein edles, tiefes Gemüth mehr auf als ein ganzes langes Jahr den Bösewicht zerstört, der auf Leben und Tod mit der menschlichen Gesellschaft in Kampf getreten war. Jedes politische Vergehen, dem eine sittliche Idee zum Grunde liegt, hat einen andern Boden der Schuld als ein gewöhnliches Verbrechen. So viel Irrthum, wie auch ersterm zu Grunde liegen mag, so wird es immer nur auf falschen Überzeugungen beruhen, die nicht das Gefühl sittlicher Demüthigung und Unterwerfung zur Folge haben, sondern das Gefühl der Verletztheit, des Unrechts und der Kränkung: ein Zustand, der das Leben eines politischen Gefangenen so unerträglich macht und den Processen dieser Art einen so dunkeln Anstrich gibt. Wie muß Der Kerker, Ketten und Entehrung hinnehmen, der nach seiner Überzeugung, wenn sie auch nicht die rechte, nicht die Erkenntniß der Schuld und das Bewußtsein der gerechten Strafe in sich hat! Gegenseitiger Haß, Erbitterung und Persönlichkeiten führen so nicht selten zu Maßregeln, die ihren Zweck verfehlen und härter und grausamer erscheinen als Tod und Verbannung. Eine Verirrung und Verstimmung des physischen Organismus heilen wir mit aller Liebe und Sorgfalt, warum weihen wir diese Rücksicht nicht dem kranken und verstimmten Geiste!

Den Gedichten Weibig's folgen drei Predigten. Die erste handelt „Vom gemeinen Nutzen" und wurde 1819 in Butzbach gehalten über 1. Kor. 12, 3—28. Zwar ist sie in ihrer Anlage keine strenge, gelehrte Homilie, aber sie erfüllt um so mehr ihren schönen Zweck; sie legt dem Christen seine Pflichten aufs eindringlichste ans Herz, die das Wort Gottes in Bezug auf das gemeine Wohl von ihm fodert. Die zweite Rede hielt Weibig 1823 vor der Gemeinde in Butzbach über 1. Kor. 5, 6—8. Sie erörtert, was die Auferstehung Jesu für alle Zeiten feststelle. Er findet es in der Kraft des Geistes und der Wahrheit, die auf Erden fortwirkt und noch Verdunkelung und Unterdrückung immer ihren Auferstehungstag feiert. Echt biblisch, ohne aus der Sphäre des christlichen Redners herauszutreten, begeistert er seine Zuhörer für Licht und Recht, und spricht hinreißend von Luther und der Reformation, in der er eine neue Auferstehung im Geiste und in der Wahrheit feiert. Am Schlusse bittet er für den dürgerlichen Auferstehungstag der fernen christlichen Mitbrüder in Osten, der Griechen. Die dritte Predigt ist die Antrittsrede des Verstorbenen, die er über 1. Kor. 13, 13. am 7. Sept. 1834 in Obergleen hielt. „Was uns bleibt", setzt er nach dem Texte auseinander; es ist: der Glaube, die Liebe und die Hoffnung, diese drei, aber die Liebe ist das Größeste unter ihnen. Gegen Ende der Predigt kommt er auf sein Verhältniß zur neuen Gemeinde. Er findet sich veranlaßt, den Grund zu erklären, warum er von der Staatsgewalt sei gefangen gehalten worden, denn man hatte das Gerücht verbreitet, als habe er den Plan gehabt, die Verfassung von Nordamerika im deutschen Vaterlande einzuführen. Auch diese letzte Predigt zeigt von echt christlicher Gesinnung des Redners und stellt uns ein schönes Muster von edler Einfalt und Popularität auf, die ihre Wirkung auf die Herzen der Zuhörer nicht verfehlen kann.

Hier also Das, was wir in den „Reliquien Weibig's" erhalten haben. Sie rühren, diese Blätter, weil sie an einen trefflichen, an einen Volks- und Menschenfreund erinnern, der entweder verkannt verworfen wurde, oder auf die herbste Art einem edeln Irrthume unterliegen mußte. Wir haben gegenwärtig das Schauspiel, wie ein ganzer deutscher Stamm um politische Rechte rechtet; möge keiner Partei weder die Ruhe noch die moralische Haltung ausgehen, damit die Erneuerung politischer Untersuchungen und Tribunale fern bleibe. Sie haben gewöhnlich Haß und Erbitterung zur Folge und lassen oft Flecken in der Geschichte der Staaten zurück, welche die Zeit nicht verwischen kann. 160.

Briefwechsel des Grafen Kapodistrias.

„Correspondance du comte Capodistrias, président de la Grèce, comprenant les lettres diplomatiques, administratives et particulières, écrites par lui depuis le 20 avril 1827 jusqu'au 9 octobre 1831, recueillies et mises en ordre par les soins de ses frères, et publiées par *E. A. Bétant*" (Genf u. Paris 1839). So heißt der vollständige Titel einer interessanten Sammlung von Briefschaften des Grafen Kapodistrias, welche Herr Bétant, einer seiner Secretaire, herausgibt und wovon die ersten beiden Bände bereits erschienen und die letzten beiden unter der Presse sind. Diese Briefe zeigen den Grafen, über den so verschiedene Urtheile hin- und wiederlaufen, nur von der liebenswürdigen Seite; er zeigt sich darin einfach, bescheiden, immer besorgt für das öffentliche Wohl, uneigennützig, mehr darauf bedacht, durch Überredung und Milde zu seinem Zwecke zu gelangen, als durch Strenge und befehlshaberischen Ton. Man erkennt, daß er sich nur als den ersten Diener des Staats betrachtete, und daß er, als er die Präsidentschaft übernahm, von keinerlei Ehrgeiz und Selbstsucht geleitet wurde. Das Volk liebte ihn und nannte ihn vertraulich „Onkel Johann". Er fühlte sich mitten unter dem Getreibe der Parteien sicher; eine Selbstverblendung, die ihn allerdings zu manchen übereilten Maßregeln hinriß und sein trauriges Ende beschleunigte. Wie wenig er daran dachte, daß er unter dem griechischen Volke Feinde haben könne, beweist ein Brief an Eynard vom Juni 1828. Er schreibt darin: „Ungeachtet ich hier eine Art Höllenleben führe, hält sich meine Gesundheit doch gut. Einige Correspondenzen geben sich die Mühe, auszuspeengen, daß ich vergiftet sei, andere, daß ich mich an Bord eines der Statinnsschiffe der Regierung geflüchtet habe; andere lassen mich täglich von Insurrectionen bedroht sein. Das müssen doch erfindungsarme Geister sein, die solche Schwänke zurechtschmieden! Nein, ich sage ohne Eigenliebe, daß das Vertrauen, welches mir von allen Seiten und besonders vom Volke bewiesen wird, mich mit innerlicher Genugthuung erfüllt" u. s. f. „In diesem Gefühle", schließt er, „und durch den Schutz des Heilands bin ich stark." Leider, das allzu große Selbstvertrauen ist immer sophistisch und verstockt sich selbst gegen die Gefahren, von denen es umringt ist. Unter den Briefstellern, welche Kapodistrias mit besonderer Zuneigung und Innigkeit behandelt, befinden sich auch mehre Bürger der Stadt Genf, die ihn früher, nachdem er sich aus dem russischen Ministerium zurückgezogen, eine Zeit lang zu ihren Einwohnern gezählt und mit dem Bürgerrecht beschenkt hatte. Hierunter sind die Herrn Munier, Pictet, Crud, besonders Eynard und der Rathgeber des Präsidenten in finanziellen Angelegenheiten, Herr Hentsch de Chastel. Diese Vorliebe des Präsidenten für Genf veranlaßte seine Bewunderer zu dem Wunsche, daß die Herausgabe seiner Correspondenz in Genf geschähe. Der Genfer Eberhuliez übernahm den Verlag. Das Portrait des Grafen, von Bouvier nach Mad. Munier-Romilly gestochen, schmückt das Werk und soll von außerordentlicher Ähnlichkeit sein. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 302. — 29. October 1839.

1. Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. Zwei Bände zu zwei Abtheilungen.
2. Schiller's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 301.)

Die beiweitem bedeutendste Mittheilung ist die Nachlese zu „Don Carlos" aus der „Thalia", welche die ersten drei Acte des Stücks bruchstückweise (unterbrochen durch Erzählung, um der Indiscretion vorzubeugen, die die allmälig mitgetheilten Scenen hätte zusammendrucken und, wie Schiller sagt, „vor der Zeit auf das Theaterschaffot schleppen" können) enthielt, und aus der frühesten Ausgabe des Stücks von 1787. Der Herausgeber hat in der Regel nur die abweichenden Stellen, selten, um störende Trennung zu vermeiden, ganze Scenen abdrucken lassen, und doch sind dies seiner Versicherung nach mehr als 2000 Verse und füllen weit über 200 Seiten. Es ist schwer, diese Abweichungen im Allgemeinen zu charakterisiren. Vom Theatralischen muß man völlig absehen, wie dies auch eine Nachschrift Schiller's in der „Thalia" erkläre; die ganze Summe der Gefühle, welche die handelnden Personen nur darlegen können, der ganze Entwickelungsgang der Gedanken und Pläne, welche das Stück durchziehen, wird so vollständig in Scene gebracht und gleichwol ein so warmer, voller Lebenshintergrund noch dargestellt, daß, so ungeeignet diese Fülle und Weite für die engen Schranken der Bühne ist, sie andererseits das psychologische Interesse aufs höchste in Anspruch nimmt und das tiefe Walten des poetischen Genius selbst bei allen, nun erkannten luxurirenden, lyrischen Auswüchsen bis zur Bewunderung erkennen läßt. Die Personen erscheinen uns großentheils ganz anders als in dem wie im Auszuge dastehenden bis jetzt bekannten Drama und sind gleichwol im Grunde keine andern, nur daß wir, wie eine entzifferte Geheimschrift, Manches hier ausgesprochen finden, das in jenem, in ihrer Seele liegend, verborgen bleibt. Diese Eigenthümlichkeit zieht sich durch das ganze Stück hindurch, und die Änderungen tragen sonach einen von den bei andern Werken des Dichters mitgetheilten ganz verschiedenen Charakter, indem jene Weglassungen in der spätern Ausgabe viel weniger auf Rechnung einer das Stück nach innen zu verbessernden als vielmehr einer nach außen zu gestaltenden und der Darstellung anpassenden Bemühung zu setzen sind. Das hier mitten im Dialoge sich geltend machende, freilich oft sogar überwuchernde lyrische Element bringt in Verbindung mit dem dramatischen Äußern jene Originalität hervor, deren Reste in der spätern Bearbeitung ihr den Vorwurf des Declamatorischen zugezogen haben mögen, während sie hier in ihrer Ursprünglichkeit zu einem solchen keine Veranlassung gibt. Um so weniger läßt sich, ohne in das Einzelnste, den Raum dieser Anzeige überschreitend, einzugehen, eine mehr als allgemeine Betrachtung hier anstellen, und es genüge, auf die besondere Bedeutung dieser, unstreitig dankenswerthesten Mittheilung des Herausgebers — welcher keine gleichartige an die Seite zu stellen, höchstens die Bekanntmachung der frühern Ausgabe von „Götz von Berlichingen" in den Nachträgen zu Goethe's Werken einigermaßen zu vergleichen ist — das Publicum aufmerksam zu machen.

Die prosaischen Aufsätze, welche den zweiten Band vorliegender Sammlung bilden, sind verschiedenen Inhalts. Von den dramaturgischen ist der bedeutendste, die Selbstkritik der „Räuber", bereits früher veröffentlicht worden; nicht minder kennen wir den „Plan einer dramaturgischen Monatsschrift" (interessante im Vergleiche zu dem jetzigen Standpunkte der dramaturgischen Journalistik) und die beiden Aufsätze: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" und „Repertorium des mannheimer Nationaltheaters" (in den ersten beiden Monaten von 1785). Neu ist der Auszug zweier Briefe aus Weimar von 1798 über „Wallenstein" und die erste Aufführung des „Lagers", sowie eine Recension über die der „Piccolomini". Die „Dramaturgischen Miscellen" enthalten einzelne feine Bemerkungen über ältere und neuere Dramen aus dem Gesichtspunkte der theatralischen Darstellung. Es folgt „Historisches" aus Schiller's Memoirensammlung und dem „Historischen Kalender für Damen", nach Mercier, Real u. A.; bekannt sind bereits, gleich den Vorberichten zu dieser Sammlung, die Aufsätze über Philipp II., die Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig 1618 (derselbe Stoff, den Byron's „Lara" und Sand's „Uskoke" behandelt) und Egmont; neu dagegen die kürzern Biographien der Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen, des Kurfürsten,

Maximilian von Baiern und des Herzogs von Richelieu. Von den philosophischen Aufsätzen, unter denen nur der „Vom Erhabenen" neuerlich wieder abgedruckt ist, befinden sich einige sehr bemerkenswerthe, wie die „Philosophischen Unterhaltungen" aus dem „Geisterseher", die „Zeestreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" und die Zusätze zu den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen", sämmtlich aus der „Thalia" entlehnt. Unter der sehr allgemeinen Rubrik: „Literaeisches, Kritisches", folgen Vorreden zu der „Anthologie", der „Thalia", den „Horen", der Sammlung kleinerer prosaischer Schriften u. A., fast sämmtlich bekannt. Neu sind fünf Rerensionen, in geistreicher Kürze geschrieben, daruntee eine übee die von Schiller selbst herausgegebene „Anthologie". Endlich bringt die Abtheilung: „Vermischtes", in der wie den „Morgengedanken am Sonntage" und dem „Merkwürdigen Beispiele einee weiblichen Rache", einer Erzählung nach Diderot, wiedeebegegnen, einen kritisirenden Bericht übee den Antikensaal zu Manheim und untee dem etwas unpassenden Titel: „Funken", sechszehn rhapsodische Bemerkungen über Culturgeschichtliches, Literaeisches und Kunst. Werthvolle Zugaben sind der Brief an Baggesen, der über Schiller's Lage und geistige Zustände 1791 Aufschluß gibt und den edeln Sinn des Dichters trefflich chaeakterisiet. Vorausgeschickt sind einige ihn einleitende Beiefe von Baggesen und Reinhold; desgleichen Familienbriefe von 1780, 1790 — 1805, für Schiller's Biographen wie füe den Verehrer des Menschen im Dichtee gleich wichtig.

Bevor wir von dem gehaltreichen Buche Abschied nehmen, haben wie noch den ihm beigegebenen Stahlstich: Schillee an seinem Todestage, nach einer Zeichnung von F. Jagemann, rühmend zu erwähnen.

Den Commentar des Hrn. Viehoff, zu dessen kurzer Besprechung wir jetzt übergehen, haben wie in seiner Stellung zu frühern ästhetisch-keitischen Behandlungen Schiller'scher Gedichte schon oben im Allgemeinen dezeichnet. Bei näherer Beteachtung finden wir, daß ee die dort erwähnte Richtung auf eine solche ins Einzelne gehende Weise verfolgt, daß das Resultat schwerlich ein befriedigendes sein dürfte. Es wüede schon zu weit führen, wenn wie nue die Stelle aus der Vorrede hier entnehmen wollten, in welcher er die verschiedenen Zwecke, die er dabei ins Auge fassen will, auf fast zwei Seiten aufzählt. Nicht blos Aufhellung dee dunkeln Gedanken, Erklärung der verschiedenen Anspielungen, Besprechung der grammatischen Schwierigkeiten, Feststellung der Interpunction, allgemeine Erläuteeung der metrischen Form, sondern auch Vergleichung der ältern Form der Gedichte mit den spätern und der veeschiedenen Lesarten, Bezeichnung der Quellen, ja selbst Aushebung der benutzten Stellen zur Vergleichung, Hindeutung auf das Verwandte in Schiller's Productionen bei jedem einzelnen Gedichte, und wie vieles Andere noch soll hiee gegeben weeden. Bei solchen Vorsätzen ist freilich die Breite, die Nutzlosigkeit, die Kleinigkeitskrämerei und altphilologische Pedanterei, die hier auf jeder Seite sich an den Tag legt, kein Wunder, obwol sie darum noch nicht aufhört Gegenstand strenger Misbilligung zu sein. Füe wen, fragen wir, commentirt Hr. Viehoff folgende Stelle aus Schiller's „Abend":

Los
Mich über Sphären, himmelan, gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besuche es nur —
O Gott! du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!

folgendermaßen: „„ist's geringe"", „das Gefühl, enthusiastischer Natuesinn ist füe Große etwas Geringes;" „„Natur"", „hier Liebe, Sinn für die Schönheit und Größe der Natue" u. s. f.? Doch für Schulknaben? Sind aber für diese auch die zahlreichen, fast ermüdenden Noten über falsche Reime, die Bemeekungen über elliptische Ausdrücke, die Erörterungen über die Art der Liebe, die Schiller in dem Gedichte der Amalia schildert, die treffenden, aber für ganz andere Lesee geschriebenen ästhetischen Betrachtungen aus Hoffmann's Biographie (in gewisser Beziehung das Beste, was wir in dem Buche finden) hiee aufgenommen? Und was soll man zu einem Commentar sagen, der so die Prosa mit der Poesie zu veebinden weiß, daß er bei den Worten:

Die Sonne zeigt —
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht;
Für and're, och! glückseligre Welten
Ist das ein Morgenangesicht —

notiet: „Das Antlitz der Sonne, jetzt für uns ein Abendangesicht, ist den Erddewohnern, die um 180° von uns entfernt sind, in diesem Augenblicke ein Morgenangesicht", und dann die Frage aufwieft, ob wol der Dichter jene Welten darum glückseligere nenne, weil sie jetzt freudig dem Tage entgegensehen. Ihr armen Schüler! Euer Lehrer ist selbst noch zweifelhaft! Weiterhin, in den Gedichten an Laura, wied dieser Commentae zu einer fortlaufenden prosaischen Paraphrase des Textes. Wie wissen in der That nicht, was eine Erläuterung, die bald ad modum Minelli geschrieben ist, bald über Lesarten und Sprachliches, dessen Verständniß einem Schüler nach durchgemachtem Realunterrichte klar sein muß, mit der Weitläufigkeit Heyne'scher Excuese sich veedeeitet; die dem Gedichte „Rousseau" eine kurze Biographie dieses Mannes vorausschickt und bei der Erwähnung der Reutlinger im „Geaf Eberhard" die Anmerkung macht, daß Reutlingen eine Stadt von 10,000 Einwohnern im Schwarzwaldkreise von Wüeemberg sei; die abee auch das Gedicht „Männerwürde" (eine treffliche Lecture für Knaben!) zu erklären nicht unterläßt — was eine solche Erläuterung, vor Allem bei dem jetzigen Stande der Bildung und dem jetzt geltenden Urtheile über deeartige Interpretation, uns nützen soll. Hätte der Verf. nicht, um wenigstens Einen Ruhm, den der Consequenz, zu behaupten, auch einen kurzen Abriß der Taktik zur Erläuterung der „Schlacht" vorausschicken sollen?

39.

Neueste Fortbildung der slawischen Literatur.

Ein neuer Aufschwung und eine wachsende Bedeutsamkeit steht in unsern Tagen der Literatur derjenigen slawischen Mundarten bevor, welche bisher als die weniger verbreiteten kaum von einigen stammverwandten Sprachforschern der Beachtung werth gehalten worden sind. Die verschiedenen slawischen Völkerschaften, welche den Süden des östreichischen Kaiserthums bewohnen, die Dalmatinen, Istrier, Kroaten, Slawonier, Serben, Krainer, Kärntner und Steiermärker, zusammen eine Masse von mehr als fünf Millionen Menschen, haben sich bis jetzt, besonders in Folge strengen, fast eigensinnigen Beharrens bei ihren eigenthümlichen provinciellen Schreibweisen, nach siebzehn wesentlich nur wenig voneinander unterschiedenen Mundarten getrennt und sich durch diese Abgeschlossenheit selbst unfähig gemacht, ihren Literatuern Umfang und Bedeutung zu verschaffen. Wie sich in der neuesten Zeit unter den nach den Hauptmundarten getrennten slawischen Gelehrten und Schriftstellern überhaupt ein rühmlicher Eifer für gegenseitige Verständigung und Fortbildung kundgibt, so ist nun auch für diese vereinzelten geringern Mundarten ein alle umfassendes Band gefunden worden. Ein durch gründliche Bildung und praktischen Sinn ausgezeichneter slawischer Literat, Dr. Ljudewit Gaj in Agram, hat nämlich diesen slawischen Sprachzweigen eine gemeinsame Schriftsprache zu erschaffen versucht, und diese seit 1836 in der „Illyrischen Nationalzeitung" („Ilirske narodne nowine") in Anwendung gebracht. Er hat dazu die wohllautende und bildungsfähige illyrische Sprache gewählt, wie sie in Militair-Kroatien, Dalmatien, dem ungarischen Küstenlande, Serbien, Bosnien u. s. w. von dem Volke gesprochen wird. Die Wahl zeigt von genauer Kenntniß dieser geringern Dialekte und ist eine sehr glückliche zu nennen, denn nicht nur ist diese illyrische Sprache die der Mehrzahl der dortigen Slawen und allen andern leicht verständlich, sondern sie hat auch in den zahlreichen Gedichten des bis in die neueste Zeit wenig beachteten dalmatisch-ragusanischen Dichterkreises, welcher in Iwan Gundulitsch seinen Mittelpunkt besitzt, einen beiweitem höhern Grad der Ausbildung erlangt als etwa die kroatische, windische und serbische Mundart. Statt der schwerfälligen slawischen hat Dr. Gaj die lateinischen Schriftzüge gewählt und dadurch sämmtlichen Slawen das Verständniß dieser neuen allgemeinen Sprache erleichtert; die eigenthümlich slawischen Laute sind durch diakritische Zeichen, Accente u. dgl. angedeutet und die Orthographie überhaupt einfach, angemessen und consequent durchgeführt. Die patzüglichsten slawischen Gelehrten unserer Zeit erkannten alsbald, daß die Neuerung des Dr. Gaj von unabsehbaren Folgen sein könnte und gaben demselben laut ihren Beifall zu erkennen.

Insbesondere hat Schaffarik der neuen allgemeinen Schriftsprache auf eine gründliche und sehr verständige Weise das Wort geredet in einer Abhandlung, die einer uns vorliegenden Schrift des Grafen Janko Draskowitsch: „Ein Wort an Illyriens hochherzige Töchter über die ältere Geschichte und neueste literarische Regeneration ihres Vaterlandes" (Agram 1838), angehängt ist. Graf Draskowitsch vermeint, daß zur Einführung der allgemeinen Schriftsprache die „vielvermögende" Theilnahme der Frauen besonders wichtig sei, und will diese gewinnen, indem er ihnen ans Herz legt, „daß ihre Vorfahren mit den gefeiertsten Nationen des Alterthums um die Palme des Ruhms rangen, und daß selbst von Fremden die Sprache der illyrischen Nation für ebenso schön und lieblich, wie deren holde Töchter, gehalten wird." Graf Draskowitsch führt nun in dieser Darstellung aus Illyriens Geschichte Vieles auf, was den Patriotismus in einem Frauenherzen zu wecken im Stande sein muß; doch scheint er zu sehr für sein Vaterland eingenommen, und es möchte ihm doch wol schwer werden, für alle seine Daten probehaltige historische Belege aufzufinden. Das erste illyrische Königreich hat nach seiner Darstellung „der Vater der Wissenschaften" Kadmus, „der das Menschengeschlecht Gedanken verewigen lehrte", 1443 n. Chr. Geb. in der Gegend des heutigen Dubrownik (Ragusa) gegründet. „Von Illyrien aus verbreitete sich west- und nordwärts in Europa die Kenntniß der Schrift, des Feld- und Weinbaues und der bessern Schiffahrt, in der die Vorfahren selbst die Griechen und Römer übertrafen. Von diesen beiden Völkern gefürchtet, bekriegten sie den Tyrannen Dionysius, die macedonischen Könige Amyntas, Philipp und Alexander, Perdikkas und Antigonus. Alexander der Große führte die tapfersten illyrischen Heerhaufen nach ihrer Besiegung mit sich fort in den persischen Krieg, wo illyrische Helden das Meiste zu Alexander's weltberühmter Glorie beitrugen. Nach dessen Tode wieder ein freies Volk, wurden die Illyrier unter den Königen Plevrat und Ogran so mächtig, daß Rom Alles aufbot, um sie, von denen es das Äußerste zu fürchten hatte, zu schwächen. Ogran's Witwe, die Königin Teta (sehr wahrscheinlich die in der illyrischen Volkstradition noch heute fortlebende caena kraljica, schwarze Königin) reizte den Zoen der lauernden Römer und wurde ihnen zinsbar. Erst nach dem Falle Karthagos ward der Thron und das Land des letzten illyrischen Königs Genetus eine Beute der sieggewohnten Römer. Die Ähnlichkeit, welche die Römer unter so vielen Stämmen in Hinsicht der Sprache, Kleidung, Sitten und Gewohnheiten fanden, veranlaßte sie, den allen illyrischen Ländern gemeinschaftlichen Namen Ilieia (illyricum) auch in die römische Staatssprache aufzunehmen. Während der Völkerwanderung wurde Illyrien, damals ein Bestandtheil des morgenländischen Kaiserthums, von den Avaren in Besitz genommen. Inzwischen gelang es mehren slawischen Völkern nach- und ostwärts der Karpaten, sich die verlorene Selbständigkeit wiederzuverschaffen. Mit diesen den Illyriern nahe verwandten slawischen Volkschaften, die von den Gebirgen (hori), auf denen sie zuerst die Fahne der Freiheit schwenkten, und von denen sie sich ausbreiteten, Horvatn genannt wurden, schloß der Kaiser Heraklius, um die Avaren zu vertreiben, im Einverständnisse mit den hartbedrängten Illyriern selbst ein Bündniß und trat ihnen den einen Theil des befreiten Illyriens ab. Nun erhielten die mittlern Landstriche den Namen Kroatien, der größere Theil von Unterillyrien den Namen Serbien. Nur aus dieser Pfropfung nordwestlich-slawischer Zweige auf den illyrisch-slawischen Volksstamm läßt sich das jetzige Verhältniß der sprachlichen Unterschiede in Illyrien genügend erklären. Man bemerkt nämlich in ganz Illyrien blos eine, offenbar unter italischen und hellenischen Einflüssen für alle Anforderungen der längst vergangenen classischen Zeit ausgebildete slawische Ursprache, die im Verhältnisse zu ihren drei Schwestern, der russischen, polnischen und böhmischen, betrachtet, in ihrer weiten Ausdehnung eine ganz eigenthümliche Grundlage bis auf den heutigen Tag behalten hat."

„Es waren 2326 Jahre seit der Begründung des ersten illyrischen Königreichs verflossen, als 885 n. Chr. die Magyaren sich Illyriens, mit Ausschluß des kroatischen und dalmatinischen Theils, bemächtigten. Den dalmatischen Illyriern wird von allen freimüthigen Geschichtschreibern die Wiederherstellung des tiefgesunkenen ungarischen Reiches zugeschrieben. Illyrier nahmen den flüchtenden König Beda IV. sammt seiner Familie und vielen Großen des Reichs gastfreundlich auf, durch Illyrier wurden die Tataren theils geschlagen, theils vertrieben, durch illyrisches Geld und Blut wurde der königliche ungarische Thron neu befestigt und in dem verwüsteten Ungarn Ordnung hergestellt. Während nun von den neuentstandenen Herzogthümern u. a. Bosnien, das Land an den beiden Ufern des Flusses Bosna, nach der Schlacht von Kosowo-Felda (15. Juni 1389) der türkischen Macht unterlag, erhielten zwei kleine illyrische Nachbarprovinzen, Carna gora (Montenegro) und Dubrownik (Ragusa) fortwährend ihre alte Unabhängigkeit. Die Republik Ragusa entwickelte nun, unter dem Schutze von Venedig, ihre physischen und geistigen Kräfte auf eine so glänzende Weise, daß sie in merkantilischer Hinsicht mit den ersten europäischen Staaten jener Zeit wetteiferte, in wissenschaftlicher beinahe alle übertraf."

„Nach der Wiederbelebung der Wissenschaften, vom Ende

Digitized by Google

des 14. bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fanden sich in dem dalmatinischen Illyrien Männer, die sich auf die Ausbildung ihrer Muttersprache legten und ihrer Poesie eine so reizende und schöne Gestalt gaben, daß diese mit den Dichterwerken der gebildetsten Nationen zu wetteifern im Stande ist." Der Kreis dieser Männer ist groß, unter ihnen zeichnen sich Zlatnrisch, Palmotitsch, Katanzitsch, vor Allen aber der schon genannte Iwan Gundulitsch, geb. 1588, aus, der sich, wie auch drei Andere seiner vornehmen Familie, zum Rector des Freistaates Ragusa emporschwang und 1638 starb. Man hat nun ihm zwölf Dramen, die den altgriechischen Tragödien nachgebildet sind und auch meist altgriechische oder altrömische Stoffe behandeln. Am berühmtesten ist sein episches Gedicht: „Osman spiewan", in 20 Gesängen. Ein Theil seiner Werke ging bei dem Erdbeben von Ragusa 1667 verloren, und da diese früher überhaupt wenig über den Umkreis des Freistaates verbreitet waren, so sind sie jetzt sehr selten geworden. Bei der in der neuesten Zeit für die illyrische Literatur erwachten Liebe ist auch diesem Dichter wieder Aufmerksamkeit zugewandt worden, und bereits sind einzelne seiner größern Gedichte durch neuen Abdruck wieder zugänglich geworden.

Nach diesem Hinblicke auf die frühere Geschichte der Illyrier folge nun hier ein kurzer Bericht über die neuesten Bestrebungen. Die Eingangs erwähnte, von Dr. Gaj redigirte Zeitung trat 1835 ins Leben und führte anfangs den Titel: „Nowine horvazke" (Kroatischer Neuigkeitsbote); sie war begleitet von einer der Literatur und Unterhaltung geweihten „Danica horvazka" (Kroatischer Morgenstern), also nur für das kleine Völkchen der Kroaten bestimmt. Schon nach einem Jahre gab Dr. Gaj seiner Zeitung die umfassendere Tendenz, wandte in ihr den weithin verständlichen illyrischen Volksdialekt an und nannte sie: „Ilieske narodne nowine" (Illyrische Volkszeitung), das Beiblatt: „Danica ilirska" (Illyrischer Morgenstern). Seit 1833 erscheint die Zeitung in groß Folio zweimal in der Woche, das Beiblatt einmal in der Woche in Quart. Um bei Einführung der neuangewandten Schriftsprache wirklich consequent vorschreiten zu können, gründete Dr. Gaj mit Genehmigung der östrreichischen Regierung in Agram eine eigene Buchdruckerei, deren zum Theil neuerfundene Typen in Prag nach dem Muster der böhmischen gegossen worden sind. Bei dem mächtigen Interesse, das für die neue Schriftsprache bei den südlichen Slawen erwacht ist, hat diese Druckerei große Bedeutung erhalten, denn durch sie ist es erst möglich geworden, die vereinzelten Anläufe der illyrischen Literatoren zu concentriren, und diese Einwirkung von Einem Punkte aus muß um so erfolgreicher sein. Die Druckerei hat schon manches Interessante veröffentlicht. Darunter nennen wir die „Dramatischen Versuche" („Dramaticka pokusenja") von Dr. Demeter, erster Theil, der zwei Dramen enthält, deren Stoff den altragusanischen Trauerspielen entlehnt ist. Die Gruppirung des Stoffes ist neu und gehört dem Dr. Demeter selbst an. Das erste Drama: „Liebe und Pflicht" („Ljuba i dunost") spielt am Hofe des Königs von Kroatien, Peter Kresimir des Großen zu Zara vecchia, das zweite: „Die Blutrache" („Krvna osveta") betitelt, behandelt ein Ereigniß, das am Hofe der Königin Krunoslawa in Trawnik in Bosnien sich zugetragen hat und in dem sich der rachsüchtige Charakter des Volkes abspiegelt. Der noch junge Vers. hat eine große Gewandtheit der Sprache und des Versmaßes bekundet — die Trauerspiele sind in vierfüßigen Trochäen abgefaßt — und verspricht alljährlich ein ähnliches Bändchen. Diesen Dramen schließt sich ein anderes, gleichfalls in Agram gedrucktes an, betitelt: „Juran i Sofia" (Juran und Sophia oder die Türken bei Essek), von Johann Kukuljewitsch Sakschinski, das gleichfalls nach dem Muster der altragusanischen Classiker abgefaßt ist und eine Episode aus dem Kampfe der Illyrier mit den Türken behandelt. Es athmet die größte Begeisterung für das Vaterland. Es kann freilich ein übles Vorurtheil gegen diese junge Literatur wecken, daß sie gleich das Höchste, die dramatische Poesie, zur Behandlung auswählt; doch ist zu bedenken, daß hier gerade vollendete Muster vorlägen. Gleicher Lieder hat man den illyrischen Volksliedern zugewandt, und schon wird eine Sammlung von Stanko Vraz erwartet, die, nach Schaffarik's Urtheil, viel Interessantes enthält. Ludwig Vukotinowitsch hat bei Gaj eine Sammlung Gedichte, Sagen und Erzählungen, in denen ein echt poetischer Fonds nicht fehlt, erscheinen lassen und sie insbesondere den illyrischen Frauen geweiht. Für diese ist auch ein Bändchen „Ugodne pripovieszti" (Liebliche Erzählungen) von Anton Nassi bei Gaj gedruckt worden, die aus dem Italienischen übersetzt sind.

Diese Schriften sind mehr auf bloße Anregung berechnet; eine grammatische Begründung der neuen Schriftsprache hat bereits Wiekoslaw Babukitsch versucht in seiner „Osnova nariecja ilirskoga" (Illyrische Sprachlehre), gedruckt in Agram. Es sind dies jedoch nur die ersten Grundzüge einer vollständigen Grammatik, die bald nachfolgen soll. Auch wird ein Wörterbuch der illyrischen Sprache von geschickter Hand erscheinen. Überdies besteht in Agram ein Verein, der sich die Ausbreitung der neuen Schriftsprache zur Aufgabe gestellt und dessen Präsident Graf Draskowitsch ist. 9.

Notiz.

Unter den Sitten und Gebräuchen früherer Tage, die sich in Nürnberg treuer als anderswo bewahrten, ist ein Zug, der vielen Reisenden durch die Stadt, die Victor Hugo als die einzige bezeichnet, welche in ihren Bauwerken am vollständigsten das Mittelalter repräsentirt, unbemerkt geblieben. Es ist dies der Zug nach dem Johanniskirchhof von den Kindern aus der Krause'schen Stiftung. Eine wohlthätige Frau Krause gab im 17. Jahrhundert das Haus und das Grundvermögen her, um 20 Waisen dort zu erziehen, welche Einrichtung bis zu unsern Tagen bestand und recht zweckmäßig geleitet wird. Die Kinder werden freundlich behandelt, für ihre Gesundheit gesorgt, aber auch nicht, wie das jetzt nur zu oft geschieht, verwöhnt, für ihre künftige Bestimmung untüchtig gemacht. Diese verwaisten Knaben und Mädchen erhalten den nöthigen Schulunterricht, und werden in Handarbeiten geübt, sodaß sie gut vorbereitet, als Lehrlinge oder Dienende in das bürgerliche Leben treten können, wenn sie das Haus verlassen. Man versagt ihnen nicht Kinderfreuden, beschenkt sie zu Weihnachten u. s. w. Der Johannistag ist für sie ein besonders freudiger, mit Blumen geschmückt, ziehen sie paarweise nach dem Johanniskirchhof, um dort das Grab ihrer Wohlthäterin mit den mitgebrachten Kränzen zu umschlingen. Der Weg dahin führt sie über eine der vielen Brücken, die in Nürnberg über die Pegnitz gehen. Bald nach der ersten Bekränzung, die von je zuschauer hatte, bat der Lehrling eines Apothekers, dessen Haus an der Ecke von der Brücke stand, seinen Herrn um die Erlaubniß, ein wenig heraustreten und den Zug mit ansehen zu dürfen. Er mochte wol die gegebene Erlaubniß überschritten, den Zug begleitet haben und länger, als er gesollt, weggeblieben sein. Der jähzornige Lehrherr warf ihm zum Empfang die Mörserkeule, welche er eben in der Hand hielt, an den Kopf; sie tödtete den Knaben auf der Stelle. Zur Erinnerung des Vorfalls wird durch eine mechanische Vorrichtung, an dem Johannistag, während die Kinder über die Brücke ziehen, ein Mörser an dem fraglichen Hause in Bewegung gesetzt, dergestalt, daß es den Anschein gewinnt, als stieße die Keule von selbst in den Mörser. Das Haus ist längst keine Apotheke mehr, die Ursache ist vergessen, aber noch stößt die Keule wie von unsichtbarer Hand geführt, und ziehe Scharen von Neugierigen herbei, die Kinder staunen es als ein Wunder an, und die im Zuge hatten den Zaubermörser fast so hoch in Ehren als die guten Bissen, die ihnen an dem Tage aufgetischt werden. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 303. — 30. October 1839.

Hanoversches Portfolio. Sammlung von Actenstücken zur Geschichte des hanoverschen Verfassungskampfes. Erster Band, enthaltend die bedeutendsten der bis Mai 1839 dem Bundestage übergebenen Vorstellungen. — Auch u. d. T.: Vorstellungen an den Bundestag, betreffend die hanoversche Verfassungsangelegenheit. Stuttgart, Krabbe. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Motto:

(Auszug aus dem Protokolle der deutschen Bundesversammlung der 19. Sitzung den 17. März 1817.)

— — — — wird sie (die Bundesversammlung), eingedenk der hohen Bestimmung, zu der sie berufen worden, und der Vorschriften und Zwecke der Bundesacte, sich durch keine ungleiche Beurtheilung eines einzelnen Bundesgliedes abhalten lassen, innerhalb der ihr vorgezeichneten Schranken, die sie nie vergessen hat, noch je vergessen wird, selbst bedenklicher Unterthanen sich anzunehmen und auch ihnen die Überzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker von fremdem Joche befreiet und Länder ihren rechtmäßigen Regenten wieder zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür treten möge.

Was soll man als guter, ehrlicher Deutscher bei einem solchen Buche denken? Was darf man „innerhalb der vorgezeichneten Schranken", die man nie zu „vergessen hat noch je vergessen wird", über Willkür sagen, wenn man nicht mit dem Institute höchster Willkür, dem Bett des Prokrustes, der Censur, genaue Bekanntschaft machen will? Diese hanoverschen Vorstellungen an den Bundestag sind so einfache Documente deutscher Ehrlichkeit und Biederkeit, deutscher Loyalität und Treue, daß man dem durchlauchtigsten Bundestage es wahrhaftig nicht verdenken kann, wenn er dem Volke, das in solcher Weise über seinen legitimen König denkt, spricht und klagt, es, wie er gethan hat, anheimgibt, den Streit selbst vollends auszufechten; denn es ist sonnenklar, daß ein solches Volk, von solchen Stimmführern geleitet, gewiß den friedlichen Weg zum Ziele finden werde, und daß es selbst im äußersten Falle, wo Gewalt mit Gewalt abgetrieben werden müßte, nicht ausschweifen, oder gar an Personen, die sich an seinem Recht vergreifen, wieder vergreifen werde. Sicherlich müssen die, von der Regierung des Königs von Hanover gegen diese Documente bei dem Bundestage vorgebrachten Einwürfe und Einreden von so unbedeutendem Gewicht gewesen sein, daß man sich nicht getraut hat, sie der Publicität preiszugeben, um das Ansehen der Regierung nicht vollends zu untergraben. Es ist gar nicht anzunehmen, daß die Rechtsgründe, welche von der Regierung öffentlich gemacht und in den, im „Portfolio" vorliegenden Vorstellungen vernichtet worden sind, die ultimae rationes regis sein sollten. Diese Annahme würde wenigstens den, von der Regierung zu Hanover neuerdings fragmentarisch bekannt gemachten Bundesbeschluß gar nicht erklären. Will man gar eine tiefere politische Absicht in dieser Entscheidung suchen und sie in den Hoffnungen und Wünschen irgend einer Macht oder Partei finden, welche Vergrößerung oder entschiedene Reactionen bezweckt? Unmöglich kann man die höchste Völkerrechtsinstanz zu solchen gefährlichen Zwecken in einer Zeit misbrauchen, wo alles Trüben des Wassers die Gefahr nur vermehren würde.

Je dunkler aber die Beweggründe für die von dem Bundestage gegebene Entscheidung dem Uneingeweihten sein mögen, desto mehr Werth hat die vorliegende Sammlung, weil sie Dem, welcher an dieser hochwichtigen Staatsrechtsfrage einen aufrichtigen Antheil nimmt, den eigentlichen Gegenstand des Streites klar vor die Seele bringt. Hätte ein niederer Gerichtshof über die Sache zu entscheiden gehabt, den keine andern Schranken als die des Rechts und Gesetzes beengen, so würde jetzt nur noch die Vollstreckung des Urtheils in Frage kommen. Dieses Ziel aber ist es, was der höchste Gerichtshof deutscher Lande, der Bundestag, fürchtet und fürchten muß. Als Herzog Karl von Braunschweig vom Volke vertrieben wurde, wußte der Bundestag sich schnell zu fassen; das lebendige Rechtsgefühl der Völker, selbst wenn es sich etwas excentrisch äußere, wird überall geachtet. Allein wenn die deutschen Fürsten durch einen Ausspruch des Bundestags in die Nothwendigkeit versetzt werden sollten, einen großen deutschen Fürsten zu zwingen gerecht zu sein, wenn sie mit dem willkürlich behandelten Volke gemeinschaftliche Sache machen müßten, wie würde sich das deutsche Staatsrecht dann gestalten?

So hoch man nun auch die Männer achten muß, die wie der Stadtrath zu Osnabrück und die Abgeordneten offen und ehrlich ihre Klagen über verletztes Recht dem Bundestage vorlegten, so wenig kann man in diesem

Schritte etwas sehr Gewagtes oder sehr Kluges sehen. Sie haben dadurch, und je dringender sie wurden, dem Bundestage eine Verlegenheit bereitet, aus welcher er sich nur ziehen konnte, wie er sich herausgezogen hat und selbst auf die Gefahr hin ziehen mußte, sich vor ganz Deutschland herabzuwürdigen. Der König von Hanover ist alt, dem Grabe und der Rechenschaft vor Gott nahe; sein Nachfolger, durch das Schicksal des Gebrauchs der Augen beraubt, wird, wenn nicht unter Regentschaft gestellt, doch jedenfalls schon seiner Hülflosigkeit wegen, von Natur zugänglicher, friedfertiger und nachgiebiger werden. Die wenigen Jahre bis zu dieser Änderung werden Hanover nicht unglücklich machen. Es hat feierlich und förmlich gegen Verletzung seiner Verfassungsrechte Beschwerde geführt; es wird bei seinem Rechte fest und treu beharren, weil es Schmach verdiente, wenn es der Willkür nachgäbe — und so wird sich mit der Zeit diese Sache in Wohlgefallen auflösen. Daher wäre es weiser gewesen, man hätte den durchlauchtigsten Bundestag nicht mit Beschwerden überlaufen, die er nicht abstellen kann, sondern man hätte es bei einfachen und feierlichen Protestationen bewenden lassen. Weder Stüve noch die Deputirten haben eine Anlage zum Gebrauch von Gewalt; sie treten gar sehr leise auf. Was helfen aber Beschwerden und Klagen, deren Abstellung durch die angerufene Behörde man doch wol nicht erwartet haben konnte. Wollten die Herren Stimmführer in Hanover consequent sein, so hätten sie, sobald der Rechtsweg abgeschnitten und zu Ende sein wird, vom Rechte der Selbsthülfe Gebrauch zu machen. Diese wird man aber nicht gebrauchen, und die Reihe, sich vor ganz Deutschland als Wortbrüchen klaglich zu prostituiren, könnte nun wol an Dir kommen, welche sich nicht scheuten, dem hohen Amphiktyonengerichte Deutschlands eine peinliche Verlegenheit zuzuziehen. Man lese die im „Portfolio" enthaltenen Vorstellungen mit Bedacht, so leuchtet recht deutlich, zumal aus der ersten, der der Stadt Osnabruck ein, daß man sich von allen Seiten in gehörige juristische Ordnung gebracht und nichts bezweckt hat, als zu protestiren. Aber man wußte dem Kinde nicht den rechten Namen zu geben, und dadurch hat man sich in eine falsche Stellung gebracht; denn wo will man nun über Rechtsverweigerung klagen? Man lese die Vorstellungen der Deputirten, und man wird sich überzeugen, daß Männer, die sich dieser Sprache zur Wiedererlangung ihres Rechts bedienen, sich nicht an die Spitze von Aufrührern oder zu Gewaltschritten Geneigten stellen werden. Man muß sich überzeugen, daß Alle, durch den ersten Fehler fortgerissen, die falsche Form wählten und nun zum Äußersten gebracht sind, wozu sie nicht greifen können. Man sage doch nicht, daß die Form der Protestation ohne Erfolg hätte sein müssen, oder daß sie dem Bundestage gegenüber unstatthaft gewesen sei! Wenn die Beschwerde begründet werden konnte wie hier, würde die Protestation mit Freuden aufgenommen worden sein, während die bloße Beschwerde und Bitte um Abstellung nothwendig die Sache auf die Spitze stellen und das Respice finem! in Erwägung bringen mußte. Sollte es ja zu Gewalt Seiten des Volks kommen, so würden der Doctrinair Stüve und sein ganzer ehrenwerther Anhang von der Bühne verschwinden, um vielleicht nie wieder aufzutauchen. Rumann hat in seiner an den Bundestag gerichteten, hier aber noch nicht mit abgedruckten Eingabe sich mit mehr Energie und Nachdruck vernehmen lassen, wir möchten sagen, würdiger, tiefer ergriffen, seiner Stellung als Vorstand der ersten Stadt des Königreichs eingedenk; aber wir viel treffender, weiser und eindringlicher würde seine Schrift ausgefallen sein, wenn sie die Form einer feierlichen Protestation angenommen hätte, statt der einer Beschwerde und Klage. Was wird, was kann er jetzt thun, ohne sogleich als Rebell behandelt zu werden?

So hatte also der Bundestag vollkommen Recht, zur Zeit diese Sache den Streitenden anheimzugeben. Möge das Volk sich nicht selbst verbluten und durch hartnäckigen Widerstand bei der Steuerverweigerung eine Blöße geben, welche dem Könige und dem Bunde zum Einschreiten Veranlassung werden könnte. Zwar ist nur die Steuerverweigerung durch Landstände und Volksvertreter auf Landtagen durch die berühmten Septemberbeschlüsse des Bundestags verpönt; indessen dürfte Steuerverweigerung durch die Unterthanen selbst noch weit gefährlicher erscheinen und die gewaltsame Lösung um so schneller und für das Volk um so nachtheiliger werden, weil hier immer nur partielle Widersetzlichkeit von Seiten der Regierung zu bekämpfen und zu besiegen sein würde.

Sehr wünschenswerth ist die Fortsetzung des vorliegenden Werks; denn es ist diese Sammlung ein wichtiger Beitrag zum deutschen Staatsrecht, auf welches in Zukunft bei ähnlichen Gelegenheiten schon deshalb gefußt werden darf und wird, weil der durchlauchtigste Bundestag, gerecht und weise zugleich, den bedrängten Klägern keineswegs Unrecht gegeben hat, indem er die Ausgleichung des Streits von sich ablehnte und auf die Parteien zurückschob. 52.

Manners and customs of the ancient Egyptians. By *J. G. Wilkinson*. Drei Bände. London 1837.

Verglichen mit dem noch nicht halb vollendeten Werke des Italieners Rosellini, des gelehrten Begleiters von Champollion auf dessen Reise nach Ägypten, das auf Kosten der Regierung von Toscana gedruckt und auf das glänzendste ausgestattet wird, scheint Herrn Wilkinson's Werk mehr für den gebildeten Leser überhaupt, das von Rosellini mehr für den Philologen zu sein. Das philologische Verdienst, bei dem Italiener, der auf Young's und Champollion's Bahn mit Fleiß, Scharfsinn und Gelehrsamkeit fortwandelt, das vornehmste, nimmt bei dem Engländer nur einen untergeordneten Raum ein, und der geringste Theil des Werthes seiner Untersuchungen beruht auf Dem, was er dem phonetischen Systeme und der Nachahmung von Champollion's Erklärungsweise verdankt. Nicht der Sprache, sondern dem Volke waren seine Forschungen zugewandt; nicht sein Verfahren bei denselben, sondern die Resultate wollte er mittheilen, darum richtete er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Sculpturen und Wandgemälde, Inschriften nicht weiter als zur Erläuterung dieser meist durch sich selbst sprechenden Abbildungen des Lebens benutzend. So hat er denn, bei treuem und unermüdlichem Fleiß und unterstützt von einer großen classischen Gelehrsamkeit, ein so vollständiges Gemälde des alten

Digitized by Google

ägyptischen Lebens zusammengesetzt, wie es vielleicht kaum für möglich gehalten wurde, jede Scene durch Holzschnitte, wie er sie mit eigener Hand nach ägyptischen Bildwerken copirte, ins Licht gesetzt und dem Ganzen dadurch eine Anschaulichkeit verliehen, die schwerlich bei einer Beschreibung des heutigen Ägyptens größer sein könnte. Herr Wilkinson ertheilt uns über Alles die ausführlichste und genaueste Auskunft; über Kriegführung und Belagerung, über Waffen und Disciplin, über Rechtspflege, Festlichkeiten und Leichenbegängnisse, über Gesang, Tanz, Musik und Spiel, über Acker- und Weinbau, über ihre Zimmer- und Schreinerarbeiten, über Anwendung der Kräfte der Mechanik, über die Art zu bauen, über Anlage und Ausschmückung von Häusern und Gärten, über die Einrichtung und Ausrüstung der Nilschiffe, über Jagd, Fisch- und Vogelfang, über Küche und Keller, über die Freuden der Tafel, über die Toilette der Damen: über dies und alles Andere, was das Leben eines ganzen Volks ausmacht, sowie es aus dem Rollenspiel jedes Einzelnen von seiner Geburt bis zum Tode hervorgeht, gibt uns der in seiner Darstellung ebenso anziehende als gelehrte Engländer die vollkommenste Auskunft; nur in einem Punkte läßt er uns unbefriedigt, dem der Religion, insofern sie nicht blos äußerer Cult ist, abgeschreckt vielleicht, wie auch sein italienischer Nebenbuhler, durch Champollion's ungenügendes „Panthéon égyptien", und außer Stande, in der Entzifferung von Hierogyphen oder der Erklärung von Gemälden in den Gräbern uns zu finden, woran es uns gerade fehlt, nämlich den Schlüssel zu allen jenen Symbolen, die Enthüllung aller der Mysterien, den geheimen Sinn aller jener Ceremonien, mit denen wir nur von ihrer äußern Seite bekannt sind. Doch scheint es fast außer Zweifel, daß das große orientalische Princip der Emanation aller Dinge aus Gott, das wir später bei den Neuplatonikern wiederfinden und bei Plutarch z. B. geradezu mit der ägyptischen Religion in Verbindung gebracht sehen, dieser zu Grunde lag; der Dienst der Sonne, als der ersten Emanation der Gottheit, wird fast durch jede Inschrift bestätigt. Wie aber ist das Verhältniß des gemeinen Thier- und Fetischdienstes, der die Kräfte der Natur noch vereinzelt auffaßte und sie noch nicht unter der Gesammtidee der Gottheit zu bringen vermochte, zu jenen höhern Religionsbegriffen genau zu bestimmen?

Mit Übergehung des ersten, historischen Untersuchungen gewidmeten Bandes, durch welche übrigens die Lösung der wichtigsten chronologischen Fragen keineswegs über den Punkt hinausgebracht ist, auf dem sie jetzt stehen, wollen wir aus dem zweiten Einiges über das gesellschaftliche Leben der Ägypter mittheilen, um so mehr, da der Abschnitt vielleicht der gelungenste des ganzen Buches ist und die Gegenstand vielleicht mehr als jeder andere ein allgemeines Interesse haben dürfte.

Von dem eigentlich orientalischen*) unterschied sich das ägyptische Leben durch den wesentlichen Zug einer größern Freiheit und Ungezwungenheit des weiblichen Geschlechts. Die Weiber fehlten in den Gesellschaften der Ägypter nicht, und wenn sie auch während des Eintritts der Gäste an einem Ende des Zimmers abgesondert saßen, so war es nicht sowol feststehender Gebrauch, als vielmehr die Unaufmerksamkeit der Männer, was sie während dieser übrigens nur kurzen Zeit von der allgemeinen Unterhaltung ausschloß. Auch die Zurückgezogenheit der ionischen Frauen war denen am Nil fremd, kein Gesetz versperrte ihnen den Zugang zum Thron, ihr Einfluß mochte den höchsten Grad erreichen, und Diodor (I, 27) sagt deshalb, daß die ägyptischen Weiber ihren Männern nicht nur nicht gehorcht, sondern über sie geherrscht hätten. Allerdings würde die mit der gewöhnlichen Treue und Wahrheit in der Genesis erzählte Scene zwischen Joseph und der Frau Potiphar's in einem orientalischen Harem unmöglich haben vorkommen können.

Zu Gesellschaften ging oder fuhr man, oder man ließ sich dahin in offenen Sänften tragen. In letzterm Falle ging gewöhnlich noch ein Diener mit einem Sonnenschirm hinter dem Herrn her, wie es auch in Sculpturen von Persepolis dargestellt ist, die jedoch bei ihrer Ähnlichkeit mit ägyptischen leicht von Gefangenen aus Theben ausgeführt sein können. Für vornehm galt es, etwas später als die Übrigen und zwar zu Wagen anzukommen. Ein von Herrn Wilkinson mitgetheilter Holzschnitt macht dies anschaulich, indem, während die übrigen Gäste schon versammelt sind, ein Herr in einem Cabriolet vorfährt, auf allen Seiten von Dienern umgeben, von denen einer vorauseilt, um an die Thür zu klopfen, die andern nachfolgen, um Pferd und Wagen beim Aussteigen ihres Herrn in Empfang zu nehmen.

Sowol der Speisesaal parterre wie das Assemblezimmer im ersten Stock waren mit Stühlen von jeder Form, mit Ottomanen, Sofas, Divans, Sesseln, Fußschemeln, Teppichen und dergl., in denen sich die höchste Vollendung der Form ausspricht, ebenso glänzend wie reichlich versehen. Beim Eintreten in den Gesellschaftssaal wurde jedem Gaste eine Lotusblume überreicht; auch trug er wol einen Kranz um den Hals oder um den Kopf, oder eine Knospe oder Blume steckte im Haar, die dann über den Vordertheil des Kopfes herabhing. Sonst scheint sich die Kleidung der Gäste nach den meisten Gemälden an Pracht und Reichthum von der, welche man bei andern Gelegenheiten trug, nicht unterschieden zu haben. Hatten sie sich gesetzt — denn Liegen war nicht üblich, wider bei Tisch noch sonst in der Gesellschaft —, und war ihnen dann bei Reichern in goldenen Becken und Krügen, bei weniger Wohlhabenden in bemalten irdenen Gefäßen Wasser gereicht, um die Hände zu waschen, und hierauf von einem eigens dazu angestellten Sklaven der Kopf gesalbt — ein Gebrauch, den wir auch noch im Neuen Testamente finden —, dann wurde Allen, sowol den Herren wie den Damen Wein präsentirt, und es nahm hierauf die musikalische Unterhaltung ihren Anfang. Professor Rosellini meint zwar, die ernsten Ägypter hätten sich der Musik blos zu religiösen Zwecken bedient, allein Herr Wilkinson setzt es ziemlich außer Zweifel, daß sie sich ihrer auch zur heitern Unterhaltung bedienten, da mehre seiner Bilder zeigen, daß die gemietheten Spielleute ebenso wol zu Gelagen und dergl. wie zu feierlichen Gelegenheiten zugezogen wurden. Die Musik war entweder Vocal- oder Instrumentalmusik, oder aus beiden gemischt. Die Instrumente bestanden in der Harfe, von 4 bis zu 14 Saiten, der Flöte, der einfachen und Doppelpfeife, der Cither, dem viereckten und länglichen Tamburin, der Leier von 7 – 17 Saiten und einem Instrumente gleich dem türkischen Halbmonde, das mit Glocken und Metallstückchen behangen war und geschüttelt wurde. Alle diese Instrumente kommen in den verschiedensten Zusammensetzungen vor; die 600 Musiker indeß, welche nach der Beschreibung der Athenäus den Chor der von Ptolemäus Philadelphus veranstalteten Bacchusfeste ausmachten und von denen 300 allein in Citherspielern bestanden, waren eine der in der alexandrinischen Zeit gewöhnlichen Übertreibungen. Bei den alten Ägyptern war die Harfe, vom Gesang begleitet, das beliebteste Instrument, und oft begleiteten sieben und mehr Sänger dieselbe mit ihren Stimmen. Doch geschah dies auch bei andern Instrumenten, wie der Flöte, Leier und Cither. In Gesellschaften wurde sehr häufig ohne irgend ein Instrument in Chor gesungen, wobei zwei oder drei Personen mit der Hand den Takt schlugen, was durch Händeklatschen geschah, wie es noch jetzt in Ägypten üblich ist. Von einer geschriebenen Sprache der Musik, oder von Noten, kommt keine Spur vor; ihre Kenntniß war demnach traditionell, womit sich die Äußerungen der Griechen, z. B. Plato's, über die Unveränderlichkeit der ägyptischen Musik sehr wohl vereinigen lassen. Übrigens sprechen die Griechen nur mit der größten Hochach-

*) Nur dürfen wir bei diesem nicht allzu hoch in der Zeit hinaufgehen; denn da finden wir auch eine andere Behandlung des Weibes, ebenso wie ihre Eingezogenheit bei den Joniern keineswegs hellenisch, sondern erst durch orientalische Einflüsse entstanden war. Eine gute historische Darstellung des Lebens der Frauen ist immer noch ein Bedürfniß. Anm. d. Red.

Digitized by Google

tung von ägyptischer Musik, und gewiß war dieselbe dem ernsten und würdigen Charakter ihres religiösen Rituals vollkommen angemessen. Mögen nicht die Juden, die wir seit ihrer Niederlassung in Kanaan eine so große Vorliebe für Musik hegen sehen, diese mit aus Ägypten gebracht und ägyptische Melodien in ihren Jehovadienst aufgenommen haben, und als die Psalmen des Alten Testaments von der christlichen Kirche in ihren Dienst aufgenommen wurden, mögen nicht die Töne dazu entlehnt sein, in denen sie im jüdischen Tempel vorgetragen wurden?

Daß wir uns indeß die ägyptische Musik nicht immer unter dem ernsten religiösen Charakter vorstellen dürfen, zeigt der Umstand, daß sie in Privatcirkeln den Darstellungen der Tänzer, Gaukler und Possenreißer dienen mußte. Der Tanz war mimisch, wie der alte Tanz überhaupt, sodaß sich aus ihm bei den Griechen das Drama entwickeln konnte, den höhern Ständen aber streng verboten, anders als durch Zuschauen an diesem Vergnügen Theil zu nehmen. Die Personen, die sie zur Unterhaltung der Gäste in ihre Cirkel kommen ließen, waren immer Tänzer von Profession, die sich dann natürlich nach dem Tone der Gesellschaften richteten, zu deren Erheiterung sie beitragen sollten. Viele ihrer Stellungen gleichen dem neuern Ballet, und die Pirouette machte schon vor 3500 Jahren die Belustigung einer ägyptischen Gesellschaft aus. Auffallend ist bei sonstiger strenger Beobachtung des Anstandes die mangelhafte Bekleidung der Tänzer, die so weit geht, daß sie selbst in Roms ärgsten Tagen nicht geduldet sein würde. Herr Wilkinson glaube in dem ernsten und ordnungliebenden Wesen der Ägypter einen Grund zu finden, warum diese Erscheinung mehr der Unbefangenheit als der Frivolität zuzuschreiben sei. Das Verbot, selbst zu tanzen, von den Vornehmen so streng beobachtet, erstreckte sich übrigens keineswegs auch auf die untern Classen: in trunkener Fröhlichkeit durften diese sich der tollsten Ausgelassenheit hingeben.

Die Zeit bis zum Essen währte gewöhnlich etwas lange, da das Vieh, wie noch jetzt im Orient, aus klimatischen Gründen immer erst frisch geschlachtet werden mußte, und wurde mit Gesang und Tanz, oder mit Gespräch beim Wein, den man reichlich genoß, ausgefüllt. Herr Wilkinson hat uns nach Gemälden einige der gewöhnlichen Unterredungen mitgetheilt; sie drehten sich um die Dinge, um welche die gesellschaftliche Unterhaltung sich immer zu drehen pflegt: bei den Männern um öffentliche und Privatangelegenheiten, bei den Weibern um Putz, wie unter Anderm ein Bild zeigt, wo eine Gruppe Damen von ihren Ohrringen spricht.

Herr Wilkinson führt uns hierauf in die Küche und zeigt uns den ganzen Proceß des Schlachtens, Enthäutens, Kochens, Bratens, Knetens, Backens mit allen Geheimnissen der ägyptischen Kochkunst auf eine sehr anschauliche und ausführliche Weise. Rindfleisch und Gänsebraten, der das ganze Jahr hindurch nicht vom Tische kam, waren das Lieblingsessen; Hammelfleisch scheint, ungeachtet der zahlreichen Schafheerden, nicht so beliebt gewesen zu sein. Daß kein Schweinefleisch gegessen wurde, ist bekannt. Wir wollen indeß das Verfahren in Küche und Bäckerei, in welcher letztern neben Broten, Kuchen und dergl. auch Pasteten und der übrige für die Küche erforderliche Teig zubereitet wurden, dahingestellt sein lassen und statt dessen einen Blick auf die servirte Tafel werfen. Diese bestand gewöhnlich in einem runden Tische; doch muß dies nicht immer der Fall gewesen sein, da die Gäste häufig in Reihen sitzend dargestellt werden. Auch die Weiber kommen nicht immer in gleicher Ordnung vor, indem wir sie bald an besondern Tischen, bald unter den Männern sitzend finden. An die Stühle wurde oft ein Thier, wie ein Affe, ein Hund oder eine Gazelle, gebunden, der runde Speisetisch von der Figur eines Mannes aus Stein oder hartem Holze getragen. Er wurde entweder gleich mit den Gerichten darauf hereingebracht, oder diese wurden hintereinander nebst den Broten, die bald flach, bald rund, bald kuchenförmig waren, aufgetragen. Der in Früchten bestehende Nachtisch wurde erst später aufgesetzt, aber stand in zierlichen Körben neben den Gästen. Für gewöhnlich bestand das Essen aus Suppe, namentlich Linsensuppe, gekochtem, gebratenem, geschmortem und sonst auf mancherlei Weise zubereitetem Fleisch, namentlich Rindfleisch, aus Wildpret, Geflügel, Gemüsen und Früchten. Der Gebrauch von Messern und Gabeln war unbekannt, und man aß mit den Fingern, doch bediente man sich der Tranchirmesser, womit z. B. auf einem Gemälde Jemand den Flügel einer Gans abschneidet, und kannte Eßlöffel, Vorlegelöffel und Durchschlag. Der Anblick der Mumien, welche nach Herodot und Plutarch bei Gelagen herumgebracht wurden, störte die fröhliche Stimmung keineswegs, denn nach dem Essen nahmen Musik und Tanz sowie alle Arten von Spielen und Späßen, wie Schwingen, Springen, Fangen von Kugeln, wie es bei den Indiern vorkommt, Kunststücke und komische Stellungen wieder ihren Anfang. Während dies von Andern für die Unterhaltung der Gäste geschah, spielten diese selbst verschiedene andere Spiele, wie Paar oder Unpaar, Brettspiel und ein anderes wie Schach. König Rameses selbst ist abgebildet, wie er mit einer seiner Frauen dieses Spiel spielt, wobei gewisse in Linien aufgestellte Figuren auf einem, wahrscheinlich fächerartig abgetheilten Bret in Bewegung gesetzt werden. Auch Würfel waren nicht unbekannt, wiewol Hr. Wilkinson sie erst für spätere Erfindung hält. Auch die Kinder waren nicht ohne Spiele und Spielzeug und hatten z. B. ihre Puppen und kleinen hölzernen Krokodile, deren Rachen mittels eines Drahtes oder Fadens auf- und zugemacht wurde.

Doch wir glauben, daß das hier Mitgetheilte hinreichen wird, um von dem Werth und Charakter der Arbeit des Herrn Wilkinson dem deutschen Leser einen Begriff zu geben.

145.

Literarische Notizen aus Paris.

Von den Herren Chauchard und Müntz erschien eine illustrirte Geographie unter dem Titel: „Cours méthodique de géographie à l'usage des établissements d'instruction et des gens du monde", mit 22 Karten und 400 Zeichnungen, Abbildungen der hauptsächlichsten Städte, Denkmäler, geschichtlichen und naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten u. s. w. Von den „Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII", herausgegeben von Danjou, Bibliothekar am Arsenal, erschien der vierundzwanzigste Band oder der neunte der zweiten Folge. Angekündigt ist folgendes Illustrationswerk: „Voyage d'un chasseur dans les différentes parties du monde, revue générale des chasses et des pêches de tous les pays"; die erste Abtheilung, „Afrika", ist bereits fertig und besteht aus 41 Lieferungen und 40 Kupfern. Von der „Galerie ornithologique" des Hrn. Alcide d'Orbigny ist die sechzigste Lieferung erschienen.

Vollständig ist jetzt zu haben: „Cours élémentaire d'art et d'histoire militaire à l'usage des élèves de l'école royale spéciale militaire, par *Roquancourt*" (4 Bde.). Unter den kriegswissenschaftlichen Werken sind ferner zu nennen: „Géographie physique, historique et militaire, par *Lavallée*", bereits auf der Kriegsschule von St.-Cyr eingeführt; „Dictionnaire de recrutement, par *Swanton*"; „Instruction sur la topographie, pouvant servir à l'usage des écoles régimentaires du deuxième degré, par *A. de T....*". Von der „Instruction sur la fortification passagère, la défense et l'attaque des postes retranchés, précédée de notions sur le harnouement"; „Aide-mémoire portatif à l'usage des officiers du génie", von J. Laisné, Capitain im Geniecorps, ein gekröntes Preiswerk, ist die zweite Ausgabe unter der Presse; die erste wird gegenwärtig in Belgien nachgedruckt.

108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 304. — 31. October 1839.

1. Funfzig Gedichte von Philipp Engelhard Nathusius. Probesammlung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.
2. König Kodrus. Eine Misgeburt der Zeit. Von Karl Stahl. Leipzig, Gebhard u. Reisland. 1839. 8. 12 Gr.*)

Wir verbinden die Anzeige dieser beiden Büchlein mehr wegen eines äußern Grundes als wegen einer innern Verwandtschaft, — oder ja! es ist auch eine innere Verwandtschaft, die der Gesinnung, zwischen beiden. Wir haben uns deutlicher zu erklären: die „Funfzig Gedichte" haben auf dem Titelblatte folgende Anmerkung: „Der Ertrag ist dem leipziger Centralvereine zur Schadloshaltung der ihrer Stellen entsetzten göttinger Professoren bestimmt, zu welchem Zwecke im Fall einer geneigten Aufnahme eine vollständigere Sammlung nachfolgen soll." Dem Drama: „König Kodrus" aber ist eine Widmung vorangestellt: „An die Brüder Grimm", und so treten denn die beiden poetischen Productionen in ein Verhältniß zu einer Angelegenheit, welche die Geister und Gemüther der Rechtlichen im deutschen Vaterlande mit ungewöhnlichem Interesse erfüllt, und welche wenigstens das Gute hat, daß die öffentliche Meinung in Deutschland darüber einmüthiger ist als über irgend eine andere Zeitfrage. So erfreulich es nun einerseits ist, wenn sich doch auch Stimmen erheben, welche in anderer Weise als durch staatsrechtliche Deductionen und Beweise die vielbesprochene Angelegenheit behandeln, oder vielmehr nur daran erinnern, sie anregen, so betrübend und niederschlagend ist es andererseits, daß ein Ereigniß, das in andern Ländern in hundertfacher Gestalt dem Bewußtseln des Volks nahe gerückt, das mit allen Arten von Lichtern beleuchtet worden wäre, in Deutschland, in dem Lande und bei dem Volke, dessen Rechtsgefühl man sonst so hoch pries und noch jetzt preist, nur so leise und schüchtern wie ein schallloses Ei berühret werden kann, daß nur Andeutungen und Winke gestattet sind, die männliche Sprache des Ernstes, der Überzeugung, der Indignation, oder der Satire und Ironie aber in die Brust gekerkert und unterdrückt ist, und das Geschwür des Verdrusses unter sich einwärts frißt.

In den „Funfzig Gedichten" findet sich durchaus keine Anspielung auf das Ereigniß, dessen Märtyrern der Verf. den Zoll der Hochachtung abzutragen gedenkt, und in dem Vorworte des „König Kodrus" lesen wir:

Verschmähet nicht das halbe zu empfangen nun
Als Zoll der Ehrfurcht, die mit sanfter Wärme mich
Zu jenen neuen Bahnen, die Ihr wandelt, trieb;
Dies halbe Lied, da mir ein ganzes nicht vergönnt
Zu singen war vor zagen Ohren, welche kaum
Die Hälfte dulden und der andern Hälfte sich
Sorgsam verschließen, bring' ich heitern Muthes dar.
Der Welt genüg es! Freunden zu geheimer Lust
Zeigt ganz der Dichter, was die Welt nicht ganz erträgt.
— — — — — —
Das Wort zu hemmen finden zwar Gewalt'ge Macht,
Doch sind den Muth, der edle Worte reden heißt,
Den Muth zu brechen sind sie doch nicht stark genug!

Ohne dies Vorwort jedoch würde man in dem Gedichte selbst kaum die Beziehung auf jenes Zeitereigniß herausfinden; und wenn wir das Obige richtig verstanden, hat der Verf. diejenige Hälfte, welche diese Beziehungen deutlicher hervortreten ließe, zu unterdrücken sich bewogen gefunden.

Gehen wir nun aber, absehend von der äußern Veranlassung und Beziehung, auf Besprechung des innern Gehalts der beiden Büchlein über.

Wenn, wie wir gar nicht leugnen wollen, die „Funfzig Gedichte" schon um der Gesinnung willen, welche wir bei dem Verf. voraussetzen dürfen, ein günstiges Vorurtheil in uns erwecken, so würden sie, wie hier ebenfalls bekannt werde, unserm Interesse auch noch in ganz besonderer Weise empfohlen durch die Theilnahme, welche eine Frau dafür an den Tag legte, deren Dichtergenius seit einigen Jahren in Deutschland, und zwar mit vollstem Rechte, bewundert und gefeiert wird; eine Dichterin, die gleichsam mit Kindesmund die süßesten und göttlichsten Geheimnisse der Natur, des Herzens, des Geistes, kurz der Poesie verkündet, in deren aus der Fülle und Tiefe der reichsten Seele quellenden Schöpfungen die edelste Bildung in der Gestalt der feinsten Natur sich offenbart; eine geweihte Priesterin der Natur, deren Sprüche so gereift und melodisch sind, daß leise Veränderungen genügen, um daraus metrische Poesie zu gestalten, ja, daß man fast versucht ist, zu glauben, sie seien aus der streng poetischen Form erst absichtlich in die, zwar immer noch

*) Vgl. die Berichte anderer Mitarbeiter über diese Schriften in Nr. 251 u. 268. D. Red.

Digitized by Google

von seligem Rhythmus bewegte Prosa übersetzt. Sollte es nicht als eine schöne Empfehlung gelten, wenn aus solchem Munde einem Jünger der Poesie Zeugniß abgelegt wird, wir es folgende Äußerungen enthalten, welche wir hier der Öffentlichkeit übergeben, ohne fürchten zu müssen, daß man von irgend einer Seite darin eine unangemessene Indiscretion erblicken werde.

Nur Der reift süß, der innerlich wie äußerlich ganz wahrhaftig sich aussprechen lernt, und für Solche genießbar, die der Zauber der Natur in ihren Entfaltungen anspricht. Nicht alle Menschen haben dafür Sinn. Heute, am Himmelfahrtstage, war ich früh im Thiergarten, da hab' ich das junge Laub an den Hecken betrachtet, mit der zarten Verbrämung auf den Rippen und den feinen Wimpern, am Rande des Blattes hinauflaufend. Da hab' ich gedacht, daß vielleicht, sowie hier Viele an der Hecke hinstreifen, ohne der reinen und zarten Landbildung inne zu werden, auch Viele an diesen Liedern hinstreifen werden, ohne, wie ich, dabei zu empfinden, daß Alles, was, gleich der Natur, einfach und ohne Lüge sich entwickelt, auch geeignet ist, lebenerregend zu wirken und wieder Fülle von Ahnung und Gesichten zu wecken. Und dann bin ich weiter im Garten bei einem Kirschbaume stehen geblieben und habe wieder des jungen Dichters gedacht, daß der wal sein möchte wie jener junge Baum; denn da die Frühlingszeit solche Gedanken aufrege, wie diese Lieder enthalten, warum sollten sie nicht wirklich die Sprache der Blüten sein? Viele sind taub, die Ohren haben, und Viele sehen nicht, die Augen haben; sie betrachten nicht an der Hecke das junge Laub und lauschen nicht der Blütensprache, die in immer neuen Tonarten zu dichten versucht. Sind doch Jene die Begabtern, die es voraus haben, diese Sprache zu verstehen und nachzulallen, um dann von Solchen mit feinfühligem Genusse belauscht zu werden, die, wie ich, bekannt mit dieser Sprache sind .... Wenn ich nicht mehr sage und nicht tiefer auf Alles eingehe, so ist es, weil eine winterliche, kalte Natur den zärtern Frühling immer nur bescheiden und von weitem anhauchen darf.

Und wieder:

Wie ich als Kind lernte die ersten Saatkörner mit Erde bedecken und zu begießen, da wachsen bald grüne Halme auf. Wie war ich erfreut und verwundert, als ich dies Naturgeheimniß durch meine Hand geleitet sich offenbaren sah. Dies Büchlein mahnt mich daran: es kommt mir wie junge Saathalme vor, einer künftigen Ernte; und wie gewiß mein früheres Entzücken über die ersten Keime durch keinen spätern Blütenregen konnte erhöht werden, so fühle ich mich auch in diesen Liedern von dem einfachen Beginn jenes Naturgeheimnisses ergötzt, das vom ersten Thautropfen an lebendig ersprießt; hier und da vielleicht im Selbstgenuß weilend, doch bemerke ich's nicht als Tadel; wer wollte den Frühlingslaunen einen Maßstab anlegen? — ich betrachte nur den Keim, wie er, sich selbst beschauend, einen Augenblick säumt zum Lichte empor zu wachsen; aber bald gewinnt die Selbsterzeugung Kraft und überrascht die tändelnde Lust, ins Kraut zu schießen, mit üppigerer Blüte, und thaut vom hohen Schafte reinen Nektar, und haucht Frühlingsluft, der das Herz gern wie die Blumen sich öffnet. Verstand aber Vernunft würden es vielleicht anders betrachten; aber die sind auch nicht der Ocean, aus dem die jungen Inseln emporsteigen, auf denen ein erster Frühling sich gebärt; sie sind auch nicht der Äther, der die Sterne umathmet und den diese junge Dichterbrust einsauge! Es sind nördliche Tyrannen, denen die Jugendkraft Widerstand leisten muß wie die junge Saat dem Nordwinde ... Es gibt Menschen, denen der Himmelsregen, die Begeisterung, keinen Frühling mehr weckt, denen der ertödtete Affect eine höhere Bildungsstufe ist, von der aus sie den dürftigen Naturen imponiren; sollte ich denen dies Büchlein vertrauen, sie zu beurtheilen? ... Der Wind ist immer günstig der Jugend ... er wird diese Kinder schon tragen und heben und ausstreuen unter Allen, denen die Begeisterung ihre Silbertropfen auf die Seele träufelte, als das makellose Gewissen jener Geächteten in fruchtbarem Gewitterregen sich über uns ergoß.

Ref. ist selbst ebenso überrascht als erfreut, daß es ihm zu Theil ward, diese kleine Gedichtsammlung, mit solchem Zeugniß ausgerüstet, der Aufmerksamkeit und Theilnahme der Freunde der Poesie, der Natur und des Rechts zu empfehlen. Er fühlt, daß er sich, nachdem eine solche Stimme sich ausgesprochen, des Urtheils enthalten sollte; vielleicht aber ist es doch nicht unpassend, jene allgemeinern Urtheile, welche die Gesammtstimmung der kleinen Sammlung so schön, treffend und liebevoll bezeichnen, durch einige weitere Bemerkungen noch genauer zu bestimmen und zu begründen. Nicht befremden kann es uns, wenn die Dichterin, deren rhythmisch dahintanzende, den Sinn berauschende Prosa zugleich, und ohne es zu beabsichtigen, eine unbarmherzige Kritik über so viele angebliche Poesie in strengster Gala des Metrums und Reims ist, mit besonderer Vorliebe diese kleine Sammlung begrüßt; eine Verwandtschaft dieser Poesie mit der ihrigen ist unverkennbar; es herrscht darin dieselbe Naturseligkeit, dieselbe Offenheit und Spontaneität der Empfindung und des Gefühls, dieselbe Leichtigkeit und so zu sagen Erleuchtung des irdischen Daseins, das bei aller concretern Auffassung und innigen Vertiefung in seine einladende Schönheit doch durchgängig nur als das Symbol einer höhern Existenz gefeiert zu werden scheint; es ist darin derselbe Pantheismus der glücklichen, begeisterungsfähigen Jugend. Aber in gewisser Art bietet diese Poesie auch wieder einen Gegensatz dar gegen die poetische Prosa jener Dichterin. Diese Prosa scheint in einem gewissen Übermuthe und neckischen Muthwillen Reim und Metrum zu verschmähen, welche sich ihr beinahe aufdrängen; in den „Funfzig Gedichten" dagegen finden wir Metrum und Reim, aber so wenig streng und kunstgerecht gehandhabt, daß man fast glauben möchte, das Gewand rhythmischer Prosa wäre das für diese zarten Gefühle und Gedanken geeignetere. Je weniger indessen die Strenge der Form besticht, um so mehr darf man den Inhalt für echt, für geboren aus wahrhaft geweihtem Geiste und Gemüthe halten. Sollen wir streng urtheilen, so müssen wir sagen: es findet sich vielleicht kaum Ein Gedicht, das den Regeln der Kunst genau entspricht, in welchem nicht eine Willkür, eine Laune, eine neckische Unart, ein versäumter oder nachlässiger Reim, ein seltsamer Ausdruck störte oder doch auffiele; aber im Ganzen ist eine solche poetische Lebenskraft, ein so unbekümmerter Leichtsinn, eine so zuversichtliche Keckheit, eine so kranke Frische, daß Hunderte der zierlichst und regelmäßigst aufgeputzten Gedichte dagegen in Schatten treten. Es sind drei Abtheilungen: „Heimliche Gedichte", „Aus meinem Wanderbuche", „Zeitvertreib im Winter", und eine Beigabe: „An die Geliebte"; durch alle zieht sich Ein Ton der glühenden Innigkeit und der frischen Jugendlichkeit hindurch, und wenn dieser Fülle sich das Maß, dieser süßen Trunkenheit die holde Sophrosyne, der Keckheit die Kunst sich vermählt, werden gewiß

Digitized by Google

diesen Blüten schöne Früchte folgen, oder vielmehr, wird dieser Blütenlenz nur der Vorläufer eines potenzirten Frühlings sein. Es mögen ein paar Proben folgen, wiewol man eigentlich die Stimmung des Dichters erst recht nach- und mitfühlt, wenn man sich mit dem ganzen Büchlein vertraut macht.

Kranzwinder.

Kränzchen, ründe dich,
Liebchen wind' ich dich,
Mußt recht fein
Und artig sein.

Blümchen, nicht drücket sie,
Leise nur schmücket sie,
Höret ihr mol!
Seid nicht zu toll.

Nehmt euch manierlich fein,
Kind muß hübsch zierlich sein,
Merkt mein Woet,
Ihr Flunkrer dort.

Hört ihr? und sprecht mir schön,
Lasset euch recht besehn,
Zeigt euch gescheit
Mit Sittsamkeit.

Vor das Stirnchen ihr
Sollt ihr Dirnchen hier;
Schneeball und Klee,
Seid in der Näh.

Feuernelk, neck'scher Stern,
Küßtest ihr Bäckchen gern;
Heißer Geck,
Sei nicht zu keck.

Blümchen Vergißmeinnicht,
Vergiß dein Sprüchlein nicht,
Sag's ihr an
Und denk daran.

Und du, Narcißchen witt,
Bring mir ein Küßchen mit;
Rothlippig bist,
Als hätt'st schon geküßt.

Röschen willst speechen sein,
Läßt du das Stechen sein,
Erfüll' ich die Bitt'
Und nehm' dich mit.

Veilchen du bliebest noch?
Bist mir das Liebste doch;
Blauängelchen du
Tritt auch herzu.

Rothgeweint' Tausendschön,
Du sollst ja auch mitgehn,
Sei doch nue still,
Weil ich's gern will.

Freut euch, ihr Bübchen doch,
Kommt heut zum Liebchen noch,
Ich muß hier stehn,
Kann nicht mitgehn.

Allerdings ist hier eine Tändelei, welche vor dem Verstande kaum Gnade finden dürfte; aber es ist eine Tändelei, welche mit süßen Ahnungen erfüllt, welche dem Ohre, der Phantasie und der Seele schmeichelt, und in deren kindischem Gebaren man doch die Kraft und Glut der treibenden Jugend hindurchfühlt. Sinnvoller und ernster ist das Gedichtchen:

Mein Grab.

Wo ich am allerliebsten
Begraben möchte sein,
Das wär' in deinen Kühlen
Braundunkeln Augen drein.

Da müßt's so tief und ruhig,
So kühl sich ruhen dein;
So oft ich in sie sehe,
Zieht's mich voll Sehnsucht hin.

Jahraus, jaherein dann würd' es
Auf meinem Grabe blühn,
Und Sonnenblick auf immer
Voll Duft vorüberziehn.

Gedenk' ich so recht tief mich
Und inniglich hinein,
So möcht' ich, ach, zur Stunde
Jetzt gleich im Grabe sein.

Etwas mystisch, aber tief anmuthend ist:

Lebensdrang.

Erscheint der Lenz mit den verschlafnen Wangen?
Ich fühle wieder mich so bang umfangen;
Abschloß mittagshimmel-tief Verlangen
Senkt es sich weich, wie Schwanenbusen wieder
Auf mich hernieder?

Sprich: wohin will dies ungemess'ne Dehnen
Dies unter'm Fittig Ätherlüfte Wähnen?
Woher erfaßt so sehnenstaekes Sehnen,
Jedwede Band' und Schranken, die mich engen,
Im Drang' zu sprengen?

Sieh sich die Flue im Lebenslicht erhellen,
Aus starrem Stamm lebend'gen Springquell quellen,
Und alle Pulse meines Daseins schmellen
Gleichmie die reife Knosp' im vollen Sprießen
Sich zu erschließen!

Ich nicht vermag Das, was ich will, zu sagen.
Geist, wehender du, der nicht weiß vom Klagen,
O gib mir solche Wonn' auch Kraft zu tragen,
Daß ich nicht diesem heldenkühnen Siege
Noch unterliege.

Halb auf gut Glück, denn die Auswahl ist nicht ganz leicht, lassen wir folgen:

Wiegenlied (auf hohem Meere).

Wie wohlgesinnt, wie pfiffig sind
Der Wind, das weite Meer;
Sie wissen, daß ich ein großes Kind,
Und wiegen mich hin und her.

Sie wiegen mich zwischen Wachen und Traum,
Ich schaue auf und seh
Die Mast' und Tau' im blauen Raum,
Die Sterne in der Höh'.

Weit um mich rauscht der Ocean
Und fließt mit wilder Macht,
Ein unaufhaltsam ew'ger Strom,
Durchs weite Reich der Nacht.

Ich fühl' ihn athmen unter mir,
Über mir steht der Mond
Und wirft 'ne goldne Brück' von mir
Bis an des Himmels Rand.

Ich lieg' und träum' aus früher Zeit
Von manchem lieben Bild,
Die Heimat im Pfingstblumenkleid,
Die Zukunft hehr und mild.

Wie klug, wie gut sind Well' und Wind,
Sie wissen's, ahnen's kaum,
Und wiegen mich wie'n großes Kind
Hinüber in süßem Traum.

Digitized by Google

Hier gemahnt es uns wie ein Anklang an Heine, doch ohne daß wir den Dichter einen Nachahmer Heine's nennen wollten; vielmehr will uns bedünken, daß diejenige Poesie, welche von Nathusius und von der oben bezeichneten Dichterin gepflegt und vertreten wird, einen Gegensatz zu der Poesie Heine's bilde, etwa wie der Gegensatz der weißen Magie zur schwarzen ist; ein Gegensatz, der eine starke Ähnlichkeit und Verwandtschaft nicht ausschließt. Das Gedicht „Herbststimmung" (S. 70) würde sich in Prosa gewiß recht schön ausnehmen, aber als metrische Poesie ist es schwer zu lesen und müßte eigentlich erst in eine Form gegossen werden. Dasselbe gilt wol auch von andern der „Funfzig Gedichte", und wir bitten den Verf. im Interesse seines schönen Talents, die reichen Gaben der Natur durch die würdige Fassung einer nie pedantischen, aber doch gegen sich selbst strengen Kunst zu ehren.

„König Kodrus", eine Komödie in der Art der Aristophanisch-Platen'schen, hat zum Thema die großherzige Aufopferung des athenischen Königs zur Rettung seines Volks. Eine treffliche, kunstvolle und wohllautende Sprache zeichnet die ernsten Partien dieses Gedichts aus sowie eine männlich edle Gesinnung. In den komisch-ironischen Partien sind die Thorheiten und Verkehrtheiten der Zeit in verschiedenen Lebenssphären scharf gegeißelt; der Zusammenhang zwischen den beiden Elementen ist aber nicht recht klar, vermuthlich weil der Dichter seinen ursprünglichen Plan theilweise aufgab. Wer Platen's „Verhängnißvolle Gabel" und „Romantischen Ödipus" gern gelesen hat, der wird sich auch an dieser Dichtung vielfach erfreuen, die vielleicht unter veränderten Zeitumständen aus einer „Misgeburt der Zeit", wie der Dichter sie selbst jetzt nennt, zu völliger Gestalt sich ausbildet und entwickelt.

97.

Bibliographie.

Bähr, K. C. W. F., Symbolik des Mosaischen Cultus. 2ter Band. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 3 Thlr. 12 Gr.

Beranger's Lieder in den Versmaßen des Originals verdeutscht durch L. G. Rudens. Mit des Dichters Portrait. 1ster Band. 8. Bern, Fischer. 18 Ge.

Brougham, H. Lord, Die Staatsmänner während der Regierungs-Epoche Georgs III. Mit Bemerkungen über Parteikämpfe und einem historischen Anhang. Aus dem Englischen. 1ster Band. Lex.-8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 2 Thlr.

Chalybäus, H. M., Historische Entwickelung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel. Zu näherer Verständigung des wissenschaftlichen Publicums mit der neuesten Schule dargestellt. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 8 Gr.

Dingelstedt, F., Wanderbuch. 8. Leipzig, Einhorn. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Erziehung im Geiste des Christenthums. Gr. 8. Regensburg, Manz. 1 Thlr. 6 Gr.

Freyberg, M. Freiherr von, Rede zum Andenken an den verewigten Staatsminister Maximilian Grafen v. Montgelas, gelesen in der festlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 24. August 1839. Gr. 4. München. 20 Gr.

Die heilige Genovefa. Mit 16 schönen colorirten Bildern. Qu. 8. Leipzig, Baumgärtner. 8 Gr.

Gerbet (Abbé). Der Abfall von den Lebensprincipien der Kirche und des Staats; nachgewiesen in der Lehre des Abbé Lamennais. Aus dem Französischen. Gr. 8. Augsburg, Kollmann. 14 Gr.

Hess, A., Unterredungen der Herren v. Sandau, v. Wiesau, des Secretär Meyer u. A. m. über die Lebensfragen der katholischen und protestantischen Kirche. Eine kurze Widerlegung der bisherigen öffentlichen Entgegnungen auf die im Freiherrn v. Sandau ausgesprochenen Behauptungen gegen die katholische Kirche. 8. Nonneburg. 6 Gr.

Holbein, F. von, Die erlogene Lüge. Original-Lustspiel in vier Aufzügen. Als Manuscript gedruckt. Gr. 8. Hannover. 1 Thlr. 8 Gr.

Hopp, F., Die Bekanntschaft im Paradiesgarten, die Entführung auf dem Himmel, und die Verlobung im Elisium. Local-Posse mit Gesang in drei Aufzügen. Ge. 8. Wien, Wallishausser. 12 Gr.

— —, Hutmacher und Strumpfwirker, oder: Die Ahnfrau im Gemeindestadel. Posse mit Gesang in zwei Aufzügen, von ꝛc. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 12 Gr.

Jarcke. Vermischte Schriften. 3ter Band. Gr. 8. München, Liter.-artist. Anstalt. 3 Thlr.

Ideen und Betrachtungen über die Eigenschaften der Musik. Gr. 12. Hannover, Helwing. 6 Gr.

Langenschwarz, M., Die europäischen Lieder. 8. Leipzig, P. Baumgärtner. 1 Thlr. 12 Gr.

Lessing, C. F., Über die Fehler und den Mysticismus der modernen Philosophien. Gr. 8. Breslau, Korn. 8 Gr.

Löffler, A., Über kirchlichen Katholicismus und Separatismus oder die Wahrheit der evangelischen Union. Gr. 8. Berlin, Hayn. 16 Gr.

Marx, J., Der Bilderstreit der byzantinischen Kaiser. Eine historisch-kritische Abhandlung. Ge. 8. Trier, Linz. 16 Gr.

Pappenheim, A. Graf, Erzählungen am Kamine. 3tes Bändchen. 8. München, Liter.-artist. Anstalt. 1 Thlr. 8. Gr.

Rosen und Vergißmeinnicht dargebracht dem Jahre 1840. 16. Leipzig, Leo. 2 Thlr. 8 Ge.

Rückert. Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 6tes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thle. 16 Gr.

Scherr, J. Th., Leichtfaßliches Handbuch der Pädagogik für Lehrer, gebildete Eltern und Schulfreunde. 1ster Band. Beobachtungen über den Entwickelungsgang des Menschenwesens, Mittheilung aus der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 2 Thlr.

Seidl, J. G., Episoden aus dem Romane des Lebens. Gr. 12. Leipzig, Volckmar. 1 Thlr.

Shakspeare. Die Widerspenstige. Lustspiel in vier Aufzügen von ꝛc. Mit Benutzung einiger Theile der Übersetzung des Grafen Baudissin von *Deinhardstein*. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 16 Gr.

Seraph, O. F., Charakteristiken und Kritiken. Eine Sammlung zerstreuter Aufsätze aus den Gebieten der Theologie, Anthropologie und Ästhetik. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 3 Thlr.

Die dreihundert fünfundzwanzig Sünden eines ungezogenen Jungen. Nach dem Französischen bearbeitet von Theod. Schwatm. Gr. 12. Bern, Jenni, Sohn. 3 Gr.

Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freiherrn von Hormayr. XXIX. Jahrg. der gesammten und XI. der neuen Folge. 1840. Gr. 12. Leipzig, Reimer. 2 Thlr. 12 Gr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1840. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 8 Stahlstichen. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr.

Wiest, F., Rococo. Gesammeltes in Bildern, Skizzen, Humoresken und Phantasiestücken. 1stes Heft. Leipzig, P. Baumgärtner. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Ge.-

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1839—40 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 19. October.

Theologische Facultät.

Dr. Kaisee: Übungen des exegetischen Seminariums, die Klagtieder des Jeremias und den Propheten Daniel, christliche Moral, oder das Evangelium des Matthäus, den ersten Theil der Dogmatik. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Kiechengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminariums, Homiletik, Katechetik oder Liturgik, die Entwickelungsgeschichte der Lehre vom Opfer im christlichen Cultus. — Dr. Harless: Theologische Encyklopädie und Methodologie, das Evangelium Johannis. — Dr. Krafft: Chronologische Ordnung des Gesammtinhalts der vier Evangelien, und Lösung sämmtlicher Scheinwidersprüche in denselben. — Dr. van Ammon: Übungen im Pastoratinstute, pfarramtliche Geschäftspraels, Symbolik, Polemik. — Dr. Hofmann: Geschichte der Schrift Alten Testaments (alttestamentliche Einleitung).

Die viee angestellten Repetenten werden unter Anfsicht nnd Leitung des k. Ephorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien füe die Theologie Stydirenden in vier Jahreseursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Privatrechts mit Berücksichtigung des Justinianischen Textes, äußere und innere Geschichte des römischen Rechts, römisches Erbrecht, oder den ersten Theil der Pandekten. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Criminalrecht, mit steter Rücksicht auf das bairische Strafgesetzbuch, deutsches Bundesrecht und europäisches Völkerrecht. — Dr. Feuerbach: deutsches Privatrecht mie fortwährender Rücksicht auf das preußische Landrecht und das bairische Civilrecht, deutsche Staats- nnd Rechtsgeschichte. — Dr. Stahl: Civilproceß, Rechtsphilosophie. — Dr. Schelling: ausgewählte Materien des Civilrechts, Theorie des gemeinen deutschen ordentlichen Civilproeesses, Civilproeßpracticum mit Beziehung auf die bairische Gerichtsordnung und ihre Novellen. — Dr. von Scheurl: Pandekten ohne Erbrecht, odee Erbrecht, ausgewählte Stellen des Corpus juris civilis.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, Pathologie und Therapie der acuten Krankheiten, Übungen in der medicinischen Krankenhaus- und Poliklinik. — Dr. Fleischmann sen.: Examinatorium über specielle menschliche Anatomie, die menschliche pathologische Anatomie, speeielle menschliche Analomie, Secirübungen. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: allgemeine Biologie, Anthropologie und Diätetik, Geschichte dee Medicin, den jatrosophischen Verein. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik in Verbindung mit den Touchirübungen und den Manual- und Instrumentaloperationen am Fantom, Frauenzimmerkrankheiten, übee die Leistungen des 19. Jahrhunderts in dem Gebiete der Geburtskunde. — Dr. Wagnee: Eneyklopädie und Methodologie der Medicin, Physiologie des Nervensystems und der Sinnesorgane. — Dr. Strameyer: theoretische Chirurgie, die chirurgisch-ophthalmologische Klinik, Übungen im Bandagiren. — Dr. Trott: über mehre neue Heilmittel, besonders die Kaltwassereur, Toxikologie, Semiotik. — Dr. Fleischmann jun.: Osteologie und Syndesmologie, Homöopathie, medicinisch-forensisches Practicum.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel: Logik und Metaphysik, philosophische Sittenlehre, Psychologie. — Dr. Harl: die Staatswirthschaft oder Nationatökonomie, Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirecht, Finanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde. — Dr. Köppen: Examinatorium, Logik und Metaphysik, Ästhetik. — Dr. Kastner: Encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, Experimentalchemie, experimentelle Gewerbschemie. Leitung des Vereins für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: den allgemeinen Theil der Statistik, allgemeine Geschichte, deutsche Geschichte. — Dr. Rückert: Arabisch, Tamulisch. — Dr. Döderlein: Übungen des k. philologischen Seminars, Terenz und Juvenal in Verbindung mit lateinischen Stylübungen, griechische Literaturgeschichte. — Dr. von Raumee: Naturgeschichte, Pädagogik, über das Novum Organum des Baco. — Dr. Kopp: Geschichte der alten Literatur, Cicero de Natura Deorum, Aristotelis Metaphysica. — Dr. von Staudt: Astronomie, analytische Geometrie, Differenzial- und Integralrechnung. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Technologie. — Dr. Drechsler: Hebräische Sprache, Genesis. — Dr. Winterling: Ästhetik, über Ökonomie im Sinne der Alten und die zweckmäßige Einrichtung rines vollkommenen Hausstandes. — Dr. Martius: Pharmakognosie des Pflanzenreichs, die Heilmittel des Thierreichs. — Dr. Irmischer: Literärgeschichte. — Dr. von Schaden: Logik und Metaphysik, Encyklopädie dee gesammten Wissenschaften und der philosophischen insbesondere, von dem Zustande der Seele nach dem Tode. — Dr. Heyder: philosophische Ethik, Plato's Theaetet, Darstellung und Kritik der philosophischen Systeme seit Kant. — Dr. Puchta wird, sobald die allerhöchste Genehmigung seiner Voelesungen eingelangt sein wird, dieselben am schwarzen Bret bekannt machen. — Lectoe Dr. Otta: Französisch und Spanisch, Englisch und Italienisch, Holländisch.

Die Zeichenkunst lehrt Küstee; die Tanzkunst Hübsch; die Reitkunst Flinznee; die Fechtkunst Raab.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhe geöffnet.

Hanover im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Krause, Dr. G. F. T., Synopsis icone illustrata nervorum systematis gangliosi in capite hominis. Folio major. Velinpapier. 1 Thlr.

Die Fortsetzung eines wichtigen Werks:

Dr. J. G. Th. Grässe,

Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte

aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Zweiten Bandes 1ste Abtheilung, die Geschichte der Literatur der Araber, Perser, Türken, Syrer, Juden, Chinesen, Griechen, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutschen, Spanier ꝛc. vom Untergange des weströmischen Reichs bis zur Zerstörung des oströmischen Kaiserthums. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

ist in der **Arnold**'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen. Der erste Band in 2 Abtheilungen kostet 7 Thlr.

Für Deutschland debitiren wir folgendes soeben erschienene Werk, das durch jede gute Buchhandlung von uns bezogen werden kann:

A treatise
on the nature of
Club-foot
and analogous distortions;
including their treatment both with and without surgical operation.

Illustrated by a series of cases and numerous practical instructions.

By **W. J. LITTLE.**

With 41 finished wood-engravings. 8. London. 4 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im September 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(A *Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Bei **Eduard Anton** in Halle ist soeben erschienen:

***Leo*, Dr. *H.*, Bëówulf** dasz älteste deutsche in angelsächsischer mundart erhaltene heldengedicht, nach seinem inhalte und nach seinen historischen und mythologischen beziehungen betrachtet. Ein beitrag zur geschichte alter deutscher geisteszustände. 8¾ Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 16 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte
der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Geffert,
Rechtsgelehrten.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Leviöil in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei ältern Perioden dieser Kunst und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei Geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten Neues hinzugefüge, jenes gesichtet, zurechtgesetzt und verständliche, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz Das erreicht, was zu erreichen galt, wird der Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Braunschweig, bei G. Westermann ist erschienen:

Höchst wichtiges Werk.

Christenthum, das, des 19. Jahrhunderts. Zum Verständniß der Strauß'schen Grundansichten. In Briefen an eine Dame. 8. In Umschlag geh. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Die Tendenz dieser geistreichen Schrift, welche tief in die Zustände unserer Zeit eingreift, bezeichnet der Verf. selbst so: „Es mögen diese Briefe, welche beabsichtigen, die Frauen auf einen bestimmten Standpunkt religiöser Erkenntniß zu stellen und ihrem unbewußten Umhertappen in dunkeln Ahnungen ein Ende zu machen, als ein Beitrag zur wahren Emancipation der Frauen gelten ꝛc. — Mögen Sie, schließe er, die tiefe Bedeutung erkennen, die gerade sie in der Geschichte der Religion und des Menschengeistes haben; mögen sie nie vergessen, daß diese Briefe ihren Händen Gewalt über die Zukunft anvertrauen!"

Schopenhauer, J., Nachlaß, Jugendleben und Wanderbilder, herausgegeben von ihrer Tochter. 2 Bde. 8. In Umschlag geh. Preis 4 Thlr.

Der Nachlaß der geistreichen und berühmten Verfasserin wird ihren zahlreichen Freunden eine willkommene, ja eine längst gewünschte und erwartete Erscheinung sein. Er enthält hauptsächlich die Schilderungen ihres Jugendlebens, und ist bei den vielseitigen Verbindungen, welche das reiche Leben der Verfasserin schmückten, von großem Interesse. Der Verleger hat bei höchster Eleganz der typographischen Ausstattung nichts gespart.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen:

Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik.

Begründet durch Pölitz. In Verbindung mit mehrern Gelehrten gegenwärtig herausgegeben vom Prof. Fr. Bülau. Jahrg. 1839. Gr. 8. 12 Hefte 6 Thlr.

Heft 1—9 mit Abhandlungen von Rettig, Münch, v. Weber, Emmermann, Reuter, Schnabel, Kortüm, Zachariä, Gervais, Krug, F. W. Schulze, Wachsmuth, Bollbrügge, Buchner, Meisterlin, Claus und dem Herausgeber, und an 50 Recensionen der neuesten dahin einschlagenden Schriften.

Digitized by Google

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Naturlehre

nach ihrem

gegenwärtigen Zustande

mit Rücksicht

auf mathematische Begründung.

Dargestellt

von

Dr. Andreas Baumgartner,

k. k. Regierungsrathe, Director der k. k. Aerarial-Porzellan-, Gußspiegel- und Smaltefabriken, Ritter des königl. sächsischen Civilverdienstordens, Mitglied mehrer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften.

Sechste Auflage

von Genanntem und von

Dr. Andreas von Ettingshausen,

Professor der Physik, emeritirtem Professor der höhern Mathematik an der k. k. Universität zu Wien, Mitglied mehrer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften,

gemeinschaftlich umgearbeitet.

Mit acht Kupfertafeln.

Gr. 8. Wien 1839. Preis 3 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Wissenschaftliche Werke, welche sechs Auflagen erleben, gehören gewiß zu den seltenen Erscheinungen unserer Zeit. Das obbenannte erfreut sich dieses besondern Vorzuges, und dieser muß um so mehr hervortreten, als seit dem Erscheinen der ersten Auflage nicht mehr als funfzehn Jahre verflossen sind. Dieses zeigt deutlich genug, welcher bedeutenden Nachfrage es sich zu erfreuen hatte, und erregt die wohlbegründete Hoffnung, daß die gegenwärtige Ausgabe eine nicht minder freundliche Aufnahme finden wird, die sich vor den frühern auch dadurch auszeichnet, daß an deren Bearbeitung nebst dem Original-Verfasser auch noch der gegenwärtige Professor der Physik an der hiesigen k. k. Universität, Dr. Andreas von Ettingshausen, Antheil genommen hat. Wer die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande gründlich und vollständig lehren oder erlernen will, kann sich getrost dieses Werkes bedienen, das mit innerer Trefflichkeit und Gediegenheit eine Billigkeit des Preises verbindet, wie sie selten den mit Abbildungen versehenen wissenschaftlichen Werken von gleicher Bogenzahl eigen ist, und übrigens an äußerer Ausstattung wenigen nachsteht.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gründlicher

Elementar-Unterricht

in der

rationellen Schäferei.

Von

J. G. Elsner.

8. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Wie tief der Verfasser in seinen Gegenstand eindringt und mit welcher Klarheit er seine eigenen scharfsinnigen Auffassungen wiederzugeben weiß, davon legen die beiden von ihm über Schafzucht geschriebenen Werke: „Erfahrungen in der höhern Schafzucht", und „Das goldene Vließ", das beste Zeugniß ab. In diesem neuesten Werkchen trägt er die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, wo sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wol nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben sein dürfte.

Stuttgart und Tübingen, im September 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der unterzeichneten Buchhandlung sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

des

gemeinen Pfandrechts.

Von

Karl Friedr. Ferd. Sintenis.

Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ge.

* * *

Die

Lehre von der Mora.

Dargestellt

nach Grundsätzen des römischen Rechts

von

Dr. *C. O. von Madai.*

Ge. 8. 2 Thlr.

Halle, 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei **M. DuMont-Schauberg** in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Musterlese

aus dem Gebiete

der

deutschen Dichtkunst,

nebst einer Poetik im Umrisse.

Für Elementar- und höhere Schulen.

Von **A. J. Schmitz** und **Dr. J. J. Dilschneider.**

2te vermehrte Auflage. 256 S. gr. 8. 12 Gr., oder 54 Kr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1839 an die Mitgliedee der Deutschen Gesellschaft zue Erforschung vaterländischer Speache und Alteethümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.**

Ge. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte der Jahre 1835—38 sind zu gleichen Preisen zu beziehen.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei **Liebmann & Comp.** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Anleitung zum Gebrauche des Mikroskops

für Ärzte, Naturforscher und Freunde der Natur. Nach den besten Quellen (*de Fontenelle, Littrow, Weber, Meyen, Ehrenberg, E. Burdach, J. Müller, Valentin, von Siebold, Huge* u. A.) bearbeitet von **Dr. *A. Moses*** in Berlin. 10½ Bogen. Ge. 8. Mit lithograph. Abbild. Preis 1 Thlr.

Digitized by Google

Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber.

Nachstehend anerkannt classische Werke über das Jagdwesen sind sämmtlich in meinem Verlage erschienen und nur der hohe Preis derselben, der freilich bei ihrem bedeutenden Umfang immer billig genannt werden mußte, hat ihnen noch nicht den allgemeinen Eingang verschafft, den sie verdienen. Ich habe mich daher durch vielfache Wünsche bestimmen lassen, den Preis derselben bedeutend zu ermäßigen und sie können von jetzt an zu den bemerkten Preisen von allen Buchhandlungen bezogen werden.

Winckell (G. F. W. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. (172 Bogen.) Gr. 8. 11 Thlr. **Jetzt für fünf Thaler.**

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jäger-Praktika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. (82 Bogen.) Gr. 4. 10 Thlr. **Jetzt für vier Thaler.**

Hester (F. E.), Über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. (73 Bogen.) Gr. 8. 5 Thlr. **Jetzt für zwei Thaler.**

Man kann diese drei Werke als eine **vollständige Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber** bezeichnen, und wer sich zur Anschaffung aller **auf einmal** entschließt, dem werden dieselben, die im Ladenpreise 26 Thlr., im herabgesetzten Preise aber 11 Thlr. kosten, **für zehn Thaler** abgelassen.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei **Theodor Fischer** in **Kassel** ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Der Schriftforscher,

von Dr. A. W. Krahmer, Licentiaten der Theologie u. s. w. Heft 1 und 2. Auch unter den besondern Titeln: Heft 1. **Das Buch Jonas**, historisch-kritisch untersucht und auf seinen wirklichen Inhalt zurückgeführt. Gr. 8. Geh. 12 Gr. Heft 2. **Paulus und Johannes** mit ihren Geistesverwandten in dem Neuen Testamente. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Das bereits erfolgte Urtheil der Literarischen Zeitung von Brandes, 1839, Nr. 35, lautet wie folgt über das 1ste Heft:

Eine dem Gebiete der Einleitungswissenschaft in die biblischen Schriften angehörige Monographie, welche eine fleißige Forschung und Scharfsinn, wie auch Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Untersuchung überall bekundet und auch da als belehrend und anregend anerkannt werden muß, wo die Folgerungen nicht ganz so feststehen, wie der Verfasser es annimmt.

Offenes Sendschreiben Emerentius Scävola's an den Herrn Corrector seiner „Briefe eines Flüchtlings".

Ich bin so keck gewesen, mich des Besitzes der Fähigkeit zu rühmen, jedweder mich deugenden Schickung den wohlthätigen Zweck abgrübeln zu können. Die Vermessenheit, solch einen Wahn zu nähren, und mit solch einer Blicktiefe zu prahlen, hat mich dem Gericht der Nemesis unterworfen, deren Strafvollziehungsamt Sie, mein Herr, handhaben, indem Sie mich zwingen, öffentlich die Leerheit meiner Prahlerei einzugestehen. Ich bekenne nämlich meine Unfähigkeit, ergrübeln zu können: Wem das Fest fromme, welches Sie dem schadenfrohsten aller Teufel, die je ihr Müthchen gekühlt an mir, gaben, als Sie Ihre Pflicht, dem handwerkmäßig mit den Händen arbeitenden Setzer denkend nachzuarbeiten, auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigten.

Es sei fern von mir, jeden Stein des Anstoßes, den Sie aus dem Wege zu räumen unterlassen haben, auf Sie zu werfen; ich gestatte Ihnen, den größten Theil Ihrer Nachlässigkeiten auf Rechnung der Undeutlichkeit meiner Handschrift zu schieben, und will Sie nicht verantwortlich machen für: Th. I, S. 47: „Fratzen" statt „Fetzen" und „als Bastarde" statt „zum Bestande"; S. 109, Z. 1: „Tinte" statt „Tiefe"; S. 184, Z. 16: „Geschäft" statt „Geschöpf"; S. 214, Z. 14: „wonniger" statt „weniger"; Th. II, S. 5, Z. 7: „verschwäche" statt „verschmähe"; S. 68, Z. 17: „ärgsten" statt „Angsten"; S. 98, Z. 1: „adcostreischen" statt „adrosteischen"; S. 115, Z. 9: „Deckfteinen" statt „Denkfteinen"; S. 121, Z. 11: „Blütenwolken" statt „Blüten welken"; Th. IV, S. 111, Z. 15: „Befreiung" statt „Besitzergreifung" — doch genug an der Zahl; alle diese Entstellungen meines Werks und hundert andere, die ich übergehe, sollen der Unsicherheit meiner linken Hand zur Last fallen, aber fragen muß ich Sie, was Sie sich denn unter einem „aischen Bilde" gedacht haben? Ich schrieb Th. I, S. 50, Z. 5: „saisches Bild". — Fragen muß ich Sie, warum Sie den Schlaf sich nicht aus den Augen rieben, als Sie Th. III, S. 102, Z. 11: „Gesangbuchkinder" statt „Gesangbuchlieder" gesetzt fanden? und vor Allem ernstlich muß ich Sie fragen, wie Sie den Leichtsinn entschuldigen wollen, der Ihre Blicke hinwegführte über das Th. I, S. 46, Z. 8, gedruckte Wort: kalvinisch? Warum, als Sie dieses Wort, auf einen Schmutzquell bezüglich, gedruckt fanden, unterließen Sie, noch einmal seitwärts zu blicken in das Manuscript, wo sie groß und leserlich nicht „kalvinisch", sondern „kloacinisch" geschrieben gefunden haben würden? Von einem kloacinischen Elemente red' ich, und von einem kalvinischen gaben Sie dem überraschten Leser zu lesen, der, empört über die Frechheit einer solchen Bezugnahme, mein Buch von sich schleudert. Aber dennoch, wohl mir, wenn er nicht weiter, nicht bis zu Ende der 142sten Seite desselben Theils liest, und dort, wo sie zweimal hintereinander die Umgestaltung des Wortes: „Wehlthäter" in „Wohlthäter" gebilligt haben, vor dem Ungeheuer schaudert, das Sie aus mir gemacht, als Sie mein Bekenntniß: „mit Anwendung all' meiner Kraft kaum genugsam ringen zu können wider den Tried des getretenen Wurmes, seinem Tretr auch weh zu thun", in die freche Schautragung der Schlangennatur eines Teufels verwandeln ließen, der das Gelüst, seine Giftwaffe wider das Herz seines Wohlthäters zu richten, sein Naturgesetz nennt.

Welch' ein Brandmal Sie durch ihre Pflichtverletzung in den Augen Tausender meinem Charakter aufgeprägt haben, das werden Sie nun freilich zu spät für mich (denn meine Briefe sind längst gelesen und verurtheilt), doch hoffentlich nicht zu spät für sich selbst empfinden; denn ohne Zweifel werden Sie nun das Correcturgeschäft aufgeben, und einem andern Ihren Kräften angemessenen Erwerbzweige sich zuwenden. Unter dem Beding, daß Sie dieser Erwartung entsprechen, will ich Ihnen vergeben, was Sie an mir verschuldet haben, auf Ihrer nun zu wählenden Berufsbahn Ihnen die besten Wünsche für heitere Feierabende nach mühsam im Schweiße des Angesichts durcharbeiteten Tagen mitgeben.

Geschrieben in der Zenoburg im Passeierthale, am 12. Oct. 1839.

Emerentius Scävola.

Nachträgliche Bemerkung: Die erste Abschrift dieses Briefes ist verloren gegangen; daher die verspätete Mittheilung desselben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt aber beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1840.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's.

8. Auf feinem Velinpap. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Pulcherie.** Von **A. von Sternberg.** — II. **Die blaue Blume.** Novelle von **Julius Mosen.** — III. **Angelica.** Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von **Th. Mügge.** — IV. **Ein Frühlingstraum.** Novelle, nach den Mittheilungen eines Freundes, von **Eduard von Bülow.** — V. **Der Todte von St.-Anna's Kapelle.** Ein Criminalfall. Nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von **Otto Ludwig.**

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, aber **zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr.** abgelassen werden.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, H. Döring, J. van Eichendorff, F. van Heyden, B. Hoga, W. Martell, E. Mörike, A. Ohlenschläger, Pasqaru, P. J. van Rehfues, L. Reilstab, C. F. van Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Scävola, A. van Sternberg, F. Waiqis, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Ohlenschläger, Daunecker, Zeltee, Tegnér, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Der Jahrgang 1839, aber der Neuen Folge erster Jahrgang, mit dem Bildnisse Lamartine's, enthält Beiträge von Tieck, Eichendorff, Schefer, Franz Berthold, und Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, und kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Die Bildnisse zu den verschiedenen Jahrgängen der Urania sind in besondern Abdrücken in gr. 4. einzeln zu dem Preise von 8 Gr. zu erhalten.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Von

Immanuel Kant's Werken in X Bänden.

Herausgegeben und bevorwortet von

G. Hartenstein,

ordentl. Professor an der Universität zu Leipzig.

ist nun auch der 10te und letzte Band vollständig erschienen und an alle betreffenden Buchhandlungen versandt worden; das ganze Werk enthält 326 Bogen und kostet zu dem noch bis Ende dieses Jahres bestehenden Subscriptionspreis 13 Thlr. 12 Gr.

Zur Bequemlichkeit Derjenigen, welche erst jetzt sich entschließen, Kant's Werke zu kaufen, denen aber die Anschaffung und Bezahlung auf einmal beschwerlich fällt, haben wir die Einrichtung getroffen, daß monatlich ein Band ausgegeben wird à 1 Thlr. 8 Gr., jedoch berechnen wir beim ersten zugleich den zehnten mit 1 Thlr. 12 Gr., um uns zu versichern, daß auch die Continuation richtig ausgehalten werde, da wir einzelne Bände nicht abgeben.

Leipzig, am 1. September 1839.

Rodes & Baumann.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laienbrevier

von

Leopold Schefer.

Dritte Auflage.

728 Seiten. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Der ungewöhnlich starke Absatz des Laienbreviers, der im Laufe von vier Jahren drei Auflagen nothwendig gemacht hat, ist ein sprechender Beweis, daß es bereits zu den Kern- und Grundbüchern unserer Literatur gezählt wird, die Jeder nur zu seinem eigenen Nachtheil ungekannt lassen darf. Möge es auch in dieser Ausgabe empfänglichen Gemüthern den Segen seiner Weisheit zuströmen und immer mehr in Saft und Blut des deutschen Volkes übergehen, aus dessen innerstem Wesen es geschöpft ist.

Berlin, im September 1839.

Veit & Comp.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen:

Kaltschmidt, Prof. Dr. Jak. Heinr., **Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache**, worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen und vielen andern europäischen und asiatischen Sprachen, besonders in der Sanskrit-Sprache nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet, und nach ihrer Uebedeutung erklärt, auch die abgeleiteten und wichtigern zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. Für Freunde und Lehrer der deutschen Sprache. Lexikon-8. (53 Bogen.) In 1 Bande in engl. Leinwand geb. 4 Thlr. 4 Gr.

Dieses Wörterbuch ist jetzt vollständig. Es bezweckt, auf dem Wege der Sprachvergleichung die Abstammung und aus dieser die Bedeutung unserer hochdeutschen Wörter nachzuweisen. — Ein ausführlicher Prospect liegt in allen Buchhandlungen vor.

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

M. *Gottfried Büchner's*
biblische
Real- und Verbal-
Hand - Concordanz
oder
Exegetisch-homiletisches Lexikon,
darinnen

die verschiedenen Bedeutungen der Worte und Redensarten angezeigt, die Sprüche der ganzen heiligen Schrift, sowol den *nominibus* als auch *verbis* und *adjectivis* nach, ohne weiteres Nachschlagen, ganz gelesen, ingleichen die eigenen Namen der Länder, Städte, Patriarchen, Richter, Könige, Propheten, Apostel und anderer angeführt, die Artikel der christlichen Religion abgehandelt, ein sattsamer Vorrath zur geistlichen Redekunst dargereicht, und was zur Erklärung dunkler und schwerer Scheiftstellen nützlich und nöthig, erörtert wird.

Sechste Auflage.

Herausgegeben von **Dr. *H. L. Heubner.***

Gr. 8. Ausgabe in Heften.

Subscriptionspreis für das Heft 8 Gr.

Erschienen ist das erste bis achte Heft. — Der Druck geht ununterbrochen fort.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Cours de littérature française,
par
A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingue, et membre de plusieurs sociétés savantes.

Gr. 8. Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Das oben angekündigte Werk wird Jeden, welcher sich in Deutschland mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt und an den Erscheinungen derselben Antheil nimmt, ohne Zweifel sehr erfreuen. Endlich besitzen wir eine Geschichte der Literatur unserer Nachbarn, die weder eine trockene Darstellung des Gegenstandes ist, wie allzu oft in dem sogenannten Résumés, und noch weniger eine ganze Bibliothek an und für sich bildet, wie der Cours des Herrn Laharpe, welcher aus beinahe zwanzig Bänden besteht. In diesem neuen „Cours de littérature française" sehen wir, wie sich der nationelle Geist der Franzosen nach und nach ausgebildet, und durch die Reihe der aufeinander folgenden genialen Menschen können wir die von seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern ausgedrückten Gedanken dieses Volkes studiren.

Übrigens bittet Herr Peschier in seinem Werke, daß man daeinnen ja nicht suchen wolle, was ihm nie einfiel hinzusetzen, und hält es für seine Pflicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Cours nichts weniger sein soll, als ein in das kleinste ausgedehntes Verzeichniß der französischen Literatur seit deren Anfange bis zu unserer Zeit, sondern ein unparteiisches und gerechtes Urtheil über die berühmtesten Scheiftsteller, die in Frankreich geboren sind. Wird es ihm vorgeworfen, daß man mehre solche, welche in der Geschichte der intellectuellen Entwickelung dieses Landes gewöhnlich erscheinen, bei ihm vermißt, so behauptet er, ein literarischer Name habe keinen Werth, wenn er nicht einen neuen Gedanken, etwas Eigenthümliches, Individuelles verstellt, und die sklavische Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus) keinen andern Anspruch machen darf, als auf einen Platz in dem bibliographischen Wörterbuch, worin so manche Afterkönige der Literatur in ungestörter Vergessenheit ruhen.

Mehre Schriftsteller, die in Deutschland sehr wenig oder vielmehr gar nicht bekannt sind, werden in diesem Cours erwähnt; andere sind von dem Herrn Verfasser auf eine ihm ganz eigene Weise dargestellt, z. B. Voltaire, welchem ein beiweitem größerer Raum vergönnt waeb als den andern, und V. Hugo, den seine Verehrer vielleicht als allzu streng beurtheilt betrachten werden. Da die Meinungen des Herrn Verfassers über mehre französische Schriftsteller denjenigen geradezu widersprechen, welche in Deutschland sowol als in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet sind, so wird der literarische Parteigeist mit diesem Werke vielleicht hart umgehen. Doch wird es, trotz seiner etwa paradoxen Behauptungen, von Jedermann als ein sehr nützliches Werk anerkannt werden, und als solches nehmen wir uns die Freiheit, jedem Institut und allen Lehrern der französischen Sprache und Literatur dieses neue Product des Verfassers der „Histoire de la littérature allemande" zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, im September 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.
Achtes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Feldzüge der Östreicher in Corsica. II. Über militairische Handbücher. III. Die Verwendung der Cavalerie. IV. Militairische Ereignisse in Brasilien in den Jahren 1826—31. V. Ein tragbarer Feldtelegraph für Tag- und Nachtsignale. VI. Literatur. VII. Karten-Ankündigung. VIII. Neueste Militairveränderungen. IX. Übersicht des Inhalts der ältern Jahrgänge der Östreichischen militairischen Zeitschrift. (Schluß.)

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 14. September 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei **Liebmann & Comp.** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Der Roman des Harems. Ein Cyklus orientalischer Erzählungen. Aus dem Englischen der Miß Pardoe von **W. Alexis** und **J. Neumark.** 3 Bände. Feines Maschinenpapier. Elegant geheftet. Preis 2⅔ Thlr.

Das Werk, aus der Feder einer der anerkannt geistreichsten Frauen Englands, läßt den Leser die interessantesten Blicke in die Geheimnisse der türkischen Frauengemächer thun, und erhält nebenbei die Spannung desselben durch eine Reihe der wunderbarsten orientalischen Begebenheiten, welche hier in der phantasiereichen, eigenthümlich naiven Darstellungsweise des Morgenlandes wiedererzählt sind. Das Buch hat bekanntlich den Beifall des türkischen Gesandten in London Reschid Pascha im hohen Grade erhalten (siehe Preußische Staatszeitung, Nr. 173, vom 24. Juni d. J., Artikel London) und bildet ein würdiges Seitenstück zu den berühmten Erzählungen der „Tausend und Eine Nacht". Für die Gediegenheit der deutschen Übertragung bürgen die Namen der Herren Übersetzer.

Digitized by Google

In Paris ist im Erscheinen und kann von uns durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Voyage
dans la
RUSSIE MERIDIONALE ET LA CRIMEE,
par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie,
exécutée en 1837, sous la Direction de M. Anatole de Démidoff,
par MM. de Sainson, Le Play, Huot, Léveillé, Rousseau etc.
Orné de 64 gravures dessinées d'après nature
par RAFFET.
Dédié à Sa Majesté Nicolas I, Empereur de toutes les Russes.

Gr. in-8. Paris. 40 livraisons à 5 Gr.

Dieses Werk verspricht sowol durch seine anziehenden Reiseskizzen wie auch vorzüglich durch seine wissenschaftlichen Bemerkungen das allgemeine Interesse zu erwecken; die einzelnen Abtheilungen: „Histoire du voyage par MM. Anatole de Démidoff, de Sainsen et Duponceau, 1 vol.", und „Observations sciantifiques (Phrénologie, Gaeiegie, Minéraiegie, Botanique, Zoologie, etc.) par MM. Gaubert, Le Play, Huot, Léveillé, Rousseau et de Nordmann, 3 vols. Ornés de 10 planches de phrénologie et accompagnés d'un atlas de 80 planches coloriées d'histoire naturelle", werden auch einzeln abgelassen.

Auch erscheint dazu ein

Album de 78 planches d'après nature et lithographié
par RAFFET.

Gr. in-fol. Circa 14 livraisons à 4 Thlr. 10 Gr.

welches viele interessante Abbildungen bisher weniger bekannter Gegenden, namentlich Südrußlands, nebst ihren Bewohnern darbieten und als eine sehr willkommene Zugabe zu obigem Werke zu betrachten sein wird.

Leipzig, im September 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in **Wien**
ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

KATALOG
der
kaiserlich-königlichen
Medaillen-Stämpel-Sammlung.
Entworfen und zusammengestellt
von
Joseph Arneth.

4. Wien 1839. In Umschlag geheftet. 2 Thlr. Sächs.

Das numismatisch-historisch-gelehrte Publicum empfängt in diesem Werke einen höchst werthvollen Beitrag zur Medaillenkunde, der um so mehr Beachtung verdient, je seltener noch immer Verzeichnisse der Art sind. Denn Kataloge der grösstentheils von Staatswegen geprägten Medaillen, dieser so lehrreichen Monumente der Geschichte, hat man bis jetzt nur vom römischen und französischen Staate.

Der vorliegende verzeichnet und beschreibt mit numismatischer Präcision und Genauigkeit alle in den k. k. Münzämtern zu Wien, Prag, Kremnitz, ehemals zu Mantua, jetzt zu Mailand aufbewahrten Medaillenstämpel. Die Anordnung des Werkes, dem eine das ganze Gebiet der Numismatik berührende Einleitung vorausgeht, ist wissenschaftlich begründet und überall die betreffende Literatur hinzugefügt. Eine reichhaltige nach Personen und Gegenständen alphabetisch geordnete Inhaltsanzeige, ein Verzeichniss der Künstler, sowie der vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag in Wien angestellten Münzmeister und einige andere nützliche Zugaben erhöhen den Werth des gewiss allen Freunden der Medaillenkunde willkommenen Werkes, denen es zu gleicher Zeit angenehm sein wird zu erfahren, dass die k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen Ausprägungen der daselbst aufbewahrten Medaillenstämpel gestattet.

Bücher-Auction in Bremen.

Montag, den 4. Nov. und folgende Tage soll eine bedeutende Büchersammlung aus verschiedenen Fächern der Wissenschaften, sowie einige Kunstsachen, Land- und Seekarten durch Endesgenannten öffentlich den Meistbietenden verkauft werden.

Das gedruckte Verzeichniss, welches manche ausgezeichnete Werke enthält, ist zu bekommen in Berlin bei Herrn Asher, Herrn Klemann und bei Herrn W. Besser; in Braunschweig bei Herrn G. M. Meyer jun.; in Breslau bei Herren Max & Comp.; in Cassel in der Krieger'schen Buchhandlung; in Frankfurt a. M. bei Herrn Fr. Wilmans; in Gotha in der Expedition des Allgemeinen Anzeigers; in Göttingen bei Herren Vandenhoeck & Ruprecht; in Hessa bei Herrn Auct.-Commiss. Lippert; in Hamburg bei Herrn Schwermstädt; in Hanover bei Herrn Auctionator F. Cruse; in Leipzig bei Herrn K. F. Köhler und bei Herrn Otto August Schulz; in Münster bei Herrn Regensberg; in Osnabrück bei Herrn Rackhorst und in Stuttgart bei Herrn Antiquar Steinkopf.

Zur Besorgung sicherer Aufträge erbieten sich Herr **Adolf Krellenberg** in der Joh. Georg Hoyse'schen Buchhandlung hierselbst, und

Bremen, im Sept. 1839.

Ludw. Wilh. Heyse,
Auctionator.

In der **Arnold**'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die zweite, zum Theil umgearbeitete Auflage von
Dr. G. H. von Schubert (Professor in München), Die Urwelt und die Fixsterne. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat September, oder Nr. 244—273, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XXIX—XXXI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat September, oder Nr. 36—39, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 36—39. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Bei **Theodor Fischer** in Kassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzenbuch
von
Karl Gutzkow.
8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Portraits und Genrebilder.
Erinnerungen und Lebens-Studien
von
O. L. B. Wolff.
8. 3 Bände. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Sinai. Reisebilder von **A. Dumas** und **A. Dauzats.** 3ter Band. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Buch der Wanderungen.

Ostsee und Rhein von **E. v. d. Haide.** Herausg. v. **Karl Grün.** 8. Brosch. 1 Thlr. 6 Gr.

Sendschreiben an Heern Dr. **Karl Gutzkow** im Betreff seiner Zeitgenossen von **Karl Grün.** 8. Brosch. 6 Gr.

Memoiren des **Fürsten von Talleyrand-Perigord,** ehemaligen Bischofs von Autun. Gesammelt und geordnet von der Gräfin **D.... von E....** A. d. Franz. 2ter Theil. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Talleyrand's politisches und religiöses Leben von **Louis Bastide,** Redacteur des National. 7te Lieferung bis Ende. 8. 1 Thlr. 6 Gr. Complet 2 Thlr. 3 Gr.

Auf vorstehende beiden Fortsetzungen macht die Verlagshandlung die zahlreichen Abnehmer besonders aufmerksam.

Neues Gesangbuch für die evangelische Kirche Würtembergs.

Entwurf eines Gesangbuches für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. 458 Seiten in Octav. Broschirt. Preis 48 Kr.

Diese in höchstem Auftrage von dem evangelischen Consistorium veranstaltete Sammlung von geistlichen Liedern für öffentlichen und häuslichen Gottesdienst ist als Entwurf im Druck erschienen, um auch die öffentliche Stimme darüber zu vernehmen. Die besten Lieder des bisherigen Gesangbuches sind auch hier, theils unverändert, theils ihrer ursprünglichen Gestalt zurückgegeben oder doch angenähert, enthalten. Eine reiche Auswahl trefflicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit, mit möglichster Schonung des Originals und nur für das Bedürfniß der gegenwärtigen Sprachbildung bearbeitet, ist hinzugetreten. So ist dieses Buch, aus 618 Liedern bestehend, die Frucht beinahe zweijähriger anhaltender Studien und Anstrengungen einer Commission, deren Mitglieder von der Oberkirchenbehörde hierzu auserlesen und durch welche die religiösen Bedürfnisse aller Stände und die mannichfaltigen Ansichten, welche in der evangelischen Kirche nebeneinander auf biblischer Grundlage bestehen, gleicherweise berücksichtigt worden sind. Durch den billigen Preis von 48 Kr. für das in Umschlag geheftete Exemplar, und durch die schöne Ausstattung mit Druck und Papier hat auch die Verlagshandlung von ihrer Seite gesorgt, dem Buch eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Stuttgart, im September 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Preise herabgesetzte Bücher.
Verlag der **Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

Durch jede Buchhandlung kann bezogen werden:

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur
von Karl Gutzkow.

2 Bände. Velinpapier. (Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl.) Nunmehr 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Hortense, Meine Reise durch Italien, Frankreich und England im Jahr 1831. A. d. Fr. v. **F. C. Lindner.** (Ladenpreis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.) Nunmehr 12 Gr., oder 45 Kr.

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Herausgegeben von **Eduard Mörike** und **Wilh. Zimmermann.** (Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl.) Nunmehr 12 Gr., oder 45 Kr.

Zwei Jahre unter den Mauren, oder der gezwungene Renegat. Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines spanischen Patrioten. (Ladenpreis 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.) Nunmehr 6 Gr., oder 24 Kr.

Kaspar Hauser, oder der Findling. Romantisch dargestellt. (Ladenpreis 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.) Nunmehr 8 Gr., oder 30 Kr.

Student, Der deutsche. Ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Von **A. v. S.** Auch unter dem Titel: Felix Schnabel's Universitätsjahre. (Ladenpreis 1 Thlr. 10 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.) Nunmehr 16 Gr., oder 1 Fl.

Zimmermann, Fürstenliebe. Novelle aus der neuen Geschichte Schwabens. Demselben ist angehängt: Cornelia Bororquia, oder die Inquisition. (Ladenpreis 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.) Nunmehr 12 Gr., oder 45 Kr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten für Frauenkrankheiten,
oder
Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.

Herausgegeben
von einem Vereine praktischer Ärzte.

Zweiten Bandes erstes und zweites Heft.

Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Aus der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Flut medicinischer Schriften eine Sammlung alles Gediegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müsste. Der erste aus vier Heften bestehende Band (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Funfzehntes Heft, Homöopathie bis Italienische Literatur.

Druckpapier 8 Gr.; Schreibpapier 12 Gr.; Velinpapier 18 Gr.

Homöopathie. — **Hoene-Wronski.** — **Honigberger** (Martin). — **Hönigern.** — **Honstedt** (Georg Wilh. v. — Karl Wilh. v.). — **Hook** (Theodore). — **Höpfner** (Ernst Georg Philipp). — **Hopp** (Joh. Paul). — **Hornemann** (Jens Wilken). — **Hoßbach** (Wilh. Heinr.). — **Hotho** (Heinr. Gustan). — **Hottentotten**, s. **Kaffern.** — **Houston** (Samuel). — **Hübsch** (Heinr.). — **Hüffell** (Joh. Jak. Ludwig). — **Hug** (Joh. Leonhard). — **Hügel** (Ernst Eugen, Freih. v.). — **Hügel** (Karl Alexander Anselm, Reichsfreiherr v.). — **Humann** (Joh. Georg). — **Hume** (Joseph). — **Hunt** (Leigh). — **Hupfeld** (Hermann). — **Huschke** (Georg Philipp Eduard). — **Hüsgen** (Joh.) — **Hydrooxygengasmikroskop.** — **Jarta** (Hans). — **Ibrahim Pascha.** — **Ideler** (Christian Ludwig — Julius Ludwig). — **Immermann** (Karl). — **Industrie.** — **Inglis** (Henry David). — **Ingres** (Jean Auguste Dominique). — **Intervention.** — **Jonische Inseln.** — **Irland.** — **Isambert** (François André). — **Isturiz** (Don Javier de). — **Italien.** — **Italienische Literatur.**

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Friedrich Perthes** in Gotha ist erschienen:

Natur-Analogien, oder über die vornehmsten Erscheinungen des animalischen Magnetismus in ihrem Zusammenhange mit den Ergebnissen sämmtlicher Naturwissenschaften, mit Hinsicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der evangelischen Theologie, von **Dr. M.** Preis 2 Thlr. 3 Gr.

In einer ausführlichen Anzeige dieses Werkes, abgedruckt in den Theologischen Studien und Kritiken, 1840, 4tes Heft, wird zur Charakterisirung desselben Folgendes gesagt:

„Als ein sehr merkwürdiger, obgleich noch vielfach latenter Höhe- und Wendepunkt auf dem psychisch-geistigen Lebensgebiete tritt der Lebensmagnetismus mit seinen ekstatisch-somnambulen Erscheinungen auf. Die sorgfältige ärztlich-philosophische Deutung derselben hat in unserer Zeit vorzüglich auf Psychologie viel neues Licht verbreitet, nachdem schon vorher auch anderweitig die verwandten Disciplinen (Biologie, Physiologie u. s. w.) sehr bereichert waren. Aber auch speculative Philosophie, selbst theoretische und praktische Theologie, können großen Gewinn aus gehöriger Beachtung jener Erscheinungen und deren umsichtiger, psychologischer und naturwissenschaftlicher Deutung ziehen, daher denn mit Recht schon Theologen anfangen, diesem Gegenstande die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Es gilt hier besonders die Darstellung der Harmonie zwischen Natur und Bibel, die Vertheidigung des Inhalts der ältesten Urkunden des A. T., sowie des positiven christlichen Glaubensgehaltes, um zu versuchen, wie weit auf diesem Wege die ersehnte Versöhnung zwischen Glauben und Wissen erreichbar ist und nahe liegt.

Dies ist denn auch, um es kurz zu sagen, die Haupttendenz des vorliegenden Werkes, dessen Verf. sich eben die sehr umfassende, tief in die jetzigen literarischen Verhältnisse eingreifende Aufgabe gestellt hat, vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, nicht blos jene lebensmagnetischen Erscheinungen an sich durch reichlich beigebrachte Analogien aufzuhellen, sondern auch auf Philosophie und Theologie (sowol in theosophischer als anthropologischer und christologischer Hinsicht) die Anwendung zu machen. Der Versuch verdient wegen Wichtigkeit des Gegenstandes von solchem Umfange und so großer, vielfacher Schwierigkeit eine zwar billige, doch strenge Kritik, damit sich ergebe, inwiefern auf diesem Wege der verwickelte Knoten zu lösen stehe. Die gewöhnliche theologische Unbekanntschaft mit vielen hier zur Sprache kommenden Gegenständen darf hier nicht abschrecken; denn man kann deren Berücksichtigung und Prüfung nicht wohl länger ausweichen; die Darstellung derselben ist mit gehöriger Klarheit und Deutlichkeit gefaßt, der Styl einfach, überall verständlich und eindringlich. Auch der Druck ist gut und correct. Nur einzelne Druckfehler sind stehen geblieben, die wenigstens nicht unangezeigt hätten bleiben sollen, als: S. 405 Naturleib statt Naturleben und so am Schlusse: nicht mustee statt nicht meistee die Natur. Schluß des Vorberichts, S. 64, Z. 2, statt untrüglicher l. untauglicher."

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien
ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leichtfaßliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches.

Zum
Gebrauche bei seinen Vorlesungen über die Mineralogie
von

Friedrich Mohs,

k. k. wirklichem Bergrathe, Ritter des königl. sächsischen Civilverdienstordens und Mitgliede mehrer in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften.

Zweiter Theil.
Physiographie,
bearbeitet von

Herrn F. X. M. Zippe,

Professor am ständischen technischen Institute und Custos am vaterländischen Museum in Prag

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 31 Kupfertafeln.
Gr. 8. Wien 1839. Preis 4 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Diese zweite Theil der leichtfaßlichen Anfangsgründe, welcher der ersten Auflage dieses Werkes fehlte, enthält die Physiographie, eines der wichtigsten Hauptstücke der Naturgeschichte des Mineralreiches, bearbeitet von dem Herrn Professor Zippe in Prag, dessen gründliche Einsicht in die naturhistorische Methode, unterstützt von einer ausgezeichneten Sammlung von Mineralien und einer zahlreichen Bibliothek, ihn geschickt gemacht haben, eine Arbeit zu unternehmen, die dem Uebeder dieser Methode selbst auszuführen Zeit und Umstände nicht gestattet haben. Es ist daher beinahe überflüssig zu bemerken, daß nach dem Plane des Grundrisses der Mineralogie, die Physographie auch in dieser zweiten Auflage der Anfangsgründe eingerichtet, daß darin alles Neue, insofern es nur einigermaßen wissenswürdig geschienen, aufgenommen, und wo es erforderlich oder thunlich gewesen, berichtigt worden, was besonders in Beziehung auf die Fundörter der Mineralien in den k. k. Staaten oft geschehen ist, und daß daher diese zweite Auflage der Anfangsgründe für eine neue Bearbeitung des Grundrisses, der ersten wissenschaftlichen Grundlage, der Mineralogie, angesehen werden kann, die außerdem, daß sie dem gegenwärtigen Zustande und Umfange der Erfahrung entspricht, nicht nur einige Berichtigungen in ihern philosophischen Theilen, sondern auch eine bedeutende Erleichterung im Gebrauche der Charakteristik erhalten, ungeachtet die Anzahl der Specierum wesentlich sich vermehrt hat. Wenn daher auch Jemand, dem es lediglich um eine empirische Kenntniß und um einige historische Notizen von den Mineralien zu thun ist, durch andere mineralogische Werke, deren einzige Bestimmung hierin besteht und die derselben auch wol entsprechen, sich befriedigt finden könnte, so wird doch Derjenige, der in der Mineralogie eine Wissenschaft sucht und eine Wissenschaft zu schätzen weiß, allein an die Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches sich zu halten haben, um so mehr, da nicht nur die berühmtesten und ausgezeichnetsten Sammlungen in den k. k. Staaten der naturhistorischen Methode angemessen eingerichtet sind, sondern da diese Methode auch an den wichtigsten Lehranstalten als Leitfaden des Unterrichtes dient.

Die Zeichnungen sind größtentheils aus dem Grundrisse genommen, weil sie, wie die in nicht geringer Anzahl neu hinzugefügten, ihrem Zwecke vollkommen entsprechen.

Dieser Tage hat die Presse verlassen und ist an die Subscribenten versandt:

Thesaurus graecae linguae

ab
Henrico Stephano
constructus.

Post editionem Anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum, tertio ediderunt *Carolus Ben. Hase, Guil. Dindorfius* et *Ludov. Dindorfius*.

Vol. III, Fasc. 6,
oder des ganzen Werkes 20ste Lieferung,
enthält: *ἐπίλογος — ἑρέσσω*. Folio. Geh.
Preis 3 Thle. 8 Ge. ord.

Die Expedition dieser Lieferung geschah mit möglichster Genauigkeit; sollte jedoch durch besondere Umstände eine Veränderung eingetreten sein, so bitten wir um schleunige Angabe.

Paris, den 15. August 1839.

Firmin Didot frères.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen:

Preusker, Ritter Kael ꝛc., **Ueber öffentliche, Vereins- u. Privat-Bibliotheken**, sowie andeee Sammlungen, Lesezirkel u. verwandte Gegenstände, mit Rücksicht auf den Bürgerstand; Behörden, Bildungsanstalten, litterarischen u. Gewerb-Vereinen, wie überhaupt jedem Wissenschaftsfreunde gewidmet. 1stes Heft. — Auch u. d. Titel: **Ueber Stadt-Bibliotheken für den Bürgerstand**, deren Nützlichkeit, Gründungs- u. Aufstellungsart, damit zu verbindende Sammlungen u. Orts-Jahrbücher. Gr. 8. (10 Bogen.) Geh. 12 Ge.

Die erste Schrift über diesen Gegenstand und weit gehaltreicher, als der Titel verspricht. — Kein Besitzer einer noch so kleinen Büchersammlung, kein Stadtrath, kein gemeinnütziger Verein wird die wenigen Groschen spaern, um sich über den interessanten Gegenstand zu unterrichten und selbst zu prüfen.

Herr Oberbibliothekar Hofrath Dr. Falkenstein zu Dresden schreibt: Durch diese gediegene, ebenso zeitgemäße als nützliche Schrift ist eine längst gefühlte Lücke in unserer Literatur auf eine höchst glückliche Weise und mit wahrhaft bibliothekarischem Berufe ausgefüllt. Das sind Goldkörner der Weisheit und Erfahrung, die gewiß bald zur wuchernden Saat und Ernte aufblühen werden.

Jean Paul Friedrich Richter!

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Jean Paul Friedrich Richter.

Erinnerungen
aus meinem Umgange mit Ihm.
Ein Denkmal
von **J. Funck.**

Preis für 20 Druckbogen nur 1 Thlr. 6 Gr.

Die Verlagshandlung glaubt nur auf das Dasein dieses Buches, welches das Leben und die Werke eines unserer größten Dichter auf eine originelle Weise schildert, aufmerksam machen zu dürfen, um dem Buche einen großen Kreis von Lesern zu verschaffen.

Digitized by Google

Einladung zur Subscription auf eine neue Auflage

von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Aufs Neue durchgesehen und vermehrt von

A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1 Gr.

Schon geraume Zeit ist das Bedürfniß einer dritten Auflage des **deutsch-französischen und französisch-deutschen Wörterbuchs** von **Abbé Mozin** fühlbar geworden, wol der deutlichste Beweis allgemeiner Anerkennung. Gewiß wird die Behauptung, daß dieses Werk einen europäischen Namen erworben habe, welchen ihm noch keine andere Unternehmung dieser Art streitig machen konnte, keinem Widerspruche begegnen. In der That — bei aller Gerechtigkeit, welche man den im Laufe der letzten Jahre erschienenen Wörterbüchern der deutschen und französischen Sprache widerfahren zu lassen geneigt sein mag — kann man doch unmöglich den Vorrang verkennen, welchen das Mozin'sche vor allen andern behauptet.

Keines von diesen wurde nach einem so umfassenden Plane, keines mit Rücksicht auf so viele alte und neue Kunstausdrücke angelegt; keines bietet eine solche Reihe von Mitarbeitern, deren Namen dem Leser am sichersten für die Sorgfalt bürgen, welche die Redaction des Werkes leitete; denn selbst das Wissen eines Universal-Gelehrten wird nie in die Schranken treten können mit den vereinten Mitteln einer Gesellschaft von Literaten und Gelehrten, wenn diese ihre Bemühungen in einem Brennpunkte zusammentreffen lassen.

Bei dieser neuen Auflage wollten die Herausgeber eine Arbeit liefern, welche dem gegenwärtigen Standpunkte beider Sprachen vollkommen entspräche, und mit einer Angabe von allen den Wörtern ausgestattet wäre, mit welchen die Fortschritte der Künste und Wissenschaften und die Verbindung mit benachbarten Idiomen die eine und die andere derselben bereichert haben. — Eine Ausführung in diesem Sinne erforderte, neben der Gelehrsamkeit des Studirzimmers, gründliche Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Zeit — Rücksichten, welche die Wahl auf die Person des Herrn Professors **Peschier** leiteten, dessen Histoire de la littérature allemande für tiefes Studium der vaterländischen Sprache und Literatur hinlänglich bürgt, sowie sein Ruf als Denker und Schriftsteller durch seine Vorlesungen zu Genf, Frankfurt a. M. und Berlin sich genügend begründet hat.

Die erste Lieferung erscheint noch im Laufe dieses Jahres, und die weitern werden so rasch als möglich nachfolgen. Der nur bis zum Erscheinen des ersten Bandes offen bleibende Subscriptionspreis für alle 4 Bände, oder acht Lieferungen, ist auf 14 Fl., oder 8 Thlr. 8 Gr., festgesetzt und in acht Raten von 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1 Gr., je bei Abgabe einer Lieferung zu entrichten.

Stuttgart und Tübingen, im September 1839. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint im November d. J.:

Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie.

Herausgegeben von

F. Freiligrath, C. Mayerath und **C. Simrock.**

Erster Jahrgang.

12. Ungefähr 400 Seiten. Velinpapier.

Köln, 1839. **M. DuMont-Schauberg.**

Neue Reisebeschreibung.

Dr. G. Klemm (K. S. Bibliothekar), Reise durch Italien. Erster Theil: Bericht über eine im Jahr 1838 im Gefolge Sr. K. H. des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommene Reise nach Italien. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr. 18 Gr.

erschien in der **Arnold**'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig und ist zu bekommen in allen namhaften Buchhandlungen.

Digitized by Google

Soeben sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wilhelmine de Barnhelm, ou **Chance de soldat.** Comédie en 5 actes et en prose, imitée de l'allemand de **Lessing,** par ***Henri Jouffroy.*** In-8. 16 Gr.

L'Epigramme. Comédie en 4 actes et en prose, imitée de l'allemand, par ***Henri Jouffroy.*** In-8. 16 Gr.

Leipzig, im October 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Chr. Weiss

Erfahrungen

und

Rathschläge

aus dem Leben

eines Schulfreundes.

Zunächst für die Volksschullehrer des Regierungsbezirks Merseburg in der Provinz Sachsen zusammengestellt und denselben gewidmet. Gr. 8. IV und 68 Seiten. 6 Gr.

Wo ein in jeder Beziehung hochgestellter Mann sich über einen so wichtigen Gegenstand vernehmen lässt, da findet er aller Orten willige Zuhörer, und nicht blos den Schullehrern seines Regierungsbezirkes, sondern allen Volksschullehrern, welchem Staate sie auch angehören, darf diese kleine Schrift als eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen neuerer Zeit empfohlen werden.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lyell, Elemente der Geologie.

Aus dem Englischen von **Dr. C. Hartmann.** Nebst einem Atlas mit 36 lithographirten Tafeln. 8. Elegant cartonnirt in Etuis und Goldschnitt. $2^3/_4$ Thlr.

Der Übersetzer, ein Freund des englischen Verfassers, längst von der bevorstehenden Erscheinung dieses Werks unterrichtet, hatte die Bearbeitung nach dem Wunsch mehrer berühmter deutscher Geologen, deren Nennung hier aus Discretion unterbleibt, schon seit zwei Jahren beschlossen, und übergibt nun dem Publicum dieses classische Werk eines Geologen, dessen Grundsätze der Geologie in England seit 1830 sechs starke Auflagen erlebt haben. — Vorstehende Elemente sind mit echt philosophischem Geiste und so deutlich und schön geschrieben, daß sie eine höchst angenehme Lectüre für alle Gebildete, sowie ein treffliches Lehrbuch für den Dilettanten und Anfänger abgeben, um so mehr, als der deutsche Bearbeiter den herrlichen Vortrag des Originals möglichst zu erreichen suchte. Bei verhältnißmäßig sehr geringem äußern Umfang enthält es eine ebenso deutliche als anziehende Erklärung der wichtigsten Erscheinungen bei der Bildung und den Veränderungen der Erdoberfläche, welche durch mehr als 300 beigefügte Abbildungen ganz außerordentlich veranschaulicht wird. Diese versinnlichen alle merkwürdigen Verhältnisse des Innern und des Äußern der Erdrinde, sowie die charakteristischen Versteinerungen der verschiedenen Gebirgsformation, wie denn überhaupt der petrefactische Theil von großer Wichtigkeit ist, und sind nicht allein die Petrefacten der Formationen bis zum Steinkohlengebirge niederwärts, sondern auch die wichtigsten der ältern (der sogenannten silurischen) beschrieben und abgebildet, wobei mehre seltene Prachtwerke, von denen wir nur Darwin's Geological observations und Murchison's kostbares Silurian-System (von dem sich jetzt der Übersetzer mit einer wohlfeilern Bearbeitung für Deutschland beschäftigt) anführen. — Lyell's Buch ist ein würdiges Seitenstück zu des Übersetzers mit so vielem Beifall und kritischem Lobe aufgenommenen „Taschenbuch für reisende Mineralogen, Geologen ꝛc."; denn was dieses für die specielle Geologie der Hauptgebirge Deutschlands und der Schweiz ist, ist Lyell's Werk für das Allgemeine dieser herrlichen Wissenschaft. Die deutsche Ausgabe ist überall auf die deutschen oder mitteleuropäischen Gebirgsverhältnisse zurückgeführt, während das Original nur die englischen berücksichtigte, weshalb erstere auch vertreicher ist. Als Seitenstück zum Taschenbuch für reisende Mineralogen hat das Lyell'sche Werk auch die ganz gleich schöne, ja wahrhaft glänzende äußere Ausstattung wie jenes erhalten.

Bei uns ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten zu haben:

Blasedow und seine Söhne.

Komischer Roman

von

Karl Gutzkow.

Drei Bände. Preis 6 Thlr., oder 10 Fl. 30 Kr.

Während das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon der Gegenwart diesen Roman den ersten wahrhaft populairen nennt, der aus Gutzkow's Feder geflossen ist, heißt es in den **Mainzer Unterhaltungsblättern** vom 22. August: „Wir fragen die ganze neue Literatur, ob sie ein ähnliches Werk aufzuweisen hat, das so fesselte, so tief in Zeit und Leben eingreift, und die Strahlen des großen Weltlaufes in so prismatischem Farbenzauber der Komik wiedergibt? **Blasedow** ist ein Werk, das mit der deutschen Literatur fortleben wird."

Pforzheim und Stuttgart, im August 1839.

Wennig, Finck & Comp.
(früher **Verlag der Classiker**).

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist soeben erschienen:

Kaiser Heinrich der Vierte.

Eine Tragödie

von

F. W. Rogge.

Velinpapier geheftet 1 Thlr. 6 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Albrecht Thaer.

Sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth.

Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt

von

Wilhelm Körte.

Mit dem Bildnisse Thaer's.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Nach dem Book of science
von **J. Sporschil** und **K. Hartmann.**

Drei Bände in 14 Lieferungen.
Mit 375 Abbildungen.
Geh. 6 Thlr.

Die Lieferungen sind auch sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben, als: **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** 9 Gr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** 6 Gr. — **Pneumatik.** 6 Gr. — **Akustik.** 6 Gr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. 6 Gr. — **Optik.** Zweite Auflage. 9 Gr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. 6 Gr. — **Mineralogie.** 18 Gr. — **Krystallographie.** 6 Gr. — **Geologie.** 21 Gr. — **Versteinerungskunde.** 12 Gr. — **Chemie.** 18 Gr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 12 Gr. — **Meteorologie.** 9 Gr.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei **L. Engelmann** in Heidelberg sind folgende neue Werke erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1840. (Unter den schönen 7 Stahlstichen das vortrefflich gestochene, sehr ähnliche **Portrait des Herausgebers** Dr. A. Schreiber.) Mit Erzählungen von dem Herausgeber, Curio, Lina Reinhardt, Bernd von Guseck, A. v. Schonen ꝛc. (Die frühern Jahrgänge zu herabgesetzten Preisen.) 4 Fl., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Dr. A. Schreiber. Neue Sammlung, oder zweites Bändchen. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Die Braut, Gattin und Mutter; ein Festgeschenk für edle und gebildete deutsche Frauen. Von A. Schoppe, geb. Weise. Mit einem Stahlstich. Cart. 12. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 15 Gr.

Christliche Erzählungen für die gebildete Jugend beiderlei Geschlechts. Von A. Schoppe, geb. Weise. 12. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Festgabe in zehn neuen dramatischen Spielen für die deutsche Jugend. Von Lina Reinhardt. 12. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung. Zunächst für Curgäste. Von Dr. Karl Engelmann. Mit einer Karte und drei Stahlstichen. In elegantem Umschlag broschirt. 8. 3 Fl. 15 Kr., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Dasselbe Werk auch in französischer Sprache 3 Fl. 15 Kr., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Handbuch für Fremde in Nizza, einem, seines milden Klimas wegen, beliebten Winteraufenthaltsort in Oberitalien. Besonders auch für Ärzte, entworfen von Dr. C. Weber, begleitendem Arzte der Frau Gräfin von Worcell, Ehrenmitgliede des mannheimer Vereins für Naturkunde. Mit einer Karte und einem Plan. Broschirt. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Die Donaureise von der Einmündung des Ludwigs-Kanals bis Konstantinopel, Handbuch für Reisende von Ulm bis Wien, Presburg, Pesth, Konstantinopel, dem Archipelagus, Griechenland, über die jonischen Inseln nach Italien. Als Fortsetzung der Reisehandbücher in die Schweiz und am Rheine von Dr. A. Schreiber. Mit den Excursionen: 1) Von Ulm nach Hohenschwangau; 2) von Linz nach dem Salzkammergute; 3) nach den Bädern von Mehadia; 4) von Konstantinopel nach den russischen Häfen am schwarzen Meere ꝛc. Nebst den Poststraßen von Ulm nach Semlin, sonstigen nützlichen Notizen, einem Anhange geschichtlicher Gemälde und Sagen, und einigen Nachrichten über den Aufenthalt Lord Byron's in Griechenland. Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten. Gebunden. 5 Fl., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Handbuch für Reisende nach Heidelberg und in seinen Umgebungen. Dritte, nach neuem Plane bearbeitete und berichtigte Ausgabe der Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen ꝛc. Von Helmina von Chezy. Mit Panorama vom heidelberger Schlosse, Karten und Plänen. Gebunden. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Dasselbe Werk auch in englischer Übersetzung 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbuch für 1839.

Herausgegeben von
H. C. Schumacher,
mit Beiträgen von
Bessel, Mädler, Steinheil und Quetelet.

8. Cart. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt: Astronomische Ephemeride für 1839. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittels des Barometers von Gauss. Bessel's Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des altfranzösischen Barometers. Messung der Entfernung des 61sten Sterns im Sternbilde des Schwans von F. W. Bessel. Die Doppelsterne von J. H. Mädler. Über das Klima des Brockens, verglichen mit dem von Berlin, von J. H. Mädler. Noch ein Wort über den galvanischen Telegraphen zu München, von Steinheil. Über den Menschen und die Gesetze seiner Entwickelung von A. Quetelet, Director der Sternwarte in Brüssel.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die unterzeichnete Buchhandlung erlaubt sich auf folgende in ihrem Verlage erschienene

Unterrichtsbücher

aufmerksam zu machen, welche bereits wegen ihrer Brauchbarkeit in viele hiesige und auswärtige Gymnasien und Schulen eingeführt worden sind:

Dielitz, Th., Grundriß der Weltgeschichte für Realschulen und die mittlern Gymnasialclassen. 2te verbesserte Auflage. ½ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. 1ster Theil. Geschichte des Alterthums. 2te verbesserte Auflage. ⅓ Thlr.

— —, Dasselbe. Zweiter Theil. Geschichte des Mittelalters. 2te verbesserte Auflage. ½ Thlr.

— —, Dasselbe. Dritter Theil. Geschichte der neuern Zeit. ⅔ Thlr.

Als Handbuch für Lehrer, welche den Leitfaden beim Unterricht zum Grunde legen, erschien von demselben Verfasser:

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. 1ster Theil. Geschichte des Alterthums. 1½ Thlr.

Roon, Albr. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, ein Leitfaden für höhere Schulen, zunächst für die königl. preußischen Cadettenanstalten bestimmt. Mit einem Vorwort von K. Ritter. In 3 Abtheilungen. 2te ganz umgearbeitete Auflage.

Erste Abtheilung: Topische Geographie. 1⅓ Thlr.

Zweite Abtheilung: Physische Geographie. 2⅔ Thlr.

(Die dritte Abtheilung: Politische Geographie, wird in Kurzem erscheinen.)

Heinsius, Dr. Th., Kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien. 13te verbesserte Ausgabe. ⅓ Thlr.

— —, Der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. 6te verbesserte Ausgabe. ¾ Thlr.

Kehrein, Jak., Beispielsammlung zu der Lehre von den Figuren und Tropen in Th. Heinsius Teut. ⅓ Thlr.

Kalisch, E. W., Deutsches Lesebuch. Erste Abtheilung. 2te Auflage. ½ Thlr.

— —, Dasselbe. Zweite Abtheilung. ⅔ Thlr.

Wackernagel, Dr. K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 3te vermehrte Ausgabe. 1½ Thlr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 5te verbesserte Ausgabe. ½ Thlr.

Frings, M. J., Kleine theoretisch-praktische französische Grammatik für Schulen und Gymnasien. ⅔ Thlr.

Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Enthaltend: 1) Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Übungen zum Übersetzen ins Deutsche und ins Französische. 2) Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen. 4te verbesserte Auflage. ⅔ Thlr.

— —, Neues französisches Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender Erzählungen aus den neuern französischen Schriftstellern, mit biographischen und literarischen Notizen über die Verfasser und erläuternden Anmerkungen. 2te verbesserte Auflage. ½ Thlr.

Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neuern französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neuern französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. 2te durchweg verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1⅓ Thlr.

— —, Dasselbe. Poetischer Theil. 1⅓ Thlr.

Beauvais, L. A., Études françaises de Littérature militaire, extraites des ouvrages de Frédéric II, de Dumouriez, de Jomini, de Gouvion Saint-Cyr, de la Rochejaquelin, de Dedon l'aîné, de Mathieu Dumas, de Chambray, de P. Ph. Ségur, de Koch, du Pelet, de Foy et du Gourgoud, dédiées à tous ceux qui se vouent à carrière des armes. ⅚ Thlr.

Herrmann, F., und L. A. Beauvais, Neues französisches Elementarbuch, enthaltend: 1) Eine systematische Sammlung solcher Wörter, die in der Sprache des Umgangs am häufigsten vorkommen. 2) Kleine Gespräche über allerhand Gegenstände. 3) Eine Auswahl von Gallicismen und Sprichwörtern in alphabetischer Ordnung. 4) Erzählungen für Kinder. 5) Der heilige Dreikönigstag, Schauspiel in einem Act. ⅔ Thlr.

Heussi, Jak., Neues englisches Lesebuch, oder Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze von den vorzüglichsten neuern englischen Schriftstellern, nebst einem Wörterverzeichnisse. Zum Gebrauch in Schulen und beim Privatunterrichte. ⅚ Thlr.

Heussi, Jak., Die Experimentalphysik, methodisch dargestellt. 1ster Cursus. 2te verbesserte Auflage. Mit 38 eingedruckten Holzschnitten. ½ Thlr.

— —, Dasselbe. 2ter Cursus: Von den physikalischen Gesetzen. Mit 5 Kupfertafeln. 1⅓ Thlr.

Heussi, Jak., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Gymnasien und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht faßliche, den Erfordernissen der neuern Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besondere Geschäftszweige. 4 Theile. 1⅓ Thlr.

Der dritte Theil auch mit dem besondern Titel: Sammlung arithmetischer Aufgaben. ⅔ Thlr.

Lacroix, S. F., Anfangsgründe der Arithmetik. Nach der 17ten Originalausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen. ⅔ Thlr.

— —, Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Ideler. Mit 7 Kupfertafeln. 1⅓ Thlr.

Wilde, C., Geometrie für Bürgerschulen und die untern Classen der Gymnasien. Mit 9 Kupfertafeln. 1⅙ Thlr.

Hirsch, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 5te durchgesehene Ausgabe. 1⅓ Thlr.

(Das Egen'sche Handbuch zu dieser Aufgabensammlung, welches eine Zeit lang nicht vollständig zu haben war, ist jetzt in 2ter verbesserter Auflage wieder zu bekommen. Preis beider Bände 4⅓ Thlr.)

Wöhler, Dr. F., Grundriß der Chemie. Unorganische Chemie. 5te verbesserte Auflage. ⅔ Thlr.

Heinsius, Dr. Th., Vorbereitung zu philosophischen Studien. Für höhere Schulen und den Selbstunterricht. ⅔ Thlr.

Schuldirectoren und Lehrern, welche eines oder das andere der vorstehenden Bücher behufs der Einführung, näher prüfen wollen, sind wir sehr gern erbötig, ein Exemplar zur Ansicht zu überlassen. — Die Preise, welche zwar bereits sehr niedrig gestellt sind, sollen bei Abnahme einer Partie Exemplare noch ermäßigt, auch für arme Schüler Freiexemplare beigegeben werden.

Duncker und Humblot in Berlin.

Die Jesuiten von Professor Jordan.

Die soeben erschienene Schrift des

Dr. Sylv. Jordan,

Professor der Rechte zu Marburg,

Die Jesuiten und der Jesuitismus

hat bereits außerordentliche Sensation bei Protestanten und Katholiken erregt. Noch niemals ist der Orden mit mehr Sachkenntniß und Freimüthigkeit geschildert worden wie in der genannten Schrift, die für 20 Gr. in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

Digitized by Google

Ein Handbuch für Gebildete aller Stände.

A. Müller, Allgemeines Wörterbuch der Aussprache ausländischer Eigennamen, und zwar griech., latein., hebr., portug., span., franz., engl., ital., schwed., dän., niederl., ungar., poln., böhm., russ., pers., arabische Personen-, Länder-, Städte- und andere Namen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst; nebst einer allgemeinen Aussprachlehre, mit deren Hülfe man auch andere, im Buche nicht vorkommende Fremdnamen aussprechen kann. Zweite, gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Das ganze Werk besteht aus vier Heften, jeder zu 9 Gr., sodaß das Ganze im Pränumerationspreise nicht höher als 1 Thlr. 12 Gr. zu stehen kommt. Auf 10 Exemplare wird ein Freiexemplar gegeben. Der spätere Ladenpreis wird 3 Thlr. betragen. Alle namhafte Buchhandlungen nehmen Bestellung auf das Ganze an. Der erste Heft ist bereits erschienen in der

Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Flaxman's
Umrisse zur Ilias und Odyssee
nach dem englischen Originale
gezeichnet und gestochen von
Schnorr.

62 Platten im Format der kürzlich im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Taschenausgabe von Homer's Werken, deren Besitzer wir diese Umrisse als würdige und höchst wohlfeile Ausschmückung empfehlen. Alle 62 Platten kosten nur 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Leipzig, im September 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1839. Einundzwanzigsten Bandes zweites Heft. (Nr. XIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen:

Siegmann, Ober-Lieut. u. Adjutant im General-Comm.-Stabe F. W., **Handbuch für die Unteroffiziere der K. Sächs. Reiterei.** Zweite vermehrte u. verb. Aufl. Nebst 2 Tafeln mit Abbildungen. 8. XII u. 364 Seiten. In Umschlag geh. n. 1 Thlr.

Die erste Auflage dieses ursprüngtich nur für die K. Sächs. Armee bestimmten Handbuchs vergriff sich binnen wenigen Wochen. Fortdauernde Nachfragen veranlaßten den Verf., eine zweite zu veranstalten, welche wir dem Publicum mit der Überzeugung übergeben, daß es auch außerhalb der vaterländischen Armee dieselbe Anerkennung finden wird, die ihm in dieser in so hohem Grade zu Theil wurde. Unter dem bescheidenen Titel eines „Handbuchs für Unteroffiziere" dürfte dasselbe jedem jungen Offiziere der Reiterei einen höchst willkommenen Leitfaden bieten, um sich über den innern Organismus der Armee, über die allgemeinen Pflichten des Soldaten, und über die wichtigsten Dienstgegenstände seiner Waffen gründlich zu unterrichten. Aber auch Offiziere anderer Waffen und fremder Armeen werden dasselbe gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen, da es sehr Vieles enthält, was von allgemeinem Interesse ist. Selbst Nichtmilitairs, welche Pferde halten und sich mit dem Reiten abgeben, werden in den Abschnitten, welche vom Pferde, dessen äußern Theilen, Alter, Fehlern und Krankheiten, Fütterung und Abwartung, vom Beschläge, vom Reiten zugerittener Pferde, von der Dressur junger Pferde und von der Zähmung handeln, alles ihnen zu wissen Nöthige auf eine klare und übersichtliche Weise zusammengestellt finden und sich dahre dieses preiswürdigen Handbuchs ebenfalls mit Nutzen bedienen können.

Bei **Wilh. Kaiser** in Bremen ist erschienen:

Reise in Griechenland
von
Prof. **E. Grevenus.**

In Nr. 80 des Literaturblatts zum Morgenblatt sagt der Recensent:

„Es thut wohl, dem kräftigen und wackern Funfziger auf „seiner Reise zu folgen, denn überall ist sein Muth frisch, sein „Herz gesund, seine Laune heiter, sein Urtheil klar und unum„wunden."

Soeben sind erschienen und von uns durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Traité
des
MALADIES DE PLOMB
ou saturnines,
suivi
de l'indication des moyens qu'on doit mettre en usage pour se préserver de l'influence délétère de préparations de plomb, et de figures explicatives;
par **L. Tanquerel des Planches,**
Docteur de la Faculté de médecine de Paris.
2 forts vols. in-8. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

DU TOUCHER,
considéré
sous le rapport des accouchements,
par le Docteur ***Maigne,***
Professeur d'accouchement.
In-8. Paris. 1 Thlr. 3 Gr.

Leipzig, im October 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

Vorläufige Anzeige.

Da durch A. von Chamisso's Tod der von demselben im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung herausgegebene „Deutsche Musenalmanach" zu erscheinen aufgehört hat, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung, in der Voraussetzung, daß ein solches Unternehmen die regste Theilnahme im deutschen Vaterlande beanspruchen könne, Willens, für 1840 und die folgenden Jahre einen

Neuen
deutschen Musenalmanach

mit Beiträgen von

Friedrich Rückert, Nikolaus Lenau, Ludw. Bechstein u. A.

herauszugeben.

Es ergeht demnach hierdurch eine

Aufforderung an die deutschen Dichter,

die Beiträge, welche sie gesonnen sind, dem „Musenalmanach" zu widmen, unter der Adresse: „An die Redaction des neuen deutschen Musenalmanachs", der Verlagshandlung nebst Angabe des geforderten Honorars zugehen zu lassen, jedoch, da der Druck mit dem 1. Januar 1840 beginnen soll, bis **spätestens Mitte December d. J.** und jedes Gedicht auf ein eigenes Blatt geschrieben.

Der Verleger wird, besonders da er die Absicht hat, den ersten Jahrgang **als eine Gabe zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst** darzubringen, für eine würdige Ausstattung sorgen.

Leipzig, im September 1839.

Bernh. Tauchnitz jun.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind neu erschienen:

Franceson, C. F., Tesoro de la lengua y literatura Castellana. (Spanische Chrestomathie mit erläuternden Noten.) Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— —, Spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Taschenwörterbuch. 2 Bände. (100 Bogen.) 3 Thlr.

Vogel,* Dr. *Karl (Director der Bürgerschulen in Leipzig), Neues englisches Lesebuch, zunächst für höhere Bürger- und Handlungsschulen bestimmt. *Zweite Auflage.* Gr. 8. Cart. 21 Gr.

— —, Cours préparatoire de la langue française. Oder methodisch geordnete Lese- und Übersetzungsübungen für die ersten Anfänger der französischen Sprache. *Dritte Auflage.* 16. Gebunden. 4 Gr.

Dickens, Ch. (Boz) complete Works. Vol. III, containing: **Oliver Twist,** compl. in 1 Vol. — IV et V cont.: The Life and Adventures of **Nicholas Nickleby,** compl. in 2 Vol. Subscriptionspreis jeder Band 1 Thlr.

Marryat, Captain, complete Works. Vol. XII, containing: The **Phantom Ship,** compl. in 1 Vol. Subscriptionspreis 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

D. Dietrich, Synopsis plantarum

seu enumeratio systematica plantarum plerumque adhuc cognitarum cum differentiis specificis et synonymis selectis ad modum Persoonii elaborata. Tomus primus, sectio prima. Classis I—V. 8maj. Ibid. 56 enggedruckte Medianbogen. Subscriptionspreis 4⅔ Thlr. Ladenpreis 7½ Thlr.

Dieses längst schon angekündigte und von den Freunden der Botanik sehnlich erwartete Werk enthält eine kurze Beschreibung der Pflanzen nach dem Linné'schen System aufgestellt, mit Angabe der natürlichen Familien bei den Gattungen. Den diagnostischen Beschreibungen der Arten sind nicht nur die wichtigsten Synonyme beigefügt, sondern dabei auch die dahin bezüglichen Kupferwerke citirt, nebst Angabe des Vaterlands, der Dauer, Größe und Blütenfarbe. — Obiger soeben erschienene erste Band enthält 1441 Gattungen und gegen 20,000 Pflanzenarten, wogegen Persoon in den ersten 5 Classen seiner Synopsis kaum 5000 beschrieben hat. — Den zweiten Band können wir, da bereits schon mehre Bogen davon fertig sind, längstens bis zur Ostermesse 1840 versprechen. Bei fester Bestellung gilt, so lange das Werk nicht vollständig erschienen ist, der Subscriptionspreis.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. September. Nr. 336—339.

Nr. 336. *Woolwich. Die Reise über die Pyrenäen. *Die Saatkrähe. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Knochenmehldüngung. — **Nr. 337.** *Oporto. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Fortsetzung.) *Der Flug der Vögel. Reise im steinigen Arabien. — **Nr. 338.** *Strasburg. *Die Auster. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Beschluß.) Das Nebelloch bei Zdiar. Eine neue Schlachtmethode. Erdbeben in Spanien. — **Nr. 339.** *Plato. Karnak und Idsambul. *Abbildungen in alten Handschriften. Über das Ceremoniel bei Cardinalsernennungen. Optische Erscheinungen am Montblanc.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

№ III.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1839. Juli, August und September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XVI des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XXIII desselben.)

29. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

30. Bericht vom Jahre 1839 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte vom Jahre 1835—38 kosten jeder 10 Gr.

31. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritter Band: M—R. Neunte und zehnte Lieferung. — Vierter Band: S—Z. Zweite und dritte Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

32. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Dreizehntes bis funfzehntes Heft. (Hagen—Italienische Literatur.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, in allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

33. Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von **A. G. Schweitzer.** In zwei Bänden. Ersten Bandes zweite Abtheilung. Mit 19 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

34. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Erste Section, A—G, herausgegeben von **J. G. Gruber.** Zweiunddreißigster Theil. (Ki—Klaen.) Zweite Section, H—N, herausgegeben von **A. G. Hoffmann.** Sechszehnter Theil. (Ieln—Indictmnnt.) Dritte Section, O—Z, herausgegeben von **M. H. E. Meier** und **L. F. Kämtz.** Zwölfter Theil. (Pardaillan—Pascalin.) Gr. 4. Cart. Jeder Theil im Pränumerationspreise auf Druckp. 3 Thlr. 20 Gr., auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformate mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

35. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von **Georg Friedr. Most.** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zehntes Heft. (Quaksilberhornerz—Selbstmord.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

36. Ikonographische Encyklopädie oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. *Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** Erste Abtheilung: Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Auch unter dem Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** In sechs Lieferungen. Sechste Lieferung. Tafel XXVI—XXX und Text Bogen 20—24, nebst Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt. Grossfolio. Jede Lieferung 2 Thlr.

Die ganze Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten kostet 12 Thlr.

37. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf. 8. Geh. 16 Gr.

38. **Heeringen (Gustav v.),** Reisebilder aus Süddeutschland und einem Theile der Schweiz. Gesammelt im Sommer 1838. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

39. **Hermsdorf (Eduard),** Die Verfassungsurkunde für das Königreich Sachsen vom 4. September 1831 mit den sie ergänzenden gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

40. **Körte (Wilhelm),** Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt. Mit dem Bildnisse Thaer's. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

41. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des **Jared Sparks** im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

42. ***Passavant (J. D.),*** Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände Text in gr. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Grossfolio. Auf Velinpapier 18 Thlr. Prachtausgabe auf extrafeinem Velinp., mit Kupfern auf chinesischem Papier 30 Thlr.

43. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Sechster Jahrgang, für das Jahr 1839.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **Ernst Gotthelf Gersdorf.** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Einundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Digitized by Google

44. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1840. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's. 8. Cart. 1 Thlr. 12 Gr.

Die frühern neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr 6 Gr. kosten, erlasse ich zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge aber für 18 Gr.

45. ***Winkler (Ed.)***, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde etc. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Drittes Heft. (Conradskraut — Filicus.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eduard Heinel's
Geschichte
des
Preußischen Staates
und Volkes
für alle Stände bearbeitet.

In sechs Bänden.

Bd. I. II. u. III. 1. 2. (Lief. 1—18.)

Gr. 8. Geh. Jede Lief. von 6—8 Bog. ¼ Thlr.

Indem wir dem Publicum anzeigen, daß die „**Geschichte Preußens** ꝛc.", bisher Verlag des Herrn Gerhard in Danzig, unser Eigenthum geworden ist, haben wir zugleich die nöthigen Bemerkungen über Zweck, Wesen und Fortgang dieses Werkes beizufügen. Wie groß auch das Interesse für preußische Geschichte in den letzten Decennien sich gezeigt hat, wie sehr sich die Forschung bemüht, aller Orten Verborgenes an das Licht zu ziehen, Zweifelhaftes aufzuhellen, Unbekanntes zu veröffentlichen, so fehlte es dennoch bis auf die Erscheinung des genannten Buches an einem Werke, welches alle diese einzelnen und zerstreuten Forschungen mit Talent, Fleiß und Sorgfalt zu einem treuen Gesammtbilde zu vereinigen unternommen hätte, und das Publicum sah sich trotz der vortrefflichsten Arbeiten im Detail, trotz der gelungensten Resultate einzelner Studien, wenn es das Ganze der preußischen Staatsentwickelung übersehen wollte, immer auf veraltete und dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft, ja sogar der heutigen Bildung durchaus unangemessene Darstellungen oder auf dürre Compendien zurückgewiesen. Solchem Bedürfniß abzuhelfen, schritt der Herr Verf. zu seinem großen Unternehmen. Aber es war nicht die Rücksicht auf das Publicum allein, was ihn bestimmte; keiner literarischen Speculation wollte er dienen, auch dem Bedürfniß der Sache, dem Mangel der Wissenschaft wollte er abhelfen, denn wie aus dem allgemeinen Gange der Ereignisse das Einzelne hervorgegangen, so muß auch die Erforschung und Darstellung des Einzelnen wieder in den allgemeinen Zusammenhang zurückversetzt werden, um hier erst ihr wahres Licht, ihre rechte Bedeutung und Würdigung zu finden; und wie die Darstellung des allgemeinen Zusammenhanges und Laufes der Dinge aus den einzelnen Forschungen sich zusammensetzt, so können wiederum diese nur durch die Erkenntniß des Fadens, der das Ganze zusammenhält, eindringend und tief geführt und vor gefährlicher Einseitigkeit bewahrt werden. Darum hat der Herr Verf. die vorgefundenen Resultate nicht blos äußerlich aneinander gereiht, sondern auch innerlich verknüpft und mit dem angestrengtesten Fleiße die vorhandenen Lücken durch eigenes Quellenstudium ausgefüllt, aber bei der Formirung und Darstellung des Stoffes nicht sowol die gelehrte Welt als das gebildete Publicum im Allgemeinen vor Augen gehabt, und seinen ausdauernden Bemühungen ist in beider Rücksicht das verdiente Lob von Seiten der wissenschaftlichen Kritik, sowie die gewünschte Anerkennung und Theilnahme von Seiten des lesenden Publicums nicht vorenthalten worden. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Werk nicht im Verlauf weniger Monate vollendet werden konnte, sollte aber der bisherige langsame Gang der Erscheinung das Interesse des Publicums hier und da haben erkalten lassen, so können wir versichern, daß die vorzüglichsten Hindernisse nunmehr beseitigt sind; die Gesundheit des Verf., dessen übler Zustand vor allem Andern die Erscheinung des 2ten Bandes verzögerte, ist wiederhergestellt, mit neuem Eifer und erfrischter Kraft hat er die Arbeit ergriffen und jetzt bereits die entlegenern und darum schwierigern Gebiete der preußischen Geschichte hinter sich gelassen. Der 3te und 4te Band sind für die Geschichte der sächsischen, westfälischen und rheinischen Landestheile, und für die Pommerns und Schlesiens bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges bestimmt, der 5te und 6te Band wird die Geschichte des Gesammtstaates seit dem dreißigjährigen Kriege enthalten. Auf die Wichtigkeit der preußischen Geschichte in wissenschaftlicher Beziehung hinzuweisen, würde überflüssig sein, für das größere Publicum erinnern wir daran, daß die Gegenwart nur aus der Vergangenheit erkannt werden mag, daß die Thaten sowie der Geist eines Volkes in seiner Geschichte niedergelegt sind; die Jugend machen wir aufmerksam, daß sie die würdigsten Beispiele ausharrenden Muthes, felsenfester Treue, sittlicher Reinheit, einsichtiger Staatsleitung in den Blättern der vaterländischen Geschichte verzeichnet finden wird, daß diese der Platz sei, auf dem auch sie zu handeln berufen sei, damit sie nicht hinter den Vätern zurückbleibe. Der dritte Band erscheint wie bisher in Heften. Alle zwei Monate wird ein Heft ausgegeben und ist das erste und zweite des dritten Bandes eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie die frühern Bände.

Unser

Sonnensystem

zusammengestellt

von

Dr. *F. W. Sondermann,*

auf 4 Blättern zu 13 Zoll Höhe und 16 Zoll Breite, welche in ein Tableau zusammengesetzt werden können,

lithographirt von A. Platt.

Neue verbesserte Auflage.

Magdeburg.

Creutz'sche Buchhandlung.

Preis ⅔ Thaler.

Wir erhielten soeben in Commission:

Parallèle
des langues de l'Europe
et de l'Inde;
par F. G. EICHHOFF.

In-4. Paris. 1836. 9 Thlr. 8 Gr.

Dieses für jeden Sprachforscher höchst wichtige Werk war bis jetzt nur dem kleinern Theile des Publicums bekannt geworden; wir werden daher die größern Buchhandlungen Deutschlands in den Stand setzen, dasselbe auch zur noeherigen Ansicht mittheilen zu können.

Leipzig, im October 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Modepflanzen unserer Zeit

Camellia und Cactus.

Anleitung

zur

Cultur und Vermehrung derselben.

Ein gemeinnütziges Handbuch,
mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,
herausgegeben
von

W. Neubert.

8. Brosch. Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil (über Camellien). Einleitung. Heimat und Verbreitung der Camellia. Name und botanischer Charakter. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insekten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Übersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimat der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Stengel. Der Saft. Der Blütenstand. Die Blüte. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Befeuchtung. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Stuttgart und Tübingen, im September 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Aerzte und Philologen.

In dem Verlage des Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Rosenbaum, J., Geschichte der Lustseuche. Erster Theil, die Lustseuche im Alterthume, für Ärzte und Alterthumsforscher. Ge. 8. Geh. Preis 2¼ Thlr.

Der in dem Fache der historischen Medicin bereits hinreichend bekannte Verf. hat es unternommen, gestützt auf ein durchaus neues Quellenstudium, den kaum etwas zu wünschen übrig lassenden Nachweis zu liefern, daß die **Lustseuche im Alterthume in allen ihren Formen wirklich vorhanden war.** Zugleich enthält das Werk eine nicht geringe Anzahl von Beiträgen zum richtigen Verständniß der nichtärztlichen Schriftsteller des classischen Alterthums, und namentlich sind es die Untersuchungen über die νοῦσος φίλαια der Mythen bei Herodot, der Morbus campanus bei Horaz und des Mentagra bei Plinius, auf welche wir besonders die **Philologen** aufmerksam machen, da sie zu ebenso überraschenden als wichtigen Resultaten geführt haben, und leicht alles bisher darüber Gesagte an Vollständigkeit übertreffen. Überhaupt dürfte die Schrift als ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte des sittlichen Zustandes der Völker des Alterthums zu betrachten sein.

Unger, R., Thebana pneadora aer libris exposit. Vol. I. (Cont. lib. I—III.)

Den in den letzten Jahrzehnden erschienenen Monographien, welche zur Erklärung der Topographie einzelner Theile Griechenlands wesentlich beigetragen haben, schließt sich dieses Werk auf eine der großen Vorbilder Müller's und Tafel's würdige Weise an. Jedoch hat der Verf. desselben einen umfassendern Plan als die meisten seiner Vorgänger verfolgt, da er in den jetzt erscheinenden drei ersten Büchern die Geschichte der Gründung und der ältesten Zeiten Thebens behandelt, an diese die Untersuchung der hydro- und orographischen Verhältnisse Böotiens anknüpft, die vielbehandelte Streitfrage über Thebens Thore zu einer befriedigenden Entscheidung führt, und endlich die Heerstraßen in einer ebenso glücklichen als klaren Weise darstellt. Die zahlreichen überraschenden Resultate des Buches sind ebenso sehr das Ergebniß eines glänzenden Scharfsinns als einer gründlichen Belesenheit in allen Schriftstellern des gesammten Alterthums, wie einer genauen Kenntniß der Untersuchungen neuerer Reisenden, die kritische und exegetische Behandlung einer großen Menge von Stellen aus den alten Autoren, wodurch dem Buche ein besonderer Werth auch für diejenigen Philologen verliehen wird, welchen der historische Theil der Alterthumswissenschaft ferner liegt. Ein noch allgemeineres Interesse wird der zweite Theil, der die Kunstdenkmäler, den Cultus und die Geschichte Thebens bis in das Mittelalter hinein umfassen wird, in Anspruch nehmen, und wir glauben im voraus auf das baldige Erscheinen desselben aufmerksam machen zu müssen. Sehr sorgfältige und reichhaltige Register der Sachen sowol als der Stellen erleichtern die Auffindung des in dem Werke enthaltenen gelehrten Materials.

Halle, im September 1839.

J. F. Lippert.

Bei **J. E. Schaub** in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von **Karl Immermann.**

3ter Theil. 442 Seiten in 8. Auf feinem Velinpapier. In Umschlag geh. 2 Thlr. 8 Gr. 4ter Theil. 311 Seiten. 1 Thlr. 16 Gr. — Auch unter dem Titel:

K. Immermann's Schriften.

10ter und 11ter Band.

In diesen beiden Bänden, mit welchen das mit so großem Beifall aufgenommene Werk schließt, berührt der humoristische Erzähler, den der Titel des Buches nennt, noch bedeutendere Zeiterscheinungen. Dem zweideutigen Charakter gegenüber, von dem diese ironischen Darstellungen ausgehen, entwickeln sich aber auch die edlen Gestalten des Romans, die würdigen Repräsentanten deutscher Kraft und Sitte, welche der Leser bereits kennt, immer bestimmter und schöner, und die reinste gediegenste Liebe tritt endlich versöhnend in die Wirren des Zeitgeistes und den Zwiespalt der Vergangenheit und Gegenwart. Wenn der Verfasser in den „Epigonen" den Zustand des Schwankens malte, in welchem sich die Nachkommen einer bedeutendern Vorzeit abmühen, so sehen wir in dem vorliegenden Werke zwar das Verderben schon viel weiter vorgeschritten, aber auch seine Grenzen bezeichnet, und erkennen die Stellen, welche es nicht ergreift, und aus denen in frischer Kraft eine schöne Zukunft emporwächst.

Für Mediciner, Physiologen und Anatomen.

Vom Verfasser des „Handbuches der Entwicklungsgeschichte des Menschen", des „Repertorium für Anatomie und Physiologie, 1ster—4ter Jahrgang" und Anderm,

Herrn Dr. und Prof. **G. Valentin,**

ist soeben erschienen:

De Functionibus Nervorum cerebralium et Nervi sympathici. 4maj. 21 Bogen. Brosch. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 12 Gr.

und haben dieses Werk an alle namhaften Buchhandlungen versandt die Verleger

Huber & Comp. in Bern.

Digitized by Google

Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist soeben erschienen:

Wanderbuch

von

Dr. Franz Dingelstedt.

Brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Empfindsame Weser-Reise. I. Novelle vom Weserstrome. — II. Hannoversch-Münden. — III. Seitensprung nach Geismar. — IV. Eine Mitternacht in Lippe-Detmold. Erinnerungen aus Alt-Hanover. I. Die Kunstausstellung. — II. Literatur-Bild. — III. Göttingens letzter Jubel. — IV. Traum-Novelle. Rea-hessische Märlein. I. Vom zweiten Pfingsttage. — II. Döbler in Kassel. — III. Der trauernde Postillon. — IV. Boa Constrictor. Sächsische Skizzen. I. Aus dem thüringer Walde. — II. Pygmaliona. — III. Osternacht in Wrimor. — IV. Zwei deutsche Dichter. — V. Ein Epilog.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen:

Schmidt, Conr. Dr. C. C. G., **Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Missionare.** Nebst einer Übersicht der Verbreitung des Christenthums in Afrika. 3tes Bdchen. (Ziegenbalg, Gründler, van der Kemp.) 8. (11½ Bogen.) Geh. 16 Gr.

1stes und 2tes Bdchen. Inhalt: Übersicht der Ausbreitung des Christenthums durch die Missionen. Leben Schwartz, H. Martin, St. Schultz, W. Carey, Descc. Schmid; Beförderung des Christenthums unter den Juden; die Religion der Indier; über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Ostindien ꝛc. — Wird fortgesetzt.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

F. D. E. Preuß,

Friedrich's des Grossen

Jugend und Thronbesteigung.

Eine Jubelschrift.

Gr. 8. Preis 2⅔ Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Optik, Katoptrik und Dioptrik

oder theoretisch-praktischer Unterricht über den möglichst vollkommenen Bau aller optischen Instrumente, besonders aller Arten von Fernröhren und Mikroskopen, nebst Angabe der praktischen Hülfsmittel zur technischen Ausführung derselben. Ein populaires Lehrbuch für alle Diejenigen, welche mit geringen mathematischen Vorkenntnissen sich von diesen Gegenständen eine möglichst gründliche Kenntniß erwerben und vollkommene optische Instrumente verfertigen wollen. Herausgegeben von **Dr. Fr. W. Barfuß.**

Mit 41 lithographirten Tafeln. 8. 2⅔ Thlr.

In diesem Werke sind alle diejenigen Theile der Optik, welche die Theorie und Verfertigung optischer Werkzeuge angehen, mit Gründlichkeit in gemeinfaßlicher Darstellungsweise vorgetragen, um die oft schwierigen Lehren auch für die mit geringern mathematischen Vorkenntnissen ausgerüsteten Leser zugänglich zu machen, so weit es überhaupt ohne Beihülfe der mathematischen Analysis geschehen kann. Neben der Klarheit des Werkes ist nicht weniger empfehlungswerth dessen Vollständigkeit, indem nicht nur die werthvollern optischen Instrumente, als Fernröhre, Mikroskope, Brillen u. s. w. vollständig erläutert sind, sondern auch die weniger bedeutenden, meist nur angenehm unterhaltenden optischen Spielwerke berücksichtigt wurden. Endlich sind auch der Theorie die Hülfsmittel zur vollkommenen technischen Ausführung der optischen Werkzeuge beigegeben.

Bei **Karl Focke** in Leipzig erschien:

Napoleon,

Roman vom Verfasser des „Türken" u. a. m.

Sauber brosch. Preis 1 Thlr.

Den „Türken", dem die jetzigen Verhältnisse des Orients das höchste Interesse geben, haben die geachtetsten Blätter auf das günstigste beurtheilt. Zeitung für die elegante Welt, 1836, Nr. 182; Mitternachtszeitung, 1836, Nr. 153; Originalien, 1838, Nr. 8 u. a. m. Der Freimüthige, 1836, Nr. 184, nennt ihn „eine seltene Erscheinung auf dem Gebiete des Romans, die für die Mehrzahl der Schriftsteller vom Fach als ein Muster betrachtet werden kann." — Die nicht weniger günstig beurtheilte „Höllenbraut" von demselben Verf., welche z. B. das Morgenblatt, 1838 (Literaturblatt, Nr. 31), als „einen höchst originellen, mit sehr viel Phantasie geschriebenen Roman" empfiehlt, verdient, als erster Versuch in einer neuen höchst anziehenden Gattung der Romandichtung, die allgemeinste Beachtung. — Des Verf. neuestes Werk fesselt durch scharfe Blicke in den Zeitgeist und in Napoleon's äußeres und inneres Leben nicht minder als durch seltene poetische Vorzüge. Bei öfterm Durchlesen entfalten diese Romane durch Fülle und Tiefe stets neue, höhere Reize. Sie dürfen daher weder in Lesean-stalten noch in Privatbibliotheken fehlen. Exemplare von der zweiten Auflage des „Türken", der eine Abhandlung über Romandichtung vorgedruckt ist, und von der „Höllenbraut" sind bei mir noch vorräthig.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Histoire sommaire de l'Egypte

sous le gouvernement de

Mohammed-Aly,

ou Récit des principaux événements qui ont eu lieu de l'an 1823 à l'an 1838, par

Mr. ***Félix Mengin;***

précédée d'une introduction et suivie d'études géographiques et historiques sur l'Arabie par Mr. **Jomard;** accompagnée de la relation du voyage de Mohammed-Aly au Tazogi, d'une carte de l'Acyr et d'une carte générale de l'Arabie. Par **le Même.** Terminée par des considérations sur les affaires de l'Egypte.

In-8. Paris. 3 Thlr. 2 Gr.

Leipzig, im October 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Iris beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Verlags- und Commissionsbericht
von
Brockhaus & Avenarius
in Leipzig,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

No. III. *Juli — September 1839.*

L'Épigramme. Comédie en 4 actes et en prose, imitée de l'allemand, par ***Henri Jouffroy***. In-8. Leipzig et Paris. 16 Gr.

Lessing, Wilhelmine de Barnhelm, ou chance de soldat. Comédie en 5 actes et en prose, imitée de l'allemand de etc., par ***Henri Jouffroy***. In-8. Leipzig et Paris. 16 Gr.

Ampère (J. J.), Histoire littéraire de la France avant le 12me siècle. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 8 Gr.

Bibliothèque de la conversation par une société de gens de lettres et de savants, sous la direction de Mr. ***N. J. Bitry***. Livr. 1—10. Gr. in-8. Paris. 1 Thlr 9 Gr.

Blainville (M. M. Ducrotay de), Ostéographie ou Description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles pour servir de base à la zoologie et à la géologie. Ouvrage accompagné de planches lithographiées sous la direction par ***J. C. Werner***. Fasc. I, contenant: Mammifères. Primates. G. Pithecus. Avec un atlas gr. in-fol. de 11 planches. Gr. in-4. Paris. 11 Thlr. 16 Gr.

Boissier (Edmond), Voyage botanique dans le Midi de l'Espagne pendant l'année 1837. Livr. 1, 2. Avec 20 planches coloriées. Gr. in-8. Paris. Jede Lieferung 7 Thlr. 2 Gr.

Caillot (Napoléon), Dictionnaire (le seul complet) des synonymes français, ou Code de la justesse du langage. In-8. Paris et Leipzig. 19 Gr.

—— —— In-18. Paris et Leipzig. 19 Gr.

—— Guide de l'enseignement ou l'Art d'apprendre et d'enseigner. In-8. Paris et Leipzig. 5 Gr.

—— Traité élémentaire d'idéologie et de grammaire générale. In-8. Paris et Leipzig. 9 Gr.

—— —— In-18. Paris et Leipzig. 9 Gr.

Diese Werkchen von Caillot bilden Theile einer „Encyclopédie grammaticale et littéraire de la langue française".

Dictionnaire universel d'histoire naturelle; ouvrage destiné aux établissements d'instruction publique, aux médecins, aux élèves des facultés, etc. Par Mrs. ***Anteime, Audouin, Becquerel, Bibron, Ad. Brongniart, C. Broussais, Deshayes, Milne-Edwards, Geoffroy-Saint-Hilaire***, etc. etc., dirigé par Mr. ***Charles d'Orbigny***. Avec un atlas de planches gravées sur acier. Tom. I, livr. 1—10. In-8. Paris. Avec planches noires 5 Thlr. 13 Gr. Avec planches coloriées 11 Thlr. 2 Gr.

Du Méril (Edélestand), Histoire de la poésie scandinave. Prolegomènes. In-8. Paris. 2 Thlr. 16 Gr.

Galérie ornithologique, ou Collection d'oiseaux d'Europe, decrits par ***Alcide d'Orbigny***, dessinés d'après nature par ***Thiolat*** et ***Delarue***, et publiés par ***Lamy***. Avec planches coloriées. Livr. 1. In-4. Paris. 19 Gr.

Huguenin (Général), Description de la fabrication des bouches à feu en fonte de fer et des projectiles à la fonderie de Liège; traduit du hollandais par le capitaine d'artillerie ***Neuens***. In-8. Paris. 5 Thlr.

Laborde (Comte ***Alexandre de***), Versailles ancienne et moderne. Livr. 1—20. Gr. in-8. Paris. 4 Thlr. 4 Gr.

Landais (Napoléon), Dictionnaire général et grammatical des grammaires français; extrait at complément de tous les dictionnaires anciens et modernes les plus célèbres. 4me édition. 2 vols. In-4. Paris. 10 Thlr.

Le Gonidec (J. F. M. M. A), Grammaire celto-bretonne. Nouvelle édition. In-8. Paris. 3 Thlr.

Lesage, Le diable boiteux, illustré par Mr. ***Tony Johannot***. Livr. 1—10. In-8. Paris. 1 Thlr. 9 Gr.

Magendie, Leçons sur les fonctions et les maladies du système nerveux, professées au collége de France, recueillies at rédigées par ***C. James***. Tom. 1. In-8. Paris. 2 Thlr. 5 Gr.

Mandl (Docteur ***Louis***), Anatomie microscopique. tre nérie. Tissus et Organes. Avec planches. Livr. 1—5. In-fol. Paris. Jede Lieferung 2 Thlr. 5 Gr.

Poussin (Guillaume Tell), Examen comparatif de la question des chemins de fer en 1839 en France et à l'étranger, et de l'intervention du gouvernement dans la direction at l'exécution des travaux. In-8. Paris. 1 Thlr. 8 Gr.

Raczynski (Comte ***Athanase***), Histoire de l'art moderne en Allemagne. Tom. II: Munich, Stuttgard, Nuremberg, Augsbourg, Ratisbonne, Carlsruhe, Prague, Vienne, Excursion en Italie. Avec un atlas gr. in-fol. de 13 planches. In-4. Paris. 32 Thlr.

Vol. I erschien 1836 und kostet 26 Thlr. 16 Gr., Vol. III erscheint noch vor Ende d. J. und wird ungefähr nur zur Hälfte so viel als Vol. II kosten.

Raoul-Rochette, Troisième mémoire sur les antiquités chrétiennes des catacombes. Objets déposés dans les tombeaux antiques, qui se retrouvent, en tout ou en partie, dans les cimetières chrétiens. In-4. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

Timmerhans (C.), Description des divers procédés de fabrication de la poudre à canon, de ses effets dans les bouches à feu et des divers moyens d'épreuve. In-8. Paris. 4 Thlr. 10 Gr.

Webb (Philip Barker), Iter hispaniense, or a Synopsis of plants collected in the southern provinces of Spain and in Portugal, with geographical remarks, and observations on rare and undescribed species. In-8. Paris. 1 Thlr.

Jelowicki (Alexander), Moje wspomnienia. 2 tomy. 8. Paryż. 5 Thlr. 18 Gr.

—— —— 2 tomy. 12. Paryż. 3 Thlr. 2 Gr.

Pamiątki Ipana Seweryna Soplicy Czesnika Parnawskiego. Tom. II. 16. Paryż. 1 Thlr. 3 Gr.

Digitized by Google

Siemieńcz (Karola), Skarbiec historii polskiej. Tom. I. 8. Paryż. 1 Thlr. 14 Gr.

Słowacki (J.), Balladyna, tragedija w 5 actach. 18. Paryż. 2 Thlr.

Neuer Verlag von **H. R. Sauerländer** in Aarau, zur Jubilate- bis Michaelismesse 1839 erschienen, und in sämmtlichen deutschen Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu haben.

Die Allmacht Gottes in den Werken der Natur. Ein Volksbuch zur wahren Erkenntniß Gottes und zur Verhütung des Aberglaubens und des Misticismus. Zur Belehrung für alle Stände ohne Unterschied der Confession. Wohlfeilste Ausgabe. 8 Gr. — 36 Kr.

Ausgewählte Novellen und Dichtungen von Heinrich Zschokke. Vollständig erschienen in sechszehn Theilen. Vierte Auflage. 5 Thlr. 8 Gr. — 8 Fl.

Diesen sich anreihend sind erschienen:

Genfer Novellen, von H. Zschokke herausgegeben. Zwei Theile. 2 Thlr. — 3 Fl.

Einige Lebenserfahrungen meinen jüngern Schwestern zur Beherzigung erzählt: Die Unvermählten. — Der Hausfreund. — Die Assassinen. Von Meta Sander. 1 Thlr. 20 Gr. — 2 Fl. 45 Kr.

Katholikon; oder für Alle unter jeder Form das Eine. Von B. Keller, Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Aarau. Vierte Auflage. 1 Thlr. — 1 Fl. 50 Kr.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Ideale für alle Stände. Dritte Auflage. 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr.

Stunden der Andacht. Achtzehnte Auflage in einem Band, wohlfeilste Ausgabe vollständig. 2 Thlr. 16 Gr. — 4 Fl.

Desselben Werkes neunzehnte Auflage in acht Bänden in grobem Druck. 5 Thlr. 8 Gr. — 8 Fl.

Desselben Werkes neueste Ausgabe in Taschenformat, zwölf Theile vollständig. 6 Thlr. — 9 Fl.

v. Orelli: Schachbüchlein, oder anschauliche Regeln des Schachspiels und der sinnreichsten Züge berühmter Spieler, für Anfänger, mit zehn lithographirten Tabellen. Gr. 8. Geheftet.

Hebel's allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Siebente, vollständige Original-Ausgabe, mit 4 Kupfern auf weiß Papier 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr. Auf ordinair Papier mit 1 Kupfer 16 Gr. — 1 Fl.

v. Malten's Bibliothek der neuesten Weltkunde. Zwölfter Jahrgang 1839. 12 Theile. 8 Thlr. — 12 Fl.

Schweizerbote, 36ster Jahrgang 1839. Gr. 4. Vollständig 3 Thle. 16 Gr. — 5 Fl. 30 Kr.

Niederer: Dramatische Jugendspiele für das weibliche Geschlecht. Zwei Theile. 1 Thlr. 20 Gr. — 2 Fl. 45 Kr.

Neue Auflagen von guten Schulbüchern und Volksschriften:

Götzinger's deutsche Sprachlehre für Schulen. Vierte Auflage. 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr.

Haupt: Musterfammlung der Beredtfamkeit, für die Schule und das Leben. Weiß Papier 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 15 Kr. Ordinair Papier 1 Thlr. 4 Gr. — 1 Fl. 45 Kr.

Der neue Freidank. Aus vaterländischen Dichtern entwickelt. Weiß Papier 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr. Ordinair Papier 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr.

Fries' Anleitung zur französischen und deutschen Conversation. Wohlfeilste Schul-Ausgabe. 14 Gr. — 54 Kr.

Hirzel's französische Grammatik. Elfte Auflage. 15 Gr. — 1 Fl.

Dessen neues französisches Lesebuch. Fünfte Auflage. 12 Gr. — 45 Kr.

v. Orell's kleine französische Sprachlehre für Anfänger. Fünfte Auflage. 8 Gr. — 30 Kr.

Schulwörterbuch in beiden Sprachen zu obigen Schulbüchern für Anfänger. Wohlfeile Ausgabe. 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr.

Zschokke: Die Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk. Sechste Auflage. 9 Gr. — 36 Kr.

Zschokke: Histoire de la nation suisse, traduite par Monnard, quatrième édition. 12 Gr. — 48 Kr.

Zschokke: Das Goldmacherdorf für Landleute. Sechste Auflage. 6 Gr. — 24 Kr.

Zschokke: Die Branntweinpest. Zweite Auflage. 5 Gr. — 20 Gr.

Desselben Büchleins dritte wohlfeilste Auflage. 1½ Gr. — 6 Kr.

In diesen Tagen versenden wir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mayer, Ed., Die Percussion des Unterleibes.

Ein Beitrag zur Diagnose der Unterleibskrankheiten.

Halle, den 7. October 1839.

J. F. Lippert.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ausführliche Encyklopädie
der gesammten
Staatsarzneikunde.

Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Most.

Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte.

Zwei Bände, in Heften von 12 Bogen.

Erstes bis eilftes Heft.

Aal — Tödtlichkeit der Verletzungen.

Gr. 8. Jedes Heft im *Subscriptionspreis* 20 Gr.

Die zur völligen Beendigung dieses wichtigen Werks, das gleich günstig vom Publicum und der Kritik aufgenommen worden ist, noch fehlenden Hefte werden bis zur Ostermesse 1840 erscheinen.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leopold Ranke's
Deutsche Geschichte
im
Zeitalter der Reformation.

Theil 1. u. 2. Gr. 8. Preis 5⅓ Thlr.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Handbuch des Wissenswürdigsten
aus der
Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.

Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht.

Von
D. *Ludwig Gottfried Blanc.*
Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.
3 Bände. Gr. 8.
3 Thlr. 16 Gr.

Halle.
C. A. Schwetschke und Sohn.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weserthal
von
Fr. Dingelstedt.
Mit 36 Stahlstichen.
Supplement zum malerischen und romantischen Deutschland.
Erste Lieferung.
In monatlichen Lieferungen, jede mit 3 Stahlstichen und Text à 8 Gr. Quartausgabe 12 Gr.
Kassel, im September 1839.
Theodor Fischer.

Bei **C. W. Leske** in Darmstedt ist soeben erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

Mayo, Herbert (Wundarzt am Middlesex-Hospital und Professor am königl. Collegium der Ärzte in London), Grundriss der speciellen Pathologie mit besonderer Berücksichtigung auf die pathologische Anatomie. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. *F. Amelung*, grossherzogl. hess. Medicinalrathe etc. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Velindruckpapier. 30 Bogen. Preis 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.

Das Original der hier angezeigten Übersetzung hat sich bereits die Anerkennung ausgezeichneter deutscher Gelehrten erworben, und Hensinger nennt es in Schmidt's Jahrbüchern der gesammten Medicin, Jahrgang 1836, Band XI, Heft 3, eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen der neuern Literatur, empfiehlt es der sorgfältigen Beachtung der deutschen Ärzte und spricht die Überzeugung aus, dass kaum ein anderes Werk mehr zur allgemeinen Einführung der pathologischen Anatomie in die praktische Medicin beitragen wird, als das vorliegende. Die erste Abtheilung kostet 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Darmstedt, im September 1839.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen:

Conversations - Taschenbuch für Reisende und Andere, um sich mit den auf Reisen, im Verkehr und im geselligen Umgange gebräuchl. Ausdrücken bekannt zu machen. In 3 Sprachen: *Englisch*, *Deutsch* und *Französisch*. Siebente umgearb. u. verm. Aufl. — Auch u. den Titeln: *A Manual of Conversation etc.* — *Manuel pour la Conversation*. 16. Cart. 22 Gr. — Dasselbe Werk: *Italienisch*, *Deutsch* und *Französisch*. Siebente Aufl. — *Manuale per la Conversazione*. 16. Cart. 22 Gr.

Die grosse Verbreitung und Brauchbarkeit dieses Hülfsbuchs haben dee Verleger veranlasst, diese 7te Aufl. in allen Sprachen sorgfältig revidiren und zeitgemäss verbessern zu lassen. Im Englischen haben Herr W. A. Spilsbury in London, im Italienischen Herr Dr. Reihgeber, im Deutschen und Französischen eber Herr Dr. Kaltschmidt diess besorgt. Über Eisenbahnen, Teiegraphen etc. sind neue Gespräche hiazugekommen.

Soeben ist erschienen und von uns durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Histoire
de
France.
Divisée par époques depuis les origines gauloises jusqu'aux temps présents.
Par M. *Laurentie.*

1re époque. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

Das Werk wird sechs starke Bände bilden, welche in drei Epochen zerfallen, wovon die erste die „Origines gauloises jusqu'à Saint-Louis", die zweite „Saint-Louis jusqu'à Henri IV" und die dritte „Henri IV jusqu'aux temps présents" enthalten sollen.

Leipzig, im October 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

K. W. Böttiger's
Weltgeschichte in Biographieen.

Sechs Bände. Gr. 8.

Theil I, II u. III. 1. oder Lief. 1—5. Subscriptionspreis à Band 1½ Thlr. à Lief. ⅜ Thlr.

Der Verf. Hr. Prof. und Hofrath Dr. K. W. Böttiger an der Universität zu Erlangen, den Gelehrten als Verf. der Biographie Heinrich's des Löwen und der Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen in der großen Staatengeschichte von Europa, sowie dem größern Publicum durch seinen Abriß der Weltgeschichte rühmlichst bekannt, wird die Biographien sämmtlicher historischen Personen, in denen sich die eigenthümlichen Richtungen der nationalen und allgemeinen geschichtlichen Entwicklung in Beziehung auf Staat, Politik, Gesetzgebung, Kunst, Religion, Wissenschaft prägnant aussprechen, in chronologischer und in sich zusammenhängender Reihefolge dem Publicum vorführen, und die Geschichte somit in ihrer lebendigsten Form, in dem Leben der einzelnen Individuen, in deren Schicksalen und Thaten, in ihren Begehungen und Unterlassungen, in ihren Gedanken und ihren gemüthlichen Beziehungen erfassen und wiedergeben. — Dieses neue Werk, wie selbständig Plan und Gedanke in dem Hrn. Verf. entstanden sind, wie eigenthümlich ohne Zweifel die Ausführung ist, stellt sich doch in eine gewisse natürliche Beziehung zur Becker'schen Weltgeschichte; daß Vieles, was in dieser nur kürzer behandelt ist, hier ausführlicher dargestellt werden kann und wie die allgemeinen Welterei gnisse auf die nähere und nächste Kenntniß der besondern Motive, Eigenschaften und geistigen Bestimmtheiten Derer hinweisen, welche einen vorzüglichen Platz bei der Ausführung derselben einnahmen, wird wiederum das biographische Werk das Verlangen nach Einsicht und Anschauung des großen Zusammenhanges der historischen Entwicklung wecken und nähren. — Dem Äußern nach schließt sich Hrn. Böttiger's Arbeit der Ausstattung der Becker'schen Weltgeschichte an, nur daß eine weniger gedrängte Druckform gewählt worden ist. Das Werk wird sechs Bände, jeden von einigen 30 Druckbogen umfassen, deren Preis im Wege der Subscription für jeden Band 1½ Thlr. betragen wird; die beiden ersten Bände sind bereits vollständig, die folgenden Bände aber werden in geheften Halbbänden ausgegeben, da dem Publicum solche Theilung nach vielseitigen Erfahrungen für die Anschaffung erleichternd erscheint. In jedem Jahre sollen dann drei, mindestens zwei Halbbände erscheinen. Für die gewissenhafte Ausführung dieses Versprechens glauben wir auf das Vertrauen des Publicums und somit bei dem erkannten Talent und verbreiteten Ruf des Verfassers auf die zahlreichste Theilnahme rechnen zu dürfen.

Preisermässigung des Calderon, von Gries.

Eine in Stuttgart beabsichtigte Ausgabe des Calderon (ohne Angabe des Übersetzers!) veranlaßt uns, die in unserm Verlage erschienene, allgemein als vortrefflich anerkannte Übersetzung der

Schauspiele Calderon's, von Gries,

7 Bände in Großoctav, auf englischem Druckpapier, welche im Ladenpreis 17 Thlr. kostet,

auf 6 Thlr. herabzusetzen.

(Die Bände 4—7 erlassen wir zur Completirung unvollständiger Exemplare einzeln à 1 Thlr.)

Zugleich zeigen wir ergebenst an, daß von dieser Übersetzung binnen Kurzem eine

wohlfeile Ausgabe in Taschenformat, wie Schiller,

mit dem Bildnisse Calderon's,

erscheinen wird, welche, zur Erleichterung der Anschaffung, bandweise, in mäßigen Zwischenräumen, ausgegeben werden soll. — Ausführliche Ankündigungen und Druckproben werden ehestens in allen Buchhandlungen zu haben sein.

Bei der hohen Meisterschaft, mit welcher der berühmte Übersetzer des Torq. Tasso und Ariost den großen spanischen Dichter in unserer Muttersprache wiederzugeben wußte, werden die Verehrer desselben sich wol nicht versucht fühlen, der oben erwähnten stuttgarter Ausgabe den Vorzug zu geben, bei deren vorläufiger Ankündigung nicht einmal der Name des Übersetzers genannt wurde! — Wir sehen daher einer recht günstigen Aufnahme unserer Ausgabe, die sich auch durch elegante äußere Ausstattung empfehlen wird, mit vollem Vertrauen entgegen.

☞ Bestellungen auf die Großoctav-Ausgabe beliebe man baldigst zu machen, da der Vorrath completer Exemplare nur noch gering ist, und eine neue Ausgabe in diesem Format so bald nicht veranstaltet werden dürfte.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

Soeben ist erschienen:

Die Weisheit des Brahmanen.

Ein Lehrgedicht

von

Friedrich Rückert.

6tes **(letztes)** Bändchen.

Ge. 12. Fein geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, den 1. October 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Universal-Register
zur achten Auflage
des
Conversations-Lexikons.

Ge. 8. Geh.

Druckp. 16 Ge., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Register gibt eine **vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände,** und weist auf 18 Bogen in dreispaltigen Seiten gegen **70,000** Personen und Gegenstände nach, über die kürzere oder ausführlichere Mittheilungen im Conversations-Lexikon sich finden. Die Ansicht dieses Registers wird am besten die Unentbehrlichkeit desselben für jeden Besitzer der achten Auflage darthun.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

zügen. Nach dem Französischen des E. Souvestre von August Barthy. 29. Prometheus. Tragödie von Ed. [illegible]. Zweite Auflage. 30. [illegible], wie es [illegible] wurde. Erste Abtheilung. 31. Hans. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Gustav Kühn. 32. Der Orkel aus Delphen, oder die unsichtbare Prophetin. Schauspiel in vier Aufzügen. Frei nach dem Französischen Von W. Vogel. 33. Dramatische Bilder für [illegible], nach den neuesten französischen Originalien [illegible] von R. Müller. 34. Ruy Blas. Drama in fünf Handlungen von Victor Hugo. Deutsch von Dräxler Manfred. 35. Gaspardo, der Gondolier. Schauspiel in vier Aufzügen nebst Vorspiel. Nach dem Französischen des Bouchardy von August Barthy. 36. Almanach für Privatbühnen von C. v. H[illegible]. Erster Jahrgang. 37. Neuestes Theater des Auslandes, für die deutsche Bühne bearbeitet von W. A. Hermona. Erster Band. 38. Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht von Arthur Lutz. 39. Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama. Von A. J. 40. G. R. Bärmann's Theater. Drei Theile. 41. Lustspiele von Karl Töpfer. Dritter Band. 42. Anonen. Eine moderne Tragödie von Wilh. Angelstern. 43. Rubens in Madrid. Originalschauspiel in fünf Acten von Charlotte Birch-Pfeiffer. 44. Die Lebensquelle. Ein dramatisirtes Märchen von Berenger Joc. 45. Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in einem Act. Von Alfr. Horn. 46. Hermann der Cheruskerfürst. Ein dramatisches Bild aus der Urgeschichte Deutschlands in fünf Acten. Von B. Cramer. 47. Das Leben ein Traum oder das Horoskop. Große romantische Oper in drei Acten. Von Adolf Steppes. 48. Das Tändchen von Amsterdam. Trauerspiel in fünf Acten nebst einem Vorspiele. Von Hermann Margraff. — Peter Schlemiel und sein Sohn, ein Zeit- und Charakterbild aus den Landen Bimbam und Biobao. Herausgegeben von Karl Ritbel. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

Nr. 297. Dramatische Bücherschau für das Jahr 183[illegible]. Dritter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Altes und Neues aus Andalusien. Erster Artikel. (Fortsetzung.) 2. Die Jagd. Leon.) — Miscellen.

Nr. 298. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838. Dritter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Altes und Neues aus Andalusien. Erster Artikel. (Beschluß.) 2. Die Jagd. Leon.) — Miscellen.

Nr. 299. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838. Dritter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Altes und Neues aus Andalusien. Erster Artikel. (Beschluß.) 2. Die Jagd. Leon.) — Literarische Notiz.

299. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1838. Dritter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Altes und Neues aus Andalusien. Erster Artikel. (Beschluß.) 2. Die Jagd. Leon.) — Literarische Notiz.

300. C. Reinhardt's sämmtliche Werke. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. Zwei Bände. 1. Schiller's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Erster Band. — Das Gedicht Friedrich Rückert's. Geschichtlich getreue Darstellung der Freiheitskriege (1) [illegible] Ursprung und [illegible] Gründen, aus den Annalen Großbritanniens entnommen und frei bearbeitet von Ferdinand Stolle. Erster und zweiter Theil. — Notiz. — Literarische Anzeige.

301. 1. Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. Zwei Bände. 1. Schiller's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Erster Band. (Fortsetzung.) — Reliquien Dr. Friedrich Ludwig Weidig's, gewesenen Pfarrers in Obergleen im Großherzogthume Hessen. Zum Besten der Wittwe Weidig's herausgegeben von einigen Freunden. — Briefwechsel des Grafen Kapodistrias.

302. 1. Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. Zwei Bände. 2. Schiller's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Erster Theil. (Beschluß.) — Neueste Fortsetzung der slavischen Literatur. — Notiz.

303. Hanseatisches Portfolio. Sammlung von Actenstücken zur Geschichte des hamburgischen Verfassungskampfes. Erster Band. — Manners and customs of the ancient Egyptians. By J. G. Wilkinson. Drei Bände. — Literarische Notizen.

304. 1. Fausti. Gedichte von Philipp Engelhard Nathusius. Neue Sammlung. 2. König Kodrus. Eine Missgeburt der Zeit. Von Karl Stahl. — Bibliographie

---

№ 111.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1839. Juli, August und September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich auf dem Umschlage des Julihestes; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, auf dem Umschlage des Augusthestes.)

29. Annalen für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

30. Bericht vom Jahre 1839 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von **Karl August Espe**. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte vom Jahre 1835—38 kosten jeder 10 Gr.

31. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritter Band. M—R. Neunte und zehnte Lieferung. — Vierter Band. S—Z. Zweite und dritte Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

32. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Dreizehntes bis funfzehntes Heft. (Hagen — Italienische Literatur.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr. auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

33. Darstellung des Landwirthschaftsbetriebes in seinem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von **A. G. Schweitzer.** Zwei Bände. Ersten Bandes zweite Abtheilung. Mit 10 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

34. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von gelehrten Gesellschaftern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Erste Section, A—G, herausgegeben von **J. G. Gruber.** (Zweiundzwanzigster Theil. Oel — Eisen.) Zweite Section H—N herausgegeben von **A. G. Hoffmann.** Dreizehnter Theil. Hain — Indictment.) Dritte Section, O—Z, herausgegeben von **M. H. E. Meier** und **L. F. Kämtz.** Zwölfter Theil. (Pardaillan — Passalia.) Gr. 4. Cart. Jedes Theil im Pränumerationspreise auf Druckp. 2 Thlr. 20 Gr. auf Velinp. 5 Thlr. auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformate mit breitern Stegen Prachtausgabe 10 Thlr.

Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

35. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelehrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von **Georg Friedr. Most.** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Polizeibeamte, Medicinalärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zehntes Heft. (Quecksilberhornerz — Selbstmord.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

36. Ikonographische Encyklopädie oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. *Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grosheim* in Berlin, Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** Erste Abtheilung. Nicht syphilitische Hautkrankheiten.

Auch unter dem Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** In sechs Lieferungen. Sechste Lieferung. Tafel XXVI—XXX und Text Bogen 20—24, nebst Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt. Grossfolio. Jede Lieferung 2 Thlr.

Die ganze Abtheilung der nicht syphilitischen Hautkrankheiten kostet 12 Thlr.

37. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf. 8. Geh. 16 Gr.

38. **Heeringen (Gustav v.),** Reisebilder aus Süddeutschland und einem Theile der Schweiz. Gesammelt im Sommer 1838. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

39. **Hermsdorf (Eduard),** Die Verfassungsurkunde für das Königreich Sachsen vom 4. September 1831 mit den sie ergänzenden gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt. Gr. 8. Geh. 1 Gr.

40. **Körte (Wilhelm),** Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt. Mit dem Bildnisse Thaer's. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

41. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des **Jared Sparks** im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

42. **Passavant (J. D.),** Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände Text in gr. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Grossfolio. Auf Velinpapier 18 Thlr. Prachtausgabe auf extrafeinem Velinp., mit Kupfern auf chinesischem Papier 30 Thlr.

43. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Sechster Jahrgang, für das Jahr 1839.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **Ernst Gotthelf Gersdorf.** (Beigegeben wird Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Einundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

44. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1840. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's. 8. Cart. 1 Thlr. 12 Gr.

Die frühern neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, erlasse ich zusammengenommen für 4 Thlr. 16 Gr., einzelne Jahrgänge aber für 16 Gr.

45. **Winkler (Ed.),** Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde etc. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Drittes Heft. (Conradskraut — Filices.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

890.6
B
1839
Nov.

1839.

Monat November;

enthaltend

30 Blätter. Nr. 305—334, und 5 literarische Anzeiger. Nr. XXXVIII – XXXXII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an, ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1839.

Inhalt.

Nr. [illegible] Nachricht. — Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Erster Theil. Zweite vermehrte Auflage. Von L. G. Blanc. — Romanenliteratur. (1. Die drei Seekadetten. Roman von Edouard Corbière. Nach dem Französischen von F. Steger. Zwei Bände. 2. Gräfin [illegible] Roland. Novelle von P[illegible]. Vier Bände. 3. [illegible] blumen. Novellen von Josephine von Remekhazy. Zwei Bände. 4. Kleinstädterien von Camill Bodin. Uebersetzt von Fanny Tarnow. Drei Bände.) — Aus Italien. — Literarische Anzeige.

506. Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Friedrich Fischer. Von G. Mehring. — Theodor's Briefe und Ende. Heft. — Notiz.

507. Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Friedrich Fischer. Von G. Mehring. (Fortsetzung.) — Französische Poesien. — Miscellen.

508. Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Friedrich Fischer. Von G. Mehring. (Beschluß.) — Geschichte der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg. Zur dritten Säcularfeier am 1. November 1839. Von Christian Wilhelm Spieker. — Tarpin's Reise zu den Mongolen im 13. Jahrhundert. — Notizen.

509. Neu aufgelegte Werke. (1. Die Reise nach Braunschweig. Komischer Roman von Adolf Freiherrn Knigge. Siebente Auflage, herausgegeben vom Enkel des Verfassers. 2. Peter Schlemihl's wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adalbert v. Chamisso. Nach des Dichters Tode neu herausgegeben von J. C. Hitzig. 3. Buch der Lieder von H. Heine. Dritte Auflage.) Von H. Marggraff. — Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff u. A. Fünfter Band. Von Karl Hohnbaum. — Literarische Anzeige.

510. Neu aufgelegte Werke. Von H. Marggraff. (Beschluß.) — Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff. Fünfter Band. Von Karl Hohnbaum. (Fortsetzung.)

511. Un travail intellectuel en France depuis 1815 jusqu'à 1837 par Amadée Duquesnel. Zwei Bände. — Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff u. A. Fünfter Band. Von Karl Hohnbaum. Beschluß.)

512. Franz Berthold. (König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang, von Franz Berthold, herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Theile.) Von Eduard v. Bülow. — Goethe's [illegible] differentismus. — Bibliographie.

513. Die Taschenbücher für 1840. Zweiter Artikel. (1. Penelope. Herausgegeben von Amalie Hell. 3. Hesperus. 4. Cornelia. Herausgegeben von Alois Schreiber. 5. Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von Adrian. 6. Rheinisches Odeon. Herausgegeben von Ignaz Hub, F. Freiherrn Leithrath und A. Schnezler.) — Relation d'une excursion à Constantine, à la suite de l'armée française par Sir Grenville Temple et le chevalier Falbe, membres et délégués de la société pour l'exploration de Carthage. — Luther auf der Bühne vor 200 Jahren. — Literarische Anzeige.

514. Die Taschenbücher für 1840. Zweiter Artikel. (Beschluß.) 1. Erinnerungen aus meinem Leben zur Förderung der Bildung und Lebensweisheit von Eb. H. Rebs. 2. Biographie des großherzoglich badischen Kirchenrathes Theophor Friedrich Dittenberger. Von ihm selbst verfaßt. Ersten Bandes erstes Heft. — Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen des Puschkin, Bestuschew, Bulgarin u. A. Deutsch herausgegeben von Fr. Tieck. — Literarische Notiz.

515. Englands Fabrikkinder und Mrs. Trollope über sie. — Romanenliteratur. (1. König Dg und seine Abkommen. Ein Schwärmer. Ein Verbum pronominale nihil. Zwei Bändchen. 2. Frauenschicksal von L. Mühlbach. Zwei Theile. 3. Aus Heimath und Fremde. Erzählungen von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. 4. Edward Elsen. Ein Roman von Ehrenreich Schilz. Zwei Theile. 5. Der Rebell. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. Zwei Theile. 6. Weiberlist und Fürstenwort. Eine historische Novelle von F. Th. Wangenheim. 7. Erinnerungen eines Mannes aus dem Volke. Erzählungen von Michel Masson. Aus dem Französischen von L. Kruse. Erster und zweiter Theil. 8. Eine geniale Frau. Nach dem Französischen des J. Brisset. Aus dem Deutsche übertragen von L. Arnd. Zwei Theile. 9. Der französische Soldat unter Napoleon, von Biaze. Aus dem Französischen. Zwei Theile.) — Notiz.

516. Englands Fabrikkinder und Mrs. Trollope über sie. (Beschluß.) — Romanenliteratur. (Beschluß.) — Silvestre de Sacy. — Miscellen.

517. Gymnasien und Realschulen. — Rajah Kuli Mirza über England. — Notizen. — Literarische Anzeige.

518. Gymnasien und Realschulen. (Beschluß.) — Über die heutige bildende Kunst und die verschiedenen Kunststufen und Gattungen der Malerei. Von einem berliner Kunstfreunde. — Schriften für Frauen. (1. Gedanken über die Liebenswürdigkeit der Frauen. Ein kleiner Beitrag zur weiblichen Charakteristik von einem Frauenzimmer. 2. Antigone, eine sittlich ästhetische Abhandlung für das weibliche Geschlecht, von Linette Homberg. 3. Der Übel größtes ist die Schuld. Wahrheit im Romangewande von Wilhelmine Lorenz. Zwei Bände.) — Literarische Notizen.

519. Die neuen Argonauten. Ein Roman. Von Franz Dingelstedt. — Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland, Frankreich, Algier und Spanien in den Jahren 1835—37. Von Karl Heinrich Junghans. — Bemerkung. — Bibliographie.

520. L'Irlande sociale politique et religieuse par Gustave de Beaumont. Zwei Theile. — Brüssel über Araber. Miscellen. Literarische Anzeige.

521. L'Irlande sociale, politique et religieuse par Gustave de Beaumont. Zwei Theile. (Fortsetzung.) — Kleine lateinische und deutsche Schriften von Rudolf Dissen. Nebst biographischen Erinnerungen an Dissen von Fr. Thiersch, F. G. Welcker, K. O. Muller. — Notiz.

522. L'Irlande sociale, politique et religieuse par Gustave de Beaumont. Zwei Theile. (Fortsetzung.) — Notiz.

523. L'Irlande sociale, politique et religieuse par Gustave de Beaumont. Zwei Theile. (Fortsetzung.) — Notizen.

524. L'Irlande sociale, politique et religieuse par Gustave de Beaumont. Zwei Theile. (Beschluß.) — Taschenbuch für die vaterländische Geschichte von Joseph Freiherrn v. Hormayr. Neunundzwanzigster Jahrgang 1840. — Literarische Notizen.

525. Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magellanslandes in den Jahren 1826—36. (Narrative of the surveying voyages of H. M. S. Adventure and Beagle between the years 1826 and 1836, describing their examination of the southern shores of Southamerica and the Beagle's circumnavigation of the globe. Vier Bände.) Erster Artikel. — Romanenliteratur. (1. Die Mathildenhöhle. Novelle nach einer wahren Begebenheit von C. Reinhold. 2. Der böse Blick oder die Quelle in den Jahren 1538, 1633, 1734 und 1835. Historischer Roman in vier Abtheilungen von L. Schneider. Erste und zweite Abtheilung. 3. Jack Sheppard von W. Harrison Ainsworth. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Günther. Erstes und zweites Bändchen.) — Literarische Notiz.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 305. —— 1. November 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Erster Theil. Die Hölle. Zweite vermehrte Auflage, nebst einem Titelkupfer von M. Retzsch, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1839. Gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.

In sehr bescheidener, fast dürftiger Gestalt war dies ausgezeichnete Werk, nachdem die ersten zehn Gesänge ohne Angabe des Jahres und des Orts erschienen, vollständig 1833 ausgegeben worden, und wie freuen uns, es nun endlich in einer des großen Dichters sowie des Übersetzers und Commentators würdigen Ausstattung zu besitzen. Über den Werth dieser hier unverändert wiedererscheinenden Übersetzung und der sie begleitenden Anmerkungen, welche fast durchaus auf eigenen, neuen und gründlichen Untersuchungen beruhen, ist schon vielfältig in kritischen Zeitschriften und namentlich in der „Allgemeinen Literaturzeitung" (1834, Nr. 149) gesprochen worden. Wir dürfen annehmen, daß dieses Werk allgemeine Verbreitung und Anerkennung gefunden, sowie auch daß der wahre Name des sich noch immer unter dem Namen Philalethes verbergenden hohen Verfassers schon längst kein Geheimniß mehr ist. Deshalb müssen wir uns hier begnügen, theils auf die neuen historischen Untersuchungen, welche diese Ausgabe vor der frühern auszeichnen, und kraft welcher sie mit vollem Rechte sich eine vermehrte nennen darf, aufmerksam zu machen, theils aber auch, auf den Namen Philalethes gestützt, uns die Freiheit nehmen, einige künftig vielleicht noch anzubringende Veränderungen, vielleicht auch Verbesserungen anzudeuten. Unter den neu hinzugefügten Anmerkungen verdient ganz besonders die zum 27. Gesange gegebene historische Skizze über den Zustand der Parteien in der Romagna am Ende des 13. Jahrhunderts rühmlichst hervorgehoben zu werden. Sie nimmt neun enggedruckte Quartseiten ein und verbreitet sich über die unendlich verwickelten Verhältnisse jener von Parteiungen des Adels und des Volkes ewig zerrissenen Gegenden mit einer Klarheit und Übersichtlichkeit, welche nur die Frucht angestrengten Fleißes und großer Liebe zu dem Werke des unsterblichen Dichters sein konnte. Jedem Leser des Dante gibt sie höchst erwünschte Aufklärungen über diese bisher so wenig gekannten und von den gewöhnlichen Commentatoren höchst nachlässig und zum Theil mit großer Unkenntniß und Willkür behandelten Verhältnisse. Andere kleinere Berichtigungen, Verbesserungen und Zusätze zu den Anmerkungen, welche zum Theil durch die Reisen des Verf. in Italien veranlaßt worden sind und auf Autopsie beruhen, übergehen wir, um noch Einiges zu besprechen, was vielleicht bei einer künftigen Revision von dem hohen Verf. berücksichtigt werden könnte. Er selbst gesteht, daß in seinem Werke für jetzt noch Manches stehen geblieben sei, was ihm bei näherer Bekanntschaft mit dem Dichter und seiner Zeit kaum noch haltbar erscheine, und daß nur der Wunsch, die Übersetzung und Bearbeitung des „Purgatorium" zu vollenden, ihn von einer vollständigen Revision der „Hölle" abgehalten habe. Wer die hohe Stellung des Verf. kennt, der wird, weit entfernt, ihn zu tadeln, daß er diesmal nicht mehr gegeben, sich nur freuen über die Aussicht, bald auch den zweiten Theil dieses großen Werkes von seiner Hand zu erhalten, und zugleich es bewundern, wie es einem solchen Manne unter der Last öffentlicher Geschäfte von höchster Wichtigkeit und den unvermeidlichen Zerstreuungen seiner Stellung noch möglich gewesen, sich Lust und Liebe für eine solche Arbeit zu bewahren. Wir würden uns sehr freuen, wenn unsere hier auszusprechenden Zweifel und Erinnerungen von dem hohen Verf. nachsichtig aufgenommen würden und wir vielleicht damit das Glück hätten, einen kleinen Beitrag zu der von ihm selbst zu veranstaltenden Revision zu liefern; wobei wir freilich die Furcht nicht unterdrücken können, daß wo

Digitized by Google

das Meiſte von Dem, was wir hier zu ſagen haben, auch dem hohen Verf. bei ſeinen Studien über den Dante wol ſchon längſt bekannt geworden ſein mag.

Geſang 1, Vers 70. Unter den vielen, zum Theil überkünſtlichen und geſuchten Auslegungen dieſer Stelle, ſcheint uns die ſchon von Perticari angedeutete die natürlichſte und beſtr: Geboren ward ich unter Julius Cäſar, obwol ſpät (weil Virgil nur 25 Jahre vor dem Tode Cäſar's geboren ward), gelebt aber habe ich unter Auguſt; ſodaß der Hauptnachdruck des Gedankens hier auf dem Gegenſatze des Geborenſeins und des Lebens beruhe.

I, 134. Das Thor St.-Peter's können wir nicht für das im „Purgatorium" allerdings vorkommende Thor des Fegefeuers halten, weil Dante, als er dieſe Worte ſpricht, von der Exiſtenz dieſes Thores noch nichts wiſſen kann; vielmehr redet er hier nach der Volksmeinung, wonach Petrus gleichſam der Pförtner des Himmels iſt, was auch deshalb das Richtige ſcheint, weil damit zugleich die Grenze angegeben iſt, wie weit Virgil ihn begleiten darf.

II, 94. Von der „Donna gentil" glaubt Ref. *) ziemlich wahrſcheinlich gemacht zu haben, daß ſie Niemand anders als die heilige Jungfrau ſei.

III, 42. „Ch' alcuna gloria i rei avrebbe d' elli." Hier ſowol als auch XII, 9 glaubt Ref. die einzig wahre Bedeutung von alcuno, Einer, irgend Einer, feſthalten zu müſſen; es iſt ihm kein einziges früheres Beiſpiel bekannt, wo alcuno ohne Negation Keiner hieße, und auch im Franzöſiſchen iſt die Grundbedeutung ſtets Einer, Jemand, wie man noch im Montaigne, Marot u. a. findet: Aucuns vous diront, Einige werden ſagen. In III, 42 iſt vorzüglich die Rede von den neutral gebliebenen Engeln, von welchen, wenn ſie in die tiefere Hölle wären verſtoßen worden, man wol ſagen könnte: Es würden die Teufel darob einigen Stolz empfunden, ſich gegen ſie haben brüſten können; und in XII, 9 iſt doch auch ganz augenſcheinlich, daß der Dichter ſagen will: nur hier, wo der ſenkrechte Felſenrand eingeſtürzt, ſei einige Möglichkeit hinabzuklimmen, wie denn auch Virgil und Dante thun. Auch der Antico ſagt: es ſei dadurch „alcuna viottola" entſtanden, und Bevenuto von Imola: „Post ruinam posset nunc aliqualiter iri." Lewald hat es übrigens ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß mit dieſem Bergſturze die ſogenannten Slavini oder Lavini di S.-Marco, zwiſchen Pieve und S.-Marco, gemeint ſeien.

IV, 95. Lieſt man: „Di quel Signor", ſo kann wol kaum wer Anderes als Homer darunter verſtanden werden; für die Lesart: „Di que' Signor" ſprechen aber, außer vielen Handſchriften, die älteſten Ausgaben und unter den Commentatoren Boccaccio, Landus, Landin wahrſcheinlich und Vellutello gewiß; auch die alte von Viviani mitgetheilte lateiniſche Überſetzung verſteht es ebenſo. Endlich ſcheint auch die Erwähnung des Horaz für dieſe Lesart zu ſprechen; denn in welchem Sinne könnte man wol dieſen zur Schule Homer's rechnen?

IV, 141. „Lino" iſt gewiß die einzig richtige Lesart, da hier von Philoſophen, nicht von Hiſtorikern die Rede iſt; auch fodert der Parallelismus von Orpheus und Tullius, Hippokrates und Avicenna, Galen und Averroes hier zu dem Römer Seneca den Griechen Linus.

VIII, 1. Der Ausdruck: „continuando", geht, wie auch ſchon der Antico, Vellutello und Daniello bemerkt haben, gewiß nur darauf, daß hier zum erſten Male der Stoff des vorhergehenden Geſanges in dieſem fortgeſetzt wird, während früher immer mit jedem Geſange ein neuer Gegenſtand begann.

XV, 113. Es iſt nicht blos zweifelhaft, ob Brunetto Latini der Verfaſſer des „Tataffio" ſei, ſondern der Bibliothekar Furia hat auch bewieſen, daß dieſe Schrift dem 15. Jahrhunderte angehört.

XIX, 18. „Fatti per luogo de' battezzatori." Die einzige Möglichkeit, ſich von dieſer etwas ſchwer zu denkenden Einrichtung eine klare Anſchauung zu verſchaffen, wäre vielleicht, wenn man in Piſa, wo, wir behauptet wird, ein ganz ähnlicher Taufſtein ſich befinden ſoll, die Einrichtung kennen lernte, wozu Niemand beſſer Gelegenheit hätte als eben unſer hochverehrter Verf.

XX, 30. Unbedenklich würden wir die, auch vom Verf. in der Anmerkung angeführte Interpretation: „Wer gegen Gottes Rathſchluß ſich erzürnet", oder vielmehr: Wer mit den von Gott geſtraften Sündern Mitleid empfindet (als ob ihnen zu viel geſchähe), jeder andern vorziehen, und folglich auch die Lesart: „passion porta".

XXVIII, 135. „Che diedi al re Giovanni i ma' conforti." Von der einen Seite ſteht dieſe Lesart faſt unerſchütterlich feſt, jede, freilich leicht zu machende Veränderung entbehrt einer hinreichenden Autorität; von der andern Seite ſteht ebenſo feſt, daß der Fürſt, welchem Bertram dal Bornio die böſen Rathſchläge gegeben, nicht Johann, ſondern Heinrich geweſen, welcher aber in jener Zeit faſt allgemein il re giovane genannt wurde. Was iſt nun hier zu machen? Dante, der ſich überall ſo wohl unterrichtet zeigt, eine Verwechſelung des giovane und Giovanni, des Heinrich und des Johann zuzumuthen, ſcheint durchaus nicht zuläſſig, da ja auch Villani den Prinzen nie re Giovanni, ſondern ſtets re giovane nennt. So bleibt denn kaum etwas Anderes übrig, als die Lesart: Giovanni, wozu der Vers allerdings auffodert, auf Rechnung der unwiſſenden Abſchreiber zu ſetzen und anzunehmen, daß Dante giovane geſchrieben, mit einer freilich ungewöhnlichen Betonung, welche indeß in umile, piéta und vielen andern ähnlichen ihr Analogon findet. Ja ſelbſt, wenn man auch gióvane lieſt, ſo wird der Vers allerdings ſlombato, wie die Italiener ſagen, aber es möchte nicht ſchwer fallen, manche ähnliche Verſe im Dante aufzutreiben. Alles möchten wir uns eher gefallen laſſen, als den Verdacht einer ſo groben Unwiſſenheit auf den Dichter zu werfen.

XXX, 78. „Fonte Branda." Allerdings wird ganz allgemein die Quelle dieſes Namens in Siena als die hier gemeinte angegeben; allein, wie wir aus dem Munde mehrer Perſonen wiſſen, welche an Ort und Stelle geweſen, gibt es im Caſentino, im obern Arnothale, eine

*) Die beiden erſten Geſänge der Göttlichen Komödie, S. 73.

Digitized by Google

Quelle eben dieses Namens, welche wegen der persönlichen Verhältnisse des hier Redenden wahrscheinlich die gemeinste ist.

Wir brechen hier ab, um nicht unbescheiden zu werden, wie gern wir auch, wenn es gewünscht würde, bereit wären, dem hohen Verf. die Früchte unserer geringen Untersuchungen über manche andere Punkte des Gedichts mitzutheilen, und schließen diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, daß dem hochverehrten Philalethes recht bald die Muße werden möge, sein Versprechen zu erfüllen und uns mit seiner Bearbeitung des „Purgatorium" zu erfreuen.

L. G. Blanc.

Romanenliteratur.

1. Die drei Seeräuber. Roman von Eduard Gordière. Nach dem Französischen von F. Steger. 2 Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1838. Gr. 12. 2 Thlr.

Keine edelmüthigen Schufte, die Zwittergeschöpfe einer matten, unklaren Einbildungskraft, werden uns hier vorgeführt; es sind gemeine Schurken, von denen zwei ihre Schandthaten damit endigen, daß sie bei einem Zank sich gegenseitig morden. Der Dritte, der Schlechteste des heillosen Bundes, denn er fügt noch die Laster der Heuchelei und Feigheit zu den Greueln, die sie gemeinsam übten, wird gehenkt. Aber das Gemeine ist nicht gemein dargestellt, die Erzählung lüstelt nicht, noch verweilt sie wohlgefällig bei dem sittlich und physisch Häßlichen, ein gewisser Humor läßt nie das Schlechte zum empörend Widerlichen werden. Dabei wird eine faßliche und genügende Auskunft in den Anmerkungen nicht allein von nautischen Ausdrücken, sondern auch von den Gefahren des Meeres, den Zuständen auf den Schiffen, dem Unterschied zwischen Corsar und Pirat u. a. m. gegeben. „Der Capitain Malviré", als ein lustiges Nachspiel nach dem Drama zu betrachten, schafft sich und seinem Schiffsvolk die Frauen, die ihnen lästig werden, mit so guter Manier vom Halse, daß mancher gelangweilte Liebhaber anrufen möchte: Käme doch auch ein Kabeljauschiff, das mich von der einst so süßen, jetzt so verdrießlichen Gesellschaft erlöste.

2. Gräfin Elisabeth Löwenskiold. Novelle von Penseroso. Vier Bände. Leipzig, Wiedbrack. 1839. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Zwei Dinge zeichnen diese Familiengeschichte vor vielen ihres Gleichen aus: einmal daß die personificirte Tugend, die Gräfin Elisabeth, nicht zum bloßen Begriff sich erkaltet, daß sie bei ihrer Fehlerlosigkeit nicht langweilig und überlästig wird; dann ist ebenfalls sich zu wundern und zu bewundern, daß ein etwas knapp zugemessener Stoff, ohne durch anziehende Charaktere und Episoden reich und bunt zu werden, nicht durch Humor belebt, noch durch große Gedanken erhöht, dennoch vier Bände durch unterhält, welches Kunststück dem natürlichen Vortrage einer gesunden, einfachen Lebensansicht zugute kommt.

3. Phantasiedlumen. Novellen von Josephine von Rezmekházy. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

„Denn bei uns was vegetiret, Alles keimt getrocknet auf." So möchte man auch von diesen Novellen sagen, nur mit dem Unterschiede, daß nicht der dürre Sandboden, sondern eine überkünstliche Cultur die Trockniß erzeugte, die Blumen verbog, sie an Wachsthum, an vollständiger Entwickelung hinderte. „Liebe und Abgrund" ist, trotzdem daß das Erdbeben von Lissabon den Schluß ausmacht, dennoch kleinlich und eigentlich nur das alte Lied von einem vornehmen Wüstling, der Gattin und Kind verläßt, weil ihm eine jüngere, reichere Frau besser gefällt. Bei den „Sklaven" ist die Mäßigung zu loben, mit der die gräßlichen Scenen bei dem Sklavenaufruhr in Amerika erzählt sind; Liebe gleicht Stand und Farbe aus, die Tochter des reichen Pflanzers folgt dem Mulatten, dem Sohne der Sklavin, in die Wildniß. „Metamorphosen des Tages" sind die der Gesinnung, die durch äußern Schein bedingt wird. Um einer thörichten Leidenschaft zu fröhnen, verläßt eine verschrobene Frau Mann und Kinder, ein Jüngling verläßt die Geliebte, um eine Verbindung mit einer herzlosen Modedame einzugehen, die Getäuschten schließen eine Vernunftheirath zusammen, und das ist die Moral von der Sache. „Die Vestale" prahlt mit gelehrter Kenntniß des Alterthums; die Vestale Claudia wird von Kaiser Heliogabal entführt, das heilige Feuer erlischt, und so mit vielem Dampf und wenig Flammen geht auch die Geschichte aus. Bei „Nathanael" fehlt nur ein Kleines, um eine witzige Persiflage des Geschmacks mancher Damen zu sein, die die männliche Liebenswürdigkeit nach den Graden der innern Zerrissenheit des Individuums schätzen; der interessante mit sich und der Welt Zerfallene ist aus dem Irrenhaus entsprungen. Das klein wenig Fehlende an Geist und guter Laune ist Ursache, daß die Erzählung trotz des schlagenden Grundgedankens doch nur eine mittelmäßige ist.

4. Kleinstädtereien von Camilla Bodin. Übersetzt von Fanny Tarnow. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

„Kleinstädtereien" kann man die Erzählung blos insofern nennen, als ungelenke Manieren in der kleinen Stadt greller hervortreten als in der großen, wo die Intrigue nicht so leicht zu durchschauen, ein schadhafter Ruf eher zu verhüllen ist als dort. Aber Charaktere und Zustände sind ebenso wol groß- als kleinstädtisch, ja es mag sich in Paris noch öfter als in einem Städtchen in den Cevennen zutragen, daß die Tugend erliegt, daß ungeregelte Leidenschaften sich selbst bestrafen, und daß der entschiedene Egoist es zu Ehren und Vermögen in der Welt bringt, auch zu Glück, wenn man anders zugibt, daß Glück ohne Gemüth möglich sei. Einige Situationen in dem Romane überraschen aus einem weiblichen Munde und vielleicht milderte sie die Übersetzerin noch; aber das Laster wird nicht als das Rechte und Wahre gepriesen, nicht anlockend gemacht, und in dieser Hinsicht ist die Erzählung sogar als eine moralische anzuerkennen.

10.

Aus Italien.

Als einen Beitrag zu den verschiedenartigen Urtheilen des Auslandes über die deutsche Literatur führen wir einen Artikel („Bibliografia germanica") im Märzhefte der „Biblioteca italiana" von diesem Jahre an, der uns zeigt, daß Italiener wenigstens mit der Oberfläche unserer Literatur bekannt sind. Diese ist nun freilich von einem Theile ihrer Repräsentanten, die im Auslande ihren Sitz nahmen, um von da aus Invectiven und Schmähungen über Deutschland auszuschütten, in neuester Zeit den Fremden nicht von der vortheilhaftesten Seite dargestellt, und deren schiefe Urtheile mögen sich zum Theil immer noch daher schreiben; allein ihr eigener Schade ist's, daß sie nicht bessere Quellen für ihre Belehrung aufsuchen; die Ausländer wenigstens, welche Deutschlands Charakter und seine eigenthümlichen, von den Transalpinen wie den Transchenanen, kurz von den Romanen selten verstandenen Verhältnisse, welche seine Literatur und wissenschaftlichen Bestrebungen wirklich kennen zu lernen Gelegenheit hatten, haben andere Ansichten gewonnen und ausgesprochen als die von der „Biblioteca italiana" aufgestellte: „daß Deutschland, welches den Ruhm besitze, zuerst die Buchdruckerkunst erfunden zu haben, auch zuerst die nachtheiligen Folgen von dem Misbrauche derselben empfinde". Da die Bemerkungen der italienischen Zeitschrift über den Charakter der deutschen Literatur mit denen im Apeilheft des „Foreign quarterly review" ziemlich übereinstimmend lauten und in beiden besonders der metaphysische Grübelgeist der Deutschen, der wie Faust zu fliegen wünscht, perhorrescirt wird, hierauf aber schon in Nr. 174 d.

Digitized by Google

Bl. in dem Artikel: „Die deutsche Literatur im Auslande", geantwortet ist, so glauben wir uns einer weitern Analyse der Ansichten des italienischen Kritikers überheben zu können. Was zu einer Widerlegung und Berichtigung desselben sich sagen ließe, dessen ist so viel, daß wir um so weniger den Versuch dazu machen, da wir eine solche für unnöthig halten und nur mit dem Bemerken schließen, der Kritiker möge bessere Bücher über deutsche Literatur in die Hand nehmen, als er bis jetzt benutzt zu haben scheint. Wenn er aber auf den jetzigen sittlichen Charakter der Deutschen die nachtheiligsten Folgerungen aus dem Umstande zieht, daß Heine, dem er doch übrigens gar nicht abhold ist, ganz die Leichtfertigkeit, den Schmutz und die Gottlosigkeit der französischen Literatur in der deutschen repräsentire, so lese er, um zu sehen, was wir Deutschen selbst von der Sache und dem Manne denken, den Artikel im zweiten Hefte der „Deutschen Vierteljahrschrift". Heine ist seinem ganzen fremdartigen Naturell nach kein Deutscher, wie so Viele, die in der Gährung der heutigen Zeit, wo der Schaum oben zu kommen pflegt, eine laute Stimme in der deutschen Volksliteratur erhoben haben. In Heine ist kein Funke, nicht der leiseste Zug von deutschem Charakter, deutschem Gemüth und Ernst, von deutscher Tiefe und Wärme; Heine's Geist gehört einem fremden Volke, einer andern Zone an; die Zeit hat diesen Geist geweckt, aber von Deutschland hat er nichts als die Sprache, in der er schreibt, und die er, so viel an ihm liegt, verdirbt.

Zur Erklärung der räthselhaften Inschrift, welche sich auf einer Marmorplatte am Thurme der Kirche von Casaratta zu Bologna befindet*) und schon den Scharfsinn Vieler beschäftigte, hat sich endlich ein Oedipus gefunden, der Dr. P. L. Cocchi in dem Schriftchen: „Sullo enimme di A. L. C." etc. (Bologna 1833). Weit entfernt, die Inschrift für antik zu halten, oder gar Andeutungen des Naturcults der alten Etrusker darin zu finden, wie Andere vor ihm, setzt er sie bis um 1500 hinauf und bezieht sie auf die geistliche Ritterverbrüderung der Frati della Milizia oder Frati Godenti, wie sie später wegen ihres Reichthums und Luxus genannt wurden. Dieser 1213 zur Wiederherstellung des Friedens unter den italienischen Städten von Loderengo da Andallo, den Cocchi in dem Lucius Agatho Priscius erkennt, gestiftete und nachher von Papst Urban IV. bestätigte Orden hatte zu Casaratta einen seiner Sitze und häufige Zusammenkünfte. Indem nun der Erklärer die Worte Aelia Laelia Crispis für bloße Anfangsbuchstaben und Verkürzungen hält und durch Aedes loci altarin laete militia Christi pacis ausfüllt und die folgenden Worte: „Nec vir, nec mulier" u. s. w. darauf bezieht, daß die Gesellschaft der Godenti aus Männern, Weibern, Kindern ohne Unterschied bestand, übersetzt er: „La Società Militare Godente composta d'uomini donne ermafroditi fanciulle giovani vecchie caste meretrice podiche, venne meno per avidità tradimento ed invidia di un solo, ma non temè queste perdita perchè sa la religione sua nel cielo trovare il suo principio e riposo ad estendersi per mare e per terra Loderengo Andalò Primo Institutore coi dogmi che dettavn non marito non amante non congiunto, e perciò senza dolore senza gaudio e senza pianto, questa società che instituiva come mole o piramide o sepolcro seppe a cui poneva, ignaro del danno che la società suddetta avrebbe poi sofferto." Doch dürfte sich hiergegen noch Manches einwenden lassen, und wir gestehen offen, daß uns noch keineswegs Alles ganz klar zu sein scheint. 145.

*) Sie lautet

Aelia Laelia Crispis
Nec vir, nec mulier, nec androgyne,
Nec puella, nec juvenis, nec unus,
Nec casta, nec meretrix, nec pudica,
Sed omnia
Sublata,
Neque fame, neque ferro, neque veneno,
Sed omnibus
Nec coelo, nec aquis, nec terris
Sed obique jacet
Lucius Agatho Priscius
Nec maritus, nec amator, nec accessarius
Neque moerens, neque gaudens, neque flens,
Hanc
Nec molem, nec pyramidem, nec sepulcrum
Sed omnia
Scit et oscit cui posuerit.

Aenigma
Quod peperit gloriam
Antiquitas
Ne periret inglorium
Ex antiquolo marmore
Hic in novo reparavit
Achillus Volta Senator.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vollständiges

Real-Lexikon

der

medicinisch - pharmaceutischen Naturgeschichte

und

Rohwaarenkunde.

Enthaltend:
Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch - pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von

Dr. EDUARD WINKLER.

Erstes bis viertes Heft.

Aal — Hollgarna longifolia.

Gr. 8. Jedes Heft im *Subscriptionspreis* 20 Gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, entspricht einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfniss; es ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem Fache und nach eigenen Erfahrungen dem Stande der Wissenschaften gemäss bearbeitet worden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 306. — 2. November 1839.

Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Friedrich Fischer. Stuttgart, Metzler. 1838. Gr. 8. 21 Gr.

Fruchtbar mag wol, je nachdem man diesen Begriff nimmt, die logische Literatur, wie der Verf. will, genannt werden; aber doch in anderer Beziehung, wenn man nämlich bei dieser Fruchtbarkeit auf die Früchte sieht, auch nicht, und wir können darum immer noch jedes Werk, in welchem wir eine gezeitigte und nicht taube Frucht zu erhalten hoffen dürfen, sehr willkommen heißen. Das logische Capital, das durch die Philosopheme der neuern Zeit — wir wollen nur die hervorragendsten und einander besonders in dieser Beziehung entgegengesetztesten, Hegel's und Herbart's, nennen — in Umlauf gesetzt worden ist, ist, mag man sagen, was man wolle, Gott Lob ein großes; aber wie groß es sei, scheint wenigstens dem Ref. bis heute nur noch nicht auf eine bestimmte Größe, oder, wie wir hier eigentlich sagen müssen, auf seinen Begriff gebracht und damit zur vollen Erkenntniß und hiermit wiederum zur allseitigen Anwendung gekommen zu sein. Doch ist dieses Geschäft um so weniger aufzuschieben, als von einer Seite her verlautete und von Hegel selbst die Meinung wenigstens veranlaßt wurde, als ob die bisherige Logik ganz aufhören und namentlich die logischen Grundgesetze, wie man sich ausdrückte, „überwunden" werden müßten. Diese Meinung wirkte auch schon innerhalb der Schule so energisch, daß unsers Wissens bis jetzt keiner der Adepten es wagte, eine Darstellung der Logik, nicht einmal in der sich fest anschließenden Weise, in welcher Gabler einige Abschnitte der Phänomenologie bearbeitete, zu geben, während sie es doch an fleißiger Bearbeitung anderer Theile des Systems nicht fehlen lassen. Aber auch außer der Schule war es nicht zu verwundern, wenn die kecke Ankündigung mit Unruhe vernommen wurde, da, wenn auf der einen Seite das logische Vermögen annullirt werden sollte, während man auf der andern Seite die Zerstörung des historischen Schatzes laut verkündigte, jeder Anfänger im Rechnen leicht herausbringen mußte, was für Den, welchem Beides genommen werden sollte, übrig bliebe. Gerade darum wird es aber nothwendig, neuere Erscheinungen der Logik auch in Blättern wie die unsrigen und vor einem größern Publicum als einer bloßen Facultätsversammlung zu besprechen. Die Sache ist eine tief in das allgemeine Interesse eingreifende geworden; sie ist aber in der That nicht so gefährlich auf beiden Gebieten, auf dem der Logik wie auf dem der Geschichte, als sie sich das Ansehen gibt. Es geschieht nur ganz gemäß der wesentlichen Entwickelung des Denkens, daß eine Einseitigkeit mit einer andern vergolten wird, und am Ende des Streites dürfte es sich ergeben, daß kein Jota hier von dem Gesetze, dort von den Propheten verloren gegangen ist. Aber eine Revision des Vermögensstandes, also hier des logischen, wird allerdings dringend nothwendig, um so nothwendiger, als sogar unsere speculative Wissenschaft, wenn sie sich über ihren Besitzstand nicht Rechenschaft gibt, noch nicht so weit von der Gefahr einer neuplatonischen, gnostisch-phantastischen Vorstellungsweise — denn Philosophie ist das nicht mehr, wie man ganz neuerlich zur Genüge erwiesen hat — entfernt ist, als sie sich vielleicht dünken läßt. Betrachten wir nur manche unserer neuern metaphysischen Lehrbücher, so mögen sie wol in gewissem Betracht Encyklopädien heißen, denn sie reden von Vielem, ja vielleicht von Allem, was in die Philosophie und zum Theil auch noch anderswohin gehört, aber doch am wenigsten von Dem, was man in einer Metaphysik zu suchen berechtigt ist, und statt ihre Begründung einzig in einem stetigen logischen Fortschritte zu haben, benutzen sie die Logik kaum zu etwas mehr als zu einer äußern Formgebung, innerhalb deren sie ihre Gründe da- und dorther, von allen Gebieten der Empirie zusammenraffen, die Schärfe der Dialektik aber mit diesem allerlei Beiwerk abzustumpfen suchen. Jeder Beitrag zu einer bedächtigen Revision der Logik muß uns sonach höchst willkommen sein, und aus diesem Gesichtspunkte angesehen, namentlich auch die oben genannte Schrift, die sich zwar zunächst für Vorlesungen und Vorträge bestimmt, deren Verf. aber mit Recht noch besonders darauf aufmerksam macht, daß er „mehre wesentliche Beiträge zu einer Revision und Fortentwickelung der bisherigen Logik geben zu können glaube".

Die Logik definirt derselbe als die Wissenschaft von der Naturgesetzmäßigkeit des allgemein menschlichen Denkens (S. 3) und fügt noch später (S. 8) ausdrücklich hinzu, daß sie „das bloße Interesse der Naturforschung habe, ja Naturwissenschaft gleich der Psychologie sei, keine Regeln zu geben, sondern Gesetze zu erforschen habe". Der Verf.

Digitized by Google

stellt sich damit auf die Seite Derer, die die Logik nicht blos als Naturwissenschaft gleich der Psychologie, sondern, wie er selbst es auch später ausspricht, als einen einzelnen Theil der Psychologie setzen, unter den Neuern bekanntlich vor Andern Fries, Platner u. s. w., unter den Ältern die Stoiker. Ref. bekennt offen, daß er der entgegengesetzten Ansicht sei; aber dies soll ihn, hofft er, nicht hindern, dennoch Das, was uns Hr. Fischer bietet, anzuerkennen, so wenig er glaubt, daß dadurch die Wissenschaft gehindert werde von den Revisionsbeiträgen dieser Schrift Gebrauch zu machen. Erlaubt sei es nur, so weit es eben diese Anerkennung selbst erheischt, auch die abweichende Ansicht zu begründen, und wir wollen zu dem Ende vornehmlich einige der Punkte herausheben, auf welche der Verf. als auf Hauptcorrectionen der bisherigen Logik die Aufmerksamkeit selbst lenken möchte (S. III). Hier steht voran die Nachweisung des Denkens als Entwickelung der innern Verhältnisse der Dinge und der Denkgesetze als der sich von selbst geltend machenden Grundverhältnisse. Wir wollen hierbei unsre Zweifel nicht geltend machen, ob diese „Nachweisung" überhaupt in die Logik, wenigstens in diese Wissenschaft in ihrer abstract formalen Entwickelung gehöre; wir wollen auch die Erörterung der Frage zurückhalten, ob, welche Stellung das Denken auch immer als logische Thätigkeit erringt, diese Aufgabe und ihre Lösung gleich in dem Anfange, in der Einleitung ihre Stelle finden könne; aber da uns doch die Sache so gar bedeutsam scheint und Ref. deshalb den Verf., sollte auch er ihn misverstehen, doch gerade an diesem Punkte am wenigsten dem Misverständnisse anderer Leser dieser Blätter aussetzen möchte, so sei Das, was er darüber sagt, mit seinen eigenen Worten angeführt.

Durch die denkende Verarbeitung — heißt es S. 6 — und Wiederanwendung der Gedächtnißvorstellungen entsteht der Inhalt des Denkens, die Einsicht in den innern und wesentlichen Zusammenhang der Dinge. Die Wahrnehmung und Beobachtung für sich allein, ohne Nachdenken, würde uns die Dinge blos in dem äußern Zusammenhange der räumlichen und zeitlichen Nähe, wie sie neben- und nacheinander vorkommen, zu erkennen geben. Auch würde das Gedächtniß für sich allein, wenn nicht Phantasie und Verstand in seine Verknüpfungen hereinwirkten, die Vorstellungen blos nach den Gesetzen der Gleichzeitigkeit und Succession reproduciren. Innerhalb der räumlichen Nähe findet das Denken den Zusammenhang der Theile im Ganzen, der Eigenschaften in ihrem Gegenstande, innerhalb der zeitlichen Nähe dagegen den Causalzusammenhang; diese Zusammenhänge entwickelt es in dem Satze. In der Phantasie löst sich jener äußerliche und historische Zusammenhang der Vorstellungen, und diese werden spielend nach der Ähnlichkeit und dem Contraste sowie nach der Möglichkeit, höchstens nach der Wahrscheinlichkeit verknüpft. Allein dies sind wieder blos zufällige Verbindungen, welche das Denken auf wesentliche zu reduciren hat. Die Ähnlichkeit wird auf Gattungsgleichheit oder den Begriff, der Contrast auf die Artverschiedenheit oder den Gegensatz zurückgeführt; die Zusammenstellung des Möglichen und Wahrscheinlichen endlich auf die Anwendung der passenden Begriffe und Regeln im Urtheile und Schluß reducirt.

Ref. müßte sehr Anstand nehmen, dies hier Gegebene auch nur für eine Nachweisung, auch nur für eine Zurückführung des Denkinhalts auf die Einsicht in die innern und wesentlichen Verhältnisse der Dinge zu halten. Ist denn nicht gerade nach des Verf. eigener Darstellung der Zusammenhang der Theile im Ganzen, der Eigenschaften in ihrem Gegenstande, der Causalzusammenhang rein nur Das, was durch das Denken hinzugethan wird, was nicht gegeben wird in den Dingen, sodaß wir also vorläufig nicht mehr haben als eine Antinomie, eine doppelte Weise des Zusammenhangs, eines logischen und eines sinnlichen, deren eine der andern widerspricht, die zu einer neuen Bearbeitung auffodern, die zum Problem einer speculativen Kritik werden, in welcher sich dann erst zeigen kann, entweder welche von beiden der andern zu weichen habe, oder in welch Drittem sie sich einigen. Doch, wie gesagt, wir zweifeln, ob dieser Punkt überhaupt in eine Logik im gewöhnlichen Sinne gehöre. Der zweite Punkt, den der Hr. Verf. besonders beachtet wissen will, wäre die Unterscheidung der bloßen Verschiedenheit von dem Widerspruche und der Einstimmigkeit von der Identität. Also nun kämen wir zu dem wirklichen Anfange der Logik, zu den Grundgesetzen des Denkens, und diese werden wie gewöhnlich vorangestellt. Aber wie? Wo bleibt denn „das Interesse der Naturforschung"? Vermag diese mit den einfachsten Abstractionen zu beginnen, mit Formen des Denkens, die in keinem Denkacte außer der Logik vorkommen, und wodurch doch gleich bei dem ersten Schritte das logische Denken sehr das Ansehen eines „künstlichen" annimmt, was der Verf. Hegel verübelt (S. 12). Wollen wir aber auch nicht sagen, daß die Grundgesetze des Denkens auf diese Weise gar nicht in der Logik, wenn sie eine Naturwissenschaft sein soll, vorkommen können, so müssen sie doch jedenfalls durch eine der anatomischen ähnliche Präparation zu Tage gefördert werden und also ganz anderswo als am Anfange stehen. Und im Grunde fänden wir es auch gar nicht so ungeschickt, anders anzufangen. Die Logik als Naturgeschichte oder Naturwissenschaft müßte wol mit dem Urtheilen anfangen, denn dies wäre Das, was unmittelbar aus der Beobachtung des Denkens aufgefaßt werden könnte, und welche Darstellung der Logik man auch wähle, jedenfalls wird es gut sein, sich die Unmittelbarkeit des Denkens in diesem Acte zu vergegenwärtigen. Aber daß der Verf. nicht hiermit, sondern mit den Grundgesetzen beginnt, daraus möchten wir schließen, daß er uns näher steht, als er sich selbst gestanden hat. Den einzigen, sollen wir sagen, Gewinn, den die naturgeschichtliche Betrachtung schon bei den Grundgesetzen trägt, ist, daß hier schon der Unterschied des Möglichen und Wirklichen (§. 20) eingeführt wird, welche tief ontologische Distinction wir aber an dieser Stelle sehr bedenklich finden müssen. Betrachten wir indessen weiter die Behandlung der Principien selbst, so müssen wir es allerdings als einen sehr bedeutenden Vorzug rühmen, daß die Verschiedenheit von dem Widerspruche, die Einstimmigkeit von der Identität unterschieden wird. Im Grunde ist es eigentlich nur das Erstere, was mit Nachdruck hervorzuheben ist, denn sonderbarerweise haben die meisten Logiker das Zweite schon ausgeführt, ohne aber auf das Erste, als auf dessen logischen

Digitized by Google

Grund, zurückgeleitet zu werden. Und doch ist gerade der Mangel der Distinction zwischen Widerspruch und Gegensatz, wie wir statt Verschiedenheit lieber sagen möchten, in der neuern und neuesten Philosophie erweislich die Quelle der gefährlichsten Sophismen geworden. So einig wir mit dem Verf. hierin sind, so möchten wir dann über den Ausdruck dieser Grundgesetze doch mit ihm rechten, sowie daß sie selbst so ohne Grund und Folge auftreten und der Verf. sich sogar wenigstens einer Ableitung aus der Erfahrung geradezu widersetzt (§. 46 — 48), was doch bei einem Naturgesetze nicht der Fall sein sollte. Sie konnten aber auch das letztere nicht ohne Folge bleiben, sofern sie, z. B. das Gesetz der Identität, wahrhaft das alte Überall und Nirgend sind, in jedem Denkakte vorkommen und in keinem rein, sodaß es vor Allem für eine Darstellung, die die Logik für eine Naturwissenschaft erklärt, nothwendig erscheint, nachzuweisen, wie sich die Logik ihrer, die wir bis auf Aristoteles nicht rein finden, bemächtigt. Was den Ausdruck anbelangt (S. 24), so hätten wir Bedenken, zu sagen: „Ein Ding ist nicht ein Anderes", da wir meinen, daß gerade darin das Ding bestehe, daß es dies sei und ein Anderes. Der Genauigkeit wegen im Ausdruck, wenn wir auch das Wort: Ding, nicht in Anspruch nehmen, sollte es wenigstens heißen: ein Ding ist nicht ein anderes Ding. Ob das A nicht = non A der passendste Ausdruck für den Widerspruch sei, oder für den Gegensatz, darüber dürfte kaum nothwendig sein zu streiten, wenn wir nur mit dem Verf. festhalten, daß Positives und Negatives sich nicht widersprechen, wol aber Positives und Positives, d. h. also das Gleichnamige. Jedoch scheint uns der Gegensatz von Positiv und Negativ, vollends von Positiv und Positiv zu weit entfernt von der grundgesetzlichen logischen Einfachheit, als daß wir ihn hier auch nur zur Darstellung benutzen, noch viel weniger aber ihn erschöpfen könnten. Ref. würde darum diese Lehre von den Urtheilen verschieben zu müssen glauben. Aber zur Darstellung des einfachen, reinen Widerspruchs dürfte darum doch wol das A und non A am adäquatesten sein, sodaß dann das A und B den Gegensatz ausdrücken würde. Daß aber in dem non A das bestimmte Andere des A liege (§. 36), damit können wir nicht einstimmen. Es streitet dies nicht nur gegen den klaren Ausdruck des non A, sondern auch gegen den sehr genauen Sprachgebrauch, der einen mächtigen Unterschied macht zwischen nicht reich und arm, zwischen nicht schön und häßlich. Später (§. 95, von dem Urtheilen, S. 93) wird dies anerkannt und damit der frühere §. aufgehoben. Doch in verbis, noch mehr in literis simus faciles. Aristoteles würde etwa sagen: Das Lebendige ist auch ein Vierfüßiges, nicht aber das Vierfüßige auch ein Zweifüßiges. Wer es genau nimmt mit dem Principe des Widerspruchs und Gegensatzes, der wird dann auch dem Verf. um so sicherlicher beistimmen müssen in dem Bedenken gegen das principium tertii exclusi, und Ref. hat sich besonders gefreut, es als eine Quelle der Illusion bezeichnet zu finden. Merkwürdig ist für die Constellation der neuern Systeme, daß Herbart dem letztern wie Hegel dem Principe der Negation eine einseitige Bevorzugung einräumt, jener zwischen zwei Entgegengesetzten durchaus immer das Dritte ausgeschlossen haben will, dieser von einer Bestimmung des Begriffs ebenso nothwendig zu einer andern und zwar positiven Bestimmung will fortgetrieben werden. Offenbar wird aber durch diesen einzigen Punkt die Physiognomie der beiden Systeme wesentlich bestimmt: es kommt bei Herbart zur Methode der Beziehungen, bei Hegel zu der vorzugsweise sogenannten dialektischen Methode. Hegel ist ein entschiedener Gegner des Princips der Identität, und zwar weil er dessen misbräuchliche Anwendung gar zu klar einsah und aufdeckte. Darin, in dieser Feindschaft gegen das Princip der Identität und in der dadurch hervorgerufenen einseitigen Anhänglichkeit an die Negation, einzig darin nur beruht auch Das, was sich für eine Zerstörung der bisherigen Logik ausgegeben hat. Auch Ref. bekennt, daß er es statt mit dem ausgeschlossenen Dritten vielmehr gleich Bruno und Hamann (vgl. Jacobi's Werke Bd. 4, Abth. 3, S. 20 und Bd. 3, S. 503) mit dem principium coincidentiae, oder — wie er lieber sagen möchte, da ihm der Ausdruck nicht nur etwas Uneigentliches, sondern etwas Ungeeignetes, gar zu sehr dem Chaos zu Gefallen Redendes zu haben scheint — cohaerentiae oppositorum hält; aber er glaubt es damit nur halten zu können, wenn sein Hervorgehen aus dem Principe der Identität und des Widerspruchs als seiner nothwendigen Voraussetzung durch eine genaue Behandlung dieser einfachern Principien bedingt und somit die Sophistik, die überhaupt an diesem Punkte der Logik so gerne ihre Herrschaft beginnt, abgehalten, und doch die Manifestation der ganzen Macht des Denkens begründet wird, die allerdings durch Das, was Hegel den Standpunkt der Reflexion nennt, d. h., wie wir es verständlicher ausdrücken könnten, durch die einseitige Herrschaft des Princips der Identität gehemmt werden muß. Ref. möchte Das, was über dies principium tertii exclusi von dem Verf. vorgebracht wird, zu dem Werthvollsten, und gewiß nicht allein aus individueller Schätzung rechnen. Kurz würde Ref. seine eigene Ansicht so aussprechen: das principium exclusi tertii ist ein nur mathematisches Princip und kann nur bei absolut einfachen Bestimmungen, wie die Größenbestimmungen sind, in Anwendung kommen. Daher hauptsächlich auch nur in der Mathematik das indirekte Beweisverfahren anzuwenden ist, das auf diesem Principe beruht. Wie das Unendliche nur uneigentlich in der Mathematik vorkommen kann, so das Endliche oder gar Einfache nur uneigentlich in der Philosophie, der Wissenschaft der Idee. Nur zur Ehrenrettung des Aristoteles sei es erlaubt, noch beizufügen, daß derselbe nicht auf ein bloßes einseitiges Festhalten der Identität und des Widerspruchs sich beschränkt hat (§. 72), sondern ausdrücklich von einem Mittlern zwischen Entgegengesetztem spricht („Metaphysik", Buch 1, S. 201 u. 206, der Ausg. von Brandis) und nur dies noch nicht gehörig mit dem Gegensatze und der Identität zu vermitteln wußte, was am meisten daraus erhellen mag, daß er sagt: „was sich ineinander

Digitized by Google

verändert", was in entgegengesetzte Bestimmungen fortgeht, „müsse zur Materie zurückkehren; so aus dem Todten das Lebendige zuerst in die Materie, dann wieder in ein bestimmtes Lebendiges, der Essig in Wasser und dann wieder in Wein" (Metaphysik", Buch 2, S. 172).

(Die Fortsetzung folgt.)

Theodor's Briefe und Ego-Heft. Rio de Janeiro 1832 — 34. Hamburg, Meißner. 1839. 8. 20 Gr.

Unverstanden, unbeachtet wie die Sehnsuchtslaute und Lieder des Jünglings verhallten, dessen Nachlaß wir hier zur weitern Kenntniß fördern, so tönt auch jetzt leise aber laut die Klage manches Deutschen, der in unserer wanderlustigen Zeit zur Westwelt hinzog, doet die Verwirklichung halbbegriffener Traumgebilde vergeblich hoffend. Wie viele fehlgeschlagene Erwartungen sahen wir nicht so jenseit des Weltmeeres, wenn der zu spät Enttäuschte, sich in die Fluten sächlichen und sinnlichen Genusses stürzend, die reinere Stimme in der Brust zu übertäuben suchte, halb oder ganz vernehmlich sich Luft machen und zum zehrenden Wurme werden an der Frucht gemäßigterer Zonen! Bei Keinem schöner als bei dem Verf. des vorliegenden Büchelchens.

Theodor O., einer geachteten hamburgischen Familie angehörig, von deren neun hoffnungsvollen Kindern der Herausgeber des Büchleins nebst noch einem Bruder die einzigen nicht frühzeitig hingerafft sind, zog wie Viele nach dem schönen Brasilien, wo in dem dem Äquator benachbarten Bahia die Südsonne den vielleicht schlummernden Krankheitskeim reifte, dem er bald darnach im dritten Aufenthaltsjahre in Rio de Janeiro unterlag. Aus seinen Briefen an den Bruder, welche des Büchleins erste Hälfte füllen, bricht allenthalben das Sehnen nach den zurückgelassenen Gefährten der Jugend, nach der kühlern Heimat, ja selbst nach den rissigen Vergnügungen des nordischen Winters hervor, sowie der edle Widerwille gegen die schlaffe Sittlichkeit der Eingeborenen, die mit ihrer ehelichen Eifersucht sogar die Europäer angesteckt haben, wovon gar schauerliche Ausbrüche berichtet werden.

Die zweite, vom Verfasser als Darlegung seines eigensten Ichs, „Ego-Heft" überschriebene Abtheilung enthält Gedichte, denen wir nur einzelne kürzere Proben entnehmen dürfen, wenngleich die längern, wie „Eiche und Reseda an Amalie, die ihm den Strauß sandte" und „Regenphantasie", darlegen, wie dort, ungekannt und unvernommen, fern vom väterlichen Boden und minder glücklich als Ovid, ein Dichter sein junges Leben verhauchte. So singt, um nur der beiden die Fäden dieses poetischen Gewebes bildenden Grundzüge zu gedenken, der vor dem Abschiede seine erste Liebe gewaltsam niederkämpfende Jüngling sehnsuchtsvoll aus der Ferne:

Einst bin ich Knabe gewesen,
Ich kannte die Welt noch nicht;
Da saß die Hoffnung im Herzen,
Die Freude mir im Gesicht.

Und als ich Jüngling worden,
Mich täuschte die tückische Fei;
Da dacht' ich, wie schön, daß die Liebe
Nun auch in der Welt noch sei!

Nun bin ich hereingetreten,
Der Mann sitzt mitten darin. —
O Gott, wie als Knabe und Jüngling
Ich schändlich betrogen bin!

Gleichmäßig aber ergießt sich der Unmuth über das im neuen Lande Gefundene in einer, „Des Landes Freiheit" überschriebenen Reihe von Strafgedichten, also:

Freiheit herrschet, o Freund, in diesem gesegneten Staate,
Und Gerechtigkeit steht treu mit dem Schwerte ihr bei.
Zwar die Wage vermißt der Forscher; die kupferner Schalen
Sind vom Juiz de pay, denk' ich, zu Gelde gemacht —

und:

Du bist nicht frei
Genug in diesem Lande?
Geh Abends spät allein,
Mein Wort zum Pfande,
Man mache dich frei,
Von jedem Erdenbande.

104.

Notiz.

Mauritscher Baustyl in Indien.

Oberstlieutenant Tod fand im westlichen Indien auf seinen antiquarischen Wanderungen mehre Denkmäler alter Baukunst, welche ganz die Züge sarazenischer Architektur, wie sie sich in der Alhambra offenbart, und der aus ihr hervorgegangenen gothischen an sich trugen. Unter Anderm zeigte der Bogen eines Thors zu Anhulwarra ganz die Umrisse des sogenannten sarazenischen Bogens und konnte für einen Prototyp derer in der Alhambra gelten. Dies bringt ihn auf den Gedanken, daß der Europa im Mittelalter eigenthümliche Baustyl von den Arabern aus Indien gebracht sein könne. „Die Khalifen von Bagdad", sagt Tod, „die ihren Eroberungen zu Lande noch die Herrschaft zur See hinzufügten, traten in die reiche Erbschaft eines blühenden und uralten Handelsverkehrs mit Indien ein und eigneten sich in Kunst und Wissenschaft Alles an, was sie irgend Werthvolles in den von ihnen unterworfenen Ländern fanden. Im 8. Jahrhunderte, wo Haenn die Alhambra erbaute, waren die siegreichen Paniere der Araber am Indus wie am Ebro aufgepflanzt; und woher sollen sie jene Bogen zu wölben gelernt haben als von den Baumeistern der Indier, die längst ihre Vitruv hatten, als an Rom noch nicht zu denken war. Hatten die Araber mit dem oben erwähnten Bogen irgend etwas zu thun, so kann es sich nicht weiter erstrecken als auf den Plan; Ausführung und Verzierung waren sicherlich das Werk eines indischen Meisters. Aber auch so viel einzuräumen erlaubt die historische Wahrscheinlichkeit nicht; denn es läßt sich nicht annehmen, daß die Moslem, nachdem Alla aus religiösem Fanatismus die Thürme und Mauern der Hauptstadt von Ghuzneate niedergerissen hatte, dieselben für die Hindus wieder aufbauten. Der Charakter dieser Bauart ist weit älter und dem der Dynastien, welche Alla vorhergingen, ähnlich. Wer nach Delhi geht und hier einige Monate unter den unzähligen Bautrümmern der verschiedenen Dynastien zubringt, der mag aus jenen diese besser kennen und unterscheiden lernen als aus geschriebenen Geschichtsbüchern, da jede ihren bestimmt hervortretenden Baustyl hat; er wird hier lernen, daß von dem eigentlich indischen Bogen der sarazenische nur eine Modification ist. Auch ist es weit natürlicher, anzunehmen, daß der reiche und wissenschaftliche Hindu, der in Asteonomie, Algebra u. s. w. sich der größten Entdeckungen rühmt, der Erfinder jenes Baustyls sei, als der Beduine der Wüste. Um zu den Bogen von Anhulwarra zurückzukehren, so sind die Capitäle der wohlproportionirten Säulen rein indisch; zwischen den Festons, womit sie verziert sind, hängt an einer Kette die Vira-gantha oder Kriegsglocke, die älteste und allgemeinste Säulenverzierung in der Architektur der Dschainas, zu deren Glauben die Walhacas, die in dieser Stadt residirten, sich bekannten. Auf jeder Seite bemerkt man den Lotus. Freilich haben viele der prächtigsten Moscheen von Ahmedabad ähnliche Verzierungen, allein dies beweist weiter nichts, als daß die Moslem, als sie Ahmed's neue Stadt aus den Trümmern von Chandrovati und Anhulwarra aufbauten, aus diesen beiden Städten Alles nahmen, was sie ihrem Zweck irgend zusagend fanden." 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 307. — 3. November 1839.

Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Friedrich Fischer.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Wir dürfen, um nicht zu sehr uns auszubreiten, nicht so fortfahren, jeden einzelnen der von Hrn. Fischer besonders bezeichneten Punkte zu besprechen, und übergehen deshalb diejenigen, über welche sich für unsern nächsten Zweck uns weniger anzumerken daedietet, nämlich die durchgeführte Unterscheidung der verarbeitenden und anwendenden Denkfunction, die mehr psychologischer als logischer Natur zu sein scheint, die gegliederte Aufzählung der Producte denkender Verarbeitung, des Satzes, Begriffs und Systems, die vervollständigte Darstellung der Begeiffsverhältnisse und ihrer Correspondenz untereinander. Bei diesen letztern Titeln bemerken wir nur, daß der Verf. unter Systemdildung (§. 34 u. 35, S. 51) die durch Qualität vermittelte quantitative Classification der Begriffe versteht — Gattungsbegeiff, Artbegriff. Es ist dies ganz die gewöhnliche Vorstellung von System und insofern gegen den Verf. nichts einzuwenden. Allein daß die blos quantitative Vergleichung der Begriffe als solcher die ärmste ist, da die Bedeutung des Begriffs gerade darin besteht, nicht Zahl zu sein, dies möchte die Schuld tragen, daß oft Das, was System genannt wied, so wenig von der Idee des Wissens an sich hat und nicht mehr ist als ein Conglomeeat unvollendeter Denkacte, in deren Verknüpfung die subjectivste Willkür herescht. Die Logik ist gerade hier, wo sie es am wenigsten sein sollte, viel zu arglos gegen sich selbst gewesen. Die Keitik der bisherigen und Durchführung einer neuen Eintheilung der Uetheile, die nun folgt und die wir nicht getrennt gewünscht hätten von der Darstellung der Begriffsverhältnisse, da das Urtheil doch nichts Anderes ist als die Daestellung dieses Verhältnisses, die Beziehung der Begriffe, oder wie Hr. F. definirt: „die Aussage des innern Verhältnisses zweier Vorstellungen", veedient wieder besonders hervorgehoben zu weeden, da sie einen bedeutenden Punkt des Revisionsgeschäfts zur Sprache deingt. Der Verf. weist nämlich in seiner Kritik besonders der Kant'schen Kategorientafel nach, daß sich die vier von Kant aufgeführten Titel nicht auseinander halten lassen, und daß das wesentliche Eintheilungsprincip kein anderes sein könne als die Relation, und nach diesem zerfallen alle Urtheile in prädicative und causale. Vorerst wird man hier damit einstimmen müssen, daß kein Unterschied der Urtheile ein fester sei, in der Weise, daß wir sagen könnten: dieses Urtheil ist ein quantitatives, jenes ein qualitatives, sondeen vielmehr jedes Verhältniß mehrer Denkacte ist ein Inhalts- und Umfangsverhältniß zugleich und, sofern es das eine ist, auch das andere. Aber gerade in dieser Hinsicht zeigt sich auch der Unterschied von prädicativem und causalem Urtheile — unter welchem wir nach der eigenen Definition des Verf. unmöglich etwas Anderes verstehen können als das kategorische und hypothetische und sogar namentlich den letztern Ausdruck noch vorziehen müssen, da Causalität ein bloßes Gedankenverhältniß, oder Verhältniß der Vorstellungen, wie es der Verf. nennt, mit einem realen Verhältnisse zu vermengen droht — als ein solcher, der überwunden werden kann und muß. Wenn Hr. F. unter prädicativem Urtheile „die Aussage eines Merkmals von einem Gegenstande" (S. 70) versteht und sodann angibt, daß sich das Prädicatsverhältniß wesentlich von dem Causalverhältniß unterscheide (S. 82) dadurch, daß bei jenem Subject und Prädicat in einem Identitätsverhältnisse stehen, bei diesem die Glieder verschiedene Dinge (?) sind, die nur auseinander abfließen (?), so wäre eben in diesen Worten schon, wenn es uns nur erlaubt ist, die Ausdrücke für das Causalverhältniß präciser, sowie es sich in der reinen Logik als reines Denkverhältniß darstellt, zu wählen, der Fingerzeig gegeben, wie beide von dem Verf. völlig getrennte Urtheile nur die Momente einer Einheit sind. Das prädicative Urtheil setzt eine Identität; aber ebenso fern sie eine gesetzte ist, so muß sie einen Unterschied zu ihrer Voraussetzung haben, und diese Voraussetzung wird aufgehoben und gesetzt im causalen oder hypothetischen Uetheile, in welchem das Urtheil erst zu seinem vollen Rechte kommt, dessen Eigenthümlichkeit wir darum auch nicht eine Relation nennen möchten, sondern, was das Wort bezeichnet, eine Manifestation des Denkens als einer solchen Thätigkeit, die verschiedene Denkacte auseinander zu halten vermag. Relation, Beziehung ist alles Denken als solches, also nicht das Unterscheidende des Urtheils, das vielmehr darin desteht, durch die Beziehung den Unteeschied zu setzen. Wenn sonach der Verf. das hypothetische Urtheil (S. 67) ein unvollzogenes nennt, so möchten wir statt dessen lie-

Digitized by Google

der sagen: das Urtheil, das wirklich vollzogen ist, auch in dem Sinne des Verf. dadurch, daß zwei Vorstellungen aufeinander bezogen werden, erweist sich in seiner hypothetischen Form, in welcher der Unterschied bis zu seiner Spitze getrieben wird, sodaß sogar die Copula mit in die Trennung hineingezogen wird: wenn A ist, so ist B, — erweise sich hier als der unvollendete Denkact, der dadurch, daß er den Unterschied setzt, ohne zugleich die Einheit zu vermitteln, beide bezogene Vorstellungen oder Denkacte zu vereinzeln Gefahr läuft. Damit wird gerade die hypothetische Form des Urtheils diejenige, welche zum Schlusse fortdrängt, in welchem nun die Trennung der Copula festgehalten wird, sodaß sogar mehre Urtheile entstehen, wobei aber zugleich in der Conclusion sich zeigt, wie durch die Trennung die Beziehung der getrennten Denkacte vermittelt wird. Ehe wir aber hierüber noch etwas sagen, haben wir in der Fischer'schen Kritik der Lehre vom Urtheile noch einen Punkt mit besonderm Lobe hervorzuheben in der Vergleichung der Kategorien der Relation mit denen der Modalität (S. 67, §. 26):

Der schlimmste Fehler der Kant'schen Eintheilung der Relation — heißt es dort — liegt in den verfehlten Titeln: kategorisch und hypothetisch, welche auf eine mangelhafte Unterscheidung des Eintheilungsprincips der Relation von dem folgenden der Modalität, welchem jene Namen eigentlich angehören, deuten. Denn kategorisch bezeichnet eine bestimmte, der Gewißheit korrespondirende Aussage und besagt griechisch ganz Dasselbe, was assertorisch auf lateinisch. Hypothetisch ist dagegen nur eine besondere Modification des Problematischen, nämlich eine von einer Bedingung abhängig gemachte Aussage.

Hierin müssen wir dem Verf. wenigstens zum Theil vollkommen beistimmen, nämlich in der Parallelisirung des Kategorischen und Assertorischen. Hingegen das hypothetische und problematische Verhältniß wüßten wir nicht zu vereinigen. Ein Verhältniß der Möglichkeit liegt vielmehr in dem disjunctiven Urtheile: A kann möglicherweise a oder auch b sein; wenn es aber a ist, so ist es unmöglich b (oder nothwendig nicht b). So bestimmt sich das disjunctive Urtheil zum hypothetischen fort, und das Verhältniß geht in dem letztern über zur Nothwendigkeit. Daß in dem Wenn das hypothetische Urtheil seine Herkunft und seinen Zusammenhang mit einem Verhältnisse der Möglichkeit kund thut, verführte ohne Zweifel Hrn. Fischer, das Verhältniß der Urtheilsglieder selbst, das ein rein apodiktisches ist, für ein Verhältniß der Möglichkeit anzusehen. Aber da nun auf diese auffallende Weise in der Kant'schen Kategorientafel ein und dasselbe zweimal vorkommt, so ist es klar, daß Eines oder das Andere weichen muß, und es ist klar, daß die Kategorie der Modalität, die ohnedies schon bei manchen Logikern Verdacht erweckt hat, ohne daß sie sich ihn immer bestimmt zu erklären wußten, dieses Loos treffe. Nur daraus, daß nicht beide Mal in derselben Bedeutung, ist erklärbar, daß ein und dieselbe Sache zweimal vorkommt. Die Titel der Relation: kategorisch, disjunctiv, hypothetisch, bezeichnen reine Gedankenverhältnisse, während die Titel der Modalität: assertorisch, problematisch, apodiktisch, dieses Verhältniß in einer höhern Einheit als die des bloßen Denkens, in der Einheit des Denkens und Seins auffassen, also nicht mehr in die reine Logik gehören, sondern ihrer ontologischen Natur nach in die Metaphysik, oder, je nachdem wir diese modificiren, mindestens in die angewandte Logik.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Poesien. *)

Auch Frankreich hat noch seine Lyrik, deren Blüten freilich nicht so prachtig und mannichfaltig gestaltet sind wie der lyrische Blütenflor Deutschlands. Wir finden da nicht die einfach lyrische Grundstimmung, die Gemüthspoesie, wie sie sich in Uhland, J. Kerner und Andern bekundet; nicht wie bei Heine jenen auffallenden Wechsel in den Stimmungen, die von der zartesten Auffassung bis zum Hohne, zur wildesten Ironie und dem ausgelassensten Witze überschlagen; nicht den gedankenvollen, gewichtigen Schmerz Lenau's; nicht jene heitere, bald einfach naive, bald zart blumenreiche, bald gegen den Despotismus mit weltbürgerlichem Freimuth sich rüstende Lyrik Anastasius Grün's; nicht jene luxuriöse, orientalisch farbenreiche, vielfach verschlungene Reim- und Versvegetation der Rückert'schen Lyrik; nicht jenes schmerzhaft düstere Colorit der Chamisso'schen, und durchaus nicht jenes In- und Durcheinanderbilden des epischen und lyrischen Elements, wie es in der deutschen Lyrik auf eine so innige Weise stattfindet. Die französische Lyrik hat wie das politische Raisonnement, die Conversation, der Roman der Franzosen ihr Schema, wonon sie nicht abweichen darf. Das Gemüth wird der Form geopfert, die Innerlichkeit geht in blos äußerlichen Zuthaten auf. Das Märchenhafte, das Gläubige, das Gemüthliche, Heimliche, Trauliche in der deutschen Natur fehlt den Franzosen. Sie haben keine Musik in sich selbst; sie haben höchstens Arien, Couplets, munterer Gassenhauer, patriotische Lieder, die Kriegsmärsche, aber nicht Gesänge sind; nicht den Gesang des Gefühls, der Empfindung. Doch fehlt es ihrer Lyrik nicht an edeln, erhabenen, großherzigen Gedanken, die sich durch einen gewissen Pomp der sprachlichen Einkleidung noch stärker hervorheben; nicht an Schalkhaftigkeit, Grazie und spielendem Reiz in dem munternn Genre der Lyrik, das sich noch oft der Fabel und Idylle zuneigt. Das Meiste macht sich bei den französischen Lurikern gelegentlich. Die doctrinaire Muse überwiegt die rein lyrische, auch die Odenton ist den französischen Lyrikern geläufig und der Alexandriner, besonders für das Didaktische, noch immer Lieblingsform. An guten religiösen Dichtern hat Frankreich weniger Mangel als gegenwärtig Deutschland. Wir nennen hier einige der neuesten Producte auf dem Gebiete der jungen französischen Lyrik:

1. Les petits enfants, par *C. Benzeville.*

Der Dichter dieser „Kleinen Kinder" ist ein Handwerker, ein Zinngießer, kein poetischer, sondern ein poetischer. Man findet in diesen Gedichten jedoch nichts, was den Handwerker verriethe, was an seine schwieligen Hände, seine weniger raffinirte als kräftige Sprache erinnerte. Seine Poesie ist — man möchte sagen leider! — nur ein Nachhall der Salonspoesie, die reicher an Phrasen als Gedanken ist und im Allgemeinen gesuchte und vornehmthuerische Bilder liebt. Aber sie sind, doppelt bemerkenswerth bei einem Zinngießer, oft von nicht gewöhnlicher Anmuth, leichter Versification und nicht ohne einzelne frische Gedanken. Die Sujets dieser Lieder sind meist der Kinderwelt entnommen, ja die Muse Benzeville's ist selbst ein blondes Kind, mit hellem Auge, welches durcheinander lacht, weint, singt und betet. Wie anmuthsvoll der Dichter sein kann, beweist das flüssig gereimte Gedicht: „La petit mousse", mit der Anfangsstrophe:

*) Vgl. einen größern Art. über französische Lyrik in Nr. 253—255 d. Bl. D. Red.

Ma bonne mère,
Loin de la terre,
Dans un bateau
Flottant sur l'eau,
M'a mis au monde,
Et c'était l'onde
Qui me berçait,
Qui m'endormait.

Das Gedicht über die Eindrücke, welche der poetische Zinngießer bei dem Anblicke eines Kindertheaters hatte, ist zwar klare Poesie, aber voll wahrer Gedanken. Es heißt darin:

Pourquoi déjà quitter vos robes d'innocence,
Enfants pour revêtir nos vêtements actifs?
De manteau qui couvrait votre jeune espérance,
Eh bien! vous savez donc ce que cachent les plis!
Vous savez ce qu'il faut de trompeuses paroles
Pour émouvoir le coeur et corrompre les sens!
Vous savez ce qu'il faut des promesses frivoles
Pour nous faire oublier et devoirs et serments!
Vous savez comme on doit se masquer le visage,
Pour jouer la douleur, le mépris ou l'amour!
Vous savez ce qu'il faut d'hypocrite langage
Pour colorer le vice et le montrer au jour!

2. Palinodies, par *Ribelle*.

Zwei versificirte Stücke, das eine unter dem Titel: „L'ange déchu", an Lamartine, das andere unter dem Titel: „Le peuple", an Lamennais gerichtet. Der Verfasser beklagt darin, daß Lamartine in seinem Gedichte „La chute d'un ange" eine verkehrte Geschmacksrichtung genommen habe, und daß Lamennais in seinem „Livre du peuple" jenen Grundsätzen untreu geworden sei, welche er in seinem „Essai sur l'indifférence en matière de religion" ausgesprochen habe. Man kann nicht leugnen, daß es Ribelle gut meint und in diesen „Palinodien" eine starke Gabe oratorischer Kraft entwickelt. Das Unklare in Lamartine's religiöser Richtung greift Ribelle am stärksten in folgender Stelle an:

Laisse à de vains rhéteurs de fatales doctrines;
Sois l'ange, esprit céleste, ou l'ange des ruines,
Et franchement athée, ou franchement chrétien,
Choisis! — Haut, le Christ, ou le mal, ou le bien!
Abjure les faux dieux! — Bienfaisant météore,
Brille et songe à l'éclat de ton heureuse aurore.
Chante! et comme autrefois poète glorieux,
Abandonne l'enfer, remonte dans les cieux!

Es ist klar, daß Ribelle in dieser Apostrophe dem armen Dichter, der jetzt — unmoralisch genug! — eine Viertheilung der Türkei projectirt, zu übel mitspielt. Was Lamennais betrifft, so geißelt Ribelle vorzüglich dessen politische Meinungen und demokratisch-revolutionnaire Traumbilder. Es ist viel Kraft in den Strophen, die Ribelle an Lamennais richtet, aber zugleich der Ruf der Verzweiflung, ausgestoßen von einem strengen Monarchisten, die einen der berühmtesten Schriftsteller unserer Zeit mit Waffen und Gepäck zu den Gegnern übergehen sieht.

3. Premiers chants, poésies par *Louis de Ronchaud*.

L. de Ronchaud besitzt ein nicht unbeträchtliches Dichtertalent, er weiß seine Gedanken in meist reinen und harmonischen Versen wiederzugeben und oft durch einen anmuthig elegischen Ton zu rühren. Er gehört der Traumschule Lamartine's an, und religiöse und philosophische Gedanken sind seine Lieblingsgegenstände.

4. Poésies religieuses et chrétiennes, par *Ch. Corbière*.

Corbière hält sich in seinen Gedichten von mystisch-religiösen Spiegelfechtereien glücklich entfernt, es herrscht darin ein reelles, gewissermaßen praktisches Christenthum, und viele seiner Poesien sind für den Kirchengesang bestimmt und gerignet. Es ist zugleich nicht ohne dichterisches Talent, welches sich durch Reinheit, Ernst und Würde auszeichnet, in seinem Style einfach und klar, in seinem Glauben protestantisch, biblisch gläubig, tolerant, wohlwollend. Wenn er aber auf der einen Seite alles Affectirte vermeidet, so fehlt es ihm auf der andern Seite an Kunst des Ausdrucks; er ist angenehm, er gefällt, aber er reißt nicht hin; doch erhebt er sich oft zu einer gewissen Höhe und bleibt nie unter der Würde seines Gegenstandes.

5. Pensées en vers, par *C. L. Mollevaut*.

Eine beträchtliche Sammlung von Distichen, welche in vier Abtheilungen gebracht sind. Mollevaut versteht es, seine Gedanken in die möglichst concise Form zu fassen und seiner Muttersprache eine Kürze abzugewinnen, deren sie nur selten in dem Maße fähig ist. Wir finden hier ungefähr tausend Gedanken und Gedänkchen, die, wie es bei einer so großen Anzahl nicht auffallen darf, sowol in Betracht der Form als des Inhalts nicht von gleichem Werthe sind. Aber die Mehrzahl ist alles Lobes werth; eine lebhafte Sympathie für alle edlern Gefühle spricht sich darin in ebenso würdiger als energischer Weise aus. Mit Kraft brandmarkt Mollevaut die niedrigen Leidenschaften und Laster, und über die Lächerlichkeiten und Narrheiten der modernen Gesellschaft schwingt er muthvoll die Geißel der Satire. Einige seiner Grundsätze suchen wir hier in derselben Kürze, die übrigens an die Rückert'schen Epigramme erinnert, deutsch wiederzugeben:

Nur Wort-Wohlredenheit kann nicht ins Herz sich senken;
Die beste Redekunst, das ist die Kunst zu denken.

Die Phantasie, gerafft von ihrem stürm'schen Flügel,
Bringt selbst sich um, legt ihr Geschmack nicht an den Zügel.

Wenn Dichtkunst liebt, Moral für ihr Gesetz zu halten,
Ist sie die edle Kunst, die edle Kunst der Alten.

Gedanken, den mit Worten allzu beschwerten, nenn' ich
Geldmünze, die verwandelt in einen Kupferpfennig.

Viele dieser Epigramme sind direct gegen die Zügellosigkeiten der modernen französischen Dichterschule gerichtet. Schade, daß Mollevaut seine Epigramme nicht sorgfältiger gesichtet und seinem Leser die Mühe nicht erspart hat, die Perlen dieser Sammlung selbst auszulesen.

6. Eleuthérides, poésies, par *J. Michel Berton*.

Der Verfasser dieser Gedichtsammlung hat sich schon früher auf eine vortheilhafte Weise durch die Stiftung der „Revue poétique" bekannt gemacht, die allerdings nicht lange bestand, weil die Poesie diese Art der Publication nicht verträgt, die sich aber durch das Talent und den guten Geschmack der Redaction während ihres kurzen Daseins Achtung erwarb. Berton theilte darin einige Stücke von eigener Erfindung mit, welche Beifall fanden; ein Erfolg, der ihn zur Herausgabe seiner „Eleutheriden" ermuthigte. Der von ihm gewählte Titel spricht den Geist und die Gesinnung des Dichters bedeutungsvoll aus, denn in dem ἐλεύθερος der Griechen liegt nicht blos der Begriff: frei, sondern auch die Begriffe: redlich, edelmüthig. Die Griechen wußten wohl, daß man, um frei zu sein, auch rechtschaffen, edelmüthig und großsinnig sein müsse, mehrend man jetzt den Begriff der Freiheit mit der bießen Emeutenlust und der Verhöhnung alles Sittlichen, Hohen und Ehrwürdigen öfter, als gut ist, zu vermischen scheint. Berton glaubt mit Recht, daß die erste Forderung, die man an einen Dichter zu stellen hat, die ist, daß er große, edle und erhabene Tendenzen verfolge und sein Talent würdigen Gegenständen widme. Diese Grundsätze führt der Dichter in der Vorrede zu seinen „Eleutheriden" aus und seine Gedichte sind die Anwendung davon, die schönen Beispiele, womit er seine Grundsätze bewahrheitet. In seinem Gedichte: „La Grèce affranchie", mit der Anfangsstrophe

Qu'importe aux puissants de la terre,
Que dans les temples profanés
Sous l'étendard du fanatisme
Puissent les fronts prosternés?

Digitized by Google

ferner in den Gedichten: „Le proscrit" und „L'amnestié Italien", in den „Polaischen Scenen", in dem Gedichte mit der Überschrift: „L'Espagne", überall finden sich edle Gefühle, fruchtbare Ideen und eine wahrhafte Freiheitsliebe. Oft ist der Ausdruck etwas kalt, aber immer süß und haemonisch; doch schwillt er auch nicht selten lebhaft und energisch auf. Die Grenzen seiner Individualität überall durchbrechend, erhebt sich Berton auf die Höhe der Zeit und ihrer großen religiösen und politischen Fragen. Seine Verse sind nicht fehlerlos, aber immer klar und frei von der phrasenreichen Verworrenheit des romantischen und neufranzösischen Jargons. Mehre von ihm mitgetheilte Nachbildungen oder Übersetzungen aus dem Englischen und Italienischen machen auf die Aufmerksamkeit französischer Leser Anspruch.

7. Le vol des heures, poésies par *Ferdinand Dugué*.

Dugué schließt sich derjenigen Richtung der Lyrik an, welche von den Franzosen die intime genannt wird; er ist wesentlich individuell; er besingt seine Irrthümer, Mühen und Kämpfe, denkt oft an die Ewigkeit, versteigt sich auf der Leiter der Mystik zum Himmel und fällt plötzlich auf die compacte Erde herab; er besingt seine Liebe und die Weltlust, wo dann seine Lyrik einen leichtern und freiern Schwung nimmt; er hat ehrgeizige Launen, sieht sich getäuscht, angeekelt und thut Buße, sodaß sich bei ihm Profanes und Religiöses ineinander mischt. Seine Verse sind harmonisch, sein Styl im Ganzen rein und frei von den Verirrungen der neuern Schule. Aber auch nichts Außergewöhnliches, Originelles, Überraschendes! Dugué's Lyrik geht die breit getretene Straße der Mittelmäßigkeit.

8. Recueillements poétiques, par *Alphonse de Lamartine*.

Über diesen Deputirten und Dichter, der als Dichter wie ein Engel, als Politiker wie Phaethon gefallen ist, hören wir am besten einen französischen Kritiker, dessen schaefen Bericht wir hier im Auszuge mittheilen. „Man wird in dieser Sammlung", sagt der Berichterstatter, „viele mittelmäßige Stücke, viele Nachlässigkeiten und nur ein oder zwei Gedichte finden, welche des Verfassers der „Méditations poétiques" würdig sind. Das darf aber nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, wie gering Herr von Lamartine selbst seine literarischen Arbeiten achtet. Der Brief, den er als Vorrede seinen „Recueillements" beigefügt hat, ist ein gar sonderbares Document, wohl der Beachtung der Leser werth. Arme Leute, die ihr seid, wenn ihr den Dichter für einen tiefsinnigen Träumer haltet, der in idealen Regionen lebt! Weit gefehlt! Lamartine macht seine Verse, wie ihr ein Ritornell trillert, so im Spazierengehen, um damit seine Schritte abzuzählen. Denn ihr müßt wissen, daß Lamartine gewaltig beschäftigt ist und bis zum Abend keinen Augenblick Ruhe hat. Der Deputirte absorbirt den Dichter mit Haut und Haar. Wenn er nun einige Muße hat, so läßt er seine gutwillige Feder auf dem Papiere hin und wieder laufen, ohne sich etwas Rechtes dabei zu denken, und es entsteht ein Gedicht daraus. Daher diese einförmigen Klagen und Lamentationen ins Unendliche, ohne irgend eine originelle Idee, einen sinnreichen Gedanken! Daher diese zugleich trivialen und prätentiösen Bilder, diese peinliche Harmonie! Bewahre uns der Himmel vor allen Poeten, welche Verse machen, um damit auf einem Spaziergange ihre Schritte zu zählen! Herr von Lamartine nimmt es gewaltig übel, wenn man ihn tadelt, daß er eine politische Rolle spielen wolle, und er hat Recht; warum sollte man ihn dazu verurtheilen, ewig nichts als Verse zu machen? Aber man kann dem Lande auch in einer andern Stellung als in der eines Deputirten nützlich sein, und selbst der Dichter, wenn er wahrhaft Dichter ist, kann einen ebenso großen Wirkungskreis haben, als nur irgend ein Gesetzgeber. Aber um diese Autorität zu erringen, muß er in seinen Gedichten von ganz andern Sachen als von sich selbst sprechen; er muß seine Individualität hinter sich lassen und sein Talent dem großen Werke einer socialen Wiedergeburt widmen. Die Dichtkunst muß ihm mehr sein als eine bloße Aneinanderreihung schön klingender Worte, bestimmt, die Öde und Unfruchtbarkeit seiner Ideen zu maskiren. Früher gab sich Lamartine die Stellung eines katholischen Dichters, der sich mit Entzücken mystischen Träumereien überließ. Aber die Zeiten ändern sich. Eine gleiche Tendenz würde jetzt nicht mehr die großen Wirkungen von damals hervorbringen; sie auch jetzt noch verfolgen, hieße sich selbst zu einer Stellung außerhalb der geistigen Bewegung der Zeit verdammen und sein Talent in eine zu beschränkte Sphäre bannen, die für ein Genie zu eng wäre. Lamartine begriff das wohl, und Spuren dieses Vergefühls zeigen sich schon in seinen „Souvenirs d'Orient"; besonders seine Zusammenkunft mit Lady Stanhope zeigt ihn uns als einen Dichter, welcher schon in der Ferne auf einen Ruhm speculirt, der außerhalb des Gebiets der Poesie liegt. Von nun an findet in der Tendenz seiner Schriften eine vollkommene Umwandlung statt, eine wahrhafte Metamorphose; von einem übertriebenen Katholicismus läuft er zu einer Art Protestantismus über. Im „Jocelyn" predigt er gegen den Cölibat der Priester, in der „Chute d'un ange" zeigt er sich als einen Deisten, endlich befinden sich in seinen „Recueillements poétiques" Stücke, wie die Epistel an Herrn von Genoude, welche der Ausdruck einer philosophischen Skepsis sind. Diese Steigerung, oder vielmehr dieser Abfall ist wahrhaft curios und nicht blos bei Lamartine wahrzunehmen; es ist derselbe Weg, den Lamennais gegangen ist, oder besser, den er vorzeichnete, der Weg, welchen, wie es scheint, alle aufgeklärten Katholiken gehen müssen. Aber der Dichter der „Méditations" und „Harmonies" kann vielleicht noch weniger als der Verfasser des „Essai sur l'indifférence en matière de religion" hoffen, auf seine Zeit einen überwiegenden Einfluß auszuüben. Deputirter oder Poet — immer wird er isolirt in seiner Nebelregion bleiben, während das Publicum umsonst sich bemühen wird, über seine Überzeugungen und über die Principien, welche ihnen zur Grundlage dienen, klar zu werden." 108.

Miscellen.

Unter den Rechtsgelehrten, welche Gedichte verfaßt haben, verdient besondere Erwähnung Emmeran Eisenbeck, der Rechte Doctor und Consulent der Reichsstadt Regensburg (gest. 1680). So sauer wie diesem Manne ist wol noch Niemanden das Dichten geworden. Er war in den letzten Lebensjahren am ganzen Körper gelähmt, sodaß er weder Hand noch Fuß bewegen, ja nicht einmal sprechen, sondern nur ein wenig mit dem Kopfe nicken konnte. Zum Zeitvertreibe verfaßte er aber, heitern Geistes und unverdrossen, nichtsdestoweniger recht artige lateinische Gedichte auf folgende Art. Vor ihm war eine Tafel aufgestellt, auf welcher die sämmtlichen Buchstaben des Alphabets geschrieben waren; daneben stand ein Diener, welcher mit einem Stabe willkürlich herumtappen und bald diesen bald jenen Buchstaben berühren mußte, bis er zufällig den traf, welchen Eisenbeck im Sinne hatte. Jetzt nickte dieser mit dem Kopfe, worauf der Diener den gefundenen Buchstaben zu Papier bringen und hernach auf dieselbe mühselige Art einen andern Buchstaben suchen mußte, bis endlich eine Sylbe, ein Wort, ein Vers zum Vorschein kam.

Leyser (Sp. 550. m. 1, 2) führt verschiedene Beispiele an von der Zweifelhaftigkeit der Absicht zu beleidigen bei Injurienklagen. So bediente sich Jemand der Aufschrift an einen Kaufmann, mit welchem er in schlechtem Vernehmen stand: „A Monsieur N. marchand bien ruiné" Belangt deshalb, vertheidigte der Beklagte sich, es handle sich nur um einen Schreibfehler, indem er, Beklagter, habe schreiben wollen: marchand bien renommé. 166.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 308. — 4. November 1839.

Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Friedrich Fischer.

(Beschluß aus Nr. 307.)

Nach Dem, was wir oben über das hypothetische Urtheil gesagt haben, dürfen wir auch nicht einstimmen, wenn es sodann über Schließen heißt (S. 111): „Der Gewinn an Fortschritt und Begründung der Erkenntniß durch den mittelbaren Schluß ist ziemlich unbedeutend und verlohnt kaum die ungemeine Breite und Sorgfalt der Ausführung, welche diesem Theile der Logik bis jetzt, besonders aber in frühern Zeiten zugewendet wurde.“ Der Schluß, insbesondere der mittelbare, ist vielmehr der wichtigste Denkact, weil der vollendetste, und der vollendetste, weil hier alle Momente des Denkens, und zwar nicht mehr vereinzelt, wie im Begriffe und Urtheile, sondern gegenseitig vermittelt zu ihrem Rechte kommen. Bei dieser Lehre vom Schluß will nun der Verf. hauptsächlich geachtet wissen auf folgende Punkte: die Zurückführung der unmittelbaren Schlüsse auf ihren einfachsten Ausdruck, sofern sie entstehen durch veränderte Quantität, Qualität und Modalität; neue Eintheilung der mittelbaren Schlüsse, nämlich in prädikative und kausale auf ähnliche Weise wie bei den Urtheilen; Aufzeigung des disjunctiven, wie des hypothetischen Schlusses als müßiger Wiederholungen, nämlich von unmittelbaren Schlüssen. Wiederholung — ja auch darin müssen wir dem Verf. recht geben, denn es dürfte sich wol nicht ein mittelbarer Schluß finden, der sich nicht in Form eines unmittelbaren darstellen ließe, und umgekehrt; aber müßig, dies würden wir doch nur erst dann auszusprechen wagen, wenn der eine in der That nichts Anderes gäbe als der andere. Einen solchen Fall können wir aber nur dem Schließenden, nicht aber der Schlußart selbst zur Last legen. Wird freilich der disjunctive Schluß so, wie ihn die Logiker allerdings gewöhnlich wollen, gebildet: A ist entweder a oder b, nun ist es nicht b, also ist es a, so ist er schon darum zu verwerfen, weil er auf ganz unzulässige Weise nach dem principium tertii exclusi verfährt. Um des gleichen Grundes willen müssen wir uns aber wundern, daß der Verf. den unmittelbaren Schluß mit veränderter Qualität, auf den er jenen zurückgeführt wissen will (S. 115, §. 42), zuläßt; ebenso, daß er später (S. 152) dem apagogischen Beweis zu viel einzuräumen scheint, ihm, der wol beiweitem die größte Rolle in der Sophistik aller Zeiten spielt. Die unschuldige Miene, die er in der Mathematik annimmt, hat manche Denker verführt, ihm auch auf speculativem Gebiete Zutritt zu lassen, auf welchem er bei der unendlichen Bestimmbarkeit des Begriffs nur verheerend wirkt. Soll er außer der Mathematik noch Anwendung finden, so wäre es nur bei dem empirischen Denken, wo die Glieder der Disjunction, von der er ausgeht, gegeben sind, wo aber dann der Schluß auch nur für diese gegebenen Glieder Beweiskraft haben kann. Bei Gelegenheit der hypothetischen Schlüsse, die der Verf. als Causalitätsschlüsse dargestellt wissen will, gibt er freilich gleich selbst eine sehr niederschlagende Kritik derselben, wenn er sagt (S. 136):

So klar und sicher indeß die logischen Regeln scheinen mögen, so wenig lassen sie sich in der Wirklichkeit mit unbedingter Gültigkeit anwenden; denn die Einsicht in die Causalverhältnisse hat so wenig wie diese selbst strenge Nothwendigkeit. So kommt es denn, daß das Denken des täglichen Lebens wie die wissenschaftliche Untersuchung, sich um die aufgestellten Gesetze nicht eben sonderlich bekümmern, und es läße sich sogar das natürliche Denken nicht abhalten, die logisch verbotenen Schlüsse zu machen.

Wäre dies wirklich so, so ließe sich ja nichts Überflüssigeres denken als die Logik und Diejenigen, welche sich zur Aufgabe machten, zu erforschen, welches der mittlere Buchstabe in der Bibel sei, hätten in der That ein weit weniger müßiges Geschäft unternommen. Oder sollte nicht vielmehr gerade eine solche Beobachtung, wie sie der Verf. hier mittheilt, uns zu einer kritischen Behandlung des Causalverhältnisses auffodern und uns jedenfalls verbieten, von vornherein das hypothetische Verhältniß arglos mit jenem zu vertauschen? Ja, hat nicht der Verf. mit jener Äußerung schon angefangen eine Kritik des natürlichen Denkens, der reinen Empirie zu geben? In ein Dilemma sind wir wenigstens somit gerathen, aus welchem wir uns nur auf die eine oder andere Weise werden retten können.

Der letzte Punkt, auf welchen der Verf. noch weiter die Aufmerksamkeit der Logiker gewendet wissen möchte, ist die Ergänzung der Logik durch die Lehre von den Verhältnißschlüssen, die bisher fragmentarisch in der ganzen Logik zerstreut gewesen sei. Im Zusammenhange (S. 140) erklärt dann der Verf., daß, während die andern Schlüsse

sich im Umkreise eines gegebenen Urtheils hielten, die Verhältnißschlüsse von einem Urtheile auf ein anderes oder mehre andere übergehen und somit ungleich größere Fortschritte des Denkens bilden. Es kann um so mehr genügen, dies nur angeführt zu haben, als schon daraus erhellen wird, wie mit dem Namen Verhältnißschlüsse hier die Schlußreihen bezeichnet werden, jedoch in der Ausdehnung, daß Das, was man sonst in die angewandte Logik zieht, wie z. B. die verschiedenen Arten des Beweises, hierher gezogen wird. Für wohlgethan können wir auf unserm Standpunkte dies nicht halten, da es offenbar den wesentlichsten Unterschied in der Logik begründet, die Explication der Denkthätigkeit als solcher und sodann die Anwendung derselben für eine bestimmte Aufgabe, wie Deduction, Beweis u. s. w. Hiermit hängt aber auch zusammen, daß dann der Verf., was eine besonders der Erwähnung werthe Eigenthümlichkeit seiner Logik ist, die Methodenlehre als eine völlig von der Logik verschiedene Wissenschaft betrachtet wissen will, und zwar sowol ihrem Inhalte als ihrer Darstellungsweise, wie ihrem Werthe, endlich ihrer Stellung zu den übrigen Wissenschaften nach (S. 178). Daß eine Verschiedenheit der logischen Elementarlehre, wie man sie zu nennen pflegt, und der Methodenlehre stattfinde, hat wol noch Niemand geleugnet; daß aber bei dieser Verschiedenheit die innere Verwandtschaft, der engste Zusammenhang nicht ausgeschlossen werde, dies ist ebenso begreiflich und wird auch von dem Verf. dadurch zugegeben, daß er einen Theil Dessen, was der Methodenlehre angehört, in die reine Logik herüberzieht, und auch von dem übrigen bekennt, daß die Methodenlehre, was den Inhalt anbelange, in der Hauptsache denselben Gegenstand habe wie die Logik, nämlich das Denken; und fragen wir also, worin denn der Grund dieser schlechthinigen Trennung liegen solle, so wird doch am Ende das ganze Gewicht darauf ruhen, was auch der Verf. selbst in der Einleitung schon (S. 9) zugesteht, daß (S. 180) die Logik ein Theil der Psychologie ist, ihrer Wichtigkeit wegen zu einer besondern Wissenschaft ausgeführt, und sich mit letzterer unter die theoretischen Disciplinen der Philosophie einreihe. Die Methodenlehre dagegen, als Propädeutik sämmtlicher Wissenschaften, gehöre keinem besondern Kreise derselben an, sondern stehe zu allen Wissenschaften in dem gleichen Verhältnisse einer rathgebenden Einleitung.

Nun sollte man freilich denken, daß jede Wissenschaft, als ein gewisser Denkzusammenhang, die Principien dieses ihres Zusammenhanges aus dem Denken als solchem und seiner Grundgesetzlichkeit nehmen müsse, was der Verf. auch selbst lehrt (S. 8 u. 9); allein die Vermengung der Logik mit der Psychologie scheint die erstere so zu paralysiren, daß ihr alle Energie fehlt, die Selbstbestimmung, die in dem Denken ruht, und die das Denken selbst ist, und als deren erstes Erzeugniß die Wissenschaft anzusehen ist, und zwar die Wissenschaft des reinen Gedankens, zu manifestiren. Überhaupt zeigt sich im ganzen Verlaufe der Fischer'schen Darstellung, wie eine solche Voraussetzung der empirischen Natur der Logik die strenge Folge der Gedanken hindert, die oft nur wie durch irgend eine äußere Association, sei es Herkommen, sei es Nutzbarkeit, aneinandergefadelt erscheinen. Würde man nach einem festen, möglichst einfachen Anfange der Logik suchen, der allerdings weder das Sein noch das Nichts sein kann, sondern das Denken als reine Thätigkeit, wie es entweder hypothetisch angenommen werden kann, oder am Schlusse einer Psychologie, oder näher einer Phänomenologie des Geistes erscheint, die alle Formen des Geistes bis zu seiner rein principiellen Selbstbestimmung aufhebt, nicht aber als absolut setzt, so würde von da aus diese Selbstmacht des Denkens zu entwickeln sein durch ihre einzelnen Momente, die sich selbst als diese Momente der Einheit des Selbstbestimmens nicht nur gegenseitig dialektisch hervorrufen, sondern auch abschließen zum Resultate. Das Denken nämlich denkt etwas, es setzt die Einheit des Seins, und so setzt sich die reine Logik fort in der Realisirung ihres Zwecks, d. h. ihrer selbst, und als dieses letztere würde sie angewandte Logik. Hiermit erhellt zugleich die wahrhafte Doppelnatur dieser Wissenschaft, die zwar ihrem Wesen nach rein speculativ, aber insofern sie die Wissenschaft des reinen Denkens ist, eine Darstellung für nur formellen Zweck gleichfalls zuläßt. Ob nun gleich der Unterzeichnete in seinem Standpunkte, den er hierbei nur gelegentlich andeuten konnte, dem Verf. des vorliegenden Lehrbuchs ganz entgegengesetzt ist, so zeigt sich doch auch hier, wie der Philosoph keine Gegner, sondern nur Mitarbeiter hat, und gewiß werden Jeden trotz der Discrepanz des Standpunkts die reiche Bekanntschaft des Verf. mit andern Denkern, seine öftern feinen Beobachtungen sowie insbesondere seine Freiheit von prahlerischer Nachtreterei, in einer Zeit doppelt schätzenswerth, wo diese glorioſe Miliz schwärmend, zum Theil wenigstens auch marodirend durch die Literatur zieht, anziehen und reichlich belehren.

G. Mehring.

Geschichte der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg. Zur dritten Säcularfeier am 1. November 1839. Von Christian Wilhelm Spieker. Berlin, Duncker u. Humblot. 1839. Gr. 8. 20 Gr.

Ein vielseitig gebildeter, frommer Schriftsteller, ein Mann, der von der reinsten Liebe für die geistige und sittliche Ausbildung seiner Landsleute erwärmt ist, Hr. Dr. Spieker zu Frankfurt a. d. O., hat es unternommen, den Übertritt des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg zur evangelischen Kirche für die Bewohner der Mark Brandenburg zu beschreiben. Es ist dies mit aller Würde, die dem Gegenstande angemessen ist, mit umsichtigem Gebrauche handschriftlicher und gedruckter Hülfsmittel, wie sie sich der Verf. zum Behufe eines größern Werks eigen gemacht hatte, und in einer klaren, schönen Schreibart geschehen, sodaß wir mit allem Rechte glauben, dies Buch als eine musterhafte Volksschrift bezeichnen zu dürfen.

Keine Zeit, bemerkt der Verf., steht in der Geschichte vereinzelt da, und so eröffnet er denn sein Buch mit einer skizzirten Geschichte der christlichen Religion und ihrer Einführung und Ausbreitung in der Mark Brandenburg, die ein jeder Gebildete gern lesen wird. Vom 7.—13. Capitel wird Luther's Auftreten, sein Verhältniß zum Papst, zum Kaiser, zu den deutschen Fürsten und Städten, zu den Königen des Auslandes dargestellt und in einer trefflichen Stelle (S. 72) seine Bibelübersetzung der „eigentliche Kern der Reformation" genannt, „von dem Kraft, Glauben, Licht und Leben nach allen Richtungen

Digitized by Google

ausgegangen ist". Im 19. Capitel handelt der Verf. von den Anfängen der evangelischen Kirche in der Mark und von Kurfürst Joachim's I. Widerstand gegen dieselbe, sowie von der Flucht seiner frommen Gemahlin Elisabeth nach Torgau am 26. März 1528, weil sie nach Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses vor einem evangelischen Geistlichen sich bei ihrem Gemahl nicht mehr sicher glaubte. Weiter ist der Reichstag zu Augsburg und die Übergabe der augsburgischen Confession mit vieler Präcision geschildert und der nicht unbekannt gebliebenen Neigung des Kurprinzen Joachim für die lutherische Lehre gedacht. Aber erst nach dem Tode seines Vaters am 11. Juli 1535 vermochte er dieselbe öffentlicher zu zeigen, obgleich ihn das Testament seines Vaters, durch dessen Unterschrift er sich zur Beibehaltung des alten Glaubens verpflichtet hatte, und der nie ganz aufgegebene Wunsch, zwischen beiden Parteien den Vermittler und Friedensstifter machen zu können, von der öffentlichen Erklärung noch zurückhielt. Sein Bruder, Markgraf Johann, mit ihm sonst in allen Stücken einträchtig und gleichgesinnt, ging ihm 1538 voran und führte mit völliger Zustimmung seiner Unterthanen die Reformation ein. Joachim zögerte noch ein Jahr, berieth sich fleißig mit Luther, Melanchthon und andern Theologen und gab dann, nachdem Alles reiflich erwogen, auch der Kaiser von dem bevorstehenden Schritte in Kenntniß gesetzt war, dem heißen Wunsche seiner Unterthanen nach. Am 1. Nov. 1539 empfing er mit seiner Mutter und dem ganzen Hofe zu Spandau das Abendmahl nach evangelischem Ritus unter beiderlei Gestalt aus den Händen des milden, vorsichtigen und wahrheitsliebenden Matthias von Jagow, des Bischofs zu Brandenburg.

Die folgenden Capitel, vom 23. an, enthalten nun die Nachrichten über die Einführung der Reformation in den einzelnen Städten, über die vom Kurfürsten entworfene Kirchenordnung von 1539 (der Entwurf dazu im Geheimen Staatsarchiv ist hier mit des Kurfürsten Randglossen mitgetheilt), seine Berathungen mit Justus Jonas, Bugenhagen und andern berühmten Theologen, die Kirchenvisitation in der Kurmark und die Bestimmungen wegen der geistlichen Güter. Gegen das Interim war er sowol als sein Bruder Johann mit dem bittersten Hasse erfüllt. Die darauf folgenden Begebenheiten, die Angelegenheiten der geistlichen Güter, die Streitigkeiten zwischen den brandenburgischen Theologen Musculus und Prätorius, das Colloquium zwischen Prätorius und dem Jesuiten Lampertus Aur in Gegenwart des Kurfürsten, endlich die von ihm gebotene Anfertigung des deutschen Missale, alles dies ist mit Klarheit und Sachkenntniß sowie mit geschickter Hervorhebung des Details abgehandelt worden. Am 3. Jan. 1571 starb der Kurfürst, zehn Tage nach ihm sein Bruder Johann, Beide edle, deutsche Fürsten und „für Brandenburg die Begründer einer gesegneten, glückseligen Zeit".

Eine Kleinigkeit, die uns in der so wohlgerathenen Schrift aufgefallen ist, wollen wir noch erwähnen. Es wird auf S. 139 erwähnt, daß Markgraf Johann nach Einführung der Reformation „mit sechs Predigern" nach Wittenberg zu Luther gereist sei. Ebenso berichtet Wagner in der „Geschichte des Markgrafen Johannes von Brandenburg" (Berlin 1837). Aber in der Schrift: „Vitae Joachimi II. et Joannis Marchionis Brandeburgici. Editae a *Franc. Hildesheim*" (Frankfurt a. d. O. 1592), lesen wir: „Joannes sex tantum ministris comitatus Vitebergam ad Lutherum venit." Diese ministri für verbi divini ministri zu nehmen ist kein Grund; im Gegentheil soll nur die Schnelligkeit angezeigt werden, mit welcher sich der Markgraf mit einem so kleinen Gefolge nach Wittenberg begab. 2.

Carpin's Reise zu den Mongolen im 13. Jahrhundert.

Zu dem durch die geographische Gesellschaft zu Paris veranstalteten Werke: „Recueil de voyages", gehört die von Davézac herausgegebene „Relation des Mongols, ou Tartares, par le frere *Jean Duplan de Carpin*, légat du Saint-Siége apostolique, nonce en Tartarie pendant les années 1246—47, et archevêque d'Antivari", erste vollständige Ausgabe nach den leydener, pariser und londoner Handschriften, mit Nachrichten über die frühern Reisen unter den Tataren im Allgemeinen und über diejenige Carpin's im Besondern. Carpin's Reise ist schon deshalb merkwürdig und näherer Betrachtung werth, da sie der berühmten Reiseunternehmung des Venetianers Marco Polo und seiner beiden Oheime (1271—91) den Weg zeigte. Auch Carpin war ein Italiener von Geburt. Clemens IV. sandte ihn an die Barbaren und ihre Fürsten, um sie von neuen Angriffen auf die christlichen Völker Europas abzuhalten und neben dem Friedenswerke auch wo möglich das Bekehrungswerk zu betreiben. Daß namentlich der letzte Zweck eine Chimäre war, ergibt sich aus dem Resultate der Reise. Carpin reiste, mit seinem Beglaubigungsschreiben versehen, in Begleitung des Stephan von Böhmen 1245 Sonntags den 16. April von Lyon ab, verständigte sich, nachdem er Deutschland durchreist, mit dem Könige Wenzeslaus von Böhmen, wurde von diesem freigehalten und veranlaßt, seinen Weg durch Polen und Rußland zu nehmen. In Breslau fand Johann seinen andern Reisebegleiter, Benedict von Polen, der ihm zum Dolmetscher bestimmt war. Die drei Missionnaire gingen von hier nach Krakau, wo sich damals gerade der russische Fürst Wasilkow aufhielt, der sie nicht ohne Gefahr nach Kiew, der damaligen Hauptstadt von Rußland, geleiten ließ. Obgleich Carpin krank wurde, setzte er doch muthig die Reise fort, trotzte dem ihm ungewohnten Klima und reiste den 4. Febr. 1246 nach Kanew, dem ersten tatarischen Dorfe. Hier blieb Stephan von Böhmen, durch Mühsal und Krankheit erschöpft, zurück, und Carpin und Benedict von Polen setzten ihre Reise mit frischen Pferden allein fort. Nach einem schrecklichen Marsche, auf dem sie ihre ganz ermüdeten und hinfälligen Glieder, um sich aufrecht zu halten, mit Banden zusammenschlossen, gelangten sie an die Grenze des Gebiets der Karaunnen und an den Fluß Jaik, nahe am kaspischen Meere, womit sie beinahe die Hälfte ihrer großen Reise erreicht hatten. Sie betraten nun das Land der Biserminen jenseit des Aralsees und fanden auf ihrer Durchreise unzählige Spuren von beträchtlichen jetzt zerstörten Ortschaften. Die darüber von dem muthigen Missionnair beigebrachten Angaben haben Hrn. Davézac Gelegenheit zu sehr interessanten geographischen Untersuchungen verschaffe; denn die Gelehrsamkeit des würdigen Mönchs ist seinem Eifer nicht immer gleich, seine Angaben und Vermuthungen sind oft falsch, so hält er unter Anderm den See Aral für die Palus Mäotis. Hierauf trafen sie in Kara-Khithay ein, wo Hordu, der ältere Bruder des berühmten Batu-Khan, der älteste damals existirende Prinz der kaiserlichen Familie, hauste. In zwölf Tagen hatten die Reisenden, nach Davézac's Berechnung, 300 geographische Meilen gemacht. Die letztgenannten Gegenden werden von den Reisenden als außerordentlich kalt und bergig geschildert, und am Peter-Paulstage, den 29. Juni, fiel der Schnee in Massen. Den folgenden Morgen gelangten die Missionnaire in das Gebiet der Mongolen, und nach einem Schnellmarsche von drei Wochen nach Sira-Ordu, der Residenz des künftigen Herrschers Kuyuk, ungefähr eine halbe Tagereise von der Kaiserstadt Karakarum entfernt. Diese Stadt wurde von den Reisenden nicht besucht, aber acht Jahre später von dem Missionnair Rubruck gesehen, welcher behauptet, daß sie geringern Umfangs als St.-Denis wäre. In Sira-Ordu erhielten sie in tatarischer Sprache die Antwort an den Papst, die von Benedict in das Lateinische übersetzt wurde. Sie war bis jetzt ungedruckt, aber in dem Colbert'schen Manuscript aufbewahrt, und Davézac theilt sie mit. Sie lautet so:

„In der Kraft Gottes! Kuyuk Khan, der Herrscher aller Menschen, an den großen Papst! Du und die verschiedenen christlichen Völker des Abendlandes, ihr habt uns durch euern

Digitized by Google

Gesandten echt beglaubigte Briefe geschickt, um mit uns Frieden zu haben. Wenn ihr denn wünscht, im Frieden zu sein mit uns, so zögere du Papst, zögert ihr Kaiser, Könige und Alle, welche über Städte und Länder herrschen, nicht, zu mir zu kommen, um über den Frieden zu verhandeln, und ihr werdet unsere Antwort und unsern Willen kennen lernen. Die Briefe sagen uns, wir müßten uns taufen lassen und Christen werden. Darauf antworten wir dir kurz, daß wir nicht begreifen, wie wir thun müssen, was du von uns verlangst. Was das Erstaunen, das du in deinen Briefen ausdrückst, betrifft, bezüglich der Niedermetzelung der Menschen, besonders der ungarischen, polnischen und mährischen Christen, so sage ich dir kurz, daß ich auch das nicht begreife. Um indeß nicht den Anschein zu haben, als ob ich diesen Umstand mit Stillschweigen übergehen wolle, so antworte ich dir, daß wir sie um deswillen getödtet haben, weil sie den Befehlen Gottes und des Dschingis-Khan nicht gehorcht und, einer bösen Eingebung folgend, unsere Gesandten getödtet haben. Deshalb hat Gott uns befohlen, sie auszutilgen, und hat sie in unsere Hände gegeben. Wenn Gott selbst es nicht wollte, was könnte der Mensch dem Menschen anhaben? Aber ihr, Völker des Abendlandes, die ihr Gott anbetet, ihr glaubt die einzigen Christen zu sein und verachtet die übrigen. Aber wie könnt ihr wissen, wen Gott mit seiner Gnade ausrüstet? Wir, wir beten Gott an, und in seiner Kraft werden wir die Erde zerstören, vom Aufgang bis zum Niedergang. Wenn der Mensch nicht in der Gewalt Gottes wäre, was könnten die Menschen ausrichten?"

Mit dieser wahrlich wenig günstigen Antwort versehen, begaben sich die beiden Mönche auf die Rückreise, kamen den 9. März 1247 im Lager des Batu an, weiterhin im Lager des Feldherrn Mauey, um dort ihre als Geiseln einbehaltenen Begleiter und Diener wieder in Empfang zu nehmen, endlich den 9. Juni in Kiew. So ungünstig, besonders in Bezug auf die beabsichtigte Proselytenmacherei, die Erfolge dieser muthvollen Reise auch gewesen zu sein scheinen, so war sie doch der erste Anknüpfungspunkt zwischen den Völkern des Morgen- und Abendlandes, und als die tatarischen Heerführer die Herren von Persien, Georgien und Armenien geworden waren, trieb sie der Haß gegen die muselmännischen Völker, gegen Türken und Sarazenen, zu festern Bündnissen mit den abendländischen Christen. Abel Rémusat hat einen Brief in mongolischer Sprache bekannt gemacht, worin der König von Persien sich verpflichtete, nach Abschluß eines Friedens unter allen tatarischen Völkern, Philipp dem Schönen zum Zweck einer Expedition nach Syrien eine beträchtliche Armee zu stellen. Was aber die Reise Carpin's vorzüglich interessant macht, ist der fast übermenschliche Muth, mit welchem sie ausgeführt wurde. Auch ist seine Darstellung der Reise von vielem Verdienst, sowol was Ortsbeschreibung als was Sittenschilderung betrifft; auch enthält sie einen Versuch der Geschichte der Mongolen seit den Eroberungen Dschingis-Khan's bis zu den Fürsten, welche 1247 tebten. Daneżac's Bemühungen, den lateinischen Text zu reinigen und durch einen Commentar die Dunkelheiten des Textes zu lichten, sind de ch. Auch eine Karte, Centralasien im 13. Jahrhundert vortrefflich darstellend und nach Daneżac's Angaben gezeichnet, gereicht dem Werke zur Zierde, dem gelehrten Verf. zum Verdienst. 108.

Notizen.

Frier des Fronleichnamsfestes in Valencia.

Die Valencianer sind der Meinung, daß eines Wunders wegen, wodurch geweihte Hostien 1248 den Ungläubigen entzogen wurden, das Fronleichnamsfest eingesetzt wurde, weshalb sie es denn in ihrer Stadt, welche die Veranlassung dazu gab, besonders festlich zu begehen sich bewogen fühlen. Am Vorabend reitet ein Kaplan der Kathedrale auf einem reichgeschmückten Pferde durch die Stadt; er grüßt das Volk und ladet es zum Zuge ein. Ihm folgen zwei Syndici zu Fuß, denen wieder sieben bajazzomäßig gekleidete, verlarvte Personen nachgehen. Sie tanzen bei dem Klange von Castagnetten, einer Rohrflöte und einem Tamburin um eine Frau in weißem Gewande und weißer Maske, die Scepter und Krone trägt und die Tugend vorstellt, wie jene die Todsünden. Die Tugend wird von den Sünden arg geneckt, sie vertheidigt sich nicht nur tapfer, sondern sie tanzt auch ununterbrochen, was ihre Beständigkeit anzeigen soll. Die Sünden halten eher inne. Bei dem Zuge am nächsten Morgen, den der Klerus und die weltliche Obrigkeit eröffnet, befinden sich ungeheuere Wagen, rocas genannt, welche heilige und allegorische Gestalten aufnehmen. Auf dem ersten Wagen befindet sich die heilige Dreieinigkeit, vor ihr sitzen Adam und Eva mit trauriger Geberde, von einem Engel mit bloßem Schwert bedroht. Die heilige Jungfrau, von vielen kleinen Engeln umgeben, die in ihren weißen Gewändern Unschuld und Reinheit bedeuten, füllt den zweiten Wagen. In die übrigen sind die christlichen Tugenden, der Schutzpatron der Stadt, St.-Vincenz Ferrer, der Erzengel Michael mit dem Drachen, Pluto, als Mohammed gedacht, mit obigen Todsünden, vertheilt. Vier Paar 15 Fuß hohe Puppen haben die vier Welttheile vorzustellen, von denen der eine schwarze Repräsentanten hat. Die Riesen begleiten ebenso gekleidete Zwerge, als Sinnbild, daß in den größten wie in den kleinsten Reichen Anbeter des göttlichen Wortes sind. Noch lebhafter ist's am nächsten Tage, wo die vermummten Gestalten des Zuges mannichfaltiger und heiterer werden. David tanzt mit Castagnetten vor der Bundeslade, Tobias trägt seinen Fisch, Judith hält das Schwert und den Kopf des Holofernes, zwölf Greise haben Kranen und lange weiße Bärte; sie stellen die Apostel vor. Dann erscheint ein Adler, das Dreifache über natürliche Größe, von vergoldetem Holz; ein Mann steckt darin. Aus dem Schnabel des Adlers hängt ein Zettel mit der Schrift: „in principio erat verbum" u. s. w. Ein zweiter Adler, auf dieselbe Weise bewegt, hat eine mit rosenrothem Bande angebundene, lebendige Taube im Schnabel, das Symbol des heiligen Geistes, der durch Johannis, des Adlers, Mund redet. Ein anderer Mann trägt auf seiner Schulter einen Ochsenkopf, ein dritter einen Löwenkopf, ein vierter ist als Engel gekleidet. Diesen und vielen andern mythischen und allegorischen Gestalten folgen Chöre von Kindern mit Flügeln, die bei jedem Halt mit Castagnetten und bei dem Nasenton der Dulzaina tanzen. Der Zug dauert vier bis fünf Stunden und wiederholt sich die Woche durch. Jeden Abend bilden sich Tänze in den erleuchteten Straßen bis zwei Uhr Morgens, besonders vor den Häusern der clavarios, welche Leute sind, die sich um schweres Geld von der Stadt das Recht erkaufen, ihre Häuser von außen schmücken, erleuchten zu dürfen und Musikchöre im Freien spielen zu lassen. Acht Tage stehen in der Stadt und Umgegend alle Geschäfte still. Menschen strömen in Masse herbei, aber durchaus herrscht Anstand und Ruhe. Der Mittelstand scheint sich der Sache zu schämen, doch hat er bis auf die neuesten Zeiten noch Theil daran genommen. 10.

Die londoner Papierhändler gehen damit um, eine Gesellschaft nach dem Muster des Buchhändler-Hülfsvereins zu errichten. Eine vorläufig auf 10,000 Pf. Sterl. angesetzte Summe ist zum Unterstützungsfonds für nothleidende, mit und im Papierhandel beschäftigte Personen und deren Witwen und Waisen bestimmt. Die Ausführung des Plans wird von den einflußreichsten Mitgliedern der Corporation auf das lebhafteste betrieben und in kurzem wird demnach eine Versammlung behufs der Annahme eines constitutinen Reglements für die definitive Einrichtung der Gesellschaft gehalten werden. 161.

Verantwortlicher Herausgeber. Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 309. — 5. November 1839.

Neu aufgelegte Werke.

1. Die Reise nach Braunschweig. Komischer Roman von Adolf Freiherrn Knigge. Siebente Auflage, herausgegeben vom Enkel des Verfassers. Mit 36 Skizzen von G. Osterwald. Hanover, Hahn. 1839. Breit 8. 2 Thlr. 16 Gr.
2. Peter Schlemihl's wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adalbert v. Chamisso. Nach des Dichters Tode neu herausgegeben von J. E. Hitzig. Stereotypausgabe mit Holzschnitten. Nürnberg, Schrag. 1839. Gr. 8. 12 Gr.
3. Buch der Lieder von H. Heine. Dritte Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Neue Auflagen eines Buches zeugen von seinem Werthe ursprünglich noch nicht, aber wenigstens von seinem Verbrauche; sie können sogar oft Folge eines im Publicum verbreiteten falschen Geschmacks oder der rege gemachten bloßen Neugierde sein, was in Frankreich häufig bei sonst ganz werthlosen Romanen der Fall ist. Vorstehend angezeigte Werke gehören nicht in die letztere Classe, wenn wir auch zugeben, daß, was die dritte Auflage der Heine'schen Lieder betrifft, ebenso sehr ihr innerer Werth als auf der andern Seite auch der Modegeschmack für Pikantes, Spitziges, Höhnisches, Unehrerbietiges und, um so zu sagen, Katzenjämmerliches die Veranlassung dazu gewesen sein mag. Im Übrigen bilden diese Werke eine sehr gemischte Gesellschaft: Chamisso, der unschuldige, reine Dichter, der eher alles Andere als ein Schalk war; Knigge, der den Schalk im Nacken hat, und Heine, der ihn selbstzufrieden und offen auf Stirn und Brust vor sich her trägt — gewiß, es lassen sich kaum schärfere Gegensätze denken. Von Knigge's gemüthlicher, spaßiger Laune und Einfachheit ist schon ein weiter Sprung zu Chamisso's tragischem Humor und moderner Ironie, welche Kluft aber zwischen beiden einfachen Männern fernerer oder näherer Vergangenheit zu der höhnischen, selbstsüchtigen Gegenwart — zu Heine's Lyrik!

Daß der treffliche Freiherr Knigge mit den Menschen und mit seinem Publicum umzugehen wußte, dafür zeugen die sieben Auflagen seines komischen Romans „Die Reise nach Braunschweig". Und in der That, das Werk, obgleich bereits 1792 erschienen, und obgleich kein literarisches Genre mehr der Geschmacksveränderung unterworfen ist als das komische, erscheint in der Lecture noch jetzt so frisch, wie man von alten niederländischen Genregemälden sagt, daß sie eben erst von der Staffelei gekommen schienen, so frisch und glänzend sähen sie aus. Das Ganze besteht in genreartigen komischen Lebensbildern, in denen meist der Zufall höchst drastische Wirkungen hervorbringt, jener launige und launenhafte Zufall, der auch in den ältern komischen Romanen der Engländer Dasjenige ist, was das furchtbare Fatum in den griechischen Trauerspielen, und der namentlich in Knigge's Roman als ausdündiger Intrigant, nicht selten aber auch als bloßer Kasperle und Bajazzo auftritt. Es ist merkwürdig, wie viele Zufälle sich über die so wenig außerordentlichen Menschen zusammenhäufen, welche Knigge nach Braunschweig reisen läßt, in einer Gegend, die kaum trostloser sein kann, und die sonst eben nicht als ein Landstrich für Abenteuer und Abenteurer erscheint. Das Fatum des Zufalls spielt ihnen viele boshafte Streiche, oder ihre eigene Einfalt und Unkenntniß der Welt führt sie herbei; aber ihre göttliche Gutmüthigkeit hält wacker aus, und zuletzt löst sich der ganze Schabernack in Wohlgefallen auf. Die Personen, wenn man die damalige Zeit im Auge behält, sind, wie man sagen möchte, dem Leben wie aus dem Auge geschnitten, wie aus dem Ei geschält; man gewinnt sie trotz aller ihrer Einfalt und Bedeutungslosigkeit unwillkürlich lieb. Jedenfalls waren die Schriftsteller von damals gründlichere Menschenkenner und Menschenbeobachter als die der Gegenwart; dazu viel gutmüthiger, einfacher und unschuldiger. Auch Knigge's Roman hat eine satirische Unterlage, aber er wird nie bitter, nie maliziös, nie verwundend; Knigge belächelt die Thorheiten und Lächerlichkeiten, er stellt sie mit Humor und objectiver Ruhe dar, aber er ärgert sich an ihnen nicht, noch läßt er sich durch sie in seiner gutherzigen Laune stören. Nur gegen Kotzebue macht er einmal einen etwas heftigern Ausfall, und die Gründe, die er für die misliche Stellung des Dramas in Deutschland anführt, sind wol die schlagendsten, die es überhaupt gibt, und dieselben jetzt wie damals, welche das Emporkommen einer echten Nationalbühne hindern. Auffallend war es für Ref. besonders, daß neben einigen wenigen Schwindlern so viele

rechtschaffene, religiöse, wackere und gutartige Personen in diesem Romane auftreten; man liebt jetzt dergleichen nicht mehr, wahrscheinlich weil es ihrer nicht viel mehr gibt, oder auch wol aus Princip; lasen wir doch neulich erst mit Erstaunen: ein großer Charakter bestehe nicht in der Redlichkeit und bedürfe ihrer auch nicht, er müsse nöthigenfalls Kraft genug haben, sein Wort zu brechen. Wohin solche Grundsätze allmälig führen müssen, ist nicht wohl abzusehen; es sind die Grundsätze der Grundsatzlosigkeit, die sich vor ihrer eigenen Anklage sophistisch zu rechtfertigen sucht. Eine allzu behagliche Breite, ein Sichgehenlassen im Styl und die störende Weitschweifigkeit einzelner ernsterer Episoden dürften an diesem Romane zu rügen sein, sonst befindet man sich in seiner freundlichen Atmosphäre außerordentlich wohl und gemüthlich, was innerhalb des peinvollen Zustandes der literarischen Gegenwart doch gewissermaßen auch eine Wohlthat ist. Es bleibt noch übrig, die äußere Ausstattung, in welcher die siebente Auflage des Romans sich dem Blicke des Lesers darbietet, ins Auge zu fassen, und wir müssen gestehen, daß selten ein deutscher Roman einer gleich splendiden Ausstattung sich zu erfreuen gehabt hat. Herausgeber dieser siebenten Auflage ist Freiherr Dr. v. Reden, ein Enkel des würdigen Verfassers. Seine Vorrede berührt Manches, was von Interesse ist; Knigge schrieb seinen Roman in Bremen trotz schmerzhafter körperlicher Leiden, oder vielmehr, um sie, wie er in seinem Vorwort zur ersten Auflage selbst sagt, durch unschuldigen Scherz zu lindern. Obgleich Knigge durch seine Krankheit jahrelang bis zu seinem 1796 erfolgten Tode fast fortwährend an das Bett gefesselt wurde, blieb er doch heitern, hellen Geistes und ein angenehmer Gesellschafter. Die meisten der in diesem Romane geschilderten Personen sind nach dem Leben gezeichnet und werden zum Theil auch namhaft gemacht. Das Bedauern, das Knigge selbst mit gutmüthiger Laune in seinem Romane darüber ausspricht, daß der Verleger denselben, der doch so manche hübsche malerische Situation enthalte, nicht mit Bildern ausgeschmückt habe, würde, lebte er noch, jetzt in die vollkommenste Genugthuung übergehen; Osterwald, durch seine zu Gellert's Fabeln gelieferten Skizzen bekannt, hat deren 36 geliefert, von denen gerade die kleinern vignettenartigen die ansprechendsten sein mögen. Auch unter den größern befinden sich manche gelungene und gemüthlich humoristische; der Zeichner hat sich bemüht, das Leben treu zu copiren, nicht, wie die englischen Zeichner in ähnlichen Fällen zu thun pflegen, zu carikiren. Vielen dieser Skizzen schadet das Inhaltlose und Undeutende der ihnen zu Grunde liegenden Situationen, andern ihre Steifheit, die vielleicht durch das durchgehende, meist glückliche Bestreben des Zeichners, den gesellschaftlich steifen Charakter des 18. Jahrhunderts wiederzugeben, bewirkt sein mag.

Wir wollen wünschen, daß irgend einem Modernen das Glück widerfährt, wie Knigge eine siebente, oder wie Chamisso's „Schlemihl" eine stereotypirte Ausgabe zu erleben. Des Dichters wackerer Freund Hitzig hat diese Stereotypausgabe des „Schlemihl", die der Verewigte leider nicht mehr erlebte, besorgt und mit einem Vorworte eingeleitet. Die merkwürdige Geschichte Schlemihl's, der um seinen Schatten, aber zum Ersatz dafür zu Siebenmeilenstiefeln kam, die noch dazu die vortrefflichste Eigenschaft haben, daß sie keiner Ausbesserung bedürfen, ist aller Welt bekannt, ebenso die Cruikshank'schen Bilder. Nur Weniges erlauben wir uns hier zu bemerken. Vor Allem ist die Ökonomie erstaunlich, womit der Dichter seine so überaus reiche, in Erfindung und Anlage sich bekundende Phantasie beherrscht hat; ein Anderer würde darin mit vollen Händen gewirthschaftet und geschwelgt haben. Chamisso hat Alles in trockener, wenn auch geistreicher Holzschnittmanier ausgeführt. Zu welchen luxuriösen Ausmalungen gab das Siebenmeilenstiefelwesen Anlaß! Mit wenigen Schritten von den erstarrten Polen in die glühende Vegetation der indischen Welt, unter die alten Wunder des Nillandes, in die riesige Gebirgswelt Südamerikas, in die wüste Unendlichkeit des innern Afrikas — wie verführerisch, um die Farbentöpfe der Phantasie nacheinander aufzubrauchen und mit dem Colorit schwelgerisch zu hantiren! Chamisso malt gar nicht aus, er deutet nur, man möchte sagen mit wissenschaftlicher Ruhe, mit der Ruhe eines reisenden Botanikers in wenigen Strichen an. Aber gerade hierin liegt ein Hauptvorzug des Märchens. Es geht so phantastisch hier wie in der alten Fabelwelt, aber auch ebenso sinnreich, simpel und trocken. Manches ist nun gar außerordentlich naiv, z. B. wenn der Chamisso'sche Teufel vor Schlemihl, den er doch verführen will, ihm seine Seele gegen Zurückerstattung des Schattens zu lassen, Thomas John's bleiche entstellte Gestalt aus der Tasche zieht und damit natürlich den ehrlichen Schlemihl für die Dauer von sich abstößt. Vor einem so dummen Teufel braucht sich die Welt wahrlich nicht zu fürchten; im Gegentheil muß ein rechter Teufel Dem, den er verführen will, die möglichst ergötzlichen Gaukeleien vorspiegeln, wie Mephistopheles dem Faust in der Schlummerscene. Trotz dieser Naivetät ist aber der Mann im grauen Rocke immerhin eine meisterhafte Zeichnung und hat besonders auf Hoffmann's diabolische Schöpfungen stark influirt; er ist der moderne Musteerteufel geworden. Das ganze Buch erscheint uns wie ein köstliches Schattenspiel und trägt deutschen Charakter durch und durch, besonders zum Schluß, wo Schlemihl im trockenen botanischen Studium seine Rettung und Erholung findet. Daß der „Schlemihl" in der ganzen civilisirten Welt populair geworden, ist bekannt; es erschienen davon mehre englische und französische Übersetzungen, eine italienische, eine holländische, russische und spanische, und eine von den englischen wurde schon 1825 in Boston nachgedruckt. Recht wie bei den alten Mährchen trug es sich bei den Übersetzungen zu, daß man des Verf. Namen entweder gar nicht nannte, oder mit einem andern vertauschte. Schlemihl und Chamisso sind auch in der That eine und dieselbe Person. Das Nähere über die Entstehung des „Schlemihl", über die Übersetzungen, und wie man ihn zu deuten versuchte, und wie sich Chamisso in

Digitized by Google

seiner harmlosen Weise über die Deutlee lustig machte, ist in Hitzig's Vorrede weiter nachzulesen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff u. A. Fünfter Band. — Auch u. d. T.: Die Urwelt und ihre Wunder. Aus dem Englischen des W. Buckland, von Friedrich Werner. Mit Abbildungen. Stuttgart, Neff. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 2 Gr. *)

Dieselben Vorzüge, welche wir unlängst an dem dritten und vierten Bande dieser „Bridgewater-Bücher", Roget's Physiologie enthaltend, zu rühmen hatten, zeichnen auch diesen von dem berühmten Buckland verfaßten aus. Wir finden die gleiche Durchdringung und Beherrschung des wissenschaftlichen Stoffes, die gleiche Gemüthlichkeit und die gleiche Einfachheit und Klarheit der Darstellung auch hier wieder. Während sich aber dort die wissenschaftlichen Untersuchungen allenthalben an bekannte Gegenstände anknüpfen und wir auf jedem Schritte wenigstens an Erscheinungen erinnert werden, die uns die umgebende Natur täglich vor die Sinne führt, werden wir hier in das dunkle Gebiet der Vorwelt geleitet, deren Hieroglyphen zu entziffern ein Theil unserer Naturforscher erst begonnen hat, und worüber auch dem größern Theile der gebildeten Menschen bis jetzt kaum einige Erkenntniß zugekommen ist. Es sind die dunkeln Gräber der alten Erde, in die wir hinabgeführt werden, wo ihre Riesen- und andern Kinder, die sie seit Äonen groß gezogen, den langen Todesschlaf schlafen, nicht ahnend, daß einst eine Zeit kommen würde, wo auch sie dem über Alles gebietenden Menschen, den keines von ihnen je mit Augen sah, Rede über ihre Abkunft und über ihre Bestimmung stehen sollten. Der Weg zu diesen finstern Grüften ist schwer zu finden; aber an der Hand eines Fackelträgers wie Buckland erhellen sich die dunkeln Räume, und hat sich unser Auge erst an sie gewöhnt, so bedünkt es uns fast, als seien wir heimisch in ihnen geworden. Kann man auch nicht von ihnen sagen:

Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt —

so ist doch so viel gewiß, daß man an der Hand der Mineralogie, Chemie, Botanik, Zoologie und vergleichenden Anatomie aus jenen urweltlichen Überresten Resultate über die Geschichte der Erde gewonnen hat, welche uns mit Erstaunen erfüllen müssen. „Durch diese Wissenschaften sind wir in Stand gesetzt, aus den Archiven des Innern der Erde verständliche Urkunden über frühere Zustände unsers Planeten hervorzuziehen und Beweisstellen zu entziffern, welche unsern Vorgängern in dem Versuche, die unterirdische Geschichte zu erläutern, ein versiegeltes Buch waren. Mit so tüchtigen Mitteln versehen, umfaßt die Geologie nicht allein die ganze Reihe des Mineralreichs, sondern begreift auch die Geschichte unzähliger ausgestorbener Arten von Thieren und Pflanzen, weist in jeder derselben Plan und Absicht sowie ihre passendste Einrichtung für die verschiedene Beschaffenheit der Länder und Gewässer nach, worin sie lebten, und neben all diesem erschließt sie noch eine weitere vorsichtliche Bestimmung dieser mineralischen Elemente für jetzt lebende Geschlechter von Pflanzen und Thieren und noch mehr insbesondere für den Gebrauch des Menschen."

Nachdem der Verf. zuvörderst gezeigt hat, daß unsere geologischen Entdeckungen mit den Urkunden der Heiligen Schrift in Übereinstimmung gebracht werden können, geht er auf denjenigen Act der Schöpfung zurück, der in der Hervorbringung der Elemente der materiellen Welt bestand; Elemente, welche in der Folge keine numerische Vermehrung und keine Veränderung in ihrer Natur und in ihren Eigenschaften erlitten zu haben, sondern schon bei ihrer Schöpfung und während aller Perioden geologischen Wechsels den gleichen Gesetzen unterworfen gewesen zu sein scheinen, die ihren gegenwärtigen Zustand bestimmen. Feuer und Wasser haben dabei den wesentlichsten Einfluß auf die Beschaffenheit der Erde ausgeübt. Sodann betrachtet der Verf. das Verhältniß der geschichteten zu den ungeschichteten Gebirgsarten, von denen die erstern in Primair-, Secundair- und Tertiairreihen zerfallen. Es sind Gründe für die Annahme vorhanden, daß das sämmtliche Material der Erde am Anfange in einem flüssigen Zustande und die Ursache dieser Flüssigkeit Hitze gewesen sei. Wahrscheinlich wurde der Übergang der ersten verdichteten Theile dieser Flüssigkeit in einen festen Zustand durch die Ausstrahlung der Hitze von ihrer Oberfläche in den Weltraum bewirkt; die allmälige Wärmeentziehung erlaubte den Theilen der Materie, sich zu nähern und zu krystallisiren, und der erste Erfolg dieser Krystallisation war die Bildung einer aus oxydirten Metallen und Metalloiden bestehenden Schale oder Rinde, welche verschiedene granitische Gebirgsarten um einen glühenden Kern geschmolzener Materie her lagerten, die, schwerer als Granit, der Masse glich, welche die gewichtigere Substanz des Basalts und der dichten Laven ausmacht. Unterhalb der ganzen Reihe geschichteter Gebirgsarten, welche auf der Oberfläche der Erde erscheinen, befindet sich wahrscheinlich ein Grund von ungeschichteten krystallinischen Felsen, welche eine unregelmäßige Oberfläche haben, deren Trümmer großentheils das Material zu den geschichteten Gebirgsarten lieferten, das zu einer Dicke von vielen Meilen anwuchs. Die Trümmer des ersten trockenen Landes, in die See geführt, und hier in ausgedehnten Lagern von Schlamm, Sand und Gruß abgesetzt, würden immer unter der Oberfläche des Wassers geblieben sein, wären nicht in der Folge andere Kräfte angewendet worden, sie zu trockenem Lande zu machen; diese Kräfte scheinen dieselben ausdehnenden Gewalten der Hitze und des Dampfes gewesen zu sein, die nach Erhebung der ersten äußern Theile der krystallinischen Gebirgsarten ihre Wirkung durch alle folgenden geologischen Epochen fortsetzten und sie noch immer in Hervorbringung der Erscheinungen thätiger Vulkane äußern.

Aus der flüssigen Masse von Metallen und metallähnlichen Grundlagen der Erden und Alkalien scheint dadurch, daß diese Basen in Oxydationszustand übergingen, die erste Granitrinde gebildet und allmälig in Bruchstücke zertrümmert worden zu sein, welche in ungleichen Niveaus über und unter die Oberfläche der zuerst entstandenen Seen vertheilt wurden. Der gänzliche Mangel organischer Reste in allen primairen Lagern stimmt vollkommen mit der Annahme überein, welche einen Theil der Theorie der allmäligen Erhöhung bildet: nämlich, daß die Wasser der ersten Meere zu heiß gewesen seien, als daß sie von irgend einer Art organischen Wesen hätten bewohnt werden können. Man wird daher auf einen Grenzpunkt geführt, diesseit dessen alle Bildung sowol thierischer Wesen als Pflanzen einen Anfang haben mußte. Dieser Anfang mußte erst auf den Zustand allgemeiner Schmelzung folgen.

Der Verf. kommt nun zu den Lagern der Übergangsgebirge. Sie zeigen Abwechselungen von Schiefer und Schieferthon mit schieferigem Sandstein, Kalk und Conglomeraten. Letztere sprechen für die Wirkung stark bewegten Wassers; Zusammensetzung und Bau der ersten und die organischen Reste, welche sie häufig enthalten, zeigen, daß sie größtentheils in der Gestalt von Schlamm und Sand auf dem Grunde des Meeres abgesetzt wurden. Hier findet sich der Anfang des organischen Lebens unserer Erde, namentlich die vier großen, noch jetzt bestehenden Abtheilungen der Wirbelthiere, Weichthiere, Gelenkthiere und Strahlthiere, von den erstern jedoch nur Fische. Pflanzen finden sich in den tiefern Gebieten dieser Reihe selten, größtentheils nur Seepflanzen; dagegen sind die obern mit Resten von Landpflanzen in erstaunlicher Menge angefüllt. Die Lager, worin sich diese Pflanzenreste in so ungeheuern Massen zusammenhäuften, sind mit dem Namen der kohlenführenden Reihe oder der

*) Zuletzt berichteten wir hierüber in Nr. 248 — 250 d. Bl.
D. Red.

Digitized by Google

großen Kohlenformation bezeichnet. Neben dieser Kohle enthalten viele Lager der Kohlenformation untergeordnete Lager eines reichen Thoneisenerzes.

Die Hauptbestandtheile der secundairen und tertiairen Lager sind Kiesel-, Thon- und Kalkerde, von denen jede einzeln und im Zustande der Reinheit verhältnißmäßig unfruchtbar, in gehöriger Vermischung aber der Cultur von Menschenhand höchst günstig ist. Die Abwechselung von Kalk, Sand und Sandstein, welche das Wasser leicht einsaugen, mit Lagern von Thon oder Mergel, verschafft Quellen und Bächen den nöthigen Wasservorrath, und aus der Anordnung der mineralischen Theile der secundairen Lager erwächst dem Menschen die Wohlthat des gemeinen Salzes. Versteinerte Zoophyten, Krustenthiere, Schalthiere und Fische kommen zwar in diesen secundairen Lagern häufig vor, doch scheint der Zustand der Erde während des Niederschlages derselben noch nicht so weit beruhigt gewesen zu sein, um eine allgemeine Bewohnung von warmblütigen Thieren zuzulassen. Die einzigen, bis jetzt in einem secundairen Lager entdeckten Säugethiere sind die kleinen, dem Opossum verwandten Beutelthiere, welche im Oolith zu Stonesfield bei Oxford vorkommen. Zwei andere kleine Arten wurden von Cuvier in den tertiairen Bildungen des Bodens von Paris, im Gyps von Montmartre entdeckt. Die besondere Physiognomie der Bevölkerung der ganzen Reihe secundairer Lager war das Vorherrschen zahlreicher und riesiger Formen von eidechsenähnlichen Reptilien (Sauriern), von denen einige ausschließlich dem Meere angehörten, andere amphibischer Art, andere Landthiere und noch andere fliegende Eidechsen unter der Drachenform der Pterodaktylen waren. Die Erde war wahrscheinlich um diese Zeit zu sehr mit Wasser bedeckt und diejenigen Theile des Landes, die sich über die Oberfläche des Meeres erhoben hatten, zu häufig durch Erdbeben, Überschwemmungen und atmosphärische Schwankungen beunruhigt, um in weiterer Ausdehnung von irgend einer höhern Ordnung von Vierfüßern als Reptilien bewohnt werden zu können.

Mit der tertiairen Reihe treten die Reste des Thier- und Pflanzenlebens den Gattungen unserer eigenen Epoche allmälig näher. Deshayes und Lyell haben kürzlich eine vierfache Eintheilung der Meerformation dieser tertiairen Reihe vorgeschlagen, begründet auf die Verhältnisse ihrer fossilen Schalen zu denen lebender Seekonchylien. Diesen Eintheilungen hat Lyell die Namen Eocene, Miocene, ältere und neuere Pliocene gegeben (erste, zweite und ältere und neuere dritte tertiaire Bildung). Die erste tertiaire Bildung umfaßt den Anfang oder die Morgenröthe (Eos) des bestehenden Zustandes der thierischen Schöpfung, indem die Lager dieser Reihe einen sehr kleinen Theil solcher Schalthiere enthalten, welche auf lebende Arten zurückgeführet werden können. Der Grobkalk von Paris und der Thon von London sind bekannte Beispiele dieser tertiairen Bildung. Der Ausdruck Miocene bedeutet, daß eine Minderzahl fossiler Schalthiere in Bildungen dieser zweiten tertiairen Periode von neuern Arten sind; zu dieser zweiten Periode gehören die fossilen Schalthiere von Bordeaux, Turin und Wien. Der ältern und neuern Pliocene, oder dritten und vierten Bildung zusammengenommen, gehört die Mehrzahl der Schalthiere lebender Arten an, indeß in der neuern die neuen Arten weit zahlreicher sind als in der ältern. Zur ältern dritten tertiairen Bildung gehören die unterapenninischen Meerbildungen und das englische Riff (Crag), und zu der neuern dritten die jüngern Meerniederschläge von Ischia und Toscana. Abwechselnd mit diesen vier großen Meeresformationen über der Kreide kommt eine vierfache Reihe anderer Lager vor, welche augenscheinlich im süßen Wasser gebildete Schalthiere und neben diesen die Knochen vieler vierfüßigen Land- und Wasserthiere enthält.

In der ersten großen Süßwasserformation der ersten tertiairen Periode hat Cuvier nahe an 50 ausgestorbene Arten von Säugethieren entdeckt, deren größere Zahl zu folgenden Geschlechtern in der Ordnung Pachydermata gehört, nämlich: Palaeotherium, Anoplotherium, Lophiodon, Anthracotherium, Chenopotamus und Anapis. Die Beschreibung der Art, wie dieser berühmte Naturforscher bei dem Wiederaufbau ihrer Skelette verfuhr, ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht unsern Lesern mit seinen eigenen Worten wiedergeben sollten. Nachdem er sich nach und nach überzeugt hatte, daß es zahlreiche, zu vielen Geschlechtern gehörige Arten seien, setzt er hinzu: „Ich befand mich endlich wie in einem Beinhause, umgeben von verstümmelten Bruchstücken vieler Hundert Skelette von mehr als 20 Thierarten, die durcheinander um mich aufgehäuft waren; meine Aufgabe war, sie alle in ihre ursprüngliche Lage zu bringen. Auf Befehl der vergleichenden Anatomie nahm jeder Knochen, jedes Knochenstück seine Stelle wieder ein. Ich kann die Freude nicht mit Worten ausdrücken, die ich empfand, wenn ich ein charakteristisches Merkmal entdeckt hatte und nun sah, wie all die Folgerungen, die ich von ihm vorausgesagt hatte, sich nach und nach bestätigten: die Füße zeigten sich in Übereinstimmung mit den durch die Zähne angekündigten Charakteren; die Zähne in Harmonie mit den von den Füßen voraus angedeuteten; die Bein- und Schenkelknochen und sämmtliche Theile der Extremitäten fanden sich in derselben Weise zusammengesetzt, wie ich sie geordnet hatte, ehe meine Vermuthungen durch die Entdeckung ganzer Theile sich bestätigten — kurz, jede Art war, so zu sagen, nach einem einzigen ihrer zusammensetzenden Elemente aufs neue construirt."

Das Thierreich scheint ursprünglich nach denselben allgemeinen Grundsätzen geordnet worden zu sein, die noch jetzt vorwalten, denn nicht allein existirten die vier jetzigen Classen von Wirbelthieren, und unter den Säugethieren die Ordnungen der Dickhäuter, Fleischfresser, Nager und Beutelthiere, sondern auch viele der Geschlechter, unter welche die lebenden Familien jetzt vertheilt sind, befanden sich zueinander in denselben Verhältnissen und Beziehungen, die sie in der jetzigen Schöpfung gegeneinander haben. Die Dickhäuter und Nager wurden durch die Fleischfresser, die Hühner durch die Habichte beschränkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten für Frauenkrankheiten,

oder

Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.

Herausgegeben

von einem Vereine praktischer Ärzte.

Zweiten Bandes erstes und zweites Heft.

Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Aus der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Flut medicinischer Schriften eine Sammlung alles Gediegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müsste. Der erste aus vier Heften bestehende Band (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 310. — 6. November 1839.

Neu aufgelegte Werke.

(Beſchluß aus Nr. 309.)

In eine wenigee harmloſe und ſchuldloſe Welt, in die Welt des jungmänniſchen Hohns, der Bosheit, des Überdruſſes, der poetiſch angeſchauten Materie, in eine Welt ſeltſamee Miſchungen, worin Liebe und Haß, proſaiſche Nüchternheit und poetiſche Trunkenheit, Schlagſchatten des Abgrunds und prächtige Sonnenreflexe, Fluch und Segen, Verdammniß und Seligſprechung, Dämonen, Satire, Barchantinnen, Engel, Nixen, Teufel, ſchöne verlorene Kinder, Madonnen, ritterliche Geſtalten und faſhionable Modefiguren, die zu leben wiſſen, ihe wunderliches Spiel treiben, verſetzt uns das dritte der angezeigten Bücher: Heine's „Buch der Lieder". Über das außerordentliche Talent Heine's ſind Alle einig, ſelbſt ſeine Gegner, und ſogae ein Sohn des ſittenſtrengen Altenglands, John Orenford, äußert in einer Betrachtung über Lamartine und Novalis (Nr. 214 d. Bl.), daß Alles, was Heine ſingt und ſagt, altes Gold ſei, und er ſetzt hinzu: „No one can sneer amiably like Heinrich Heine"; aber mit ſeinen Principien, ſagt Orenford, könne er freilich ganz und gae nicht einverſtanden ſein. Man kann aber einen Schriftſtellee und einen Dichtee nicht ſchärfee tadeln, als wenn man ſeine Peincipien anſicht und eben nur ſein Talent gelten läßt; man lobt in dieſem Falle die ſchöne Façade des Gebäudes, aber man tadelt den Grund als unhaltbae, man fürchtet, das Gebäude werde gegen Zeit, Wind und Wetter auf die Dauer niche Stand halten. Das muß man allerdings von Heine's Dichtungen befürchten. Jungfräuliche, keuſche, unverdorbene, ſittlich baſirte Seelen werden an Heine nie Geſchmack finden; wie, wenn einmal eine Zeit kommt, in welcher die jungfräulichen, keuſchen, unverdorbenen, ſittlich baſirten Seelen wieder die Oberhand gewinnen? Die bibliſchen Dichtungen, Homer, Sophokles, Shakſpeare, Calderon, Schiller werden den Geſchmack aller Zeiten überdauern; die Bewunderer Heine's ſchrumpfen ſchon jetzt auf eine immer kleinere Zahl ein. Doch gibt es immee noch eine Phalanx, die ſich um ihn ſchaet und die jeden Angriff auf ihn als einen Angriff auf ihre eigene Unmaßgeblichkeit, als einen Ausdruch philiſtröſer Geſinnung betrachtet. Pfizer hätte behaupten können, daß Chriſtus ein Philiſter, daß die Apoſtel Heuchler geweſen, eine gewiſſe Partei würde ihm ihren lauten oder ſtillen Beifall nicht verſagt haben; aber daß er Heine, der zu den ſanctionirten Figuren dee Zeit gehört, mit Entſchiedenheit und Kraft angegriffen, das hieß im Sinne jenee Partei den heiligen Geiſt der Zeit ſelbſt angreifen. Dieſee einen Kritik wegen beſtrebte man ſich, Pfizee's große übeige Verdienſte zu vergeſſen und in den Staub zu treten. Und doch wae Heine's Stellung zu den Ideen der Zeit ſtets eine zweideutige, vage, ſchwankende und precaire. Seine Lieder namentlich zeugen von gar keinem eenſten und würdigen Verhältniß zur Zeit. Sein Ich ſteht darin faſt überall im Vordergrunde, der Gegenſtand ſeiner nicht eben platoniſchen Liebe nimmt den zweiten Platz ein. Dieſes Thema iſt ſehe einfach, aber vielfach und öfters äußerſt zart, liedlich, grazlös, öfterer noch ſchneidend, misklingend höhniſch und wild variirt. Das ganze „Lyriſche Intermezzo", worin ſeine zarteſten Gedichte enthalten ſind, beſteht aus 65 ſolcher Liebeslieder; nur eins macht ſcheinbar eine Ausnahme, das von der Armeſunderblume, worin der Dichter nicht undeutlich zu verſtehen gibt, daß er ſich das Leben nehmen werde; aber aus dem Zuſammenhange mit den übrigen Liedern geht hervor, daß dieſer Selbſtmordgedanke, dee begreiflicheeweiſe nie zue Ausführung kam, nur durch Liebesgram entſtanden ſein könne. Und wie faßt Heine hier ſeine Geliebte auf? Liebt er ihr Gemüth, ihre Seele, ihe Herz? Achtet er in ihe die Würde, die Tugend, die Keuſchheit des Weibes? Nein! Bald iſt ſie tückiſch, bald falſch wie eine Schlange, bald ein ſchlimmeres Thier als Baſilisken, Vampyee und Lindwürmer; bald iſt ſie aber auch eine Taube, eine Roſe, eine Lilie; bald hat ſich die Falſche veeheieathet und wird Madame tituliet; bald liebt ſie ihn ſo entſetzlich, daß ſie ihn voe Liebesglut in die Finger beißt; bald ſtößt ee ſie wüthend von ſich; bald ſoll ſie ihn mit Armen und Füßen indrünſtig umſchlingen, und überall iſt es doch der äußeeſte Act ſinnlicher Liebe, um den es ſich in dieſen Liedern handelt. Welch ein Mädchen, welch eln Weib müßte es ſein, die in dieſer Art gefeiert und beſungen ſein möchte, durch Gedichte ſo materiellen Charakters ſich geſchmeichelt und geehrt fühlen könnte! Ich bitte, wo liegt in dieſen Liedern eines ausgemachten Libertins eine Bedeutung für die Gegenwart oder Zukunft der menſchlichen Geſellſchaft, ein Zeitintereſſe, welches uns verböte, gegen Heine die Anklage einer

scharfen Kritik laut werden zu lassen? Zeigt mir einen solchen Punkt von allgemeinerer Bedeutung, und ich will meine Klagen gegen den Misbrauch, welchen Heine mit seinem schönen und großen Talente treibt, mit Vergnügen einstellen — aber bemüht euch nicht, ihr werdet keinen finden. Heine denkt von seinen Liedern freilich vortheilhafter, er hat in den beiden Auflagen, welche seine Gedichte seit ihrem ersten Erscheinen erlebt haben, nichts geändert und nur ein Gedicht im „Lyrischen Intermezzo" weggelassen, worin er seine Liebste oder eine seiner Liebsten zu umschlingen Anstalt macht, um mit ihr ganz Leib und Seele zu sein. Indeß könnten wir eine große Anzahl theils unverschämter, theils unbedeutender Gedichte namhaft machen, welche der Dichter hätte auslassen sollen, um seinem ihm so gnädigen Publicum seine Achtung zu bezeigen; aber Heine hat einmal von Hause aus keine Achtung vor seinem Publicum, er bewirthet es mit aller Misère seines Ichs und freut sich spöttisch, es bei so gutem Appetit zu sehen. Zu den unbedeutendern gehören viele seiner frühern Gedichte, welche er unter dem Titel: „Junge Leiden", mittheilt, obgleich man sagen muß, daß sie im Ganzen die unschuldigste Abtheilung bilden und besonders manche gelungene Ballade: „Der arme Peter", „Die Grenadiere" u. s. f., enthalten. In vielen klingt die naive Treuherzigkeit des deutschen Volksliedes anmuthig durch. Andere sind ganz farb- und bedeutungslos wie Nr. 14.

Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzu großem Wehe!

ist ein trivialer, zu viel oder nichtssagender Ausgang, der noch dazu häufig bei Heine wiederkehrt. Man vergleiche nur im „Intermezzo":

Nr. 25. Fast vor Weh' das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht —

Nr. 40. Dort löst sich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh —

in der Abtheilung: „Die Heimkehr":

Nr. 14. Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leid,
Die Seele stiebt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückselige Weib
Vergiftet mit ihren Thränen —

Nr. 53. Er (der Mund) spricht vielleicht ein höhnisch Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen —

Nr. 60. Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du siehst es nicht.

Dann die vielen Lieder, worin der Dichter sterben zu wollen erklärt, und die zahllosen Lieder, worin zahllose Thränen vergossen werden — man begreift kaum, wie ein so sentimentaler, thränenzerflossener Dichter noch comfortabel zu leben und ein prächtiges Embonpoint zu erlangen fähig ist, wie man doch von Heine weiß. Und nirgend tritt uns in dieser monotonen und manierirten Lyrik ein Gemeinleiden, überall nur ein individuelles, mehr oder weniger eingebildetes und gemachtes Leiden entgegen. Auch aus dem „Intermezzo", welches, wie gesagt, des Schönen viel enthält, hätten wir manches gänzlich Unbedeutende und leicht Hingepinselte und Hingewinselte hinweggewünscht. Was z. B. enthält Nr. 5 als den ganz trivialen Gedanken: Jetzt, mein Liebchen, lebst du noch, bald aber wirst du todt sein, eine bloße nüchterne Umschreibung des Sprüchwortes: „Heute roth, morgen todt." Ebenso gedanken- und bedeutungsleer sind die Gedichte, Nr. 6, 7, 12, 17, 19, 30, 31, 38. Viele andere sind kaum minder unbedeutend, aber sie entschädigen entweder durch Melodie des Verses, oder Originalität des Ausdrucks, oder irgend eine witzige Pointe, die freilich selten des rhythmischen Aufwandes werth erscheint. Andere in dieser Abtheilung, und gerade die zartern, erreichen die Höhe der Heine'schen Lyrik und werden ohne Zweifel, vielen lyrischen Plunder der Gegenwart überlebend, immer, so lange noch Deutsch geredet und gesungen wird, fortklingen. So Nr. 10 mit dem Anfange: „Die Lotosblume ängstigt sich vor der Sonne Pracht", das berühmte Nr. 18: „Ein Fichtenbaum steht einsam", Nr. 9: „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich dich fort", Nr. 48: „Aus alten Märchen winkt es hervor mit weißer Hand", und mehre andere, in denen sich wirkliche Schmerz zart, innig und natürlich ausspricht. Es schafft und waltet in diesen Gedichten ein geistiger Wohllaut, der den Ausdruck wie mit einer Glorie umkleidet und verklärt. Die Abtheilung: „Die Heimkehr", enthält viele stark witzige und pointirte Gedichte, die man in ihrer Art und Eigenthümlichkeit gelten lassen muß, manche unheimliche, zum Theil romanzenartige lyrische Klänge oder vielmehr Hauche, die trefflich sind, einzelnes äußerst Zartes, wie das Gedicht: „Wie der Mond sich leuchtend dränget", und hier und da ein frisches, muthiges, trostreiches, wie das kurze, aber überaus schöne Gedicht: „Herz, mein Herz, sei nicht beklommen!" Aber auch in dieser Abtheilung hätten viele Gedichte, welche die Hefe dieses lautern Weines bilden, gestrichen werden sollen; sie stören den Genuß und trüben den reinen Äther, in welchen wie uns versetzt wähnten. Ein unverbildeter Sinn wird diese Nebel-, Sommer- und Schmutzflecke auch ohne das kritische Teleskop eines Berichterstatters leicht herausfinden. Unter den Romanzen ist die bekannte: „Die Wallfahrt nach Kevlaar", in ihrer Art außerordentlich schön; aber die größern Gedichte: „Götterdämmerung" und „Ratcliff" zeugen wol von der Phantasie, aber nicht von dem Zartsinn und dem Geschmack des Dichters. Die unter der Überschrift: „Aus der Harzreise", mitgetheilten Gedichte gehören zu Heine's zartern, mithin zu seinen bessern Dichtungen. Die Gedichte der letzten Abtheilung: „Die Nordsee", sind trotz einzelner Geschmacklosigkeiten, gesucht witziger Pointen und absonderlicher barocker Contraste zu reich an eigenthümlichen Schönheiten, um eins von ihnen missen zu wollen.

So weit über die Gedichte; aber noch bleibt uns übrig, über die Vorrede zur zweiten und dritten Auflage ein Wort hinzuzufügen. Nichts verführt einen Autor leichter, sein Ich über das natürliche Maß herauszustellen, als eine Vorrede, welche stets den subjectiven Theil eines Buches bildet, den Spiegel, mittels dessen das Ich des Schriftstellers seinen Reflex auf das Publicum wirft, oder die Büchse, woraus es ihm Goldstaub oder Sand in die Augen streut. Indeß gibt es Bücher, welche so compli-

Digitized by Google

rirter und geheimnißvoller Beſchaffenheit ſind, daß ſie einer Vorrede nicht entbehren können; Gedichte aber bedürfen keines Vorworts, ſie bevorworten ſich durch ſich ſelbſt. Was hatte uns Heine bei der zweiten oder dritten Auflage an das Herz zu legen? Seine Gedichte — nichts mehr; aber er rückt uns auch in der Vorrede mit ſeinem ganzen proſaiſchen Ich auf den Leib, der gegen ſolch einen ſtürmiſchen Andrang der Selbſtliebe gar nicht vorbereitet und gerüſtet iſt. Hören wir den Dichter ſo vieler zarten Lieder in einer Vorrede ganz wie er iſt, nackt, ſelbſtſüchtig, eitel, unverſchämt, ſo wird uns von vornherein aller Glaube an ſein dichteriſches Herz, alle ſchöne Illuſion zerſtört. Heine nennt in der Vorrede zur zweiten Auflage ſeine Muſe eine „gute Dirne"; ja, eine gute Dirne, euphemiſtiſch — Heine hatte vielleicht noch eine andere Bezeichnung im Sinne, die er aber namhaft zu machen noch zu rechter Zeit unterließ. „Sie ließ mich nie im Stich", fährt er fort, „ſogar in Geldnoth wußte ſie mir zu helfen, die deutſche Muſe, die gute Dirne!" Sollen wir dieſen Ausſpruch naiv oder unverſchämt nennen? Jedenfalls iſt er eines wahrhaften Dichters unwürdig. Andere hat die deutſche Muſe in Geldnoth geſtürzt, und Die, die an ihr verkümmert, zu Grunde gegangen, abgeängſtigt, verbettelt, verdurſtet und verhungert ſind und doch nicht von ihr gelaſſen haben, dieſe Vortrefflichen, ſage ich, ſind mir der That und Wahrheit nach ehrwürdigere Poeten als Heine, der an der Muſe die Geldſeite zu rühmen ſich nicht entblödet. Daß man den Deutſchen ſo etwas bieten kann, daß ſie dazu ſtillſchweigen und nicht murren! Aberwitziges, ehrloſes Publicum! Und wie weiter? Heine windet und dreht ſich, um ſeine letztjährige Zahmheit vor dem Publicum, das ganz anderer Dinge von ihm gewärtig war, zu entſchuldigen; und welchen Entſchuldigungszettel ſchreibt er ſich? Er ſagt, er ſei alt geworden, oder ſtehe im Begriff, alt zu werden. Natürlich, eine ſchöne Gelegenheit, über Alter und Jugend eine glänzende Phraſe anzuknüpfen und zu polemiſiren gegen Auguſt Wilhelm v. Schlegel, den er einen alten Gecken nennt, und gegen Ludwig Tieck, von dem er ſagt, er ſei ehedem ein „romantiſcher Strohmian", jetzt ein „alter räudiger Muntſche" geworden. Nein! wir Jüngern wiſſen, was wir Heine zu verdanken haben, aber ſeine Unverſchämtheit wenigſtens wollen wir wie einen „räudigen Muntſche" von uns fern halten. Daß wir ſo grob ſein müſſen, wo wir es ungern ſind! grob gegen einen lyriſchen Dichter, einen zarten Sänger der Liebe!

Die Vorrede zur dritten Auflage führt ſich friedlicher und liebreicher mit einem Gedichte ein; weiterhin cokettirt Heine ſtark mit Phöbus Apollo, ſeinem Vater, und ſeinem eigenen Ich, und erinnert den „großen ſchönen" Gott an den Marſyas, den er lebendig geſchunden, und daß ein ähnliches Beiſpiel wieder noth thäte. Die Phraſe iſt an ſich unverſtändlich, aber deutungsreich, wenn wir uns Heine als Marſyas denken und der Kritik das traurige Geſchäft überlaſſen wollen, welches der große ſchöne Gott an dem eiteln Flötenbläſer ausübte. H. Marggraff.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimniſſe, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Engliſchen von H. Hauff u. A. Fünfter Band.

(Fortſetzung aus Nr. 309.)

Das zweite Syſtem der tertiairen Niederſchläge enthält neben den ausgeſtorbenen Geſchlechtern von Süßwaſſerſäugethieren der erſten Periode die früheſten Formen der jetzt lebenden Geſchlechter; der ältere und neuere dritte Süßwaſſerniederſchlag dagegen keine Spuren der ausgeſtorbenen Familie der Paläotherien mehr, aber viele ausgeſtorbene Arten lebender Geſchlechter von Dickhäutern, z. B. des Elefanten, des Nashorns, Flußpferds und Pferds, neben dem ausgeſtorbenen Geſchlechte Maſtodon. Mit ihnen kommen auch die erſten häufigen Spuren von Wiederkäuern, z. B. Ochſen und Rothwild, vor. Die Zahl der Nager vermehrt ſich gleichfalls, und die Fleiſchfreſſer nehmen im Verhältniß zu der vermehrten Zahl der Grasfreſſer zu.

Auch die Meere der zweiten und dritten Periode waren von Säugethieren, als Walfiſchen, Tümmlern, Robben, Walroſſen und dem Lamantin oder Manati bewohnt, deren lebende Arten ſich hauptſächlich an den Ufern und Mündungen der Ströme der heißen Zone aufhalten.

Der Verf. zeigt hierauf ſehr einleuchtend, wie nützlich die verſchiedenen Revolutionen und die daraus hervorgehende zuſammengeſetzte Natur der Materialien der Erde für den Menſchen geworden ſei, und wie unpaſſend andere einfachere Einrichtungen geweſen ſein würden. Indeſſen dürfe man alle dieſe großen geologiſchen Erſcheinungen deshalb nicht als einzig und allein dem Menſchen zu Lieb eingetreten anſehen, ſondern die daraus für ihn entſtehenden Vortheile eher als beiläufige und von ſelbſt eintretende Folgen dieſer Erſcheinungen betrachten. Von ihm ſelbſt findet ſich übrigens durch die ganze Reihe geologiſcher Gebilde keine Spur. Der merkwürdigſte und einzige Fall, wo ſich menſchliche Skelette in dichtem Kalkfelſen fanden, iſt der von der Küſte von Guadeloupe. Man hat jedoch keinen Grund, dieſe Knochen für ſehr alt zu halten, indem die Gebirgsart, worin ſie vorkommen, von ſehr neuer Bildung iſt und aus zuſammengebackenen Bruchſtücken von Schalthieren und Korallen beſteht, welche das angrenzende Waſſer bewohnen.

Die engen Grenzen, die uns hier geſteckt ſind, verbieten uns, dem Verf. weiter in der Geſchichte der foſſilen organiſchen Reſte und namentlich in der Darſtellung der Beweiſe höherer Abſicht der foſſilen Mirbelthiere zu folgen. Wir beſchränken uns daher auf die Anführung einzelner beachtenswerther und den Reichthum des Inhalts bezeichnender Momente. Wir wählen zunächſt eine kurze Beſchreibung, welche uns der Verf. von dem Megatherium gibt.

„Dieſes Thier übertrifft die lebenden Zahnloſen, mit denen es am nächſten verwandt iſt, an Größe in weit höherm Grade als irgend ein anderes foſſiles Thier die ihm entſprechenden noch lebenden Arten. Mit dem Kopf und den Schultern eines Faulthieres vereinigte es in ſeinen Bewegungsorganen Charaktere, die den Ameiſenfreſſern, Panzerthieren und Schildträgern eigen ſind; es glich den beiden letztern wahrſcheinlich auch hinſichtlich der Panzerbedeckung. Seine Hüften waren mehr als fünf Fuß weit und ſein Körper zwölf Fuß lang und acht Fuß hoch, ſeine Füße eine Elle lang und mit den rieſigſten Klauen verſehen; ſein Schwanz war ohne Zweifel mit einer Waffenrüſtung bedeckt und viel größer als der irgend eines andern lebenden oder foſſilen Landſäugethiers. So ſchwer gebaut und belaſtet, konnte es weder laufen, noch ſpringen, noch klettern, noch Gänge in der Erde graben, und alle ſeine Bewegungen mußten langſam ſein; doch wozu hätte ein Thier ſchneller Bewegung bedurft, deſſen Beſchäftigung es war, ſtehend ſeine Nahrung auszugraben? Und wozu flüchtige Füße vor Feinden, da ſein Rieſenleib in einen undurchdringlichen Panzer eingehüllt war und es mit einem einzigen Schlage ſeiner Tatze oder ſeines Schwanzes den Kuguar oder das Krokodil in einem Augenblick zertrümmern konnte? Sicher in ſolcher

Rüstung, welchen Feind hätte dieser Leviathan der Pampas zu fürchten gehabt, oder welches stärkere Geschöpf hatte die Ausrottung seines Geschlechts bewirken können?"

Von dem ungeheuern Auge des Ichthyosaurus vermuthet der Verf., daß es, nach der Menge von Licht, welche es bei seinem großen Umfange zuließ, eine sehr große Sehkraft besessen haben müsse. Dieses Auge vereinigte die Eigenschaften eines Mikroskops und eines Fernrohrs. Man findet nämlich vorn an der Höhle, worin es lag, eine kreisförmige Reihe versteinerter dünner Knochenplatten um die Mittelöffnung gereiht, wo sonst der Augapfel war; Gestalt und Dicke dieser Platten ist der der Schuppen bei den Artischocken auffallend ähnlich. Die Erhaltung dieser merkwürdig gebauten Plattenkrone beweist, daß das ungeheure Auge, dessen vordern Theil sie bildete, ein Sehwerkzeug von mannichfaltiger und wunderbarer Kraft war, das den Ichthyosaurus befähigte, seinen Raub in großen und kleinen Entfernungen, in der Dunkelheit der Nacht und in den Tiefen des Meeres zu unterscheiden.

Der Pterodaktylus wurde von Cuvier unter die außerordentlichsten aller ihm vorgekommenen Thiere gerechnet, welche, wenn wir sie lebend erblickten, uns als die abenteuerlichsten Geschöpfe der ganzen jetzigen Natur erscheinen müßten. Der äußern Gestalt nach haben diese Thiere, von denen man acht Arten kennt, einige Ähnlichkeit mit unsern Fledermäusen und Vampyren; die meisten Arten haben eine verlängerte Schnauze, gleich einem Krokodil, welche mit spitzen kegelförmigen Zähnen bewaffnet ist. Ihre Augen waren von ungeheurer Größe, was anzudeuten scheint, daß sie des Nachts auf ihren Raub ausgingen. Von ihren Füßchen gingen Finger aus, welche sich in lange Haken endigten, gleich den Klauen am Daumen der Fledermäuse. Diese müssen starke Griffe gebildet haben, mittels welcher das Thier im Stande war zu kriechen, zu klettern, oder auch sich an Bäume aufzuhängen. Auch ist es wahrscheinlich, daß der Pterodaktylus, wie die Reptilien gewöhnlich, und wie jetzt noch der Pteropus Pselophon oder Vampyr von der Insel Bonin, zum Schwimmen fähig war. „So war dieses Geschöpf, gleich Milton's dösem Geist, zu jedem Dienst und Element passend. Mit Schwärmen solcher Thiere in der Luft und Zügen abenteuerlicher Ichthyosauren und sonstiger Seeungeheuer in den Meeren, mit schrecklichen Krokodilen und riesigen Schildkröten am Ufer der Flüsse und Seen, muß Luft, Land und Meer in jenen seenen Zeiten unserer Erde schauerlich bewohnt gewesen sein."

Der Verf. geht nunmehr zu den Beweisen eines allgemeinen Planes in den Überresten der Weichthiere und Gliederthiere fort. Bei den Trilobiten sind besonders die Augen beachtenswerth, und es ist dies das einzige Beispiel aus der fossilen Welt, wo sich ein so zartes Organ während vielen Tausenden, ja vielleicht Millionen von Jahren hindurch noch beinahe vollkommen der Nachwelt erhalten hat. Wenn wir die Augen dieser Thiere hinsichtlich der Gesetze ihrer Construction untersuchen, so finden wir in ihrer Form und in der Disposition ihrer Facetten offenbar Beispiele weiser optischer Einrichtungen. In dem Asaphus caudatus hat jedes Auge wenigstens 400 beinahe kugelige Linsen, welche an der Oberfläche der Hornhaut in besondern Behältern befestigt sind. Die Form der allgemeinen Hornhaut ist besonders geeignet für ein beständig auf dem Grunde der See lebendes Thier. Das Abwärtssehen wäre noch dieser Einrichtung unmöglich, aber auch noch der Lebensweise des Thieres unnöthig gewesen; allein zum Umhersehen in allen Richtungen waren die Augen ganz besonders geeignet. Die Form eines jeden Auges ist ungefähr die eines Kegelabschnitts, unvollkommen an der Seite, welche dem entsprechenden Theile des andern Auges direct entgegengesetzt ist, und wo also, wenn Facetten vorhanden gewesen wären, doch kein Sehen hätte stattfinden können. Die Außenseite eines jeden Auges bildet einen Halbring, sodaß, wenn das Sehen an dem einen aufhörte, dasselbe an dem andern begann, wodurch ein vollkommener Horizont entstand. Dieselbe Augenbildung findet sich auch bei den jetztlebenden analogen Crustaceen, mehr oder weniger modificirt, je nach der besondern Lebensart einer jeden Art. Aus der Einrichtung der Augen dieser ältesten Bewohner unserer Erde, die so übereinstimmend mit den jetzt noch herrschenden optischen Gesetzen ist, darf man wol annehmen, daß die Verhältnisse, in welchen jene Thiere lebten, den Verhältnissen unserer neuern Seethiere wenigstens ähnlich waren, und daß das Medium, worin sie sich bewegten, dieselben Eigenschaften hatte wie unsere heutigen Gewässer, daß es kein trübes und chaotisches Fluidum war, sondern rein und durchsichtig genug, um den Durchgang des Lichts bis auf eine gewisse Tiefe zu erlauben, damit es bis zu den Augen der auf dem Grunde lebenden Trilobiten gelangte.

Ein ganz besonderes Interesse nimmt endlich derjenige Theil des Werks in Anspruch, welcher von den fossilen Pflanzen handelt. Durch das ganze Vegetationssystem hindurch, von dem riesigen Kalomiten an bis zu unserm unansehnlichen Schafthalme, von dem baumartigen Lepidodendron bis zum kriechenden Bärenklau, nimmt man nur Ein Bildungsgesetz, nur Eine ununterbrochene Kette wahr, überall leuchtet uns die Einheit der schaffenden und ordnenden Intelligenz entgegen. Schon das Vorhandensein von Thierresten läßt auf das Dasein einer vorweltlichen Flora schließen, und da die ersten Thiere blos Seethiere waren, so muß auch die erste Vegetation eine Seevegetation gewesen sein, um denselben die nöthige Nahrung zu liefern: ein Schluß, den die empirischen Forschungen der Geologen und Botaniker vollkommen bestätigt haben. Brongniart hat eine Vergleichung der fossilen Seegewächse mit den neuern versucht und auffallende Analogien zwischen jenen und den heutigen Tropentangen gefunden. Die Algen der untersten geologischen Gebilde entsprechen denen unserer heißesten Klimate, und je neuer diese Gebilde sind, je näher rücken die Formen dieser unterseeischen Pflanzen denen der nördlichen Meere, was einen Beweis liefert, daß die Temperatur der Erde früher sehr hoch war und stufenweise immer abnahm. Die Überreste der vorweltlichen Landpflanzen ergeben analoge Modificationen, je nach den verschiedenen Bildungsepochen, und analoge Verhältnisse zu der geographischen Verbreitung der Landpflanzen der Jetztwelt. Sie zerfallen in drei Hauptgruppen: in die Pflanzen der heißen, in die der gemäßigten und in die der kalten Zone. In den Gebilden der Übergangsperiode, welche sich während einer sehr hohen Erdtemperatur ablagerten, kommen nur wenige Familien jetzt lebender Endogenilen (sogenannte Monokotyledonen) vor, vorherrschend sind Farrn (wie in den feuchten tropischen Ländern) und ungeheure Schafthalme (Kalamiten, Equisetaceen) mit wenigen Exogeniten (Dikotyledonen). Die Physiognomie dieser Pflanzenreste zeigt ein noch heißeres Klima an als das der Wendekreise. In der zweiten Reihe geologischer Gebilde werden die Arten dieser frühesten Vegetation weniger zahlreich, und mehre Gattungen, ja ganze Familien sind erloschen und andere an ihre Stelle getreten. Die Cykadeen und Coniferen nehmen an Artenzahl bedeutend zu und nähern sich den neuern Formen. Erst diese haben den Charakter der Tropenvegetation. In der dritten Reihe verschwinden die meisten Familien der ersten und mehre der zweiten Periode, und eine complicirtere dikotyledonische Vegetation tritt an die Stelle der einfacher gebildeten Pflanzen der frühern; kleinere Schafthalme folgten den riesigen Kalamiten; die Farrn wurden weniger zahlreich und kleiner, nur die Palmen trugen noch das Gepräge wärmerer Regionen, näherten sich jedoch schon denen der Uferländer des Mittelmeeres. Auch die vielen, neuerlich so wichtig gewordenen Steinkohlenflöze sind rein vegetabilischen Ursprungs. In den wichtigsten Fundorten fossiler Pflanzen gehören die Kohlenwerke von Newcastle in Nordengland und die von Swino in Böhmen, nordwestlich von Prag.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 311. — 7. November 1839.

Du travail intellectuel en France depuis 1815 jusqu'à 1837 par *Amadée Duquesnel*. Zwei Bände. Paris 1839.

Die Wiederherſtellung der bourboniſchen Herrſchaft in Frankreich bildet nicht allein in der politiſchen, ſondern in der ganzen Culturgeſchichte des Landes eine ſcharf hervortretende Epoche. Napoleon hatte alles Wiſſen und Können, den Charakter, die Leidenſchaften und die Gewohnheiten des franzöſiſchen Volks den Intereſſen ſeiner Politik dienſtbar zu machen, oder, wo dies unmöglich war, durch ſeine ſtarken Herrſchermittel zu neutraliſiren gewußt. Wie im öffentlichen Leben ſo war auch in der Schule und Wiſſenſchaft keine freie Bewegung, keine Äußerung organiſchen Lebens. Religion, Philoſophie, Staatslehre, mit einem Worte alle ſpeculative Doctrin ſtand unter der Controle einer eiferſüchtigen Gewalt, deren unbegrenzte Selbſtſucht Maß und Gewicht zur Austheilung der officiellen Wahrheit hergab. Nur die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften wurden in Ehren gehalten und gefördert, alle keiner unmittelbaren Anwendung fähige, keine materielle Ausbeute verſprechende Theorie dagegen unter dem Namen der Ideologie mit affectirter Geringſchätzung behandelt, hinter der ſich eine, freilich nicht ungegründete Furcht verbarg. Dem Stillſtande des höhern geiſtigen Lebens, den die Napoleon'ſchen Despotenkünſte bewirkt hatten, folgte mit dem Sturze des Kaiſers ſofort eine friſche Bewegung, Frucht der Umſtände und keineswegs Verdienſt der neuen Gewalthaber. Nach vierzehnjährigem Schweigen erhob die politiſche Discuſſion in der Preſſe und auf der Tribune wieder ihre Stimme; die Controverſe zwiſchen der Religion und der Philoſophie, die für längſt erledigt galt, wurde von neuem aufgenommen; die zerſtreuten Elemente der alten Geſellſchaft roncentrirten ſich in Paris, trafen hier auf die neue Welt der aus der Revolution herſtammenden Exiſtenzen und Ideen, und aus der Reibung beider ſprangen leuchtende Funken des Geiſtes und der Meinung. Das intellectuelle Leben in Frankreich während der letzten 25 Jahre enthält reichen Stoff zu einem intereſſanten Gemälde, dem weder Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, noch große Figuren, noch ſchöne Perſpectiven fehlen. Aber freilich muß der Maler ſeinen Stoff beherrſchen, muß nicht allein mit ſicherer Hand Umriſſe und Farben wiedergeben, ſondern auch durch die Gruppirung ſeinen Takt, durch die plaſtiſche Vorſtellung die Lebendigkeit ſeiner Auffaſſung, durch die Vertheilung von Licht und Schatten ſein Urtheil und ſeine Gewiſſenhaftigkeit bewähren.

Wenn Herr Duquesnel nicht allen dieſen Anſoderungen genügt, ſo hat er doch eine umfaſſende und gründliche Kenntniß der Periode, deren geiſtige Erſcheinungen er uns vorführt, und eine gewiſſe redliche Kritik, deren aufrichtige Miene das Herz gewinnt, wenn ſie auch den Verſtand nicht immer zu überzeugen vermag. Die weſentlichen Mängel ſeines Buchs entſtehen aus einer, der Meinung des Ref. zufolge verkehrten Weltanſicht, welche ſein Urtheil über Doctrinen und geiſtige oder moraliſche Richtungen verfälſcht und zu irrigen Folgerungen aus richtig aufgefaßten Thatſachen verleitet. Außerdem fehlt ihm die Fülle und der Adel des Styls, die man bei dem heutigen franzöſiſchen Schriftſteller ſucht, und der ſchlagende Ausdruck, der den zu bezeichnenden Gegenſtand gleichſam dem körperlichen Auge vorführt. Doch kommen wir zu dem Inhalte des Buchs, der nach den vier großen Kategorien der intellectuellen Intereſſen, Politik, Religion, Philoſophie und Literatur in vier Abtheilungen zerfällt. Wir werden nur die beiden erſten derſelben einer genauern Prüfung unterwerfen, und zwar ohne deren Gegenſtände ſtreng zu ſondeen, weil dieſe in der Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des Verf. vielfache Berührungspunkte miteinander haben.

Die politiſchen und ſocialen Doctrinen, welche ſich während des letzten Menſchenalters das Gebiet der öffentlichen Meinung in Frankreich ſtreitig gemacht haben, ſind die der abſolutiſtiſchen Schule, repräſentirt durch de Maiſtre und Bonald, der St.-Simonismus, das Syſtem Fourier's, der Republikanismus und die Staatstheorie, welche durch die Julusrevolution zur Herrſchaft gelangt iſt. Der Verf. gehört keiner dieſer verſchiedenen Meinungen ausſchließlich an, aber er nimmt aus jeder derſelben einzelne Theile in ſeine Anſicht hinüber. So findet er mit den Abſolutiſten die Quelle der Souverainetät, ja die Souverainetät ſelbſt nur in Gott, dringt auf eine Organiſation der Induſtrie nach den Principien Fourier's und St.-Simon's, theilt den Grundſatz der allgemeinen Wahlen mit den Republikanern und den Wunſch einer ruhigen organiſchen Weiterentwickelung der beſtehenden ſocialen Zuſtände mit den Anhängern des herrſchenden Juſtemilieu. Der Verf.

Digitized by Google

glaubt jedoch, daß es die erste und unerläßliche Klugheitspflicht der Staatsgewalt sei, sich mit der Demokratie auszusöhnen, ihr mit eigener Hand die weitere Bahn zu brechen, statt sich wie bisher jedem ihrer Fortschritte zu widersetzen. Er hat in diesem Punkte die Ansicht Tocqueville's zu der seinigen gemacht, der in seinem vortrefflichen Buche über Nordamerika die Regierungen und die privilegirten Classen der Gesellschaft mit folgenden Worten anklagt:

Niemals haben die Häupter des Staats daran gedacht, für die Demokratie irgend etwas vorzubereiten; sie hat jeden Schritt wider ihren Willen oder gar ohne ihr Wissen gemacht. Die mächtigsten, aufgeklärtesten und moralischsten Classen der Nation haben nie gesucht sich ihrer zu bemächtigen und sie zu leiten; man hat die Demokratie völlig ihren wilden Instincten überlassen.

Diesem treffenden Vorwurfe fügt der Verf. hinzu:

So lange die Gewalt die Demokratie nicht liebt, wird die Demokratie die Gewalt hassen; wenn dagegen die Regierung die Zeit versteht, wenn sie die Demokratie nicht länger fürchtet, so wird die Abneigung des Volks aufhören, und es wird die Gewalt nicht mehr als einen Feind betrachten, den es vernichten müsse ... Die Welt ist ja oft mit Blut überschwemmt, weil die Gewalt unterdrückte, statt zu beschützen, und weil sie die geheimnißvolle Bewegung nicht verstand, welche die Gesellschaft weiter trägt, und welche nichts Anderes ist als die Entwickelung des Wortes Christi.

In diesen letzten Worten ist die ganze Welt- und Lebensansicht des Verf. mit einem Zuge resumirt. Er gehört der im Entstehen begriffenen katholisch-demokratischen Schule an, welche in dem kirchlichen Christenthume den Anfangs- und Ausgangspunkt der künftigen Schicksale der Menschheit sieht, welche von der Wiederbelebung des religiösen Sinnes, von dem Durchdringen der katholischen Lehre in alle Elemente der Gesellschaft die Lösung der socialen und moralischen Probleme erwartet, an welcher Politik und Philosophie so lange vergebens gearbeitet haben. Diese Schule hat bis jetzt weder anerkannte Chefs, noch einen bestimmten Kanon von Glaubenssätzen, aber sie ist der unverkennbare Ausdruck einer, wenn auch falschen Richtung der Zeit und in dieser Eigenschaft zu weiterm Wachsthume und Einfluß berufen. Fast alle Koryphäen des Katholicismus in Frankreich, Chateaubriand, Lamartine und vor Allen Lamennais, hängen mit ihr durch irgend ein Meinungsband zusammen; ihre Lehren bilden die moralische Constitution, wenn ich mich so ausdrücken darf, des sprachverwandten Belgiens, werden von den Rednerbühnen der inländischen Agitatoren herab gepredigt und fangen bereits an in den preußischen Rheinlanden laut zu werden. Es ist unleugbar, daß allen den hier aufgeführten geistigen Momenten und Bewegungen ein gewisses gemeinschaftliches Princip zum Grunde liegt, dessen Darstellung sich indessen nach Ort und Umständen bedeutend modificirt. So scheint in Irland das politische Interesse das religiöse Element nur als Hebel zu benutzen, während in den Rheinlanden der Katholicismus die politischen Motive als Werkzeuge gebrauchen möchte und in Belgien beide Interessen ziemlich im Gleichgewichte stehen, jedes dem andern ungefähr ebenso viel gibt, als es von ihm empfängt. Aber überall, wo sich die moderne katholische Richtung mit einigem Selbstbewußtsein offenbart, läßt sich in ihr als leitender und bestimmender Gedanke die Ansicht erkennen, daß die bisherige Solidarität der Interessen der Kirche und der bestehenden Staatsformen aufhören müsse, damit die erstern nicht in dem früher oder später unvermeidlichen Sturze der letztern begraben werden. Bei Niemand tritt diese Überzeugung deutlicher hervor als bei Lamennais, dessen politischen Meinungswechsel der Verf. sehr richtig beurtheilt, wenn er sagt:

Der Abbé Lamennais sah ein, daß man mit der Vergangenheit brechen, sich der Gegenwart anschließen und die religiöse Idee auf die Demokratie pfropfen müsse. Da einmal die alte Gesellschaft ohne Rettung zusammenbrach, da die Monarchie, die ihm in seiner Jugend so theuer gewesen war, nach den fruchtlosen Anstrengungen der funfzehn Jahre der Restauration von neuem verschwand: sollte er da den Katholicismus in Frankreich, das den Keim der Weltzukunft in sich trägt, aufgeben? sollte er die ewige Wahrheit von dem Schicksale einer zertrümmerten menschlichen Institution abhängig machen? War es nicht besser, zur Vertheidigung Gottes die Sache der Freiheit zu ergreifen?

Der Verf. hat an dem heutigen Systeme des Abbé Lamennais nur Einen wesentlichen Punkt auszusetzen, nämlich die Rebellion gegen die Autorität des päpstlichen Stuhls. Und allerdings ist diese Inconsequenz des politischen Katholicismus der neuesten Zeit eine um so schwächere Seite desselben, als sie mit absoluter Nothwendigkeit aus der Natur der Verhältnisse hervorgeht. Die römische Curie kann sich jener Richtung nicht anschließen, sie muß sich derselben vielmehr im gebieterischen Interesse der Selbsterhaltung widersetzen, so lange sie neben ihrer geistlichen auch eine weltliche Macht ausübt, und so ist es unvermeidlich, daß der Geist der Neukatholiken einen Charakter von Opposition gegen dieselbe Autorität des katholischen Dogmas annehme, deren Aufrechthaltung doch in der That sein einziges Ziel ist. Seine Vertreter gerathen dadurch in eine durchaus falsche Stellung, in der sie Angriffen von allen Seiten blosgegeben sind, und welche sie früher oder später werden aufgeben müssen, um als offene Gegner der bisherigen kirchlichen Organisation, der hierarchischen Verfassung des Katholicismus aufzutreten. Alsdann aber wird sich der Grundirrthum ihres Systems zeigen, es wird klar werden, daß die Idee einer Religion, welche als ersten und wichtigsten Satz die Pflicht der unbedingten Annahme eines Kirchenglaubens aufstellt, nicht in ein demokratisches Zeitalter paßt und am allerwenigsten von einer demokratisch organisirten Geistlichkeit aufrecht erhalten werden kann.

Der Verf wagt, wie schon angedeutet, nicht, seiner religiös-politischen Ansicht bis in ihre letzten Folgesätze treu zu bleiben, sondern er führt dieselbe nur bis zu dem Punkte durch, wo er auf die durch die Autorität des Oberhaupts der Kirche gezogenen Schranken stößt. In dieser Gestalt, aber vielmehr in dieser Formlosigkeit ist der katholische Demokratismus noch augenscheinlicher unhaltbar. Eine Lehre, zu deren Vernichtung es nichts weiter bedarf, als daß sie auf den Index gesetzt werde; eine Lehre, die sich selbst nur unter der Bedingung für gültig erklärt, daß sie die Billigung einer individuellen Autorität findet, — eine solche Lehre verzichtet von vornherein auf alle Gewalt über die Geister und auf allen Einfluß auf die Zustände.

Sonderbar fällt der Hochmuth auf, mit welchem der

Verf. von seinem Standpunkte aus auf den Protestantismus herabsehen zu können glaubt.

Der Protestantismus — sagt er — wird nie zu einer wirklichen Macht in Frankreich gelangen. Die französische Logik verträgt sich nicht mit diesem Stillstande im Irrthume; sie will entweder die Einheit, d. h. die Wahrheit, oder aber die volle Anarchie des Zweifels. Mögen also die Protestanten aufhören eine wirkungslose Propaganda zu machen und in unsern Dörfern oder Städten Broschüren zu verbreiten, die kein Mensch liest. Frankreich wird entweder katholisch bleiben oder in religiösen Indifferentismus verfallen. Die religiösen Schriftsteller unserer Zeit haben alle die Ohnmacht des Protestantismus in unserm Vaterlande gefühlt. Lamennais bekämpft weit mehr J. J. Rousseau und den Deismus als die Lehrer der sogenannten Reformirten. Der Graf de Maistre richtet in seinem Buche über die gallicanische Kirche kaum einige Worte an die Protestanten. Nochmals, auf diesem Terrain ist der Kampf schon im 17. Jahrhundert ausgefochten. Es war keine geringe Ehre für Luther und seine Nachfolger, von Bossuet bekämpft zu werden.

Diese vornehme Sprache gegen eine geistige Macht, die dem Katholicismus die Hälfte Europas, und zwar dessen anerkannt intelligentern Theil entrissen hat, ist zu abgeschmackt, als daß sie eine Erwiderung verdiente. Dabei ist es aber keineswegs zu verkennen, daß in den vorstehenden Sätzen des Verf. einige große Wahrheiten liegen, die sich im Laufe der Zeit an dem Protestantismus wie an dem Katholicismus und jeder andern positiven Glaubensform bewähren werden.

So viel über den Theil des Buchs, welcher sich mit der Darstellung und der Kritik der religiösen Zeiterscheinungen beschäftigt. Auf die Urtheile des Verf. über einzelne hervorragende Persönlichkeiten oder Geistesschöpfungen einzugehen, würde den Ref. zu weit führen, und er verzichtet deshalb auch auf die Untersuchung der Abschnitte über Philosophie und Literatur, in denen auf einem sehr beschränkten Raume ein unermeßliches Detail zusammengedrängt ist, das, auf noch kleinere Verhältnisse zurückgeführt, sich der Auffassung des Lesers ganz entziehen würde. t4.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff u. A. Fünftes Band.

(Beschluß aus Nr. 314.)

Von den Kohlenwerken in Swina entwirft der Verf. folgende malerische Schilderung:

„Die vollkommenste Nachahmung lebender Blattformen auf den gemalten Plafonds italienischer Paläste kann nicht mit den zahlreichen und wundervoll erhaltenen Pflanzengebilden in den Gängen dieser Gruben verglichen werden. Die Decke ist, gleich einer künstlichen Tapete, mit Guirlanden des herrlichsten Laubwerks verziert, welche in schöner Unordnung tausendfach ineinander sich schlingen. Das glänzende Schwarz der Figuren auf dem hellen Grunde des Gesteins bildet einen schönen Contrast und erhöht den Genuß des erstaunten Bewunderers, welcher wie durch Zauberkraft hinübergeführt wird in die düstern Wälder der alten Erde, wo wunderbare unbekannte Formen von Bäumen und nie gesehene Pflanzen seinen Augen sich vorstellen, welcher aus der Jetztwelt in die Urwelt sich versetzt sieht. Die schuppigen Stämme der hohen Lepidodendren, von deren Gipfel zartes Laubwerk in langen Büscheln sich niedersenkt, die wundervoll gebildete Rinde der schlanken Sigillaria und die zierlichen Farrn in zahllosen Gestalten stehen gleichsam noch lebend vor seinen Augen; denn wenig haben die Jahrtausende, die darüber hingerollt, an ihrer frühern Frische und Schönheit verdorben, sodaß sie dem denkenden Forscher immer noch untrügliche Geschichtsurkunden der alten Pflanzenwelt sind. Sie bilden die großen natürlichen Herbarien, in denen die Urwelt ihre Schätze der Jetztwelt aufbewahrt hat; beinahe unverändert geben sie uns die längst aus dem Leben verschwundenen Formen und lassen einen Zustand der Erde erkennen, der von dem jetzigen gänzlich verschieden ist."

Die sonderbaren Schicksale, welchen diese Pflanzen im Laufe der Zeiten ausgesetzt gewesen sind, beschreibt der Verf. sehr schön auf folgende Weise: „Zuerst bedeckten die Kohlen als riesige Kalamiten und stolze Lepidodendren und Sigillarien in herrlichen Wäldern die Eilande der Vorwelt; von hier hinweggerissen durch heftige Stürme und Überschwemmungen, die so häufig in den heißen und feuchten Klimaten eintreten, wurden sie durch gewaltige Ströme an einer Flußmündung, in einem See oder im Meere aufgehäuft. Hier schwammen sie umher im Wasser, bis, durchdrungen von demselben, sie sich zu Boden senkten, wo sie, von dem vom Lande hergeschwemmten Gerölle und Schlamme überlagert, vom Pflanzenreiche in das der Mineralien übergingen. Eine lange Zeit mag wol verflossen sein, bis im Laufe chemischer Veränderungen und mannichfaltiger Combinationen ihre pflanzlichen Elemente in die mineralische Kohlenmasse sich verwandelt hatten. Unterirdische Feuer erhoben im Laufe der Zeit diese Schichten aus der Tiefe der Gewässer zu Hügeln und Bergen, in deren Innerm sie nun dem Menschen zugänglich sind. In dieser vierten Epoche ihrer Geschichte ist unsere Kohle von neuem beunruhigt durch die Arbeiten der Bergleute, denen Wissenschaft und Kunst zur leichtern Gewinnung dieser unterirdischen Schätze Dampfmaschinen und Sicherheitslampen bereiteten. An das Tageslicht gebracht und ein zweites Mal durch die Schiffahrt dem Wasser übergeben, gelangt sie zu ihrer nächsten und wesentlichsten Veränderung durch das Feuer; eine Veränderung, während welcher sie in der menschlichen Industrie eine wichtige Rolle spielt. In dieser siebenten Epoche ihrer ereignißvollen Geschichte scheint sie dem gewöhnlichen Beobachter gänzlich vernichtet; ihre Elemente sind auch wirklich aufgelöst, allein ihre scheinbare Zerstörung ist der Anfang zu einer neuen Reihe von Veränderungen und Thätigkeit. Freigelassen aus ihrer langen finstern Gefangenschaft, kehrt sie zurück in ihre natürliche Atmosphäre, aus welcher sie zur Bildung der urweltlichen Flora entnommen war. Morgen schon kann sie zur Bildung des Bauholzes in den Bäumen unserer Wälder beitragen und, nachdem sie eine Zeit lang in dem lebenden Pflanzenreiche gelebt, zum zweiten Male zum Nutzen des Menschen dienen. Und wenn Fäulniß oder Feuer sie auch hier wieder zur Erde oder Luft zurückgebracht, so kehrt sie von neuem als nützliches Glied in den großen Haushalt der immer sich erneuernden Natur zurück."

Der Gebrauch, der jetzt von der Kohle gemacht wird, und der Nutzen, den sie dem Menschen gewährt, übersteigt in der That alle Vorstellung. Nach einer neuern Berechnung sind allein in England täglich 15,000 Dampfmaschinen in Bewegung, wovon eine in Cornwall eine Kraft von 1000 Pferden haben soll. Die Kraft eines Pferdes ist nach Watt gleich der von fünf und einem halben Mann; nimmt man die mittlere Kraft einer jeden dieser Maschinen zu der von 25 Pferden an, so stellt sich für dieselben eine Gesammtkraft von zwei Millionen Menschen heraus, die fortwährend arbeiten. Berücksichtigen wir nun, daß der größte Theil dieser Kraft zur Bewegung von Maschinen verwendet wird, und daß das Product dieser Maschinen der Arbeit von 3—400 Millionen Menschen, die mit den Händen arbeiten, gleich gerechnet wird, so müssen wir staunen über den ungeheuern Einfluß, den die Kohlen, das Eisen und der Dampf auf das Schicksal der Menschen ausüben. „Sie ist auf dem Fluß", sagt Webster, „und der Schiffer ruht an seinem Ruder; sie ist auf der Landstraße und das Fuhrwerk setzt sich von selbst in Bewegung; sie ist auf dem Grunde der

Bergwerke, viele Hundert Fuß unter der Oberfläche der Erde; sie ist in den Mühlen und in den Werkstatten der Handwerker; sie rudert, sie pumpt, sie höhlt aus, sie löhet, sie trägt, sie erhebt, sie hämmert, sie spinnt, sie webt, sie druckt."

Manches wäre noch mitzutheilen über die höhern Zwecke in der Zerrüttung der Erdschichten, über die vortheilhaften Resultate der zerrüttenden Kräfte durch Bildung der Erzgänge, über die Vorrichtungen in der Erdrinde, welche der Oberfläche derselben mittels Quellen das nöthige Wasser zuführen, über die unzusammengesetzten Mineralien ꝛc., was wir indessen hier übergehen müssen, um unsere Anzeige nicht zu weit auszudehnen.

Dagegen möge es uns gestattet sein, noch mit einigen allgemeinen Bemerkungen über das ganze ausgezeichnete Werk und über den Eindruck, den die Lectüre desselben bei uns zurückgelassen hat, den Beschluß zu machen.

Die meisten Menschen wissen wenig mehr von der Schöpfung der Erde, als was sie von ihren Kinderjahren her aus dem ersten Buch Mosis erfahren haben; wenn es hochkommt, hat sich an diese einfache und dankte Erzählung in der Folge noch einige Kunde von Revolutionen durch Feuer und Wasser gereiht. Von welcher Art aber diese Revolutionen gewesen, welche bleibende Veränderungen sie zurückgelassen, wie sich jede derselben zu dem organischen Leben verhalten hat und gleichsam eine eigene Altersstufe der Erde bezeichnet, die die folgende bedingte und für sie als nothwendige Vorbereitung diente, wie endlich der große Baumeister der Natur bei allen diesen verschiedenen Revolutionen einen bestimmten und wohlberechneten Plan vor Augen hatte, nach dem alles Einzelne sich fügte und in allmäliger Vervollkommnung hervortrat, dieses Alles ahnt der größte Theil der Menschen nicht; es hat sich nur dem Manne vom Fach erschlossen, und auch diesem erst seit der kurzen Zeit, wo die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften in ein engeres Bündniß getreten sind und sich zu dergleichen Untersuchungen brüderlich die Hände gereicht haben.

Wer weiß, wie lange die Resultate dieser wissenschaftlichen Untersuchungen noch alleiniges Eigenthum des Fachgelehrten geblieben wären, wenn nicht des edeln Bridgewater's schöne Idee einen ausgezeichneten Gelehrten und Naturforscher wie Buckland veranlaßt hätte, sie zum Genuß jedes wissenschaftlich gebildeten Menschen auszuprägen? Sie sind nun zur ausgeblichenen Münze geworden, und wir hoffen nicht allein, daß sie vielen Menschen, wie uns, Stoff zur wahren Gottesverehrung und hohen Bewunderung seiner unergründlichen Weisheit, sondern insbesondere auch von Lehrern der Jugend als Mittel benutzt werden sollen, Gott eifriger, als es bis daher geschah, in der Natur zu suchen und den religiösen Glauben auch auf naturwissenschaftlichem Wege zu stützen.

In der That geht aus Buckland's schöner Darstellung hervor, nicht daß die ganze Natur um des Menschen willen geschaffen worden, aber doch daß alle frühern Umwandlungen und Umbildungen der Erde und der ihnen angehörigen Organisationen vorausgehen mußten, um die Schöpfung des Menschen möglich zu machen. Der glühende Kern der Erde mußte allmälig erkalten; des Wassers Macht mußte das Feuer dämpfen und den erkolteten Stoff dahinführen, wo er vegetabilischen Organisationen Nahrung geben konnte; Thiere mußten entstehen, denen die Pflanzen zur Nahrung dienten; beide mußten wieder vergehen, um andern von höherer Organisation Platz zu machen, und so fort bis zum Menschen hinauf, der nun Alles so finden mußte, wie es seinen physischen und geistigen Bedürfnissen angemessen war. Also doch ein allmäliges Fortschreiten zu veredeltern Bildungen! Und dies Alles durfte der Mensch so glücklich sein zu erkennen und zu bewundern wie kein anderes Geschöpf um und neben ihm! Aber auch nur erkennen und bewundern; weiter reicht sein Auge, reicht seine Macht nicht. Ahnen kann er zwar, daß es der allweise Schöpfer bei den bisherigen Umbildungen der Erde nicht bewenden lassen werde, daß der Zeiger an der großen Lebensuhr unvermerkt weiter rücke; aber würde die Vorsehung die Zügel der Weltregierung in seine Hände legen und zu ihm sagen: Jetzt, Sterblicher, spinne den Faden weiter aus, an dem ich seit Aonen das Leben der Erde fortgesponnen, so würde er demüthig das Haupt senken und seine Ohnmacht eingestehen müssen. Ja, obschon er täglich und stündlich die großen Wirkungen schaffender und zerstörender Kräfte vor Augen sieht, so vermag er doch nicht einmal muthmaßlich zu entziffern, auf welche Weise das Ganze weiter rückt und welchem Ziele es entgegenstrebt; er vermag nicht einzusehen, wie in den scheinbar sich erneuernden und immer wiederholenden Vorgängen der Natur Stoff zu neuen Umwandlungen verborgen liege und sich vielleicht mächtige Katastrophen vorbereiten. In dieses geheimnißvolle Dunkel dringt sein kurzsichtiges Auge nicht.

Aber wie unvollkommen auch seine Vorstellungen von allen diesen Dingen, ja selbst von einem höchsten Wesen sein mögen, dessen Werke er nicht einmal in ihrem ganzen Umfang einzusehen vermag, das Dasein eines solchen Wesens muß er nothwendig voraussetzen, wenn er sich nicht in leere Träumereien und Widersprüche verlieren will. Eine Schöpfung, mit solcher Weisheit, Ordnung und Planmäßigkeit gegründet, wohin auch sein schwaches Auge dringen mag, eine solche fortlaufende Kette von Berechnungen durch alle einzelne Acte dieser Schöpfung, wie sie namentlich diese Schrift nachweist, für Werk des Zufalls zu erklären, scheint uns wenigstens eine ebenso große, wo nicht größere Absurdität, als wenn man behaupten wollte, es habe sich je einmal in der Welt eine Uhr von selbst gemacht.

Ebenso wenig vermag uns aber auch eine naturphilosophische Construction des Alls aus dem Widerstreit einzelner Kräfte das unergründliche Räthsel zu lösen; denn abgesehen davon, daß daraus nicht erklärt werden kann, wie denn im Laufe der Zeiten sich die besondern Bildungen der Erde in stetiger Fortschreitung evolvieren und mit diesen Entwickelungen Plan und Gesetzmäßigkeit verbunden sind, so führe uns ja das Wirken dieser Kräfte immer wieder auf einen Urheber zurück, der sie zuerst in Thätigkeit versetzte, und alles Bedingende setzt zuletzt ein Unbedingtes, Uranfängliches voraus, was zum Werden des Ganzen den ersten Impuls gab.

Um die Macht und Weisheit dieses Urquells aller Wesen zu erkennen und zu bewundern, dazu reicht zwar für das forschende Auge ebenso gut die Betrachtung eines Infusionsthierchens als die des gestirnten Himmels hin; allein der große und umfassende Plan, den der allmächtige Weltenbaumeister seiner Schöpfung zum Grunde legte, tritt uns, mit Ausnahme der Astronomie, in keinem Zweige des menschlichen Wissens so augenfällig und großartig entgegen als in den geologischen Forschungen der neuern Zeit, wie sie hier Buckland in einem kleinen Bilde zusammengefaßt hat. Es ist, als träten wir dabei dem Throne des Höchsten um einige Schritte näher, und als erweiterte sich die Brust zur Aufnahme eines Äthers aus höhern Regionen. Der Tempel der Natur ist groß und jede Stelle darin würdig, auf ihr die Gottheit zu verehren und ihr ein Dankopfer anzuzünden; aber wer möchte leugnen, daß mit zunehmender Erkenntniß ihrer Werke nicht unsere Bewunderung und Verehrung zu ihr sich steigerte; daß, je mehr sich unser Gesichtskreis, in dem wir die Schöpfung um uns betrachten, erweitert, desto mehr auch unser Gemüth von Liebe und Vertrauen zum Schöpfer erfüllt werde? Darum freuen wir uns oder auch des regen Strebens der neuern Zeit, die Realwissenschaften mit in den Kreis des Unterrichts aufzunehmen, und erblicken darin die Morgenröthe einer schönern Zukunft, die den Menschen hoffentlich nicht allein reicher hinsichtlich seiner materiellen Interessen, sondern auch weiser und gottesfürchtiger machen wird.

Eine rühmliche Erwähnung verdient noch die Aufmerksamkeit und der Fleiß, den der Übersetzer auf dieses ausgezeichnete Werk verwendet hat. Man ersieht aus seiner Arbeit allenthalben, daß er dem Gegenstande gewachsen ist.

Karl Hohnbaum.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 312. — 8. November 1839.

Franz Berthold.

Deutsche Gelehrte und Literaten der jüngsten Zeit haben ihre Kunst, begabten Frauen ihrer Kreise auch in dem größern Publicum Anerkennung zu verschaffen, so gewiß und wiederholt bewährt, daß man diesem abgeiseten Zweige der Literatur vielleicht keine weitere Fruchtbarkeit zu wünschen braucht. Indessen darf man doch wie billig zugeben, daß einzelne also illustrirte weibliche Persönlichkeiten in der That auf mehr als eine Weise zu den merkwürdigern ihrer Zeit zu rechnen sind, wenn man darüber nicht vergessen will, daß wol auch andere Zeitgenossinnen sich als ebenbürtig neben sie stellen dürfen, die, außer der Strömung der Passatwinde der Gegenwart, ihren literarischen Ruf mit minderer Leichtigkeit gefördert sehen. Und für eine der interessantesten Frauen dieser Art als Charakter und Erscheinung im Leben sowie als Schriftstellerin zu gelten, hat ohne Zweifel die junge Dame gerechten Anspruch, die unter dem obigen Pseudonym eben anfing sich in der literarischen Welt rühmlichst bekannt zu machen, als ein vorschneller Tod die Blüte ihres Daseins brach. Hätte Franz Berthold in schreibseligern Umgebungen gelebt, als dies in Dresden der Fall war, sein Werth würde schon längst allgemeine Anerkennung gewonnen haben und vielleicht von der Zugluft des Tages schnell gehoben, oder von den Posaunen der Parteilichkeit weit verkündet worden sein, derweil es so nur ihm allein überlassen blieb, auf dem sichern, wenn auch längern Wege des Verdienstes zu diesem Ziele vorzuschreiten.

Über die persönlichen Verhältnisse dieses seltenen Wesens spricht sich Ludwig Tieck in dem Vorberichte zu ihrem kürzlich im Druck erschienenen „Sebastian", den ich weiter unten ausführlicher besprechen werde, folgendermaßen aus:

Durch den plötzlichen, unerwarteten Tod eines der geistreichsten und kräftigsten Wesen ist es schon bekannt, daß die Verfasserin dieser Schriften ein Fräulein Adelheid Reinbold war. Von einer angesehenen hanöverschen Familie abgestammt, umgeben von verständigen Freunden, erwachte ihr Sinn für geistige Beschäftigung früh. Noch jung, ward sie mit der Familie des berühmten Geheimen Cabinetsraths Rehberg bekannt, und die Gemahlin dieses herrlichen Mannes, eine wahrhaft gebildete edle Frau, nahm sich mütterlich der aufblühenden Jungfrau an. Familienverhältnisse veranlaßten sie, sich nach Wien zu begeben, um in einer reichen edeln Familie die Erziehung einer Tochter zu übernehmen. Sieben Jahre lebte sie im Hause des Barons von Pereira und schied aus diesem wohlwollenden großmüthigen Kreise mit einer bedeutenden Pension belohnt, die sie über die gewöhnlichen Sorgen des Lebens erheben konnte. In Wien hatte sie den berühmten v. Hammer und andere Gelehrte kennen gelernt. Es schien ihr Pflicht, da sie die Kraft in sich fühlte, für ihre noch unerwachsenen Brüder zu sorgen, und sie verwendete, so viel nur irgend entbehrlich, von ihrem Einkommen auf deren Erziehung und Bildung. Sie zeichnete und malte Miniaturen, um ihr Einkommen zu vermehren; aber die Schwäche ihrer Augen zwang sie bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als sie in München mit ihren Verwandten, der Familie unsers Philosophen Schelling, lebte, sendete sie einige schriftstellerische Versuche in das „Morgenblatt", welche Beifall fanden. Seitdem bemühte sie sich, durch dergleichen Arbeiten ihre Geschwister, deren sie sich mit der zartesten Mutterliebe annahm, zu unterstützen. Sie kehrte auf eine Zeit zu ihrer Familie zurück, sah in Göttingen Rehberg, dessen Gemahlin und Töchter wieder und lebte nachher die meiste Zeit in Dresden. Noch einmal machte sie den Versuch, in einem vornehmen großen Hause Erzieherin und Gesellschafterin zu sein; doch drängte sich ihr da sowie auch nachher in Dresden, von wo sie eine Dame nach Karlsbad begleitete, die Erfahrung auf, daß ein freier, starker Geist, der Ordnung, Klarheit verlangt und seine Selbständigkeit nicht ganz aufopfern mag und kann, leicht in seinem dessen Streben verkannt wird. So sehr ihr edles Wesen jeden Opfers fähig war, ja, wie sie gewissermaßen in einer beständigen Selbstaufopferung für die Ihrigen und ihre Freunde lebte, so sagte ihr doch ihr Wahrheitssinn und die klarste Überzeugung, daß man jeden äußern Vortheil müsse aufgeben können, wenn unsere bessere Natur zu erliegen drohe. Doch immer wieder, da sich der Druck ihrer Schriften verzögerte, suchte sie auch in England eine ihr passende Stellung in wohlhabenden Familien, und unser Freund Friedrich v. Raumer hat sich mehr als einmal für sie, die er als begabte Freundin ehrte, bemüht.

In der Blüte der Jahre, gesund, kräftig, schön, unermüdet thätig, von keinem Wechsel der Witterung gestört, erkrankte sie plötzlich an der brandigen Halsbräune und war in acht Tagen gesund und todt. Wie erfreut war sie, als sie den Beifall ihrer Novelle, in der „Urania" abgedruckt, sowie das Lob aller ihr Befreundeten erfuhr, von denen die wenigsten damals sie als die Verfasserin kannten. Denn auch Bescheidenheit gehörte zu ihren Tugenden. Sehr ermuntert war sie, als sie die ersten Bogen ihres „Sebastian", den einer der angesehensten Verleger übernommen hatte, corrigiren konnte. Doch stand der Todesengel schon neben ihr.

Es ist schwer zu ermessen, was etwa die Literatur an ihr möchte verloren haben. — — Was aber ihre Freunde an ihr verloren haben, hier in Dresden sowol wie auswärts, kann um so sicherer ausgesprochen werden, da ein heftiger Schmerz und Schreck Alle, als sie das unerwartete Unglück erfuhren, ergriff.

Digitized by Google

In meinem Hause ist seitdem eine nie ausfüllbare Lücke entstanden; denn sie war mir und meinen Töchtern wie Schwester und Tochter, so war sie meiner verstorbenen Gattin; vielleicht ist ihr Verlust noch schmerzlicher von unserer verehrten Freundin, der Gräfin v. Finkenstein, empfunden — —

Jeder gebildete Fremde, Gelehrte, Philosophen und Vornehme, Italiener, Engländer wie Deutsche mußten diesen reichen Geist in dieser anmuthigen, stets heitern und jugendlichen Gestalt bewundern, Alle naturhielten sich gern mit ihr und freuten sich ihrer Bekanntschaft; denn so geläufig wie in ihrer Muttersprache, wußte sie sich im Französischen und Englischen auszudrücken. Bei dieser hohen vielseitigen Bildung war sie zugleich ein Muster der Häuslichkeit, indem sie es nicht zu gering hielt, Wäsche, Kleider und Alles, was dazu gehörte, selbst zu besorgen und zu arbeiten, sodaß sie in keinem Augenblicke ihres Lebens müßig war.

Dürfte man Vieles aus ihren Tagebüchern oder vertrauten Briefen abdrucken, so würden selbst kalte und zweifelnde Gemüther sich einer wahren Bewunderung dieses starken Geistes, wie dieser steten Aufopferung, die zuweilen an Quat und Marter grenzte, nicht enthalten können. Die vertrauten Freunde, die viele dieser Umstände kennen, dürfen sie mit Recht im Schmerz des großen unersetzlichen Verlustes verehren, um so mehr, da sie ihr gequältes Herz nur in den seltensten Augenblicken zeigte und stets heiter, dienstfertig und zuvorkommend erschien, in heiteren Gesprächen, edeln Geistesweken und eigenen Arbeiten Erholung, Trost und echtes Leben suchend und findend.

Ihre ersten schriftstellerischen Versuche erschienen als „Novellen und Erzählungen von Franz Berthold, eingeführt von L. Tieck" (1836) und wurden von vielen Seiten beifällig mit der Anerkennung aufgenommen, daß der Dichter ihnen in seinem Vorworte nur ein mäßiges Lob gespendet habe. Der zweite Band dieser Sammlung brachte eine dramatische Novelle, oder noch besser historische Scenen, unter dem Titel: „Der Prinz von Massa", eine Arbeit, die vielleicht weniger gelesen worden ist, aber das Talent ihres Autors auf andere Art nicht minder in echt politischem Verstande, Kraft und Feinheit der Charakteristik, leichter Beweglichkeit der Phantasie und Sprache beurkundet. Ihre vollendetste Dichtung ist jedoch die mit wirklich unbedingte Befriedigung hinterlassende Novelle: „Irrwisch-Fritze" in der „Urania" für 1839, die unsere Literatur mit einem so trefflichen, echtdeutschen Idyll bereicherte, als wir deren nur wenige besitzen. Ihr kritisches Talent hat sie mit einer Reihe ebenso beredter als witziger und kecker Aufsätze in d. Bl. selbst bewährt, an denen sie seit Jahren thätig mitarbeitete, und unter ihrem Nachlaß sind noch mehre nicht unbedeutende Schriften, z. B. eine fleißig und sorgsam ausgearbeitete Tragödie: „Saul", ein dramatischer Roman: „Masaniello", und mehre wohlgelungene Novellen, die hoffentlich ebenfalls bald dem Publicum mitgetheilt werden können. Was nun aber endlich ihren schon vorerwähnten, in früherer Zeit geschriebenen Roman:

König Sebastian, oder wunderbare Rettung und Untergang, von Franz Berthold, herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Dresden und Leipzig, Arnold. 1839. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

betrifft, so läßt derselbe ein in der That seltenes Geschick bewundern, auch das Fremdeste und Fernste mit der Wahrheit des Angeschauten zu umhauchen und die glühenden Farben edler Leidenschaft zu einem harmonischen Gemälde zu mischen.

Der unglückliche Beherrscher von Portugal ist der Held des Buches, das auf der Annahme beruht, er sei in der Schlacht von Alkassar nicht umgekommen, sondern verwundet von Beduinen geraubt und in der Wüste unerkannt bis zu seiner Flucht gefangen gehalten worden, die ihn nach Italien führet und zuletzt dort seinen Tod finden läßt, und die Verf. stellt uns aus der wirklichen Geschichte den Vierten der sogenannten falschen Sebastiane, die bis lange Jahre nach der Katastrophe nacheinander als echte auftraten, als solchen vor, wenn sie auch bei seinen nähern Lebensumständen von den noch in so großes Dunkel gehüllten Angaben der Geschichte erlaubterweise ganz abweicht.

Der erste Theil ist der gelungenste des Werkes und enthält eine sehr poetische und anschauliche Schilderung der Zustände der afrikanischen Wüste in ihren Bewohnern und ihrer Natur; und obwol die Kritik es von ihrem höchsten Gesichtspunkte aus misbilligen wird und große Autoren es sich niemals erlaubten, Natur- und Sittenschilderungen einzig und allein nach Büchern zu geben, weil die Sache so jedenfalls nur auf einer Lüge beruhen kann und die Individualität des Autors sich bei eigener Anschauung ganz anders darin brechen und abspiegeln würde, so besticht uns die Verf. mit ihrer Gewandtheit doch so sehr, daß wir ihr wol diesen falschen Geschmack ausnahmsweise gern hier und da nachsehen mögen.

Der zweite Theil spielt in Italien und erzählt die Schicksale des verfolgten Königs daselbst bis zu seinem Untergange, wobei wir den soeben gerügten Mangel leider noch übler in dem Nebenwerke empfinden, das darin die neapolitanische und römische Scenerie bildet. Die verschiedenen Seelenstimmungen des Königs in den Leiden und Gefahren seiner Gefangenschaft, sein Schmerz, seine tödtliche Abspannung, sein Aufgeben von Allem in seiner Verlassenheit sind jedoch trefflich und wahr und die Nebenwerke, in der gutmüthigen Rohheit der Beduinen, besonders in der mit ihrer jungfräulichen Reife schnell erwachenden Leidenschaft des kleinen Beduinenmädchens, sehr wohl angeordnet. Noch weit schöner ist Sebastian's Verhältniß zu seinem christlichen Mitgefangenen, den ihm eine Folge von reizenden Situationen als ein Weib verrathen, und in dem unwillkürlichen sowie bewußten Abstoßen und Anziehen zwischen Beiden ist ein geheimnißvoller Liebreiz, das leidenschaftliche weibliche Gefühl, ein seltenes Gemisch von Kraft, Glut und Zartheit ausgeprägt. Ich erinnere mich nicht, das Glück der Liebe im tiefsten Elende, in Verzweiflung und Trostlosigkeit schon so herrlich als hier dargestellt gefunden zu haben.

Gegenüber diesen großen Schönheiten erscheint der zweite Theil fast dürftig und gar mangelhaft, und man kann nicht leugnen, daß er an mehren Stellen an den leichtfertigen Zuschnitt englischer Romane von Bulwer, Marryat und Andern mahnt. Die Phantasie des Autors reichte nicht aus, und sie wiederholt sich daher in der Schilderung von Seelenzuständen, oder sieht sich gezwun-

gen, zur Ausfüllung der Lücken ihre Zuflucht zu Ungehörigkeiten zu nehmen, bei denen sein gutes Genius zuweilen das Talent verläßt. Das Vorzüglichste dieses Theiles sind die Scenen zwischen der Geliebten des Königs und deren vornehmen Verwandten in Neapel, mit denen sie wegen ihrer Anerkennung und der Zurückgabe ihres Vermögens unterhandelt, und die Verf. hat wahrhaft ergreifende Momente dahinein zu verweben gewußt, wiewol ihr nur die Schilderung des alten Oheims nicht ganz gelungen ist und der Unparteiische ihrer Charakteristik des vornehmen Mannes nicht beistimmen kann. Sie verfährt ungerecht mit ihm und läßt ihn anders handeln, als es ihm unter den gegebenen Umständen dürfte möglich gewesen sein.

Ein wirklich falscher Sebastian, ein ehemaliger Freund des Königs, ist wol bedachtsam mit in das Schicksal des wahren verflochten worden, und sein Leben mit seiner rechtmäßigen Gemahlin, einer schönen, üppigen, ehrgeizigen, reichen Türkin, bildet einen echt künstlerischen Gegensatz zu dem Könige in dessen Verhältniß zu seiner schönen, zarten, edeln, treuen und hingebenden unehelichen Geliebten, von dem die Verf. sagt: „Hier hatte die Natur Alles, was die Ehe schuf und heiligt, in ihr verbotenes Verhältniß zu Sebastian gelegt, während das Weib alles bürgerliche Recht für sich hatte."

In der zweiten Hälfte des zweiten Theiles überwältigt der Stoff den Autor so sehr, daß er Manches vernachlässigt und durcheinanderwirft. Auch bleibt keine Einheit, kein Plan mehr recht sichtbar, und man meint fast die Übersetzung eines französischen Romans zu lesen, dessen Schluß in jedem Falle und auf jede Weise ein übereilter zu nennen ist.

Was das Ganze und den Helden in Bezug zu seinem historischen Vorbilde anlangt, so können wir uns nach unserm Gewissen nicht für einverstanden mit der Verf. erklären. Wir vermissen den eigentlichen ersten Theil des Buches, der uns das Glück und das Leben des Königs auf dem Throne schilderte und also auch seine spätern Prüfungen sowie seinen Untergang moralisch erklärte. Hier steht beides fragmentarisch und räthselhaft, unvollendet vor uns, ohne daß es einen Grund und Boden in der Vergangenheit hätte, und der der Geschichte nach so fanatische, thatendurstige, übermüthige König sieht sich hier nicht ähnlich. Die Verf. hat nicht, wie der Dichter thun muß, ihre Individualität in den historischen Charaktere gegossen, dessen sie sich bediente, sondern es hat diese ihn vielmehr ganz und gar aus seinem Besitzthume verdrängt. Ebenso ist zu wenig Politik, Religion und Patriotismus in dem Buche und erfahren wir von Portugal nicht genug. Die Verf. verstand in Sebastian so wenig wie in dem Prinzen von Massa einen Helden zu zeichnen. Hier wie dort ist die Frau der Held und sind die Männer meist wesenlos oder durchweg passiv und weibisch, ihren männlichen, interessanten Frauen gegenüber unthatkräftig. Auch macht sie sich überdies im „Sebastian" eines Fehlers schuldig, von dem sie doch in ihren andern Schriften immer frei bleibt: ich meine den in modernen Büchern und Novellen nur allzu häufigen, jener gewissen peinlichen Spannung, die große Dichter zu jeder Zeit verschmähten, um sich damit allerdings zuweilen selbst den Tadel unscharfsichtiger Recensenten zuzuziehen, und ich gebe diesen Fehler bei der Verf. ihrer in frühern Jahren vorwaltenden Neigung zu den neuern französischen und englischen Autoren schuld, die es wol für Kunst und Poesie halten, den Leser auf die Folter zu spannen, von der jedoch ihr keitisches Urtheil seither schon wesentlich freier geworden war.

Am schönsten bewährte sich ihr Talent zuverlässig in der Lieblichkeit ihrer Idylle, der ich für sie ein weites Feld in Natur und Gemüth einräume, und die idyllische Haltung der ersten Hälfte des „Sebastian", der meisterhafte „Irrwisch-Fritze", „Der kleine Ziegenhirt" liegen als Beweise vor, nach denen lange Zeit vergehen kann, ehe in dieser Verschmelzung der zartesten, wärmsten Weiblichkeit mit der geistigen Selbständigkeit, Kraft, Kälte und Besonnenheit des Mannes ein so reiches und edles Talent zur Poesie wieder unter uns auftritt.

Eduard v. Bülow.

Goethe's Indifferentismus.

Ein französisches Journal brachte vor kurzem einen Artikel über Eckermann's „Gespräche mit Goethe" und über Goethe's Briefe, gesammelt von Döring. Der Berichterstatter heißt Louis de Loménie und hat die auf Goethe Bezug habenden kritischen Schriften der Deutschen tüchtig studirt. Vorzüglich beschäftigt er sich mit den Gegnern, welche Goethe in Deutschland gefunden hat, und führt mehre betreffende Stellen aus Menzel's „Deutscher Literatur" an. Aber auch Loménie ist halb und halb Goethe's Antagonist, nur daß er sein Genie im Allgemeinen anerkennt; aber scharf und ironisch weist er nach, daß Goethe zu seiner Zeit kein Herz gehabt habe und gegen die großen Ereignisse, die fast unter seinen Augen vorgingen, sich vollkommen indifferent, nicht blos neutral verhalten habe. „In dem Augenblick", sagt Loménie, „wo Frankreich und Östreich an den Ufern des Rheins und am Po miteinander rangen und ganz Europa auf Bonaparte, auf Moreau und den Erzherzog Karl seine erstaunten Blicke richtete, was thut da Goethe? Er beschäftigt sich mit der ersten Vorstellung des Schiller'schen „Wallenstein" und zwischen Furcht und Hoffnung gutem Erfolgs getheilt, schreibt er an Professor Meyer, er solle dafür sorgen, daß die Decorationen passend angeordnet seien und das Haus gut erleuchtet sei. Die Costume machen neue Sorgen. Von 1795—1805 war Weimar ein Sitz des Friedens, der Vergnügungen, der Studien; man dichtete große Tragödien, schrieb Gedichte und Romane, veranstaltete Concerte und Feste und empfing Besuche. So geht es fort. Die gesammte Correspondenz Goethe's aus jener Zeit ist den großen Zeitereignissen gänzlich fremd. Was kümmert ihn der Feldzug in Ägypten, die Schlacht bei Marengo, die Kaiserkrönung? Goethe spricht unterdeß mit Benjamin Constant, mit Frau von Stael, mit Müller, Wieland und Schiller. Bald darauf zieht sich der Krieg um Weimar zusammen; die Blüte der preußischen Jugend fällt bei Jena; der König von Preußen ist zweimal verwundet (!), der Prinz Wilhelm ist verwundet (!), der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Hohenlohe (!) sind tödtlich verwundet, der Prinz Louis von Preußen ist gefallen! Wie wirkt all dieser Jammer auf den Dichter? Er schreibt, daß er in diesen Tagen wenig Verlust erlitten habe, mit den öffentlichen Geschäften brauche er sich nicht viel abzugeben, denn sie seien in den besten Händen; er habe sich in seine Einsiedelei

vergraben, um über sich selbst Betrachtungen anzustellen, nur eine Furcht, die grausamste von allen, beunruhige ihn, die Furcht, daß er seine Papiere verlieren könne u. s. w. Spurlos gehen an ihm auch die spätern großen Ereignisse vorüber; aber seine Freunde, seine großherzogliche Beschützerin, der Großherzog sterben, endlich sein Sohn — Goethe steht allein in seiner poetischen Größe, unverändert, unbeweglich, Deutschland entwickelt sich um ihn, es gährt auf, wird industriell, constitutionnell, repräsentativ, was kümmert es Goethe? — er liest, er gesteht es, keine Zeitungen mehr, er lernt die Ereignisse von Hörensagen kennen, er beunruhigt sich, wie er selbst sagt, nicht mehr um das Wie und Warum. So stirbt er, ganz isolirt, und mit ihm stirbt Weimar, und wenn ihr jetzt nach Weimar fragt, so wird man euch antworten: Das ist die Hauptstadt eines Staates von der dritten Reihe, welcher dem deutschen Bunde ein Contingent von 2238 Soldaten stellt und sich einer Verfassung erfreut." 108.

Bibliographie.

Averdieck, J., Briefe an einen Theologie Studirenden. Mit Bezugnahme auf Schleiermacher's Monologen. Herausgegeben aus dessen Nachlaß Gr. 12. Bremen, Heyse. 12 Gr.

Bach, F., Sensitiven. Gedichte. 8. Leipzig, P. Baumgärtner. 18 Gr.

Die Canadenser; oder der Kampf der Freiheit am Niagara und Lorenzo in den Jahren 1837 und 1838. Vom Herausgeber des G. Schodri. 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr. 3 Gr.

Clemens, F., Enghien Herzog von Bourbon. Tragödie in fünf Akten. Gr. 8. Altona, Hammerich. 18 Gr.

Die heilige Dorothea. Dichtung und Wahrheit aus dem Kirchenleben in Ungarn. 8. Leipzig, Eiahorn. 1 Thlr.

Doyé, A., Gedichte, den Manen Anellon's zugeeignet. Gr. 8. Berlin, Hayn. 16 Gr.

Dumas, A., Die verhängnißvolle Wette. Drama in fünf Aufzügen, nach dem Französischen von F. von Holdein. Gr. 8. Hanover, Telgener. 2 Thlr.

Emmelmann, C. W., Dreiundsiebzig Gedichte. Erinnerungen aus der Kindheit frühem Alter, Wünsche, Empfindungen und Gefühle bei manchen Ereignissen des Tages, wie beim Anblick der Natur. Gr. 8. Braunschweig, Leibrock. 20 Gr.

Das katholische Europa, oder Erhaltung, Fortschritt, Friede und Freiheit. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 1 Thlr.

Feuchtersleben, E. Freiherr v., Die Gewißheit und Würde der Heilkunst. Für das nicht-ärztliche Publicum dargestellt. Gr. 12. Wien, Gerold. 16 Gr.

Gehe, E., Vier historische Novellen 8. Leipzig, Focke. 1 Thlr. 16 Gr.

— —, Reisebilder. 8. Leipzig, Focke. 1 Thlr.

Das Geheimniß der Daguerrotypie, oder die Kunst: Lichtbilder durch die Camera obscura zu erzeugen. Mit einer Anweisung zur Bereitung des photogenischen Papiers nach Talbot und Daguerre. 16. Leipzig, Baumgärtner. 6 Gr.

Gentz. Schriften von F. von Gentz. Ein Denkmal. Von G. Schlesier. 3ter Theil. — Auch u. d. T.: Kleinere Schriften von F. von Gentz. Herausgegeben von G. Schlesier. 2ter Theil. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 2 Thlr.

Gerock, C. F., Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran. Ge. 8. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 18 Gr.

Grillparzer, F., Der Traum, ein Leben. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 1 Thlr.

Häusser, L., Über die teutschen Geschichtschreiber vom Anfang des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 12 Gr.

Herold, G., Beiträge zur Kenntniß des griechischen Landes und Volkes in Briefen. Gr. 12. Ansbach, Brügel. 20 Gr.

Herzenskron. Dramatische Kleinigkeiten. 6ter Band. — Auch u. d. T.: Dramatische Gaben. Gr. 12. Leipzig, Volckmar. 21 Gr.

Der Jugendfreund. Lustspiel in 3 Aufzügen, frei nach *Angelot* und *Comberousse* von *F. von Halbein*. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Keyserlingk, H. v., Denkwürdigkeiten eines Philosophen, oder Erinnerungen und Begegnisse aus meinem seitherigen Leben. Gr. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Kranichfeld, F. W. C., Johann Gottlieb Uhle, für seine Freunde. Erinnerungen aus dem Leben des Pastor Uhle, Begründers und vieljährigen Secretärs des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland. Gr. 8. Leipzig, Köhler. 9 Gr.

Kurländer, F. A. v., Der verwundete Liebhaber. Lustspiel in einem Aufzuge. Nach Dupaty und nach einer kleinen Erzählung bearbeitet. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 9 Gr.

Lessing, G. E., Über das apostolische Glaubensbekenntniss gegen David Schulz. 8. Berlin, Voss. 12 Gr.

(Münster.) Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster, Herr auf Derneburg, Ledenburg, Dornum und Binder, Großkreuz des Guelfenordens und vieler europäischer Orden ꝛc. ꝛc. 8. Bremen, Heyse. 4 Gr.

Nürnberger, J. C., Ernste Novellen und Skizzen. Sehnsuchts-Klänge nach der Heimath. Gr. 12. Kempten, Dannheimer. 1 Thlr. 8 Gr.

Parow, Aphorismen aus Theodor Parows Nachlaß. Herausgegeben von E. Mätzner. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 18 Gr.

Preuß, J. D. E., Friedrichs des Großen Jugend und Thronbesteigung. Eine Jubelschrift. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 18 Gr.

Prunner, Dr. F., Ist denn die Pest wirklich ein ansteckendes Übel? Gr. 8. München, Liter.-artist. Anstalt. 4 Gr.

Retzsch, M., Umrisse zu Buerger's Balladen Leonore, das Lied vom braven Mann und des Pfarrers Tochter von Taubenhayn, 15 Platten. Mit Buerger's Text und Erklärungen von *Carl Borromaeus von Miltitz*, nebst englischer Übersetzung von *F. Shoberl*. Qu. gr. 4. Leipzig, E. Fleischer. 3 Thlr. 12 Gr.

Ritter, H., Kleine philosophische Schriften. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Über die Principien der Rechtsphilosophie oder der Politik. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchh. 1 Thlr. 16 Gr.

Schmitthenner, F., Über das Cultur- und Schulwesen. 1. Bandchen. — Auch u. d. T.: Die Culturverfassung von Nassau, Hessen-Darmstadt und Rheinpreußen, gerechtfertigt gegen die Verleumdungen des Hofraths Thiersch in München. 8. Gießen, Heyer, Vater. 18 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. 7ter Jahrg. Geschichte des Jahres 1837. Von F. Thiersch. 2te Abth. Mit 4 Portraiten. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Über Bettelei und deren Abhülfe. 8. Erlangen, Enke. 3 Gr.

Ustrialow, N., Die Geschichte Rußlands. Aus dem Russischen übersetzt von E. W. 1ster Band. 1ste Abth. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr.

Vogl, J. N., Der fahrende Sänger. Nachbildungen alter Legenden, Balladen und Reime. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 18 Gr.

Wachsmann, C. von, Erzählungen und Novellen. 10ter bis 12ter Band. — Auch u. d. T.: Erzählungen und Novellen. Neue Folge. 4ter bis 6ter Band. 8. Leipzig, Focke 5 Thlr.

Wolfart, P. L., Preußen in seinen religiösen Verhältnissen. Beiträge zu einem Staats-Kirchenrecht einer christlich-evangelischen Monarchie. Ge. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 1 Thlr. 6 Gr.

Yorick's empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Übersetzt von A. Lewald. 8. Stuttgart, Hoffmann. 9 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 313. —— 9. November 1839.

Die Taschenbücher für 1840.

Zweiter Artikel.*)

2. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell.

„Penelope" bringt als artistische Beilagen diesmal das interessante Portrait der Fürstin Melanie v. Metternich, geb. Gräfin Zichy-Ferraris, gemalt von Naumann, in Stahl gestochen von F. X. Eißner; zwei ideale Frauengestalten, Aurora und Hespera, die, wenn auch nette Gesichter, doch viel zu schwere und plumpe Körper haben, und aus denen wir selbst mit Unterstützung der gereimten Erklärungen von Theodor Hell beim besten Willen nichts zu machen wissen; einen Stahlstich nach Kreul's Bilde: Die kranke Ziege, und zwei Volkstrenen aus Algier von Matthäi, denen ein gewisses ethnographisches Interesse nicht abzusprechen ist. Die Erzählungen sind im wahren Sinne des Wortes Taschenbuchserzählungen, indem sie wenig Gedanken enthalten, nichts Originelles an sich tragen und im Style das Gesetz der gewöhnlichen novellistischen Trivialität beobachten. Die geschlechtliche Liebe ist ihr Hauptgegenstand; aber eine süßliche, fade Liebe, die allerlei Gefahren, Mühsale und Hemmnisse zu bestehen hat und darüber den Arm, wenn nicht den Hals bricht. Nirgend tritt sie in diesen Novellen als Trägerin großer und neuer Ideen und gewaltiger Conflicte auf; es kommt hier überall nur darauf an, ob die Liebenden zu einer dauerhaften Vereinigung gelangen, d. h. sich heirathen können, oder nicht; aber in allen diesen Novellen sterben sie wie die Fliegen weg, und es ist wahrhaft gräßlich, mit welcher Grausamkeit unsere Taschenbuchsnovellisten gegen so zarte Wesen verfahren, wie doch die Liebenden einmal sind. Die Novellen, welche uns „Penelope" bringt, fangen im Allgemeinen ganz gut an, man wird in geschichtliche Situationen eingeführt, geschichtliche Personen, oft interessant genug geschildert, treten vor uns auf, wir hoffen eine große, weite Perspective und umfassende, inhaltschwere Situationen; aber dieser tüchtige Grund ist nur bestimmt eine leichte Binsenhütte zu tragen. Die erste Novelle: „Andreas Dudith", von Julius Krebs, führt uns in die polnischen Wirren unter Siegmund August und seinem Nachfolger ganz glücklich ein; zuletzt aber haben wir nur eine Liebesgeschichte des Bischofs Dudith, dessen erste Frau an Gift stirbt; der, so keusch und ehrenfest er dargestellt wird, doch einer Andern in einer unbewachten Stunde in die Arme sinkt, worüber er schreckliche Gewissensbisse empfindet; der diese Andere als ein üppiges, grobsinnliches Weib erkennt und sich, wahrscheinlich der Buße wegen, am Schlusse der Novelle mit einer Dritten verheirathet. Die zweite Novelle: „Die Klephten", von L. Köhler, ist um Vieles schlechter. Sie spielt im jetzigen Griechenlande. Ein bairischer Offizier — welch ein Glück für unsere Novellisten, daß die Baiern nach Griechenland gekommen sind — wird von einer jungen Griechin auf deutsch-sentimentale Weise geliebt und liebt sie wieder. Im Mainottenaufstande erscheint sie als Amazone, wird von den Baiern erschossen, sinkt mit dem Ausrufe: „Richard, mein Richard!" todt zu Boden und neben ihr ebenfalls dieser bairische Richard, von einer Mainottenkugel des jungen novellistischen Lebens beraubt. Das meiste Talent bekundet noch die fleißig gearbeitete Novelle von F. Menk: „Der Diktator", worin wenigstens die Charakterzeichnung des Diktators Franeia recht lebendig und die Handlung nicht ohne Interesse ist. Aber auch hier muß der junge Liebhaber, welcher zugleich Francia's unehelicher Sohn ist, durch eine Kugel sterben und seine Geliebte über dessen Leiche mit einem Schrei zusammensinken. In der vierten Novelle: „Freundschaft und Liebe", von Isidor, stirbt eine Liebhaberin an gebrochenem Herzen, Elwine, ebenfalls eine unglückliche Liebhaberin, geht ins Kloster, der Liebhaber der Erstern stirbt seiner Geliebten nach, und ein Kammerherr, der Anstifter so vielen Unheils, endet im Irrenhause an den Folgen eines wüsten Lebens. Das ist schrecklich anzuhören, aber wahr! Recht erquicklich gegen diese Greuel, die noch dazu so äußerst trivial sind, sticht eine Erinnerung von W. Häring unter dem Titel: „Die Kosacken", ab, ein Gemisch interessanter Anekdoten, charakteristisch für den Geist der Berliner, wie er sich an dem verhängnißvollen Tage, als die Kosacken die Franzosen in Berlin aufscheuchten, und späterhin lebendig, wenn auch etwas bizarr äußerte.

3. Helena.

„Helena" erscheint diesmal in ziemlich bescheidener und einfacher Form. Wir hätten nichts dagegen, wenn der

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 269 u. 270 d. Bl.
D. Red.

novellistische Text duech gediegenen Inhalt oder künstlerischen Werth diesen Mangel an Glanz der äußeen Ausstattung eesetzte; aber unter den hier mitgetheilten Eezählungen ist nur eine, welche sich, wenn auch nicht als Kunstwerk, doch in Situationen und Charakteren lebendig und anschaulich entwickelt, die Eezählung: „Archangel und Spitzbeegen", von Ludwig Rein. Es wae ein glücklicher Gedanke, die wunderbare Eiswelt Spitzbergens als novellistischen Grund und Boden zu cultivieen. Man verfolgt die hier aufgehäuften Abenteuer mit vielem Interesse. Der Verf. scheeibt einen charakteristischern, lebhaftern und eigenthümlicheen Styl, als man ihn sonst bei unsern Taschenbuchserzählern anzutreffen gewohnt ist; die Loralitäten weiß ee anschaulich zu schildern, die Leidenschaften zu markiren und die Chaeaktere, wenn auch nicht zu entwickeln — ein Mangel, welchee überhaupt der Novelle eigenthümlich ist — doch als gegebene, schon fertige gut zu zeichnen. Bernd v. Guseck's indisches Sittenbild: „Lebenskämpfe", ist ein durchaus triviales, indeß an den gewöhnlichen novellistischen Fechteekünsten nicht aemes Fabrikat. Die Eezählung von Emeren: tius Seävola: „Der Zögling der Revolution", strotzt von Ungeschmack und endet in Schmuz und Blut. So Widriges und Ekelhaftes ist selbst aus Sräoola's geschmackloser Fedee dem Berichteestattee noch nichts untee die Hände gekommen. Des letztern Novellisten Portrait peangt als Titelkupfer dem Buche voran.

4. Coenelia. Herausgegeben von Aloys Schreiber.

Die Kupfer, welche die diesjährige „Cornelia" beingt, sind von Schultee gestochen, darunter als Titelkupfer das Portrait des Herausgebers, nebst nachfolgendem kurzen Lebensabeisse, und einige nicht uninteressante Bilder, die indeß in Form größeree Stiche bereits allgemein bekannt und verbeeitet sind; andere, wie es scheint, füe die diesjährige „Cornelia" ausschließlich entworfene Bilder sind, sowol was Auffassung als Ausführung betrifft, durchaus undedeutend. Untee den novellistischen Beiteägen behandelt dee „Neue Tartuffe", von Curio, die verderbliche Laufbahn eines Pietisten, dee in etwas abruptee Weise zuletzt in all seiner Erbärmlichkeit entschleiert wird, trotzdem aber Missionnair wird und in diesee Eigenschaft den Ruf eines frommen Mannes, ungeachtet seiner schändlichen Gemüthsart erwiebt und sich zu eehalten weiß. Dergleichen Fälle kommen leidee nue zu oft voe; abee es ist auch leider die Manie unserer Zeit, jämmeeliche Ausnahmen zue Veedächtigung Dessen, was trotz dee Ausnahmen doch vielleicht die Regel sein dürfte, zu perstifliren. Der Gegenstand scheint uns bereits novellistisch abgenutzt, wenn auch hier nicht ohne Geschick behandelt, bis auf das geäßliche und weinerlich teiviale Ende, das ohne alle innece Versöhnung ist. „Die Entdeckung", von Aloys Schreiber, ist eine anspruchslose Kleinigkeit; die Erzählung: „Kadujah", von Lina Reinhardt, leidet stark an romanhaftee Unwahrscheinlichkeit, und „Mirandola", von Bernd v. Guseck, ist eine Eezählung, wie sie alle sind. Die interessanteste und am feinsten ausgearbeitete ist die Erzählung: „Modeene Zustände", von Adalbert v. Schonen, echt französischen Colorits und aus dem ebenfalls echt französischen Irethume hervorgegangen, daß die Lüste, Liebesleiden und geoßen und kleinen Ehebeüche, die hier und da das raffinirte Leben unseree höhern Gesellschaft trüben, zu den modernen Zuständen zu rechnen seien; solche exclusive Jämmeelichkeiten kann man aber weder den Nationen noch den Zeitläufen zue Last legen, sie liegen sich vielmehe selbst zur Last. Schonen's Novelle klingt wie eine gut stolisirte Übersetzung aus irgend einem neufeanzösischen Romanschreiber, ist nicht ohne Leidenschaft geschrieben und hat manche nur zu pikante Situationen. Den Schluß des Buches macht eine kleine, abee nicht ganz uninteressante Novelle: „Die Waidkirche", von dem Herausgebee.

(Der Beschluß folgt.)

Relation d'une excursion à Constantine, à la suite de l'armée française; par Sir *Grenville Temple* et le chevalier *Falbe*, membres et délégués de la société pour l'exploration de Carthage. Paris 1838.

Sir Grenville Temple und der Ritter Falbe, Schiffscapitain und dänischer Generalconsul zu Tunis, waren nebst dem gelehrten Akademiker Dureau de la Malle die Gründer einer Gesellschaft, die sich in Paris zur Erforschung der Trümmer Karthagos gebildet hatte und die mehre der ersten Notabilitäten Frankreichs zu ihren Mitgliedern zählte. Dieselbe brachte unter sich eine dem Unternehmen angemessene Geldsumme zusammen und erwirkte vom Bei von Tunis die Erlaubniß, nicht nur Nachgrabungen anzustellen, sondern auch die Früchte derselben nach Frankreich bringen zu lassen. Ein Vertrag ward hiernächst unter den Gesellschaftsgliedern abgeschlossen, und die Erstatter des vorliegenden Berichts übernahmen es, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben und dort die Arbeiten unentgeltlich zu leiten. Somit verließen sie denn am 7. Sept. 1837 Paris und trafen am 19. d. M. zu Bona ein, wo sie sich der soeben beschlossenen Expedition von Konstantine um so lieber anschlossen, als dieser Feldzug eine ergiebige Ausbeute für archaologische und geographische Studien verhieß. Die nach dem Zielpunkte der Expedition führende Straße war in ihren Einzelheiten nur unvollständig bekannt. Die Herren Temple und Falbe wurden daher von den Generalen Damrémont und Perregaux mit desto größerer Zuvorkommenheit aufgenommen, als sie mit chronometrischen Instrumenten und mit allen für die Ausführung einer geographischen und landschaftlichen Zeichnung erforderlichen Geräthschaften versehen waren. Somit reisten sie als Freiwillige im Gefolge der Armee und bildeten anfangs, Beide für sich allein, eine Art afrikanischer Commission. Der Bericht, den sie über den Antheil erstatteten, den sie an dem Feldzuge nahmen, füllt diesen Band, den ersten eines größern Werks, das die eingangserwähnte Gesellschaft unter dem Titel: „Excursions dans l'Afrique septentrionale" herauszugeben beabsichtigt. Gleichwol liegt diesem Bande eine Sammlung von Inschriften und vier Kupferstiche bei, welcher alterthümliche Denkmäler, die man zu Karthago entdeckte, darstellten, deren Beschreibung aber erst der folgende Band liefern soll.

Findet man nun in dem hier von uns in Kürze zu besprechenden Buche eben nicht Vieles, das in strengwissenschaftlicher Hinsicht Befriedigung gewährte, so ist doch die Darstellung eines so ruhmvollen und von so mannichfaltigen Zwischenfällen begleiteten Feldzugs wie des von Konstantine um so anziehender, als dieselbe nicht aus einer militairischen, ja selbst nicht einmal aus einer französischen Feder fließt. Der

Digitized by Google

Leser begegnet demnach in dem Buche weder der für den Laien oft langweiligen Einseitigkeit des Soldaten von Beruf, der Kriegsthaten, denen er beiwohnte, beschreibt, noch jener nationellen, wiewol verzeihlichen Eitelkeit des Franzosen, der über die Gebühr die Thaten seiner Landsleute erhebt, weil auch auf ihn, so persönlich fremd er denselben blieb, ein Theil ihres Ruhms sich zurückspiegelt. Nichtsdestoweniger lassen unsere beiden Gelehrten eben diesem Ruhme volle Gerechtigkeit widerfahren, wie aus einigen Anführungen, die wir ihrem Berichte entlehnen, erhellen wird. „Unsere Absicht", so erzählen die Herren Temple und Falbe, „das Land, das wir durchziehen wollten, so genau als möglich zu erforschen und die Beschaffenheit unsers Gepäckes, von dem wir uns nicht entfernen durften, vermochten uns, dem unermeßlichen Troß zu folgen, der vier Tage zubrachte, um sich von Bona nach Medjez-Amar zu begeben. Die Capitaine vom Generalstabe Saint-Hippolyte und Prebois, die wie im vorigen Jahre so auch in diesem Feldzuge mit den topographischen Arbeiten beauftragt worden, waren unsere Reisegefährten auf dem Zuge, wo wir gemeinsam unter freiem Himmel lagerten. Unsere gemeinsamen Arbeiten, ihre angenehme Gesellschaft, der Beistand und die Fürsorge, die sie uns widmeten, und die wir ihnen zu erwidern uns bemühten, gewährten während der ganzen Dauer der Expedition auf beiden Seiten ebenso viel Vergnügen als Befriedigung. . . Von dem Augenblicke unsers Abmarsches von Medjez-Amar an folgten dem Heere auf beiden Seiten des Weges bis auf die Gipfel der Hügel kleine Schwärme arabischer Reiter. Gleich Raubvögeln waren sie stets in Bereitschaft, sich auf Jeden herabzustürzen, der es wagen möchte, sich von dem großen Heerhaufen abzusondern; gleich ihnen entflohen sie, sobald man Miene mochte, auf sie loszugehen. Indeß herrschten in der Armee eine so vollständige Ordnung und Wachsamkeit, daß auf dem ganzen Marsche bis Konstantine auch nicht ein Maulthier oder ein Hund preisgegeben wurde. Es beweist dies auch die strenge Manneszucht, der ein Jeder sich fügen mußte, und erklärt, weshalb man eben die Gegenstände, die sich nicht in der unmittelbarsten Nähe der Heerstraße befanden, die das Expeditionscorps verfolgte, nicht zu untersuchen vermochte." Gleichwol gaben auch die Gegenstände, die unsere Reisenden gleichsam nur im Vorübergehen gewahrten, ihnen häufig Anlaß zu irgend einer belehrenden Bemerkung. So benachrichtigen sie uns, bei Gelegenheit von dreizehn Grabsteinen, die dem Andenken von ebenso vielen Personen, die eine Beute der Löwen geworden, errichtet waren, daß früherhin und bis nach der französischen Besitznahme die Gebirge rechts und links der Straße eine große Menge von Löwen in ihren Schluchten hegten. Seitdem haben jedoch häufig angestellte Jagden, theils von Europäern blos zu ihrem Vergnügen, öfter aber noch von den Eingeborenen, denen man die Löwenhäute theuer bezahlte, die Zahl jener furchtbaren Thiere sehr bedeutend vermindert. Sie haben sich in entferntere Gebirge zurückgezogen, wo man sie nicht mehr beunruhigt.

Unsere beiden Alterthumsforscher sind jedoch keineswegs so sehr in ihre gelehrten Untersuchungen vertieft, daß zur Stunde der Gefahr und der Ruhmesbegeisterung das Interesse an den Ereignissen, in deren Mitte sie lebten, sie nicht auch mit fortgerissen hätte. Mit einem wahrhaft innigen und rührenden Gefühl wissen sie ihre gelehrten Arbeiten mit den Katastrophen in Verbindung zu setzen, denen sie beiwohnten. „Die zuvorkommende Gefälligkeit des Generalcapitains Hackett", berichten sie, „ersparte uns viele Untersuchungen. Dieser Offizier, ebenso unterrichtet als bescheiden und tapfer, dessen frühzeitigen Tod beim Sturm von Konstantine wir zu betrauern hatten, verwandte viel Zeit darauf, alle Inschriften zu entziffern und abzuschreiben, die sich in Calmeh befinden und wovon mehre ganz ungenau veröffentlicht worden sind. Sein Tagebuch enthielt Nachweisungen über alle Alterthümer der Stadt. Und als er sich uns erbot, dies Alles abzuschreiben, wenn wir uns mit mehr Muße in Konstantine wiedersehen würden, glaubten wir nicht, daß sein entseelter Leichnam der erste Gegenstand sein möchte, auf den unsere Blicke in der eroberten Stadt fallen würden." Die Zwischenfälle der Belagerung und des Sturmes sowie der Tod des Generals Damrémont geben dem Verf. Veranlassung zu ähnlichen Betrachtungen, untermischt mit politischen Ansichten der Gegenwart. So fällen sie beispielsweise ein strenges Urtheil über Achmet-Bei, das mit folgenden Worten schließt: „Eine Unterhandlung mit Achmet würde keinen glücklichern Ausgang gehabt haben, welche Bedingungen und Bürgschaften dabei auch festgesetzt sein mochten."

Nicht selten werfen unsere Verf. vergleichende Blicke vom Standpunkte der Gegenwart aus auf die Vergangenheit, um die Zustände der Jetzt- und Vorzeit nebeneinanderzustellen, wobei nicht immer die Schlußziehung zum Vortheil der erstern ausfällt. So hinsichtlich des Schicksals der römischen Soldaten in Folge des römischen Kriegs- und Civilisationssystems, verglichen mit der Existenz des modernen Kriegers. „Der nach Afrika entsandte römische Soldat", wird bemerkt, „sah sich zu jener Zeit nicht wie in unsern Tagen nach siebenjährigen, fur sein Leben gleichgefährlichen Mühseligkeiten und Kämpfen genöthigt, an seinen Herd so arm und minder kräftig, als er denselben verlassen, zurückzukehren. Wollte er in dem Lande bleiben, zu dessen Eroberung er mitgeholfen, so erleichterte man ihm hierzu die Mittel; man bewilligte ihm das zu seinem und seiner Familie Unterhalt benöthigte Land; er wurde ein wahrhaft landbauender Soldat, der intelligente Vertheidiger des um den Preis seines Bluts erworbenen Eigenthums, das ihm in dem Verhältnisse theuerer sein mußte, als es ihm dessen gekostet hatte. Wenn der Soldat nach jenen mühseligen Märschen durch ein unbebautes, aber fruchtbares Land, umgeben von Bevölkerungen, die sich nicht weniger als die, welche es jetzt bewohnten, der Gesittung widerspenstig bezeigten, sein Tagewerk vollendet hatte, so zwang nicht eine übel verstandene Philanthropie für ein Volk, das diese Tugend weder dem Namen noch der That nach kannte, den römischen General oder Offizier gegen seinen Untergebenen hart zu sein, weil er das Geschwätz des Forums oder des Rednerstuhls zu fürchten hatte. Wenn nach zwei Monaten einer tödtlichen Brachwacht, wenn nach einer der mühseligsten Belagerungen und einem der mörderischsten Stürme der römische Soldat sich einer Decke oder eines Mantels bemächtigt hatte, um sich gegen die Kälte der Nacht zu schützen, so brauchte er nicht auf Befehl seiner Vorgesetzten seine kleine Beute an die Kriegsposten abzugeben, die ausdrücklich zu dem Behufe an den Thoren der Stadt aufgestellt waren. Und weshalb? um sie den Eingeborenen, um sie erbitterten Feinden zurückzugeben, welche die erste Gelegenheit benutzt haben würden, den Soldaten zu erwürgen, dessen Mäßigung, Menschlichkeit und Kriegszucht sie vor einem wol rechtmäßigen Rachegefuht im Augenblicke des Sturmes bewahrt hatte."

Die Haltung der französischen Armee in Konstantine ist für unsere Alterthumsforscher Gegenstand einer Bewunderung, deren lebhaften Ausdruck wir noch zum Schlusse wiedergeben wollen: „Das Betragen der Soldaten, sobald die Besiegten um Gnade gebeten, ist wahrlich über alles Lob erhaben. Nicht zwangsweise und widerwillig verzichtete er auf eine wol rechtmäßige Rache gegen Diejenigen, die ein Jahr zuvor seine durch Kälte, Hunger und Beschwerlichkeiten ermüdeten Waffenbrüder erwürgt, enthauptet und verstümmelt hatten. Es war, so zu sagen, eine überlegte Seelengröße, eine Art logischer Menschlichkeit, Frucht ihrer vortrefflichen Manneszucht, die ihnen die Frage eingab: Warum sie tödten? sie haben ihre Schuldigkeit gethan. Immerhin mag man diese Soldaten Atheisten nennen (s. „Allgemeine Zeitung", Dec. 1837), in dieser einfachen und großherzigen Äußerung liegt ebenso viel wahre Religion als in der ganzen deutschen Philosophie. Militairs von einer andern Nation würden vielleicht nicht dem durch Kriegsgebrauch geheiligten Recht entsagt haben, eine mit

Digitized by Google

Sturm genommene Stadt drei Tage hindurch zu plündern; sie hätten daraus vielleicht die vorläufige Bedingung ihrer Theilnahme an den Beschwerlichkeiten der Belagerung gemacht." 15.

Luther auf der Bühne vor 220 Jahren.

Als Luther 1806 von Z. Werner auf die Bühne gebracht wurde, was ebenso, aber mit geringerm Erfolg, von Klingemann geschehen ist, setzten sich eine Menge theologische und ästhetische Federn in Bewegung, diesen Versuch zu rühmen oder bitter zu rügen. Auf den wenigsten Bühnen durfte das Stück gegeben werden. Unsere Vorfahren waren vor 200 Jahren in der Art minder bedenklich. Ich habe „Eine lustige Komödie von Johann Tetzel's Ablaßkram" in fünf Acten, aus dem Jahre 1617, vor mir, und zwar in der dritten Auflage. *) Verfasser war Heinrich Kielmann, Conrector am stettiner Gymnasium, und sie ward nicht nur zu Ehren des Reformationsjubiläums daselbst gedichtet, sondern auch aufgeführt und war gleich von Haus aus zur Aufführung bestimmt gewesen, um die Jubiläumsfreude zu schließen.

„Huc spectat et quod addimus nunc scenicum spectaculum", sagt der Prologus zu den Zuschauern, indem noch als Zweck dieser Komödie bezeichnet wird, daß sie vornehmlich zu Gottes Ruhm und zur Verherrlichung von Luther **) dienen solle, dem Herzog von Pommern aber, Philipp II. gefallen möge:

Divinae serviat cumprimis gloriae,
Debitae Lutheri honorem et nomen ampliet,
Tandem et queat nostro placere Principi,
Philippo tam secunde re, quam omine.

Zuletzt werden noch von diesem Prologus die „spectatores spectatissimi" aufgefordert, ihren Beifall zu erkennen zu geben. Das Stück hat eine große Menge Personen; nicht weniger als einige und dreißig, unter denen mehre allegorische, die Religion, die Wahrheit und das Gewissen, sich befinden; es fehlt nicht an Engeln und Teufeln. Michael und Gabriel, der römische Hofteufel, Beelzebub selbst treten auf; außerdem spielen der Papst, der Schatzmeister des Erzbischofs von Mainz und Tetzel Hauptrollen, bis endlich Luther und Bugenhagen der tollen Wirthschaft, die jene mit Tetzel getrieben hatten, ein Ende machen. Neben ihnen allen erscheinen einfältige Bauern, ein verschmitzter Landsknecht mit seinem Weibe, welcher Tetzel um den Ablaßpreis prellt, ja selbst ein tüchtiger Hanswurst als Hofnarr des nicht näher bezeichneten Princeps. Das Stück spielt bald in Rom, bald in Mainz, bald in Sachsen, bald am Hofe des Fürsten und schildert vielmehr burlesk-dramatisch die Lage der Dinge zur Zeit, wo Tetzel und Luther auftraten, als daß es ein in sich geordnetes Ganze wäre. Das Stück ist in gereimten deutschen Versen geschrieben, und sofern man die rohe Zeit in Betracht zieht, welche eine Menge Dinge bei ihrem Namen gerade heraus nannte, oft nicht ohne tüchtige Komik, in den meisten Scenen aber sehr treu gehalten. Wir theilen hier ein Pröbchen mit. Act 1, Scene 1: Die Religion tritt auf und beklagt ihr Schicksal, wie von ihren drei Kindern eins, der Sohn Gnathasser, als Hofmeister zu dem Papst, das andere, eine Tochter, Hypokrisis, unter die Mönche und Nonnen gekommen sei; das dritte allein mache ihr Freude:

Doch hab' ich noch ein Töchterlein,
Heißt Veritas, die liebste mein.
Die halt' ich aller Ehren werth;
Die hat mir mein lieber Gott bescheeret;
Nur daß ich überall muß klagen,
Wie es ihr geht bei all ihren Tagen.
Das Kind ist allenthalben geracht',
Wo es kommt, da man spot' und verlacht.
Insonderheit zu Hof' will's nicht
Glück haben, ob's schon Feind ist dem Gedicht (der Erdichtung, der Lüge ꝛc.).

Da wir nur die Orthographie änderten, so wird die kleine Probe schon zeigen, wie gewandt die Sprache ist. In vielen Scenen müssen die Zuschauer vor Lachen nicht zu sich gekommen sein, namentlich in Act 2, Scene 2, wo der Papst mit der ganzen Klerisei auftritt, um eine große Messe zu halten, welche den aus jedem Gemmersbuche bekannten Text hat:

O laetae laetarum, die mihi quid sit onus, duo, tres etc.

in der vierten Scene aber nachher Tetzel in aller Einfalt und häudischen Unterwürfigkeit sich dem Papst zu Füßen wirft, um die Erlaubniß zu erbitten, den Ablaß predigen zu dürfen. Leo X befiehlt dem Hofmeister, die Bulle auszufertigen:

Und mach' es als (alles) nach seinem Willen,
Ein auserwähltes Rüstzeug kann
Nur sein in Deutschland dieser Mann.

Zuletzt werden Papst und Tetzel ganz cordial und gehen zusammen Arm in Arm, einen „guten Trunk zu thun" und die „Corthusanen" zu besuchen. Letzteres ist nur ein ganz kleines Pröbchen von der rücksichtslosen Behandlung des komischen Stoffes; da, wo der fürstliche Hofnarr erscheint, fällt es noch derber aus, und man sieht, daß Luther also gerade nicht in der feinsten Umgebung auftritt, unsere Vorfahren aber — quod erat demonstrandum — in solcher Beziehung weniger bedenklich waren als wir. 15.

*) Eine 1618 in Wittenberg erschienene, die Gottsched in seinem „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst", Thl. 1, S. 177. anführt, ist vermuthlich Nachdruck. Die meinige kam in Stettin heraus.

**) Dagegen nicht zu Luther's Ruhme, sondern um nur die Reformation als ein Werk der Lüge, des Unglaubens und des Unfriedens darzustellen, wurde schon 1538 vor Heinrich VIII. in England ein Stück aufgeführt, das, ins Gebiet der Moralität gehörend, Luther und seine Frau, Katharina von Bora, die Religion, Ecclesia, Veritas, Petrus Paulus ꝛc., die Frauen (Ladies), Frieden, Ruhe, Zufriedenheit auf die Bühne brachte. (Ulrici's „Shakspeare's dramatische Kunst", S. 12.)

Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Darstellung
der Landwirthschaft Großbritanniens
in ihrem gegenwärtigen Zustande.
Nach dem Englischen bearbeitet von
Dr. A. E. Schweitzer,
Prof. der Landwirthschaft zu Tharandt.
In zwei Bänden.
Erster Band in zwei Abtheilungen. Mit 55 eingedruckten Holzschnitten.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 4 Ge.

Mit der eben fertig gewordenen zweiten Abtheilung ist der erste Band beendigt; der zweite Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen. Das Werk, für dessen zweckmäßige Bearbeitung der Name Schweitzer's bürgt, hat sich gleich bei seinem Erscheinen des angetheiltesten Beifalls von Seiten des Publicums und der größten Anerkennung von Seiten der Kritik zu erfreuen gehabt, und es gilt allgemein für die beste Darstellung der englischen Landwirthschaft.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 314. — 10. November 1839.

Die Taschenbücher für 1840.
Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 313.)

5. Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von Adrian.

Die Kupfer des „Rheinischen Taschenbuchs" für 1840 repräsentiren Frauengestalten in der bekannten und beliebten, aber auch etwas verbrauchten englischen Manier. Ein idyllisches Liebesgemälde: Der Abend vor der Hochzeit, nach Collin von Bacon gestochen, macht eine hübsche Ausnahme. Auch finden wir unter diesen Bildern das Portrait des Novellisten Ludwig Storch; es ist merkwürdig, wie reich wir an Notabilitäten sind, welche des Abconterfeiens für werth gehalten werden! Aloys Schreiber, Strávola, Storch — die deutsche Nation kann sich zu diesen Heroen und ihren Abbildungen Glück wünschen. Und welch ein Sporn für unsere Taschenbuchsnovellisten, die, wenn sie nach Ablauf einer bestimmten Zahl von Jahren eine bestimmte Zahl von Novellen geliefert haben, Alle darauf rechnen dürfen, mit ihren respectiven Gesichtern auf Titelkupfern dem Publikum vorgeführt zu werden. Der anziehendste Beitrag sind die „Literarischen Bilder" von Adrian, besonders die Erinnerungen an Matthisson und Börne, Letzterer in all seiner Gutherzigkeit und Verdissenheit dargestellt; man sieht aus diesee Mittheilung, daß der letzte und erste Grund der Oppositionswuth gegen die dermalige Weltlage, welche Börne beseelte, das Geschick war, als Jude geboren zu sein, und der wahre oder irrthümliche Glaube, daß er als Jude verachtet und verfolgt werde. „Aschenbödel", von A. v. Sternberg, ist eine Art satirischen Märchens, worin sich der Verf. über allerlei Dinge, über sociale Verhältnisse, über Landtagsdeputirte, über gelehrte Pedanterie und emanzipationssüchtige Weiber lustig macht. Das Ganze ist zu breit gehalten, oft unangenehm lüstern und gehört zu Sternberg's schwächsten Productionen, wenn sich auch Virtuosität in Auffassung, Styl und Darstellung nicht verkennen läßt. Der Verf. hat zu diesem satirischen Märchen auch einige Zeichnungen von hocheigenee Hand geliefert, welche curios sind und an Verzeichnung und sonstigen Mängeln schwerlich ihres Gleichen haben. Diese moderne Eitelkeit, sich in allen Richtungen auszeichnen zu wollen und die geringste Federübung und Federzeichnung der Veröffentlichung und des Ruhmes werth zu halten, hätten wir bei Sternberg nicht vermuthet, und wir gestehen, daß sie uns unangenehm überrascht hat. „Meine Reisegeschichte. Ein Weltgang in fünf Episteln", von Dräxler-Manfred, ist ebenfalls ein curioses Product. Ein „Weltgang" — Mundt würde sagen: eine Weitfahrt —, d. h. eine Reisepartie duech einen Theil von Deutschland nach London und Paris, und dieselbe in kurzen einförmigen Versen beschrieben, gereimte ausdündigste Prosa! Die Erzählung: „Die Gradblumen und das Kreuzesbild", von A. Hungaei, hat wenig Inhalt, macht aber dem Herzen und der fcommen Gesinnung des Verfassers oder der Verfasserin alle Ehre. Gollmick schildert in seiner „Mimosa" das Loos, eine deutsche Prima Donna zu sein, von seiner Nachtseite; Mimosa, im Grunde etwas dumm und dornirt, reflektirt über ihre Stellung viel zu geistreich. „Der Ultimo", Lustspiel in einem Aufzuge von Berthold Auerbach, ist misrathen, die Peestflage gewisser mit Geist kokettirenoee Weiber in Cäsarine Freifrau v. Cordera widrig, von Spannung, von Charakteristik, von eigentlicher Intrigue gar keine Rede, Alles soll nach Tiefe aussehen, ist aber flach, und nue die kecke Figur des Edbarg dürfte einigermaßen gelungen zu nennen sein.

6. Rheinisches Odeon. Herausgegeben von Ignaz Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler.

Die Gedichte ziehen sich allmälig aus den Taschenbüchern zurück, wo sie früher mitten im novellistischen Wüstensande oft eine freundliche Oase abgaben, freilich auch ebenso oft durch Fadheit des Tons und Inhaltlosigkeit die Wüste noch mehe verwüsten halfen. Sie condensiren sich jetzt zu vollständigen Musenalmanachen, deren einer das „Rheinische Odeon" ist. Wir finden hiee Beiträge von E. M. Arndt, Bechstein, E. Duller, F. Freiligrath, dem verstorbenen Grabbe, Mayer, G. Pfizer, R. Reinick, Rückert, K. Simrock, H. Stieglitz, O. L. B. Wolf, sogar von dem berühmten Maler Peter v. Cornelius einige schöne Zeilen, zu Rom im Frühling 1825 in das Stammbuch eines Freundes geschrieben, und von vielen Andern, deren Namen bisher noch gar nicht, oder nue wenig bekannt waren. Den merkwürdigsten und originellsten Beitrag lieferte ein Todter, Ch. D. Grabbe, unter dem Titel: „Barbarossa", vielleicht das Großartigste,

Digitized by Google

wenn auch nicht dem Umfange nach Größte, was Grabbe je gedichtet hat. Das Gedicht ist zwar, wie der ganze Grabbe war, bizarr, aber wie aus Granit gebauen, die Gedanken, die Verse legen sich aneinander wie Felsblöcke; einzeln betrachtet sehen sie barock und wunderlich aus, aber das Ganze hat Zusammenhang und Bedeutung. Zugleich spricht sich der Grabbe'sche Ekel an Allem, was ist und gewesen ist, darin aus, aber diesmal in großartiger Weise. Kaiser Barbarossa sitzt in seinem Kiffhäuser, man berichtet ihm, was in der Weltgeschichte vorgeht, daß Konradin, der Letzte des hohenstaufischen Geschlechts, gefallen ist, daß Luther den Papst besiegt, daß die Bastille gestürmt, die Freiheit proclamirt ist, man donnert ihm den Namen Napoleon ins Ohr, man verkündet ihm, daß die Bourbons wieder zurückgekehrt, endlich daß die dreifarbige Fahne auf Geneviève flattere — über all diese großen Ereignisse ergießt sich Barbarossa in spöttische Bemerkungen, er will nichts als schlummern, denn

Nie sind Gott und Mensch und Welt des Glückes werth,
So lang' Keiner sich selbst bekehrt!
Brechr die Welt,
Ich will schlummern, — besser todt, als erwachen,
So lang' ich selbst nicht besser bin als — Barbarossa.

Auch wird ein Fragment aus dem ersten Entwurfe zur „Hermannsschlacht" mitgetheilt, das aber äußerst geschmacklos ist. Von Freiligrath finden wir weitere Bruchstücke aus desselben größerm Gedichte: „Der ausgewanderte Dichter", welche zwar schön sind, aber an Kraft und Inhalt den schon früher bekannt gewordenen, wie überhaupt die neuern Erzeugnisse der Freiligrath'schen Muse den ältern, bedeutend nachstehen. Vielleicht hat uns auch die Monotonie der Freiligrath'schen Anschauungs- und Dichtweise gegen seine Poesien abgestumpft. Diese Gedichte sind doch gar zu geographisch, topographisch und ethnographisch! Äußerst viel Virtuosität, aber auch eine äußerst einförmige! Und trotz all dieser Virtuosität ist die Sprache oft seltsam geschraubt, pedantisch gedrechselt und gehackt. Wir müssen diesen Ausspruch mit einem Beweise unterstützen. In dem Gedichte: „Leben eines Negers", finden wir folgende schülerhaft plumpe Strophen:

Beim Himmel! Von dem Knaben,
Der keck auf Straußen rite,
Zum Greise, der, daß Gaben
Er fodre, vor mich tritt;

Vom Netz, durch welches Fleffen
Des Negers Aer erblickt,
Zum Arzte, das, zerschossen,
Der Invalide strickt —

Beim Himmel! mitteninne
Reich mag das Leben sein! u. s. w.

Welche kauderwelsche, unklare, zerrissene Construction! Anderwärts trifft man auf den Sand der nacktesten Prosa, wie in dem Gedichte: „Klänge des Memnon", wenn es heißt:

So, wenn ihm Wasser fehlt in seinem dürren Lande,
Vollzieht der Araber mit glühndem Wüstensande
Der Abendwaschung Pflicht.

Dann trifft man auch wieder auf gewaltige Klänge und wahrhaft dichterische Anschauungen, die ebenso dichterisch eingekleidet sind; aber wir fürchten, daß Freiligrath's Musenroß mit Lobphrasen allzu reich gefüttert worden ist, sodaß es nun, träge und eitel, nichts weiter zu thun zu haben glaubt, als den breit getretenen Pfad seiner Manier immer noch breiter auszutreten. Hub, von dem wir hier mehre Gedichte antreffen, scheint sich an der Freiligrath'schen Manier etwas versehen zu haben; in seinem Liedercyklus: „Türkischer Klänge", befindet man sich trotz der wohllautenden Reime, hinter denen aber weder echtes Fühlen noch Denken sich verbirgt, nicht poetischer als in einem geographischen Lehrbuche; da wird Serai auf Kai gereimt, Amandinen auf Mienen, Malabar auf Dromedar, da ist Alles grün von Cedern, Pinien, Mastixbäumen, Theredinthensträuchen, Cypressen, Platanen, Lianen und Banianen, da gibt es außer diesen Gewächsen noch Bäume, Blumen und Gethier mannichfaltigster Art als: Voiken, Rosen, Granaten, Lazerten, Schmetterlinge und Insektengold, ferner aus der Architektur Kioske, endlich Köschke und andere dergleichen Dinge. Glaubt man denn wirklich, daß mit einem so äußerlichen pomphaften Apparate irgend eine poetische Wirkung erzielt werden könne? Und doch ist dem Dichter Talent nicht abzusprechen. Einfacher hält sich der dritte Herausgeber, A. Schnezler, dessen Liederreihe: „Des Poeten Dachstübiein", nicht übel ist. Aber auch bei Schnezler treffen wir nicht selten auf Sandbänke der farbloseften Prosa. Man höre folgende Fidelverse:

Selten kann der Vater geben,
Was die Mutter geben kann,
Solch ein reiches inneres Leben
Hat ja nicht der stärkre Mann;
Wol vermag er in Gefahrtheit
Seine Knaben einzuweihn u. s. w.

Als der entschiedenste Dichter unter den Männern des „Rheinischen Odeons" zeigt sich R. Reinick; allerdings mehr im jovialen, volksthümlich ungenirten Genre, wobei es nicht immer ohne Spielerei abgeht, aber Alles an ihm ist echt lyrisch und voller Frische. In diesem, wenn auch untergeordneten Genre steht Reinick gegenwärtig in seiner Art einzig da. Den poetischen Gegensatz erkennen wir in den ernsten, bilder- und gedankenreichen, wenn auch etwas aufgedunsenen Gedichten Eduard Duller's, voll mächtiger Phantasie und Sprachgewalt. In den Gedichten des alten lyrischen Haudegens Ernst Moritz Arndt sprudelt und sprüht noch immer die jugendliche Begeisterung für Deutschheit, der unauslöschliche Haß gegen alles Fremdländische, die heilige Zornwuth gegen das Franzosenthum, die wir an ihm gewohnt sind. Hübsche Miniaturgedichte lieferte K. A. Mayer, Nänny einige treffliche Epigramme, Rückert ein unbedeutendes kleines Gedicht, Simrock ein größeres Gedicht: „Wittich's Waffenfindung", aus „Wittich Wielandsohn", Stirglitz ein Gedicht an Peter von Cornelius u. s. w. Auch unter den Gedichten minder bekannter Dichter gibt es noch manches ansprechende Lied, obgleich man in der Wahl sorgfältiger hätte sein können. 164.

1. Erinnerungen aus meinem Leben. Zur Förderung der Bildung und Lebensweisheit von Ch. G. Rebs. Zeitz, Schieferdecker. 1839. 8. 18 Gr.
2. Biographie des großherzoglich badischen Kirchenrathes Theophor Friedrich Dittenberger. Von ihm selbst verfaßt. Mit lithographirten Abbildungen. Ersten Bandes erstes Heft. Manheim, Bensheimer. 1839. Gr. 8. 12 Ge.

Wir haben es immer für nichts Überflüssiges oder Ungehöriges erachtet, wenn Männer in beschränktern Lebensverhältnissen, aber doch von Einsicht, Gemüth und Tüchtigkeit in ihrer Lage, am Ende ihres Lebens ein Denkmal Dessen, was sie gewirkt und gewollt haben, den Mitlebenden hinterließen. Eine großartige Weltanschauung, wie sie solchen Männern zu Theil geworden ist, die in Kriegs- oder Friedenszeiten eine bedeutende Stellung eingenommen hatten, kann sich freilich in solchen Werken nicht abspiegeln, auch ist nicht darauf zu rechnen, daß sie in einem sehr weiten Kreise bekannt werden und durch Auszüge oder Mittheilungen in allerhand Journalen durch die verschiedenen Gegenden des deutschen Landes verbreitet werden. Dagegen aber können sie wol auf nicht wenige Leser in dem engern Umfange der Stadt oder Landschaft rechnen, wo ihre Thätigkeit von Vielen gekannt war; der Geistliche kann auf die Theilnahme einer dankbaren Gemeinde, der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Staatsbeamte auf das noch über das Grab hinaus ihm bleibende Vertrauen Derer, die mit ihm in irgend einer Verbindung standen, zählen, der Lehrer endlich, der sein Amt nicht wie ein Lohnknecht verwaltet hat, wird sich für solche Erinnerungen aus seinem Leben der Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler zu erfreuen haben. Denn wie manche Impietät unserer Zeit auch nicht mit Unrecht vorgeworfen wird, so ist doch die Selbstsucht und Undankbarkeit noch nicht in allen Ständen so hoch gestiegen, daß nicht die Anerkennung gemeinnütziger Thätigkeit und der Aufopferungen für das allgemeine Beste noch in vielen Herzen einen freudigen Anklang fände. Nicht selten spricht sich dies Gefühl gegenwärtig in der Errichtung von Denkmälern aus. Man hat diese Sucht getadelt und zwar mit Recht, weil sie nur zu oft ein bloßes Spiel der Eitelkeit ist und wol auch an andern Orten Manche so denken mögen wie jene Rentiers zu Berlin, die nur dann zur Anstellung der Amazonenstatue von Kiß beitragen wollten, wenn dieselbe gerade vor ihre Fenster zu stehen käme. Aber wollen wir denn darum behaupten, daß alle Die, welche zu Schiller's Statue gesteuert oder einen Beitrag zum „Schilleralbum" geliefert haben, eitel und selbstsüchtig gewesen seien? Gewiß nicht; denn gerade in jenem „Album" spricht sich recht lebhaft die große Liebe für Schiller aus, die viele gute, einfache Seelen ohne jenen äußern Anstoß nur als das Geheimniß ihres Herzens bewahrt haben würden.

Diese und ähnliche Betrachtungen haben die beiden Schriften, deren Titel wir an der Spitze dieses Artikels verzeichnet haben, bei dem Ref. veranlaßt. Ihre Verfasser sind ein verdienter Schulmann und ein im Dienste der Kirche rühmlich ergrauter Geistlicher, von denen der Letztere allerdings durch mannichfachere Schicksale und durch einen mittels derselben erweiterten Gesichtskreis die Theilnahme der entfernteren Leser in einem höhern Grade in Anspruch nehmen wird, als es dem Hrn. Dr. Rebs gelingen kann. Denn dieser, ordentlicher Lehrer am Gymnasium in Zeitz, hat sich nur in engen Lebensverhältnissen bewegt. Er ist am 23. Aug. 1773 zu Roslebin*) in der Ukrainé geboren, hat die dortige Klosterschule und die Universität Leipzig besucht, allda Theologie studirt und ist nach vierjährigem Aufenthalte in Leipzig zum Lehrer an das Lyceum in Reichenbach und 1799 an das Gymnasium in Zeitz befördert worden. Können nun auch die persönlichen Verhältnisse des Verf. seiner Schrift gerade keinen besonders hohen Reiz verleihen, da seine Laufbahn ganz die der meisten sächsischen Candidaten gewesen ist, so verdient doch sein Büchlein im höhern Grade Anerkennung wegen der Lust und Liebe, mit welcher er Alles umfaßt, was sich auf Jugendbildung bezieht, und die sich selbst in der lebhaften, warmen Sprache zeigt, mit welcher der bejahrte Mann, voll der herzlichsten Dankbarkeit gegen seine Lehrer und Wohlthäter, über diese Gegenstände geurtheilt hat. Vor Allen beschäftigt ihn die Wichtigkeit des Religionsunterrichtes und einer frommen, häuslichen Erziehung, deren Übereinstimmung mit der öffentlichen Erziehung er mit allem Rechte fodere. Unter den einzelnen Gegenständen des Schulunterrichts theilt er über mehre Zweige des Elementarunterrichts seine Erfahrungen mit, und gibt besonders zweckmäßige Winke über die musikalische Vorbildung künftiger Landschullehrer. Die Schilderungen kleiner Fußreisen mögen für Diejenigen von Interesse sein, welche Hrn. Rebs auf ihnen begleiteten, für andere Leser werden diese gewöhnlichen Reisebemerkungen nur geringes Interesse haben.

Der Verfasser von Nr. 2, der jetzt zu Manheim im hohen Alter lebende Kirchenrath Dittenberger, der auch dem größern Publicum als geographischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt ist, hat bei uns durch seine Schrift ein größeres Interesse erregt. Freilich ist in dem ersten Hefte eigentlich nur wenig von ihm selbst die Rede, indem dasselbe nur seine Ältern und Großältern erwähnt, die ersten zehn Jahre eines Knaben aber, der in stiller ländlicher Erziehung aufgewachsen ist, wenig Bemerkenswerthes darbieten; dagegen wird das folgende Heft Ausführlicheres über ihn und namentlich die Schilderung seiner Erziehung im Waisenhause zu Halle beingen und zugleich für die Jetztlebenden, denen die pietistisch-strenge Erziehungsweise jener Anstalt weniger bekannt ist, manches Neue enthalten. Die Erzählungen Dittenberger's aber von seinem Vater und seinen Großvatern schildern mit vieler Anschaulichkeit das Leben protestantischer Geistlichen in der Pfalz, im Badischen und im Würtembergischen während des 18. Jahrhunderts, ihre Armuth und Glaubenskraftigkeit, ihre strenge Kirchenzucht und das patriarchalische Verhältniß, das unter Geistlichen und wohlgesinnten Kirchenpatronen bestand. So folgen wir dem Pfarrer Dittenberger, der 1760 die Pfarre Wiesloch in der Pfalz mit 80 Gulden Besoldung erhalten hatte, auf einer Reise in das südliche Deutschland, um Beiträge zur Ausbesserung seiner Kirche zu sammeln, und freuen uns des evangelischen Geistes, der sich überall, besonders in Augsburg und Regensburg, bethätigte, und können uns die Zufriedenheit des genügsamen Mannes denken, mit welcher er einen Theil der ihm gesetzlich zukommenden Gelder zur Anschaffung eines großen Bücherschrankes, eines verschlossenen Pultes und einer Bettstelle verwendete. In seinem Hause und in seiner Gemeinde hielt er streng auf Ordnung und Ehrbarkeit, war ein tüchtiger Kanzelredner ohne alle Menschenfurcht und stand in allgemeiner Achtung. Wie er die Kirchenzucht handhabte, möge an einem Beispiele gezeigt werden, als sich die jungen Burschen des Städtchens am Charfreitage hatten in einem Bäckerhause mit Kartenspiel und Tanz gütlich thun wollen. Der Pfarrer mit dem Schultheißen, dieser in Begleitung des Büttels, gehen in das Haus, die jungen Leute entfliehen zwar, aber der Bäcker muß ihre Namen nennen. Am folgenden Sonnabend predigte der Pfarrer mit großem Eifer gegen die anwesenden Charfreitagsschänder, nahm endlich die mitgenommenen Karten in die Hand und warf sie in großer Entrüstung und mit den Worten: „Ist das eure Bibel?" von der Kanzel herab in den Gang vor die Stufen des Altars. Darauf wurden die Schuldigen vom Genusse des heiligen Abendmahls ausgeschlossen, die weltliche Behörde aber nahm den Bäcker

*) Hr. Rebs schreibt seinen Geburtsort „Roßleben"; aber fälschlich, da nicht an das Roß, sondern an die Rose zu denken ist, worauf auch der dichterische Name Rhodoscia hinweist. Die Untersuchungen Wilhelm's in den „Historisch-antiquarischen Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins" (V, 41) setzen die Sache außer Zweifel.

Digitized by Google

in Geldstrafe und steckte die jungen Burschen in den Thurm. Als sie aus demselben nach acht Tagen entlassen waren, mußten sie auf dem Rathhause vor dem Schultheißen und den Geistlichen in Gegenwart mehrer Zeugen kniend Abbitte thun!

Solche und ähnliche Züge theilt Hr. Dittenberger von seinem Vater und seinen Vorfahren mit. Sein Urgroßvater mütterlicher Seite hieß Rueß und hatte sich als Feldprediger das besondere Wohlwollen des Prinzen Eugen von Savoyen erworben, bei dem er auch Adjutantendienste that, da es in seinem Amte wenig zu thun gab. Er war ein tüchtiger, fester Mann und besaß solchen Freimuth, daß er 1736 auf die Nachricht, daß der Herzog Karl Alexander von Würtemberg in seinem Lande die katholische Religion einführen wolle, nicht allein sich sehr stark darüber gegen andere Geistliche aussprach, sondern auch durch seine Predigt über die Worte der heiligen Schrift: „Wehe dem Lande, deß König ein Kind ist!" eine Menge Protestationen und Bittschriften gegen diese beabsichtigte Religionsveränderung veranlaßte. Die Folge war ein summarisches Verhör, die Einsperrung des Pfarrers Rueß in die „Bibel" (ein Arresthaus für geistliche Personen) und wenige Tage darauf die Absetzung von seinem Amte. Da aber der Herzog bald starb, so erhielt er von dessen Nachfolger eine weit einträglichere Pfarrei als Belohnung für seine Festigkeit im Glauben. Ein anderer von Dittenberger's Vorfahren, sein Großvater von mütterlicher Seite, Landenberger, vertheidigte sich mit Muth und Umsicht in seinem einsamen Pfarrhause gegen eine zahlreiche Räuberhorde und deren Anführer, den aus Schiller's Erzählung: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre", bekannten Sonnenwirth Christian Wolf, der nachher im Gefängnisse zu Stuttgart sich ausdrücklich Landenberger's geistlichen Beistand erbat. Unter den fürstlichen Personen, mit denen Dittenberger's Vater in Berührung kam, ist hier besonders der Markgraf Karl Friedrich von Baden nebst seiner Gemahlin zu nennen, für dessen freundliche Humanität gegen Bürger und Landleute auch hier mehre Beweise gegeben sind.

Und so glauben wir diese Schrift eines ehrwürdigen Greises in ihrer milden, bescheidenen Haltung als unterhaltende Lectüre empfehlen zu können; wer nicht blos idyllische Scenen sucht, sondern stürmische, aufregende Begebenheiten liebt, wird in den folgenden Heften auch Befriedigung finden, da Hr. Dittenberger einige Jahre zur See im holländischen Kriegsdienste zugebracht hat, und für den Freund der Gelehrtengeschichte läßt sich von einem Manne, der 30 Jahre Stadtpfarrer in Heidelberg und ein vertrauter Freund von Daub, Voß und Schwarz gewesen ist, manche interessante Mittheilung erwarten. L.

Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen des Puschkin, Bestushew, Bulgarin u. A. Deutsch herausgegeben von Fr. Tietz. Berlin, Voß. 1838. 8. 1 Thlr.

Die russische Novellistik hat in der That angefangen, sich ein kleines Publicum unter uns zu gewinnen. Vorzugsweise auf deutschen Studien gegründet, hat sie für uns das besondere Interesse, daß wir an ihr sehen können, welcher Ausbildung das deutsche Element der Poesie in einer fremden Hand, bei einer fremden Nationalität und unter andern Lebensbedingungen fähig ist, und wie die Kinder ihrer Lehre und Erziehung einschlagen. Die russische Novellistik verhält sich zu der deutschen wie die römische Poesie zu der griechischen; dieselben Bildungsverhältnisse bedingen hier wie dort dieselben Wirkungen hervor. Dies gibt zu einem anziehenden Vergleiche Anlaß, und gerade dieses kunstgeschichtliche Verhältniß ist der russischen Literatur unter uns förderlich und höchst günstig gewesen. Ohne dasselbe würden die Werke der jungen russischen Muse kaum einen Übersetzer gefunden haben und diesseit des Niemen kaum bekannt geworden sein. Der Anschluß an Deutschland aber trägt, fördert und verbreitet die neue russische Literatur. Was ihr hiernach an Selbständigkeit abgeht, ersetzt sie durch praktischen Beistand und Neuheit der Lebensverhältnisse. Dies ist ihr Ruhm für jetzt; neue poetische Bahnen kann ihr erst die Zukunft eröffnen; aber sie besitzt in ihren nahen Anschauungen des Orients und in der bunten Physiognomie ihrer Völker das Element dazu, und dies Element wird nicht immer schlummern.

Für den Roman im höhern Sinne und wie er jetzt in Deutschland begriffen wird, ist die russische Literatur noch nicht reif. Es fehlt den Gedanken an Austiefung, dem Volke im Allgemeinen noch an Selbstbewußtsein und der Gesellschaft an — Schmerz, an Wünschen, an Sehnsucht. Die Disparatheit der Gesellschaft ist wesentlich die Mutter des Romans; in diesem Sinne und in Rußland ist zur Zeit noch alle Welt einig. Dagegen nun läßt sich die Novelle, das kleine Bild von Zuständen und Begebenheiten, gewissermaßen die Genremalerei des Romans, selbständig ausbilden, ohne daß es der großen Fragen und Stoffe bedarf, die der Roman fodert. Und diese Gattung bildet sich denn auch in Rußland erfreulich aus.

Unter den kleinen Sammlungen solcher russischen Literaturblüten nimmt die vorliegende einen ehrenhaften Platz ein, da der Sammler mit Geschmack gewählt hat und gut überträgt. Die Erzählung von Bestushew, dem Spindler der russischen Novellistik: „Treue Liebe", nimmt die Kämpfe Nowgorods gegen Moskau am Schluß des 14. Jahrhunderts zum Gegenstand und verwebt mit ihnen einen anziehenden Roman, der sich leicht und gefällig liest. „Der Schuß", von Pulchkin, ist nur eine gut erzählte Anekdote. „Schreiterfeld", von Bestushew, malt in düstern Farben eine blutige Geschichte, „Das Kloster der heiligen Brigitte", von Demselben, erzählt den Untergang von Marienthal in Sünde und Verderben; „Beethoven's letztes Quartett" würde Hoffmann Ehre machen. Bulgarin zeigt sich im „Vorzimmer" als ein feiner Sittenmaler; „Duell und Hochzeit" und „Darum trinke ich keinen Chawpagner" sind echt russische Erzählungen, plastisch, bildgerecht, aber ohne alle Zartheit. Nach mehren andern kleinen Geschichten macht „Der Verleumdungsring", eine anziehende und wahre Begebenheit, den Schluß des Bandes, dem wol noch andere folgen werden. Wir können diese Sammlung als mannichfaltig und reich empfehlen und wünschen ihr Erfolg. 30.

Literarische Notiz.

Neu erschien: „Précis des campagnes et des sièges d'Espagne et de Portugal de 1807 à 1814, d'après l'ouvrage de Mr. Belmas, les dépêches du duc de Wellington etc. par *Augoyat*." Ein unabhängiges und unparteiisches französisches Journal sagt hierüber: „Der Verfasser dieses Werkes hat, indem er aus den besten einheimischen wie fremden Quellen schöpfte, ein sehr interessantes Résumé der militairischen Ereignisse geliefert, deren Schauplatz die pyrenäische Halbinsel sieben Jahre lang war. Das Werk ist für Militairpersonen bestimmt und mit großer Unparteilichkeit geschrieben; Hr. Augoyat lobt den Feind, wo er des Lobes würdig ist, und tadelt die Fehler und Nachlässigkeiten, die von den Franzosen begangen wurden, er ist von allem Parteigeist vollkommen frei und scheint nur an das Interesse der Kriegskunst gedacht zu haben. Diese Unparteilichkeit überrascht, da sie bei französischen Schriftstellern, besonders was den Kriegsruhm betrifft, selten gefunden wird. Eine sehr schöne Karte von Spanien und Portugal, mit der größten Sorgfalt lithographirt, setzt den Leser in Stand, alle Märsche und Contremärsche der Armee Schritt für Schritt verfolgen zu können." 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 315. — 11. November 1839.

Englands Fabrikkinder und Mrs. Trollope über sie.

Alle Zeiten haben ihre eigenthümlichen gesellschaftlichen Übel und Plagen. Dies ist ein vielleicht allgemein anerkannter, aber nicht immer beherzigter Satz, wenn der lastende Druck der Gegenwart uns zu klagen veranlaßt. Der Gewaltdruck des Reichthums, mochte er in Grundbesitz, mochte er in Gelde bestehen, auf die Armuth, die Herrschaft des Capitals über den bloßen Menschen ist uralt. Etwas Ähnliches oder noch Schlimmeres als Englands Fabrikkinder kannte schon das graue Alterthum. Der Freigeborene wurde im Fall der Zahlungsunfähigkeit dem Gläubiger zur Knechtschaft überantwortet; losgerissen vom heimatlichen Herde, verleideten von dem Gütchen, das er mit seiner Hand bestellt hatte, arbeitete er, arbeiteten seine Kinder in den Werkhäusern und Fabriken oder auf den Feldern der reichen Gläubiger, und jene (die Kinder) mußten, waren sie schön, noch obenein den bestialischen Lüsten ihrer Zwingherren dienen. Dagegen empörte sich das Rechts- und Moralgefühl der Völker, und dennoch bestand das Unwesen fort, weil der Arme stets Geld brauchte, weil Gesetze die Noth nicht abschaffen konnten, die ihn immer wieder von neuem dahin brachte, daß er mit dem unbarmherzigen Gelde einen Teufelspact eingehen, Freiheit und Blut verschreiben mußte. Scharen von Sklaven, zahlreicher als die, welche Amerikas Zucker- und Kaffeeplantagen bauen, füllten einst Siciliens und Italiens Felder und Werkstätten; der Mensch, mochte er gebildet und hochgesinnt sein, war ein gemeiner Handelsartikel, und Tausende dienten der Bereicherung Eines. England, Frankreich und vor Allem Deutschland haben wüthende Bauernaufstände erlebt; es waren auch strikes und Arbeiterassociationen, diese Aufstände der hörigen workmen gegen ihre grundherrlichen employers und enterprisers, aber sie waren furchtbarer, als was unsere Zeit davon gesehen hat, wenn nicht das Schlimmste der Schoos der Zukunft noch gebären wird. Wir sehen an den Beispielen, daß die Übel des Fabrikwesens in schlimmern und greulichern Gestalten schon vorhanden gewesen sind, mag dieses Fabrikwesen selbst auch erst durch unsere Civilisation, durch den Geschwindschritt des march of intellect seine gegenwärtige Gestaltung erlangt haben und auf seine gegenwärtige Höhe getrieben worden sein. Ungeachtet der Härte und des Drucks, welcher das Feudalwesen begleitete, ungeachtet der furchtbaren Meutereien, welche die gutsherrliche Tyrannei des Adels in Zeiten hervorrief, zeigte sich doch im Ackerbau ein weniger schroffes Verhältniß zwischen Herrn und Arbeiter: die Nahrung ist reichlicher, es wird weniger ängstlich gerechnet und gemessen, der Mensch weniger als ein bloßes Werkstück angesehen, das nur so viel geschmiert werden müsse, um im Gange zu bleiben. Die Natur, welche nicht so launisch ist wie der Markt, von welchem der Fabrikant abhängt, vermittelt gleichsam durch ihre gabenspendende Hand ein milderes Verhältniß. Auch das Handwerk, dem unsere Vorfahren einen „goldenen Boden" zuschrieben, verleiht dem Arbeiter größere Sicherheit und Selbständigkeit als die Fabrik, und die Zunft darg ihn vor jeder Gefahr, wenn er sie nicht muthwillig herbeiführte. Ein großartiger Handel, der Erzeuger des Reichthums und das Vehikel der Civilisation, brachte das Fabrikwesen, weil der durch denselben eingeführte oder durch eine lebhaftere Production erzeugte Überfluß an Rohproducten (z. B. Baumwolle, deren Einfuhr seit Arkwright sich so ungeheuer vermehrte) Verarbeitung derselben im Großen nach dem Princip der Arbeitstheilung, d. h. mittels Fabriken, erheischte; er brachte das Fabrikwesen, weil die Capitalien, welche er in den Händen Einzelner aufhäufte, großartige Etablissements erlaubten, in denen tausend unbeschäftigte Hände Arbeit, tausend Mittellose Nahrung finden sollten; er mußte es da zuerst und vorzugsweise bringen, wo er zu einem Baume anwuchs, der seine Zweige über die ganze Erde ausbreitete, mit seinen Wurzeln aus allen Theilen derselben Nahrung einsog — in England. Die Kraft des Dampfes, der riesige Hebel der neuern Industrie, gab dem Fabrikwesen einen ungeheuern, wunderähnlichen Aufschwung; es bildeten sich Manufacturdistricte und Manufacturstädte, in denen wir vier Millionen Menschen, geschäftigen Ameisen gleich, zu den Füßen der spinnenden Jungfrauen, welche die Mechanik ins Leben rief, der Web- und andern Maschinen wimmeln sehen. Aber diese vier Millionen müssen Erziehung, Sittlichkeit, Gesundheit und Erdensglück dem Götzen, welchem sie dienen, zum Opfer bringen und werden selbst gewissermaßen zu Maschinen oder Automaten, stumpf und verwahrlost an Geist und Körper, und Menschenwürde und Menschennatur muß desto mehr in ihnen untergehen, je früher sie zu solchen Maschinen abgerichtet werden; denn was ist ein

Digitized by Google

Mensch, der, Sklav eines kärglichen Lohnes von Kindheit an, nichts Anderes als eine einzige mechanische Verrichtung, z. B. das Durchbohren von Nähnadeln, gelernt hat! Das ist aber eine unausbleibliche Wirkung, welche das Fabrikwesen hervorbringt. Ihr fragt nun: Sind Fabriken gut oder nicht? Wird eines Landes Wohlstand durch solche Opfer nicht zu theuer erkauft? So absolut gestellt, wollen und können wir die Frage hier, wo nur von einer einzelnen Manifestation des industriellen Lebens die Rede ist, nicht beantworten; das Land, welches der Fabriken entbehren kann, mag vielleicht glücklicher sein; aber wo sie einmal durch die natürliche Entwickelung der Dinge ins Dasein getreten sind, wo gar, wie in England, der Nationalwohlstand darauf beruht, da haben sie unstreitig ein Recht zu sein und eine natürliche und dauerhafte, eine unantastbare Grundlage. Zerstört sie, und ihr erfüllt den Sinn der Fabel, welche uns erzählt, wie die Hausthiere, entschlossen, dem Menschen nicht mehr zu fröhnen, sich gegen ihn empörten, wie der Ochs das Joch, der Esel die Last nicht mehr tragen, das Pferd den Wagen nicht mehr ziehen, wie alle zu der natürlichen Freiheit zurückkehren wollten und dann, als sie die Ställe erbrochen hatten, als Flur und Feld unbestellt liegen blieben, die Qualen des Hungers empfanden und sich in die frühere Knechtschaft zurücksehnten.

Aber die Arbeit ist doch zu sehr deprimirend, der Lohn zu unbedeutend! Müssen wir nicht Alle arbeiten, Jeder nach seinen Kräften und Anlagen? Unsere Staaten sind große Fabrikanstalten, unsere Gesammtthätigkeit das System der getheilten Arbeit auf ein ganzes Volk angewandt; ein Jeder verrichtet sein Pensum mit Kopf, Hand, Fuß u. s. w., wie er vermag; Seufzer und Klagen werden von allen Seiten gehört, aber die große Maschine geht doch vorwärts, und selbst der Hüttenarbeiter, der Schwefel und andere schädliche Dünste Tag für Tag einathmet, dessen Blässe Zeuge seiner schwindenden Gesundheit ist, zieht seine Hand nicht zurück von dem Räderwerke der Nationalbetriebsamkeit, ungeachtet er weiß, daß er sein Leben kaum auf 40 Jahr bringen wird. Der Seemann befährt das Meer, ungeachtet der Tausende, die in ihm ein frühes Grab finden, die schwierigsten und gefährlichsten Beschäftigungen leiden nie Stillstand, nie Mangel an Armen, wo Arme genug vorhanden sind; und er endlich, der nicht arbeitet, er, der glückliche Müßige, der nur zu verzehren und zu genießen braucht, er vergeht an der Qual der Langweile und beneidet seinen niedrigsten Knecht, der in brennender Sonnenhitze oder in Wind und Wetter auf dem Felde arbeitet, um den stählernen Magen und um den Reiz des Hungers. Die Göttin Ops hat ihre Güter sonderbar ausgetheilt; aber das vergesse man nicht, das unvermischte Gute und das unvermischte Schlimme ist Niemanden zu Theil geworden. Wollt ihr die Civilisation, dann müßt ihr auch ihre Übel wollen; ist ein Zustand nicht mehr möglich, wo wir die Einfuhr verdieten und uns auf die Bedürfnisse des Bodens beschränken können, dann laßt dem Verkehr und der menschlichen Gewerbsthätigkeit freien Lauf, dann laßt sie für die Übel, welche sie nothwendig erzeugen muß, sich selbst ihre Heilmittel finden. Ich bin persönlich kein Freund des Fabrikwesens; mir ist der freie Landmann, der, in Gottes Garten arbeitend, Gott zum Werkmeister und Lohnzahler und die Natur zur Werkstatt hat, der genießt und trägt, was seine Hand bereitet hat, nach dem alten deutschen Reim: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, fein dabei, ist Bauerntracht", der endlich in behaglicher Fülle waltet, ein solcher ist mir ein erfreulicheres Bild als der Fabrikarbeiter; aber hüten wir uns, daß solche Vorstellungen durch ihr verführerisches Licht uns über die Wahrheit irre leiten! Trotz Fabriken und Fabrikkindern befindet sich die Classe der Arbeiter, der Proletarier, wie man zu sagen gewohnt ist, jetzt in einer bessern Lage als je zuvor, als selbst da, wo geistliche Mildthätigkeit Scharen von Bettlern Spenden an Fleisch und Brot austheilte.

Durch diese Ansicht soll aber den Bestrebungen der Humanität zur Verbesserung des Zustandes der Armen, namentlich jener, die ihre Tage in den dumpfigen Räumen der Fabriken zubringen, nicht der geringste Eintrag geschehen. Nein, Alles, was dahin strebt, die Masse des Volks, sie, die so viel entbehren und so viel leiden muß, in eine natürliche und gesunde Lage zurückzuversetzen, verdient den ungetheiltesten Beifall; kein Opfer, keine Kosten sollten für diesen Zweck zu hoch erscheinen, und wer sich der Verfolgung desselben mit Ernst und Einsicht hingibt, der verdient als wahrer Menschenfreund betrachtet zu werden. Man kann daher nur die innigste Freude darüber empfinden, daß in England das Loos der übermäßig angestrengten Fabrikkinder das Mitgefühl der Bessern erregt, daß selbst die Gesetzgebung demselben ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat, und man kann nichts sehnlicher wünschen, als daß in Folge ihrer Anordnungen die zu große Gewalt des Capitals über den Armen gebrochen und hülflose Kinder gegen die rohe Gefühllosigkeit von Fabrikinhabern und Werkmeistern in Schutz genommen werden; aber man lasse sich auch nicht irre führen durch die leeren Declamationen Derjenigen, welche mit philanthropischen Worten dem Vaterlande und der Menschheit ihren Tribut gezollt zu haben glauben und vielleicht vor dem geringsten persönlichen Opfer zurückbeben würden. Diese, indem sie sich des Schwachen annehmen wollen, nehmen auf die Rechte und Verhältnisse der andern Partei nicht die geringste Rücksicht, und wie sie in den Vereinigten Staaten z. B. von den Sklavenbesitzern eine unbedingte und augenblickliche Abolition der Sklaverei verlangen, ohne auf die Übelstände, welche eine solche begleiten würden, Rücksicht zu nehmen, so machen sie in England den Fabrikinhaber für alle Leiden verantwortlich, mit denen das Loos seiner Arbeiter verknüpft ist. Sie leiten dieselben nicht aus der Natur der Dinge, aus der Gestaltung der industriellen Verhältnisse, sondern aus der absichtlichen Bosheit, aus der rücksichtslosesten Gewinnsucht der Unternehmer her; eine Ansicht, die, weil sie auf den ungerechtesten Voraussetzungen beruht, ebenso in der Wahl der Mittel wider das Übel irre leiten muß, wie sie die Natur des Übels selbst verkennt.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenlitteratur.

1. König Og und seine Abkommen. Ein Schwärmer. Von Verba, praetoroque nihil. Zwei Bändchen. Meißen, Goedsche. 1839. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verf. dieses Romans, schon durch die „Gedichte eines Materialisten" dem Publicum bekannt, producirt sich hier aufs neue als Anhänger jenes längst untergegangenen französischen Empirismus, der das Ganze als eine ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen im Universum verehrt. Er ist der wiederstandene Condillac mit seinem materiellen Pantheismus. Das Studium ist hier, sowie der Cultus: das Naturgesetz, seine Misachtung ist die Sünde. Die Aufgabe dieses kurzen Berichts kann es nicht sein, diesen Standpunkt zu widerlegen, denn die ganze kritische Philosophie, Fichte, Schelling, Hegel liegen zwischen damals und heute; wir können nur unser Bedauern aussprechen, daß ein solches Talent alle diese gewonnenen Resultate des Geistes mit dem Rücken ansieht. Hilarius, ein junger Theolog, ist der Held dieses Buchs. Die Schicksale und Verschlingungen seines Lebens sind immer die Folgen natürlicher Gesetze, die sich an ihnen erfüllen. In dieser Consequenz wird nicht nur eine Seite, sondern das ganze Dasein der Physik unterworfen, der sittliche Wille aber, die Freiheit, die über dem Endlichen stehen und es beherrschen soll, gänzlich ausgelöscht. Es kann nicht fehlen, daß unter dieser Ansicht die Welt sich ganz besonders näerisch gestaltet. Alles taumelt in diesem Buche, selbst die Schreibart. Aber dieser Humor, der sich durch das ganze Buch zieht, ist, dem Principe nach, von dem wahren wie Himmel und Erde verschieden. Die unendliche über der Natur stehende Idee, an die endlichen Bestrebungen des Geschlechts gebalten, vernichtet und entgöttert zwar auch unsere Welt und läßt sie närrisch tanzen; aber hier sind es die Gesetze der Endlichkeit, welche die freie Idee verspotten, die Materie lacht den Geist aus, wie es sonst umgekehrt der Fall sein soll.

Der Verf. behauptet die Lebensgeschichte seines Vaters zu schreiben. Er leitet die Genealogie seiner Familie von Og, dem Könige der Amoriter, her, und daher der Name des Buchs. Seine Vorfahren, meint er, hätten nie etwas mit dem Spiritualismus gemein gehabt, denn dieser Urahn sei ein Abkömmling jener Kinder Gottes, die an den Töchtern der Menschen Gefallen gefunden hätten; Og stamme also gerades Weges aus dem Paradiese, sei nicht mit in der Arche des Juden Noah gewesen, sondern in Begleitung eines Rieseneinhorns neben der Arche hergelaufen, mit den Töchtern des frommen Alten Kurzweil treibend. Die eigentliche Geschichte Hilar's ist kurz und gewöhnlich, es begegnet ihm, was jedem jungen und aufgeweckten Menschen begegnen kann; das Interesse aber und die Kunst der Dichtung liegt in den Momenten, wo eine Wendung seines Lebens durch eine geringe, oft unscheinbare physikalische Ursache eingeleitet wird. Der erste Stoß, welcher dem ganzen Lebenszuge unsers Hilar's seine Richtung gibt, ist ein sehr komischer. Auf Veranlassung seines Vaters, des Dorfschulmeisters, soll der Knabe die Jubelhochzeit des Pfarrers mit einer glückwünschenden Rede verherrlichen; aber folgender Vorfall zerstreut den unglücklichen Hilar, und gibt die Ursache, daß sich die Festlichkeit in Wirrwar und Gelächter auflöst. Während der Vater eine Festmusik aufführet und Hilor ihres Schlusses harrt, damit er die Rede beginne, weeden seine Gednnken durch ein für ihn interessantes Ereigniß abgeleitet, was auf dem Dachfirst des Schulhauses vor sich geht. Dort nämlich läßt sich seine neangekaufte Trommeltaube von einem feingebildeten jungen Kropftauber den Hof machen. Er war so gespannt, ob der Täuber gründliche Absichten hege, und wünschte mit solchem Eifer einen ernsthaften Antrag des Täubers, daß er seine große Stellung virgaß nnd von dem Schweigen der Musik überrascht wurde. Er stotterte verblüfft und versuchte seine Rolle zu beginnen, aber das Gedächtniß versagte ihm so ganz und gar den Dienst, daß ein Gelächter und Skandal entstand. Dieser traurige Vorfall gob Anlaß zur Uneinigkeit zwischen Pfarrer und Schulmeister; Letzterer wird von seinem geistlichen Oberhaupte so gekränkt, daß er schwört, sein Sohn Hilar solle studiren, damit er in seiner bürgerlichen Stellung nicht solchen Mishandlungen ausgesetzt sei. Hiermit ist das Loos Hilar's geworfen, denn alle Fälle, die ihn nun berühren, sind nothwendige Glieder in der forttaufenden Kette von Wirkung und Ursache. Die Schlußscene des Romans ist jedoch, wenn man sie anders als ein physikalisches Gesetz in seiner Erfüllung betrachtet, gräßlicher als je eine Situation der modern französischen Romantik. Hilor zerschmettert an der zu niedern Decke des Zimmers den Kopf seines neugeborenen Kindes, indem er es, aus Freude über dessen Geburt, zu hastig in die Höhe hebt! Der Schmerz über diesen Fall, der ihm nnd seiner Frau die Existenzmittel entzieht, raubt dem Weibe das Leben nnd ihm die Energie des Geistes, stumpfsinnig bringt er seine noch übrigen Tage hin. In den zahlreichen Episoden sprudelt das Buch von Geist, Witz und Humor. Jedoch muß in dieser Sphäre das Leben einen so cynischen nnd frivolen Anstrich erhalten, daß sich auch meistens der Witz im Gemeinen bewegt, wiewol schlüpfrige Darstellung durchaus vermieden ist. Lesern von einem weitern Gesichtskreise wird die geschickte nnd geistreiche Ausführung des Systems, sowie die humoristische Darstellung ein bedeutendes Interesse gewähren.

2. Frauenschicksal von L. Mühlbach. Zwei Theile. Altona, Hammerich. 1839. 8. 3 Thlr.

Eine fruchtbare Schriftstellerin beschenkt uns hier wieder mit einem Romane, der die gewöhnlichen Erzeugnisse dieser Literatur weit hinter sich läßt. In glänzender und lebendig empfundener Sprache entfaltet sie eine Reihe von Gemälden, deren Motive alle aus der großen socialen Tragödie entlehnt sind, an der auch die Frauen mitspielen. Nur einen Vorwurf müssen wir ihr hierbei machen, daß sie nämlich diesen Standpunkt nicht immer festgehalten, sondern zur Partei, in den subjectiven, beschränkten Gesichtskreis ihres Geschlechts herabgesunken ist. Alles Misgeschick, was in diesen Erzählungen die reinen und zarten Herzen der Frauen bricht, hat nur immer den Grund in der rohen und kalten Natur der Männer. Aber haben wir als Menschen nicht Alle gleich des Guten nnd Bösen? Sind nicht alle Gemüther den Verkehrungen unterworfen, die unsere zufälligen Stellungen im Leben mit sich führen! Die Schuld gehört nicht dem Geschlechte, sondern im Allgemeinen der Endlichkeit nnd, näher, einzelnen Zeiten und Zuständen. Ein anderer Vorwurf, den wir der Verf. machen möchten, ist die zu große Empfindseligkeit, wie es Hamann nennt. Das Plastische der Gestalten sowie der epische Fluß der Erzählung wird nicht selten durch lyrische Ergüsse und Reflexionen ganz verwischt. Hier genügen nur Andeutungen, mehr macht die Darstellung sogar trivial. Die erste Erzählung behandelt unter dem Titel: „Das Mädchen", das Schicksal einer Proletarierin. In dem reinen und einfachen Herzen einer jungen Magd entzündet der Sohn eines vornehmen Hauses die Liebe; mit aller Glut gibt sie sich dem Geliebten hin, der seinen Genuß befriedigt nnd sich dann von ihr abwendet. Schande, Elend und der Untergang in einem verworfenen Leben sind die Folgen, welche sich an die Entweihung ihrer ersten und heiligen Flamme knüpfen. Eine feine Beobachtung der Stände, treffliche Darstellung und die blühendste Sprache zeichnen dieses wohlgelungene Bild besonders aus. Die zweite Erzählung schildert das Weh, welches die Liebe den Töchtern des reichen Bürgers bereitet. Ein sanftes nnd gefühlvolles Mädchen muß ihre Neigung zu einem edeln, aber mittellosen Manne aufgeben und einen eiteln und verhaßten Gecken heirathen, denn er ist reich und hat sich durch Intriguen znm Hondelsverbündeten ihres Vaters gemacht. Durch stilles Dulden und treue Pflichterfüllung weiß sie aber nach Jahren dem verworfenen Gatten Achtung und Liebe einzuflößen, ihre Tugend macht ihr Schicksal erträglich. Anders leidet jedoch die Schwester, ein feuriges und selbständiges Gemüth. Sie liebt einen jungen adeligen Major,

Digitized by Google

und diesen sie weniger als ihr Vermögen, mit dem er seinen zerrütteten Umständen aufhelfen will. Auf das Gerücht, der Vater des Mädchens habe sein Vermögen verloren, verläßt er seine Braut, stellt sich aber wieder ein, als die Handelsspeculation gelungen und die Anssteuer des Mädchens nun um so reicher ist. Luise nimmt ihn auf, beschließt jedoch sich zu rächen; am Tage, wo sie sich mit ihm verloben soll, entsagt sie und beschimpft ihn öffentlich. In der dritten Erzählung bricht das Herz einer liebenden Sängerin, weil ihr Geliebter, ein reicher, gemüthloser Graf, sie einer ebenbürtigen Gattin opfert. Zu viel Gefühlsreflexion und eine gänzliche Verkennung des männlichen Charakters machen dieses Bild unerquicklich. In dem letzten Stücke des Buchs: „Die Fürstin", hat der Dichterin das Leben Katharina's II. von Rußland vorgeschwebt; sie ist hier objectiver, die Begebenheiten und Charaktere haben einen freien, ungestörten Verlauf. Wollte die geistreiche, mit Phantasie und dem Zauber der Sprache reichlich ausgestattete Schriftstellerin dem Überströmen des Gefühls entsagen, so würden ihre Dichtungen mehr Horizont, Wahrheit und Lebensspiegel erhalten und nicht allein die Theilnahme empfindsamer Frauen, sondern auch die Begeisterung der Männer davontragen.

3. Aus Heimat und Fremde. Erzählungen von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. Leipzig, Taubert. 1839. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Diesen Erzählungen liegen meistentheils deutsche Sagen zum Grunde. Sie sind indessen unter der Hand des Dichters mehr als Märchen geworden, er hat sie zu Skizzen gestaltet, aus denen deutsche Sitte, Zeitzustände und Anschauungsweisen auf das belehrendste hervortreten. Das Buch wird eröffnet mit einer thüringischen Geschichtsage vom Pfeudo-Barbarossa, der sich in der aufgeregten Zeit des Bauernkriegs auf dem Kyffhäuser soll eingefunden haben. So kräftig auch einzelne Gestalten sind, die sich in der kleinen Novelle bewegen, so läßt der Erzähler hier doch zu sehr sein lyrisches Talent vorwalten, als daß uns das Ganze ansprechen könnte; diese glanzvolle Pomp gehört dem Sänger, aber nicht dem Erzähler. In jeder Hinsicht vorzüglicher ist die zweite Erzählung: „Der Hexe Sohn", gleichfalls eine thüringische Sage. Sie fällt in die Mitte des 17. Jahrhunderts und enthüllt uns das Seelengemälde eines armen, aber rohen, leidenschaftlichen und von Aberglauben beherrschten Bauerjungen. Von eben der Art ist eine Erzählung des zweiten Bandes: „Der Förster von Betrieth." Ein altes rachsüchtiges Weib wendet einen Zauber an, um ein glückliches Brautpaar zu entzweien; es gelingt ihr auch, ab durch Zufall, bleibt unentschieden. Die Erzählung: „Das Hausgesinde", gehört ebenfalls hierher. Es ist ein interessantes Sittengemälde aus der Zeit des Femgerichts und beschreibt das Leben und Treiben in der Burg eines westfälischen Grafen. Naivetät, Roheit und Liederlichkeit sowie der Zustand der Rechtspflege damaliger Zeit werden auf das trefflichste geschildert. Schön in seiner Erzählungsweise ist das Märchen von den überirdischen Jungfrauen: „Die seligen Fräulein." „Der Herr von Sterinski", eine Erzählung nach dem Leben aus Westpreußen, ist das herrliche Charaktergemälde eines Geizhalses, das manchem sogenannten ehrlichen Mann ins Gewissen schlagen dürfte. Dem übrigen Inhalte des Buchs an Werth ungleich ist die Novelle: „Der Geist auf Cheistdneg", sowie das Phantasiegemälde: „Unterirdische Liebe"; wir können nicht begreifen, wie der Dichter sein Talent an solche inhaltslose Schöpfungen verschwenden konnte. Den Schluß des Buchs macht ein schönes Zaubermärchen, in der ottava rima des Boccaccio gedichtet. Es feiert den Lohn männlicher Entsagung im Genusse sinnlicher Liebe. Wir rufen uns hierbei mit Vergnügen das größere epische Gedicht ins Gedächtniß, mit dem der Dichter vor Jahren das Publicum beschenkte.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Aus den Briefen eines in Indien reisenden Engländers, mitgetheilt in der „Bibliothèque universelle de Genève", entnehmen wir folgende nicht uninteressante Notizen. „Die Seapoys", sagt der Briefsteller, „werden uns nur so lange treu sein, als man sie gut bezahlt; ihre Besoldung ist das einzige Band, welches sie mit uns verknüpft. Sonst sind sie ganz vortreffliche Soldaten. In den heißesten Tagen vollbringen sie Märsche, wovon europäische Truppen gar keinen Begriff haben; sie machen in fünf Tagen oft 50 Meilen. Ihr Ansehen ist trefflich, ihre Haltung besser als die der englischen Truppen in Indien, auch stehen sie, was die Disciplin betrifft, keiner europäischen Armee nach. Unter dem Befehle englischer Offiziere haben sie bei manchen Gelegenheiten bewiesen, daß sie sich lieber bis zum letzten Mann niederhauen lassen, als daß sie sich, wie groß auch die Zahl der Feinde sei, zurückziehen; aber in demselben Augenblicke, wo die englischen Offiziere getödtet sind, zerstreuen sich auch die Seapoys." Von Kolkutta sagt der Reisende, daß die Stadt, obgleich man sie die Stadt der Paläste getauft habe, kein einziges Gebäude von irgend erträglicher Architektur besitze, obgleich überall Säulen im Überflusse angebracht sind. Indeß kann man vielen ein niedliches Ensemble nicht absprechen. Wir erfahren auch aus diesen Briefen, daß die Engländer von den Chinesen „fremde Teufel" genannt werden; ein Ausdruck, der in einer etwas freien Übersetzung von Sir George Staunton durch „die Herren Europäer" wiedergegeben worden ist; auch verachten die Chinesen die Weiten von ganzem Herzen, weil diese, wie die Chinesen sagen, keinen Bauch haben und der Muth von dem Wanste abhänge. „Welch ein Land für einen Falstaff!" setzt der Briefsteller hinzu. Er war auch in Delhi und meint, daß die Denkmäler von Delhi allein eine Reise nach Indien verlohnen würden. Sie breiten sich rings um die Stadt in einer Ausdehnung aus, wie sonst nirgend, selbst um Rom nicht. Mehre Grabmäler fand der Reisende von großer Schönheit; viele der kleinern befinden sich in Umgebungen von weißem Marmor, die so fein gearbeitet sind, daß sie fast den chinesischen Elfenbeinarbeiten ähnlich sind. Leider haben die Engländer, die überall nicht viel für Indien gethan haben, hier nicht eine einzige Straße angelegt, auf welcher man reisen könnte, obgleich in dieser Gegend an Material für Straßenbau, besonders an Granit Überfluß ist. Nichts ist prachtvoller als der Audienzsaal im Palaste von Delhi, der ganz aus weißem Marmor besteht; Säulen und Fußboden sind in pietra dura mit wunderbarer Sorgfalt ausgelegt und gesprenkelt; reiche Vergoldungen erhöhen den Pomp und man liest hier die persische Inschrift: „Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, so ist es hier." Aber was für ein Paradies! Man sieht in einer Ecke des Saals, zu dem man nur durch Höfe voller Schmutz und Stand gelangt, einen abgelebten Kaiser kauern, der von den Engländern pensionnirt ist. Die riesige Gebirgskette des Himalaja besuchte der Reisende ebenfalls. Einer seiner Bekannten hat hier, 8000 Fuß über dem Meere, ein Terrain auf Speculation angekauft, und von seiner Wohnung aus erblickt man die heiligen Gebirge Jumnutri und Gangutri, wo der Jumna und Ganges entspringen, und wohin man pilgert, um den Himmel zu gewinnen, was aber Tausenden das Leben kostet. Auch sieht man von jenem Punkte aus die Berge Kedarnath, Bhadeinath und mehre andere von 20—25,000 Fuß Höhe. Doch gesteht der Verfasser, daß sie dem Eindruck nach kaum so hoch als der Montblanc schienen, und daß die schweizer Alpen mit ihren Seen und Wasserfällen Landschaften darböten, welche an großartiger Schönheit die indischen Gebirgslandschaften überträfen. Beiläufig erwähnt der Briefsteller, daß die Chinesen von einem berühmten Speisekünstler, Namens Ladhock, ein gastronomisches Riesenwerk besitzen, welches 742 Bände umfaßt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 316. — 12. November 1839.

Englands Fabrikkinder und Mrs. Trollope über sie.

(Beschluß aus Nr. 315.)

Dieser Vorwurf trifft besonders die Mrs. Trollope, die in dem Roman: „The life and adventuees of Michael Armstrong, the factory boy", einen gefährlichen Feuerbrand unter die dichtesten Massen des englischen Volks geworfen hat; einen Feuerbrand, der in der Stimmung der arbeitenden Classen in England Zündstoff genug findet, um, wenn ein äußerer Anhauch hinzukommt, ganz England in Flammen zu versetzen, der wenigstens, wenn er nichts Schlimmeres bewirkt, jene Unzufriedenheit in den unteen Classen unterhalten wird, welche unter dem Namen des Chartismus bereits so lebhafte Besorgnisse erweckt. Die genannte Scheiftstellerin, als Frau schon zu der unparteiischen und leidenschaftslosen Untersuchung eines Gegenstandes nicht geeignet, der eine Aufgabe für den klarsten und vorurtheilsfreisten männlichen Verstand ausmacht, und als eifrige Anhängerin des auf Grundbesitz basirten Geburtsadels dem Mercantilinteresse und der bürgerlichen, auf Capital und Gewerdthätigkeit gestützten Mobilität entschieden feind und abhold, leitet alle Leiden der zahlreichen Manufactuedevölkeeung Englands von einer ungleichen Vertheilung des Gewinns zwischen Capital und Arbeit her und sieht diese ungleiche Vertheilung nicht als eine Wirkung von Gesetzen an, die in der Natur dee Sache begründet liegen, sondern als die Folge schlauee, verschmitzter und selbstsüchtiger Berechnung, die sich über alle Gebote der Religion und der Menschlichkeit hinwegsetzt und der Gewinnsucht das Glück von Hunderttausenden zum Opfer bringt. Fabeikanten wie Kaufleute haben allerdings zunächst den Gewinn im Auge, weil der Fortgang ihrer Unternehmungen davon adhängt, die dann aber nicht blos ihnen, sondeen der Gesammtheit Vortheil bringen. Und welche Classe der Gesellschaft (es versteht sich, daß wir den still und nicht um irdischen Lohn wirkenden Gelehrten ausnehmen) hätte es nicht? Opfert der Gutsherr etwa seine gutsherrlichen Rechte dem Besten seiner Gemeinde, empfiehlt der Jurist einfache Gesetzbücher, die ihn überflüssig machen, benutzt der Fruchthändler nicht die Conjunctur der Zeiten, um höhere Peeise für die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zu erhalten? So erstrebt auch der Fabrikant zunächst Gewinn; aber wenn er diesen selbst nicht, oder nur in unzureichendem Maße findet, kann man ihn hartherzig nennen, wenn er für das möglich größte Maß von Arbeit den möglich geringsten Preis dietet? Wie die bedrängte Lage der untern Classen überhaupt die Wirkung eines verwickelten Zustandes der Gesellschaft ist, in welchem die Bevölkerung im Misverhältniß mit ihren Hülfsmitteln steht, odee nicht zur vollen Benutzung derselben gelangt, so sind es außer dem Willen und Vermögen des Fabrikanten liegende Umstände, welche die Höhe des Arbeitslohns bestimmen. Nicht seine Laune macht denselben schwankend; nicht unbarmherzige Gewinnsucht, nicht teuflische Gaunerei, welche die Thränen und Schweißteopfen der Aemen in Gold verwandeln will, veemag den Preis der Ardeit heradzusetzen, sondern diesee hängt von dem Werth der Waare am Markte, der Maektpreis aber wiederum von Conjuncturen ab, die der Unternehmer so wenig zu bemeistern vermag, daß er selbst oft das Opfer beeselben wird. Wenn, wie es in England seit dem Frieden häufig der Fall gewesen ist, Handelskrisen eintreten, wenn die Conrurrenz des wohlfeiler producirenden Auslandes, oder Einfuhrverbote und hohe Zölle fremder Staaten den englischen Waaren den Markt verschließen, wenn Speculation erst neue Bahnen eröffnen muß, dann kann der Unternehmer, statt an Gewinn zu denken, nur darauf sehen, wie er seine Mühle oder Fabrik im Gange erhalte, er muß, gleichviel, mag er gutmüthig und menschenfreundlich oder hartherzig und mitleidlos sein, den Arbeitslohn so viel wie möglich heradsetzen, muß deücken und zwacken, so viel er kann, um nur, wie gesagt, das Rad des Geschäfts im Umschwung zu erhalten, und wer am meisten dabei leidet, das ist der Arbeiter, der Arme, auf dem in solchen Fällen der ganze Druck der Zeiten lastet, dessen Arbeitslohn sein einziges Capital und für den Verringerung dieses Lohns also immer Hunger, nicht blos Verringerung der Einnahme ist. Gerade dadurch, daß er nicht wie der Fabrikant durch den Besitz eines Capitals in Stand gesetzt wird, die Ungunst der Zeiten ohne Beschränkung seiner Bedürfnisse zu überdauern, wird seine Lage traurig. Diese, die Folge unabwendbaree Umstände, nöthigt ihn, alle Keäfte zur Ernährung der Familie anzuspannen, und so schickt er auch das Kind in die Fabrik, das er in behaglicher Lage daraus entfernt haiten würde. Der Fabrikheer ist demnach unschuldig an Übeln, welche abzuändern nicht immer in seiner Gewalt liegt, odee welche ee wenigstens

oft nicht abändern könnte, ohne den eigenen Ruin herbeizuführen. Dies ist der billigere Standpunkt, auf welchen wir den Leser um so mehr erheben zu müssen glaubten, als in der Sache die Fabrikanten überhaupt in einem ungünstigen Lichte stehen und das Mitleid, mit welchem uns die Arbeiter und ihre den härtesten Qualen des Lebens so früh ausgesetzten Kinder erfüllen, uns gegen den reichen Capitalisten einnimmt, der ein gefühlloser Zeuge der Leiden ist, welche ihn umgeben. Mit so ungünstigem Vorurtheil, in der so entschiedenen Absicht, ein Verdammungsurtheil über den ganzen Stand der industriellen Unternehmer auszusprechen und auf Kosten derselben die landed aristocracy, den Stand der großen Güterbesitzer, den eigentlichen Adel zu erheben, hat Mrs. Trollope diesen Gegenstand zum Sujet eines Romans erwählt, und mit welcher Ungerechtigkeit, das wird sich theils aus dem bisher Gesagten, theils aus den folgenden Andeutungen ergeben.

Der Held, oder vielmehr Teufel der Geschichte, und als ein Typus seines ganzen Standes hingestellt, ist ein Fabrikant, Matthew Dowling, ein Vampyr, der um schmutzigen Gewinnes willen den armen Leuten das Blut aussaugt, der zahllose Kinder in seiner Fabrik zu Tode gequält hat und in der Leuteschinderei von dem Oberaufseher der Fabrik, J. Parsens, auf das beste unterstützt wird. Als der Dritte in Bunde wird ein Dr. Crockley aufgeführt, ein Ungeheuer, das für seine kalte und fühllose Grausamkeit nicht einmal im Eigennutz ein Motiv findet. Alle Drei, wie mehre andere Personen gleichen Schlags, sind natürlich Radicale, und man weiß nun, wohinaus die gute Dame will, um sich von ihr nicht irre führen zu lassen. In die Geschichte selbst erlaubt uns der Raum nicht einzugehen. Der Michael Armstrong, dessen Namen die Verf. derselben vorgesetzt hat, ist der Sohn einer armen, kranken und hülflosen Witwe und wird von Sir Matthew als Pflegesohn ins Haus genommen, um durch diese Handlung scheinbarer Menschenfreundlichkeit den Unwillen und die innere Gährung der Arbeiter zu beschwichtigen, welche der durch Mishandlung und Überanstrengung herbeigeführte Tod einer jungen Arbeiterin aufs äußerste empört hat. Das bildet den Eingang einer Erzählung, welche wir, obgleich wir noch nicht alle Nummern gelesen, ebenso regelwidrig in der Darstellung als unnatürlich und unwahr in ihrem Inhalte und verderblich in ihrer Tendenz gefunden haben. Gesetzt auch, der Sir Matthew sei nach einem lebenden Exemplar gezeichnet, sind alle Fabrikanten, oder ist nur die Mehrzahl so? Kein Freund des Fabrikwesens und jeder krämerischen Gesinnung im Innersten meines Herzens abgeneigt, gestehe ich, manchen wackern und edeln Kaufmann und Fabrikanten gefunden zu haben, dessen Herz so warm für seine Mitmenschen schlug, wie es nach der Vorstellung der Trollope nur unter einer Grafen- oder Baronetskrone schlagen kann. Die Verf. stellt Deep Valley als den Ort dar, an welchem Schändlichkeiten, wie die von ihr erzählten vorgefallen sein sollen. Wäre dem so, dann wäre es doch immer nur ein vereinzeltes Beispiel. Das englische Fabriksystem hat Mängel, die Armuth Übel und Leiden genug, daß es nicht nöthig ist, dieselben zu übertreiben. Was es die Absicht der Mrs. Trollope, zur Heilung derselben beizutragen, so ist der von ihr eingeschlagene Weg wol nicht der richtige. Aufreizung der Massen kann England nur Verderben, aber kein Heil bringen. In dem Gange der Civilisation liegt überhaupt ein Streben, den Reichthum in wenigen Händen zu concentriren und die Kluft zwischen begüterten Wenigen und armen Massen immer mehr zu erweitern; in England ist dieses Streben noch dazu durch unbillige Gesetze begünstigt und befördert worden, welche den Reichthum mit schädlichen Privilegien bekleidet haben. Zu diesen unbilligen Gesetzen gehören die Korngesetze, und diese Korngesetze vertheidigt die menschenfreundliche Frau; Beweis genug, wie tief sie ihren Gegenstand erfaßt hat, wie sehr es ihr mit einer Verbesserung der Lage der untern Classen Ernst ist.

Nach Tendenz, Inhalt und Form gehört der Roman ganz zu der Classe derjenigen, welche in einem Artikel d. Bl. über Boz und den jetzigen Charakter des Volksromans gewürdigt worden sind.*) Vom ästhetischen Gesichtspunkte aus alles Gehalts ermangelnd, jeder vernünftigen Regel über poetische Composition widersprechend, in Inhalt und Sprache sich ganz den untersten Kreisen der Gesellschaft, deren Begriffsvermögen, Vorurtheilen und Wünschen anschließend, ist er zum Volksbuche bestimmt und wird, da er in illustrirten Schillingsnummern erscheint, in die Hütte auch des ärmsten Arbeiters Eingang finden. 50.

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 315.)

4. Eduard Elfen. Ein Roman von Ehrenreich Eichhalz. Zwei Theile. Berlin, Voß. 1839. Gr. 12. 2 Thlr.

Von diesem Romane können wir unsern Lesern kaum etwas Anderes berichten, als die Liebenden heirathen sich am Ende doch. Noch nie haben wir zwei Bände hindurch ein so hohles Raisonnement über Himmel und Erde durchwatet als in diesem Buche. Was aber das Unerträglichste ist, dieses ungedachte und unempfundene Gewäsch tritt mit vornehmer Prätention, mit geistreicher und gelehrter Haltung auf und ist doch bei näherer Beleuchtung nichts als eine leere, schillernde Seifenblase. Jene verspotteten Ritter- und Räubergeschichten, wie willkürlich sie auch zusammengeflickt sind, üben doch einen Druck auf ein kindisches oder rohes Gemüth, und geistreiche Leute haben sie gelesen, um ihren Humor nebenbei spielen zu lassen; aber wer soll sich nur irgendwie an diesen allgemeinsten von Gemeinplätzen ergötzen! Wer kann ein Buch lesen, was aus lauter Phrasen zusammengesetzt ist, wie z. B. „Über die Staaten der Geschichte sind gar seltsamer Art: der Sämann streute Unkraut, und herrliche Früchte wurden geerntet", oder: „Wie der Sturm über die Gipfel der Berge rauscht, so schreitet in jener Stimmung der Jüngling rasch und kühn über die Gipfel der Thaten; aber die Gelegenheit fehlt, und der schöne Muth verschwendet sich in schmerzhaften Dissonanzen." So schreitet der Dichter über die Gipfel hohler Redensarten, und die Geduld des Lesers reibt sich auf in schmerzhafter Langweile. Möge diese Muse nie wieder fruchtbar sein!

5. Der Rebell. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. Zwei Theile. Leipzig, Wiendrack. 1839. 8. 2 Thlr.

Dieser Roman verdient Lob, nicht weil er überhaupt neue und außerordentliche Gesichtspunkte für das Leben darbietet,

*) Vgl. Nr. 285—288 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

weil solche Charaktere und Zustände die Dichtkunst noch nicht dargestellt hat, sondern weil bei ihm die innern und äußern Anforderungen an eine solche Dichtung in einem gewissen Grade, harmonisch ineinandergreifen. Die Begebenheiten entwickeln sich gleichmäßig, die Charaktere legen sich an ihnen ungezwungen auseinander, und die Sprache ist gebildet und bei einigen Schilderungen der Tropennatur höchst dichterisch. Dem Romane liege eine Entdeckungsreise zu Grunde, die 1561 von Peru aus durch einen spanischen Großen den Amazonenstrom hinauf gemacht wurde, um das eigentliche Goldland aufzusuchen. Ob der Vers. mit seinem Stoffe mehr oder weniger frei umgegangen, können wir nicht beurtheilen; wir kennen dessen Quelle nicht. Der reiche und habsüchtige Don Pedro de Ursua sucht gedachten Jahres mit drei glänzend ausgerüsteten Schiffen den Caqueta hinunter, um in den Amazonenstrom zu gelangen. Die verschiedenen Anführer der Expedition ermorden aber den grausamen und eigensinnigen Don und proclamiren Don Fernand Guzman als König und Herrn aller der Reiche, die sie entdecken werden. Jedoch auch dieser fällt mit seinem Anhange durch den Verrath des Aguirre, der sich nun nicht König, sondern Rebell nennt und unter diesem Namen an Philipp II. einen Brief schreibt, in dem er sich feierlichst von ihm lossagt. Er landete an den Ufern des Tacariguasees und eroberte das dort 1555 neugegründete Valencia. Allein bald sah der R.bell, daß er sich hier nicht würde halten können, denn der spanische Gouverneur der benachbarten Colonien bereitete einen mächtigen Angriff gegen ihn vor; er floh ins Gebirge und verschanzte sich mit seinen Leuten. Bald erlag er aber auch hier der List und dem Verrathe seiner kleinen Schar und wurde nach einer heldenmüthigen Gegenwehr nebst einigen Getreuen von den angreifenden Spaniern getödtet. Aguirre ist demnach die Hauptfigur des Romans, herrschsüchtig und grausam, aber stark und tapfer. Ihm zur Seite steht das Original eines Jesuiten, eine Natur von Feuer und Koth, zuerst Genosse der Verbrechen, dann des Rebellen Feind und Verderber. In das Geschick der Expedition ist auch die schöne Gemahlin des Don Ursua mit eingeflochten, ein stolzes und herrschsüchtiges Weib, das es immer mit Dem halten will, welcher sich die Herrschaft über die Equipage errungen; aber ihre schlauen und verderblichen Künste brechen an der Energie und Kälte des Rebellen. Ein Gegenstück zu ihr ist die zarte und gefühlvolle, aber in der Gefahr heldenmüthige Tochter des Rebellen. Sie liebt einen jungen Offizier der Expedition und wird durch diese Liebe in das tragische Verhängniß ihres Geliebten und ihres Vaters mit hineingezogen. Überdies gruppiren sich um diese Hauptpersonen noch eine Menge anderer Figuren, die, so vorübergehend sie auch auftreten, doch immer auf das trefflichste gezeichnet sind.

6. Weibertreue und Fürstenwort. Eine historische Novelle von F. Th. Wangenheim. Leipzig, Wienbrack. 1839. 8. 1 Thlr.

Von sehr geringer Bedeutung ist dagegen diese Arbeit des Hrn. Wangenheim. Keine Einheit der Fabel, viel leeres Raisonnement, und die unwahre und unerquickliche Schilderung einer Künstlerliebe müssen wir hier dem Dichter besonders zum Vorwurfe machen. Die Geschichte selbst spielt in den letzten Lebenstagen des Herzogs Karl von Burgund. Als er 1476 vor Nancy lag, schickte er am heiligen Abend einen Haufen Reiterei mit einem Capitain an der Spitze nach der Stadt Pontmousson, um den dortigen Bürgermeister zu verhaften, weil er mit dem Feinde im Einverständnisse war. Jedoch hatte er dem Bürgermeister das Wort gegeben, ihn nicht hinrichten zu lassen, wenn er auch nicht entschieden burgundisch gesinnt sein sollte. Der Hauptmann aber läßt ihn ungeachtet des fürstlichen Wortes hinrichten, weil er die schöne Frau Bürgermeisterin liebt und gern besitzen möchte. Dafür straft nun wieder der Herzog den Hauptmann durch einen schimpflichen Tod. Nebenbei spielt jedoch auch eine sentimentale Liebschaft der schönen Frau mit einem Maler, aber obgleich sie frei geworden, heirathen sie sich doch nicht, weil sie ihrem Manne, dem verstorbenen Bürgermeister, gelobt, sich nicht mehr zu verehelichen. Zuletzt wird noch einer Chronik das Ende Karl's des Kühnen erzählt. Sollten wir alle diese zusammengedrückten Dinge vollständig wiedererzählen, so müßten wir das Bändchen zu wiederholten Malen durchlesen, und dann kaum würde es uns glücken, unsern Lesern eine genügende Skizze dieses Chaos zu entwerfen.

7. Erinnerungen eines Mannes aus dem Volke. Erzählungen von Michel Masson. Aus dem Französischen von L. Kruse. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Steinschneiderromantiker, der sich von seiner leeren Werkstatt erhob und mit gutem Erfolge aus dem Laden des Juweliers in den Laden des Buchhändlers rettete, führt uns hier wieder in das Leben Derjenigen ein, deren Herzen zwar so rauh, aber auch so stark als ihre Arme sind. Der Roman spielt im J. 1784, ein junger Fayencearbeiter ist der Held desselben. Er bewirbt sich mit ungeheurer Ausdauer um das Herz seiner Meisterstochter und legt ihr dennoch sein Herz zu Füßen, als sie bei einem Feste im Parke zu Versailles war entehrt und geschwängert worden. Also auch in das Leben der einfachen und von Genußsucht entfernten Menschen müssen Ineeste und lasterhafte Greuel geträufelt werden, damit die Erzählung nicht allein das Herz bewegt, sondern damit es auch, wenigstens das deutsche Herz, empört werde durch solche Abscheulichkeiten, die selbst zur Zeit des ancien régime in Frankreich mit seltener mögen vorgefallen sein, als es in den Schriften der modernen Romantik geschieht. An die spätere Lebensgeschichte des jungen Bastards knüpfen sich Erzählungen aus einer höhern Sphäre der Societät; aber über ihren Ausgang ist ein Dunkel gelassen, das allerlei nachfolgende Bände aufklären werden. Die Schilderungen und Zeichnungen dieser Zustände und Personen mögen alle die Wahrheit haben, als wären sie mit dem Daguerreotyp aufgenommen worden, aber poetisch sind sie nicht; wir vermissen immer und ewig die über dem Ganzen schwebende, tröstende und versöhnende Idee.

8. Eine geniale Frau. Nach dem Französischen des J. Brisset. Ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Schärfe und Feinheit der Darstellung fehlen dem Buche nicht, sowie einige geistreiche Bemerkungen, hier und da eingestreut; aber im Ganzen ist es eines jener französischen Producte, welches der Vers. für den Verleger nach der Elle gearbeitet hat. Kein Plan, keine nothwendige Entwickelung, sondern wir lesen hier eine lose Kette von Episoden, in denen eine kluge und in den politischen Wissenschaften gebildete Frau oft eine ungewöhnliche, oft eine sehr gewöhnliche Rolle spielt. Das Gelungenste im Buche ist die Schilderung einer Mädchenkunstschule, aus der die geniale Frau hervorgeht. Als sechzehnjähriges Mädchen schreibt sie schon gegen die Regierung, sodaß sie Napoleon vor sich fodern läßt und ihre Ansichten mündlich widerlegen und umkehren will. Darauf wird sie, arm und hülflos, Erzieherin in einem bürgerlichen Hause, obgleich sie von sehr vornehmer Herkunft ist; ja, sie entschließt sich sogar, den reichen aber beschränkten Chef des Hauses zu heirathen. Durch ihren Rath und ihre großen politischen Talente glänzt ihr eitler Gemahl sehr bald, wird Präfect und Graf und eine angesehene Person beim Kaiser. Endlich stirbt die geniale Frau als gute Christin; Napoleon, der durch die Verhinderung eines Anschlags auf sein Leben ihr dasselbe verdankt, ist bei dem Ende zugegen und sieht nun ein, wie dieser beschränkte Gemahl neben einer so reichbegabten Frau die Welt über seinen wahren Gehalt täuschen konnte.

9. Der französische Soldat unter Napoleon, von Blaze. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Dieses Buch sagt uns zwar über die Soldateska der großen Armee nichts Neues, denn das wäre kaum möglich, aber

es unterhält seine Leser durch eine Fülle einzelner Züge und Anekdoten. Das Fragmentarische in der Behandlung ist sicherlich eine passende Abkürzung des Übersetzers, das Original mag weitschweifiger sein. Eingeleitet wird das Buch durch Artikel über die Militairschule zu Fontainebleau und über das Corps der Veliten. Dann geht der Verfasser zur eigentlichen Armee über und schildert das Leben im Bivouak, die Märsche, die Marketenderei, die Quartiere, das Duellwesen und die Vorbereitungen zur Schlacht. Wir erfahren dabei, daß es der großen Armee in Deutschland besser als in Frankreich gefallen hat, weil es da stets eine gutbestellte Küche und einen wohlversehenen Keller gab; am übelsten hat sie sich in Spanien befunden. Im zweiten Theile berührt unser vieux soldat auf gleiche Weise das Leben im Lager, in den Cantonnements und in den Garnisonen; aber alles Dies würde uns wenig interessiren, wenn seine Erzählung nicht immer an einzelnen kleinen Ereignissen und an originellen Personen haftete. Nachdem er noch manches Merkwürdige vom Leben in den Casernen, von den Kriegsgefangenen und den militairischen Executionen erzählt, schließt er sein Buch mit einem Artikel über den Abschied. Er gesteht in demselben, daß man auf der Laufbahn des Ruhms sehr Vieles, alte Wunden, Gicht, Ordensbänder, vielleicht aber auch eine geringe Pension erhalten könne. 160.

Silvestre de Sacy.

In unserer Zeit pflegt das Leben eines Gelehrten nur selten und nur wenige unterhaltende biographische Momente darzubieten. Und dennoch kann ein solches Leben, ungeachtet der äußern Ruhe und Stille, welche darüber ausgegossen ist, ungeachtet der Gleichförmigkeit, in welcher es sich bewegt, ein Bild der höchsten Moralität sein und ist sicher geeigneter als das Leben eines Helden oder Staatsmanns, durch Entfaltung der schönsten Tugenden, für welche auch ein Studirzimmer Raum hat, die Seele jedes Betrachtenden kräftigend mit dem Triebe der Nacheiferung zu durchdringen. Solche Tugenden sind rastloser und unermüdlicher Eifer, der im Verfolgen wissenschaftlicher Bestrebungen hier Hindernisse und Widerwärtigkeiten überwindet, dort auf die Annehmlichkeiten der Welt Verzicht leistet; ein Sinn, der, den Drohungen despotischer Gewalt, selbst dem Schreckbilde des Todes trotzend, unerschütterlich auf dem Rechten und Wahren beharrt; anspruchslose Bescheidenheit auch im Zenith des Ruhms, wahre Religiosität, humane Theilnahme an dem Wohlergehen Anderer und häusliche Liebenswürdigkeit. Mit diesen Tugenden war keines neuern Gelehrten Leben mehr als das des berühmten Sprach- und Geschichtsforschers Silvestre de Sacy geschmückt, und darum mag die „Notice historique et littéraire sur M. le Baron Silvestre de Sacy", wodurch Hr. Reinaud das Andenken des Verewigten gefeiert hat, auch von Solchen, denen die wissenschaftlichen Studien desselben fremd geblieben sind, mit großem Nutzen gelesen werden. Wir setzen die wichtigsten Lebensmomente, die wissenschaftlichen Leistungen und die ebenso wol großen als auch liebenswürdigen Eigenschaften de Sacy's als bekannt voraus und enthalten uns daher, dieselben aus der soeben angeführten Schrift hervorzuheben; aber ein Zug ist zu merkwürdig, zu charakteristisch für den Mann, als daß wir ihn hinweglassen dürften: es ist der Eingang seines Testaments, worin sich uns seine tiefe, bei den größten Gelehrten so häufig gefundene Religiosität offenbart und jene Quelle aufdeckt, aus welcher er die gewaltige Festigkeit und Kühnheit hernahm, mit der er sich dem bacchantischen Neuerungstaumel der Schreckensherrschaft auf Gefahr seines Lebens widersetzte. Nur inniges Gottvertrauen und völlige Harmonie mit sich selbst vermag eine Kraft zu verleihen, vermöge welcher de Sacy auch in jener Zeit sich frei, frei im höchsten Sinne des Worts zu erhalten wußte. Die Stelle seines Testaments, auf welche wir uns beziehen, lautet: „Bevor ich über meine persönlichen Angelegenheiten und die Interessen meiner Familie etwas verfüge, ist es für mich, der ich zu einer Zeit gelebt habe, wo der Geist der Irreligiosität fast allgemein wurde und so traurige Folgen hervorbrachte, eine heilige Pflicht, Angesichts Dessen, dem keiner unserer Gedanken verborgen bleibt, zu erklären, daß ich stets im Glauben der christlich-katholischen Kirche gelebt habe, und daß, wenn mein Verhalten, wie ich demüthig eingestehe, nicht immer den heiligen Geboten meines Glaubens entsprach, den Übertretungen kein Zweifel an der christlichen Religion oder ihrem göttlichen Ursprunge zu Grunde lag. Ich hoffe fest, sie werden mir von unserm gnädigen Vater im Himmel vergeben werden, um des Verdienstes und der Vermittelung unsers Herrn Jesu Christi willen, nicht weil ich auf meine eigenen Verdienste und Werke einiges Vertrauen setze, sondern vom Grunde meines Herzens anerkennend, daß ich ein schwaches, elendes und hülfloses Wesen bin." Die Nachgiebigkeit, welche Sacy unter den Ultraministerien der Restauration gegen die herrschenden Principien zeigte, würde geeignet sein, gegen ihn eine Anklage zu begründen, wenn sie durch sein entgegengesetztes Benehmen unter dem Consulate nicht wieder aufgehoben würde, das uns, vereint mit jener Stelle seines Testaments, zeigt, wie er in allen Fällen in völliger Übereinstimmung mit sich selbst, nicht nach den Umständen, sondern in dem Charakter und nach den Grundsätzen eines entschiedenen Feindes heftiger revolutionnairer Erschütterungen und eines Freundes der Ruhe unter monarchischer Regierung handelte. 145.

Miscellen.

Zu Wien ward der Censur eine Schrift übergeben, die, außer der Verleumdung vornehmer Personen geistlichen Standes, eine Vertheidigung des wegen Verfälschung der Bancozettel zum Gassenkehren und Schiffzug verurtheilten Grafen P., zugleich aber auch eine unverschämte Lobrede auf den Nachdruck enthielt. Der Censor trug auf das Verbot der Schrift an und setzte in Ansehung des Nachdrucks Folgendes hinzu: „Wenigstens ist es consequent gedacht, daß die Vertheidiger der Banknotenverfälscher auch die Lobrede und Vertheidigung des Nachdrucks auf sich nehmen. Beides ist Diebstahl, und kein Monarch der Welt ist so im eigentlichen Verstande Herr seiner Banknoten, als z. B. Wieland Herr seiner „Musarion" ist. Der Bancozettelverfälscher wird zum Schiffzug verdammt, und der Nachdrucker durch Gesetze unterstützt, weil im ersten Falle ein Monarch, der den Werth eines Wieland zu erkennen nicht im Stande ist, und im zweiten Falle ein Schriftsteller darunter leidet." Joseph II., dem, wie alle Meinungen der Censoren, nach diese vorgelegt werden mußte, bestätigte das Verbot und nahm die Freimüthigkeit des Censors nicht übel auf.

Nach dem Gesetze der zwölf Tafeln war es Gläubigern, wenn deren mehre waren, erlaubt, einen Schuldner, der sie zur gesetzlich bestimmten Zeit nicht befriedigen konnte, in Stücke zu zerschneiden und diese unter sich zu vertheilen. Das hieß sectio. Diese Barbarei bekunden, nicht ohne gerechte Mißbilligung, Quintilian (De institutione oratoria, 3, 6, 84), Gellius (Noctes Atticae, 20, 1. Th. 2, S. 502 der Conradi'schen Ausgabe), Tertullianus (Apologia Cap. 4). Dieser unverwerflichen Zeugnisse ungeachtet haben neuere Rechtsgelehrte das Gesetz von der sectio bonorum verstanden wissen wollen (s. *Heineccii* Antiquit. Romanar. Syntagma 3, 30, 4); nichtsdestoweniger findet sich jedoch auch bei den Skandinaviern ein ähnliches Gesetz. Wenn nämlich ein freigeborener Mann, der Schulden halber Knecht geworden war, nicht bezahlen wollte, konnte er von seinen Gläubigern in die Volksversammlung geführt und in Stücke gehauen werden (s. Münter, „Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen", Th. 1, B. 1, Cap. 3, S. 192). 166.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 317. — 13. November 1839.

Gymnasien und Realschulen.

Eisenbahnen und Dampfwagen sind jetzt für die industrielle und commercielle Welt der Anfang einer neuen, bessern Ära; für die deutsche Jugend sollen die Realschulen in ähnlicher Weise die Abschaffung des Alten und die Einführung des Neuen bedeuten. Denn von vielen Seiten her, und zwar in Süddeutschland mit noch größerer Heftigkeit als in Norddeutschland, erheben sich Stimmen, welche die alte, seit Jahrhunderten mit Glück betretene Bahn des Gymnasialunterrichts verdammen, welche die Erlernung des Lateinischen und Griechischen gern in enge Grenzen einschließen möchten und behaupten, daß gegenüber dem Staate und der Gesellschaft, bei der so außerordentlich vorgeschrittenen Civilisation unsers Jahrhunderts, diese nicht mehr durch ein einseitiges Hangen an dem Herkommen einer frühern Zeit zurückgehalten werden dürfe.

Das Studium der Griechen und Römer — las man 1832 in einem Artikel der „Aargauer Zeitung" — macht den Jüngling unfrei und erzeugt ein geistloses Nachbeten und Nachkriechen. In freien Republiken sollte dieser gut-, geld- und kraftfressende lateinische und griechische Kram auch als ein altes Möbel in die aristokratische Rumpelkammer geworfen werden. Man kann Advocat, Arzt, ja Prediger sein, ohne Latein oder gar Griechisch zu verstehen. Und müssen sie es nicht mehr lernen, so haben es auch die Schulmeister nicht mehr nöthig, und es bleibt einzig den Chorherren zu ihrem im Übrigen gleich unnützen Chorsingen. Es war unserer Zeit vorbehalten, zu zeigen, daß es möglich sei, etwas zu werden, ohne etwas zu können, und Vieles zu können, ohne etwas zu werden. Lehre man Knaben recht Französisch, damit sie schon auf der Schule die französischen Zeitungen lesen können.

Wenngleich nun diese Probe schweizerischer Pädagogik und namentlich die letztere Stelle die deutschen Lehrer und Erzieher nicht eben lüstern nach der aargauischen Weisheit machen wird, so haben sich doch ähnliche schroffe Urtheile über den philologischen Zwang, in dem unsere deutsche Jugend gefangen gehalten würde, in den letzten zwanzig Jahren nicht selten vernehmen lassen und sind schon im vorigen Jahrhundert von Basedow, Campe, Trapp u. A. ausgesprochen worden. In Folge dieser Klagen sind an vielen Orten Real- und Gewerbschulen, höhere Bürgerschulen, ein Realgymnasium und polytechnische Anstalten gegründet worden, und es würde ein Zeichen einseitiger Auffassung und beschränkter Vorliebe für das Herkömmliche sein, wenn man diese Einrichtungen tadeln oder den Eifer der Regierungen und Stadträthe in Preußen, Sachsen, Dänemark, Östreich, Darmstadt, Baden, Würtemberg, Hanover und in andern Ländern nicht anerkennen wollte, die einem unabweislichen Bedürfnisse der Zeit die Hand geboten haben. Das Weitere historisch zu verfolgen, gehört nicht hierher; wer Belehrung sucht, findet sie reichlich im zweiten Hefte von Friedemann's „Beiträgen zur Vermittelung widerstrebender Ansichten über Verfassung und Verwaltung deutscher Gymnasien", oder in Harnisch's Schrift: „Über die deutsche Volksschule".

Wie es nun aber überall sich ereignet, im politischen wie im literarischen Leben, daß ein Kampf zwischen dem Alten und Neuen manche Reibungen herbeiführt, so ist dasselbe auch die Folge dieser pädagogischen Neuerungen gewesen. In der Hitze des Streits wurde manches harte Wort gesprochen, am meisten von Solchen, die der Sache am unkundigsten waren, wie etwa von Ed. Beurmann in seinem Buche: „Deutschland und die Deutschen", der doch nach eigenem Eingeständniß nur die schlechte Methode und den verkehrten philologischen Unterricht eines süddeutschen Gymnasiums, welches er besucht hat, kannte.*) Aber wie über andere deutsche Zustände so spricht er auch über das deutsche Schulwesen nur zu oft mit Anmaßung und Unkenntniß. Wenige Realisten urtheilen dagegen so billig und verständig als W. B. Mönnich in Nürnberg. Solche Männer wollen vermitteln, und ihre Bestrebungen verdienen Anerkennung und Lob, nicht bittern Tadel und persönliche Herabsetzung. Zu diesen wackern deutschen Gelehrten gehört nun auch der Oberstudienrath Dilthey zu Darmstadt, der zugleich Director des dortigen blühenden Gymnasiums ist. Die feste Überzeugung von dem vielfachen Nutzen einer gedeihlichen Gymnasialbildung sowie von der Nothwendigkeit der Real- und Gewerbschulen in unserer Zeit veranlaßte ihn zu einer Beleuchtung dieser Gegenstände**) und zur Untersuchung einer dreifachen Frage: erstens, wie können die Gymnasien den Anfoderungen der jetzigen Zeit genügen, und wie ist dem Übergreifen der Real-

*) M. s. seine „Mittheilungen aus dem Leben eines deutschen Advocaten", Thl. 1, S. xv—xvii.

**) Über das Verhältniß der Real- und Gewerbschulen zu den Gymnasien, Universitäten und zum Staatsdienst und seine fernere Gestaltung in den deutschen Staaten von J. F. K. Dilthey. Darmstadt, Pabst. 1839. Gr. 12. 8 Gr.

Digitized by Google

schulen zu wehren? dann, wie ist das philologische Zwangssystem zu mildern? und drittens, wie ist es mit den Maturitätsprüfungen auf Realschulen zu halten? Wir werden sogleich zur Erörterung dieser Fragen übergehen, müssen aber vorher bemerken, daß die Dilthey'sche Schrift zwar mit Wärme und Lebhaftigkeit, keineswegs aber mit Animosität oder Bitterkeit verfaßt ist, auch nirgend Namen genannt oder verdächtigt hat, welche etwa das Bestehende herabwürdigen wollen; selbst einzelne Äußerungen, die im darmstädtischen Lande vielleicht besser verstanden werden dürften als im Auslande, sind mit steter Berücksichtigung des versöhnenden und vermittelnden Inhalts seines Schriftchens gethan. Daß dasselbe in den Tageblättern einer gewissen Farbe angegriffen und verleumdet werden würde, mußte Hr. Dilthey erwarten; aber höchst befremdend ist es gewiß ihm und vielen Andern gewesen, daß ein College, der Oberstudienrath Schacht, als sein Gegner in einer Art und Weise aufgetreten ist, welche die Sache durchaus persönlich nimmt, wenig gediegene Argumentation enthält, dafür aber Verleumdungen und Verdächtigungen aller Art, um durch unrichtige Folgerungen und Verdrehung unverfänglicher Ausdrücke die amtliche Thätigkeit des Hrn. Dilthey in übeln Ruf zu bringen. *) Es wird zwar die seit Jahren wohlbegründete Stellung desselben und seine verdienstvolle Führung des Gymnasiums durch solche gehässige Insinuationen keinen Nachtheil erleiden, weil eine ziemlich allgemeine Mißbilligung an Ort und Stelle selbst die erste Folge des Schacht'schen Unternehmens gewesen ist; da aber auch norddeutsche Zeitungen von diesem Streite Notiz genommen haben, so durften wir, was zuerst unsere Absicht war, die Gegenschrift nicht ganz übergehen und können unser Bedauern nicht unterdrücken, daß Hr. Schacht eine wissenschaftliche Beleuchtung benutzt hat, um einem persönlichen Grolle Luft zu machen, statt in ruhiger Erwiderung seinem Collegen Gründe entgegenzustellen, wo er dessen Meinung nicht theilen konnte. Auch wir werden nicht in allen Punkten mit Hrn. Dilthey übereinstimmen können; aber selbst bei abweichenden Ansichten ehren wir den Zweck seines Buches, „einen Friedensschluß zu vermitteln, welcher der Real- und Gewerbschule alle Bedingungen ihres Daseins und Gedeihens sichert, ohne sie den Gymnasien zu entziehen, der Eintracht und Harmonie zwischen ihnen begründet und dem Staate wie der Kirche, der Wissenschaft wie dem Gewerbe eine sichere Bürgschaft dauernder Befriedigung gewährt".

Auf den ersten achtzehn Seiten seiner Schrift hat Hr. Dilthey die traurige Zukunft geschildert, welche unsern Gymnasien bevorsteht, die Bevorzugung, welche den Real- und Gewerbschulen an einzelnen Orten gewährt wird, die nachtheiligen Folgen, welche für edle Bildung und echte Humanität aus den Angriffen der Realisten hervorgehen müssen, wenn Alles, worin die Vorwelt die Erhebung des Menschen über die niedere Sphäre der Banausie gepriesen hat, in dem Gewerbe aufgegangen ist und von der Last der materiellen Interessen erdrückt wird. Vielleicht hat der Verf. Manches hier zu schwarz gesehen und die Farben zu düster aufgetragen, namentlich ist er in seiner Befürchtung, daß die Realschulen sich aller Mediciner und Juristen bemächtigen und den Gymnasien nur wenige Theologen bleiben möchten, zu weit gegangen; aber keineswegs verdiente dies Alles eine Entgegnung wie die des Hrn. Schacht, die nur zu deutlich zeigt, er verstehe entweder den Ausdruck: banausisch, und die synonymische Danebenstellung des Worts Gewerbe gar nicht, oder wolle sich ihrer so bedienen, um Unkundige irre zu leiten und seinen Collegen auf listige Weise in Verruf zu bringen. Dagegen hat Hr. Dilthey vollkommen Recht in Aufzählung der Gründe, welche den Gymnasien so viele Tadler zugezogen haben. Denn entweder sind dies Leute, die selbst schlechten Schulunterricht gehabt und sich nie die Mühe geben wollten, bessere Schulen kennen zu lernen; oder es sind Solche, die nach einseitigen Erfahrungen und Berichten urtheilen, da in manchen Ländern (und das ist im Darmstädtischen der Fall) die Gymnasien aus Gründen, die selbst nach Hrn. Schacht's Hin- und Hergerede auf S. 18 fg. unerklärlich bleiben, keine Programme oder öffentlichen Nachrichten dürfen erscheinen lassen, während dies den Realschulen gestattet ist, sodaß ein großer Theil des Publicums geflissentlich darin bestärkt wird, es seien die Gymnasien Anstalten, in denen nur Griechisch und Latein gelehrt werde, der Director eines Gymnasiums aber sei ein Philolog, der von neuern Sprachen, Mathematik und Naturkunde nichts verstehe, dafür keinen Sinn und kein Herz habe und das Studium derselben nicht emporzubringen, junge Leute nicht anders als durch Anlegung der philologischen Zwangsjacke zu ziehen wisse. Der letzte Grund nun, durch welchen die Gymnasien in der öffentlichen Meinung bedroht werden, ist nach Hrn. Dilthey die Vereinigung der Wortführer der Real- und Gewerbschulen mit den einseitig strengen Philologen zu einer ominösen Coalition, welche, ohne eigentlich den Zweck zu haben, doch den großen Haufen in seinen Vorurtheilen bestärkt, namentlich die Maturitätsprüfungen bis zur Unnatur steigert und den mathematischen Unterricht als besonders unzweckmäßig bezeichnet. Hier muß Hr. Dilthey wol ganz eigenthümliche Erfahrungen gemacht haben; wir können uns wenigstens nicht entsinnen, sonst etwas über eine solche Coalition gelesen oder gehört zu haben, wenngleich auch wir mit vielen Andern, die nicht gerade Pädagogen vom Fache sind, wie z. B. Hr. v. Strombeck („Erinnerungen aus meinem Leben", VI, 242 fg.), das Zuviel der Mathematik auf den Gymnasien beklagen.

Hr. Dilthey berücksichtigt nun von allen Berufsarten, die zwischen Gymnasium und Gewerbschule schwanken, nur die künftigen Mediciner, Kameralisten, Forstmänner und Baumeister. Ihnen wird das Gymnasium die mathematisch-naturwissenschaftliche Grundlage ihrer Studien neben der philologisch-classischen Bildung gewähren, wenn 1) der mathematische Unterricht desselben ungefährdet in seinem bisherigen Bestande verbleibt, also ohne Differential-, Integral- und Exponentialrechnung und ohne die Theorie der

*) Beleuchtung der Dilthey'schen Schrift über das Verhältniß der Real- und Gewerbschulen zu den Gymnasien, Universitäten u. s. w. Von Theodor Schacht. Darmstadt, Pabst. 1839. Gr. 12. 7 Gr.

algebraischen Curven; wenn 2) der naturwissenschaftliche und Zeichnenunterricht angemessen erweitert wird, und zwar der erste durch Physik, Chemie, Botanik und Technologie, der letztere durch Plan-, Situations- und Landkartenzeichnen, und 3) eine allgemeine Archäologie und Geschichte der Kunst hinzugefügt wird.

Der Verf. hat sich selbst den Einwurf gemacht, daß Viele in diesen Vorschlägen eine Überfüllung des Gymnasialunterrichts und eine Überladung der Schüler gerade in einer Zeit, wo man sie zu erleichtern strebt, finden würden. Wir gestehen, daß wir zwar die gute Absicht unsers Verf. vollkommen würdigen, aber über die Art der Ausführung einigermaßen zweifelhaft sind. Hr. Dilthey schlägt deshalb Folgendes vor. Der philologische Lehrcursus bleibt durch alle Classen ganz derselbe wie bisher, aber er ist nur in der Lecture der lateinischen Autoren für alle Schüler zugleich verpflichtend, der grammatisch-stylistische Theil des Lateinischen sowie der gesammte griechische Sprachunterricht kann den oben bezeichneten Schülern ganz, den künftigen Medicinern wenigstens in den beiden obern Classen erlassen werden, sobald sie genügende Fertigkeit im Verständniß des Homer erlangt haben. Ihre Beförderung in höhere Classen soll nach den deutschen Aufsätzen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Fortschritten, sowie nach ihrer gesammten Alters-, Verstandes- und Sittenreife bemessen werden. Der strengere philologisch-classische Unterricht bleibt für Die, welche sich dem eigentlich gelehrten Stande gewidmet haben; er wird ihnen nach jener Trennung nur gedeihlicher ertheilt werden können und nachhaltigere Resultate in der Handhabung und Kenntniß beider alten Sprachen herbeizuführen im Stande sein. Die französische Sprache endlich hat bei dem bisherigen Zwangssystem große Übelstände und disciplinarische Unordnungen erzeugt, daher soll das Erlernen derselben mehr frei gegeben, die Wahl zwischen ihr und der griechischen Sprache gestattet sein und bei der Maturitätsprüfung in geeigneten Fällen zwischen einem lateinischen und französischen Aufsatze gewählt werden. Sollten nun aber Gymnasialschüler, welche den strengphilologischen Bildungsweg verfolgt haben, auch wünschen einen naturwissenschaftlichen Cursus zu machen, so soll der einjährige Cursus der obersten Gymnasialclasse für solche Schüler auf anderthalb Jahre ausgedehnt und eins der letzten Sommersemester vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, den naturwissenschaftlichen Studien und den neuern Sprachen gewidmet sein. Um eine solche Vermehrung und Verlängerung der Studienzeit aber zu compensiren, müßten die sogenannten Zwangscollegia abgeschafft werden, welche auf manchen deutschen Universitäten noch üblich sind und deren Zweck ist, Das zu ersetzen, was der mangelhafte Zustand der Gymnasien in ältern Zeiten nicht gewähren konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Najaf Kuli Mirza über England.

Es gab eine Zeit, wo für den Europäer der Orient das Land der Wunder war, eine Zauberregion voll von Feenpolästen, von Glanz und Reichthum. Jetzt ist es umgekehrt; jetzt, wo drei Jahrhunderte erstaunliche Metamorphosen in Europa hervorgebracht haben, ist dieses für den Asiaten das Land der Wunder, und desto mehr so, je mehr seine Phantasie die Vorstellungen ungewöhnlicher Dinge zu übertreiben pflegt. Was ist Bagdads alte Herrlichkeit gegen London oder Paris? Was kann den Kopf eines Orientalen mehr schwindeln machen als die Eleganz, der Reichthum und die ungeheuern Kräfte der Mechanik, die er in England entwickelt sieht? Es war daher in der modernen Schriftstellerei immer ein recht glücklicher Gedanke, die Eindrücke wiederzugeben, welche europäische Civilisation, in ihrer Heimat angeschaut, auf ein orientalisches Gemüth hervorbringen müßte. Wenn bisher diese Versuche von europäischen Schriftstellern mehr mit einer satirischen als vergleichenden Tendenz gemacht wurden, da Europa nur selten von Orientalen besucht wurde, welche Bildung genug besessen hätten, ihre Wahrnehmungen in einem Buche zusammenzufassen, so ist jetzt eine solche Arbeit aus der Feder eines Orientalen selbst hervorgegangen. Es besteht dieselbe in einem Reisebericht der drei persischen Prinzen, welche 1836 England besuchten. Er ist von einem derselben, Najaf Kuli Mirza, dem literarisch Gebildetsten unter ihnen, selbst verfaßt, von ihrem Dolmetscher Assaad Y. Kayat übersetzt und unter dem Titel: „Journal of a residence in England, and of a journey from and to Syria, of their Royal Highnesses Reeza Kooleo Meerza, Najaf Koolee Meerza, and Tuymoor Meerza, of Persia" (2 Bde.), in London nicht eigentlich für den Buchhandel, sondern für den Kreis ihrer Bekannten gedruckt worden. Nichtsdestoweniger geben die kritischen Zeitschriften der Engländer Mittheilungen daraus, und man ersieht aus diesen, daß ein solches Werk, wenn auch nicht sonderlich belehrend, doch höchst unterhaltend und mitunter belustigend sein kann. Nicht selten spricht aus ihm die Naivetät des Kindes, das, zum ersten Male aus einem Winkel auf dem Lande in die Hauptstadt gekommen, Alles anstaunt, Alles seltsam, merkwürdig und wunderbar findet, weil es die Gründe der außerordentlichen Erscheinungen nicht einsieht, die sich ihm darbieten. Wer an den Anblick eines Dampfwagens gewöhnt ist, wundert sich nicht darüber, auch wenn er von dem Organismus der bewegenden Kraft und ihren Gesetzen nichts versteht, so wenig wie über die Sonne oder den Mond, weil er diese alltäglich und allnächtlich sieht, und weil Das, was regelmäßig wiederkehrt, nicht mehr auffällt, auch wenn sein Wesen nicht begriffen wird. Wer aber den Anblick zum ersten Male hat, staunt und geräth außer sich, und das war der Eindruck, den England auf die persischen Prinzen machte. Charakteristisch ist in der Schilderung der Merkwürdigkeiten, die sich ihnen darboten, die Neigung zu übertreiben. Der orientalischen Phantasie genügte es nicht, die Ausdrücke zu steigern und in hyperbolischen Worten ihre Verwunderung zu äußern, auch die Gegenstände selbst mußten vergrößert werden. So sahen die Prinzen im zoologischen Garten einen 24 Fuß hohen Elefanten mit einem 40 Fuß langen Rüssel, ein Thier (wahrscheinlich eine Giraffe) mit einem 14 Fuß langen Halse und Riesenvögel, den Elefanten ganz ähnlich, außer daß ihnen der Rüssel fehlte, mit 15 Ellen langen Flügeln. Von der englischen Verfassung haben sie eine eigenthümliche Vorstellung gewonnen. „In England hat Jedermann Stimmrecht, und Jeder, der seine 10 Tomans zu den jährlichen Steuern gegeben hat, darf im Hause der Gemeinen auftreten, den Wessir des Schatzes beim Kragen packen und ihn fragen: Was hast du mit meinem Gelde gemacht?" Zur Erhaltung der milden Anstalten gibt jeder Engländer jährlich 10 Procent von seinem Einkommen. Im Opernhause fanden die Prinzen allein 50,000 Damen versammelt, in dem Laden eines Messerschmieds sahen sie an zwei Millionen Messer von verschiedenen Formen, und der persische Reisebeschreiber versichert allen Ernstes, es gebe im vereinigten Königreiche etwa zwei Millionen Postkutschen, an vielen Häusern Klopfer aus gediegenem Golde und in den Kirchen und andern Gebäuden Londons über eine halbe Million Glocken. Die Stadt Exeter

Digitized by Google

hat etwa 5000 Gasthäuser, von denen jedes täglich wenigstens 1000 Tomans einnimmt u. dgl. m. 145.

Notizen.

Viel Lärmen um ein — Räthsel.

Im J. 1803 theilte in Paris Luzet, Herausgeber des „Bulletin de la littérature des sciences et des arts" in neun langen Strophen ein Räthsel mit, worin die zweite Zeile die Versicherung der ersten aufhob, z. B.:

1) Je suis l'ami du genre humain
2) Et je déteste tout le monde.
1) Excepté l'or, je n'aime rien,
2) Je fuis les lieux, où l'or abonde.

Da jede Strophe 8 Zeilen oder Verse enthielt, so gaben 36 Zeilen eine Eigenschaft des aufzurathenden Dinges an, und ebenso viele Verse hoben sie wieder auf. Ein Freund von Luzet, welchem jedes Räthsel ein Kinderspiel war, plagte sich doch drei Tage mit diesem, ohne es errathen zu können. Luzet wagte es daher, anzukündigen, daß die vier Ersten, welchen die Auflösung gelingen werde, eine Prämie erhalten sollten, die in den Werken eines berühmten französischen Schriftstellers bestand. Der erste Preis war: Voltaire's, der zweite Rousseau's Werke ꝛc. Die Ehre, ein Ödipus zu sein, mußte die Übrigen belohnen. Fünf Wochen Zeit waren festgesetzt, und nun gerieth ganz Paris, ganz Frankreich deshalb in Aufregung. Achttausendsiebenhundertdreiundsiebzig Briefe mit Auflösungen in Prosa und Versen gingen ein, und kurz vor Ablauf des Termins ließ Luzet eine Schrift drucken, worin er 58 der geistreichsten und witzigsten mittheilte. Die kleine, 62 Seiten lange Schrift hatte selbst wieder ein merkwürdiges Geschick. Man riß sich auf den Straßen und in den Buchläden dieselbe einander aus den Händen; 50,000 Exemplare wurden verkauft, ehe man es sich versah. Sechzig Personen von jenen 8775 Preisbewerbern hatten es errathen: le contraste, der Gegensatz, mit welcher Auflösung aber das Publicum nicht zufrieden war, wenigstens trat sie auch nicht klar und deutlich heraus. Die Folge davon war, daß sich nun der Spott über Luzet von allen Seiten her ergoß. Suard nannte sein Witzspiel ein sogenanntes Räthsel, wo die Auflösung auf eine Plattheit hinauslief. Das Theater Montansier machte es durch ein Vaudeville lächerlich, und der arme Luzet mußte geduldig ausharren, bis eine neue Plattheit ihn und sein Räthsel in Vergessenheit brachte, wozu in Paris nicht viel Zeit gehörte.

Die Acclamationen des Senats bei den spätern römischen Kaisern.

Wenn der unbekannte Erfinder des Rosenkranzes zu seiner Andacht, wobei in einer gewissen Ordnung das Ave-Maria und Vaterunser wechselsweise mehr als einmal wiederholt werden, keine andere Veranlassung gehabt hat, so könnte er sie in den Acclamationen gefunden haben, womit der römische Senat die spätern Kaiser nach ihrer Erwählung begrüßte. Es war eine Mischung von Lobes- und Gebetsformeln in einer bestimmten Zahl wiederholt. Als M. Aurelius Claudius ausgerufen wurde (268 n. Chr.), wiederholte man sechzigmal die Formel: „Augustus Claudius, die Götter erhalten dich!" Vierzigmal folgte hierauf der Ruf: „Immer haben wir dich oder einen Fürsten, wie du bist, gewünscht." Ebenso oft rief man hierauf: „Dich, Claudius Augustus, bedurfte der Staat!" Nunmehr steigerte sich der Senat gar achtzigmal hintereinander an und versicherte pagodenmäßig: „Claudius Augustus, du bist ein guter Bruder, Vater, Freund, ein guter Senator und echter Fürst!" Es war dies das non plus ultra und der Athem ausgegangen, denn vier nachfolgende Formeln hörte man nur sechs- bis siebenmal, z. B. „Claudius Augustus, befreie uns vom Aureolus"*); „Claudius Augustus, rette uns von den Palmyrenern!"*); „Claudius Augustus, erlöse uns von der Zenobia und Victoria!" Man sieht, daß die Römer schon etwas von der Litanei wußten. Mit dem Complimente: „Claudius Augustus Tetricus ist nichts gewesen!" schloß die Roms tiefsten Verfall beurkundende Farce. (Trebellius Pollio in seiner „Vita Divi Claudii", Cap. 4. Man vergleiche damit das Seitenstück hierzu in Flavius Vopiscus Cap. 10, Tacitus Cap. 5.) 15.

*) Aureolus war Feldherr eines römischen Heeres an der obern Donau gewesen und mit diesem bis Mailand vorgedrungen, sich unter dem Vorgänger des Claudius, dem schweizerischen Gallienus, den Kaisertitel anzumaßen. Er hatte sich als Usurpator, wie diese fünfte Bitte zeigt, furchtbar genug gemacht, wurde aber von Claudius glücklich besiegt.

*) Mit ihnen, d. h. mit der mächtigen Zenobia wurde erst Aurelian fertig, denn Claudius starb schon 270 n. Chr. Die Victoria kam ihr an Muth gleich, sie hatte sich, eine wahre Amazone, eine solche Gewalt über die Legionen in Gallien verschafft, daß unter ihrem Namen, als Augusta et mater castrorum Münzen geschlagen wurden, und erst ein Marius, dann der hier genannte Tetricus als Gegenkaiser mit ihrem Willen eine Rolle spielten. Tetricus scheint sie aus dem Wege geräumt zu haben. Auch er, den die Armee mehr als Gefangenen denn als Herrscher betrachtete, wurde erst unter Aurelian zur Ruhe gebracht.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, **zugleich ein Supplement** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Sechszehntes Heft, **Ahstein bis Justi.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Ahstein (Joh. Adam v.). — **Haack** (Heinr. Joachim). — **Jacobi** (Karl). — **Jahn** (Joh. Christian). — **James** (George Payne Rainsford). — **Jamesen** (Anna). — **Janin** (Jules). — **Jarcke** (Karl Ernst). — **Jasmin** (Jacques). — **Jaspis** (Ludwig Siegmund). — **Jaup** (Heinr. Karl). — **Jelowicki** (Familie). — **Jerdan** (William). — **Johann** Nepomuk Maria Joseph (Herzog zu Sachsen). — **Johnson** (Richard). — **Jomard** (Edmond François). — **Jordan** (Joh. Ludw. v.). — **Jordan** (Sylvester). — **Jörg** (Joh. Christian Gottfried). — **Joseph** Friedrich Ernst Georg Karl (Herzog zu Sachsen-Altenburg). — **Juden.** — **Julius** (Nic. Heinr.). — **Junges Deutschland.** — **Junges Europa.** — **Jussieu** (Adrien Henri Laurent de). — **Jussuf-Bei.** — **Juste milieu.** — **Justi** (Karl Wilh.). — Nachtrag: **Hermesianer.** — **Kölner Angelegenheit.**

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 318. — 14. November 1839.

Gymnaſien und Realſchulen.

(Beſchluß aus Nr. 317.)

In dieſer Weiſe alſo glaubt Hr. Dilthey den philologiſchen Unterricht des Gymnaſiums mit dem naturwiſſenſchaftlichen und Zeichnenunterrichts in eine fortlaufende Parallele bringen und die ganze Anordnung deſſelben den Händen eines Directors übergeben zu können.

In dieſer letzten Annahme ſtimmen wir mit unſerm Verf. vollkommen überein, weniger in einzelnen Punkten. So können wir unerachtet des faſt typiſchen Gepräges der franzöſiſchen Sprache die Gleichſtellung derſelben mit den alten Sprachen bei einer Maturitätsprüfung nicht annehmen, ſind auch nicht für die Erweiterung des naturwiſſenſchaftlichen und Zeichnenunterrichts in der von Hrn. Dilthey vorgeſchlagenen Weiſe und für die Einrichtung eines naturwiſſenſchaftlichen Curſus am Ende der Gymnaſialzeit, wünſchen auch namentlich nicht, daß die zukünftigen Mediciner die Freiheit erhalten, ſich dem ſtrengphilologiſchen Curſus zu entziehen. Die Erfahrung hat nur zu deutlich gezeigt, wie nachtheilig bloße Routiniers auf die Ehre und Bildung des ganzen Standes gewirkt haben, und wenn auch neuerdings Manches an der preußiſchen Medicinalverfaſſung auszuſetzen geweſen iſt (mit welchem Rechte, laſſen wir dahingeſtellt ſein), ſo iſt doch die ſtrenge Foderung einer claſſiſchen Bildung, die ſchon der große Praktiker J. P. Frank an ſeine Schüler ſtellte, nirgend angegriffen worden. Eine Geſchichte der Kunſt und eine allgemeine Archäologie wollen wir in der oberſten Claſſe eines Gymnaſiums, wenn ſie dem formalen Unterrichte nicht Eintrag thut und zugleich die Schüler nicht mit einer neuen Arbeit beladet, nicht gerade verwerfen, wie denn Hr. Dilthey ſelbſt dieſen Unterricht ſeit einer Reihe von Jahren mit Glück ertheilt und die archäologiſchen Lectionen des verſtorbenen Lange in Pforta voll der nützlichſten Anregungen geweſen ſind, derſelbe Unterricht auch einen integrirenden Theil im Gymnaſium zu Weilburg ſeit mehren Jahren bildet, ohne daß dieſe Anſtalt mit ihren zweckmäßigen Einrichtungen den ungerechteſten Urtheilen hat entgehen können. Nöthiger noch als dieſe Lection würde uns eine erſcheinen, welche die Ergebniſſe der allgemeinen Cultur- und Literargeſchichte den oberſten Schülern mittheilte, wozu die jetzt auf vielen Gymnaſien der Philoſophie zugewieſenen Stunden benutzt werden könnten, deren Nutzen ſehr problematiſch iſt. Trotz dieſer Meinungsverſchiedenheit im Einzelnen billigen wir mit Hrn. Dilthey die Abzweigung ſolcher Schüler, die ſich nicht den eigentlich gelehrten Studien widmen wollen, in Realſectionen und ſprechen unumwunden unſere Anſicht aus, daß dies der zweckmäßigſte Weg ſei, die humaniſtiſche und realiſtiſche Tendenz miteinander zu vereinigen. Darüber hat ſchon der verewigte Matthiä 1830 ein leſenswerthes Programm geſchrieben, und neuerdings Benſemann im Programm des köslíner Gymnaſiums von 1837 dieſe Frage aus dem Geſichtspunkte des praktiſchen Schulmanns behandelt; vor allen wichtig iſt die Schulſchrift des ehemaligen Directors Blume zu Potsdam: „Über die Verbindung einer höhern Realſchule mit dem Gymnaſium“ (1835), nebſt einer genauen Darlegung der beiderſeitigen Lectionspläne. Da nun eine ſolche Vereinigung in den Gymnaſien zu Braunſchweig, Dresden, Düſſeldorf, Ulm, Berlin, Salzwedel, Stralſund, Guben und Potsdam mit glücklichem Erfolge, wenn auch immer nach localen Modificationen bewerkſtelligt worden iſt, ſo dürfte ſie ſich auch an andern Orten als zweckmäßig erweiſen. Aber dem Hrn. Schacht iſt eine ſolche Vereinigung ſehr widerwärtig, er bemüht ſich auf alle Weiſe (S. 50 fg.), dieſelbe lächerlich zu machen, äußert ſich nicht ohne gehäſſige Seitenblicke auf ſeinen Collegen über die perſönliche Führung deſſelben in ſeinem Gymnaſium und macht es ihm zum Vorwurf, ſeinen Vorſchlägen nicht hinreichend detaillirte Lectionspläne hinzugefügt zu haben, während doch He. Dilthey am Schluſſe ſeiner Schrift ausdrücklich geſagt hat:

> Detaillirte Unterrichtspläne, Inhaltsangaben, Lehrſtunden und Beſoldungsetats, wie ſie heutzutage, um damit zu imponiren, zu Tauſenden fabrikmäßig gefertigt werden, wollten wir nicht hinzufügen, da ſie unſers Erachtens, als allgemeine Pläne auf dem Papiere ſtehend, dem Sachkenner wenig nützen, in der Ausführung aber überall durch Local- und Perſonalverhältniſſe und andere einwirkende Umſtände bedeutend modificirt werden. Es war uns nur darum zu thun, die Grundgedanken und Grundformen des in Rede ſtehenden Verhältniſſes feſtzuſtellen.

Will Hr. Schacht aber einen Schulplan ſehen, der alle die von ihm geträumten Schwierigkeiten nicht blos auf dem Papiere, ſondern auch in der Wirklichkeit beſeitigt, ſo möge er das oben angeführte Blume'ſche Programm leſen.

Es wird aber die Vereinigung beider Richtungen unter der Oberleitung Eines Mannes um ſo weniger Anlaß zu Befürchtungen für die Realiſten geben können, da jetzt

wol selten Directoren gefunden werden, welche gegen Real- oder Gewerbschulen mit so bitterm Haß erfüllt sind, daß sie die Gymnasien auf Kosten der letztern nähren wollten oder mit Joachim Günther in seiner Broschüre: „Die Realschulen und der Materialismus" (Halle 1839), sie für revolutionnaire Institute und Herde politischer Freigeisterei und religiösen Sansculottismus halten. Lebte jener Schriftsteller in Halle, so hätte ihn schon der Augenschein überzeugen können, wie blühend die dortige Realschule unter der Leitung des geschickten Inspectors Ziemann und der Überwachung des Gymnasialdirectors Schmidt geworden ist. Durch eine solche Vereinigung wird aber eine gleichmäßige Disciplin für alle Schüler hergestellt, weder Real- noch Gymnasialschüler genießen größere Freiheit, und durch die zweckmäßige Einrichtung des religiösen Unterrichts, der, mirabile dictu! in den Religionsplänen einiger Gewerbschulen ganz fehlt, sowie durch ein gewisses Maß allgemeiner und humanistischer Bildung wird dafür gesorgt, daß nicht Leute aus diesen Anstalten hervorgehen, die blos Sinn für Modelle und Maschinen, für chemische Experimente und technische Fertigkeiten, die dem raschen Gelderwerbe dienen, besitzen. Wir wollen hierbei gar nicht an die feinere Erziehung der englischen Jugend erinnern, da auch aus England gegründete Klagen über den Zustand des öffentlichen Unterrichts zu uns herüberkommen; aber es ist eine von uns und Andern mehrmals gemachte Erfahrung, daß deutsche Kaufleute von Bedeutung in Elberfeld, Stettin und andern Städten die Zöglinge der Real- und Gewerbschulen als zu hochmüthig und unbrauchbar für das Geschäft verworfen und dafür den Gymnasialschülern, die aus der Secunda eines Gymnasiums eine mehr humanistische Bildung mit auf das Comptoir brachten, den Vorzug gegeben haben.

Nun entsteht aber die Frage, und auch Hr. Dilthey hat dieselbe aufgeworfen und erörtert: welche Bürgschaften für den Staatsdienst sind in den so eingerichteten Schulanstalten gegeben? sollen die Realschulen oder Realsectionen ihre Schüler durch Festsetzung eigener Maturitätsprüfungen auf die Universität entlassen können, oder bleibt der Besuch derselben nur allein für Die, welche in dem ordnungsmäßigen Gymnasialcursus gebildet sind?

Es kann nicht anders als sehr erfreulich sein, in den Äußerungen des Hrn. Dilthey die hohe Achtung wahrzunehmen, mit welcher er von unsern deutschen Universitäten spricht, denen es nicht gleichgültig sein kann, ob „sie hinfort ihre Zöglinge aus den classischen Propyläen der Gymnasien, oder aus den modernen Alluvial- und Diluvialgebilden anderer Vorschulen" beziehen. Soll also nun eine Maturitätsprüfung auch für diejenigen Schüler stattfinden, welche nicht blos gelehrte Studien betreiben wollen, so kann dieses unsers Erachtens nach doch nur in Verbindung mit dem Gymnasium geschehen; denn gesonderte Prüfungscommissionen in derselben Stadt würden bei so durchaus abweichenden Tendenzen der betreffenden Anstalten vielfache Inconvenienzen herbeiführen. Darum sei und bleibe, urtheilt Hr. Dilthey, eine einzige Prüfungsbehörde, für die betreffenden Fälle, durch einige Lehrer der Gewerbschule verstärkt, und Inhalt und Umfang Dessen, was jeder Schüler in seiner Sphäre in dem letzten Jahres- oder Classencursus zu lernen Gelegenheit und Verpflichtung hatte, werde zum Maßstabe der Anforderungen gemacht, die Bestimmungen des Zeugnisses endlich enthalten möglichst detaillirte Angaben und persönliche Charakteristiken. Hrn. Schacht genügt dies freilich nicht; er will abgesonderte Prüfungen der Realschulen, nach denen den Zöglingen die Landesuniversität für kameralistische und speciell technische Studien offen stehen soll, jedoch müsse (S. 63) ihre Immatriculation, was das eigentliche Kameralfach beträfe, daran geknüpft sein, daß die Zeugnisse auch eine hinreichende Kenntniß der lateinischen Sprache beglaubigten. Dabei fragen wir, wo denn in der nach seinen Grundsätzen eingerichteten technischen Anstalt diese Kenntniß gewonnen werden soll.

Abgesehen nun von localen Zuständen, wie sie im Darmstädtischen obwalten, möchte es im Allgemeinen wol zweifelhaft sein, ob die Universitäten durch Aufnahme junger Techniker oder Kameralisten gewinnen können. Die Universitäten sind auf alterthümliche Grundlagen und auf historisches Wissen basirt, und ihr Verhältniß zur Gegenwart kann nicht ohne die Vergangenheit gedacht werden, was freilich Reformatoren wie Börne und der oben genannte Beurmann leugnen. Nun weiß Jeder aus Erfahrung, wie wenig junge Architekten, Civilingenieurs, Forstmänner, Ökonomen oder Bergleute von andern Disciplinen Notiz nehmen und sich dagegen nur um die einmal erwählte Beschäftigung bekümmern. Da ihnen also die Universität nur geringen Nutzen gewährt, auch nur in den wenigsten Universitätsstädten technische Anstalten von großem Umfange bestehen, so geben wir doch immer der preußischen Einrichtung den Vorzug, gemäß welcher die jungen Techniker nach dem Austritt aus dem Gymnasium oder aus der höhern Bürgerschule die für ihr Studium besonders bestimmten Institute besuchen und sich nach Ablauf einiger Jahre vor den Bau-, Forst- oder Bergwerksbehörden zur Prüfung stellen. Freilich bleibt ihre allgemeine Bildung dabei meistens vernachlässigt; der große, täglich im Steigen begriffene Umfang der Naturwissenschaften nimmt ihre Zeit sehr in Anspruch, und die fortgesetzte Beschäftigung mit Dem, was der Tag und die Stunde hervordringt, sowie die von Andern genährte Aussicht auf augenblicklichen Gewinn oder Erwerb macht sie gleichgültig und oft sogar widerwillig gegen Alles, was auf dem Gebiete der Geschichte und der Speculation durch langsamere Studien reift, ja nimmt ihnen nur zu häufig alle Empfänglichkeit für das Schöne und Große in Poesie und Literatur. Wir sind weit entfernt, und betheuern dies wiederholt, die Realschulen „mit Schmuz werfen zu wollen", wie es Hr. Schacht seinem ehrenwerthen Collegen Schuld gibt; aber wir berufen uns auf jedes Unbefangenen Urtheil, ob die auf Gymnasien gebildeten jungen Leute, oder ob die jungen Techniker die einseitigen und für die erhabenen Interessen der Menschheit gleichgültigen Jünglinge sind; es sei denn, daß man etwa den Zöglingen der polytechnischen Schule in Paris eine besondere Manifesta-

Digitized by Google

tion für das wahre Wohl ihres Vaterlandes zuschreiben wollte.

Der Streit über Gymnasien und Realschulen ist keineswegs als geschlichtet anzusehen; es läßt sich vielmehr annehmen, daß der Gegensatz zwischen beiden und die gereizte Stimmung der Techniker noch manche Schrift in verschiedenen Gegenden Deutschlands hervorrufen werde. Um so verdienstlicher und einer weitern Verbreitung werth erschien uns das vermittelnde Bestreben des Hrn. Dilthey und seine Ansicht über eine zwischen beiden Anstalten herzustellende Einheit. Seine Schrift ist würdig, ernst und ohne blinde Einseitigkeit, also ein neuer Beweis, daß ein Philolog auch die Gegenseite anerkennt und gerecht sein kann, während die Broschüre des Hrn. Schacht in ihrem bald witzelnden und spöttelnden, bald derben und plumpen Tone unstreitig das Schicksal vieler ähnlichen polemischen Schriften haben und baldigst in Vergessenheit sinken wird. L.

Über die heutige bildende Kunst und die verschiedenen Kunststufen und Gattungen der Malerei. Von einem berliner Kunstfreunde. Leipzig, Wunder. 1839. 8. 12 Gr.

Je weniger auf dem Gebiete der Kunst und Poesie in Norddeutschland etwas Rechtes geleistet wird, desto fertiger, anmaßlicher, aus der blauen Luft gegriffene Kunstansichten als Regeln und Richtschnur für die Kunstübung ausgebend, tritt das kritische Raisonnement auf. So besonders in Berlin, seitdem die Kunstausstellungen dort einige befruchtende Feuchtigkeit in die frühere Kunsttrockenheit gebracht haben. Hierzu kam die Gründung des neuen Museums. Man war seitdem ganz außer sich vor Kunstfanatismus, man brauchte Dresden, München und Italien nicht mehr, man hatte das neue Museum, das trotz einiger vorzüglichen Werke und vieler historisch-interessanten Antiquitäten aus der Incunabelzeit noch immer etwas sehr Unfertiges ist, und dazu hatte man die Kunstausstellungen und die französischen Bilder, welche der Kunsthändler Sachse in Berlin eingeführt zu haben sich das Verdienst erworben hat. Dieser enge Gesichtskreis mußte nun wohl oder übel die Beispiele hergeben, von denen man die Regeln seiner Kunstkritik abstrahirte. Der Verf. vorliegender Schrift ist ein verständiger Mann, hat viel über Kunst und Kunstgattungen nachgedacht und entwickelt manche gesunde und schätzbare Ansicht. Aber sein Fehler ist eben der, daß er über das Weichbild Berlins nicht hinausgekommen zu sein scheint; die alten Bilder, die er anführt, sieht man auf dem berliner Museum, die aus dem Gebiete der neuern Kunst citirten sah man auf den berliner Kunstausstellungen, wenn nicht gar manche von ihnen als bloße lithographirte Nachbildungen in den Kunstläden. Es gehört in der That einige berlinisch-philosophische Anmaßlichkeit dazu, wenn man so wenig Kunstwerke gesehen hat, ein Buch voll Kunstgesetze schreiben und aus der Anschau düsseldorfer und französischer Bilder eine allgemein gültige Kunstkritik construiren zu wollen. Des Verf. zweiter Fehler ist ein nationaler, nämlich der, Alles zu rubriciren, zu classificiren, neue Benennungen für alte zu erfinden, und ein so freies, weites, ineinander überspielendes Gebiet wie die Kunst zu zerschneiden und die einzelnen Stücke wieder in Ober- und Unterabtheilungen einzuschachteln. Das sind Spiele des müßigen Verstandes, wobei in der Regel das Ergebniß dem Aufwande an Mühe und Zeit wenig entspricht. Auf diese Weise bildet sich nur eine exoterische ästhetische Schule, um deren Aussprüche sich der Künstler, von seiner Aufgabe und seinem Genius hingerissen, ebenso wenig bekümmert als das große Publicum, welches sich von dem Genius des Künstlers und der Aufgabe, die er sich setzte, hinreißen läßt. Der dritte Fehler des Verf. ist ein Fehler der Zeit: er gehört in gewissem Sinne auch zu den Zeitgemäßen, er verdammt die symbolisirende christlich-religiöse Kunst aus dem einfachen Grunde, weil sie der Zeit nicht mehr gemäß sei, und freut sich auf Lessing's Bild: Huß vor dem Concil zu Konstanz, besonders darum, weil es ein „zeitgemäßes Bild" sei; als ob eine Zeit, wo ein protestantischer Fürst einen katholischen hohen Geistlichen ohne Vorfrage beim Papst seines Amtes entsetzen darf, noch überhaupt eine Verwandtschaft mit jener trostlosen Zeit habe, wo die katholische Geistlichkeit Scheiterhaufen für die Ketzer anzündete, und als ob Lessing bei der Conception des Bildes an die Zeitgemäßheit desselben gedacht habe und das Volk dieselbe in eben den Beziehungen, wie der Verf. will, herausschmecken werde! Oder hält man den Protestantismus für so leicht gebaut und auf so schwachen Füßen stehend, daß man nach die Kunst zu Hülfe rufen müßte, ihn gegen die Anmaßungen der katholischen Propaganda zu unterstützen? Wie viel würde man damit zugeben! Was ist aber das Zeitgemäße in der Kunst? Ich denke Das, was erhaben über alle Zeit und darum für alle Zeit ist; das kann nun ebenso gut eine Venus wie ein Christus sein; genug, wenn in Beiden nur die Forderungen erfüllt sind, die wir an ein in jeder Hinsicht vollendetes Venus- und Christusbild zu stellen berechtigt sind, obgleich Ref. allerdings, was wenigstens ihn betrifft, gesteht, daß ihm vor einem vollendeten Christusbilde Eindrücke viel heiligerer und würdigerer Beschaffenheit anwandeln als vor einem vollendeten Venusbilde; freilich Eindrücke, über die unsere zerrissenen und doch so in sich befriedigten selbstgefälligen Hôtel-, Salon- und andere Seelen spöttisch zu lächeln pflegen. Soll nun aber Alles in der Kunst und Poesie zeitgemäß zubereitet werden, so wird man uns, wenn man ein Trauerspiel Saul schreibt, die großartige Figur des israelitischen Königs nicht in seiner erhabenen Melancholie, in seiner orientalischen Pracht vorführen, wie doch geschehen müßte, sondern als einen groben, ungeschlachten, polternden Unteroffizier der preußischen Armee, wie geschehen ist. Die Abwege, in die sich die Kunst, wollte sie der angegebenen Richtung folgen, verleiten müßte, sind noch gar nicht nähee anzugeben; man muß erst eine Reihe der nach diesem Systeme angefertigten Kunst- und poetischen Werke abwarten, um darüber vollständig urtheilen zu können.

Der Verf. hat folgende Kunststufen festgestellt: I. Kunststufe: Studien. II. Genre-Kunststufe: 1) Stillleben (Fruchtblumenstück u. s. w.). 2) Architektonisches. 3) Landschaft und Seestück. 4) Thierstück. 5) Darstellungen des Menschen. Mit den Menschendarstellungen beginnt aber zugleich eine neue Kunststufe, sodaß der Genrestufe unter den Darstellungen des Menschen nach verbleiben würden: a) Portrait. b) Familienbild. c) Komisches Situationsbild. In die III. Kunststufe, die ideale, gehören: a) Christusbild (correspondirend mit a der Genrekunststufe). b) Heilige Familien (correspondirend mit b der Genrekunststufe). c) Humoristisches Situationsbild (correspondirend mit c der Genrekunststufe). d) Tragisches Situationsbild. e) Heroisch-historisches Gemälde. Die unter a und b aufgeführten Gattungen gehören nach dem Systeme des Verf. der epischen, die übrigen der dramatischen Auffassung an. Der Verf. hat sein System durch eigenthümlich scharfe Durchführung, die wenigstens individuelle Berechtigung hat, ziemlich plausibel gemacht, wenn auch, wie bei solchen peinlichen Eintheilungen immer zu geschehen pflegt, Vieles gewaltsam verrückt, herbeigezogen und überhaupt ein Einschachtelungswesen bewirkt worden ist, das wir im Interesse der freien Entwickelung der Kunst und Kunstkritik selbst nicht billigen können. Manche Einzelansichten zeichnen sich durch Feinheit, andere durch Schärfe aus, die sich zuweilen bis zum Hämisch-Witzigen, wie in Bezug auf Hahn's Romeo und Julie steigert. Die Darstellung ist im Ganzen praktisch und deutlich. Gegen das Lyrische und Gemüthhezuständliche der Düsseldorfer wird oft mit Glück, aber insofern

Digitized by Google

sich in den Düsseldorfern eine nicht abzuleugnende Seite des deutschen Nationallebens herauskehrt, fast mit zu viel Herbheit und Erbitterung polemisirt. Kritische Befähigung kann dem Verf. nicht abgesprochen werden. Seine Polemik gegen christlich-religiöse Malerwerke der Jetztzeit als unzeitgemäßr beweist sich schon dadurch als unbegründet, daß diese Gattung der Malerei in katholisch-gläubigen Ländern noch immer an der Zeit ist, wenn sie auch allerdings in Berlin eine Stimme in der Wüste wäre, die man nur hören würde, um sie im tausendstimmigen Echo zu verspotten. Übrigens scheint der Verf. von Dem, was auf diesem Gebiete in München gestiftet wird, nichts gesehen zu haben, und ein Buch über Kunst schreiben zu wollen in der engen Umschau, welche eine an kunstgeschichtlichen Momenten so leere Stadt wie Berlin gewährt, ist ebenso verwegen, als ein ähnliches Buch über Musik schreiben wollen, wenn man nur die tausenden Opern- und Concertaufführungen in Berlin zur Grundlage nehmen wollte. 84.

Schriften für Frauen.

1. Gedanken über die Liebenswürdigkeit der Frauen. Ein kleiner Beitrag zur weiblichen Charakteristik von einem Frauenzimmer. Nürnberg, Campe. 1839. 16. 12 Gr.

Über ein Büchelchen für Frauen, von einer meines Geschlechts geschrieben, ist ein beurtheilendes Wort einer Frau wol erlaubt. Vorerst mögen meine lieben Mitschwestern die Versicherung bekommen, daß das Wort Frauenzimmer keine üble Vordedeutung für den Inhalt gibt; er ist nicht veraltet, die Art, wie die Liebenswürdigkeit hier entwickelt ist, paßt für alle Zeiten. Der Begriff davon ist ebenso klar als faßlich, nicht tändelnd und ebenso wenig gelehrt, kurz ganz so, wie es sich für eine verständig gebildete Frau, deren Geist nicht beschränkt, aber auch nicht genial ist, geziemt. Daß weibliche Liebenswürdigkeit von dem Gefühl ausgehe, nur für Äußeres sich anerziehen lasse, das ist der Grundgedanke der kleinen Abhandlung, durch Beispiele belegt.

Nicht so anspruchslos tritt auf:

2. Antigone, eine sittlich-ästhetische Abhandlung für das weibliche Geschlecht, von Tinette Homberg. Kiew, Char. 1839. Gr. 8. 10 Gr.

So viel Wissen, als bei dem Schriftchen vorausgesetzt wird, haben wol nur Wenige von uns. Das könnte vom Lesen abschrecken, und das wäre Schade; denn bei Entwickelung des Charakters der Antigone, der ein schöner und edler ist, wir nach antiken so nach christlichen Begriffen, wird gar Manches gesagt, was Beherzigung verdient, was uns ermuntert, der Würde, der Gesinnung, der liebevollen Aufopferung einer Antigone nachzustreben, die auch den Frauen der modernen Zeit nur zu oft Pflicht und Beruf ist.

3. Der Übel größtes ist die Schuld. Wahrheit im Romangewande von Wilhelmine Lorenz. Zwei Bände. Leipzig, Wiendrack. 1839. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Hier straft sich Pflichtverletzung hart an einer poetischen Schwärmerin, die mit dem redlichen, aber durchaus prosaischen Geschäftsmann, mit dem sie sich verband, sich unbefriedigt fühlt, auch dann noch, als sie Mutter ist, sich ein Unglück einbildet, das zu einem reellen wird, da sie sich einer der männlichen Koketten hingibt, die so vielen Frauen gefährlich werden. Solche Männer gelten für interessant, ja für genial, obgleich sie meistens nur herzlos, selbstisch und klug genug sind, in Thun und Reden sich immer so zu stellen, daß man sie für etwas Außerordentliches halte, und die Eitelkeit der Frauen zu erwecken verstehen, die da glauben, sie die Eine sei die auserwählte, die den hochbegabten Mann mit dem Leben versöhnen, durch Liebe ihn und sich beglücken könne. Erfahrung macht nur ausnahmsweise klug, und so ist auch zu fürchten, daß die guten Lehren, die das wohlgeschriebene Buch enthält, nur einen flüchtigen Eindruck bei Denjenigen meines Geschlechts machen werden, für welche die daraus zu ziehende Nutzanwendung von dem größten Gewicht für ihr ganzes Leben sein sollte. 163.

Litrarische Notizen.

Der Fürst von Monaco über den Pauperismus.

Eine nicht unwichtige Broschüre ist die Schrift des Fürsten von Monaco: „Du paupérisme en France et des moyens de le détruire." Über die großen Fortschritte, welche der Pauperismus in ganz Europa macht, gibt es, wenn man sein Ohr nicht hartnäckig verschließen will, nur einen Nothschrei. Je mehr das Maschinenwesen in Aufnahme kommt, desto mehr menschliche Hände werden außer Thätigkeit und Brot gesetzt; das ist unstreitbar (?); aber es wäre Thorheit, deshalb, wie Einige verlangen, das Maschinenwesen selbst durch legislotine Maßregeln einschränken zu wollen; das hieße der freien Entwickelung des menschlichen Geistes Stillstand gebieten und im Allgemeinen einen retrograden Weg einschlagen. Der Philanthrop wird daher nach andern Mitteln suchen müssen, um das gestörte Gleichgewicht herzustellen. Schon die allgemeine Handelsfreiheit, indem sie den Kreis der commerciellen und intellectuellen Thätigkeiten erweitert, würde ein Mittel hierzu sein; das Hauptmittel aber ist dasjenige, welches der Fürst von Monaco vorschlägt, nämlich dem Ackerbau aufzuhelfen, ihn aus seiner Apathie aufzuwecken und ihn von allen Entdeckungen, allen Fortschritten der modernen Wissenschaft und Erfahrung Nutzen ziehen zu lassen. Der Ackerbau bietet ein hinlänglich weites Feld, um auf ihm alle in den Fabriken nutzlos gewordenen Hände zu beschäftigen, eine Quelle des Reichthums für das Land zu eröffnen und das Glück der arbeitenden Classe auf eine sichere Weise zu verbürgen. Selbst das moralische Peineip in den niedern Classen würde dadnech einen neuen und großen Zuwachs erhalten; denn es ist erwiesen, daß der Ackerbauer überall sittlich gediegener, selbstbewußter, thatkräftiger, an Leib und Seele gesünder auftritt als der Fabrikarbeiter. Von dieser Ansicht beseelt, stiftete der Fürst von Monaco in den Gemeinden, welche sein Schloß umgeben, Associationen für Ackerbau und Wohlthätigkeit, mittels deren die besten Methoden der Agricultur populairisirt und Allen zugänglich gemacht werden; auch hat er einen gemeinsamen Fonds gegründet, woraus den Bedürftigen unter den Arm gegriffen wird. Zwei Berichte, welche dieser Broschüre einverleibt und die interessanteste Partie derselben sind, bezeugen die Resultate, die durch das Unterstützungscomité der Stadt Thorigni herbeigeführt wurden. Dies Comité beachte des Fürsten von Menaco Plan in 26 Gemeinden zur Ausführung und mit so glänzendem Erfolge, daß in kurzer Zeit jede Spur von Armuth verschwunden war und selbst die Zahl der Kranken sich verringerte. Diese Associationen im Ganzen und Großen schlägt der Verf. der Schrift für Frankreich vor, wo gegenwärtig die Armuth, besonders in den Fabrikstädten, immer noch im Wachsen ist, und er verspricht sich von der Ausführung dieses Planes den glänzendsten Erfolg.

Unter dem Titel: „Nouveaux problèmes de physique", erschien in Paris ein sowol für Lehrer als für Zöglinge interessantes Werk von dem Professor der Physik E. Barry, Repetitor an der polytechnischen Schule. Man rühmt die Deutlichkeit der Beweise und die Neuheit der Auflösungen; besonders ist die französische Kritik über den schönen Styl entzückt. Dieser, sagt sie, ertheile dem Werke seinen eigenthümlichen Reiz, indem in ihm Reinheit und Eleganz mit jener Einfachheit, welche ein Lehrbuch verlangt, geschickt verschmolzen seien; er sei eine glänzende Protestation gegen die Vorwürfe, welche man noch heutzutage in Bezug auf den Styl mehr als einem Gelehrten machen könne. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 319. — 15. November 1839.

Die neuen Argonauten. Ein Roman. Von Franz Dingelstedt. Fulda, Müller. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Name des Verf. ist uns in dieser letzten Zeit so oft begegnet, daß wir, da unwillkommene Zudringlichkeit sich in der Lesewelt ebenso wenig als in der kleinern des Salons lange zu behaupten pflegt, wol annehmen dürfen, He. Dingelstedt habe bereits einen Kreis von Lesern gefunden, der ihn gern sieht und seiner Gaben sich freut. Was uns betrifft, so gestehen wir gleich von vornherein, daß wir von Dem, was er seit zwei bis drei Jahren in schneller Aufeinanderfolge gegeben hat, keineswegs Alles aus eigener Ansicht kennen. Erkannten wir in diesem Wenigen ein junges frisches Talent, dem nur eine sorgfältige, nicht durch Hast und Lohnsucht verkümmerte Ausbildung zu wünschen war, so mußten wir es um so mehr beklagen, daß, wie es den Anschein hatte, äußere Umstände dasselbe zu einer Eile drängten, bei der auch Höherbegabte kaum mit Ehren bestehen würden. Hrn. D. sei dies ein Beweis, daß wir ihn nicht zu der Masse Derer zählen, die wir alljährlich ohne Freude auftreten und ohne Bedauern von der Bühne verschwinden sehen. Er hat sich in dieser kurzen Zeit auf mancherlei Wegen versucht: er hat Gedichte geschrieben, die ihrem Verfasser durch die Folgen, die sie für ihn hatten, die Theilnahme des Publicums zuwendeten; er hat auf dem Gebiete der literarischen Charakteristik nicht Unrühmliches geleistet (ein Aufsatz über Freiligrath in dem „Jahrbuch der Literatur" gehört zu dem Besten, was wir über diesen Dichter kennen); er hat endlich eine Anzahl von Novellen geliefert, die, wie wir glauben wollen, von Vielen gern gelesen worden sind, die aber, so weit wir aus flüchtiger Anschauung urtheilen können, mehr oder weniger noch jenes unsichere Schwanken zwischen verschiedenen Manieren verrathen, denen auch die glücklichsten Talente im Beginn ihrer Laufbahn nicht immer entgehen. Auch was er uns hier gibt, können wir eben nur für einen neuen, auf die Gefahr des Mislingens hin unternommenen Versuch in einer andern Gattung erklären, die, bei vielem Schönen und Erfreulichen, doch auch von den Fehlern nicht frei ist, in die ein unsicheres und über seine Mittel noch nicht frei gebietendes Kunststreben so leicht verfällt. „Die neuen Argonauten" kündigen sich als komischen Roman an, und wir finden in der That einen guten Theil jener äußerlichen Mittel in Bewegung gesetzt, mit denen die Verfasser komischer Epopöen einer verschollenen Literaturperiode Wunder thaten, die aber nichts mehr ausrichten, wo der komische Kern fehlt, während sie, wo dieser vorhanden ist, als eine sehr überflüssige Zuthat erscheinen müssen. Dahin rechnen wir jene verbrauchte Ironie, die das Kleine, über das wir lachen sollen, mit epischer Wortfülle als ein Großes und Ungemeines ankündigt, wie unser Verf. thut, wenn er, nachdem er die kleinstädtische Eifersucht der Geesfelder und Rautenburger geschildert, sich mit folgenden Worten zu seinem Helden wendet:

> Meine Feder zittert vor Ehrfurcht, wie ich mich dem Namen dieses Einen nahe, mein Geist versinkt ganz und gar in der Betrachtung seiner Gaben, und bei dem Gedanken, daß ich mich eine geraume Zeit hauptsächlich mit ihm beschäftigen soll, sein Bild ausmalen, seine Thaten erzählen, seinen Werth einer verdienten Unsterblichkeit anheimgeben, bei diesem Gedanken überfällt mich die ganze Lust, aber auch das ganze Gewicht meines erhabenen Berufs, und ich athme tief auf.

Wird nicht jeder Leser nach solchem Anlauf fragen: „Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?" Hr. D. sage nicht, Ref. verstehe keinen Spaß, und das Komische beruhe ja nach Kant eben auf einer Auflösung der Erwartung in nichts! Wir setzen nur hinzu: wenn dieses Nichts nicht allzu dürftig und ohnmächtig ist. Eine recht tüchtige Komik hätte auch in unsern Augen die Redefigur entschuldigt und — vergessen lassen; aber der Gemüthszustand dieses Eusebius Trenttelfuß, dem die vermeintliche Abstammung von einem holländischen Schiffslieutenant nebst einigen Reisebeschreibungen dermaßen den Kopf verwirrt hat, daß er mitten auf dem Continent in Laden und Ladenstube den Seemann und Seehelden spielt und für seine Beautfahrt der bequemen Schnellpost das langsame und unbequeme Fortkommen auf dem Frachtfahrzeuge eines seichten Flusses vorzieht, nur, damit er einmal ein Seeleben durchmache, steift doch gar zu sehr an Wahnwitz, um an sich wahrhaft komisch zu sein, und wir wissen nicht, ob die kleinen Abenteuer, die zunächst daraus entspringen, jenen Mangel ersetzen. Dergleichen Idiosynkrasien können recht ergötzlich werden, wenn sie nicht für sich, sondern in ihrer Wechselwirkung mit der übrigen Natur des Individuums zur Anschauung gebracht werden, und Jean Paul ist Meister in Darstellungen dieser Art; zu einem Don

Digitized by Google

Quixote aber gehörte ein Cervantes. Der vorliegende Roman dagegen gibt in dem Helden nur die hohle Personification jener Marotte, und da diese nach der verunglückten Schiffahrt völlig in den Hintergrund tritt, so bleibt von Dem, an dem sie das einzige Eigenthümliche war, als Fabies Residuum zuletzt nichts als der hornirte Krämer zurück. Sie stellt sich als um so willkürlicher heraus, da selbst die Flußfahrt, die allerdings die nächste Veranlassung aller weitern Begegnisse ist, gar nicht einmal so nothwendig mit ihr zusammenhängt, daß nicht noch mancher andere Beweggrund, gerade dieses Fortkommen zu wählen, gedacht werden könnte. Dies führt uns sogleich auf ein Anderes, daß nämlich des Verf. Streben mehr auf das Lächerliche in den Situationen als in den Charakteren gerichtet ist, und daß die Schilderung jener, wie geschickt sie auch übrigens sein möge, sich überall mehr in dem Burlesken und Possenhaften als in dem wirklich Komischen bewegt. Wir könnten unserer Zeit nur Glück wünschen, wenn nach den Tagen der Zerrissenheit und des Weltschmerzes die echte Lust wieder auftauchte, und wir werden jede Gabe des wahrhaften Komus, ob sie sich als solche ankündige oder nicht, als eine sittliche That willkommen heißen. Aber wir müssen sie noch erwarten. Was uns der Art die Humoristen des deutschen Südens und Nordens in Wochen- und Monatsheften zufließen lassen, könnte eher in uns den Wunsch nach einer tüchtigen ästhetischen Humoralpathologie rege machen, die jene Flüssigkeiten auf ihr Maß zurückwiese und reinigte. Der Verf. sehe in diesen Worten weniger einen Ausfall gegen ihn als gegen viele Andere. Wir erkennen sein ehrliches Streben, glauben aber, daß er in dieser Sphäre sein Rhodus nicht gefunden habe, und würden ihm Glück wünschen, wenn die parodirende Anrufung der Muse (S. 88), auch eines jener unbrauchbar gewordenen Mittel einer längst eingesargten Komik, aus dem Gefühle einer solchen Unzulänglichkeit hervorgegangen wäre.

War unser Wort über des Verf. Gabe bisher mehr Tadel und Bedenken, und werden wir uns auch weiter unten über minder Genügendes gleich offen aussprechen, so freuen wir uns um so mehr, für Anderes nur Lob zu haben. Auf dem Fahrzeuge, auf dem der Marktmeister Trenttelfuß die Reise von Gersfeld nach Kesselstedt antritt — künftigen Alterthumsforschern wird es keine Mühe kosten, sich auf dem Schauplatze dieser Odyssee zu orientiren, und gründliche Leserinnen, die bei ihrer Lecture gern nachholen, was sie in der Schule versäumt haben, werden, wenn sie auf einer Karte des Kurfürstenthums Hessen dem Laufe des Hauptflusses folgen, anstatt der wenig entstellten fingirten die wirklichen Ortsnamen leicht herauszufinden wissen — auf diesem Fahrzeuge nun finden sich zwei Menschen zusammen, die alsbald unsere ganze Theilnahme für sich in Beschlag nehmen und den Verf. auf ein Feld führen, wohin wir ihn stets gern begleiten werden. Während der Marktmeister am Schlusse des ersten Reisetages, der ihn nicht weit über das Weichbild seines Wohnortes hinausgebracht hat, zu diesem zurückgekehrt, daselbst der Ruhe pflegt, dann am andern Morgen dem Schiffe, das ihn in die Arme der Braut führen soll, auf einem harttrabenden Meggergaule zueilt, dasselbe aber verfehlt und dadurch in allerlei Fährlichkeiten, zuletzt wegen vermeintlicher Theilnahme an einem Volksaufstande sogar in Haft geräth, entspinnt sich unter den beiden auf dem Fahrzeuge Zurückgebliebenen, dem Candidaten Sebastian Brand und einer Unbekannten, die durch die Erzählung ihrer Lebensgeschicke später unser Herz gewinnt, ein so zartes und so anmuthig durchgeführtes Liebesverhältniß, daß wir uns für den Augenblick darüber leicht mit allem Andern versöhnen. Würden nur diese anmuthigen Scenen nicht immer so bald wieder durch andere unterbrochen, die in ihrer gespreizten Lust den heitern Eindruck stören! Aber noch ehe der Marktmeister nach hartem Mißgeschick in der Residenz anlangt, ereignen sich daselbst in der Erziehungsanstalt der Madame Pappel, deren Tochter jenen durch ihre Hand beglücken soll, Dinge, wie sie zwar wol auch anderwärts vorkommen, denen wir aber ebenso wenig Geschmack haben abgewinnen können als der unglückliche Freier, den sie um Braut und Brautschatz bringen, dabei seine Rechnung gefunden. Diese ins Breite gezogene, weder durch geistreiche Satire noch durch einen tüchtigen Humor getragene Schilderung des Alltäglich-Gemeinen in Gesinnung und That hat etwas so Unerquickliches, daß uns außer unserer Referentenpflicht allein das Interesse unserer lieben Landsleute — Sebastian und Marie sind aus der Gegend von Leipzig und Dresden — bei der Lecture festhalten konnte. Nur wo die einfache Geschichte dieser reinen, stillen Herzensliebe, die sich episodisch durch den Roman schlingt, auftaucht, fühlt sich der Leser wieder von einem poetischen Hauche angeweht, der ihn für die Dürftigkeit und Dürre des Übrigen entschädigt. Solche Kleinbilder eines sanften Gemüthslebens gelingen dem Verf. vortrefflich, und auf dieses Gebiet, dem Neigung und Kraft entsprechen, möchten wir ihn als auf das seinige verweisen. Möge er daneben seinen innern Blick im Auffassen lebendiger Charaktergestalten üben und sie, damit er sie mit Liebe aus sich herausbilde, sogleich in der Conception als ein organisches Leben festhalten, um nicht bei der Ausführung durch Willkürliches und zufällig Angeflogenes sein Bild zu zerstören! Leider ist ihm dies mit seinem Sebastian begegnet, der bei und nach seinem ersten Auftreten die ganze Liebenswürdigkeit einer kindlich reinen Seele offenbart, dann aber in der Erzählung seiner frühern Lebensgeschichte so viel Gemeinheit der Gesinnung herauskehrt (tröstet er doch die Geliebte über die unsichere Zukunft mit den sehr ernstlich gemeinten Worten: „Wenn Alles fehlschlägt, stiften wir eine neue religiöse Sekte in Amerika; damit kommt man dort sehr weit!"), daß wir uns zuletzt auch von ihm, wo nicht mit Unwillen, doch gleichgültig abwenden und ihn ohne Theilnahme nach seinem Eldorado ziehen lassen. Der Verf. hat im Einzelnen und Äußerlichen Dies und Jenes von Jean Paul sich nicht ohne Geschick angeeignet; auch für lebenswarme, organisch durchgeführte Charakteristik möchte von diesem Dichter, der, immer das Höchste im Auge, mit voller Besonnenheit schuf, gar Manches zu lernen sein.

Digitized by Google

Jeder der neun Abschnitte des Buchs hat den Namen einer Muse zur Überschrift. Das erinnert freilich an große Vorgänger; wir glauben indeß die bescheidene Absicht zu errathen und empfehlen das gesammte Streben des Verfassers dem Schutze der neun Göttinnen, dessen es unfehlbar werth ist. 167.

Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland, Frankreich, Algier und Spanien in den Jahren 1831—35. Von Karl Heinrich Junghans. Rostock, Überg. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie die Verfasser anderer ähnlichen Gelegenheitsschriften, so erklärt auch der Verf. der vorliegenden in dem Vorworte, daß er dieses Buch eigentlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gehabt habe, daß er sich vielmehr nur durch die wiederholten Aufforderungen seiner Freunde zu dessen Herausgabe habe bestimmen lassen. Ob dem wirklich so ist, oder nicht, das ist hier am Ende gleichgültig; denn das Buch selbst ist einmal da. Entstanden aber ist dasselbe aus den Reisebemerkungen, welche der Verf. in den Jahren 1831—35 in sein Tagebuch zu seiner eigenen Unterhaltung und als Erinnerungsbilder für eine spätere Zeit seines Lebens niedergeschrieben hatte, und wobei es ihm nicht um ausführliche, in einem bestechenden Style abgefaßte statistische Schilderungen der von ihm durchreisten Länder und gesehenen Völker, sondern um den Ausdruck Dessen zu thun war, was er in dieser Zeit seines Lebens gesehen, erlebt, erfahren und empfunden hatte, abgesehen davon, ob der Gesichtspunkt, aus welchem er die Gegenstände in der jedesmaligen Lage seines Lebens sah, immer der richtigste, und ob die Stimmung, in welcher er sie sah, immer die glücklichste war. Die Reise, auf welche sich die Bemerkungen beziehen, ging von Hamburg über Frankfurt am Main und Strasburg nach Paris; auf der Rückreise von da trat er in die Fremdenlegion, mit der er nach manchen nergeblichen und zwecklosen Hin- und Hermärschen in Frankreich endlich zu Anfang September 1831 von Toulon nach Algier überschiffte, dort, mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung, während er als Reconvalescent nach Frankreich zurückgekehrt war, bis Ende 1834 blieb und dann von Frankreich aus es auch in Spanien bei den Christinos versuchen wollte, wo er jedoch nur bis Saragossa kam und nach wenigen Wochen Spanien wieder verließ. In diesem äußern Rahmen bewegen sich seine Reisebemerkungen, und darnach kann man nun auch Das, was er auf dem Titel über seine Reisen andeutet, beschränkend berichtigen. Viel allgemein Interessantes, z. B. über Algier und die französische Verwaltung desselben sowie über die dortigen Zustände und Verhältnisse, erfährt der Leser hier gerade nicht; indeß halten wir den Verf. selbst in subjectiver Hinsicht für vollkommen wahr, und die Bemerkungen sind in einem einfachen anspruchlosen Tone niedergeschrieben. 25.

Bemerkung.

Die Spanier und Cervantes selbst schätzten höher als den „Don Quixote" eine andere Dichtung: „Trabajos de Persiles y Sigismunda"; wenigstens sagt die Vorrede der madrider Ausgabe von 1802: „Gewiß, wer in diesem Werke die Fehler des Styls und der Wendungen, welche sich im „Don Quixote" finden, nrebessert sieht, zugleich die Lockerheit des Plans vermieden, und die Zierlichkeit von Erfindung und Sprache, welche in den übrigen Schriften desselben Mannes herrscht, der wird eine Behauptung nicht für unbegründet halten, welche außer andern triftigen Gründen mit der Meinung des Autors übereinstimmt, der an verschiedenen Orten, wo er des „Persiles" gedenkt, ihn für die vorzüglichste seiner Schriften anzusehen scheint." O Verblendung der Landsleute und des Autors! Sie halten Sorgfalt und Sauberkeit des Styls, die übrigens allerdings zu loben sind, für den eigentlichen Werth und Triumph des Schriftstellers. Freilich hat „Persiles" keine Sprüchwörter und derben Äußerungen des Sancho Pansa, keine Gemeinheit der Vorfälle in Dorfschenken; Alles gehe vielmehr höchst anständig zu, mit zierlichen, auch am Hofe anzubringenden Sentenzen; sogar wenn die Leute Schiffbruch leiden, unter Barbaren und Räubern sind sie christlich-katholisch, haben seine Sitten, und wo irgend eine Abweichung davon sich kundgibt, folgt die poetische Gerechtigkeit strafend auf dem Fuße. Keiner aber von Allen hat Charakterindividualität, die Weiber sind schön und tugendhaft, vor allen die unvergleichliche (sin par) Sigismunda; die Männer sind tapfer und halten auf Ehre, vor allen der unvergleichliche Persiles. Nun gibt es Stürme, Schiffbrüche, Inselentdeckungen, Wiederfindungen, ungefähr wie im Roman von der Insel Felsenburg; man erzählt sich austauschend die erlebten Abenteuer, selbst einige Hexereien kommen vor. Dennoch fehlt Anziehendes für die Phantasie, sinnliche Lebendigkeit und jene große poetische Grundanschauung, welche den Albernheiten des Don Quixote zur Folie diene. Im zweiten Theile reist die Gesellschaft durch Spanien, das südliche Frankreich und nördliche Italien nach Rom eines Gelübdes wegen, besieht Kirchen, preist die Städte, erfährt einige Abenteuer ohne Bedeutsamkeit. Wie ganz anders bei dem Ritter von la Mancha und seinem Knappen, die durch Das, was sie sind, jedem Abenteuer Bedeutsamkeit ertheilen! Die große Faßlichkeit der Erzählung, dem Beschränktesten nicht zu hoch und fein, das Lächerliche der Helden, verbunden mit dem tiefen Humor des Gegensatzes zwischen prosaischer Einfalt und poetischer Narrheit, zwischen gemeiner Wirklichkeit und hoher phantastischer Bestrebung, machen dies Gedicht unsterblich. „Persiles" hat nichts davon, und eine gewählte Sprache bietet keinen Ersatz, wenn auch Spanier sammt dem Autor sich darin verlieben. 7.

Bibliographie.

Bibliothek englischer Lustspieldichter von Mehreren übertragen. 1tes Bändchen: G. Farquhar's dramatische Werke von S. Frankenberg. — Auch u. d. T.: G. Farquhar's dramatische Werke deutsch bearbeitet und mit einem Vorworte von S. Frankenberg. Das beständige Ehepaar. Lustspiel in fünf Acten. Stutzerlist. Lustspiel in fünf Acten. 8. Leipzig, Hinrichs. 18 Gr.

Romantische Bilder der Gegenwart. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Söhne der Zeit. Eine Novelle von W. Elias. 8. Halle, Anton. 1840. 1 Thlr. 8 Gr.

Bütau, F., Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet. 3ter Theil. Bis auf die neuesten Zeiten. Gr. 8. Leipzig, Göschen. 2 Thlr. 18 Gr.

Denkert, E., Briefe aus Paris. Gr. 12. Berlin, Jonas. 1840. 1 Thlr. 8 Gr.

Eginhardt. Der Erbgraf. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr.

Gerstner, F. A. Ritter von, Berichte aus den Vereinigten Staaten von Nordamerica, über Eisenbahnen, Dampfschifffahrten, Banken und andere öffentliche Unternehmungen. Verfasst von etc. während dessen Aufenthaltes in Nordamerica im Jahre 1838 u. 1839. Aus den deutschen öffentlichen Blättern besonders abgedruckt. Gr. 4. Leipzig im August 1839.

Heinrich, C., Gianettino und Gaetana; oder der Bandit von Venedig. Roman in drei Büchern. 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr.

Hiller, J. F., Der unentbehrliche Führer durch die Klippen des Lebens. Gr. 12. Wien, Mausberger. 6 Gr.

Hoffmeister, K., Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. 3ter, 4ter Theil. — Auch u. d. T.: Supplement zu Schiller's Werken. 3ter, 4ter Theil. Stuttgart, Balz. 1 Thlr. 16 Gr.

Digitized by Google

Hottei, K. v., Lorbeerbaum und Bettelstab, oder: Drei Winter eines deutschen Dichters. Schauspiel in drei Acten. (Mit einem Nachspiel: „Bettelstab und Lorbeerbaum.") 8. Schleusingen, Glaser. 1840. 15 Gr.

— — Shakspeare in der Heimat, oder: Die Freunde. Schauspiel in vier Acten. 8. Schleusingen, Glaser. 1840. 15 Gr.

Horn, Uffo, Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in einem Akt. Gr. 12. Wien, Mausberger. 10 Gr.

Humboldt, A. v., Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt. Aus dem Französischen übersetzt von *J. L. Ideler*. 3ter Band. 1ste Lief. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 20 Gr.

Johannes Huß vom Verfasser des Armin. 8. Amberg, Lammermann. 8 Gr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 19ter Jahrgang für 1840. 8. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1 Thlr. 16 Gr.

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke. 1ster Band. 3te Abth. — Auch u. d. T.: Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft König und Kaiser Ottos I. von 951 bis 973. Von Wilhelm Doenniges. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr.

Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in 3 Theilen von Dr. C. A. K. Revidirt und bevorwortet vom Enkel des Verfassers, Dr. W. L. D....g. 5te Auflage. 8. Hamm, Wundermann. 12 Gr.

Iris. Taschenbuch für das Jahr 1840. Herausgegeben von J. Graf Mailáth und S. Saphir. 1ster Jahrg. Gr. 12. Pesth, Heckenast. 3 Thlr. 16 Gr.

Kletke, H., Almanach deutscher Volksmärchen. Mit Zeichnungen von Hosemann. 16. Berlin, Morin. 1 Thlr. 16 Gr.

Köstlin, C. R., Wilhelm der erste König von Wirtemberg und die Entwickelung der Wirtembergischen Verfassung vor und unter seiner Regierung. Breit gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 2 Thlr.

Kuffner, C., Minnetenspiele. 2tes Bändchen. Gr. 12. Wien, Mausberger. 12 Gr.

— — Die Reise des letzten Menschen. Ein Fiebernachtstraum. 3tes und letztes Bändchen. Gr. 12. Wien, Mausberger. 12 Gr.

Landau, G., Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer. 4ter Band. Mit 3 lithographirten Ansichten. Gr. 8. Cassel, Bohné. 1 Thlr. 16 Gr.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. 3ter Band. Mit Carsten Niebuhr's Bildniß. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 2 Thlr. 12 Gr.

Leibrock, A., Der Eilftausend Jungfrauen-Tag zu Lüneburg im Jahre 1372. Eine historische Rittergeschichte. Zwei Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1840. 2 Thlr.

Longner, J., Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bischöfe in der oberrheinischen Kirchenprovinz. Eine von der Juristenfacultät in Tübingen gekrönte Preisschrift. Gr. 8. Tübingen, Lanpp. 1840. 2 Thlr. 8 Gr.

Marlow, F., Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abschnitten. Gr. 12. Leipzig, Bösenberg. 1 Thlr. 6 Gr.

Heino Martine, oder: Merkwürdige Bildungsgeschichte eines Schulmannes im Hanoverschen nebst dessen Amts- und Lebenserfahrungen. Nebst vier Beilagen. Gr. 8. Hanover, Hahn. 20 Gr.

Masson. Erinnerungen eines Mannes aus dem Volke. Erzählungen. Aus dem Französischen von L. v. Aloensleben. 4ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Mises, D., Über einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung. Gr. 8. Leipzig, Voß. 18 Gr.

Neeker de Saussure. Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Übersetzung des Werkes: L'éducation progressive ou étude du cours de la vie par Mme *Necker de Saussure*. — Auch u. d. T.: Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Aus dem Französischen der Frau Necker von Saussüre übersetzt durch C. A. Jacobi. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 2 Thlr.

Ruprecht. Das Stadt- und das Landrechtsbuch *Ruprechts* von Freysing. Nach fünf Münchner Handschriften. Ein Beitrag zur Geschichte des Schwabenspiegels. Von *G. Ludw. v. Maurer*. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Sagoskin, M. N., Jury Miloslavsky oder die Russen im Jahre 1612. Aus dem Russischen übersetzt (nach der 2ten Auflage) von C. J. Schultz. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Schwabenspiegel, oder schwäbisches Land- und Lehenrecht-Buch nach einer Recension vom Jahr 1287 mit spätern Zusätzen herausgegeben von *F. L. A.* Freiherrn von *Lassberg*. Lex.-8. Tübingen, Fues 3 Thlr.

Schwarz, Th., Hymnen an den Tod. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 6 Gr.

— — Ist der Kirchenbesuch Noth? Ein Wort an die Gebildeten. Gr. 8. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 6 Gr.

Seyffarth, W., 29 Federstriche aus England. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr. 12 Gr.

Sievers, G. R., Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea. Gr. 8. Kiel, Universitäts-Buchh. 2 Thlr. 8 Gr.

Smidt, H., Muscheln am Strande. Eine Sammlung von Erzählungen. 1ster, 2ter Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1840. 2 Thlr.

Sor, Chart. v., Napoleon in Belgien und Holland im Jahre 1811. Aus dem Französischen von W. Franke. Zwei Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 1840. 2 Thlr.

Sternberg, A. v., Saint-Sylvan. 2 Theile. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 Thlr.

Strauß, D., Theobald. 3 Bände. Gr. 12. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4 Thlr.

Strinnholm, A. M., Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. 1ster Theil. Die Wikingszüge. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 2 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Neue Folge. 1ster Jahrgang. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1840. 2 Thlr.

Berliner Theateralmanach auf das Jahr 1840. Herausgegeben von *A. Cosmar*. 5ter Jahrgang. 16. Berlin, Bade. 1 Thlr. 12 Gr.

Waiblinger's, W., gesammelte Werke, mit des Dichters Leben von H. v. Canitz. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. 1ster Band. Mit Waiblinger's Bildniß. 1ter Band. 8. Hamburg, Heybel. 1 Thlr. 4 Gr.

Weber, W. E., Klassische Dichtungen der Deutschen. Zum Schul- und Privatgebrauch erläutert. 1stes Bändchen Goethe's Iphigenia und Schiller's Tell enthaltend. — Auch u. d. T.: Goethe's Iphigenie und Schiller's Tell. Zum Schul- und Privatgebrauch erläutert. Gr. 12. Bremen, Heyse. 1 Thlr. 16 Gr.

Werner, H., Die Schutzgeister, oder merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt, nebst der wunderbaren Heilung einer zehn Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus, und einer vergleichenden Übersicht aller bis jetzt beobachteten Erscheinungen desselben. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 20 Gr.

Wohlbrück, W. A., Der Schöffe von Paris. Komische Oper in 2 Aufzügen. In Musik gesetzt von H. Dorn. 8. Leipzig, Wunder. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 320. — 16. November 1839.

L'Irlande sociale, politique et religieuse par *Gustave de Beaumont*. Zwei Theile. Paris 1839.

Die Aufmerksamkeit der französischen Schriftsteller ist in der gegenwärtigen Zeit vielfach auf Irland gerichtet, welches seinerseits in vielfacher Beziehung mit Frankreich sympathisirt. Das herzzerreißende Schauspiel einer Bevölkerung von mehren Millionen, welche in unserm philanthropischen Jahrhunderte alle Marter einer jährlich wiederkehrenden Hungersnoth und alle Foltern eines Elends ohne Gleichen ertragen, ist ganz dazu geeignet die leicht erregbaren Franzosen zu interessiren, welche sich gern für fremde Nationalschmerzen begeistern. Während Hr. Capo de Feuillide, dessen Werk über Irland wir neulich in diesen Blättern angezeigt haben*), sich mehr mit allgemeinen Betrachtungen und Herzensergießungen beschäftigt, welche ein sechswöchentlicher Ausflug veranlaßte, hat der Verf. des vorliegenden Buchs seine Bestrebungen vorzugsweise auf die historische Erforschung und gründliche Darstellung der Ursachen hingelenkt, welche den traurigen gesellschaftlichen, politischen und religiösen Zustand Irlands zuwege gebracht; und Hr. v. Beaumont darf seinen übrigen Verdiensten auch das Verdienst hinzufügen, seine Landesliteratur abermals mit einem wichtigen und lehreichen Werke beschenkt zu haben. Man erkennt darin die geschmack- und geistvolle Manier und Schreibart, wodurch sich die frühern Schriften dieses Autors wie die Geistesproducte der französischen Schriftsteller im Allgemeinen auszeichnen, denen das schöne, gefällige Gewand nicht mangeln darf, welches die französische Leswelt mehr als die unsrige für literarische Erzeugnisse dieser Art fodert. Unbefangene Leser, sie mögen nun die politischen, religiösen und historischen Ansichten des Verf. annehmen oder verwerfen, müssen wenigstens in der moralischen und ästhetischen Ansicht seines Buches untereinander zusammentreffen und die schöne, warme und lebendige Darstellung, den humanen Geist und die edle Tendenz dieser gehaltvollen Schrift anerkennen, welche Niemand ohne besondere Befriedigung lesen wird, der Gelehrte ebenso wenig als der Staats- und Geschäftsmann, der Dilettant ebenso wenig als der eigentliche Historiker. Wenn auch der Letztere specielle Forschungen vermißt, wenn ihm nicht überall neue Thatsachen dargeboten werden, so wird ihn dagegen manche neue Ansicht, manche scharfsinnige Combination, mancher gedankenreiche Spruch und mancher durchgreifende Blick überraschen.

Der Verf. hat seinem Buche eine ziemlich ausführliche historische Einleitung vorangestellt, welche sehr geschickt die Hauptpunkte der Leidensgeschichte Irlands von 1169 — 1829 zusammendrängt und eine vortrefflich geordnete chronologische Darstellung der englischen Herrschaft und Occupation enthält, welche in diesem ganzen Zeitraume nichts als eine ununterbrochene, entweder brutale oder legale Tyrannei war. Wenn man die verschiedenen Phasen dieser langen Bedrückung durchläuft, welche Hr. v. Beaumont in allen ihren Einzelnheiten aufrollt, so wird man in der That mit hoher Bewunderung für Irland erfüllt, welches über ein halbes Jahrtausend, wie Regulus im gestachelten Fasse, göttergroß blutet. Einer Nation, deren innere Gefangennehmung weder das raffinirteste System äußerer Unterdrückung noch die grausamste Härte äußern Unglücks bewerkstelligen konnte, bleibt die gewisse Aussicht auf dereinstige Wiedergeburt und Befreiung. Die englischen Schriftsteller malen gewöhnlich die Irländer als ein gesunkenes, ehrlos feiges Volk, von welchem weder mehr zu hoffen noch zu fürchten sei; allein diesen ungerechten Äußerungen wird durch die einzige Thatsache widersprochen, daß Irland den niederwerfenden Sturm einer knechtenden Barbarei und die untergrabende Gewalt einer treulosen Gesetzgebung ausgehalten und stets den alten Glauben und das heilige Feuer der Vaterlandsliebe bewahrt hat, welches in Irland dem Erd- und Gottesfeuer ähnlich brennt und leuchtet, das im Winde unauswehbar aus der Erde steigt und im Gewitter noch höher aufflammt. Wenn sich ein Volk innerlich und äußerlich gefangen gegeben hat, so läßt sich geistiges Freimachen von ihm ebenso wenig hoffen als von denkendem Egoismus Selbständigkeit; so lange aber die Seele und der Nationalgeist noch nicht vertrocknet sind, darf man Erhebung voraussetzen. Und hat das irländische Volk sich nicht zu jeder Zeit eines bessern Schicksals würdig gezeigt durch Opfern, Kämpfen und Tragen? Der Irländer kann zwar gegenwärtig wie der Mensch beschrieben werden: animal bipes, implume, erecto vultu;

*) Vgl. Nr. 219 u. 220 d. Bl., sowie eine vorläufige Mittheilung in Nr. 194. D. Red.

denn die englische Aristokratie hat ihn ganz nackt ausgezogen; aber das irländische Volk ließ sich blos die Goldfedern ausraufen und verlor nirgend in Masse seine Ehre, Religion und Vaterlandsliebe. Wol aber boten die Engländer Alles auf, um ihm diese Güter zu rauben und den Verlust seiner innern und politischen Selbständigkeit herbeizuführen. In Irland geschah gerade das Gegentheil von Dem, was sonst siegreiche Eroberer zu thun pflegen, nämlich daß sie sich mit den unterworfenen Eingebornen vermischen. Das famöse Statut von Kilkenny, erlassen 1366 unter Eduard III., verbietet den Engländern bei Strafe des Hochverraths, eine Ehe oder ein anderes Bündniß mit den Irländern einzugehen und sich nach irländischen Gesetzen zu richten; alle in Irland geborenen Engländer werden für unfähig erklärt Gutsbesitzer zu werden; Confiscation und Gefängniß erwarten jeden Engländer, der das irländische Nationalcostum annimmt, sich den Schnurrbart wachsen läßt und celtisch spricht. „Diese Verordnungen", bemerkt Hr. v. Beaumont, „waren keineswegs leere Drohungen. Der Graf von Desmond, einer der mächtigsten irländischen Barone englischer Herkunft, wurde unter der Regierung Eduard's IV. zum Tode verurtheilt und hingerichtet, weil er eine Irländerin geheirathet."

In den folgenden Jahrhunderten wird die Strenge der Eroberer immer ärger: zu den politischen und bürgerlichen Unterdrückungen kommen noch die religiösen Verfolgungen des mit Heinrich VIII. protestantisch gewordenen Englands, welches dem katholischen Irland mit aller Gewalt seinen neuen Glauben aufdringen will und in dieser Absicht einen Kreuzzug gegen die Papisten predigt. Elisabeth verschwendet zu diesem frommen Zwecke in weniger als zehn Jahren 86 Millionen Francs, eine für die damalige Zeit unermeßliche Summe. Das englische Parlament macht ein Kriegsanlehen, wogegen es $2^1/_2$ Millionen Morgen Grundbesitz irländischer Katholiken in voraus verpfändet; Cromwell stellt sich selbst an die Spitze der englischen Eroberungsarmee und läßt die Katholiken zu Hunderten spießen, köpfen und niedersäbeln. Nach beendigtem Feldzuge sind allerdings die katholischen Irländer aus ihren Gütern vertrieben und aus den Städten verjagt; Grundbesitz, Handel und Industrie befinden sich in den Händen der englischen Protestanten; allein der Hauptzweck des Kriegs, Irland zum Protestantismus zu bekehren, ist ebenso wenig erreicht als vorher. Die Irländer, welche der Tod und die Deportation geschont hat, sind Sklaven und Heloten, aber nach wie vor Katholiken mit Leib und Seele.

Das furchtbare Elend, welches die Religionskriege des 16. Jahrhunderts über Irland brachten, ist nichts im Vergleich mit der gräßlichen Tyrannei und dem gesetzlichen Despotismus des 17. und 18. Jahrhunderts, der sich den Anschein von Gerechtigkeit und Menschlichkeit gibt, das Blutvergießen einstellt und die Maske der Gesetzlichkeit vornimmt, im Grunde jedoch tausend Mal gehässiger und abscheulicher ist als gesetzlose Willkür und brutales Kriegsrecht, weil er mit Überlegung zu Werke geht, mit kaltem Blute tödtet und nicht einmal die Hitze und die Leidenschaft des Kampfes zu seiner Entschuldigung vorbringen kann. Die Strafgesetzgebung für Irland, wie sie damals bestand, ist, nach Edmund Burke's Ausspruch, „das geeigneteste und kräftigste Unterdrückungswerkzeug, welches je der entartete Menschengeist erdacht hat, um eine Nation zu ruiniren, zu erniedrigen, zu verschlechtern und von Grund aus zu verderben". Alle diese Gesetze waren gegen die katholische Religion gerichtet, obschon sie in ihren Folgen rein politisch sind. Die Ausübung des katholischen Gottesdienstes und die Anwesenheit katholischer Priester, welche eine frühere Verordnung ausdrücklich verbot, wird zwar gestattet; aber jene alte Verordnung wird keineswegs widerrufen, und ein neues Gesetz verurtheilt alle Bischöfe, Erzbischöfe und höhern Geistlichen, welche ordiniren können, zur Deportation und ewigen Verbannung. Zugleich traf man alle Maßregeln, Irland den fremden katholischen Geistlichen abzusperren, damit der Katholicismus mit der lebenden Priestergeneration aussterbe. Selbst die einheimischen katholischen Geistlichen durften nur unter gewissen Bedingungen in Irland bleiben: wenn sie nämlich bei den vierteljährlichen Gerichtssitzungen ihre Namen einregistriren ließen und eine Caution von 100 Pf. St. stellten, mit dem Versprechen, sich nie aus ihrer Grafschaft zu entfernen und nur in dem Sprengel, für welchen sie gerade eingeschrieben waren, Gottesdienst zu halten. Dasselbe Gesetz, welches, wie aus dem eben Gesagten zu entnehmen ist, die Diener der katholischen Religion den französischen Verbrechern und Galeerensklaven beigesellte, welche unter policeilicher Aufsicht stehen und in dem ihnen angewiesenen Wohnorte bleiben müssen — dasselbe Gesetz, sage ich, verbot dem katholischen Priester bei Strafe der Deportation die Glocken zu läuten, in einer Kirche mit einem Kirchthurme die Messe zu lesen, die Todten mit den Ceremonien des katholischen Ritus zu bestatten u. s. w. Jedoch ist das Gesetz nicht so hartherzig, als man aus dem Obigen schließen möchte: es zeigt dem katholischen Geistlichen den Weg des Heils und das Ende seiner Scherereien: wenn er zum Protestantismus übergeht, so belohnt der Staat seine Apostasie mit einer Prämie, d. h. mit einem Jahrgehalte von 40 Pf. St.

Die religiöse Stellung der irländischen Katholiken ist eben nicht besser als die ihrer Geistlichen. Man vollstreckt gegen sie nicht mehr das Gesetz, welches ihnen bei den strengsten Strafen anbefahl, jeden Sonntag dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen; aber man erklärt dieses Gesetz auch nicht für aufgehoben, und die Gewohnheit ist die einzige Garantie, daß es nicht wieder ins Leben tritt. Man erlaubt den Katholiken ihre Religionsübungen unter der Bedingung, daß sie jedem Friedensrichter, der sie vorladet, Rechenschaft geben von Ort und Zeit, wo sie die Messe gehört, und den Priester und die übrigen Personen nennen, welche den Gottesdienst gefeiert und besucht haben. Will der Gefragte darauf nicht antworten, um keinen von seinen Glaubensgenossen zu compromittiren, so muß er eine Strafe von 20 Pf. St. erlegen, und wenn er diese nicht hat, ein Jahr lang ins Gefängniß wandern.

Digitized by Google

Diese Qualen, welche der irländische Katholik seiner Religion wegen dulden muß, begleiten ihn durchs ganze bürgerliche und politische Leben. Jene barbarische Strafgesetzgebung verschont nicht einmal das Kind in der Wiege. Die Katholiken sind zwar nicht angehalten, ihre Kinder in die protestantischen Schulen zu schicken, aber es gibt keine Unterrichtsanstalten in Irland; Privatlehrer kann man nicht haben, weil alle katholischen Schullehrer deportirt und für immer verbannt sind und bei Todesstrafe sich nicht wieder in ihrem Vaterlande blicken lassen dürfen. Die Erziehung im Auslande ist selbst den reichen Katholiken verboten: Niemand darf seine Kinder zur See einschiffen, ohne vorher die Specialerlaubniß erhalten zu haben, und die Magistrate können zu jeder Stunde von jedem Katholiken verlangen, daß er ihnen seine Kinder vorweise, und wenn er es nicht kann, fällt er in Strafe. Ist das Kind zum Manne herangereift, so sind ihm alle politischen, militairischen und bürgerlichen Carrièren verschlossen: der Katholik kann keinen Grundbesitz erwerben; er darf nicht einmal Aufwand machen, wenn es ihm beliebt, denn die Gesetze verbieten ihm, Pferde zu halten, welche mehr als 5 Pf. St. werth sind, und jeder Protestant ist berechtigt, dem Katholiken das schönste Pferd wegzunehmen, wenn er ihm 5 Pf. St. dafür zahlt. Fährt der Katholik mit seinen Luxuspferden aus, so werden sie ihm ausgespannt und confiscirt, behält er sie im Stalle, so wird er bestraft. Selbst das Familienleben des Katholiken vergällen und vergiften diese englischen Strafgesetze, welche alle Gesetze der Natur und Menschlichkeit mit Füßen treten. Der Katholik darf sich keine Frau nach seinem Herzen aussuchen; eine Protestantin kann er nicht heirathen; der Priester, welcher eine solche gemischte Ehe einsegnet, wird mit dem Tode bestraft, wofern er nicht beweisen kann, daß er den Religionsunterschied des getrauten Paares nicht gewußt habe. Dieses beispiellose Gesetz überhebt den Ankläger der Sorge, das Verbrechen zu beweisen, und bürdet dem Angeklagten den Beweis seiner Unschuld auf. Hat ein Katholik reiche protestantische Verwandte, so kann er sie nicht beerben; wenn der Vater einer katholischen Familie stirbt, so hat die Mutter nicht das Recht, die Vormünderin ihrer eigenen Kinder zu sein; sie darf nicht einmal einen Katholiken, sondern muß einen Protestanten als Vormund ernennen. Geht ein Kind aus der Familie zum Protestantismus über, so bekommt es den Theil vom älterlichen Vermögen, welchen der Lordkanzler von Irland bestimmt; wird der älteste Sohn Protestant, so geht das ganze Eigenthum augenblicklich in seine Hände über und seine Ältern werden von Stund an seine Pächter. Die meisten von diesen Gesetzen, welche es an Immoralität und Unmenschlichkeit allen drakonischen Gesetzen zuvorthun, sind im Laufe der Zeit dem Principe nach abgeschafft worden, allein viele davon bestehen factisch noch. Hr. v. Beaumont sagt:

Eine Verordnung von 1793 gestattet den Katholiken Zutritt zu den städtischen Corporationen und Aufnahme in die Bürgerschaft (freemen), welche die Stadt repräsentirt; aber dieses Gesetz ist nichts als ein todter Buchstabe. Die Katholiken sind zulassungsfähig; da aber ihre Zulassung von der bestehenden Bürgerschaft abhängt, welche erzprotestantisch ist, so verweigert diese den Katholiken die Aufnahme; z. B. in Dublin, wo mehr als die Hälfte der Einwohnerschaft katholisch ist, findet man keinen einzigen Katholiken in der Corporation.

Etwas weiter lesen wir:

Im J. 1829 erließ man eine Verordnung, welche erklärt, daß die Katholiken in Irland zu allen bürgerlichen und gerichtlichen Stellen erwählt werden könnten; allein diese Stellen haben die städtischen Corporationen zu vergeben, und es ist nicht wohl denkbar, daß die Protestanten, welche einen Katholiken nicht einmal als Mitbürger und Zunftgenossen anerkennen wollen, ihm die Magistratsstellen übertragen.

Der Verf. entwirft ein lebendiges Gemälde von dem Elende der Bewohner Irlands; jedoch misbraucht er nie die Farbe, noch hascht er nach Effecten; er zeichnet mit der Unbefangenheit und Freimüthigkeit eines Menschenfreundes, nie mit der Einseitigkeit, Übertreibung und absichtlichen Verdrehung eines Parteimannes. Das grüne Erin, der schöne Smaragd, die erste Blume der Erde, die schönste Perle des Meeres, „first flower of the earth, and first gem of the sea", wie der Dichter Irland nennt, ist ein wahres Jammerthal, wo es Millionen von Armen gibt, welche ärmer sind als die ärmsten aller Armen in andern europäischen Staaten. Die Irländer essen nur einmal im Jahre, am ersten Weihnachtstage, Fleisch und Brot, sonst nichts als Kartoffeln, und zwar die ungesündeste, schlechteste Sorte davon, lumpers genannt, welche durch Quantität ersetzen, was ihnen an Qualität abgeht.

Aber Alle verzehren nicht gleich viel Kartoffeln: die Einen, die Begünstigten, essen dreimal des Tags welche; Andere, minder glücklich, zweimal; Diese, im Zustande der Dürftigkeit, einmal; es gibt endlich Individuen, welche noch dürftiger sind und einen Tag, zwei Tage lang keine Nahrung zu sich nehmen.

Diese Frucht hat als Hauptnahrungsmittel einer ansehnlichen Bevölkerung den Nachtheil, daß man sie nicht leicht in großer Menge von einem Orte zum andern transportiren, und daß man sie nicht in Speichern aufschütten kann; wenn auch in einem Jahre die reichste Kartoffelernte gehalten ward, so ist es doch möglich, daß im Jahre darauf die größte Hungersnoth eintritt, welche in Irland kein Jahr ausbleibt. Hr. v. Beaumont sagt an einer Stelle: „Die Hungersnoth dauert in der Regel drei bis vier Monate; sie beginnt gegen Ende April, wo die Kartoffeln vom vorigen Jahre schlecht zu werden anfangen, weil sie keimen, und dauert bis Ende August, wo die neuen Kartoffeln eingeerntet werden." Der Verf. erzählt, daß er in zwei verschiedenen Jahren absichtlich um diese Zeit die Gegenden besucht habe, wo die Hungersnoth am gräßlichsten zu wüthen pflege, und daß er mit eigenen Augen die jammervollen Scenen gesehen habe, welche die Journale jährlich aus Irland berichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wellsted über die Araber.

J. R. Wellsted, Lieutenant der königlich großbritanischen Marine, hat eine Beschreibung seiner Reisen in Arabien, auf der Halbinsel des Sinai und an den Küsten des rothen

Meeres in zwei Theilen herausgegeben. Interessant ist, was der Reisende von den arabischen Frauen sagt. Die Araberinnen sind nach Wellsted groß und wohlgebaut. Die Beduinenfrauen der Wüste haben zwar eine bronzefarbene Haut, aber der Gesammteindruck ihrer Physiognomie ist äußerst angenehm. Ihre Augen sind groß, von Feuer und Leben quellend; ihr Gemüth heiter und glücklich, eine pikante oder scherzhafte Wendung oder irgend ein Versehen in der Unterhaltung verursacht bei ihnen ein lautes Lachen. „Eines Tages", erzählt der Reisende, „hatte ich an dem Eingange einer elenden Hütte auf einer Haut, die als Teppich vor der Thür ausgebreitet war, Platz genommen. Sogleich erschienen mehre junge niedliche Frauen, welche mir einen Topf mit Milch brachten. Aus Erkenntlichkeit gegen ihre Aufmerksamkeit nahm ich einen Schluck; aber das genügte ihnen nicht. „Ist die Milch schlecht?" fragten sie. „Nein, wahrhaftig nicht!" antwortete ich. „Nun denn, so trinkt doch noch einmal, noch einmal, noch einmal!" riefen sie untereinander. Vergebens erhob ich die Vortrefflichkeit der Milch bis zu den Wolken, vergebens versicherte ich, daß ich niemals bessere getrunken; das half Alles nichts, ich mußte mich mit Milch füllen, bis ich nahe daran war zu ersticken und ich endlich beim Barte des Propheten schwur, daß ich nun keinen Tropfen mehr trinken könne. Jetzt zeigten sie sich vollkommen zufriedengestellt, und Dank einigen Geschenken, die ich ihnen reichte und mit schmeichelhaften Worten begleitete, wir schieden als die besten Freunde von der Welt." Die liebenswürdigen Eigenschaften, welche Wellsted den arabischen Frauen zugesteht, verdienen um so mehr anerkannt zu werden, als sie es sind, auf welchen die größere Hälfte der Arbeit ruht. Bald im Innern mit den Sorgen für die Haushaltung beschäftigt, spinnen oder weben sie für die Familie Kleidungsstücke, bald sieht man sie auswärts beschäftigt mit der Pflege des Weinstocks, oder mit Wassertragen, oder mit Melken. Diese beständige Leibesbewegung in freier Luft verleiht ihrem Gange und allen ihren Bewegungen eine Elasticität, welche man bei ihren indolenten Männern nur selten bemerkt. Während sich die Frauen so thätig und munter rühren, sieht man in der Regel die ganze männliche Bevölkerung eines Dorfes gelagert vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne im Schatten ihrer Weinlauben, Feigen- und Dattelbäume, Verse aus dem Koran hersagend oder ganz sorgenlos schlummernd, oder dem Vortrage eines der professionirten Erzähler zuhörend. Doch ist auch der Charakter des männlichen Geschlechts eine seltsame Mischung von Beweglichkeit und Trägheit, von augenblicklicher Thätigkeit und gewohntem Müssiggange. Nachdem man einen Beduinen ganze Wochen hindurch in seinem Zelte faulenzen gesehen, nur mit Schlafen, Rauchen und Kaffeetrinken beschäftigt, sieht man ihn plötzlich sich erheben, das Kameel besteigen und sich mitten in die Wüsteneien stürzen, wo ihn Mühsale und Entbehrungen aller Art erwarten, die er auf Reisen von achtzig bis hundert Meilen zu ertragen hat, ohne daß er auch nur die leiseste Klage laut werden läßt. Interessant ist folgende Anekdote, welche Wellsted erzählt. Die Beduinen pflegen ihren Kaffee ohne Milch und Zucker zu trinken. Nahe am Sinai traf Wellsted auf eine Gruppe von Beduinen, welche sich mit gewichtigem Ernst über die Bizarrerien der Lady Esther Stanhope unterhielten. Mehre äußerten im Verlaufe des Gespräches, daß diese merkwürdige Frau doch wol nicht ganz bei Sinnen sei. „Sicherlich ist sie verrückt", bestätigte ein alter Scheikh, „denn sie trinkt ihren Kaffee mit Zucker." Dieses Argument war entscheidend, man nickte ja und schloß die Unterhaltung. Wellsted spricht übrigens wie Burckhardt mit Hochachtung, ja mit Enthusiasmus von der Gastfreundlichkeit der Araber, die allerdings eine um so merkwürdigere Nation sind, da die ihnen aufgedrückte stark markirte Localfärbung seit der Zeit der Patriarchen sich fast gar nicht verändert hat. 103.

Miscellen.

Bei Injurienklagen kommt des Seltsamen viel vor. Nachfolgendes Pröbchen, aus Weber's classischem Werke „über Injurien und Schmähschriften" entlehnt, mag davon Zeugniß geben: Der Stutzer von Profession, Hortensius, dem nach des Makrobius Bericht (Saturnalia 2, 9) Kleiderputz sein Alles war, klagte einen andern Modeherrn, welcher zufällig in einem Engpaß ihm beim Begegnen eine Falte am Kleide verdorben hatte, der Injurie an, überzeugt, daß die That von der Art sei, daß eine Anklage selbst auf Tod und Leben deshalb gerechtfertigt werde.

Noch jetzt rechnet man in Italien das Küssen eines Frauenzimmers wider dessen Willen zu den fleischlichen Verbrechen und macht ein besonderes crimen osculationis daraus. Die Umstände können aber auch hier Vieles ändern. Der berühmte Fontenelle küßte einst junge Frauensperson, die ihm von ungefähr in den Tuilerien begegnete. Als sie um Hülfe schreien wollte, sagte er: „Criez, criez, Mademoiselle, pour votre honneur, et pour le mien!" denn er war 90 Jahre alt.

Als der berühmte Michel Angelo das jüngste Gericht malte, bildete er unter den Verdammten einen gewissen Cardinal so treffend ab, daß Jedermann ihn erkennen konnte. Der Cardinal erhob darüber eine Injurienklage bei dem Papste Clemens VII.; dieser wies aber die Klage mit der Antwort ab, er könne zwar aus dem Fegefeuer, aber nicht aus der Hölle erlösen. 166.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ausführliche Encyklopädie
der gesammten
Staatsarzneikunde.

Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Most.

Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte.

Zwei Bände, in Heften von 12 Bogen.

Erstes bis elftes Heft.
Aal — Tödtlichkeit der Verletzungen.
Gr. 8. Jedes Heft im *Subscriptionspreis* 20 Gr.

Die zur völligen Beendigung dieses wichtigen Werks, das gleich günstig vom Publicum und der Kritik aufgenommen worden ist, noch fehlenden Hefte werden bis zur Ostermesse 1840 erscheinen.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 321. — 17. November 1839.

L'Irlande sociale, politique et religieuse par *Gustave de Beaumont*. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 320.)

Mit vielem Scharfsinne beweist der geistvolle Verf., eine schlechte Aristokratie sei das Grundübel Irlands und der Schlüssel zu allen seinen Leiden. Nachdem er im zweiten Theil mit triftigen Gründen dargethan hat, daß die seither angewandten Linderungsmittel, wie Auswanderungen, Armengesetze u. s. w., das Übel nicht zu heilen im Stande sind, entwickelt er die Reformvorschläge, welche ihm wirksamer und wohlthätiger scheinen wie die größere Zerstückelung der Landes, die es dem Tagelöhner möglich macht, Grundeigenthum zu erwerben; die Ablösbarkeit der Zinsen, die Aufhebung der Zehnten an die Geistlichkeit, die gesetzliche Gleichstellung des katholischen und anglikanischen Cultus, die Besoldung der Geistlichkeit aller Confessionen durch den Staat, die Abschaffung der Majorate und Erbfolgegesetze, die Befreiung der Gewerbe und des Handels von tausend Beschränkungen, die sie fesseln und lähmen u. s. w. Hr. v. Beaumont sagt frei heraus, man müsse dahin trachten, der englischen Aristokratie in Irland alle ihre bürgerlichen, politischen und religiösen Vorrechte zu nehmen, jedoch müsse man sich wohl hüten, an die Stelle der protestantischen Aristokratie eine katholische zu setzen; er verbreitet sich alsdann weitläuftig über Das, was Irland von den verschiedenen Parteien in England zu erwarten habe, kurz dagegen faßt er sich über O'Connell und die katholische Association, denen er zwei sehr blühend geschriebene, jedoch sehr zusammengedrängte Abschnitte widmet. Diese Lücke wird gewiß vielen Lesern fühlbar sein und verdiente ausgefüllt zu werden. O'Connell ist der Wendepunkt, um den sich die neuere Geschichte Irlands dreht; er übt eine Art Dictatur über sein Volk und verbreitet, wenn er will, eine Art eimbrischen Schreckens über die Aristokratie Englands. Es findet sich vielleicht in der ganzen Weltgeschichte kein einziges Beispiel einer solchen Existenz und wunderbaren Erscheinung, welche um so merkwürdiger ist in einem Lande, wo das Genie allein und durch eigenes Verdienst selten emporkommt. Wenn man in dem erzaristokratischen Großbritannien sein Glück machen will, so ist die erste Bedingung, daß der Zufall Einem die Macht des Reichthums oder den Glanz einer vornehmen Geburt schenke. In Frankreich gelangt man oft durch Ruf und Ansehen zu großem Vermögen, während man in England zunächst großes Vermögen besitzen muß, um zu Ruf und Ansehen zu gelangen. So gewaltig ist jedoch die Macht der Rede, daß die Advocaten allein die Fesseln dieser socialen Tyrannei haben abwerfen können: die Beredtsamkeit war mächtiger als das doppelte Privilegium des Geld- und Geburtsadels und stellte ihre Auserkorenen höher als die Repräsentanten der steinreichen Industrie und der stolzen Feudalität. Man zählt bekanntlich drei politische Parteien in England, und an der Spitze einer jeden steht ein Advocat. Die Whigs sind stolz auf Brougham, die Tories bauen auf Lyndhurst, und die Radicalen streiten mit O'Connell, dessen Leben und Wirken wir hier in seinen Hauptumrissen veranschaulichen wollen.

Daniel O'Connell wurde 1776 bei Cahir Siveen in der Grafschaft Kerry geboren. Das Haus, worin seine Wiege stand, hat die Erkenntlichkeit seiner Landsleute bereits eingeweihet, und der irländische Bauer zeigt es dem Fremden mit selbstzufriedenem Stolze. Hätte O'Connell weiter nichts gewollt als zufälligen Ruhm, so war es ihm ein Leichtes, seiner Eitelkeit genugzuthun: er brauchte nur die Liste seiner Ahnen durchzugehen. O'Connell stammt aus einem der vier Königsgeschlechter, welche sich vor der englischen Eroberung in Irland theilten und sich alle darauf etwas zugute thun, daß sie von dem großen Milesius entsprungen sind. Dieser Vorzug ist außer so vielen andern Vorzügen unstreitig ein Anspruch mehr auf die Verehrung der Unterdrückten, für welche O'Connell streitet. Die Namen ihrer ehemaligen Fürsten sind mit den Erinnerungen an ihre Nationalunabhängigkeit innig verwebt, und die Pulse ihrer Begeisterung schlagen nur desto voller, da sie in dem kühnen Volksredner einen Abkömmling und Sprößling ihrer Könige erblicken.

Da die eifersüchtige Tyrannei der englischen Protestanten den irländischen Katholiken fartisch jeden Unterricht in den Landesschulen abgeschnitten hatte, so wurde O'Connell, wie fast alle seine gebildeten Landsleute auf dem Continente erzogen, theils in Löwen, theils in St.-Omer und in Douai; vielleicht erwachten schon damals bittere Betrachtungen und herber Unmuth in dem Jünglinge, welcher sich aus seinem Vaterlande verbannen mußte, um sich unterrichten zu lassen. Nach seiner Rückkehr war

Digitized by Google

er genöthigt, abermals auszuwandern, um die Geheimnisse der englischen Rechtspflege kennen zu lernen. Er ging nach London, wo er gerade nur die gesetzlich vorgeschriebene Zeit verweilte, und kehrte alsdann nach Dublin zurück, um sich ernsten Studien zu widmen. Zu Ostern 1798 wurde er als Advocat eingeschrieben, und zwar unter sehr günstigen Verhältnissen. Die gerichtliche Laufbahn, welche die Katholiken erst ganz seit kurzem ergreifen durften, eröffnete ihnen ein neues Feld, wo sie ihren Verfolgern Stand halten sollten, und verschaffte ihnen eine Rednerbühne, von welcher herab sie frei und unumwunden zum Volke sprechen konnten. Die durch so viele vergebliche Anstrengungen entmuthigte katholische Partei erblickte darin die letzte Möglichkeit einer Rettung und sah mit stolzer Hoffnung auf die angehenden Rechtsgelehrten, welche sich in die neue Rennbahn stürzten, mit dem Schwerte des Gesetzes bewaffnet, welches man ihnen seither sorgfältig aus den Händen gewunden hatte.

O'Connell begriff von vornherein die Schwierigkeiten und Vortheile seiner Stellung. Das Studium des verworrenen Knäuels der englischen Gesetzgebung hatte ihm gar bald die schwachen Seiten dieser Gesetze aufgedeckt, welche sich bald so, bald so auslegen ließen und willkürlich interpretirt werden konnten; er nahm sich vor, von ihrer Dunkelheit, Zweideutigkeit und Unsicherheit Nutzen zu ziehen. Seither hatten sich seine Mitbürger jedesmal gegen die Gesetze empört, wenn sie sich die Unterdrückung nicht länger gefallen lassen wollten; O'Connell fügte sich in die bestehenden Gesetze und wandte sie an, um sie zu compromittiren. Er stellte sich daher auf den Grund und Boden des Feindes, verschanzte sich mitten in dessen Lager, und von hieraus mit Texten um sich werfend, mit zweideutigen und doppelsinnigen Formeln bewaffnet und auf zahlreiche Gesetzeswidersprüche gestützt, gelang es ihm, seine ungeduldigen Freunde zu überzeugen, daß man schlechte Gesetze nicht wirksamer angreife, als wenn man den Gebrauch derselben vervielfältige. Niemand kennt besser als er alle Vortheile eines ungewissen Rechtspunkts, alle Schleichwege des verwickeltesten gerichtlichen Labyrinths. Während er sich in den Civilprocessen auf den Erguß seiner hinreißenden Beredtsamkeit, auf die Ausbrüche seines Humors, auf die Schärfe seines Spottes verläßt, thut er in den politischen Processen, als wenn er einzig und allein auf die Schätze seiner Rechtskenntniß zählt. Als pfiffiger Advocat und spitzfindiger Rabulist erläßt er seinen Gegnern keine Phase der Prozedur, sondern schleppt sie von Incidenzfall zu Incidenzfall, von Verwickelungen zu Verwickelungen, bis er sie in dem finstern Chaos irregeführt hat, daß sie nicht mehr wissen, wohin und wohinaus; alsdann geruht er selbst, ihnen das Licht zu zeigen und das Dunkel zu erhellen, aber gerade nur so viel, als nöthig ist, um ihnen zu der Erkenntniß des falschen Weges zu verhelfen, auf welchen er sie gelockt hat.

Die Hauptgeschicklichkeit O'Connell's in dem vierzigjährigen Kriege, welchen er gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes geführt, besteht darin, daß er genau ausrechnet, wie weit er dem Buchstaben des Gesetzes nach gehen darf, um den Geist des Gesetzes desto besser anzugreifen. Seine kluge und combinirte Taktik weiß es so einzurichten, daß er sich bis an die äußersten Grenzen der Legalität vorauswagt, ohne je im Ungestüm seiner Begeisterung und im Feuereifer des hitzigsten Kampfes die Schranken umzuwerfen, welche er sich gesetzt hat. Wie oft mögen seine Feinde, wenn sie ihn in ungebändigtem Zorne dahinstürzen sahen, sich geschmeichelt haben, der heftige Demagoge werde in seinem allzu starken Anlaufe über seine eigenen Beine stolpern und das gesetzmäßige Gleichgewicht verlieren; aber in dem Moment, wo ein Schritt weiter ihn unvermeidlich zu Fall brächte, hält er inne, pflanzt seine Fahne auf, ruft seine Freunde herbei, fodert seine Feinde heraus, macht sich einen Schild und eine undurchdringliche Brustwehr aus allen Abgeschmacktheiten des Rechtsganges und chikanirt die Staatsgewalt auf jede Weise.

Als gründlicher Rechtsgelehrter, als vortrefflicher Redner und rastloser Arbeiter mußte O'Connell nothwendig einen der ersten Plätze unter den Advocaten einnehmen. Wäre er auf weiter nichts als auf sein persönliches Interesse bedacht gewesen, so hätte ihm eine unermeßliche Clientel, welche ihm jährlich 20,000 Pf. St. einbrachte, sehr bald ein unabhängiges Vermögen und einen üppigen Ruhestand verschafft. Aber O'Connell sehnte sich keineswegs nach Ruhe und Genuß; die Emancipation Irlands war für ihn eine Streitsache, welche er bis ans Ende ausfechten wollte. Alle politischen Processe von einiger Bedeutung wurden ihm sofort übergeben. Vor O'Connell waren die Katholiken nicht gewohnt den Sieg davonzutragen; von ihm lernten sie, daß dem Talente, welches für heilige, unveräußerliche Rechte streitet, selbst dann noch Hoffnung übrig bleibt, wenn es auch Feinde zu Richtern hat. Seine Vertheidigungsrede für das katholische Comité 1811 machte großes Aufsehen, weil es einer der ersten politischen Processe war, die er gewann. Als nämlich 1793 die englische Regierung aus Angst vor der französischen Revolution es für gerathen hielt, den Katholiken Irlands einige knickerige Zugeständnisse zu machen, gebrauchte sie natürlich die Vorsicht, die ihr abgenöthigten Rechte in enge Grenzen einzuschließen. Dieselbe Parlamentsacte, welche den Katholiken die Wahlfähigkeit ertheilte, verweigerte ihnen nicht blos die Wählbarkeit, sondern benahm ihnen auch das Recht, Versammlungen zu halten und Abgeordnete oder Bevollmächtigte zu ernennen, um Petitionen an den König oder an beide Häuser zu machen. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen für die Befreiung Irlands waren jedoch mehre Patrioten am 24. Mai 1809 übereingekommen, ein neues Generalcomité zu bilden, welches damit anfangen sollte, beim König und beim Parlamente eine Petition einzureichen, worin alle Beschwerden der Irländer auseinandergesetzt wären. O'Connell sah sogleich, daß die Abgeordneten des neuen Comités gegen die Beschränkungsclausel der Parlamentsakte von 1793 verstießen. Diese Clausel war allerdings noch nie angewandt worden, obschon die Gelegenheiten

Digitized by Google

dazu nicht gefehlt hatten; diesmal handelte es sich jedoch um eine Association, welche in ihrem Programme im Namen Irlands drohte, daß sie die Geduld verlieren würde, wenn man ihr kein Gehör geben wolle; die Regierung konnte nicht wohl länger anstehen, dagegen mit allen gesetzlichen Mitteln einzuschreiten, welche sie sich vorbehalten hatte. Der Antrag O'Connell's wurde genehmigt; aber man versäumte die Formalitäten zu befolgen, und so kam es, wie er vorausgesehen hatte. Ein Circular des Regierungssecretairs von Irland, Wellesley Pole, befahl den Sheriffs und Ortsbehörden, die Bestimmungen der Parlamentsacte von 1793 zu vollstrecken und alle Diejenigen zu verhaften, welche die Vollmacht von den Katholiken annähmen oder an der Wahl der Bevollmächtigten Theil hätten. Lord Fingal und einige andere Mitglieder des Comité, welche sich trotz der legalen Drohungen versammelt hatten, wurden in Folge dieses Rundschreibens gefänglich eingezogen und vor Gericht gestellt. Derjenige, welcher die Gefahr gezeigt hatte, wurde beauftragt, sie abzuwenden, was keine leichte Aufgabe war. In dem Geschwornengericht saßen lauter Stockengländer, welche von Haß gegen die Papisten brannten; allein die Geschicklichkeit O'Connell's beseitigte alle Hindernisse und die Angeklagten wurden freigesprochen.

Dieser Sieg war um so glänzender, je unerwarteter er kam. Wer hätte es sich je in Irland träumen lassen, daß Protestanten Katholiken freisprechen würden? Dieses Factum war so unerhört, so sonderbar, daß man den Vertheidiger bis in die Wolken erhob und ihm allein alle Ehre zuschrieb. Wir glauben jedoch dem Talente O'Connell's kein Haar breit zu nahe zu treten, wenn wir die Vermuthung wagen, daß bereits in der öffentlichen Meinung eine Reaction zu Gunsten der sieben Millionen Heloten eingetreten war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine lateinische und deutsche Schriften von Ludolf Dissen. Nebst biographischen Erinnerungen an Dissen von Fr. Thiersch, F. G. Welcker, K. O. Müller. Göttingen, Dieterich. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Der am 21. Sept. 1837 zu Göttingen verstorbene Georg Ludolf Dissen war einer der größten Philologen und Alterthumskenner unserer Zeit, einer der reichbegabtesten Lehrer und einer der besten und achtungswürdigsten Menschen, der keinen einzigen persönlichen Gegner gehabt, wol aber Viele zurückgelassen hat, die ihm mit inniger Liebe zugethan waren und deren Trauer sein Andenken ehrt. Ein edles Triumvirat dieser Freunde hat es übernommen, diese Trauer öffentlich auszusprechen und zugleich des trefflichen Gelehrten kleinere deutsche und lateinische Schriften herauszugeben. Thiersch eröffnet die Reihe und spricht über Dissen in seinen frühern Jahren, lebendig, anziehend und beredt, wie es die Weise des geistreichen Mannes ist. Thiersch und Dissen waren beide Zöglinge der Schulpforte in den Jahren von 1798—1804, und seine Schilderung des damaligen Lebens in dieser Anstalt, des mit großem Eifer betriebenen Privatstudiums der griechischen und lateinischen Dichter, der dürftigen Hülfsmittel zum Verständniß derselben und der glücklichen Änderung, die durch Ilgen's und Lange's Anstellung in den letzten Jahren ihres Schullebens vorging, wird auch von solchen ehemaligen Portensern mit Interesse gelesen werden, die Dissen's übrige Verdienste weniger kennen. Der Rector Ilgen hat, wie wir aus glaubwürdiger Mittheilung hinzusetzen können, noch in den letzten Jahren seines Lebens geäußert, er habe nie einem Schüler ein besseres Zeugniß ausstellen können als dem verstorbenen Dissen. Hierauf berichtet Thiersch über Dissen's akademisches Leben in Göttingen, wo er schon frühzeitig Heyne's Liebe und Achtung sich erwarb. Das bethätigte sich auch in den schönen Worten, welche dieser zu Thiersch redete, als er der schlimmen Lage von Göttingen und der Versäumniß gründlicher Studien, welche damals drohte, gedachte: „Dissen wird noch retten und halten, was zu halten ist; er hat Gelehrsamkeit, Geist und Methode und einen rechten Eifer für die Sache, der aus dem Herzen kommt. Wäre er nur physisch stärker. Ich besorge immer, wenn ich ihn sehe, daß er zerbricht. Indeß ist Leben und Energie in diesem schwächlichen Körper mehr als in dem größten, und diese macht doch am Ende die Hauptsache."

Von Dissen's spätern Lebensjahren spricht F. G. Welcker in der gemüthlichen und herzlichen Weise, welche alle Diejenigen kennen, die mit diesem trefflichen Mann je in irgend eine Berührung gekommen sind. Beide Männer kannten sich seit dem Jahre 1812, wo Dissen Professor in Marburg und Welcker in Gießen war; in Göttingen lebten sie späterhin drittehalb Jahre zusammen, und dies Verhältniß trug ihnen die schönsten und reichsten Früchte. Als Welcker nach Bonn gegangen war, begann ein fortgesetzter Briefwechsel. „Dissen's Briefe", sagt Welcker, „enthalten vermuthlich die zusammenhängendste und genaueste authentische Geschichte seiner Thätigkeit, seiner Erlebnisse und seines innersten Lebens seit unserer Trennung." Sie geben Nachricht von gemeinschaftlichen Bekannten und verbreiten sich über jede zur Zeit vorherrschende wissenschaftliche Thätigkeit, so über seine eigenen Pindarischen Werke, dann über Müller's zahlreiche Schriften und alle Bücher und kleinere Aufsätze Welcker's. Eine Anzahl derselben aus den Jahren 1825—37 sind hier mitgetheilt. In ihnen tritt besonders der Zusammenhang hervor, worin Dissen's drei letzte Arbeiten, seine Ausgaben des Pindar, des Tibull und der Demosthenischen Rede pro corona, entstanden sind; ferner eine heutiges Tages seltene Stärke und Innigkeit freundschaftlicher Gesinnung und die rührende Klage über die Abnahme seiner Kraft und Gesundheit, die vorzugsweise in der großen Schwäche seines Nervensystems lag. „Noch bin ich in den Vierzigen", schreibt er, „und könnte noch allerlei ausführen und wollte gern nützen; aber ich werde sicher bald erliegen, wenn nicht Wunder an mir geschehen. Die Vorstellung des Todes verläßt mich nicht mehr." Und in einer andern Stelle: „Von so vielen Planen meiner Jugend, als ich studirte mit geistreichen Freunden und allerlei träumte von Thaten in der Wissenschaft und sonstigem Lebensglück, weil es mir vorkam, als läge doch etwas in mir, von allem Diesen, was ist wirklich geworden? Nichts als Eines, das Glück wahrer und trefflicher Freunde, womit der Himmel mich erfreut hat." Von den philologischen Gegenständen ist besonders der Plan eines Werkes über die Technik des classischen Ausdrucks (in einem Briefe vom 15. Juni 1834) interessant, weil Dissen schon einige Abschnitte dieses Buchs gearbeitet zu haben versichert und es wol zu wünschen wäre, daß diese irgendwo mitgetheilt würden. Eine schöne Stelle über die Philologie setzen wir noch für Die her, welche Dissen für einen bloßen Grammatikus (nach dem vulgairen Sprachgebrauche) hatten. Er schreibt: „Die Erkenntniß des Schönen ist die erhabenste Aufgabe der Philologie; denn die vollendetste Darstellung des Schönsten in schönster Form ist das Wesen des hohen classischen Styls, und alles Begreifen, welches beim Einzelnen stehen bleibt, ist leer." In würdiger Einfachheit sind die letzten Stunden, die Welcker bei Dissen zubrachte (es waren gerade die Tage des göttinger Jubiläums), und sein Tod beschrieben worden. „Jedermann", heißt es am Schlusse, „freute sich, daß er einen so leichten

Tod gehabt hatte, nachdem er noch seine letzte Arbeit vollendet und viele alte Freunde wiedergesehen."

Hierauf folgen die „Ergänzenden biographischen Nachrichten" von K. O. Müller. Von ihm hatte Dissen, wie Welcker versichert, wiederholt mit hoher Liebe gesprochen und erklärt, daß er nichts aufzufinden wisse in irgend einem Verhältnisse dieses seines Collegen und Freundes, das er nicht gutheißen müsse. Der berühmte Archäolog gibt von in einer sehr ansprechenden und dies Urtheil Dissen's vollkommen bestätigenden Erzählung Nachricht von Dissen's Ältern und Herkunft (er war am 17. Dec. 1784 geboren), von seiner Universitätszeit und der philologischen Verbindung, in welcher er während dieser Zeit mit jungen Edelleuten aus den russischen Ostseeprovinzen, wie Stackelberg, Baranow und Andern, lebte; von dem Anfange seiner Vorlesungen und der von ihm 1811 unter Heyne's vollkommener Beistimmung gestifteten philologischen Gesellschaft. Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Marburg kehrte Dissen 1813 nach Göttingen zurück und hat seine edelste Kraft dieser Universität gewidmet, so viel und so lange es ihm seine Körperleiden gestatteten. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch selbständige Forschung einerseits, andererseits durch gewissenhafte Durcharbeitung des Stoffes, Klarheit und Präcision der Darstellung und ganz vorzüglich durch einen sehr gemessenen logischen Gang aus. Diese logische Schärfe und ein ihm besonders wichtiges combinatorisches Verfahren herrschte auch in der Methode seines wissenschaftlichen Verfahrens überhaupt vor, welches Müller an Dissen's drei größern Ausgaben des Pindar, Tibull und Demosthenes sehr zweckmäßig entwickelt hat. Sein Leben aber war während dieser literarischen Arbeiten immer einsamer und trüber geworden. Wenngleich er in einer Gartenwohnung innerhalb der Stadtmauern sehr abgeschieden lebte, so erhielt er sich doch die lebhafteste Theilnahme für alle Angelegenheiten seines bisherigen Wirkungskreises, nahm auch so lange als möglich an der Verwaltung des philologischen Seminars Antheil und suchte immer noch in Verbindung mit den ausgezeichneten jungen Philologen, die sich in Göttingen bildeten, zu bleiben. Als das Jubiläum herannahte, wählte er sich die Verfertigung des „Carmen saeculare". Dies ist ein echter Abdruck seiner patriotischen Liebe zur Georgia Augusta. „Denn in ihm", sagt Müller, „war noch ganz jener gute Sinn, der bei jedem Beginnen nach der Wahrheit und Wissenschaft zunächst das Heil und die Ehre der Universität bedenkt; Dissen hat das Seinige dazu beigetragen, ihn lebendig zu erhalten und drei jüngern Collegen anzuregen." „Auch für die Zukunft unserer Universität", fährt derselbe fort, „hatte Dissen ein gutes Vertrauen; er verlangte noch im letzten Billet, das ich von seiner Hand aufbewahre, von meiner Jubelrede einen ungemischten Ausdruck von guten Hoffnungen für unser zweites Jahrhundert, als mir mein Vorsatz gestattete, in diesen Panegyrikus niegend mehr als die volle Überzeugung und wirkliche Herzensmeinung auszusprechen." Und so wird denn Dissen auch mit Recht glücklich gepriesen, daß ihn die Vorsehung vor den auf das Jubiläum so rasch folgenden Unfällen der Universität Göttingen hinweggenommen und ihm die schweren Conflicte von Pflichten und Neigungen erspart hat, die sich durch keine Schranken wissenschaftlicher Abgeschlossenheit zurückweisen ließen.

Die kleinen Schriften in lateinischer und deutscher Sprache, welche diese Sammlung enthält, sind sämmtlich philologischen Inhalts. Ihr Werth ist seit einer Reihe von Jahren anerkannt; sie sind durchweg die Lesefrüchte der gründlichsten philologischen und philosophischen Studien, ja, man könnte sie einen praktischen Commentar zu jenen Idealen einer Verbindung zwischen der Philosophie und Philologie nennen, wie sie Hemsterhuys in seiner Rede: „De mathematum et philosophiae studio cum literis humanioribus coniungendo", so schön geschildert hat. Für den gegenwärtigen Aufsatz genügt die bloße Aufführung der Titel. Aus Dissen's früherer Zeit finden sich die drei Abhandlungen: „De temporibus et modis verbi Graeci" (1808), „De philosophia morali in Xenophontis de Socrate commentariis tradita" (1812), „De sententiis conditionalibus" (1813); von den spätern die vier akademischen Schriften, die gewiß vielen Philologen unbekannt geblieben sind: „De partibus diei et noctis ex divisionibus veterum" (1836), „De arte combinatoria in Platonis Theaetato" (1836), „De νόμοις ἀγράφοις" (1837) und „Et scholae et vitae discendum est" (1837). Hieran schließt sich das im Namen der Universität verfaßte „Carmen saeculare" und eine 1833 in der Societät der Wissenschaften gehaltene Vorlesung über die Anordnung der olympischen Spiele aus den „Göttingischen gelehrten Anzeigen". Es ist ferner zu loben, daß die Herausgeber eine Anzahl von Recensionen Dissen's aus dem oben genannten Journale aufgenommen haben, in denen sich überall Dissen's Klarheit und wohl geordnete Gelehrsamkeit bewähren. Als besonders wichtig sind von die Homerischen Arbeiten über Angelo Mai's „Fragmenta Iliadis", Payne Knight's Ausgabe, W. Müller's „Homerische Vorschule" (diese meist tadelnde Recension hat Baumgarten-Crusius in der neuen Ausgabe dieses Buches nicht benutzt), Nitzsch's „Anmerkungen zur Odyssee" und Völcker's „Homerische Geographie" erschienen; ferner die Recensionen über Platon's Leben und Schriften von Ast, Welcker's „Äschyleische Trilogie", Schaubach's „Fragmenta Anaxagorae" und Ritter's „Geschichte der pythagorischen Philosophie". Dissen's günstiges Urtheil über die erste Ausgabe der Rost'schen griechischen Grammatik haben die nachfolgenden Auflagen des so brauchbaren Buches hinlänglich bestätigt.

Wir ersehen aus dem Aufsatze Müller's, daß der ökonomische Ertrag der vorliegenden Schrift den Angehörigen Dissen's bestimmt ist, und geben gern der Hoffnung Raum, daß bei der großen Anzahl dankbarer Schüler des Verewigten diese Erklärung eines guten Erfolgs nicht verfehlen werde. L.

Notiz.

Reg-Rowan.

In der Nachbarschaft von Kabul gibt es ein eigenthümliches akustisches Phänomen, demjenigen ähnlich, welches man am Jabal Nakous oder dem tönenden Gebirge, nahe bei Tor am rothen Meere, bemerkt hat. Man nenne die Gegend, wo man das Phänomen wahrnimmt, Reg-Rowan (sich bewegender Sand), und Baber beschreibt sie mit folgenden Worten: „Zwischen diesen Ebenen befindet sich ein kleiner Berg, vom Gipfel bis zum Fuße von einer Sandader durchschnitten. Man sage, daß von ihm während des Sommers ein Geräusch wie von Trommeln und Trompeten ausgeht." Nachdem der gegenwärtige Häuptling von Kabul seine Autorität in jenen Gegenden befestigt und die sie beunruhigenden Stämme bezwungen hatte, machte der Capitain Burnes einen Abstecher in diese früher unzugängliche Gegend und lieferte später im Aprilhefte des „Asiatic journal" von 1838 folgende Beschreibung davon: „Reg-Rowan liegt 40 Meilen im Norden von Kabul, gegen den Fuß des Gebirges Hindukusch hin. Zwei abgesonderte Hügelketten begegnen sich hier. An dem obern Theile des Einschnitts bildet ein Sandlager, so rein wie der Meersand, die Oberfläche des Gipfels, welcher ungefähr 400 Fuß hoch ist. Wenn man diesen Sand durch einen Trupp von Leuten, die entlang der Fläche hinabrutschen, in Bewegung setzt, so vernimmt man einen Schall." Der Reisende vernahm ihn in zwei Wiederholungen, und zwar so stark, als rühre er von einer enormen Trommel her. An demselben Orte befindet sich auch ein starkes Echo. James Prinsep erklärt diese sonderbare Erscheinung durch den im Herde des Echos selbst verdoppelten Aneinanderstoß der Sandkörnchen, welche die Luft in Vibration setzen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 322. — 18. November 1839.

L'Irlande sociale, politique et religieuse par *Gustave de Beaumont*. Zwei Theile.

(Fortſetzung aus Nr. 321.)

Wenn man die ſtaunenswürdige Thätigkeit O'Connell's und die übermäßige Aufregung ſieht, welche ihm überall, wo er auftritt, die erſte Rolle anweiſt, ſo meint man, daß dieſes ſtürmiſche Leben Mußeſtunden und Ruhetage nöthig habe, um ſeine Säfte zu erneuern; und doch iſt ein Tag deſſelben ſo ausgefüllt wie der andere. Der Leſer verſetze ſich mit uns in ein hübſches Haus ſüdlich von Merion Square, um die Zeit wo das parlamentariſche Leben den dubliner Advocaten noch nicht aus ſeiner Heimat vertrieben hat. Frühmorgens ſehen wir dort einen Mann von großer Statur und athletiſchem Körperbaue vor ſeinem Schreibepulte ſtehen und in tiefes Nachdenken verſunken. Das gerade vor ihm ſtehende Crucifix, ſeine beſchauliche Haltung, ſeine blühende Geſichtsfarbe, die mönchsmäßige Wölbung ſeines Nackens und ſeiner Schultern könnten uns leicht auf den Gedanken bringen, daß wir irgend einen frommen Würdenträger der katholiſchen Kirche vor uns haben, der in ſeine Morgenandacht vertieft iſt; allein an den einfach gebundenen und vielfach gebrauchten juriſtiſchen Werken, die in den Fächern ſeiner Bibliothek ſtehen, an den zahlreichen Broſchüren, Pamphlets und Zeitungen, welche auf dem Tiſche aufgeſtapelt ſind oder auf dem Teppich zerſtreut umherliegen, an den geſtempelten und mit rothen Fäden zuſammengenäheten Manuſcripten, welche das halbe Zimmer füllen, erkennen wir ſofort, daß dieſer ernſte Denker ſich nur mit den Geheimniſſen der Geſetzbücher abgibt. Wir wiſſen nun zwar, daß er Juriſt iſt; aber wenn wir nach ſeiner ganzen äußern Schwerfälligkeit urtheilen wollten, ſo würden wir ihn blos für einen der gewöhnlichen Rechtsgelehrten halten, welche aus ihrer Wohnung einen Sitz der Chirane machen, welche durch ſauere Arbeiten das Talent ergänzen, welches ihnen eine ſtiefmütterliche Natur verweigert, und ſich in den bodenloſen Abgrund der Texte und Formeln verſenken.

Wenn wir jedoch einige Stunden darauf den Gerichtsſitzungen beiwohnen, ſo ſehen wir mit Erſtaunen, daß unſer ſtiller, ſchweigſamer Klausner von dieſem Morgen eine der geſprächigſten und lärmendſten Perſonnagen jenes tumultuariſchen Treibens iſt. Aus ſeinem Geſichte ſprühen Witz, Schalkheit und Lebhaftigkeit; er drückt mit väterlicher Zärtlichkeit einen dicken Actenſtoß an ſeine Bruſt, welchen er kaum mit ſeinen gewaltigen Armen umſpannen kann; um ihn herum wirbelt ein Schwarm von Clienten und Sachwaltern, welche jede ſeiner Bewegungen belauſchen, jedes Wort aus ſeinem Munde auffangen und über jeden ſeiner luſtigen Einfälle in lautes Lachen ausbrechen oder bis zu Thränen gerührt werden, wenn ſeine ernſte, feierliche, volltönende Stimme die Leiden Irlands erzählt und die Stunde der Rache verkündet. Alsdann ſind wir überzeugt, daß wir den großen und berühmten Advocaten vor uns haben, und wenn wir ihn zu den verſchiedenen Gerichtshöfen begleiten wollen, ſo bemerken wir bald die vorzüglichen Eigenſchaften, welche ihn als Rechtsgelehrten in ſo hohem Grade auszeichnen: ſeine unermeßliche Gelehrſamkeit, ſeine gründliche Geſchäftskenntniß, ſeine Feuerſeele, welche ihn nicht blos zu dem beſten Advocaten, ſondern auch zu dem beſten Freunde ſeines Clienten macht, ſeine Geiſtesſchärfe, ſeine ſchnelle Auffaſſungsgabe, ſeine Einbildungskraft, ſeine bewunderungswürdige Leichtigkeit, Ideen zu ordnen und gleich in einer Sprache vorzutragen, die ſich in tauſend Wendungen und Schlingungen bewegt, ſeine unverwüſtliche Heiterkeit, ſeine ewig muntere Laune und vor Allem ſeine wunderbare Beweglichkeit.

Um drei Uhr, wenn die Gerichtsſitzungen vorbei ſind, hat er allein eine Menge Geſchäfte abgemacht, deren Studium und Leitung hinreichend wäre, die meiſten Naturen zu Grunde zu richten. Wenn wir indeß am Schluſſe der Gerichtsſitzungen uns noch aufgelegt fühlen einer der politiſchen Volksverſammlungen beizuwohnen, welche täglich in Dublin gehalten werden, ſo treffen wir denſelben Mann wieder, der nunmehr der eingefleiſchte belebende Geiſt des Volksmurrens geworden iſt und die ſtürmiſchſten Debatten mit einer ungewöhnlichen Lungenſtärke und Energie leitet, ohne ſich auch nur einen Augenblick ausgeruht und erholt zu haben. Er verläßt nicht eher die Sitzung, bis er mit Gewalt oder Überzeugung alle ſeine Anträge durchgeſetzt hat. Wenn wir wiſſen wollen, wie O'Connell ſein ermüdendes Tagewerk beſchließt, ſo müßten wir ihn noch bei irgend einem patriotiſchen Schmauſe aufſuchen, von wo er erſt ſpät in der Nacht aufbricht, nachdem er an den lärmenden Freuden der Tafel gehörig Theil ge-

Digitized by Google

nommen und ein halb Dutzend Toaste und Reden zu Ehren Irlands ausgebracht hat; erst dann ersetzt eine kurze Zwischenzeit der Ruhe den unglaublichen Aufwand von Thätigkeit, und am folgenden Tage vor Sonnenaufgang finden wir den „König von Irland" schon wieder bei der Arbeit.

Die Kritik, welche unstreitig immer das Recht hat, gegen potenzirte Menschen strenge zu sein, wirft O'Connell vor, daß er mit seiner Beredtsamkeit nicht sparsam genug umgehe und in seinen Ausdrücken nicht Maß genug halte. Wenn man im Sinne hat, seine Reden den strengen Regeln der Schulrhetorik zu unterwerfen, so könnte man ihm allerdings vorwerfen, daß seine Redefertigkeit bisweilen in Redseligkeit und seine Ironie in Schmähung ausartet; auch dürften die kitzlichen Geschmacksprofessoren und Ästhetiker, welche dem irländischen Volksredner ihre Lectionen aufdringen wollen, sich rühmen, daß sie den Nagel auf den Kopf getroffen hätten, wenn er ihnen das Recht einräumte, ihn vor ihr Gericht zu stellen und zur Rechenschaft zu ziehen. Aber O'Connell hat nie die Prätention gehabt, Schriftsteller zu sein: er ist Advocat und Volkstribun; die Gerichtssitzungen und die Volksversammlungen sind die beiden Schauplätze, wo er sich gleich geschickt tummelt. Er imponirt dem Richter durch sein gründliches Wissen und elektrisirt das Volk durch seine hinreißende Beredtsamkeit. Dem Zuhörer, der eben Beifall geklatscht hat, mag wol später, wenn er sein Gedächtniß zusammennimmt, hier und da ein geschrobenes Bild und ein gewagter Spaß einfallen; allein so lange er dem Redner gegenübersteht, fühlt er sich nur tief ergriffen und der magische Hauch des mächtigen Wortes berauscht ihn mit allen Übrigen. Was liegt O'Connell an den Erinnerungen des Puristen, wenn er ihn in seiner Gegenwart überwältigt? Was liegt ihm daran, daß man ihm die Redekunst abstreitet, wenn er die Überredungskunst behält? Wäre er in die kalten Regionen der gebildeten Beredtsamkeit hinaufgestiegen, so würde er unbedingt an Einfluß und Wirkung eingebüßt haben, was er an Schönheit und Correctheit gewonnen hätte. Der wahre Redner ist Derjenige, welcher sich mit dem Geiste seiner Zuhörer in Einklang zu setzen weiß, welcher ihre Gedanken theilt und hervorlockt und ihre Leidenschaften so genau kennt, daß er sie nach Belieben zu dämpfen und zu lenken vermag; er muß in das Geheimniß ihrer Stärke und in die Mysterien ihrer Schwächen eingeweiht sein, damit er selbst ihre Vorurtheile sich zu nutze macht und alle verwundbaren Stellen auffindet, wo die Pfeile seines Wortes durchdringen können. Als ein solcher bewährt sich O'Connell. Er bedenkt wohl, daß er nicht zu feinhörigen, abgeschliffenen Hellenen spricht, welche, wie uns griechische Philosophen, Sprachforscher und Rhetoren erzählen, sich von einzelnen schönen Klängen, künstlichen Phrasen und Wortfällen hinreißen ließen; er vergißt nicht, daß er seine lieben Irländer vor sich hat, durch die Unterdrückung in ein festes Bruderband vereint, in ihrer Liebe und in ihrem Hasse überspannt, gutmüthig von Natur, grausam aus Rache, mitleidig und weichherzig, weil sie im Unglück und Elend sind, naiv, zutraulich und leichtgläubig, weil sie stets Besserung hoffen, wild und unbarmherzig, weil sie vom Hunger geplagt werden. O'Connell sieht wohl ein, daß er, um Wirkung hervorzubringen, sich an die Zustände und Empfindungen wenden muß, die er am sichersten bei seinen Zuhörern voraussetzen kann, und da er seine lieben Landsleute durch und durch kennt, so weiß er sie bei allen ihren Empfindungen zu fassen, alle ihre jähzornigen Gelüste zu stacheln und alle ihre Fibern in Zuckung zu setzen. Ohne Maß und Ordnung, wie sein Auditorium, überläßt er sich ganz der aufbrausenden Begeisterung eines wilden Naturssohns: seine Stimme wiederholt die Gesänge der Berge, die Schmerzen der Hütten; er bückt sich zu seinen Zuhörern herab, um sie zu sich heraufzuheben, denn er denkt mit Jean Paul: „Der Mensch muß, wie alle Gebäude, erst gehoben werden, ehe er reparirt werden kann"; und wenn er die Seele seiner Zuhörer nach dem Muster des populairsten Volksredners, Jesus, durch Sentenzen, Gleichnisse und Gegensätze erbaut und belehrt hat, versetzt er sie in die hohe Sphäre seines Geistes, entwickelt ihnen seine eigenen Erfahrungen und herrlichsten Empfindungen und führt sie zur Eroberung der heiligen Rechte, welche man ihnen verweigert.

Übrigens wäre es ein Wunder, wenn O'Connell bei seinen Landsleuten keine Popularität erlangt hätte; denn es gibt in ganz Irland keinen irländischern Nationaltypus. An dem schlanken Wuchse, an den mächtigen Körperformen, an der blühenden Gestalt, welche Gesundheit und gute Laune verkündet, an den zugleich männlichen und lieblichen Zügen, an den großen blauen Augen, worin sich, ich weiß nicht welcher Contrast von Kühnheit und Wohlwollen, von Sympathie und Schadenfreude, von Beweglichkeit und Sanftmuth, von Bescheidenheit und Anmaßung, von Demuth und Selbstzufriedenheit malt, erkennen wir auf den ersten Blick einen echten Abkömmling Erins, und zwar von der ältesten Ursace. Er hat durchaus nichts Englisches, Phlegmatisches, Berechnetes und Zugeknöpftes an sich; er ist ein abgesagter Feind der Ruhe, mobilitate viget, er scheint in fortwährender Gährung und permanentem Aufruhre begriffen; wenn wir ihn nur über die Straße gehen sehen, so errathen wir gleich, daß wir einem Manne gegenüberstehen, der den Eid geschworen hat, sein unterdrücktes Vaterland zu rächen. Er wirft seinen aufrührerischen Kopf hintenüber und scheint gleichsam der bestehenden Staatsgewalt den Fehdehandschuh hinzuwerfen; jede seiner Bewegungen könnte einen Tendenzproceß motiviren, und ein fanatischer Untersuchungsrichter oder ein parteiisches Geschwornengericht würde in seinem Gange, in seinem Anstande, in dem Tone seiner Stimme, in seinen Mienen und Blicken, kurz in seiner ganzen Haltung lauter Beweise des Hochverraths finden.

Dieses stolze Nationalbewußtsein ist ein Hauptcharakterzug in der Physiognomie O'Connell's; nicht blos in den politischen Processen und Volksversammlungen läßt er seine patriotische Entrüstung laut werden, dieselben Ideen und Gedanken begleiten ihn in die kleinsten De-

Digitized by Google

tails seines Gerichtslebens. Selbst bei der Besprechung und Discussion des trockensten Rechtspunktes findet er Mittel und Anlaß, irgend eine rührende Episode über die Leiden Irlands einzuflechten; sein armes Volk und Vaterland schwebt stets seinem Geiste vor. Die Grenzstreitigkeiten eines Protestanten und Katholiken geben ihm die willkommene Veranlassung, die Geschichte der englischen Eroberungen und Confiscationen zu erzählen und gegen die Rechtmäßigkeit derselben zu protestiren, indem er auf die unverjährbaren Rechte Irlands trotzt. Diese Hartnäckigkeit mag vielleicht übertrieben sein, aber sie hat auch etwas Trostvolles für die Unterdrückten, welche ihren Vertheidiger Tag und Nacht auf der Bresche und selbst dann kämpfen und wachen sehen, wenn ihre Tyrannen schlafen. Diese beharrliche, rastlose Thätigkeit hat ihm unstreitig seine unermeßliche Popularität zugezogen und jene zahlreiche Menge zu seinen Fahnen versammelt, welche seine Worte gleich dem Donner des Himmels elektrisiren und welche ihn in ihrer Bewunderung das große O nennt.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir den dubliner Advocaten auf allen Wegen seines vielfältigen Lebens begleiten wollten; jedoch können wir der Versuchung nicht widerstehen, dem Leser zu sagen, wie das große unsterbliche Meisterwerk O'Connell's zu Stande kam, nämlich die politische Eroberung, welche den Katholiken Irlands die Thore von Westminster geöffnet und fortan die Rückkehr des fremden Despotismus unmöglich gemacht hat. Hr. v. Beaumont sagt zwar viel Schönes und Gutes von der katholischen Association, aber er läßt den Leser in Unwissenheit darüber, wie sie ins Leben getreten und zu ihrem jetzigen Einfluß gekommen ist.

Es war im Laufe des J. 1823, als die beiden berühmten Streiter für irländische Volksrechte, O'Connell und Sheil, zufällig in dem Hause eines gemeinschaftlichen Freundes in den Gebirgen von Wicklow zusammentrafen. Sie faßten daselbst den Entschluß, alles Mögliche aufzubieten, um den Eifer der Katholiken wieder anzufeuern, welcher durch eine lange Reihe ohnmächtiger, vergeblicher Anstrengungen abgespannt und erkaltet war. Man stellte die Grundlagen einer neuen Association fest, welche sich als Zweck vorsetzte „die Annahme aller gesetzmäßigen und constitutionnellen Maßregeln, welche am geeignetsten seien, die katholische Emancipation herbeizuführen". Es wurden darauf Rundschreiben an die einflußreichsten Männer der katholischen Partei ausgesandt. Der Erfolg entsprach anfangs durchaus nicht den Erwartungen der beiden Stifter und munterte eben nicht zu weitern Schritten auf: sehr Wenige antworteten auf die Aufforderung, welche die beiden Patrioten an ihre Landsleute gestellt hatten. Sie ließen sich jedoch nicht lere machen und begannen ruhig ihr Werk. Das provisorische Reglement bestimmte, wenn zehn Mitglieder beisammen seien, so könne die Sitzung anfangen; allein die Gleichgültigkeit und Apathie war so allgemein, daß man drei Sonnabende hintereinander unverrichteter Sache auseinandergehen mußte, weil sich nicht so viele Personen eingefunden hatten, als nöthig waren, um die Sitzung zu eröffnen.

Man hielt die Zusammenkünfte in dem Hinterstübchen eines Buchhändlers in Capel Street zu Dublin. Am 25. Mai 1823 wurde die Versammlung zum vierten Male zusammenberufen. Es war nahe an 3 Uhr, welche Stunde man festgesetzt hatte, um die anwesenden Mitglieder bei Namen aufzurufen, und es fanden sich erst acht Personen beisammen. Einem Paragraphen des Reglements zufolge war jeder Geistliche, welcher Religion er auch angehören mochte, von Rechtswegen Mitglied der Association. O'Connell verläßt plötzlich das Versammlungsstübchen, begibt sich in den vordern Laden, trifft daselbst fünf Studenten von Maynooth, welche soeben die Priesterweihe empfangen hatten, und macht ihnen den Vorschlag, mit in die Versammlung zu kommen, damit sie vollständig werde. Sie sind anfangs unschlüssig und lehnen endlich seinen Antrag entschieden ab. O'Connell will keine Zeit mit unnützen Bitten und Vorstellungen verlieren; er nimmt Einen nach dem Andern bei der Schulter, schleppt sie mit Gewalt in die Hinterstube und eröffnet die Sitzung. Das war der Anfang der großen katholischen Association, welche bald keine Ebene mehr finden konnte, die weitläufig genug war, um die Millionen zu fassen, welche sie in Bewegung setzte. Am nächsten Sonnabende war die Versammlung zahlreicher: die Subscribenten stellten sich in Menge ein, und das Bestehen der Association war fortan gesichert.

Es blieb noch übrig, sich einen günstigen Erfolg zu sichern; zu dem Behufe brauchte man einen Nationalschatz. Man hatte die jährliche Subscription anfänglich auf ein Pfund Sterling angesetzt; aber diese Summe war viel zu hoch, als daß sie der arme Paddy auftreiben konnte; die Subscription wurde deshalb auf einen Penny per Monat herabgesetzt. Was diese Steuer einbrachte, nannte man die katholische Rente, welche sich bald auf mehre Millionen belief und ein sprechendes Zeugniß ablegte von der Wahrheit, daß selbst die Schwächsten wunderbar stark sind, wenn sie einig sind.

Die Vorsteher der Association ließen es sich zu allererst angelegen sein, das Volk und die Massen für sich zu gewinnen, indem man ihnen Schutz gegen Bedrückung verhieß, welchen sie bei der Regierung nicht fanden. Die frühern Associationen in Irland zu Zeiten des amerikanischen Freiheitskriegs und der französischen Revolution waren immer ohne Resultat geblieben, weil sie versäumt hatten, die armen Volksclassen in ihr Interesse zu ziehen; die erste Sorge der neuen Association war die Beschützung des Armen. Wenn ein Beamter von der orangistischen Partei der Parteilichkeit bezichtigt ward, so stellte man sogleich eine Untersuchung an, und es wurde sofort ein Advocat abgesandt, um ihn in die Schranken der Mäßigung und Gerechtigkeit zurückzuweisen. Wenn in einem der blutigen Auftritte, welche den Norden Irlands desolirten, ein Katholik getödtet wurde, begaben sich Rechtsgelehrte auf der Stelle nach dem Schauplatze des Verbrechens, um Schadenersatz zu fodern. Man erhielt nicht immer, was man verlangte; allein für die Wittwe und die Kinder des Ermordeten war die Sympathie ihrer Lands-

Digitized by Google

leute wenigstens ein Trost. Die allgemeinen Misbräuche wurden ebenso heftig angegriffen als die einzelnen Übelthaten. Die oligarchische Raubgier, in allen möglichen Formen bestritten, merkte, daß ihre Zehnten, ihre Kirchentaxen und ihre Pachtzinse sich verringerten, während die Menge, seit langer Zeit daran gewöhnt, die Freunde der Regierung als Feinde des Volks zu betrachten, bereitwillig ihre Unterwerfung und Hülfe Denjenigen anbot, welche den Willen und die Macht hatten, sie zu beschützen.

Mit Staunen und Schrecken sah das Cabinet von St.-James, daß Leute, denen die Landesgesetze alle Zugänge zur Verwaltung verschlossen, eigentlich das Staatsruder in Irland an sich rissen und einen unbedingtern Gehorsam fanden als der unumschränkteste Alleinherrscher, und Steuern erhoben, welche mit einem Eifer bezahlt wurden, den der Kanzler der Schatzkammer niemals angetroffen hatte. Vergebens bemühte sich die englische Regierung, einen Vorwand ausfindig zu machen, um die Association mit den Waffen des Gesetzes anzugreifen; vergebens sandte man von London eigene Emissaire, welche alle Schritte und Bewegungen der Anführer genau ausspioniren und zusehen sollten, ob darin nicht irgend ein Grund zur Anklage zu entdecken sei: O'Connell trug Sorge dafür, daß man keinen Schritt breit von der Gesetzlichkeit abwich, und er kannte die Geheimnisse der englischen Gesetze so genau, daß der Attorney General jeden Morgen umsonst die Berichte der Sitzungen durchlas und darin auch nicht den mindesten Stoff zu einer gerichtlichen Untersuchung auffand.

Eines der erfreulichsten Resultate der katholischen Association für Irland war, daß die grausamen Wirren und Unruhen, welche Irland so lange mit Blut befleckt hatten, in Gegenwart dieser friedlichen Empörung aufhörten, und daß am Ende 1824 im ganzen Lande sich eine Ruhe verbreitete, welche es seit der englischen Eroberung nicht mehr erlebt hatte. O'Connell ward nicht müde, das Volk zu bitten und zu beschwören, den geheimen Gesellschaften, dem White-boyism zu entsagen, der eine Art Femgericht für Irland niedergesetzt hatte und blutige Rache übte. „Ich kenne nur einen Feind", sagte O'Connell, „der für Irland zu fürchten ist: ich meine Denjenigen, welcher das Gesetz überschreitet; ich kenne nur ein Ding, welches die Freiheit gefährden kann: ich meine die Übertretung des Gesetzes." Diese Principien verliehen der Association ihre ganze Stärke; ihren Grundsätzen getreu, hatte sie sich nicht blos damit begnügt, öffentliche Proclamationen machen zu lassen, um den bewaffneten Aufstand überall zu unterdrücken, sondern sie schickte auch ihre Abgeordneten in die trostlosesten Provinzen, ihre Friedensboten gingen von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte und bewirkten die Rückkehr der Ruhe und des Vertrauens. Sehr bald hatte man nicht mehr die nächtlichen Morde und Brandstiftungen zu beklagen, welche der guten Sache schadeten; das Volk vertraute auf den verständigen Eifer seiner Führer, und da die segensreichen Wirkungen des gemeinschaftlichen Beisammenstehens die Leiden eines Jeden milderten, so dachte Niemand mehr daran, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Berbach oder Berwuch, das alte Tyrus des westlichen Indiens, war im Alterthume die bedeutendste Handelsstadt der Halbinsel, der Punkt, wo Afrikas, Ägyptens und Arabiens Schätze zusammenflossen. Noch da, als die Residenz der Bataras nach Anhulwarra verlegt war (in der Mitte des 8. Jahrhunderts), blieb es, ungeachtet seine Lage es nicht zum Hafenart macht, ein Hauptstapelplatz des Handels. „Es ist", bemerkt James Todd, „das Barygaza oder Brigugcho der Alten, dessen Handelsgröße der Verf. des „Periplus" kennen lernte und Arrian beschreibt. Mit den nämlichen Waaren, welche er aufzählt, waren noch im 8. und 12. Jahrhunderte die 84 Bazars dieser dieser Stadt gefüllt; ihre Lage am Sarasvati, in gleich weiter Entfernung von den Seehäfen in dem Busen von Kutch und von Cambay, machte sie zu einem dauernden Marktplatz für den indisch-arabisch-äthiopischen Handel. Ihre beiden Häfen Guina oder Cambayet und Mandvie waren jeder etwas über 20 deutsche Meilen von ihr entfernt, und wenn Antwerpen zur Zeit seiner Blüte 10,000 Wagen mit dem Transport der Waaren beständig beschäftigte, welche 400 Schiffe brachten oder hatten, wie viel großartiger muß das Leben an diesem Orte, einst der Hauptstadt von 18 Königreichen, gewesen sein, dem der Reichthum aus allen Häfen Asiens zuströmte, der seinen Landhandel bis zu den Bergen der Tatarei trieb. Die arabischen Reisenden im 8., 10. und 12. Jahrhunderte sprechen nur mit Erstaunen von der Größe und dem ungeheuern Wareneumsatz dieser Stadt. Außer den 84 Bazars, von denen jeder einem Haupthandelsartikel bestimmt war, besaß sie noch 84 öffentliche Plätze. Jetzt ist bis auf die Spur der Wälle, welche den Palast der hier einst residirenden Herrscher umgaben, Alles verschwunden; denn im Orient werden die Städte leicht von einem Orte zum andern verpflanzt, und ist eine solche einmal verlassen, dann bleibt bald nichts mehr von ihr übrig als die heiligen Gebäude und die bnories oder Wasserbehälter." Todd vergleicht hierauf die Waaren, welche von Arrian als Hauptartikel des Handels zwischen Barygaza und dem rothen Meere aufgeführt werden, mit denen, welche die indischen Annalen (Charitra) von Anhulwarra und Patan nennen. Es sind ziemlich die nämlichen. Unter den Einfuhrartikeln befinden sich Elfenbein aus Afrika, woraus Armbänder für die Weiber verfertigt wurden, und Wein, der also unter den Radschputen der frühern Zeit ebenso beliebt gewesen zu sein scheint wie jetzt. Ausfuhrartikel waren Perlen, edle Steine, wie Diamanten u. a., und Musselline, denen nebst Seiden- und Purpurstoffen ein besonderer Bazar angewiesen war. Räuchwerk und köstliche Salben hatten auch ihren eigenen Markt; der Pfeffer, Zimmt und Weihrauch, den wir im 8. Jahrhundert (735) in der Zelle des berühmten englischen Mönchs Beda finden, kam von hier dahin. Narden, Pfeffer, Myrrhen und den Onyx läßt Arrian von Minagara kommen, dem Saminagur oder Tatta im Delta des Indus. Die genannten Artikel sind mit Ausnahme des Onyx Producte Tibets; der Indus diente demnach zum Communicationsmittel. Der Onyx oder Salomonsstein (Sulimani Putr d. i. petra) wird zu Kaipipli in Guzurate gefunden. Mit Seide, einem Hauptausfuhrartikel von Barygaza, meint Todd, wurde dieser Ort nicht blos von dem nahen Tagara aus, sondern von den großen Seidenmärkten Multans, Sirhinds und anderer nördlichen Plätze versorgt. Sirhind oder Sirichahind hält er für das Serica der Alten, das man gewöhnlich an der chinesischen Grenze sucht. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 323. — 19. November 1839.

L'Irlande sociale, politique et religieuse par *Gustave de Beaumont*. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 322.)

Diese plötzliche Revolution in dem geistig verwilderten Irland war die bitterste Kritik der englischen Regierung. Der moralische Einfluß einiger Volksmänner hemmte mit einem Male die Ausbrüche der Wuth und Rache, woran alle Bemühungen und Gewaltthätigkeiten Englands gescheitert waren. Großbritannien sah ein, daß der Friede ihm Irland aus den Händen wand. Als Irland der ewige Herd von Volksaufständen, Parteikämpfen und geheimen Gesellschaften war, konnte man sich tyrannische Maßregeln in Masse erlauben; seitdem aber Irland ein einziger großer Bürgerverein geworden, dessen sämmtliche Mitglieder das Bewußtsein ihrer Rechte hatten und sie vor der ganzen Welt ausriefen, schüttelten die englischen Minister nachdenklich die Köpfe und beschlossen die katholische Association auszurotten. Der erste Schlag wurde gegen das Haupt geführt. Der Kronanwalt verklagte O'Connell wegen aufrührerischer Reden, die er in einer Versammlung gehalten haben sollte; allein die Anklagejury wies seine Anklage zurück. Dieser Angriff war jedoch für die Katholiken um so empfindlicher, da er von einem ihrer ehemaligen Verbündeten ausging, Herrn Plunkett, und in einer der nächsten Versammlungen machte Sheil einen Antrag, der dem Publikum ihren Unwillen mittheilen sollte. Darin heißt es unter Anderm:

Wenn O'Connell Kronanwalt wäre und Herr Plunkett der hochherzige Volksführer, wenn Marc-Anton Brutus und Brutus Marc-Anton wäre, was würden wir da für heftige Reden gehört haben! welch reichlicher Zündstoff wäre da unters Volk gekommen! welche Lavaströme der Beredtsamkeit wären da geflossen! Selbst die Steine hätten an dem Aufstande Theil genommen. Gebe der Himmel, daß nicht blos Herr Plunkett, sondern auch jeder Protestant, welcher mit unverschämter Herablassung unsere Unvorsichtigkeit bedauert, nur einen Augenblick einwilligen möchte, sich an unsere Stelle zu versetzen! Er würde uns alsdann sagen, wie wir ähnliche Empfindungen in gemäßigterer Sprache ausdrücken können; er würde den Ingrimm kennen lernen, welcher jene große Sklavengemeinde in Aufruhr bringt, womit ihn alsdann das Unglück vereint hätte.

Das englische Ministerium beschloß, die lästige Gesetzlichkeit zu Gunsten der Association umzustoßen und über den Haufen zu werfen. Bei der Eröffnung der Parlamentssitzung von 1825 sprach sich die Thronrede dahin aus, daß man Maßregeln ergreifen würde, um die politischen Verbindungen in Irland zu unterdrücken, und den 10. Februar darauf legte der Staatssecretair von Irland, Herr Goulburn, eine Bill im Parlamente vor, bei welcher Gelegenheit Robert Peel den Satz vertheidigte, daß das Mistrauen die Stärke der englischen Staatsverfassung ausmache; eine Behauptung, welche er als Hauptargument gegen die Association vorbrachte. Die Irländer sahen sehr wohl, daß sie nichts zu erwarten hatten von den Mitgliedern eines Parlaments, welches gegen Irland die feindseligen Überlieferungen einer tyrannischen Vergangenheit beibehielt; jedoch setzten sie eine Petition auf, worin sie die Beschaffenheit ihrer Association darlegten, welche nur in der Absicht gestiftet worden sei, um das unbestreitbare Recht eines jeden Staatsbürgers, seine Klagen in einer Bittschrift ans Parlament vorzutragen, geltend zu machen; sie erboten sich zugleich, ihr Verfahren der strengsten Untersuchung anheimzustellen. Eine Deputation, O'Connell und Sheil an der Spitze, wurde nach London geschickt, mit dem Auftrage, die Adresse zu überreichen. Brougham brachte die Petition vors Parlament und stellte den Antrag, daß man die Mitglieder der Association vorladen möge. Diese Motion wurde mit 253 Stimmen gegen 107 verworfen; die dritte Vorlesung der Bill gegen die Association ging am 25. Februar mit einer Majorität von 226 Stimmen gegen 96 durch, und am 7. März wurde das Gesetz auch von dem Oberhaus genehmigt. Diese Bill erklärte für ungesetzlich „jede Association, deren Zusammenkünfte länger als vierzehn Tage dauerten, und welche zum Zweck hätte, eine Änderung in der Kirche oder im Staate herbeizuführen, Beschwerden gegen die Verwaltung laut werden zu lassen, Geld zu erheben und Civil- und Criminalprocesse einzuleiten". Die Unzufriedenheit und Erbosung, womit die Irländer dieses neue Manifest ihrer alten Unterdrücker aufnahmen, fiel auf die Wortführer und Rathgeber der Petition zurück, welche kein anderes Unrecht gehabt hatten, als daß ihre Bemühungen fehlgeschlagen waren. Der ungerechte Argwohn dieser aufgebrachten Hitzköpfe verschonte nicht einmal O'Connell, weil er an der Spitze der Deputation stand, welche mehrmals die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß sie ihre Absicht erreichen würden. Während der Abwesenheit von seiner Heimat erfuhr O'Connell, daß einige

Digitized by Google

von seinen verblendeten Landsleuten seinen Namen gelästert und ihm ein Bündniß mit seinen Feinden vorgeworfen; allein nichts war im Stande, diese energische Seele zu entmuthigen, welche den Undank des Volks, die tiefste Kränkung eines populairen Wortführers, vergaß, und die Rückkehr in sein Vaterland, welche das Signal zu neuen Kämpfen gab, hatte bald die Wolken eines momentanen Irrthums zerstreut.

Die schwersten Siege eines Volksanführers sind unstreitig die, welche er über die Leidenschaften erringt, die er aufgewiegelt hat. Um die Menge an sich zu ziehen und in ihr das Gefühl ihrer Rechte durch das Gefühl ihrer Schmerzen zu wecken, ist eine beredte Sympathie ausreichend, welche den gemeinsamen Gedanken und Empfindungen Worte leiht; um alle Diejenigen zu versammeln, welche im Elende schmachten, braucht man dies Elend nur tiefer und lebhafter zu fühlen. Allein es gelingt blos einer kleinen Zahl von Auserlesenen, die Ausbrüche der Wuth zu lenken, welche man heraufbeschworen, die Wogen zu beherrschen, welche man entfesselt hat, dem Sturmwinde eine Seele, dem Orkane Besinnung zu geben und Harmonie ins Volksmurren zu bringen; in dieser Beziehung steht O'Connell einzig und bewundernswürdig da. In der katholischen Association fehlte es ebenso wenig als in allen andern aufrührerischen Verbindungen an Leuten, welche sich viel mehr aus Leidenschaft als aus Pflichtgefühl empören, für welche die Opposition ein Bedürfniß und kein Mittel ist; neidische Geister, deren widerspenstige, zum Gehorsam wie zum Befehlen gleich unfähige Natur sich ebenso sehr über das persönliche Verdienst eines Bundesgenossen als über das Glück eines Feindes ärgert; lästige und chikanirende Hülfstruppen, deren übertriebener Eifer Hindernisse in den Weg legt, wenn er keine Gefahren bringt. Sowie man sie festen Fuß fassen läßt, compromittiren sie alsbald die heiligste Sache; sie müssen sich daher in die Nothwendigkeit versetzt sehen, vor der Autorität des Talents und vor der Dictatur einer höhern Einsicht ihren Widerstandskitzel zu bemeistern und zu unterdrücken. Man hat O'Connell mehr als einmal vorgeworfen, daß er den Andern seine Meinung mit zu großer Heftigkeit aufdringe, und daß er der Discussion nicht ganz freien Spielraum lasse; aber er wußte sehr gut, welches Unheil aus der schwachen Nachgiebigkeit gegen anspruchsvolle Eitelkeit entstehen konnte, und er wollte lieber die Interessen seiner Popularität und seines Ruhmes als die Interessen seiner Nation und seines Vaterlandes aufs Spiel setzen. In Erhaltung aller regelmäßigen Autorität war es ein großes Glück für die katholische Association, daß sich ein Mann fand, der Energie und Willenskraft genug hatte, um den vereinzelten Hitzköpfen, dem leeren Schrecken, der jämmerlichen Eifersucht Stillschweigen zu gebieten. O'Connell allein brachte jene furchtbare Einheit und Einigkeit zu Stande, welche nicht blos den Sieg über die englische Regierung, sondern auch über die wilden Leidenschaften davongetragen hat, die in Folge einer langen Sklaverei in Irland herrschend geworden waren. Besonders konnte man sich Glück wünschen, daß man ihm in schwierigen, kritischen Augenblicken das Scepter der Empörung anvertraut hatte. Das Gesetz, welches die katholische Association soeben aufgelöst hatte, mußte daher für ihn eine neue Gelegenheit werden, die fruchtbaren Hülfsmittel seines Genies aufzubieten.

Seitdem die Katholiken sich der Leitung O'Connell's übergeben hatten, war treuer Gehorsam selbst gegen angefeindete Gesetze einer der merkwürdigsten Charaktere ihres patriotischen Kampfes gewesen. Obschon dieses Princip durch die neue Parlamentsacte, welche die Association vernichtete, auf eine harte Probe gestellt wurde, so unterwarfen sie sich nichtsdestoweniger, und die Macht, welche mehre Millionen Menschen in Bewegung setzte, beugte das Haupe vor den Beschlüssen der gesetzgebenden Gewalt; allein sie verschwand nur, um in einer andern Gestalt wieder ans Tageslicht zu treten. O'Connell sah ein, daß natürlich so lange stets Elemente des Aufruhrs vorhanden seien, als die Unterdrückung von sieben Millionen Staatsbürgern dauere und als diese das Bewußtsein ihrer Rechte hätten. Das Parlament mochte die verschiedenen Formen und Gestalten, welche diese Revolutionselemente annehmen konnten, verfolgen und verbieten, so viel es wollte, es blieb daein immer ein Assimilationsprincip übrig, welches alle Niederlagen überleben mußte.

Um diesem Principe wieder neues Leben zu geben, berief man auf den 13. Juli 1825 eine Zusammenkunft der angesehensten Katholiken und beauftragte ein in dieser Zusammenkunft ernanntes Comité, zu untersuchen, „auf welche Art und Weise man ohne Verletzung der bestehenden Gesetze eine permanente Gesellschaft zur Leitung und Bewachung der katholischen Interessen einrichten könne, welche alle Vorkehrungen träfe, die nicht verboten wären, und welche besonders darauf Acht gäbe, daß das neue Gesetz nicht übertreten werde". Man übertrug O'Connell die Ausarbeitung des neuen Reglements, und er entledigte sich seines Auftrags mit einer List, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit, welche den Muth seiner Freunde und die Verzweiflung seiner Feinde von neuem anfachte. Der neuen Association sollten alle Irländer ohne Unterschied der Religion beitreten können; man machte dadurch die Opposition allgemeiner und die Wirkung mannichfaltiger; denn der uneigennützige Eifer protestantischer Volksfreunde konnte die Ungerechtigkeiten abwenden, welche die Katholiken bedrückten. Übrigens hatte man sorgfältig Alles vermieden, was das letzte Gesetz verbot. „Die neue Association", schrieb O'Connell, „muß in der Absicht gebildet werden, um Privat- und öffentliche Wohlthaten zu erweisen und jede andere Maßregel zu ergreifen, welche nicht durch das genannte Statut aus dem sechsten Regierungsjahre Georg's IV, Cap. 4, verboten ist." Diesen Grundsätzen gemäß wurde entschieden, daß die Association zwei verschiedene Wege zugleich einschlagen würde, um ihre Absicht zu erreichen. Zunächst sollte ein permanenter Ausschuß eingesetzt werden, um alle Schritte zu lenken, welche das Gesetz nicht untersagt habe; einzelne besondere Vereine, welche man so eingerichtet hatte, daß sie die ausdrücklichen Bestimmungen der Parlamentsbill nicht über-

Digitized by Google

traten, waren darnach beauftragt, Petitionen abzufassen und alle gesetzlichen Mittel anzuwenden, welche den Irländern noch zu Gebote ständen. Das war die innere Einrichtung der Association; was ihren Zweck anlangt, so wurde als solcher angegeben:

Die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, die Beförderung einer religiösen und liberalen Erziehung, die Schätzung der irländischen Bevölkerung nebst der vergleichenden Statistik der Mitglieder von den verschiedenen Confessionen, die Ausbreitung einer freien und vernünftigen Presse und endlich die Widerlegung der Schmähungen und Verleumdungen, welche die Journale und öffentlichen Beamten gegen die Katholiken in Umlauf brächten.

Noch wichtiger aber war die Verpflichtung, welche die protestantischen Patrioten übernahmen, für die Katholiken Alles zu thun, was „jener inconstitutionnelle Parlamentsbeschluß", wie es hieß, sie aus keinen Stücken zu thun verhindere.

Das Gesetz ließ jedoch den Katholiken noch manche Freiheiten übrig: es erlaubte ihnen Versammlungen zu halten, wenn sie nur nicht länger als vierzehn Tage dauerten. Diese legislative Schwäche und Ungeschicklichkeit wußte O'Connell sich zu Nutze zu machen. Anstatt die Volksversammlungen in den Mauern von Dublin zu concentriren, wie es früher geschehen war, beschloß O'Connell ihre Zahl zu vervielfältigen und die Association von Grafschaft zu Grafschaft auszubreiten, indem er in jeder Versammlung dafür Sorge trug, daß die abgesteckte Grenze von vierzehn Tagen genau beobachtet wurde. Dieses neue System, welches die Strenge des Parlaments glücklicherweise an die Hand gegeben hatte, feuerte den Enthusiasmus des ganzen Landes an, und jede Stadt stritt sich um die Ehre, die erste Provinzialversammlung zu halten. Die Vorsteher bestimmten Waterford.

Die Zusammenkunft fand in der katholischen Kirche, einem der schönsten Denkmäler Irlands, statt, welches man der Größe und dem Umfange nach eher für den Tempel einer siegreichen Religion als für die Zufluchtsstätte eines verfolgten Cultus halten konnte. Der weite innere Raum füllte sich bald mit zahlreichen Deputationen, welche in Menge aus den entlegensten Gegenden herbeieilten. Vor dem Altare erhob sich eine Plattform, worauf Protestanten und Katholiken, brüderlich vereint, sich um den Präsidenten drängten. Die Majestät des Versammlungsortes, die Heiligkeit der Sache, die Gegenwart der berühmten Führer, die trotz der Regierung noch einmal zusammengekommen waren, beseelte und begeisterte alle Anwesenden, welche das Gefühl gemeinschaftlicher Leiden hierher gerufen hatte. Es waren bereits mehre Reden gehalten und stets mit großem Jubel und Klatschen aufgenommen worden, als O'Connell die Tribune betrat. Nachdem er mit seinem gewöhnlichen Feuer alle Leiden Irlands aufgezählt und alle Ungerechtigkeiten, Schmerzen und Missethaten in Erinnerung gebracht, welche Wiedervergeltung, Lindrung und Rache heischten, hält er einen Augenblick inne, wie er es bisweilen zu thun pflegt, wenn er fühlt, daß er das Auditorium ganz in seiner Gewalt hat, läßt seine ausdrucksvollen Augen über die Versammlung hinschweifen und fährt alsdann in ruhigerm Tone fort:

Es möge mir vergönnt sein, eine feierliche, schwermüthige Stimme zu erheben, um zu fragen, auf welchen Vorwand sich die Dauer eines solchen Unterdrückungssystems stützt. Können sie sagen, daß wir die Aussöhnung verweigert haben? Können sie behaupten, daß wir niemals geneigt gewesen sind, das brittische Wohlwollen durch eine brüderliche Vereinigung zu verdienen? Leere Vorwände, strafbare Lügen! War ich selbst nicht einer von Denen, welche vor einem Jahre Haus und Hof im Stiche ließen, um sich vor den Schranken der englischen Justiz zu demüthigen? Wir haben Alles angeboten, was wir anbieten konnten; wir haben mehr angeboten, als ich gegenwärtig anbieten möchte, selbst wenn man mir die Emancipation Irlands dafür versprächte. Und wie hat man uns aufgenommen? Als Erwiderung auf unsere Friedensworte hat sich sogar auf den Stufen des Thrones *) eine Stimme vernehmen lassen, welche im Namen Gottes ausgerufen, daß die Irländer geboren seien, um Sklaven zu bleiben! Beim Schall dieser Stimme nickte der geschmeidige Peel mit dem Kopfe; der Schmeichler Liverpool that einen Fußfall, während der Schätzesammler Eldon seine Goldsäcke klingen ließ vor Freude, daß er die Unterdrückung noch länger discontiren könne. In der Geschichte Englands ist bereits eine ähnliche Epoche vorgekommen: Franklin, Benjamin Franklin, mit ungleich größerm Talente ausgerüstet, als ich geltend machen könnte, aber gewiß von keinem innigern Verlangen beseelt, die Eintracht zwischen zwei Brudervölkern herzustellen, der weise und tugendhafte Franklin erbat sich, die Herzen und Arme der Amerikaner der Verfügung Englands anheimzugeben, wenn man ihnen Gelegenheit böte, sich auf eine ehrenvollere Art zu unterwerfen. Und was verlangte er? Einen Act der Gerechtigkeit. Was erhielt er zur Antwort? Hohn und Spott. England belächelte mitleidig die Drohungen Amerikas; es sagte, um dieses Kindervolk zu züchtigen, brauche es weiter nichts als die abgelebte Schar seiner altersschwachen Nachtwächter (watchmen); es glaubte mit aller Sicherheit unterdrücken zu können, und die Unterdrückung dauerte fort. Was war die Folge davon? Das Kindervolk griff zu den Waffen, und diese aus dem Stegreife gebildeten Soldaten (gesegnet sei der Himmel in seiner Gerechtigkeit!) zermalmten die Veteranen der großbritanischen Cavalerie und traten die stolze Fahne des stolzen Englands in den Koth! Man möge sich ja keine falsche Vorstellung von unserer constitutionnellen Unterwerfung unter die gesetzmäßige Obrigkeit; man halte sie nicht für Schwäche und Ohnmacht, unsern Naturrechten als Menschen und unsern billigen Gerechtsamen als Staatsbürger Geltung zu verschaffen. Die Kämpfe für die Sache des Vaterlandes schrecken den Irländer nicht. Ich selbst, obschon in diesen langen Fehden mit den Jahren grau und alt geworden, trete noch mit festem Fuße auf, und mein Arm ist noch lange nicht schlaff; ich fühle mich noch rüstig genug und vollkommen im Stande, meine Pflicht zu erfüllen, wenn der Schlachtruf erschölle. Aber ich bin in der Achtung vor dem Gesetze erzogen worden, und Diejenigen, welche mit mir gegangen sind und welche das Alter mit mir gebeugen hat, theilen dieselbe Gesinnung. Jedoch habe ich noch so viel Einsicht in die vergangenen Dinge, daß ich in denen lesen kann, welche bevorstehen. Ja, die Zukunft erscheint vor meinen Blicken und enthüllt mir die kommenden Begebenheiten der Geschichte unseres Landes. Das heranwachsende Geschlecht ist nicht so zur Unterwürfigkeit geneigt, als es unsere Väter waren; es mag gegenwärtig mehr Gefahr vorhanden sein, uns zu mißhandeln, als früher. In den Adern der Jugend, welche ich groß werden sehe, fließt edleres, rascheres Blut. Mehr als einmal habe ich in der Menge ihre Augen unserer Kinder funkeln und blitzen

*) Der Herzog von York, damaliger Thronerbe, bezeigte laut seine Antipathie gegen die Katholiken und ging sogar so weit, daß er Diejenigen mit seiner Ungnade bedrohte, welche für die Emancipation der Katholiken stimmen würden.

Digitized by Google

sehen, wenn ich ihnen die Geschichte einer sechshundertjährigen Tyrannei erzählte, wobei ich selbst kaltblütig und ruhig blieb. Diese feurige Jugend, welche sich nicht zu beugen weiß und es nie lernen wird, wächst schnell heran. So lange wir, die Männer der alten Zeit, noch leben, können wir ihre ungestüme Hitze zügeln; allein wenn Diejenigen im Grabe ruhen, welche in der Unterwerfung gesäugt und an die Verdrießlichkeiten gehorsamster Bitten und constitutionneller Supplikeu gewöhnt sind; wenn der Tod die Stimmen erstickt hat, welche Mäßigung predigen: so gebe der Himmel, daß England aus Rücksicht für sich selbst, aus Rücksicht für die Menschheit und besonders aus Rücksicht für Irland, dessen blutende Wunden selbst nach dem Siege wieder aufspringen, — so gebe der Himmel, sage ich, daß England alsdann bei Zeiten Vernunft annimmt und Gerechtigkeit übt, so lange es noch mit Ehre und Würde geschehen kann.

Bei dieser Stelle der Rede O'Connell's erhob sich in der ganzen Versammlung ein allgemeiner Schrei rasender Begeisterung. Es hatte in der That etwas ungemein Rührendes und Erhebendes zugleich, daß der alte Veteran der patriotischen Kämpfe sich anbot, er wolle die Friedenspräliminarien eröffnen und als Vermittler auftreten zwischen dem beleidigten Nationalgefühle des jungen Irlands und der Verstocktheit Altenglands. Der heranwachsenden neuen Generation, welcher er den Sieg prophezeite, mochte diese ungewöhnliche Mäßigung ihres Führers ein höheres Selbstbewußtsein und Kraftgefühl verleihen; sie erwiderte seine Anrede mit einem unbändigen, unartikulirten Geschrei: es fehlte ihr an Worten, so leidenschaftliche Gefühle ihres Herzens auszudrücken.

O'Connell war kein Mann darnach, von seinen Triumphen auszuruhen. Die Volksversammlung in Waterford war blos der erste Versuch zu der neuen Association; aber von diesem Augenblicke an konnte die englische Regierung sich überzeugen, daß sie zu ihren übrigen Fehlern auch noch den hinzugefügt, ein schlechtes Gesetz umsonst gegeben zu haben. Die Versammlungen verbreiteten sich von einer Provinz in die andere, und die Association wuchs mit jedem Schritte an Umfang und Stärke wie ein unermeßlicher Briareus, der, anstatt hundert Arme, hundert Köpfe gefunden hatte. Eines der beunruhigendsten Symptome für die Staatsgewalt war die bewundernswürdige Ordnung, welche bei den Insurgenten herrschte, und die wunderbare Disciplin, welche die Anführer organisirt hatten. Das Volk hatte gelernt, seine Angelegenheiten selbst zu besorgen, und die Ruhe, womit es auf seine Rechte bestand, zeigte deutlich, daß es sich derselben vollkommen bewußt war.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Eine erfreuliche Erscheinung sind die „Nouvelles scènes populaires, dessinées à la plume, par *Henri Monnier*". Der Verf., der den so originellen Typus des Prud'homme geschaffen hat, ist in der Zeichnung kleiner Charakterzüge und jener Schwachheiten und Lächerlichkeiten, die im gewöhnlichen bürgerlichen Leben so oft vorkommen und dem blos oberflächlichen Beobachter zu entgehen pflegen, ganz vorzüglich, ein Meister in seiner Art. Er besitzt eine erstaunliche Fertigkeit in detaillirten Charakterschilderungen, die man fast mit aufs feinste ausgeführten Miniaturbildern vergleichen könnte. Die Wahrheit seiner Schilderungen ist frappant, und in Bezug hierauf wie an Keuschheit des Gemüths übertrifft Monnier seinen Nebenbuhler P. de Kock beiweitem. Monnier ist ein viel feinerer Beobachter, ein viel zarterer Geist, der nirgend trivial wird und seinen Gegenstand nie so weit erschöpft und ausbeutet, daß er den Leser ermüdet. „Les compatriotes", „Les trompettes" und „Les petits prodiges" sind die besten Stücke, welche diese beiden Bände enthalten. In den „Compatriotes" zeichnet der Verf. mit großer Wahrheit die Trübsale eines Mannes aus der Provinz, der sich in Paris niedergelassen hat und in dessen Hause alle Einwohner seiner Geburtsstadt einsprechen, bis er es aufgibt, ein eigenes Haus zu haben. Die Leute sind aus dem mittäglichen Frankreich und ihre Ausdrücke so gewählt, ihre ganze Art und Weise, zu reden und sich zu benehmen, so scharf charakterisirt, daß man ihnen ihren Ursprung gleich bei dem ersten Blicke ansieht. In den „Trompettes" sehen wir reiche Bürgersleute, ganz berauscht von den Erfolgen ihres Sohnes, der soeben Avocat geworden, diese fröhliche Nachricht von Haus zu Haus tragen und sich in ehrgeizigen Träumen wiegen, in denen sie ihren Sohn als Deputirten, Präfekten, wo nicht gar als Minister erblicken; aber sie haben vergessen, einen ehrlichen Mann an ihm zu erziehen, und ihre Träume waren nur Schäume. In den „Petits prodiges" ist ein ähnlicher Stoff behandelt, eine Mutter, die über die frühe geistige Reife ihres Kindes ganz entzückt ist und allzu voreiligen Illusionen sich hingibt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die wahre Komödie, gewissermaßen vom Theater vertrieben, in diesen leichten Skizzen aus dem gewöhnlichen Leben eine Zuflucht gefunden hat; so enthalten die „Proverbes" des Th. Leclercq, die „Scènes" des Hrn. Monnier und einige kleinere Stücke P. de Kock's einen viel größern Fonds an echter komischer Kraft als alle Komödien der zeitgenössischen Dramenschreiber.

Herrn Sudre's musikalische Sprache.

Hr. Sudre, Erfinder einer musikalischen Sprache, hat vor kurzem in Marseille öffentliche Proben seiner Erfindung abgelegt. Mehre französische Journale machen davon viel Geräusch. Hr. Sudre drückt nämlich alle Ideen mit den sieben Noten der Scala aus. Um sein System praktisch anzuwenden, war Hr. Sudre genöthigt, mehre Zöglinge in sein Geheimniß einzuweihen. Unter ihnen befinden sich die Herren Dancla und Delcnèze und Mlle. Victorine Hugot. Dieses junge und anmuthige Mädchen hat Hrn. Sudre nach Marseille begleitet, und Mlle. Hugot ist es auch — wahrscheinlich um die galanten französischen Zuschauer von vornherein zu gewinnen —, mit welcher Hr. Sudre seine musikalische Unterhaltung veranstaltete. Es wird nämlich eine schwarze Tafel zwischen Hrn. Sudre und Mlle. Hugot aufgestellt, und jeder Zuschauer hat die Erlaubniß, irgend eine beliebige Phrase aufzuschreiben. Mlle. Hugot, um allen Verdacht zu entfernen, dreht der Tafel den Rücken. Eine Phrase ist aufgeschrieben. Hr. Sudre ergreift eine Violine und spielt eine gewisse Zahl von Noten, ohne eine Miene zu prätendiren, und Mlle. Hugot spricht unverzüglich die auf die Tafel geschriebene Phrase aus. Die Anwendung geschieht auch noch auf eine andere Weise, indem Hr. Sudre sich begnügt, die Noten, statt sie zu spielen, in einer gewissen Ordnung zu nennen; oder er theilt seine Ideen nur durch einfaches Befühlen mit den Fingerspitzen mit. So vermag Hr. Sudre Blinde und Taubstumme miteinander in Rapport zu setzen. Diese musikalische Sprache ist eine Universalsprache; wie sieben Noten (einer einzigen Octave, selbst ohne Beihülfe der halben Noten) kann sich der Engländer dem Russen, der Franzose dem Chinesen verständlich machen! 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 324. — 20. November 1839.

L'Irlande sociale, politique et religieuse par *Gustave de Beaumont*. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 323.)

Seithee hatten die Irländer Muth und Kraft nue in sich selbst geschöpft; es dauerte nicht lange, so unterstützte und ermuthigte sie die Sympathie des Auslandes. Selbst Amerika ließ seine Stimme über den Ocean herüber vernehmen, und in einer Volksveesammlung zu Neuyoek wurde entschieden, daß die Büeger der Vereinigten Staaten den Irländeen „den Ausdruck iheer Sympathie für die Unterdrückten und ihees Abscheus gegen die Unterdrücker" zu erkennen geben wollten. Ju Washington, Augusta und Boston wurden Meetings gehalten; einige Zeit daeauf faßte man den Beschluß, daß in jedem Dorfe ein peemanenter Ausschuß niedergesetzt weeden solle, um die Subscriptionsbeiträge für Jeland in Empfang zu nehmen, und ein in Washington zusammenberufenee Generalcongreß aller Vereinigten Staaten schickte beteächtliche Geldsummen ein, welche füe den Schatz der katholischen Reute bestimmt wurden. Es wae nunmehr sonnenklae, daß die Massen ein hinlänglich starkes Selbstgefühl ihrer Rechte und Pflichten hatten, um einen letzten Veesuch zu wagen, wovon bee Erfolg ihree Sache abhing. Man dachte an nichts wenigee, als einen katholischen Deputirten ins Parlament zu schicken. Die Association hatte bereits mehee Male ihee Kräfte erprobt, indem sie Protestanten ernannt, welche den allgemeinen Landesinteressen befreundet waren; es blieb ihr jetzt nur noch übrig, füe die Religion einen Sieg zu erfechten. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Der Repräsentant dee Grafschaft Clare, Hr. Vesey-Fitz-Gerald, wae soeben zum Schatzmeister dee Marine und Mitglied des Cabinets ernannt woeden. Er unterwaef sich einer neuen Wahl, in der festen Zuversicht, daß er wie gewöhnlich eine bloße Formalität zu erfüllen habe. Unbeschreiblich groß wae daher sein Erstaunen und dee Schreck des Ministeeiums, als man erfuhe, daß ein katholischee Antagonist in die Schranken getreten, und daß diesee Antagonist kein andeeee sei als Daniel O'Connell. Die Jouenale haben zur Zeit alle Ereignisse zu Peotokoll genommen, welche sich an die Wahl dee Grafschaft Clace knüpfen, und welche He. v. Beaumont wahrscheinlich aus diesem Grunde übergangen hat; es liegt ebenso wenig in unserer Absicht, die interessanten Details diesee ewig denkwüedigen Wahlschlacht, die zahllosen, bald lächerlichen, bald pathetischen, bald eehabenen, bald grotesken Vorfälle und Auftritte dieses Dramas voll Leben und Handlung noch einmal zu erzählen, welches mit dem Triumphe O'Connell's endigte; jedoch können wir nicht umhin, hier einee sondeebaren Scene zu gedenken, welche gleichsam den Beschluß jenes aufgeregten und aufregenden Tages machte.

Die Wahlschlacht hatte sich bis gegen Abend hinausgezogen; es fing an dunkel zu werden, als man plötzlich einen katholischen Priester langsam auf die Plattform der Hustings zuschreiten sah. Er macht eine Bewegung mit dee Hand, um Stillschweigen zu gebieten. Zehntausend Bauern waeen auf dem Platze versammelt.

Irländisches Volk — erdet er sie an —, ein Katholik hat Gott und Vaterland verrathen und für Fitz-Gerald gestimmt; des Himmels Rache ist nicht ausgeblieben: in dem Augenblicke, wo der Abtrünnige seine Stimme abgab, hat ihn ein plötzlicher Tod dahingerafft. Irländisches Volk, beten wir für seine arme Seele!

Wie auf einen Zauberschlag sinkt die anwesende Volksmenge in die Knie, und die eben noch tobende und tosende Masse bleibt eine Zeit lang unbeweglich und lautlos still, während der auf der Plattfoem kniende Priester den Himmel um Gnade für den Todten bittet und durch biese schreckliche Lehre und Warnung die Lebendigen in dee Teeue und im Glauben bestärkt.

O'Connell konnte jedoch trotz seines glänzenden Sieges keinen Platz im Parlamente nehmen; ee hätte zu dem Ende einen Schwur leisten müssen, welchen ihm seine Religion und sein Gewissen verbot; allein die Jeländee waeen fest entschlossen, immee wiedee Katholiken zu wählen, und die Staatsgewalt sah sich von nun an in die unangenehme Alternative versetzt, alle Sitze dee irländischen Deputirten im Parlamente leee stehen und das Volk ohne englische Inteevention sich selbst regieeen zu lassen, oder die Emancipation zu bewilligen, um Jeland zu behalten.

Die englische Aristokratie hat von jeher einen wundeebaren Takt bewiesen, daß sie den Augenblick begreift, wo sie den gerechten Ansprüchen und Fodeeungen des Volks nicht längee ohne Gefahr wideestehen kann. So lange die Gefahr noch fern und ungewiß ist, vertheidigt sie jedes ihrer absueden, tyeannischen Privilegien mit der haet-

Digitized by Google

nächigſten Beharrlichkeit. Da ſie mit einer angeſtammten, traditionnellen Gewandtheit manoeuvrirt, ſo leitet ſie das Ungewitter bald durch geſchickte Wendungen und Schwenkungen ab, bald weicht ſie ihm aus, läßt es vorüberziehen und ſich in ſeinem eigenen Ungeſtüme aufreiben, bald tritt ſie ihm entgegen und überwältigt es mit ihren ſtarken Armen; kurz, ſie weiß jedesmal die Anfoderungen zu vertagen und die Zeit der Zugeſtändniſſe hinauszuſchieben. Wenn aber der Sturm drohender wird und dem Ausbruche näher kommt, ſo fügt ſich die engliſche Ariſtokratie in das Geſetz der Nothwendigkeit und macht gute Miene zum böſen Spiele; ſie geht ſogar freiwillig darauf ein, bemeiſtert ſich der Bewegung, um ſie zu lenken, und ſpricht ſelbſt die Reform aus, weil ſie fürchtet, ein Anderer möchte mehr bewilligen, als die augenblicklichen Bedürfniſſe erheiſchen. So machte ſie es mit der katholiſchen Emancipation; dieſes Geſetz der Gerechtigkeit und Staatsklugheit, welches die Kämpfe O'Connell's vorbereitet hatten, wurde die ruhmvolle Handlung eines Toryminiſteriums.

Seit jener Zeit ſitzt O'Connell im britiſchen Parlamente und ſteht mit ſeinen drei Söhnen und ſeinem Neffen an der Spitze der iriſchen Oppoſition. Wir beſchließen hiermit ſeine biographiſche Skizze, wozu wir aus dem Werke Beaumont's Veranlaſſung genommen haben. Es war uns darum zu thun, dem Leſer mitzutheilen, was O'Connell war; es iſt nicht unſer Beruf und der Zweck dieſer Blätter, zu unterſuchen, was er iſt, und zu prophezeien, was er ſein wird. Welche Rolle er auch in Zukunft übernehmen mag, ſeine Vergangenheit ſichert ihm einen ſchönen Platz in der Weltgeſchichte. O'Connell wird ſeine hiſtoriſche Extenſion, die er in unſerer Zeit errungen, ewig behaupten, weil er die Intenſion hat, weil er nicht blos ein beſchränkter Nationalrepräſentant Irlands, ſondern zugleich der Repräſentant der verletzten Intereſſen aller Zeiten und Völker iſt. Die Tories nennen ihn ſcherzweiſe „König Daniel"; er hätte ſie beim Worte nehmen können, und ſie ſollten ihm Dank wiſſen, daß er es nicht gethan hat. Viele von ſeinen politiſchen Freunden werfen ihm heutzutage ſeine Gefälligkeiten gegen das Whigminiſterium vor; man ſollte billigerweiſe die Leichtgläubigkeit eines großen Mannes achten, der zu Ehren eines Miniſterwechſels illuminirt und mit den Landeszeitungen hofft, es werde mit der neuen Regierung ein neues goldenes Zeitalter anfangen. Der gefürchtete Ringer hat den Streithandſchuh weggeworfen, welchen ohne Zweifel Andere wieder aufheben werden; denn trotz der Hoffnungen O'Connell's glauben wir nicht, die engliſche Regierung werde den Leiden Irlands ſo ſchnell abhelfen, daß der Erzvater der geſetzlichen Empörung bei ſeinen Lebzeiten je das „Nunc dimittis" anſtimmen könne.

Hr. v. Beaumont führt in den Capitein, wo er unterſucht, was Irland von den verſchiedenen Parteien in England ſich zu verſprechen habe, ſehr ſpecielle, triftige Rechtfertigungsgründe an, warum O'Connell es mit den Whigs halte, die wenigſtens guten Willen zeigen und einzelne ſchreiende Misbräuche abſtellen, während die Radicalen und Tories durch einen unermeßlichen moraliſchen Abſtand von den Katholiken Irlands geſchieden ſind. Dieſe undurchbrechliche Scheidewand iſt keine andere als die, welche den Katholicismus, Presbyterianismus und Anglikanismus trennt; eine Scheidewand, die man nur mit leiſer Hand berühren darf, um alles wieder verloren gehen zu ſehen, was durch alle Anſtrengungen einer Milderung, Nuancirung, Nachgiebigkeit und Ausgleichung gewonnen zu ſein ſchien. Halten die Tories das Steuerruder, welches den Radicalen fürs erſte noch entzogen iſt, ſo befindet ſich Irland im Kriegszuſtande; die katholiſchen Beamten werden abgeſetzt; Martialgeſetze, Specialgerichte, Dienſtentlaſſungen, Proſcriptionen und Einkerkerung ſchlagen jede Oppoſition nieder. Öffentlich herrſcht Friede und Ruhe; aber der Unmuth, der ſich oft leichtſinnig und unbeſonnen äußern mochte, aber ſich doch unſchädlich in Worten entladen konnte, wird, in der engen Bruſt zuſammengepreßt, zum grimmigen Haſſe geſteigert. Die Erbitterung lauert verſteckt auf ihre Beute, der offene Kampf, der eine Erklärung oder doch eine Vertheidigung möglich machte, wird Meuchelmord, und insgeheim bildet ſich zur Verſchwörung aus, was nur Beſchwerde und Klage geweſen war; es iſt ein auffallendes Zeichen, daß bei der Toryverwaltung die ſchrecklichen Femrichter, die White-boys, immer wieder unter neuen Namen auftauchen. Die Whigs bewirken wenigſtens eine äußere Vereinigung und friedliche Annäherung Englands und Irlands, inſofern ſie nach ihrem Syſteme die Politik, das Staatsintereſſe und den Indifferentismus an die Stelle der Religion und anglikaniſchen Kirche ſetzen, was die Folge hat, daß, während innerlich und religiös Alles in der alten Trennung ſtehen bleibt, man äußerlich und zu irgend einem weltlichen Zwecke übereinkommt. Von dieſem Standpunkte aus beleuchtet Hr. v. Beaumont die Vortheile, welche Irland von den Whigs gezogen hat und allenfalls noch von ihnen ziehen könnte; er zeigt aber zugleich ſehr treffend, daß ſich England ſehr betrügt, wenn es davon allein die Rettung Irlands erwartet.

Ein vortrefflich geſchriebener Rückblick auf die Vergangenheit und Zukunft Irlands macht den Beſchluß des Ganzen und beendigt das licht- und gehaltvolle Werk mit einem erquickenden Abendgewitter. Von Anfang bis zu Ende ſprechen in dieſem Buche Gemüth und Gefühl, Geiſt und Scharfſinn, welche gewiß ihre wohlthuende Wirkung auf keinen Leſer verfehlen werden. Uns hat beſonders daran gefallen, daß der Verf. ein verſtändiger, geſcheiter Mann von Welt- und Menſchenkenntniß iſt, der die Dinge nach ihrem wahren Werthe würdigt; daß er ein offenherziger Demokrat, aber kein Narr der gewaltſamen Aufklärung iſt, der blöden Augen durchaus das Licht vor die Naſe ſtellen will, und kein toller Nivellirer, der ſein Gleichmachungsſyſtem mit der Ausrottung aller Reichen und der Zerſtörung alles Gefühls für Sitte und Schönheit des Lebens anfangen und nicht zugeben will, daß auch ohne pöbelhafte Eitelkeit und adeligen Pinſelſtolz auf Stand und Reichthum die Augen und Naſen, allem Geſchrei von Freiheit und Gleichheit zum Trotz, ihr Ungleichheitsrecht ewig behalten, welches man billig

als ein Naturrecht eheen und achten sollte. Es gefällt uns fernee an dem Verf., daß ee den Toeies, diesen Narren der Veefinsteeung, die Wahrheit sagt, welche nur so viel Licht gestatten möchten, als greade nöthig ist, um Jeland im Dunkel irre zu füheen, welches zwae einzelne Bitzesschlägt, wie die Aufstände von 1776 und 1798, mit einee momentanen Helle buechzucken, die aber von dee langen Nacht verschlungen wied und woeübee die stolze Zuversicht lacht. Wie lieben endlich an dem Verf. seine eheenweethe Chaeakteefestigkeit, welche die kleinen Wideespeüche in den Ansichten auflöst, indeß bei Chaeakterlosigkeit untee allee äußeelichen Selbstzusammenstimmung doch tiefe Selbstentzweiung sich verbirgt. Mit einem Worte: Beaumont's Scheift übee Irland ist das deste Werk diesee Art und ein sehe schätzbaees, vielseitig anregendes Geschenk füe den Menschenfeeund und denkenden Staatsmann; möge es in Deutschland mit groẞem Anklange belohnt und von England mit reiflichem Nachdenken gelesen und benutzt weeden! 35.

Taschenbuch für die vateelándische Geschichte von Joseph Feelheeen v. Hoemaye. Neunundzwanzigstee Jahegang 1840. Leipzig, Reimee. 1840. Ge. 12. 2 Thle. 12 Ge.

Bald wird die heilige Zahl 40 auch in den Jahrgängen dieses Taschenbuches erreicht sein, wenn die seit 1802 begonnenen „Tiroleealmanache"—im prägnantesten Sinne des Verfassers und Herausgebers vaterländische Geschichte enthaltend — wie billig mit hinzugezählt werden. Wie wenigen Glücklichen ist es beschieden, eine solche Reihe Geisteskinder — eines dem andern ähnlich, keines aus der Art geschlagen — aufeinanderfolgen zu lassen! Welche Weit von Ereignissen hat dieses Taschenbuch an sich vorüber und durch sich hindurchgehen lassen! Es hat Ort, Umschlag, Verleger, Mitarbeiter gewechselt, aber den Sinn für das Deutsche, Tüchtige, Nützliche und Angenehme nie verloren; es ist immer vateländischgeschichtlich geblieben. Wir heißen es darum wieder herzlich willkommen und gedenken es noch manchmal willkammen zu heißen. Man weiß mit ihm in der Hand, daß man zu einem Mahl eingeladen ist; man kennt allerdings die Hauptgänge desselben und die gute Küche aus Erfahrung; aber man fragt sich in voraus mit Erwartung, was diesmal die Hauptschüsseln sein werden.

Über die poetischen Gaben aan Max Fitcher, Fick, Vogl trauen wir uns kein competentes Urtheil zu, doch haben uns des Letztern Balladen „Die Herren van Riegersburg" nnd „Dit Mutter des Tökóly" besonders angesprochen. Die Nr. III: „Tyrolensia", Nr. 22—50, als Fartsetzung, ist aus dem eigensten Erfahrungsschatze des Herausgeders, aus seinen unmittelbaren Erlebnissen, aus seiner wissenschaftlichen und politischen Domaine, dem Tirolerkriege von 1809 entlehnt. Zwar sind es nur gegen 30 urkundliche Aetenstücke, mit Teimer's nnd Hofer's Umlaufschreiben vam 9. April 1809 zum Aufstand des tiraler Volks beginnend. Die können aber mit den vorhergegangenen und den wahrscheinlich in den nächsten Jahegängen mitzutheilenden das Urkundenbuch zu des Verf. Erben des Andreas Hofer bilden; zwae sind mehre derselben bereits vow Verf. zur Ablehnung böser Angriffe schon früher dem Druck übergeben warden, zum Theil auch in Hofer's Biogrnphie eingeschaltet; aber immer sieht man sich durch dieselben mit stets erneuertew Interesse in jenes gewaltige Deama in den Bergen versetzt, über welches der Östreicher, Baier und Franzose stets nur einseitig, und nur die Folgezeit unparteiisch nrtheilen wied. Mit groẞem Interesse liest man S. 65 fg. eine Anzahl Schreiben östreichischer Generole und Minister z B. Grünne, Philipp Stadion, Mayer van Heldenfeld an den Prinzeu van Ligne. Erinnern gleich diese Documente an das Sprüchwort: Wenn der Proceß verloren, zanken sich die Advocaten, so erlauben diese Schreiben voll Anklagen und Rechtfertigungen tiefe Blicke in die Organisation der östreichischen Kriegsführung und in die Schwierigkeiten, mit welchen, den Feind noch ungerechnet, der groẞe Heerführer der Östreicher und glorreiche Sieger bei Aspern nnd Eßlingen zu kämpfen hatte, für welchen auch das Schreiben an Napoleon (S. 72) neue Hochachtung einflößen wird. Möchte doch auch dee Herausgeber Das, was er über die Ursachen der unglücklichen Verzögerung des Erzherzogs Johann, seinem Bruder zur wagramer Schlacht zur echten Zeit von Ungarn aus zu Hülfe zu kammen, kennt, uns mittheilen, wenn er es nicht für gerathener und schicklichee hält, die alten Fürsten- nnd Völkerwunden nicht wieder aufzureißen.

Das größte historische Portrait dieses Jahrgangs, ein würdiges Seitenstück zum vorjährigen (Tilly), ist das Leben des berühmten Reitergenerals Jean de Werth (S. 96—210), über welchen der Verf. schon im „Inlande", April 1830, einen Aufsatz gegeben hatte, den wir aber ebenso wenig als Barthold's Leben des Helden (Berlin 1826) zur Hand haben. So gewiß die Leute ihren Krieg machen, so gewiß macht auch der Krieg seine Leute. Es haben dies die Revalutionskriege seit 1792 so gut wie jener dreißigjährige Kampf bewiesen. Wie jener Giacamuzza Sforza einst die Pflugschar auf den Bauw waef, um, wenn sit oben hängen bliebe, lustigen vorüberziehenden Kriegsscharen als Streitgenasse zu folgen, lief der 16jährige Hans, wahrscheinlich armer Bauern oder Tagelöhner Kind, der seinew Tausnamen nur den des heimischen Döefchens oder Städtchens Werth beizusetzen wußte und so, ohne es zu wissen, Adel nnd Geschlecht von sich selbst dalirte, mit den lustigen nnd schimmernden spanischen Werbern in den Niederlanden davan. So wurden auch Altringer und Andere dem Kriege gewannen. Um den topfern Arm Johann van Werth's buhlten endlich Kaiser und Könige! Den Reformirten bekehrte erst zu Straubing ein eifriger Jesuit zur Apostasie. Schon bei Bergen-op-Zoaw und Ostende faßte ihn der große Spinola, von dem seine Soldaten sagten, daß er schweigend speeche, mit geschlossenen Augen durch ein Bret sehe nnd im Schlafe für Alle wache, ins Auge. Tilly zag ihn als Rittmeister in den Dienst der Ligue, und 1632 war er bereits Oberster. Wir können hier den Aufsatz nicht ins Einzelne verfolgen, dürfen aber versichern, daß wan nicht blos ein trockenes Gemälde des wüsten Kriegts und der noch wüstern Soldateska, sondern auch manche glückliche Schilderungen anderer Notabilitäten jener Zeit und viele charakteristische und psychologische Züge aus der Hofwelt finden wird. Wir theilen nur eine Stelle dee Art mit, wenn sie auch auf die vornehmen Pariserinnen ein sonderbares Streiflicht — welche der Verfasser immer in Barrath hat — wirft. Nach dem ohne Johann's Schuld verunglückten Entsatze van Rheinfelden wuede Werth gefangen nach Paris gebeacht, welches er kurz vorher durch einen kühnen Zug mit 6000 Mann gewaltig alarmirt hatte. Schon war der König geflüchtet und Richelieu wollte var dem Hannibal ante portas abdanken. „Als Johann von Werth (in Vincennes) einigemal durch Stärke, Gewandtheit nnd Schlauheit auf dew Punkte zu entkommen gewesen und ohne mindeste Beschädigung aus dem hohen zweiten Stockwerke herabgesprungen war, ließ ihm der König lieber sein Ehrenwort abnehmen und gab ihm dann alle möglliche Freiheit. Was vornehm sein, was zum guten Tan gehören wollte, wetteiferte, den gefürchteten Gefangenen zu sehen und zu bewirthen. Die tinkische Galanterie des ungeleckten deutschen Bären, seine Meisterschaft im Trinken nnd in einem ganz neuen Genusse, gegen welchen erst jüngst der halbverrückte königliche Dichter und Publicist Jakab I. als gegen eine Satanserfindnng geeifeet hatte, im Tabackschnupfen und -Rauchen, erregte die Bewanderung und Lustigkeit der Franzasen. Aber daß Johann von Werth, um den Commandanten von Vincen-

Digitized by Google

nes zu ärgern, die Gitterstäbe seines Zimmers wie Bänder auseriß und vom zweiten Stock hinuntersprang, daß er blos mit den Fingern die festen Nägel aus der Wand riß oder fest in die Wand schlug, neugeschmiedete Hufeisen oder drei übereinandergelegte Thaler mit den Fingern zerbrach, bewog die pariser Damen zum ernsthaftesten Nachdenken und zu haufenweisem Zuspruch, zumal nach dem Gerücht von den gewaltthätigen Launen des rastlosen Feldherren, über die jedoch weder ex post noch mindee in flagranti weder in Vincennes noch auch in Paris und bei keinem Gerichte von den Damen Klage geführt, vielleicht nue die Seltenheit einer so interessanten und unwiderstehlichen Gewaltthat beklagt worden ist." Eine gleichzeitige Schilderung bemerkt über die Handgreiflichkeiten des Deutschen: „worüber jedoch der Zuspruch der schönen Französinnen eher zu- als abgenommen!" Die Verrätherei Werth's, den Lockungen des Kaisers nach Maximilian's Waffenstillstand mit Wrungel zufolge die ganze bairische Armee zum Kaiser hinüberzuführen und Maximilian gefangen zu nehmen, wird (S. 164) den Überredungen der Jesuiten zugeschrieben und auch einige sehr interessante Urkunden (S. 184—206) erläutert, besonders Nr. 113, „Ferdinand's Rechtfertigung der Verrätherei Johann's von Werth" überschrieben. Eine Dislocation der kaiserlichen und bairischen Völker nach dem Abschlusse des westfälischen Friedens macht den Beschluß dieser Urkunden und des ganzen gehaltvollen Aufsatzes.

Ein Nachtrag zum vorjährigen Aufsatze über Tilly ist die Beschreibung der Tillysburg oder Volkenstorf zwischen Enns und St.-Florian, deren Geschichtsgemälde hier verzeichnet sind. Als Gegenstück zu der Rubrik von 1835: „Grabschriften großer Nürnberger" folgen hier die großer Augsburger, besonders Peutinger. Auf S. 224 fg. erhält der seit 1838 quieszirte Regierungsdirector J. N. von Raiser zu Augsburg eine verdiente biographische und literarische Anerkennung, wobei der Herausgeber gelegentlich auf sein Thema von Östreichs Vergrößerungslust auf Kosten Baierns und auf seine eigenen politischen Ansichten und Pläne kommt. Über den wiener und münchener Vertrag von 1813 und 1816 macht er z. B. (S. 236) eine scharfe Bemerkung, wir sie uns eine neue Variante über den uralten Text gewesen: „daß es zwei weltverschiedene Rechte gebe, eines für den Stärkern, eines für den Schwächern; daß diese nue des Stärkern Werkzeug sei, bis Noth und Gefahr vorübee sind, und daß Napoleon's Sturz darin keine nubere Änderung hervorgebracht habe, als daß nach demselben manche kleinere Männer suo loco et ordine übten, was früher im Großen der große Mann gethan." Ein schätzbarer Anhang ist das Verzeichniß der Druckschriften Kaiser's und Manuscripte in seinem Besitze (S. 241—282).

X. Bairische Reisebeschreibungen in fremden Welttheilen; XI. Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder (Nr. 254—272); XII. Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit (Nr. 1—32). Alle diese Rubriken haben wieder ihre reichliche Ausfüllung bekommen. Bei der Reichhaltigkeit deutschen Lebens und Dichtens und des Herausgebers Sammlergeist wird der Stoff so wenig fehlen als den Engländern ihee unschätzbaren Steinkohlen. Die „Beiträge zur Geschichte des deutschen Municipalwesens" enthalten diesmal 83 (meist schon in des Verf. „Archiv" abgedruckte und nicht immer streng auf das Municipalwesen sich beziehende) Urkunden aus König Ottokar's von Böhmen Zeit und Geschichte. Da der Verf. die slawische und ungurische Welt neben der germanischen berücksichtigt, so sind diese Mittheilungen sowie die (unter XVIII) folgenden „Beiträge zur Geschichte des ungarisch-türkischen Krieges zur Zeit der ersten Belagerung Wiens" gar wohl gerechtfertigt.

Eine treffliche Schilderung ist (unter XIX, Nr. 522—596) die des dem Herausgeber eng befreundet gewesenen Hugo Franz Altgrafen zu Salm-Reifferscheidt-Krautheim (gestorben 1836). Man sieht, hier hat der Herausgeber nicht nur das Geschütz seiner Gelehrsamkeit spielen, sondern auch sein Herz in seine Feder fließen lassen; es hat uns Liebe und Verehrung gegen seinen verstorbenen Freund abgezwungen. Das Directorium der vorzüglichsten durch Freiherrn v. Hormayr entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen macht abermals als Fortsetzung von frühern Jahrgängen den Beschluß (124 Nummern von 1244—62). 43.

Literarische Notizen.

Wie viele archäologische Entdeckungen von hohem Interesse wir uns in Kleinasien versprechen dürfen, geht deutlich aus einer Schrift hervor, die vor einigen Monaten in London erschienen ist: „A journal written during an excursion in Asia Minor 1838 by *Charles Fellows*." Es ist dies ein ebenso unanspruchsloser als anziehender Bericht über eine von Februar bis April 1838 gemachte Reise, welche von Smyrna über Troas nach Konstantinopel, dann durch die alten Provinzen Bithynien, Phrygien, Pisidien, Lycien, Karien und Lydien ging, somit, oft in etwas mäandrischer Weise um den größern Theil Kleinasiens einen Kreis beschrieb. Daß dieses Land, welches in mehr als einer Periode zur europäischen Culturgeschichte in so inniger Beziehung steht, von uns doch seinem größern Theile nach eigentlich gar nicht gekannt ist, ist eine alte Klage der Geographen. Hr. Fellows eilte nicht für wissenschaftliche Zwecke, aber überall mit offenem Auge und Sinn, und sein glückliches Talent für Zeichnen fand willkommene Beschäftigung bei den prachtvollen Tempeln, Theatern, Felsengrotten und Gräbern, an denen ihn sein Weg vorbeiführte. Nach England zurückgekehrt, war er sehr erstaunt, von Alterthumsforschern zu hören, daß ihnen durch seine Zeichnungen und Mittheilungen in mancher Hinsicht eine neue Welt aufgethan sei, namentlich auch durch die Copien, welche er von den, halb in griechischen Buchstaben abgefaßten Inschriften der Gräber von Xanthus, früher einer der größten Städte Lyciens, genommen hatte (bemerkt wurden sie jedoch schon von Joseph v. Hammer 1809 u. A.). Offenbar in einer ganz fremden Sprache abgefaßt, sind sie dem kritischen Scharfsinn ein Räthsel geblieben, werden es auch wol bleiben, bis weitere Data zur Vergleichung dienen können. Diese kann man aber erwarten, da Fellows im nächsten Frühlinge eine abermalige Reise nach Kleinasien unternehmen und unter dem speciellen Schutze der englischen Regierung einen Theil der von ihm berührten Gegenden, besonders das Stromgebiet des Mäander geologisch und archäologisch untersuchen wird. Ein eigenthümliches mechanisches Verfahren wird ihm in den Stand setzen, von allen interessanten Inschriften ganz genaue Copien zu geben. 169.

Von Eugène A. Bail erschien in Paris „Notice sur les Indiens de l'Amérique du Nord", geschmückt mit vier nach der Natur gezeichneten Portraits und mit einer Karte versehen. Von Arnaud's „Histoire de la vie et des ouvrages de Mr. le comte d'Hauterive", welche Beiträge zur Kenntniß der französischen Diplomatie von 1784—1830 enthält, erschien die zweite Auflage. Der Verf. schrieb auch eine Geschichte Pius' VII. Lord Ellis, Verf. der „Aventures d'un gentilhomme parisien", gab heraus: „Souvenirs d'un exilé du grand monde" (2 Bde.). Ferner erschienen: „L'almanach de France pour l'année 1840", mit zahlreichen Vignetten geziert; „Histoire résumée du moyen-âge", zum Schulgebrauch bestimmt, vom Prof. Petit; Buronfurt (2 Theile, wovon der erste erschienen ist, der zweite im Februar 1841 herauskommen wird), und von dem „Manuel complet de physique et de météorologie", von Ajasson de Grandsagne und Fouché, die zweite durchgesehene und vermehrte Ausgabe. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 325. — 21. November 1839.

Die Reiſen der Engländer zur geographiſchen Aufnahme der Küſten des Magalhaensiandes in den Jahren 1826—36.*)

Narrative of the surveying voyages of H. M. S. Adventure and Beagle between the years 1826 and 1836, describing their examination of the southern shores of Southamerica and the Beagle's circumnavigation of the globe. Mit Karten und Kupfern. Vier Bände. London 1839.

Erſter Artikel.

Mit Ausnahme des Innern von dem vorzugsweiſe unzugänglichen Welttheile, Afrika, gibt es gegenwärtig wenige ganz unerforſchte Erdenwinkel. Reiſende ſind einzeln oder in Geſellſchaften vereint in Gegenden vorgedrungen, welche die Barbarei der Eingeborenen oder ein furchtbares Klima von jeher verſchloſſen hielt, und haben nicht ſelten die umſtändlichſten Forſchungen über Länder bekannt gemacht, deren Vorhandenſein vor hundert Jahren kaum geahnt wurde. Innerhalb der letzten Menſchenalter hat die Erdkunde als gründliche Wiſſenſchaft mehr Fortſchritte gemacht als in irgend einer andern und längeen Periode der Vorzeit. Die Gründe dieſer in der Bildungsgeſchichte unſers Geſchlechts merkwürdigen Erſcheinung ſind ſo mannichfaltig und intereſſant, daß ſie eine umſtändlichere Unterſuchung erfodeen würden, als wir ihnen an dieſem Orte gewähren können. Indeſſen darf die Bemerkung nicht übergangen werden, daß wol eigentlich die raſche Ausbildung der Naturwiſſenſchaften in den letzten 60 Jahren den entſchiedenſten Einfluß auf zweckmäßige geographiſche Forſchung gehabt habe, und daß aus dieſer Urſache ſelbſt die der Zeit und dem Raume nach beſchränktern der neuen Reiſen, ſo weit ſie überhaupt als wiſſenſchaftlich gelten können, weit reichere und wichtigere Ergebniſſe geliefert haben als die ausgedehnteſten Unteenehmen des Mittelalters. Die Möglichkeit der Entdeckung von vorher ganz unbekannten Ländern mag in unſern Zeiten als aufgehoben angeſehen werden; eine durch ſittliche und wiſſenſchaftliche Umwälzungen ausgezeichnete Periode wie das 16. Jahrhundert, wo der Muth ſpaniſcher und portugieſiſcher Seefahrer neue Welten aufſchloß, kann ſich nicht wiederholen; allein dafür ſind die Grenzen der tiefen Forſchung außerordentlich erweitert und die Deutung oder Vergleichung phyſiſcher Erſcheinungen ſehr erleichtert. Es ſind ſo viele Thatſachen beobachtet und ſo viele unbezweifelte Geſetze der Natur erkannt worden, daß die Reiſenden bei ihren Unterſuchungen jetzt von feſten Grundlagen ausgehen und, wenn ſie nicht länger vermögen neue Erdtheile aufzufinden, dafür über die natürliche Beſchaffenheit minder bekannter, obſchon in alten Zeiten entdeckter Länder in kurzer Zeit ein helles Licht verbreiten können. Die Vortrefflichkeit der materiellen Hülfsmittel aller Art befördert dieſe Arbeiten. Welcher Unterſchied herrſcht nicht zwiſchen dem hölzeenen Kreuzſtabe mit ſeinem roh gearbeiteten Gradbogen, deſſen ſich die Zeitgenoſſen des Columbo bedienten, und dem metallenen Spiegelſextanten mit den neueſten Verbeſſerungen! zwiſchen den ehemaligen unſichern Mitteln der Zeitberechnung und den Chronometern, von welchen einige der letzten Entdeckungsſchiffe ſchon 20 Stück auf einmal mit ſich führten und deren Conſtruction ſo vortrefflich iſt, daß z. B. diejenigen des Schiffs Beagle am Ende einer faſt fünfjährigen Reiſe nur um 33 Secunden von der Wahrheit abwichen. Dieſe großen Fortſchritte der Erdkunde haben es aber auch dahin gebracht, daß heutzutage jene Reiſebeſchreibungen nicht mehr möglich ſind, die ihrer Zeit die Leſer durch die Menge des Neuen und Unerhörten, welches ſie über ferne Länder und Völker enthielten, in das größte Erſtaunen verſetzten. Wir erinnern an die Bewegung, welche vor 60 Jahren wenigſtens das rontinentale Europa ergriff, als die erſten genauen Nachrichten von den tropiſchen Eilanden des ſtillen Meeres, von ihrer reizenden Natur und ihrer eingeborenen Bevölkerung ſich verbreiteten, deren heitere Lebensluſt und ſanfte Sitten in entſchiedenſter Fremdartigkeit von den europäiſchen Verhältniſſen abwichen. Es erfoderte das ganze Gewicht ſolcher Namen wie Cook, Bougainville und Perouſe, um einer ſo überraſchenden Kunde allgemeinen Glauben zu verſchaffen, und jene Bilder eines arkadiſchen Lebens, deſſen Möglichkeit man nicht bezweifeln konnte, begeiſterten damals ſogar einzelne Dichter. Heutzutage erfahren die Knaben in den vorbereitenden Schulen Beſſeres und Gründlicheres über jenen Archipel als die Großväter aus den wenigen und ſchlecht überſetzten Reiſebeſchreibungen. Wir beſitzen Abhandlungen über ihre Faunen, ihre

*) Vgl. den Aufſatz eines andern Mitarbeiters in Nr. 235 u. 236 d. Bl.: „Die neueſten wiſſenſchaftlichen Expeditionen der Briten nach den Küſten des ſüdlichſten Amerikas und dem ſtillen Meere.“ D. Red.

Digitized by Google

Floren, ihr geologiſches und hypſometriſches Verhalten; wir kennen ihre Meteorologie faſt ſo gut oder vielleicht beſſer als diejenige der britiſchen Inſeln; wir haben die Vorſchläge geleſen und geprüft, die man in der Abſicht gemacht hat, dort die Induſtrie Europas, Spinnmaſchinen und Webereien einzuführen; es ſind uns die Zänkereien der dortigen Miſſionnaire ebenſo wenig fremd als die Eiferſucht der Fremden gegeneinander und die Folgen, welche die Einführung unſerer Civiliſation auf das Glück der Eingeborenen gehabt hat: mit einem Worte, es iſt kaum möglich, daß uns irgend eine durch Neuheit überraſchende Nachricht über die Natur oder die Menſchen von Otaheite oder den Sandwichinſeln zukomme, wo Cook von Kannibalen erſchlagen wurde und jetzt zwei politiſche Zeitungen gedruckt werden, die gelegentlich bis in das Innere von Deutſchland ſich verlieren. Es wäre leicht, dieſe Vergleichung zweier nicht ſehr voneinander entfernten Epochen auch in Bezug auf andere Länder anzuſtellen, denn überall ergibt ſich dieſelbe Vermehrung unſerer Bekanntſchaft mit ihnen in wenigen Jahrzehnden. Für die Menge hat aus dieſem Grunde das Studium der Reiſebeſchreibungen beiweitem nicht mehr das ehemalige Intereſſe; der poetiſche Reiz, der ehedem anlockte, iſt dahin; denn es fand ſeinen Urſprung in der Begrenzung des Wiſſens und in der Ahnung eines unbekannten Jenſeits. Das Werk, über welches wir zu berichten beabſichtigen, macht zwar in gewiſſen Beziehungen eine Ausnahme, denn es verbreitet ſich hauptſächlich über Gegenden der Erde, die man bisher nur aus fragmentariſchen oder ſich widerſprechenden, oftmals mit Fabeln durchmengten ältern Berichten kannte; allein obgleich von der entſchiedenſten Wichtigkeit, fehlt ihm wie allen ähnlichen Büchern unſerer Zeit die Würze des Wunderbaren und Unbegreiflichen, welches mittelalterliche Berichte auszeichnet und noch jetzt ſo Viele anſpricht, daß man in England die Fahrten des Sir John Maundeville neu auflegt, und der Reiz des Neuen, was den Erzählungen der Seefahrer aus Georg's III. Zeiten eine mehr als gewöhnliche Popularität verſchaffte.

Unter allen Ländern der neuen Welt, die mittels gewöhnlicher Anſtrengungen zugänglich und ſeit ältern Zeiten bekannt waren, ſind wenige ſo vernachläſſigt worden als die im Süden des Plataſtromes liegenden, denen man mit Inbegriff der ſüdlichſten Inſelgruppen den zweckmäßigen Namen des Magalhaenslandes gegeben hat. Während in weit kältern Gegenden, am St.-Lorenz, Hudſon und Delaware, nordeuropäiſche Auswanderer ſich anbauten, ohne vor dem ungleichen Kampfe mit den Elementen und einer eingeborenen ſehr kriegeriſchen Bevölkerung zurückzuweichen, oder durch den bald erkannten Mangel edler Metalle ſich irren zu laſſen; während Abenteuerer die wunderbarſten Züge durch das Innere der tropiſchen Provinzen antraten und theilweiſe glücklich vollendeten, blieb Patagonien vernachläſſigt und ohne Colonien und vermochte nicht einmal die ſelbſtſüchtigen Forſchungen auf ſich zu ziehen, die, der Entdeckung von Bergwerken gewidmet, in frühern Zeiten weit mehr als die auf geographiſche Entdeckung ausgeſendeten Expeditionen dazu beigetragen haben, die entlegenſten Theile der neuen Welt bekannt zu machen. Spaniſche Indolenz und gewiſſe natürliche Urſachen, auf welche wir zurückkommen werden, mögen an dieſer Gleichgültigkeit denſelben Antheil gehabt haben. Die Entdeckung der Meerenge (1520), welche die zahlreichen Inſeln des Feuerlandes, die man damals noch für ein weit nach Süden ſich erſtreckendes Feſtland hielt, von dem Continent trennt, verewigte den Namen des Magalhaens und ſteht in der Geſchichte der Geographie als Ereigniß von höchſter Wichtigkeit da. Der Aufenthalt des großen Seefahrers war in jenen Gegenden zu kurzdauernd, um über ihre phyſiſchen Eigenthümlichkeiten viel Licht verbreiten zu können. Geraume Zeit verſtrich, ehe irgend etwas geſchah, um die Beſchaffenheit des entdeckten Landes zu erforſchen; Furcht und Mistrauen veranlaßte Schritte, die kein beſſeres Motiv hervorzudringen vermocht hatte. Der ſpaniſche Hof gab ſich der Beſorgniß hin, daß der neue Seeweg das ſilberreiche Peru den Angriffen der Engländer und Holländer preisgeben werde, deren kräftigſte Anſtrengungen dahin gingen, Stücken des großen Beſitzthums der Caſtilier an ſich zu reißen. Das plötzliche Erſcheinen des Francis Drake im ſtillen Ocean (1578) ſchien die ſchlimmſten Vorausſetzungen zu rechtfertigen, ſtörte die Provinzialbehörden aus dem Schlummer einer betrüglichen Sicherheit und veranlaßte die erſte Expedition nach den ſüdlichſten Gegenden, beſonders der Weſtküſte Patagoniens, wo man eine zweite Durchfahrt vermuthete, und nach der Meerenge, die man glaubte durch Colonien und Anlegung befeſtigter Orte gegen feindliche Schiffe ſchließen zu können. Pedro Sarmiento, ein geprüfter Seemann, erhielt den Befehl über einige in Peru ausgerüſtete Schiffe, um Drake „lebendig oder todt einzuliefern" und die ungekannten Südländer zu unterſuchen. Bis auf die neueſte Expedition der Engländer ſind die noch vorhandenen Berichte Sarmiento's die ausſchließlichen Quellen geblieben, aus welchen Alle ſchöpften, die mit der Geographie des weſtlichen Patagoniens ſich beſchäftigten oder die Entwerfung von Seekarten unternahmen. Zwar erſtrecken ſie ſich allein auf nautiſche Darſtellungen und auf genaue Beſchreibung aller Einzelnheiten in den Außenlinien der Küſte, aber ſie ſind von großer Brauchbarkeit. Die ihnen zu Grunde liegenden Beobachtungen ſind unter Umſtänden gemacht worden, die nicht leicht hinderlicher ſein konnten, aber dennoch ſo genau, daß ſie durch King die glänzendſte Anerkennung empfingen. Sarmiento gelangte glücklich nach Spanien und entwarf den Plan zur Anlegung einer Colonie in der Meerenge ſelbſt. Er verließ Europa (1581) mit der größten aller bisher zu einem ſolchen Zwecke ausgerüſteten Flotten und begründete nach Überwindung vieler Widerwärtigkeiten wirklich eine Stadt. Vielleicht hat keine neuere Colonie ein gleich unglückliches Schickſal gehabt. Das Unternehmen ſcheiterte an einem beiſpielloſen Mangel aller Disciplin in der Flotte, an der Willkür der Capitaine, die ſich entfernten oder wiederkehrten, wie es ihnen gefiel, und zuletzt den unerſchütterlichen Anführer ſeinem Geſchick überließen, endlich an der Unfähigkeit oder Unluſt der Coloniſten, von welchen die Meiſten wol in der Erwartung großer metal-

Digitized by Google

lische Schätze sich der Expedition angeschlossen hatten und nicht gesonnen gewesen waren, im Kampfe mit einem rauhen Klima und auf einem ungünstigen Boden der anstrengenden und wenig lohnenden Thätigkeit des Landbaus sich zu ergeben. Einer von den sehr Wenigen, welche den Hunger und das Elend überlebten, gab spätee seine Aussage vor dem Vicekönig von Peru. Sie enthält die ältesten Nachrichten über das Klima und die Producte jener Gegenden und ist außerdem auch dadurch von Interesse, daß sie Blicke in das schon damals höchst veredelte System der spanischen Colonien gestattet. Die zahlreicher werdenden Seereisen der Engländer und Holländer vermehrten im Laufe des 17. Jahrhunderts die an sich immer noch geringe Kenntniß des Magalhaenslandes; adee besonders gaben die Expeditionen derselben Völker nach dem stillen Meere, wo sie einen alles Völkerrecht verhöhnenden Freibeuterkrieg gegen Spanien führten, Veranlassung zum Landen und sogar zu Überwinterungen im Süden, die nicht ohne Einwirkung auf den Stand der Geographie blieben. Die Entdeckung des Caps Horn, oder vielmehe die erste glückliche Umsegelung desselben änderte in jener Richtung von neuem den gebräuchlichen Seeweg; aber alles Dieses geschah nicht in dee Absicht der Erforschung unbekannter Küsten oder der Aufklärung jenes Dunkels, welches jeden Seefaheer bei der Annäherung an die stürmischen Südlande Amerikas mit Grauen erfüllte. Nur von sehr wenigen Punkten wae die astronomische Lage mit annähernder Sicherheit festgestellt; die Einzelnheiten der Küstenbildung, die Häfen und die den Weg abkürzenden Meeresarme blieben unbeschrieben; denn entweder vermied der Seemann aus Mangel an Karten und sonstigen Hülfsmitteln möglichst die gefahrdrohende Küste, oder er nahm sich nicht die Mühe, seine Beobachtungen zu verzeichnen, wenn ee so glücklich gewesen, gleichsam mit verbundenen Augen seinen Weg durch ein Labyrinth zu finden, dessen genaue Aufnahme ganz andeee Mittel und Kräfte erheischt, als gewöhnliche Expeditionen in ihrem Bereich sehen. Das Ungemach Aller, das teaurige Schicksal Einiger bei dee Annäherung an die antarktischen Meere brachten über diese einen fast beispiellosen Verruf, der nicht allein durch den Mangel gutee physikalischer Beobachtungen lange unvermindert eehalten, sondern durch muthwillig erfundene, odee aus Irrthum entstandene Fabeln bis zuc Hervorbeingung eines allgemeinen Schreckens vergrößert wurde. Unter solchen Umständen wae die Erforschung des Landes selbst durch Missionen oder kleine Colonien nicht zu erwarten, obgleich diese in andeen Richtungen rüstig und erfolgreich in das Innere des Welttheils eindrangen; denn theils stieß die Natur Patagoniens alle derartigen Versuche zurück, theils waren die Bewohner von Buenos Ayres und Chile von derselben Furcht wie die Seeleute angesteckt und sind sogar noch in unsern Tagen geneigt, den fernen Süden als den Wohnort abenteuerlich gebildeter oder sehr furchtbarer Menschen und Thiere zu betrachten. Die gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts eeschienenen Karten geben der Meerenge ziemlich dieselbe Gestalt, die ihr von dem ersten Entdecker zugeschrieben wurde und sind in Hinsicht dee Westküste und dee südlichsten Inselgruppen so sehr mit Widersprüchen erfüllt, daß es nue zu augenscheinlich ist, wie jeder Zeichner oder Kosmograph versucht hatte, so gut es gehen wollte, aus mangelhaften Materialien irgend etwas zusammenzusetzen, um nue die Platte an gegebenen Stellen nicht unberührt lassen zu müssen. Außerdem verstand man es nicht, die Meeresströmungen richtig abzuschätzen, deren Gewalt an den Küsten Südamerikas so außerordentlich ist, daß sie noch 1740 den Admiral Anson verführten, einen Rechnungsfehler von neun vollen Längegraden zu machen, und — was gewiß noch viel mehr sagen will — voe wenigen Jahren den Schiffbeuch der englischen Fregatte Thetis in dee Nähe des besuchtesten Hafens von Rio Janeiro und im ruhigsten Wetter verursachten. Die Entdeckungsreisen der Engländer trugen seit 1768 viel dazu bei, diese große Ungewißheit über die wahre Lage vieler Küstenpunkte zu beseitigen; aber der spanischen, von Antonio de Cordoba (1783) geleiteten Expedition verdankt man die erste umständliche, auf genauen Vermessungen beruhende Karte der Meerenge in ihrer ganzen Länge. So brauchbar diese nun auch für alle gewöhnlichen Zwecke der Seefahrt sich erweist, so läßt sie doch das Feuerland unberührt, indem die ganze Aebeit der Aufnahme im Laufe eines einzigen Sommers beendet werden mußte. Hat sich nun auch in der Folgezeit die Thätigkeit Malaspina's und anderer neuern Seefahrer über das letztgenannte Land verbreitet, so beweist doch der Vergleich ihree Karten mit dem herrlichen Atlas, welchen die britische Admiralität als eine der Früchte von King und Fitzroy's Expedition herausgab, wie Vieles sie ihren würdigen Nachfolgern zu leisten übrig gelassen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Mathildenhöhle. Novelle nach einer wahren Begebenheit von C. Reinhold. Stuttgart, Brodhag. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter der großen Menge Novellen, die allwöchentlich auf dem Boden der Literatur pilzartig entstehen, zeichnet sich diese „Mathildenhöhle" vortheilhaft aus. Gleich von Anfang an entdeckt man ein Streben nach etwas Höherm, Bedeutsamerm; dem Verf. ist es darum zu thun, in die Maschen der Erzählung ein Stück inneres Leben zu verflechten und nicht blos, wie unsere in- und ausländischen Dutzendschreiber es lieben, an der Außenseite der Begebenheiten herumzusingern, unbekümmert um den endlichen glücklichen oder unglücklichen Ausgang. Nur begegnet Herrn Reinhold dabei das fast allen gedankenreichen deutschen Schriftstellern gemeinsame Unglück, daß mitten in der interessant und spannend angelegten Erzählung auf einmal der glänzende Faden zerreißt, an welchem die Phantasie der Leser größtentheils bis zum Ende fortgeleitet sein will, und dies, fürchten wir, wird seiner Arbeit bei Vielen großen Nachtheil bringen. Die Handlung ist ganz einfach und wird eigentlich nur durch die Innerlichkeit der Charaktere lebendig erhalten. Mathilde, eine junge Gräfin, die frühzeitig auf sich selbst gewiesen wurde und schon als sehr junges Mädchen ohne männliche Beaufsichtigung auf Reisen die Welt kennen lernte, liebt einen jungen Mann, Eduard, den Sohn eines Pfarrers. Eduard ist in jeder Hinsicht ein außergewöhnlicher Mensch. Von seinem Vater bestimmt fürs bürgerliche Leben, zerbricht er ge-

Digitized by Google

waltsam seine Fesseln, nimmt Kriegsdienste und kehrt nach einer Reihe von Jahren als Major, mit Ehrenzeichen geschmückt, zurück. Sein Vater, ein pedantischer Ordnungsmensch, söhnt sich dadurch mit ihm wieder aus, und als Mathilde mit Genehmigung ihres Vaters den Antrag Eduard's, seine Gattin zu werden, annimmt, fühlt sich der Pfarrer natürlich hochgeehrt. Hier aber zeigt sich bald das wunderliche Temperament Mathildens, die, jovial bis zur Seltsamkeit, in ihren weiblichen Launen oft Sand'schen Ideen Raum gibt, ohne jedoch im Mindesten ihre Mädchenhaftigkeit dabei zu verletzen. Unter Anderm bildet sie sich denn auch ein, Eduard liebe sie nicht mehr, und reist ein paar Tage vor der Hochzeit, ohne den Geliebten davon zu unterrichten, mit ihrem Vater in die weite Welt. Nur der Graf schreibt an Eduard, entschuldigt die schnelle Reise mit dem Gemüthszustande Mathildens und überträgt dem Major während seiner Abwesenheit die Verwaltung seiner Güter. Eduard unterzieht sich diesem Auftrage mit Eifer und findet auch in dem Umgange mit Emilien, einer Cousine Mathildens, Ersatz für seinen Verlust. Nun währt es aber nicht lange, so entspinnt sich zwischen Eduard und Emilien eine Art Liebesverhältniß, das nur durch das Dazwischentreten eines jungen Malers, der Emilien in einer Geschichte ihr eigenes Verhältniß erzählt, sanft wieder abgeschnitten wird. Dieser Maler ist Niemand anders als Mathilde, welche incognito zurückgekehrt ist und, von Allen unerkannt, jeden Schritt Eduard's belauscht, von seiner Liebe zu ihr sich überzeugt. Mittlerweile ist es Eduard gelungen, auf dem Territorium des Grafen eine große Höhle zu entdecken, die der Graf bisher vergebens sich gewünscht hat, da die Formation der Umgegend ein Vorhandensein derselben wol errathen ließ. Diese Entdeckung hält er geheim, um den Grafen bei seiner Rückkehr zu überraschen; nur Emilien will er sie zeigen. Er führt sie daher in die Grotte, hat aber das Unglück, in der Eile zu stürzen und einen Arm zu brechen. Auf den Angstschrei Emiliens stürzt der Maler herbei, der Eduard auch hierher heimlich nachgeschlichen ist, wobei denn Mathilde sich verräth. Alles verständigt sich, Mathilde heirathet Eduard, Emilie einen ihr längst zugedachten Vetter, und am Tage der Vermählung wird die brillanter Erleuchtung die Höhle nach Mathildens Namen getauft. Diese unvollkommen hier mitgetheilte Skizze hat Reinhold trefflich zu bekleiden gewußt, bis auf jene Erzählung des Pseudomalers, die zu lang, zu umständlich und das Interesse erschlaffend ist. Außerdem verdient diese Arbeit vielfaches Lob bis auf die kunstvoll durchgearbeitete Sprache, an der wir nur ein etwas zu peinliches Anschmiegen an Goethe'sche Diction tadeln möchten. Überhaupt erinnert die ganze Haltung der Novelle an Goethe'sche Denk- und Redeweise, selbst die Charaktere bewegen sich in der Sonderheit ihres Auftretens in der Atmosphäre der „Wahlverwandtschaften". Dies billigen wir nur insofern, als der Verf. damit sein Streben nach künstlerischer Rundung, nach classischer Geschlossenheit verräth; im Allgemeinen müssen wir aber bekennen, daß so pedantisches Nacheifern jede Ursprünglichkeit schöpferischer Kraft gleich beim Erwachen niederhält und somit jeden frischen Fortschritt hindert. Der Name „Mathildenhöhle" ist sehr willkürlich gewählt; „Eduard und Mathilde" würde dem Inhalte der Novelle, die wir übrigens dem gebildeten Publicum empfehlen, entsprechender gewesen sein.

2. Der böse Blick oder: Die Queisse in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in vier Abtheilungen von L. Schneider. Erste und zweite Abtheilung: Berlin vor 300 und 200 Jahren. Berlin, Hayn. 1838—39. 8. 3 Thlr. *)

Ein Buch für das größere Lesepublicum, worin es nicht fehlt an Rittern vom Stegreife, an Schwertergeklirr, Gift und Dolch, Zaubersprüchen und anderm Apparat aus der weiland Spieß'schen guten alten Zeit. Der erste Band hat noch einiges Interesse durch das Auftreten Kohlhase's, der freilich in der hier ihm angemessenen Uniform den Vergleich mit dem Kleist'schen nicht aushält. Der Inhalt dieser zwei dickleibigen, auf Löschpapier gedruckten Bände ist im Allgemeinen folgender. Das Geschlecht der Queisse leidet an dem Unglück des bösen Blickes, den eine wendische Hexe einem derselben angeflucht hat, weil sie von ihm verführt und dann verstoßen wurde. Mit diesem bösen Blick muß nun allemal einer der Queisse Das tödten, was ihm am liebsten ist. Dies geschieht denn nun diesen zwei Bänden. Wahrscheinlich beschenkt uns der Herr Verf. noch mit zwei neuen Bänden, die jedoch schwerlich mit großem Genügen gelesen werden möchten.

3. Jack Sheppard von W. Harrison Ainsworth. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Günther. Erstes und zweites Bändchen, mit Bildern nach G. Cruikshank. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ainsworth hat eine wunderbare Fertigkeit, Spitzbubenromane mit einer Art Moralität zu bekleiden. Auch in diesem „Jack Sheppard" nimmt er wieder einen glücklichen Anlauf dazu, wenngleich wir gestehen müssen, daß es denn doch eine arge Zumuthung für gebildete Leser ist, wenn sie sich fast ohne Unterbrechung mit lauter niederträchtigem, verworfenem Gesindel durch sechs Bändchen — denn so stark wird das Buch — herumschlagen sollen. Ein deutscher Autor dürfte so etwas dem Publicum nicht bieten, die Kritik würde ihn mit allen erdenklichen, erlaubten und unerlaubten Angriffen beehren. Mit den Ausländern gehen wir glimpflicher um. Über den Werth des Ganzen läßt sich noch kein Urtheil fällen, da wir in den vorliegenden zwei Bändchen den Helden Jack Sheppard nur bis zu seinem ersten Diebstahle begleiten. Jack ist der Sohn eines Straßenräubers, den einer seiner Gefährten, Jonathan Wild, aus Rache an den Galgen brachte. Dasselbe Schicksal bereitet er Jack vor, und allem Anscheine nach wird ihm der abscheuliche Plan gelingen. Die einzelnen Charaktere sind gut gezeichnet, überall viel praktische Lebenskenntniß, die alles Lob verdiente, wäre sie nicht zu roh, zu baar aller Ästhetik verarbeitet. Kaum läßt sich irgend ein edler Zug entdecken, und wo in den einzelnen Figuren wahrhafter Edelmuth sichtbar wird, da sucht der Verf. ihn möglichst in den Hintergrund zu drängen. Die Bilder sind ergötzlich, bleiben aber hinter den Originalen weit zurück. 33.

*) Vgl. über die erste Abtheilung die Anzeige eines andern Mitarbeiters in Nr. 334 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Literarische Notiz.

Der polemische Zweig der theologischen Literatur ist bekanntlich in England reich und productiv genug; wegen ihres national-positiven Standpunktes sind jedoch die meisten dieser Schriften für das Ausland, vielleicht auch für die Theologie überhaupt, von geringerm Interesse. Besonderer Aufmerksamkeit scheinen aber zwei jetzt abgeschlossene Sammlungen werth zu sein, welche in je 13 Vorlesungen die im letzten Frühlinge in Liverpool zwischen der englischen Episkopalkirche und den Unitariern abgehaltene Controverse enthalten. Volle 13 Wochen hindurch fanden die Vorlesungen, an zwei aufeinander folgenden Abenden in einer Kirche und einer Kapelle gehalten, ein äußerst aufmerksames und zahlreiches Publicum. Neben einigen trefflichen Darstellungen auf beiden Seiten findet der Deutsche hier noch das Interessante, daß er einige der wichtigsten Punkte in der Entwickelungsgeschichte seiner eigenen Theologie von Lessing etwa bis auf Schleiermacher gleichsam abgespiegelt sieht. Von einer neuorganisirten Vierteljahrschrift der Unitarier: „The christian teacher", ist jetzt der erste Band vollendet. Er enthält unter Anderm einige einsichtsvolle Beurtheilungen deutscher Meisterwerke über Geschichte und Theologie. 69.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 326. — 22. November 1839.

Die Reisen der Engländer zur geogeaphischen Aufnahme der Küsten des Magalhaenslandes in den Jahren 1826—36.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 325.)

Seit dee Mitte des voeigen Jahehundeets haben die nimmer eastenden Jesuiten mehrfach versucht, zu Lande nach Süden voezudringen, das System dee Missionen und somit iheen Einfluß auch in jene Wildnisse auszudehnen; allein sie erfreuten sich weder eines bedeutenden noch eines daueenden Erfolges. Das Werk des Jesuiten Falknee, lange Zeit das einzige über Patagonien nnd in ethnographischer Hinsicht noch jetzt brauchbae, entstand duech diese kiechlichen Unternehmen. Auch die spanische Regierung hatte das Bedürfniß genaueeer Nacheichten übee das eäthselhafte Patagonien gefühit und einige Expeditionen zu Lande ausgesendet, andere zu See abgehen iassen. Die Ergebnisse dee erstern können in einee Entwickelung der früheen Geschichte von Patagoniens Geographie schon daeum keinen Platz finden, weil sie (seit 1786), verheimlicht, spätee vergessen, nur eest im vorigen Jahre aus dem Staube dee Aechive von Buenos Ayees hervorgezogen nnd bekannt gemacht woeden sind; die letzteen, von Jesuiten an der Ostküste bis zue Meerenge, an bee Westküste von Chiloe bis zum 46° Be. geführten sind von keinee besondern Eehedlichkeit und übeeflüssig gemacht duech die ungleich gründlichern Beeichte von Wallis, Carteeet, Cook und Bougainville und durch die Erzählungen Derjenigen, welche den Schiffdruch des Wagers, eines von deu Schiffen Anson's, in der Nähe des von Gletschern umringten Golf Peñas überiebt hatten. Seit Anfang dieses Jahrhunderts sind Walfischfänger nicht selten in die Häfen Patagoniens eingeiaufen, um Holz und Wasser zu nehmen. Besonders haben zahlreiche Robbenschläger die entlegenen Kanäle zwischen den zahlioseu Inseln des Feueelandes besucht und sich doet jahreiang aufgehalten; allein von Allen hat nue Einee, Weddell, Beobachtungen von Werth bekannt gemacht. So nützlich in vielen Beziehungen diese häufigen Besuche der Europäee gewesen sein mögen, so haben sie doch dee Geogeaphie keine Vortheile gebeacht. Selten sind Seefahrer diesee Classe gebildet genug im Wissenschaftlichen ihres Beruses; sie verstehen eben nur die Füheung kleinee Fahrzeuge auf die herkömmiche, großentheils mechanische Weise und gönnen aus Beotneid Andern die Keuntniß dee Entdeckungen nicht, die sie selbst durch Zufall gemacht haben mögen. Es scheint ziemlich gewiß zu sein, daß die nordamerikanischen Robbenschlägee lange voehee geheime Kenntniß von Südschottland besaßen, ehe ein verirrtee Kauffahrer diesen traueigen Archipel auffand und seine Entdeckung bekannt machte; dieselbe Classe von Seeieuten hat seit meheen Jaheen in den Sunden der westlichen Küste ihren Fang beteieben, die man von keinem Schiffe besucht glaubte.

Aus diesee Übersicht eegibt sich, wie höchst mangelhaft die Kenntniß des Magalhaenslandes in geogeaphischer und besonders in physikalischer Hinsicht noch voe wenigen Jaheen gewesen ist. Der größten dee seefahreuden Nationen wae es würdig, die Aufhellung eines Dunkels zu übeenehmen, weiches nicht bios in wissenschaftlichee Hinsicht unangenehm empfunden wurde, sondern auch allgemeinere Inteeessen vielfach bedrohte. Seit 25 Jaheen hat die Schifsahrt am Cap Horn alljähelich zugenommen; denn in den ehemaligen Colonien dee Spaniee sind von Calisoenien bis Chiloe eine Menge von wichtigen Märkten entstanden, wo, wie nicht anders zu erwarten wae, England die wichtigste Rolle spielt. In Peru allein beschäftigt nach den neuesten Berechnungen der britische Handei ein Capital von 400,000 Pf. St. Die zahleeicher weedenden Colonien der austealischen Inseln suchen sich auf dem Wege um die Südspitze Amerikas mit dem Mutteelande in Verbindung zu setzen, den auch viel Walfischfänger nehmen. Sowol diese Umstände, die einee entschiedenen Nothwendigkeit gleich zu acheen sind, als auch eine an die besten Zeiten Geoeg's III. erinnernde Neigung dee letzten zwei Regierungen, große Entdeckungsreisen zu befördern, bewogen die Admiralität 1825 zu dem Entschiusse, Schiffe nach der vielerwähnten Erbgegend auszusenden, um alle seit Sarmiento unternommenen Aebeiten an Ort und Stelle zu prüfen und die sie trennenden Lücken auszufüllen. Die Geschichte geogeaphische Entdeckungen hat kein Beispiel einer so umfangeeichen, auf wissenschaftliche Zwecke allein gerichteten und so nützlichen Thätigkeit aufzuweisen, wie die englische Maeine seit 20 Jahren entwickelt hat. In diese kurze Periode fallen die Nordpoireisen von Parry, Roß, Franklin und Back, die Seefahreten von Beechey und Byron, die mit Beeücksichtigung dee geringsten Ein-

Digitized by Google

zelnheiten verbundene aſtronomiſche Aufnahme der Küſten von Neuholland durch King und vom öſtlichen Afrika duech Owen, die ſpecielle Vermeſſung des an Wichtigkeit immer mehe gewinnenden rothen Meeres, die Aedelten von Wellſted in Arabien, die Euphratexpedition des Obeſten Chesney, die Reiſen, welche von Foſter nach den antarktiſchen und den äquatorialen Meeren unternommen wurden, um einige dee verwickeltſten Theorien der Natuelehre zu peüfen; endlich eine bedeutende Zahl kleiner Reiſen ſowol in den indiſchen als amerikaniſchen Gewäſſern, welche alle den Zweck hatten, geographiſche Irrthümer zu berichtigen und der Seefahrt durch feſte Angaben da zu nützen, wo punktirte Umriſſe der Karten von Ungewißheit zeugten und Beſorgniß einflößten, ohne immer Schiffdrüchen voezubeugen. In dieſer Zeit liegen endlich die wichtigen, obgleich von der Menge leicht überſehenen Leiſtungen von Aſtronomen, die man nach verſchiedenen Punkten ausſendete und in fernen Ländern anſiedelte, dann die vereinzelten Arbeiten der Capitaine von Kriegsſchiffen während ihres Aufenthalts in entlegenen Stationen und manche große Landreiſen, die, wenn auch nicht ganz von dee Regierung ausgegangen, doch durch dieſelbe befördert und zum Theil auch durch Seemänner ausgeführt wurden. Den Erwartungen iſt in den meiſten Fällen duech dieſe Expeditionen entſprochen woeden. Ihre Erfolge haben bewieſen, daß die engliſche Marine während eines langen Friedens nicht entartet iſt, und daß ſie eine Menge von Offizieren beſitze, welche mit den gewöhnlichern Eigenſchaften des Seemannes, Ausdauer in Zelten der Bedeängniß, Geiſtesgegenwaet in Gefahren und kriegeriſchem Muthe, den ſeltenern Vortheil dee vollſtändigſten Bildung und ſelbſt der Gelehrſamkeit verbinden.

Die den Expeditionen der Adventuee und des Beagle geſtellten Aufgaben waren mit der außeroedentlichſten Schwierigkeit und Gefahr verknüpft, ſind aber auf eine ſolche Weiſe gelöſt woeden, daß die Namen King und Fitzroy in den Annalen der maeltimen Geogeaphie neben Cook und Flinders ihren Platz eehalten werden. Welche Thätigkeit beide Männer entwickelt haben müſſen, um eine noch nie erreichte Menge von Beobachtungen aller Art in kurzer Zeit zu ſammeln, eehellt aus einigen Zahlenangaben. Wie finden in dem nautiſchen Theile von King's Expedition, welcher als Handbuch für Seefahrer fogleich nach Rückkehr der Adventure erſchien, die Zahl von 370 aſtronomiſch feſtgeſtellten Punkten zwiſchen Chile und der Mündung des Plata, von welchen ein jeder wiederholte Beobachtungen erfoderte, indem man mit der größten Genauigkeit zu Werke ging und eben deswegen bei gegebenen Gelegenheiten früher erhaltene Reſultate nochmals prüfte. Die Zahl der trigonometriſchen Operationen läßt ſich nicht einmal annähernd angeben, indem viele Ketten von Dreiecken vermeſſen werden mußten, um die Hauptpunkte untereinander zur Entwerfung einer Karte zu verbinden, welche auf die geringſten Einzelnheiten eingeht. Gegen 60 Pläne von Häfen oder zum Ankern geſchickter Orte wurden auf die letztere Aet aufgenommen, und nicht nur die Meerenge, ſondern auch alle berühete Sunde und Kanäle hinſichtlich dee Meerestiefe mit einer Genaulgkeit gepeüft, die auf den Kaeten von der Nordſee und ähnlichen Heeeſtraßen der Schiffahrt nicht übertroffen zu ſehen iſt. Strömungen nnd die ſehr uneegelmäßige Flut der patagoniſchen Gewäſſer ſind nicht minder als die Meteeologie jener Klimate der genaueſten Unterſuchung unterworfen woeden; eine große Zahl ſchöner Karten, die von King und ſeinen Offizieren gezeichnet wurden, ſind Meiſterſtücke, deeen Weeth nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. So weit erſtreckten ſich die eigentlichen Berufsarbeiten. Andere geſellten ſich aber zu ihnen, die, aus Neigung mehe als auf höhern Befehl unternommen, nicht geringe Mühe verurſachten und von um ſo größeem Inteeeſſe ſind, je weniger einer von King's Vorgängern Zeit oder Neigung gehabt hatte, ſie in der ſtürmiſchen Nähe der antarktiſchen Regionen vorzunehmen. Kuez voe der Adventuee hatte der Chanticleer unter Capitain Foſter, dem es nicht beſchieden war, ſein Vaterland wiederzuſehen, das Feuerland beſucht, mit der Beſtimmung, Unterſuchungen übee Erdmagnetismus anzuſtellen und Pendelverſuche zu wiederholen. King glaubte ſich dennoch nicht von der Pflicht entbunden, dieſelben Foeſchungen vorzunehmen und hat ihre Reſultate in mehren Tafeln mitgetheilt. Wie finden nicht minder die Höhe von 37 Punkten über dem Meeee angegeben, die faſt alle auf wirklichen Meſſungen beruhen und namentlich in Hinſicht der ſchnellen Erniedrigung der Andenkette gegen Süden höchſt intereſſante Aufklärungen gewähren. Man verdankt die eeſte wiſſenſchaftliche Darſtellung der klimatiſchen Verhältniſſe Patagoniens ebenfalls der Expedition King's. Sie füllt eine um ſo unangenehmer empfundene Lücke, als es bisher unmöglich geweſen war, die ſchwankenden und ſich widerſprechenden Urtheile der Vorgängee zu etwas Genügendem zu combiniren, und als die Entdeckungen Pentland's in Bolivien auf große, aller Theorie entgegenlaufende Unregelmäßigkeiten aufmerkſam gemacht hatten, von welchen man nicht wußte, ob ſie ſich im tiefen Süden wiederholten. Wie die Mehrzahl gebildeter Männer Englands beſaß auch King gründlichere Kenntniſſe im unbegrenzten Felde der Geologie, derjenigen untee den Naturwiſſenſchaften, die gegenwäetig wol mehr mächtige und reiche Gönner hat als irgend eine andeee und durch den Reiz, den ſie auf die Phantaſie übt, täglich neue Bekenner anzieht und auf immer gefangen nimmt. Eine nicht unbeträchtliche zoologiſche Erfaheung geſellte ſich hinzu, um dem Führer der Adventure es möglich zu machen, ſeiner Erzählung ein Inteeeſſe zu verleihen, das ſonſt nur den Berichten von Expeditionen eigen iſt, welche von eigentlichen Naturforſcheen begleitet wurden. Ungeachtet des Umfangs dieſer Leiſtungen blieb dem Capitain Fitzroy bei der zweiten Reiſe eine große Nachleſe, nicht ſowol darum, weil ee die erneute Unterſuchung des ſüdlichſten Amerikas mit einer Umſegelung der Eede beſchloß, ſondeen weil ee ſeine Aufmerkſamkeit auf diejenigen Küſtenſtriche richtete, die man genöthigt geweſen wae, während der eeſten Reiſe unberührt liegen zu laſſen. Auch hier ſteht wiederum die Zahl von mehr als tauſend aſtronomiſch feſtgeſtellten Orts-

lagen als Denkmal eines merkwürdigen Fleißes da, der sich aber auch über andere wissenschaftliche Forschungen verbreitete und duech Charles Darwin, den Enkel des bekannten enthusiastischen Sängers der „Liebe der Pflanzen", getheilt wurde. Der Mangel eines Naturforschees, der, durch nichts abgehalten, seinem Zwecke allein leben könnte, war während King's Reise so oft bedauert worden, daß man Darwin's Anerbieten, auf eigene Kosten den Beagle zu begleiten, geen annahm. Der dritte Band des Reiseberichts enthält seine Bemerkungen, untee welchen namentlich die auf die geologischen Verhältnisse Patagoniens gerichteten von Wichtigkeit sind, indem sie ganz Unbekanntes berühren. Zwischen dem Naturforscher und dem Befehlshaber des Schiffs bestand nicht nur eine sonst seltene Einigkeit, sondern eine herzliche, an vielen Orten der beiderseitigen Berichte sich aussprechende Freundschaft, welche dann auch füe die Erreichung des Gesammtzweckes von höchstem Nutzen war. Es ist leicht möglich, daß die Erzählung von der Reise des Beagle die Mehrzahl der Leser mehr anzieht als der erste, von King geschriebene Band; denn obwol beide durch wissenschaftlichen Weeth, Ernst und Anstand der Speache und Geündlichkeit sich gleichmäßig auszeichnen, in beiden dieselben humanen Gesinnungen und dieselbe männliche Offenheit herrschen und der anspruchlose Ton in der Daelegung der mühsamen Leistungen Jeden mit großer Achtung erfüllen muß, so spricht sich doch in dem Bande Fitzroy's eine Gemüthlichkeit, eine lebhafte Theilnahme füe alles Gute und Schöne und zugleich so viele Weltbildung aus, daß man ihm unwillkürlich die größere Aufmerksamkeit schenkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Skizzen.

1. Die Kirchhöfe von Paris. Montmartre.

In seinen „Bildern von Paris" hat uns Mercier vor Jahren erzählt, wie die ehemaligen Kirchhöfe im Innern der Stadt gelegen, die Luft verpesteten und allmälig von den Bedürfnissen des Anbaus und den Foderungen der Gesundheit verdrängt worden seien. Märkte erheben sich jetzt über den Räumen, wo die Gebeine des alten Paris lange geruht. Die Lebenden kaufen und verkaufen auf dem Markte der Unschuldigen und in der Halle St.-Joseph's. Nur einige Julistreiter liegen nahe der Fontaine des Innocents begraben und bilden eine Episode zu den grotesken Volksbildern der Marktscenen. Jetzt befinden sich die Kirchhöfe der großen Hauptstadt sämmtlich außer den Ringmauern der Stadt und scheinen an den Thoren auf die Leute zu warten, die ihnen das übervölkerte Paris täglich, ja stündlich zusendet. Die Gebeine des alten Paris modern oder verfaulen in den nassen Gewölben der Katakomben, wo jetzt selten ein menschlicher Fuß niedersteigt und nur ein Paar Leichensteine aufbewahrt sind aus den vorzeitigen Tagen. Die modernen Kirchhöfe, diese Monumentalprocession unter freiem Himmel sind aber auch schon jetzt überall mit Vorstädten, Ortschaften und Landhäusern umgeben, sodaß in wenig Jahren auch wieder die Friedhöfe mitten in der Stadt liegen werden, so mächtig dringt der Anbau um sich, verbaut täglich ein grünes Plätzchen nach dem andern, haut die hindernden Bäume nieder, ebnet die steilen Abhänge und dehnt das pariser Labyrinth viele Meilen umher, wie eine große, graue Colonie, die das ganze Seinethal beherrscht und aus der Ferne einem gewaltigen Steinbruche ähnlich sieht, worin der ameisenartige Mensch seine Zellen baut und geschäftig ordnet und zimmert und schafft.

Wie sich aber die Stadt täglich verschönert und verändert, so auch die Kirchhöfe. Das französische Volksleben, die Verfassungswechsel scheinen in enger Verbindung mit den Neuerungen der Kirchhöfe zu stehen. Wer nicht sein Plätzchen für die Ewigkeit kauft — à perpétuité sagen die stolzen, aberwitzigen Steinplattn —, der wird nach wenig Jahren aus seinem Grabe vertrieben; die Grabsteine stürzen um, die Blumen werden zertreten, die Trauerweide sinkt unter der Art des Gärtners, und nur der Reiche kann diesen Ostracismus der Kirchhof-Verwaltung beschwören, welche aus dem Todtenanger viel glänzende Einnahmen bezieht und auch hier Handel treibt und ackert und pflügt und säet und erntet. So verschwinden denn rasch all die kleinen, bescheidenen Monumente, die frommen hölzernen Kreuze, die trauernden Inschriften, welche das Volk in Armuth und Pietät hier aufpflanzte. Ein neuer Miether nimmt die alte Grabzelle in Beschlag wie in den Häusern von Paris die Zimmer. Wer seinen Termin nicht bezahlt, wird vertrieben, ohne Mitleid und Barmherzigkeit vertrieben, damit neue Blumen blühen und neuer Buchsbaum gepflanzt werden und die Kirchhofgärtner ihr Brot verdienen können. Auch gedeihen die Rosen und Lilien und Nelken gar herrlich in der von den Todten reichlich gedüngten Erde. Jedes Jahr wächst das Gras dort üppiger über den Verstorbenen, der Mensch ist zur Erde zurückgekehrt und dient dazu, wieder zu gebären und wieder zu begraben! Und doch ist es ein trauriges Schauspiel um diese gestörten Gräber; aber wie bei dem Andeange der Todten, welche Einlaß begehren, allen Foderungen genügen? Es ist kein Raum da für alle. Wie im Leben so hat auch im Tode der Glückliche das größte Privilegium; im Leben wie im Tode ist der Arme mishandelt. Und doch, wie Platz finden, wiederhole ich, um Alle zu betten, die wenigstens im Tode Ruhe suchten! Es müßten viel neue Kirchhöfe gebaut werden, um die Menge Todten ruhig schlummern zu lassen; die Lebenden aber wollen den Todten nicht so viel Raum gönnen, und darum gilt die echte Trauer auch nur Denen, die im Herzen trauern, die Andern vergessen bald die Begrabenen und das Grab.

Sonntags vornehmlich strömt das Volk auf die Kirchhöfe; der Père Lachaise ist der Aristokrat unter diesen, Montmartre ist bescheidener, aber nicht minder reich an Contrasten. Man denke bei einer pariser Kirche, bei einem pariser Kirchhofe nicht an die italienischen Kirchhöfe, nicht an den Camposanto von Pisa, noch an die Karthäuserruheorte. Die pariser Kirchhöfe haben einen koketten, die deutschen einen bürgerlich-gemüthlichen, die genfer einen kalt-puritanischen, die italienischen einen poetischen Anstrich. Die schönen italienischen Portale, die geschmackvollen Verzierungen, die feierlichen Sculpturen suche man in Paris nicht, wenigstens nur in kleiner Anzahl, hier, wo man an den Kirchhofspfosten allerlei kleine Monumente mit so und so viel Zoll Rührung und sterreotypen Inschriften kaufen kann und nur die Namen auszufüllen braucht. Die Alten hatten rührende, kurze, einfache, so zu sagen granitische Inschriften, die Modernen lügnerische Lobeserhebungen; die prosaischen Individualisirungen gehen Hand in Hand mit der neuern Marktschreierei in Kunst und Literatur. Doch auch schon jetzt beginnt eine Reaction gegen Schwulst und Pathos, die Natur macht sich Luft und die Inschriften werden, der Vernunft sei Dank, allmälig einfacher. Wir treten nun endlich unsere Wanderung an. Vor dem Eingange des Montmartre gewahrt mon eine lange Reihe Grabmalverkäufer, überall Vasen, Urnen, Säulen, Sockel, Obelisks, glatte Steine und Sarkophage in Sandstein, Granit und Marmor, verschieden an Farbe und verschieden an Größe. Zwischen all diesen Häuschen und Grabsteinladen sitzen Blumenverkäuferinnen, die grüne und gelbe, blaue und weiße, ja auch schwarze Immortellenkränze den Vorübergehenden anbieten. Es ist eine Art Jahrmarkt an den Pforten des Friedhofs, und diese bunten, frischen Kränze geben der ganzen Straße ein fest-

Digitized by Google

liches, freundliches Ansehen. Die kleinen Kinder strecken sogar die Ärmchen nach den Blumen aus; da ist kein Ernst und keine Trauer, wenn man nicht zwischen den bunten Spaziergängern ein Paar Schwarzgekleidete erblickte, die ein theueres Grab besuchen wollen.

Der Kirchhof von Montmartre besteht aus einem mit kleinen Hügeln und Thälern gebildeten Terrain. Auf der Höhe liegen die Reichen, denn der Grabraum ist hier theurer als unten im Grunde, wo all die kleinen schwarzen Kreuze mit kleinen hölzernen Gittern die Ruhestätte der Armen andeuten. Wie im Leben, so erscheint auch im Tode die Ungleichheit zum Entsetzen Derjenigen, welche sich mühen, alle Classen zu nivelliren. Wie gesagt, auf der Höhe, wo einige Wege mit Cypressen und anderm Gesträuch verziert sind, lagern sich die Gräber eng aneinander und bieten einen anmuthigen Wechsel von Monumenten und Gruppen dar. Die Bezirke der Armen sind sich alle ähnlich, und nur mehr oder weniger gelbe und weiße Kränze werfen einige Schattirungen in diese Felder. Unter den bekannten Namen liest man: „Familienbegräbniß Daru"; ein Obelisk erhebt sich zur Erinnerung an die Herzoge von Montmorency-Laurmsbourg, daneben erblickt man ein einfaches Monument von weißem Marmor mit dem Namen: „Alexander Panam, Prinz von Sachsen-Koburg, 1809 in Frankfurt am Main geboren, 1832 in Paris gestorben." Darunter steht ein Psalm aus der Bibel:

Les princes assis sur leurs tribunaux m'ont jugé —
Les méchants ils m'ont puni, ils m'ont tué!

Neben dieser Todtenklage und Anschuldigung des jungen Prinzen liegen trauernde, gewöhnliche Inschriften; viel Namen, viel Unbekannte! Auf einem Hügel ruht ein großes kapellenartiges Begräbniß mit dem Namen: „Famille Séveste", dem Director der Theater außer den Ringmauern, in der Bannmeile von Paris, gehörig. Daneben fällt eine kleine bescheidene weiße Saule auf, mit dem Namen: „Philippe von Ségur." In diesen beiden letzten Monumenten liegt eine ganze Erläuterung der Zeitverhältnisse. In einem Winkel nahe der Mauer ruhen die Überreste des bekannten Schauspielers Dazincourt, dessen Namen mit Epheu überzogen ist. Herrn Séveste's Monument schaut, wie gesagt, von der Höhe nieder; bescheiden gewahrt man in einem stillen Winkel einen glatten Grabstein, worauf man liest: „Der Graf Reinhard, Pair von Frankreich, den 25. December 1837, 76 Jahr alt." Der schlichte, einfache Mann war auch kein obscurer Schauspieldirector, der sich mit dem Privilegium der kleinen Theater von Paris ein Vermögen erwarb wie Séveste, der sich jetzt sogar bei seinen Lebzeiten und zu seiner Eitelkeit Genugthuung ein Mausoleum erbaute.

Nicht weit davon liegt ein anderes Zeichen unserer Zeit: „Die polnische Emigration dem Brigade-General Wronicki." Unfern diesem und nahe dem Eingange des Kirchhofs liest man: „Rudolf von Kirchberg, Baron von Mont, Offizier in der preußischen Garde, gefallen vor Paris den 30. März 1814, 20 Jahre alt." Wieder eine historische Erinnerung, wie denn auch in dem Gebiete von Montmartre viele von Denen begraben liegen, welche 1814 bei dem letzten Treffen vor Paris fielen. Die Bewohner der Umgegend zeigen selbst einen Ort, wo ganze Reihen der Gefallenen begraben wurden. Das Korn wächst dort am dichtesten. Über den Leichen blüht die Saat! Vergebens würde man übrigens in dem ältern Theile des Begräbnißplatzes — denn dieser ist jetzt um das Doppelte vergrößert worden — die Grabsteine des Bildhauers Pigal, der Schriftstellerin Duboccage, des einst so berühmten Malers Grenze aus Tournus, des Marschalls von Ségur suchen; die alten grauen Steine tragen kaum noch die Spur dieser Namen, die Lebenden haben diese Todten vergessen, die Epheuschlingen und das niedere Buschwerk wuchert mit dem Grase über diesen Gräbern, im Frühlinge aber vornehmlich blühen die Veilchen in diesen am seltensten betretenen Orten am liebsten. Bei den neuen Gräbern findet man diese kleine Blume nicht, dagegen viel bunte, goldbronzene Zierath und viel Gärtnerblumen von dem steifen Goldlack an bis zu dem zarten Rosenbaum, der vornehmlich im Monat Mai die pariser Friedhöfe mit seinen duftenden Blumen und zierlichen Knospen schmückt. Wenn auch neben den vergessenen Gräbern die stolze Schar der Unbekannten uns wehmüthig, ja beinahe mismüthig stimmt, so werden wir doch bei unserer Stimmung auch von tieferer Sympathie ergriffen, wenn wir auf zwei ganz frische Gräber stoßen: „Ohnetelain", ein tüchtiger und biederer Repräsentant des gesunden Theils der französischen Presse, und weiterhin eine einfache Platte, ohne Marmor, ohne Goldzierath, ohne prunkende Inschrift, ohne Säulen und Basrelief, mit dem Namen: „Herzogin von Abrantes — aus dem Stamme der Komnenen — 1838 in Paris gestorben!" Und wie gestorben, in dem Krankenhause, arm, elend, enttäuscht, gemartert, von dem Chimborasso ihres Glücks in die pontinischen Sümpfe ihres letzten Elends niedergeschmettert, allen Frauen, die sich nur an Welt und Glanz, an Irdisches und Schimmerndes, an Loses und zufällig Entschlüpfendes halten, ein mahnendes Beispiel, ja eine grausame Lehre!

Als ich den Kirchhof besuchte, waren die Gärtner eben beschäftigt, die nicht ewigen Gräber fortzuschaffen. Hunderte von Grabsteinen wurden gegen die Mauern geschichtet und die Erde lag bereit, um dem Todtengräber von neuem zu dienen. Unter den eben abgerissenen Trauersteinen lag auch eine kleine graue Platte mit der inhaltschweren Inschrift: „Pezzi, italien, professeur de littérature, philanthrope, exilé pour avoir aimé sa patrie, mort à l'age de 88 ans. Les patriotes italiens lui érigèrent cette pierre!"

In ein paar Stunden wird auch dieser Stein verschwunden sein, und der greise Pezzi ist vergessen und fern von seinem geliebten Vaterlande gestorben. Er ist nun auch schon längst von der Erdenpein amnestirt. A. v. Bornstedt.

Literarische Notizen.

Neu erschienen ist in Paris von E. M. de Saint-Hilaire: „Le sac d'un vieux grognard, nouveaux souvenirs de l'empire" (2 Bde.). Von Lavallée's Werke: „Histoire des Français", ist die neunundvierzigste Lieferung herausgekommen; das Ganze ist auf 75 Lieferungen berechnet. Guizot schreibt darüber an den Verfasser: „Es ist Ihnen besser als Jemanden gelungen, die Thatsachen zu concentriren, ohne sie anzuhäufen, und indem Sie die Thatsachen concentrirten, haben Sie auch die Ideen trefflich herausgestellt." Von Boillot's „Cours complet d'arithmétique" kam die zweite Auflage heraus. Die sechste Lieferung der „Revue administrative" ist erschienen und enthält unter Anderm folgende Abhandlungen: „Du système pénitentiaire", von Ch. Dupontès; „De la garantie", von Beost; ferner ein „Bulletin administratif". Der „Capitaine Pamphile", neuester Roman von A. Dumas, hat bereits die zweite Auflage erlebt.

Von Duvergier's interessantem „Mémorial historique de la noblesse" ist die vierte Lieferung erschienen. Es enthält unter Anderm einen historischen Bericht über die alten Barone von Couey, von David; über das Haus Beauharnais, von Paillard de St.-Aignan; über der Grafen von Montgomery (zweite Abtheilung), von Lotlin de Laval, und einen Artikel von Léon de Gozlan unter dem Titel: „Les anciens gentilshommes chez eux." Die nächsten Lieferungen werden enthalten: einen historischen Bericht über die spanischen Bourbons, von Alphonse Viellet; eine Geschichte des Hauses Richelieu, nach ungedruckten und äußerst wichtigen Documenten, von Lottin de Laval; die zweite Abtheilung eines Artikels über die Paiele, von de Mastatrie, und historische Nachrichten über die Häuser de Grillon, de Molé, de Noailles, de la Rochefoucauld ꝛc. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 327. — 23. November 1839.

Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaensiandes in den Jahren 1826—36.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 326.)

Solche Früchte sind nirgend ohne angemessene Mühe zu erlangen, am wenigsten jedoch in Patagonien, wo, wie Wallis sagte, „unaufhörlich die Gefahr des Schiffbruches droht, in der Mitte Sommers das Wetter kalt, düster und stürmisch ist, die Landschaft mehr an Zerstörung als belebte Natur mahnt, die Thäler fast nie mit grünem Grase geschmückt sind und die Berge als unersteiglich schroffe Felsmassen, mit Schnee und Eis bedeckt, daliegen". Weder Klima noch Land sind seit jener Zeit besser geworden; das erstere berührt das körperliche Gefühl auf sehr unangenehme Weise, und die Ansicht des letztern wirkt selbst auf den Gebildeten nach kurzer Zeit verstimmend ein. Jede mit geographischer Aufnahme von großen Küstenstrecken verbundene Entdeckungsreise bringt eigenthümliche Beschwerden über die Reisenden; allein das Maß des Ungemachs und der Entbehrungen wird durch nichts so vergrößert als durch die Ungunst des Klimas. Die Fahrt zwischen den Granitklippen der vielarmigen Kanäle, welche das Feuerland durchschneiden, hat für den geübten Seemann wenig mehr Gefahr und verlangt nicht mehr Aufmerksamkeit als ein Kreuzzug zwischen den niedrigen Koralleninseln Polyneniens, welche in neuer Zeit so oft zu Gegenständen sorgfältiger Untersuchung gemacht worden sind. Allein die Nebenumstände sind völlig unähnlich. Hier erheitert der immer blaue Himmel, die Milde des Klimas macht anderes Ungemach erträglich, und der Landende hat fast überall Gelegenheit, in der Mitte einer freundlichen Natur von dem Erlittenen sich zu erholen. Das Gegentheil kann in allen Beziehungen von den südlichsten Ländern Amerikas gesagt werden. Ein fast immer düsterer Himmel breitet sich über Küsten, die entweder unfruchtbar oder sumpfig sind, und über Inseln, die an wenigen Orten bequeme Landungsorte bieten und, in allen Richtungen mit unersteiglichen Bergen bedeckt, von den antarktischen Stürmen mit solcher Gewalt getroffen werden, daß sich die über das Meer herantreibenden Wolken entweder an ihnen festhängen, oder in wochenlangen Regengüssen herabstürzen. Bisweilen scheint während eines vollen Sommermonats die Sonne nur zweimal unverhüllt auf das nasse Land herab, und im Herbste (Mai 1829) fallen dort in der Zeit von vier Wochen an zwölf Zoll Regen. Das plötzliche Eintreten von sehr heftigen Stürmen erhält den Seemann in beständiger Spannung; selbst in den besten Häfen ist er nicht völlig sicher, denn wenn diese auch Schutz gewähren gegen den Seesturm, so sind sie doch den Wirbelwinden ausgesetzt, die ohne Vorboten aus den engen Schluchten der Berge herabbrausen und in der Bai St.-Francis unfern des Caps Horn eines der englischen Schiffe so wiederholt auf die Seite warfen, daß man genöthigt war, diesen Ankerplatz das offene, im Aufruhr begriffene Meer vorzuziehen. Die Stürme wirken auf das letztere mit solcher Macht ein, daß jener Wellenschlag entsteht, der schon die geprüftesten Seeleute in der Nähe des Caps Horn in Schrecken gesetzt hat. Solche Wogen sind von furchtbarer Höhe; sie erheben sich zu 40 und mehr Fuß und passen freilich nicht zu den Theorien jener Physiker, welche, weil sie nie einen wahren Sturm auf hohen Breiten erlebten, den Meereswellen 12 oder 16 Schuh als äußerste Erhebung zuschreiben, obgleich selbst in der Bai von Biscaya, wie aus den Angaben Fitzroy's hervorgeht, zur Zeit der größten Empörung durch spätherbstliche Orkane Wogen dem Top einer momentan senkrecht liegenden Fregatte parallel, also von 60 Fuß Höhe, beobachtet worden sind. Die Berechnung der Zeit, welche beide Expeditionen in diesen Gewässern zubrachten, würde hinreichen, einen Begriff ihres Kampfes mit den Elementen zu geben; allein ihre Bestimmung selbst setzte sie noch weit größerm Ungemache aus, welches von den Seeleuten vermieden wird, die keinen Beruf haben, ihren Aufenthalt in so gefährlichen und unwirthbaren Regionen zu verlängern. Die Schiffe durften ebenso wenig die Augenblicke günstigen Wetters benutzen, um ihren Weg schnell fortzusetzen, als durch Gegenwind und ähnliche Unbilde des wechselvollen Klimas sich vom Vordringen abhalten lassen, da es darauf ankam, die begonnenen Arbeiten der Vermessung schrittweis zu verfolgen. Man konnte es bisweilen nicht vermeiden, an den unsichersten Orten vor Anker zu gehen, und die Heftigkeit der Strömungen oder plötzliche Stürme erzeugten dann nicht selten Gefahren, denen man nur mit äußerster Anstrengung und durch An-

Digitized by Google

wendung der Hülfsmittel und Voesicht entgehen konnte, weiche ebenso eine fast unbeschränkte Ausdauer der Mannschaft als gründlichste Kenntniß und Erfahrenheit der Offiziere voraussetzen. Da die geobätischen Arbeiten Unterstützung am Lande erheischten, viele Seearme den Schiffen nicht zugänglich schienen und andere Male der Umfang des der gleichzeitigen Aufnahme unterworfenen Gebiets zue Vertheilung der Aufgabe nöthigte, so waren die Böte in ununterbrochener Thätigkeit. Gerade dieser Theil des Dienstes war der beschwerlichste und setzte die Ergebung der Mannschaft und den Eifer der Offiziee auf eine harte Probe. Bisweilen wurden diese kleinen Expeditionen durch die Umstände veranlaßt, einige Wochen in ansehnlicher Entfernung von ihren Schiffen zuzubringen, am Tage in enge Böte sich einzuzwängen und die Nächte entweder unter freiem Himmel oder höchstens im Schutze unzureichender Zelte zu verleben. Lange Strecken mußten rudernd zurückgelegt werden, und bisweilen geriethen die schwachen Fahrzeuge in der Mitte weiter Sunde und Meerbusen durch schnell entstandene Stürme in die augenscheinlichste Gefahr. Das Umschlagen eines offenen Bootes kostete King einen seiner besten Offiziere und einige Matrosen. Die Mannschaft eines andern, in einer Sturmnacht von den Eingeborenen gestohlenen, wäre auf einer einsamen Insel vielleicht verloren gewesen ohne die Entschlossenheit des commandirenden Offiziers, bee aus Weidenzweigen eine Art von Korb verfertigte, welcher mit Segeltuch überkleidet und mit Thon gefüttert, von zwei Seeleuten bestiegen und mühsam genug bis an bas funfzehn englische Meilen entfernte Schiff gerudert wurde, wo allein ein neues Boot und Hülfe zu eelangen war. Auf einen Tag von anstrengender Arbeit und Gefahr folgte häufig eine schlaflose oder unbequeme Nacht. So schroff fallen in meilenlangen Strecken die Granitwände der Kanäle zwischen den Inseln ab, daß ein nach langem Suchen aufgefundener schmaler Küstenstreif der müden Mannschaft der Böte als wichtige Eroberung galt; denn obgleich das Nachtlager auf herabgestürztem Steingerölle genommen werden mußte, so befreite es doch von dee Unannehmlichkeit, eine lange antaektische Nacht im offenen Boote durchnäßt und ohne Feuer wachend zu verbringen. Die Landung hat in jenen Gegenden meist überall Schwieeigkeiten, allein das Vordringen in bas Innere ist in gerader Richtung selten möglich. Wenn es galt, Höhepunkte zu erreichen, die eine Übersicht der Gegend versprachen, so war man zu ebenso zeitraubenden als beschweeelichen Umwegen genöthigt. Auf den Inseln des Feuerlandes sind die Waldungen so dicht verwachsen, daß es ohne Compaß unmöglich ist, eine verlangte Richtung zu verfolgen; allein diese kräftige Vegetation ist weit entfernt, den Wanderer für seine Mühen zu lohnen, denn statt zu erheitern, erfüllt sie mit Gebanken der Zerstörung und Verlassenheit. Von dem fast immer an den Küsten tobenden Sturme erreicht nicht der leiseste Luftzug die dunkeln Engthäler zwischen den granitischen Felswänden, wo Alles kalt und durchnäßt ist, selten ein freundlicher Sonnenstrahl die düstern Umgebungen für Augenblicke erhellt. Weder Moose noch andere niebrige Pflanzen gebeihen auf diesem kalten Boden nnd im Schatten bee dichtverflochtenen aber unansehnlichen Waldung, deren umgefallene und verfaulende Stämme eine Schicht von Trümmern bilden, in welche der Gehende bis über die Knie versinkt. Die Gipfel der ersteigbaren Berge sind gemeiniglich kahl und entweder mit Torfmooren bedeckt, denen man ohne Erfolg sich zu nahen versucht, oder sie endigen in Felsspitzen von so geringem Umfange, daß der Beobachter Mühe hat, für sich und seine Instrumente Raum zu finden, und Gefahr läuft von den heftigsten Winden über bie schroffen Seiten hinabgestürzt zu werden. Glücklich muß dieser sich endlich noch schätzen, wenn nicht ein plötzliches Schloßenwetter oder ein Alles verhüllender Regen ihn um den Anblick ferner Punkte und die Erreichung seines Zweckes bringt. Diese Mühen weeden durch äußere erheiternde Eindeücke nirgends versüßt. Fast überall ruht der Ausdeuck der Öde und Lebiosigkeit auf dem abstoßenden Lande. Wochen verstrichen der Mannschaft der ausgesendeten Böte ohne Unterbrechung ihres einsamen Lebens, und so eemübend war der Eindruck des letztern, daß ein gebildeter Offizier selbst bie Abwesenheit eines lange erwarteten Haufens der außerordentlich rohen Eingeborenen als einen Verlust bedauern konnte. Der eifrigsten Anstrengung entging oft sogar der verdiente Lohn einer Entdeckung. Wo man große Meeresarme zu verfolgen glaubte und einen neuen schiffbaren Kanal zu finden hoffte, da traten plötzlich bie Berge zusammen, und Gletscher schlossen den Hintergrund tiefer aber unnützlicher Baien. Aus vielen Anzeichen hatte man gehofft, einen abkürzenden Verbindungsarm zwischen der Meerenge und dem westlichen Oceane anfzufinden, und die Mannschaft der Böte verfolgte mit großen Erwartungen einen vielversprechenden Kanal, der in norbwestlicher Richtung sich fortsetzte. Mit Erstaunen bemerkte man, daß er sich zweimal in Seen ausdehnte, deren Gegenufer dem Auge unerkennbar war, wo aber trotz der weiten Entfernung von der Meerenge und dem vielfach gewundenen Zugange Flut und Ebde sich regelmäßig einstellte. Mit genauer Noth entkam die kleine Expedition einem Sturme, den, wie aus spätern Bekenntnissen hervorging, keiner der Theilnehmer zu überleben gehofft hatte; sie setzte rüstig ihren Weg fort nnd sah sich am äußersten Ende eines Sundes, dee treffend mit dem Namen der Letzten Hoffnung belegt wurde, durch einen niebrigen Landstreif von wenigstündiger Breite vom großen Oceane getrennt. Die Entdeckungsreise bes Beagle nach dee Westküste Patagoniens führte den vorzeitigen Tod bes zweiten Commanbanten der ersten Expedition, des Capitain Stokes, herbei. Die Entbehrungen dieses Zuges waeen so groß gewesen, daß Stokes nicht wagte zur Erholung seiner, übrigens vortrefflichen Mannschaft nach Valparaiso zu segeln; er fürchtete mit allem Rechte, daß die Zuverlässigsten seiner Leute, die Gelegenheit benutzend, eher entfliehen als zur Rückkehr nach dem Schauplatze ihree Leiden und zue Wiederaufnahme der abgebrochenen Arbeiten bereit sein würden, und ging daher nach dee Meerenge zurück, wo die Adventure be-

Digitized by Google

schäftigt zurückgeblieben war. Erinnerung an die bestandenen Gefahren und Überreizung durch unaufhörliche Besorgniß und Arbeit, Kampf zwischen Pflichtgefühl und dem natürlichen Wunsche, so schrecklichen Lagen nicht ferner ausgesetzt zu sein, brachten über Stokes einen Zustand von Seelenstörung und vermochten ihn, durch einen Pistolenschuß, dem leider zwölftägige Qualen folgten, seinem Leben ein Ende zu machen. Ruhe genoß keine der Expeditionen während ihres Aufenthaltes im Süden, denn auch während des Winters wurden die Arbeiten fortgesetzt, und die Mannschaften erfreuten sich weder der Erholung noch der Bequemlichkeit, welche den Nordpolexpeditionen in ihren sorgfältig eingerichteten Schiffen während der langen Überwinterung zu Theil wurde. Es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Umständen Krankheiten einrissen, wie sehr sich auch die verständigsten Vorkehrungen, gute ärztliche Pflege und Aufmerksamkeit der Offiziere vereinten, um ihnen vorzubeugen. Skorbut ergriff die Mannschaft der Adventure, und wirklich starben einige Leute an dieser schrecklichen Krankheit während der zweiten Überwinterung in der Meerenge. Der tragische Tod des Capitain Stokes und der Verlust von drei oder vier Matrosen durch plötzliche Unglücksfälle gesellten sich zu der ermüdenden Einförmigkeit der Beschäftigungen, zu dem Mangel kleiner erheiternder Zwischenscenen, die den Seemann lange Mühen und Entbehrungen vergessen machen, und zu dem verdüsternden Eindrucke dieses abschreckenden Landes und Klimas, um einem Kleinmuthe Eingang zu verschaffen, der trotz des moralischen Einwiekens der Offiziere immer weiter um sich griff und unter solchen Umständen der gefährlichste Feind ist. Dennoch gingen Alle nach kurzer Erholung unter dem schönen Himmel Brasiliens ohne Murren wieder nach dem Süden und zu ihrer beschwerlichen Bestimmung zurück. Es ist ein merkwürdiges Beispiel von der in der englischen Flotte herrschenden Disciplin, daß während der langen Dauer beider Expeditionen nicht Ein Fall von Widersetzlichkeit oder absichtlicher Vernachlässigung des Dienstes vorkam und keine harte Bestrafung erforderlich wurde. Es ist ein scheinbar geringfügiger, aber gewiß sehr bezeichnender Zug, daß die Matrosen, wenn sie nach Ablauf mehrer Wochen aus den entlegensten Gegenden mit den Böten zurückkehrten, stets die letzten Stunden vor Erreichung ihrer Schiffe benutzten, um sich zu rasiren und mit der Sorgfalt zu kleiden, welche die Dienstvorschriften erheischen. Die volksthümliche Charakterfestigkeit der Engländer vermag allein Unternehmen von solchem Umfange durchzuführen; denn mindestens haben andere seefahrende Völker noch keine Beweise von ähnlicher jahrelanger Ausdauer gegeben. Die Offiziere waren den Beschwerden in nicht geringerm Grade ausgesetzt als die Matrosen; aber obgleich Alle denselben Wunsch nach Befreiung hegten, so wich doch Keiner von seiner Pflicht bis zu ihrer vollständigen Erfüllung. Am 1. Jan. 1835 scheied Darwin:

Das neue Jahr beginnt mit den diesen Gegenden eigenthümlichen Vorzeichen. Es will uns nicht mit betrüglichen Hoffnungen täuschen: ein schwerer Sturm und ununterbrochene Regengüsse bezeichnen seinen Eintritt. Wir Alle danken Gott, daß wir nicht bestimmt sind, sein Ende hier zu erleben, sondern dann im stillen Ocean sein werden, wo ein blaues Firmament verkündet, daß es einen Himmel, etwas Besseres jenseit der dichten grauen Wolken gebe, die hier auf unsere Häupter herabhängen.

(Der Beschluß folgt.)

Tableau de la dégénération de la France, des moyens de sa grandeur et d'une réforme fondamentale dans la littérature, la philosophie, les lois et le gouvernement, par *Madrolle*. Paris 1839.

Der Titel dieses Buchs bezeichnet den Inhalt desselben nur unvollständig. Der Verf. beschäftigt sich mit der Vergangenheit ebenso sehr als mit der Gegenwart, und nicht minder als mit Frankreich mit dem übrigen civilisirten Europa, welches er nicht eigentlich für ausgeartet, von einer frühern Höhe herabgesunken hält, sondern seit dem Anfange aller Geschichte in einem Zustande der intellectuellen und moralischen Anarchie befangen glaubt, die sich in verschiedenen Perioden nur verschieden nuancirt habe. Wenn der Verf. im Allgemeinen die Ideen der alten Zeit denen der neuen vorzieht, so wirft er derselben doch bitter vor, daß sie sich zu wenig consequent in ihren Principien zeigte, daß sie oft von dem schmalen Pfade der Orthodoxie in Religion und Politik abwich, daß sie nicht gläubig, nicht katholisch, nicht resignirt genug in die Allgewalt der geistlichen Autorität war und nicht immer ausschließlich die geoffenbarte Wahrheit zum Anfangs- und Ausgangspunkte ihres Forschens wie ihres Handelns nahm. Das vorliegende Buch ist eine Art Culturgeschichte des christlichen und zum Theil auch des vorchristlichen Europas, in welcher die religiöse Weltansicht entschieden vorherrscht.

Der Verf. geht bei der Behandlung seines Gegenstandes von dem Grundsatze aus, daß Zustände und Thatsachen ohne eigentliche Bedeutung für das Menschheitsleben sind, daß vielmehr die Ideen und Principien allein dessen Charakter und dessen Richtung bestimmen und daher, wenn nicht ganz allein, doch vorzugsweise das historische Urtheil bestimmen müssen. Dieser Maxime gemäß hält sich der Verf. lediglich an die Literatur der verschiedenen Perioden, welche er der Prüfung unterwirft, und läßt die positiven Einrichtungen jeder Art, sowie überhaupt alle nicht literarischen Geistesersheinungen bei seinen Kritiken gänzlich unbeachtet. Diese beschränken sich übrigens auf das Wesen, und beschäftigen sich nie mit der Form, welche der Verf. für durchaus unerheblich hält, indem er sich darauf beruft, daß die größten Schriftsteller aller Zeiten sich durch einen höchst einfachen oder gar nachlässigen und fehlerhaften Styl ausgezeichnet haben.

Die Studien, welche die Arbeit des Verf. voraussetzt, sind wahrhaft unermeßlich, und man begreift kaum, wie der ausdauerndste Fleiß eines ganzen Menschenlebens zu der Anhäufung des Materials hinreichen konnte, aus welchem sein Werk gebaut ist. „Ich habe", sagt der Verf., „alles Beachtenswerthe gelesen und wie der reifsten Überlegung excerpirt, was uns das Alterthum vermacht hat und was die berühmten Männer der verschiedenen Nationen der Neuzeit Wahres und Originelles hinzugefügt haben; ich habe, sage ich, alles Ausgezeichnete gelesen, ausgezogen und geordnet, was im Fache der Philosophie der Geschichte, der Logik, der Politik, der Gesetzgebung, der Geschichte und selbst der Naturgeschichte geschrieben ist." Und der Leser überzeugt sich leicht, daß der Verf. in den vorstehenden Worten eher zu wenig als zu viel sagt, denn keiner der, ich will nicht sagen berühmten Schriftsteller, sondern der Autoren zweiten und dritten Ranges aller Zeiten und aller Zungen ist ihm unbekannt, über jeden derselben weiß er ein, wenn auch immer richtiges, doch motivirtes Urtheil zu fällen, welches davon zeugt, daß er mit eigenen Augen gesehen hat und eine selbständige Überzeugung ausspricht.

Digitized by Google

Aber welche Früchte hat diese kolossale Arbeit dem Verf. getragen? Hier ist das Endresultat derselben mit dessen eigenen Worten: „Ich war längst der Meinung, und es gilt mir jetzt für erwiesen, daß, wenn einige dieser (aller bisher geschriebenen) Bücher leidlich oder selbst vortrefflich behandelte Theile haben, keins die Wissenschaft wahrhaft gefördert oder das Studium derselben erleichtert hat. Die meisten haben meiner Ansicht nach der Erkenntniß nur geschadet.“ Und man glaube nicht etwa, daß der Verf. die hier über die Literatur im Ganzen ausgesprochene Verdammung durch seine Urtheile über deren einzelne Elemente im geringsten mildert; kein einziger der unzähligen Schriftsteller, welche er die Musterung passiren läßt, von Plato bis Hegel, von Tertullian bis Bossuet und de Maistre findet Gnade in seinen Augen, und wenn er etwa einigen Kirchenvätern oder überhaupt religiösen Autoren ein mageres Lob spendet, so versäumt er nie, dasselbe durch irgend einen Tadel mindestens zu compensiren. Ja, er gesteht zuletzt unumwunden, daß in seinen Augen die Bibel sowie der Quell aller Wahrheit so auch das einzig lesenswerthe aller bisher geschriebenen Bücher sei. Mit welcher Verzweiflung muß der Mann, welcher so spricht, auf ein Leben zurückblicken, welches er in den mühsamsten Studien zugebracht, die ihm als einziges Resultat die Überzeugung gegeben haben, daß er seine Kräfte und Mühen rein verschwendet! So logisch diese Folgerung ist, so scheint die Stimmung des Verf. sie dennoch Lügen zu strafen, denn er verräth nirgend Unzufriedenheit über die vergeudete Zeit, er ist vielmehr nach wie vor ein eifriger Bücherfreund, der sich ein Gewissen daraus machen würde, irgend eine bedeutendere Erscheinung der Gegenwart unbeachtet und ungetadelt zu lassen. Wie eine solche, beinahe leidenschaftliche Liebe zum Studium, neben der Überzeugung von dessen Fruchtlosigkeit fortbestehen könne, die Erklärung davon kann man nur Demjenigen abfordern, welcher beiden zugleich huldigen zu dürfen glaubt.

Wie weit die Verachtung des Verf. gegen die heutige Literatur und deren berühmteste Repräsentanten geht, beweist die folgende Stelle, welche ich unter hundert ähnlichen nur deshalb wähle, weil sie mir eben zuerst in die Augen fällt. „Unsere Lehrer sind unserer Herren würdig. Man gebe mir die Werke Chateaubriand's, oder Benjamin Constant's, oder des Abbé Lammenais; was sage ich, man gebe mir nur eins ihrer Capitel, eine einzige von ihnen geschriebene Seite, und ich werde darin das Für und das Wider, die beiden Extreme und die Mitte, Weiß und Schwarz, das Ja und das Nein und den Zweifel nachweisen. Aber der Verfasser ahnt nichts von diesen Widersprüchen, sondern ist guten Glaubens überzeugt, daß er immer denselben Gott gepredigt, immer denselben Heiligen angerufen habe.“ Der Verf. sucht seine Behauptung zu beweisen, indem er die Meinungsgeschichte der obengenannten Männer und einiger andern literarischen Notabilitäten durchgeht, in welcher er die schreiendsten Contraste herauszufinden sich abmüht. Absehend von der Übertreibung, welche im Ausdrucke des Verf. herrscht, und übrigens weit davon entfernt, die Meinungseinheit der von ihm angegriffenen Schriftsteller vertheidigen zu wollen, beschränkt sich Ref. auf die Bemerkung, daß die Unwandelbarkeit der Überzeugung und die absolute Consequenz der Ansichten sich schwer mit der Organisation des menschlichen Verstandes vereinigen lassen, welche die Stabilität des geistigen Gesichtskreises und der Kenntnisse ausschließt. Es würde leicht sein, die Gültigkeit dieses Satzes auch an dem Buche des Verf. zu beweisen; aber es ist ein undankbares Geschäft, die Schwächen und Mängel einzeln herauszukehren, von welchen eine Arbeit, welche alle Höhen und Tiefen des Geistes umfaßt, nun einmal nicht frei sein kann.

Der Verf. sucht die Schärfe, mit welcher er alles fremde Wissen und Glauben kritisirt, durch die Hinweisung auf die Möglichkeit und die Leichtigkeit einer wissenschaftlich-religiösen und politischen Vervollkommnung zu rechtfertigen, zu deren Realisirung er die Anwendung einer richtigen Methode für genügend hält. Diese Methode hat der Verfasser in einem noch nicht erschienenen Werke, „Législation universelle“ betitelt, befolgt, von welchem er am Schlusse seines Buchs folgendes Programm gibt: „Die „Législation universelle“ begreift ebenso wol das kleinste Detail, die unbedeutendste Vorschrift des Civilprocesses oder der Municipalpolicei als das erste Attribut des Königs, des Oberhaupts der Kirche oder Gottes. Man wird aus ihr lernen, daß die höchste Philosophie, die transscendentalste Metaphysik (um mit Kant zu reden) mit den kleinsten Dingen, mit den größten Armseligkeiten des Lebens in die engste Verbindung gebracht werden könne und müsse. Ich habe die höchsten Höhen erklommen, ich bin in die tiefsten Tiefen hinabgestiegen, ich habe die entferntesten Winkel der ganzen Welt untersucht, und ich könnte mit einem berühmten Reisenden sagen, ich habe nur da stillgestanden, wo das All aufhörte. Um so leicht und mit so wenig Talente zu diesem großen wunderbaren Resultate zu gelangen, habe ich nur eine Regel zu befolgen gehabt, die, alle Dinge nur einmal, und zwar an ihrem Platze zu sagen und sie eben dadurch zu beweisen. — — Um verstanden zu werden, verlange ich nicht einmal wie Rousseau, die Kunst aufmerksam zu sein. Man wird mir nicht sagen können: das ist ein schönes Ideal, eine glänzende Chimäre; denn mein Buch enthält kein Wort, welches nicht eine Idee, keine Idee, welche nicht ein wirkliches Verhältniß bezeichnet, und zwar ein Verhältniß, welches Jedermann begreiflich ist, dem Gelehrten und dem Gesetzgeber wie dem ungebildetsten Handwerker.“ Von der Realisirung dieser glänzenden Aussichten wären allerdings unermeßliche Erfolge zu erwarten, und sie würde dem Verf. gegründeten Anspruch auf das Verdienst der moralischen und intellectuellen Regeneration Frankreichs und der ganzen gebildeten Welt geben. Der Glaube an die Versprechungen des Verf. dürfte indessen bei wenigen seiner Leser sehr stark sein, und ehe das angekündigte Werk durch sein Erscheinen bewiesen, daß Hr. Madrolle seine Kräfte und seine Leistungen nicht zu hoch angeschlagen, ist der Zweifel in Bezug auf diesen Punkt wenigstens verzeihlich. Möchte der Verf. die Ungeduld Derjenigen, die da sehen wollen, ehe sie glauben, nicht auf eine zu harte Probe stellen. 14.

Literarische Notiz.

G. L. Bernard gab in Paris heraus: „Aperçus philosophiques très-succincts, relatif surtout à diverses questions de théologie naturelle“, und Anthaine de Saint-Joseph eine „Concordance entre les codes civils étrangers et le code Napoléon“, enthaltend den Text der Gesetzbücher Napoleon's, der beiden Sicilien, Luisianas, Sardiniens, des Waadtlandes, Hollands, Baierns, Östreichs, Preußens, Schwedens, Badens, Haitis, der Cantone Bern, Freiburg und Aargau, und die hypothekarischen Gesetze, verglichen mit denen von Schweden, Würtemberg, Genf, Freiburg, St.-Gallen und Griechenland. Die von dem Anordner beigegebene Einleitung wird gerühmt. 108.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Berichte vom Jahre 1839 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte der Jahre 1835—38 sind zu gleichen Preisen zu beziehen.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 328. — 24. November 1839.

Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaenslandes in den Jahren 1826—36.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 327.)

Die Darstellung der Ergebnisse dieses großen Unternehmens füllt drei sehr starke Bände, welchen ein vierter von Fitzroy angehängt worden ist, um Anmerkungen und kleine Abhandlungen unterzubringen. Schon vor einigen Jahren erschienen die nautischen Untersuchungen, die Tafeln über festgestellte Ortslagen, die dem Seemanne nöthigen Anweisungen zur Fahrt durch die Meere zwischen dem Plata und Chile und eine bedeutende Anzahl von großen Seekarten, die an Ausführlichkeit Alles übertreffen, was man über so entlegene und wenig gekannte Weltgegenden bisher geliefert hat. Die bedeutenden naturhistorischen Ergebnisse der zweiten Expedition hat Darwin begonnen in Prachtwerken zu veröffentlichen, die zoologischen Entdeckungen der ersten Reise beschrieb King; allein die Gleichgültigkeit, mit welcher man im Britischen Museum die bedeutende botanische Sammlung unberührt liegen ließ, scheint den von vielen Seiten gegen die schlaffe Verwaltung dieses reichen Instituts ausgesprochenen Tadel neuerdings zu bestätigen. Der Reisebericht hat indessen einige Fehler, wie denn am Ende das beste Werk nicht ohne solche ist, durch welche der Gebrauch erschwert, der Umfang des Ganzen allzu sehr ausgedehnt worden ist. Drei Schriftsteller berichten abgesondert über dieselben Gegenstände; da sie oft dieselben Ansichten hegen und nicht vermeiden können, wichtige, aber einfache Thatsachen gleichlautend zu erzählen, so entstehen natürlich viele Wiederholungen. Außerdem ist die Tagebuchform genau beobachtet, die zwar den Instructionen der Admiralität gemäß sein mag, aber gewiß nicht dazu beiträgt, den Überblick über eine große Menge von neuen Beobachtungen und ihre Zusammenstellung zu einem klaren und belehrenden Ganzen zu erleichtern. Wir vermögen theils aus diesen Gründen, theils aus Mangel an Raum es nicht, den Reisenden historisch zu folgen, und begnügen uns mit der Angabe der von ihnen im Allgemeinen verfolgten Wege und der Entwerfung eines Bildes derjenigen Länder, welche sie vorzugsweise zu erforschen beauftragt waren. Sowol die Adventure als der Beagle waren nur kleine Schiffe, aber von besonders starker Bauart und mit der größten Sorgfalt ausgerüstet mit Allem, was den günstigen Ausgang des Unternehmens in jeder Beziehung verbürgen konnte. Obwol Kriegsschiffe, war die Adventure mit wenigen, der Beagle mit keinen Kanonen versehen worden; denn solches Geräth machte theils der friedliche Charakter der Mission überflüssig, theils paßte es nicht in Schiffe, wo ein großes Behältniß mit Chronometern erfüllt war, deren Gang durch eine Explosion sehr leicht gestört wird. Dafür empfingen beide Schiffe überzählige Böte, die bei der besondern Bestimmung der Expedition unentbehrlich waren, und eine ausgewählte Mannschaft unter der Anführung von geprüften Offizieren. Die erste Expedition verließ unter dem Oberbefehle King's den Platastrom im November 1826 und lief sogleich in die Meerenge ein. Nach einiger Zeit trennten sich die Schiffe; dem Beagle fiel die Untersuchung der Westküste anheim, die seit dem 16. Jahrhundert in derselben Gestalt auf allen Karten erschien, wie sie Sarmiento verzeichnet hatte. Später kamen die Archipele des Feuerlandes an die Reihe, und um zu gleicher Zeit an mehren Punkten arbeiten zu können, kaufte King während eines kurzen Besuchs in Montevideo ein kleines Küstenfahrzeug, welches er einrichtete, bemannte und unter den Befehl eines seiner Offiziere stellte. Die Adventure besuchte zweimal Brasilien und später auch Valparaiso, um neue Vorräthe für die Expedition einzunehmen; aber der Aufenthalt in diesen bessern Klimaten dauerte nie länger, als die Umstände erheischten, und man eilte jedesmal dem stürmischen Süden wieder zu, wohin Ehre und Pflicht riefen. Der Tod von Stokes brachte keine Störung hervor, indem der Lieutenant Skyring, ein sehr tüchtiger Offizier, der durch seine kühnen und erfolgreichen Expeditionen in die innersten Sunde sich große Verdienste erwarb, den leergewordenen Posten füllte, bis Fitzroy eintraf, der bis dahin zu dem Flaggschiffe auf der brasilischen Station gehört hatte. Als Commandant des Beagle setzte dieser die Untersuchung des Feuerlandes fort und bestieg unter andern Bergen auch das berühmte Cap Horn, auf dessen Spitze wol noch nie ein civilisirter Mann gestanden hatte. Zu den interessantern Excursionen während dieser ersten Entdeckungsreise ist der Besuch des Archipels von Chiloe durch King zu rechnen. Mit Ausnahme eines ungenügenden Werkes von dem spanischen Missionnair

Digitized by Google

Agueros und magerer, durch neuere Reisebeschreibungen verstreuter Notizen, war über diese Inselgruppe nichts bekannt, obgleich sie durch Schönheit einer in solchen Breiten ungewöhnlichen Vegetation, durch die Nähe einiger der größten Vulkane Amerikas und die Sitten der noch unverdorbenen Bewohner mehr anzieht als manches weit berühmtere Land der westlichen Küste. Die Schiffe vereinten sich endlich wieder in der Meerenge, verließen diese im Juni 1830 und kehrten über Rio Janeiro nach England zurück.

Ein Wechsel im Personal der Admiralität veranlaßte, daß man den ursprünglichen Plan, eine zweite Expedition zur Vollendung der begonnenen Arbeiten auszusenden, fallen ließ, ungeachtet die Leistungen der ersten den höchsten Erwartungen entsprachen und öffentliche Anerkennung fanden. Ein besonderer Umstand änderte glücklicherweise diesen Beschluß. Die Eingeborenen des Feuerlandes sind sehr zu Diebereien geneigt. Gezwungen durch die Armuth ihrer Inseln an Thieren und eßbaren Pflanzen — unter welchen ein an Birkenstämmen vorkommender Pilz die wichtigste und gesuchteste ist —, dem Meere ihre Nahrung zu entnehmen, streben sie nach nichts so sehr als nach europäischem Fischergeräthe und entwenden dasselbe bei jeder günstigen Gelegenheit. Aufmerksam wie man deshalb auf diese sehr entschlossenen und kräftigen Wilden war, hatte man doch nie geglaubt, daß sie es wagen würden, das Boot eines Kriegsfahrzeuges zu stehlen. Dennoch wurde in einer stürmischen Nacht ein solches entführt, dessen hülflose Mannschaft durch die oben erwähnten Mittel allein sich rettete. Fitzroy suchte das entwendete Fahrzeug umsonst in den verborgensten Buchten; die Diebe waren zu gewandt und verständigten sich in weiten Entfernungen durch Feuersignale. Es kam sogar zum Kampfe mit einer Horde, der aber ebenso wenig das verlorene Gut herbeischaffte als die Gefangennehmung einiger Geiseln. Wind und Wetter verhinderten Fitzroy, diese wieder ans Land zu setzen, und zu human, um ihre Ausschiffung im Gebiete eines seinen Gefangenen feindlichen Stammes vorzunehmen, entschloß er sich, sie auf eigene Kosten nach England zu führen, ihnen dort eine angemessene Erziehung zu geben und sie später durch einen Kauffahrer in ihre Heimat zurückzusenden. Die Gesellschaft bestand aus drei jungen Männern, von welchen Einer sich freiwillig angeschlossen hatte, und einem neunjährigen Mädchen, das für Glasperlen und ähnliche Dinge von den Ältern verkauft worden war. Die Admiralität gestattete die Aufnahme dieser Menschen in das große Marinehospital zu Plymouth, wo sie, unter ärztliche Aufsicht gestellt, am wenigsten der Gefahr, dem fremden Klima zu erliegen, ausgesetzt schienen, dennoch aber einer der Männer an den Pocken starb. Fitzroy brachte seine Pflegbefohlenen später in einer Familie auf dem Lande unter und sorgte dort für ihre Erziehung. Das Publikum nahm an diesen Menschen aus einem fernen und wenig gekannten Erdenwinkel lebhaften Antheil, und da einige der einflußreichsten Männer sich für die Civilisationsversuche des Feuerlandes interessirten, so wurde es Fitzroy nicht schwer, den Befehl über sein geprüftes Schiff, den Beagle, mit dem Auftrage wiederzuerhalten, die Indianer in ihre Heimat zurückzuführen und die geographischen Arbeiten der ersten Expedition zu vollenden. Er segelte im December 1831 von England, berührte Madeira, die Inseln des grünen Vorgebirges, Bahia, Rio Janeiro und Montevideo. Die Admiralität hatte zwar für die Ausrüstung mit derselben Freigebigkeit gesorgt wie während der ersten Reise, allein Fitzroy schaffte nicht nur eine große Zahl Instrumente auf eigene Kosten an, sondern kaufte sogar zwei Küstenfahrer in Montevideo, um seinen Untersuchungen ein möglich weites Feld zu geben. Er landete an vielen Orten des östlichen Patagoniens, wo King sich wenig aufgehalten hatte, und hatte hinreichende Gelegenheit, die Eingeborenen zu studiren. Als „enthusiastischer Bewunderer", wie er sich selbst nennt, von dem nichts weniger als angenehmen, aber in physikalischer Beziehung interessanten Feuerlande, eilte er dorthin, um in einem der abgelegenen Meeresarme die Verwandten seiner Indier aufzusuchen und diese nebst ihrem Eigenthume, einer vollständigen häuslichen Einrichtung, die aus Beiträgen englischer Familien entstanden war, an das Land zu setzen. Die Instructionen erheischten einen Besuch der Falklandinseln, der nicht ohne erhebliche Resultate geblieben ist. Bei Gelegenheit einer zweiten Fahrt entlang der Ostküste Patagoniens stieg eine kleine Expedition in zwei Böten unter der persönlichen Leitung Fitzroy's den Fluß Santa Cruz soweit hinauf, daß man die Andenkette deutlich sah und am Wendepunkte dieser beschwerlichen Reise nur noch 15 geographische Meilen von den Küsten des großen Oceans entfernt war. So weit in das Innere war im südlichen Patagonien noch nie ein Europäer vorgedrungen, und daher ist jedes Wort dieses Berichts vom höchsten Interesse. Durch die Meerenge gelangte der Beagle später nach der Westküste, Chiloe und Valdivia, wo gewaltige Erdstöße, die aber in der Mitte einer hölzernen Stadt wenig Gefahr brachten, Besorgniß für das Schicksal der übrigen Küstenländer erweckten. Der Anblick des wenige Tage später erreichten Hafens von Talcahuano und der benachbarten Hauptstadt des südlichen Chile, Concepcion, bewies, wie richtig die Voraussetzung gewesen, daß ein Erdbeben, dessen Ausgangspunkt, dem man aus der Richtung der Stöße gefolgert hatte, im Meere und weit von der Küste entfernt lag, mit den ungewöhnlichsten Erscheinungen verbunden seinen furchtbaren Lauf verfolgt haben werde. Das Schicksal dieser blühenden Orte am 20. Febr. 1835 ist von Augenzeugen beschrieben worden, aber die Untersuchungen von Fitzroy und Darwin verbreiten neues Licht über eine der furchtbarsten unterirdischen Explosionen unter den historisch verzeichneten. Ein ungeheuerer Trümmerhaufen bezeichnete die Lage von Concepcion, an der Stelle des Hafenortes aber erschien eine glattgewaschene Fläche, hier und da mit unbedeutenden Resten einer Grundmauer. Dreimal hatte daselbst das Meer sich zurückgezogen, sodaß die Schiffe trocken lagen und der Boden des Hafens überall sichtbar war, und jedesmal war es nach einer halben Stunde in der Gestalt einer ungeheuern und ungebrochenen Welle wieder

Digitized by Google

zurückgekehrt, die, 30 Fuß höher als die höchste Flutmark, die eine Stunde breite Bai von Ufer zu Ufer füllte und mit dem furchtbarsten Getöse sich bis zu ihrem äußersten Ende und über die unglückliche Stadt wälzte. Es schien, als wolle die Erde nie wieder in den Zustand der Ruhe zurückkehren, denn mehre Monate hindurch verging fast kein Tag ohne Erschütterungen; man glaubt sogar über hundert solcher Stöße während eines jeden der ersten Monate gezählt zu haben, welche der großen Katastrophe folgten. Die Häfen waren seichter, kleine Buchten unzugänglich geworden, denn der Boden hatte sich überall gehoben, und die Felsen der Küste waren mehr als acht Fuß emporgetrieben worden durch eine Kraft, deren Aeußerungen innerhalb eines Flächenraums von fast 3000 Quadratmeilen fast in derselben Stunde gefühlt worden waren, und die sich wahrscheinlich noch weiter und über Gegenden ausdehnte, wo es an Bewohnern oder doch an Beobachtern fehlte. Der Naturforscher Darwin war hier fast Augenzeuge der Macht gewesen, welche Leben und Glück der Bevölkerung in jenen Gegenden, die im Übrigen zu den schönsten Amerikas gehören, unadäßig bedrohen. Ein Ausflug in die Anden gab ihm späterhin, während des Aufenthalts des Beagle in Valparaiso Gelegenheit, Zeichen von den ältesten vulkanischen Umwälzungen zu beobachten, welche jene kolossale Gebirgskette einst umwandelten und an Gewaltsamkeit Alles übertroffen haben, was in der Gegenwart vorgeht. Zu seinen geologischen Entdeckungen gesellten sich die Arbeiten des an der Küste zurückgebliebenen Fitzroy, welcher die Berggipfel trigonometrisch maß und unter Anderm fand, daß der überall sichtbare Pic von Aconcagua bedeutend höher als der Chimboraſſo sei, der, schon durch die Arbeiten Pentland's in Bolivien seines Ruhmes, der höchste Berg der neuen Welt zu sein, verlustig, nun die vierte Stelle unter den Spitzen der Anden einnimmt. Im Hafen von Callao rüstete Fitzroy ein kleines Fahrzeug aus und übergab es einem seiner Offiziere, um in Begleitung von einigen gewählten Matrosen und mit dem Beistande zweier Offiziere, die einem der dort liegenden englischen Kriegsschiffe angehörten, die Aufnahme der peruanischen Küsten in den nächsten acht Monaten zu vollenden und dann um Cap Horn nach Europa zurückzukehren. Der Beagle setzte seinen Weg fort, besuchte die aus enormen Lavamassen bestehenden Galápagos, durchschnitt den gefährlichen Archipel der Niedrigen Inseln und ankerte in Matavai-Bai auf Tahiti. Umstände besonderer Art erheischten, daß Fitzroy hier als Commandant eines Kriegsschiffes auftrat; eine Rolle, die ihm vielleicht in diesem Falle nicht zusagen mochte, da sie ihn zwang die Königin und ihre Großen, die ohnehin das Joch der nicht immer edeldenkenden Missionnaire tragen müssen, mit Strenge zu behandeln und ihr geringes Ansehen noch mehr zu erniedrigen. Wir haben keinen Raum, den interessanten Bericht über den gegenwärtigen Zustand dieser Inseln und Neuseelands, wenn auch skizzenhaft durchzugehen. Leider bestätigt er die alte Erfahrung, daß mit dem Einzuge europäischer Civilisation in jener Weltgegend wol Anthropophagie und mörderische Kriege ein Ende nehmen, grausame Religionen ebenso wie angestammte Wildheit bessern Sitten und reinern Begriffen von einer höchsten Macht weichen, aber zugleich auch physische und moralische Gebrechen sich verbreiten, durch welche das Aussterben der Bevölkerung beschleunigt wird. Der Beagle gelangte um das Cap der guten Hoffnung nach einer Abwesenheit von vier Jahren und neun Monaten am 2. Oct. 1835 glücklich wieder nach England. Wir werden vielleicht in diesen Blättern späterhin auf die von Fitzroy berührten Gegenden Australiens zurückkommen und eine Übersicht der zahlreichen Schriften geben, welche besonders durch den Zug der Auswandeerung nach den Antipoden des mittlern Europa hervorgebracht worden sind. Die weniger anziehenden Länder zwischen dem Platastrome und Cap Hoen dürften in nächster Zeit nicht wieder von Expeditionen besucht werden, und wir entwerfen daher in einem zweiten Artikel ihr Bild, wie es aus den Berichten der Reisenden, von Magalhaens bis auf King und Fitzroy, in der Kürze sich zusammenstellen läßt. *) 91.

Notiz.

Gesunder Menschenverstand und Wissenschaft.

Es ist außerordentlich schwierig — sagt Prof. Long in einem Aufsatze über das Studium des Alterthums —, die Masse des Volks zu überzeugen, nicht von der allgemeinen Wichtigkeit von Allem, was die Organisation und Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft betrifft — diese Wichtigkeit fühlt Jeder —, sondern davon, daß die Organisation und Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft von Principien abhängt, deren Studium genauer sein muß und zugleich weit schwieriger ist als das einer andern Wissenschaft. Jedermann wird willig zugeben, daß er von Chemie, Astronomie, Chirurgie u. s. w. nichts versteht; aber Wenige werden glauben, daß sie nicht von den Seelenkräften, der Regierung, Gesetzgebung, dem Recht u. dergl. eine ganz genügende Kenntniß besitzen, wenn sie auch „von den künstlichen Systemen und den vielen Kunstausdrücken, welche in ungebildeten Jahrhunderten sich daselbst eingeschlichen haben, nichts wissen und nichts wissen wollen". Solche Leute haben mit natürlicher Klarheit einige der unbestrittenen Grundzüge begriffen, welche sich in der That in jeder Wissenschaft finden; da sie aber nicht Bildung genug besitzen, um einzusehen, wie wenig die unendlichen Combinationen, in welchen sich jene Grundsätze kreuzen und vereinigen, sich durch allgemeine Regeln fixiren lassen, so dürfen sie der Wissenschaft unnöthigen Wortkram und Verkennen des Wesens der Sache auf. Sie haben vielleicht nie bedacht, daß z. B. ein Dreieck ganz richtig dadurch definirt wird, daß man sagt, es entstehe durch drei Linien in einer Ebene, von denen je zwei einander schneiden. Die unendlichen Beziehungen, die zwischen den drei Seiten und drei Winkeln stattfinden, folgen nothwendig aus dem Begriffe eines Dreiecks, sobald dieses gegeben ist, existiren auch sie; aber sie sind uns nicht bekannt, ehe wir sie durch eine Reihe von Schlüssen aus dem Urbegriffe abgeleitet haben. So in der bürgerlichen Gesellschaft. Mit ihrem Begriffe sind zugleich die von Herrscher und Beherrschten, Mann, Frau und Kind, Recht auf Eigenthum und der bindenden Kraft der Verträge gegeben. Es sind dieser Grundbegriffe nicht viele, und keiner ist dem gewöhnlichen Verstande zu schwer; um aber alle Fälle aufzufassen und zu beurtheilen, welche durch die unendlichen Combinationen jener Beziehungen entstehen, dazu bedarf es der Wissenschaft, und oft reicht diese nicht aus. 169.

*) Der zweite Artikel folgt im December. D. Red.

Bibliographie.

Aesop. Taschenbuch des Witzes, des Scherzes und der Unterhaltung, für das Jahr 1840. Herausgegeben von K. F. Schoenherr. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 18 Gr.

Agaes. Taschenbuch für die gebildete Lesewelt auf das Jahr 1840. 2ter Jahrg. 8. Rawicz, Magazin für Buch-, Kunst- und Musikalienhandel. 1 Thlr. 12 Gr.

Beaumont, G. v., Irland in socialer, politischer und religiöser Beziehung, seine Gegenwart und seine Zukunft, nebst einer historischen Einleitung. Aus dem Französischen von Ed. Brinckmeier. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1840. 2 Thlr. 16 Gr.

Beck, K., Stille Lieder. 1stes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1840. 12 Gr.

Beiträge zur Geschichte Basels, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Gr. 8. Basel. 1 Thlr. 8 Gr.

Beurmann. Deutschland und die Deutschen. 3ter Bd. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Cruslus, G. F. C., Der Besuch in Hainthal. Mit 6 Stahlstichen. 16. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Complotte der neuern Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen. Auf den Zeitabschnitt mit Ende Juli 1838. Gr. 4. Frankfurt a. M., in der Bundes-Präsidial-Druckerei. 12 Gr.

Dreves, L., Vigilien. Nächtliche Lieder. 8. Bonn, König. 1 Thlr. 4 Gr.

Dursch, G. M., Ästhetik oder die Wissenschaft des Schönen auf dem christlichen Standpunkte dargestellt. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Duttenhofer, F. M., Die krankhaften Erscheinungen des Seelenlebens. Für Ärzte, Psychologen, Naturforscher und gebildete Laien. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1840. 21 Gr.

Eberhard, A. G., Italien wie es mir erschienen ist. 2 Theile. Mit 1 lithographirten Beilage. 8. Halle, Heynemann. 2 Thlr.

Edgeworth, M., Ausgewählte Erzählungen Aus dem Englischen von A. Keller. 1ster Band. Helene. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1840. 12 Gr.

Ehrensberger, W., Sandkörner. Gr. 8. Amberg, Laemmermann. 14 Gr.

Eiaert, C., Das Wechselrecht nach dem Bedürfniß des Wechselgeschäfts im neunzehnten Jahrhundert. Gr. 8. Leipzig, Voget. 3 Thlr.

Fischer, A., Mas' Aniello. Geschichtliche Tragödie in fünf Aufzügen. Gr. 8. Leipzig, Hartknoch. 1 Thlr. 6 Gr.

Frege, L., Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg. — Auch u. d. T.: Berlin unter dem Einflusse der Reformation im sechszehnten Jahrhundert. Gr. 8. Berlin, Gropius. 1 Thlr. 8 Gr.

Freiligrath, F., Gedichte. 2te, vermehrte Auflage. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 6 Gr.

Gedichte von M. Fränkel und M. Ring. Gr. 12. Leipzig, Hartknoch. 1 Thlr.

Gervinus, G. G., Historische Schriften. 7ter Band. Gesammelte kleine Schriften. — Auch u. d. Titel: Gesammelte kleine historische Schriften. Neue veränderte Ausgabe. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr.

Hagen, K. H., Von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienste in der Staatsverwaltung. Aufsätze, gerichtet an angehende Cameralisten, zunächst an seine Herren Zuhörer. Gr. 8. Königsberg, Bornträger. 2 Thlr. 8 Gr.

Hake, A. v., Sophonisbe. Trauerspiel in einem Act. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Hoefer, A., Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptsprachen des Indogermanischen Stammes. 1ster Band. Zur Lautlehre — Auch u. d. T.: Zur Lautlehre. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen. Gr. 8. Berlin, Voss. 2 Thlr. 12 Gr.

Ideler, J. L., Sage und Geschichte. Ein Sendschreiben an den Herrn Professor ꝛc. von der Hagen. Gr. 8. Berlin, Schulze. 6 Gr.

Kurländer's, F. A. v., dramatischer Almanach für das Jahr 1840. Fortgesetzt von C. W. Koch. 50ster Jahrgang. 12. Leipzig, Baumgärtner. 1 Thlr. 8 Gr.

Loebell, J. W., Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 20 Gr.

Merlin, Gräfin von, Maria Malibran als Weib und Künstlerin nebst Charakterzügen und Anekdoten aus ihrem Leben. Nach der ꝛc. von G. Lotz. 8. Leipzig, Kummer. 20 Gr.

Pascal's sämmtliche Schriften über Philosophie und Christenthum. Aus dem Französischen übersetzt von K. A. Blech. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Pascal's Gedanken über die Religion und einige andere Gegenstände. Aus dem Französischen übersetzt von K. A. Blech. Voran das Leben Pascal's, von seiner Schwester beschrieben. Mit einem Vorwort von A. Neander. Gr. 12. Berlin, Besser. 1 Thlr.

Petersen, A., Die Idee der christlichen Kirche. Zur wissenschaftlichen Beantwortung der Lebensfrage unserer Zeit, ein theologischer Versuch. 1ster analytisch-kritischer Theil, in besonderer Beziehung auf Prof. Dr. R. Rothe's „Anfänge der christlichen Kirche". 1. Buch. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1 Thlr.

Raumer, F. v., Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive. 3ter bis 5ter Theil. Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—1783.) 3 Bände. — Auch u. d. T.: Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—1783.) Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. 3 Bände. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 6 Thlr. 16 Gr.

Raupach's, E., dramatische Werke ernster Gattung. 13ter Band. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Amerikanische Reisen. Von M. Beyer und L. Koch. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Müller. 2 Thlr.

Geheime Mittheilungen aus den Zeiten des französischen Kaiserreichs. Nach Emile Mareo de Saint-Hilaire's „Souvenirs intimes du temps de l'Empire" von T. Sebastiano. Gr. 8. Zürich, Schultheß. 1 Thlr. 8 Gr.

Scôpes vidsidh Sängers Weitfahrt. Ädhelstans Sieg bei Brunanburg. — Angelsächsisch und deutsch von L. Ettmüller. Gr. 8. Zürich, Schultheß. 6 Gr.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. 2tes, 3tes Bändchen: Die Nachbarn. 2 Theile. — Auch u. d. T.: Die Nachbarn. Aus dem Schwedischen. 2 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Die Staatsbibliothek. Eine Sammlung von Übersetzungen und Auszügen aller classischen Schriften des Auslandes aus dem Gebiete des Staats- and Völkerrechts, der Statistik und Nationalökonomie, der Gesetzgebung und Administration, des Handels, der Gewerbe, des Ackerbaues u. s. w. 1ster Band. 1stes Heft. — Auch u. d. T.: Napoleonische Ideen von Napoleon Louis Bonaparte. Gr. 8. Freiburg, Herder. 8 Gr.

Uschakoff. Geschichte der Feldzüge in der asiatischen Türkei, während der Jahre 1828 und 1829, nach dem in russischer Sprache erschienenen Werke deutsch bearbeitet von *A. C. Lasmmlein*. 2 Theile. Mit 12 Plänen. Gr. 8. Leipzig, Kollmann 1838. 7 Thlr.

Wimpfen, C. v., Geschichte und Zustände des Herzogthums Schleswig oder Südjütland von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Gr. 8. Flensburg, Baurmeister u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Zirnborfer, S., Dichtungen. 8. Frankfurt a. M., Küchler. 1840. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 329. — 25. November 1839.

München 1839.

Erster Artikel.

Wer in fünf Jahren München nicht sah, hat nichts von München gesehen. Das ist freilich metaphorisch gesprochen; aber entzückte Künstler lieben metaphorische Ausdrücke, und die Wahrheit liegt nicht zu entfernt davon. Es steigt, wächst und übergipfelt sich diese Kunstwerkstätte so, daß sie mit jedem Jahre ihr Ansehen wechselt. Athen wurde, wie Rom nach dem Sprüchwort, nicht in einem Tage, d. h., außer der Metapher, in Jahrhunderten gebaut. Wir haben nicht Jahrhunderte vor uns zu unserm Athen; wer weiß, was die nächsten Jahrzehnde, wer, was die nächsten Jahre schon bringen! Der Tag ist unser, rühre sich Jeder, so lange es Tag ist. Welches Selbstüberbieten daher in allen Schöpfungen; nicht zwei, drei — zehn und mehr Unternehmungen zu gleicher Zeit, mit gleichem Kraftaufwande begonnen, gefördert! da zerstört denn das Morgen das Heute, und das Übermorgen wird das Morgen zerstören. Da steht Vieles heute schon klein da, was gestern noch groß war, und was gestern groß schien, als wir es anfingen, lassen wir heute unvollendet, weil wir etwas Größeres anfangen. Was Semiramis in Babylon, was Zenobia in der Wüste aus Nichts schufen, das sind nur halbe Fabeln. Hier ward die Fabel Wirklichkeit und größer, als die Phantasie der alten Dichter und Historiker reichte. Aber indem wir heute Tempel bauen und Schlösser, haben wir gestern Gräber gebaut und Kirchhöfe. Wir geben dem Marmor heute solche Glätte, dem Golde solchen Glanz, daß die Politur von gestern rauh, das Gold matt erscheint. Wo wird das enden, wenn wir immer größer, glänzender, vielseitiger, durchgebildeter bauen und schaffen, wenn wir vor uns Fata-Morganen, die wir erreichen, fassen und festigen, hinter uns Ruinen zurücklassen! Wer denkt ans Ende! Vorwärts! heißt es, und es ist ein süßer Rausch.

Jedes große Licht verursacht mächtige Schatten; jede Freude hat eine tiefe Trauer zur Begleiterin. Dies Trauergefühl, das mich beschlich beim Anschauen alles des Erhabenen und Schönen, kann ich auch dann nicht mir verbergen, wenn ich mit Entzücken an die Genüsse zurückdenke. So riesenhaft wie die positiven Eindrücke, steigen auch die Schatten auf. Eine jede Untergipfelung hat ihr Ziel, freilich auch jedes Streben das, daß man inne wird, wie man nie zum Ziele kommt. Aber auf gewissen Etappen des Lebens bleibt man stehen und schaut zurück, man sichtet und jätet wie ein fleißiger Gärtner, um Ordnung in seine Schöpfungen zu bringen, damit sie vor unsern Augen ein Ganzes werden, damit sie einigermaßen vor uns selbst gerechtfertigt erscheinen. Aber wer wird sichten und ordnen in diesem Walde von Steinkolossen, an einem Tage geschaffen für die Ewigkeit? Wo eine Stadt historisch wuchs, da sieht man gern das sich Widersprechende nebeneinandergestellt. Diesen Bildungsgang gingen die Jahrhunderte. Aber wo Alles hervorging aus einem gewaltigen Schöpfungsfieber, wo eine Stunde die andere überstürzt, da erwartet man Einklang, Übersicht und Unterordnung. Was aus Einem Willen wurde, muß doch Ein Gepräge tragen. Und nun dieser große Wille, der so große Mittel aus einem Nichts heraufbeschwor, auch er muß scheitern an den Grenzen, die der menschlichen Kraft gesteckt sind! Auch ihm ist es unmöglich, was hier steht und nicht mehr an seinem Platze ist, dahin zu schieben, wo es an seinem Platze wäre. Auch er kann nicht Alles einreißen lassen, was mislungen ist, um das Vollendetere, was er nun erkannt hat, dafür aufzurichten. Das geht freilich Jedem so, der ein Haus baut. Es steht fertig, und nun thut's ihm leid, daß es so ist und nicht anders. Aber hier ist eine neue Stadt gebaut, eine Königsstadt, und sie ward kein Athen, sondern eine Werkstatt aller möglichen Versuche, eines Baumeisters Riesenatelier. Wir sehen die Anfänge aller großartigen Empfängnisse; aber diese Empfängnisse werden verdunkelt durch die ausgeführten Schöpfungen, bis diese wieder durch neue verdunkelt werden. Der Witz sagt, nach tausend Jahren werden die Gelehrten sich streiten, von welchem bauliebenden Volke München gegründet worden. Einige werden es für ein Werk der Gothen, Andere der Hellenen, noch Andere der Italiener halten. Alle ihre Baustyle findet man in der reinsten Vollendung und in allen Nuancirungen wieder. Von den Baiern werden jene Antiquare nichts ergründein.

Ob München ein Athen werden könne? nämlich was wir uns unter Athen denken — denn das alte historische Athen war es wol auch nicht, und die neue Türkenstadt ist es noch weniger — einen Complexus großartiger, in reinster Schönheit und Vollendung aufgerichteter Gebäude, keins wie das andere und jedes doch zum andern gehörig,

Digitized by Google

Coordination und Subordination, Paläste, Tempel und Wohnhäuser mannichfaltig und ein gefälliges Ganze. Zu einer solchen Musterstadt hätte wol eine andere Lage gehört. Ein Parthenon und eine Akropolis müssen die Wohnstadt, das Häusermeer überragen; die Städte, welche zum Theil auf Bergen gelegen, wie Prag, Edinburg und Neapel, gelten nach Aller Urtheil für die schönsten. Was muß der Mensch thun, welche Substructionen aufführen, welche Steinmassen thürmen, wo ihm die Natur nicht hilft, um überragende und imponirende Gebäude in der Ebene aufzuführen. Daß das zu einer Stadt nöthig ist, fühlten die Alten, auch abgesehen von den Festungen, die sie auf die höchsten Punkte in und neben ihren großen Städten aufbauten. Auch die Mehrzahl dieser Schlösser und Castelle hat mehr die Absicht, zu überragen und der Stadt ein Ansehen zu geben, als sie zu vertheidigen. Der Schutz ist ein moralischer. Unsere deutschen Vorfahren bauten einen Wald von Thürmen auf. Das gab Städten, die keine Höhen hatten, wie Köln, ihr Ansehen. Unsere Zeit kann Städte bauen, aber auch nicht einen Thurm wie den strasburger Münster. Ob München zu einem Athen sich eignete, wäre auch darum zu bezweifeln, weil es eine mittelalterlich deutsche Stadt war. Ein Athen kann freilich überall herangerückt werden, warum nicht auch an Nürnberg und Hildesheim! Und so eigenthümlich, im alten Charakter geblieben und ihn festhaltend in seinen Neubauten war das alte München auch nicht.

Man hat nun der Stadt ihr altes Wappen wiedergegeben, einen Mönch. Über dem Isarthore, geschmackvoll im mittelalterlichen Style als symbolisches Eintrittsthor in die alte Stadt erneut und vergrößert, paßt er ganz wohl. Was soll aber der alte Mönch zu der Glyptothek und Pinakothek, zu den dorischen und ionischen Säulen, zu den Frontispicen und den übrigen Antiken aus der Heidenwelt? Seinen Sinn wird ihm Niemand abstreiten; aber dem Fremden kommt es doch wunderbar vor: hier die Dryaden, die Nymphen, der Faun, die Götter Griechenlands und ihre Heroen und dort der schwarze Mönch! Und ganz richtig. Das Wappenschild unserer modernen Welt sind grelle Gegensätze. Es war und ist ein falscher Weg, jene alte Classicität in unserm Sein und Streben ganz wieder uns aneignen zu wollen; wir sind andere Menschen, wir fühlen anders, wir denken anders, wir glauben anders als die alten Griechen. Da ist es gut, wenn uns ein Gespenst zurückschreckt, daß wir uns wieder selbst finden.

König Maximilian in kostbarem Bronzeguß prangt jetzt auf dem Schloßplatze. Er ist der Mittelpunkt des neuen München. Zur Zeit, als die Statue errichtet wurde, gab es manche Bedenken, daß die Bavaria kniend die ihr geschenkte Magna Charta empfängt. Diese Zeiten und Bedenken sind nun vorüber. Man ist froh, daß die Schenkung vollzogen ist, und daß ein König die Acte durch dieses schwere Siegel vor seinem Schlosse und Wohnsitze bekräftigte. Das läßt sich nicht mehr auslöschen; und Niemand denkt auch daran hier. Mit Stolz blickt der Baier, auch wenn er sonst nicht zufrieden wäre, auf dies heilige Standbild. Das Erz mit dem Königsbilde wird durch keine Patente mehr verdrängt. Und mit Lust weilt der Altbaier vor dem Bilde und den freundlichen, wohlwollenden Zügen des alten Königs, die in Jedes Herzen, der ihn gesehen, fester geprägt sind als der erzene Guß.

Der Platz selbst wird auf drei Seiten durch die Residenz, das Theater und das neue Postgebäude eingeschlossen; die vierte bildet die gewerbreiche Straße, welche vom alten Markt nach der neuen Ludwigsstraße führt. Galt es hier eine symbolische Zusammensetzung, eine Repräsentation der Interessen, so könnte der Zufall nicht glücklicher gespielt haben. Wäre noch Platz für ein Kloster oder eine Kathedrale gewesen, so hätte allerdings auch das religiöse Element hier repräsentirt werden müssen. Das Theater mit seiner griechischen Säulenhalle nimmt aber so den Blick beim Eintritt gefangen, es tritt so vor, inmitten einer Residenz und Post, daß man auf den ersten Anblick beide übersieht. Nachher denkt man an eine Absicht, die doch unmöglich ist. Die Residenz ist in ihrer neuen Fronte ein wohlgefälliges aristokratisches Wohnhaus, bekanntlich florentinischen Vorbildern geschickt nachgebildet. In einer freien Stadt mit mächtigen Patricierfamilien wäre sie ein angemessenes, ja ein stolzes Haus für eine derselben. Sie ist ein Haus für Herrscher, aber nicht für Alleinherrscher. Alles Königliche, Emporragende fehlt, nicht Porticus, nicht Balustrade, nicht Treppe, kaum eine Stufe führt in das Portal, was einer Hausthür nicht uneben sieht. Sie wäre ein Haus für einen Bürgerkönig, auch für einen, der seine Gemächer so geistvoll mit den Erinnerungen an alles Schöne der Dichtkunst ausgeschmückt hat, der in stiller Beschaulichkeit leben wollte mit den Geistern, „die auf der Menschheit Höhen wandelten", aber nicht für den König, der diese Tempel und Schlösser der Kirche, der Kunst und Wissenschaft bauen ließ. Zu schnell ward dies Misverhältniß empfunden, und nun wächst als Flügelanbau die neueste Residenz nach der Seite und nach der Rückwand zu mächtig in die Höhe. Das sind Massen und Verhältnisse eines Königsbaues, gewaltige Räume, hohe Colonnaden, eine prachtvolle Ausschmückung ist vorbereitet, jeder Zoll königlich; aber wie der Anbau zum Hauptbau, der Flügel zum Körper, oder nach dem biblischen Gleichniß das Stück neuen Zeuches zum alten Kleide passen, wie sie ein Ganzes bilden werden, ist schwer zu begreifen.

Daß uns die Symbolik überall in den Weg tritt, wer verargt es in einer Kunststadt wie München! Wenn Steinhäuser sich wegwischen ließen mit Gummi wie ihre Risse auf dem Reißbret, so hätte man vielleicht gern dies große bürgerliche Haus vertilgt und vergessen gemacht, um den Königsbau auf seine Stelle zu setzen. Was früher Rücken war, wird nun Hauptfronte; die aristokratisch-bürgerliche Seite dagegen wird der natürliche Rücken, der der Stadt zugekehrt ist. Der innere Ausbau war vollendet bis auf die Parterrezimmer, welche Schnorr's Darstellungen aus den „Nibelungen" enthalten sollen. Außer dem Vorzimmer und dem ersten Saale, die fertig und leider auch schon nachgedunkelt sind, ist noch kein Pinselstrich zu

Digitized by Google

dieſen vortrefflichen Fresken gerührt. Den Meiſter rief der Befehl ſeines Herrn an die größern Aufgaben aus der deutſchen Kaiſergeſchichte in die Säle des Königsbaues; und wie dieſer, mit ſich ſelbſt unzufrieden, immer mehr und Größeres will, ſo möchte auch der treffliche Künſtler ſeine eigenen Werke verwerfen und ſeine Nibelungen wieder von vorn anfangen; gewiß mit Unrecht. Es ſind vortreffliche Schöpfungen; der wunderbar großartige und zugleich märchenhaft-kindliche Sinn des Gedichts tritt uns nirgend ſo lebendig, naiv und zugleich ſo grauenhaft ernſt entgegen. Freilich ſind ſeine Gemälde im Königsbau großartiger, klarer, kräftiger, ſowie es die documentirte Geſchichte im Verhältniß zur Sage und zur Dichtung iſt. Sie mögen auch einen Fortſchritt ſeiner Kunſt ausdrücken; aber jene können vollkommen neben dieſen beſtehen.

Von dieſem neuen Königsbau, ſeinem goldenen Thronſaal, eines Kaiſerreichs würdig, von dieſen Sälen mit Freskenbildern aus dem Kreiſe Karl's des Großen, Friedrich Barbaroſſa's und Rudolf's von Habsburg, von dieſen goldenen koloſſalen Standbildern der wittelsbacher Fürſten ſchweige ich noch — es iſt im Werden. Und doch ſchweige ich mit Scheu; denn was jetzt ſo übermäßig groß und reich erſcheint, kann es in wieder fünf Jahren nicht abermals von einem neuen Gigantenbau überboten, verdrängt ſein! Der Reſidenz gegenüber, auf der andern Seite des Theaters ſtand vor fünf Jahren der Törring-Seefeld'ſche Palaſt, ein Haus in einem würdigen Barockſtyl. Er iſt von der Regierung angekauft und zum Hauptpoſtgebäude umgewandelt. Daß der Mittelpunkt des lebendigen Verkehrs eines ganzen Reiches in die Nähe der Reſidenz gelegt wird, hat ſeine Bedeutung. Es iſt nicht gut, wenn die Poſt immitten der engen Gaſſen der Bürgerſtadt bleibt. Sie dient nicht mehr dem Kaufmann allein; die zuſtrömenden Nachrichten aus allen Theilen der Welt ſind jetzt Gemeingut, es hat ein Jeder daran Recht. Man hat das alte Gebäude umgebaut und ihm nach dem Platze zu eine italieniſche Façade mit Arcaden gegeben. Daß man mit pompejaniſchem Feuerherdsroth die innern Wände bemalt, worauf allerdings die hellen Säulen etwas grell abſtechen, wird von Vielen getadelt. Aber etwas Vulgaires mußte der Façade gegeben werden, wenn die Poſt nicht die Reſidenz überragen ſollte, wie es mit den hohen Arcaden jener, gegen die niedrigen Fenſter der letztern gehalten, ohnedies der Fall iſt.

Man darf ſeinen Standpunkt nicht in der Mitte der Häuſerfronten nehmen, ſonſt ſieht man von demſelben Gebäude zwei Seiten, die nicht zueinander paſſen. Mit der Fronte nach dem Platze zu iſt die Poſt pompejaniſch-italieniſch aufgeſtutzt und abgeputzt, mit der nach der Straße iſt ſie noch der alte graue Törring-Seefeld'ſche Palaſt. Man ſagt, in der Folge ſolle auch dieſe Fronte in der angegebenen Art renovirt werden. Wer ſich nicht mit dem äußern Anblick der neuen Straßen begnügt, wird eigene Wahrnehmungen machen. Die herrlichen himmelanragenden Paläſte der breiten, großen Ludwigsſtraße ſind oft nur Fronten für die Straße; dahinter verbergen ſich ſchlechte Holzhäuſer, elende Kabachen, die freilich in einer ſolchen Palaſtſtraße ſchamroth werden müßten. Um deshalb hat man zwei, drei zuſammengeſchlagen, d. h. nach außen zu, und ihnen Einen anſtändigen Rock angezogen. Im Innern bleiben ſie getrennt, verſchiedenen Beſitzern angehörig. Daher ſind in demſelben hohen Thorwege mehre kleine Pförtchen, kaum ſichtbar von außen. Wenn man ſie aufdrückt, findet man zu ſeinem Befremden keine große Halle, ſondern einen engen Flur, der zu einem ſchmalen Treppchen leitet. Das Portal verdeckte die Scheidewand von zwei Häuſern; jenſeit iſt's ebenſo. Dieſe Häuſer wie überhaupt die ganze Ludwigsſtraße ſind bei den Münchenern nicht beliebt; ſie wiſſen, wie es hinter den Couliſſen ausſieht, und daß dieſe Prachtfronten, in wenigem, lockerm Zuſammenhange mit den ältern Baulichkeiten dahinter, an allen Mängeln eilfertig aufgeführter Häuſer laboriren. Die Dielen zittern beim Gehen, die Meubles wanken im ganzen Hauſe, wenn einmal ein Wagen vorüberfährt, die Thüren ſenken ſich und die Wände zeigen Riſſe.

Es hat viel Mühe gekoſtet, dieſe Prachtſtraße zu Dem zu machen, was ſie iſt. Der reichen Großen gibt es nicht zu viele in der baieriſchen Hauptſtadt. Auch an die reichen (augsburger) Banquiers erging die Auffoderung, ſich hier anzubauen. Der Geſchmack iſt verſchieden, und die aus ſolchen Rückſichten gebauten Häuſer ſind ſchon jetzt nicht mehr in den Händen der erſten Beſitzer. Man hat einigen Behörden hier Paläſte gebaut, dann die neue Bibliothek, die Ludwigskirche; jetzt iſt das neue große Univerſitätsgebäude im Werden. Auch ein Thor, welches Neumünchen würdig ſchließen ſoll, iſt projectirt. Endlich, da alles Dies eine Straße nicht füllte, wohin kein natürlicher Zug iſt (ich meine den induſtriellen; Zugwind iſt deſto mehr), und auch die Bürger ſich am wenigſten dazu verſtehen wollten, Häuſer zu bauen, wo kein Verkehr iſt, wurden einige reiche Stiftungen aufgefodert, ihre Capitalien in Grund und Boden und in feſten, maſſiven Prachtbauten anzulegen. Wer das Weſen ſolcher alten Stiftungen kennt, weiß, daß ein gewiſſes conſervatives Element unter ihren, meiſtens ergrauten und warmſitzenden Verwalteen herrſcht; man geht nicht gern an Neuerungen. Um deshalb wurden ſie der Mühe, ſelbſt die Riſſe entwerfen zu laſſen und ſie zu prüfen, überhoben. Von Ihrem Capital wurde ein Palaſt errichtet, der der Stadt und dem Inſtitut gewiß zur Ehre gereicht; und würfe das Capital jetzt auch nur zwei Procente ab, während es früher vier und fünf trug, ſo kann ſich das bei einem vermehrten Verkehr ändern. Keine Straße in einer deutſchen Stadt hat eine ähnliche Zahl von Paläſten, von wirklichen Prachtwerken der Baukunſt aufzuweiſen; aber die Münchener fliehen ſie und überlaſſen ſie den Fremden. Sonnenbrand und eiſige Zugluft wechſeln ihre Herrſchaft in den weiten Räumen, kein Baum wirft grünen Schatten zwiſchen dieſen das Auge blendenden Steinmaſſen, und man behauptet, daß die Cholera hier vorzugsweiſe gewüthet. Daher in Paläſten, welche in Wien und Berlin von der Diplomatie ſogleich in Beſchlag genommen würden, Kramläden und Bierwirthſchaften. Eine günſtige Veränderung iſt denkbar: wenn das Königsſchloß ſeine Fronte nach

dieser Gegend wendet, wenn die Bibliothek vollendet, die Universität eröffnet, bevölkert, die Ludwigskirche eingeweiht und Stadtkirche und der noch wüste Theil der Neustadt nach der Pinakothek zu angebaut ist. Das sind aber Wenns, die, zusammengenommen, auch der kräftigste Schöpferwille nicht, die nur die Zeit erfüllt.

Die vielbesprochenen Arcaden des Hofgartens, sind sie ein trauriges oder tröstendes Bild von Dem, was Menschenkraft will und kann? Sie waren der Anfang dieser großartigen Schöpfungen. Gewiß ein königlicher Gedanke, einen Bazar in der Nähe des Königsschlosses zu eröffnen und unter seinen Hallen die leuchtenden Momente der vaterländischen Geschichte in Bildern dem Volke täglich vors Auge zu führen! Was sind in der Ausführung diese Arcaden jetzt gegen die neuen Werke? Aechitektonisch verschrumpft der Bau gegen die andern Königsbauten zu einem Nichts. Wie gern löschte man sie weg, um Hallen aufzuführen, welche der Pracht und dem Geschmack der Umgebung entsprächen. Auch die historischen Bilder haben, gegen Münchens jetzige Kunstwerke gehalten, den alleinigen Vorzug der Priorität. Nur die Landschaften aus Italien und Sicilien behalten noch ihren künstlerischen Werth. Da aber fragt der Baier: Was geht das uns an? Nun werden die neuen Arcaden (nach dem Park zu) zu Rottmann's griechischen Landschaften präparirt. Als Kunstwerke sollen diese, so Zeichnung als Färbung, vortrefflich sein. Griechenland hat allerdings zur Zeit eine Verbindung mit dem Vaterlande, und der Baier wußte sie zu würdigen; wenigstens vor fünf Jahren, als so viele seiner Söhne dort ein Eldorado sich versprachen. Wie stolzirten diese griechischen Krieger durch die münchener Straßen, Morgenroth der Hoffnung auf ihren Stirnen. Seitdem sind freilich die Meisten sehr unbefriedigt zurückgekehrt; sie preisen aber ihr Vaterland desto mehr. In der Arcadenreihe, der Front des neuen Königsbaues gegenüber, werden die neugriechischen Landschaften als Familienstammdiätter ihre Bedeutung haben. Der Bazar ist belebt, wenigstens im Sommer; die Geschichtsbilder, so ungenügend sie sind, haben gewirkt. Es wäre schade, wenn man sie jemals aus ästhetischen Gründen weglöschen wollte. So sind auch die bekannten Distichen unter den landschaftlichen Gemälden jetzt historische Data; sie gehören der deutschen Bildungsgeschichte an und sind ein Gemeingut. Ich freute mich, wie der Hofgarten, den die Arcaden umschließen, ein Tummelplatz der Kinderwelt geworden ist. Aber der harte, großkörnige Kies verdroß mich. Als wäre er ein Repräsentant des münchener Bodens, läßt er keinen Grashalm auf, und er ist so spitzig und scharf, daß die Spaziergänger immer nur die Wege gehen, die man ihnen gebahnt hat.

Die Allerheiligenkapelle ist wol das sinnvollste Monument des königlichen Geschmacks. In ihrem Innern welcher Reichthum, den die Kunst zu bewältigen und ihrem Zwecke dienstbar zu machen wußte! Wenn nichts das ästhetische Gefühl mehr verletzt als die Paradestellung des Reichthums, der sich selbst nicht zu helfen weiß; wenn es uns schmerzlich berührt, Mittel, um Großes zu schaffen, zu Bagatellen verschwendet zu sehen: so erquickt ein Kunstwerk desto mehr, wo die Fülle sich selbst beschränkt, nichts verschwendet und Alles zum Zwecke verwandt ist. In München werden wir freilich nirgend an jenen Römer erinnert, der die Perle im Becher auflöste, um den kostbarsten Wein zu trinken, Ökonomie herrscht überall vor; aber in keiner Schöpfung wird diese so wenig sichtbar, und doch trifft sie so wenig der Vorwurf einer Überladung. Die Pracht ist hier wie hingehaucht, die einfachsten Verhältnisse beim köstlichsten Schmucke, das Ganze, als wäre es der gelungenste Siegeldruck eines schönen Perschafts. Das reichste Gold, das die byzantinisch-venetianischen Gewölbe, Pfeiler und Mauern bedeckt, blendet uns nicht, es gehört wie von selbst dazu und wird duech die bunten Heiligenbilder, die wirkungsreich daraus hervortreten, gemildeet. Und dieses Schmuckkästlein von Pracht und Geschmack ist in einen Winkel hinter dem Theater und dem neuen Seitenflügel des Schlosses eingezwängt! Man muß es suchen wie die verlorene Peele.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Daß die Irrsinnigen nur durch närrische Rathschläge zu vernünftigen Entschlüssen zurückgebracht werden können, ergibt sich aus folgender Anekdote, welche uns in den neuesten englischen und französischen Journalen mitgetheilt wird. Der Dr. Rainbow, Director des Irrenhouses zu Glasgow, ein talentvoller Arzt, der sich in seinem Berufe wahrhaft aufopfert, hat eine so große moralische Gewalt über die Kranken erlangt, daß sie ohne alle Weigerung seinen Befehlen gehorchen und seinen Willen ausführen. Indeß hat ihn die vertrauliche Sicherheit, womit er mitten unter den Irren lebt, neulich in eine große Gefahr gebracht, aus welcher er sich nur durch eine bewundernswürdige Gegenwart des Geistes herauszog. Mehre Narren hatten sich bei ihm über die schlechte Qualität der Suppe bitter beklagt. Um sich von der Wahrheit ihrer Klagen selbst zu überzeugen, begab er sich eines Tags mit ihnen in die Küche, um von der Suppe zu kosten, welche in einem ungeheuern Fleischtopfe, der dem berühmten Fleischkopfe im Invalidenhause zu Paris nicht viel nachgeben mag, wie ein kleines Meer schwamm. Plötzlich nähert sich ein Irrer, dessen umherschweifendes Auge einen nahen Ausbruch verkündete, ganz ernsthaft dem Doctor mit den Worten: „Doctor, Ihr seid hübsch fett; ich bin gewiß, daß Ihr eine treffliche Bouillon abgeben würdet, wenn wir Euch da in den Fleischtopf hineinthäten; erlaubt, daß wir's versuchen." Drei oder vier Kameraden jubeln dem Vorschlage Beifall; schon schwebt der Doctor in ihren Händen über dem dampfenden Gefäße: da ruft er mit jener Stimme, deren Autorität ihnen wohl bekannt ist: „Unglückliche, haltet ein! Ihr werdet Euere Suppe verderben!" Die Wahnsinnigen stutzen, lassen von ihm ab, fahren aber fort, sich an ihn zu drängen und ihn mit ihren Blicken zu verschlingen. „Seht Ihr denn nicht", sagt der bewundernswürdig kaltblütige Doctor, „daß, wenn auch mein Fleisch im Stande ist, eine gute Bouillon zu geben, mein Rock, meine Beinkleider, meine Schuhe sie wieder verderben würden? Wartet ein wenig, ich will mich erst entkleiden." Die Wahnsinnigen finden, daß der Doctor wie immer vollkommen Recht hat, und lassen ihn ruhig gehen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 330. — 26. November 1839.

München 1839.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 329.)

In diesem Jahre wurde die Kirche in der Vorstadt Au eingeweiht. Die Verkäuferinnen von Beschreibungen, schon durch den Fremdenandrang so industriös als nur sonst wo, drängten sich an uns mit Bildern und Broschüren, jede pries ihre als die beste an; aber die ich blindlings kaufte, um nur schnell von den Wechslern an der Tempelhalle loszukommen, war keine Schilderung des Gebäudes und keine seines Baues, sondern eine authentische Schilderung desjenigen Ceremoniels, welches bei der Einweihung der Kirche stattfinden würde. Darüber war freilich schon ein Monat ins Land gegangen, und wenn sie buchstäblich so vollzogen war, so konnten wir wenigstens überzeugt sein, daß der Teufel gründlich aus dem neuen Gebäude ausgetrieben war, wenn uns die Broschüre auch sonst zu nichts half. Der junge Meister, Baurath Ohmüller, der diesen Tempel schuf, hat seine Einweihung nicht erlebt. Nach dieser neuen Schöpfung zu schließen, war er zu Großem berufen; er hat ein unsterbliches Werk der Baukunst als sein Denkmal hinterlassen. Freilich nur eine gothische Kirche, mit Verhältnissen, Schmuck, die er nicht erfand, die wir in den tausend Kirchen des Mittelalters alle schon vorfinden. Aber hätte ein großer Meister das neue München aus den vorhandenen Verhältnissen und den Kunstüberlieferungen des Alterthums ebenso sinnvoll zusammengestellt, als Ohmüller aus allen gefundenen Formen und Andeutungen eine neue gothische Kirche schuf, dann wäre es ein Athen geworden. Wir hatten viel von der Reinheit der Formen, von dem großartigen Eindruck gehört, den das Schiff beim Eintreten verursache; dennoch waren wir überrascht. Solche luftige Höhe, solche reine Verhältnisse, ein Aladasterguß das Ganze; so reiche Zierathen, die doch keine Zierathen sind, sondern natürliche Keime, Knospen, Blüten aus den schlank aufstrebenden Pfeilern und natürlich sich wölbenden und kreuzenden Bogen. Das ganze gothische Mittelalter in seinem Kirchenstyl erscheint in der Kirche, nicht wie ein Compendium nebeneinandergestellt, sondern wie auf seine Grundideen zurückgeführet. Es hat Alles seinen natürlichen Platz, Eins greift in das Andere, Eins bedingt, erklärt das Andere. Keine wirkliche Kirche des Mittelalters umfaßt so alle Bestrebungen, die in der Kunst der alten Meister sich aussprachen, und keine macht neben dem erhabenen einen so heitern Eindruck. Nichts von Schmuckwerk stört diesen Eindruck, weder an Wänden, Pfeilern noch an der Decke. Es scheint das Ganze der krystallisirte Hauch eines großen ernsten Gedankens. Schade, daß man an der Kanzel, ihrer Treppe und Baldachin nicht auch wieder die Holzschnitzarbeiten des Mittelalters ins Leben rufen konnte. Ließ sich dies nicht thun, so hätte man wenigstens statt der bunt lackirten Drechslerarbeit einfach von geöltem Eichenholz die Arbeit herstellen sollen. Und doch, indem ich gegen das Bunte eifere, sind es wieder die bunten Fenster, welche den wunderbar großartigsten Eindruck hervorbringen. Hier ist eine Farbenpracht erreicht, ein brennendes Carmoisin, ein süßes Grün mit allen Zaubertönen des Maienwaldes und ein Totaleffect, gegen den selbst die berühmten Fenster der Lorenzkirche nicht aufkommen.

Und dieses gelungene Werk neuerer Kunst, welches sich würdig den Meisterwerken des Mittelalters anreiht, steht nicht in der alten Stadt, noch in deren Nähe, sondern in einer entfernten Vorstadt; ein Prachtwerk und eine Zierde für jede schöne Umgebung inmitten schlechter, kleiner Häuser im neuesten Style, wenn anders die Bauart, welche die Noth hervorbringt, ein Styl zu nennen ist. Nur geübte Fußgänger erreichen Münchens schönste Kirche ohne Wagen! Auch die äußere Form der Kirche in der Au ist, wenn nicht großartig, doch würdig; über der Giebelfronte erhebt sich der Thurm mit seinem, nach Muster des freiburger Domes aus durchbrochenen Sandsteinpfeilern aufgesetzten Spitzdach. Und doch, wenn man das vollendete Innere mit dem Äußern vergleicht, werden manche Wünsche rege. Dieses *eine* Guß, den das von Pfeilern getragene Schiff darstellt, ist der äußere Bau nicht. Abgesehen davon, daß die gebrannten Steine nicht die Festigkeit und Schönheit der in den mittelalterlichen Bauwerken angewandten Ziegel haben, so ist die Verbindung mit den Zierathen von Sandstein, mit den Strebepfeilern und Figuren zu sichtlich, zu absichtlich. Diese wunderlichen Zierathen der gothischen Bauten wirken nur da, wo sie als hervorgegangen aus der Steinmasse selbst sich

Digitized by Google

darstellen, nicht da, wo man die Nägel und Anker und die Arbeit des Schmiedes, Steinmetzen und Klempners wahrnimmt; wo sie als ein natürliches Product der Verhältnisse, als — sei es Knospen, Blüten oder Auswüchse einer markigen Kraft erscheinen, und nicht als willkürlicher Putz, den eine fremde Hand widerstrebenden Stoffen aufgeheftet hat. Dazu gehörte freilich eine luxuriöse Bekleidung von Sandstein, die Kosten erfoderte, Summen ähnlich denen zum innern Ausbau; aber warum nicht eins von den zehn Werken weniger, um das neunte, schönste vollkommen hinzustellen!

Neue, tönende, prachtvolle Worte sind in die germanische Welt von München aus geschleudert. Die Kunstsprache ist bereichert um die beiden Worte: Glyptothek und Pinakothek. In München sind sie der Zunge des zerlumpten Gassenbuben so geläufig als: Vater und Mutter, Bier und Wurst und was eben sonst den Begriffen jedes Naturmenschen gäng und gäbe ist. Jemand fragte den Oberkellner im Wirthshause: „Wo geht es nach der Bibliothek?" Der Kellner antwortete: „Entschuldigen Sie, mein Herr, Sie meinen die Glyptothek." — „Nein, ich sage und meine die Bibliothek. Wo ist die?" — „Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, Sie meinen die Pinakothek." — „Nein, in — — Namen! ich sage, meine und will die Bibliothek." — „Entschuldigen Sie, die gibt es hier nicht", wandte sich der Kellner mitleidig über den unnnterrichteten Fremden um. Die Bibliothek (die alte) war ungefähr 50 Schritte vom Wirthshause entfernt. Aber ein guter Münchener hat nichts mit der Bibliothek zu schaffen. Die Antwort war subjectiv ganz richtig. Die Anekdote ist charakteristisch, aber buchstäblich wahr. Beide Werke gehören bereits in die alte Zeit der neuen Schöpfungen. Die strenge Kritik spricht viel von den Mängeln der äußern Construction der Glyptothek, auch von manchem Willkürlichen in ihrem innern Costum. Ich rede nur vom Eindruck, den der nicht kritische Sinn des Volkes von einem Gebäude, das für die Öffentlichkeit bestimmt ist, empfängt; nnd dieser ist trotz der mangelnden Fenster und der dafür angebrachten Mauerblenden, trotz des mesquinen Treppchens, das man zwischen den Stufen, die zu groß geriethen für unser kleines Geschlecht, einschachtelte, nnd trotz der niedrigen Lage (man hat die Erde umher abgraben müssen, damit das Gebäude nicht zu sehr versänke) ein wohlgefälliger. Wer empfängt nicht denselben auch im Innern, wenngleich er nicht begreift, weshalb er in diesen Saal eine Stufe hinuntersteigen und zu jenem eine Stufe hinauftreten muß. Freilich bedürften die hier aufgesammelten Antiken keiner so glänzend geschmückten Hallen, sie würden, gegen einfach gefärbte Mauerwände gestellt, von ihrem Werth und Nichtwerth nichts verlieren; gewiß auch würde das Gebäude, auf einer Höhe prangend, ein anderes sein. Aber was hindert den Eigenthümer einer Statue, eine köstliche Halle darum zu bauen; mindert er darum ihren Werth? Und wo kein Berg ist, sollen wir um deshalb einen künstlich aufführen, oder den Tempelbau unterlassen?

Auch die Pinakothek hat viel Anfechtungen erfahren müssen. Mit ihrem Laternendache kann ihr architektonischer Eindruck kein ganz reiner werden. Möglich auch, daß diese Laternen, die den Uneingeweihten ein Gewächshaus da oben vermuthen lassen, zu verdergen gewesen wären, wenn sie in der ursprünglichen Anlage gelegen hätten. Was thut es; die Pinakothek ist zur Zeit noch so weit aus dem bewohnten München herausgerückt, und sie macht nicht den Anspruch, die Stadt zu verschönern, nur den, ein Reservoir der königlichen Gemälde zu sein. Und eine zweckmäßigere, großartigere und zugleich einfachere Einrichtung ist noch in keiner Gemäldegalerie erreicht. Mag es sein, daß die alten Maler nicht bei Licht von oben gemalt, noch daran gedacht haben, daß ihre Werke bei einem solchen dereinst betrachtet würden. Nun betrachten wir sie so, und sie verlieren nichts. Und wo ist eine Gemäldegalerie, in der wir jedes Gemälde fast zu jeder Zeit in günstigem Lichte sehen!

München wird sich auch mit ehernen Standbildern füllen; daß die Zeit kommen werde, wo wie zu jener des alten Roms mehr Statuen als lebendige Menschen in der Stadt sich finden würden, ist indeß nicht zu besorgen. Hat die Kunst und der Patriotismus doch schon jetzt Mühe, so viel historische Heroen aufzusuchen, denen die olympischen Richter diese Ehre mit gutem Gewissen zuertheilen. Steigen doch jetzt schon beim Publikum hier und da Bedenken auf, ob nicht Manches Gedächtniß besser in der Stille zu ehren wäre, als es durch ein metallenes Standbild, das man von allen Seiten betrachtet, dem Urtheil des Publicums vorzuführen. Dem jähzornigen wittelsbacher Otto, der auf der Burg zu Bamberg die blutige That verübte, wird freilich keins errichtet werden; aber auf dem neuen wittelsbacher Platze ist — nicht dem großen Otto von Wittelsbach, der seinem Kaiser und dem deutschen Heere die veroneser Klause öffnete — dem Kurfürsten Maximilian, der die deutsche Ligue führte, eine kolossale Reiterstatue errichtet. So geistesstark dieser Fürst war, sind doch Viele der Meinung, daß die Erinnerungen des dreißigjährigen Krieges und der gährenden Geister, die das Feuer erhielten, in Deutschland nicht durch eherne Standbilder verewigt werden müßten, und namentlich nicht von dem heutigen Baiern, dessen reichste und größte Städte die ehemaligen freien Reichsstädte Regensburg, Nürnberg, Augsburg u. s. w. waren. Ein Stein auf den Ort, wo Gustav Adolf fiel, ist eine Spende der Pietät für den Tod eines reinen und großen Helden; auch von Seiten der protestantischen Deutschen würde es sich aber nicht schicken, ihm eine Reiterstatue zu errichten. Thorwaldsen selbst scheint auch nicht recht gewußt zu haben, was mit der Aufgabe anfangen. Es ist ein starker Reiter im Costum der Zeit; von des Künstlers Begeisterung ist nichts darin.

Wer zählt und beschreibt die hundert großen Bauten, die zu öffentlichen und Privatzwecken in der Stadt zerstreut in letzter Zeit aufwuchsen! Die den ungeheuern Aufwand von Kräften in Einer Kunst, nach Einer Richtung mit Unzufriedenheit betrachten, freuen sich der Fehler und man zeigt sie gern dem Fremden. Die neue

Digitized by Google

Bibliothek und das neue Universitätsgebäude sollen an Unzweckmäßigkeit der innern Einrichtung wetteifern. Als erste Bedingung war der äußere Riß gegeben; nach dem Scheine mußte das Sein eingerichtet werden; großr Räume sollen verschwendet, das ganze Souterrain der Bibliothek ein lichtloses Untredeck sein, für Moiche, Mäuse und Ratten ein willkommener Aufenthait. Wenn in München, wo ein kunstliebender Fürst über diesen Bauten waltet, wo Hunderte geschickter und großer Künstler anordnen und leiten, wo so viele tüchtigr Werkmeistre sich gebildet, wo guter Rath von hundert Erfahrenen und Kunstverwandten einzuholen ist, soiche Versehen, und nicht selien, begangen werden, welches Vertrauen soll man dann zu unserer modernen Architektur haben? sagen Einige, und Andere trösten sich, denen auch Häuser misriethen. Ein Mehr an Kraft, Willen und Geschmack ist nirgend zu fodern. Andere sagen: Was hilft Kraft, Wille und Geschmack, auch in der höchsten Potenz, wenn die Ausführung mit dem Plane um die Wette eilt? Was das Werk von Jahren ist, kann nicht in Tagen gefördert werden. Auch der vollendetste Bauplan, den ein Areopag von Architekten billigt, fodert ein natürliches Reifen. Es sei noch zu verwundern, daß bei dieser Masse von Bauten die Meister Kraft und Umsicht behielten, um so ihre Werke auszuführen, wie es geschieht. *) 20.

Ein Reiseroman. Von F. A. Freiherrn von Bugh am Forst. Erstes Bändchen. Dresden, G. Fleischer. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein pommerscher Landjunker macht eine Reise von Stralsund über Rostock, Hamburg und Berlin und beschreibt diese Reise in Beiefen an seine Familie. Er will ein großer Reisescheifststeller werden wie Fürst Pückler, und da er gehört hat, daß dabei etwas Romantik nicht fehlen darf, so nennt er seiu Buch einen „Reiseroman", obgleich in dem ganzen vorliegenden Bändchen auch nicht ein romaeiisches Weel vorkommt. Dem Verf. fehlt zum Schriftsteller nicht blos Eins und das Andere, sondern Alles und Jedes: Wissen, Blick und Geschmack. Ja, es mangele unserm guten pommerschen Landjunker so sehr an allem Takt nnd Schicklichkeitsgefühl, daß er, um seinem Geschreibsel doch etwas Saiz beizumischen, seine eigene Mutter, seine eigene Schwester dem Spotte und der Verhöhnung des Publieums preisgibt. Wahrlich, diese Sünde wider den heiligen Geist der Liebr mag er sich selbst nergeben, wir sind zu schwach dazu! Es mag wol nicht oft vorgekommen sein, daß ein Sohn, oon dem Autoekitzel gestachelt, so nackt nnd schleiertos die aristokratischen Schwächen seiner Mutter, die etwas caeieaturartige Sentimentalität seiner leiblichen Schwester der Lesewelt zur Schau stellt, welche, wiewol sonst dem kleinen Skandal gar nicht abhold, an diesem großen Ärgeniß doch Anstoß nehmen dürfte. Wir aber sehen an diesem Beispiel, zu welcher Sünde der Scheifstellerkitzel verlocken kaan.

Wenn wir übeigens gesagt haben, daß diese Reiseberichte ein Non plus ultra non Trivialität und Alltäglichkeit darbieten, nnd daß es dem Verf. auf 380 Seiten auch nicht einmal gelingt, uns etwas Neues, etwas der Rede Werthes oorzutragen, so haben wir eigentlich Alles gesagt, was von einem solchen Machwerke zu sagen ist. Es ist eine Plage, sich durch diese Albernheiten hindurchzuiesen, die nichts als eine nnendliche Gedankenwüste nor uns entfalten. Das Reinnegatioe in der Kunst läßt sich eigentlich gar nicht beschreiben, und so sind wir auch unfähig, von der Abweseuheit alles Geistigen in diesen Beiefen eine deutliche Vorstellung zu geben. Aber der Verf. meint: „Herzoge, Fürsten, Prinzen lassen ihr Reisen drucken, warum nicht auch ich einfacher pommerscher Landjunker, euer treuer Sohn nnd Bruder!" (S. 46.) Der Leser wird diese Art zu schließen höchst logisch und vortrefflich finden. Der Verf. hat keine Meinung, keine Ansicht, er reist gedankenlos in den Tag hinein. So viel wir uns erinnern, hat Sterne in seinen berühmten Kategorien der Reisenden die Species der gedankenlosen Reiseuden nergessen; er hätte hier ihre Bekanntschaft machen können. Denn wenn unser Landjunker einen Anlauf nimmt zu Geist und Witz, so beingt er es wirklich dahin, einen Tanzsaal von heute in seiner Wirbelei mit der grandiosen Erscheinung eines Ballsaals vor 50 Jahren zu oergleichen (S. 68), oder die Salbaderrieu eines herumziehenden Guckkastenmannes wiederzuerzählen (S. 77). Doch welche Leerheit ist groß genug und welche Unwissenheit so tief, daß sie nicht zum Politisiren gut genug sei! So nersäumt denn auch dieser gänzlich leere Autor nicht, hier und da einen politischen Kreuzhieb auszutheilen und sogar einmal zu bemerken, daß er ja jetzt Preußen als sein Vaterland ansehen müsse; der Unglückliche ist nämlich aus Rügen. Was soll nun diese Bosheit bedeuten? Hat die Insel Rügen etwa Ursache, ein anderes Scepter zu wünschen als das, unter dem sie sich ihres stillen Glückes erfreut? Wir sind überzeugt, der Verf. hat sich bei diesen Worten nichts gedacht; aber er hat es für höchst geistreich gehalten, diesen kleinen Seitenhieb zu wagen. Bemerkungen von ähnlichem Werthe macht der gute Reisende denn auch über die Verfassung von Hamburg, die ihm zu einigen Ausfällen gegen Aristokratie, Titelsucht u. dergl. Dingen Anlaß gibt. Sollen wir hiernach noch von dem Styl dieses ideenleeren Buchs und von Dem, was der Verf. für Geist hält, eine Probe geben? Es sei, denn er besucht auch Helgoland, und Helgoland ist romantisch nnd schön. „Sowie es sich jetzt darstellt", sagt er, „ist es nur der Rest einer in frühern Jahrhunderten bedeutend großen Insel, auf welcher mehre Orte lagen. Das ewige Toben und Fluten zertrümmerte diese und spülte sie hinweg. (Kann das Toben hinwegspülen?) Gleichem Schicksale möchte auch dieser Rest nicht entgehen nnd einst der Zeitpunkt kommen, wo der durch Tradition der Voräitern kundige Schiffer dem hier Vorüberfahrenden sagen wird: Siehe, in dieser Gegend soll Helgoland gewesen sein, wo nichts mehr der Wellen Lauf (!) hemmt, offenes Meer ist. Ja, ja, die Erde ist ein weites Grab, in das Alles hinab muß" u. s. w. Bewunderungswürdige Weisheit für einen pommerschen Landjunker! Bewuudrungswürdiger Blick in die Zukuast! Wer hatte dergleichen oor Jahren, ehe die Dämonen der französischen Revolution den Schlummer der Welt störten, für möglich gehalten! 30.

Die französischen Orientalisten de Slane und Reinaud.

Unter den Schülern des berühmten Silvestre de Sacy zeichnet sich neben Reinaud besonders der Baron Gnckin de Slane, Mitglied des Rathes der asiatischen Gesellschaft zu Paris, northeilhaft durch Thätigkeit wie durch Kenntniss aus. Zuerst edirte er den arabischen Dichter Amroikais unter dem Titel: „Le diwan d'Amroikais, publié en arabe avec une version latine et des notes" (Paris 1837). Amroikais gehört mit Nabega, Alkama, Zohair, Tarafa und Antara zu dem Kreise von arabischen Dichtern, die man oorzugsweise die „sechs Dichter" nennt. Ihre Dichtungen sind in einem Bande gesammelt oorhanden; die königliche Bibliothek von Paris erlangte davon zwei Exemplare, von denen das eine den Text allein, das andre neben dem Text einen fortlaufenden Commentar enthält. Nach diesen beiden Exemplaren gab Herr von Slane die Gedichte des Amroikais heraus nnd leitete sie mit einer Biographie des Dichters ein. Die lateinische Übersetzung des Herrn von Slane, die erste, die es von dem „Diwan" des Amroikais

*) Der zweite Art. folgt im December. D. Red.

Digitized by Google

gibt, gewährt zwar nur eine schwache Idee von den glänzenden Schilderungen des arabischen Dichters, aber sie beweist doch, daß der Herausgeber eine gründliche Kenntniß der oft dunkeln und nicht selten ausschweifenden arabischen Poesie besitzt. Für Diejenigen, welche die Gesittung der Araber vor Mohammed kennen lernen wollen, dürfte das Werk von großem Interesse sein. Außerdem gab de Slane heraus: „Le dictionnaire biographique d'Ibn Khallicân, en arabe" (2 Bde., Paris 1838—39), ein immenses, unschätzbares Werk, worin in der Ordnung des arabischen Alphabets das Leben der Fürsten, der Krieger, der Gelehrten, der Dichter und anderer berühmten Männer des Islamismus seit Mohammed bis zum 13. Jahrhundert verzeichnet ist. Ibn-Khallikan, welcher erst in Ägypten, dann in Syrien in hohen Functionen sich aufhielt, schöpfte an den lautersten Quellen. Die Dichtkunst hat in dem Geschmack und der Meinung der Morgenländer stets einen hohen Rang behauptet, auch bei Ibn-Khallikan findet man auf jeder Seite eine längere oder kürzere Tirade aus morgenländischen Dichtern citirt. Seit Langem wünschte das gelehrte Europa eine Ausgabe dieses bedeutenden Werkes, weil die Handschriften selten sind oder von groben Fehlern verunstaltet; aber man ließ sich von den Schwierigkeiten des Unternehmens zurückschrecken. Man mußte dazu eine vollkommene Kenntniß der arabischen Sprache besitzen und nicht blos eine gewisse Anzahl von Copien des Originaltextes, sondern auch die Hauptwerke zur Verfügung haben, woraus der Autor schöpfte. Alle diese Vortheile standen Herrn von Slane zu Gebote; es war ihm möglich, ein Dutzend Handschriften allein in Paris aufzutreiben, die sich von Ibn-Khallikan's Werke gegenwärtig daselbst befinden. Unermüdlich in seinen Bestrebungen, gab de Slane fast gleichzeitig mit dem genannten Werke heraus: „La géographie d'Abulféda, en arabe" (Paris 1838—39), ein Werk, welches bisher nur in mangelhaften Fragmenten gedruckt erschienen ist. Hier haben wir einen vollständigen und correcten Text. Dieser Vorzug ließ sich erwarten, da bei diesem Werke der gelehrte Reinaud, Mitglied des Instituts, de Slane's Mitarbeiter war. Reinaud, obgleich noch jung, hat sich bereits durch vortreffliche Arbeiten bewährt. Als Übersetzer von arabischen Handschriften, welche sich auf die Kreuzzüge beziehen, als Herausgeber der arabischen, persischen und türkischen Denkmale des Blacas'schen Cabinets, endlich als Geschichtschreiber des Einbruchs der Sarazenen in Frankreich war Reinaud vor Allen befähigt, an der königlichen Bibliothek die durch den Tod Silvestre de Sacy's erledigte Stelle einzunehmen. 108.

Miscellen.

In einem Rechtsstreite über den gegenwärtigen Besitz, worin der Implorant obrigkeitlich geschützt war, erlaubte sich der Implorat zu bemerken: „Durch die dem Gegner zugebilligte Handhabung in possessorio summarissimo hat derselbe ein ius asinarium erworben. Weit davon entfernt, dem Gegner seinen Anspruch auf Befugnisse der Art zu bestreiten, finde ich es angemessener, ihm diesen Vorzug einzuräumen; meinetwegen mag er sich also auf sein asinarium etwas zugute thun." Der Implorant antwortete: „Wenn das possessorium summarissimum, oder die Handhabung beim jüngsten Besitz nach jenseitiger Behauptung ein Eselsrecht gibt, so ist ja der Gegner, da er zur Erduldung des Besitzrechtes verurtheilt worden, der Lastträger, oder der Esel selbst. Der Gegner hat sich also durch seine Witzelei selbst geschändet; denn, soll einmal von Eselei die Rede sein, so hat der Treiber jederzeit vor dem Langohr große Vorzüge."

Zwei Gesetzstellen finden sich in den Pandekten, davon jede nur aus zwei Worten besteht, nämlich: L. 39 D. de aedil. ed. (21, 1) und L. 2 D. de inoend. (47, 9). Dennoch wird dieser durch das Herausreißen einzelner Stellen aus den Schriften der alten römischen Juristen erzeugte Lakonismus durch einen wirklichen Lakonismus noch übertroffen, indem die Lacedämonier dem macedonischen König Philipp eine abschlägige Antwort mit dem einzigen Buchstaben O (für οὐ) ertheilten. Davon sagt Ausonius (Epist. 25, 36, 37): „Una fuit tantum, qua respondere Laconas, littera: et irato regi placuere negantes." 166.

Literarische Anzeige.

Preisermäßigung des Pfennig-Magazins.

Vielseitigen Wünschen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, das

Pfennig-Magazin für Kinder.

wovon in den Jahren 1834—38 fünf Jahrgänge erschienen sind, **zusammengenommen** von 5 Thlr. auf 2 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge desselben von 1 Thlr. auf 16 Gr. im Preise zu ermäßigen.

Bei der anerkannten Vortrefflichkeit dieser Jugendschrift, die sowol durch die vielen höchst saubern Abbildungen, wie durch den ebenso unterhaltenden als belehrenden Text schon vier tausend Kinderherzen erfreut hat, wird die Anzeige dieser Preisermäßigung vielen Familienvätern, denen die Anschaffung zu dem bisherigen Preise zu kostspielig war, höchst willkommen sein. — Die fünf ersten Jahrgänge des größern

Pfennig-Magazins

sind ebenfalls noch zu dem ermäßigten Preise von 5 Thlr., einzelne Jahrgänge zu 1 Thlr. 8 Gr., der sechste und der laufende siebente Jahrgang aber jeder zu 2 Thlr. zu erhalten. — Von dem früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern.

2 Bändchen. Mit 51 Holzschnitten.
Herabgesetzter Preis 12 Gr.

Ähnlich dem Pfennig-Magazin für Kinder, behandelt diese nett ausgestattete Kinderschrift viele Gegenstände, die die Wißbegierde der Kinder erregen, ihre Aufmerksamkeit fesseln und sie auf das angenehmste belehren.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes sind in den Stand gesetzt, diese Werke zu den bemerkten Preisen zu liefern.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 331. — 27. November 1839.

Leben und Briefwechſel Georg Waſhington's. Nach dem Engliſchen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.*)

Bei unſerm erſten Artikel hatten wir vorzugsweiſe den ſittlichen Charakter Waſhington's und der Bewegung, als deren Held und Repräſentant er vorzugsweiſe in der Weltgeſchichte erſcheint, ins Auge gefaßt. Der Inhalt des erſten Bandes obigen Werkes, welcher Waſhington's Biographie enthält, gab uns dazu die nächſte Veranlaſſung. Indem wir uns nun zu dem zweiten Bande wenden, der eine Auswahl der Briefe umfaßt, tritt uns Waſhington mehr in ſeiner Eigenſchaft als Geſchäftsmann und zwar vorzugsweiſe als Feldherr entgegen und gibt uns Gelegenheit, eine Reihe intereſſanter Bemerkungen auszuheben; denn dieſe Briefe ſind vorwaltend Geſchäftsbriefe, oder doch Schreiben, die mit Geſchäften in Beziehung ſtehen. Wenige beziehen ſich auf perſönliche Verhältniſſe, nur ein einziger an ſeine Frau gerichteter befindet ſich darunter.

Napoleon, wie man auch ſonſt über ihn urtheilen mag, wird dieſe welthiſtoriſche Stellung zu allen Zeiten behalten, daß er die Geſetze des Krieges in ihrer Reinheit gefaßt und in ſeinem Verfahren rückſichtslos geltend gemacht hat. Er hat die Wiſſenſchaft des Krieges in ihren Elementen praktiſch dargeſtellt. Er wird in dieſer Hinſicht für alle Zeiten maßgebend und ein claſſiſches Muſter bleiben. Dadurch wird er zugleich ein Vergleichungspunkt, eine Art Probirſtein für alle frühern Feldherren ſein. Es wird deren größter Ruhm ſein, unter den Umſtänden, in denen ſie zu handeln hatten, der klaren Einſicht, die er als die richtige mit Bewußtſein bethätigte, möglichſt nahe gekommen zu ſein. Sehen wir zu, wie ſich Waſhington's Einſicht und Handlungsweiſe auf dieſem Probirſtein darſtellt — wie viel Feingehalt in ſeinem Schrot iſt.

Die Grundſteine Napoleon'ſcher Kriegskunſt, d. h. der Kriegskunſt überhaupt, ſind: 1) daß dem Handeln einer Armee die ungebrochene Einheit Eines denkenden Geiſtes zu Grunde liegen müſſe, daß ohne die unité de la pensée militaire an erfolgreiche Führung der Waffen nicht zu denken ſei; 2) daß es dann keineswegs darauf ankomme, die abſolut überlegenen Streitkräfte zu haben, daß aber aller glückliche Erfolg davon abhänge, relativ, d. h. auf dem betreffenden Punkte, auf dem Punkte, wo es gilt Streitkräfte zu entwickeln, größere in der Hand zu haben als der Feind; 3) daß die Möglichkeit, bei geringern Kräften im Ganzen, doch auf jedem erforderlichen Punkte die überlegenen Kräfte zu haben, von dem moraliſchen Zuſtande des Heeres (wie Napoleon dieſen kurz bezeichnete: le moral de l'armée) abhänge.

Betrachten wir die Beſchaffenheit des Heeres, der Streitmittel, welche Napoleon, und der, welche Waſhington übergeben waren, ſo haben wir folgende Verſchiedenheiten zu berückſichtigen. Napoleon's Armee war durch den republikaniſchen Enthuſiasmus einerſeits, durch den republikaniſchen Terrorismus andererſeits in eine vollkommene Maſchine verwandelt. Seine Offiziere, ſo weit ſie von dem Enthuſiasmus für Frankreichs Freiheit getrieben waren, kannten nur Sieg oder Tod; ſo weit ſie es nicht waren, hatten ſie vorher eine Schule durchgemacht, welche ihnen doch auch nur dieſe Wahl ließ; denn längere Zeit hatte für jede Niederlage im Rücken der Tod geharrt, die Flucht hatte auch ſichern Untergang gebracht. Hatte dieſer Terrorismus auch, als Napoleon die Armee übernahm, aufgehört, ſo war doch der Grundton in der Armee geblieben, und der Mangel an allen Bedürfniſſen machte in den Händen eines Feldherrn, der auf die reichen Städte Italiens in ſeiner erſten Proclamation als auf eine ſichere Beute hinwies und mit ſicherer Fauſt den Siegeswagen dieſem Beuteziel zulenkte, die Armee der ligüriſchen Küſte, jene verhungerte und zerlumpte Rotte, die zu Allem entſchloſſen war und deren moraliſche Färbung ſich allmälig allen hinzukommenden Corps mittheilte, zu einem um ſo brauchbareren Organe. Waſhington's Armee dagegen beſtand aus Leuten, die faſt alle eine ſichere Heimat, ein nährendes Gut oder Geſchäft und ein trauliches Kamin daheim hatten, die aus Luſt am Kriege, aus Haß gegen die Engländer kamen und ſich nicht gern halten ließen, wenn die Luſt gebüßt war, oder der Haß ſich ſchlecht bethätigen konnte. Es war eine Armee, von dreizehn verſchiedenen Provinzen, zu verſchiedener Zeit, unter ganz verſchiedenen Bedingungen aufgebracht; theils Leute, die ſich freiwillig geſtellt hatten und der Meinung waren, daß ſie auch freiwillig gehen könnten, theils auf ein Jahr, theils

*) Vgl. den erſten Art. in Nr. 274 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

auf drei Jahre, theils später auch auf die Dauer des Krieges angeworben, theils temporair aufgebeachter Landsturm; zum Theil Leute, die, wenn sie die Reihen des Heeres verließen, noch durch das Mitnehmen der ihnen übergebenen Waffen Profit zu machen suchten. Das Beste, was man erreichen konnte, war die Säuberung des Landes; an Beute war (mit Ausnahme der ersten Züge im Norden gegen Canada, wo aber auch namentlich in Montreal sogar von den höhern Offizieren gestohlen und geplündert ward bis auf die Galanterieläden hin) kaum zu denken; im Gegentheil mußte großentheils vom baaren Gelde eines bei dem Herabsinken des Papiergeldes sehr geringfügigen Soldes gelebt und vermieden werden, die Einwohner des Landes auf den Gedanken kommen zu lassen, die republikanische Armee sei unerträglicher als die englische Besteuerung. Washington hat nicht im mindesten übertrieben, wenn er sagt: nie habe ein Feldherr mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt; denn alle Wüstheit und Unordnung eines altgermanischen, in allen einzelnen Theilen eigenwilligen Heeres, wie es etwa Arminius oder Civilis führten, verband sich hier mit dem niederschlagenden Bewußtsein der Einzelnen, für den eigenen Vortheil so gut als nichts gewinnen zu können, wenn nicht vielleicht einen militairischen Rang, während jenen germanischen Heeren doch eine frische Beutelust einwohnte.

Unter solchen Umständen mußte sich wol dem Oberfeldherrn Washington auch als das erste, größte Erforderniß für das Gedeihen seines Werkes herausstellen die unité de la pensée militaire, eben weil sie in so hohem Grade fehlte; denn sogar in seinen unmittelbaren Entschließungen sah er sich fortwährend durch die Rücksicht auf die Meinungen der höhern Offiziere gehemmt, welche er nicht gering achten durfte, wollte er nicht einerseits alle Verantwortung eines unglücklichen Ausganges auf sich nehmen und andererseits diesen unglücklichen Ausgang zugleich mit Sicherheit herbeiführen, da es ihm in solchem Falle an aller präcisen Unterstützung gefehlt haben würde. Washington mußte sein Heer fortwährend als ein halb unbrauchbares Werkzeug betrachten, dessen Rest von Brauchbarkeit vorzüglich darin bestand, daß die Feinde es für ein brauchbares hielten; daß sie mehr seinem Zaudern, seinem Mangel an Energie zuschrieben, was doch die nothwendige Folge der Zusammensetzung des Heeres war. Nicht einmal energisch die Herstellung der unité de la pensée militaire fodern durfte Washington bei dem Congresse, weil er sonst unmittelbar in dessen Schooße die Überzeugung gepflanzt haben würde, er strebe durch die militairische Dictatur nach fürstlicher Gewalt. Daß aber dennoch in ihm ein durchaus klares Bewußtsein war über die Nothwendigkeit jener unité und der möglichsten Herstellung derselben in Zusammensetzung und Führung des Heeres, geht aus tausend bescheidenen Vorstellungen und Klagen hervor, bis das Unglück und der Nachtheil, die aus diesem Mangel erwuchsen, so deutlich sich zeigten, daß er sich nur auf die Ereignisse zu berufen und deren Energie es überlassen durfte, den Congreß zu Maßregeln, wie er sie bedurfte, zu bewegen. Wir heben einige Stellen aus. So sagt er in einem Briefe an den Präsidenten des Congresses vom 24. Sept. 1776, in welchem er alle Misère des bisherigen Systems auseinandergesetzt hat, am Schlusse:

Alles dies zusammengenommen, bringt mich nicht nur zu dem Glauben, sondern zu einer unumstößlichen Überzeugung, daß es unmöglich für mich ist, wofern nicht eine gründliche Verbesserung unsers militairischen Systems vorgenommen wird, das Commando auf eine solche Weise zu führen, daß der Staat mit mir zufrieden sein kann, was der einzige Lohn ist, nach dem ich strebe und den ich mir je gewünscht habe.

Wirklich waren auch Ereignisse der Art vorhergegangen, daß nun endlich im Dec. 1776 jene Übertragung einer Art dictatorischer Gewalt an Washington statthatte. Die Gewalt, die Natur der Dinge hatte so das Richtige, das Zweckmäßige hergestellt; aber eben diese Gewalt und Natur der Dinge hinderte, daß sich das Richtige so vollkommen herstellen ließ wie bei der französischen Armee unter Napoleon; denn Washington's Armee war nicht die Armee eines in sich einigen Staates, sondern eines Gemeinwesens, was aus dreizehn Provinzen bestand, mit noch gar nicht abgemessener Stellung weder der einzelnen Provinz zum Ganzen, noch der Behörden in den einzelnen Provinzen und ihrer Gewalten auch nur zu dem temporair beauftragten Congresse. Man muß in dieser Hinsicht noch Washington's Klagen vom Dec. 1780 lesen:

Könnten wir uns in jeder Hinsicht als eine Armee betrachten, so wäre eine gleichmäßige Beförderung, sowol über als unter dem Range des Obersten, ohne Zweifel das gerechteste und befriedigendste Verfahren, und weder ein Staat noch die Truppen eines Staates könnten billigerweise Einwendungen dagegen machen u. s. w. Aber so viel ich weiß, haben wir gar keinen bestimmten Grundsatz und handeln bald auf die eine, bald auf die andere Art, je nachdem man sich den Foderungen eines Staates fügt, oder die Ansprüche eines Einzelnen befriedigen will; und daraus entspringen für uns alle Schwierigkeiten und die fortwährende Unzufriedenheit. Es ist bekannt, daß ich in den ersten Jahren des Krieges alle Mittel angewendet habe, die mir zu Gebote standen, um eine jede Art von Trennung zu vernichten, und daß ich stets dahin arbeitete, daß ein jeder Theil des Heeres als zum Continentalheere gehörig betrachtet werden soll. Von den Schritten, welche man gethan hat, eine entgegengesetzte Stimmung zu erregen und unser jetzt heerschendes politisches System herbeizuführen, sage ich Ihnen nichts u. s. w.

Washington hatte nicht eine durch Terrorismus bereits geltende, anerkannte Staatsgewalt im Rücken, sondern er mußte den gemeinen Egoismus der künftigen Bürger der zu bildenden Republik schonen, wenn die Republik nicht in ihren Geburtswehen sterben sollte; und die jahrelang bewiesene Kraft dieser Resignation ist eine weit größere als die Resignation, mit welcher er am Ende des Feldzuges in das Privatleben zurücktrat; denn wie große Opfer ein Wirken in den öffentlichen Verhältnissen seines Vaterlandes erheischte, und wie wenig Belohnung es brachte, hatte er hinreichend kennen lernen, um sich am Ende seiner Laufbahn nicht verlockt zu fühlen. Daß er es unmöglich fand, unter den gegebenen Umständen die unité de la pensée militaire zu erreichen, welche für die Führung des Krieges nothwendig war, daß er immer nur ein Surrogat derselben erhielt, was die der seinigen ähnliche Gesinnung

Digitized by Google

einer verhältnißmäßig geringen Anzahl Leute herbeiführte, spricht er auch in einem Briefe vom April 1780 ganz deutlich aus:

Die Einrichtung, daß die Staaten ihre Beisteuern geben, ward im Anfange aus Noth getroffen, zeigte sich aber in der Folge als höchst gefährlich. Eine Armee muß durchaus auf eine gleiche und in allen Theilen übereinstimmende Weise angeworben, bezahlt, verpflegt und regiert werden, sonst tritt eine maßlose Verwirrung und Unzufriedenheit ein. Eine gänzliche Auflösung des Heeres wäre schon vor langer Zeit die Frucht dieser unzweckmäßigen Einrichtung gewesen, durchdränge nicht ein Geist patriotischer Gesinnung, von dem die Geschichte wenig ähnliche Beispiele aufzuweisen hat, sowol die Offiziere als Soldaten, und bestrebten wir uns nicht mit unausgesetzter Anstrengung, sie zu beruhigen und mit ihrer Lage auszusöhnen.

Dieser letzte Zusatz zeigt deutlich, wie es doch am Ende nur die Offiziere waren, die zum Theil Washington das Zusammenhalten einer solchen Armee möglich machten, und es braucht nicht auf Hrn. v. Bülow's Ingrimm gegen Nordamerika geschoben zu werden, wenn er in seinen „Briefen" behauptet, ohne das Eingreifen der Franzosen hätten die Nordamerikaner unterliegen müssen; denn Washington selbst spricht Ähnliches aus, theils in den dem Hrn. John Laurens mitgetheilten Bemerkungen im Jan. 1781, theils in einem an denselben nach Paris gerichteten Briefe vom April 1781. Die beiden Stellen sind folgende:

Ohne diesen Beistand der Verbündeten würden wir nur einen schwachen Versuch machen können, unsere letzten Kräfte vergeblich aufzubieten, und mit dem nächsten Feldzuge würde unser Widerstand wahrscheinlich sein Ende erreicht haben. Durch fremde Hülfe unterstützt, werden wir aber im Stande sein, den Krieg fortzusetzen, so lange die Hatsstarrigkeit unserer Feinde uns dazu zwingt.

Die Behauptungen, welche ich Ihnen in meinem Briefe vom 15. Jan. mittheilte, bekräftigt jeder Augenblick von neuem; und wenn jetzt, bei der gefährlichen Lage unserer Angelegenheiten, Frankreich uns nicht eine rasche und bedeutende Hülfe zusagt, so wird es uns nichts nutzen, wenn es sich später entschließt, uns beizustehen. Dies ist der Augenblick, wo unser Geschick auf der Wage liegt; nicht unsere Wahl, sondern die gebieterische Noth hat uns so weit gebracht, und es ist eine Thatsache, deren Gewißheit ich Ihnen betheuern kann, daß wir nicht im Stande sind, die Vorräthe, welche in den Staaten ausgehoben wurden, zur Armee zu schaffen, weil es uns am Gelde fehlte, die Gespanne zu bezahlen, und weil die Leute unsere Scheine nicht mehr haben wollen u. s. w. Wir haben das Ende unserer Laufbahn erreicht, und unsere Befreiung muß jetzt erscheinen, oder niemals.

Sehen wir so, daß es Washington's Schuld nicht war, wenn die erste Grundfoderung einer tüchtigen Heerführung nicht erfüllt ward, daß er sie recht wohl kannte, aber durch die Umstände gehindert war, sie vollständig geltend zu machen, so wird uns der Beweis, daß er die zweite vollständig in ihrer Wichtigkeit kannte und begriff, noch leichter; denn mit klarem Bewußtsein stellt er selbst den Satz auf:

Es ist eine Regel der Kriegskunst, aus der Erfahrung geschöpft, daß ein überlegenes Heer als das Opfer eines geringern fallen kann durch eine unverständige Vertheilung.

Der Unverstand einer solchen Vertheilung liegt nämlich bei absoluter Übermacht nur darin, daß man die Kraft entwickelt, wo man sie zu nichts braucht, und dadurch der Schwächere ist auf den Punkten, wo man wirklich angegriffen wird.

Der dritte Satz ist an sich so klar als der zweite. Eine Armee, welche die moralische Kraft hat, sich heute an einem Orte zu schlagen, über Nacht fünf Meilen zu marschiren und morgen einem zweiten Armeecorps an einem zweiten Orte zu begegnen, ist durch ihre moralische Kraft so viel werth als die beiden Armeen zusammen, mit denen sie zu thun hat. Napoleon hat, als er in den Stellungen bei Rivoli und Verona war, mit seinen Truppen in dieser Hinsicht mit das Größte geleistet, was die Geschichte kennt, und sein Heer hat sich durch die Energie, die in demselben war, damals verdreifacht und vervierfacht an kriegerischer Gewalt. Eine klare Einsicht in dies Verhältniß hatte auch Washington; leider hat er in fast allen seinen Briefen aber nur zu klagen über den moralischen Zustand seines Heeres, und wäre der Mann nicht selbst ein Heer gewesen, nie wäre es so weit gekommen, daß Frankreich auch nur hätte helfen können.

Ziehen wir nun hier den Schluß unserer Parallele, so ist klar, daß Washington seinen Krieg so gut und klar verstanden hat als Napoleon den seinigen; daß aber Washington durch tausend Rücksichten des Gemeinwohls und seiner eigenen edeln Seele gebunden war und gehindert, seine Einsicht rücksichtslos wie Napoleon zu bethätigen. Den Ruhm, der Kriegskunst für immer zu einfachen, klaren Grundlagen geholfen zu haben, der Genius des Krieges geworden zu sein, diesen wird Washington deshalb Napoleon entfernt nicht streitig machen können; aber wie unendlich steht er über ihn, der wahrhaft der Schöpfer und Begründer des politischen Daseins eines halben Welttheils genannt werden kann!

Daß sich durch Washington's Briefe außer Dem, was unmittelbar seinen Beruf und seine Geschäfte betrifft, auch eine Menge anderer interessanter Bemerkungen zerstreut finden, braucht wol kaum bemerkt zu werden. Einiges ist auch von dem Verf. des Buches noch zwischen die Briefe gestellt, so z. B. wichtige Mittheilungen über die Politik des Lords North, der, während er in der Regel für den eifrigsten Widersacher der Nordamerikaner gilt, hier erwiesen wird als zum Theil ihr Fürsprecher bei Georg III. und nur durch diesen seinen König bewogen, das Ministerium zu behalten und in der einmal eingeschlagenen Bahn fortzuführen.

Wie wenig auch Washington selbst irgendwo in seinen Mittheilungen sich zum Scherz aufgelegt zeigt, so fehlt es doch auch nicht an Zügen, die ein ergötzliches Lachen herbeizuführen geeignet sind, so z. B., daß man sieht, wie mit Ausnahme sehr weniger Verbrechen für alle Vergehen in der nordamerikanischen Armee auf gut puritanisch die alttestamentliche Strafe der vierzig weniger ein (39) Prügel eingeführt war; oder wenn man von Washington in bitterstem Ernst die affenartige Eitelkeit, Anmaßung und Unverschämtheit der französischen Abenteuerer, die ihm so viel Plage machten, beschreiben sieht und mitfühlt, wie dies Volk in seinem unerträglichen Wesen, wofür die Liebenswürdigkeit Einzelner nur sehr unvollkommen schadlos

Digitized by Google

hält, allen germanischen Nationen gleich sehr von Natur aus zuwider und verhaßt bleiben muß. Unsere jung heranwachsende Generation weiß freilich davon gar nichts, und es wäre ihr zu wünschen, daß man ihr einmal (wie in Tieck's „Verkehrter Welt") auf 24 Stunden das ganze Drama unserer letzten Weltentwickelung um 30 Jahre durch einen Maschinisten zurückschrauben lassen könnte, um ihr einmal ein Pröbchen sehen zu lassen von der schamlosen Impertinenz, die man ihren Vätern bieten zu dürfen geglaubt hat von Seiten einer Nation, deren Anbetung wieder einigermaßen Mode zu werden anfängt und, wenn sie fortschreitet, eine neue Veeaffung der Deutschen zur Folge haben muß. 125.

Notizen.

Hr. Felix Flachenacker, früher Professor am Collegium zu Algier und gegenwärtig in Tunis mit statistischen und archäologischen Nachforschungen beschäftigt, hat an Hrn. Arago ein Schreiben über die Lage des alten Karthago gerichtet, von welchem die französischen Blätter viel Rühmens machen, in dem wir jedoch nichts sonderlich Neues haben entdecken können. „Die Stadt", sagt Hr. Flachenacker, „erstreckte sich vom Fuß des Hügels, auf welchem die Citadelle Byrsa (jetzt Beursak) gelegen war, nordwärts bis in die Nähe von Marsa, wo jetzt die in Tunis residirenden Consuln ihre Landhäuser haben, und südlich bis an den See, der sogar einen Theil der Vorstädte von Karthago bedeckt." Als Beleg für die letztere Behauptung führt er an, daß man bei klarem Himmel und ruhigem Wasserspiegel architektonische Überreste auf dem Grunde erblicke, durch welche von Gaulette nach Tunis segelnde Fahrzeuge, wenn sie zu schwer beladen wären oder nicht den richtigen Curs nähmen, oft behindert würden. Der von Karthago eingenommene Raum bildete demnach ein ungefähres Dreieck, dessen Spitze die Citadelle war, und schloß auch das neuere, über einer Menge von Cisternen erbaute Dorf Malga mit ein, wo jetzt der Araber mit Pferde- und Viehheerden seine Behausung hat. Den Hafen Cothon, den Shaw an die Nordwestseite von Karthago verlegt, findet Hr. Flachenacker auf der Südostseite, wo auf der ganzen, den Ankerplatz begrenzenden Küstenstrecke von Sidi-Ben-Said, einem neuen auf Cap Karthago erbauten Dorfe, bis Gaulette sich bei jedem Schritte vielfache Spuren eines frühern Hafens darböten. Als die wesentlichsten davon erscheinen ihm jene zahlreichen, etwa 10—12 Fuß weiten Hallen, welche sich in einer langen Reihe parallel mit dem Ufferrande auf der Küste hinziehen und von Einigen für Behälter der ans Land gezogenen Schiffe gehalten worden sind. Der Verfasser dieses Schreibens erklärt sie vielmehr für die Läden oder Gewölbe von Kaufleuten, die hier am Kai ihre Waarenausstellung hielten. Auch erschien ihm das Wasser hier viel tiefer, und das große Gebäude hinter der vierundzwanzigsten Halle, wovon die Trümmer noch vorhanden sind, hält er für den Palast des Admirals; die erhabene Lage, welche eine freie Aussicht über den Hafen gewähre, scheint ihm darauf hinzudeuten. Ganz besonders wird Hr. Flachenacker den Hafen auf dieser Seite zu suchen durch die Erwägung bestimmt, daß die Nordwestküste dem Mistral oder Nordwestwinde, der unausgesetzt einen großen Theil des Jahres hier wehe, zu frei ausgesetzt sei, auf der andern südlichen Seite der Landzunge aber, auf welcher Karthago lag, die Kraft desselben bedeutend gebrochen werde. An Ort und Stelle und mit den Alten in der Hand, deren Angaben über Karthago gar nicht so ungenau sind, kann es nicht schwer sein, dasselbe topographisch und chorographisch zu bestimmen. 161.

Die Briten in Ostindien.

Über die Stellung, welche die Engländer zu den Eingebornen in Indien einnehmen, schreibt einer ihrer Landsleute: „Die Art und Weise, wie meine Landsleute sich gegen die indischen Eingeborenen betragen, kann ich leider nicht loben; sie verachten die Letztern, ohne sie zu kennen. Dafür betrachten diese die englische Herrschaft als einen Fluch, und Diejenigen, welche das Gegentheil versichern, sind von den Schmeicheleien der Baboos oder Babous — der vornehmsten hindostanischen Negocianten und Banquiers zu Kalkutta — dupirt. Die Engländer sind im Allgemeinen wenig von den interessanten Dingen und Zuständen unterrichtet, von denen sie in Indien umgeben sind; sie bekümmern sich kaum um die Naturschönheiten des Landes, noch um die prächtigen Reste vergangener Herrlichkeit. Sie leben isolirt und haben zu den Eingebornen gar kein Verhältniß, sie kennen weder ihre Sitten, noch ihre Sprache, noch ihren Charakter. Nur an ihre Rückkehr denken sie und an den Augenblick, wo sie sich in ihrer Heimat einer Pension werden erfreuen können. Hier erwarten sie ein Paradies, jenes Paradies, dessen sie sich erinnern, das Paradies ihrer Jugend und Fröhlichkeit zu finden. Aber alt kehren sie zurück; das England, welches sie wiederfinden, erscheint ihnen fast wie ein fremdes Land, und oft bedauern sie, Indien verlassen zu haben, und sprechen davon, als ob sie es gekannt hätten. Wo Engländer in Indien hausen, haben sie ihre abgesonderten Spaziergänge, ihre abgezirkelten nationalen Vergnügungen, und Viele von ihnen leben oft lange Jahre auf einer Station, ohne nur einmal die nächst gelegene Stadt zu besuchen. Niemals grüßen sie einen Eingebornen, und jeden Hindu, der ein Amt hat, verachten sie, weil der hindostanische Beamte aus Mangel einer hinlänglichen Besoldung oft gezwungen ist, Schurkereien zu begehen und Unterschleife zu machen. Auch nimmt kein ehrenhafter Hindu eine Stelle von so geringem Ertrage an. Bevor die Engländer gut bezahlt wurden, waren sie der Bestechung noch zugänglicher als diejenigen Eingebornen, die jetzt dergleichen Stellen bekleiden, und auch gegenwärtig sind die englischen Beamten in dieser Hinsicht wol nicht von Vorwürfen frei, obgleich nichts einträglicher sein kann, als ein englischer Beamter der ostindischen Compagnie zu sein. Die Zukunft der britischen Herrschaft in Indien scheint vielen Wechselfällen ausgesetzt zu sein. Von einem auswärtigen Feinde dürfte man nichts zu fürchten haben, aber irgend eine allgemeinere Insurrection könnte bevorstehen. Doch wäre die Vertreibung der Briten ein ungeheures Unglück für das Land, denn wenn sie auch nichts aufgebaut haben, so haben sie desto mehr zerstört, zerstört die alten Säulen, welche das Gebäude der Gesellschaft stützten, und eine furchtbare Anarchie würde die Stelle der englischen Oberherrschaft einnehmen."

Von Touchard-Lafosse erschien in zwei Bänden in Paris: „Le poète et l'homme positif ou deux faces de la vie"; von Léon Gozlan: „Les tourelles", in zwei Bänden; von Mad. Sophie Gay, ebenfalls in zwei Bänden: „Marie de Mancini"; von d'Exauvillez: „Le comte de Varfeuil, ou les combats de la foi dans l'adversité"; von Poujoulat, einem Herausgeber der „Correspondance d'Orient": „Toscane et Rome, correspondance d'Italie", ein Band mit einem sehr schönen Kupferstich, welcher die Peterskirche und den Vatican darstellt. Auganam, docteur en droit, docteur ès-lettres, gab heraus: „Dante et la philosophie catholique", und F. Denis, Bibliothekar beim Ministerium des öffentlichen Unterrichts: „Les chroniques chevaleresques de l'Espagne et du Portugal". 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 332. — 28. November 1839.

Reisebilder aus Süddeutschland und einem Theil der Schweiz. Gesammelt im Sommer 1838. Von Gustav von Heeringen. Leipzig, Brockhaus. 1839. 8. 20 Gr.

Der Verf., bei uns in dankbarer Erinnerung wegen seiner interessanten „Reise nach Portugal", wendet seinen Blick hier auf vaterländische Zustände, die er mit Geist und Geschmack durchmustert. Ihm gilt das Angenehme, das Leben der Kunst, die Gesellschaft mehr als das meistens so trostlose politische Raisonnement; er faßt das Leichte, das Sittliche, die Poesie der Zustände der von ihm beschriebenen Länder sympathetischer auf als ihre politischen Verhältnisse und vertieft sich mit mehr Vorliebe in Charaktere, Gefühlsweise und Lebensform der Völker, als daß er ihren politischen Parteiungen und ihren Kammerdebatten folge, oder den Werth dialektischer Saltimbanchi analysirte. Lesern, welche dergleichen in dem vorliegenden Reiseberichte suchen, oder denselben etwa nach dem Maße von Mundt's „Weltfahrten" messen möchten, müssen wir den Rath geben, zuvörderst die ersten Capitel des Buchs gänzlich zu überschlagen, da sie solchen Geistern in der That nur Trivialitäten darzubieten scheinen werden. Indeß auch wir, mit dem Sinn für jede statthafte Individualität ausgerüstet, dürfen bekennen, daß uns die Inhaltlosigkeit jener ersten Abschnitte und der breite Spaß mit der sächsischen Butterbemme einigermaßen misbehagt haben.

Nach und nach jedoch schreibt sich der Verf. in sein Thema ein, wichtigere, bedeutendere Gegenstände nehmen seine Beobachtung in Anspruch; was er sagt, wird erheblicher, und wir verdanken ihm endlich ein so reines und reiches Bild von München — oder Deutsch-Athen, wie es sich zu nennen liebt —, als es irgend eines gibt. Der Verf. sieht mit unbefangenem Auge und urtheilt mit Herz und Verstand. Seine Phantasie ist erregbar, aber sein gesundes Urtheil schützt ihn vor dem quid pro quo, in das andere Besucher von München verfallen sind. Das junge und rüstige Kunststreben in diesem Orte flößt ihm ein besonderes Interesse ein, und das rückwärts gerichtete geistige Ringen findet seinen Mann an ihm; aber er verkennt bei dem ersten nicht, daß Vieles darin übereilt, vorzeitig und schief eingerichtet ist, und sieht in dem letztern mit Recht nur den antinationalen Versuch einiger Irrgegangenen, denen das Vernünftein über den Legitimitätsbegriff einen Streich gespielt hat. Er ist sehr empfänglich für vornehme Verbindungen nnd liebt es, sich als einen Mann von Welt darzustellen und seine Zusammenkünfte mit hohen Häuptern auszumalen; auf der andern Seite aber liebt er das Volk und das Volksleben und schildert gern, was darin zur Phantasie spricht. So schwebt der Reisende in der rechten Mitte, die ihm den Eingang offen erhält nach unten und nach oben, in den Kreis des Denkers wie in den des phantasievollen Sittenmalers, in die Natur und in die Kunst.

Der Verf. nennt München eine schöne Stadt.

Sie gleicht einer ehrwürdigen Matrone — sagt er —, die, plötzlich von den Schmeicheleien ihrer Kinder ermuthigt, aus ihrem behaglichen Sorgenstuhl aufspringt, das altmodige, schwere Stoffkleid abwirft, das sie so lange gewärmt, die Wangen matt und auf den Ball geht in seidener, mit Gold und Silber gestickter Hofrobe. Zum Theil aber zeigt sie noch jene bürgerliche Wohnlichkeit, jenes eigenthümlich Gehäbige einer guten, nahrhaften, wohlhabenden Stadt Süddeutschlands — das Element der nahen Alpen durchwebt sie wie mit grünlichem Duft, und die frische Kraft des Gebirges spürt sich schon in der Kaufinger und Sendlinger Gasse.

Dies gut gesonderte dreifache Element gibt ihm den Webestoff zu seiner trefflichen Schilderung, der wir natürlich nur mit Wenigem folgen können. Der Königsbau, die Glyptothek, Pinakothek und Ludwigskirche gehören dem ersten Elemente an. Die Glyptothek erhält den Preis, der Königsbau scheint ihm seines stolzen Rufs nicht würdig, die Pinakothek ist noch nicht fertig; aber das rege Künstlerleben in der Ludwigskirche spricht ihn mächtig an. Er findet überhaupt in dem katholischen Element etwas Großes, das die Gemüther beherrscht, überwältigt, dahinreißt: „es ist Allmacht — Poesie — zwei Eigenschaften, die dem Protestantismus vollkommen abgehen". Wer wollte hierüber mit Worten streiten, wenn beide Theile über den Misbrauch einig sind, zu welchem diese Anlagen geführt haben? Die Bürgerlichkeit Münchens malt der Verf. besonders in dem Bilde seiner alten Wirthin, einer Nachkommin des Secretairs Zaupser, der ein trauriges Ende seinen poetischen Ergüssen gegen die Inquisition verdankte; eine Persönlichkeit, die ihm zu einem schönen Phantasiegemälde in Hoffmann-Heine'schen Styl guten Anlaß gibt. Denn der Verf. hat soeben den Pschorr'schen Bierpalast, dies Paradies der münchener Bürgerschaft, verlassen und sich

nachdenkend gegen einen Eckstein gelehnt, als ihm der gespenstige Zaupfee erscheint. Ein gefesselter Tiroler gibt ihm weiterhin zue Vermaiung des deitten Elementes Stoff, und auch dies benutzt ee in geistreichee, phantasievoller Weise.

An Charakterbildern werden uns nur Schelling und Görres näher gebracht, doch sind deegleichen Maleeeien offenbae nicht des Verf. starke Seite. Er fühlt sich selbst zu wenig solchen Gestalten gegenüber, um zu einem Urtheii über sie zu gelangen. Selbst indem er das heutige Kiechengewier „die Schande unserer Zeit, das ewige Erröthen des 18. Jahehundeets" (soll wol des 19. heißen) nennt, wagt er doch nicht über den Vorkämpfer allee dieser Wirrsal ein abfälliges Wort zu sagen. Unsere Sympathie aber erregt er, wenn er sagt:

Ich tiebte den katholischen Cultus, wie man eine Sitte mehr liebt als die andere. Freundlich und gütig schien sich seine schöne Form an den Busen der Zeit zu schmiegen und sie immee versöhat zu sein — mit dem Gedanken. Jetzt werde ich inne, daß dies eine Täuschung war. Eine eingebildete Beleidigung verwandelt das Lächeln der Göttin in sein schreckliches Gegentheil; das schwarze, längst verroanen gewähnte Blue steigt in ihrem Herzen von neuem auf und rollt wieder durch ihre Adern, und die Mienen des 16. Jahrdundeets mit ihren Ketzerverdammungen beleben sich. Großer Gott — es ist etwas Trostloses um den protestantischen Zeiotismus in seinee Unschädlichkeit; aber gespensterhaft ist das Grauen bei dem Blitzen und dem Donnerkell des katholischen. In bairischen Kirchen sammeln Mönche Collecten, um Messea für die Seeien der ewig verdammten Lutheraner zu lesen — die ein Drittheil der unterthanen des Reichs bilden! Kann ein denkendee Mann (Görres?) so bodenlosen Uasinn veetheidigen?

Ebenso sehr vermögen wir mit dem Verf. zu sympathisiren, wenn er seiner Naturbewunderung in den Alpen freien Lauf läßt. Ein Gletscher ist ihm ein Tempel dee Gottheit, ein Alpenjäger eine Art von Halbgott. Wir haben diese Periode auch durchgemacht; es ist eine schöne Zeit im Leben, wo wie als Freiee der ewigen Naturdraut für sie schwärmen und nichts lieben als ihre Schönheit. Diese Empfindungen eignen sich jedoch jetzt wenig für den Druck, und wie thun besser, sie bei uns zu verschließen. Unser Mitgefühi hat der Veef., aber wie vieier Andeen?

Dieser Bewunderung zur Beute, betritt er die tiroier Alpenwelt, besucht Tegernsee und Kreuth, wo er mit der kaiserlichen Familie von Rußland zusammentrifft. An dee Tafel ber verwitweten Königin von Baiern findet sich um ihn her ein allerdings sehr interessanter Kreis hoher Personen veesammelt.

Da nahte zuerst die Herzogin von Leuchtenberg, Eugen's Witwe, die Muttee des unglücklichen Don Augnsto und des glücklichen Max, sie, die so viel verlor und doch noch so viel besitzt. Ihr zur Seite wandelte eine schöne, jugendliche Frau mit Rosen auf den Wangen und Güte in den Augen — wee sieht ihr den Druck dee Krone von Brasilien, die Sonnenglut der Tropen, die Meere, die sie überschiffte, die portugiesische, blutgetränkte, bedende Erde, die sie bewohnte, an? Ihr folgten dee junge Herzog Max, der die Hand einee Königin ausschlug und dir einee Kaiserstochter empfängt, und ihee anmuthige, jüngere Schwester, die Prinzessin Theodotinde. Zu gleicher Zeit waren in den Saal getreten die Erzherzogin Sophie von Östreich, die Kronprinzessin von Preußen, die Herzogin Max in Baiern u. s. w. Die Königin Witwe, die erlauchte Gastfreundin allee dee hier Versammelten, die verehrte und geliebte Mutter aller hier aawesenden Fürstinnen, trat zuletzt, eine hohe Gestalt, ernst, still, doch gütig, aus ihren Gemächern. Spätee erscheint auch dee Thronerbe von Preußen. Nach der Tafel sprangen Kindee mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Alters in das Zimmee, Knaben von fünf bis sechs Jahren und ein zartes schönes Mägdlein mie ihnen. Es lächelte sanft und lieblich, nnd ein leichtes Kleid von rosenfarbener Seide umfloß seine holde Gestatt. Ich kannte dies Kind von Bemposta hee; es war die Tochter Dom Pedro's, die Infantin von Portugal. Ein paae Mal zupfte sie die Knaben am Rock und flatterte mit ihnen durch den Salon. Dies Spiel der dritten und vierten Generation im Angesicht der ehrwüedigen Königin hatte etwas Anziehendes, Rührendes.

Man merkt es dem Verf. an, er schildeet mit Voeliebe und innerm Vegnügen den erlauchten Kreis, in dem er sich hier bewegte. Wee wollte ihm das übel anrechnen; ee mag Recht haben, wenn er sagt:

Sie haben doch eine groeße Macht über die Heezen, diese königlichea Häuptee, und ihr Lächeln begtückt uns Niedere. Es ist schön, auf den Höhen des Daseins zu wandeln, welche die Kleinheit der alltäglichen Sorge nicht erreicht. Könige und Götter sind zu beneiden!

Naturgemälde gelingen dem Verf. nicht minder als das anmuthige Bild, das ee von dem Aufenthalte des Kaiserpaares in Kreuth entwirft. Seine Panoramen von Salzbueg sind reizend und ermangeln der Lebendigkeit und Gegenständlichkeit nicht, die den Werth solcher ausmachen. Nue sind seine Ausdrücke nicht immer ganz genau zu nehmen. Er geräth leicht in Emphase. Es ist ein eigen Ding um die Natuebewunberung, die gewöhnlich etwas allzu Ausschließliches mit sich führt. Ergeben wie uns ihr, so achten wie meistens alles Andere unter seinem Werth. Ref. kennt diese Leidenschaft genugsam; sie gehöet einer besondern Lebensperiode an, den Jahren, wo wir den zwängenden Deuck dee Gesellschaft zuerst fühlen und uns gegen ihn empören. In diesee Zeit begreifen wie nicht, daß man außer der Natur noch etwas lieben könne. Später sehen wie, daß diese subjectiveste aller Befriedigungen nicht das Höchste sein könne, und der Werth einer objectiven, nützlichen, geregelten Lebensthätigkeit wird uns eekennbar. Der Verf. darf bei uns über Mangel an Sympathie nicht klagen; denn so tief er auch in Naturvergötterung befangen ist, wir glauben, wir haben ihn darin noch übertroffen. Wenigstens hat der Verf. es noch nicht bis zu dee Schwärmerei der einsamen Wanberung durch die Hochgebiege gebracht, welche jede Berührung mit den Menschen flieht und nur unwillig von den Höhen herab zu den Thälern und den Bedürfnissen der Menschen steigt. Er liebt noch die Gesellschaft und das Gespräch eines Mitreisenden. Wir kamen noch weiter in der Sache, und er möge uns daher hören, wenn wie ihn vor der Hingebung an diese Leidenschaft warnen, die ihre Schmeezen hat wie jede andere Leidenschaft. Abgesehen hiervon gehören seine Umsichten von Salzburg, von Innsdruck und von Brienz zu den gelungensten Federzeichnungen der Natur, die wir kennen, und wie wideestehen mit Mühe der Versuchung, eine oder bie anbere davon hier wiedeezugeben. S. 191 trifft er mit dem Sohne bes Don Carlos zusammen; aber entweder seine Sprachkunbe oder sein Setzer spielt ihm hier

Digitized by Google

einen schlimmen Streich, indem er für Spanisch gibt, was keiner Sprache in der Welt angehört. Das üble Wetter nöthigt, statt des Alpenbesuches zur Versenkung in die Bergwerke von Hallein, welche der Verf. äußerst anziehend schildert; man könnte ihn um diesen Besuch beneiden, wenn der Aufenthalt im Bauch der Erde jemals neidenswerth wäre.

Die Reise über Reichenhall nach Innsbruck verwebt der Verf. mit einer wahrhaft rührenden Geschichte, die, ohne die forcirte Sentimentalität Heine'scher Trauerspiele dieser Art, Mark und Bein erschüttern könnte. Die Weise, in der diese rührende Geschichte bruchstückweise mitgetheilt wird, ist vortrefflich und gibt ein schönes Talent für solche Darstellungen zu erkennen. Er trifft auf eine Frau, die in Tirol mit ihrem Spitznamen die „nackende Müllerin" von Hall genannt wird. Eine Tochter begleitet sie, die andere ist zu Hause; die schöne Blume welkt, vom Harm geknickt, dem Grabe entgegen. Was ist ihr denn begegnet? Ein Alpenjäger liebt sie. Dieser zieht mit dem Aufgebot der Schützen zur Burg Kaiser Ferdinand's; er gehört zu den achtzehn Unglücklichen, welche das einstürzende Haus erschlägt. So weit ist das Unglück ein gewöhnliches. Aber Franz war Abends an der „nackenden Mühle" gewesen, hatte mit seinem Dieni gekost und sie angefleht, beschworen, ihr Nachtherberge in der Mühle zu geben — und die Tugend der armen Tony hatte es ihrem Fränzl abgeschlagen. Wahrlich, ein handgreifliches tragisches Element, ein Gedicht, ein Trauerspiel, das die Natur fix und fertig liefert! Der Verf. fragt etwas vorschnell: ob der Himmel die Tugend immer belohne? Die Tugend — ja! aber den einzelnen Tugendhaften, die einzelne tugendhafte Handlung? Das wäre mehr, als für uns gut ist! Der Verf., welcher an einer andern Stelle von sich rühmt, daß er die „Chiffer der ewigen Weisheit" stets verstanden habe, zeigt dies wenigstens nicht durch diese zweifelhafte Frage.

An der Martinswand vorüber, durch das Oberinnthal setzt der Reisende seinen Weg nach Bregenz fort, immer angeregt, immer anregend und mit offnen Sinnen für die Schönheit der Alpenwelt und für anziehende menschliche Charaktere. Feldkirch erscheint ihm schon italienisch, und der Weg von hier nach Bregenz dünkt ihm der Garten Deutschlands zu sein. Der Umblick vom Gebhardsberge über dem letztern Ort begeistert ihn zu einer dichterischen Schilderung, die diesen Namen mehr verdient als Castelli's poetisch seinsollende Verse auf diesen Berg. Überall aber tönt ihm das, auch ihm so widerwärtige yes — no — beautiful — mounts — entgegen, das dem Reisenden alle Naturschönheit verkümmern könnte. In der That, überschlägt man nur einigermaßen bei sich die Anzahl von reisenden Engländern, welche Belgien, Frankreich, die Rheinufer, die Donauufer, Dresden, Berlin, Hamburg, die salzburger Alpen, die Schweiz, den genfer See und Italien überschwemmen, so muß es scheinen, als wäre die gesammte Population des Inselreichs auf den Continent ausgewandert und kein Mensch von halber oder Viertelsbildung auf den glückseligen Inseln zurückgeblieben. Eine so allgemeine Wirkung muß eine allgemeine und tiefer liegende Ursache haben; bloße Neugier und Reiselust kann diese Erscheinung nicht erklären; denn wie viele englische Familien expatriiren sich ganz oder für eine Reihe von Jahren? Der Grund muß in einem allgemeinen Misbehagen an den Zuständen im Vaterlande gesucht werden, es ist nicht anders möglich. Wenn ein Kind von der Mutter flieht, so muß das eine tiefere Ursache haben; wenn ein Volk seinen Herd verläßt, wie gescheucht, so muß der Herd nichts taugen. Was die Engländer von ihrer gepriesenen Insel verscheucht, ist nicht Reiselust, nicht Ökonomie; es ist die Sklaverei der Mode, die Unbehaglichkeit der Gesellschaft, die eiserne Geißel der fashion, die in England regiert und den Engländer erst aufathmen läßt, wenn er ihr entflohen ist. Il y a compensation partout! Das freie England ist die demüthigste Sklavin conventioneller Gesellschaftssatzungen, der allerdrückendsten unter allen Fesseln.

Nach einer Umfahrt auf dem schönen Bodensee betritt der Verf. bei Schaffhausen wieder deutschen Boden und schließt seinen ganz erfreulichen und anmuthigen Reiseberichte mit einem Portrait des Dichters und Patriarchen Ladislaus Pyrker, den er zu Stuttgart im Hause des Hrn. v. Cotta kennen lernt.

Gleicht der Herr v. Droste nur zur Hälfte diesem Kirchenmagnaten — sagt er —, so ist die Anhänglichkeit, der Schmerz um ihn erklärt. Aber man hatte das vergessen und führte Gendarmen auf einen Schauplatz, wohin die feinste Diplomatie gehörte.

Der Verf. spricht hier mit selbstverschuldeter Unkenntniß der Sache. Zuerst glich der Hr. v. Droste dem Erzbischof Pyrker so wenig, daß schon ihre Zusammenstellung ein Misbrauch des Gedankens ist, und zweitens traten die Leute, deren er gedenkt, gar nicht, oder erst dann auf den Schauplatz, nachdem sich die Unwirksamkeit der feinsten Diplomatie, wie er zu sagen beliebt, genugsam erwiesen hatte; Sachkundige sagen sogar, nachdem die feinste Diplomatie die Sache total verdorben hatte.

Doch dergleichen ist nicht des Reisenden Gebiet, und er hätte wohl gethan, sich aller Bemerkung über eine ihm unbekannte Sache zu enthalten. Wir lesen seine Naturschilderungen gern, wir folgen ihm mit Vergnügen, wenn er an der Hand einer naiven Bergestochter von den tiroler Alpen herunterhüpft, oder die Huld fürstlicher Personen ausmalt; aber in der Politik ist er, wie er selbst gesteht, ein Fremdling. Und so bleibe er denn auch zu unserer und seiner Befriedigung. 54.

Kleine Sommerpostille von J. K. G. Müglich. Altenburg, Pierer. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir berufen uns auf Nr. 265 d. Bl. f. 1838, wo wir die „Winterpostille" angezeigt, wie auch die Vorzüge, Eigenheiten und Schicksale dieses Mannes angegeben haben, der in Bautzen, auf drei, ja vier Universitäten, durch Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und in der Schweiz bei Pestalozzi, durch Verbindungen mit Zschokke, Strudel, Benzel-Sternau ꝛc., durch Anstellungen an verschiedenen Instituten und in angesehenen Familien gebildet und mit Kenntnissen und Lehrgaben, wie dies das Consistorium in Leipzig bei seiner Ordination erklärte, ausgerüstet war.

Digitized by Google

Müglich, 1832 in Hundshübel angestellt, dem man wol hätte zutrauen sollen, er habe sich in die Menschen, ohne ihr Knecht zu werden, finden lernen, gerieth mit seinen Behörden und Gemeindegliedern in solchen Zwiespalt, daß er 1837 abgesetzt wurde, und zwar ohne allen Gnadengehalt und mit der Bedeutung, er könne in Sachsen keine Anstellung wieder erhalten, weil seine Amtsführung vom Anfang an tadelnswerth gewesen. Er ist nun 1839 in Augsburg katholisch geworden, und seine Freunde behaupten mit ihm, er sei hülflos in die Welt hinausgestoßen und zu diesem Schritte gezwungen worden. Dies möchte ihm und seiner starren Orthodoxie wenig Ehre bringen, daß sie sich so wenig im Feuer der Trübsal bewährt hat. Da hielten denn doch die Apostel, namentlich Paulus, in Hunger und Durst, Schlägen und Banden treuer aus. Das Wahre ist: die alle Vernunft schmähende vermeinte stolze Rechtgläubigkeit führt am allerleichtesten nach Rom. Müglich war schon längst einer gewissen Vorliebe für die katholische Kirche beschuldigt worden und hatte dies, wie es auch gegen ihn angeführt wird, mehr, als die christliche Friedfertigkeit fodert, auf der Kanzel anstößig bemerklich gemacht. Indeß hat diese Absetzung allerdings großes Aufsehen erregt, wie schon die Theilnahme von 365 Subscribenten auf die „Postille" beweist. Die Geistlichkeit glaubte die verbreitete Besorgniß bestätigt, daß nach der Aufhebung der Consistorialverfassung ihr bisheriger Schutz und Schirm weit unsicherer sein, die oft so zarten Verhältnisse der Kirchen- und Schullehrer unter sich und zu den Gemeinden durch die neuen Schöpfungen mehr verweltlicht und Alles nach strenger, oft rauher juristischer Form würde verhandelt und abgethan werden, ohne die Schonung, Billigkeit und Milde, die bei einem das Geistliche geistlich richtenden Collegium vorwalten und das Ansehen und die Achtung des Lehrstandes, so weit als thunlich, zu erhalten und zu befestigen suchen. Und wenn denn auch das altenburger Consistorium bei der bekannten Rescriptsache einmal einen Fehlgriff in der Form gethan, so habe es dagegen, sagte man, bei dem Landesherrn und bei den Landständen in collegialischer Autorität und nach vielseitiger Erwägung der geistlichen Angelegenheiten auch durch geistliche Räthe den Lehrstand kräftig vertreten, und der habe alle Ursache, mit dem Erfolge der Landtage für sehr dankenswerthe Verbesserung seiner Lage zufrieden zu sein. Wenn dagegen Hr. Müglich in dieser „Sommerpostille" sich S. xxvIII auf die sächsischen Landtagsnachrichten beruft, wie von zwei rechtsgelehrten Abgeordneten der Eine begehrt, „daß die Geistlichen genöthigt werden könnten und sollten, bei Gemeindefrohndiensten persönlich zu helfen", der Andere meint: „die Kirche habe sich überlebt"; wenn man denkt an das Durchgreifen der weltlichen Macht nach dem einmal aufgestellten strengen Princip bei der für die Gemeinden meist sehr kostspieligen, für die Berechtigten aber in der Regel schon jetzt, mehr aber noch in der Zukunft sehr nachtheiligen Ablösungen der Zehnten und andern Naturalbesoldungen; ferner an die Klagen über Verluste bei den an sich wünschenswerthen Fixationen: so ist es mindestens unerfreulich, wenn Geistliche und Laien im In- und Auslande nach dem Ausgange, wie ihn der Verf. darstellt, auf eine unerfreulich gewordene Stellung des geistlichen Standes schließen wollten.

Die Vorrede zum zweiten Theile wird manche Leser noch stutziger machen. Müglich theilt 35 günstige Briefstellen und Zeugnisse aus seinen Schul-, akademischen, Candidaten-, Reise- und Amtsjahren mit. Eine edle Gräfin von Schulenburg in Dresden schreibt 1830, daß sie sich „dankbar an die angenehmen Literatur- und Geschichtstunden erinnere, denen sie immer mit Vergnügen entgegengesehen habe"; Hr. Dr v. Ammon an einen Regierungsrath 1825: „Die Genialität, die mannichfache Bildung und das Bedürfniß unsers jungen Freundes erzeugen in mir den lebhaften Wunsch, ihn so bald als möglich in Dresden oder in Leipzig angestellt zu sehen; sprechen Sie ihm daher Muth ein"; 565 Parochianen bezeugen Pfingsten 1835: „daß sie gegen ihres Pfarrers Leben und Lehre nichts einzuwenden hätten"; 30 Geistliche, Schullehrer und Kaufleute aus Städten und Dörfern vom 6. Dec. 1835: „Müglich sei ihnen seit seiner Ankunft im geselligen Kreise und überall friedlich und freundlich begegnet"; zwei geistliche Vorgesetzte: „Müglich sei nicht wegen geistlicher Untüchtigkeit und ebenso wenig wegen unsittlicher Aufführung von seinem Pfarramte removirt worden; man wünsche, daß die göttliche Vorsehung ihm für sein unverkennbares Rednertalent und seinen muthvollen Eifer recht bald anderswo einen Wirkungskreis eröffnen möge"; selbst der Hr. Cultusminister läßt schreiben: er habe Müglich's geistige Kräfte stets geachtet und sei überzeugt, es werde ihm gelingen, im Auslande als Lehrer einen angemessenen Wirkungskreis zu finden, da die Entlassung nur deshalb nicht zu vermeiden gewesen, weil Müglich sich hier in die bestehenden Verhältnisse nicht gefügt habe.

Aber nun höre man auch ausführlich den andern Theil nach einer actenmäßigen Darstellung in der „Sächsischen Kirchenzeitung" Nr. 77—79, wovon wir Einiges herausheben zur Rechtfertigung der würdigen Behörden, namentlich der Kreisdirection und des Appellationsgerichts in Zwickau, die beide mit so gelehrten, geistvollen und gewissenhaften Männern besetzt sind und in dieser verdrießlichen, langwierigen und undankbaren Sache so sehr viel zu schaffen hatten. Hr. Müglich hat gar Mancherlei, was er im zornigen Eifer verschuldet hat, und Vieles, was in der Güte für ihn geschah, verschwiegen. Vierzehn Male, so klagt er, habe er um Versetzung vergeblich gebeten; das Consistorium in Leipzig und die Inspection unterstützte auch sein Gesuch. Aber wenn „schon acht Monate nach seiner Ankunft auf 40 Parochianen der Behörde denunciiren, daß er persönliche Anzüglichkeiten und Beleidigungen, offenbare Unschicklichkeiten in religiöser und politischer Beziehung hervorgebracht, selbst bei Confirmationsreden durch Unsittlichkeiten sich vergessen habe"; wenn er 1835 auf zehn Injurienprocesse anhängig hatte und die Anklagen bei den Behörden und in öffentlichen Blättern gar nicht aufhörten; wenn der würdige Kirchenrath Döhner noch in Hundshübel den Bedauernswerthen „durch die freundlichste Zusprache zu gewinnen strebte", dieser aber, „festgebannt in seinem Ideenkreise, entweder nicht fähig, oder nicht Willens war, einem andern Gedanken den geringsten Zutritt zu gönnen, Alles, was ihm gesagt wurde, von einer falschen Seite nahm, sich durch Alles verletzt fühlte, in Allem neue Rechtfertigung sah, in seiner Weise unabänderlich fortzufahren": so konnte wol das hohe Cultusministerium sich fragen: Wie kommt denn eine, vielleicht von einem weisen, sanften Lehrer gebildete und geleitete Gemeinde dazu, mit einem solchen störrischen, unfriedlichen, verdammungssüchtigen Polterer heimgesucht zu werden?

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von besonderm Interesse dürfte unter den neuen französischen Erscheinungen sein: „Almanach social", enthaltend das Leben des Ch. Fourier und ein Résumé seiner bizarren Theorie; ferner von Fourier selbst eine „Étude sur Dieu, l'homme et l'univers" und mehre Aufsätze von den hauptsächlichsten Redacteuren des „Nouveau monde".

Maechebeus, ein Architekt, gab heraus: „Voyage de Paris à Constantinopel par bateau à vapeur." Das Buch ist mit einer Karte und mit 50 nach den Zeichnungen des Hrn. Maechebeus in Kupfer gestochenen Vignetten versehen. Der beschreibende Text betrifft besonders Alterthümer und Sitten, beschränkt sich aber fast nur auf die Haltplätze der Dampfboote. Dankenswerth sind die Tabellen, woraus die Stationen der Dampfboote auf dem mittelländischen Meere, dem adriatischen Meere und der Donau, der Preis der Plätze und Waaren, die Entfernungen und der Werth der Münzen angegeben sind. Die Ausstattung ist elegant. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 333. — 29. November 1839.

Skizzenbuch von Karl Gutzkow. Kassel, Fischer. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wiederum ein Buch des Scheiftstellers, der das literarische Publicum so bewegt und gegen sich eingenommen hat. So Mancher hat die ausschließendste Verwerfung seiner gegenwärtigen wie künftigen Productionen proclamirt, aber ihn doch eifrig gelesen, widerlegt und also unwillkürlich anerkannt. Andere erfüllte nicht die Leistung, sondern mehr die Art, mit welcher dieser Schriftsteller auftrat, mit Erbitterung, und diese Letztern sind es, auf die er ernstlich zu hören, die er zu versöhnen hat. Nicht unter fremdem Einfluß mühsam gebildet, sondern ein ursprüngliches Talent, mußte Gutzkow unmittelbar an die Gegenwart gewiesen sein und von ihr durchdrungen werden; ein begabter Sohn der Zeit, nahm er das Element derselben — die Reflexion in aller Kühnheit — in sich auf und strömte sie über alle Gebiete des Lebens, bis in die innersten Gemüthstiefen aus. Die Reflexion aber verheert und beingt den Widerspruch, und so konnte auch Gutzkow bei all seinem schöpferischen Drange nicht die göttliche Harmonie finden, sondern das Kind seiner Muse war der Schmerz, im Widerspruche, in der Entzweiung mußte seine Poesie liegen. Sie hat Berechtigung diese Entzweiung, denn sie ist ewig wie die Versöhnung; aber nur ein Vorwurf trifft diese moderne Entzweiung, aus dem all ihre Sünden resultiren: sie hat die Sehnsucht nach der höhern Einheit vergessen, sie empfindet die Wollust der Verwesung zu stark, sie entbehrt des romantischen Schmerzes. So entsteht das Wüste und das Trostlose, wie es namentlich in Cäsar und Wally so genial hingestellt ist, auf der andern Seite das Bodenlose, die Genußsucht, die gänzliche Zerfahrenheit, ein Vorwurf, mit dem wir zwar Gutzkow nicht belasten wollen, aber manchen andern Jünger der neuen Literatur. Es ist unwahr, wenn man behauptet, Gutzkow habe weder Gefühl noch Phantasie, einzelne Stellen und fast der Anfang aller seiner Werke zeigen das Gegentheil; aber das Übergewicht, welches nun einmal sein durchdringender Verstand zuletzt doch behauptet, erstickt die Empfindung und verdrängt die Gestaltung, bis das Leere und Wüste zurückbleibt.

Wenn Gutzkow der Dichter aus einem weniger allgemeinen Gesichtspunkte beurtheilt wurde, so hat man ihm stets Gewalt angethan, und seine Klagen, daß man ihn misverstehe, sind gerecht. Auch dürfte die Ansicht, daß er, der kaum die Jahre des Jünglings verlassen, schon ein Fertiger sei, von der oberflächlichsten Auffassung seines Naturells zeugen. Denn gerade in dieser Unruhe, in diesem Ringen zeigt sich die Kraft und die Werdelust, und welche Momente der Bildung er auch noch durchlaufen wird, das Ende davon muß Gutzkow der Philosoph, der Gereifte und auch der Versöhnte sein. Aber wie steht es mit dem Verhältnisse, das er sich selbst, als Kritiker, zum literarischen Publicum gegeben? geht die allgemeine Erbitterung gegen ihn auch aus beschränkten Ansichten, aus kleinlichen Gesichtspunkten hervor? Hier ist er schuldiger; sein Terrorismus, seine Anmaßung, allein den Schlüssel zur Zukunft, zur Wahrheit, zum Fortschritte zu besitzen, hat ihm die Liebe seiner Zeitgenossen und den Antheil an seinem Geschicke entzogen. Es ging ihm wie allen Usurpatoren, er wollte das Reich der Freiheit, der Wahrheit und Schönheit von seinen Fesseln erlösen und wäre doch am liebsten der Dictator dieses freien Reiches geworden. Die Zeit jedoch ist hin, die deutsche Nation zu tief und vielseitig gebildet, als daß ihr selbst Der, welcher bis zur äußersten Spitze der Bildung gedrungen wäre, die kritische Ruthe appliciren dürfte, geschweige ein Jüngling, und hätte er auch noch so viel Kraft und Kühnheit. Gutzkow ist verlassen und fühlt sich verlassen, seine elegischen Klagen beweisen dies; er will die Achtung und Liebe der Mitwelt, das macht seinem Herzen Ehre; aber er kann sie nur erlangen, nicht wenn er sich geflissentlich in seinen Schöpfungen modificirt — das müssen wir seiner freien Entwickelung überlassen —, sondern wenn er aufhört den Titanen zu spielen, der den Thron des literarischen Himmels erobern will. In dem vorliegenden Buche klagt er die Kritik an, daß ihre Blätter nicht bescheerenden Weihnachtsabenden, sondern Kirchhöfen und Krankenkliniken gleichen, wo die Kinder des Geistes zu Grabe getragen werden. Aber wer hat sich hier die meisten Vorwürfe zu machen, Gutzkow oder Andere? Sie ist befremdend diese Klage aus diesem Munde!

Wir wenden uns nun zum Buche. Der Verf. rechtfertigt sich, daß er uns blos mit Skizzen beschenkt; kann man nicht aus den Klauen auf den Löwen schließen? fragt er. Wir meinen das auch; aber wir möchten nur nicht gern lauter Klauen, sondern endlich einen schönen, ausge-

tragenen Löwen, der durch die Harmonie und Majestät seiner Glieder, durch die Kraft und Ruhe seiner Vollendung die Gemüther erfüllt. „Arabella, eine Toilettenphantasie", ist die erste Skizze betitelt. Es ist eine kleine geistreiche Erzählung, die das Publicum schon kennt. Sie behandelt an sich einen Fluch, die Leidenschaft nach Schönheit. Ein Mädchen, aus der Materie schön herausgemeißelt, von strahlendem Geiste, liebt, aber ohne Beachtung. Sie ist untröstlich, denn sie bemerkt, daß auf ihre hohe plastische Vollendung ein widriger Dämmer, eine fahle, matte Hautfarbe, gewischt ist, der ihre Erscheinung undedeutsam, ohne Effect macht, den sie für das Hinderniß ihres Glückes hält. In ihrem herben Geschicke bietet ihr der Marquis Negro ein kosmetisches Geheimmittel von der wunderbarsten Wirkung an, unter der Bedingung, daß sie in 500 Tagen die Seine sei; aber nicht weil er sie liebe, sondern aus einer dämonischen Opferungssucht, aus Caprice, wie er ihr selbst sagt. Sie nimmt das Mittel, und weil ihr Körper alle Grundlagen und Formen der Schönheit besitzt, so strahlt jetzt Arabella in all den Reizen, die Bewunderung und Anbetung erregen. Auch Ottokar, den sie so sehr liebt, wird geblendet und sinkt zu ihren Füßen um Liebe flehend; aber Scham und Eitelkeit rauben ihr den Muth des Geständnisses ihrer Lage, sie stößt ihn zurück. Nach einem Jahre treffen sich beide Männer an der Spielbank; der Marquis verliert sein Vermögen an Ottokar und zuletzt auch das Anrecht auf den Besitz Arabellens. Er eilt zu ihr, Ottokar, um ihr aufs neue sein Herz zu Füßen zu legen. Sie nimmt ihn auf, aber sie ist — blind; die metallischen Bestandtheile des Geheimmittels haben die Nerven des Auges getödtet, und je schöner sie wird, desto mehr schwinden ihre Sinne, denn sie wendet das Zaubermittel insgeheim ferner an, um Ottokar's Liebe zu fesseln. Schmerzlos und plötzlich verlischt sie eines Tages, noch im Tode von den wunderbarsten Reizen strahlend. Versöhnend ist, daß Ottokar's Liebe über die Entdeckung der Blindheit hinausreicht. Wer das Bild Arabellens eine Caprice nennen wollte, der würde unrecht thun; sie wirft Alles dahin, um die Sehnsucht der Liebe zu stillen, und ihre Strafe ist ihr tragisches Ende. Aber mußte das Schmerzliche des Ereignisses noch unheimlich und wüst gemacht werden durch den dämonischen Marquis? warum das Scheusal neben der Unglücklichen? Wir begreifen Gutzkow nicht.

Das zweite Stück des Buches ist eine dramatische Studie, welche die Geschichte des hingerichteten Dogen Marino Falieri zum Gegenstande hat. Der Verf. hat unserer Ansicht nach sehr recht, daß Lord Byron in der Bearbeitung dieses Stoffes, so dramatisch er auch ist, nicht glücklich gewesen sei, und daß eine größere Einheit des Stückes resultire, wenn der eine Senator, der das Wetter aus der Wolke herabzieht, der Geliebte der Dogaressa oder vielmehr der Anbeter derselben wird. Wiewol uns die Dialoge dieses Fragments zu viel Rhetorik zu enthalten scheinen und namentlich in der Tragödie das ex ungue leonem weniger anzuwenden ist, da das Ganze den Schlag machen soll, so hat Gutzkow sicherlich für die Tragödie doch nicht wenig Beruf. Seine Kunst, die Charaktere zu entwickeln, sein tiefes Eindringen in die geheimsten psychologischen Momente, das er so glänzend in der Geschichte des indischen Gottes bekundet, sowie in der Enthüllung der Capricen und Verstimmungen eines Cäsar, einer Wally; die Kraft seiner Rede, die sich oft zum Gewaltigen steigert, die Kühnheit in Bildern und Wendungen: alles dies sind Zeugen dafür. Hat er aber auch den Sinn für das Große und wahrhaft Erhabene, hat er die bildende Kraft, seinen Gedanken Leben und Erscheinung zu geben? Wir sind innig davon überzeugt, daß er diese Eigenschaften besitze, wollte er nur sein Gemüth von jenem Gespenste reinigen, von jenem Ideale modern-französischer Blasirtheit, das seinem Genius überall lähmend entgegentritt und ihm auch das Reich der Phantasie verschließt, weil es ihn in die Reflexion drängt.

Der folgende dramatische Umriß führt den Titel: „Hamlet in Wittenberg." Er ist so poetisch wie tiefsinnig dieser Umriß, nur trägt seine ihm beigegebene Erklärung eine Floskel an der Stirn, in der er nicht den deutschen Kritikern, sondern dem deutschen Publicum eine Malice sagt, denn im weitern Sinne ist dies sein Kritikus. Er „traue ihnen nicht so viel Scharfsinn zu, daß sie die kleine Dichtung ohne seine Erläuterung würden denken können", meint er. Wir danken unserm Scholiasten im Namen der deutschen Kritiker für seine artige Gefälligkeit und freuen uns, in unserm Vaterlande einen großen Dichter zu haben, der das Talent besitzt, die dunkeln und allegorischen Stellen seiner Werke am besten selbst erläutern zu können. Es ist allemal, wie schon der selige Liscov, wenn wir nicht irren, in seiner „Rede an die Gesellschaft der kleinen Geister" bemerkt, ein Zeichen von Verdienst, wenn man seinen eigenen Unverstand ins Klare zu bringen strebt. Hamlet soll durch seine Begegnung mit Faust die deutschen Elemente des Zweifels in sich aufnehmen; dies haben wir schon damals errathen, als wir das Fragment vor mehren Jahren in Lewald's „Theaterrevue" lasen; aber dunkel war uns allerdings die Absicht mit Ophelia, weil sie der Dichter in der That nicht hatte genugsam hervortreten lassen und kein französischer Kritiker, etwa Janin, der sogar die Schärfe des Verstandes besitzt, das Buch zu erklären, ohne es gelesen zu haben, zu unserer Belehrung in der Nähe war. Tieck hat, wie bekannt, bei Opheliens Verhältniß zu Hamlet auf die Erinnerung früherer Schuld und näherer Berührung hingedeutet. Gutzkow will ihre Jungfräulichkeit, die factische, retten, indem er alle Schuld in das Reich der Phantasie, des Traumes überträgt; allerdings eine sehr geistreiche Ansicht, die den Psychologen verräth.

Hierauf folgt die Beschreibung der drei Gutenbergstage in Mainz. Die Festlichkeit, die bei der Enthüllung des Gutenbergsdenkmales stattfand, ist mehrfach beschrieben worden, aber wol kaum so poetisch wie hier; ein junger deutscher Schriftsteller, steht Gutzkow hier im Sonnenscheine des Festes und verklärt es innerlich, um

Digitized by Google

es künftigen Zeiten als Märchen zu bewahren. Schön ist vor Allem der Schluß unsers Erzählers. Der Himmel überzog sich bei seiner Abreise mit Wolken, es regnete fein, und die Zeitungen verkündeten Unheil, in Berlin Cholera, in Warschau Pest, in Palermo Entmenschung. „Welch ein Scheecken", ruft er aus, „wenn man von den sonnigen Gipfeln und Träumen eines durch und durch geistigen Festes wieder hinabsteigt in die Thäler der Wirklichkeit und Erfahrung, in die breite Ebene der Alltäglichkeit."

Der nächste Abschnitt liefert einen Besuch bei Goethe; er ist von großem Interesse dieser Besuch, wenn es auch nur Goethe der Verstorbene ist, dem er gilt. Gutzkow bemerkt zuvörderst, wie die Zimmer, das Haus, selbst die Natur, die den großen Dichter umgab, das Gemessene und Eingeschränkte ausdrücken, in dem er sich zuletzt so wohl befand. Der Patriziersohn des stolzen Frankfurts lebte sich in die Höhen und Thäler Thüringens so ein, daß, wie Gutzkow meint, seine Gesichtspunkte immer enger und begrenzter, sein Horizont immer beängstigender wurde. Während die Menschen hinter den Bergen Thüringens um ihre höchsten Interessen sich auf Leben und Tod maßen, während die Welt in ihren Angeln seufzte, stellte Goethe, wie Bettina berichtet, Betrachtungen über merkwürdige Knochen an und schrieb seinen kalten physikalischen Roman, die „Wahlverwandtschaften". Der letzte Secretair Goethe's, Kreuter, der am Zelter'schen Briefwechsel tüchtig mitgearbeitet, führte Gutzkow in die Zimmer und Sammlungen des Verstorbenen. Er findet so vieleelei in diesen kleinen Cabineten aufgestapelt, daß er sich wundert, keine Siegel- und Schmetterlingssammlung zu sehen. Der Schädel Van Dyk's stand neben dem Schädel eines Verbrechers, um den Adel der menschlichen Seele noch in den Knochen nachzuweisen. Auch eine Zeichnung von Schiller's Gartenhaus in Jena fand sich vor, dessen Riß Schiller selbst entworfen, und von dem Goethe gesagt haben soll, es sei Schiller's bestes Werk. Das Arbeitszimmer findet unser Besucher sehr einfach, ohne Sopha, nur mit eichenen unpolirten Stühlen besetzt. Goethe schrieb auch im Stehen und, wie wir erfahren, gegen das Licht. „In der That", spricht Gutzkow, „schrieb er gegen das Licht: er ließ sich die Sonne auf den Rücken, nicht auf das Herz scheinen."

Eine Criminalerinnerung folgt dem Besuche bei Goethe; sie ist aus dem Gefängnisse zu Manheim und enthält unter Anderm den Stoff zu einer rührenden Novelle. Wie tragisch ist die Welt der Gefängnisse; jedes ein Buch voll schmerzlicher Erzählungen, aber immer mit dem unversöhnendsten Ende! Wir eilen jedoch zum folgenden Abschnitt, der die Überschrift „Der jüngste Anacharsis" trägt. Es sind Briefe, auf einer Reise von Stuttgart nach Berlin, an zwei Schwestern gerichtet. Der Verf. bemerkt in der Vorrede von diesen Briefen, daß sie eine seiner ersten Schriftproben und sieben Jahre alt seien. Er habe damals, versichert er uns, ein gutes, frommes Herz, aber einen sehr unklaren Styl gehabt; jedoch diese Briefe verrathen weder von dem einen noch von dem andern sehr viel; der Styl ist gut, das Herz oft boshaft, das aus diesen Briefen sieht — waeum daher diese unerquickliche Affectation! Die Briefe enthalten eine Fülle von originellen Gedanken, Schilderungen, Humor und Ironie; es würde jedoch zu weit führen, alle zu berühren. Im ersten Briefe nennt unser Reisender eine Reise im Eilwagen lyrisch-episch-nnd dies führt ihn auf einen schönen Spruch über Pindar. Worin liegt für uns der himmlische Zauber seiner Gesänge? fragt er; in dem Pompe der Worte? in den kühnen Fügungen und Bildern? in der erhabenen Salbung der Andacht und des Gebets? Gewiß nicht. Er ist uns schön, weil er beschreibt, während er zu empfinden scheint, weil er erzählt, während man den Strom seines Heezens rinnen zu hören glaubt. Durch eine Täuschung ist Pindar groß: er gibt vor, Lyriker zu sein, und dichtet doch Epen. Gewiß ist nie eine tiefere und wahrere Kritik, und das so nebenbei, über Pindar gesprochen worden.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Sommerpostille von J. K. G. Müglich.

(Beschluß aus Nr. 111.)

Auf Sinnesänderung war wenig zu hoffen. Nach Müglich's Entlassung fand sich ein leidliches Unterkommen; allein er wollte seine orthographischen, stylistischen und selbst theologischen Grillen überall geltend machen bis zur Lächerlichkeit und mußte entfernt werden. War auch die Gemeinde durch Müglich's Vorgänger in sittlichen Verfall gekommen, so waren doch außer den 41 Petenten, die nur einen andern Beichtvater verlangten, auch viel Religiösgesinnte vorhanden, an die sich nur Müglich mit Weisheit und Vertrauen hätte anschließen und immer Mehre an sich ziehen sollen. Aber den vorigen Geistlichen in Gegenwart seiner Witwe abzukanzeln, mit einer Gerichtsperson aus der Kirche in die nahe Schenke zu laufen, um einen Trinker zu verscheuchen, seine Gemeinde immer an den Pranger zu stellen, als sei alle Gottesfurcht erstorben: wer müßte das nicht die schwachsinnigste Verkehrtheit nennen? Der zweite Vorhalt den 22. Jul. 1835 war allerdings darin fehlerhaft, daß ihn der weltliche Beamte in der Amtsstube in Gegenwart jener feindseligen Petenten hielt, statt des Superintendenten Dr. Lorenz, was auch das Misverstehn der Verordnung nicht recht entschuldigt; und es wäre zu wünschen gewesen, daß das Justizamt in Eibenstock, bis auf den groben Frohn herab, der auf eine unverantwortliche Weise sich des Predigteoncepts bemächtigte und sich schonungslos selbst des wirklich durch einen Kelbeschaden gefährlich leidenden Mannes zum Verhöre bemächtigen wollte, und dessen wohlverdiente Strafe namentlich recht bemerklich zu machen war, nicht weiter wäre mit dem Handel betheiligt worden, da Müglich als ein ehrlicher, aber sehr leidenschaftlicher Mann nun einmal gereizt und gegen dasselbe eingenommen war. Durch dieses Verfahren wurde Müglich immer mehr erbittert, litt an seiner Gemüthsruhe, Besonnenheit und an seinem Ansehen, und es mögen dadurch wol noch manche, nicht actenkundig gewordene Beleidigungen des Muthwillens und der Frechheit entstanden sein. Allein wer kann es deshalb dem Prediger des versöhnenden Christenthums verzeihen, wenn er, statt über seinen Groll zu wachen und ihn zu beherrschen, die Osterpredigt am zweiten Feiertage in Eibenstock mit dem Thema: „Der Sieg des Rechts über das Unrecht", dazu benutzt, sein Müthchen an seinen vermeinten Widersachern zu kühlen, und, unwürdig witzelnd selbst mit Namen, die heilige Stätte entweiht? Mögen dies Alles die Vertheidiger Müglich's nicht übersehen. Amt und Lage waren wol nicht beneidenswerth, aber Müglich auch nicht der Mann, der diese Schwierigkeiten zu besiegen verstand, ob man es ihm wol nach manchen seiner Eigenschaften zutrauen konnte; es fehlte aber dem Eifer an Verstand und an der Liebe 1. Cor.

Digitized by Google

13. Die Sonderbarkeiten, die sich neben vielen schönen Stellen auch in der „Sommerpostille" finden, z. B. die Themata „Vom umgekehrten Schacht"; „Von der vernünftigsten Adelsprobe", wo es heißt: „Nur dem Türken und Papste muß man es zur Ehre nachsagen, daß bei ihnen kein Erbadel galt"; „Von der Glaubenslehre", die aus acht Gliedern bestehen soll; „Von der Geistesmystik". Ausdrücke: „Du flachsinnigster Zeitgeist", „nachschwatzen"; specielle Mittheilungen von „339 Bankrotten in neun Monaten, von 66 Selbstmorden in einem Monate in Paris"; aus „Hanover, Jena, Weimar" in der, an sehr treffenden Stellen, aber auch an Schiefheiten und Übertreibungen reichen Predigt über die vielen Selbstmörder und Wahnsinnigen, zeugen von guten Anlagen zum Capuziner, da Möglich zum Jesuiten zu ehrlich und unklug ist; aber wir zweifeln, daß solche Stellen, oder S. 69 irgend einer Gemeinde frommen, wo es heißt: „Schreibt Jemand gegen einen Landesbeamten, diese Schrift wird möglichst unterdrückt; schreibt aber ein Strauß oder Heine gegen Christus, diese Bücher dürfen in der ganzen protestantischen Welt umlaufen. Die Tractaten verschreit man als Gift und Pest; wenn aber in Novellen die Laienunzucht beschönigt, von Priestertrug, von vergifteten Hostien, von lauernden Dolchen getränmt und nachgedichtet wird, so etwas ist jetzt willkommen. Das liest man vom Stubenmädchen bis zum Staatsmann hinauf sehr gern." Übrigens ist nur zu wünschen, daß Staat und Kirche ihre Verhältnisse immer mehr so ordnen, daß Luther's und Schuderoff's Klagen über die Juristen in der Kirche, und die entgegengesetzte: jeder Pastor wolle ein Päpstlein sein, immer mehr verschwinden, das suum cuique jedem Theile gegeben und gegönnt und das Mistrauen in volles Vertrauen verwandelt werde, da wir Alle für den höchsten Zweck, für die wahre, geistige und leibliche Wohlfahrt unsers Geschlechts zu wirken, von einem und demselben höchsten Geiste, wenn wir anders an eine göttliche Weltordnung glauben, beauftragt, und, nennen wir uns Christen, in demselben christlichen Sinne und für das christliche Ziel, „vollkommen zu werden wie der Vater im Himmel", zu arbeiten berufen sind.

Wenn dann aber, um von den Anmaßungen der Päpstler, ihre blos kirchlichen, auch wol unchristlichen Satzungen über vernünftige und milde Staatsgesetze zu stellen, zu schweigen, auch andere protestantische Geistliche, statt durch persönliche Würdigkeit sich zu heben und zu halten, sich nur noch in den alten, verblichenen Nimbus hüllen wollen; wenn sie vergessen, wie wohlthätig, ja nothwendig gewisse juristische Formen sind, wie nützlich die unbefangenen Juristen bei der Reformation, auf den Reichstagen, besonders in Worms 1521 u. s. w. wirkten, oft die Gewaltschritte des Fanatismus, der die aufgereizten Fürsten irre führte, verhinderten, auf Recht und Gerechtigkeit hielten, da wo der theologische Eifer lieber Inquisitionen gesehen hätte; vergessen, wie manches Brand- und Schandmal die Kirchengeschichte nicht befleckt haben würde, hätte man den juristischen Grundsatz: Quilibet praesumitur bonus u. s. w., nicht theologisch wegen der Erbsünde in malus verwandelt und angewendet; und wie gewisse Leute noch immer sogleich mit dem Spruche bei der Hand sind: „Man muß Gott mehr gehorchen u. s. w.", auch wo es blos ihrem menschlichen Wahne gilt: da muß der beste Jurist die Geduld, wie bei Möglich, verlieren. Wenn dagegen die Juristen, als Sachwalter der Gegner von Geistlichen, oder als weltliche Coinspecteren, oder commissarisch beauftragt, Prediger und Schullehrer bei Vernehmungen behandeln, als wären diese tief unter ihnen; oder noch mehr, wenn sie in das theologische und kirchliche Wesen so eingreifen wollen, als wären sie auch hier die Gebieter, wo die christliche Freiheit ganz andere Grundsätze aufstellt; wenn sie, wie neuerlich die Herren Jung, Bickell, Hupfeld, Richter u. A., besonders in Baiern, die symbolischen Bücher wie das Corpus juris streng haben angesehen wissen wollen, als ob sie das Fundament unserer Kirche und die Bedingung ihrer Existenz und ihres Bestehens wären, was freilich auch manche Theologen meinen, aber frischweg bald da bald dort eine Inconsequenz verschulden; wenn sie das starre Lutherthum und das Christenthum, das Fortschreiten gebietet, für gleichbedeutend halten und nicht wissen, daß Luther selbst gegen solche Namen und die bleibende Gültigkeit seiner Schriften protestirte; daß unsere Kirche, wie es auch die Concordienformel will, auf Christi Person und die heilige Schrift sich gründe; daß unsere Vorfahren die rechtliche Existenz unserer Kirche nicht einmal der Hauptschrift, der Augsburgischen Confession, verdankten, sondern sie mit den Waffen errangen, indem jene Confession als ein Ketzerwerk noch jetzt angesehen wird und man ihre strenge Festhaltung weder im westfälischen Frieden, noch auf dem Congreß in Wien als Bedingung der Religionsfreiheit vorgehalten hat; wenn Rechtslehrer von Lehrvorschriften reden, wadei man sich vor Kindern und Erwachsenen lächerlich machen würde, wenn man sie genau und folgerecht (ohne, wie diese Herren selbst, Hinterthürchen offen lassen, sich nur damit zu helfen), z. B. die symbolischen und lutherischen Vorstellungen vom Teufel und seinen Künsten, vortragen wollte; wenn sie auch wol zu solchen Fesseln behülflich sind und sich mit „einer gewissenhaften Berücksichtigung" der ehrwürdigen, aus dem redlichsten Herzen geflossenen Symbole, wozu sich jeder verständige Lehrer verstehen wird, nicht begnügen: dann ergreifen freilich Männer wie Paulus, von Ammon, Bretschneider, Röhr, Schuderoff u. A. das scharfe Schwert des Geistes für die echte Freiheit der Kirche und der Krieg dauert fort. 105.

Notizen.

Die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz hat jetzt den ersten Theil der „Scriptores rerum Lusaticarum" herausgegeben. Er enthält die Jahrbücher des zittauer Stadtschreibers Johann von Guden, die görlitzer Annalen des Werrith von Geuterbog, ein „Calendarium necrologicum" des Minoritenklosters in Görlitz, die Annalen des Franziskanerklosters und die Geschichte der Hussitenkriege in Schlesien und der Lausitz von Martin von Bolkenhain. Die nöthigen Worterklärungen und Erläuterungen fehlen nicht. In einem Anhange findet man die ältesten Statuten von Görlitz und das görlitzer Rechtsbuch. Die erste Lieferung des zweiten Theils dieser wichtigen historischen Sammlung ist gleichfalls bereits im Druck erschienen; sie enthält die erste Hälfte der görlitzer Rathsannalen, welche überhaupt die Jahre 1487 — 95 umfassen. Das von dieser Gesellschaft redigirte „Neue lausitzische Magazin" ist bereits bis zum 17. Bande gediehen. Die Societät hielt am 17. Sept. d. J. ihre 82. Hauptversammlung, bei welcher Gelegenheit sie als Preisaufgabe für das Jahr 1840 die Frage gestellt hat: „Waren Slawen oder Deutsche die Ureinwohner der Lausitz?" Sie besteht jetzt aus 125 wirklichen und 126 correspondirenden Mitgliedern, besitzt eine werthvolle Münzsammlung, eine Mineraliensammlung und eine Bibliothek von mehr als 30,000 Bänden.

Die Universität Dorpat wurde im letzten Semester von 551 Studirenden besucht, davon waren 227 aus Liefland, 99 aus Kurland, 76 aus Esthland, 137 aus andern russischen Gouvernements und nur 12 aus dem Auslande; 223 Studirende gehörten zur medicinischen Facultät, 147 zur philosophischen, 120 zur juristischen und kameralistischen und 61 zur theologischen.

Der petersburger Handelszeitung nach sind bis jetzt in dem russischen Münzhofe edle Metalle von einem Werthe von 537 Mill. Francs geprägt worden, nämlich über 85 Mill. Goldrubel, über 48 Mill. Silberubel und über 2 Mill. Platnarubel. Der Werth des im russischen Reiche umlaufenden Kupfergeldes soll sich auf 18 Mill. Silberrubel oder 62 Mill. Papierrubel belaufen. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 334. —— 30. November 1839.

Skizzenbuch von Karl Gutzkow.

(Beschluß aus Nr. 333.)

Wir können ferner unsern Lesern eine Schilderung des vierten Briefes nicht vorenthalten.

Ich liebe diese Monrepos, Fantaisies, Bellevues nicht mehr — schreibt G. aus Baireuth —. Es gehören andere Menschen dazu, wie wir sind. Denken Sie sich einen kleinen dicken Mann, der mit seinem Puderkopfe einem beschneeten Bergkegel gleicht. Denken Sie sich ihn in einem fahlgrünen Leibrocke, langen Schößen, kurzen Aermeln, Manschetten und silbernen Knöpfen, und unterm Arme bemerken Sie gefälligst jenen steifleinenen Regenschirm. Treten Sie näher und untersuchen Sie den Glanz, der das rothwangige Antlitz überfirnißt, Thränen weint er, Thränen der Entzückung, daß der Mensch so klein, Gott so groß und die Natur so schön sei. Da saugt eine Biene in einem Blumenkelche: das sticht dem kleinen Manne die Thränendrüse auf. Auf eine grünfarbige Bank setzt er sich nieder und sieht hinein in des lieben Gottes liebe Natur und der Menschen Kunst, sieht zu seinen Füßen grünes Gras, Vergißmeinnicht, die lieben Blümlein an dem blauen Bache, der durch die Wiesen schlängelt, und auf den Wiesen die malerischen Gruppen der Viehheerden, und weiße Wolkenschäflein ziehen am Himmel, und die Schäfer blasen auf der Flöte, und — — der kleine Mann weint noch immer und holt aus der Tasche Sulzer's „Theorie", um die ihn jetzt bewegenden Gefühle der Schönheit, der Anmuth, der Erhabenheit ordentlich zu unterscheiden.

Diese Prüfstage der Empfindsamkeit ist trefflich! Im siebenten Briefe beschenkt der Reisende die beiden Schwestern mit zwei Schreiben, von denen eins an, das andere von Jean Paul ausgeht. Das letztere ist die vollkommenste Nachahmung Jean Paul'scher Schreib- und Denkart. Zwei Mädchen werden über eine Stelle aus Yorik's „Empfindsamer Reise" uneinig, wo es heißt: „Einer, der nicht gegen das ganze weibliche Geschlecht eine Art Zuneigung hat, liebt Keine recht!" Die ältere kennt keinen tiefern Forscher in den Geheimnissen der weiblichen Seele als Jean Paul; die jüngere widerspricht und hofft dennoch von der Unparteilichkeit des unbetheiligten Richters. Der Satz Yorik's gab der ältern zu der Behauptung Anlaß, daß die weibliche Seele eine Art Communalseele, eine Art Gemeingeist sei; sie bekannte sich mit Sterne zu jenem poetischen Pantheismus, der zuvor die Weiblichkeit liebt und dann erst die Weiber, nach dem die Frauenseelen weder der Abend- noch der Morgenröthe, sondern nur dem freien blauen Himmelsraume gleichen. „Die Frauen", fährt sie fort, „sind alle dieselben; sie lieben sich daher auch untereinander nicht, weil sie im Grunde dann sich selbst lieben müßten, und weil Egoismus nur den Männern zukommt, die allein Charaktere tragen." Die jüngere ist so kühn, diese Ansicht den einzigen tauben Gang in Jean Paul's Schriften zu nennen, von der die ältere behauptet hatte, daß sie sich durch dieselben wie Goldgeäder hinziehe. „Die Weiber", spricht die jüngere, „können nur darum hassen, weil sie auch lieben können." Nicht das Gefühl, sagt sie, sei ihr Liebeselement, sondern der Verstand, und allein die Formen des gesellschaftlichen Lebens verhinderten sie, eine wunderbare Fülle mannichfacher und sich entgegengesetzter Charaktere zu entfalten. Die Eitelkeit der Männer habe die Meinung geschaffen. Jean Paul antwortet nun in dem zweiten Schreiben und legt zuerst ein Kriterium über seine Erfahrungen im Gebiete des weiblichen Herzens ab; dann entscheidet er über die Meinungen der beiden Mädchen. „Die Frauen", spricht er im Allgemeinen, „sind mir auf meinen Wanderungen durchs Leben zwar oft, aber nur vorübergehend begegnet; ich habe manchen Blick des Auges, manches stille Geheimniß des Herzens belauschen können und besitze viel Edelsteine einzelner Beobachtungen, die ich mit der Kunst meiner Rede zu schleifen, aber nicht zu fassen verstehe. Die weiblichen Gestalten bilden bei mir nur einen Compter von Wahrnehmungen, eine Zusammenreihung, wo die Perlen den Charakter bedeuten sollen, die Schnur aber, die dieser eigentlich sein müßte, nur meine Willkür ist." Zu den entzweiten Mädchen gewandt, jedoch schreibt er: „Die Weiblichkeit ist eine leere Abstraction, ein leerer Raum, der Resonanzboden, in dem sich die Töne der auf vier Octaven hoch und tief anschlagenden Tasten bilden. In Alles hat die Natur das Moment der Entwickelung gesetzt; nur die Weiber sollten nichts Weiteres sein, als Abdrücke einer ursprünglichen, unveränderlichen Zeichnung? Nein, das ist das stetige Gesetz, daß sie in Tuschmanier zeichnen, während die Männer in Stahl stechen. Variationsfähig sind wir Alle, die einen in Dur, die andern in Moll." Der achte Brief handelt von Erziehung und Unterricht und parallelisirt Süd- und Norddeutschland; doch wir können uns nicht weiter über ihn, ungeachtet seines großen Interesses, verbreiten, denn wir wollen zu den Briefen, welche unser Reisender von Leipzig aus datirt, noch einige Bemerkungen machen. „Jetzt bin ich in einer Stadt, wo die Söhne des Mer-

nur in der elegantesten Kleidung mit der Feder hinter dem Ohre spazieren gehen", heißt es. Unser fahrender Poet scheint ungehalten zu sein, daß es daselbst Handlungsdiener, und zwar elegante gebe, und die Intoleranz gegen diese guten Leute, die weit weniger gefährlich sind als ein reisender Schriftsteller, wenn man ihnen begegnet, bringt ihm einen so schlechten Humor bei, daß er auch alsbald über das gelehrte Publicum herfällt. „Wenn in Deutschland ein Gedanke dem Gange der Wissenschaft eine neue Bahn brach, so kam er zwar auch nach Leipzig, aber nur dann erst, wenn schon wieder eine neue Idee jene für Leipzig noch unerhörte, allerneueste widerlegt hatte", fährt Gutzkow fort. Diese witzige Rede ist grausam und undankbar. Wir geben zu, daß die philosophischen Studien und Wissenschaften nie in Leipzig ihre Wiege gefunden haben, daß bestimmte Richtungen ihren Weg immer erst dann an die Pleiße nahmen, wenn sie schon eine allgemeine Geltung erlangt hatten; aber hat sich gerade darum Leipzig nicht in der Fortbildung und dem Aufschwunge der Materialien der Wissenschaften ausgezeichnet? Seine große philologische Schule, seine Theologen, haben sie kein nachdrückliches Gewicht in der Geschichte der Wissenschaften? Daß die leipziger Universität stets diesen positiven Charakter beibehielt, macht ihr von innen und außen bedingter praktischer Zweck nothwendig. So lange sie diese und keine ausgedehntere Stellung, wie etwa die berliner Universität erhält, so wird sie mit allen ihren gleichen Schwestern in Deutschland nur immer diejenige philosophische Richtung vertreten können, welche die allgemeine des Zeitalters ist. Herbart als Kantianer von 1829, wie er sich selbst benannt hat, muß aus diesem Grunde hier seine vollste Anerkennung finden, obgleich die Wissenschaft schon längst über diesen Punkt hinaus ist. Erst wenn Leipzig die Initiative der philosophischen Bildung wollte geltend machen, so würden wir alles Das geltend machen, was unser Reisender hier unbilligerweise vorbringt. Seine Abneigung scheint persönlich zu sein. Wir übergehen die übrigen Briefe, deren letzter von Potsdam datirt ist, und kommen zu den „Literarischen Elfen", einem Märchen, wie Gutzkow behauptet, ohne Anspielungen. Wenn die polemischen Streitigkeiten in der Literatur durch ein poetisches Gewand genießbarer gemacht werden, so kann man einem Versuche der Art das Lob allerdings nicht versagen; aber nur möchte diese Methode den Nachtheil haben, daß für die weniger Eingeweihten und doch eine gediegene Bildung in Anspruch Nehmenden Vieles unverständlich werden muß.

Einer der mächtigsten Berggeister des Harzes hatte einen Sohn und zwei Töchter, erzählt unser Autor. Alle drei beschäftigten sich für ihr Leben gern mit der neuen Literatur und ließen sich deshalb durch ihren Vater bei dem Herrscher der Elfen, der seinen Sitz im Innern der schweizer Alpen hat, die Erlaubniß auswirken, in menschlicher Gestalt die Oberwelt besehen und bereisen zu dürfen. Es wird ihnen gewährt unter der Bedingung, daß der Sohn, wenn er unterrichtet zurückkommt, Minister am königlichen Hofe werde, die älteste Tochter aber nach ihrer Reise sich mit dem Herrscher der Elfen vermähle. Der Sohn trägt den Namen Speculativus, die älteste Tochter hieß Speculantia; in ihren Namen liegt die Deutung ihres Charakters. Die jüngste Tochter des Harzelfen heißt Pimpernella; sie ist von sentimentaler Gemüthsart und eine große Verehrerin der schwäbischen Dichterschule. Den Speculativus treibt der Wissensdrang nach Berlin, Pimpernella geht nach Schwaben, und Speculantia nach Paris. Speculativus preist sich glücklich, als er in Berlin ankommt; er hat schon viel von der Stellung des Gedankens zum Königreiche Preußen gehört und kann nun die vorzüglichsten Repräsentanten der berliner Gedankenrichtung, sowol die ältern Speculanten als die mittlern und die jungen, kennen lernen. Das System und die junge Kritik, beides zieht ihn gleich an, und um eine Einleitung zu finden, kauft er Mager's „Brief an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie". Da hier einer Dame so viel versprochen wird, denkt er, Gott, was wird nun den Männern erst gehalten werden können. Er macht sich zuvörderst auf den Weg, um die ältern Lehrer der Schule zu besuchen; aber ihr Geist ist so sehr auf fremde und irdische Dinge gerichtet, daß er an ihnen irre wird und daran verzweifelt, durch sie das Wesen der Dinge zu ergründen. Er grämt sich darüber, fastet, trinkt Haferschleim, als ihm plötzlich einfällt, daß es sehr achtbare junge Talente gebe, welche, der Speculation entronnen, in geistreichen Kritiken die schöne Literatur befruchten. Sehnsucht und Entzücken treibt ihn in das Weinhaus, wo die junge Literatur anzutreffen. Er macht hier bald die Bekanntschaft mit der Kritik und thut ihren Gliedern in seiner schwärmerischen Ekstase den Vorschlag, mit ihm in den Sirius zu fliegen. Zwei Scheelfedern, die er sich hinter die Ohren steckt, sollen der Kritik zum Sitze dienen. Der Vorschlag wird angenommen, er bückt sich, man setzt sich auf, und Speculativus steigt durchs geöffnete Fenster gerade auf den Sirius los. Er sieht die Erde unter sich, fühlt den Himmel näher und beicht in die höchste Begeisterung aus. Aber diese Begeisterung findet auf den Federdosen lebhaften Widerspruch; man setzt ihm die Philosophie entgegen, geräth dabei heftig in Bewegung, sodaß die Federdosen das Gleichgewicht verlieren, und die ganze junge Kritik stürzt zur Erde herab. Die Anwesenheit des Rettungsromantikers Mücke hatte jedoch Alle vor Schaden bewahrt. Speculativus gibt die Idee auf, mit dieser Kritik Siriusreisen zu machen; aber er will sie poetisch zu begeistern suchen und schlägt eines Tages vor, während sie in ein Fruchthaus gegangen waren, um dort die Königin der Nacht blühen zu sehen, daß sich die Glieder der jungen Kritik mit ihm in die Blütenglocke der Blume setzen möchten. Man sträubt sich dagegen, will sich nicht mit ihm in den Kelch der Blume niederlassen, denn man genirt sich vor dem hohen anwesenden Publicum. Der Elf aber, erzürnt über diesen Kleinmuth, nimmt seine wahre Natur an und verschwindet in dem Schooße der Blume, in ihrer Farbenpracht und ihrem himmlischen Zauberdufte. Die junge Kritik verfolgt von jetzt den Elf

Digitized by Google

mit Correspondenzartikeln; doch er sitzt längst zur Seite des Alpenkönigs und dürstet zwar immer noch nach dem Ewigen, hat aber eingesehen, daß die Philosophie und die junge Kritik nicht weiter waren als der Elf und die Natur, und noch nicht einmal so weit. Diese Fabel berichtet, wie Gutzkow mit der jungen berliner Kritik uneins wird. Wir unterlassen aber irgend etwas hinzuzufügen, da uns der Hergang der Sache nur sehr im Allgemeinen bekannt ist. Wollte Gutzkow indessen hiermit der Philosophie überhaupt das Lebewohl sagen, so würde er in eben solcher Einseitigkeit verharren und seinem Wesen eine gleich ungehörige Schranke setzen wie die Abstracten in ihrer Unfruchtbarkeit. Ebenso interessant und witzig ist der Bericht von den Schicksalen Pimpernella's. Das poetische, sinnige Elfenkind wird ein Opfer der schwäbischen Lyrik. Auf Veranlassung der schwäbischen Dichter fesselt sie einen jungen hoffnungsvollen Lyriker, der einen höhern Flug zu nehmen droht, als es der Schule in ihren Schranken lieb sein dürfte. Der Anschlag gelingt. Gumal, so heißt der junge Dichter, liebt die Elfe und wird von ihr wieder geliebt, sodaß eine Heirath zu Stande kommt, durch die Beide der schwäbischen Schule mittels eines platten gewöhnlichen Lebens erhalten werden. Wer rathen kann, der errathe! Speculantia war nach Paris gegangen. In ihr personificirt sich die Weiblichkeit, welche die Besinnung über ihre Stellung in der modernen Weltanschauung und Poesie haben will. Wir können gestehen, nicht leicht etwas gelesen zu haben, wo so viel tiefer Sinn, geistreiche Reflexion, Witz, Satire und Poesie der Rede beisammen waren als in dieser Geschichte von Speculantia. Es ist eigentlich eine Art Glaubensbekenntniß Gutzkow's über die Societät und namentlich über das Verhältniß der Frauen. Speculantia trifft mit Heine zusammen und will von ihm das Räthsel der Zeit gelöst wissen; sie erfährt aber von diesem Manne der Bodenlosigkeit und Affectation nichts, was sie trösten könnte. Schön spricht sie zu ihm von seiner Lyrik. Sie ist ihr zu beschränkt, zu eng, zu kleinen Horizonts, nicht gewölbt, nicht hoch und Lebensspieget genug, eine Miniaturmalerei; seine Speculation hält sie jedoch für zu doctrinair, literar-historisch und zu prätentiös auf gelehrte Haltung. Er verspricht ihr ein Zusammentreffen bei Musard, aber er hält nicht Wort; zufällig trifft sie daselbst den deutschen Doctor Theodor Mundt an. Eben als sie inmitten dieser Orgie über die Tiefe und die Gemeinheit des Zeitalters nachdachte und jene dunkle Flamme zu begreifen anfing, an welcher George Sand sein Frauenherz, für Frauen wenigstens, zu Asche beannte, spricht sie der Doctor an; sie eröffnet ihm, wer sie sei, und daß sie von ihm über die sociale Stellung der Frauen Aufklärung hoffe. Die Gespräche, die bei dieser Begegnung geführt werden, sind von großem Interesse. Gutzkow's Ansichten über die Frauen treten hier denen von Mundt gegenüber. Speculantia wird vom Verfasser der „Madonna" so wenig befriedigt, daß sie ihn voll Unwillen verläßt, und zu ihrer Entschädigung erhält sie eine Zusammenkunft mit George Sand, die sie vorher vergeblich nachgesucht hatte. Auf der Balustrade der Kirche Notre-Dame hatten die beiden Frauen ihre Unterredung; jedoch, wie George Sand sagt, nicht aus Schwärmerei an diesem Orte, und unter nächtlichem Sternenhimmel, sondern damit sie keine Fotie hätten, daß sie weiter nichts als zwei arme bange Geschöpfe, zwei Frauen wären. Das herrliche Gespräch läßt sich nicht wohl resumiren; es dürfte aber im Ganzen die Grundansicht aussprechen, daß die Frauen unserer Zeit bestimmt seien gegen den Egoismus der Männer immer die Thatsachen des Herzens, der Aufopferung, der Liebe geltend zu machen. Speculantia ist jetzt von der Genialsten ihres Geschlechts auf den rechten Weg gewiesen und kehrt zum Alpenkönige zurück, dem sie ihre Hand, aber — willenlos gibt. Sie ist seitdem die Königin der Blumen und der Bäume. Es ist ein bedeutender Fortschritt der jungen Literatur, daß sie nun in sich selbst frei ist; jede Coterie, jede forcirte Absichtlichkeit ist verschwunden. Möge auch zu gleicher Zeit jede Persönlichkeit und jedes literarische Skandal zu Grabe gegangen sein, denn die würdigsten Kräfte werden hierbei nutzlos verschwendet. Das Unreine, die Anmaßung muß ja von selbst untergehen, und Diejenigen, welche vom Genius berufen sind, die Epoche zu machen, können nur durch ernstes Streben ihr hohes Ziel und den Dank und die Anerkennung ihrer Zeitgenossen erwerben. 160.

Bibliographie.

Bade, C., Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert. 1ster Theil. Der Krieg in Deutschland bis zum Waffenstillstande, 4. Juni. Gr. 12. Altona, Blatt. 1 Thlr.

Basilius, der Grosse. Rede des heiligen etc. an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller, übersetzt und erläutert von *F. A. Nitzsch*. Gr. 8. Mannheim, Loeffler. 8 Gr.

Becker, J., Der Neuromantiker. Musikalischer Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Weber. 1840. 2 Thlr.

Binder, R., Schiller im Verhältniß zum Christenthum, mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß von Poesie und Religion, über antike und christliche Poesie. Zwei Bändchen. 8. Stuttgart, Metzler. 16 Gr.

Bonaparte, Prinz Napoleon-Ludwig, Ideen Napoleons. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung von F. Schulte. Gr 8. Kein, Kohnen. 1840. 20 Gr.

Bretschneider, K. G., Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage. 4te Auflage. Nebst einem Offenen Briefe an den Verfasser der Schrift: Der Freiherr v. Sandau auf dem Richtplatze einer unbefangenen Kritik. Ge. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr.

Chamisso's, A. v., Werke. 5ter Band. Leben: 1s und 2s Buch. — Briefe. Nach seinem Tode herausgegeben von J. E. Hitzig. — Auch u. d. T.: Leben und Briefe von A. v. Chamisso. Herausgegeben durch J. E. Hitzig. 1ster Band. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Bde. 2 Thlr. 16 Gr.

Clement, B., Erklärende Einleitung zur Geschichte Dänemarks, besonders zur Geschichte des dänischen Heidenalters und seines letzten Helden. Gr. 8. Hamburg, Herold. 18 Gr.

Denkmäler altniederländischer Sprache und Litteratur. Nach ungedruckten Quellen herausgegeben von *E. Kausler*. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Reimchronik von Flandern, nach einer altniederländischen Handschrift mit Anmerkungen zum ersten Mal herausgegeben. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1840. 5 Thlr.

Digitized by Google

Doch, A., Akrothinien, Liederproben nebst einleitendem Vorwort, Fragen aus der Poetik und Metrik berührend. 8. Nürnberg, Recknagel. 12 Gr.

Ebrard, A., Die Prädestinationsfrage aufs neue betrachtet mit besonderer Rücksicht auf die Unionsangelegenheit. Ein Versuch. Gr. 8. Erlangen, Bläsing. 1840. 8 Gr.

Ed, C. M., Kurzgefaßte Geschichte des Buchdrucks. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 18 Gr.

Fancy, W., Archibald Stewart. Episode aus dem Jugendleben eines Kaufmanns. 8. Leipzig, Weber. 1840. 1 Thlr.

Genelli, C., Lyrisches. Gr. 8. Neisse, Henning's. 1840. 8 Gr.

Gerber, N., Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wissenschaft, Aufklärung und Christenthum. 1ste bis 6te Lief. Gr. 8. Mergenthelm, Neue Buch- und Kunsthandlung. 1 Thlr. 12 Gr.

Gockel, C. F., Propädeutische Logik und Hodegetik des akademischen Studiums und Lebens. Für Gelehrtenschulen bearbeitet. Gr. 8. Karlsruhe, Groos. 1 Thlr.

Grambach, K., Die Schicksale der Familie Dietrich oder die Führungen Gottes sind wunderbar; eine Familiengeschichte in Dnobez, zu Nutz und Frommen für Jung und Alt. 8. Berlin, Gropius. 16 Gr. Mit color. Lithogr. 1 Thlr.

Gunter. Sittenbuch der englischen Gesellschaft aus den Papieren ꝛc. von *P. Q. O.* Aufwärter bei Almack's. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Henckr, K. L., Die Freien Steinmetzen oder Architektur und Moral. Maurerischer Roman. 8. Leipzig, Weber. 1840. 1 Thlr.

Herbart. Psychologische Untersuchungen. 1stes Heft. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr. 8 Gr.

Kröger, J. C., Reise durch Sachsen nach Böhmen und Österreich, mit besonderer Beziehung auf das niedere und höhere Unterrichtswesen. 1ster Theil: Sachsen. Gr. 8. Altona, Hammerich. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

Lebrün, C., Lustspiele und Possen. 8. Mainz, Kupferberg. 1 Thlr. 16 Gr.

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten. 4ter Band enthaltend Der neueren Geschichte zweite Hälfte. Gr. 8. Halle, Anton. 1840. 3 Thlr. 3 Gr.

Lersch, L., Die Sprachphilosophie der Alten. 2ter Theil. Nebst Anhängen über Aristoteles Poetik und Rhetorik. — Auch u. d. T.: Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an der historischen Entwickelung der Sprachkategorieen. Gr. 8. Bonn, König. 1840. 1 Thlr. 16 Gr.

Mahlmann's, A., sämmtliche Schriften. Nebst Mahlmann's Biographie. 1ster Band. Gedichte. I. 8. Leipzig, Volckmar. 8 Gr.

Marryat. Abenteuer eines Heimathlosen. Als Anhang zu dem Roman das Geisterschiff, nach ꝛc. von G. Lotz. 2te Mittheilung. Der Seefalke. — Auch u. d. T.: Der Seefalke. Als Anhang zu dem Roman das Geisterschiff, nach Capitain Marryat von G. Lotz. Gr. 12. Hamburg, Herold. 1840. 1 Thlr. 4 Gr.

Memorabilien der Zeit. Denkblätter der Liebe und Freundschaft. 8. München, Franz. 16 Gr.

Mirbt, C. S., Was heißt Philosophiren und was ist Philosophie? Sieben einleitende Vorlesungen. 8. Jena, Hochhausen. 12 Gr.

Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 1ster Band. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

Nachtbilder aus dem Ritter- und Räuberleben und der Geisterwelt. 1stes Bändchen. 8. Mergenthelm, Neue Buch- u. Kunsthandlung. 1840. 6 Gr.

Ranke auf der Berlin-Potsdamer-Eisenbahn. Von L*. 2tes Heft. In Potsdam und im Lusttager bei Nedlitz. — Auch u. d. T.: Ranke in Potsdam und im Lusttager bei Nedlitz. Von L*. 8. Berlin, Ktemann. 6 Gr.

Ranke mit Familie, auf der Berlin-Potsdamer-Eisenbahn. Nebst Gesprächen über die Berlin-Sächsische Eisenbahn. Gr. 12. Leipzig, Müller. 6 Gr.

Niebuhr's, B. G., Brief an einen jungen Philologen. Mit einer Abhandlung über Niebuhr's philologische Wirksamkeit und einigen Excursen herausgegeben von K. G. Jacob. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1 Thlr 6 Gr.

Noch ein Wort über die spanische Successionsfrage. Historisch, antikritisch, polemisch. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 8 Gr.

Rupp, G., Deutsche Ahnen in Romanzen aus Geschichte und Sage. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 18 Gr.

Rathgeber, G., Aufbau der Niederländischen Kunstgeschichte und Museologie. Annalen der Baukunst und Bildnerei. — Auch u. d. T.: Niederländische Münzen und Medaillen des Herzoglichen Museums zu Gotha. Mit einleitenden und fortführenden Zugaben. Herausgegeben von *J. J. Leitzmann*. Kl. Fol. Weissensee, Grossmann. 3 Thlr.

Richter, W., Serbiens Zustände unter dem Fürsten Miloš bis zu dessen Regierungs-Entsagung im Jahre 1839. Eine Darstellung der jüngsten Ereignisse, Characteristik des serbischen Volkes und Abriß einer Topographie des Fürstenthums. Gr. 8. Leipzig, Frohberger. 1840. 12 Gr.

Rühle, J. A., Der Mensch und seine Vermögen. In Briefen über K. B. v. Bonstettens Philosophie der Erfahrung, oder Untersuchungen über den Menschen und seine Vermögen. Nebst einem Anhange auserwählter Gedanken aus diesem Werke. Gr. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 12 Gr.

Sarpi's, P., Geschichte des Konziliums von Trident. Ins Deutsche übersetzt von W. Winterer. 1ster Bd. Gr. 8. Mergenthelm, Neue Buch- u. Kunsth. 1 Thlr. 4 Gr.

Schneeglöckchen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1840. 2ter Jahrgang. Mit Beiträgen von R. Bürkner, L. Tarnowski und F. Thalheim. Nebst Genrebildern. 16. Breslau, Richter. 2 Thlr.

Schobart, Fr., Anschauliche Geographie von Europa in Original-Reise-Gemählden, aus den besten Reise-Schriftstellern zusammengestellt und durch Übersichten verbunden. Ein reichhaltiges Hülfs- und Lesewerk zur Belehrung des Unterrichts in der Geographie, zur Selbstbelehrung über die einzelnen geographischen Erscheinungen unseres Welttheils, und zu vielfacher interessanter Unterhaltung. Mit einem Vorworte vom Prof. Dr. Brune. 1ster Band. Gemählde der Bodenbildung Europa's. 1ste Lief. Lex.-8. Hildburghausen u. Meiningen, Kesselring. 8 Gr.

Soulié, F., Der Serpent. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1840. 2 Thlr.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. 1840. Herausgegeben von L. Storch. 16. Frankfurt a. M., Wilmans. 1 Thlr. 12 Gr.

Uhden, H. F., Leben des William Wilberforce in seiner religiösen Entwickelung dargestellt nach „the life of Wm. Wilberforce by his sons Robert Isaac and Samuel Wilberforce. 5 vols. London 1838". Mit einem Vorwort von A. Neander. Gr. 8. Berlin, Besser. 1840. 1 Thlr. 8 Gr.

Wernher vom Niederrhein von *W. Grimm*. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 16 Gr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1840. Herausgegeben von G. Lotz. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 8 Gr.

Zedlitz, J. Ch. Freih. v., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 6 Gr.

Zruß, K., Die Herkunft der Baiern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen. Gr. 8. München, Franz. 12 Gr.

Zille, M. A., Gesichte. Christlich-prophetische Gesänge. Gr. 12. Leipzig, Fritzsche. 1840. 15 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und kostet die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

⊙

Dieser Kreis, mit seinem Mittelpunkt, ist, wie wol ein Jeder weiß, das Symbol des Egoismus; alle Strahlen, welche von dem Punkte ausgehen, schlagen an die Peripherie und strömen auf den Punkt zurück.

Dieser Kreis, mit seinem Mittelpunkt, ist das Monogramm des Hrn. Dr. Ludwig Wihl, der Zeit in Hamburg, von Hrn. Dr. Karl Gutzkow für die interimistische Redaction des „Telegraph für Deutschland" gewonnen.

Es gibt wol nicht leicht eine so lächerliche Erscheinung, als wenn der Autor sein eigenes Werk gegen einen regelrechten Kritiker zu vertheidigen beabsichtiget; daß ich mein Werk: „Die Perle von Zian", nicht gegen einen regelrechten Kritiker zu vertheidigen beabsichtige, geht schon aus dem erstern Satze hervor, indem es mich keineswegs gelüstet, mich lächerlich zu machen.

Aber gegen einen nicht-regelrechten Kritiker will ich diejenige Idee vertheidigen, welche mir für Staat und Kirche heilsam und wichtig genug erschien, um sie zu dem Gegenstande eines selbständigen Werkes zu machen.

Sagte ich, dieses mein Werk sei ein Kunstwerk, vollkommen entspricht es den Anforderungen der Kritik, so würde ich den Kreis und seinen Mittelpunkt auf meine Fahne setzen; also durchaus nichts in dieser Beziehung!

Doch Hr. Dr. Ludwig Wihl spricht von einem doppelten Verfehlen; also meint er, auch das Sociale sei in meinem Werke verfehlt, mein Ahasver sei nicht der rechte, weil er nicht sein Ahasver ist — und dagegen muß ich als Anwalt für den meinigen auftreten, sowie Hr. Dr. Ludwig Wihl den seinigen vertheidigen wird. Wir stellen uns daher vor das Forum der Competenten; Hr. Dr. Ludwig Wihl, als mein Gegner vor diesen Schranken, begibt sich daher willig der Competenz zu einer Kritik über ein Werk, bei welchem er betheiligt ist.

Zuvörderst also: Was bedeutet, was ist der Ahasver des Hrn. Dr. Ludwig Wihl? und was soll er sein?

Nichts Anderes, als die Individualität des Dichters; Wihl selbst, als ein schlimmbestellter Theil des Ahasver, beklagt sich in Versen, daß ihm der Lehrstuhl an einer Universität versagt ist, weil er einem Volke angehört, welches Staatsgesetz und Staatsreligion von dieser Stufe entfernt halten müssen. Es ist schlimm, daß Hr. Dr. Ludwig Wihl nichts Höheres bei seinem Ahasver intendirte, als seiner Galle gegen den christlichen Staatsbürger Luft zu machen; er möge mir vergeben, daß ich eine bessere Meinung von seinen Gedichten gehegt. Sein Ahasver, aber er selbst vielmehr, stellt sich außerhalb der Societät und da kann es nicht anders kommen, als daß die Gestalt, entgeistigt, dasteht, geht, läuft, ist, trinkt und — schimpft. — In diesem Betracht also kann man nicht umhin, als den Verfasser bedauern, daß er kein Gedicht geliefert, sondern nur eine Reimerei, mit welcher er seine Person vor die Seele des mystificirten Lesers schiebt. Dieses Qui-pro-quo entkleidet den Verfasser des Ahasver aller dichterischen Würde und der Egoismus macht all und jede kritische Bemerkung desselben verdächtig.

Ahasver-Wihl hat also versucht, über meinen Ahasver unbarmherzigerweise den Stab zu brechen; sein Egoismus verleitet ihn vorauszusetzen, daß man durchgehends sein Geschreibsel im „Telegraph für Deutschland" für eine Kritik nehmen werde. Was soll man von den Prämissen eines Egoisten sagen? Sie sind so ausgedehnt und alleinumfassend, als Ahasver-Wihl in seinen Prätensionen geht. — Ich weiß nur nicht, wie Ahasver-Wihl sich nicht entblödet, auf indirectem Wege, sein von ihm selbst vergöttertes Ich mit der Kritik so zu vermengen, als wäre die Kritik ein Ahasver, dessen man sich als Surtout oder Schleppkleid bedienen kann? Ein regelrechter Kritiker wird sich niemals eine solche Blöße geben, er wird niemals sagen: „Ich bin die Kritik."

Dieser Wahlspruch ist im ganzen „Telegraph für Deutschland" vorherrschend. Wird über ein Gedicht ein Urtheil gefällt, so regt sich der Egoismus des Dichters Ludwig Wihl; kommt ein Roman zur Sprache — Gutzkow schreibt dergleichen, und so geht es mit allen andern poetischen Erzeugnissen. Überdies bildet sich Hr. Dr. Ludwig Wihl ein, daß er eine Lessing'sche Kritik in seiner Feder führe! — Nun, wer sich selbst als Ahasver hinstellt, dem wird es nicht sogar schwer, die Manen eines Lessing sich anzudichten.

Der Egoismus spielt dem Ahasver-Wihl den bösesten Streich, indem er den eingebildeten Poeten zu dem Mißgriff verleitet, selbst als Richter über sich selbst aufzutreten. Das ist gegen aller Völker Gerechtsame und ich schaudere vor einem Ahasver-Wihl'schen Staatsrecht zurück; ich zweifle nicht, daß Ahasver-Wihl einem Christen ins Gesicht spie, und selbst entschiede, es sei ein Vorrecht des Ahasver-Wihl, folglich müsse sich der Christ dadurch geschmeichelt fühlen.

Der Unbefangene wird sehr leicht das Gefährliche der Wihl'schen Ahasver-Idee erkennen und der Scheiftsteller soll nicht das Gift säen, sondern er soll es ausraufen; er soll das Unkraut von den Beeten der menschlichen Gesellschaft jäten, nicht mit triumphirendem Hohn sich der Verwüstung freuen, welche er befördert. Der Pöbel freut sich stets, wenn ein Biedrer dem Höhergestellten Grobheiten ins Gesicht sagt, warum sollte er dem Ahasver-Wihl seinen wiehernden Beifall versagen? Mag sich Ahasver-Wihl damit vergnügen und in seinem „verzweifelten Humor" seine „Skizze" vom Ahasver ausführen, sie vervollständigen, abrunden, damit sie am Ende eine „wahrhafte Schmähung der höchsten Moral" werde.

Doch: Was bedeutet mein Ahasver und was soll er sein?

In der festen Überzeugung, eine Emancipation der Juden sei nicht denkbar, schrieb ich meinen „Ben-Let". Trotz aller Anfeindungen von Seiten Derjenigen, welche ich Wihl und Consorten nenne, wurde meine Idee dennoch für richtig anerkannt; trotz des Tadels, welchen Männer von gediegenem Werth über die Form jener Novelle aussprachen, huldigten sie meiner Idee und sagten, ich habe den „Nerv der Sache" getroffen. Das war mir genug. Aber ist es denn hinlänglich, daß man den wunden Fleck berühre? Nein, ich wollte auch einen lindernden Balsam dafür auffinden und dachte über meinen Ahasver wol tiefer, als Ludwig Wihl über den seinigen, oder über sich selbst vielmehr; denn persönliche Animosität hindert am tiefern Denken. — Ich war kühn genug, in meinem Werk: „Die Perle von Zian", den Religionshaß zwischen Christen und Juden zu einem Ahasver zu personificiren; ich lasse ihn sogar im Betracht des dem gebildeten Juden gewogenen Fürsten, und des gebildeten Juden selbst, wieder in Menschengestalt wandeln, der thierische Körper neigt sich ja

ungleich eher zur Vergänglichkeit hinab als ein Geist! Die Aussicht ist da, daß Ahasver aufhöre zu leben; oft kann wandelt er wieder in Fleisch und Bein, so kleben ihm auch wieder die Gebrechen an, welche ihn vor 1800 Jahren schon dem Fluch überantwortet haben. Wer seine Auflösung hindert, wer ihn wieder weiter treibt, wer ihn wieder in das unvergängliche Geisterleben jagt — das findet man in „Die Perle von Zion“.*)

Mehr darf ich nicht sagen, ich würde ja sonst über mein Werk sprechen müssen; doch der Unparteiische mag entscheiden, ob Wihl's Ahasver oder der meinige den Namen Idee verdient.

Man wird aber mit Recht fragen, warum ich die drei Gesichte von Wihl meinem Werke eingereiht? Da ist meine Antwort ganz kurz: „Ich gehörte unter die von Wihl Mystificirten.“ Man lese seinen „Ahasver“ und der Verfasser erscheint als Vermittler zwischen Jud und Christ; man lese seinen „Turban und Gürtel“ und er erscheint wieder so; denn es ist ein Unsinn, nur Liebelei zwischen Christinnen und Juden vorauszusetzen; man lese seinen „Mein Beruf“ und er stellt sich dar, als würden die Töne der Harfe und seine Lieder wie glättendes Öl in das Branden der wildaufgethürmten Hasseswogen fallen. Ludwig Wihl hat der Mystification durch seine eigene Erklärung — wieder ein böser Streich des Egoismus — ein schmähliges Ende gemacht; er stellt sich nackt dahin und man mühl sich nunmehr vergebens, auch nur ein Schnitzchen Papier von H. Heine's literarischem Tische noch an ihm zu finden. Ich kann es nicht verbergen, daß mich Ludwig Wihl schmerzt; wer weiß, ob nicht auf den Dichter, der doch Talent verräth, große Hoffnungen zu bauen gewesen wären! Mein Schmerz wird doppelt, weil ich ihn im zweiten Jahrgange von „Die Perle von Zion“ ebenfalls unter den Pöbel werfen muß.

Hamburg.

F. Th. Wangenheim.

*) J. J. Weber in Leipzig, 1839.

Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin erschien soeben und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Ida Gräfin Hahn-Hahn,

Der Rechte.

8. Geh. 2 Thlr.

Die beliebte Schriftstellerin schildert in dieser überaus interessanten Erzählung das vielgestaltige Streben edler männlicher und weiblicher Charaktere, den einen rechten Gegenstand zu finden, im Conflict mit den Verhältnissen des Lebens, wie in seiner innern Nothwendigkeit und seiner Bedeutsamkeit für Geistreswerth und Lebensglück. Die ganze Tiefe ihres Gemüthes, die reiche Fülle feiner Beobachtung und Auffassung socialer Lebensverhältnisse hat die Verfasserin auf sinnvolle Weise dem gebildeten Publicum in diesem geistvollen Buche dargelegt, das ganz dazu geeignet ist, dem Leser einen höhern, erfreulichen Genuß zu gewähren.

In demselben Verlage erschienen im Laufe dieses Jahres und hatten sich einer ungewöhnlich beifälligen Aufnahme zu erfreuen:

Goethe's juristische Abhandlung über die Flöhe (de pulicibus). Latein. u. deutsch. Gr. 8. Geh. ⅔ Thlr.

Nicht leicht hat in neuester Zeit ein Buch die Aufmerksamkeit des Publicums in so hohem Grade in Anspruch genommen, als diese mit dem geistreichsten Humor verfaßte Abhandlung, der Juristen und Nichtjuristen ein gleich befriedigendes Anerkenntniß zu Theil werden ließen.

Köppe, A., Zur Lehre vom Besitz. Eine Abhandlung. Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. 3ter Bd. Gr. 8. Geh. 1⅔ Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Astralion. Eine Arabeske. 8. Elegant geh. ⅔ Thlr.

Faust,

ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen

von

F. Marlow.

Unter vorstehendem Titel erschien soeben in meinem Verlage ein neues Erzeugniß des Verfassers der „Dichter-Rachewege“. Dem unbefangenen Beurtheiler wird die durchaus eigenthümliche Gestaltung nicht entgehen, welche hier ein geistvoller und strebsamer Dichter einem seit Jahrhunderten dem deutschen Gemüth innigst angehörigen Stoff zu verleihen gewußt. Als Beweis dafür können die Abschnitte selbst gelten, in welche der Verfasser sein Gedicht sachgemäß zerlegte: Natur, Leben, Kunst; eine Gliederung, woraus die Aufgabe, die der Verfasser sich stellte, deutlich erhellt; insofern nämlich hier die Nachtseite der Natur und Poesie selbst es ist, welche die Verlockung, Schuld, Sünde und Verdammniß gebiert, worin aber auch zugleich die Erlösung des grübelnden, zweifelnden, schuldbeladenen Helden bedingt ist. Daß in einem Gedichte, welches zum Theil auf moderne Interessen einzugehen hatte, auch der Ironie ein weites Feld gelassen werden mußte, ließ sich erwarten, sowie andererseits auch dem deutschen Humor sein Recht geschieht, in der barocken Figur von Faust's Diener: Kaspar, der als burlesk-bedeutsamer Charakter der deutschen Volksthümlichkeit längst befreundet ist.

Leipzig, im October 1839.

L. H. Bösenberg.

Bei **Justus Perthes** in Gotha ist erschienen:

Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1840. 77ster Jahrgang. Mit 8 Portraits in Stahlstich. Preis 1 Thlr.

(Ohne astronom. Almanach unter dem Titel: **Goth. genealog. Taschenbuch.**)

Almanach de Gotha pour l'année 1840. 77ème année. Preis 1 Thlr.

Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr 1840. 13ter Jahrgang. Mit Bildn. Preis 1⅓ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1839. Monat October, oder Nr. 274—304, 1 Beilage: Nr. 5, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXXII—XXXVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *H. G. Gersdorf.* 1839. Einundzwanzigsten Bandes drittes Heft. (Nr. XV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat October, oder Nr. 40—43, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 40—43. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Empfehlungswerthes

historisches Werk

aus dem Verlage

der

Buchhandlung Duncker und Humblot

IN BERLIN.

K. F. Becker's Weltgeschichte.

Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Zweiter Abdruck.

Herausgegeben

von

J. W. Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

14 Theile. Gr. 8. Ladenpreis 12 Thlr.

Mit Königl. württembergischem Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucksverkauf.

Wir zeigen dem Publicum hiermit an, daß, wie früherhin von uns bekannt gemacht worden ist, der Subscriptionspreis für Becker's Weltgeschichte seit dem 1. Juni aufgehört und der immer noch sehr wohlfeile Ladenpreis von 12 Thlr. für das Ganze von 350 Bogen eingetreten ist. Über Werth und Inhalt des Werkes bringen wir Folgendes in Erinnerung. Die ganze Literatur hat kein Werk aufzuweisen, dessen Zweck es wäre, das Ganze der historischen Entwickelung, die Ausbildung des Menschengeschlechts in allen Sphären, vorzugsweise aber im Leben der Völker und Staaten, auf bequeme und übersehbare Weise zu lebendiger Anschauung zu bringen. Aus diesem Gesichtspunkt haben Becker und die neuern Bearbeiter ihre Aufgabe aufgefaßt. Sie halten sich gleich weit entfernt von der langweiligen unübersehbaren Breite der ältern Weltgeschichten, wie von dem dürren Vortrage der Compendien, sie sind entfernt, die Ereignisse und die Thaten, sowie Die, welche dieselben ausgeführt, meistern zu wollen, sie lassen eben die Thaten geschehen und die Individuen handeln; sie nehmen keine Partei, sondern stellen Absichten und Zwecke der Parteien im Interesse der Wahrheit heraus und suchen den Leser mitten in die Ereignisse zu führen, den Gang der Entwickelung deutlich zu machen. Wie bedeutende Fortschritte in dieser neuen Ausgabe zur Vollendung der schweren Aufgabe, ein treues und lebendiges Bild der Weltgeschichte zu geben, gemacht sind, wie viel dieselbe in Hinsicht auf historische Genauigkeit, Vollständigkeit und tiefere Auffassung der Charaktere und Zeiten gewonnen habe, ist von der Kritik durch ihr Urtheil, vom Publicum durch seine Theilnahme an den Tag gelegt worden, und wenn das Becker'sche Werk einerseits als historische Encyklopädie benutzt werden kann, so hat es andererseits vor jedem Lexikon den Vorzug, daß es die Ereignisse und Personen ihrem Zusammenhange nicht entreißt, vielmehr dieselben im Lichte der ganzen Entwickelung zeigt. Überall sind zu diesem Zwecke die neuesten Forschungen, sowol über kleinere als größere Theile des historischen Gebietes, benutzt und in das Ganze verwebt worden, sodaß sich die Becker'sche Weltgeschichte durchaus auf dem Niveau des wissenschaftlichen Standpunktes befindet, welcher somit durch die ansprechende und lebendige Form der Darstellung auch dem größern Publicum, sowie der sich heranbildenden Jugend, zugute kommt und aus dem engern Kreise der gelehrten Forschung heraustretend, allgemeines Besitzthum wird. — Diese Weltgeschichte, deren äußere Ausstattung gewiß jeder Anforderung entspricht, ist zu dem oben angegebenen Ladenpreise in allen Buchhandlungen zu haben. — Zur Erleichterung der Anschaffung, oder wem mit dieser oder jener Abtheilung besonders gedient wäre, erbieten wir uns auch zur Ablassung in folgender Weise:

Alte Geschichte 3 Thle. 2½ Thlr. — Neuere Gesch. 5 Thle. 4⅛ Thlr.
Mittlere Gesch. 3 = 2½ = — Neueste Gesch. 3 = 2½ =

Da wir es zugleich für eine Pflicht gegen die Besitzer der frühern Ausgaben dieser Weltgeschichte halten, sie in den Stand zu setzen sich ihre Ausgaben bis auf die neueste Zeit zu ergänzen, so haben wir aus der vorangezeigten Ausgabe einen besondern Abdruck der **„Geschichte der Jahre 1815—37"** veranstaltet, unter dem Titel:

Becker's Weltgeschichte

— Supplement-Band

zu allen frühern Ausgaben,

welcher zum Preise von 1 Thle. in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Der Unterzeichnete sieht sich veranlasst, zunächst das verehrliche **Juristische Publicum** darauf aufmerksam zu machen, dass er die *in seinem Verlage 1828 in 2 Grossoctavbänden erschienene ungearbeitete Original-Ausgabe* von **Dr. P. J. A. v. Feuerbach's Criminal-Rechtsfällen**, *83 Bogen* stark, *39 Rechtsfälle* enthaltend, auf 6 Fl., oder 3 Thlr. 8 Gr., im Preise herabgesetzt hat. Die nicht uninteressanten Beweggründe zu dieser Massregel finden sich auf einem Octavblatt ausgesprochen, welches binnen wenigen Tagen in allen soliden Buchhandlungen umsonst zu haben sein wird.

Giessen, den 28. September 1839.

G. F. Heyer, *Vater.*

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Batailles et Victoires

des Armées françaises

de 1792 à 1814.

Gravé d'après les tableaux des Galeries historiques de Versailles, avec un texte

par **H. PARIS.**

rédigé sur les récits les plus exacts et les documents existants au dépôt de la guerre.

Ouvrage publié

par **CH. GAVARD,**

et accompagné de plans et vignettes gravés sur bois.

Livr. 1, 2. Gr. in-4. Paris. Jede Lieferung 12 Ge.

Von diesem Werke soll aller 14 Tage eine Lieferung erscheinen, welche 4 Seiten Text mit eingedruckten Holzschnitten, 2 Kupfer und Schlachtpläne, sobald es der Text erfodert, enthalten wird.

Leipzig, im October 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

M. B. L. Bouvier's

vollständige Anweisung

zur

Ölmalerei

für

Künstler und Kunstfreunde.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. *C. F. Prange.*

Nebst einem Anhange

über die geheimnissvolle Kunst, alte Gemälde zu restauriren.

Zweite Auflage.

Mit sieben Kupfertafeln.

Ge. 8.

2 Thle. 8 Gr.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei **Georg Franz** in München, Perusagasse Nr. 4, ist soeben erschienen:

Otto der Grosse

und

die Ungarn.

Ein episches Gedicht in vierundzwanzig Gesängen

von

Fr. **

Herausgegeben

von

Dr. **Friedrich Beck.**

1839. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Ein echter Dichtergenius tritt hier mit einer Schöpfung hervor, welche, durch Inhalt und Form gleich ausgezeichnet, sich dem Trefflichsten zur Seite stellt, was die deutsche Literatur im Gebiete der epischen Poesie aufzuweisen hat. Unbedenklich möchten wir behaupten, daß kein deutsches Epos der neuern Zeit einen so großen Reichthum an nationalen Anklängen in sich trage, und allen Vorbedingungen, durch welche es zum poetischen Eigenthume des Volkes werden kann, mehr entspräche als dieses. Auf historischem Grunde ruhend, schildert es jene denkwürdige Epoche, wo im Kampfe mit zahllos andringenden heidnischen Völkern die germanischen Stämme, Vaterland, Freiheit und Glaube schirmend, sich zum ersten Male ihrer Selbständigkeit und Einheit bewußt wurden. Die großartige Anlage des Planes, die strenge Durchführung höchst bedeutender Charaktere, die Mannichfaltigkeit der Schilderungen, die Stärke und Klarheit der religiösen und sittlichen Empfindung, welche den Dichter belebt, sichern dem bleibenden Werth dieses vorzüglichen Werkes, das wir dem deutschen Publicum hiermit zu günstiger Aufnahme empfehlen.

Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pandora.

Emilie d'Estrées. Frédéric du Gardien.

8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Inhalt: Vorrede. — Portraits. — Fantima's Lieder. — Gaseten. — Die Heimat. (Mäechen.) — Lexikon. — Schluß.

An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst und Erzbischof von Köln. Von **F. W. Barthold.** — II. Die Belagerung von Breda in den Jahren 1624 und 1625, durch Ambrosio Marquis von Spinola. Von **E. Münch.** — III. Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen von **K. G. Jacob.** — IV. Die Entwickelung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance. Von **Ed. Kolloff.** — V. Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien. Von **F. W. Schubert.** — VI. Die Philosophie und die Philosophen des 12. und 13. Jahrhunderts. Von **F. von Raumer.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen** für **fünf Thaler,** sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Die Beiträge zu den zehn ersten Jahrgängen dieser interessanten Sammlung lieferten folgende geachtete Schriftsteller: W. A. Arendt, F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorentz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Sotzmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachter, W. Wachsmuth, F. Wilken, J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXIX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Passavant's Rafael von Urbino.

In meinem Verlage wird soeben folgendes wichtige Werk ausgegeben, das durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

Rafael von Urbino
und sein Vater
Giovanni Santi
von
J. D. Passavant.
In zwei Theilen mit vierzehn Abbildungen.

Text in Grossoctav, geheftet; Abbildungen in Grossfolio, in einem besondern Carton.

Auf feinem Velinpapier 18 Thlr.
Prachtausgabe auf extrafeinem Velinpapier mit Abbildungen auf chinesischem Papier 30 Thlr.

Es gereicht mir zu grosser Freude, anzeigen zu können, dass dieses für die Kunstgeschichte so bedeutende Werk endlich fertig geworden ist. Der Verfasser hat viele Jahre auf die Bearbeitung desselben gewendet, mehre Reisen nach Frankreich, Italien, England und durch Deutschland allein zu dem Zwecke gemacht, um ihm noch unbekannte Werke des grossen Künstlers kennen zu lernen, sodass er mit Ausnahme unbedeutender Sachen Alles kennt, was Rafael geschaffen hat. Als Verleger habe ich für eine des Gegenstandes würdige typographische und artistische Ausstattung keine Kosten gescheut, und somit glauben Verfasser und Verleger auf eine günstige Aufnahme bei dem sich für die Kunstgeschichte interessirenden Publicum hoffen zu dürfen.

Der erste Theil enthält das Leben Rafael's und seines Vaters und in einem Anhange mehre für die Geschichte Rafael's und seiner Zeit wichtige und interessante Aufsätze; der zweite Theil aber gibt einen vollständigen Katalog aller Werke Rafael's. — Der Inhalt der vierzehn Abbildungen ist folgender: Tafel I. Contrado del Monte in Urbino (R.'s Geburtshaus). II. Altarblatt der Familie Buffi, nach einem Gemälde von *G. Santi*. III. Rafael im Alter von drei und neun Jahren, nach Gemälden von *G. Santi*. IV. Rafael Santi, nach einer Zeichnung von ihm selbst. V. und VI. Rafael Santi, nach einem Gemälde von ihm selbst. Rafael's Geliebte, nach einem Gemälde R.'s. VII. Giuliano de' Medici, nach einem Gemälde R.'s. VIII. Crucifix in der Galerie des Cardinals Fesch, nach einem Gemälde R.'s. IX. Die Vision eines Ritters, nach einem Gemälde R.'s. X. Christus auf dem Oelberg, nach einem Gemälde R.'s. XI. Altarblatt der Familie Ansidei, nach einem Gemälde R.'s. XII. Fac-simile eines Sonetts von R. XIII. und XIV. Façade des Palastes R.'s, nach seinem Plane von Bramante erbaut. Grundriss der Peterskirche nach R.'s Plan.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Neuigkeiten.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Geschichte der Geometrie, hauptsächlich mit Bezug auf die neueren Methoden. Von ***Chasles.*** Aus dem Französischen übertragen durch Prof. **Dr. *L. A. Sohncke.*** Gr. 8. 3 Thlr.

Kämtz, L. F., Lehrbuch der Experimentalphysik. Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

C. Plinii Caecilii Secundi ***Epistolarum delectus.*** Mit Anmerkungen von ***G. A. Herbst.*** Gr. 8. 18 Gr.

Binnen Kurzem erscheinen ferner:

Kämtz, L. F., Vorlesungen über Meteorologie. Mit 5 lithographirten Tafeln. Gr. 8.

Pauli ad Romanos epistola. Recensuit et cum commentariis perpetuis edidit ***C. F. A. Fritzsche.*** Tomus II. 8maj. 2 Thlr. 12 Gr.

Halle, im September 1839.

Gebauer'sche Buchhandlung.

Bei **Weise** und **Stoppani** in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
äußerlichen Heilmittel,
ihre
Eigenschaften, Wirkungen auf den menschlichen Organismus und Anwendung,
für
praktische Ärzte und Wundärzte,
von
Dr. W. F. Hahn.

Geheftet. Preis 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Der Zweck, den sich der Verfasser vorgesetzt hat, durch Zusammentragen und Ordnen der äußerlichen Heilmittel der ältern und neuern Zeit einem vielseitig gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, und denjenigen praktischen Ärzten und Chirurgen in kleinern Städten und Dörfern, welche das Anschaffen größerer Werke scheuen, ein Buch an die Hand zu geben, wodurch ihnen ihre schwierige Praxis erleichtert wird, möchte wol durch die Classification der Mittel, wobei mehr auf praktische Brauchbarkeit als auf theoretisches System Rücksicht genommen wurde, und durch das angehängte, möglichst vollständige Register erreicht worden sein.

Wir können daher dieses Werk dem medicinischen und chirurgischen Publicum um so mehr empfehlen, als es an Reichhaltigkeit alle bisher erschienenen Werke über diesen Zweig der Medicin übertrifft.

Digitized by Google

Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke!

Ariosto, Dante, Tasso,

in

Uebersetzungen von Karl Streckfuss.

Gesammt-Ausgabe letzter Hand in Einem Bande wie Goethe's, Schiller's, Körner's Werke.

Würdig reihen sich an die Klassiker der deutschen Nation die unsterblichen Dichtungen der Italiener. Wer möchte, wenn er jene in seiner Bibliothek besitzt, nicht auch diese neben ihnen aufgestellt wünschen; den heitern, phantasiereichen **Ariosto**, den schwärmerischen, glühenden **Tasso**, den tiefen, ernsten **Dante**; Dichtungen, welche seit Jahrhunderten schon Geist und Gemüth der Leser und Hörer erfüllt haben, welche schön und neu bleiben werden, so lange der Sinn für Hohes, Schönes und Edles noch der Menschen Brust belebt; mit einem Worte: **ewige Gedichte!**

Über die Meisterhaftigkeit der **Streckfuß**'schen Übersetzungen etwas zu sagen, ist überflüssig.

Zunächst erscheint **Ariosto's** Rasender Roland nebst den fünf Gesängen in einer **zweiten**, nicht nur durchaus überarbeiteten, sondern mehr als zur Hälfte ganz neu bearbeiteten Ausgabe letzter Hand. Eine Biographie des Dichters wird dem Texte vorangehen, ein Leitfaden durch das ganze Epos ihm nachfolgen. Ihm schließen sich **Dante's** Göttliche Komödie und **Tasso's** Befreites Jerusalem in **dritten** nochmals verbesserten Ausgaben an, und auch bei diesen werden die biographischen und historischen Einleitungen, und bei dem ersten die nöthigen Anmerkungen und Erläuterungen nicht vermißt werden.

Druck und Papier werden den Gesammt-Ausgaben von **Goethe, Schiller** und **Körner** in Einem Bande gleichen.

Um den hohen Genuß dieser unsterblichen Werke durch möglichst billige Bedingungen auch den weitesten Kreisen zu gewähren, eröffnen wir hiermit eine Subscription in zwei Abtheilungen und in Lieferungen,

die Lieferung zu 15 Sgr. = 12 Gr. = 45 Kr. Conv. Mal.

Ariosto, welcher, wie oben bemerkt, zuerst erscheint und dessen Druck bereits begonnen hat, wird die **erste Abtheilung** bilden und aus **sechs** Lieferungen bestehen. Die **zweite Abtheilung**, von ziemlich gleicher Stärke, enthält **Dante** und **Tasso**. Bis Ende des Jahres 1840 wird das Ganze vollendet sein.

Jede gute Buchhandlung nimmt Subscription an.

Halle, den 1. October 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Ornithologisches Prachtwerk.

In der **Balz**'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist soeben erschienen und in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Abbildungen der VÖGEL EUROPAS.

Herausgegeben, gezeichnet und in Stahl gestochen von den Künstlern

Susemihl und Sohn.

Text nach *Temminck* und andern Ornithologen und mit Beiträgen von bewährten Naturforschern bearbeitet von Dr. *Gergens*. In 50 monatlichen Lieferungen, jede mit 3 gemalten Tafeln und dem nöthigen Texte, jede Tafel 1—4 Vögel. Subscriptions-Preis einer Lieferung: Lexikon-Octav 16 Gr., oder 1 Fl.

Quart-Ausgabe 22 Gr., oder 1 Fl. 24 Kr.

Da die bis jetzt erschienenen Werke über die Vögel Europas entweder veraltet, nicht vollendet, sehr theuer oder billig und schlecht sind, so glauben die Herausgeber kein undankbares Unternehmen begonnen zu haben. — Die Abbildungen sind in schöner Ausführung gleich denen in der bekannten Darmstädter Ornithologie, durch die der Name Susemihl seinen Ruf als Darsteller der Vögel begründet hat.

Dieses Werk bildet nicht nur ein für sich bestehendes Ganze, sondern es können die prachtvollen Tafeln desselben zu Temmink, sowie zu jeder andern Beschreibung europäischer Vögel mit Erfolg gebraucht werden; auch eignen sie sich zu Wand- und Zimmerzierden.

Der ausführliche Prospect, sowie die erste Lieferung des Werkes können in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen eingesehen werden.

Von dem in meinem Verlage erscheinenden Werke:

Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil nach unedirten Malereien, Bronzen, Mosaiken u. s. w. Gestochen von *H. Roux* und *A. Bouchet*. 200 Lieferungen in gr. 8. Mit 800 Kupfern und erläuterndem Texte;

versandte ich heute an alle Abnehmer die **53ste – 60ste Lieferung.** Monatlich erscheinen vier Lieferungen, deren jede 5 Gr. kostet.

Hamburg, den 22. October 1839.

Johann August Meißner.

Deutsche Vierteljahrs-Schrift. 3. Heft.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

October — December 1839.

Inhalt:

Das Salinenwesen in Deutschland vorzüglich in polytechnischer Beziehung. Von F. v. Albertl. — Zunftwesen und Gewerbefreiheit, mit Ansichten über Vermittelung, Übergang und Reconstruction. — Über die Ursachen der Bewegung des Courses der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. Von Dr. Fr. Schmidt. — Nationalität und Kosmopolitismus. Von W. Menzel. — Beleuchtung des zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags. Von H. F. Ostander. — Die Baukunst in Deutschland. — Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit. Von Dr. W. B. Mönnich. — Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland. — Protestantismus und Kunst. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. Von Grund. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der drei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5, 6, 7 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Über den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Über die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Über die Lesevereine in Deutschland. — Über den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Über ehetoelsche Impeovisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Ärzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

VII. Über das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Über den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Über die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwickelung der neuesten Zeit. — Über die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 Fl., oder 7 Thlr. 8 Gr.

Diese Zeitschrift, die sich seit ihrer Erscheinung des ungetheiltesten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der ersten Gelehrten zu erfreuen hat, wird auch nächstes Jahr fortgesetzt werden.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Bei **B. G. Teubner** in Leipzig wird, wie die bereits an alle Buchhandlungen Deutschlands und der benachbarten Länder versendeten Prospecte und Subscriptionseinladungen verheißen, bis Mitte Mai 1840 erscheinen:

Die Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung von Dr. **Karl Falkenstein**, königl. sächs. Hofrathe, Oberbibliothekar ꝛc. ꝛc. in Dresden,

ein Werk, welches sich ebenso durch die Gesinnung und den Zweck, die es hervorrufen, als durch die Art, wie es ausgeführt wird, den Gebildeten allüberall dringendst empfiehlt. Es soll das **400jährige Geburtsfest der Buchdruckerkunst** verherrlichen und dabei einen hochwichtigen Zweig der europäischen Culturgeschichte mit dem durchdringendsten Lichte erhellen. Es umfaßt darum die Buchdruckerkunst in ihrem ganzen Umfange, von ihren rohesten Anfängen in ganzen Holztafeln bis herab auf die Ornamentenplatte mit Gold- und Silber-, Farben- und Congrevedruck, von der Holzschneide- bis zur Guillochirkunst, ihre Verbreitung von Deutschland bis auf die Inseln des Südmeeres, ihre Anwendung auf einzelne besondere Künste, Disciplinen ꝛc. — und der Verf., Herr Dr. Falkenstein, ist zu dem Allen mit den ausreichendsten Mitteln versehen; es erscheint endlich im Äußern als ein Prachtwerk, das alle Fortschritte der Typographie zur Schau stellt — und dürfte sich daher, ein Denkmal begeisterter Theilnahme an dem merkwürdigsten und erhebendsten Feste unserer Zeit, als willkommene Festesgabe des allgemeinen Beifalls erfreuen.

Leipzig, im October 1839.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Napoleon
in
Belgien und Holland
im Jahre 1811
von
Charlotte von Sor,
Verfasserin der Erinnerungen des Herzogs von Vicenza.
Aus dem Französischen
von
Dr. Wilh. Franke.

2 Bde. mit Vign. (Leipzig, **Kollmann.**) 2 Thlr.

Die Reise des Kaisers längs der Küste im Jahre 1811 ist eine der interessantesten Thatsachen jener Zeit, und nach niegend beschrieben. Unmittelbar auf diesen letzten Triumphzug folgten so schreckliche Ereignisse, daß die Erzählung derselben auf den düstern Blättern, welche die Geschichte des großen Napoleon beenden, keinen Platz finden konnte.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich von Smitt's
Geschichte
des
Polnischen Aufstandes und Krieges
in den
Jahren 1830 und 1831.

Nach authentischen Quellen dargestellt.

Theil 1 und 2. Mit 7 Schlachtplänen und 15 Tabellen.
Lex. 8. Preis 6 Thlr

Eins der wichtigsten Ereignisse unserer Gegenwart, der letzte Versuch der Polen, ihr Staatsleben aan dem des russischen Kaiserreiches loszureißen, ist bis jetzt noch ahne eine genügende Darstellung geblieben. In strategischer Beziehung ist hier und da Einzelnes bekannt gemacht warden, jedoch ohne Zusammenhang, in Blätteen, welche dem größern Publicum anzugänglich sind; Anderes van allgemeiner Tendenz ist unzuverlässigen Quellen entnommen und nue in flüchtiger Weise bearbeitet. Das obengenannte Werk schöpft dagegen aus den sichersten Quellen derjenigen Seite, welche bisher ein tiefes Stillschweigen über den Hergang dee Dinge beobachtet hat, aus offiziellen russischen Angaben und aus den Papieren des Generalstabes der kämpfenden Armee, deren Einsicht dem Verf. aerstattet wurde. Außerdem war derselbe durch seine Lage insafern begünstigt, als er sich währeud des Feldzuges in der Nähe des Oberfeldherrn befand uad des Vertrauens dee ausgezeichnetsten Offiziere der russischen Armee sich erfreute. Hierbei hat sich indeß der Verf. nicht begnügt, er hat nicht nur, was irgendwie bekannt gemacht warden, gewissenhaft benutzt, sondern auch außerdem offizielle Actenstücke übee die bisher fast ganz unaufgehellten Thatsachen dee Aufstäade in Lithaaen, Valhynien und Podolien zu seiner Darstellung einsehen können. So wird diese Arbeit des Verf., dee seine Materialien mit Fleiß nnd Ausdauee zusammengestellt nnd zu einem lebendigen Gesammtbilde vereinigt hat, nicht blos für den Staatsmann, dee sich über die Gründe, den Zusammenhaag und das Wesen des polnischen Aufstandes zu unterrichten hat, nicht blos dem Militair, dem es am eine genaue Einsicht in die Operationen, die Stärke dee Armee, die nähern Resultate und das Detail der Gefechte zu thun ist, eine willkommene und unentbehrliche sein, sandern auch dem größeen Publicum die besten Aufschlüsse nad die genaueste Belehrung in ansprechender Weise an die Hand geben. Der Verf. beginnt mit der Herstellung des Königreichs Polen auf dem wiener Congresse, schildert dessen Zustand unter der russischen Herrschaft, untersucht den Grund oder Ungrund der angeblichen Beschwerden der Polen, schildert den Aufstaad in Warschau und dessen Folgen, die Zusammenberufung des Reichstages, die Vorbereitungen zum Kriege und schließt din ersten Baad mit der Darstellung der Kriegsereignisse, die bis zu dea nächsten Resultaten der Schlacht von Grochew erzählt werden. Der zweite Band beginnt mit den glücklichen Erfolgea dee Polen, schildert den Beginn der Aufstände dee östlichen Provinzen, Dwernicki's Zug nach Podalien, Skrzynecki's Expedition gegen die Gaeden, die Schlacht bei Ostrolenka, Gielgud's Unternehmungen in Lithaurn, sowie die in derselben Zeit fallenden innern und äußern politischen Bemühungen dee Polen und schließt mit dem Tode des Feldmarschalls Diebitsch. Dee dritte Band wird das Werk bis zur Einnahme Warschaus fortführen. Überall schildeet der Verf. mit lebendigen und eindringenden Zügen, in fließender und gebildeter Schreibaet, sein Urtheil ist besonnen und leidenschaftslos, wie er es sich denn überhaupt zur Aufgabe gemacht hat, mit möglichstre Unparteilichkeit das Getriebe der Parteien uad die Maßnahmen beidee Seiten zu beleuchten.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint nächstens eine Schrift unter dem Titel:

An die Evangelische Geistlichkeit Deutschlands,
insbesondere des Herzogthums Altenburg.

Dieselbe wird diese ganze Angelegenheit, nachdem sie einen äußerlichen Abschluß durch die bekannten akademischen Gutachten erreicht, einer umfassenden Prüfung unterwerfen, wie sie dem gegenwärtigen Stand dee Wissenschaft angemessen ist. Mit der von Altenburg aus durch Herrn Dr. jur. Ormme angekündigten Gesammtdarstellung nach juristischem Gesichtspunkt dürfte dieselbe um so wenigee collidiren, als sie sich allein auf das theologisch-kirchliche Gebiet, dem diese Sache zunächst und zuerst angehört, beschränken wallte. Diese Schrift wird circa 4 bis 5 Bogen gr. 8. à 2½ Sgr. umfassen.

Leipzig, October 1839.

W. Engelmann.

Durch uns ist von allen Buchhandlungen zu beziehen:

Histoire
des Wandales
depuis leur première apparition sur la scène historique jusqu'à la destruction de leur empire en Afrique,

accompagnée de recherches sur le commerce que les états barbaresques firent avec l'étranger dans les six premiers siècles de l'ère chretienne.

Par
Louis Marcus,
homme de lettres.

2me édition. In-8. Paris. 2 Thlr. 21 Gr.

Der Verfasser hat in diesem Werke sehr ausführlich die Geschichte der Wanderungen der Wandalen, ihrer Eroberungen und ihrer Kriege mit dem ost- und weströmischen Kaiserthume behandelt, zugleich versucht, genau die innern Einrichtungen des wandalisch-afrikanischen Staats zu schildern, sowie auch den Culturzustand dee Römer und der Mauren bei und nach der Ankunft der Wandalen in Afrika. Zugleich gewährt es eine vollständige Übersicht von dem Handel der Barbareskenstaaten mit Ägypten, Asien and Europa in den ersten sechs Jahrhunderten dee christlichen Zeitrechnung aus griechischen, lateinischen und arabischen Quellen.

Leipzig, im October 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In meinem Verlage ist jetzt vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.
Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt*
besorgt und herausgegeben
von
***Dr.* Friedrich Jakob Behrend.**

Sechs Lieferungen.
Tafel I—XXX und Text Bogen 1—24, nebst Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt.
Gross-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten bildet die erste Abtheilung der **Ikonographischen Encyklopädie**, die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Dieffenbach*, Leibarzt Dr. *Grossheim*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt.

Die nächsten Abtheilungen werden die **Knochenbrüche und Verrenkungen** (nicht colorirt) und die **Syphilis** (colorirt) enthalten und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Des Dichters Waiblinger Werke.

Soeben verliessen die Presse und wurden an alle soliden Buchhandlungen Deutschlands, der östreichischen Staaten, der Schweiz und der angrenzenden Länder versandt:

Wilhelm Waiblinger's
gesammelte Werke.
Mit des Dichters Leben, von **H. von Canitz**, seinem Bildniß und Facsimile. 1. 2. Band à 14 Gr.
Im Schillerformat.
Verlag von **Georg Heubel** in Hamburg.

Erste rechtmässige Ausgabe letzter Hand.

Ein Jahrzehnd ist schon seit dem Tode Waiblinger's verflossen, dieses reichbegabten und kräftig strebenden Jünglings, aber doch wird Mancher, den seine Muse ergötzte, gern wieder an seine Erzählungen aus Griechenland, seine Blüten aus Rom und sein Taschenbuch aus Italien erinnert werden.

Diese Erzeugnisse seines originellen und kräftigen Geistes sollen mit noch vielen weniger bekannten, obgleich nicht minder verdienstvollen Aufsätzen: Berichte aus Rom, Beschreibungen mancher Gegenden Italiens, Biographien, Schauspiele, Gedichte und Auszüge aus seinem Tagebuche, mit andern noch ungedruckten, hier zusammen in passlicher Auswahl und Ordnung vereinigt werden.

Die Biographie seines vielbewegten Lebens, zu der bisher unbenutzte Quellen zu Gebote standen, wird mit seiner Autobiographie zum Verständniß seiner selbst wie seiner Schriften das Ihrige beitragen, und so darf, verbunden mit einem anständigen Äußern, der Verleger wol auf eine beifällige Aufnahme hoffen. Die Anzahl der Bände wird acht nicht überschreiten.

Bei **Dennig, Finck & Comp.** in Pforzheim ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten zu haben:

Die Staatsmänner
während der
Regierungs-Epoche Georg's III.
Mit
Bemerkungen über Parteikämpfe
und
einem historischen Anhang.
Aus dem Englischen
des
Henry Lord Brougham.

Erster Band.

Das deutsche Publicum erhält hierdurch ein Werk, das die größten Männer, die England je hervorgebracht hat, in der denkwürdigsten Epoche der Weltgeschichte schildert. Bürgt nicht schon der Name des berühmten Verfassers, dessen großer parlamentarischer und literarischer Ruf für die Trefflichkeit der Skizzen, so muß doch die Zeit, aus welcher die staatsmännischen Biographien genommen sind, die ungetheilteste Aufmerksamkeit unserer Staatsmänner und Politiker im höchsten Grad in Anspruch nehmen.

Preis per Band **2** Thlr., oder **3** Fl. **30** Kr.
Mit zwölf feinen **englischen Stahlstichen**:
Lord Chatham, Lord Mansfield, Sir William Grant, Edmund Burke, Charles James Fox, William Pitt, Erskine, Wilberforce, George Canning, Franklin, Friedrich II., Kaiserin Katharina,
per Band **4** Thlr., oder **7** Fl.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Das Reich der Geister

nach den

Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker.

Zur

Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt.

Bearbeitet und herausgegeben

vom

Grafen ***

1ster Theil. (Leipzig, **Kollmann.**) 1/3 Thlr., oder 54 Kr.

Die Aufgabe des Herausgebers ist: die allerdings stattfindende Verbindung des Erdenbürgers mit einer höhern Welt darzuthun, und die Wirksamkeit geistiger Wesen auf der Erde nicht nur als möglich, sondern auch durch Thatsachen der verschiedensten Art als hinlänglich erwiesen darzustellen.

Bei L. Fernbach jun. in Berlin ist erschienen:

Angely, L., Paris in Pommern oder die seltsame Testaments-Clausel. Vaudeville-Posse in 1 Act, mit Gedeman's Bildniß als Heimann Levi. 8 Gr.

— — Vaudevilles und Lustspiele. 3ter Band. Berlin, 1834. Zum herabgesetzten Preise 12 Gr.

Das Buch der entschleierten Geheimnisse oder Sammlung zweiundsiebenzig nützlicher Mittel, nebst einem Anhange. 5te Auflage. 1839. 1 Thlr.

Heinemann, Dr., Allgemeines Archiv des Judenthums oder Jebidja, neue Folge, jedes Heft 12 Gr.

Moll, F. E., Neue gemüthliche Polterabendscherze mit gleichzeitiger Berücksichtigung silberner und goldener Hochzeitsfeste, nebst einer Reihe neuer Hochzeits- und sonstiger Gelegenheitsgedichte, auch Gegenständen zu Sylvester und Fastnacht. Mit einem illuminirten Titelkupfer. 1839. 1 Thlr.

— — Berliner Einfälle à la Nante Strumpf. 2 Hefte. 1838. 4 Gr.

— — Fünf Travestien in Berliner Volksdialekt. 3te Auflage. 1839. 4 Gr.

Pleßner, S., Die apokryphischen Bücher ins Hebräische übersetzt. 1ster Band. 1833. 1 1/3 Thlr.

— — דת משה וישורון oder jüdisch-mosaischer Religionsunterricht für die israelitische Jugend. Ein für den öffentlichen, auch Privat- und Selbstunterricht sich eignendes Lehrbuch der Hauptwahrheiten und Lehren des Judenthums. 8. 1839. 1 Thlr.

— — Gotteshaus und Gemeinde in ihrer gegenseitigen Beziehung. Zwei Reden gehalten zur Einweihung der neuen Synagoge in Demmin. 1839. 4 Gr.

Ritter, Henriette, Kurzgefaßtes, aber deutliches und vollständiges Kochbuch. Den Jungfrauen, Hausfrauen, sowie allen Denen gewidmet, welche die feinsten und delicatesten Speisen des nördlichen und südlichen Deutschlands mit dem möglichst geringsten Kostenaufwande sicher und ohne Furcht des Mißlingens herstellen wollen. 2te Auflage. 1838. 10 Gr.

Vorschriften (Statuten) für den Mäßigkeits-Verein in Freienwalde a. d. O. 1838. 4 Gr.

Welgersheim, Dr. N., Das kalte Wasser für immer. Eine Abhandlung mit besonderer Berücksichtigung für höhere und hohe Behörden als Beschützer, Gebieter und Beförderer öffentlicher Heilanstalten und Sanitätsmaßregeln, sowie für Gönner der Wasserheilkunde und alle Diejenigen, denen das eigene Wohl und das ihrer Mitmenschen am Herzen liegt. 2te Auflage. 1839. 12 Gr.

Wiener, Dr. M., Selma, die jüdische Seherin. Traumleben und Hellsehen einer durch animalischen Magnetismus wiederhergestellten Kranken. 1838. 1 1/3 Thlr.

Zerrenner, J. F., Rechenbuch für Töchterschulen und Selbstunterricht. 1839. 16 Gr.

— — Exempeltafeln. 1839. 18 Gr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Schutzmittel für unsere Forsten, Fluren und Gärten, mit Berücksichtigung des Wein- und Hopfenbaues, gegen die Angriffe der ihnen schädlichen Thiere und die sie bedrohenden Krankheiten und Unfälle ꝛc. Ein unentbehrliches Handbuch für den Forst- und Landwirth, verfaßt von **Fr. Chr. Franz**, königl. sächs. Hofrath und Mitglied mehrerer gelehrten und ökonomischen Gesellschaften. 8. 28 Bogen, geh. in Umschlag 1 Thlr.

Es wird hiermit der Forst- und Landwirthschaft, dem Wein- und Hopfen-, dem Gemüse- und Blumenbau ein Werk dargeboten, welches nicht nur in Bezug auf Ökonomie und Technik den ausgedehntesten Ansprüchen Genüge leistet, sondern auch in Rücksicht auf Physik, Botanik, Entomologie ꝛc. neben den Schriften eines Oken, Schubert, Bechstein u. A. gerühmt zu werden verdient. Außerordentliche Übersicht und Sorgfalt im Sammeln und Ordnen der vielen und höchst verschiedenartigen Materialien, sowie musterhafte Deutlichkeit und Verständlichkeit im Vortrage jedes einzelnen Abschnitts und Artikels vollenden die Empfehlungswürdigkeit dieses wahrhaft gemeinnützigen Hand- und Hülfsbuches und werden vereint mit dem billigen Preise dazu beitragen, dieser ebenso populairen als wissenschaftlichen Schrift allgemeinen Eingang zu verschaffen.

Leipzig, im October 1839.

B. G. Teubner.

In unserm Verlage erschien und ist fortwährend durch alle soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

SHAKSPEARE'S

Mädchen und Frauen

mit Erläuterungen

von

H. HEINE.

Prachtausgabe in Einem Bande, in gr. 8.

15 von den besten Künstlern in London gestochene Portraits, mit Text, enthaltend.

Preis 8 Thlr.

Leipzig, im November 1839.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Geschichte Rußlands

von

N. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Erster Band. Erste Abtheilung.

Gr. 8. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Die Geschichte des östlichen Europas, namentlich die verwickelten Verhältnisse zwischen Rußland und Polen sind uns dem Wesen nach bis jetzt hauptsächlich durch polnische Schriftsteller bekannt, was auf die Beurtheilung desselben nothwendig einen einseitigen Einfluß haben mußte. Länger als man gewöhnlich glaubte, dauerte der Antagonismus zwischen Polen und Rußland, und vor 200 Jahren war Polen nahe daran, in Rußland dieselbe Rolle zu spielen, wie jetzt Rußland in Polen. Zur unparteiischen Würdigung der Geschichte ist darum die Kenntniß russischer Werke unerläßlich, und zur richtigen Beurtheilung selbst der neuesten Geschichte durchaus unentbehrlich. Karamsin's glänzendes, aber vielfach der Kritik ermangelndes Werk wirkte hierzu vergleichungsweise wenig, und nach ihm ist Manches für Kenntniß der russischen Geschichte geschehen, was gar nicht, oder nur sehr fragmentarisch zur Kenntniß der deutschen Lesewelt kam. Ustrialow hat das unbestrittene Verdienst, die mannichfachen Vorarbeiten seiner Landsleute fleißig benutzt zu haben, und sein Werk ist darum das Resultat der neuen Geschichtsforschung Rußlands. Schon in diesem Sinne ist es höchst lehrreich, und kein gleichgültiger Umstand ist es, daß der russische Minister des öffentlichen Unterrichts dasselbe zum Handbuch den höhern Unterrichtsanstalten bestimmte. So wird es durch den Einfluß des Geistes, in dem es geschrieben ist, selbst wieder zu einem nicht unbedeutenden historischen Moment und verdient nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Das Original soll vier Bände umfassen, von denen bis jetzt drei erschienen sind. Die ersten Bände führen die Geschichte von der Gründung des russischen Staats durch Rurik bis auf Peter den Großen, die beiden letzten sollen sie bis auf den Tod Alexander's I. herabführen. Die obenangezeigte Lieferung umfaßt den ersten russischen Band, die zweite, die demnächst erscheinen und mit der ersten Einen Band ausmachen soll, beendigt also die alte russische Geschichte vor Peter dem Großen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **C. Reichardt** in Eisleben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

100 Musterblätter für Zeichner.

Neueste und vollständige Zeichnenschule für Lehrer und zum Selbstunterricht.

Von **Otto Warmholz.**

100 Blättee Imperialquartformat. 4 Thlr. = 7 Fl. 12 Kr. Rhein.

Systematische Zeichnenschule

für Zeichnenlehrer, sowie für alle Die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen. 72 Vorlegeblätter, enthaltend: die Anfänge des Zeichnens — das Blumenzeichnen — das Fruchtzeichnen — das Thierzeichnen — das Zeichnen menschlicher Figuren — das Landschaftszeichnen.

Von **Otto Warmholz.**

2te verbesserte Auflage. Royalquaet. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Ke. Rhein.

☞ Dies Werk ist auch in 6 einzelnen Abtheilungen, jede zu ⅓ Thle. = 36 Ke. Rhein. zu haben.

Die vielen und alle bis jetzt über die Warmholz'schen Zeichnenwerke erschienenen Beurtheilungen räumen denselben unter allen vorhandenen ähnlichen Werken wegen des großen Fleißes, den der Herausgeber auf jedes Blatt und auf jede einzelne Figur verwendete, sowie wegen der zweckmäßigen Anschaffung und Aufeinanderfolge des Stoffes, den ersten Rang ein. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß nach kurzer Zeit die erste Auflage der Zeichnenschule vergriffen war. Diese neue Auflage entspricht auch in der äußern Ausstattung allen Anforderungen, die ein gesteigerter guter Geschmack stellen kann. — Die jetzt erst neu herausgegebenen 100 Musterblättee (die ebenfalls eine systematisch geordnetz vollständige Zeichnenschule bilden) bieten ganz besonders dem Lehrer einen reichen Schatz von Vorlagen, die geeignet sind, den Unterricht zu erleichtern und den Schüler angenehm zu fesseln. Lithographie, Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. October. Ne. 340—343.

Nr. 340. *Die Improvisatoren. Der Escurial. *Ostereier. Die Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Das Gangesdelta oder die Sunderbunds bei Kalkutta. Maschine zum Abdrucken des Gesichts und anderer Gegenstände. *Der Herzog von Buckingham. — **Nr. 341.** *Moritz, Graf von Sachsen. Die Insel Taiti. Bruchkranke in Frankreich. *Noch etwas über Taucherapparate. Die Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. (Fortsetzung.) Der große Hundemörder. — **Nr. 342.** *Alexander der Große. *Die borromeischen Inseln. Die Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. (Beschluß.) *Der Leiterweg bei Albinen. — **Nr. 343.** *Das Landeckthal in Tirol. Die große Wasserleitung in Lissabon. *Die Höhlen von Mastricht. Alexander der Große. (Beschluß.)

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehee Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thle. 8 Ge.

Leipzig, im October 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten

Periodologie

oder

die Lehre

von den

periodischen Veränderungen im Leben des gesunden und kranken Menschen

von

D. *A. M. Baumgarten-Crusius.*

Gr. 8. 2 Thlr.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei **Ed. Heynemann** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Italien

wie es mir erschienen ist.

Von

A. G. Eberhard.

2 Bände in 8. Brosch. Preis 2 Thlr.

Diese neueste Schrift des rühmlichst bekannten Verfassers — das Resultat scharfer unparteiischer Beobachtung und geistreicher Kritik — reihet sich den frühern Erzeugnissen desselben würdig an, und dürfte wol als Beitrag zur richtigen Beurtheilung Italiens, sowie als interessante Unterhaltungslectüre, gleiche Empfehlung verdienen.

Für angemessene äußere Ausstattung hat der Verleger bestens Sorge getragen.

Bei **Wilh. Besser** in Berlin sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pascal, Bl., Theologische und philosophische Werke. Aus dem Französischen übersetzt von *K. A. Blech,* Prediger in Danzig. In 3 Theilen. Mit einem Vorwort von Dr. *August Neander.* Erster Theil. (Gedanken über Religion etc.) 8. Brosch. Preis 1 Thlr.

In einer neuen, mit treuer Sorgsamkeit gearbeiteten Übersetzung erscheint hier der 1ste Band der theologischen und philosophischen Werke Pascal's, der 2te und 3te Band (die „Provinzial-Briefe" und die vermischten Schriften enthaltend) folgen bald. Der innere Werth wie die äussere Ausstattung dieser deutschen Ausgabe werden gewiss alle Freunde des grossen Mannes befriedigen.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.

Neuntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Belagerung von Varna im Jahre 1828. Mit einem Plane. II. Der Feldzug im Jahre 1675 in Deutschland. III. Die Feldzüge der Östreicher in Corsica. (Schluß.) IV. Literarische Anzeige. V. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—38 jeder 8 Thlr. Sächs.

Auch im Jahre 1840 wird diese nicht nur für Militairs, sondern auch für Freunde der Geschichte höchst interessante Zeitschrift wie bisher und um denselben Preis erscheinen.

Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ⅓ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 21. October 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei **Julius Wunder** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. Cornelii Taciti historiarum libri quinque. Textum recognovit, animadversionibus instruxit ***Theoph. Kiesslingius.*** 1 Thlr. 6 Gr.

Die Verdienste des Herrn Prof. Dr. Kießling, Rector an der Stiftsschule in Zeitz, um Philologie, besonders durch die frühern Ausgaben von Taciti annales und Taciti, de situ, moribus et populis Germaniae libellus, sind jedem Philologen zu sehr bekannt, als daß es bedürfte, auf dieses mit überaus reichhaltigen Anmerkungen und Erläuterungen versehene Werk besonders aufmerksam zu machen.

In der **Balz**'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Vergleichende Ideal-Pathologie.

Ein Versuch, die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen. Von ***K. B. Hoffmann,*** k. bair. Kreismedicinalrathe. Zweite Ausgabe. Gr. 8. 44 Bogen Velinpapier. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Leben und Briefwechsel

Georg Washington's.

Nach dem Englischen des

Jared Sparks

im Auszuge bearbeitet.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieser Auszug aus dem Werke des Herrn Sparks, das in zwölf Bänden erschien, wurde im Einverständniß mit dem Verfasser nach der Angabe des Herrn von Raumer bearbeitet. Die Biographie ist vollständig gegeben, dagegen aus den Schriften nur das für die Geschichte und die Charakteristik Washington's Wichtigste ausgehoben worden.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Sechszehntes Heft, Ysstein bis Zusti.

Druckpapier 8 Gr.; Schreibpapier 12 Gr.; Velinpapier 18 Gr.

Ysstein (Joh. Adam v.). — **Jacck** (Heinr. Joachim). — **Jacobi** (Jak.) — **Jahn** (Joh. Christian). — **James** (George Payne Rainsford). — **Jameson** (Anna). — **Janin** (Jules). **Jarke** (Karl Ernst). — **Jasmin** (Jacques). — **Jaspis** (Lebrecht Siegmund). — **Jaup** (Heinr. Karl) — **Jelowicki** (Familie). — **Jerdan** (William). — **Johann** Nepomuk Maria Joseph (Herzog zu Sachsen). — **Johnson** (Richard). — **Jouard** (Edmond François). — **Jordan** (Joh. Ludw. v.). — **Jordan** (Sylvester). — **Jorg** (Joh. Christian Gottfried). — **Joseph** Friedrich Ernst Georg Karl (Herzog von Sachsen-Altenburg). — **Juden.** — **Julius** (Nik. Heinr.). — **Junges Deutschland.** — **Junges Europa.** — **Jussieu** (Adrien Henri Laurent de). — **Jussuf-Bei.** — **Juste milieu.** — **Justi** (Karl Wilh.). — Nachtrag: **Herrnhuter.** — **Kölner Angelegenheit.**

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das

Stadt- und das Landrechtsbuch

Ruprecht's von Freysing.

Nach 5 Münchner Handschriften.

Ein Beitrag

zur Geschichte des Schwabenspiegels.

Von

G. Lud. v. Maurer,

k. bair. Staats- und Reichs-rath, Ritter etc.

Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Dieses Rechtsbuch liefert einen wichtigen Beitrag zur Entstehung und Ausbildung der Rechtsbücher überhaupt, sowie zur Geschichte des sogenannten schwäbischen Landrechts insbesondere. Zuerst ein Rechtsbuch für die Stadt Freysing, wobei jedoch schon der Einfluß des schwäbischen Landrechts vorherrschend ist. Später allerlei Zusätze, großentheils wieder aus derselben Quelle. Noch später eine Verbindung mit den bis dahin getrennten, in den stiftischen Landen jedoch geltenden und sehr wahrscheinlich von demselben Verfasser herrührenden schwäbischen Landrechte und zuletzt gar eine völlige Verschmelzung des Stadt- und des Landrechts zu einem einzigen Rechtsbuche für Stadt und Land. Dies sind die aus der Vergleichung der verschiedenen Handschriften sich ergebenden Resultate, die um so erfreulicher sind, da sie von dem Stifte Freysing gaben, was bisher noch kein anderes deutsches Territorium in dieser Art und in dieser Ausdehnung gehabt hat, nämlich eine vollständige Geschichte der Rechtsbücher seit ihrer Entstehung bis zum Anfange einer neuen Zeit, welche mit so vielen Alten auch die Rechtsbücher nach und nach zuerst untergraben und sodann für eine lange Zeit in fast gänzliche Vergessenheit gebracht hat.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Hagenbach, Dr. K. R. (Prof. in Basel), Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation. 4ter Theil. A. u. d. Titel: Der evangelische Protestantismus in seiner geschichtlichen Entwickelung u. s. w. 2ter Theil. Vom dreißigjährigen Krieg bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Pfitzer, Dr. F. E., Die Grafen von Kyburg. Gr. 8. 18 Gr.

Leipzig, den 1. November 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Wilh. Besser** in Berlin sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Franke, C., Fasti Horatiani. Accedit epistola *Caroli Lachmanni*. Brosch. Preis ⅚ Thlr.

Richter, J., De Aeschyli, Sophoclis, Euripidis interpretibus Graecis. Brosch. Preis ½ Thlr.

Digitized by Google

Bei **H. L. Brönner** in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Europa im sechszehnten Jahrhunderte,

oder Materiallien zum mündlichen Übersetzen aus der deutschen in die lateinische Sprache, nebst einer Methodik dieses Unterrichts, von Dr. **H. W. Benfen.**

19½ Bogen. 8. 1839. 1 Thlr.

Von der Ansicht ausgehend, daß dem Schüler weder eine spielende noch zu trockene Unterrichtsweise fromme, und daß mündlicher Sprachunterricht die Aufmerksamkeit lebendiger anrege als blos schriftlicher, übergibt hier der Verfasser der Schule ein Buch, dessen Inhalt sehr belehrend und anziehend ist, und das sich seiner Sprache nach über alle Lebensverhältnisse und Zweige des Wissens erstreckt. Es enthält zugleich eine solche Fülle von sprachlichen Anmerkungen, daß der Schüler mit gehöriger Anwendung der gegebenen Methodik in kurzer Zeit gewiß bedeutende Fortschritte in der lateinischen Sprache machen wird.

Das Besserungs-System,

oder der gegenwärtige Zustand des Gefängnißwesens in den Vereinigten Staaten, in der Schweiz, in England und in Belgien, nach dem Französischen des Eduard Ducpetiaux, Generalinspectors der Gefängnisse Belgiens, frei bearbeitet und mit einer Abhandlung des Karl Lucas, Generalinspectors der Gefängnisse Frankreichs, über den sittlichen Einfluß der Bildung des Volkes auf die Verminderung der Verbrechen, herausgegeben von **Konrad Samhaber,** Assessor des königl. bair. Appellationsgerichts von Unterfranken und Aschaffenburg.

11½ Bogen. 8. 1839. 17 Gr.

Dieses interessante Schriftchen liefert sehr wichtige Beiträge zu der in neuerer Zeit besonders angeregten Frage über die Verbesserung der Gefängnisse und die dadurch mit Sicherheit zu erzielende Verminderung der Verbrechen, und ist daher dem Staatsmann, Rechtsgelehrten und überhaupt jedem gebildeten Staatsbürger zu empfehlen.

Dictionary

of the english and german languages. In two parts. Carefully corrected and augmented, the irregular parts of the english verbs inserted in their proper plans together with a concise account of the heathen deities etc. and a supplement, containing the variations of the german irregular verbs, simple and compound, by

C. Will.

The 3d stereot. edit. 62 Bogen. 8. 1839. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Von diesem als vorzüglich anerkannten Wörterbuche erscheint hiermit die 3te Auflage. Um die Anschaffung desselben zu erleichtern, ist der Preis möglichst billig gestellt worden.

Von **Karl J. Klemann** in Berlin ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Über die Gestalt und die Urgeschichte der Erde

von **K. Fr. Klöden,** Director ꝛc.

Zweite Auflage. Mit 8 illum. u. schwarzen Kupfern. 400 Seiten gr. 8. Gebunden. 1 Thlr.

Der allgemeinsten Verbreitung dieses dem Gelehrten wie dem Gebildeten gleich interessanten Werkes, dessen Werth der gefeierte Name des Verf. hinlänglich verbürgt, steht nunmehr, nachdem der Preis von 3⅓ Thlr. auf 1 Thlr. ermäßigt ist, nichts weiter entgegen. — Für die Besitzer der ersten Auflage sind die Vermehrungen der zweiten apart abgedruckt und für ⅓ Thlr. zu haben.

Soeben ist bei **Hinrichs** in Leipzig erschienen:

Bibliothek englischer Lustspieldichter. 2tes Bändchen: **Georg Farquhar's dramatische Werke,** deutsch bearbeitet und mit einem Vorworte von **Siegm. Frankenberg.** Inhalt: Das beständige Ehepaar. — Stutzerlist. 8. 1839. Velinpapier. 16 Bogen. Geh. 18 Gr.

Das 1ste, vor 4 Monaten erschienene Bändchen enthält: Sheridan's Nebenbuhler und St. Patrickstag. 21 Gr.

Die Klage über den Mangel deutscher echter Lustspiele hat mehre geschickte Übersetzer veranlaßt, die kernigen englischen Komödien möglichst treu zu übertragen. Bald sollen Foote, Garrick, Sheridan-Knowles u. A. in gleich guter Ausstattung erscheinen.

Jahreszeiten.

Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetesten Schriftsteller herausgegeben von **D. Marbach. Herbst 1839.** Mit Beiträgen von **L. Schefer, Henr. Hanke, R. Morning, Jachmann, Kahlert,** dem Herausgeber und einem ungenannten, aber dem deutschen Publicum wohlbekannten Dichter. 8. Velinpapier in elegantem Umschlag. 1 Thlr. 8 Gr.

Je später der Herbst eintrifft, desto frühre soll der Winter kommen, um die Freunde der schönen Literatur zu erwärmen.

Schulatlas der neueren Erdkunde

für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Foderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichtes bearbeitet und zusammengestellt von **Dr. C. Vogel,** Director der verein. Bürgerschulen zu Leipzig. Kl. Fol. 15 col. Blätter. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

ist soeben in einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage erschienen, nachdem derselbe sogleich beim ersten Erscheinen mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden war. Die ihm zu Grunde liegende Idee: die Verbindung der Geographie mit der Geschichte der Natur und Menschheit in ihrer Nothwendigkeit zu veranschaulichen — hat die Beistimmung aller stimmberechtigten Männer vom Fache, sowie der erleuchtetsten Unterrichtsbehörden Deutschlands erfahren. Namentlich hat dieselbe in Preußen Anerkennung und Anklang gefunden, weshalb sich auch der Herausgeber in Übereinstimmung mit der Verlagshandlung für verpflichtet achtete, die neue Aufl. mit der „Karte der preuß. Monarchie" zu vermehren, ohne den Preis des Ganzen zu erhöhen. — Den Gebrauch des „neuen Schulatlas" aber zu erleichtern, hat der Herausgeber in demselben Verlage ein besonderes „Hülfsbuch" erscheinen lassen (geb. 8 Gr.), welches unter Anderm auch „Winke zur Benutzung des Schulatlas" und eine genauere Erklärung der Randzeichnungen enthält.

Leipzig, im September 1839.

Hinrichs'sche Buchhandlung.

Empfehlungswerthes

historisches Werk

aus dem Verlage der

Buchhandlung Duncker und Humblot

IN BERLIN.

K. F. Becker's Weltgeschichte.

Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Zweiter Abdruck.

Herausgegeben

von

J. W. Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und R. A. Menzel.

14 Theile. Gr. 8. Ladenpreis 12 Thlr.

Mit königl. würtembergischem Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucksverkauf.

Wir zeigen dem Publicum hiermit an, daß, wie früherhin von uns bekannt gemacht worden ist, der Subscriptionspreis für Becker's Weltgeschichte seit dem 1. Juni aufgehört und der immer noch sehr wohlfeile Ladenpreis von 12 Thlr. für das Ganze von 350 Bogen eingetreten ist. Über Werth und Inhalt des Werkes bringen wir Folgendes in Erinnerung. Die ganze Literatur hat kein Werk aufzuweisen, dessen Zweck es wäre, das Ganze der historischen Entwickelung, die Ausbildung des Menschengeschlechts in allen Sphären, vorzugsweise aber im Leben der Völker und Staaten, auf bequeme und übersehbare Weise zu lebendiger Anschauung zu bringen. Aus diesem Gesichtspunkt haben Becker und die neuern Bearbeiter ihre Aufgabe aufgefaßt. Sie halten sich gleich weit entfernt von der langweiligen unübersehbaren Breite der ältern Weltgeschichten, wie von dem dürren Vortrage der Compendien, sie sind entfernt, die Ereignisse und die Thaten, sowie Die, welche dieselben ausgeführt, meistern zu wollen, sie lassen eben die Thaten geschehen und die Individuen handeln; sie nehmen keine Partei, sondern stellen Absichten und Zwecke der Parteien im Interesse der Wahrheit heraus und suchen den Leser mitten in die Ereignisse zu führen, den Gang der Entwickelung deutlich zu machen. Wie bedeutende Fortschritte in dieser neuen Ausgabe zur Vollendung der schweren Aufgabe, ein treues und lebendiges Bild der Weltgeschichte zu geben, gemacht sind, wie viel dieselbe in Hinsicht auf historische Genauigkeit, Vollständigkeit und tiefere Auffassung der Charaktere und Zeiten gewonnen habe, ist von der Kritik durch ihr Urtheil, vom Publicum durch seine Theilnahme an den Tag gelegt worden, und wenn das Becker'sche Werk einerseits als historische Encyklopädie benutzt werden kann, so hat es andererseits vor jedem Lexikon den Vorzug, daß es die Ereignisse und Personen ihrem Zusammenhange nicht entreißt, vielmehr dieselben im Lichte der ganzen Entwickelung zeigt. Überall sind zu diesem Zwecke die neuesten Forschungen, sowol über kleinere als größere Theile des historischen Gebietes, benutzt und so das Ganze verwebt worden, sodaß sich die Becker'sche Weltgeschichte durchaus auf dem Niveau des wissenschaftlichen Standpunktes befindet, welcher somit durch die ansprechende und lebendige Form der Darstellung nach dem größern Publicum, sowie der sich heranbildenden Jugend, zugute kommt und aus dem engern Kreise der gelehrten Forschung heraustretend, allgemeines Besitzthum wird. — Diese Weltgeschichte, deren äußere Ausstattung gewiß jeder Anforderung entspricht, ist zu dem oben angegebenen Ladenpreise in allen Buchhandlungen zu haben. — Zur Erleichterung der Anschaffung, oder wem mit dieser oder jener Abtheilung besonders gedient wäre, erbieten wir uns auch zur Ablassung in folgender Weise:

Alte Geschichte 3 Thle. 2½ Thlr. — Neuere Gesch. 5 Thle. 4½ Thlr.
Mittlere Gesch. 3 „ 2½ „ — Neueste Gesch. 3 „ 2½ „

Da wir es zugleich für eine Pflicht gegen die Besitzer der frühern Ausgaben dieser Weltgeschichte hielten, sie in den Stand zu setzen sich ihre Ausgaben bis auf die neueste Zeit zu ergänzen, so haben wir aus der vorangezeigten Ausgabe einen besondern Abdruck der **„Geschichte der Jahre 1815—32"** veranstaltet, unter dem Titel:

Becker's Weltgeschichte

Supplement-Band

zu allen frühern Ausgaben,

welcher zum Preise von 1 Thlr. in allen Buchhandlungen zu haben ist.

In Jonas' Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe aus Paris

von

Eduard Devrient,

königl. preuß. Hofschauspieler und Sänger.

Geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1839. Einundzwanzigsten Bandes viertes und fünftes Heft. (Nr. XVI, XVII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Thiersch' Taschenbuch der neuesten Zeit.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Taschenbuch der neuesten Geschichte

(früher herausgegeben von Dr. W. Menzel)

von

Friedrich Thiersch.

Geschichte des Jahres 1837.

Zweite Abtheilung.

Mit 4 Portraits: 1) Amalie, Königin von Griechenland. 2) Marie Christine, Königin von Spanien. 3) Don Carlos. 4) Rudhart.

12. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt:

Allgemeine Übersicht des Jahres 1837. Italien. Spanien. Portugal. Amerika. 1) Vereinigte Staaten von Nordamerika. 2) Mexico und Texas. 3) Columbische Staaten. 4) Brasilien. 5) Die Staaten von La Plata. 6) Buenos Ayres. 7) Die Freistaaten am stillen Ocean. 8) Paraguay. Der Norden und Osten. Rußland. Griechenland. Das osmanische Reich. Moldau und Walachei. Serbien. Ägypten. Das mittlere Asien und China. 1) Iran oder Persien. 2) Afghanistan. 3) Das Pendschab. 4) China. Schluß.

Die Begebenheiten sind mit ebenso lebhaften als naturgetreuen Farben geschildert und gewähren dem Leser ein vollendetes Bild dieses Zeitraums.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die *Krankheiten des Herzens,*

nach dem

Standpunkte der bisherigen Erfahrung,

für den

Gebrauch praktischer Ärzte bearbeitet

von

Dr. Fr. Cramer.

Zweite Auflage.

J. C. Krieger's Verlagshandlung in Kassel.

Gr. 8. 1839. Geheftet (10 Bogen). 20 Ge.

Neuer Roman

von

E. L. Bulwer's Gattin.

Soeben ist erschienen:

Cheveley

oder der Mann von Ehre. Von **Lady Lytton Bulwer.** Aus dem Engl. nach der dritten Auflage übers. v. Gustav Pfizer. 3 Bände. 8. Geh. in Umschlag. Stuttgart, Mäßler'sche Buchhandlung.

Preis complet 4 Thlr. Preuß., oder 7 Fl. Rhein.

Außer ihrem ästhetischen und literarischen Werthe nimmt diese Schrift noch eine eigenthümliche Bedeutung in Anspruch durch die persönlichen Verhältnisse der Verfasserin, und, wir mit Zuversicht behaupten wird, bildet dieses Buch zugleich einen Spiegel, in welchem das Bild der Verfasserin, sowie das ihres berühmten Gatten, letzteres mit nicht schmeichelhaften Farben gemalt, zu schauen sein soll. Der 1ste und 2te Band ist ausgegeben und der 3te folgt in einigen Wochen.

Zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der östreichischen Monarchie.

Soeben ist erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Die Geschichte

des

Europäischen Staatensystems

bearbeitet von

Professor Friedr. Bülau.

Dritter Theil.

Bis auf die neuesten Zeiten.

Gr. 8. 39 Bogen. Preis 2 Thlr. 18 Gr.

Der geistreiche Verfasser dieses von den competentesten Richtern mit hohem Lobe begrüßten Werkes hat darin gezeigt, wie die Geschichte der gegenseitigen Beziehungen unserer Staaten für den Staatsmann zu behandeln, wie sie für Jeden wahrhaft fruchtbar zu machen ist, der mit denkendem Geiste den Bewegungen der Staatenwelt folgt. Wie lernen die Gründe des Geschehenden kennen und die Gesetze, die es beherrschen.

Die Begebenheiten, welche den Gegenstand des Schlußbandes bilden: Die Ereignisse seit der französischen Revolution bis auf die Gegenwart, können das Interesse an dem Werke nur steigern, und wir machen auf die Charakteristik Napoleon's, die Beleuchtung des Continentalsystems, die Polemik gegen Bignon, die Geschichte der preußischen Politik bis 1805, die Würdigung des wiener Congresses, die der Quadrupelallianz, die orientalische Frage u. A. aufmerksam.

Preis des vollständigen Werkes in drei Bänden (104 Bogen) 7 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 20. October 1839.

G. J. Göschen's Verlags-Buchhandlung.

Im Verlage der Voss'schen Buchhandlung in Berlin erschien:

Die Menschwerdung Gottes

nach ihrer Möglichkeit,

Wirklichkeit und Nothwendigkeit.

Mit Rücksicht auf Strauss, Schaller und Göschel

von

J. Frauenstaedt.

8. Geh. Preis ⅔ Thlr.

Binnen 14 Tagen erscheint bei mir:

Die orientalische Frage und ihre Lösung.

Aus dem Gesichtspunkte der Civilisation.

Von

Friedrich Schott.

8. Geh. 10—12 Bogen.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXXII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und trägt die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 1 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vollständiges

Real-Lexikon

der

medicinisch - pharmaceutischen Naturgeschichte

und

Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch - pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von

Dr. EDUARD WINKLER.

Erstes bis viertes Heft.

Aal — Holigarna longifolia.

Gr. 8. Jedes Heft im *Subscriptionspreis* 20 Gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, entspricht einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfniss; es ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem Fache und nach eigenen Erfahrungen dem Stande der Wissenschaften gemäss bearbeitet worden.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Bodensee

nebst dem Rheinthale

von St. Luzienstrig bis Rheinegg.

Von

Gustav Schwab.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten.

8. Preis 3 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs ist durch den vollständigen Verschluß der ersten Auflage bewährt worden; dasselbe fehlte schon seit einem Jahre im Buchhandel. Der Verfasser hat es nun durch sorgfältige Durchsicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abschnitts über die Dampfschiffahrt, über die Flora des Bodensees, über die denselben betreffenden Kunstwerke und durch sehr bedeutende Zusätze in topographischer Beziehung noch praktischer, sowie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reisenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen, und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Äußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meisterhand gezeichnete und in Stahl gestochene Ansichten aufs einladendste ausgestattet.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Zu Weihnachts-Geschenken.

Es sind nun vollständig in allen guten Buchhandlungen drei verschiedene Ausgaben vorräthig zu haben von den beliebten

Stunden der Andacht.

Die neueste Ausgabe in Taschenformat, auch für Meß-Andachten geeignet, in zwölf Theilen und in gefälligem Format auf weißem Papier à 6 Thlr., oder 9 Fl.

Die neunzehnte Auflage in grossem Druck und in acht Bänden auf halbweißem Papier à 5 Thlr. 8. Gr., oder 8 Fl.

Auf weißem Papier ist von dieser Ausgabe kein Vorrath mehr, und nur obige Ausgabe in Taschenformat ist jetzt noch auf weißem Papier vorräthig.

Die achtzehnte wohlfeilste Auflage in Bibelformat in einem Band und in reinem Druck für Unbemittelte hauptsächlich bestimmt, à 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl.

Auch diese Ausgabe ist beinahe wieder vergriffen, sodaß wie sogen werden, eine solche Ausgabe in stehenden Lettern zu veranstalten, um den Bestellungen fortwährend entsprechen zu können.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Verlags-Buchhandlung.

Bei **Wilh. Besser** in Berlin sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Uhden, H. F., Leben des William Wilberforce. In seiner religiösen Entwickelung dargestellt nach „the life of Wilberforce by his sons etc. 5 vols. London 1838". Mit einem Vorwort von Dr. *August Neander*. Brosch. Preis 1⅓ Thlr.

Aus dem reichen Material des englischen Werkes hat der Verfasser des obigen versucht, für das deutsche Publicum ein Lebensbild des unvergesslichen Wilberforce aufzustellen. Wie sehr das Buch Theilnahme verdient, wird die Vorrede des verehrten Dr. Neander lehren.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Schutzgeister

oder

merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geisterwelt,

nebst

der wunderbaren Heilung einer 10 Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus

und

einer vergleichenden Übersicht aller bis jetzt beobachteten Erscheinungen desselben

von

Heinrich Werner,

der Philosophie Doctor.

Gr. 8. Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 20 Gr.

Der erste kleinere Theil der vorstehenden Schrift läßt uns in der höchst merkwürdigen Geschichte zweier Somnambulen der höchsten Grade in ein Gebiet von Erscheinungen blicken, welche in vielen Beziehungen denen gleich kommen, womit die Seherin von Prevorst uns beschenkt hat, in einigen sie noch überragen. Letzteres gilt besonders von den die Menschen begleitenden Schutzgeistern, deren wirkliches Dasein mit unwidersprechlicher Evidenz durch den wunderbarsten und überraschendsten Zusammhang von Thatsachen in beiden Geschichten sich beurkundet. — Beide Somnambulen befanden sich auf der höchsten Stufe des magnetischen Lebens, und bieten daher beinahe alle in den verschiedenen Graden desselben vorkommenden höchst überraschenden Phänomene dar, deren Erzählung gewiß mit hohem Interesse gelesen werden wird. — Der zweite größere Theil der Schrift, den der Verfasser als die Hauptsache betrachtet wissen will, gibt uns eine wissenschaftliche Darstellung von allen im Gebiete des Lebensmagnetismus vorkommenden Erscheinungen. Es ist der christlich-philosophische Standpunkt, auf dem er sich hält und von welchem uns auch allein diese merkwürdigen Phänomene eine genügende Erklärung finden können. Im Gegensatz gegen die oberflächlichen und vergeblichen Versuche der Tagesphilosophie, die Erscheinungen des Lebensmagnetismus in ihre Systeme zu zwingen, beleuchtet er dieselben von ihrer physiologischen, psychologischen und pneumatologischen Seite in steter Hinsicht auf die letzte hohe Bestimmung des menschlichen Geistes, welche nur in dem ewigen, lebendigen Wesen des Christenthums, nie aber in den beschränkten, todten Formen der Begriffsphilosophie ihre Vollendung findet.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der **Gebrüder Borntträger** zu Königsberg sind seit Jahresfrist folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Clemens, F. A., Grundriß der Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande für die obern Classen der Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten. 1stes Bändchen. Physik der wägbaren Stoffe. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 12 Gr.

— — Desselben Werkes 2tes Bändchen. Physik der unwägbaren Stoffe. Mit 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 18 Gr.

Cruse, W., über die acute Bronchitis der Kinder und ihr Verhältniß zu den verwandten Krankheitsformen. Gr. 8. 1 Thlr.

Hagen, C. H., Von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienste in der Staatsverwaltung. Aufsätze, gerichtet an angehende Kameralisten, zunächst an seine Zuhörer. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Hassenstein, E., und E. Leyde, Lesebuch für Töchterschulen. 2ter Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Auch unter dem Titel:

Lesebuch für die obern Classen höherer Töchterschulen oder Sammlung deutscher Gedichte und prosaischer Aufsätze für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.

v. Haxthausen, A., Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen. 1ste Abth.: Die Beschaffenheit, Bebauung, Bevölkerung und Eintheilung dieser Provinzen. 2te Abth.: Die ländliche Rechtsverfassung derselben. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Auch unter dem Titel:

Die ländliche Verfassung in den einzelnen Provinzen der preußischen Monarchie. 1ster Band.

Rösselt, Fr., Kleine Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 18 Gr.

Rathke, H., Entwickelungsgeschichte der Natter (Coluber Natrix). Mit 7 Kupfertafeln. Gr. 4. 4 Thlr. 16 Gr.

Sachs, L. W., und F. Ph. Dulk, Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauch für angehende Ärzte und Physici. 21ste und letzte (5ten Bandes 7te) Lief. 1 Thlr. 12 Gr. Preis des vollständigen Werkes in 5 Theilen oder 4 starken Bänden 18 Thlr. 12 Gr.

Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 1ster Band, 4ter Theil: Die Italienischen Staaten Neapel und Sicilien, Sardinien, der Kirchenstaat, Toscana, Parma, Modena, Lucca und St.-Marino. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Gr.

Ulrici, H., Die juristischen Prüfungen und richterlichen Qualificationen im preußischen Staate. Ein praktisches Handbuch für Rechtscandidaten, Auscultatoren und Referendarien zur Belehrung über ihre Rechte und Pflichten, auch zum Gebrauche für Examinatoren, nach den bestehenden Vorschriften verfaßt und mit vier, die Gebühren der Referendarien betreffenden und officiellen Anweisungen zum Instruiren und Referiren enthaltenden Anhängen begleitet. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Voigt, Joh., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens. 9ter und letzter Band. (Nebst allgemeinem Register zu sämmtlichen 9 Bänden.) Gr. 8. 3 Thlr.

Preis des vollständigen Werkes 27 Thlr. 12 Gr.

Wagenfeld, C., Allgemeines Viehartzneibuch oder gründlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach ein jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise leicht erkennen und sicher heilen kann. Mit 9 Tafeln in Stahlstich. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

In Leinwand gebunden 1 Thlr 18 Gr.

Anzeige für Historiker, Philologen, Archäologen und Juristen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Untersuchungen

über

römische Verfassung

und

Geschichte

von

J. Rubino. *Professor in Marburg.*

Erster Theil.

(Über den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepunkte der Republik.)

Kassel, in *J. C. Krieger's* Verlagshandlung. 1839.

Gr. 8. (33 Bogen.) 3 Thlr. 8 Gr.

Digitized by Google

Bei Ah. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Burmeister, H. (Prof. in Halle), Handbuch der Entomologie. 2ter Band. 2te Abtheilung. 2te Hälfte. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Richter, A. L. (königl. preuss. Reg.-Arzte etc.), Anleitung zur Vermeidung der Arzneiverschwandung und zur Wahrnehmung des Staatsinteresses bei der Behandlung der Kranken auf öffentliche Kosten, besonders für Militairärzte. Gr. 8. Brosch. 22 Gr.

— — Die organischen Knochenkrankheiten, ein Lehrbuch. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr.

Rust, Joh. Nep. (königl. preuss. Präsident etc.), Helkologie, neue Bearbeitung. 1stes bis 6tes Heft, enthaltend 70 Bogen des Textes und sämmtliche zwölf, auf das sorgfältigste naturgetreu ausgemalte Folio-Kupfertafeln. Folio. Brosch. 10 Thlr.

Der Rest dieses Werkes wird nun nur noch aus einer Anzahl Textbogen bestehen, wovon einer mit 2 Gr. berechnet wird.

Scharlau, G. W. (Dr.), Die rationelle Heilung der Lungenknoten und ihrer Ausgänge, ein pathologisch-therapeutischer Versuch. Mit 3 illum. Tafeln. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Scholl, Heinr. (Dr.), Medicinisches deutsch-lateinisches Taschenwörterbuch für Medicin-Studirende. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Troschel, Max. (Dr. u. Docent in Berlin), Lehrbuch der Chirurgie, zum Gebrauch bei Vorlesungen und für praktische Ärzte und Wundärzte; in drei Bänden. 1ster und 2ter Band. Gr. 8. à Band 2 Thlr.

Der dritte und letzte Band wird gleichfalls in kurzem erscheinen, und damit dies bereits allgemein beifällig aufgenommene und von den kritischen Instituten bestens empfohlene Werk vollendet sein; es enthält an Material und Bogenzahl mehr als jedes ähnliche, und der Preis ist, in Beziehung zum Umfange, viel billiger als andere, sodass in jeder Weise einer allgemeinen Verbreitung entgegengesehen werden darf. Bei Abnahme grösserer Partien für Lehranstalten wird der Verleger noch besondere Vortheile gewähren.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Vereine für Heilkunde in Preussen (unter Rust's Präsidio). 8ter Jahrgang, 1839. Folio. Wöchentlich 1 — 1½ Bogen. 3 Thlr. 16 Gr.

Die ersten 7 Jahrgänge dieser Zeitung, 1832 — 38, sind zu dem ermässigten Preis von 7 Thlr. (statt 23 Thlr. 6 Gr.) zu haben, einzeln kostet der Jahrgang 1832 1 Thlr. 6 Gr., die folgenden, 1833—38, 1 Thlr. 8 Gr.

Der Sohn Napoleon's in Schönbrunn.

Durch die soeben erfolgte Ausgabe des 2ten und 3ten Bandes ist jetzt vollständig erschienen:

Ella
oder
Des Kaisers Sohn.

Aus dem Englischen der Mistreß Lambert übersetzt von Gustav Diezel. 3 Bände. 8. Geh. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung. 4 Thlr. Preuß., oder 7 Fl. Rhein.

Den jugendlichen Herakliden, den schon in der Wiege **Roms Königskrone** schmückte, einst den Erben eines unermeßlichen Reichs, den **Sohn Napoleon's**, zeigt uns der Vordergrund dieses Romans im Schlosse von Schönbrunn. Die erhabene, tief tragische Poesie, die in der Geschichte Napoleon's und seines Geschlechts liegt, wird von der fein gebildeten Verfasserin dieses Buches, einer Britin aus hoher Familie, mit Geist und Feinheit zu einem Gemälde benutzt, das anziehen und befriedigen wird. Östreich, sein Hof, sein weltberühmter Adel, sind mit einer Wahrheit geschildert, wie sie nur eigene Anschauung geben kann, und die Julirevolution nebst den mit ihr zusammenhängenden Ereignissen sind geschickt in die Erzählung verflochten, die überhaupt die neueste Geschichte zum Hintergrunde hat. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der östreichischen Monarchie.

Im Verlage der Vass'schen Buchhandlung zu Berlin erschien soeben:

F. v. Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt, Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter, Dr. u. Prof. — Mit Tafeln der Temperaturverhältnisse und einer Landkarte. 2 Theile gr. 8. Preis 5 Thlr.

Der Herr Herausgeber sagt in der Vorrede: „Nur Einiges der Wrangel'schen physikalischen Beobachtungen über die Eismassenbildung, das Nordlicht, die arktischen Temperaturverhältnisse u. s. w. jener Polarregion wurde von dem berühmten Physiker Parrot zu seiner Zeit veröffentlicht, der vollständige, höchst lehrreiche Reisebericht selbst erscheint aber hier zum ersten Male, da selbst der russische bisher noch nicht veröffentlicht worden ist."

Vorstehendes Werk ist auch unter folgendem Titel erschienen:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. R. Forster und andern Gelehrten. 38ster u. 39ster Bd.

Bei **F. Rubach** in Berlin erschien soeben:

Analekten für die gesammte Staatsarzneikunde, oder auserlesene Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin und der medicinischen Policei. 2tes Heft. 21 Gr.

Rösch, Dr. C., Über den Misbrauch der geistigen Getränke, in Beziehung zur medicinischen Policei und gerichtlichen Medicin. (Aus dem Vorstehenden besonders abgedruckt.) 16 Gr.

Zum Commissionsdebit für Deutschland wurde uns übertragen und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Anatomie microscopique
par le Docteur
LOUIS MANDL.
Ire Série. **Tissus et Organes.**

Livr. 1 — 5. In-fol. Paris. Jede Lief. 2 Thlr.

Das Ganze soll 25 Lieferungen bilden, deren jede 4 Bogen Text und 2 Kupfertafeln enthalten wird.

Leipzig, im November 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Lehrbuch
der gesammten
Mineralogie
von
Dr. E. F. Germar.
Zweite umgearbeitete Auflage.
Mit 10 Kupfertafeln.
8. 1 Thlr. 12 Gr.

* * *

Fr. Gottschalk
Die
Ritterburgen
und
Bergschlösser Deutschlands.
Mit Kupfern. 8.

Der Preis des 1sten bis 9ten Bandes ist 13½ Thlr., den wir, um die Anschaffung vollständiger Exemplare zu erleichtern, nach Befinden namhaft ermässigen werden.

Halle.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

Le Salon.
Revue de la littérature française moderne.

Choix d'articles
tirés des meilleurs écrits périodiques de la France.

1839. (1ster Band: Juil—Sept.; 2ter: Oct.—Dec.)

Preis jedes Bandes von 480 Seiten: roh 1⅓ Thlr., gebunden 1⅔ Thlr.

(Berlin. Verlag von **Karl J. Klemann.**)

Aus dem reichen Schachte der neuesten französischen Literatur werden die werthvollsten Pieces gewählt, keine bedeutende Erscheinung wird übergangen und so ist z. B. erst neuerdings das berühmte neue Drama von Soulié: „Diane de Chivri", vollständig mitgetheilt worden.

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in Stuttgart ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Ahnen
in
Romanzen aus Geschichte und Sage
von
Georg Rapp.

In Umschlag geheftet. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Der Herr Verfasser führt uns die Herrlichkeit unserer Väter in dichterischen Bildern vor und zeigt uns den Geist ihrer Zeit in Sagen, deren wenigste bisher im weitern Kreise bekannt wurden. Form und Gegenstand dieser Dichtungen werden dem Freunde der Poesie und des Vaterlandes willkommen sein; sie werden ihm im Kunstgenuß reiche Lust am Vaterlande bieten.

Bei **Eduard Anton** in Halle ist soeben erschienen:

Elias, Wilh., Romantische Bilder der Gegenwart. Erster Theil. Söhne der Zeit. 8. 16½ Bogen. Velinpap. Geh. 1½ Thlr.

***Kurtze*, Dr. *G. A.*, De petrefactis quae in schisto bituminoso Mansfeldensi reperiuntur.** 4. 5 Bogen. Mit drei Steindrucktafeln. Geh. ⅔ Thlr.

Leo, Dr. H., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten. Vierter Band. Der Neueren Geschichte zweite Hälfte enthaltend. Gr. 8. 49 Bogen. 3⅓ Thlr.

Preisermäßigung
des Pfennig-Magazins.

Vielseitigen Wünschen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, das

Pfennig-Magazin
für Kinder.

wovon in den Jahren 1834—38 fünf Jahrgänge erschienen sind, **zusammengenommen** von 5 Thlr. auf 2 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge desselben von 1 Thlr. auf 16 Gr. im Preise zu ermäßigen.

Bei der anerkannten Vortrefflichkeit dieser Jugendschrift, die sowol durch die vielen höchst saubern Abbildungen, wie durch den ebenso unterhaltenden als belehrenden Text schon viele tausend Kinderherzen erfreut hat, wird die Anzeige dieser Preisermäßigung vielen Familienvätern, denen die Anschaffung zu dem bisherigen Preise zu kostspielig war, höchst willkommen sein. — Die fünf ersten Jahrgänge des größern

Pfennig-Magazins

sind ebenfalls nach zu dem ermäßigten Preise von 5 Thlr., einzelne Jahrgänge zu 1 Thlr. 8 Gr., der sechste und der laufende siebente Jahrgang aber jeder zu 2 Thlr. zu erhalten. — Von dem früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

Unterhaltungen
eines Vaters mit seinen Kindern.

2 Bändchen. Mit 51 Holzschnitten.
Herabgesetzter Preis 12 Gr.

Ähnlich dem Pfennig-Magazin für Kinder, behandelt diese nett ausgestattete Kinderschrift viele Gegenstände, die die Wißbegierde der Kinder erregen, ihre Aufmerksamkeit fesseln und sie auf das angenehmste belehren.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes sind in den Stand gesetzt, diese Werke zu den bemerkten Preisen zu liefern.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Nr. 326. Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaensstandes in den Jahren 1826—36. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Pariser Skizzen. 1. Die Kirchhöfe von Paris. Montmartre. Von A. v. Bornstedt. — Literarische Notizen.
327. Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaensstandes in den Jahren 1826—36. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Tableau de la dégénération de la France, des moyens de sa grandeur et d'une reforme fondamentale dans la littérature la philosophie, les lois et le gouvernement, par Madrolle. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.
328. Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaensstandes in den Jahren 1826—36. Erster Artikel. (Beschluß.) — Notiz. — Bibliographie.
329. München 1839. Erster Artikel. — Anekdote.
330. München 1839. Erster Artikel. (Beschluß.) — Ein Reiseroman. Von F. A. Freiherrn von Bugh am Forst. Erstes Bändchen. — Die französischen Orientalisten de Slane und Reinaud. — Miscellen. — Literarische Anzeige.
331. Leben und Briefwechsel Georg Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. Zwei Bände. Zweiter Artikel. — Notizen.
332. Reisebilder aus Süddeutschland und einem Theil der Schweiz. Gesammelt im Sommer 1838. Von Gustav v. Herrlingen. — Kleine Sommerpostille von J. K. G. Müglich. — Literarische Notiz.
333. Skizzenbuch von Karl Gutzkow. — Kleine Sommerpostille von J. K. G. Müglich. (Beschluß.) — Notizen.
334. Skizzenbuch von Karl Gutzkow. (Beschluß.) — Bibliographie.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt. I. Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst und Erzbischof von Köln. Von **F. W. Barthold.** — II. Die Belagerung von Breda in den Jahren 1624 und 1625, durch Ambrosio Marquis von Spinola. Von **E. Münch.** — III. Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen von **K. G. Jacob.** — IV. Die Entwickelung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance. Von **Ed. Kolloff.** — V. Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien. Von **F. W. Schubert.** — VI. Die Philosophie und die Philosophen des 12. und 13. Jahrhunderts. Von **F. von Raumer.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34), als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Die Beiträge zu den zehn ersten Jahrgängen dieser interessanten Sammlung lieferten folgende geachtete Schriftsteller: W. A. Arendt, F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorentz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Soltmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken, J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber.

Nachstehende anerkannt classische Werke über das Jagdwesen sind sämmtlich in meinem Verlage erschienen und nur der hohe Preis derselben, der freilich bei einem bedeutenden Umfange nur billig genannt werden muß, hat ihnen noch nicht den allgemeinen Eingang verschaffen können, den sie verdienen. Ich habe mich daher durch vielfache Wünsche bestimmen lassen, den Preis derselben bedeutend zu ermäßigen und sie können von jetzt an zu den bemerkten Preisen von allen Buchhandlungen bezogen werden.

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. (172 Bogen.) Gr. 8. 11 Thlr. **Jetzt für fünf Thaler.**

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jäger-Praktika Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. (82 Bogen.) Gr. 4. 10 Thlr. **Jetzt für vier Thaler.**

Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. (73 Bogen.) Gr. 8. 5 Thlr. **Jetzt für zwei Thaler.**

Man kann diese drei Werke als eine **vollständige Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber** bezeichnen, und wer sich zur Anschaffung aller **auf einmal** entschließt, dem werden dieselben, die im Ladenpreise 26 Thlr., im herabgesetzten Preise aber 11 Thlr. kosten, **für zehn Thaler** abgelassen.

Leipzig, im November 1839. F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Verfassungsurkunde

für das Königreich Sachsen vom 4. Sept. 1831

mit den sie ergänzenden

gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt von

Eduard Hermsdorf.

Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830.6
B
1839
Dec.

1839.

Monat December;

[illegible]

31 B[illegible]; [illegible], 1 Beilage, Nr. 6, und 5 [illegible] Nr. [illegible]

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an, [illegible] alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1839.

Inhalt.

Nr. [illegible]richt. — über Menschenracen. (La science [illegible]der sur la science de l'homme ou études [illegible] humaines sous le rapport philosophique, [illegible] social par V. Courtet de l'Isle.) — Correspondenz[illegible]en aus London. — Notiz.

337. [illegible]racen. (Fortsetzung.) — Correspondenz[illegible]s London. (Beschluß.) — Notizen aus Rußland. — [illegible]rarische Anzeige.

338. [illegible]racen. (Fortsetzung.) — Denkwürdigkeiten [illegible], Reformations- und Sittengeschichte der [illegible] Jahrhunderte mit besonderer Rücksicht auf die Auswüchse der Jesuiten der römischen Papstthums, des Jesuitismus und der Mönchherrn. Von E. Münch. (Beschluß.) — Notizen.

339. Über Menschenracen. (Beschluß.) — Denkwürdigkeiten zur politischen, Reformations- und Sittengeschichte der dreizehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf die Auswüchse der Institute des römischen Papstthums, des Jesuitismus und der Mönchherrn. Von E. Münch. (Beschluß.) — Notizen.

340. Die Diplomatik und ihre neuesten Bearbeiter. Zweiter Artikel. (Manuel des consuls, par Alexandre de Miltitz. Erster Band, und zweiten Bandes erste und zweite Abtheilung. — Code des agens consulaires, par [illegible] Dupont. Zwei Bände. 3. Traité du consulat par le commandeur [illegible] Ribeyrolles. Sanitätsdirecteur José Feliciano de Castello-Branco. Zwei Bände.) — Notiz.

340. Die Diplomatik und ihre neuesten Bearbeiter. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Reise in Griechenland von F. P. C. Gerverus. — Literarische Notiz.

341. Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Reise in Griechenland von F. P. C. Gerverus. (Beschluß.) — Literarische Notiz.

342. Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Biographie.

343. Die deutschen Vierteljahrschriften. Zweiter und letzter Artikel. (3. Deutsche Vierteljahrschrift.) — Preisaufgabe aus Rom. — Literarische Anzeige.

344. Die deutschen Vierteljahrschriften. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Literarische Notiz.

345. Die deutschen Vierteljahrschriften. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl v. Strombeck. Siebenter Theil. — Literarische Notizen.

346. Die deutschen Vierteljahrschriften. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Der Vorzeit. Herausgegeben von K. W. Justi. Zehntes Jahrgang. — Biographie.

347. Die Taschenbücher für 1840. Letzter Artikel. (7. Jels. Herausgegeben von J. von Graf Mailath und G. Sapphir. 8. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von J. F. Castelli. 9. Penelope. Herausgegeben von C. Spindler. 10. Vesta. Taschenbuch historisch romantischer Erzählungen von C. von Wachsmann. 11. Rosen und Vergißmeinnicht.) — Luther als Kanzelredner. — Notizen.

348. Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaensländes in den Jahren 1826—36. Zweiter und letzter Artikel. — Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Dritter Band. — Literarische Notizen.

349. Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaensländes in den Jahren 1826—36. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Die gesammelten (?) Werke von Calderon. — Notizen.

350. Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaensländes in den Jahren 1826—36. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Die Erinnerungen zweier alten Männer. (1. Viro illustri Friderico Kriesio — solemnia semisaecularia faustis omnibus celebranti, fido pectore quinquaginta annos amico pie gratulatur Fridericus Jacobs civis Gothanus. 2. Erinnerungen an das Jahr 1789. Ein Sendschreiben an Herrn Professor Jacobs zur Feier seiner funfzigjährigen Amtsführung am 2. Nov. 1839, von Christ. Ferd. Schulz.)

351. Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Zweiter und dritter Theil. Von Hermann Friedländer. — Almanach für das Jahr 1839. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus. — Notizen.

352. Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Zweiter und dritter Theil. Von Hermann Friedländer. (Fortsetzung.) — Jussieu's Wanderungen durch Deutschland, Polen, Ungarn und Griechenland im Jahre 1836. — Literarische Notizen.

353. Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Zweiter und dritter Theil. Von Hermann Friedländer. (Fortsetzung.) — Altes und Neues aus Andalusien. Zweiter Artikel. (3. Tarifa die Meerenge und Algeciras. 4. Gibraltar. Die Serrania de Ronda. 6. Der Kunstweg von Gibraltar nach Malaga, Marbella, Marbella, Malaga, Alhama, das Thal von Granada, Cordova.) — Literarische Notiz.

354. Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Zweiter und dritter Theil. Von Hermann Friedländer. (Beschluß.) — Altes und Neues aus Andalusien. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Bibliographie.

355. Spaziergänge und Weltansichten von Theodor Mundt. Dritter Band. — Ilmenau. (Historisch-topographische Beschreibung der Bergstadt Ilmenau und ihrer Umgegend, vorzüglich in naturwissenschaftlicher und medicinischer Beziehung. Ein brauchbares Tagebuch für Einheimische und Fremde, insbesondere für Freunde der Natur und alle Diejenigen, welche die daselbst bestehenden Kaltwasserheilanstalten besuchen. Herausgegeben von J. A. C. Schmidt.) — Literarische Notiz.

356. Spaziergänge und Weltansichten von Theodor Mundt. Dritter Band. (Beschluß.) — Ilmenau. (Beschluß.) — Literarische Notiz.

357. Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhundert. Von Friedrich Förster. Dritter Band. — Pariser Skizzen. (1. Die vier kleinsten Theater in Paris: Luxury, Funambules, Dorsay-Sacqui und Folies dramatiques nebst ihren Coulissen.) Von A. v. Barnstedt. — Notiz.

358. Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhundert. Von Friedrich Förster. Dritter Band. (Beschluß.) — Memoirs of Charles Mathews, Comedian. By Mrs. Mathews. Dritter und vierter Band. — Literarische Anzeige.

359. Gedichte Ludwig's des Ersten, Königs von Baiern. Dritter Theil. — Literarische Anzeige.

360. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Neue Folge. Erster Jahrgang. — Napoléon, ses opinions et jugements sur les hommes et sur les choses recueillis par ordre alphabétique, avec une introduction et des notes, par M. Damas Hinard. — Notiz.

361. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Neue Folge. Erster Jahrgang. (Beschluß.) — Choix de contes et nouvelles, traduits du Chinois par Théodore Pavie. — Notizen. — Bibliographie.

Beilage Nr. 6. Schlußsatz über das altenburgische Consistorialrescript vom 15. Nov. 1838. (1. Bedenken der theologischen Facultäten der Landesuniversität Jena und der Universitäten zu Berlin, Göttingen und Heidelberg über das Rescript des herzoglichen Consistoriums zu Altenburg den 15. Nov. 1838 und über zwei verwandte Fragen. 2. Motivirtes Votum über die wegen eines altenburgischen Consistorialrescripts zwischen biblischem Rationalismus, Pietismus und Separatismus entstandenen Streitigkeiten. Dem hohen Ministerium zu Altenburg dargelegt von H. E. G. Paulus.) — Reise- und Lebensskizzen nebst dramaturgischen Blättern von Friedrich Heinse. Zweiter Theil. — Miscellen.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 335. — 1. December 1839.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Über Menschenracen.

La science politique, fondée sur la science de l'homme, ou études sur les races humaines sous le rapport philosophique, historique et social par *V. Courtet de l'Isle*. Paris 1837.

Das Studium der Menschenracen, das erst von Blumenbach aus der Taufe gehoben wurde, scheint gegenwärtig in die Flegeljahre gekommen zu sein. Es stolpert in die anständige, oft freilich etwas perückenartige Gesellschaft der übrigen Wissenschaften hinein, tritt hier einem Historiker auf die Hühneraugen, stößt dort einem Psychologen die Brille von der Nase, macht sich breit und thut groß, und glaubt Alles zu wissen und Alles zu können. Jugend hat keine Tugend.

Daß diese neue Wissenschaft gerade in Frankreich die eifrigsten Vertreter finden werde, war vorauszusehen; denn sie fußt auf einem Factum und nicht auf einer Idee, sie hat eine rein praktische Basis und braucht keines philosophischen Grundsatzes zum Piedestal, um sich geltend zu machen. Alles Factische und Praktische aber findet in Frankreich sicher seinen Platz, und wenn die ganze Geschichte, die ganze Staatskunst, die Philosophie und die Menschheitswissenschaft (science de l'homme wie Hr. Courtet de l'Isle sagt) sich auf ein praktisches Factum zurückführen ließe, so würde ziemlich wahrscheinlich ein Franzose der Erfinder und sicher der gewandteste Bauskünstler eines solchen Systems sein. Hr. Courtet de l'Isle hat so etwas versucht. Doch vorerst noch ein paar Worte über seine Vorläufer.

Die beiden Brüder Amédée und Augustin Thierry haben in ihren Werken über Gallien und die Eroberung Englands durch die Normannen versucht, die Geschichte Galliens und Englands auf die Verschiedenheit der Racen und deren Einfluß zurückzuführen. Daß sie in dieser Beziehung Ausgezeichnetes geleistet haben, daß ihre Werke von hoher Bedeutung für die Geschichte beider Länder sind, daß sie dieser sehr viele neue Lichtpunkte geben, ist keinem Zweifel unterworfen. Aber daß das Brüderpaar ob der Materie die Idee, ob des Factums den Grundsatz, ob der That das Gesetz und endlich ob der Menschenracen den Menschengeist vernachlässigt hat, ist ebenso wenig zu bestreiten. Wenn endlich der Geschichtschreiber der Eroberung Englands durch die Normannen die Racenverschiedenheit bis auf unsere Tage fortspürt und frischweg ungefähr in jedem Radicalen den Abkömmling eines alten Sachsen und in jedem Tory den eines Normannen sieht, so gewinnt die ernste Sache beinahe eine lustige Seite, und wir lächeln nicht nur über die Grimasse des etwas verblühten alten Geschichtsforschers, dem der rüstige Jüngling auf den Fuß tritt, sondern auch über diesen selbst, der in seiner Jugendkraft die Welt von neuem aufbauen zu können glaubt und nicht sieht, daß das Holz, was er aus der Vorzeit hervorsucht, unterdeß durch die Stürme der Jahrhunderte ein wenig wurmstichig geworden ist.

Nachdem die Werke der beiden Thierry über Gallien und England erschienen waren, wurde es — da sie überhaupt nur zu gut in die materialistische Richtung, die Frankreich seit lange angenommen hat, hineinpaßten — Mode, überall den Einfluß der Race und die Fortsetzung derselben zu sehen. He. W. F. Ewards suchte auf einer Reise durch Frankreich und Italien Typen der verschiedenen Racen zu entdecken, und es ist lustig genug, wie er sie zu finden wußte.

In Oberitalien stehen stets ungarische Regimenter, und unter diesen hoffte Hr. Ewards natürlich den Typus der Hunnen zu finden. Er hatte schon früher einmal auf einer Galeere ein Art Monstrum gesehen, das nach ihm nothwendig ein Abkömmling der Gefährten Attila's sein mußte, und bei dem er laut ausgerufen: „Voilà un Hun!" In Mailand — ich glaube wenigstens, es war in dieser Stadt — besuchte er die Caserne eines ungarischen

Regimentes, und die Offiziere ließen die Soldaten aufmarschiren, damit Hr. Ewards seinen Typus herausſuche.

Ich wählte Einen derſelben — fährt Hr. Ewards fort („Les caractères physiologiques des races humaines considérés dans leurs rapports avec l' histoire") — aus der Umgegend von Debreczin, der dieſelben Formen und Verhältniſſe zeigte wie Der, den ich in Venedig (jenen Galeerenſklaven) beobachtet hatte. Während der Maler beſchäftigt war ihn zu zeichnen, kam ein Unteroffizier, der den Soldaten abrief. Dieſe Ordre wunderte mich, und als ich endlich dahin gelangte, daß man mir die Urſache angab, fand ich, daß ſie wenigſtens ſcheinbar gerechtfertigt war. Man warf mir vor, das häßlichſte Individuum, und zwar Den, den man für eine Art von Monſtrum anſehe, gewählt zu haben, um eine Idee von den Geſichtszügen eines Ungarn zu geben. Es iſt nicht zu leugnen, er war nicht ſchön, oder er ſtellte einen reinen Typus dar und ich konnte ihn nicht entwiſchen laſſen.

„Voilà, Messieurs, un Hun!" Ich wette darauf, daß ich in jedem franzöſiſchen, engliſchen, ſpaniſchen, und Gott weiß welchen andern Regimentern, einen Typ finden würde, bei dem ich mit gerade ſo viel Recht ſagen könnte: Voilà un Hun! un Cosaque! Turc! Daß es bei einem ſolchen Eifer, bei ſo tiefforſchender Jagd nicht fehlen konnte, das Wild aufzuſpüren, die Racen wieder herzuſtellen, verſteht ſich von ſelbſt. Genug, die Ewigkeit, die Unauslöſchbarkeit der Race wurde in der neuern Geſchichtsforſcherſchule Frankreichs zur Baſis ihrer Syſteme.

Hr. Courtet de l'Iſle, deſſen Werk von vielem Wiſſen, großem Talente und lebendiger Phantaſie zeugt, geht einen Schritt weiter und will nicht nur die Vergangenheit durch die Exiſtenz der Racen erklären, ſondern auch die Zukunft ſichern; er baut auf dieſelbe nicht nur die Geſchichte der Völker, ſondern auch ihre Philoſophie, Politik und Staatskunſt. Und er hat dazu ſicher daſſelbe Recht wie ſeine Vorgänger, die ſich damit begnügten, nur die Geſchichte durch die Race allein erklären zu wollen. Denn wenn es wahr iſt, daß die Race etwas Ewiges, ſich durch alle Zeiten Fortpflanzendes iſt; wenn es wahr, daß der Einfluß der Racenverſchiedenheit die Urſache der Ereigniſſe iſt, die wir in der Geſchichte der Völker an uns vorübergehen ſehen: ſo iſt es natürlich und logiſch, zu behaupten, daß derſelbe Einfluß ſich auch in Zukunft geltend machen muß; ſo iſt es klug, denſelben zu ſtudiren und auf Grundſätze zurückzuführen. Das Werk des Hr. Courtet de l'Iſle wurde zu dem Ende geſchrieben.

Es zerfällt daſſelbe in zwei Theile. In der erſten Abtheilung verſucht er zu beweiſen, daß die Race etwas Urſprüngliches, Angeborenes, nicht durch äußere Umſtände Bedingtes iſt, und daß ſie ſich trotz der Blutvermiſchung am Ende ſtets wiedererzeugt. In der zweiten Abtheilung ſehen wir ihn dann beſchäftigt, die neue Staatswiſſenſchaft auf das Vorhandenſein der Race zu begründen. Die erſte, die Hauptfrage, die Alles hier entſcheidet, iſt die, ob die Race etwas Urſprüngliches ſei, und ſomit, ob ſie etwas Ewiges ſein werde.

Für Den, der ſich gläubig auf die Geneſis ſtützt, iſt dieſe Frage bald entſchieden. Adam und Eva ſind für ihn die erſten Menſchen, und wenn von dieſen alle Racen ausgehen, ſo kann die Racenverſchiedenheit nichts Urſprüngliches, ſondern nur Folge eines zufälligen phyſiſchen oder moraliſchen äußern Einfluſſes ſein. Und wenn dies, dann iſt auch das Verſchwinden der Racen als ſolcher möglich, ſobald dieſe zufällige Urſache entdeckt und aufgehoben, oder ſelbſt durch einen neuen zufälligen äußern Einfluß wieder vermittelt wird. Leider aber ſteht die Geneſis für den Geſchichtsforſcher nicht über jedem Angriffe erhaben. Wir müſſen alſo andere Gründe für oder wider ſuchen, und das iſt, wenn man bedenkt, daß unſere Wiſſenſchaft noch ſehr jung iſt, ſchwerer, als man glauben ſollte.

Die Gründe für die Urſprünglichkeit der Race, die Hr. Courtet vorbringt und anhäuft, zeugen für ſeine Gelehrſamkeit, für ſeinen ſcharfen Blick. Aber ſie ſind nichts weniger als entſcheidend und faſt ohne Ausnahme total negativer Art.

Bis in die neueſten Zeiten hinein glaubte man, daß das Klima die einzige oder Haupturſache der Racenverſchiedenheit ſei. He. Courtet de l'Iſle hat Alles geſammelt, was bis jetzt beobachtet und geſagt worden, um dieſe Anſicht umzuſtoßen, und es iſt nicht zweifelhaft, daß der Europäer in Afrika kein Neger, und der Neger in Europa kein Europäer wird, daß in allen Welttheilen, faſt unter allen Zonen, Schwarze, Rothe und Weiße nebeneinander wohnen, ohne daß die Racenverſchiedenheit verſchwunden wäre. Es gehört alſo etwas Anderes dazu als ein mehr oder weniger heißes Klima, um einen Neger oder einen Europäer hervorzubringen.

Wenn man übrigens deswegen jeden Einfluß des Klimas leugnen wollte, wie dies Hr. Courtet de l'Iſle ungefähr thut, ſo geht man abermals unſtreitig zu weit, ſo lange als nicht wenigſtens vorher Unterſuchungen angeſtellt ſind, ob denn wirklich kein Unterſchied in Bezug auf Farbe, Körperbildung und beſonders Hirnbau zwiſchen ſolchen Negern ſtattfindet, die durch mehre Generationen hindurch in Amerika, unter einem andern Klima, oder etwa in Haiti gelebt haben, und denen, die in Afrika wohnen. Dieſe Unterſuchungen müßten meines Erachtens die erſte Aufgabe Desjenigen ſein, der aus dem Vorhandenſein und dem Fortbeſtehen der Neger in andern Zonen als denen, wo ſie urſprünglich wohnen, den Schluß ziehen wollte, daß das Klima auf ſie gar keinen Einfluß ausübt. Bis jetzt haben ſolche Vergleiche nicht ſtattgefunden, wie leicht ſie auch in Amerika, wo täglich Neger eingeführt werden, angeſtellt werden könnten.

Bei den Blumen, bei den Thieren und bei den Menſchen ſelbſt iſt übrigens ein klimatiſcher Einfluß im Allgemeinen nicht zu leugnen. Die Blumen werden ſehr weſentlich durch das Klima afficirt, wenn ſie auch ſtets einzelne ihrer Ureigenſchaften behalten, die ihre Herkunft verrathen. Bei den Thieren ändert ſich die Haut ſehr oft und augenſcheinlich, und ſelbſt mitunter der Knochenbau, jenachdem ſie das Klima wechſeln. Daß endlich bei den Menſchen, obgleich ſie mehr als Pflanze und Thier im Stande ſind, ſich gegen den Einfluß des Klimas zu ſchützen, die Haut ſich in der Sonne mehr oder

Digitized by Google

minder bekannt, daß die Nachkommen des starken Bewohners des Nordens im Süden schwächer werden, ist eine alltägliche Erfahrung. Es fällt mir nicht ein, behaupten zu wollen, daß deswegen das Klima aus einem Neger einen Weißen und umgekehrt machen könne; aber es ist ebenso wenig zu bezweifeln, daß diese factischen Erfahrungen wenigstens darauf hindeuten, daß das Klima von Einfluß auf einzelne der körperlichen Unterscheidungsmerkmale der Racen sein kann und wahrscheinlich ist, wenn es auch unumstößlich feststeht, daß in ihm nicht die determinirende Ursache der Racen zu suchen ist.

Einen der gewichtigsten Beweise für die Ursprünglichkeit der Racen findet Hr. Courtet de l'Isle, und vor ihm schon Hr. Ewards u. A., in den Juden. Ein Gemälde von Leonardo da Vinci zeigt uns den Typus der heutigen Juden; und was noch merkwürdiger ist, derselbe Typus findet sich auf dem Grabmale eines ägyptischen Königs, das zur Zeit in London und Paris ausgestellt war, und in dem man, nach Ewards und Belzoni, die Juden auf den ersten Blick als solche erkennen und von den Äthiopiern und Persern unterscheiden soll, wodurch denn der heutige Judentypus 3000 Jahre hinaufreichte. Inwieweit überhaupt dies Grabmal authentisch ist, ob es gerade Juden, Äthiopier und Perser darstellen soll, und wodurch dies bewiesen wird, geht nicht aus den Werken, in denen ich diesen Beleg zur ihrer Ansicht gefunden habe, hervor. Übrigens kommt aber auch darauf weniger an; denn schon die unangreifbare Thatsache, daß auf dem Gemälde Leonardo's da Vinci die Juden den heutigen Typus darstellen, daß dieselben, in alle Weltgegenden zerstreut, leicht erkenntlich sind, würde hinreichen, zu beweisen, daß das Klima allein weder genügt, um die Racenverschiedenheiten zu begründen, noch zu verwischen.

Aber wie gesagt, selbst diese negative Thatsache beweist im entferntesten nicht die Ursprünglichkeit und Ewigkeit der Race. Wir sehen hier nur, daß die Juden sich nicht geändert haben; weswegen? Das ist die Frage, über die die Thatsache selbst keine Auskunft gibt und um die es sich doch am Ende handelt. Gerade diese Verewigung des Judentypus aber würde sich vielleicht ganz natürlich erklären, wenn man, nachdem sich einmal herausgestellt hatte, daß das Klima nicht die erste Ursache der Race sei, nicht das Kind mit dem Bade ausgegossen und gesagt hätte: weil das Klima nicht Schuld an der Race ist, deswegen hat sie keinen Anfang und kein Ende.

Die Juden stehen von dem ersten Augenblicke an, daß sie in der Geschichte auftreten, als ein ausschließliches und ausschließendes Volk da. Ihr Gott, ihre Institutionen, ihre Sitten und Gebräuche waren andere als die aller sie umgebenden Nationen, und sie wußten diese selbst bis auf den heutigen Tag rein zu erhalten, sowie sie jeder Vermischung mit fremden Völkern auf alle Weise entgegenarbeiteten. Und gerade dieser Umstand erklärt es, warum sie Juden geblieben sind.

Bei der Vernachlässigung des Studiums der Racen bis in die neueste Zeit hinein würde es schwer zu beweisen sein, daß vor Allem Institutionen, Sitten und Gebräuche die ersten Ursachen der Racenverschiedenheit sind, die dann mehr oder weniger durch äußere Einflüsse, Klima, Nahrung und Beschäftigung in Einzelnheiten bedingt wurden. Aber es ist nicht so schwer, für diese Ansicht schon bei dem jetzigen Zustande dieses Zweiges der Geschichtswissenschaft wenn nicht unangreifbare Beweise, doch vielfache Andeutungen zu finden, die dereinst zu festern Schlüssen berechtigen würden, wenn man von diesem Standpunkte aus die Völker und Racen näher beobachtete und studirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

London, im November 1839.

Das allgemeine Interesse, welches die beiden Romane „Nicholas Nickleby" von Dickens und „Jack Sheppard" von Ainsworth während ihres monatlich fortgesetzten Erscheinens erregten, hat sich jetzt nach ihrer Vollendung noch beiweitem gesteigert; besonders hat es beim „Jack Sheppard" den höchsten Gipfel erreicht. Wir gestehen, daß uns bei letzterm ein solches Interesse anfangs nicht wenig befremdete. Es ist nichts als die Geschichte eines gemeinen Hauseindrechers, der 1724 hierselbst hingerichtet wurde, und besteht mit wenigen Unterbrechungen nur aus einer langen einförmigen Reihe seiner und Jonathan Wild's kaltblütigen Mordthaten, seiner verschiedenen Einkerkerungen und Entweichungen. Alles ist einerseits mit einer Genauigkeit im Detail ausgeführt, wie sie nur nach langen Studien der Annalen des Verbrechens möglich war, auf der andern Seite aber in seiner ganzen gemeinen Häßlichkeit nackt und blos hingestellt, wir meinen ohne jene Ironie, welche sich aus der Behandlung solcher Stoffe in den Händen Shakspeare's, Fielding's and Gay's ergibt. Vermehrt wird freilich die Anziehungskraft des Werkes durch die ihm beifolgenden Radirungen George Cruikshank's; sie sind wirklich ausgezeichnet, und der berühmte Künstler hat hier in Charakterauffassung, Ausdruck, historischer Correctheit und technischer Vollendung vielleicht alle seine frühern Leistungen übertroffen. Aber es fehlt ihnen größtentheils jein ihm eigenthümlichee Humoe, and gerade seine Meisterhafeigkeit stelle die abstoßende Gemeinheit des Gegenstandes um so mehr heraus. Da nun der Romnn gar kein ästhetisches Interesse hat, sondern jedes durch ihn erregte Interesse sich nur auf den Stoff beziehen kann, so fragt sich, wie sich dieses so allgemeine Interesse für eine Reihe Greuelscenen erklären lasse. Es liegt im englischen Charakter eine Vorliebe für heftige Anfregnngsmittel, sehe wohl erklärlich aus einer gewissen Unempfänglichkeit für feinere Eindrücke, die sich z. B. bei der lebhaften Theilnahme des Publicums an Hinrichtungen, an den so lange fortgesetzten Preisboxereien — dem letzten überreste der römischen Gladiatorenkämpfe — u. dergl. Scenen zeigt. Auch da, wo man durch Bildung diesen Charakter gemildert erwarten sollte, findet sich diese Vorliebe sehr häufig. Ein Vergnügen in der Betrachtnng des Verwilderten erklärt sich bei den Gebildetern ferner auch durch die in der englischen Gesellschaft herrschende Zahmheit nnd Überbildung; denn wer sich von dem Natürlichen entfernt, geräth gar leicht in das Verwilderte. Vielleicht daher, daß die Aufregung, welche die Schilderungen von Verwilderung in diesem Romane bewirkt, einen solchen Reiz hat, daß dadurch unsere Frage beantwortet würde, sodaß man nicht bis zu der Annahme einer Sympathie mit den geschilderten Verbrechen zu gehen braucht, wie von englischen Kritikern geschehen ist, und wozu man sich allerdings beim ersten Blick veranlaßt finden könnte. Bemerkung verdient noch, daß der Roman kaum herausgekommen war, als der Gegenstand auch bereits gleichzeitig auf sieben kleinere Bühnen gebracht und überall bei gedrängt vollem Hause fünf volle Stunden lang das mit athemloser Stille aufmerkende Publicum fesselte.

Digitized by Google

Ein Werk ganz anderer, einer wohlthuendern Art, obwol dem „Jack Sheppard" in manchen Äußerlichkeiten ähnlich, ist der andere oben erwähnte Roman, der „Nicholas Nickleby" von Dickens. Es war Hr. Dickens, der zuerst begann, Romane in monatlicher Folge erscheinen zu lassen. Dies Verfahren hat neben vielen offenbaren Nachtheilen den Vortheil, daß, indem die Begebenheiten und Charaktere erst nach und nach uns vorgeführt werden, sie eine größere Realität für uns erhalten, als wenn wir sie in einem gleichzeitig vollendet erschienenen Werke vor uns liegen haben. Tausende waren seit dem Erscheinen des ersten Heftes auf die monatliche weitere Entwicklung der Schicksale der Nickleby und ihrer Freunde gespannt. Hr. Dickens besitzt aber im ausgezeichnetsten Grade das Talent, seine Charaktere durch feine Nuancirung so zu individualisiren, daß wir sie mit dem Interesse persönlicher Bekannten betrachten. Und welch eine Anzahl interessanter Bekanntschaften haben wir nicht in dem „Nicholas Nickleby" gemacht! Zuerst der Nicholas: wir haben in ihm ganz die einfache, jugendliche, sich selbst unbewußte Tüchtigkeit; mit Achilleischem Zorne stellt er sich dem Unrechte entgegen, nicht insofern es ihm Schaden bringt, sondern weil es Unrecht ist; Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, Mitleid treten in ihm in vollster Stärke hervor; und so, da das Glück dem Starken hilft, rettet er sich mit einer Mutter und Schwester aus äußerster Bedrängniß. Reizend steht ihm zur Seite seine Schwester Kate, echt weiblich, sich hingebend, doch dem Niedrigen gegenüber so ganz ihres Bruders Schwester. Dann der imponirende Charakter Ralph Nickleby. Nicht eben Geldgier, sondern Haß und Rachgier sind seine Hauptleidenschaften; früh verbittert durch vielfache tiefe Kränkungen, sind sie ihm wie zur Natur geworden, und aus ihnen hat sich nothwendigerweise der Wucherer entwickelt, da er im Gelde allein eine Schutzwehr gegen die feindselige, verhaßte Welt sieht, und er, weit entfernt von Rücksichten gegen Andere, seine Hauptleidenschaften durch Wucher am besten befriedigen, auch eine höhere Intelligenz, auf die er stolz ist, geltend machen kann. Mit ihm sehr gut contrastirt ist der gemeine, brutale Schurke Squeers, vorzüglich auch dadurch, daß in ihm gegen den Hagestolzen Ralph so sehr der Familienvater hervorgehoben ist und er in der Liebe für seine Familie in seinen Augen sittlich so große Entschuldigung findet. Auch der gemeine Wucherer Gripe bildet mit Ralph einen guten Contrast. Ein interessantes Paar bilden ferner Newman Noggs und die kleine Miß La Creezy; Beide scheinen an sich selbst zu wenig Gefallen zu finden, daß ihr höchstes Glück nur in dem Glücke ihrer Freunde zu bestehen scheint. Beim Newman Noggs ist nun dies besonders durch eine bittere Reue über frühere Thorheiten verursacht, bei der Miß La Creezy durch den ein Frauenzimmer so tief verletzenden Umstand, eine höchst unansehnliche äußere Erscheinung zu haben. Die meiste Poesie hat der Verf. aber wol in dem Charakter des Smike und in dessen Verhältniß zu Nicholas gezeigt. Wie reinmenschlich ist nicht das Mitleid, mit dem Nicholas sich des gänzlich hülflosen Jünglings, obwol selbst in der höchsten Noth, wie im instinctmäßigen Gefühle seiner Stärke annimmt! Wie ergreifend ist nicht bei dieser gänzlichen Hülflosigkeit des von Allen Verlassenen, an Geist und Körper halb Zerrütteten die Tiefe des Gemüthes und die Fülle der Liebe, mit der er allein ebenso genügend die Großmuth seines Beschützers vergilt! Leider ist bei einem solchen Stiefkinde des Glückes auch die größte Güte vergeblich, und als er, der kaum irgend einem der gemeinsten Erfordernisse des Lebens entspricht, gar von Liebe zu einem Weibe, der Schwester seines Freundes, ergriffen wird, konnte bei so zerstörter Gesundheit und so tiefem Gemüthe nur der schleunigste Tod herbeigeführt werden. Dies sind in flüchtigem Umrisse die hervorragendsten Charaktere des Romans. Hrn. Dickens' Meisterschaft über die Sprache, soweit er ihrer für seinen Zweck bedarf, seine Meisterschaft in Schilderungen, besonders der londoner Localitäten, die auch hier sich in ihrem vollen Glanze zeigt, ist zu bekannt, als daß wir hier weiter dabei zu verweilen brauchten. Ebenso bekannt ist auch die Treffsichkeit seiner Satire gegen bestehende Mißbräuche; man denke nur an seine Schilderung der Schule des Squeers, welche eine so scharfe Bloßstellung der Ignoranz und brutalen Tyrannei vieler boarding-schools in England enthält, wo mit Leid und Serie der armen Jugend der schändlichste Handel getrieben wird. Ebenso bekannt ist ferner der Geist der Menschenfreundlichkeit, welche überall in Dickens' Schriften und besonders hier hervortritt. Wir sind hier überhaupt auf seine Vorzüge nur so weit eingegangen, weil wir nicht umhin konnten, unsern tiefsten Schmerz darüber auszudrücken, daß bei solchen Vorzügen auch dieses Werk abermals allen höhern Ansprüchen der Kunst, welche ein Werk nur als ein Ganzes würdigt, so gar nicht entspricht. Es fehlt dem Werke Einheit jeder Art. Fast kein Theil des Ganzen entwickelt sich aus einem vorhergehenden mit irgend einer Nothwendigkeit, fast kein Theil ist für das Ganze von irgend einer Nothwendigkeit, sodaß das Ganze fast nur aus einer Reihe Episoden besteht. Und doch, was ist ein Kunstwerk, wenn es uns nur für den Augenblick festzuhalten vermag, ohne im Gemüthe als ein Ganzes zu verbleiben, und zwar als ein Ganzes, in welchem irgend eine große Idee sich darstellt? Gelungene Einzelheiten dienen dann nur, vergebliche Erwartungen in uns aufzuregen. Aber dies ist der Erfolg, wenn Alles und auch die Kunst dem Handelsgeiste sich beugen muß. Nichts ist natürlicher, wenn wir nicht warten können, bis unsere Conceptionen zur Reife gediehen sind und wir uns ihrer gehörig bemeistert haben, sondern sie, wenn kaum entstanden, gleich ans Licht bringen müssen, als daß wir sie nicht auf dem Wege halten können, den wir uns vorgesteckt haben, sondern von ihnen auf Seiten- und Abwege fortgerissen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Kuzzaues.

Unter den Hindus, mit Ausnahme der Mahratten, gibt es wenig Cavalerie wie überhaupt wenig Reiter; dagegen sind die Kuzzaues im Norden Indiens als irreguläre Reiterei berühmt. Sie sind Mohammedaner und haben als Lanciers nicht ihres Gleichen. Sie sind fast wie die Kosacken equipirt, leiten auch ihren Ursprung von den Küsten des kaspischen Meeres her; ihr Name, Kuzzaues, Kuzzauken, weist ebenfalls auf den Namen Kosacken hin. Die vorzüglichsten unter diesen Reitern sind diejenigen, welche, statt ein Nomadenleben zu führen, ein festes Truppencorps bilden und von der ostindischen Compagnie bezahlt werden. Man nennt sie die Reitertruppe des Skinner. Der Häuptling dieses Namens, der sie vereinigt hat und unter dessen Befehle sie stehen, hat eine fast schwarze Hautfarbe, und obgleich er ein Indier ist und im Mahrattenkriege gegen die Engländer diente, wird er doch von den Engländern keineswegs mit jener Verachtung und jenem groben Übermuthe behandelt, welche für das Verhalten der Engländer gegenüber den Eingeborenen charakteristisch sind. Seine Tapferkeit und Hochherzigkeit sichern ihm vielmehr die Achtung Aller, und Niemand wird in Indien mehr in Ehren gehalten als Skinner. Die unter seinem Befehle stehenden Reiter sind mit Eleganz gekleidet, obgleich auf ihre eigenen Kosten, auch verschaffen sie sich ihre Pferde selbst. Der Disciplin der regulairen Cavalerie haben sie sich nie unterwerfen wollen, aber ihre Gewandtheit zu Roß mit Lanze, Säbel und Pistole übersteigt Alles, was man in dieser Art sehen kann. Man veranstaltete einmal ein Lanzenbrechen zwischen den Lanciers des 16. Regiments gegen eine gleiche Anzahl dieser Reiterei und zweifelte nicht an dem Erfolge der Europäer; aber man täuschte sich vollständig, die indischen Reiter hoben die europäischen aus den Sätteln und streckten sie auf den Boden. So berichtet ein unparteiischer Reisender, der selbst Engländer ist. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 336. —— 2. December 1839.

Über Menſchenracen.

(Fortſetzung aus Nr. 335.)

Ich entſinne mich, irgendwo geleſen zu haben, daß einſt im ſüdlichen Frankreich ein Mädchen und ein Knabe gefunden wurden, die bis zu ihrem zwölften oder vierzehnten Jahre als Wilde unter wilden Thieren in einem Walde gelebt hatten, und von denen man den Knaben einfing, nachdem ein Jäger, der ſie für Thiere hielt, das Mädchen erſchoſſen hatte. Daß der eingefangene Wilde weder ſprach, noch ſelbſt die Zeichen, durch die man ſich mit ihm zu unterhalten verſuchte, verſtand, iſt nicht ſo auffallend, als daß er, nachdem er endlich mit vieler Mühe ſprechen gelernt hatte, ſich nichts mehr aus ſeinem frühern Zuſtande erinnerte und ihn ſo zu ſagen gänzlich aus dem Gedächtniſſe verloren hatte, was wenigſtens ein Beweis iſt, daß ſeine geiſtige Thätigkeit während dieſes Zuſtandes total nichtig war. Man denke ſich nun, daß dieſe beiden Kinder in eine noch unbewohnte Gegend geriethen, daß ſie ſich vermehrt und daß während eines Jahrtauſends ihre Nachkommen, wie das Thier lebend, mit dem Thiere um die Nahrung kämpfend, ſich fortgepflanzt hätten; vielleicht ein zweites Jahrtauſend würde dann nothwendig geweſen ſein, um ihre wilde Nachkommenſchaft wieder zu einer höhern geiſtigen Thätigkeit heranzubilden, um die Spuren des tauſendjährigen Thierlebens zu verwiſchen. Denn es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Organe des geiſtigen Lebens, das Gehirn, durch Nichtgebrauch geſchwächt werden, und ebenſo natürlich, daß, wenn ein ſolcher Nichtgebrauch ſich durch eine Reihe von Jahrhunderten von Generation zu Generation fortſetzt, die Kraft der Organe des Geiſteslebens ſtufenweiſe abnehmen muß. So würde ſich eine Race bilden, und ſo mögen ſich ungefähr die auf der tiefſten Stufe der Menſchheit ſtehenden Racen gebildet haben. Gebräuche, Gewohnheiten, Sitten, Lebensart würden die eigentliche Urſache dieſer Racenbildung und der körperliche Unterſchied, wenn er einmal eingetreten, nur das äußere Zeichen derſelben ſein, der dann wieder nach und nach durch den Einfluß von Gebräuchen und Gewohnheiten, Geſetzen und Inſtitutionen bekämpft, modificirt werden könnte.

Jedermann iſt im Stande zu beobachten, welchen Einfluß Gebräuche und Sitten, Lebensart und Gewohnheiten rückwirkend auf den phyſiſchen Theil des Menſchen ausüben. Die öffentliche Dirne und der Verbrecher, um von einer täglichen Erfahrung zu ſprechen, tragen den Stempel ihrer Leidenſchaften ſchon auf dem Geſichte, und wer es ſich angelegen ſein laſſen wollte, würde im Allgemeinen bald ohne Mühe an Gang, Haltung, Körperbau und Geſichtsbildung das Gewerbe, das Jemand betreibt, auf den erſten Blick herauserkennen. Die Nahrung iſt noch von bedeutendem Einfluſſe, und Der, welcher nur von Früchten lebt, unterſcheidet ſich körperlich und geiſtig von Dem, der nur Fleiſch ißt, wie denn wieder der dem Engländer, der rohes Fleiſch ißt als der Franzoſe und Deutſche, wol in dieſem Umſtande allein ſich die Urſache mancher ſeiner Leidenſchaften findet.

Das Alles würde freilich zu keiner Racenverſchiedenheit führen, weil einmal die Geſellſchaft des civiliſirten Europas gegenwärtig im Weſentlichen doch überall dieſelbe iſt und dann gewiß noch ein Weiteres, Verſchiedenheit der Inſtitutionen, Geſetze und Gebräuche, zur Bildung der Racen gehören. Aber es zeigen jene alltäglichen Erfahrungen wenigſtens, wie die Lebensart körperlich einzuwirken im Stande iſt; und wenn der Unterſchied in Bezug auf Lebensart während Jahrhunderten und Jahrtauſenden hindurch ein radicaler wäre, ſo würde wol Niemand deſſen radicalen Einfluß auf den Körper und rückwirkend auch auf den Geiſt in Abrede ſtellen, und ſo die Racenverſchiedenheit ſchon eher hervorbringen.

Ein franzöſiſcher Schriftſteller, der Abbé Frère, hat in neueſter Zeit ein Werk: „Principes de la philosophie de l'histoire" (Paris 1838), herausgegeben, in dem er verſucht, die neuern Entdeckungen der Phrenologie mit den Anſichten einer ſpiritualiſtiſchen Philoſophie in Einklang zu bringen. Ob ihm dies gelungen, mag ich hier nicht beurtheilen, da ich nur eine Thatſache, die ich in dieſem Werke aufgeſtellt fand, hier anführen will. Der Abbé Frère beſitzt eine bedeutende Sammlung von Hirnſchalen und insbeſondere mehre franzöſiſche Schädel aus allen Epochen der Geſchichte Frankreichs. Ein Hauptunterſcheidungsmerkmal der Racen iſt die verſchiedenartige Hirnbildung, je nachdem die Organe des vordern Theiles des Gehirns mehr oder weniger entwickelt ſind. Der Abbé Frère behauptet nun, daß in den Hirnſchalen ſeiner Sammlung ein augenſcheinlicher Fortſchritt bemerkbar ſei, indem in den aus frühern Jahrhunderten der hintere Theil auf

Kosten des vordern viel entwickelter und vorherrschender sei, während mit jeder neuen Epoche der vordere Theil des Gehirns immer mehr an Umfang zunehme und auf Kosten des hintern hervortrete. In einer beigefügten Tafel ist dieser Fortschritt in sechs Epochen bildlich dargestellt.

Leider ist diese Behauptung in dem Werke des Hrn. Frère nicht hinlänglich belegt, sondern nur oberflächlich hingestellt, und wir müssen auf sein Wort glauben, daß er wirklich diese Gradation an den Hirnschalen seiner Sammlung beobachtet hat, und dann, daß diese wirklich aus den verschiedenen Epochen sind. Das kann freilich dem philosophischen Geschichtsforscher nicht genügen. Im Allgemeinen erscheint dann aber die Behauptung so natürlich und wahrscheinlich, daß wol kaum zu bezweifeln, daß sie, nachdem sie einmal angedeutet ist, durch weitere Forschungen und Beobachtungen ziemlich sicher ihre Bestätigung erlangen wird.

Stellt sich aber diese einfache Erfahrung als wahr heraus, so fällt das System, welches die Racen als etwas Ursprüngliches und Ewiges annimmt, von selbst zusammen, denn dann würde das Haupt eines Franzosen aus der ersten oder zweiten Epoche der Geschichte Frankreichs dem eines Slawen unter Attila, und das eines Franzosen der spätern Zeiten etwa dem eines Römers unter August mehr oder weniger gleichkommen und somit der Unterschied zwischen der Hirnbildung der verschiedenen Racen, das Hauptmerkmal derselben, aufhören eine Racenverschiedenheit zu begründen. Von welcher Bedeutung somit die Behauptung des Abbé Frère ist, sieht man leicht ein, und sie verdient daher zu weitern und umfassendern Beobachtungen Veranlassung zu geben. *)

*) Daß die Hirnbildung das am meisten charakteristische Unterscheidungsmerkmal der Race ist, ist bekannt. Wenn ich darauf oft zurückkomme, so möchte ich nicht, daß man deswegen glaubte, ich sei ein Anhänger der Gall'schen und Spurzheim'schen Schule. Eine einzige Bemerkung muß genügen, zu zeigen, wie wenig die Ansichten Gall's und Spurzheim's noch auf der rechten Höhe angelangt sind. Es ist eine bekannte Sache, daß das kleine Gehirn bei den Thieren mehr entwickelt ist als bei den Menschen, und daß zwischen den mehr oder weniger intelligenten Thieren derselbe Unterschied stattfindet. Je mehr nun das kleine Gehirn in den höhern Stufen der Thierwelt abnimmt, desto mehr entwickeln sich über dem kleinen Gehirne neue Theile des großen Gehirns, sodaß bei dem Menschen das ganze kleine Gehirn durch die neuen, bei den Thieren abnehmend immer weniger vorkommenden Gehirnlagen des großen Gehirnes bedeckt ist. Der Mensch unterscheidet sich also in seiner Gehirnbildung von den Thieren ganz besonders durch die im Hinterkopfe vorkommenden Theile des großen Gehirns, die bei dem Thiere mehr und mehr in absteigender Progression fehlen. Es scheint also gerade in diesen neuen Gehirnlagen des Hinterkopfes der materielle Unterschied, wenigstens der wesentliche, zwischen Mensch und Thier stattzufinden. Gall und Spurzheim dagegen suchen die Gehirnvertreter der die Menschen vom Thiere unterscheidenden Eigenschaften im Vorderkopfe und legen die thierischen Eigenschaften des Menschen sämmtlich in den Hinterkopf. Es ist das ein Widerspruch, der, mir scheint es wenigstens, die ganze Phrenologie, wie sie Gall und Spurzheim aufstellen, an der Wurzel angreift.

Noch eine andere Folge würde aus dieser Beobachtung fließen, und zwar die, daß nicht das materielle Factum der Herkunft von dieser oder jener Race das Fortbestehen der Race bedinge, sondern daß ein Drittes hierzu gehöre, und zwar die geistige Entwickelung. Der Franzose des 19. Jahrhunderts ist der Abkömmling des Franzosen des 5. oder 10. Jahrhunderts, und wenn die Race auf einem materiellen Factum beruhte, so müßte nothwendig der Franzose des 19. Jahrhunderts dem des 10. wenigstens körperlich in jeder Beziehung gleichen. Mit der höhern geistigen Entwickelung ändert sich aber nach der angedeuteten Erfahrung auch die Körperbildung; und das wäre ein Resultat von der höchsten Bedeutung, das aber am Ende so natürlich erscheint, daß es zu verwundern wäre, wie man nicht früher versucht hat es durch Thatsachen und Beobachtungen zu belegen.

In Norwegen gibt es keinen Adel und keine Knechte, nur freie Leute, und somit hat jede Folge eines Racenunterschiedes aufgehört, die Mischung, wenn dort einst Abkömmlinge verschiedener Racen zusammen lebten, ist vollständig, was nach den Ansichten der Vertheidiger der Racen und ihres Einflusses auf Gesetze und Institutionen nicht zweifelhaft sein kann, da, so lange der Racenunterschied stattfindet, auch die Herrschaft der höherbegabten Race sich geltend macht. Aber trotz dieser Einheit der Race in Norwegen wird es sich dort gewiß, wie anderwärts herausstellen, daß der Höhergebildete, die Frauen und Männer der höhern Gesellschaft sich wesentlich in Bezug auf Körperbildung von der niedern Classe, den Handwerkern und Bauern unterscheiden, daß unter den Erstern schönere und edlere Körperbildungen vorkommen als unter den Letztern. In West- und Mitteldeutschland fließt das reinste germanische Blut in den Adern des Volkes, und dennoch findet man auch hier (z. B. in Friesland) denselben Unterschied zwischen höhern und niedern Ständen, obgleich wenigstens in den Städten bereits seit vielen Jahrhunderten ein beständiger Umschwung der Gesellschaft, der Reiche verarmend, der Arme sich bereichernd, stattfindet. Unter Brüdern selbst läßt sich derselbe Unterschied gewiß oft genug beobachten, wenn in einer und derselben Familie der eine Sohn Richter, der andere Bauer und der dritte Schneider geworden sind. Das liegt aber den Gelehrten zu nahe, da sie gewohnt sind den Wald vor den Bäumen nicht zu sehen.

Klima, Lebensart, Gewohnheiten, Gebräuche und Sitten, vor Allem Institutionen und Gesetze sind die Ursache der Racenverschiedenheit. Das bis jetzt Gesagte deutet dies Resultat wenigstens schon an, und das lange Fortbestehen des Judentypus scheint mir eher für diese Ansicht als für die Derjenigen zu sprechen, die in der Race ein materielles, ursprüngliches und eingeborenes Factum sehen wollen. Eine Beobachtung, die Jeder zu machen im Stande ist, wurde für mich zu einem Beleg, der kaum mehr den Zweifel übrig läßt. In Frankreich sind im Allgemeinen der gallische Typus und gallisches Wesen vorherrschend mit Ausnahme der Normandie, wo der germanische Typus und germanisches Wesen in der Haupt-

Digitized by Google

sache uns auf Schritt und Tritt begegenen. Die Geschichtsforscher sind aber darüber einverstanden, daß im Verhältniß nicht mehr Normannen in die Normandie eingewandert sind als Franken, Burgunder, Longobarden, Gothen und überhaupt Germanen in Frankreich. Es fließt also, materiell genommen, nicht mehr germanisches Blut in den Adern der Normanen als in denen der Franzosen im Allgemeinen. Ist dem aber so, so drängt sich uns die Frage auf: Woher denn jener Unterschied in den Folgen? weswegen sind die Normannen mehr Germanen und die Franzosen mehr Gallier? Die Antwort ist nicht schwer zu finden. Die Frankenfürsten nahmen sehr bald aus Politik römische Gesetze an, und die germanischen Institutionen verschwanden wenigstens im Wesentlichen mit den Karolingern. Die Normannen dagegen hielten fest an ihren ursprünglichen Institutionen, und bis lange nach der Wiedereroberung der Normandie durch die Franzosen sind wir im Stande die germanische Gesetzgebung, und bis heute noch germanische Gebräuche und Gewohnheiten in der Normandie zu verfolgen.

Eine andere Beobachtung, die nicht weniger auffallend und schlagend, ist der Unterschied, der geistige und körperliche, der zwischen den Engländern, Franzosen und Spaniern Europas und Amerikas stattfindet, und der sich in der Hauptsache nur durch eine neue Lebensart, andere Sitten und andere Gesetze erklären läßt, da hier wie dort das englische, französische und spanische Blut in mehren Gegenden im Ganzen wenigstens sich rein erhalten hat, und dennoch Verschiedenheiten stattfinden, die in einem Jahrtausend vielleicht so weit entwickelt sein werden, daß sie eine schärfere Grenze zwischen den Engländern Europas und Amerikas als zwischen allen Europäern, welcher Race sie auch angehören mögen, ziehen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus London.

(Beschluß aus Nr. 335.)

In der theatralischen Welt ist es hier sehr stille, besonders in Folge eines auffallenden Mangels an talentvollen Künstlern. Die beiden großen Wintertheater Drurylane und Coventgarden haben jetzt seit einiger Zeit ihre Saison begonnen, beide unter neuer Direction. Der neue Director des Drurylane ist Hr. Hammond, dem hiesigen Publicum vortheilhaft bekannt als Director eines kleinen Sommertheaters auf dem Strand, wo er sich besonders durch seine Gewandtheit auszeichnete, auf eine sehr kleine Bühne Stücke zu bringen, die durchaus eine verhältnißmäßig große Bühne zu verlangen scheinen, soll ihr Effect nicht beeinträchtigt werden. Sein Antritt der Direction dieses Theaters wurde daher vom Publicum mit vieler Freude begrüßt. Drurylane war während der mehrjährigen Direction des Hrn. Bunn aufs tiefste gesunken. Die wilden Thiere des Van Amburgh waren während der vorigen Saison fast das Einzige, was einige Anziehungskraft auf das Publicum ausübte. Indessen hat bis jetzt auch von Hammond nichts des Erwähnens Werthes geschehen können, indem er bis jetzt noch nicht im Stande gewesen ist, genügende Künstler zu finden. Sein Hauptstück war bisher der „Fairy-lake" (Feensee), nach Auber's gleichnamiger Oper, wobei indessen nur das Textbuch beibehalten worden und die Musik aus Stücken Auber's, Herold's und Mercadante's zusammengesetzt ist. Daß ein solches Pasticcio, von Sängern dritten Ranges vorgetragen, keinen sonderlichen Effect hervorbringen kann, läßt sich denken. Man versuchte sich auch an Shakspeare's „Heinrich IV." und „Much ado about nothing" u. dergl., doch ohne allen Erfolg.

Coventgarden erhielt eine neue Direction in jenem Liebling des hiesigen Publicums, der Madame Vestris. Macready, gegenwärtig unser erster Tragöde, hatte sich hier während der zwei letzten Saisons große Verdienste als Director erworben. Coventgarden war unter Osbaldiston in den tiefsten Verfall gerathen, und besonders durch seine schlechten Anordnungen in dem für die Zuschauer bestimmten Theile des Hauses, wodurch der Unsittlichkeit Thor und Thüre geöffnet wurde, in Verruf gekommen. Macready stellte einen bessern Ton im Hause her und ging mit großem Ernste an die Vorstellung der Schauspiele Shakspeare's, auf die er den höchsten Prunk der Decorationen und Anzüge wandte; mehre Stücke, wie „Lear", „Coriolan", wurden zuerst in ihrem unverstümmelten Texte gespielt. Wie groß und vielfach auch seine Verdienste als Director und Schauspieler um Shakspeare sind, so möchte indessen doch zu dem höhern Style der Ausstattung, durch welchen er unstreitig hauptsächlich auf das große Publicum wirkte, zuerst Madame Vestris im Olympic Theatre den Anstoß gegeben haben, und sie steht mithin als seine Nachfolgerin ganz an ihrem Platze. Allein auch sie hat bis jetzt in dieser Saison nur Unbedeutendes leisten können. Gestern Abend jedoch wurde ein neues Schauspiel von Sheridan Knowles gegeben, „Love" betitelt, in welchem Madame Vestris und die reizende Miß Ellen Tree die Hauptrollen haben. Wir werden darauf in unserm nächsten Bericht zurückkommen. Die Königin hat beide Theater dadurch unterstützt, daß sie in beiden Privatlogen nehmen lassen, für deren jede 400 Pf. Sterl. bezahlt wird; hierzu kommt dann noch die bei Staatsbesuchen gezahlte Summe.

Von Sir Edward Lytton Bulwer wurde im Haymarket ein neues Schauspiel in fünf Acten, „Der Seemann oder das Geburtsrecht", aufgeführt und von einem übervollen Hause mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen. Wir haben hier nicht weiter Raum, auf seine Verdienste einzugehen, und beschränken uns auf einen kurzen Abriß der Fabel. Das Stück spielt im Norden der Grafschaft Devon in der Zeit der Königin Elisabeth. Hinsichtlich der Länge der Zeit hat sich der Verf. strenge an die Einheiten gehalten, indem es nur einen Tag spielt. Norman, ein Schiffscapitain, ist gerade angekommen und hat sein Schiff vor dem Schlosse Arundel vor Anker gebracht. Er sendet seinen Lieutenant Fankner zu einem Priester, Onslow, seinem Pflegevater, und er selbst eilt zu Violet, seiner Geliebten. Die Lady von Arundel hat einen Sohn, Lord Ashdale, den sie von ganzem Herzen liebt und welcher ebenfalls die Violet liebt. Die Geschichte der Lady Arundel ist diese: Sie liebte in ihrer Jugend einen Pagen in dem Hause ihres Vaters und wurde ihm heimlich vermählt. Aus dieser Ehe entsprang ein Sohn, Arthur genannt. Ihr Gemahl wurde von einem Piraten, Gaußen, ermordet, und indem sie von ihrem Vater zu einer zweiten, ihrem Range minder ungleichen Ehe gezwungen wurde, bediente sich die Dame eines armen Verwandten, eines Vetters, Sir Maurice Brewer's, den Sohn ihrer ersten Ehe über die See bringen zu lassen. Sir Maurice jedoch, der, im Falle die Gräfin sterben sollte, ohne Kinder zu hinterlassen, der nächste Erbe der Grafschaft und der Güter von Arundel sein würde, gebraucht den Piraten, den Mörder des Vaters, auch den Sohn zu morden und ihn auf der See auszusetzen. Das Kind entrinnt den Gefahren der See, in die es geworfen worden, indem es von einem treuherzigen Seemanne aufgefangen wird, der ihm sein Geschäft lehrt, mit ihm in Schlachten ficht, ihn sich auszeichnen sieht und, als er stirbt, ihm sein Schiff hinterläßt. Norman, der junge Schiffscapitain, hat Gelegenheit, Violet und ihre Duenna Prudentee aus der Sklaverei zu befreien, und als ihr Geliebter ist er jetzt zu ihr gekommen. Wir sehen also, daß er ebenfalls, ohne es jedoch zu wissen, der Sohn der Gräfin ist. Sir Maurice, der seine

Digitized by Google

Ankunft erfährt, treibt den Piraten abermals an, ihn zu tödten. Norman wird unterdessen bei der Lady Arandel eingeführt, welche weiß, daß er ihr Sohn ist; aber da sie einen zweiten Sohn hat, den Lord Ashdale, der von ihr anserzogen, var der Welt als solcher anerkannt und der Gegenstand aller ihrer Hoffnungen ist, so bezwingt sie ihr mütterliches Gefühl und verbirgt ihre Verwandtschaft mit Norman. Indem sie jedoch entdeckte, daß er Violet liebt und daß diese Liebe wechselseitig ist, so gibt sie ihnen ihren Beistand. Um den Nachstellungen des Lord Ashdale zu entgehen, soll der Schiffscapitain seine Braut entführen. Es wird daher verabredet, des Nachts bei einer alten Kapelle zusammenzutreffen, wo ein Priester in Bereitschaft sein und Narman mit Hülfe seiner Schiffsmannschaft die Entführung bewerkstelligen soll. Sir Maurice bringt auch diesen Plan in Erfahrung, theilt ihn Ashdale mit und erweckt dessen Eifersucht. Um Beide aus dem Wege zu räumen, bestellt er Gaußen, sie Beide zu erstechen, sallen sie sich nicht selbst in dem Kampfe, welcher bei der Kapelle nothwendig entstehen würde, gegenseitig tödten. Unterdessen wird Oswald der Priester, der Pflegvater Narman's, von dem Piraten angefallen, um ihn der Documente zu berauben, welche als Beweisstücke der Geburt Norman's dienen und die in seinem Besitze sind, indem er die Geäfin Arundel mit Norman's Vater vermählt hat. Er wird tödtlich verwundet. Narman kammt jedoch zeitig genug hinzu, um den Piraten fortzutreiben. Aus dem Munde des Steebenden wird er mit seiner Geburt bekannt gemacht und empfängt von ihm die Beweisstücke. Er trifft sodann mit seiner Mutter zusammen und es erfolgen Seenen wilder Aufregung, in welchen er erst auf sein Erbe Anspruch macht und ihm dann entsagt, und der Act schließt mit dem Segen seiner Mutter. Während einer dieser Seenen nimmt Lord Ashdale Roeman's Mantel, Hut und Feder, welche fäe Violet als Zeichen dienen sollen, ihren Geliebten bei der Zusammenkunft in der Kapelle zu erkennen. So angethan begibt sich Lord Ashdale zuerst zu der Kapelle, trifft Violet an und wird für Narman genammen. Er eilt still mit dem Mädchen in die Kapelle und ist auf dem Punkte, von Gaußen aus Versehen ermardet zu werden, als der wirkliche Norman hinzukammt, Ashdale's Leben rettet und seinen Vater rächt, indem er den Piraten auf der Stelle tödtet. Als sie aus der Kapelle herauskammen, begegnen sie der Lady Arundel, begleitet van Dienern, welche Fackeln tragen. In der Aufregung des Moments und gerühet von der Großmuth Norman's, erkennt sie ihn als ihren Erstgeborenen an und beraubt so ihren Liebling Ashdale seines Erbtheils. Ashdale ist anfangs entrüstet; aber als Narman die Beweisstücke verbrennt und seinen Ansprüchen zu Gunsten des Liedlings der Mutter entsage, wird er beruhigt, erkennt den Edelsinn seines Braders an, entsagt der Violet und nmaemt Alle. Der alte Sir Maurice wird beschämt, die Tugend triumphirt und Alles endet in Freude. Man wird aus diesem Abrisse ersehen, daß das Stück nur aus gewöhnlichen melodeamatischen Elementen zusammengesetzt ist. Es scheint dabei hauptsächlich auf die Eigenthümlichkeiten der gegenwäetigen Darsteller der beiden Hauptrollen, Mrs. Waener und Maeready, berechnet. Erstere spielte auch die stalze Frau und unnatürliche Mutter, Letzterer den rauhen, kühnen, treuherzigen Raeman mit dem höchsten Erfolge. Die Hauptschauspieler wurden am Ende des Stücks gerufen und mit einem Regen von Kränzen und Blumensträußen empfangen. Sir Edward hatte von seiner Loge aus seine Beebengung zu machen. Er hat für dieses Stück van dem Direetor des Haymarket 600 Pf. St. erhalten nnd von dem Verleger, der es herausgeben wird, 500 Pf. St. Außerdem wird er, fährt das Stück fort zu gefallen, noch einen Theil der jedesmaligen Einnahme erhalten. 170.

Notizen aus Rußland.

Höchst ausgezeichnete Bereicherungen sind der Bibliothek und Münzsammlung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg in neuester Zeit durch den russischen Gesandten in Persien, Generalmajor Grafen Simanitsch, zugekommen. Derselbe hat nämlich sämmtliche aus den Pressen von Tabris, Teheran und Ispahan hervorgegangenen persischen und arabischen Werke mitgebracht und der Akademie verehrt. Außerdem legte er sich während seines Aufenthalts in Persien eine Münzsammlung an, und aus dieser hat er 74 höchst werthvolle und seltene Münzen der Akademie überlassen, 7 derselben sind in Gold, 61 in Silber, die übrigen in Bronze und Kupfer; 27 dieser Münzen gingen in das asiatische Münzcabinet über; manche derselben gehören in die neueste Zeit, so drei neue Afghanenmünzen, die in Herat geprägt sind. Auf der einen von 1800 (1215 der Hedschra) ist Seman Schah genannt, der 1800 von seinem Bruder Mahmud entthront wurde; auf der zweiten von 1825 (1241 der Hedschra) Mahmud Schah selbst, der 1818 nach Herat fliehen mußte und 1829 starb; auf der dritten Kamran, Mahmud's Sohn, der sich in neuester Zeit durch seine tapfere Vertheidigung Heeats gegen die Perser rühmlich bekannt gemacht hat. Das größte Interesse aber hat ein Goldstück, auf dem der Name: Abul-Ghasi-Mahammed-Rahim-Behadur-Khan steht. Es ist dies der Vater des jetzigen Khans von Khiwa, welcher 1826 starb, und von dem Murawiew behauptet, daß er der erste Khan dieses Staates gewesen, der das Münzrecht ausgeübt habe, während früher, wie der Akademiker Frähn vermeint, besondres bucharisches Geld in diesem von der Bucharei abhängigen Lande circulirte. Auf der vorliegenden Münze steht wirklich: Khiwak, und eine solche kommt in keinem Katalog der bedeutendsten Münzsammlungen vor. Sanach besitzt die Akademie in diesem Goldstücke vielleicht einen der Erstlinge des khiwaschen Münzhofes. In die Sammlung der antiken Münzen sind 43 silberne und 4 bronzene Münzen aufgenommen warden. Unter diesen befinden sich 23 Arsacidenmünzen, 10 griechische Königsmünzen in Silber und 5 griechische Städtemünzen, auch in Silber; am meisten ausgezeichnet sind aber zwei baktrische Silbermünzen von Eukratides und fünf ihnen verwandte, sehr kostbare in Silber.

In einem Zeitraum von 16 Jahren, d. i. von 1823 bis Ende 1838 sind aas sämmtlichen Bergwerken in Sibirien, sowol denen, die der Krone, als auch denen, die Privatpersonen gehören, an edeln Metallen ausgebeutet warden: Gald 5150 Pud 12 Pf. 47 Solotnik, Platina 1259 Pud 4 Pf. 48 Solotnik (davon nur 29 Pud aus Kronbergwerken), Silber 18,005 Pud 37 Pf. 58 Solotnik. In der ersten Hälfte des Jahres 1839 wurden in den Bergwerken am Ural an Gald gewannen 166 Pud 22 Pf. 32 Solotnik, an Platina 49 Pud 18 Pf. 32 Solotnik. 9.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen nnd durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die orientalische Frage und ihre Lösung.

Aus dem Gesichtspunkte der Civilisation.

Von

Friedrich Schott.

8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 337. —— 3. December 1839.

Über Menschenracen.

(Fortsetzung aus Nr. 336.)

Ob man aber auch die angeführten Gründe über die eigentliche Ursache der Racenverschiedenheit für genügend oder ungenügend anerkennen mag, und selbst wenn diese eine andere Ursache hätte, würde deswegen die Ewigkeit und Ursprünglichkeit der Race und Racenverschiedenheit nicht weniger unhaltbar sein, da sich eben die Racen vermischen, kreuzen, die alten verschwinden und neue erscheinen; da die herrschende Race gestört werden kann und, wie die Geschichte zeigt, fast überall über kurz oder lang gestürzt und durch neue Patricier- und Herrenfamilien ersetzt worden ist.

Wie dies sich gestaltet, darüber eine Stelle des Hrn. Courtet de l'Isle. Dieser sagt S. 144 — 147:

Der Hauptpunkt, den wir nicht aus dem Auge verlieren müssen, ist die ursprüngliche Verschiedenheit der Kasten und des Ranges. Ihr Ursprung steigt bis zum Ursprunge der Gesellschaft hinauf, d. h. bis zur Verschiedenheit der Racen. Der Gesetzgeber, der dies fühlt, verbietet gewöhnlich die Verbindungen zwischen den Kasten, denn er weiß, daß die unausbleibliche Folge dieser Verbindungen ihre Vertheilung ändern würde, weil er vielleicht ohne, daß sie deren Ungleichheit aufzuheben streben würden. Aber diese Bestrebungen sind nicht immer von Erfolg. Der Stolz der Großen genügt nicht immer, um den Sturz ihrer Kaste zu verhindern. Einzelne Vermischungen werden nach und nach erlaubt, Vermögensverhältnisse bedingen Ausnahmen, die von Tag zu Tag zahlreicher werden. In dem Maße, wie diese Verbindungen sich vermehren, gleichen sich die Racen aus, und in dem Maße, wie diese Ausgleichung stattfindet, sagen sich die untern Classen: Weswegen sollen wir nicht auch einmal Privilegien haben? Und augenblicklich fallen dann die alten Privilegien und ein neuer Adel tritt hervor.

Jedesmal, sagt Chateaubriand, wenn eine große Veränderung in der Constitution des Staates vor sich geht, verschwinden die alten Familien. Was ist, in Wahrheit, die Ursache jeder größern Veränderung in der Constitution eines Staates? Die Bildung einer Zwischenclasse, eifersüchtig auf die Oberherrschaft einer andern. Was ist die Ursache der Bildung dieser Zwischenclasse? Die Vermischung der Racen und Familien, die, jede natürliche Ungleichheit an der Wurzel angreifend, unwiderstehlich dahin strebt, die sociale Ungleichheit aufzuheben.

Aber es kommt endlich eine Epoche, wo, nachdem vielfach ein neuer Adel einen alten Adel ersetzt hat, alle Classen vermischt sind, wo es nur noch eine Ungleichheit des Vermögens gibt, d. h. eine Ungleichheit der Individuen und nicht der Kasten. Von diesem Augenblicke an ist Alles Verwirrung. Die Vermischung der Racen hat, wenn auch nicht die ursprünglichen Typen, wenigstens ihre gemeinsame Manifestation verschwinden machen. Dann sieht man aus allen Classen der Gesellschaft ausgezeichnete Männer sich erheben, die in Wahrheit beinahe immer die Wiedererzeugung des Typus der höhern Race sind. Alle sind untereinander geworfen; es gibt keine collective Ungleichheit mehr; aber glaube nicht, daß die individuelle Ungleichheit verschwunden sei; trotz der Mischung der Racen verschwindet ihr Typus nicht. Die natürliche Überlegenheit, die das Erbe einer Classe von Individuen, welche der Adel ihrer Linie auszeichnete, war, ist der Antheil einer neuen Classe geworden, die die Geburt nicht mehr auszeichnet und die sich nur durch das Eintreten einer Menge von Ausnahmen bildet. Die Folge der Vermischung ist, daß die Typen nicht mehr ausschließlich in diesem oder jenem abgeschlossenen Range geboren werden, sondern sich bald hoch, bald niedrig, am meisten in den Mittelclassen zeigen. Ursprünglich war es wahr, wenn man sagte, daß die ausgezeichneten Männer nur in den höhern Classen geboren werden; jetzt, wo es keine Kasten mehr gibt, d. h. keine sociale Abtheilung der Racen, gibt es keine Regel mehr, die unterstellen ließe, daß in diesem Range eher als in einem andern Individuen, deren Thatkraft ungefähr zum voraus bestimmt sei, auftreten werden. Diese werden bald hier, bald dort, reich, arm, adelig oder verachtet geboren. Die Privilegien gehören ohne Unterschied den kräftigen Menschen und den Menschen ohne Fähigkeit. Der Egoismus und die Dummheit bevölkern die Paläste und das Genie kämpft gegen das Elend an.

Und darf man es wagen, sich in einer solchen Gesellschaft über die Menge der Revolutionen zu beklagen! Die einzige Macht, die der Himmel zum Beherrscher der Menschen aufgestellt hat, ist das Genie. Wenn dasselbe keinen Thron zum Piedestal hat, so hat es einen Lehrstuhl; wenn es kein Heer hat, so hat es Proselyten. Aber darüber irre man sich nicht, es ist stets das Genie, welches herrscht! Wenn es in den obern Classen geboren wird, so ist es bei der Ordnung betheiligt und es hält sie aufrecht; wenn es in den niedern Classen geboren ist, so ist es bei der Unordnung betheiligt und es ruft sie hervor . . .

Aber wenn die Gesellschaft bei diesem Punkte angelangt ist, so steht ihre Wiedergeburt bevor.

Diese einzige Stelle wird genügen, um zu zeigen, daß Hr. Courtet de l'Isle nicht in dem ausgefahrenen Gleise der Alltagswelt schreitet. Mit kräftigem Geiste und starker Hand baut er an seinem Werke; nur ist es schade, daß er nicht immer das Baumaterial vorher gehörig untersucht hat. Auch hier scheint mir seine Hauptstütze morsch und baufällig. Die Vermischung der Racen ist

Digitized by Google

nach ihm die Ursache eines folgenden Umsturzes der herrschenden Gewalt, einer Revolution gegen die herrschende Race selbst. Mir scheint es aber, als habe er die Folge für die Ursache genommen, als ob seine Kette erst mit dem letzten Ringe anfange und er die ersten ohne Umstände abstreife oder übersehe. Die Vermischung der herrschenden Race wird nur dadurch möglich, daß sich die untergeordnete Race oder Kaste zu der über ihr stehenden hinaufdrängt, daß sie erst ausnahmsweise und dann in Masse auf eine Stufe gelangt, wo eine Vereinigung mit den Mitgliedern der höhern Race und so eine Vermischung denkbar wird. Die körperliche Vermischung der Racen ist durch die Vernichtung des moralischen, des geistigen Unterschiedes, der zwischen dem herrschenden Theile des Volkes und dem beherrschten früher stattfand, bedingt. Hr. Courtet de l'Isle sagt: „Einzelne Vermischungen werden nach und nach erlaubt, Vermögensverhältnisse bedingen Ausnahmen, die von Tag zu Tag zahlreicher werden." Bedenkt man nun, daß die herrschende Classe oder Race ursprünglich mit der beherrschten wie der Löwe mit seinen Jagdgehülfen theilte; daß jene die Macht, das Gesetz und die Privilegien für sich hat: so wird man schon in dem Umstande, daß trotz diesen Verhältnissen sich erst Einzelne und dann Mehre in der untergeordneten Kaste zu einem Reichthume hinaufschwingen können, der den privilegirten Herrschersohn wünschen machen kann, sich mit dem Sohne des gedrückten Volkes zu verbinden, sehen, daß dieser moralisch über jenem stehen mußte, daß er rüstiger, thätiger, umsichtiger war als sein bevorzugter Nachbar, da er nur so zu dieser höhern Stellung gelangen konnte. Das moralische Übergewicht der herrschenden Race muß also bereits aufgehört haben — und zwar erst ausnahmsweise, dann als Regel —, ehe die physische Aussöhnung und Vermischung auch nur anfangen kann. Und wer könnte dies, einen Blick in die Jahrbücher der Geschichte werfend, bezweifeln? Wahrlich, so lange der Bürger in den französischen Städten — man sieht leicht aus der citirten Stelle, daß Hr. Courtet de l'Isle bei seinem Beispiele Frankreich vorzüglich im Auge hatte — nicht durch Reichthum, Glanz und selbst Bildung dem Ritter, Grafen und dem Adel überhaupt nahe gerückt war, mag es immerhin vorgekommen sein, daß als seltene Ausnahme ein Ritter ein Bürgerweib verführte, aber sicher nicht, daß nach und nach die Mehrzahl seiner Race oder Kaste sich mit den Bürgern vermischte. Wo dies stattfindet, ist es nicht Ursache einer Revolution der Classen der Gesellschaft, sondern die Folge einer solchen, oder wenigstens die zweite Stufe, die endlich, nachdem die ganze Classe der Bürger nachgerückt ist, zu einer schließlichen, mit der Ausrottung der Privilegien der herrschenden Classe zum Vortheile der nach und nach bis zu derselben Stufe, auf der jene einst allein stand, vorgerückten unterdrückten Classe endigenden Revolution führt. Ist aber die Vermischung der Racen eine Folge der vorherrschenden Zernichtung des moralischen Unterschiedes, der zwischen den Kasten bestand, so ist die Möglichkeit der Vermischung selbst ein Beweis für die Zeitlichkeit eines vorübergehenden Einflusses der vorherrschenden Racenverschiedenheit, für die Zufälligkeit der Race an und für sich.

Daß diese Vermischung, daß die Zernichtung der Racen möglich ist, ist ein Beweis für deren Zufälligkeit und gegen deren unterstellte Ursprünglichkeit und die aus der Ursprünglichkeit selbst gefolgerte Ewigkeit; daß sie überall stattfindet, wo unter denselben äußern Verhältnissen, Klima und Lebensart sich nach und nach wenigstens im Allgemeinen auch eine Gleichheit der Gesetze bildet, würde nicht schwer zu beweisen sein. Ich habe schon von der Normandie gesprochen, und es ist eine Beobachtung, die oft gemacht worden ist, daß der Normanne einen eigenthümlichen Charakter hat und daß die unendliche Mehrzahl des Volkes mit seltener Ausnahme diesen Charakter zeigt, sodaß sie Alle sehr bald und sehr leicht sowol in Körperbildung als in geistiger Beziehung als Normannen zu erkennen sind; und doch kreuzten sich in ihrem Lande Gallier, Römer, Sachsen, Dänen, Schweden und Norweger, aus welcher Mischung ein neues Element, eine neue, eigenthümliche Race, wenn man so will, der Normanne hervorging. Jede Provinz Frankreichs würde einen ähnlichen Beweis zu liefern im Stande sein, und vielleicht in ein paar Jahrhunderten werden sich in Frankreich die Folgen der seit 1789 eingetretenen allgemeinen Gleichheit vor dem Gesetze zeigen. England wurde ebenfalls durch die verschiedenartigsten Racen bevölkert, Briten, Römer, Sachsen, Dänen, Normannen des Nordens und Normannen Frankreichs traten nach und nach als Bestandtheile in das Volkselement ein, und aus dem Allen ging der englische Typus, die englische Race, die alle Welt kennt und anerkennt, hervor, während — wenigstens als Regel — der britische, römische, sächsische, dänische und selbst der nordische und südliche Normannentypus, was auch Hr. Thierry sagen mag, verschwand und, wo er noch rein vorzukommen scheint, Ausnahme, Spielrace ist, die sich in allen Ständen des Landes findet und sicher dem allgemeinen englischen Typus nicht das Gleichgewicht zu halten vermag.

In Spanien, in Deutschland u. s. w. zeigen sich ähnliche Verhältnisse. Überall, wo ein gemeinsames Klima, gemeinsame Gewohnheiten und Gesetze auf die Masse des Volkes gleich wirkten, bildete sich ein spanischer, ein deutscher Typus, der sich von allen Originaltypen, aus denen das Volk nach und nach entstand, unterscheidet; und wenn sich auch hier und dort noch Racenverschiedenheiten zu zeigen scheinen, wie in Spanien der Catalonier und Andalusier, wie in Deutschland der Sachse und Schwabe, so läßt sich dies wieder auf Gesetzesungleichheiten, auf innere und äußere Verhältnisse zurückführen, während diese Einzelnverschiedenheiten den generellen Typus des ganzen Volkes nicht aufzuheben im Stande sind und der Catalonier und Andalusier uns ebenso wol als Spanier erscheinen, wie wir in dem Sachsen und Schwaben den Deutschen erkennen.

Wenn solche Vermischungen, solche neue Typen aus dem Zusammenflusse mehrer vorherbestehenden Racentypen nur ein einziges Mal hervorgegangen wären, so würde

Digitized by Google

dies hinreichen, um die Urſprünglichkeit und Ewigkeit der Race ſelbſt umzuſtoßen; denn es wäre dies ein poſitiver Beweis, gegen den alle negative Gegenbeweiſe nur als Ausnahme erſcheinen müßten. Daß es ſolche ſcheinbare Ausnahmen gibt, iſt nicht zu bezweifeln, und auf dieſe Ausnahmen, wo ſich die alte Race mehr oder weniger rein erhalten hat, gründet man meiſt das Syſtem der Urſprünglichkeit und Ewigkeit der Race. Aber ſelbſt dieſe Ausnahmen würden bei näherm Studium zeigen, daß dieſe Reinheit nur Folge einer ausſchließenden Geſetzgebung oder ausſchließender Gebräuche und Sitten iſt. Einzelne celtiſche Stämme, die Irländer, die Walliſer, die Bretagner und die Hochſchotten gelten meiſt als Beleg für die Anſicht der Urſprünglichkeit und Ewigkeit der Race. Die Celten ſcheinen einer der hartnäckigſten, ausſchließlichſten Volksſtämme geweſen zu ſein, die es je gab. Der Irländer wußte ſich ſelbſt in ſeinem Elende rein zu erhalten; der Bretagner reißt noch heute ſeinen Hof nieder, wenn ein neu angelegter Weg demſelben, wie er glaubt, zu nahe rückt, und er baut ſich dann eine neue Hütte in der gehörigen Ferne, um nicht durch das ihm Fremde berührt zu werden; den Bergſchotten ſchützen ſeine Felſen faſt weniger als ſein innerer Widerſtreben gegen alles Fremde. Aber ſicher würde ſchon eine Vergleichung zwiſchen Irländern, Bretagnern, Walliſern und Hochſchotten zeigen, daß dennoch heute Radicalunterſchiede zwiſchen dieſen Abkömmlingen einer und derſelben Race ſtattfinden. Überdies wurde ein Theil von Irland völlig engliſirt. Im Allgemeinen alſo läßt ſich das Fortbeſtehen dieſer Race ohne allen Zwang auf das Fortbeſtehen ausſchließender Geſetze und Sitten zurückführen — die hier nähre zu berückſichtigen zu weit führen würde —, wodurch dann dieſe Ausnahme wieder unter die allgemeine Regel fällt.

Ausnahme und Regel beſtätigen ſomit — mir ſcheint es wenigſtens — die angeführten Grundſätze oder Andeutungen über die Zeitlichkeit, den vorübergehenden Charakter der Race und über die Urſache derſelben im Allgemeinen.

(Der Beſchluß folgt.)

Denkwürdigkeiten zur politiſchen, Reformations- und Sittengeſchichte der drei letzten Jahrhunderte mit beſonderer Rückſicht auf die Auswüchſe der Inſtitute des römiſchen Papſtthums, des Jeſuitismus und der Mönchere i. Von E. Münch. Stuttgart, Hallberger. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

An die von Herrn Münch in zwei Bänden herausgegebenen „Biographiſch-hiſtoriſchen Studien", über die von uns zu ihrer Zeit in dieſen Blättern berichtet worden iſt*), ſchließt ſich die vorliegende Sammlung an. Der größere Theil bezieht ſich auf kirchliche Gegenſtände und damit zuſammenhängende Inſtitute und Einrichtungen, ſodaß derſelbe in unſerer Zeit, deren Theilnahme an religiöſen Wirren durch höchſt unerfreuliche Veranlaſſungen ſich wiederum geſteigert hat, gewiß mit Intereſſe geleſen werden wird. „Wen", ſagt der Verfaſſer im Vorworte, „die Freimüthigkeit des Inhalts und der Darſtellung in einigen dieſer Aufſätze vielleicht überraſcht, oder wer das Eine und das Andere lieber mit dem Schleier der chriſtlichen Liebe bedeckt wünſchen möchte, der bedenke, daß es gerade an der Zeit iſt, dieſen Schleier ein wenig ruhen zu laſſen (deutlicher geſagt: zu lüften) und in Ernſt und Scherz gegen ſo manches mit großer Beſtiſſenheit und Conſequenz aus den geſchichtlichen Schreinen hervorgeholte Gift der Feinde religiöſer Aufklärung und Störer des Kirchenfriedens in Deutſchland ein Gegengift bereit zu halten." Einem ſo löblichen Grundſatze wird Niemand, der die Religion liebt und achtet, die ſtrafbaren Angriffe aber, welche unter der Maske derſelben gegen die höhere Gewalt und das Anſehen des Staates gerichtet worden ſind, verdammt, ſeinen Beifall verſagen. Die Sammlung dieſer biographiſch-hiſtoriſchen Aufſätze iſt daher zweckmäßig und die Darſtellung aus Herrn Münch's bekannter und gewandter, hier und da nur zu flüchtiger Feder ſo paſſend, daß dies Buch nicht blos in die Arbeitsſtuben und Bücherzimmer der Gelehrten Eingang zu finden verdient, ſondern auch wohl geeignet iſt, unter allen Claſſen der gebildeten Leſewelt verbreitet zu werden.

I. „Don Antonio de Guevara und die Comuneros im 16. Jahrhundert." In dieſem Aufſatze hat ſich Herr Münch das Verdienſt erworben, das Andenken eines Mannes zu erneuern, der als Hofprediger und Hiſtoriograph Karl's V. einen nicht unbedeutenden Antheil an den ſpaniſchen Angelegenheiten während des Aufſtandes der Comuneros in den Jahren 1516—22 gegen die königliche Regierung genommen hatte. Er erſcheint hierbei nach den Worten des Verfaſſers als bald geheimer, bald offener Agent der königlichen Partei, mit allen Fehlern und Schwächen eines Mönchs, mit aller Schlauheit und Kunſt eines Höflings und jeſuitiſchen Diplomaten und ſodann mit der ganzen Niederträchtigkeit und Gemeinheit eines bezahlten Hiſtoriographen und Schmeichlers. Alle dieſe Eigenſchaften zeigen ſich in den Briefen an die Häupter der Comuneros, an den Biſchof von Zamora, an Juan de Pacheco und ſeine hochherzige Gemahlin Maria, die Herr Münch hier in deutſchen Überſetzungen gegeben hat. In den übrigen Briefen oder kleinern Abhandlungen in Briefform macht ſich der Prälat beſonders viel mit den Frauen, mit ihrem Berufe, mit den Vorzügen der Jungfrauſchaft, mit dem Wittwenſtande und andern Eigenthümlichkeiten des Geſchlechts, ſogar mit der Trauer über geſtorbene Schooshunde, zu ſchaffen. Manches Anziehende für die damalige Denkungsweiſe iſt hier mitgetheilt; Guevara ſelbſt aber erſcheint gerade nicht in dem beſten Lichte, und ſeine Selbſtgeſtändniſſe über das Hofleben ſind mit derſelben Pedanterie und Geſchmackloſigkeit vorgetragen wie das Übrige, ſodaß man in ihre Aufrichtigkeit billigen Zweifel ſetzen muß. Den Anfang des Aufſatzes machen eine Reihe Literaturnotizen über die Schrift Guevara's „Horologium principis", oder den „Relox de Principes ó Marco Aurelio", ein Buch, welches in faſt alle europäiſchen Sprachen damals überſetzt worden iſt und doch nur ein ſchlecht geſchriebener Roman und literariſcher Betrug war, indem die Selbſtbetrachtungen des Kaiſers Marcus Aurelius zu Guevara's Zeit noch unbekannt geweſen ſind — alſo ein Seitenſtück zu Falke's „Chronicon Corbejense", zu Wagenfeld's „Sanchuniathon" und zu Koch's „Leben der Herzogin Dorothea Sibylle von Brieg".

II. „Leonhard Kaiſer." Zur Reformationsgeſchichte in Baiern. Anziehende Schilderung der Hinrichtung dieſes lutheriſchen Geiſtlichen, der am 16. Auguſt 1532 als das erſte Opfer religiöſer Verfolgung in Baiern den Feuertod erlitt. Außer Zſchokke haben alle Geſchichtſchreiber dieſes wackern Glaubenszeugen nur in der Kürze gedacht.

III. „Bruder Cornelis Adriaenſen." Ein flämiſches Zeit- und Sittengemälde aus dem 16. Jahrhunderte. Es iſt dies einer der intereſſanteſten Aufſätze im Buche und zugleich ein ſchenßlicher Beweis für den Einfluß, den der belgiſche Klerus auf das weibliche Geſchlecht von jeher ausgeübt

*) In Nr. 279 d. Bl. f. 1836 und in der Beilage Nr. 2 f. 1838.
D. Red.

hat, und der im 18. Jahrhunderte durch den Schwesterbund des Pater Achazius von Düren, in der neuesten Zeit aber sowol durch die Verführungskünste der Jesuiten in beiden Flandern, und besonders in Lüttich, als auch durch die schamlosen Predigten der Missionnaire in Tilff ausgeübt worden ist. Herrn Münch's Erzählung ist durchaus urkundlich und aus den besten Quellen bei Marnix, Meteren und andern niederländischen Schriftstellern zusammengetragen. Cornelis war ein Franziskanermönch und hatte sich um das Jahr 1548 zu Brügge in Flandern als ein sehr papistairer Redner und Eiferer für die katholisch-spanische Partei namentlich unter reichen und schönen Frauen viele Anhängerinnen erworben. Um diesen noch mehr zu genügen, beschloß er die Errichtung eines ganz eigenthümlich andächtigen Ordens, der auch guten Fortgang hatte. Gegen das Jahr 1553 fand sich unter seinen Besucherinnen auch ein sehr hübsches junges Mädchen, Calleken (d. h. Katharinchen) Peters, von kaum funfzehn Jahren, häufig ein und hegte ebenfalls den Wunsch, unter seine „heimliche Obedienz und Disciplin" zu kommen, weil sie von andern jungen Mädchen dieselbe und die dem Pater abzulegende Beichte als besonders vortheilhaft für ihr Seelenheil hatte preisen hören. Sie erschien also vor Cornelis, der sie ernstlich zur aufrichtigen Beichte ermahnte und sich sehr ungehalten stellte, als sie ihm nichts von fleischlichen Anfechtungen und Kämpfen, die sie zu bestehen haben sollte, zu berichten wußte, ja als das Mädchen ihm bei dem dritten Besuche gestand, daß sie Gott täglich bitte, sie vor allen bösen Anfechtungen und Versuchungen des Fleisches zu bewahren, ihr vorhielt, daß hierin kein Verdienst für sie liege. Solche Anfechtungen zu haben, setzte er hinzu, sei einer Ehre, in einem so ungleichen Berufe, wie Mann und Weib wären, müsse man die innerlich brennende Hitze hervorrufen, um ihr dann wie ein Stein zu widerstehen. Nun rückte er immer mehr mit seinen Absichten heraus und befahl ihr, um jene der heiligen Pönitenz hinderliche Verschämtheit besser zu überwinden, vor ihm ihren Leib zu entblößen und sich völlig auszukleiden. Natürlich widerstand das schamhafte Mädchen, und erst auf sein ungestümes Zureden und Drohen fing sie an, sich langsam zu entkleiden, bis sie endlich, als das letzte Stück ihrer Bekleidung fallen sollte, einer Ohnmacht so nahe war, daß Bruder Cornelis für diesmal abließ, nachdem er das Versprechen vollkommenen Stillschweigens von ihr erhalten hatte. Bei dem folgenden Besuche mußten sich in Calleken's Gegenwart andere junge Mädchen entkleiden, und so fügte sich endlich auch Calleken, deren Phantasie durch Cornelis' schamlose Reden immer mehr von den Dingen entzündet wurde, vor denen sie sich gerade hüten und für welche sie Buße thun sollte. Darauf mußte sie sich Ruthen kaufen, einen Besen machen und erhielt nun von Cornelis in aller Form die „auswendige Disciplin", die ihr, da ihr zarter Körper nur leicht gestriemt wurde, als eine sehr leichte Buße erschien, worauf sie dann von den übrigen Sodalinnen mit Jubel begrüßt wurde.

In dieser Weise, die von Herrn Münch nach seinen Gewährsmännern ausführlicher geschildert ist und die man nicht ohne die tiefste Indignation über eine so raffinirte Wollust lesen kann, stellte Cornelis seine geistlichen Exercitien mit Jungfrauen, Ehefrauen und noch jungen und hübschen Witwen an. Dies geschah in dem Hause einer Rätherin, welche, wie später hin in Frankreich Mademoiselle Guyot, zugleich die Stelle einer Garderobenfrau vertrat, auch wol selbst die Disciplin den Sodalinnen ad posteriora applicirte. Im Winter mußten sich die schönen Büßerinnen über ein großes Polster legen, die Hände auf Kissen gestützt, und Cornelis „deströdte sich", wie Herr Münch in der baierischen Sprache des Jesuitenfeindes Anton Bucher sagt, „mit väterlicher Hand unter ihren Unterröcken umherzublättern, diese und die weiße Wäsche während der geistlichen Exercition zu suspendiren und dann die auf diese Weise fertigen Delinquentinnen in puris naturalibus mit der Ruthe heimzusuchen", aber, wie der oben angeführte Marnix sagt, „er nahm eine Ruthe und kapitelte sie hinten her, damit sie vollkommene Buße gewirkt hatten".

Cornelis hatte mehre Jahre lang großen Zulauf von Mädchen und Frauen aus allen Ständen, und da geistliche Exercitien und Andachten in jener Zeit nichts Seltenes waren, so erregte der Zulauf zu des Paters Beichtstuhl keinen Verdacht, da die zweite Abtheilung der Sache stets behutsam und entweder einzeln oder in kleinen Gruppen vorgenommen wurde. Eigentliche Unzucht hat derselbe wol nicht getrieben, es beschränkte sich dies System der disciplina gynopygica unstreitig auf eine aus Sinnlichkeit, Lüsternheit und vielleicht auch Mysticismus gemischte Liebhaberei an den entschleierten Körperformen der Frauen von Brügge, die in dieser Beziehung in einem gewissen Rufe classischer Schönheit standen. Damit verband sich das abscheuliche Gelüsten nach gewissen geschlechtlichen Geheimnissen der Frauen und jene grobe Verhöhnung der Sittlichkeit, welche seine Beichttöchter zwang, ihm Alles ohne Rückhalt herauszusagen, wodurch unreine Begierden, Bilder und Träume oben recht in ihnen geweckt wurden.

Im Jahre 1558 war die genannte Calleken die Erste, welche Verdacht gegen die Reinheit der Gesinnungen des Paters schöpfte und die große Heimlichkeit und Vorsicht, mit welcher die Disciplin betrieben wurde, anstößig fand. Durch welche Künste und Kniffe sie aber Cornelis vermochte, doch noch zwei Jahre lang in seinem Orden zu bleiben, muß bei Herrn Münch nachgelesen werden. Dann aber zeigten sich von neuem Bedenklichkeiten, sie schlug in der Bibel nach, und da sie natürlich hier nichts von der heimlichen Disciplin fand, weigerte sie sich, ferner den Befehlen des Paters Folge zu leisten, trotzte allen Drohungen und Zudringlichkeiten desselben, ja, selbst als er sie eine Ketzerin schalt, sie in den Bann that und förmlich dem Teufel übergab, blieb sie unerschüttert, hielt ihm seine Unkeuschheit und Niederträchtigkeit vor und verließ endlich für immer die Bußkammer. Einige Zeit darauf verheirathete sie sich, nachdem sie ihrem Bräutigam zuvor den ganzen Hergang der Sache mitgetheilt hatte, auch acht Anstand nahm, vor dem Magistrat von Brügge im Jahre 1563 ein ausführliches Zeugniß über die Bußanstalt abzulegen. Denn damals war durch eine andre seiner Sodalinnen, Betken Maes, die Sache in der Stadt bekannt geworden. Der Magistrat leitete nun eine förmliche Untersuchung ein, und wie sehr Cornelis auch auf der Kanzel schimpfte, den Magistrat der Ketzerei anklagte und mit der Inquisition drohte, so mußte er doch am Ende die Stadt verlassen. Er ward nach Ypern in ein anderes Kloster verwiesen. Nach drei Jahren aber drängte er sich wieder in Brügge, trotz der Vorstellungen des Guardians der Franziskaner, ein, betrat von neuem die Kanzel und predigte nun mit der größten Wuth gegen den Magistrat und die Anhänger der neuen Lehre, die sich nur noch steigerte, als dieselbe an Ausbreitung in den Niederlanden gewann. Pasquille und Spott aller Art vermochten ebenso wenig bei ihm als Vorstellungen seiner Obern, ja, er hatte sogar die Genugthuung, daß Frauen und Mädchen wiederum nach seiner heimlichen Disciplin verlangten. Als der Herzog Alba anlangte, hielt er wahre Blut- und Mordpredigten und viele der grausam hingerichteten Schlachtopfer fanden durch seine Predigten ihren Tod. Erst der im Juli 1581 erfolgte Tod endigte seine Wirksamkeit; aber die Ultramontanen errichteten ihm Denkmäler und hielten ihn, als einen zweiten Athanasius und kraftvollen Hammer der Ketzer, begeisterte Lobreden.

Ref. hat bei diesem Aufsatze etwas länger verweilt, weil die, auch von Herrn Münch mehrmals angedeutete Ähnlichkeit dieser Vorgänge im 16. Jahrhunderte mit gewissen Mysteriengeschichten der neuesten Zeit, an dem besonders die „Gazette des tribunaux" in Paris reich ist, zu sehr in die Augen springt und für die Sittengeschichte zu den ernsthaftesten Betrachtungen Anlaß gibt. Wir haben hier freilich nur die Hauptpunkte der sehr detaillirten Erzählung angeben können.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 338. — 4. December 1839.

Über Menschenracen.

(Beschluß aus Nr. 337.)

Benjamin Constant sagt irgendwo in seinen „Mélanges littéraires et politiques": „Überlassen wir es den Physiologen, sich mit den Unverschiedenheiten, die die Vervollkommnungsfähigkeit, mit der die ganze Menschheit begabt ist, früher oder später verwischt, zu befassen; aber hüten wir uns, die Politik mit diesem neuen Vorwande der Ungleichheit und Unterdrückung zu waffnen." Wer das Werk des Hrn. Courtet de l'Isle liest, wird sich leicht überzeugen, wie recht der edle Menschenfreund hatte, als er die aus den zufälligen Unterschieden, die man als Folge der Racenverschiedenheit für etwas Dauerndes ausgeben möchte, zu ziehenden Schlüsse zurückwies.

Im ersten Theile seines Buches sucht Hr. Courtet de l'Isle die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit der Race zu beweisen und zieht dann im zweiten Theile die nothwendigen Folgen. Im ersten behauptet er, daß Sklaverei, Knechtschaft und alle politische Ungleichheit, Vorrechte und Übervortheilung nur Folge der Racenverschiedenheit sei, daß sie natürlich sei, da die bevorzugte höherbegabte Race über die minderbegabte herrschen müsse; in seinem zweiten Theile sehen wir dann, daß die Sklaverei für die minderbegabte Race ein wahres Glück und für die höherbegabte ein nothwendiges Recht ist, und so fort für alle Ungleichheiten der Welt. Hr. Courtet sucht diesen logischen Schluß so viel als möglich zu mildern, denn sein eigenes Gefühl empört sich gegen die Consequenzen desselben. Aber diese Milderung ist ein Irrthum, wenn die Basis seiner Logik, der Grundsatz, daß die Racenverschiedenheit ursprünglich und unzerstörbar sei, richtig ist. Ich glaube die Unhaltbarkeit, wenigstens die Schwäche dieses Grundsatzes bewiesen zu haben, und fällt dieser als nichtig zusammen, so bricht auch das ganze auf demselben gebaute System ein. Ich werde daher nur noch auf Einzelnheiten eingehen, die selbst wieder in der Anwendung des Grundsatzes, auf den Hr. Courtet de l'Isle sein System gründet, dessen Unhaltbarkeit zeigen.

Indien ist eines jener Länder, in welchen die Vertheidiger der Ursprünglichkeit der Racenverschiedenheit die tapfersten Hülfsgenossen ihrer Ansichten suchen und zu finden glauben. Hr. Courtet de l'Isle sagt hierüber:

Wenn der gesellschaftliche Zustand der Hindostaner sich nicht ändert, wenn im Gegentheile alle Kasten ihr Bestehen aufrecht zu erhalten suchen, so kann man nicht anstehen zu schließen, daß ohne Zweifel dieser Zustand für Die, die sich ihm unterwerfen, nicht drückend ist; und dies kann nur unter der Bedingung der Fall sein, daß die gesellschaftlichen Ungleichheiten durch natürliche Ungleichheiten bedingt sind, daß die verschiedenen Kasten schon durch ihre negativen Facultäten classificirt waren, ehe sie es durch ihre erbliche Stellung wurden.

Der Schluß ist gewiß wahr; die gesellschaftliche Ungleichheit war ursprünglich ohne Zweifel eine Folge der natürlichen Ungleichheit, denn die erobernde Kaste oder Race muß, selbst wenn sie dem eroberten Volke gegenüber als Barbar erschiene, in moralischer Beziehung, in Kraft, Ernst und festem Willen über diesem stehen. Aber das genügt Hrn. Courtet de l'Isle nicht, sondern er schließt weiter: weil dieser Zustand, dieser natürliche Unterschied einmal stattgefunden hat und zur Eroberung, zur Knechtschaft und Kasteneinrichtung führte, deswegen sind diese natürlich, nothwendig und gerecht, deswegen werden und müssen dieselben fortbestehen. Und das ist der Irrthum. Wenn dieser Zustand sich in Indien seit undenklichen Zeiten erhalten hat, so ist dies nur der Fall, weil von Anfang an die herrschende Kaste ihn durch Gesetze zu fesseln wußte, weil die Priesterkaste jede Aufklärung in den untern Kasten unmöglich macht, da Unterricht und Lehre eben ein Privilegium sind und jede Kaste so erzogen wird, daß das Kind nur die Ideen der Kaste einsaugt. „Jeder Paria", sagt der Abbé Dubois („Des peuples de l'Inde", Th. 1, S. 52), „ist in der Idee erzogen, daß er geboren, um den andern Kasten zu dienen, und daß dies seine einzige Bedingung, seine ganze Bestimmung sei." Wenn ein Priestersohn durch Zufall in einer solchen Kaste erzogen würde, so würde er — wer will's bezweifeln? — ein ganz vorzüglicher, hinlänglich demüthiger Paria werden. In hundert Jahren würde die Kasteneinrichtung Indiens nur noch dem Namen nach bekannt sein, wenn heute die Verhältnisse die Priester zwängen, den Kindern der Parias denselben Unterricht zu geben, den ihre eigenen Kinder erhalten, und nur dadurch, daß man Aufklärung, Lehre und Licht zum Eigenthume einer einzigen Kaste zu machen gewußt hat, ist in Indien, wie sonst überall wo ähnliche Verhältnisse mehr oder weniger ausgebildet bestanden, die politische und selbst die sociale Ungleichheit möglich. So lange es Sklaven in Europa gab, so lange die Feudalrechte Knechte und Herren kann-

Digitized by Google

ten, gab es auch bei uns Kasten; aber sie verschwanden mit der sich allwärts verbreitenden Aufklärung. Hr. Couret de l'Isle ist hier freilich nicht um eine Antwort in Verlegenheit und sagt, daß diese Umgestaltung nur durch die fleischliche Vermischung der Racen möglich gewesen, und behauptet ungefähr, daß jeder ausgezeichnete Mann unserer Zeit am Ende auch aus einer ausgezeichneten Race oder Kaste stamme. Die Aufkömmlinge mögen sich das merken. Nur schade, daß der Satz unhaltbar, und daß wir gesehen, wie die körperliche Vermischung nur möglich wurde, nachdem eine geistige Annäherung die Unterschiede bereits zernichtet hatte.

Doch wieder zu den Indiern zurück. Dr. Paterson, bekannt als Phrenologe, hat Indien bereist und sagt in Bezug auf dies Land:

Ich habe die Hirnschalengestaltungen der Hindostaner aller Provinzen von Kaschemir bis Komorin, von den Ufern des Indus bis zu den Wäldern von Arkan studirt, und die Summe der durch diese Masse von Beobachtungen gelieferten Andeutungen ist, daß das Gehirn besser organisirt ist in den Provinzen, in welchen die Einwanderungen der Mohammedaner am häufigsten waren. Das eigentliche Hindostan war ihnen am längsten unterworfen, und hier finden wir denn eine unbestreitbare Superiorität der Organisation. In den Provinzen von Dekan ist das Gehirn weniger vollkommen, in der Provinz von Meisur noch weniger entwickelt, und den letzten Grad der Unvollkommenheit findet man in dem nördlichen Theile von Hindostan. In einer an Bengalen grenzenden Provinz, wo nie, weder Muselmänner noch Engländer hingekommen sind, ist die Organisation der Bewohner in jeder Hinsicht unvollkommen, und *hier ist es, wo die indischen Sitten sich in ihrer höchsten Reinheit erhalten haben*, während in dem Theile, den früher die Muselmänner besaßen und den jetzt die Engländer besitzen, die Organisation einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht *und die Sieten der Bewohner* sich so gebessert haben, daß man in Wahrheit glauben sollte, *sie bildeten eine besondere Varietät*.

Daein sieht denn nun Hr. Couret de l'Isle nur das türkische und englische Blut und nur das Resultat der factischen Vermischung. Aber herrschen denn nicht im Ganzen die Kastengesetze hier wie dort? Ist denn nicht der Paria in der einen Provinz so gut wie in der andern ein Paria? Hr. Patteson spricht im Allgemeinen und von allen Bewohnern der Provinz, und Alle, ohne Ausnahme dieser oder jeder Race, sind anders geworden durch die Einwanderung höhergebildeter Völker, durch die Aufklärung, die auf sie von den Eroberern mehr oder weniger überging. Es ist wahrlich eine mehr als wunderliche Behauptung, wenn man dies allgemeine Resultat in dem besondern Umstande suchen will, daß ausnahmsweise ein Mohammedaner oder ein Engländer sich mit einer Indierin, oder ein Indier mit einer Fremden verband. Alle Eroberer, ohne Ausnahme in der Geschichte, sind in Bezug auf die Masse des eroberten Volkes eine ganz unbedeutende Minorität, Einer auf Hunderte, oft, wie die Engländer im Verhältnisse zu den Indiern, Einer auf Tausende. Und nun unterstelle man, daß alle Eroberer sich mit den Eroberten fleischlich vermischen, so könnte nach dem Grundsatze, daß der Typus sich stets wieder erzeugt, doch am Ende immer nur Einer unter Hunderten und Tausenden den Typus verewigen; die Masse aber würde vor wie nach nur den Typus der Unterdrückten wiedergeben. Das Gegentheil zeigt sich überall. Kaum ist ein Jahrhundert nach der Eroberung verflossen, kaum haben die Eroberer Zeit gehabt, neue Institutionen in das Land zu bringen und diese sich geltend zu machen und auf das Volk einzuwirken, so ändert sich die ganze Masse des Volkes, wie Hr. Paterson es insbesondere für Indien bemerkt und beobachtet hat. Das kann nur die Folge einer höhern, einer allgemeinen wirkenden Ursache als die einer fleischlichen Vermischung der Race sein, und diese Ursache liegt auf der flachen Hand. Das erobernde Volk steht über dem eroberten, es ändert dessen Sitten, Gebräuche und Gesetze, es verbessert dieselben, und nur diese üben einen allgemeinen Einfluß aus, während die materielle Vermischung nur partiell, nur höchst ausnahmsweise stattfindet und somit auch nur ausnahmsweise wirken konnte.

Daß nach den Grundsätzen des Hrn. Courtet de l'Isle die Sklaverei sich in Amerika von selbst vertheidigt, brauche ich wol nicht mehr zu sagen. Seine Menschlichkeit aber empört sich auch hier gegen die nothwendigen Consequenzen seiner Grundsätze, und so sagt er:

Man möge die Pflichten der Sklaven durch Gesetze begrenzen, die Strafen festsetzen und durch ein unabhängiges Gericht auflegen lassen, gewisse Bedingungen der Erziehung fordern und vor Allem dem Sklaven eine Aussicht auf eine gesetzliche Freilassung geben, wenn er durch eine Vermehrung seiner Arbeit, oder durch die Manifestation einer thätigern Intelligenz ein Ausnahmsverdienst bewiesen hat; und ich fürchte nicht zu sagen, daß unter diesen Bedingungen die Sklaverei für den Schwarzen ein vorzüglicherer Zustand sein wird als der, dessen er, frei, sich in Afrika erfreute.

Wenn diese Ansichten dem Herzen des Verf. Ehre machen, so zeigen sie dagegen auch, daß seine Logik ihm selbst nicht Stich hielt; denn wenn die Race etwas Ewiges ist, so ist die Ausnahme einer höhern Intelligenz unter den Schwarzen eben nur eine Ausnahme und die Freilassung dieser Ausnahmsmenschen ein nothwendiges Unglück für seine ganze Nachkommenschaft, die wieder in die Regel eintritt und nach Hrn. Courtet de l'Isle frei viel hülflose ist, als wenn sie in der Sklaverei geboren wäre.

Doch mich drängt's zum Schlusse zu kommen. Deswegen nur noch ein paar allgemeine Bemerkungen.

Man hat bis jetzt nur zu oft in der Thatsache der Sklaverei, der Knechtschaft, der politischen Ungleichheiten nichts als das Factum gesehen, und die Ursache dieser Thatsache in der mindern und größern Überlegenheit der herrschenden Classe, der mindern oder größern moralischen oder selbst physischen Schwäche der Unterdrückten gesehen. Aber es ist dies nur die *Veranlassung*, nur das *Mittel* der Unterdrückung im Allgemeinen, nicht aber die *Ursache* dieser oder jener Art der Unterdrückung. Die euht einzig und allein in den *Grundsätzen* des siegenden Volkes. Die Römer kannten nur die Sklaverei als Folge des Sieges für die Besiegten, die Germanen nur die Knechtschaft und selbst nur für einen Theil des besiegten Volkes, und

seit das germanisirte Europa zugleich christliche Grundsätze annahm, konnten die Engländer, Spanier und Franzosen wol versuchen, die besiegten Indianer auszurotten, aber es fiel ihnen nicht ein, sie zu Sklaven, nicht einmal zu Knechten oder zur Pleds der neuen Staaten zu machen, und der Afrikaner, der sich den Gesetzen der erobernden Franzosen unterwirft, wird wie jeder Franzose nach diesen Gesetzen der Gleichheit beurtheilt. Ein Grundsatz also ist es, der die Ursache der Sklaverei, der Knechtschaft, des Adels und aller andern politischen Ungleichheiten ist, und wenn in dem Siegervolke der Grundsatz der Gleichheit herrscht, so wendet es denselben auch auf die Besiegten an, mag auch eine Zeitlang eine factische Begünstigung des Siegers stattfinden.

Ist dies aber wahr, so fällt das ganze System des Hrn. Courtet de l'Isle, nach welchem die Menschen, je nachdem sie dieser oder jener Race angehören, zu Sklaven, Knechten, Pleds oder Adel geboren sind, zusammen; so gründen sich alle diese Ungleichheiten auf eine andere Basis als die der Race.

Die ganze Geschichte ist im Widerspruche gegen die allgemeine Unterstellung der Fortsetzung der Herrschaft einer höherbegabten Race über die minderbegabte. Der Grieche stand Jahrhunderte lang in allen Beziehungen über dem Römer und fiel unter das römische Joch, wahrlich nicht weil die Racen sich änderten, sondern die Institutionen, die Sitten, die Gebräuche, mit einem Worte die herrschenden Grundsätze. Die Römer selbst standen gewiß in vieler Beziehung über den Barbaren, von denen sie besiegt wurden. Hr. Courtet de l'Isle sagt:

Wie groß war die Überlegenheit der Römer während so vieler Jahrhunderte? Wie groß die griechischen Republiken, die in Sklaverei verfielen, sobald sie ihre angeborenen (?) Tugenden, ihre kräftigen Gebräuche unnatürlichen Bedürfnissen verfeinerter Sitten und der gefährlichen Handhabung oberflächlicher Künste opferten!

Ja, das ist's und nichts Anderes! Aber gerade Das stößt dann auch ohne Weiteres den Boden des ganzen Systems, das Hr. Courtet de l'Isle aufstellt, ein. Die Sitten, die Gebräuche, die Gesetze — die angeborenen Tugenden, wie Hr. Courtet sagt; als ob ein Angeborenes, wenn es wirklich angeboren, sich ändern könnte — halten sich geändert, aber wahrlich nicht die Race. Die Griechen, die heute unter dem Joche der Türken schmachten, sind noch heute Griechen und ihre Besieger Türken.

Die Racenverschiedenheit ist eine Thatsache, die zu untersuchen vom höchsten Nutzen ist, und es ist ein unendlicher Fortschritt, daß sich die Philosophie und Geschichte endlich mit derselben ernstlich befassen. Es ist natürlich, daß man der neubeobachteten Thatsache eine zu große Bedeutung gegeben hat, wie denn noch kein Fortschritt in der Wissenschaft gemacht worden ist, der nicht in der Zeit seiner Flegeljahre sich als etwas Ausschließliches und Allgemeines geltend zu machen versucht hätte. Mit Gall's Entdeckungen behaupteten seine Jünger alle Geheimnisse der Menschennatur aufklären zu können; mit Hahnemann's vielfach wahren Beobachtungen wollte man die ganze Medicin umstoßen, mit der Wassercur ein Universalmittel gefunden haben. Nach den Flegeljahren kommt dann die Zeit der Reife, die tollen Sprünge hören auf und nur die wirklichen Resultate bleiben übrig. Das Racenstudium wird auch seine unendlichen Folgen haben, wenn erst mehr Beobachtungen nicht nur über das factische Bestehen der Race, was bis jetzt ungefähr Alles ist, worüber man einverstanden, sondern auch über die Ursache der Racenunterschiede die Denker auf die rechte Spur geleitet haben. Erst dann wird es möglich sein, aus der Thatsache selbst Nutzen zu ziehen und, der Ursache, die die Racen hervorgerufen hat, entgegenwirkend, den hohen Zeitpunkt, wo die Menschen Brüder im Geiste und in der Wahrheit sein werden, vorzubereiten. 155.

Denkwürdigkeiten zur politischen, Reformations- und Sittengeschichte der drei letzten Jahrhunderte mit besonderer Rücksicht auf die Auswüchse der Institute des römischen Papstthums, des Jesuitismus und der Mönchserei. Von E. Münch.

(Beschluß aus Nr. 337.)

IV. „Cardinal Giovanni Morone." Das Leben dieses römischen Geistlichen und gewandten Diplomaten, welches Herr Münch hier in einer zweiten, verbesserten Darstellung beschrieben hat, bietet die interessantesten Belege für die starren Grundsätze und die arge Hinterlist des römischen Stuhls in allen kirchlichen Angelegenheiten. In belehrender Vollständigkeit sind hier die Instructionen mitgetheilt, welche Morone für seine Nuntiatur in Deutschland und Ungarn während der Jahre 1535 bis 1538 erhalten hatte. Sowol hier als bei dem Religionsgespräche in Regensburg, auf dem Reichstage zu Speier und auf dem Concilium zu Trident entwickelte er Eifer und Geschicklichkeit, konnte jedoch bei den sich durchkreuzenden politischen Interessen und der Feindschaft zwischen Östreich und Frankreich nicht die Resultate erreichen, welche die Ultramontanen verlangten, und kam dafür, namentlich nach den für die Protestanten günstigen Beschlüssen des Reichstags zu Speier, bei jenen in den Verdacht einer heimlichen Anhänglichkeit an das Lutherthum. Ja, dies ging so weit, daß ihn Papst Paul IV. deshalb 1555 verhaften und wegen gewisser Beschuldigungen, die eine wunderbare Ähnlichkeit mit denen haben, welche gegen den ehrwürdigen Wessenberg in unserm Jahrhundert erhoben worden sind, zur Verantwortung ziehen ließ. Der Tod Paul's öffnete seinen Kerker, da Morone die Freilassung ohne vorhergegangene Untersuchung abgelehnt hatte, und Pius IV., Paul's Nachfolger, ließ öffentlich bekannt machen, daß des Cardinals Einziehung, welche vielleicht auf Befehl Paul's IV. geschehen, ohne allen Grund gewesen sei und also auch die Untersuchung gegen ihn als ungültig und widerrechtlich betrachtet werden müsse. Von jetzt an ward Morone wiederum mit Ehrenämtern überhäuft, ging im April 1563, mit öffentlichen und geheimen Vollmachten des Papstes versehen, zum Concilium nach Trident und verfocht hier die Sache der katholischen Kirche so kräftig und geschickt, daß er bei seiner Rückkehr nach Rom wie ein Triumphator der alten Zeit empfangen wurde. Zwei Mal hatte er seitdem Aussicht, die päpstliche Krone zu erhalten. Seine öffentliche Thätigkeit zeigte er in mehren Gesandtschaftsreisen und in den letzten Jahren seines Lebens — wunderbar genug — in der Ausbreitung und Befestigung des Jesuitenordens; seine stillere Thätigkeit war wohlthätigen Instituten und der Beförderung wissenschaftlicher Anstalten gewidmet. Morone selbst war ein in vielen Zweigen der Gelehrsamkeit ausgezeichneter Cardinal der römischen Kirche. Sein Tod erfolgte am 1. Dec. 1580.

Digitized by Google

V. „Olympia Maldachini und Francesco Cononici-Mascabruni, Unter-Datar und Uditore der Rota unter Papst Innocenz X. Beitrag zur innern Regierungs- und Sittengeschichte des römischen Stuhls im 17. Jahrhundert." Ebenfalls ein mit lebhaften Farben entworfenes Gemälde der Abscheulichkeiten, welche sich Olympia Maldachini unter der zehnjährigen Regierung ihres Schwagers und Liebhabers, des Papstes Innocenz X., erlaubt hatte. Die Quellen, aus denen Herr Münch geschöpft hat, sind den Gelehrten bekannt und zugänglich, aber für das größere Lesepublicum wird seine Darstellung sehr unterhaltend sein. Unverschleierte Wollust, tief angelegte Intriguen, die selbst der eigenen Kinder nicht schonten, schmutziger Geiz und unstillbare Habsucht, Verkauf aller Ämter, Stellen und geistliche Indulgenzen waren die Hauptzüge im Charakter dieser herrschsüchtigen Frau, welche das Regierungsmuster Alexander's VI. ihrem geliebten Schüler, dem Papste, als Ideal eines Regenten dargestellt hatte. Die Einzelnheiten können hier nicht aufgeführt werden, namentlich nicht die von Herrn Münch gesammelten Pasquinaden auf des Papstes und Olympia's skandalöses Leben. Am Geiste der Letzten ueewandt und zugleich ihr hauptsächlichstes Werkzeug bei dem schändlichen Erpressungs- und Bestechungssysteme war der Unter-Datar Mascabruni. Abscheuliche Dinge werden von ihm, den der Fluch des römischen Volks schon längst vor seinem Tode dem Verderben geweiht hatte, erzählt, und nicht leicht ist ein Todesurtheil gerechter gewesen als das, welches an diesem Sünder endlich vollstreckt wurde. Freilich war er nicht der einzige Bösewicht, und die Erbärmlichkeit der damaligen römischen Justiz und die Schlechtigkeit des Gerichtsverfahrens zeigen sich hier in ihrer ganzen Blöße. Bei der Aufzählung der Bestechungen und Ungerechtigkeiten Olympia's haben wir nur die saubere Einrichtung des Kornhandels von Seiten der päpstlichen Kammer vermißt, die als der eigentliche Grund angesehen werden muß, daß der Kirchenstaat so äußerst schlecht bebaut ist.

VII. „Muley Archid-Tafilet, Beherrscher von Nordafrika im siebzehnten Jahrhundert." Ein Abd-el-Kader der frühern Zeit, nur noch glücklicher in seinen Unternehmungen, noch reicher an Land und Leuten. Die Geschichte eines muthigen, entschlossenen, nach Ehre und Macht dürstenden afrikanischen Fürsten, über den die Genüsse der Liebe nur so lange etwas vermochten, als ihn nicht die Kriegstrompete aufrief, seine Kämpfe mit den eingeborenen und benachbarten Fürsten, die in größerer Herrlichkeit begründete Erneuerung des marokkanischen Reiches, seine despotische Herrschaft und Feindschaft gegen die Christen, endlich sein plötzlicher, durch die Verwundung an einem Baumzweige 1671 herbeigeführter Tod, als er erst im vierzigsten Jahre seines Alters stand, bilden die Bestandtheile einer Erzählung, durch deren Auffrischung Herr Münch sich allerdings ein Verdienst erworben hat.

Einen ganz andern Charakter trägt der folgende Aufsatz: „Leopold II. als Gesetzgeber in Toscana und als Kaiser von Oestreich und Deutschland." Die Leser finden hier die Übersicht aller Einrichtungen, welche Leopold in Toscana sowol in legislatorischer als administrativer Hinsicht getroffen hat, seiner Verbesserungen des Unterrichts und der Reformen im Kirchenwesen, seiner Pläne zur Einführung einer Nationalrepräsentation, und die Geschichte der Opposition, welche er bei einem Theile der toscanischen Geistlichkeit fand. Die Berichte der Gegner hat Herr Münch nicht berücksichtigt; sie sind nicht leicht stärker ausgesprochen worden als im ersten Bändchen der „Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines jungen reisenden Deutschen", wo Leopold despotisch, feig, rachsüchtig, wollüstig und niedrig geizig genannt wird. Je ungerechter diese Vorwürfe sind und je länger sich der Ruhm von Leopold's musterhafter Regierung in Italien behauptet hat, um so mehr mußte Herr Münch — wenn auch nur mit wenigen Worten — diese Anschuldigungen zurückweisen, denn die Welt glaubt ja einmal eher das Schlechte als das Gute. Die Grundsätze des vermeintlich Regierungssystems, welches Leopold als Kaiser befolgte, sind mit Klarheit dargestellt worden.

Der letzte Aufsatz enthält die actenmäßige Darstellung des gegen de Potter, Tielemans und Consorten 1829 geführten Processes, in welchem sie bekanntlich sämmtlich zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden, und ist der Abdruck eines vor acht Jahren von Herrn Münch in seinem Journal „Aletheia" verfaßten Aufsatzes. Die neuesten Begebenheiten in Belgien, die Conföderationsversuche de Potter's und Bortels', ihre Angriffe gegen König Leopold von Belgien wie nicht minder früher gegen König Wilhelm von Holland, endlich die aufrührerische Dreistigkeit des Bischofs von Lüttich, des Erzbischofs Stercke und anderer Parteihäupter haben Herrn Münch zum nochmaligen Abdruck seines Aufsatzes veranlaßt. Derselbe wird gebildeten und mit der Tagesgeschichte nicht unbekannten Lesern zu vielfachen Betrachtungen Gelegenheit geben. Dahin gehört auch die, daß man aus Vorliebe für mercantilische Vortheile doch ja nicht übersehen möge, wie schwankend das belgische Volk ist, jetzt wie früher, und wie geringe Wurzeln eine Hinneigung zu Deutschland, die einzelne Schriftsteller in gewiß guter Absicht den Deutschen einzureden bemüht sind, in jenem Lande geschlagen hat. Grade jetzt, indem wir dies schreiben (im Anfange Octobers) scheint der Meinungskampf und die Parteilichkeit für Frankreich, die dem größten Theile der Belgier wie angeboren ist, sehr heftig zu entbrennen. Mögen sich die Deutschen also doch ja nicht durch Lobreden auf die belgische Revolution, wie sie Pfriilschister geschrieben hat, oder durch die Verfasser der „Historisch-politischen Blätter" täuschen lassen. Belgien ist jetzt wie 1830 der Herd des theokratischen und revolutionnairen Jakobinismus, und daher verdient jeder Scheiftsteller Dank, der, wie Herr Münch, dies grade und offen herausfagt. Und so erinnern wir ihn denn hier, daß er uns für den dritten Band seiner „Denkwürdigkeiten" eine ausführliche Geschichte der belgischen Händel aus unmittelbarer Anschauung hat geben wollen. Seine „Skizzen und Silhouetten" haben ihren unbestrittenen Werth; aber er hätte statt ihrer die zusammenhängende Erzählung seiner Lebensereignisse geben sollen, wie sie auf die am Schlusse des zweiten Bandes der „Denkwürdigkeiten" von sich und den Seinigen gegebenen Nachrichten in Lüttich und dann im Haag gefolgt sind. 2.

Notizen.

Die athenienfischen Zeitungen.

Es erscheinen gegenwärtig in Athen mehre Zeitungen, die sich jedoch durch weiter nichts als durch die Heftigkeit in der Äußerung der politischen Gesinnungen auszeichnen. Die „Athene" ist von ihnen die am meisten gelesene und setzt etwas über 700 Exemplare ab. Sie dient der constitutionnellen oder der englischen Partei zum Organ. Der „Aeon" steht in russischem Solde, setzt etwa 500 Exemplare ab und ist der gegenwärtigen Regierung nicht günstig. Der „Tachybromos" ist das französische Organ und zugleich auch das der Regierung. Der „Sokrates" ist constitutionnell und zählt 600 Subscribenten. Unter dem Titel: „Asklepios", erscheint auch eine medicinische Zeitung und ein der „Revue universelle pittoresque" ähnliches periodisches Blatt. Von den vier Buchhändlern, welche sich in Athen befinden, sind drei Deutsche.

Es gibt vielleicht gegenwärtig kein anderes Land, in welchem so viele und so hochbejahrte Makrobier leben, als Rußland. Es befanden sich bei der letzten Zählung im russischen Reiche 858 Personen in einem Alter von 100—105 Jahren; 125 von 110—115 Jahren; 130 Personen standen zwischen 116—120 Jahren; 111 zwischen 121—125; 3 zwischen 126—130; 5 zwischen 131—140 Jahren; Einer war 145 Jahre alt; 3 standen zwischen 150—155 Jahren; Einer war 160, ein Anderer 165 Jahre alt. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 339. — 5. December 1839.

Die Diplomatie und ihre neueſten Bearbeiter.

Zweiter Artikel.

Le temps des ambassadeurs est passé et celui des consulats revenu.

Chateaubriand, Congrès de Vérone, II, 207.

Wenn wir ſchon in unſerm erſten Artikel über neuere Diplomatie und die literariſche Bearbeitung derſelben *) genügend angedeutet zu haben glauben, daß die geiſtige Richtung unſerer Zeit den Geſchäftsträger zum Grundtypus aller geſandtſchaftlichen Verbindungen machen wird, und wenn ſich ſchon aus dem bloßen Worte Geſchäftsträger (chargé d'affaires) leicht erſehen läßt, wie hoch die Bedeutung der Geſchäfte geſtiegen und wie tief dagegen der Curs der Perſönlichkeit geſunken iſt, ſo wird ſich gewiß jedem Beobachter der hier einſchlagenden Verhältniſſe die einfache Bemerkung aufdringen, daß nicht mehr der mittelalterliche Pomp der Repräſentation, nicht mehr durch Jahrhunderte hingeſchleppt, bedeutungslos gewordene Ceremonien die verſchiedenen Rangclaſſen der Geſandten (ſofern ſolche überhaupt nöthig) bezeichnen können, ſondern lediglich der ihnen angewieſene Geſchäftskreis, die Intereſſen, welche ſie zu vertreten haben, ihre größere und geringere Wichtigkeit beſtimmen werden. Welche Intereſſen können aber jetzt wol höher ſtehen und wichtiger ſein als die des Volkes, die Intereſſen der Geſammtheit der Staatsbürger, da ſie ja, dem neuern, mit einer geſunden Philoſophie in Einklang gebrachten, von der für verſchollen zu betrachtenden iurisprudentia heroïca freilich ganz abſehenden Staatsrechte zufolge, die urſprünglich erſten, alſo auch höchſten ſind; da ſie den Grund jedes Staatsverbandes bilden, alſo auch der Urquell aller der Rechte ſind, welche vernünftigerweiſe der mit allgemeiner Übereinſtimmung regierende Repräſentant des Geſammtwillens (mag er nun je nach der geſchichtlichen Entwickelung eines Staates Kaiſer, König, Fürſt oder Präſident heißen) haben kann? Es verſteht ſich demnach von ſelbſt, daß die Vertretung dieſer Intereſſen bei fremden Staaten gewiß die höchſte Aufgabe eines Geſandten iſt, daß ſie allein ihm eine Würde geben kann, die mit der fingirten Majeſtät einer, die Perſönlichkeit des Regierenden allein betreffenden Botſchaft gar nicht in Vergleich zu bringen iſt. Sagt doch Charles Saint-Foix ſehr wahr in ſeinem neueſten „Livre du peuple et des rois" (Paris 1839), da wo er „aux ambassadeurs" ſpricht, von einem Geſandten, wie er ſein ſoll: „Il ne se croit pas l'homme d'un homme, mais l'homme d'un peuple, et c'est ce qui donne à toutes ses démarches un air d'aisance et de grandeur que l'indépendance seule peut produire."

Wenn nun nach allen den geſchichtlichen Perioden, in welchen das Geſammtintereſſe der Familie, des Stammes, des Volkes, der regierenden Familien und Stämme vorherrſchend war, jetzt das der Geſammtheit der Staatsbürger die Oberhand behauptet, ein Intereſſe — als deſſen letzte Baſis wir hoffentlich ſchon das ſogenannte Weltbürgerrecht bezeichnen können —, ſo bedarf es wol keines Commentars, wenn wir mit einem der ſelbſtändigſten und tüchtigſten unſerer neuern Staatsrechtslehrer (Pinheiro-Ferreira) die Botſchafter als Anachronismen bezeichnen. Liefert doch die Geſchichte der Diplomatie ſelbſt den beſten Beleg dazu.

Schon 1816 nämlich reichten die drei Claſſen, welche 1815 der wiener Congreß in Betreff der diplomatiſchen Agenten beliebt hatte (Botſchafter, Geſandte, Geſchäftsträger) zur Bezeichnung ihrer Wirkſamkeit deshalb nicht aus, weil man in Rückſicht auf althergebrachte Sitte dieſe Wirkſamkeit nicht nach ihren innern Zwecken, ſondern nach mittelalterlichen Ideen in Betreff ihrer äußern Darſtellung zu beſtimmen gewohnt war. Solche Ideen ſtanden freilich mit den freiern und geſündern Anſichten, die ſich Europas Völker während der franzöſiſchen Revolution und der Napoleon'ſchen Weltkriege theuer und blutig genug erkauft hatten, auf keine Weiſe in Einklang; denn man war durch eine ſo ſchwere Kriſis, durch ſo ununterbrochen aufeinanderfolgende Ereigniſſe von höchſter welthiſtoriſcher Bedeutung zu ernſt geworden, um ſich noch länger mit Tändeleien und Ceremonialrecht beſchäftigen zu können, die ja ganz unter der Würde einer vernünftigen Volksrepräſentation bei auswärtigen Staaten lagen. Wurde nun auch nicht gerade dieſer Beweggrund anerkannt, ſo ließ er ſich doch präſumiren, als der aachner Congreß 1818 eine neue Claſſe der diplomatiſchen Agenten, die Miniſter-Reſidenten ſchuf und ſie zwiſchen die Geſandten (bevollmächtigte Miniſter, envoyés plénipotentiaires) und die Geſchäftsträger ſtellte. Dies war aller-

*) Vgl. Nr. 335 u. 336 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Digitized by Google

dings ein Palliativ, eine neue Stütze an ein altes, morsches Gebäude, aber auch nicht mehr; denn alle diese Classificationen sind einer gesunden äußern Politik gegenüber auf keine Weise stichhaltig, so lange sie noch auf dem bisheelgen, nichts weniger als rationellen Grunde beruhen sollen, nämlich auf dem des von dem diplomatischen Agenten je nach den Verschiedenheiten seines Grades mehr oder weniger zu entfaltenden Repeäsentationslurus und der hiernach zu prätendirenden Ehrenrechte. Dieser Lurus, der in seinen urspeünglichen Beeechnungen die einfache Majestät eines Volkes edenso wenig beachtet, als er die antiquirte Peahleeei unfruchtbaree Titel und Rangoednungen überschätzt; der den Präsidenten eines Freistaates — sei es auch des nordamerikanischen Staatenvereins — niedriger stellt als den geringsten europäischen Fürsten, wenn er nur die Fiction ererbtee Souverainetät für sich hat; ein Lurus, der den von zwei neuern französischen Dichtern (Barthélemy und Méry) so schön ausgespeochenen Grundsatz: „Le roi qu'un peuple veut, est le seul légitime", schon a priori als hochverrätherisch ansieht, kann unmöglich in unsere jetzigen Verhältnisse passen, welche (vielleicht oft mit zu großer Nichtachtung rein geschichtlich begründeter Einzelinteressen) nur das allgemein Vernünftige gelten lassen. Freilich müssen sich die mehrsten europäischen Staaten noch mit diesem veralteten Repräsentationssysteme behelfen, und ehe sie es, aus Furcht, keine Gegenseitigkeit zu finden, abschaffen, greifen sie lieber zu so supplementarischen Hülfsmitteln wie England, welches wir ja noch 1836 an einige europäische Höfe Repeäsentanten unter dem ganz allgemeinen Titel: agens diplomatiques, senden sahen, freilich duech seine Macht diese Formlosigkeit sanctionieend. Allein es tagt doch auch hier immer mehr, und man hat einsehen geleent, daß, wenn irgendwo, gewiß bei den Verhältnissen der praktischen Diplomatie eine den Bedürfnissen der materiellen und geistigen Richtung unserer Zeit angemessene Umgestaltung nöthig sei. Mit aller Bestimmtheit läßt sich nun aber hier voraussehen, daß eben diese Umgestaltung so geräuschlos, so unmerklich und verstohlen als möglich vor sich gehen wird; denn nirgend wird unumwundenes, gerades Aussprechen praktisch als nöthig sich darstellender allgemeinee Grundsätze mehr und ängstlicher vermieden als eben in den öffentlichen Verhältnissen zwischen Volk und Volk; nirgend läßt man uns mehr im Dunkein, müssen wir das Gellende mühsamer aus hundert Fällen herausleſen und heeausfühlen als in dem diplomatischen Verkehre, wo Jedes sich, sowol der Consequenzen halber als aus Klugheit, scheut, bestimmte allgemeine Grundsätze auszusprechen, wo nicht alle Jahrhunderte Systeme wie das der bewaffneten Neutralität (und wie viel that hier nicht auch ein Verſehen) sich aussprechen lassen, wo — man mag sagen, was man will — doch überall zuletzt das Recht und das bon plaisir des Stärkern gilt, wenn es auch aus Klugheit sich in den Mantel einer nur zu oft bei den Haaern herbeigezogenen Gesetzlichkeit zu hüllen versucht.

Von allen europäischen Staaten hat nur Portugal in dieser Hinsicht eine rühmliche Ausnahme gemacht, als es mit jenem, den südlichen Völkern so oft eigenen gefunden Takte 1822 beschloß, den veralteten Pomp seines corps diplomatique aufzugeben und „dans le but d'ôtee aux ministres d'une nation grave toute idée d'une vaniteuse fatuité", künftig nur diplomatische Agenten dritten Grades als chargés des affaires politiques et commerciales des états portugais an feemde Höfe zu senden. Welche Aufnahme diese Neuerung bei manchem Hofe fand, dies mag man aus dem, von dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem bekannten Pinheiro-Ferreira, untee dem 28. Dec. 1822 an die Cortes erstatteten Beeichte ersehen, in welchem es unter Andeem heißt: „Des hommes serviles, accoûtumés à établie une distinction entre le service du roi et celui de l'état, ne pouvaient concevoie qu'un chaegé d'affaiees des états portugais pût être la même chose qu'un chargé d'affaiees de Sa Majesté Très-Fidèle." Dies ließ sich 1822, in jener Zeit der Reactionen, wol erwarten; uns dürfte die große Lehre der drei Julitage 1830 und deren Folgen vor ähnlichem Misverstehen und odstinater Blindheit genugsam gewarnt haben.

Die Umgestaltung der gegenseitigen Repräsentation der Staaten kann jetzt, wie schon oben angedeutet, nur aus dem Gesichtspunkte der zu vertretenden Interessen vorgenommen worden. Diese Interessen sind aber, wie auch die vorgedachte Maßregei Portugals an die Hand gibt, entwedee politiques oder commeeciales (ausnahmweise wol auch cérémoniales, doch ohne wirklichen Einfluß, und dann den politiques untergeoednet); und wenn sie, wie es bisher immer noch aus hergebrachten, von der eltein Diplomatie der alten Schule gar keäftig unterstützten und genährten Vorurtheilen der Fall war und noch ist, geteennt vertreten weeden sollen, so versteht es sich doch wol von selbst, daß das allgemeinste, das materielle Wohl der Staatsbürger täglich unmittelbarst berührende Interesse auch die gewandteſten, tüchtigſten seiner Wichtigkeit angemessen gebildeten Verteeter haben und endlich auch in der peaktischen Diplomatie die bestimmte Berücksichtigung finden müsse, welche es so lange entbehrt, odee doch wenigstens auf eine höchst unzulängliche Weise genossen hat. Wir meinen den Handelsverkehr in seiner weiteſten Bedeutung und die Vertretung der diesfallsigen gegenseitigen Interessen der Staaten durch die Consuln als diplomatische Agenten.

Das Wort eines so tüchtigen, rechtlichen und hellsehenden Mannes wie Chateaubriand, welches diesem zweiten, der neuern diplomatischen Literatue gewidmeten Artikei zum Motto dient, wird schon angedeutet haben, welcher Gegenstand in ihm hauptsächlich besprochen werden soll; und wenn der Ausspruch: „La révolution fera le tour du monde", vor wenig Jahrzehnden beinahe zur Etikette der neueen Geschichte geworden ist, so können wir uns nicht verhehlen, daß in Bezug auf diplomatische Verhältnisse die Ansicht, welche Chateaubriand in dem vorstehenden Motto über Conſsulate ausspricht, nicht weniger zur Wahrheit werden dürfte.

Le temps des consulats revenu mag uns also Ver-

Digitized by Google

anlaſſung geben, die Aufmerkſamkeit unſerer geneigten Leſer auf ein Inſtitut zu lenken, deſſen Bedeutung mit jedem Tage wächſt und welches eben deshalb nur um ſo ſicherer darauf rechnen kann, daß es bald die Stelle in der Hierarchie der praktiſchen Diplomatie einnehmen werde, welche ihm mit vollem Rechte gebührt, bisher aber ebenſo ſehr von oben herab überſehen, als von unten her ungenügend ausgefüllt zu werden pflegte.

Um weitläufigere Auseinanderſetzungen zu umgehen, wollen wir am liebſten die Stelle, welche dem Inſtitute der Conſuln gebührt, nur mit den Worten des Mannes bezeichnen, dem die neuere praktiſche Diplomatie unbeſtritten die Palme reicht, mit den Worten Talleyrand's. Er, der gewiß — man werfe nur einen Blick auf ſein vielbewegtes Leben — alle Verhältniſſe, in denen er ſich befand, am richtigſten zu würdigen verſtand und den beſten Beweis hiervon praktiſch dadurch lieferte, daß er bei jedem Wechſel des Stromes dieſer Verhältniſſe obenauf ſchwamm; er, der als letztes Meteor am Himmel der alten diplomatiſchen Schule den Übergang von dieſer zu der neuern Schule auf die prächtigſte Weiſe bildet, ſagt in der Rede, welche er zum Andenken des bekannten, am 25. Dec. 1837 verſtorbenen Diplomaten Grafen Reinhard in der Sitzung des Inſtituts am 2. Mai 1838 hielt, Folgendes:

Après avoir été un ministre habile, que de choses il faut encore savoir pour être un bon consul! Car les attributions d'un consul sont variées à l'infini; elles sont d'un genre tout différent de celles des autres employés des affaires étrangères. Elles exigent une foule de connaissances pratiques, pour lesquelles une éducation particulière est nécessaire. Les consuls sont dans le cas d'exercer dans l'étendue de leur arrondissement, vis-à-vis de leurs compatriotes, les fonctions de juges, d'arbitres, de conciliateurs; souvent ils sont officiers de l'état civil; ils remplissent l'emploi de notaires, quelque-fois celui d'administrateurs de la marine; ils surveillent et constatent l'état sanitaire; ce sont eux qui par leurs relations habituelles, peuvent donner une idée juste et complète de la situation du commerce, de la navigation, et de l'industrie particulière au pays de leur résidence.

Hierbei möge der geehrte Leſer ſich freundlich erinnern, daß Graf Reinhard erſt, nachdem er bereits bei den Hanſeſtädten, in der Schweiz und zu Florenz Geſandter, ja ſelbſt Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geweſen war, Generalconſul in Mailand wurde, was eben Talleyrand zu den nur angeführten Worten Veranlaſſung gab.

Wie nun immer aus der Literatur einer jeder Epoche ſich die geiſtige Richtung derſelben am beſten erkennen und wol auch vorausbeſtimmen läßt — iſt ſie doch der Wegweiſer im Reiche der Ideen —, ſo deutet gewiß die Regſamkeit, welche ſich jetzt in Hinſicht auf die literariſche Bearbeitung der conſulariſchen Verhältniſſe vom Standpunkte der Diplomatie aus zeigt, darauf hin, daß das Inſtitut der Conſuln die gerechteſte Würdigung finden und ſeine hohe Wichtigkeit in jeder Hinſicht werde anerkannt werden. Es dürfte demnach wol an der Zeit ſein, ſich eine kurze Beleuchtung der neueſten literariſchen Erſcheinungen über Conſulate zu erlauben, welche natürlich wieder durch eine gedrängte Überſicht Deſſen, was bisher in dieſem Fache der Literatur geleiſtet worden, eingeleitet werden mag.

Um dieſe frühern Leiſtungen aber richtig beurtheilen zu laſſen, muß vor Allem bemerkt werden, daß bis vor wenig Jahrzehnden die praktiſche Diplomatie und mit ihr alle jene Völkerrechtslehrer, welche derſelben in tiefſter Verehrung und mit Aufgabe aller Selbſtändigkeit jegliche Anſicht und Äußerung nachzubeten gewohnt waren, ſich immer geſträubt haben, die Conſuln als Mitglieder des corps diplomatique anzuerkennen, was auf die betreffende Literatur allerdings inſofern bedeutenden Einfluß gehabt hat, als ſich kein Publiciſt leicht die Mühe nahm, die conſulariſchen Verhältniſſe vom Standpunkte der Diplomatie aus beſonders zu beleuchten. Man glaubte, daß ſie im Handelsrechte allein abzufertigen ſeien, und nur als ſeit dem Frieden von Nymwegen das Trennen des Friedens- und Handelsverträge Gebrauch geworden und die letztern nach und nach eine immer wichtigere Stellung einnahmen, lenkte die Exiſtenz des Inſtituts und ſeine nur mit Mühe und kaum halblaut zugeſtandene Nothwendigkeit, verbunden mit dem Umſtande, daß ſich ſeit den Zeiten der Kreuzzüge im Oriente Conſuln mit ausgedehnten völkerrechtlichen Freiheiten erhalten hatten, die doch jedenfalls bei den diplomatiſchen Verhältniſſen beſprochen werden mußten, die Aufmerkſamkeit einzelner diplomatiſchen Schriftſteller auf die Conſulate; doch meiſtens nur, um ihnen den diplomatiſchen Charakter ſtreitig zu machen, der ihnen gebührt, und eben deshalb wol auch mehrſtens blos en passant, was ſich von dieſen „publicistes flatteurs des vanités diplomatiques" gar nicht anders erwarten ließ. So ſprachen Männer wie Wicquefort, Bynkershoek, Réal, Caillières, Vattel — denen es entweder die herrſchenden Anſichten oder ihre perſönliche Stellung und damit verbundene Vorurtheile nicht erlaubten, die Repräſentation von allgemeinen Intereſſen höher zu ſtellen als die einzelner, wenn auch der höchſten Perſonen (von denen ſie freilich den Ausſpruch: L'état c'est moi! devoteſt als goldene, unumſtößliche Wahrheit anzunehmen gewohnt waren) — den Conſuln einen öffentlichen diplomatiſchen Charakter deshalb unbedingt ab, weil eben dieſe Conſuln die geheiligte Perſon eines Herrſchers bei einem andern Herrſcher nicht zu repräſentiren hatten, ſondern nur die Intereſſen der Handelsleute vertreten und wahrnehmen ſollten. Freilich hatten ſie hierbei den Handel nicht in ſeiner weithiſtoriſchen und hohen Bedeutung erfaßt, ſondern nur in einer ſehr localen, untergeordneten, und zudem hielten ſie, zu deren Zeit der Federkrieg über die noblesse commerçante noch nicht gefochten war, Handel und Geſchlechtsadel für unvereinbar, was, da ſie in ihren Schriften nur mit der Crême der damaligen Geſellſchaft zu thun haben und jene durch dieſe erheben wollten, von gar bedeutendem Einfluß war. Dank dem rheiniſchen Adelsſtatut, daß ſolche Ideen auch jetzt noch gehegt werden!

Andere etwas ſpätere Schriftſteller, denen dieſe naive Befangenheit oder ſtumpfſinnige Verehrungsfähigkeit abging, wagten zwar auch nicht gerade den Conſuln eine diplomatiſche Stellung zu vindiciren, oder halfen ſich wenigſtens inſofern aus dem Dilemma, daß ſie dieſe Stellung nur zeitweilig, ſofern dem Conſul einmal ein Ge-

Digitized by Google

schäft übertragen werde, welches ausschließlich zum Ressort der praktischen Diplomatie gehöre, anerkannten und meinten, der zeitweilige primaire Glanz solch eines erhabenen Geschäfts müßte einen stetigen secundairen Lichtschein zurücklassen (dee durch die beliebte jouissance de certains égards du droit des gens sehe glücklich bezeichnet wird), gingen aber doch mehr in handelsrechtliche Details hinsichtlich der consularischen Verhältnisse ein, wobei sie sich freilich mehrstens darauf beschränkten, durch gelehrtscheinende Combinationen die Verbindung des modernen Instituts der Consuln mit den Proxenen, Fremdenprätoren der alten Welt und den Handelsrichtern des Mittelalters herauszufinden und aufzustellen, oder aber einzelne, in verschiedenen Völkerverträgen über Consuln und consularische Verhältnisse enthaltene Bestimmungen wieder abdrucken zu lassen und endlich einige wenige Andeutungen über das hin und wieder etwa praktisch Geltende, oder auch blos gelten Könnende auf dem Grund dieser Verträge zu geben. Es sind auf diese Weise manchmal wol recht interessante Resultate zum Vorscheine gekommen; nie hat man es aber bisher gewagt, eine umfassendere, auch das noch nicht durch Verträge Geregelte betreffende Theorie des heutigen Instituts der Consuln aufzustellen, welche doch gleichwol um so nothwendiger war, als eben dieses jetzige Institut auf ganz andern Unterlagen und Zuständen beruht als jene frühern griechischen, römischen und mittelalterlichen Einrichtungen, deren Verwandtschaft mit unsern heutigen Consulaten übrigens gar nicht geleugnet werden soll, da sie ebenso gut den Handel betrafen als diese.

Nur der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, eine eigene historische Ausführung des Entstehens und der Fortbildung der Consulate und der mit ihnen verwandten ältern Institute, sowie eine eigene ausführliche Theorie der consularischen Verhältnisse aufzustellen, deren nähere Betrachtung der hauptsächlichste Gegenstand des Nachfolgenden sein soll. Ehe wir jedoch diese Betrachtung vornehmen, wollen wir der Mangelhaftigkeit der bisher gegebenen Nachrichten halber in thunlichster Kürze der beiden literarischen Producte gedenken, in denen zuerst die Materie der Consuln besonders abgehandelt wurde.

Wir finden da zuerst ein Büchlein, welches in den mehrsten Literaturen des Völkerrechts und der praktischen Diplomatie entweder gar nicht, oder doch nicht richtig aufgeführt worden ist, jedenfalls aber als erster, wenn auch schwacher Versuch, die consularischen Verhältnisse wissenschaftlich zu bearbeiten, eine ehrenvolle Erwähnung verdient, sei es auch nur, damit endlich einmal etwas Bestimmtes über dies Büchlein und seine Geschichte gesagt werde. Es ist dies die „Ebauche d'un discours sur les consuls" (Hamburg — jedoch zu Frankfurt am Main gedruckt — 1751, 4., 3 Bogen), deren Verfasser der 1719 zu Hamburg geborene und daselbst im October 1789 als Secretair verstorbene Johann Gottfried Misler ist. Er hat sich nicht auf dem Titel, sondern blos unter der Dedication und zwar ohne Vornamen genannt, was Schott, der ihn in seinen Supplementen zu Lipen's „Juristischer Realbibliothek" allein richtig schreibt, veranlaßt haben mag, ihm die, von einem frühern bekannten gleichnamigen Theologen entlehnten Vornamen: Johann Hermann, beizulegen. Die Spätern, v. Ompteda, v. Römer, v. Martens, v. Miltitz und dos Santos nennen ihn stets fälschlich Meister oder Meißler, behalten auch immer die falschen Vornamen J. H. bei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Abdrücke en relief von Kupfertafeln mittels des Volta'schen Verfahrens.

Die Bekanntmachung der Erfindung des Professors Jacobi durch die öffentlichen Blätter, gestochene Kupferplatten mittels des Volta'schen oder elektro-magnetischen Verfahrens en relief und die so gewonnenen Exemplare mittels des nämlichen Verfahrens wieder en bas-relief zu vervielfältigen und auf diese Weise das Original in seiner natürlichen Form wiederzugeben, hat einen Hrn. Spencer in Liverpool bewogen, der Redaction des „Athenaeum" eine von mehren trefflich gelungenen Proben begleitete Anzeige zuzusenden, worin er, natürlich des Rechts der Priorität sich bescheidend, den Beweis liefert, daß er, ohne von Jacobi's Versuchen zu wissen, die nämliche Erfindung gemacht hat. Nach der Beschreibung, welche er von seinem Verfahren gibt, wird ein Stück Kupferdraht an der Rückseite einer Kupfertafel befestigt, diese mit Wachs bekleidet, in das Wachs die Zeichnung eingetragen und dasselbe dann mit einem scharfen Grabstichel so zertheilt, daß die Linien bis auf das darunter befindliche Kupfer gehen. Die Platte wird hierauf in aufgelöste Salpetersäure, drei Theile Wasser zu einem Theil Säure, gemischt; ob die Mischung stark genug sei, zeigen die grünliche Farbe und die von dem Kupfer aufsteigenden Blasen. Hat die Platte lange genug in dieser Flüssigkeit gelegen, daß die Säure sich in die Linien hat einfressen können und alle etwa noch übeiggebliebenen Wachstheilchen sich mit leichter Mühe wegschaffen lassen, dann muß sie in ein, mittels einer durchlöcherten Wand geschiedenes Gefäß gethan werden, dessen eine Abtheilung mit einer Auflösung von Kupfer und Schwefel, die andere mit einer von Salz oder Säure angefüllt ist, und zwar wird sie in die erstere gelegt, während in die letztere eine Zinkplatte von gleicher Größe kommt. Es tritt nun mittels des an die Kupferplatte befestigten Kupferdrahts die gewöhnliche metallische Verbindung und elektro-magnetische Wirkung ein: der Zink löst sich auf und in die von dem Grobstichel gezogenen Linien auf der Kupfertafel dringt das Volta'sche Kupfer ein. Hierbei ist besonders darauf zu sehen, daß die Oberfläche des Kupfers in den Linien vollkommen rein bleibe, da sonst das sich ansetzende Kupfer nicht fest genug sitzen bleibt, sondern sich leicht ablöst, sobald das Wachs hinweggenommen wird. Im Copiren von Münzen und Medaillen befolgte Hr. Spencer ein doppeltes Verfahren: nach dem einen ließ er sich Volta'sches Kupfer auf der Oberfläche des Münzstücks absetzen und bildete auf diese Weise eine Form, nach der sich mittels Einströmen von Kupfer eine Menge Abdrücke leicht gewinnen lassen. Mittels des andern noch bequemern Verfahrens wird die Medaille zwischen zwei reinen Bleitafeln in einen Schraubenstock gezwängt und durch den starken Druck eine vollkommene Form beider Seiten derselben mit den feinsten Zügen den Bleitafeln eingeprägt. Man kann auf diese Weise 20, ja 100 Abdrücke auf einer einzigen Tafel erhalten und dieselben mittels des Volta'schen Verfahrens auf das leichteste mit Kupfer füllen. Das sind in der Kürze die Resultate der Versuche Hrn. Spencer's. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 340. — 6. December 1839.

Die Diplomatie und ihre neueſten Bearbeiter.

Zweitee Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 339.)

Mißler wae 1749 in die, von dem mit ihm durch Verwandtſchaft verbundenen, alldekannten Johann Jakob Moſee zu Hanau eeeichtete Staats- und Kanzleiakademie eingetreten und ſcheint, wie aus der Vorrede ſeines Werkes eehellt, die Abſicht gehadt zu haben, die juriſtiſche Laufdahn mit der diplomatiſchen zu vertauſchen und namentlich deshalb von Hanau aus nach Frankreich zu gehen; eine Abſicht, welche er freilich nicht erreichte, ſondern zur eeinen Jurisprudenz zurückkehrte. Das hiee fragliche Werkchen enthält nur die zwei erſten Capitel eines von Mißler zu ſchreiben deabſichtigten, in ſieben Capitel einzutheilenden „Discours sur les consuls", deſſen Anlage alleedings gae nicht übel war, freilich aber, wenn die Ausführung im Niveau dee gegebenen Prode blieb, auch das Beſte am Ganzen gedlieben wäre. Die in der „Ebauche" enthaltenen zwei erſten Capitel gaben die „Introduction" und eine kurze Betrachtung: „Des consuls en général", woein ihnen Mißlee den diplomatiſchen Charaktee abſpricht und nachzuweiſen verſucht, daß dies auch Leibnitz's Anſicht geweſen ſei, den mithin Bynkershoek ganz ohne Grund getadelt hade. Die andern fünf Capitel ſollten folgende Gegenſtände behandeln: 3) De la manière de constituer les consuls; 4) Des fonctions du consul; 5) Du revenu des consuls; 6) Des droits et privilèges des consuls; 7) Comment le consulat cesse. Die in Hamburg über Conſuln geltenden Grundſätze ſollten ſtets eine beſondere Berückſichtigung finden. Im Ganzen drängt ſich uns über die Mißler'ſche, in eecht leichtem Franzöſiſch geſchriebene „Ebauche" das Urtheil auf, daß ſie die Arbeit eines jungen lebhaften Mannes iſt, der, aus dem Studium der reinen Jurisprudenz zu dem des Völkerrechtes übergegangen, von deſſen namentlich in der Ausſicht auf eine betreffende Anſtellung liegenden Reizen und Annehmlichkeiten beſtochen worden iſt und in einem ſolchen geiſtigen Rauſche ein Werk begonnen hat, deſſen Ausführung er zwae noch nicht gewachſen war, was aber, wäre es ſeinem Plane gemäß ganz ausgeführt worden, doch von Bedeutung geweſen ſein würde. Man hat dieſe „Ebauche", vermuthlich ohne ſie geſehen, jedenfalls ohne ſie geleſen zu haben, ſtets ohne Weiteres vornehm verworfen, daran abee gewiß Unrecht gethan; denn ihr gebührt doch immer der Ruhm, die Bahn in dem Zweige der Liteeatur gebrochen zu haben, der erſt mehre Jahrzehnde nachher wieder einen eigenen Beardeiter fand. Dee freundliche Leſer wird alſo unſerm Mißler gewiß dieſe Ehreneettung gönnen. Die „Ebauche" gehört übrigens jetzt zu den literariſchen Seltenheiten, und iſt ſelbſt in nur wenig öffentlichen Bibliotheken (z. B. Dresden, Kopenhagen) zu finden.

Erſt vierzig Jahre nach Mißler erſchien wiedee ein den Conſuln ausſchließlich gewidmetes Buch, dee „Essai sur les consuls par Mr. *de Steck* (Berlin 1790). Dee rühmlichſt bekannte Verfaſſer dieſes „Essai", Johann Chriſtoph Wilhelm v. Steck, hatte bereits frühee in ſeinen vielfachen Sammlungen kurzee, verſchiedene Gegenſtände der Politik und des öffentlichen Rechtes betreffenden Aufſätze manchen Beitrag zue Beleuchtung dee conſulariſchen Verhältniſſe geliefert, und da in keinem dee ſich mit der diplomatiſchen Literatue beſchäftigenden Werke dieſe Aufſätze vollſtändig angeführt oder genannt ſind, die Sammlungen ſelbſt aber, in denen ſie ſtehen, zum größten Theile ſehe ſelten geworden ſind, ſo mag es nicht am unrechten Oete ſein, ſie hiee kuez zu nennen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß dee Phyſiognomie dieſee Zeilen durch ſolch eine ängſtliche Vollſtändigkeit ein zu mikrologiſchee Eenſt beigelegt werde. Es ſind die Aufſätze:

1) „Von den Conſuln handelnder Nationen", in den anonym zu Frankfurt und Leipzig in Octav erſchienenen „Verſuchen über einige erhebliche Gegenſtände, welche auf den Dienſt des Staates Einfluß haben", Nr. XI, S. 119 — 150.

2) „De consulum in emporiis Asiae minoris origine", in Steck's „Observationum subsecivarum specimen" (Halle 1779), Cap. X, S. 29 — 32.

3) „Von Conſuln und Conſervatoren", in dem meiſtentheils hierher gehörigen „Verſuch über Handels- und Schiffahrtsverträge" (Halle 1782), S. 215 — 222.

4) „Von der Gerichtsbarkeit der bei der osmaniſchen Pforte ſtehenden Botſchaftee, Geſandten und Conſuln", in Steck's „Verſuchen über verſchiedene Materien politiſcher und rechtlicher Kenntniſſe" (Berlin und Stralſund 1783), zwölfter Verſuch, S. 88 — 95.

Digitized by Google

5) „Sur la stipulation dans les traités de n'établir et de n'admettre aucun consul", in den anonym erſchienenen „Essais sur divers sujets intéressants pour l'homme d'état et des lettres" (Berlin 1785), achter Verſuch, S. 52 — 62.

Steck's „Essai sur les consuls", welcher nur die weitere Ausführung des eben unter 1 genannten, in deutſcher Sprache geſchriebenen Aufſatzes iſt und lediglich durch zehn im Anhange (S. 71 — 496) abgedruckte Urkunden den Umfang eines Buches erhalten hat, geht, nachdem er zuerſt über den Namen Conſul und über die blos dem frühern ſtädtiſchen Handelsrechte angehörenden Conſuln geſprochen, auch einige ältere gleichartige Inſtitute erwähnt, die Entſtehung der modernen Conſulate aber den Zeiten der Kreuzzüge vindicirt hat, auf eine Auseinanderſetzung der Meinungen verſchiedener Publiciſten in Betreff der Stellung der Conſuln in diplomatiſcher Hinſicht (eine Auseinanderſetzung, welche v. Martens in ſeinem „Guide diplomatique" getreulich wiederabdruckte, ohne, einer bereits gerügten Sitte nach, ſeinen Gewährsmann zu nennen), ſowie zu einer Aufzählung der in den wichtigſten beſtehenden Handelsverträgen hierüber getroffenen Beſtimmungen über und ſtellt endlich in der ſiebenten Section (S. 53 — 70) in 44 Paragraphen eine kurze, durch Stellen aus Verträgen, mehrentheils aber aus der franzöſiſchen Ordonnanz von 1781 belegte Théorie du consulat auf, die freilich etwas mager und unbeſtimmt ausgefallen iſt, wie es ſich übrigens bei dem ganz unſichern Boden, auf welchem Steck hier ſtand, wol nicht anders erwarten ließ. Jedenfalls ſpricht ſich aber doch auch Steck dahin aus, daß der Conſul ein „ministre public" in diplomatiſcher Hinſicht ſei, und ſucht dieſe Behauptung gegen die frühern Publiciſten durchzuführen; auch vindicirt er den Conſuln in der Regel eine contentioſe und freiwillige Gerichtsbarkeit, unterwirft ſie jedoch für ihre Perſon den Civilgerichten des annehmenden Staates, welchem letztern er übrigens in Betreff der Admiſſion der Conſuln eine nach neuern Begriffen zu große Willkür einräumt. Eine literariſche Notiz über die Schriften, welche von Conſuln handeln, führt Steck zwar im §. 42 ſeiner Theorie als derſelben beigegeben an, doch iſt ſie leider nirgend zu finden. Der Anhang enthält außer der franzöſiſchen Ordonnanz von 1781 Verträge aus den Jahren 1779 — 87. Auch Steck's „Essai" iſt nach und nach ſo ſelten geworden, daß er vor wenig Jahren noch in Deutſchland zwar überall geſucht wurde, aber faſt nirgend aufgetrieben werden konnte.

Nach Steck, den man den eigentlichen Begründer der Conſularliteratur nennen kann und der eben deshalb eine ausführlichere Betrachtung verdiente, haben ſich die in den neuern völkerrechtlichen Werken vielfach genannten und deshalb auch hier, als bekannt, nur im Vorbeigehen zu erwähnenden Borel (kaiſ. ruſſ. Collegienaſſeſſor und Diviſionschef im Handelsminiſterium), Warden (Conſul der Vereinigten Staaten zu Paris) und Laget de Podio (Staatsanwalt zu Marſeille) durch ihre Schriften *) über Conſuln und Conſulate verdient gemacht, ſind aber in Deutſchland ziemlich ſelten, und es mag deshalb hinſichtlich derſelben nur bemerkt werden, daß der in Hinſicht auf Styl und Klarheit der Anordnung ausgezeichnet zu nennende Borel — freilich hierin nur den in Rußland vordem geltenden Anſichten folgend — den diplomatiſchen Charakter der Conſuln in der Regel verwirft, und die Letztern diesfalls auf jene precaire Stellung zurückführen will, nach welcher ſie, als unter der beſondern Protection des Souverains „qui les emploie" ſtehend, „jouissent jusqu'à un certain point des prérogatives du droit des gens, accordées aux ministres accrédités". Dem Buche von Warden iſt S. 310 — 331 (S. 302 — 320 der franzöſiſchen Überſetzung) ein „Short account of the lives and writings of the most distinguished consuls at different countries" beigegeben, ein Aufſatz, deſſen Idee recht glücklich gefaßt iſt und (wie von dem bekannten Baron v. Martens jetzt zu erwarten ſteht) auf die ganze praktiſche Diplomatie ausgedehnt werden ſollte, hinſichtlich welcher ſo ein Werk längſt dringendes Bedürfniß iſt, zumal da demſelben durch bloße Zuſammenſtellung von Büchertiteln, wie in dem höchſt unzuverläſſigen und magern „Catalogue des principaux négociateurs par *Jacq. Reycend*" (Paris 1800), beiweitem nicht abgeholfen werden konnte.

Bei der Unbeſtimmtheit, welche bisher in Hinſicht auf die Stellung der Conſuln zur Diplomatie faſt überall noch vorherrſchte, mußten auch die vorgedachten literariſchen Arbeiten mehr oder weniger den Stempel der Unvollkommenheit an ſich tragen, weshalb es, als in der neuern Zeit die unbedingte Wichtigkeit des Inſtituts der Conſuln ſich täglich fühlbarer machte, augenſcheinlich wurde, daß ſie den Anforderungen der Wiſſenſchaft auf keine Weiſe mehr genügen konnten, zumal da die Fortſchritte der Conſulargeſetzgebung (in Frankreich, Belgien, Griechenland, Braſilien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika) jedenfalls ſo bedeutend waren, daß ſie einer Theorie des Conſulats den mächtigſten Vorſchub leiſten mußten. Wie allgemein nun das Bedürfniß nach einer, den Ergebniſſen der neueſten Zeit angemeſſenen wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der conſulariſchen Verhältniſſe war, dies dürfte am beſten dadurch ſich beurkunden, daß gleichzeitig drei derartige Arbeiten in drei verſchiedenen Hauptſtädten Europas, Berlin, Neapel, Hamburg, erſchienen, welche, ohne daß ihre Verfaſſer gegenſeitig von ihrem Vorhaben unterrichtet waren, einen und denſelben Zweck auf verſchiedenen Wegen, und wir können ſagen, der Nationalität eines Jeden angemeſſen, zu erreichen ſuchten.

Es ſind dies die Werke von Miltitz, Burſotti und

*) Deren Titel ſind kürztich folgende: 1) *F. Borel*, De l'origine et des fonctions des consuls. Petersburg 1807 (nicht 1808), wiederabgedruckt Leipzig 1833. 2) *D. B. Warden*, On the origin, nature, progress and influence of consular establishments. Paris 1815; ins Franzöſiſche überſetzt von Bernard Barrère de Morlaix, Paris 1815. 3) *Laget de Podio*, De la jurisprudence des consuls de France à l'étranger et des devoirs et obligations qu'ont à remplir ces fonctionnaires. Paris 1826.

Digitized by Google

Ribeiro dos Santos und Caſtilho-Barreto, welche, der Zeitfolge ihres Erſcheinens nach, unter folgenden Titeln der Öffentlichkeit übergeben wurden:

Manuel des consuls, par *Alexandre de Miltitz*. London und Berlin 1837 — 39. Erſter Band, und zweiter Band erſte u. zweite Abtheilung, letztere noch nicht vollendet.

Guide des agens consulaires, par *I. Bursotti*. Neapel 1837 — 38. Zwei Bände.

Traité du consulat par le commandeur *Jose Ribeiro dos Santos* et le docteur *Jose Feliciano de Castilho-Barreto*. Hamburg 1839. Zwei Bände.

Nur das letzte dieſer Werke iſt vollendet; von dem erſten, welches den ihm früher beſtimmten Umfang als Handbuch bereits überſchritten hat, fehlt jedenfalls noch ein Band, von dem zweiten, der Angabe des Verfaſſers nach, noch zwei Bände. Es kann demnach hier nur dem „Traité du consulat" eine ausführlichere Beurtheilung zu Theil werden, während der „Manuel" und der „Guide" zwar auch vorläufig beſprochen, das definitive Urtheil über dieſelben aber der Zeit überlaſſen werden ſoll, wenn ſie vollſtändig erſchienen dem Verfaſſer dieſer Zeilen vorliegen. Doch mag die vorläufige Anzeige der beiden erſten, noch unvollendeten Werke, da dieſelben zufällig auch der Zeit des Erſcheinens nach die frühern ſind, der Beurtheilung des letztern vorangehen.

Zuerſt alſo zu dem „Manuel des consuls" des Herrn Alexander v. Miltitz.

Dieſes Werk, ebenſo im Erſcheinen das erſte, als es jedenfalls auch ſeinem tiefgefaßten Plane nach die Priorität der diesfalls gemachten Studien ſchon bei einer nur oberflächlichen Prüfung behauptet, iſt ein echt deutſches, auf mühſame hiſtoriſche Forſchungen begründetes, durch dieſe zur Darſtellung des Beſtehenden führendes Werk, ein wahres Myriobiblon, eine Encyklopädie für Conſuln und deshalb auch mit Recht „Manuel" genannt, da es, ſo weit es jetzt ſeinen Gegenſtand behandelt hat, Den nicht leicht unbefriedigt laſſen dürfte, der es, um darin Rath und Belehrung zu ſuchen, zur Hand nimmt. Einer Aufgabe, vor welcher vielleicht nur deutſcher Fleiß und deutſche Beharrlichkeit nicht zurückſchrecken, oder welche wenigſtens nur durch ſie und durch deutſche Wiſſenſchaftlichkeit gleichmäßig gelöſt werden dürfte, wird hier auf eine Weiſe Genüge geleiſtet, die uns mit hoher Achtung vor den Kenntniſſen des Verfaſſers und mit herzlicher Dankbarkeit für die unendliche Mühe und Arbeit, welche auf das Werk verwendet wurden, erfüllen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe in Griechenland von F. P. E. Greveeus. Bremen, Kaiſer. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Reiſen nach Griechenland gehören zwar jetzt ſchon nicht mehr zu den Seltenheiten, obgleich Horaz noch lange, wenn nicht für alle Zeiten Recht behalten wird, da er ſagt: „Non cuivis contingit adire Corinthum"; aber dennoch, oder auch vielmehr eben deshalb nimmt man die erſchienenen Beſchreibungen dieſer Reiſen nicht ohne Erwartung zur Hand, und dies in gewiſſer Hinſicht auch inſofern um ſo mehr, als es die im J. 1838 erſchienenen „Erinnerungen an Griechenland" von Schönwälder ihren Nachfolgerinnen in der That nicht leicht gemacht haben, zwar gerade nicht etwas Neues über Griechenland zu ſagen (es fehlt auch wol eher an Ohren, zu hören, was nicht oft genug geſagt werden kann!), wol aber durch gleiche Tiefe der Auffaſſung und Richtigkeit der Beobachtung zu befriedigen. Die vorliegende Reiſebeſchreibung hat jedoch eine Vergleichung in keiner Weiſe zu ſcheuen. Nicht ohne Grund führe ſie auf dem Titel das Motto: „Wahrheit, Wärme, Klarheit"; nicht ohne Grund: denn das Buch ſelbſt hält, was der Titel verſpricht. Beſeelt von dem Streben nach Wahrheit, hat der Verf. mit Liebe und Theilnahme beobachtet, was ſich ihm in Griechenland darbot, um ſodann die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen und wo möglich die unmittelbaren Eindrücke ſelbſt ebenſo wahr als klar darzuſtellen und wiederzugeben. Mit friſchem Muthe, der ihn die Strapazen und Unannehmlichkeiten der Reiſe gerade in Griechenland nicht empfinden, oder doch leicht ertragen ließ; mit offenem, heiterm Sinne, bei dem er die lebenvollen Bilder, die ſich ihm zeigten, um ſo inniger und lebendiger in ſich aufnahm; mit klarem Geiſte, gebildetem Verſtande und richtigem Urtheile, womit er dieſe Bilder in der Tiefe ſeines Gemüthes widerſtrahlte und uns auf die rechte Weiſe deutet und vor Augen ſtellt, verbindet er eine Offenheit und Freimüthigkeit, die nur in der reinſten Wahrheitsliebe ſelbſt ihren Grund, ihre lebendige Quelle haben kann. Dieſe Eindrücke ſind es nun auch, deren ſich der unbefangene Leſer, ebenſo derjenige, der hier Belehrung ſucht und erwartet, als jener, dem es einzig und allein um Unterhaltung zu thun iſt, hier bewußt wird, und es bedarf wol kaum der Verſicherung, daß die vorliegende Reiſebeſchreibung beides, Belehrung und Unterhaltung, im reichen Maße gewähre.

Wenn wir hierbei der Belehrung den Vorrang einräumen, ſo geſchieht dies, weil das Buch, nach der Abſicht des Verf., jedenfalls auch zunächſt belehren ſoll, und weil es über Griechenland in den verſchiedenen Beziehungen, in denen das Land und Volk und die dortigen Zuſtände für uns von beſonderm Intereſſe ſein können und müſſen, auch in hohem Grade aufzuklären und zu unterrichten vermag. Wie wünſchenswerth und nothwendig dies aber an und für ſich ſei, beſonders nachdem Griechenland in das europäiſche Staatenſyſtem eingetreten iſt, und da es namentlich zu Deutſchland ſelbſt in einem nähern Verhältniſſe ſteht, iſt zu unzweifelhaft, als daß dies einer weitern Auseinanderſetzung bedürfen könnte; es iſt indeß inſofern um ſo wünſchenswerther und nothwendiger, als die Wahrheit nicht verkannt werden kann, daß Griechenland der von Europa gegen den Orient vorgeſchobene Poſten der Civiliſation iſt, eine Stellung, die, weit entfernt, als eine verzweifelte angeſehen und als ein verlorener Poſten aufgegeben werden zu müſſen, vielmehr für Griechenland ſelbſt und für Europa im Intereſſe der Humanität und der Civiliſation eine reiche Zukunft in ſich birgt und bedinge, wenn nur zunächſt Griechenland ſich ſelbſt nicht verläßt und aufgibt, von der andern Seite aber jene Stellung im Intereſſe Europas und der Civiliſation überhaupt richtig gewürdigt und benutzt wird. Indeß fodern dies die Verhältniſſe der Gegenwart ſelbſt zu dringend, während die Geſchichte der Vergangenheit wie die ganze Lage der Dinge eine ſolche Würdigung und Benutzung zu nachdrücklich heiſchen, als daß dies ohne Nachtheil unterbleiben könnte. So lange das nicht geſchehen, iſt auch die griechiſche Revolution nicht vollendet. Nicht nur die 1837 gegründete Univerſität zu Athen iſt, als das erſte und einzige großartige wiſſenſchaftliche Inſtitut im Morgenlande, gleichſam als eine wiſſenſchaftliche Propaganda in partibus, als ein wiſſenſchaftlicher Vorpoſten der europäiſchen Cultur von höchſter Bedeutung und Wichtigkeit für Europa, ja für die Welt (wie dies der Verfaſſer S. 363 meint), ſondern der neugriechiſche Staat ſelbſt iſt dies Alles; das freigewordene Griechenland iſt dahin geſtellt von der Vorſehung als ein Kern, um den ſich der Orient anſchließen ſoll.

Aber zunächſt darf Griechenland ſich ſelbſt nicht verlaſſen

Digitized by Google

und aufgeben, Regierung und Volk müssen vielmehr auf dem Wege der factischen Wiedergeburt Griechenlands dem Ziele der wahren Wiedergeburt desselben mit vereinten Kräften zustreben, wenn jene Wiedergeburt, ohne Vergangenheit und fast auch ohne Gegenwart, es wenigstens zu einer Zukunft bringen soll. Wie Manches in Griechenland, insofern von oben herab geholfen werden kann und muß, nicht so ist, als zu wünschen wäre; wie also auch in dieser Hinsicht die Hülfe von Seite der Regierung allein oder doch zunächst, mittelbar oder unmittelbar, kommen muß: so liegen doch auch in dem griechischen Volke selbst und in ihm allein nicht wenig Hindernisse für jene wahre Wiedergeburt. Was in dieser Beziehung der wohlmeinende Verf. der vorliegenden Reisebeschreibung ebenso wohlwollend als offen und schonungslos namentlich über gewisse Nationalfehler der Griechen äußert, muß, eben weil es aus dem reinsten Wohlwollen hervorgegangen ist, auch nur um so nachdrücklicher zur Beachtung Derer empfohlen werden, die hier zu helfen und zu bessern berufen sind; allein aus dem nämlichen Grunde kann dies auch wol nicht ganz unbeachtet gelassen werden. Doch wollen wir unsern weitern Mittheilungen über das Buch im Einzelnen nicht vorgreifen.

Der Verf. reiste im April 1838 von Malta nach Griechenland und berührte hier zuerst die wegen ihres, nach der Verarmung Hydras immer mehr im Wachsen begriffenen Handels nicht unbedeutende Insel Syra, in dessen Hafen der meiste Schiffsverkehr und Handel von allen Städten Griechenlands herrscht und namentlich alle Dampfschiffe des Morgenlandes ihren Centralsammelplatz haben. Von da schiffte er nach Athen; aber nicht gerade mit heitern Gefühlen nahte er sich dieser Hauptstadt Griechenlands, da solche zu erwecken schon die ganze sterile, baumlose Küste nicht geeignet ist. Indeß fand er wenigstens in Ansehung des, an einzelnen Orten des alten türkischen Athens herrschenden regen Lebens und der dort erbauten anständigen Häuser seine Erwartungen weit übertroffen, wenngleich auch hier schon der, den südlichen Völkern überhaupt eigenthümliche, Hang des griechischen zum Müssiggange sich ihm zeigte, daher an Handwerkern, Tagelöhnern und Aedeitern, besonders auch zur Bebauung des Bodens, wenigstens damals unter den Griechen selbst großer Mangel war. Gärten und Bäume fehlen diesem Athen fast gänzlich. Um diese innere Stadt soll nun die neue erbaut werden, die jedoch damals erst im Entstehen begriffen war. In ihr ist auch der königliche Palast, der zur Zeit, da Greverus dort war, nur bis zum ersten Stockwerke vorgerückt war, und von welchem er meint, daß er in den ersten Jahren wol noch nicht wird vollendet werden. So weit er dies Gebäude vorgerückt sah, erschien es ihm schwerfällig und massiv in münchener Style. Übrigens tadelt er diesen ganzen Königsbau insofern nachdrücklich, als der Aufwand dafür mit den Kräften des armen Landes in keinem Verhältnisse stehe, und er rechnet die Idee dieses Baus geradezu zu den Mißgriffen, wodurch man die Regierung des jungen Königs von vorn herein erschwert habe. Der damaligen Stadtverwaltung in Athen, die nichts gethan, um dem gräßlichen Staube im Sommer, der sich im Winter in Schmuz verwandele, und dem Mangel an Straßenpflaster und Straßenbeleuchtung abzuhelfen, sagt er S. 24 fg. viel Böses noch, und er tadelt bei dieser Gelegenheit mit allem Rechte die für Griechenland zu früh gekommene Gemeindeordnung, nach welcher jeder Hüttenbewohner Athens das Recht habe, seine Obrigkeit mitzuwählen. „Wahrhaftig", ruft der Verf. in seinem Unwillen aus, „die Griechen haben wol Recht, auf die deutsche Verwaltung zu scheiten; zu früh hat man ihnen Institute gegeben, deren Werth sie nicht verstehen, nicht fühlen können; einem unerzogenen Volke freie Institutionen geben, das heißt die Leidenschaften frei machen und die Einfalt für mündig erklären." Auch der Umstand, daß es in Athen mehr Pöbel als sonst im ganzen Lande und unter ihnen Bettler der ekelhaftesten Art gibt, sowie daß es um die öffentliche Sicherheit so schlecht bestellt ist, kann nur der mangelhaften städtischen Polizei zur Last gelegt werden. Von den geselligen Verhältnissen in Athen weiß der Verf. nicht viel zu sagen; die Griechen kennen den Reiz der Geselligkeit noch nicht, und namentlich fehlt es den dortigen Gesellschaften an gebildeten Frauen. Die Griechinnen selbst sind ungebildet und spielen dort eine stumme Rolle. Der Fremden in Athen hatte sich übrigens eine gewisse, höchst fühlbare Verstimmung bemächtigt; der Verfasser vermißte an ihnen die Herzlichkeit, Wärme des Gefühls, die ein so wesentlicher Zug des deutschen Nationalcharakters ist.

Nachdem Greverus über die Vortheile und Nachtheile der Lage Athens, über das dortige Klima, den unfruchtbaren Boden, den er übrigens durch Anpflanzungen von Reben gegen die Alles verzehrenden Sonnenstrahlen sicherzustellen und dadurch für Anpflanzungen anderer Art empfänglich zu machen anräth, sich verbreitet, kommt er S. 46 auf das alte Athen, vorzüglich die Akropolis, und auf ihr den Parthenon, „das herrlichste Werk, welches menschlicher Kunstsinn im Baufache jemals hervorgebracht hat, vielleicht das schönste Gebäude in der ganzen Welt", sowie auf die übrigen Baudenkmale des Alterthums in Athen zu sprechen. Er nimmt sich hierbei des Lords Elgin an, indem er meint, daß man Unrecht habe, seine bekannte Hinwegführung der Alterthümer aus Athen einen Raub zu nennen, da er vielmehr dieselben dadurch, daß er sie hinweggeführt, vor der Zerstörung oder Verstümmelung sichergestellt habe. Hätte nun aber, sollte man meinen, jener Schotte wirklich dabei eine seiche unnützige Absicht gehabt, so hätte er auch für die Zurückgabe der hinweggeführten Kunstwerke sorgen sollen, und nunmehr müßte es statt seiner die englische Regierung, wenn dieselbe frei von Eigennutz wäre; sie müßte dies nach dem Grundsatze: Suum cuique! Indeß ist dies freilich nicht anzunehmen, nach dem Grundsatze: Old England for ever!

Das Bild, das hier von den nächsten Umgebungen Athens entworfen wird, ist kein heiteres und erfreuliches; denn diese Umgebungen sind im Ganzen nackt und sonnenverbrannt, fast ohne Bäume und Quellen. Unter Demjenigen, was der Verf. S. 88 fg. über die entfernteren Punkte in den Umgebungen Athens (Pieäus, die Berge Korydallos u. s. w.) bemerkt, und wobei er, wie auch sonst auf seinen Wanderungen in Griechenland, die Erinnerungen an das Alterthum besonders ins Auge faßt, verdient seine Ansicht über die Schlacht bei Marathon besondere Beachtung, da er dabei die aus den Localitäten sich ergebenden und sonstigen historischen Umstände derselben, die anßerdem ganz unbegreiflich erscheinen, auf natürliche Weise zu erklären sucht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die Buchhandlung Charpentier in Paris kündigt eine neue Ausgabe der Poesien des André Chénier an, welche vollständiger ist als alle frühern; denn sie enthält unter Anderm die jüngst von Sainte-Beuve aufgefundenen Manuscripte, Dichtungen, welche den schon bekannten weder an Anmuth noch Schönheit nachstehen; ferner fast vollständig das bisher noch nicht gedruckte Gedicht: „Hermet", das Hauptwerk Chénier's. Eine interessante Zierde dieser Ausgabe ist auch Chénier's Portrait, nach dem Originalgemälde gestochen, welches in dem Besitze des Hrn. Gallleur ist. Dieses Portrait ist das einzige, welches existirt, und wurde einige Tage vor dem Tode Chénier's gemalt. Zeichnung und Stich des Nachbildes rühren von den Herren Dupont und Cyprien Jaquemin her. De Latouche hat diese Ausgabe, welche zwei Bände umfaßt, mit einer Einleitung versehen. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 341. — 7. December 1839.

Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 340.)

Der Zweck des Werkes, als welchen der Verfasser in der Vorrede zum ersten Bande ganz kurz „l'instruction de la classe très-nombreuse d'agents consulaires qui n'ont point fait les études spéciales requises pour l'emploi qu'ils exercent", bezeichnet, wird hier auf einem pragmatisch-geschichtlichen Wege erreicht, und zwar zuerst eine Übersicht des Entstehens, der geschichtlichen Entwickelung und des jetzigen Zustandes der zum Besten des Handels und der Schiffahrt dienenden judiciellen und administrativen Institutionen im Allgemeinen, sodann aber der Consulate im Besondern gegeben, bei letztern die in den einzelnen Seehandel treibenden Staaten Europas und den nordamerikanischen Freistaaten durch Gesetze und Völkerverträge bestehenden speciellen rechtlichen und politischen Bestimmungen mit größter Genauigkeit angeführt und ein so treues Bild davon entworfen, wie sich in jedem der vorgedachten Staaten die Consulate nach und nach auf den jetzigen Standpunkt gehoben haben und welcher Standpunkt dies sei. Den Schlußstein dieses auf den mühsamsten geschichtlichen Forschungen beruhenden Gebäudes soll eine „Théorie du consulat" als Resultat alles Gegebenen bilden, zu welcher freilich der Verfasser bei seinen so gründlichen Studien und Erfahrungen in dem Gebiete der praktischen Diplomatie vorzugsweise befähigt sein wird, und von der sich, wenn wir den Maßstab des bisher Erschienenen auch an sie legen wollen, Ausgezeichnetes erwarten läßt.

Die bereits der Öffentlichkeit übergebenen Bände, deren Inhalt am besten durch die besondern Titel derselben bezeichnet wird und von welchen der erste „Tableau du développement des institutions judiciaires et administratives créées pour l'utilité du commerce, ainsi que de la législation commerciale et maritime des principaux états de l'Europe et des Etats-Unis de l'Amérique du Nord", der zweite (des noch nicht vollständig erschienenen zweiten Bandes) aber: „Des consulats à l'etranger tels qu'ils ont été institués par les principaux états de l'Europe et les Etats-Unis de l'Amérique du Nord" lautet, zeigen die vortreffliche Ausführung des gefaßten Planes durch den Verfasser, dessen tiefe, durch langjähriges Wirken im Felde der praktischen Diplomatie geläuterte Kenntnisse, verbunden mit dem ausdauerndsten Fleiße, hier Massen von Materialien bewältigt haben, wie es bisher bei höhergestellten Diplomaten wol noch nie der Fall war. Das Verdienst des Hrn. v. Miltitz ist hier übrigens um so glänzender, als seine Arbeit, so weit sie wenigstens die Consulate betrifft, durchaus neu und unmittelbar aus den Quellen selbst geschöpft ist, frühere Vorarbeiten aber bei ihrer Undedeutenheit in geschichtlicher Hinsicht hier gar nicht in Betracht kommen können. So steht der Verfasser des „Manuel des consuls", dieses von den Bearbeitern des „Traité du consulat" so treffend als „le Rhone de l'érudition consulaire" bezeichneten Werkes, als der eigentliche Schöpfer der Geschichte der Handelsconsulate in ihrer weitesten Beziehung da, und unser Vaterland ist um ein Denkmal ehrenwerthen Fleißes, tiefer Wissenschaftlichkeit und geistiger Herrschaft reicher.

Der Styl des v. Miltitz'schen „Manuel" ist angenehm und lichtvoll, Noten, bei deren Fülle man ja stets den oben bereits mit des Verfassers eigenen Worten bezeichneten Zweck des Werkes vor Augen haben muß, sind in reichem Maße beigegeben; die Ausstattung des Buches endlich (welches in seinem zweiten Bande zwar London als Verlagsort auf dem Titel führt, aber in Berlin gedruckt wird) recht anständig. Doch läßt sich eine gewisse Dringlichkeit des Verlegers aus mannichfachen Addendis sowie daraus ersehen, daß hinsichtlich einiger Gegenstände, wie z. B. der Ausbildung der Handelsgerichte in Portugal und zum Theil auch Rußland, auf spätere Nachträge verwiesen worden ist. Wenn wir nun auch mit Ungeduld dem fernern Erscheinen des v. Miltitz'schen Werkes entgegensehen, so müssen wie doch um des Verlegers selbst willen wünschen, daß er Alles, was sein Buch nur irgend unbequem machen könnte, wie eben Addenda, Nachlieferungen u. dgl., sorgfältig vermeiden und lieber die Theile desselben etwas später, nur aber vollständig erscheinen lassen möge. Kann ihm doch keiner in Hinsicht auf Vortrefflichkeit der historischen Arbeit vorgreifen, während die gehädigere Einrichtung des Buches in Paris bereits die Ankündigung einer neuen Ausgabe hervorgerufen hat, deren Erscheinen wol unbezweifelt ist *), deren ganze verheißene Verbesserungen

*) In dem, von dem Grafen Hauterive wieder einmal durch ein neues Titelblatt, etwa ein Dutzend Cartons und ein

aber gewiß in nichts weiter bestehen dürften, als eben nur in einer Einrückung der Addenda und des Nachzuliefernden an die Plätze, wo sie hingehören, was denn doch als Vortheil nicht ganz unerheblich genannt werden kann, zumal da er rein materieller Natur, folglich der Richtung unserer Zeit ganz angemessen ist.

Fast zu gleicher Zeit mit v. Miltitz und nur um wenig Wochen später erschien zu Neapel der „Guide des agents consulaires" von Giovanni Bursotti, ein Buch, dessen Zweck, wie aus der Vorrede des ersten Bandes hervorgeht, hauptsächlich der ist, den königlich sicilischen Consuln und Consulatszöglingen (alunni consolari) eine Sammlung „de tout ce qu'il y a d'actes et de documents relatifs aux établissements consulaires des nations modernes, et cela dans la langue la plus universellement connue", in die Hände zu geben, welcher Sammlung zuletzt ein auf diese Documente basirtes „Précis des droits, des prérogatives et des attributions des consuls" als Resultat des Ganzen folgen soll. Der praktische Sinn des Italieners verleugnet sich auch in der Auffassung der Idee dieses Buches nicht, dessen Verfasser, von mühsamen geschichtlichen Forschungen ganz abstrahirend, sogleich mit einem „Recueil d'instructions, tarifs, traités ou extraits de traités et autres notices ou documents, concernant les établissements consulaires de toutes les puissances de l'Europe, des Etats-Unis etc l'Amérique du Nord et du Brésil" beginnt, welcher in den vorliegenden ersten beiden Bänden die Länder Östreich, Baiern, Belgien, Brasilien, Dänemark, Spanien, die nordamerikanischen Freistaaten, Frankreich, England, Griechenland, Holland, Portugal, Preußen und Rußland enthält. Bei jedem dieser Länder sind die betreffenden Documente in vier Classen geordnet, und zwar so, daß zuerst die organischen Gesetze oder Instructionen, nach diesen die bestehenden Tarife der den Consuln zukommenden Gebühren gegeben werden, hierauf die in den Völkerverträgen der einzelnen Staaten über Consuln und Consulate enthaltenen Bestimmungen, so weit sie noch geltend sind, folgen, den Schluß aber allgemeine hierher gehörige Notizen und Documente bilden, welche in die vorstehenden Classen nicht aufgenommen werden konnten, doch aber hier von Einfluß sind und namentlich Entscheidungen von Rechtsfragen über die Verhältnisse fremder Consuln in den betreffenden Ländern sowie statistische Übersichten der von den einzelnen Staaten im Auslande errichteten Consulate enthalten. Der Verfasser, welcher in dem Ministerium des Auswärtigen seines Vaterlandes angestellt ist, hat bei allem Diesen nur das Verdienst des Sammelns und theilweise auch des Übersetzens in das Französische; und so gern wir jedes Verdienst anerkennen, dies auch bei dem vorliegenden Buche mit Freude thun, so wenig dürfen wir uns in Hinsicht auf dasselbe verhehlen, daß ebenso wol bei dem Übersetzen oft sorgfältiger hätte verfahren, als bei dem Sammeln mehr Mühe hinsichtlich der Veröffentlichung von weniger Bekanntem (denn das hier Gegebene ist, freilich in verschiedenen Werken vereinzelt, fast in Aller Händen) hätte angewendet werden mögen. Eigenes gibt Bursotti außer ganz kurzen Einleitungen zu mehren der einzelnen Classen der die verschiedenen Länder betreffenden Urkunden gar nicht; doch verspricht er uns in der Vorrede zum ersten Bande*) außer dem bereits erwähnten „Précis", welcher nebst den das Königreich beider Sicilien betreffenden Urkunden den vierten Band bilden soll, noch einen „Vocabulaire" der hauptsächlichsten in den Urkunden des „Recueil" vorkommenden juristischen und commerciellen Kunstwörter, will auch die Nutzbarkeit seines „Guide" dadurch in Permanenz erklären, daß er nach dem Erscheinen des vierten Bandes ein jährliches Supplement herauszugeben beabsichtigt, welches nicht nur alle Lücken des Hauptwerkes ausfüllen und dessen Fehler verbessern, sondern auch alles Neue bringen soll, was irgend auf Consuln und Consulate Bezug hat. Es ist gar bequem, einem Buche solch eine clausula salutaris anzuhängen, die mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft die besten Entschuldigungen des an dem Vergangenen und Gegenwärtigen Mangelhaften enthält und vielleicht gar noch Verbesserungen dieser Mängel von außen her als voreilig erscheinen lassen kann. Doch wollen wir hier in Bezug auf Das, was der Autor Alles noch herauszugeben verspricht, aus Privatmittheilungen verrathen, daß Bursotti seine theoretische Arbeit noch gar nicht einmal begonnen hat, das Erscheinen des vierten Bandes und der Beginn der jährlichen Supplemente also noch gute Weile haben wird, der gleichermaßen erst wieder während des Laufes der Publication dieser Supplemente herauszugeben versprochenen Formelsammlung und Bibliographie gar nicht zu gedenken.

Wenn übrigens die Idee einer Sammlung der hinsichtlich der Consuln und Consulate in den wichtigsten Handelsstaaten geltenden gesetzlichen und völkerrechtlichen Bestimmungen an und für sich schon eine recht glückliche ist, so bietet das Bursotti'sche Werk durch die Zeit seines Erscheinens noch den besondern Vortheil dar, daß es als ein recht nützliches und bequemes Hülfsbuch bei den gleichzeitig

paar unbedeutende Zugaben zur neuesten Ausgabe improvisirtem Vattel'schen „Völkerrechte" (Paris 1839, 2 Bände) beigegebenen „Compendium bibliographique du droit de la nature et des gens et du droit public moderne" (welches jedenfalls nur ein Milchbruder der zu dem Martens'schen „Guide diplomatique" gehörigen, ihm täuschend ähnlichen „Bibliographie diplomatique choisie" sein dürfte) ist bereits nur der Ausgabe, „revue et complétée par Mr. *de Hoffmanns*" (Paris 1838—39, 2 Theile in 3 Bänden) gedacht, wie sich freilich, da diese Ausgabe ebenso wie der neue Aufguß des Vattel bei den, das bibliographische Scepter in der Diplomatie führen wollenden Rey und Gravier erscheint, nicht anders erwarten läßt.

*) Diese hatte Graf Hauterive vermuthlich gar nicht zu lesen Zeit gehabt, denn er bemerkt in seinem schon vorerwähnten „Compendium bibliographique" bei der Angabe von den ersten beiden Bänden des „Guide" unsers Bursotti: „J'ignore si cet ouvrage se composera de trois ou quatre volumes; mais tel qu'il est présentement, je ne pense pas qu'il soit complet." Nun, die Bemerkung ist doch wenigstens richtig!

Digitized by Google

vorliegenden Werken, dem „Manuel" und dem „Traité du consulat", dienen kann, und erlange dadurch eine erhöhte momentane Wichtigkeit, die uns zu dem Ausspeechen des Wunsches veranlaßt, daß wenigstens Das, was von dem „Recueil d'instructions, turifs, traités etc." noch nicht erschienen ist, recht bald der Öffentlichkeit und mit ihr den Freunden der consularischen Literatur übergeben werden möge.

Mit wahrer Freude wenden wir uns nun endlich zu dem letzten hier zu besprechenden Weeke, dem „Traité du consulat" des Commandeues dos Sanctos und des Doctoes Castitho-Barreto zu Hamburg, zweier Portugiesen, welche ihrem, in Hinsicht auf Handels- und Völkerrecht ohnehin höher, als bekannt zu sein pflegt, stehenden Vaterlande durch dieses Werk alle Ehre machen und so ihre Namen denen eines Pinheiro-Ferreira, Jose da Silva, João Pedro Ribeieo, Ferreira-Borges und Visconde de Santarem würdig anreihen. Sie haben in ihrem „Traité du consulat" die glückliche Idee ausgeführt, die Theorie des Consulats in einen, zwar zunächst auf Portugal berechneten, aber gewiß für jeden Seehandel treibenden Staat anwendbaren „Code consulaire" einzukleiden und in den diesem angehängten äußerst reichhaltigen und lehrreichen notes explicatives ebenso wol alle die historischen und philosophischen Gründe niederzulegen, welche die einzelnen in den „Code" aufgenommenen Bestimmungen bedingt haben und denselben zu Belegen dienen, als die wichtigsten divergirenden Einrichtungen anderer Staaten in Bezug auf selbige zu erwähnen. Dem Ganzen aber ist eine kurze Einleitung vorausgeschickt, welche die nöthigen Vorbegriffe über Entstehung, Benennung und Ausbildung des Instituts der Consuln, eine kurze Aufzählung der betreffenden, namentlich auch der portugiesischen handelsrechtlichen Literatur und endlich die nöthige Auskunft über Zweck und Erscheinen des Buches selbst enthält. Der „Code consulaire" als eigentlicher Hauptheil des Werkes zerfällt in drei Abtheilungen (parties), deren eeste das „Règlement consulaire" in 14 Capiteln (§. I — CLVI), die zweite das „Formulaire du consulat" in 2 Capiteln (§. CLVII — CCVIII) enthält, die dritte endlich die nöthigen Bestimmungen über das „Personnel et materiel des consulats" teifft (§. CCIX — CCXXIII). Es wurde, wie sich aus der Einleitung ergibt, der portugiesischen Regierung von seinen Verfassern vorgelegt, da eben in Portugal ein solches Gesetz fehlt, während Brasilien das früher auf sämmtliche portugiesische Staaten berechnete, von der zu Rio de Janeiro 1817 ernannten Commission ausgearbeitete, allerdings zu weitläufige Project eines solchen Code consulaire 1834 mit mehren Modificationen als Système consulaire angenommen hat.

(Der Beschluß folge.)

Reise in Griechenland von F. P. E. Greverus.

(Beschluß aus Nr. 340.)

Nachdem er so in der Beschreibung seines Aufenthalts in Athen eine kurze, aber möglichst klare Übersicht des dort Vorhandenen gegeben, führt der Verf. den Leser S. 120 fg. nach Morea. Er berührte hier hauptsächlich Nauplia, Argos (unterwegs sah er das Gebäude, welches früher zu einer, schon unter Kapodistrias, nicht erst von der Regentschaft angelegten Musterwirthschaft diente), ferner Tripolitza, Mistras (das alte Sparta, jedoch in einer reizenden, malerischen, fruchtbaren Gegend gelegen, deren er überhaupt durch mehre in der Halbinsel kam), sodann Leondari, die Ruinen des Tempels von Phigalia, das Thal von Olympia und Patras. Er gibt hier unter Anderm der griechischen Regierung den Rath, von dem ungeheuern Staatsgrundeigenthum jetzt, wo das Grundeigenthum in Griechenland nur einen geringen Werth besitze, es also nur verschleudert werden würde, nichts zu verkaufen, dagegen später, unter andern Verhältnissen, dasselbe ja nicht zu behalten. Neben einem echt Homerischen Mahle, dem Greverus bei Gelegenheit einer Wolfsjagd beiwohnte, finden wir ihn in einer ärmlichen Hütte des Dorfes Georgati entzückt über eine junge Griechin von 15 Jahren, Namens Helemaja, ein Ideal weiblicher Schönheit und Anmuth, zugleich eine tendenziöse, faetische Widerlegung der bekannten Behauptung Fallmerayer's. Übrigens zeigte sich dem Verf. auf diesen ganzen Wanderungen nirgend eine Spur von religiösem Fanatismus bei den Griechen, wol aber fand er bei ihnen viel Wahlwallen gegen den Fremden und Gastfreundschafe selbst bei den Bewohnern ärmlicher Hütten. Von Olympia sagt er, daß es kaum der Mühe werth sei, es zu sehen und davon zu reden. „Hier, wo Pindar einst so große Ideen schöpfte, ist jetzt keine zu gewinnen, als etwa die Überzeugung, daß die Zeit das gräßlichste Raubthier ist und selbst Steine verschlingt. Nicht einmal Gegenheit zu Trauer, zu elegischen Empfindungen, zu irgend einer Schwärmerei gibt es hier; nur das Gefühl der Leere, der Nichtigkeit ergriff mich; es wurde mir unheimlich; es war mir, als wenn die Vergangenheit nur ein gespenstischer Traum, als wenn die Geschichte des Menschengeschlechts eine Lüge und die Gegenwart selbst problematisch wäre!" Von Patras aus schiffte der Verf. über den korinthischen Meerbusen nach Galaxidi, reiste weiter nach Kastri (dem alten Delphi) und dem Parnaß, und wieder nach dem Peloponnes, über Korinth nach Athen zurück. Über die griechische Justiz, Contractbrüchen, Diebstahl u. dergl. gegenüber, deren Gegenstand er selbst auf dieser Wanderung mehrfach gewesen, weiß er, was Schwäche, Mangel an gutem Willen u. s. w. auf Seite der Behörden anlangt, nicht viel Rühmens zu machen; er ist vielmehr der Meinung, daß die türkische Justiz für die Fremden besser sei.

Abgesehen von der, in Vorstehendem ihrem Hauptinhalte nach kurz angegebenen, hin und wieder auch näher charakterisirten rigentlichen Reisebeschreibung, die sodann S. 373 fg. mit der Rückreise nach Triest beendige wird, hat der Verf. in dem Theile seines Buchs von S. 241 — 372 die eigentlichen Ergebnisse seiner Beobachtungen, Erfahrungen sowie der ihm gemachten Mittheilungen über einzelne Seiten der griechischen Zustände, über Griechenland und dessen Bewohner, insofern dies Alles zur bessern Kenntniß und richtigern Beurtheilung derselben diene, auch Reisenden nach ihm von Interesse sein kann, unter besondern Abschnitten zusammengestellt. In dieser letztern Hinsicht beginnt er sogleich mit einigen Bemerkungen über die verschiedenen Arten, in Griechenland zu reisen, über gewisse hier einschlagende Verhältnisse, über das Verhalten auf Reisen in diätetischer Hinsicht u. s. w. Wichtiger ist der Abschnitt über das griechische Volk. Indem sich der Verf. zunächst und unter richtiger Deutung und Anwendung der betreffenden Stellen der Geschichtschreiber, namentlich unter Würdigung der Localitäten des Landes entschieden gegen Fallmerayer's Behauptung von gänzlicher Ausrottung der Hellenen erklärt und der Meinung ist, daß, auch wenn die jetzigen Griechen nicht ganz rein von Blute, sie doch unleugbar ein homogenes Volk seien, während er übrigens fest überzeugt ist, daß viel altes Hellenenblut in ihnen fließe, findet er den besten Beweis dafür im Volke selbst, das in körperlicher und geistiger Beziehung die unverkennbarste

Digitized by Google

Ähnlichkeit mit den alten Hellenen habe; eine Ähnlichkeit, die sich in Körperbau, Sprache, geistigen Anlagen, in Tugenden und Lastern, in Sitte und Lebensweise deutlich zu erkennen gebe. Unter diesen einzelnen Beziehungen und nach diesen besondern Richtungen hin betrachtet er nun das griechische Volk auf eine ebenso genügende als interessante Weise. Länger verweilt er sodann bei der neugriechischen Sprache, die, wenn auch äußerlich nicht mehr die reine Sprache der Hellenen, vielmehr in typischer und lektischer Hinsicht verderbt und durch Einflüsse von außen zersetzt, doch ihrem Wesen nach zwar nicht ganz und gar dieselbe (wie S. 265 gesagt wird), doch ihr innerlich verwandter, als man meinen sollte und meint, auch bereits auf der schnellsten Rückkehr zum Alterthum begriffen ist, wie auch hier S. 268 versichert wird. Ob übrigens die Anzahl der aus fremden Sprachen (der slawischen, französischen, walachischen, albanischen u. s. w.) in die neugriechische Sprache aufgenommenen Wörter auch unter den gegebenen Umständen nur sehr gering sei, lassen wir hier gänzlich dahingestellt sein. Dahingegen machen wir mit dem Verf., und zwar wiederholt, auf die Nothwendigkeit aufmerksam (die sich übrigens aus mehren Gründen dringend geltend macht), außerhalb Griechenland und unter den, freilich Manches besser wissen wollenden Gelehrten der bisherigen Erasmischen Aussprache des Griechischen zu entsagen und der bei den Griechen bestehenden, wenn schon nicht durchaus richtigen und der der Hellenen ganz entsprechenden Aussprache desselben sich anzuschließen; nicht der letzte Grund, der dafür spricht, ist die Rücksicht auf den Verkehr, der außerdem, bei offenbarer Schwierigkeit gegenseitiger Verständigung, nicht wenig leiden würde. *) Was die geistigen Anlagen der Griechen anlangt, so ist unser Reisender im Allgemeinen der Meinung, daß kein Volk in Europa glücklichere Anlagen habe als das griechische, was er sodann auch von den moralischen voraussetzt, nur daß die Ausbildung derselben den Anlagen selbst keineswegs entspreche. Indeß ist in dieser Hinsicht den Griechen, theils an sich, theils wenn man die nothwendig einwirkenden Ursachen hierbei gehörig berücksichtigt, jedenfalls zu viel Böses nachgesagt worden. Der Verf. selbst kam mit einem Vorurtheile gegen die Griechen ins Land und erwartete nichts Anderes, als einen Auswurf der Menschheit in ihnen zu finden; allein er ist mit viel bessern Ideen von ihnen geschieden, und er hält dafür, daß, wenn man nur die mancherlei Ursachen, die hier zusammen und in hohem Grade nachtheilig haben wirken müssen, hinwegräume, unter Anderm auch dem Weibe den in der Gesellschaft ihr gebührenden Rang anweise, schon von der nächsten Generation die Hoffnung zu fassen sei, sie werde bedeutend veredelt erscheinen. In Ansehung des moralischen Zustandes aber des Charakters der Griechen, so weit er dem Verf. klar geworden ist, rühmt er besonders ihre Freundlichkeit und Mäßigkeit, wogegen er von der Thätigkeit, Tapferkeit und Vaterlandsliebe behauptet, daß sie keineswegs Gemeingut des Volks seien, die Eitelkeit aber, sodann die (freilich nicht ganz unerklärliche) Abneigung und das Mißtrauen gegen Fremde, den Hang zur Lüge und Falschheit, die Neigung zum Betrug und zur Übervortheilung, nicht minder zum Müssiggange als Nationalfehler der Griechen bezeichnet. Dabei unterläßt der Verf. jedoch nicht, einen Unterschied zwischen Landvolk und Städtebewohnern zu machen; jenes hat mehr gute Elemente in sich; diese haben alle Eigenschaften schlechter Sklaven in sich ausgebildet, und die Schlimmsten unter ihnen sind die vornehmern und gebildetern Griechen. Da, wo von dem Fremdenhasse der Griechen die Rede ist, kommt der Verf. auch auf die bairische, bei den Griechen so sehr verhaßte Verwaltung Griechenlands zu sprechen, der er es neben großen Verdiensten unter Anderm zum „angehenern" Fehler anrechnet, das rohe, halb orientalische, wenigstens an orientalische Sitte und Weise gewöhnte Volk in moderne europäische Staatsformen gepreßt zu haben; ein Fehler, der überhaupt neben andern volksfeindlichen Einwirkungen der griechischen Revolution eine falsche, eine antinationale, eine antigriechische Richtung gegeben hat, sodaß auch ans Griechenland selbst in dieser Hinsicht und noch zur Zeit nicht geworden ist, was es hätte werden können und sollen, und was man davon erwartet hat. Daß übrigens jener Fremdenhaß, auch wenn er an sich von der einen Seite nicht ganz unerschaldet sein sollte, auf Seite der Griechen insofern ein entschieden einseitiger ist, als er die Einzelnen ohne Unterschied verfolgt, versteht sich von selbst.

Über Sitten und Lebensweise, was vorzugsweise das Land und die kleinern Städte Moreas, nicht die europäisirten Griechen anlangt, sowie über Nationaltracht (das Abkommen derselben hält der Verf. für keinen Verlust, da sie offenbar die Eitelkeit und Trägheit des Volks befördere), über Nationalindustrie, Forst- und Jagdwesen, Bevölkerung, Colonisirung, die Religionsangelegenheiten und das Schulwesen ist S. 313—364 die Rede; nicht minder interessant als das Andere, aber wir müssen uns hier darauf beschränken, es nur zu erwähnen. Den Übergang zu den, zum Theil wenigstens erfreulichen Mittheilungen über das Schulwesen (obgleich der Volksunterricht auf dem Lande damals noch sehr daniederlag) macht die, gewiß sehr wahre Behauptung, daß die Griechen sich selbst noch nicht regieren können; denn dazu seien sie weder moralisch noch politisch erzogen. Vielleicht gelingt es unter Anderm auch der Schule, sie dazu fähig zu machen. Der Anfang dazu ist geschehen, aber noch fehlt es in dieser Hinsicht an gar Vielem. Unter Anderm ist die große Büchernoth in Griechenland, in welcher Beziehung der Verf. dringend zu freiwilligen Büchersendungen auffodert, ein großes Hinderniß. *) Einen erfreulichen Schluß dieser Betrachtungen macht der Verf. mit Dem, was er namentlich über den König von Griechenland sagt. Müssen wir glauben, daß der Verf. auch hier vollkommen wahr sei, so können auch die wahren Freunde Griechenlands von dieser Seite her für letzteres gewiß Alles hoffen. Wir empfehlen diesen Freunden die vorliegende Beschreibung nochmals. Sie gewährt ein Bild Griechenlands, wie es sich aus Griechenland selbst herausgewinnen und erklären läßt. 25.

*) Wir gedenken hier beiläufig der Schrift: „Über die neugriechische oder sogenannte Reuchlinische Aussprache der hellenischen Sprache, eine kritische Untersuchung von R. J. F. Henrichsen. Aus dem Dänischen übersetzt von P. Friedrichsen." (Parchim und Ludwigslust 1839.) Der Verf. hat darin nicht beweisen wollen, daß die Erasmische Aussprache die richtige und alte sei, sondern er hatte blos die Absicht, einleuchtend zu machen, daß die Reuchlinische Aussprache nicht das vor der Erasmischen voraus habe, daß jene historisch bis ins Alterthum zurückgeführt werden könne, da die Gründe, worauf man sich in dieser Hinsicht gestützt habe, um ihr Alter zu beweisen, ungültig seien, daß also die Reuchlinische Aussprache der historischen Gewißheit ermangele. Jedenfalls hat jedoch die letztere immer mehr für sich als die erstere, die eine, nur von den Gelehrten des Abendlandes gemachte Aussprache ist.

Literarische Notiz.

Neue Auflagen erlebten in Paris: „De l'agonie de la France, examen de la situation morale, matérielle, politique de la monarchie française", vom Marquis von Villeneuve; das Werk ist noch einmal vom Verf. durchgesehen und mit einem Bande vermehrt worden. Ferner das „Nouveau dictionnaire des origines, inventions et découvertes", von den Herren Noel, Carpentier und Pulssant Sohn; diese zweite Ausgabe erscheint um 800 Artikel vermehrt. 108.

*) Ref. weiß aus guter Quelle, daß bis jetzt in dieser Hinsicht nicht viel in Deutschland für Griechenland geschehen ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 342. — 8. December 1839.

Die Diplomatie und ihre neueſten Bearbeiter.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 341.)

Der hier vorliegende „Code consulaire", der alle conſulariſchen Verhältniſſe möglichſt erſchöpfend behandelt, das bisher Schwankende zu beſtimmen, das Streitige aber zu entſcheiden ſucht, iſt nun jedenfalls ſo wichtig, daß ſein Inhalt in möglichſtee Kürze hier angedeutet werden ſoll.

Nach einer im erſten Capitel (Des agents consulaires) gegebenen kurzen und möglichſt umfaſſenden, eben deshalb aber den frühern unbeſtimmtern und langweiligern Erklärungen von Steck und Borel weit vorzuziehenden Definition der agents consulaires und Eintheilung derſelben in consuls-généraux, consuls und vice-consuls, werden im zweiten Capitel (Qualités exigées dans les agents consulaires — leur nomination) die nöthigen Beſtimmungen über die Ernennung der Conſuln — und zwar des Generalconſuls durch das Staatsoberhaupt, der übrigen Conſularagenten durch die Generalconſuln unter Beſtätigung des Letztern — getroffen, dabei aber der wichtige Grundſatz als Regel aufgeſtellt, daß nur Inländer beſoldete Conſulate übertragen erhalten und keiner derſelben Handel treiben ſoll; nur ausnahmsweiſe mögen Ausländee und nur in ganz unwichtigen Häfen Handeltreibende zu Conſuln in Ermangelung paſſender Inländee creirt werden, doch ſtets nur ohne auf Beſoldung Anſpruch machen zu können. Dem dritten Capitel: De la prise de possession des agences consulaires, in welchem von dem Exequatur und der Inſtallirung oder Poſſeßnehmung des Conſuls gehandelt wird, folgt im vierten Capitel die Aufzählung der Rapports des agents consulaires entre eux et avec les autorités supérieures, ſowie über die absence und diesfallſige Vertretung des Conſuls; im ſechsten Capitel endlich Vorſchriften übee die Correſpondenz des Conſuls, deren Gang und Förmlichkeit. Von allgemeinerer Wichtigkeit iſt das ſiebente Capitel, in welchem Du consul-général considéré sous son rapport diplomatique gehandelt und dabei der doppelte Fall genau unterſchieden wird, ob ſich in dem Staate, wo der Conſul das Exequatur erlangt hat, auch eine Geſandtſchaft des abſendenden Staates befindet oder nicht, und wo im erſten Falle das Conſulat der Geſandtſchaft untergeordnet, im letztern mit der Vertretung dee diplomatiſchen Angelegenheiten, doch als bloße commission d'office, alſo ohne Anſpruch auf diplomatiſche Ehren- und Vorrechte, beauftragt, im Übrigen aber ſtets auf die erhaltenen ſpeciellen Inſtructionen verwieſen wird. Ebenſo wichtig wie das vorhergehende iſt das achte Capitel, welches den Conſul dans ses rapports administratifs et judiciaires beteachtet und den Wirkungskreis dee Conſularagenten in dieſee Hinſicht genau beſtimmt. Wenn in adminiſtrativer Hinſicht die Stellung des Conſuls weniger beſtritten iſt, ſo iſt ſie es um ſo mehr in Hinſicht auf die ihm zuſtehende Gerichtsbarkeit, und da ſprechen ſich die Verfaſſer des „Traité" dahin aus, daß dem Conſul eine contentioſe Gerichtsbarkeit nicht, ſondern als öffentlichem Beamten nue eine freiwillige Juriſdiction zuſtehe, er jedoch officiell gehalten ſei, das Beſte ſeiner Landsleute bei zwiſchen ihnen ſelbſt odee mit Feemden entſtehenden Rechtsſtreitigkeiten duech Verſuche zur gütlichen Beilegung oder Fürſpeache bei den Localbehörden wahrzunehmen, in Fällen, wo Gefahr im Verzuge liege, auch ſeine abweſenden Landsleuee zu vertreten; übrigens ſei er kraft ſeines Amtes zu Adhörung von Zeugen in auf Schiffen ſeinee Nation voegefallenen Criminalfällen competent und jedenfalls zu Ausübung der Policei auf dieſen Schiffen befugt; im Fall, daß er von ſeinen ſtreitenden Landsleuten zum Schiedsrichter erwählt weede, müſſe er ſich ſtreng an die über das Compromiß geltenden Grundſätze halten, möglichſt ſummariſch verfahren, und es finde von ſeinen Ausſprüchen Berufung an die nationalen Gerichtshöfe ſtatt. Die Rapports du consul avec le commerce, la navigation, les gens de mer et autres sujets de sa nation finden in dem zehnten bis zwölften Capitel eine genaue, doch, als zu ſehr in das Geſchäftsdetail eingehend, hier nicht näher zu erwähnende Erörterung, worauf in den drei letzten Capiteln, Cap. 13: De la suspension et de la fin de l'agence consulaire; Cap. 14: Des prérogatives et du costume; Cap. 15: Des appointements, frais et émoluments consulaires, von letztern untee Beifügung eines tarif d'émoluments, gehandelt wird. Der §. CXXXV erkennt dabei die Geneealconſuln ausdrücklich als agents diplomatiques des abſendenden Staates und zwar d'une classe immédiatement au-dessous des chargés d'affaires an, überläßt jedoch den Rang, welchen ſie im Auslande anſprechen können, den beſtehenden Verträgen und Gebräuchen des annehmenden Landes, wobei den Conſuln

Digitized by Google

noch außerdem die möglichste Vorsicht in Betreff auf Rang- und Ehrenprätentionen vorgeschrieben, vor Allem aber eingeschärft wird (§. CXXXVIII), daß sie auf keinen Fall und unter keinem Vorwande den fremden Behörden ein Vergreifen an den zu dem Archive des Consulats gehörenden Papieren zu gestatten haben. Das die zweite Abtheilung bildende „Formulaire du consulat" setzt zuerst die allgemeinen Erfoderniſſe, welche bei Redaction der officiellen Urkunden zu beobachten sind, fest und gibt sodann für die einzelnen, in dem Geschäftskreise der Consuln vorkommenden schriftlichen Ausfertigungen die Muster (modèles), nach welchen dieselben zu fertigen sind. Das Expeditionspersonal der Consulate wird in der dritten Abtheilung der Ernennung der Generalconsuln anheimgegeben, und namentlich der Wirkungskreis des chancelier (Kanzleidirectors) genauer bestimmt, im Übrigen aber die bei dem Consulate zu führenden Bücher, Acten und Regiſtranden auf 16 normirt, hinsichtlich welcher eine halb- und beziehentlich ganzjährige Reviſion stattfinden soll. Die beiden articles additionnels (CCXXIV, CCXXV) setzen den Betrag der von einem Generalconsul zu bestellenden Caution fest und garantiren die Berücksichtigung solcher Rechte, welche vor Promulgation des „Code" bereits erworben sein würden.

Was nun in dem „Code consulaire" bestimmt und festgesetzt worden ist, das findet, wie bereits gedacht, seine Prüfung und Begründung in den 145 beigegeben notes explicatives, welche den größten Theil des Buches (von S. 113 — 637 bei durch beide Bände fortlaufender Seitenzahl) bilden, auch in dem das Ganze beschließenden Index des matières besondere Rubriken erhalten haben, von welchen zu wünschen wäre, daß sie sich auch den einzelnen Noten selbst vorgesetzt fänden.

Diese erläuternden Noten sind ein wahrer Schatz, und in ihnen werden die wichtigsten Streitfragen, welche bisher in Hinsicht auf Consuln und Consulate ventilirt wurden, auf eine höchst befriedigende Weise gelöst. Wir wollen hier nur vor Allem auf die Noten 8, 43 und 60 verweisen, in denen das Handeltreiben, der diplomatische Charakter und die Gerichtsbarkeit der Consuln, jene Trias der wichtigsten hier einschlagenden Fragen, von allen Seiten beleuchtet, Gründe für und wider aufgestellt und endlich die in dem „Code consulaire" diesfalls aufgestellten Ansichten gerechtfertigt werden; von welchen Noten die beiden ersten in jeder Hinsicht ausgezeichnet sind, wenn auch die dritte noch der logischen Schärfe und der schlagenden Beweisführung entbehrt, die man hier nur von Männern von Fach, von Juristen par excellence verlangen kann. Wie zu erwarten, sind die Verfasser des „Traité du consulat" gegen das Handeltreiben der Consuln und folgen hierin den Ansichten der ausgezeichnetsten Schriftsteller über diesen Punkt, wie eines Pinheiro-Ferreira, Martens, Borel, Pardessus, Barão de Mascarenhas, Warden, v. Miltitz, d'Hauterive und Mac-Culloch. Haben doch auch die vorzüglichsten hier einschlagenden Gesetzgebungen Frankreichs, Spaniens, Östreichs, Brasiliens und Nordamerikas sich gegen dieses, mit der Stellung eines Consuls so wenig zu vereinbarende Betreiben eigener Handlungen ausgesprochen, und selbst in England sind die Mitglieder des diesfalls 1835 besonders zusammenberufenen Comité fast allgemein der Ansicht gewesen, daß den Consuln das Betreiben von Handelsgeschäften nicht gestattet sein solle. Das Resultat der Verhandlungen dieses Comité, welches zu London als „Report from the select committee on consular establishment, ordered by the House of commons to be printed, 10 August 1835" gedruckt erschienen, wird S. 175 — 181 in der Note 5 im Auszuge mitgetheilt und hätte wol in die vierte Classe der England betreffenden Urkunden bei Bursotti gehört, ist aber von diesem nicht berücksichtigt worden. Gewiß ist der Umstand, daß die Mehrzahl der Consuln bisher zugleich Handelsgeschäfte betrieben und noch betreiben, eine der Hauptursachen gewesen, warum man ihnen die Qualität diplomatischen Agenten hat streitig machen wollen, die doch, wie hier in der Note 43 so ausgezeichnet dargethan wird, ihnen mit vollem Rechte gebührt. Wer nur immer für das Institut der Consuln sich interessirt, der wird die Réflexions générales über das Axiom: les consuls sont ministres (S. 303 — 317) mit dem größten Vergnügen, der höchsten Aufmerksamkeit und einer wahren Genugthuung lesen, in denen so schön und treffend auseinandergesetzt wird, daß weder die Formalien der lettres patentes und des Exequatur, noch die Modalität der zu führenden Geschäfte dem diplomatischen Charakter der Consuln jetzt, dans un siècle où ce qui a été, n'est pas une raison de ce qui sera, Eintrag thun können. Ist doch der Geschäftskreis des Consuls viel mannichfaltiger als der des Gesandten — was sich schon oben durch Talleyrand's Worte so passend bestätigt findet — und eben deshalb das Exequatur nothwendig, was ja nichts weiter ist als die Bekanntmachung der erfolgten Annahme des Consuls an die Behörden, mit denen er unmittelbar zu verkehren hat. Würde je ein Gesandter mit Unterbehörden des annehmenden Staates unmittelbar in Geschäftsverbindung zu treten haben, so würde sein nur für die höchsten berechnetes Accreditiv auch nicht hinlänglich sein, ihn zu legitimiren. Soll denn aber dieses Accreditiv dadurch, daß es nur nach oben, nicht auch nach unten zu ausreicht, das Relief der gesandtschaftlichen Stellung erhöhen? Zudem muß jeder Gesandte zu besondern Unterhandlungen auch besondere Instructionen haben, sind ferner die Verhandlungen der Staaten gegenseitig wol nie mehr de pure politique und gibt endlich die neuere Geschichte uns gar viele Beispiele an die Hand, wo Consuln recht wichtige Völkerverträge unterhandelt haben. Gab es doch auch eine Zeit, wo, weil noch keine bestehenden Missionen existirten, die Consuln als alleinige Vertreter öffentlicher Interessen im Auslande auch allein den völkerrechtlichen Schutz genossen! Könnte man da nicht auch von längsterworbenen Rechten der Consuln sprechen und deren Berücksichtigung verlangen? In allen factischen diplomatisch-politischen Verhältnissen ist freilich nur die Gegenwart Alles, da in ihr stets der Stärkste die Oberhand hat; doch dürfte die diplomatocratie, die so lange die Consuln als ebenbürtig nicht anerkennen wollte, wie die César Bi-

Digitized by Google

rotteau Balzac's, sur son apogée gewesen sein und der nächste Wechsel, als Beginn der décadence, die so lange vornehm Übersehenen vielleicht nur zu hoch erheben, so aber die zum Motto unserm Aufsatze dienende Prophezeiung Chateaubriand's zur Wahrheit machen. Was die Gerichtsbarkeit der Consuln anlangt, welcher die Note 60 (S. 354 — 432) gewidmet ist, so gehen die Verfasser hauptsächlich von französischen Rechten und Rechtsbegriffen aus und stellen nach Aufführung alles Dessen, was in einzelnen Ländern durch Gesetz oder Vertrag hierüber bestimmt ist, als Résumé ein droit public assez générale in elf kurzen Sätzen auf (S. 427, 428), was dieselben Grundsätze enthält, welche in dem „Code consulaire" als Gesetz sanctionnirt worden sind. Jedenfalls haben in der hier fraglichen Hinsicht die den Consuln in der Levante — auf welche übrigens im „Traité du consulat" nur beiläufig Rücksicht genommen worden ist, da sie von einem ganz andern Gesichtspunkte aus beurtheilt werden müssen — zustehenden Gerechtsame bei unsern abendländischen Consulaten viel Verwirrung verursacht, indem man letztern die Gerichtsbarkeit allerdings mit den nöthigen Modificationen vindiciren wollte, welche jenen nothwendigerweise zusteht. In den europäischen und amerikanischen Staaten aber, in welchen der öffentliche Rechtszustand so geordnet ist, daß auch der Fremde überall unparteiische Richter und schützende Sachwalter finden dürfte (freilich darf man auch hier die Regel: abusus non tollit usum, nicht übersehen), kann von einer Gerichtsbarkeit, welche Fremde in einem Staate, wenngleich nur gegen und für Fremde ausüben, gar keine Rede sein. Der Consul ist also hier auch kein Richter, sondern, abgesehen von seinen diplomatischen Verhältnissen, ein öffentlicher Beamter, dessen ganze Wirksamkeit nicht im Entscheiden, sondern nur im Beglaubigen liegt, und dem dabei zugleich ex officio alle die Pflichten auferlegt sind, welche die Berücksichtigung der Wohlfahrt seiner Mitbürger auch im Auslande erheischen kann. Dadurch wird der annehmende Staat in seinen Rechten nicht verletzt, der allgemeinen Sicherheit genützt und endlich dem absendenden Staate ein solcher Vortheil gewährt, wie ihn die Wirksamkeit eines Sachwalters in Rechtsstreiten, eines Notars in außergerichtlichen Verhandlungen bietet.

Doch mag dies nur nebenbei bemerkt sein, und wir kehren zu unserm „Traité du consulat" zurück.

Nicht nur, daß eine gründliche und genaue Kenntniß der Consularverfassungen beinahe aller handeltreibenden Staaten, nicht nur, daß gediegene, in allen hier einschlagenden Verhältnissen gesammelte praktische Erfahrungen überall in den Notes explicatives sichtbar sind, so sind diese Noten auch mit einer solchen Reinheit der Sprache, Klarheit und Präcision geschrieben, von einer solchen vernünftigen Freisinnigkeit beseelt — muß doch der Consul, nach §. XVI des „Code consulaire", „adhérer aux idées libérales" — daß der „Traité du consulat" wol unbedingt als eine Musterschrift in seiner Art gelten kann. Seine Aufnahme bei den Freunden der consularischen Literatur war aber auch seinem Verdienste angemessen und es hat schnell die allgemeinste Verbreitung gefunden. Sie haben übrigens in der Einleitung der Werke von Miltitz und Bursotti bereits gedacht und mit seltener, aber desto todenswertherer Bescheidenheit sich durch das Erscheinen des Miltitz'schen „Manuel" sofort bewegen lassen, die historischen Theile der Noten, besonders der unter Nr. 4 und 60, bedeutend abzukürzen, indem sie nunmehr desfalls auf den „Manuel" verweisen, da sie Ausführlicheres zu geben nicht vermochten. Die äußere Ausstattung des Buches ist höchst anständig.

So hätten wir denn die Trilogie der neuesten über Consuln und Consulate erschienenen Werke den geehrten Lesern vorgeführt, und wer den Zweck und die Ausführung eines jeden derselben in das Auge faßt, dem wird sich die Bemerkung bald aufdringen, daß diese drei Werke in ihrer jetzigen Gestalt ein corps de littérature consulaire bilden, vor welchem alle frühern literarischen Arbeiten in diesem Fache gänzlich verschwinden müssen. Dabei hat natürlich dem tiefdenkenden, vielwissenden, mühsamen Deutschen die Aufgabe der geschichtlichen Ausführung zu Theil werden müssen, welche v. Miltitz in seinem „Manuel" so schön und vollständig gelöst hat und noch lösen wird; die feinfühlenden, freidenkenden, lebensgewandten Portugiesen haben aus dem Chaos der bezüglichen Gesetze und Verordnungen fast aller Handelsstaaten (besonders aber auf die legislativen Arbeiten Portugals und Brasiliens fußend), von tüchtigen praktischen Erfahrungen geleitet, in ihrem „Traité" eine ausführbare Theorie (gewiß deren größte Empfehlung) mit kluger Benutzung alles Gegebenen aufzustellen und sie siegreich gegen antiquirte Vorurtheile und absichtliches Misverstehen zu vertheidigen gewußt; den lebensfrohen Neapolitaner endlich hat seine herrliche Vaterstadt von gar vielen und schönen Plänen glücklicherweise den zuerst ergreifen, wenn auch nur zum Theil ausführen lassen, der in dem „Guide" uns ein Urkundenbuch als Beleg zu dem „Manuel" und dem „Traité" darbietet, dessen Erscheinen gewiß nie zeitgemäßer sein konnte.

So könnten wir also von dem geehrten Leser Abschied nehmen, drängte es uns nicht noch zu bemerken, daß sich die Thätigkeit in der consularischen Literatur nicht blos auf die soeben besprochene Trias tüchtiger und zeitgemäßer Werke beschränke. Längst schon hat der portugiesische Consul zu Bristol, A. Baraõ de Mascarenhas, ein größeres Werk über Consuln ausgearbeit, von welchem der 1822 zu Lissabon erschienene „Manual dos consules" nur ein kleiner Theil, eine Mustersammlung consularischer Urkunden, ähnlich dem von Borel 1808 zu Petersburg herausgegebenen „Formulaire des consulats" — beide im brasilischen „Système consulaire" officiell empfohlen — ist; seit mehren Jahren bereits arbeitet der Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Paris, Dr. D. B. Warden, an einer neuen Ausgabe seines oben schon genannten Werkes: „On the origin, nature etc. of consular establishments", dessen Anhang besonders durch vielfache biographische Notizen über ausgezeichnete Consuln vermehrt und gewissermaßen neu geschaffen werden soll. Dabei ver-

Digitized by Google

spricht uns der Buchhändler J. Perthes in Gotha eine neue „Liste des consuls et agents de commerce" herauszugeben, den wir ein gutes Gedeihen und dessern Fortgang als die frühern gleichartigen, doch hauptsächlich auf Gesandtschaften und Ministerien berechneten Tablettes, Almanacs und Annuaires von Rousset, Uhlich, Wedekind, Mac-Gregor und Martens wünschen. Allen aber ist, wie auch wir dankbarst anerkennen, der Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Wien, Herr J. G. Schwarz, mit dem reichen Schatze seiner Erfahrungen, Studien und Sammlungen im consularischen Fache gern rathend und aushelfend zur Seite und läßt nur bedauern, daß nicht auch er die so fröhlich aufblühende und gedeihende consularische Literatur mit einem, längst wol beschlossenen, selbständigen Beitrage bereichert.

Der kurzen Bemerkung, daß die bereits in unserm ersten Artikel erwähnte „Message from the president of the United States in relation to the consular establishments" in einer neuen Ausgabe zu Washington 1838 erschienen, übrigens auch in einem Buche abgedruckt ist, von dem wir in einem spätern Artikel eine kurze Beleuchtung geben werden — in dem „American diplomatic code, by *Jonathan Elliot*" (Washington 1834, 2 Bde.), und zwar im Bd 2, S. 84 u. f. w. — wollen wir schließlich in Bezug auf Sachsen noch hinzufügen, daß nach Grünier's bereits in unserm ersten Aufsatze belobten „Beiträgen zum Staatsrechte" (§. 58, S. 96 — 100) den Consuln von und in Sachsen ein diplomatischer Charakter nicht, sondern nur ein öffentlicher, mit Anspruch auf besondern völkerrechtlichen Schutz, zugestanden wird, fremde Consuln also, sofern sie Ausländer, nur nach Analogie anderer ausgezeichneter Fremden behandelt zu werden pflegen. Die Frage, ob ausländische Consuln in Sachsen der hierländischen Gerichtsbarkeit unterworfen seien, wird in der mit Recht so beliebten „Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung zunächst für Sachsen, herausgegeben von dem voigtländischen juristischen Vereine" Bd. 11, Heft 3, S. 256, auf den Grund einer Justizministerialverordnung verneint und ebenso die Frage, ob in Sachsen residirende Handelsconsuln als öffentliche Behörden zu betrachten seien, bejaht. 122.

Bibliographie.

Ben Mussa's, des Abgesandten von Abdl-Kadr, Briefe über Frankreich, Holland, Belgien und England. Frei nach dem Beduinischen von A. Jäger. 2 Bände. 8. Leipzig, Rauck. 3 Thlr.

Zeitgemäße Betrachtungen für das gebildete Europa über Zeitliches und Überzeitliches, veranlaßt durch eine Würdigung der in der Schweiz herrschenden Lebensansichten. Von einem Deutschen. Gr. 8. Zürich, Höhr. 1 Thlr. 6 Gr.

Camellien. Almanach für das Jahr 1840. Herausgegeben von F. Grafen Schlending und C. A. F. Hennig. 1ster Jahrg. Gr. 16. Prag u. Berlin. 2 Thlr. 8 Gr.

Düntzer, H., Die Fragmente der epischen Poesie der Griechen bis zur Zeit Alexander's des Grossen. Gr. 8. Köln, Eisen. 1840. 21 Gr.

Frankenberg, S., Der Missionär oder des Wahnes Doppelgänge. Ein Roman. 3 Bände. 8. Leipzig, Meißner. 3 Thlr. 12 Gr.

Gelzer, H., Die Religion im Leben oder die christliche Sittenlehre. Reden an Gebildete. Gr. 8. Zürich, Höhr. 1 Thlr. 6 Gr.

Genzel, G., Jesus Christus. Tagebuch eines Gläubigen. 2 Bände. Gr. 8. Berlin, Plahn. 2 Thlr. 12 Gr.

Griesinger, C. T., Satyrische Briefe über Altes und Neues. 8. Stuttgart, Sonnewald. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

Janin's, J., Reise in Italien. 8. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1840. 1 Thlr.

Klencke, H., Über die grosse Sterblichkeit in stehenden Heeren und deren Ursachen. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 10 Gr.

Kosarski, L., Dämmerungen. Erzählungen und Novellen. 2 Bändchen. 8. Berlin, Barasch. 1840. 2 Thlr.

Leonore Pacheco und Philipp von Orleans oder die Giftmischer im Palais-Royal. Romantisches Gemälde aus der Geschichte des französ. Hofes unter Louis XIV. 2 Bände. 8. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1840. 2 Thlr.

Lenenfels, M., Festgabe zum Neujahre eines Heidelberger Musensohnes seinen Freunden und Committonen. Gr. 12. Heidelberg. 14 Gr.

Maßmann, H. F., Geschichte des mittelalterlichen, vorzugsweise des Deutschen Schachspieles. Nebst vollständiger und fortlaufender Literatur des Spieles, sowie Abbildungen und Registern. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 16 Gr.

Möhler's, J. A., Patrologie, oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften herausgegeben von F. X. Reithmayr. 1ster Band. Die ersten drei Jahrhunderte. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Gr. 8. Regensburg, Manz. 2 Thlr. 16 Gr.

Nebel, W. M., Der natürliche Sohn. Psychologisches Nachtgemälde aus den Papieren eines Todten. 2 Theile. Gr. 12. Mannheim, Loeffler. 2 Thlr. 12 Gr.

Rambach, A. L., Der National-Kreditverband und die Volkswirthschaft. Was sie sind und was sie zu bewirken vermögen. Gr. 8. Leipzig, Michelsen. 12 Gr.

Ramshorn, Geschichte von Spanien. Für Gebildete aus allen Ständen erzählt. 2tes Bändchen: Mittlere Geschichte. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 18 Gr.

Richter, J. W. D., Geschichte des dreißigjährigen Krieges, aus Urkunden und andern Quellenschriften erzählt. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Böhme. 3 Thlr.

Rüder, F. A., Genealogisch-statistisches Handbuch für Zeitungsleser und zum Hausgebrauch. Mit der Genealogie der regierenden Häuser und Standesherren und der kurzen Statistik der Monarchien und Republiken. Gr. 12. Leipzig, Rauck. 1840. 12 Gr.

Schwab, G., Schiller's Leben in drei Büchern. 1stes Buch. 8. Stuttgart, Liesching. 1840. 8 Gr.

Snell, L., Die Bedeutung des Kampfes der liberalen katholischen Schweiz mit der römischen Kurie, betrachtet aus einer Gesammt-Übersicht der Tendenzen des restaurirten Papstthums. 8. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 20 Gr.

Stolle, F., Der Weltbürger. Ein historischer Roman aus den Jahren 1830—1832. 3 Bände. 8. Leipzig, Meißner. 4 Thlr. 12 Gr.

Thotuck, A., Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr.

Über die Schaubühne. Von einem großen Verstorbenen. Gr. 12. Würzburg, Stahel. 4 Gr.

Wolf, L., Die Flucht aus Genf. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 343. — 9. December 1839.

Die deutschen Vierteljahrschriften.

Zweiter und letzter Artikel. *)

3. Deutscher Vierteljahrschrift.

Es läßt sich über die „Deutsche Vierteljaheschrift" nicht wohl sprechen, ohne zurückzukommen auf das Verhältniß zum „Freihafen"; ein Verhältniß, in welches sie sich weniger gesetzt hat, als daß sie hineingezogen wäre. Während der „Freihafen" mehr den jungen, kühnen Seefahrern und Tauchern eröffnet ist, erklärt die Cotta'sche „Vierteljahrsscheift" nur, daß sie junge Männer nicht ausschließt. Die Cotta'sche geht von der Wissenschaft aus und greift von da ins Leben hinüber; der „Freihafen" geht vom Leben aus und schließt sich, freilich oft nur sehr lose, an die Wissenschaft an. So nimmt die Cotta'sche das Lob der Solidität, der „Freihafen" das der Modernität in Anspruch. Wenngleich nun die mehr gelehrten Abhandlungen der Cotta'schen „Vierteljahrschrift" gründlich und gediegen sind, z. B. der über die Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaft von H. Leo, der über das englisch-amerikanische Bankwesen, der über die literarischen Zustände Belgiens von Warnkönig, der über die Schwankungen der Goldproduction von Alexander v. Humboldt und andere: so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß viele Artikel sich an die nächste Gegenwart nicht eng genug anschließen. Dahin rechne ich die Aufsätze über das deutsche Journalwesen, über die Romane, über das Verhältniß von Moral und Geschmack: Aufsätze, in welchen zugleich ein Schwanken des Urtheils, ein Concessionenmachen und Concessionzurücknehmen sichtbar wird, welches dem Leser die rechte Überzeugung des Verfassers verhüllt. Eine gleiche Unsicherheit des Raisonnements, der Durchführung und Behandlung findet sich in dem Artikel „Heine's Schriften und Tendenz", in den „Beiträgen zur Lösung der jüdischen Frage", in der Skizze über rhetorische Improvisation; kurz, unter den raisonnirenden Artikeln sind viele mehr oder weniger unbefriedigend, gerade weil sie sich nicht genug an die lebendige Gegenwart anschließen, weil sie dringende Fragen bei Seite schieben, statt sie zu erörtern, weil sie manche weltbekannte und triviale Notizen, deren gebildete Leser gar nicht bedürfen, mittheilen. Namentlich meine ich, daß die „Vierteljahrschrift", die sich eine deutsche nennt, die deutsche Literatur im engern Sinne zu wenig fördert. Der „Freihafen" hat das precaire Mittel gewählt, Novellen und Gedichte aufzunehmen; indeß entweder ist blos die Wahl unglücklich getroffen, oder es sind sehr wenig gute Sachen zur Concurrenz eingegangen. Indeß durch einige decidirte Urtheile von Pfizer und Menzel werden die wichtigen Fragen der belletristischen Literatur auch nicht entschieden.

Die „Deutsche Vierteljahrschrift" sagt, daß es schade sei, daß wir in Deutschland keine Akademie hätten, welche die geistigen Richtungen des Vaterlandes, die Sprache, das Urtheil über den Werth geistiger Hervorbringungen beherrsche; allein es scheint uns, daß sie andeute, so etwas könne vielleicht eben durch sie selbst ersetzt werden. Was mich betrifft, so halte ich das für sehr schwer, so lange man das Princip der Anonymität nicht gänzlich fahren läßt. Ich wüßte nicht, welche Verwandtschaft eine solche Akademie mit den Schöppenstühlen der westfälischen Gerichte, wo die Richter vermummt saßen, haben möchte. Ferner bemerkt die Vorrede, daß man in Deutschland keine Alles beherrschende Hauptstadt zum Mittelpunkte hat, wo die Ausgezeichnetsten in allgemeiner Bildung sich mit den vollständigst ausgebildeten Fachmännern zusammenfinden, wo Entdeckungen und Brauchbarkeit derselben für das Leben, Bedürfnisse und verschiedene Ansichten sogleich in gemischten Kreisen durchgesprochen oder verarbeitet werden, wo der Reichthum an Stoff zu behendem Erkennen des reinen Erwerbs für das geistige Leben, oder zu scharfer Stellung der vorliegenden Frage nöthigt. Wenn wir diese Worte richtig verstehen, so scheint doch darin die Möglichkeit angedeutet zu sein, daß die „Deutsche Vierteljaheschrift" eine solche Hauptstadt mehr oder weniger ersetze. Indeß da im gegenwärtigen Augenblicke die Interessen der Einzelnen so mannichfach gespannt, getrennt und zerrissen sind, so läßt sich gar nicht erwarten, daß diese Idee sich nur einigermaßen realisiren werde, zumal da diese Quartalschrift sagt, daß sie junge Männer nicht ausschließt, keineswegs aber auf sie rechnet.

Wenn ich nun die Darstellung und den Styl betrachte, so erscheint beides in nicht wenigen Abhandlungen durchaus vernachlässigt. So viel muß man anerkennen,

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 281—284 d. Bl.
D. Red.

Digitized by Google

daß unter den jüngern Literaten viele die Form meisterhaft in ihrer Gewalt haben. Man lese zum Beispiel die Bulwer'schen „Zeitgenossen"; auch in diesem Werke werden die höchsten Interessen der Gegenwart besprochen, aber — abgesehen davon, was man sonst für oder wider dies Buch urtheilt — die Sprache und Darstellung ist lichtvoll, eindringend, ohne Pathos und Declamation, durchweg schön. Dies oder ein ähnliches Lob kann man nur über sehr wenige Abhandlungen der „Deutschen Vierteljahrschrift" aussprechen. Beispielsweise zeige ich auf die schwerfällig und unschön geschriebene Vorrede des ganzen Werks hin.

Sowie nun Ref. durchaus ohne Leidenschaft etwaige Mängel angedeutet hat, so erkennt derselbe auch an, daß der Complexus der bis jetzt erschienenen Hefte einen reichen Schatz von Belehrung und Anregung enthält. Vieles ist nicht für den Laien in der Wissenschaft, Manches nur für den wirklichen Fachgelehrten mühsam gesammelt, zusammengetragen und auf weitere Verarbeitung berechnet; indeß der wirklich Gebildete findet in jedem Hefte so Vieles, wodurch sein Gesichtskreis erweitert, sein Leben befestigt und gesichert wird, daß, von diesem Punkte aus betrachtet, das Werk nichts zu wünschen übrig läße. Nehmen wir aber den höhern oben angegebenen Standpunkt der Kritik, so bleibt es bei Dem, was wir dort angedeutet haben.

Wir kommen nun zur Kritik der einzelnen Abhandlungen. Aus dem ersten Hefte von 1838 nehmen wir zuerst „H. Heine's Schriften und Tendenz". Dieser Aufsatz scheint von willkürlichen Voraussetzungen auszugehen. Es wird nämlich H. Heine darin durchaus wie ein öffentlicher Charakter behandelt. Ich brauche hier gar nicht die einzelnen Momente zusammenzustellen, die einen solchen constituiren; H. Heine aber ist nie einer gewesen, blos weil er niemals ein ubi, ein Wo nachweisen konnte, weil er nie einen Boden unter seinem Fuße gehabt hat. Heine konnte schon als Jude kein öffentlicher Charakter sein. In Göttingen, im Universitäts-, Wein- und Bierkeller war er's auch nicht; er war nicht forsch genug dazu. Seit seinen göttinger Tagen bis 1839 ist er's immer noch nicht; denn Deutschland will ihn nicht haben und Frankreich kennt ihn nicht. Wenn nun der Verf. der bezeichneten Abhandlung sich dieses klar gedacht hätte, ehe er schrieb, so hätte er gar nicht nöthig gehabt, einestheils bisweilen hämisch gegen Heine auszufallen, anderntheils sogar seinen Charakter zu schmähen, wie, wenn er sagt, er traue es Heine zu, daß derselbe, um eine frivole Laune zu befriedigen, eines Efferts oder Spectakels willen die Büchse der Pandora öffnen und nicht einmal die Hoffnung darin zurücklassen würde.

Doch ich gehe weiter in Darlegung meiner Ansicht. Es ist unbezweifelt wahr, daß Heine einige hübsche Lieder gesungen hat; will die dankbare Mitwelt ihn dafür in die Reihe ihre Lyriker aufnehmen, so mag's ihr Niemand wehren; aber das wird denn doch wol kein Verständiger behaupten, daß Heine ein deutscher Nationaldichter sei. So weist mir doch ein echtes Kunstwerk nach, das seinen Namen trägt. Wer nicht die theilweise jämmerlichen Schnurren, die er erzählt, dafür nimmt, wird schwerlich eines finden. Ist Heine aber nicht vielleicht groß als Historiker? das behauptet er wol selbst nicht. Oder ist er etwa groß als Philosoph? Nein; denn er sagt selbst einmal, daß er die Subtilitäten der Theologie und die der Metaphysik nicht tief ergründet habe. Ich bin nicht Geiehrter, sagt er selbst; ich selber bin Volk. Wenn aber Heine weder als Nationaldichter noch als Philosoph Kunstwerke ins Leben gerufen hat, so ist es entschieden, daß wir ihn in unsere Nationalliteratur nicht wohl setzen können. Allerdings konnte man für Heine in der ersten Zeit seines Auftretens Hoffnungen hegen; indeß da nunmehr länger als 16 Jahre verflossen sind, daß er schweigt — einige Lieder, welche die „Zeitung für der elegante Welt" mittheilt, ausgenommen —, als brauche er zu seinen frühern Gaben keine neuen mehr hinzuzulegen, so hätte man längst einsehen müssen, daß Heine zu den Leuten gehört, über die man unendlich viel spricht, nicht weil sie viel Bedeutendes gethan, sondern weil sie einmal große Erwartungen erregt haben; so schwätzt und hofft man immer frisch darauf los, während man das ganze Wesen vielleicht am besten mit totalem Ignoriren hätte strafen sollen.

Man wird aus dem Obigen ersehen, daß ich behaupte, man misversteht die Stellung Heine's ganz und gar. Heine ist innerlichst gereizt und leicht in Flammen gesetzt. Mit erregtem Gemüthe lernte Heine die Geschichte, die Philosophie und das Leben weiter und näher kennen. Er verglich unsere Wünsche, unsere Hoffnungen, unsere Rechte mit den gegebenen Verhältnissen, und es wallte tief auf in seiner Brust wie Grimm und Zorn. Er sah, wie man sich beugt vor Autoritäten, die keine sind, und er zupfte den sich Beugenden am Zipfel des Kleides; als sie nicht hören wollten, da hohnlachte er. Er wies mit Fingern auf Die, welche sich für Wohlthäter des Volks ausgaben und Betrüger waren. Er entriß den Heuchlern die Lappen, womit sie ihre Schande bedeckten, und jagte sie nackt über die Gasse hin. Heine steht in Wuth und Flammen — und welcher Brave thut's nicht? —, wenn er denkt, daß wir nicht einmal schreiben dürfen, wie's uns ums Herz ist, daß wir nicht petitioniren dürfen, ohne Hochverräther zu sein, daß wir nicht jammern dürfen über unser politisches Elend, ohne Verbrecher zu werden! Heine ist in demselben Falle mit Voltaire. Hätte dieser etwas gefunden, was des Respects würdig gewesen wäre, den Hof, das sociale Leben, die Beamten, den Adel, die Geistlichkeit, er wäre niemals Voltaire geworden. Heine's Schriften sind nur ein Nothschrei, ein Schrei der Gerechtigkeit, der Schrei eines Menschen, der fühlt, daß seinem Volke das Messer an der Kehle steht. Wer die letzten Jahre, nur die letzten Vorgänge in Hanover, die Bundesverhandlungen und den Bundesbeschluß, das willkürliche Aufheben einer Verfassung, die auf legalem Wege gegründet war, mit erlebt hat und versteht Wort und Schrift von H. Heine nicht, der krieche nur in die Höhlen des Obscurantismus und

Digitized by Google

bitte, daß man ihm die Kette der Sklaverei an den Hals und die Schelle der Knechtschaft an die Hände lege.

Ich für meine Person halte diese genetische Erklärung der Heine'schen Schriften für diejenige, welche allein zu völliger Klarheit führt, was von der oben bezeichneten Abhandlung nicht behauptet werden kann.

Noch Eins muß ich hinzufügen.

Heine hätte vielleicht in Deutschland etwas wirken können, wenn nur die jämmerlichen Nachtreter nicht gekommen wären; die haben ihm Alles verdorben. Diese Nachtreter erfuhren aus seinen Schriften, daß wir in Deutschland eigentlich recht übel daran sind; obwol sie das selbst noch nicht erfahren hatten, schrien sie doch ins Blaue hinein. Ich weiß nicht, ob's Tollheit oder Todsucht war, wenn Gutzkow sich einbildete, er kämpfe durch seine Wally'sche Blasphemien für Religion und Glaubensfreiheit. Der Verfasser der „Reisenovellen" ist nie etwas anders gewesen als ein gewöhnlicher Strohrenommist, der blos durchfällt. Gerade diese Nachtreter haben Heine in Miscredit gebracht, und es mag ihnen schwer werden, über sich und ihn ein besseres Urtheil zu begründen, so viel Mühe sich auch das „Jahrbuch der Literatur" geben mag.

„Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage." Der Verfasser dieser Abhandlung ist offenbar in dem allgemein verbreiteten Irrthume über die jüdische Frage mit begriffen. Er glaubt nämlich, daß die Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft die sei, die Juden den Christen zu assimiliren. Dieses könnte nun, meines Erachtens, in doppelter Weise als möglich gedacht werden: einmal, daß die Christen zum Judenthume zurückgingen, zweitens, daß die Juden Christen würden.

Dieses Christenwerden stellt man sich im Allgemeinen zu leicht vor. Der König von Preußen — so denkt man — hat ein Meisterstück an der Union gemacht; warum sollen wir nicht auch die Juden mit den Christen uniren. Nivelliren, das ist eins von den tausend Schiboleths unserer Tage, und Indifferentismus, vornehmlich der religiöse, ist auch modern — also, meint man, ist nichts leichter, als daß die Juden Christen werden. Viele sagen, die Israeliten brauchen ja nur einen Theil ihrer Religionsvorschriften aufzugeben, so könne man sie aufnehmen an unsere Tische, in unsere Werkstätten, in unsere Armeen, in unsern Staatsdienst und wohin man's sonst für gut und billig findet. Indeß wenn der Christ den Juden zum halben Abfall von der Religion seiner Väter beredet, so ist das doppelt schändlich, weil doch die Christen, die sich der vollkommensten Religionserkenntniß rühmen, wissen, daß dieses Halbwesen durchaus gottlos sei. Daß aber eine innerlich motivirte Vereinigung des Judenthums mit dem Christenthume zu Stande komme, das ist aus innern Gründen nicht wohl anzunehmen. Das Judenthum nämlich, d. h. die gereinigte israelitische Religion, ist bekanntlich der Quell des Christenthums. Die Verbindung dieser beiden Religionen ist eine so nahe, daß im Christenthume kein Lehrsatz enthalten ist, den die israelitische Religion nicht auch hätte; nämlich Alles, was Christus lehrt, ist im Alten Testamente entweder wirklich ausgesprochen, oder angedeutet, oder kann leicht und natürlich gefolgert werden, oder ist in Typen oder Symbolen vorgebildet; kurz, die ewigen Ideen, welche dem Christenthume zum Grunde liegen, machen auch das Fundament des Judenthums aus. Nun weiß Jedermann, daß die Rabbinen und Talmudisten, die Karaiten und Schiiten die alten Grundlehren ihrer Religion vielfach verdreht und entstellt haben; ich finde es auch sehr wahr, wenn unser Verfasser unterscheidet zwischen asiatischen und afrikanischen Juden, und wenn er diese Verschiedenheiten an den englischen, portugiesischen, polnischen, italienischen und deutschen nachweist; indeß man darf durchaus nicht folgern — wie unser Verfasser thut — daß eine Vereinigung aller Juden dadurch unmöglich gemacht sei; vielmehr ist dieselbe durchaus möglich, weil alle Juden auf demselben Fundamente, dem altisraelitischen Glauben, stehen; so gut wie das verdrehte und entstellte Christenthum purificirt, gereinigt werden konnte, so gut ist dasselbe vom Judenthume anzunehmen. Führt diese Purification zum Christenthume, so ist's gut; führt sie nicht dahin, so können wir auch zufrieden sein, da wir ja als Christen glauben, daß auch die gereinigte israelitische Religion Offenbarung Gottes enthalte. Wollten wir die Juden jetzt gleich in unser Christenthum hinübernehmen, so würden die spanischen zum Beispiel Katholiken, die deutschen hier und da Protestanten werden; dann wäre doch die Frage unabweisbar, welches denn eigentlich der wahre Weg vom Judenthume zum Christenthume sei, der durch den Katholicismus, oder der durch den Protestantismus? Der durch die katholische Kirche wäre offenbar der naturgemäßere, denn wir haben uns ja auf unsern Protestantismus doch auch erst mehre Jahrhunderte lang im Katholicismus vorbereitet; indeß wenn wir jetzt alle Juden vorläufig sollten katholisch werden sehen, das würde uns nicht zusagen, obwol wir zugeben müssen, daß der Sprung vom Talmudismus oder vom talmudischen Judenthume ins lutherische Christenthum zu weit und darum unausführbar ist.

Auf alle diese von Ref. angeregten Ideen kommt die vorliegende Abhandlung nicht; so muß ich noch Folgendes hinzufügen. Es wäre möglich, daß man die Emancipation der Juden mit allgemeiner Religionsfreiheit verbände, sodaß in unsern modernen Staaten ein Jeder entweder Jude, oder Muselmann, oder Mennonit, oder Quäker, oder Methodist nach Belieben wäre. Indeß ein Staat, der allgemeine Religionsfreiheit geben muß, steht durchaus noch auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung seines Lebens. Der Staat kann gegen die Religion seiner Mitglieder nicht gleichgültig sein; der Staat hat das Recht, eine Staatsreligion zu bestimmen; so gut wie die Urfamilie, woraus der Staat entstanden, ist, ihre Religion hatte, so gut muß der Staat, wie er jetzt ist, auch die seinige haben. Wenn also eine allgemeine Religionsfreiheit keineswegs als ein Fortschritt unsers Lebens kann angesprochen werden und wir deshalb nicht daran glauben können; wenn, wie oben gezeigt ist, eine Vereinigung der von ihrem rechten, alten Gesetze abgefallenen Juden mit dem reinen Christenthume gar nicht denkbar ist, so

Digitized by Google

können wir vernunftgemäß nichts Anderes von der Zukunft des Judenthums erwarten, als daß es sich selbst reformiren werde. Daß die Kraft dazu vorhanden sei, das wird Niemand leugnen; jetzt wäre gerade die rechte Zeit für das Erscheinen eines jüdischen Messias; eines Messias, wie die altisraelitischen Propheten sich ihn gedacht haben, der nicht blos den Glauben der Väter reinigt und schützt, sondern der auch als Held groß ist und stark. Im gegenwärtigen Augenblicke ist es nicht mehr gutmüthige Schwärmerei, wenn Jemand glaubt, daß jetzt, wo nach Mahmud's Tode der Orient eine bedeutende Krisis zu bestehen haben wird, der rechte Zeitpunkt sei, daß ein neuer jüdischer Messias sein Volk und seinen Glauben zu den alten heiligen Höhen von Zion zurückführen könne. Großartiger ist diese Gedanke jedenfalls als der, daß der König von Preußen und der Kaiser von Östreich, gewissermaßen als neutrale Mächte, Protectoren von Jerusalem werden möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Preisaufgabe aus Rom.

Ein Deutscher in Rom hat mir eine Preisaufgabe mit der Bitte zugesandt, sie in Deutschland durch öffentliche Blätter möglichst bekannt zu machen. Die Aufgabe bestehe in der Lösung eines Räthsels, das jener Deutsche der römischen Curie vorlegte. Da jedoch das Räthsel in deutsche Verse gefaßt ist und diese Curie kein Deutsch versteht, so hielt sie es für gut, wenn die Deutschen in Deutschland selbst zur Theilnahme aufgefodert würden. Der Ehrenpreis für glückliche Lösung des hier in drei Strophen nachfolgenden Räthsels ist das Ritterkreuz vom goldenen Sporn. Ich meines Orts verzichte darauf, werde mich jedoch herzlich freuen, wenn einer meiner lieben Landsleute den Preis gewinnt. Es kann ihn aber auch nur Einer gewinnen, nämlich wer zuerst die Lösung an die römische Curie einsendet. Man beeile sich also!

Krug.

Der Unterschied.

Ein Räthsel für alle Edelleute.

1.

Er hatte nicht, wohin sein Haupt
Er legen konnte, war beraubt
Von Allem, was dem Erdenleben
Mag reizende Genüsse geben.
Du wohnst in fürstlichen Palästen,
Bequem genießend von dem Besten,
Was Küche dir und Keller baut,
Was süßen Reiz dem Leben leiht.

2.

Ihm flocht man eine Dornenkrone
Für Gutesthun zum herben Lohne;
Ans Kreuz sogar schlug man den Leib
Der Pöbelwuth zum Zeitvertreib.
Du schmückst das stolze Haupt mit Gold
Für Übelthun als Ehrensold;
Du schlägst nur Kreuze mit den Händen,
Um elleln Segen auszuspenden.

3.

Er lehrte lieben Freund und Feind,
Wie Gott mit Allen gut es meint;
Er gab wie Gott des Lichtes Fülle,
Daß Irrthum nicht Vernunft verhülle.
Du predigst Haß und schürst die Flammen,
Um selbst die Wahrheit zu verdammen;
Du leugst durch Jesuitenkunst
Und machst statt Lichtes — blauen Dunst.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, **zugleich ein Supplement** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Siebzehntes Heft, Bogen 1—10 des dritten Bandes. **Kabilen** bis **Kupferstechkunst.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Kabilen. — **Kabul**, s. am Ende des Bandes. — **Kaffern und Hottentotten.** — **Kaiser** (Christian Ernst Mik.). — **Kaiser** (Gottlieb Philipp Christian). — **Kaiser** (Petrus Leop.). — **Kanäle und Kanalsysteme.** — **Kanonengießer** (Karl Friedr. Ludw.) — **Kärcher** (Emil). — **Karl** Friedrich August (Herzog von Mecklenburg). — **Karl Anton Friedrich** (Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen). — **Karl Friedrich** (Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach). — **Karl** Ludwig Ferdinand (Herzog von Lucca). — **Karmarsch** (Karl). — **Karsten** (Karl Joh. Bernhard). — **Kattunfabrikation.** — **Kaulbach** (Wilh.). — **Kaulen** (Franz X.). — **Kautschuk und Kautschukfabrikate.** — **Keferstein** (Christian). — **Keil** (Joh. Georg). — **Keilschrift.** — **Kemble** (John Mitchell). — **Kent** (Marie Luise Victoria, Herzogin von). — **Kersten** (Friedr. Aug. Wilh. v.) — **Kepler** (Nicolaus de). — **Kieser** (Dietrich Georg). — **Kießling** (Gottlieb). — **Kinker** (Joh.). — **Kirche und Staat**, s. **Staat und Kirche.** — **Kirchengüter.** — **Kirchenvereinigung in der neuesten Zeit.** — **Klee** (Heinr.). — **Klengel** (Aug. Xav.). — **Kleuze** (Clemens Aug. Karl). — **Kleuze** (Otto C. F.). — **Klumpp** (Friedr. Wilh.). — **Knapp** (Joh. Friedr.) — **Kniaziewicz** (Karl). — **Knowles** (James Sheridan). — **Koch** (Jean Baptiste Frédéric). — **Koch** (Wilh. Dan. Jos.). — **Kocher** (Konrad). — **Koch** (Charles Paul de). — **Kuelkuel** (Bernard Kornelius). — **Köhler** (Karl Wilh.) — **Kohlrausch** (Heinr. Friedr. Theodor). — **Kollar** (Joh.). — **Kölle** (Friedr. v.). — **Kölner Angelegenheit**, s. am Ende des zweiten Bandes. — **Kolowrat Liebsteinsky** (Franz Anton, Graf von). — **Konarski** (Simon). — **König** (Georg Friedr.). — **Koenig** (Heinr. Jos.). — **Könneritz** (Jul Traug. Jak. v. — Hans Heinr. v.). — **Konstantine.** — **Kopitsch** (Ant.). — **Kapitar** (Bartholomäus). — **Korallenbildung.** — **Korngesetze.** — **Kárós-Csoma.** — **Körte** (Wilh.). — **Kortüm** (Joh. Friedr. Christoph). — **Koserig** (Ernst Ludw.). — **Köster** (Joh. Friedr. Burchhard). — **Koethe** (Friedr. Aug.). — **Kraft** (Jens Eduard). — **Krakau.** — **Krant** (Wilh. Theodor). — **Krehl** (Aug. Ludw. Gottlieb). — **Kreuzberg** (Karl Jos.) — **Krohlig** (Friedr. Ludw.) — **Krug** (Joh. Friedr. Adolf) — **Krylaw** (Iwan Andrejewitsch). — **Kugler** (Franz Theodor). — **Kühn** (Karl Gottlob — Otto Bernhard). — **Kühne** (Ferdinand Gustav). — **Kühnöl** (Christian Gottlieb). — **Kulugliè.** — **Kunstvereine.** — **Kunth** (Karl Sigismund). — **Kupferstechkunst.**

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 344. — 10. December 1839.

Die deutschen Vierteljahrschriften.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 343.)

Wir gehen nun zu dem Artikel: „Die Romane", im zweiten Hefte über.

Der Verf. stützt sich auf die Behauptung, daß die Romane meist Producte einer untergeordneten Gattung von Dichtern seien und vornehmlich auf das jüngere und schwächere Geschlecht berechnet. Dieser Ausspruch scheint mir durchaus haltungslos zu sein; er paßt auf die Romane von Apulejus und Lucian so wenig wie auf die von Cervantes, Boccaccio, Rabelais, Sterne, Swift, Hippel, Jean Paul, Goethe und Andern. Wenngleich viele untergeordnete Geister Romane geschrieben haben und schreiben, so sind doch nicht alle Autoren von Romanen untergeordnete Geister. Auch sehe ich nicht ein, wie man Romane damit charakterisiren mag, daß man sie, wie der Verfasser des vorliegenden Artikels thut, schnell veraltende Modeartikel nennt. Der Roman als solcher muß und kann ebenso wol ein Kunstwerk sein wie das Epos und das Drama; daß Romane jetzt oftmals Modeartikel sind, charakterisirt sie durchaus nicht.

Betreffend die verschiedenen Epochen in der deutschen, französischen und englischen Romanliteratur, so weist der Verf. sie mit Gründlichkeit nach. Ebenso einfach-wahr spricht er über einzelne Persönlichkeiten; so sagt er einmal:

Die Gutmüthigkeit, Geduld, Hingebung des deutschen Charakters in der bescheidensten, selbst demüthigendsten Lage bei sehr viel Wissen und noch mehr Phantasie findet sich bei keinem unserer Dichter so treu ausgedrückt wie bei Jean Paul. Die äußere Blödigkeit seiner innerlich reichbegabten Jüngtinge ist wahrhaft der Natur abgetauscht. Der Conflict ursprünglich tüchtiger und edler Naturen mit den tausend beengenden und niederdrückenden Lebensverhältnissen ist von ihm so richtig aufgefaßt, daß seine Romane vielleicht der spätern Nachwelt dienen werden, ihr den sonderbaren Widerspruch zwischen der tiefen politischen Erbärmlichkeit und der hohen sittlichen, wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung der Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts zu erklären.

Viele und ernstliche Wünsche hat der Verf. für den historischen Roman, weil derselbe sich vollkommen eigne, Bilder aus unserer Geschichte aufzufassen und das Publicum dadurch zu erheben und anzufeuern; Heldengedichte sind selten und wenig beliebt, das Drama ist, wie Raupach's Dichtungen beweisen, zu eng für umfangreiche Gemälde; deshalb muß das Volk durch den historischen Roman erhoben und befeuert werden. Nun erwartet doch Jedermann, daß in der bezeichneten Abhandlung die Rede auf unsere neuen und neuesten historischen Romane, etwa auf Duller's „Kaiser und Papst" und ähnliche kommen werde; indeß auch nicht ein Wort wird darüber gesagt. Wenn dagegen sogenannte Winke über Naturmalerei, Scenerie und Costum gegeben werden, so ist das selbst für die ordinairesten Romanschreiber unnütz.

Über philosophische Romane wird nur oberflächlich Einiges gesprochen; wir hätten gern etwas über de Wette's „Theador" und über „Julius und Evagoras" von Fries in Jena gehört.

Der Verf. glaubt, daß die raisonnirenden Romane noch lange Mode bleiben werden; indeß Ref. hat schon in Nr. 258 und 259 d. Bl. f. 1838 seine Gründe dargelegt, warum er an eine Regeneration des komischen Romans glaube; dadurch daß im Laufe der letzten Zeit Sachen wie „Blasedow", „Der König Og", „Die neuen Argonauten", „Pandora" u. A. erschienen sind, hat seine Behauptung ihre Bestätigung gefunden. Der Verf. des fraglichen Aufsatzes meint, es herrsche unter uns Deutschen der Ernst allzu einseitig vor, jeder Pfuscher nehme eine ehrwürdige Miene an, und die Romanheiden könne man am leichtesten wie Haudenstöcke mit allen möglichen abstrarten Tugenden herauscoeffiren — so werde es mit dem komischen Romane nicht viel werden. Er glaubt lieber an die Wiedergeburt des Märchens und sagt, in der Poesie des leopoldstädter Theaters habe sich von alter Zeit her eine solche Märchenpoesie erhalten, die das romantische Wunder mitten in die gemeine Gegenwart hineintrage. Wie einseitig burlesk auch diese Localpossen seien, so haben sie doch ein gutes Princip, das auch auf andere, edlere und feinere Weise seine Anwendung finden könne, und jeder Zuschauer fühle dies, sofern er von jenen Darstellungen ergriffen werde. „Callot-Hoffmann", sagt unser Verf., „wandte dasselbe Princip an, und darauf beruht die große Wirkung seiner Erzählungen, obgleich er ins entgegengesetzte Extrem des Entsetzlichen und Verzweiflungsvollen geräth."

Für durchaus überflüssig müssen wir's erklären, daß

Digitized by Google

in diesem Aufsatze ein so weitläufiges Gespräch über die schlechten französischen Romane und über Romanfabrikation geführt wird; viel willkommner wäre zum Exempel die Charakteristik eines englischen Romandichters, etwa James', oder noch mehr E. L. Bulwer's.

Da nun dieser Artikel sich absichtlich alles Urtheils über neue und neueste Autoren enthält, so fehlt offenbar der ganzen Auseinandersetzung die Beziehung auf das Leben, und sie scheint nicht auf der Höhe der Zeit zu stehen; das Ganze ist mehr eine historische Combination als eine ästhetisch-kritische Darstellung.

Aus dem dritten Hefte legen wir unsern Lesern vor: „Die Leistungen einiger pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl", von Depping. Der Verf. spricht hier von Vereinen, wie sie Deutschland nicht kennt; von solchen nämlich, welche die Verbesserung der Staatseinrichtungen zum Zwecke haben und also gewissermaßen ein Ergänzungsmittel der Verfassungen sind. Ein Verein, der sich in dieser Art als sehr erfolgreich bewährt hat, ist die Société de la morale chrétienne. Als die alten Bourbons mit Hülfe der Geistlichkeit die alemonarchische Regierungsform wiederherstellen wollten, da traten Männer zusammen, um gegen diese ultra-royalistischen Umtriebe und gegen den Obscurantismus ein Gegengewicht zu bilden; sie stifteten einen rein philanthropisch-religiösen Verein, die Société de la morale chrétienne. Anfangs nahm der Verein sich der gegen die Türken kämpfenden Griechen an und bekam dadurch eine mehr politische Richtung, der er dann treu geblieben ist. Mehre der Ideen dieses Vereins sind schon ins Leben getreten: zunächst hat man viel gethan für die Verbesserung des Zustandes der Gefangenen; zweitens haben sich die gesetzgebenden Kammern durch genannten Verein veranlaßt gesehen, am Ende von 1837 sämmtliche Hazardspielhäuser in Paris aufzuheben. Im gegenwärtigen Augenblicke verfolgt der Verein die Idee der Abschaffung der Sklaverei und der Todesstrafe. Die Société hat ihre eigenen Fonds zur Vertheilung von Preisen und gibt seit 1822 eine Zeitschrift heraus unter dem Titel: „Journal de la Société de la morale chrétienne." Obwol seit der Julirevolution die sogenannte Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, eine aus der Revolution von 1789 entsprungene Anstalt, wieder ins Leben getreten ist, so hält sich die erstgenannte Société doch noch in voller Wirksamkeit.

Der Verein für Elementarunterricht hat ebenfalls Ruf. Der Ursprung dieser Gesellschaft liegt in den sogenannten hundert Tagen, wo der Minister Carnot die Lancaster'sche Methode in den Schulunterricht einführen wollte. Das dazu eingesetzte Comité konnte natürlich nichts ins Werk setzen; unter den Bourbons waren Graf Laborde und Graf Lasteyrie besonders thätig für die englische Lehrmethode. Die Restaurationsregierung aber, welche die fortschreitende Aufklärung für gefährlich und unzulässig hielt, nahm das Wirken dieses freien Vereins misfällig auf, und die geistlichen Brüder bekamen starke Unterstützung, um den von dem Vereine angestellten Lehrern das Gleichgewicht halten zu können. Nach den Julitagen war die Wirksamkeit dieser Gesellschaft gesichert; man sorgte für die Volksliteratur, für faßliche Elementarbücher, man nahm den Gesangunterricht in die Primairschulen auf und dergleichen. Aus diesem Vereine hat sich herausgebildet eine Gesellschaft für Verbesserung der Lehrmethoden. Die Verhandlungen dieser Gesellschaft beschränken sich freilich meistentheils auf Untersuchung über Lehrgegenstände und Lehrmethoden; namentlich hielt sie öffentliche Sitzungen zur Prüfung des von den Ministern der gesetzgebenden Kammer vorgelegten Gesetzentwurfes über die écoles secondaires. Auch läßt der Verein unentgeltlich Vorträge über verschiedene Wissenschaften, auch über Literatur halten.

Erwähnt werden muß auch noch die Association polytechnique, welche in Gegenwart von Pairs und Deputirten schon mehrmals die Anlage von Eisenbahnen und Dampfwagen erörtert hat. Ein Verein zur Sicherung des Eigenthums der Geistesproducte ist noch zu neu, um über seine Wirksamkeit und Erfolg etwas sagen zu können.

Ein andrer, nicht unwichtiger Artikel dieses dritten Heftes ist der „Über gewerbliche Literatur". Dieser Zweig der Literatur hat in Deutschland erst seit den letzten Jahrzehnden einige Bedeutung gewonnen. Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts gab es nur vereinzelte Erscheinungen auf diesem Gebiete, die allenfalls von historischer Wichtigkeit sein mögen. Als 1761 die pariser Akademie der Wissenschaften eine Sammlung ausführlicher Beschreibungen der verschiedenen Gewerbsbetriebe mit guten Abbildungen unter dem Titel: „Descriptions des arts et des métiers faites ou approuvées par MM. de l'Académie", herausgab, so entstand bald eine deutsche Übersetzung davon, betitelt: „Schauplatz der Künste und Handwerke" (21 Bände, 1762 — 1805).

Indeß entstand auf deutschem Boden nach dem Muster des Französischen ein Originalwerk: „Handwerke und Künste in Tabellen" (Berlin 1768 — 95, 17 Theile), begründet von Sprengel, fortgesetzt von Hartwig; ein Werk mit Klarheit und praktischer Genauigkeit geschrieben. Der Name: Technologie, wurde zuerst von Beckmann in Göttingen gebraucht, welcher 1777 eine „Anleitung zur Technologie" herausgab. Weit mehr kritischer und praktischer Sinn herrscht in Beckmann's „Entwurf der allgemeinen Technologie" (Göttingen 1806). Schon sein erstes Werk hatte eine Menge technologischer Lehrbücher hervorgerufen, als von Jung, Conradi, Lamprecht, Rössig, Walther, Brodhagen und Göttling. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sind alle derartige Leistungen gehaltreicher, namentlich hat Hermbstädt in Berlin vortrefflich über Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Lederfabrikation und Färberei geschrieben. Poppe, ein Schüler Beckmann's, jetzt in Tübingen anfässig, schrieb eine „Geschichte der Technologie" (Göttingen 1807 — 11), worin vortreffliche Daten zur Geschichte der Erfindungen; 1809 erschien sein „Lehrbuch der allgemeinen Technologie", 1821 „Ausführliche Anleitung zur allgemeinen Technologie". Schade, daß Poppe's Thätigkeit eine mehr literarische ist, und daß er der lebendigen Anschauung entbehrt; sein „Technologisches Lexikon" (1816 — 20), sein „Lehrbuch

Digitized by Google

der speciellen Technologie" (1838), seine „Ausführliche Volks-Gewerbslehre" (1833—34) entsprechen sämmtlich dem gegenwärtigen Stande der Gewerbsindustrie nicht und sind reich an Irrthümern und Auslassungen. Der Verfasser der vorbezeichneten Abhandlung klagt insonderheit die Bücherfabrikation als Grund der Oberflächlichkeit der gewerblichen Literatur an. Die Buchhandlungen von Leuchs in Nürnberg und von Basse in Quedlinburg werden denuncirt als solche, die diesem Unwesen Vorschub leisten. Die Belege zu dieser Anklage fehlen nicht: 1825 erschien bei Basse ein Büchelchen: „Joseph Hought, Schlossermeister und Mechaniker in London: Die Sicherheitsschlösser nach den neuesten Erfindungen. Aus dem Englischen." Der Inhalt dieses Buchs besteht aus sieben Artikeln, von denen fünf den „Jahrbüchern des polytechnischen Instituts zu Wien", und zwei dem „Polytechnischen Journale" von Dingler wörtlich entnommen sind. Im J. 1835 erschien bei Basse ein „Handbuch der Posamentirkunst, Bandfabrikation und Drahtspinnerei" von Jacquard; besieht man's genau, so ist's ein Abdruck des Textes und der Abbildungen in der „Technologischen Encyklopädie", welche bei Cotta erscheint. Unter der Zahl der Compilatoren wird Karl Hartmann als der geschickteste genannt; sein „Encyklopädisches Wörterbuch der Technologie" (Augsburg 1837) ist wesentlich auf Prechtl's „Technologische Encyklopädie" gegründet.

Alles Lob der Gründlichkeit und Anschaulichkeit verdienen dagegen die Schriften von Bernoulli in Basel über Baumwollenmanufactur, Dampfmaschinenwesen und dergleichen. Otto in Braunschweig gab 1838 ein brauchbares „Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe" heraus. Altmütter in Wien ist Hauptmitarbeiter an der vortrefflichen „Technologischen Encyklopädie" von Prechtl; auch Karmarsch in Hanover hat einiges Gute geschrieben.

Unter den Zeitschriften auf diesem Gebiete sind nennenswerth: Dingler's „Polytechnisches Journal" (bei Cotta); „Polytechnisches Centralblatt" (Leipzig); „Magazin der neuesten Erfindungen" (Leipzig); „Jahrbücher des polytechnischen Instituts zu Wien"; „Archiv für Mineralogie, Geognosie und Bergbau" von Karsten in Berlin; „Jouenal für Buchdruckerkunst" von Meyer in Braunschweig; „Journal für Möbelnschreiner und Tapezirer" von Kimbel in Mainz.

In demselben Hefte kommt noch vor: „Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland." Diese Abhandlung ist aus dem Mittelpunkte des deutschen Lebens und aus den Tiefen des deutschen Bewußtseins geschrieben. Der Verf. hat ein lebendiges Gefühl davon, daß wir Deutschen durch die Gewalt der Umstände immer in Verhältnisse gebracht werden, welche die natürlichen nicht sind. Seit die Römer nach Deutschland kamen, seit Karl der Große die Sachsen zu Christen machte, ist unser ganzes Leben in einen verkehrten widerspruchsvollen Gang gekommen. Es würde Täuschung sein, wenn man glauben wollte, daß das Bedürfniß des Schönen unter uns allgemein, lebhaft, klar und volksthümlich gefühlt würde. Es ist ein Unglück, daß die Kunst in Deutschland von einer Doppelpartei geschändet wird: erstens von Denen, die sie zur Unterhaltung herabwürdigen, zweitens von Denen, die sie handwerksmäßig treiben. Die Erstern sind eigentlich des Redens über sie gar nicht werth; den Letztern stellt der Verf. das Prognostikon, daß sie in nicht langer Zeit gezwungen sein würden, den Porzellanmalern und Lackirern zu helfen und sich unter die Handwerker zurückzuziehen. Den tiefern Grund für die schwache Blüte der Kunst unter den neuern Völkern findet der Verf. darin, daß der vollständig ausgebildeten Künstler wenige, daß die Formen der Gottesverehrung nicht systematisch durchgeführt und daß große Reichthümer in der Hand Einzelner selten seien. So weit die Geschichte vergangener Tage uns offen ist, finden wir immer, daß nur eine in jeder Hinsicht tüchtige Zeit es vermochte, die Blüte der Kunst zu entwickeln; unsere Zeit bringt in zwanzig Jahren den Themsetunnel nicht zu Ende, plündert den Parthenon, lithographirt Ruinen, legt Eisenbahnen an und baut Häuser für weniger als ein Jahrhundert! Allerdings ist in München für Anschaffung, Aufstellung und Benutzung des Vorhandenen, für großartige Neubauten und Denkmäler, für jede Art der Kunstübung Unbegreifliches geschehen, mehr geschehen, als italienische Fürstenhäuser jemals gethan haben. Berlin will auch wol etwas thun; aber daß es gegen München nichts werden kann, sieht man daraus, daß es möglich gewesen ist, daß der Pastor Arndt in Berlin gegen die Amazonengruppe von Kiß hat predigen dürfen. Düsseldorf gibt die gegründetste Aussicht auf eine Malerschule, die Altes und Neues vermittelt und auch im Technischen tüchtig ist.

Hienächst ist die Rede von den ungünstigen Erfolgen der Kunstvereine, insonderheit von der Superfötation von Halbgenies, die dadurch genährt wird; auch wird nicht verschwiegen, daß selbst auf Akademien das Studium der Kunst nicht mit der Beharrlichkeit getrieben wird wie in frühern Tagen, wo die Zöglinge geübt wurden im Erkaufen und Reiben der Farben, in Präparirung des Thons, sodaß Ein Künstler in Öl malte, Bildsäulen modellirte, Paläste baute, Städte befestigte und Münzstempel schnitt. So müssen denn jetzt, wie der Verf. richtig bemerkt, die Regierungen, die städtischen Behörden, die Kunstvereine dahin zusammenwirken, daß der aufgedrungene falsche Geschmack bewältigt und der Schönheitssinn geweckt und ins Leben zurückgeführt werde. Kein anderes Land hat wie Baiern so viel Ruhmwerthes geleistet in Erhaltung und Veröffentlichung von Kunstschätzen, Sicherung und Erneuerung alter Denkmale, Eleganz der Münzen und Großartigkeit der Staatsbauten, insonderheit der Gotteshäuser.

Am Schluß der vortrefflichen Abhandlung spricht der Verf. die Zuversicht aus, daß, wenn auch der lange Schlot der Dampfmaschinen die frühern Thurmspitzen nicht ersetzt, dennoch die wahre Kunst in Deutschland so wenig erlöschen wird als das Verlangen nach ihr.

„Die Stellung Kant's zur Philosophie vor ihm und nach ihm", von E. Fortlage. Wenngleich Niemand die Geschichte der neuern Philosophie studiren kann, ohne

Digitized by Google

auf Kant zuekzugehen, so mögen wie es doch nicht leugnen, daß wie eine lebendigen Verbindung mit ihm und seinem Syſtem uns im gegenwärtigen Augenblicke nur ſchwach bewußt ſind. Fichte ſtellte ſeine Lehre allerdings noch als einen Abſenkee dee Kant'ſchen Vernunftkritik dae; Krug führte die Kant'ſche Lehre weiter duech ſeinen transſeendentalen Synthetismus und Fries durch ſeine „Neue Kritik der Vernunft", worin er der Kant'ſchen Glaubenslehre eine neue wiſſenſchaftliche Geundlage zu geben ſuchte. Allein ſchon Schelling ſah auf Kant wie auf einen untergeordneten Standpunkt hinab; Hegel endlich meint den Standpunkt des keitiſieenden Verſtandes vernichtet zu haben durch den dee ronceeten Vernunftwahrheit.

Die bezeichnete Abhandlung geht nun ein genetiſch zu Werke und zeigt, wie Kant, als er auftrat, zwiſchen zwei Syſtemen ſtand, dem Leibnitz-Wolf'ſchen und dem der engliſchen Senſuatiſten. Hieraus entwickelten ſich die deei Grundlehren Kant's, die Lehre übee das Wiſſen, die Deduction des Glaubens und die dee Lehee vom Moealgeſetz.

Nachdem daeauf dee Verf. eine ſcharfſinnige Vergleichung Kant's mit Sokrates in der theoeetiſchen und peaktiſchen Philoſophie duechgefühet hat, zeigt ee, inwiefern die Kant'ſche Lehee dee Durchgangspunkt füe alle Syſteme vor ihm und nach ihm iſt. Dies geſchieht in folgendee Weiſe. Die Leibnitz'ſche Theorie von einer überſiedſchen Intelleetualwelt iſt in ſie eingedrungen als die Lehre von einem überiedſchen Vernunftſtaat, worin wie als Geiſter ieden, während wie als Naturweſen der Raum- und Zeitwelt angehören; dieſe Theorie iſt wieder daraus hervorgeſtrömt als Hegel'ſche Lehee von dem ſich in dee Weltgeſchichte geſetzmäßig vollführenden Reiche Gottes. Dee Geiſt Spinoza's iſt eingegangen in dieſe Pforte als eine Anfodeeung, aus reinen Begriffen ein ſtrenges metaphyſiſches Syſtem, nur innerhalb dee Grenzen einer möglichen Eefaheung, zu begeünden, und iſt in andeeer Geſtalt wiedee daeaus hervoegeſtrömt als eine aus Begriffen conſtenirte Schelling'ſche Naturmetaphyſik, welche aus dem Urquell des höchſten Begriffs die verſchiedenen Natuequalitäten ſtufenweiſe als Adern einnen läßt. Der Locke'ſche Verſuch einee Natuedeſchreibung unſers Vorſtellungsſchatzes iſt eingegangen in dieſe Pforte als eine Sondeeung und Scheidung dee verſchiedenen Elemente, aus denen unſeee Eekenntniß beſteht; er iſt in anderer Geſtalt daeaus hervorgegangen als eine Herbart'ſche und Beneke'ſche Pſychologie, welche die Anziehungs- und Abſtoßungskräfte der Vorſtellungen einee Beobachtung und Beeechnung unterwieft. Die Platoniſche Dialektik, welche in den Widees prüchen und Labyrinthen der Begriffswelt unſers Veeſtandes mit bewunderswüedigem Scharfſinn rechnete, iſt ins Kant'ſche Syſtem gedrungen als eine Lehee von den Antinomien und Paralogismen, welche dem übee ſeine Geenze ſchweifenden Verſtande den Weg verſperren; ſie iſt in andeeer Geſtalt wieder daeaus heevorgedrungen als ein zwiefachee Verſuch, die in Antinomien liegenden Widerſprüche zu beſeitigen, entweder durch eine Hegel'ſche Verſöhnung, oder duech eine Herbaet'ſche Coerectue derſelben. Die Natueconſtruction des Caeteſius, welcher ſprach: Gebt mie Ausdehnung und Bewegung, und ich will die Natue daraus entſtehen laſſen, iſt ins Kant'ſche Syſtem gedeungen als eine phyſikaliſche Dynamik aus Anziehungs- und Abſtoßungskräften, und iſt wiedee daeaus hervorgegangen als eine Oken'ſche Naturphiloſophie, welche von den erſten Anziehungen dee Atome an bis in den Organismus des denkenden Gehirns hinauf den Aet eines einzigen ſich vollziehenden Seldſtbewußtſeins nachweiſt. Die Lehren des Geotius und Hobdes ſind ins Kant'ſche Syſtem gedeungen als Idee zu einem Natueeecht, und ſind dereicheet und verwandelt wieder daraus hervoegetreten als Staatslehren, duech welche Männee wie Hegel und Keauſe das Ideai der Platoniſchen Repudlik zu übertreffen ſuchten. Der mit Abälaed angefangene theologiſche Rationalismus, welchee den Glauden aus der äußern Autorität in die innerliche Autorität des eigenen Gemüths hinüderpflanzte, iſt in die Kant'ſche Philoſophie eingekehet als eine Religion innerhalb dee Geenzen der bloßen Vernunft, und iſt wiedee andersgeſtaltig daeaus hervorgetreten als ein Glaube, welchee ſeine Dogmen aus den Erregungen und Empfindungen des eigenen Herzens empfängt, wie ee von Schleiermacher am glücklichſten und wiekſamſten iſt vertheidigt worden. Mit einem Woete, das Kant'ſche Syſtem iſt die Pfoete, durch welche Alles aus- und einſtrömt, was die philoſophiſche Welt vor und nach ihm in Bewegung geſetzt hat, die univerſelle geiſtige Böeſe, wo ſich alle Ideencirculation concentrirt, um von dort ſich in äußeeſten Weiten wiedee zu veelieeen, das philoſophiſche London, welches ſeine Schiffe in alle Welegegenden ausſendet und wiedee zueücknimmt, und füe welches kein undeſuchtee und undenutztee Oet auf dem Eeddall der menſchlichen Begeiffe exiſtiet, den es nicht bei ſeinen Weltumſegelungen und Irrfahrten begeüßt und coloniſirt hätte. Die Philoſophie des heutigen Tages gleicht einem mannichfaltigen Bau von Zellen und Kammern, die zuſammen ein ſchwer übeeſchaubares Ganze bilden. Ein jeder der neuern Phiioſophen hat nue einen Flügel des Gebäudes inne; das Gebäude ſeldſt in ſeinem Geundriß iſt conſtruiet von Kant.

Zum Schluß ſpricht dann dee Verf. die Übeezeugung aus, die Stellung dee Kant'ſchen Philoſophie weede ſo lange anerkannt weeden, als die menſchliche Vernunft nicht iheee eigenen Macht und Wüede vergißt.

(Die Fortſeguug folgt.)

Liteeaeiſche Notiz.

Auf dem Liteearischen Grbiete wied in Frankeeich gegenwärtig faſt nichts ſo reichlich eultivirt als das Rechts-, Geſetz- und Advocatenweſen. Kurz hintreeinander erſchienen: „Code de commerce, nouvellement expliqué, suivi d'un formelaire et de la nouvelle loi sur les faillites et banqueroutes", von den Advocaten Sautayea und Agnel; „Recherches historiques sur le droit de douane", von Anatole Saulnier; „Réforme nécessaire du notariat", von Eduard Peclet; „Codes de la législation française", von Napoleon Baequa, und viele andere Werke ähnlichen Inhalts. t08.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 345. — 11. December 1839.

Die deutschen Vierteljahrschriften.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 344.)

Nächst dieser in dem vierten Heft vorkommenden Abhandlung lassen wir folgen aus dem fünften Heft: „Das deutsche Journalwesen." Wer diesen Artikel ohne vorgefaßte Meinung liest, der muß gestehen, daß er ohne Leidenschaft geschrieben ist; er stützt sich auf Thatsachen, er entwickelt historisch Gegebenes; indeß zweierlei läßt derselbe zu wünschen übrig. Erstens der Verf. raisonnirt zu viel im Allgemeinen und geht zu wenig auf Einzelnes, auf specielle Verhältnisse ein. Wenn z. B. von politischen Zeitblättern gesprochen wird, warum erhalten wir da nicht eine Charakteristik einzelner Journale? Wenn von philosophischen Journalen die Rede ist, warum charakterisirt der Verf. da z. B. nicht Fichte's „Zeitschrift für Philosophie?" Oder warum hören wir nichts über die „Literarische Zeitung" unter Büchner's, Meven's und der jetzigen Redaction? Warum wird uns keine Beurtheilung der „Zeitschrift für Pädagogik" von Brzoska in Jena vorgelegt? Alle diese und ähnliche Details, die wirklich zur Discussion vielfach hätten anregen können, übergeht der Verf. ganz und führt uns durch ein Namen- und Zahlenverzeichniß und in einem ziemlich abstracten Raisonnement umher. Allerdings werden mancherlei Notizen gegeben, wie die, daß Journale für Staats- und Nationalökonomie, für Administration, Polizei und Justiz sowie für allgemeine deutsche Geschichtsforschung fehlen; indeß, wem diese Gebiete nicht fremd sind, der hat das längst gewußt. Meine zweite Hauptbemerkung ist diese: der Verf. behauptet, die Hoffnung, die wir seit 1830 auf einen neuen Frühling der Poesie gehabt hätten, sei getäuscht. Ich kann dieser Behauptung nicht ganz beistimmen; denn wenngleich Freiligrath, Wihl und Beck diesen neuen Frühling keineswegs bringen, so besitzen wir doch wirklich reich begabte poetische Talente. Indeß abgesehen davon, so hätte denn doch unser Verf. scharf und männlich gegen den Unfug auftreten müssen, den viele sogenannte Literaten im Journalwesen anrichten. Ist der Verf. Herr Wolfgang Menzel, so könnte man sagen, Menzel habe mehr gekämpft denn viele Andere; aber gerade deshalb sollte er sein Schwert nicht einrosten lassen. Schon seit fast zwei Jahren hatte sich der Gedanke verbreitet, gegen dieses schlimme Wesen neuester Journalisten brauche man nicht mehr zu streiten, das sei eine abgethane Sache. Allein ich glaube, wir sind vom Gegentheil mannichfach und genugsam belehrt.

Nächst diesem Artikel wählen wir aus dem fünften Hefte: „Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien." Ich weiß nicht, ob es Vielen so geht wie mir; ich kann mir Italien blos als Ruine der alten classischen Vorwelt denken; ein lebendiges Italien liegt mir, so viel ich auch von der Kaiserkrönung in Mailand, von Fahrten auf dem Corso und auf dem Canale grande, vom Fasching und von allen Volksfesten höre, fern. Und die Berichte, die wir über das höhere, geistige Leben Italiens bekommen, rechtfertigen und bestätigen das. Die in der Überschrift genannte Darstellung führt uns zunächst in die Volksschulen Italiens. Eigentliche Schullehrerseminare gibt es in Italien nicht; fürs männliche Geschlecht übernehmen Welt- und Ordensgeistliche das Lehrgeschäft; fürs weibliche Klosterfrauen und Lehreinnen. In den höhern Schulen wird vorzüglich Latein gelehrt, welches durchweg Kirchensprache und theilweise Gelehrtensprache ist; Griechisch wird selten und orientalische Sprachen werden nur in Specialinstituten gelehrt; in den höhern Schulen des lombardisch-venetianischen Königreichs lernt man auch Deutsch; die Naturwissenschaften werden auf den Schulen spärlich und mangelhaft vorgetragen. Diese Schulen werden überhaupt nur von Minderbegüterten besucht; Reichere machen ihren Cursus bei einem Hausgeistlichen; für den Adel haben die Jesuiten eigene Collegien errichtet. Daß die italienischen Universitäten von Bologna und Salerno Vorbilder aller europäischen Universitäten gewesen sind, weiß Jedermann; indeß eine universitas scientiarum oder studiorum findet man jetzt in Italien nirgend; die Vorlesungen stehen unter strengster polizeilicher und kirchlicher Aufsicht; die Professoren sind schlecht besoldet, die Vorträge werden von den Zuhörern nicht honorirt, die Bibliotheken haben keinen Umfang. In Pavia, Turin und Padua hat man erst seit kurzem angefangen, für Staatswissenschaften, Staatsrecht und verwandte Fächer etwas zu thun; Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften stehen unter schärfster kirchlicher Controle und können deshalb nicht gründlich gelehrt werden.

Von den Universitäten geht man naturgemäß auf die

Digitized by Google

Akademien über; Italien ist bekanntlich das Vaterland derselben. Die Borbonische Akademie in Neapel beschäftigt sich mit den Ausgrabungen in Pompeji und Herculanum und leistet so wenig wie die zwei römischen, die Accademia Liocei nuovi und die archeologica. Florenz hat noch immer seine alte Sprachakademie, die Accademia della crusca, welche alle zehn Jahre einen Preis ausschreibt. Die Akademie der Georgophili in Florenz leistet theoretisch und praktisch für die Landwirthschaft Gutes. Auch Turin hat eine Akademie, welche mehr abstracten Forschungen zugewendet ist, als daß sie auf die Geistesbildung des Volks wirkte.

Von den Kunstakademien sagt der Verf. der bezeichneten Abhandlung, daß sie zwar den Untergang der Kunstübung in Italien verhindern, daß sie aber auch das Emporstreben eines unabhängigen Geistes unmöglich machen; noch immer zeichnen sich die Venetianer in dem Sinne für lebhafte harmonische Farben, die Toscaner im Plastischen, die Neapolitaner in phantasiereicher Auffassung des Antiken aus, und die Accademia di S.-Luca in Rom ist für ganz Europa ein Compromißgericht über Echtheit alter Gemälde. Die einzige gründliche Compositionsschule für Tonkunst ist in Bologna.

An Bibliotheken sind die italienischen Städte, Klöster, Regierungen, Hochschulen, Hospitäler und Privaten reich; von Philosophie, Staatswissenschaften und Technologie findet man nichts darin.

Die Literatur der Zeitschriften ist in Italien bedeutend en arrière; für die Art der Geistesthätigkeit, welche dieselben fodern, meint der Verf., sei Italien zu alt, zu träge, zu stolz; doch erscheinen einzelne Zeitschriften, z. B. in Rom das „Giornale arcadico", in Neapel der „Progresso", in Mailand die „Biblioteca italiana" und das „Eco". Zeitungen erscheinen nur in Mailand, Venedig und Neapel täglich; in Rom, Genua, Turin und Florenz nur zwei- bis dreimal wöchentlich. Der Buchhandel liegt ganz darnieder; ohne Deutschrei und Antiquariat könnte sich kein Bibliopole halten; die größten Buchhandlungen sind nicht mehr wie früher in Venedig, sondern in Mailand und Florenz; die currentesten Artikel sind Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen; in diesem Jahre wird auch die Übersetzung des bekannten Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" beendet werden. Daß die Censur und der Index librorum prohibitorum den Buchhandel stören, kann man sich vorstellen. Der Verf. theilt einige Beispiele aus der Geschichte der römischen Censur mit. Ein Buchhändler wurde von der Ernsurbehörde ermahnt, er möge die Opern von Metastasio nicht nachdrucken, „perchè eccita le donne a far l'amore". In einem französischen Theaterstück, welches der verstorbene Staatsrath Demidoff privatim wollte aufführen lassen, sagt ein Herr zu einer Dame: „Madame, vous avez de l'esprit comme un ange." Die Censur setzte dafür: „Vous avez de l'esprit comme un héros."

Mit dem Schluß kommt der Verf. der bezeichneten Abhandlung auf seinen Zweck: er wünscht nämlich eine billigere Beurtheilung der Italiener; er schließt mit der Frage: Was würde aus jedem andern Volk der Welt bei ähnlichen günstigen und ungünstigen Schicksalen geworden sein? Ist's nicht ein Wunder, daß das italienische Volk noch so viel geistiges Leben in sich zu erhalten vermochte?

In demselben fünften Heft steht eine Abhandlung von Alexander v. Humboldt: „Die Hochebene von Bogota." Der Verf. theilt hier aus seinem noch ungedruckten Tagebuche einen Auszug mit, der durch die Reichhaltigkeit seiner Notizen, durch die Schärfe seiner Parallelen sich auszeichnet.

Es ist eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der Andenkette, daß daselbst große, reiche und bevölkerte Städte auf den Hochebenen selbst gegründet sind, während die asiatischen Hochländer höher bewohnte Dorfschaften und Meierhöfe, aber keineswegs große Städte haben. Deegleichen Dorfschaften liegen am nördlichen Abhange des Himalaya, in Westtibet am Kuenlun und in dem Plateau von Pamer gegen den Bolor hin. In Amerika dagegen liegen Caracas, Popayan, Mexico, Bogota, Quito, La Paz und Potosi, und erheben sich senkrecht bis zu Luftschichten von 2800 bis fast 13,000 Fuß Höhe. Der Paß über den Hindukusch ist fast 1000 Fuß niedriger als das Straßenpflaster der obern Stadt Potosi; ob Hlassa die Höhe von La Paz erreicht, scheint nach Temperaturverhältnissen überaus zweifelhaft.

Das Plateau Llanura de Bogota ist nach den Mythen der Ureinwohner des Bodens eines ausgetrockneten Sees, mit Namen Funzha, und liegt 8130 Fuß über dem Meeresspiegel. Es umfaßt 15 — 18 geographische Quadratmeilen und bietet vier merkwürdige Phänomene dar: erstens den prachtvollen Wasserfall des Tequendama, der von der Region immer grüner Eichen in die Kluft stürzt; zweitens, ein mit Mastodontenknochen angefülltes Feld, campo de Gigantes; drittens Steinkohlenflöze; viertens Steinsalzschichte.

Die Hauptstadt in dieser Hochebene heißt eigentlich Santa Fe de Bogota; im Lande selbst nennt man sie jetzt gewöhnlich Cundinamarca. Die mittlere Jahreswärme von Bogota ist 14°, 5; oft wechseln in einer Stunde mehrmals die stärksten Nebel mit heiterm Himmel, sodaß trigonometrische Messungen und astronomische Beobachtungen sehr unbequem anzustellen sind; aber die frischeste Vegetation ist dadurch hervorgebracht; man findet daselbst eine große Zahl von neuen Gewächsen, welche auch in dem Werke: „Plantes équinoxiales", von Humboldt und Bonpland, abgebildet sind, als: Vallea stipularis, Tasconia, speciosa und mollissima, Myrica pubescens, Hypericum brathys, Espeletia grandiflora.

Diese Hochebene hat auch ihre eigenen Mythen, welche jedoch mit chinesischen und europäischen, wenn auch nur eine entfernte Ähnlichkeit haben; selbst auf Inseln der Südsee finden sich ähnliche mythische Traditionen. Die Mythe von Bogota ist ungefähr folgende: Vor alten alten Tagen kam ein großer langbärtiger Mann aus den Wäldern am Orinoco; er hatte drei Namen, der gesteetste war Botschika; er lehrte die Leute Mais und

Digitized by Google

Quinoa bauen und führte einen religiösen Cultus ein. Mit diesem Botschika war ein Weib gekommen, Huythará, welche alles Gute böswillig zerstörte; sie veranlaßte die Überschwemmung eines Flusses, Funzha, und die ganze Gegend wäre zerstört worden, wenn nicht Botschika die Felsen auseinandergerissen und die Wässer zwischen denselben hätte hinfließen lassen. Huythaca wurde als Mond an den Himmel verbannt, und der alte langbärtige Mann sammelte die zerstreuten Menschen, lehrte sie Städte bauen, führte den Sonnendienst ein und lehrte die Leute nach Mondjahren rechnen. Er gab dem Volke zwei Oberhäupter, ein weltliches, den Zaque, und ein geistliches, den Oberpriester von Jaraca; er selbst existirte sich darauf und lebte noch 2000 Mondjahre.

Der Wasserfall des Tequendama verdankt seinen imposanten Anblick dem Verhältniß seiner Höhe zu der Wassermasse, die in zwei Absätzen herabstürzt. Humboldt schlägt die Höhe des Stuezes auf 700—780 Fuß an; Herr Roulin aber, der näher an den Fall hinangekommen ist als Humboldt, rechnet 870 Fuß.

Gegen das Ende der Abhandlung kommt der Verf. auf die Probleme der Steinkohlenflöze und der Steinsalzschichten und macht die Mittheilung, daß ein trefflicher Geognost, Leopold v. Buch, nächstens mehres dahin Gehörige mittheilen werde.

Aus dem sechsten Heft der „Deutschen Vierteljahrschrift" wählen wir für unsere Relation zunächst: „Die deutschen Universitäten, ihre gegenwärtigen Misstände und deren Heilung." Der Gang dieser Abhandlung ist ungefähr folgender. Der Verf. geht von der Behauptung aus, daß die deutschen Hochschulen als solche den Werth nicht mehr für unsere Zeit hätten, den sie für frühere gehabt haben. Ferner bezeichnet er die Verminderung der Pietät von Seiten der Studirenden gegen die Lehrer und die Anstalt selbst als einen wesentlichen Misstand; auch das politische Unwesen habe den Universitäten viel geschadet, meint er. Daß man Heilungsversuche nicht unterlasse, hält er für natürlich. Er spricht zuerst von policeilichen Maßregeln; diese werden aber für unzweckmäßig erklärt, weil sie das allgemeine Princip der Lehr- und Lernfreiheit antasten, weil sie den verminderten Werth der Universitäten doch nicht herstellen, und weil sie auf das gestörte Verhältniß zwischen Lehrenden und Lernenden doch nicht wirken. Als ebenso unzweckmäßig erweist sich das Verbot gewisser Universitäten. Daran schließt sich natürlich die Frage: Ist es gut, die Universitäten in große Städte zu verlegen? Die Beantwortung ist leicht, wenn man bedenkt, daß gerade durch die Menge von Universitäten, die es überall in Deutschland gibt, eine Bildung zuwege gebracht ist, wie man sie in keinem Lande der civilisirten Welt findet. So kommt der Verf. auf die Mittel, welche gegen die genannten Misstände angewandt werden können.

Für das erste und wichtigste müssen wir mit ihm eine möglichst gute Besetzung der Professuren erklären; in gleicher Weise muß man sorgen, daß untaugliche Lehrer sobald als möglich entfernt werden, daß man, sowie die Wissenschaften sich ausbilden, neue Lehrstellen errichtet, daß man die wissenschaftlichen Anstalten gut ausstattet und eine verständige Disciplin handhabt.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl v. Strombeck. Siebenter Theil. — A. u. d. T.: Darstellungen aus einer Reise von Niedersachsen nach Wien im Sommer 1838. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Der wohlbekannte und achtenswürdige Verf. hat diese „Darstellungen" aus einer für ihn interessanten Reise offenbar mehr zu seiner eigenen Erinnerung als zur Belehrung und Unterhaltung des Publicums niedergeschrieben. Seine Erlebnisse, seine Besuche bei Freunden und Geistesverwandten bilden den Hauptinhalt dieses Reiseberichts, in dem allgemeinere Gegenstände und Ansichten nur selten zur Besprechung kommen. Wir können uns mit unserm Referat über denselben daher auch sehr kurz fassen, denn des Neuen gibt es in der That nur wenig in diesen Blättern.

Die politische Farbe betreffend, nach welcher bei einem heutigen Reisenden zunächst zu fragen ist, da sie in der That das Objectivglas für alle Gegenstände zu bilden pflegt, so gehört der Verf. wie bekannt zu den resoluten Conservativen und besonders zu den Fürsprechern der alten Ständekammern im Gegensatz zu den modernen Wahlkammern, wie sie aus dem französischen Begriff der Constitution hervorgehen. In diesem Sinne tadelt er z. B. an Pölitz in Leipzig, daß er in seiner letzten Zeit ganz in dem sogenannten constitutionnellen Leben gelebt und für viel wichtiger gehalten habe, als es ist, ob die eine Classe der Staatsbürger ein paar Repräsentanten mehr oder weniger zu senden habe als die andere, und daß er von der Intelligenz Wanderdinge erwartet habe.

„Es ist noch keineswegs recht erkannt", sagt er, „wie leicht es der ämter-, titel- und ehrenspendenden Macht ist, von einer Versammlung, die, wie hier, größtentheils aus Beamten besteht, so ziemlich Alles zu erhalten, was sie wünscht, und daß dies bei den alten sogenannten Feudalständen keineswegs in gleichem Maße der Fall ist. Je mehr man die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, um so mehr wird man sich überzeugen, daß diese der Garantien viel mehre darbot als der moderne Constitutionalismus."

Des Verf. unbefangenen religiösen Standpunkt deutet am besten Das an, was er über Hermes und seine Richtung sagt. „Irre ich nicht", heißt es S. 81, „so ist die Methode, wie Hermes die von ihm anerkannten Dogmen der katholischen Kirche zu beweisen unternimmt, dem Geiste derselben ganz entgegen und zu keiner Zeit in der römischen Kirche üblich gewesen. Die Basis des Katholicismus ist völlig positiv und sobald nur angenommen wird, daß die Existenz des höchsten Wesens aus dessen Werken zu erkennen ist, so folgt alles Andere aus dieser Offenbarung. Unterstützung ihrer Lehre aus philosophischen Systemen verschmäht die römische Kirche und weist sie als gefährlich zurück." Hiernach glaubt er die Hrn. Braun und Elvenich tadeln zu müssen, daß sie auch nur die Hoffnung gehegt haben, in Rom eine andere Ansicht durchführen zu können. Dagegen hält der Verf. die jetzigen Streitigkeiten Roms mit Preußen hinsichtlich der gemischten Ehen für äußerst unpolitisch von Rom. Kein Dogma steht der Einsegnung dieser Ehen entgegen, da die römische Kirche auch für die Ketzer zu beten befiehlt. Zweifel an ihrer Milde aber sollte sie auf jede Weise beseitigen. Der Verf. findet daher leicht einen Mit-

*) Über den sechsten Band berichtete ein anderer Mitarbeiter in Nr. 198 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Digitized by Google

telweg darin, wenn der römische Stuhl eine Einsegnungsformel ganz im Sinne seiner Kirche vorzeichnete, nach welcher er etwa aussprächе, daß der Geistliche nach seiner geistigen Liebe die Hoffnung hege, der akatholische Theil werde einst zu der Kirche zurückkehren, die der Segnende für die wahre halte, wogegen kein vernünftiger Protestant etwas zu erinnern haben würde.

Dieser Vorschlag, der sich durch überraschende Einfachheit empfiehlt, ist wirklich so übel nicht; er hat nur den Fehler, daß er über die Kindererziehung nichts aussprächt. Wird sich die katholische Kirche hier auch mit der Hoffnung aus geistiger Liebe genügen lassen?

Von der Stunde an, da der Verf. Wien erreicht, geschieht es ihm, daß er Alles vortrefflich findet. Alle Menschen, denen er begegnet, sind ausgezeichnete Leute, liebenswürdig, gelehrt, musterhaft, und er ist stets im Aufsuchen neuer Lobesausdrücke beschäftigt. Beneidenswerth ist das Alter, wenn es durchweg diesen befriedigten Sinn gewährt. Wie unglücklich erscheint dagegen der Jugend unbefriedigtes Streben, und ihre Befangenheit im Netz der Ideale und der Kritik! Durch diese überwiegenden lobpreisenden Elemente nimmt die Darstellung des Verf. jedoch etwas Flaches und Farbloses an, das an die Künstlerreisen Matthisson's und seiner Freunde erinnert und das von unserer jüngern Leserwelt nicht eben besonders goutirt wird. Bei alledem sind es meistens nur unbedeutende Charaktere, von denen uns der Verf. unterhält; selten nur treten Personen wie Fürst Altieri, Baron Villa-Secca, Graf Sedlnitzky und ähnliche auf. Der Verf. theilt die schöne Grabinschrift des Herzogs von Reichstadt mit, welche jedoch unter seinen Namen den Napoleon wegläßt. Bei dem Studienplan der wiener Universität findet er die Consequenz lobenswürdig, wenn er den wissenschaftlichen Geist dieser Lehranstalt auch nicht mit dem von Bonn oder Breslau zu parallelisiren wagt. Die Anstalt zählte 1837 2080 Zöglinge unter 80 Lehrern und kostet jährlich 200,000 Gulden an Staatszuschüssen, da die meisten Collegien unentgeltlich gelesen werden. Die orientalische Akademie, der Abt v. Rauscher vorsteht, erzieht junge Leute von Stande für die orientalische Diplomatie. Hier sah der Verf. auch vor 60 Jahren in Konstantinopel gedruckte, sehr gute Landkarten — wahrscheinlich Homannische. Die Bibliothek und das Mechitaristenkloster, von Kaiser Franz nach Wien verlegt, die übrigen wissenschaftlichen Anstalten und die vergessenen Dichtungen des Jesuiten Balde, welche Herder anonym herausgab und übersetzte, geben zu lesenswerthen Bemerkungen Anlaß.

Auf der Rückreise hält der Verf. sich zuerst in Prag, dann in Dresden auf. Prag, dem er den ersten Rang unter den deutschen Städten in Bezug auf eigenthümliche und großartige Gestaltung vindicirt, sagt ihm ungemein zu. Kaiser Alexander soll bei dem Anblick der Stadt vom Hradschin her ausgerufen haben: Hier sehe ich Moskau! Der Mangel an Kais ist das Einzige, was er an Prag zu rügen findet. Alle diese Gegenstände sind uns oft vorgeführt und wir haben darüber nichts Neues auszuheben; über die wissenschaftlichen Anstalten ist der Verf. äußerst kurz. Beim Austritt aus Östreich resumirt der Reisende seine Beobachtungen und findet nichts zu tadeln — als die Stockstrafen bei dem Militair, wobei er das Beispiel Preußens empfiehlt, das diese ohne den mindesten Nachtheil für die Disciplin abgeschafft habe. In Dresden beschäftigen ihn ausschließlich die Bibliothek und die Sammlungen, die er blos pro memoria notirt, und eine richtige Bemerkung über die norddeutschen ländlichen Vergnügungsorte, die in Süddeutschland schon zusammenschrumpfen und in Italien ganz fehlen.

Auf der Reise nach Potsdam werden die kirchlichen Fragen noch einmal in dem bekannten Sinne der Versöhnung berührt und unmerklich das Undankbare in den Bestrebungen des Ultramontanismus gegen Preußen hervorgehoben, dem die rheinische Kirche doch ihre Wiedergeburt verdankt.

Im Ganzen genommen erfüllt dieser Reisebericht die Erwartungen nicht, zu denen der Name des Verf. und sein Ruf als Mann von Fach berechtigen. Mit aller Rücksicht auf die Lebensstufe des Verf. können wir ihn von dem Vorwurf der Farblosigkeit nicht freisprechen und die allzu oberflächliche Berührung Dessen, worüber eine Meinung zu äußern war, nicht rechtfertigen. 54.

Literarische Notizen.

Vornehmlich nun dem Gefühl des Mangels an religiöser Bildung geleitet, an dem die Masse des englischen Volks, hauptsächlich in den großen Fabrikstädten, gegenwärtig zum großen Nachtheil seines moralischen Heils leidet, ist ein Geistlicher der anglicanischen Kirche, F. D. Wackerbarth, in einer Schrift: „The revival of monastic institutions", mit einem kühnen Vorschlage, um diesem Bedürfniß abzuhelfen, aufgetreten. Alles eingezogene Kloster- und Kirchenland, Zehnten u. dergl., was in Heinrich's VIII. Zeit säculaeisirt wurde, soll der Kirche zurückgegeben werden, um ihre Unabhängigkeit zu sichern. Dann sollen, damit das Volk wieder einen ordentlichen von den Gliedern der Kirche ertheilten und von deren constitutiver Oberbehörde gebilligten Religionsunterricht (einen andern erkennt der Verfasser nicht an) erhalte, die Klöster wiederhergestellt werden, als das alleinige Mittel, die Spaltungen in der Kirche zu schließen, die großen Städte wieder mit einem evangelischen Geiste zu beleben und die Volkserziehung zu leiten. Außerdem empfiehlt er diese Anstalten noch als die Bewahrer theologischer Gelehrsamkeit, und — als locale Bollwerke, durch welche die Geistlichkeit in Stand gesetzt werde, den Übergriffen der bürgerlichen Gewalt zu widerstehen.

Frank Hall Standish, der talentvolle Verfasser der „Shores of the Mediterranean", der „Northern capitals of Europe" und mehrer anderer Werke, läßt jetzt in London ein interessantes Buch unter dem Titel: „Seville and its environs" drucken. Viel verspricht man sich von den „Outlines of analogical philosophy", von Georg Field; besonders zweckmäßig wird die Anordnung gefunden. Dem längst schmerzlich empfundenen Bedürfnisse eines guten Wegweisers in dem südöstlichen Theile von Europa ist durch Claridge's „Guide down the Danube" abgeholfen. Sagen die Büchertitel gewöhnlich zu viel, so sagt dieser einmal zu wenig, denn das Buch leistet mehr als es verspricht und ist ein vollständiger Wegweiser in das südliche Europa, indem vom Verfasser die Wege nach Smyrna, Griechenland, den ionischen Inseln und der nach Indien über Ägypten genau angegeben sind.

Aus einer Anzahl italienischer Edelleute und anderer Personen, die sich für die frühere Literatur ihres Landes interessiren, wie Gino Capponi, Ginori, Rinuccini u. A., hat sich eine Gesellschaft gebildet, mit der Aufgabe, die Herausgabe der venetianischen Gesandtschaftsberichte an den Senat während des 16. und der folgenden Jahrhunderte so viel wie möglich zu befördern. Nach einem Decret des großen Raths vom 24. Jul 1296 war jeder Gesandte nämlich gehalten, der Regierung über die wichtigsten, mit seiner Gesandtschaft in Beziehung stehenden Ereignisse einen vollständigen Bericht abzustatten. Es bedarf der Bemerkung nicht, welch ein reicher Schatz für den Historiker eine Sammlung dieser Documente wäre. Zum Herausgeber ist Hr. Eugenio Alberi bestimmt. Das Werk ist vorläufig auf drei Theile angelegt: der erste soll die Berichte aus allen europäischen Staaten, mit Ausnahme Italiens, der zweite die Beziehungen der Republik zu den italienischen Staaten, der dritte die Berichte verschiedener nach Asien und Afrika geschickter Gesandtschaften enthalten. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 346. — 12. December 1839.

Die deutschen Vierteljahrschriften.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 345.)

Wenn ich nun den Inhalt dieser Abhandlung betrachte, so behaupte ich, daß dieselbe sich dem Leben und der Gegenwart nicht eng genug anschließt. Nichts lag dem Verf. näher, als sich über das Verhältniß auszusprechen, in welches sich die jetzt sogenannten Literaten zu den Universitäten stellen; der Verf. spricht blos von der Ständeversammlung und der Tribune als einem Gegensatz gegen das Katheder; ich glaube, daß die Literaten ebenso gut eine Macht sind, wie die Tribune eine ist. Ein Mann wie unser Verf., der von sich sagt, daß er eine zwanzigjährige Erfahrung über das Universitätswesen habe, würde interessante und gewichtige Mittheilungen über den fraglichen Punkt haben machen können. Unsere Literaten wollen zwar die Universitäten nicht zerstört sehen, sie haben Achtung davor; aber sie selbst erheben sich über das Gelehrtenthum. Was liegt darin Wahres, was offenbar Falsches? Wo ist der rechte Weg?

Im Fortgange seiner Abhandlung bringt sich der Verf. selbst in einen schwer zu bewältigenden Widerspruch. Er redet nämlich mit einer gewissen Ängstlichkeit von der Demagogie auf Universitäten, von Burschenverbindungen u. dgl. und will doch das Wesen der genannten Anstalten in ihrer ursprünglichen Weise bestehen lassen. Rücksichtlich der Privatdocenten macht er einen absurden Vorschlag: man soll nämlich ein Seminar errichten und dieselben darin ordentlich zuziehen und zustutzen, sodaß man die besten Subjecte an die Universitäten, die weniger vorzüglichen an die gelehrten Schulen des Landes abgibt.

Wir leugnen nicht, daß wir dem Verf., da er es einmal für zweckdienlich erachtet hatte, die Universitätsfrage hier vorzubringen, gern über einige andere Punkte gehört hätten, sowie wir einen historischen Grund und Boden fast ganz vermissen.

Was Ref. betrifft, so hält derselbe für nothwendig, daß die Universitäten umgestaltet werden, weil die Zeit in ihrem Drange sie umzugestalten anfängt. Daß Diesterweg mit seiner Absurdität sie nicht stürzen kann, ist gewiß; ebenso wenig werden aber auch die Philologen sie halten und heben. Wollte man die Universitäten zu Specialschulen machen, wie in alten Tagen in Palermo eine Specialschule für Arzneikunde und in Paris eine Specialschule für Theologen war, so würde man auf einen untergeordneten Standpunkt zurücktreten, was denn doch vernünftigerweise nicht wohl denkbar ist. Ebenso wenig würde es helfen, wenn man die Zahl der Facultäten vermehren wollte. Es ist zwar allbekannt, daß z. B. die Naturwissenschaften an extensivem und intensivem Gehalt eine Fülle gewonnen haben, von welcher die Alten sich nichts träumen ließen; indeß wollte man für die Naturwissenschaften eine Facultät errichten, so müßte man, um consequent zu sein, auch eine für Politik, Staatswirthschaft, Polizei- und Finanzwissenschaft gründen. Indeß, da alle diese einzelnen Zweige der Wissenschaft umfaßt werden von der Philosophie, so können wir sie von derselben auch nicht trennen, und so würde die Constituirung einer neuen Facultät ein rein nominelles Wesen sein. Mehr schon möchte eine Umgestaltung der Lehrart sich als nothwendig erweisen. In alten Zeiten wurde den Hörenden selbst der Text des Corpus juris und der Bibel dictirt, und so dauerte ein Cursus, den man jetzt in einem Halbjahr absolvirt, vier bis fünf Jahre. Bis auf das Zeitalter der Reformation hielt man alle Vorträge lateinisch; nach der Reformation führte man die deutsche Sprache ein. Dergleichen Umgestaltungen der Lehre und der Methode machen sich im Gange und Zusammenhange der Zeit wie von selbst. In den jetzigen Zeitläuften scheint das obrigkeitliche Verhältniß der Universitäten, als Corporationen, zu den Studirenden einer Revision zu bedürfen; ebenso müßte, wie auch der Verf. in seiner Abhandlung andeutet, das Verhältniß der Universitätslehrer zu den übrigen Staatsbürgern, namentlich den Staatsdienern, mehr ausgeglichen und schärfer bestimmt werden. Unser Verf. hat Recht, wenn er meint, es sei nicht wohl thunlich, daß man bloße Praktiker zu Lehrern an Universitäten mache, und es ist zu billigen, wenn er meint, daß man den praktischen Staatsdienst den Universitätslehrern nicht verschließen, sondern daß man ihnen den Zugang dazu erleichtern müsse.

In demselben sechsten Hefte ist enthalten eine Abhandlung: „Über rhetorische Improvisation", vom Prof. Fr. Peschier. Der Verf. geht von der Ansicht aus, daß die Kunst des Improvisirens sich lehren lasse. Was mich betrifft, so gebe ich gern zu, daß es möglich sei, Demjenigen, der Fähigkeit, Talent, selbst Genie zur Improvi-

sation hat, Anleitung zu geben, wie er diese Gabe des Geistes ausbilden, erweitern und vervollkommnen kann; ich leugne auch nicht, daß Jemand durch Anleitung und Übung lernen kann, ohne Vorbereitung einige Worte deutlich und faßlich vor einem größern Publicum auszusprechen; indeß ich glaube nicht, daß das Improvisiren als solches in seiner eigenthümlichen Art sich lehren und lernen lasse. Zum Redner muß Jemand so gut von der Natur bestimmt sein wie zum Sänger oder zum Dichter. Die Gesetze der Metrik und Prosodik lassen sich wol erlernen; aber ist Der nun ein Dichter, der sie kennt? Von dieser, wenn ich so sagen soll, erlernten Improvisation erwartet der Verf. offenbar zu viel. Er sagt nämlich, daß auf Den, der frei redet, so viele unvermuthete Regungen, energische Ausdrücke, neue originelle Bemerkungen einströmen, wie er sie in der Stille des Arbeitszimmers nie gefunden haben würde. Daß dem rechten Redner das so geschehe, weiß Jeder, der selbst einer ist; daß aber Derjenige, der das Improvisiren blos *lernt* oder *gelernt* hat, vergebens auf solche Zuströmungen warten wird, das ist leicht zu begreifen.

Nun sagt der Verf., natürliche Anlagen wären, wenn auch nicht gerade unentbehrlich, doch von Wichtigkeit für den Erfolg der Improvisation. Diese Gabe, welche die Natur, wie er sagt, an die verschiedenen Nationen und Individuen in verschiedenem Maß ausgetheilt hat, sind: erstens eine gewisse Sprachfertigkeit, die dem Südländer wegen seiner melodischen Sprache mehr eigen ist als dem Nordländer; zweitens eine schnelle Auffassung, die ebenfalls bei den nördlichen Völkern seltener ist als bei den südlichen; dazu kommt drittens eine unerschütterliche Kaltblütigkeit und viertens eine große Geistesgegenwart.

Ohne über diese einzelnen Punkte mit dem Verf. rechten zu wollen, bemerke ich blos, daß derselbe nach der erwähnten Auseinandersetzung auf den Quintilian kommt und anführt, was für Regeln derselbe für die Improvisation gibt; daran schließen sich Regeln über die Behandlung des Sprachorgans mit Rücksicht auf Demosthenes. Zum Schluß wird von den Versuchen gesprochen, welche man in Frankreich und England macht, um das Talent zum Improvisiren zu entwickeln. In Frankreich hat man insonderheit viele Gesellschaften von Rechtsgelehrten, welche förmliche Gerichtshöfe konstituiren und fingirte Rechtsfragen durchkämpfen; selbst in Genf gibt es solche. In den meisten großen englischen Städten hat man debating clubs, worin Gegenstände der innern und äußern Politik vor den jedesmaligen Parlamentssitzungen durchgenommen werden; ein jeder dieser Clubs hat einen Sprecher, einen Präsidenten und einen Vicepräsidenten; die größten Staatsmänner Englands verschmähen es nicht, daran Theil zu nehmen.

Das Ganze dieser vorbenannten Abhandlung will, eigener Angabe nach, mehr Skizze als ausführliche Darstellung sein.

In demselben Hefte findet man einen Artikel von Dr. W. *Menzel*: „Der Streit zwischen Moral und Geschmack." Diese Abhandlung hat offenbar mehr theoretischen als praktischen Werth; es sind darin viele Data der Literaturhistorie sorgfältig ausgewählt und zu schlagenden Beweisen nebeneinandergestellt; es sind darin ästhetische Grundsätze dargelegt, welche allgemeine Billigung der Verständigen finden werden; indeß das ist Alles nur theoretisch, und es ist, als wäre dem Verf. das Kämpfen in den ersten Reihen verleidet, als wolle er jetzt mehr über die Debatte und das Gewicht des Tages sich erheben, durch historische Winke den Kampf leiten und durch ästhetische Sätze denselben richten. Daß wir über die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur in Deutschland hier kein entschiedenes Urtheil vernehmen, ist uns durchaus unlieb.

Was den Titel des fraglichen Aufsatzes betrifft, so ist es uns nicht recht, daß einander entgegengesetzt wird Moral und Geschmack. Der Begriff Geschmack schließt immer etwas Schwankendes ein; es liegt in diesem Begriff jedenfalls eine Erinnerung an das Subjective. Nehme ich den Begriff Geschmack in qualitativer Hinsicht, d. h. in Hinsicht auf die Art der Unterscheidung, so gibt es einen feinen Geschmack und einen derben; der feine faßt auch die tiefern, die zartern, die verborgenen Unterschiede leicht und sicher auf, während der derbe Geschmack nur von dem stark und kräftig Wirkenden, von dem energisch und massenhaft Reizenden angeregt und bewegt wird. So hat das Kind für die feinere Farbenverschmelzung, für die feine Charakterzeichnung, die uns entzückt, noch keinen Sinn, der Geschmack ist derb; daß er aber ein falscher sei, kann doch Niemand behaupten. Sowie man den Geschmack in qualitativer Rücksicht betrachtet, so kann man's auch in quantitativer, nämlich durch eine reiche Kunstanschauung, durch eine mehr und mehr sich vollendende Geistesbildung wird der Geschmack in quantitativer Hinsicht erweitert; je mehr Arten des Schönen Jemand in lebendigem Sinne aufzufassen im Stande ist, um desto mehr muß man seinen Geschmack quantitativ reich nennen. Da nun alle diese Unterschiede, welche dem Begriff Geschmack wirklich etwas Schwankendes und viel Subjectives beimischen, nicht wegzuleugnen sind, so wäre es vielleicht passender gewesen, man hätte in der Überschrift das Wort Geschmack vermieden. Aus diesem Schwanken des Grundbegriffs leite ich es nun her, daß in der ganzen Abhandlung eigentlich keine rechte Haltung, keine strenge Consequenz ist; durch das ganze Raisonnement darin wird keine Überzeugung begründet, kein Feind vernichtet, kein Sieg gewonnen.

Das siebente Heft enthält unter den zwei ersten Nummern ein paar vortreffliche Arbeiten, die eine von K. *Karmarsch*: „Über das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit", die andere von F. *Bülau*: „Über den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht." Auch *Hammer-Purgstall* begegnet uns einige Male in dieser „Deutschen Vierteljahrsschrift". Die erste Arbeit von ihm steht im zweiten Hefte und gibt eine „Übersicht der Leistungen der konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren". Einiges daraus wollen wir an dieser Stelle noch mittheilen. Es sind in den letzten sieben

Digitized by Google

Jahren aus der kaiserlichen Druckerei folgende sieben größere Werke hervorgegangen. Erstens eine Sammlung der mathematischen Wissenschaften in vier dicken Quartbänden, von Chadschi Hafis Ishak Efendi, dem ersten Professor an der kaiserlichen Schule des Ingenieurs. Der erste Band enthält Arithmetik und Geometrie; der zweite die Algebra, die höhere Geometrie und die Lehre von dem Kegelschnitte; der dritte die Mechanik, Hydrautik, Optik; der vierte die Astronomie und die Anfangsgründe der Physik. Zweitens der Commentar zu der „Burda", d. h. zu dem berühmten Lodgedichte Bussiri's auf den Propheten, von dem dermaligen Mufti Mekkisade Mustafa Efendi, ein Quartant von 621 Seiten, ist durch seine prachtvolle Ausstattung eins der schönsten Werke aus der kaiserlichen Druckerei. Drittens die Geschichte der vier alten persischen Dynastien, die der Khalifen aus dem Hause Omeije und Abbas, die der Beni Ssoffar, Beni Saman in Chorasan, der Familie Sebuktegin's zu Ghasna, der Söhne Buje's in Iran, der Seldschuken, der Adassinnen, der persischen Atabege, der Chuaremschahe, der Fatimiten in Ägypten, der Beni Ejub, der Mamluken vom Nile und der tscherkessischen, der Dynastien aus der Familie Dschengiskhan's und Timur's und endlich der osmanischen Sultane. Viertens der Sammler gerichtlicher Aufsätze des Richters Dedbaghsade Nuuman Efendi; dieses Buch enthält einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß orientalischer Bibliographie.

Die drei letzten Werke sind Commentare zu den berühmtesten Werken dreier der größten persischen Dichter, als: 1) zum „Gülistan" (Rosenhain) Saadi's; das Buch ist ein Foliant im größten Format von 513 Seiten (der „Gülistan" ist durch die lateinische Übersetzung von Gentius, durch die englische von Roß und die französische von Semlet bekannt); 2) der Commentar zum „Beharistan" (Frühlingsgarten) Dschami's, ein Quartant von 607 Seiten, ist bisher nirgend im Ganzen übersetzt worden; die „Anthologia Persica" theilt Auszüge daraus mit; 3) der Commentar zum „Pendname" (Buch des Rathes) Attar's ist durch die Übersetzung und den Commentar von Silvestre de Sacy bekannt genug.

Die zweite Arbeit von Hammer-Purgstall ist in das siebente Heft aufgenommen unter dem Titel: „Über die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion." Der Verf. gibt darin sehr interessante Notizen über Kleidung, über den Putz der Männer und Weiber, über die Manieren des Essens und Trinkens, über das Heirathen und die Behandlung der Frauen, von der Pflege der Haare, des Bartes und der Nägel, von dem Gebrauche der Wohlgerüche, der Durchdüftung und der Einsalbung des Leibes, von dem Bade, von den Manieren des Schlafens und Wachens, von Krankheiten, Arzeneien, Heilungs- und Verwahrungsmitteln, von dem Umgange mit Verwandten und Bekannten, von den Pflichten gegen Sklaven und Sklavinnen, gegen Arme und Fremde, von den Manieren des Grußes, des Handschlages, der Umarmung, des Kusses, des Niesens, des Sitzens, des Aufstehens, des Briefschreibens, von dem Hause, dem Aus- und Eingehen, den Geräthen und Thüren, vom Reiten, Handel und Ackerbau, von der Behandlung der Thiere und zuletzt vom Reisen.

Ref. würde mit Vergnügen noch einige andere Abhandlungen aus dieser „Deutschen Vierteljahrsschrift" den Lesern d. Bl. vorgelegt haben, wenn er nicht hätte fürchten müssen, den vergönnten Raum zu überschreiten. 75.

Die Vorzeit. Herausgegeben von K. W. Justi. Zehntes Jahrgang. Marburg, Elwert. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Wenn die heilige Elisabeth nicht einst unserm verdienten Justi bis vor die Himmelsthüre entgegenkommt und ihn auf das zärtlichste — natürlich in allen Ehren! — umarmt, so ist sie die undankbarste Creatur von der Welt und lange noch nicht genug von Herrn Konrad von Marburg auf ihre Pflichten aufmerksam gemacht worden. Alte Liebe rostet nicht! Nachdem ihr Leben mehrfach und auf das gründlichste von Justi behandelt worden, wird noch immer an ihr und über sie in Ergänzungen und Nachträgen gesammelt, wovon dieser zehnte Jahrgang der rühmlich bekannten „Vorzeit" viele Belege enthält. Denn erstlich wird S. 1—69 ihre erstgeborne Tochter, eine Landgräfin von Hessen, die muthige Sophia geschildert (daß dies aus dem hessischen Standpunkte, nicht aus dem meißnischen geschieht, versteht sich hier von selbst), dann unter der Rubrik der kleinen historischen Merkwürdigkeiten noch etwas zur Geschichte der Reliquien der heiligen Elisabeth und S. 379 eine Sammlung kleiner Nachträge zur neuesten Auflage von Justi's Lebensbeschreibung seiner Heiligen mitgetheilt und in einer Note auf Montalembert's Werk über die Landgräfin oder duchesse (Paris 1836) Rücksicht genommen. Herr Gerber gibt, um das Lieblingsthema auch einmal zu variiren, eine Traumsage, betitelt: „Die Wallfahrt der heiligen Elisabeth", die sich recht hübsch liest und bei der man wieder viel träumen kann!

In naher geistiger und weltlicher Verwandtschaft mit Elisabeth steht die heilige Hedwig, vermählte Herzogin von Niederschlesien und Polen, aus dem Stamme der Herzoge von Dalmatien, Kroatien und Meran, eine Tante der heiligen Elisabeth. Einen chronologischen Irrthum (oder Druckfehler?) im Eingang abgerechnet liest sich dieser Aufsatz, mit v. Gersdorf unterzeichnet, recht gut und belehrend und ist eine achtenswerther Beitrag. Bei der kleinen Abhandlung des Hrn. Hof- und Regierungsraths Bucheim: „Aus welcher Classe — vom Adel oder aus der Kaufmannschaft? — waren diejenigen bremer und lübecker Bürger, welche 1190 die Stiftung des deutschen Ordens veranlaßten?" hätte Lappenberg noch benutzt werden können und wäre eine Untersuchung über das Geschlechterwesen in den deutschen Reichsstädten erwünscht gewesen, wenn sie auch vielleicht kein anderes Resultat als das jetzige gegeben hätte, daß sowol adelige als nichtadelige Bürger von Bremen und Lübeck Theil genommen haben.

Unter den Beiträgen aus fremder Feder ertheilt Ref. unbedenklich dem des Hof- und Garnisonpredigers wie auch Ministerialreferenten Dr. Piderit zu Kassel den Preis, der, seine akademographische Trilogie zu vervollständigen, nun auch S. 88—130 eine Geschichte der hessisch-schaumburgischen Universität Rinteln gibt, wie er in frühern Jahrgängen schon Marburg und Gießen besprochen hatte. Leider wurden bei einer allzu eifrigen Aufhebung der Ernestina 1809 durch die westfälische Zwischenherrschaft weder Acten, noch Album, noch die Decanatsregister gerettet, und daher mußte dieser Abriß desto mühsamer aus Dissertationen, Memorien und Gelehrtengeschichten compilirt werden. Sie war ein bescheidenes Haus, das, den Stürmen der Zeit preisgegeben, kaum seines Namens Gedächtniß gerettet hat und konnte 1721 nur einmal ihr Jubiläum feiern.

Digitized by Google

Gleich nach der Geburt dem Tode näher als dem Leben, verlor sie auch alsbald ihren edeln Stifter, Graf und Fürst Ernst von Schaumburg, und ging 1640 in hessischen Besitz über. Von ausgezeichneten Männern war höchstens der Italiener Amilius Portus, Ravius, Mollenbeck, Lohmeier im Anfang da. Rührend ist, wie man eine Bibliothek zusammenbettelte, nachdem man schon früher eine Bibliothekordnung (wie manche Staaten Chausseehäuser vor den Chausséen) hatte. In Folge des Restitutionsedicts setzte sich 1650 eine Schor Benedictiner in das kaum warm gewordene Nest, nannte sich Doctoren und Professoren und mishandelte die wirklichen. Die juristische Foenitat, als Spruchcollegium, condemnirte eine große Anzahl Hexen zum Scheiterhaufen, während der menschenfreundliche Jesuit Fr. Spee sein Werk gegen diese Hexenprocesse um dieselbe Zeit 1631 in Rinteln drucken ließ. Die Zahl der Studirenden ist wol nie über 150 gestiegen; die Einkünfte der Hochschule beliefen sich zuletzt auf etwa 12,000 Thlr., und von allen ihren Lehrern leben jetzt nur noch vier, darunter zwei als Professoren anderer Universitäten, wie Wegscheider in Halle. Einer Beschreibung der Burg Meinau bei Wetter vom Herausgeber ist eine der fünf Lithographien beigegeben, welche das Taschenbuch diesmal zieren. Dann kommen Beschreibungen einiger Epitaphien, des großen oldenburger Trinkhorns, des Spangenberge und Kleine, mitunter höchst ergötzliche, mitunter auch sehr lehrreiche historische Curiosa, mit deren Aufzählung wir nicht der Neugierde des Lesers vorgreifen wollen. 43.

Bibliographie.

Aebli, J. P., Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und ihr Zustand jenseits des Grabes. Eine Untersuchung für gebildete Leser in Briefen. Gr. 8. Zürich, Schulthess. 21 Gr.

Beneke, F. E., System der Metaphysik und Religionsphilosophie, aus den natürlichen Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1840. 2 Thlr. 16 Gr.

Bibliothek der ausgezeichnetsten polnischen Romane in deutschen Übersetzungen. 1—3. — Auch u. d. T.: *Michael Czajkowski's Kirdzali.* Deutsch von H. Scherbel. 3 Bändchen. Gr. 12. Lissa, Günther. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

Bode, G. H., Geschichte der Hellenischen Dichtkunst. 3ter Band. Dramatik. — Auch u. d. T.: Geschichte der Dramatischen Dichtkunst der Hellenen bis auf Alexandros den Grossen. 1ster Theil. Tragödien und Satyrspiele. Gr. 8. Leipzig, Köhler. 2 Thlr. 12 Gr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1840. Herausgegeben, in Verbindung mit Andern, von A. Knapp. Mit Kupfern. Gr. 12. Tübingen, Osiander. 2 Thlr.

Darstellung der Kriegsbegebenheiten in Dessau während der Jahre 1806—1815 von einem Augenzeugen. 8. Dessau, Ackermann. 12 Gr.

Diefenbach, Celtica II. — Versuch einer genealogischen Geschichte der Kelten. 1ste Abth. Gr. 8. Stuttgart, Imle u. Liesching. 1840. 2 Thlr. 6 Gr.

Eisenlohr, G. W., Christliche Lyra oder Gesänge zur Erbauung der Gemeinde des Herrn. 8. Freiburg, Herder. 12 Gr.

Geipke, E. F., Über die Anordnung der Erzählungen in den synoptischen Evangelien. Ein Sendschreiben an Herrn Professor Carl Lachmann. Gr. 8. Bern und St. Gallen, Huber u. Comp. 16 Gr.

Das Haus des Svend Dyring. Romantische Tragödie in vier Acten. Uebersetzt 1839. Gr. 12. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 12 Gr.

Homberg, A., Mythologie der Griechen und Römer, so aufgefaßt und dargestellt, wie es das Verständniß antiker Kunst und Dichtung erleichtert und den Geschmack daran befördert; mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen und ethischen Bedeutsamkeit der Mythen. Nebst einem Anhange über das ägyptische Mythensystem. Breit gr. 8. Leipzig, Barth. 3 Thlr.

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift herausgegeben von O. Marbach. Winter, 1839. Gr. 12. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 8 Gr.

Merkel, G., Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben. 1ster Band: aus Liefland. 8. Leipzig, Köhler. 2 Thlr.

Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. IV. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 8 Gr.

Raingauum, H., Geschichte der Erd- und Länderabbildungen der Alten, besonders der Griechen und Römer. 1ster Theil. Einleitung und die Zeit bis auf Herodot. Gr. 8. Jena, Mauke. 1 Thlr. 6 Gr.

(Robertson.) Dr. Francia, Dictator von Paraguay, geschildert während eines vierjährigen Aufenthalts in dieser Republik, nebst den nöthigen Erläuterungen über die südamerikanische Revolution. Von J. P. und W. P. Robertson. Aus dem Englischen von Le Petit. 3 Bände. Mit 1 Karte und 1 Abbildung. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 4 Thlr.

St. Roche. Von der Verfasserin von Godwie-Castle. 3 Theile. 8. Breslau, Max u. Comp. 4 Thlr. 18 Gr.

Schütt, A., Ischora oder die Eroberung Jerusalems. Romantisch-historische Erzählung. Mit 1 Karte der Umgebung Jerusalems. Gr. 12. Freiburg im Br., Wagner. 1840. 21 Gr.

(Sophokles.) Des Sophokles Tragödien in deutscher Prosa. Von einem Vereine Gelehrter. 8. Erfurt, Hillenberg. 1840. 1 Thlr.

Theodor's Briefe und Ego-Heft. Rio de Janeiro 1832—1834. 8. Hamburg, Meißner. 1 Thlr.

Tieck's, L., gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. 9tes Bdchn. Der Schutzgeist. Die Klausenburg. — 10tes Bdchn. Abendgespräche. Wunderlichkeiten. Die Glocke von Aragon. 8. Breslau, Max u. Comp. 2 Thlr. 12 Gr.

Ueber den neuesten Stand der Kölner Wirren. Aus dem Portfolio eines pensionirten Hauptmanns der päpstlichen Schweizergarde in Rom. Geschrieben an einen seiner Freunde in der Schweiz zu Anfang des Jahres 1839. Mit späteren Noten eines dritten, des Herausgebers. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 4 Gr.

Ueber Vermittelung in Hannover. Gr. 8. Aarau, Christen. 4 Gr.

Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1840 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. 17tes Bändchen. Gr. 12. Dresden und Leipzig, Arnold. 1840. 1 Thlr.

Wagner, J. J., Dichterschule. Gr. 8. Ulm, Stettin. 1840. 2 Thlr.

Werner's, Z., ausgewählte Schriften. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Einzig rechtmäßige Original-Gesammtausgabe in 12 Bänden. 1ster, 2ter Band. — Auch u. d. T.: Z. Werner's poetische Werke. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von J. Baron von Zedlitz. 1ster Band. Gedichte bis zum Jahre 1810. — 2ter Band. Gedichte vom Jahre 1810 bis 1823. 8. Grimmo, Verlags-Comptoir. 1840. 1ster bis 3ter Bd. 1 Thlr.

Des Zürchervolkes Kampf und Sieg für seinen Christenglauben. Februar bis September des Jahres 1839. Gr. 8. Zürich, Schulthess. 9 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 347. — 13. December 1839.

Die Taschenbücher für 1840.

Dritter Artikel.*)

7. Iris. Herausgegeben von Johann Graf Mailáth und S. Saphir.

Die östreichischen Taschenbücher erster Qualität zeichnen sich im Allgemeinen durch gute Kupfer und einzelne schöne Gedichte aus; die Erzählungen sind in der Regel trivial und sentimental und bewegen sich meist in der Sphäre vergangener Jahrhunderte, weil für Das, was früher in der Welt und in Östreich geschehen ist, der Verfasser natürlich nicht zur Verantwortung gezogen werden kann. In Ermangelung eines Bessern blüht die gewöhnliche Taschenbuchsliteratur in Östreich ungemein stark, und man muß dort um so mehr auf eine elegante Ausstattung halten, da der Inhalt oft so äußerst dürftig ist. „Iris" verleugnet ihren östreichischen Ursprung nicht. Sie war eigentlich ein Werk der Humanität, indem der Ertrag für die durch Überschwemmung verunglückten Pesther bestimmt war. Inzwischen waren so viele Beiträge eingelaufen, daß die Herausgeber sich ermuthigt fühlten, daraus ein jährlich erscheinendes Taschenbuch zu machen, und so trat „Iris" um ein Jahr später als anfangs bestimmt in die literarische Welt, wo sie einen bescheidenen Platz einnehmen mag. Die Ausstattung ist glänzend, die sechs Kupfer fast alle trefflich in Stahl gestochen von Mahlknecht, Bogner, Mayer Karoly. In dem Zeichner Rajy Barabás, wahrscheinlich einem Ungar, der zu zu vier Stahlstichen Erfindung und Zeichnung lieferte, erkennen wir ein neues Talent, welches nicht blos Portraits, wie das der Gräfin Crescence Széchényi, lebendig wiederzugeben weiß, sondern auch in Genrebildern höchst naturwahr und voller Leben sich bewährt und charakteristische Eigenthümlichkeit höher zu stellen scheint als die bloße Glätte pikanter Schönheit, wonach sonst die Zeichner von Taschenbuchsbildern auf Kosten der natürlichen Wahrheit so überaus lüstern sind. Zu diesen wirklich trefflichen Genrebildern gehört besonders die Zigeunerfamilie und ein anderes Bild mit der Bezeichnung: „Der Sonntagsstrauß." Die anziehendste Partie im Texte bilden die lyrischen Beiträge östreichischer Dichter. Die Lyrik in Östreich gestaltet sich überhaupt voller Natürlichkeit und Wärme; nur daß sich hier und da zu viel Sentimentalität einmischt. Leicht möglich, daß die deutsche Dichtkunst überhaupt im Süden Deutschlands, wo die Minnesänger und Meistersänger blühten, wo die neue schwäbische Schule sich festsetzte und von wo Goethe, Wieland und Schiller zu uns herüberkamen, früher oder später einen unerwarteten Aufschwung nimmt und unserer Literatur eine ganz neue Richtung gibt. Der Norden hat sich so in kritische, sociale und philosophische Spinngewebe verstrickt, daß seine Dichter höchstens noch Grillen zu fangen im Stande sind; der Süden bietet durchaus im Volke wie in der Natur eine compactere Basis von dichterischen Elementen. Die Entwickelungen des kernhaften Süddeutschlands sind noch nicht abgelaufen, Baiern wird sich noch regen und in Östreich regt es sich schon. In Süddeutschland ist auch allein die Gewähr gegeben, daß die Poesie, wie sie soll, zu Fleisch und Blut des Volkes wird und nicht blos Eigenthum der Gelehrten, Grafen und Freiherren bleibt. Natur, Einfachheit, Unschuld, Treuherzigkeit, frische und unverblümte Auffassung des gegenständlichen Lebens sind die Elemente, welche uns in den süddeutschen Lyrikern entgegentreten; Elemente, ohne welche die Dichtkunst mehr oder weniger immer eine Fratze und Caricatur sein wird. Für jetzt sind die östreichischen Lyriker noch zu ausschließlich lyrisch, auch zu weichlich, sie spielen mit ihren Empfindungen zu viel. Dies kann man auch von vielen in der „Iris" mitgetheilten Gedichten sagen. Man findet hier Gedichte und Balladen von L. A. Frankl, J. N. Vogl, J. G. Seidl, dem Fürsten Fr. von Schwarzenberg, Treumund u. A. Der Freiherr von Fenchtersleben lieferte einige treffende Epigramme, worin er die abstract-kritische Richtung der Literatur geißelt; Passy ein wahr und tief gefühltes Gedicht: „An den verkannten Dichter."

Halm's „Lustige Hochzeitslieder" sind gerade nicht lustig; sie könnten ebenso gut von Heine herrühren, nur daß Heine dergleichen pikante Späßchen besser macht. In einem dieser Lieder ist der Gedankengang dieser: Du, meine Geliebte, wirst mich bald vergessen und heirathen, wir werden uns erst in später Zeit wiedersehen und, in Runzeln und grauem Haar, uns kaum wiedererkennen.

Da werd' ich zierlich sprechen:
„Wie geht es dem lieben Mann?"
Und du wirst höflich knixen:
„Nun wie es eben kann."

*) Vgl. den ersten und zweiten Art. in Nr. 269, 270, 313 u. 314 d. Bl. D. Red.

Nach einigen Versen ähnlichen Charakters schließt das Gedicht:

So wird sich friedlich enden
Die ganze Liebesnoth! —
Es müßte sein, ich schösse
Mich etwa früher todt.

Der größte Fehler an Heine's Talent war der, daß es zu viele Nachahmer gefunden hat. Mißfallen hat uns auch die metrische Correspondenz zwischen dem Herrn von Hammer-Purgstall und F. Gräffer, worin die übergehorsamste Schmeichelei gegen den Erstern doch aufs höchste getrieben ist. Wie konnte Hr. v. Hammer erlauben, daß eine so intime Correspondenz zum Druck befördert werden durfte? Freiherr von Zedlitz feiert die Virtuosen Liszt und Thalberg in einigen Hexametern, vergleicht Liszt mit Byron und behauptet, Thalberg stehe höher als Goethe, denn er sei die Natur selbst. Ist es möglich? Ein bloßer Claviervirtuose mehr als Goethe? Reicht es nicht hin, daß jetzt die Virtuosität überall höher gefeiert wird als das schöpferische Genie? Muß sich noch ein anerkannter Dichter dazu herabwürdigen, in den Lobphrasenton der wiener Journalisten einzustimmen und es nicht blos wagen, Thalberg mit Goethe nur zu vergleichen, nein, ihn sogar höher zu stellen? Wir glaubten bisher, daß Zedlitz mehr Dichter als Wiener sei, jetzt erkennen wir, daß er ein Wiener wie alle Wiener, wenn er nicht gar mehr Wiener als Dichter ist. Grillparzer theilt eine Scene aus seinem Lustspiele: „Weh Dem, der lügt!" mit und Ch. Kuffner ein Fragment aus seinem dramatischen Gedichte: „Ahasver der Ruhelose" unter der Überschrift: „Zeit und Tod." Mit der Zeit und dem Tode wird nämlich hier Ahasver konfrontirt. Diese Erfindung hat etwas Großartiges und die Ausführung entspricht hier und da der Größe der Erfindung; so wenn Ahasver die Zeit anredet: „Mir bist du nicht!" und die Zeit antwortet: „Zur Strafe schon' ich dich", und Ahasver sogleich sich zum Tode wendet und ausrufe: „Ich trotze dir!" und der Tod erwidert: „Zur Strafe meid' ich dich"; auch wie der Tod seine Functionen ausübt, durch die Schlachtreihen stürzt, um die Krieger zum gegenseitigen Morde aufzuhetzen, oder zwei Kinder anhaucht, welche sogleich erbleichen, sich umschlingen, sinken und wie welke Blumen am Boden liegen. Die sprachliche Haltung des Gedichts hat etwas Monotones und seine Größe beruht eben nur in der Allegorie, nicht in der eigentlichen Gestaltung. Im Ganzen lieben wir diese formlosen Stoffe nicht, so sehr sie zur Sache der Mode geworden sind. Jeder, der kein gedrungenes Kunstwerk zu schaffen im Stande ist, stürzt sich in diese labyrinthischen Sujets, um sich selbst darin zu verlieren, und schreibt einen Faust oder einen Ahasver. Leider aber sind diese Gegenstände meist größer als ihre Bearbeiter; es ist die Eitelkeit unserer jungen Talente, welche alle einen Goethe oder Byron in sich fühlen, die sie antreibt, solcher kolossalen Stoffe wie Faust und Ahasver Meister zu werden. Diese Herren aber überschätzen sich sammt und sonders, und ihre eigene Zwergengestalt sticht gegen die Größe der gewählten Gegenstände doppelt unerfreulich ab. Man suche erst im kleinsten Kerne die größte Kraft zu sammeln, das allein kann helfen. Ahasver hat namentlich etwas Unumfaßbares, selbst kaum etwas Anfaßbares; Alle, die ihn bearbeiten wollen, werden nur mehr oder weniger Variationen auf das bekannte Gedicht Schubart's über Ahasver liefern, ohne das Thema zu erschöpfen. Ein Ahasver läßt sich auch kaum schreiben, ohne daß der Bearbeiter eine Art humoristischer Lebensanschauung besitzt; wo aber finden wir bei unsern düstern, rein lyrischen, überschwänglich phrasenreichen jungen Talenten, die nicht von Gedanken, sondern von Bildern strotzen, nur eine Spur von humoristischer Lebensauffassung? Da ist gar kein Biut, keine Gestalt, Alles nur Nebel und Unform. Selbst Goethe gab es auf, einen Ahasver zu schreiben; und was sind wir gegen Goethe? Oder wollt ihr denn wirklich größer sein als er? Die novellistischen Mittheilungen in der „Iris" sind im Ganzen unbedeutend, wenn auch zum Theil lesbar im gewöhnlichen Sinne; interessanter, obgleich ziemlich trocken abgefaßt, sind einige historische Portraits: „Johann Kemény, Fürst von Siebenbürgen", von Benigni von Mildenberg und „Helena Zrinyi", von Johann Grafen Mailáth.

8. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von J. F. Castelli.

Hiermit feiert dieses wiener Toilettenproduct den achtzehnten Jahrgang. In Stahlstichen finden wir diesmal die Gewässer Östreichs: Adria, Donau, Traun, March, Enns, Inn, durch hübsche Frauengestalten, letztere vier besonders charakteristisch, nationell und liebreizend, repräsentirt. Die Erzählungen sind meist Mittelgut, eine derselben: „Selbstverklagung", von Straube, ist sogar schlecht zu nennen und schwillt von Unnatur und Unbehülflichkeit, auch im Style, über. Die Novelle: „Des Thürmers Kind", von Mathilde Feidern-Roif, bezeugt einiges Talent für Auffassung und Darstellung herber, selbst wilder Situationen, was man von einem weiblichen Verfasser nicht erwarten sollte. Meynert's Erzählung: „Der Narr von Dohna", erregt einige Spannung und ist lesbar. Castelli's sogenanntes psychologisches Gemälde: „Die Kokette", trägt modern französische Färbung. Eine Skizze aus Molière's Tagen, von Heimina von Chezy, dürfte noch das Inhaltreichste sein, obgleich gerade sie die Taschenduchsleser nicht befriedigen wird. Außerdem finden wir einen kleinen Vorrath von Gedichten, die größtentheils von östreichischen Poeten herrühren, meist einfache Naturlaute. Unter den Balladen führt Vogl's „Nächt'ger Reiter zu Prag" des alten Bürger's unendlich großartigere Ballade „Lenore" auf ihre einfachsten Elemente zurück.

9. Vergißmeinnicht. Herausgegeben von C. Spindler.

Die Kupfer, nach Fellner und Führich von Schuler und Beyer gestochen, stellen Scenen aus frühern Erzählungen Spindler's und aus seinem Drama „Hans Waldmann" dar, welches in den beigegebenen Kupfererklärungen eine „großartige Skizze, die der Meister nur so hingeworfen zu haben scheint", genannt wird. Das Titelkupfer, mit der Unterschrift: Vreneli, gehört zu einer Erzählung:

Digitized by Google

„Die Engelsehe", welche für vorliegenden Jahrgang des Taschenbuchs bestimmt war, aber aus verschiedenen Gründen für den nächstkünftigen Jahrgang zurückgelegt wurde. In den drei im gegenwärtigen Jahrgange mitgetheilten Spindler'schen Erzählungen erkennt man jene gewandte Erzählungsmanier, jenes überraschend frische Colorit, jene sprudelnde Erfindungskraft, die man von Spindler gewohnt ist, auch wol einzelne psychologische Streiflichter, aber doch nirgend eigentliche psychologische Entwickelung; wir thun einen Blick in das volle Leben hinein, aber nicht in seine Tiefen. Doch sind die Charaktere überall vortrefflich gehalten und scharf markirt. Die erste Erzählung: „Der alte Ordelaffe (eigentlich bei Oedelaffi) und sein Weib", tritt als Reisebuch eines Deutschen von Adel aus der Ritterschaft des Hegäu auf, spielt in den Jahren 1353—59 in Italien während der von Cola Rienzi erregten Wirren und ist mit bewundernswerther Treue in dem naiv reizenden Style der Chroniken von ehemals durchgeführt. Die wackerste Zeichnung ist das unliebenswürdige Portrait des Cola Rienzi, der hier, jedenfalls nach historischen Angaben, mehr als Despot und Schwelger, nicht als der schmucke Freiheitsheld auftritt, wie sich unsere in Freiheitsidealen schwelgende Jugend ihn denken mag. „Der Überall" spannt die Neugier allerdings, aber diese Spannung beruht mehr auf der fast allzu künstlichen Durchführung als auf den Geheimnissen des Thatbestandes selbst, weshalb der Schluß ziemlich kalt läßt. Am trefflichsten bewährt sich Spindler's Talent in der dritten Novelle: „Steckelburger's Reise nach London." Der Stoff ist äußerst einfach, um so mehr zeigt sich des Verfassers Talent, da wir eigentlich nur durch die Charakteristik eines strasburger Spießbürgers, seiner wackern Ehehälfte und zweier derben, keck naiven Töchter festgehalten werden. Der Verf. bewirkt hier durch seine Handhabung des strasburger Dialekts Wunderdinge. Gedankentiefe darf man auch hier nicht suchen, die ist Spindler's Sache nie gewesen, aber eine große Fülle gegenständlichen Lebens und eine Komik der echten Art, wie sie gegenwärtig auf unserer Bühne nicht angetroffen wird.

10. Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen von C. von Wachsmann.

Die Stahlstiche stellen eine Reihe von sechs mehr oder minder hübschen Frauengesichtern dar, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Nasenpartie meist zu lang gerathen ist. Man sollte fast meinen, daß das Publicum mit diesem Genre weiblicher Taschenbuchsschönheiten übersättigt sein müsse; aber man weiß auch, daß das Lesepublicum so gut wie die Kirche einen großen Magen hat. Was die Wachsmann'schen Novellen betrifft, so gehören sie zu des Verf. bessern Arbeiten. Wachsmann wird sein Ideal, mit den ausgebildetern Unterhaltungsschriftstellern zu concurriren, nächstens erreicht haben, obgleich er die ursprüngliche Frische des Spindler'schen Talents nie erreichen wird, da sie ihm eben von Hause aus fehlt. Trotzdem erhebt sich der Verf. schon weit über den großen Haufen der gewöhnlichen Taschenbuchsnovellisten, und da er wirklich in jüngster Zeit Fortschritte gemacht hat, so ist es recht, daß man ihn mit einer größern Elle mißt, als der Kritik früher möglich war. Herr v. Wachsmann gehört eben zu der Reihe derjenigen Talente, welche durch Ausdauer und guten Willen Vieles durchsetzen können, was einem Talente wie Spindler von selbst zufließt. Die von Wachsmann geschilderten Charaktere haben nicht das Pralle und Lebendige der Spindler'schen, aber sie sind fleißig und bis zu einem gewissen Grade von Lebhaftigkeit und Lebensanschaulichkeit ausgearbeitet. Gedankenreihen gibt Wachsmann ebenso wenig als Spindler, kaum die psychologischen Schlaglichter, die Spindler hier und da seinem natürlichen Instincte zufolge über die Charaktere zu werfen weiß; dagegen legt Wachsmann mehr an und arbeitet mehr aus, er sucht nicht gleich anfangs zu frappiren, aber er weiß seinen Leser allmälig zu gewinnen, er ist ökonomischer als Spindler, was er auch nothgedrungen sein muß, da er nicht so viel wie Spindler besitzt, um mit vollen Händen zu vergeuden. Die erste Novelle: „Sampiero de Ornano", schließt so frappant und effektreich, daß diese Situationen für einen französischen Dramendichter wie erfunden zu sein scheinen. Die erste Hälfte ist bis auf Weniges überflüssig, einige Figuren fallen ganz ab, und durchaus unpsychologisch ist es, daß Sampiero de Ornano in dieser ersten Abtheilung, welche den Titel: „Das Horoskop", trägt, als ein ganz anderer Mensch erscheint, jovial und heiter, während er zuletzt als der brutalste Wütherich auftritt. In der ersten Abtheilung geht auch das Räderwerk der Liebe viel zu rasch, und die Corsen, die hier geschildert werden, sind keine Nationalcorsen, sondern eben ganz gemüthliche deutsche Taschenbuchsfiguren aus dem jetzigen Jahrhundert. Die zweite Novelle: „Der Mulatte", hat einige interessante Charaktere, übereilt sich aber zuletzt viel zu hastig, während sie anfangs in bequeme Breite hinschlendert; die Naturschilderungen sind im Ganzen ansprechend, gehören aber in dieser Ausdehnung mehr in ein Reisejournal als eine Novelle. Am präcisesten sind die beiden letzten Novellen: „Der todte Kämpfer" und „Der Schatz", gearbeitet, beide spannend gehalten und von guter Charakteristik. Jakob VI. in der letztern ist wirklich eine wacker gearbeitete und markirt hervortretende Figur.

11. Rosen und Vergißmeinnicht.

Die Kupfer sind meist Nachbildungen bekannter Gemälde und der Stich nicht immer gelungen, was man besonders von dem Bilde mit der Unterschrift: „Die Canzone" sagen kann. Ein anderes Bild nach Corbaux soll eine Hindudirne darstellen, repräsentirt aber nur eine kokette Europäerin, an der irgend ein nationelles Merkmal nicht zu finden ist. Die Kupfer sind von R. Heller in recht fließenden Versen gut erklärt. Den novellistischen Text beginnt „Tycho Brahé", ein Stillleben von Ludwig Storch, worin sich das bekannte Erzählertalent des Verf. ebenso wenig wie eine gewisse Vorliebe für den gewählten Gegenstand, der mit Sauberkeit ausgemalt ist, verkennen läßt. Tycho Brahe selbst ist gut gehalten. Stylistische Überschwänglichkeiten finden sich viele; so heißt es z. B.:

An Elisabeth's frommem Engelherzen wuchsen beim Anblick seines freundlichen Schaffens, beim gewissenhaften eifrigen Ver-

walten des Tempeldienstes der Freundschaft und Liebe auch die Engelsschwingen, wurden größer und stärker, spielten bald in allen Morgen- und Abendroth- und in den Regenbogenfarben und troffen vom Thaue der Hoffnung, des Glaubens, der Liebe. Und nicht lange mehr, und sie waren ausgewachsen und trugen das reine edle Jungfrauenherz in alle Sonnenfernen der Zukunft, um sich als emsige Weltbiene aus den dort blühenden Wunderblumen den labenden und heilenden Balsam für die Schmerzen der Gegenwart zu holen.

Wie viel schöne Worte, um einen ganz einfachen Gedanken unkenntlich und ungenießbar zu machen! Einfacher stylisirt ist R. Heller's Novelle: „Der Matrose von der Cornelia", worin ein recht wackeres Talent für die Erzählung, auch für die Charakteristik wahrzunehmen ist. Heller hat, wie man es nennt, Zeug genug dazu, um ein beliebter Unterhaltungsschriftsteller zu sein oder zu werden. Die Erzählung wird um so beifälliger aufgenommen werden, da sie criminalistischen Inhalts ist, was seit „Eugen Aram" in die Zeit schlägt. Spannend ist sie genug, aber mit einer kleinen Versetzung hätte sie leicht noch spannender gemacht werden können. Nämlich so: Anastasio, Matrose vom Schiffe Cornelia, hat einem Kaufmanne auf Korfu für den Verrath, den dieser an Anastasio's Vater begangen und dadurch Letzteem den Untergang bereitet hat, den Tod geschworen. Er begibt sich eine Nacht an das Land, um seine That auszuführen, hat aber vorher mit einer jungen Engländerin ein Rendezvous, die seine Absicht kennt und, da sie sich für den jungen Griechen interessirt, ihn von seinem Vorhaben abmahnen will, was ihr auch gelingt. In derselben Nacht wird besagter Kaufmann wirklich von anderer Hand ermordet, Anastasio aber, der die Nacht über bei dem Rendezvous zugebracht und außerdem seine Absicht schon früher ausgesprochen hat, als Mörder festgenommen. Warum muß der Leser schon vorher von dem Rendezvous in Kenntniß gesetzt werden und von der Unschuld Anastasio's schon bei seiner Verhaftung überzeugt sein? Das Alibi konnte auch für den Leser noch bis gegen das Ende, wo das Leben des jungen Matrosen auf dem Spiele steht, recht gut verdeckt werden. Robert Heller ist zu deutsch gutmüthig, um jenes Folterspstem hier in Anwendung zu bringen, was sich ein französischer Erzähler nicht würde haben entgehen lassen. Eine Erzählung von W. Müller: „Paul und Natalie", bildet den Schluß des Taschenbuchs, häuft aber zu viele Greuel übereinander, ohne doch hinlänglich zu spannen und trotz des befriedigenden Schlusses recht zu befriedigen. Es ist merkwürdig, daß manche Schriftsteller, wie W. Müller und E. Scävola, mitten in dem ewigen Frieden, in dem wir leben, so im Boden der Zeit nach blutigen Greueln scharren; aber Müller ist weniger cynisch, milder, weichherziger, obgleich sein eigentlicher Boden der national-russische ist, die Steppe, das russische Wirthshaus mit seinen originellen Gästen. In dieser Volkssphäre hat W. Müller Treffliches geleistet, was Anerkennung verdient.*) 164.

*) Den vierten und letzten Artikel lassen wir bald folgen. D. Red.

Luther als Kanzelredner.

Audin's Werk: „Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de Martin Luther", enthält folgende Phrase über Luther als Kanzelredner. „Luther", sagt er, „ist der große Kanzelredner der Reformation. Er hatte fast alle Gaben, die den Redner bezeichnen: ihm stand eine Einbildungskraft zu Gebote, die ebenso fähig war, Eindrücke zu empfangen als hervorzubringen, seine Stimme war ebenso hell wie weit schallend, sein Auge voll Feuer, sein Kopf aatik(?), seine Brust breit, seine Hände von seltener Schönheit, seine Gesticulation lebendig und reich. Er vernachlässigte sein Äußeres keineswegs; sein Priesterrock war von ausgesuchter Nettigkeit und bis zum Hals zugeknöpft; seine Haare, nach hinten gestrichen, fielen in schwarzen Wellen auf seine Schultern. Seine Zähne erhielt er mit außerordentlicher Sorgfalt weiß bis an das Ende seiner Tage. Der Gedanke erzeugte bei ihm das Wort; wie der Gedanke war, groß oder gemeinverständlich, so war der Ausdruck, edel oder vertraulich. Wie er für das Volk redete, so lebte er mit dem Volke, denn er wußte, daß jede dauerhafte Revolution aus der Masse hervorgeht; daher hatte er von den verschiedenen Handwerken eine technische Ausdrucksweise entlehnt, welche die Menge ergriff, und von dem altdeutschen Idiom der Handwerker eine Masse von Bezeichnungen, die von einer verführerischen Naivetät waren. So war er Rabelais und Montaigne zu gleicher Zeit; Rabelais mit den drolligen Sprüngen seines Styls, Montaigne mit seiner Kunst zu ciseliren und sauber auszuarbeiten. Wenn Luther auf die Kanzel stieg, so erhob sich ein drohendes Gespenst vor seinen Blicken, das Bild des Papstes, wie vor den Augen Macbeth's der Schatten des Banquo. Diese unaufhörlichen Visionen führten ihm eine Fülle wundervoller Bilder zu, vor denen aller Glanz der antiken Redekunst hinschwindet; er ist David, der Gott gegen seine Feinde aufruft, er ist Jeremias, der über Jerusalem wehklagt; er ist Jesaias, welcher die Zukunft verkündet." So und nicht anders mußte Audin den großen Reformator auffassen, wenn er ihn den Franzosen verständlich und werth machen wollte; zu einem guten französischen Kanzelredner gehört auch ein nettes Exterieur, eine zierliche Erscheinung, eine sorgfältige Kleidung, daher dies Signalement, womit Audin den Geschilderten als Kanzelredner kenntlich und bemerklich macht. Da ein Franzose außerdem Luther's Lebensgeschichte und sein Verhältniß zur Katharina von Bora in einen Roman verarbeitet hat, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die große deutsche Reformation allmälig auch in Frankreich populair werden wird. 103.

Notizen.

Nicht lange, so wird die Geschichte der mohammedanischen Dynastien in Spanien nach der Übersetzung des Sñor P. de Gayongos aus dem Arabischen erscheinen. Das Werk umfaßt die Begebenheiten von neun Jahrhunderten, von der ersten Ankunft (710) bis zur endlichen Vertreibung der Moriscos und enthält für Sitten, Bildung und Literatur der westlichen Araber die schätzbarsten Nachrichten.

Die spanische Regierung hat, nachdem von einem Bauer an der Stelle des alten, auf dem rechten Ufer des Guadalquivir, etwa 1¼ Meile von Sevilla gelegenen Italica ein Mosaikpflaster aufgepflügt worden ist, in der Gegend jener verschwundenen Stadt, die einst den Kaisern Hadrian, Trajan und Theodosius das Leben gab, Nachgrabungen anstellen lassen.

Zu Jassy hat sich eine Gesellschaft junger Frauenzimmer die Übersetzung classischer Werke aus fremden Sprachen in die moldauische zur Aufgabe gemacht. Mehre Übersetzungen sind bereits gedruckt worden. Fürst Sturdza, der Hospodar, von dem die Literatur stets begünstigt worden ist, hat einigen Übersetzerinnen goldene und silberne Medaillen gegeben. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 348. — 14. December 1839.

Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaenslandes in den Jahren 1826—36.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Das südliche Ende Amerikas umfaßt die vom 40. bis 53. Grade der Breite gelegenen, von drei Meeren begrenzten Länder und gestattet keine allgemeine Schilderung, indem die Verschiedenheit zwischen dem östlichen und westlichen Theile, zwischen den Ebenen im Norden und den schroffen Inseln des Südens kaum größer sein kann. Ein Blick auf die höchst wahrscheinliche Entstehungsgeschichte dieses Landes erklärt die Ungleichheit seiner Bestandtheile. Die gewaltige Kette der Anden verlängert sich bis an das äußerste Ende des Welttheils. Sie stellt sich nicht als die ununterbrochene Riesenmauer dar, welche weiter im Norden ein meistens dürres Küstenland von den ewig grünen Urwäldern des Innern sondert und fast überall mehre Tausend Fuß über die Grenze des nieschmelzenden Schnees hinausragt, vielmehr verliert sie mit großer Schnelligkeit an Höhe und gleicht in dieser Hinsicht, so weit sie Patagonien angehört, kaum dem Jura. Ihr geologisches Verhalten bleibt überall dasselbe und beweist, daß der ungeheuere Erdriß auf einmal entstanden sein müsse, aus welchem in den ältesten Zeiten Massen von Porphyr, Granit und anderm Urgebirg durch die Gewalt des Feuers hervorgetrieben wurden, um die längste Gebirgskette der Welt zu bilden. Das schaffende Element hat sich aber durch Kraftäußerungen von solcher Größe nicht erschöpft; denn wenn auch vollkommene Zernichtung des bereits Geschaffenen nicht wieder vorgekommen ist, so sind doch theilweise, aber sehr große Veränderungen der Oberfläche die Folgen des bald mit periodischer Heftigkeit ausbrechenden, bald gleichförmig fortwirkenden vulkanischen Feuers gewesen. Neben zahlreichen, jetzt scheinbar erloschenen Kratern stehen besonders im Norden, da wo Patagonien an Chile grenzt, fünf sehr großartige Vulkane, deren Ausbrüche in der Entfernung von zwanzig geographischen Meilen mit äußerster Deutlichkeit bemerkbar sind. Einen Beweis der durch sie entwickelten Kraft liefert der Umfang der heraufgeschleuderten Felsmassen, die man mehr als zwanzig Meilen entfernt als schwarze, steigende und fallende Punkte in der ungeheuern Feuersäule unterschied. Das Erdbeben, welches 1835 einen großen Theil von Chile verwüstete, wurde so weit nach Süden gefühlt, und zwar mit einem so gleichzeitigen Ausbruche aller Feuerberge der Andenkette und mit Eruptionen mitten im Ocean verbunden, daß man den Flächeninhalt des auf einmal durch unterirdische Kräfte in Bewegung gesetzten Landes auf nicht weniger als 28,000 Quadratmeilen schätzen muß. Bedenkt man die Menge der Krater, die in demselben Augenblicke Laven ergossen, so wird man auf die furchtbare Schlußfolge geführt, daß ein See, fast doppelt so groß als das schwarze Meer, aber mit geschmolzenen Stoffen erfüllt, in geringer Tiefe unter der Erdrinde liege, welche jetzt Chile und Patagonien ausmacht. Für den Geologen ist die Cordillera der Anden mit ihren Vulkanen und dem schmalen Küstenstreife im Westen, der fast nie aufhört unter den Stößen zu erzittern, welche seine Erhebung über das Meer begleiten, ein geheiligter Grund, denn nirgend bietet sich Gelegenheit, den Kampf verschiedener Naturkräfte zur Bildung oder Zerstörung der Oberfläche in ähnlicher Großartigkeit zu beobachten. Während an der Westküste die vulkanischen Kräfte sich scheinbar umsonst anstrengen, um den außerordentlich tiefen Ocean aus seinem Besitz zu vertreiben, und den Boden nur langsam emporzuheben vermögen, zeigt ihr östlicher Abhang die deutlichsten Spuren eines vor geraumer Zeit errungenen Sieges, der aber nicht auf einmal erkämpft wurde, sondern mit langen Perioden wechselte, in welchen das Meer von neuem über das in seinen Schoos zurücksinkende Land dahinflutete. Von dem Fuße der Cordillera bis an das atlantische Meer fällt das Land in völlig horizontalen Terrassen von so außerordentlicher Regelmäßigkeit ab, daß man den Rand einer jeden viele Tagereisen weit verfolgen kann, ohne das Ende oder nur eine Lücke zu finden. Von der höchsten, dem Gebirge am meisten genäherten bis zu der untersten, an welcher noch jetzt das Meer sich bricht, zeigen alle dieselbe Beschaffenheit, dieselben schroffen Wände mit deutlichen Zügen, daß sie einst den Wogen ausgesetzt gewesen sind, bis die nächste tiefere Stufe, emporgehoben durch unterirdische Kraft, sie dieser Einwirkung entzog. Mächtige Wasserergießungen von den Anden herab, vielleicht auch kolossale Meereswellen von mehren Tausend Fuß Höhe, Folgen des aufgehobenen Gleichgewichts, die, wenn auch

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 325—328 d. Bl.
D. Red.

Digitized by Google

in geringerem Maße, noch jetzt die furchtbarsten Phänomene bei vulkanischen Erschütterungen von Küstenländern sind, haben von den Seiten der schroff anstrebenden Urgebirgskette große Trümmerhaufen abgerissen und über das Land verbreitet. Von der Straße des Magalhaens bis an den Rio colorado ruht eine Schicht von Geröll, die selten weniger als 50 Fuß im Durchmesser hat, auf horizontalen Lagen von Seesand, submarinen Laven und tertiairen Gebilden. Vielleicht hat keine andere Erdgegend eine gleich ausgedehnte mit unfruchtbaren Gestein überschüttete Fläche aufzuweisen, die nur da unterbrochen ist, wo in der Nähe der Anden unübersehliche Gefilde von Lava oder uralten Basalten von einer Mächtigkeit von mehr als 1000 Fuß sich ausbreiten. Der westliche Abhang der Cordillera ist außerordentlich schroff; der Fuß der mit Schnee bedeckten Berge wird vom Meerwasser bespült, und die labyrinthischen Thäler und Schluchten der Kette stellen ebenso viele Sunde dar, die bis auf unsere Zeiten von keinem civilisirten Menschen besucht worden waren. Die Vorberge sind nicht mit dem Hauptzuge selbst verbunden, sondern bilden die verwickeltsten Archipele, die durch zahllose Kanäle getrennt, durch verborgene Klippen, gewaltige Strömungen und ueplötzlich eintretende Stürme dem gewöhnlichen Seefahrer fast unzugänglich werden. Nur an einem Orte steht die Küste des Festlandes in Berührung mit dem offenen Meere. Dieselbe Zerrissenheit bezeichnet auch das Feuerland, wo die rasch zunehmende Rauheit des Klimas, die fast nie endenden Stürme hinzutreten, um den civilisirten Menschen den Aufenthalt auf längere Zeit unerträglich zu machen. Mancher vortreffliche Hafen öffnet sich indessen in jenen unwirthlichen Regionen dem Seefahrer; aber nur in wenigen erscheint gelegentlich ein Segel, denn höchstens können Robbenjäger sich veranlaßt finden zu ankern, wo jedes andere Schiff vorübereilt und, von Unglück befallen, weder von Menschen noch von der Natur Beistand zu erhalten hoffen darf. An der Grenze des Gebiets der Urgebirge ändert sich auf einmal die Scene. Die tiefen, in das Innere weit eindringenden Meeresarme, die sonderbar geformten Halbinseln, die schroffen, wie versunkene Berge erscheinenden Inseln verschwinden, und von der Mündung der Meerenge bis zu derjenigen des Platastromes erstreckt sich eine Küste ohne Einschnitte und mit wenigen, nie unter allen Umständen gleich sichern Häfen. Bald wird sie von fortlaufenden Dünenkegeln eingefaßt, bald streckt sie in senkrechten, aber thonigen Abstürzen empor, an deren Fuße die atlantische Welle sich bricht und in Strecken von 20 und mehr Meilen auch das kleinste Boot keinen Zufluchtsort finden würde. Nur drei Flüsse von einiger Bedeutung finden dort ihren Weg bis in das Meer, und sie allein haben tiefe Furchen in das gleichförmige innere Terrassenland gerissen. Schwerlich kann ein unter gleichem Himmel gelegenes Land unfähiger sein, menschliche Bewohner zu ernähren, als dieses; denn von dem Fluche unverbesserlicher Dürre getroffen, eignet es sich nur an wenigen Orten, die wie Punkte in der steinigen Wüste verschwinden, zum Anbaue. Zwischen den abgerundeten Geröllen liegen wol einzelne zugänglichere Stellen, allein sie sind mit einem weißlichen, dem Pflanzenwuchs feindlichen Staub bedeckt. Ein solcher Boden kann keine bedeutenden Quellen enthalten. Selbst das Wasser der Regenzeit sinkt durch die lockere Unterlage in die unterste Tiefe und läßt entweder keine Spur zurück, oder es sammelt sich in den flachen Becken, um sogleich ungenießbar zu werden. So reich ist der Erdboden des östlichen Patagoniens an Salzlagern, daß an vielen Orten die Oberfläche, dicht mit Krystallen bedeckt, unter dem Strahle der Sonne im Sommer dis zur Täuschung wie mit Rauchfrost überzogen erscheint. Meilenweit sind die Grashalme und das verkrüppelte Gestrüpp in weiße Krusten eingehüllt, und der Anblick dieser, mit der Idee der Bewohnbarkeit unverträglichen Scene drückt den Reisenden mehr nieder als der Durst, dem er nie ganz entgehen wird, obgleich er sich mit Packpferden und Wasserschläuchen versehen möge wie der Araber bei Durchziehung der gefährlichsten Wüsten. Der unendliche Nutzen von Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens, ihre Einwirkung auf die unentbehrlichen Quellen wird im gemeinen Leben häufig übersehen; ihr sparsames Vorkommen bestimmt auf den endlosen Ebenen Patagoniens die beschränkten Plätze, wo Menschen auch im Sommer leben können. Wo in der Regenzeit flache Seen sich gebildet haben, da liegen nach geschehener Verdunstung weite Flächen von schneeweißem, blendendem Salze, dessen Schichten von solcher Härte und Dicke sind, daß sie das Gewicht des Menschen tragen. Oft stoßen mehre dieser Becken aneinander, und so bilden sich Ketten von großer Ausdehnung. Aber selbst in dieser abschreckenden Natur mangeln nicht alle Bewohner. In dem von Salz gesättigten Wasser gedeihen Pflanzen, die man für die Anfänge des vegetativen Lebens zu nehmen gewohnt ist; an sich mikroskopisch, sind sie doch in solchen Mengen vorhanden, daß sie der Oberfläche eine hochrothe oder grüne Färdung mittheilen. Würmer und krebsartige Thiere, dem Auge kaum sichtbar, leben in derselben Flüssigkeit oder kriechen zwischen Krystallen von Glauberſalz und Gyps herum. Flamingos hausen an diesen Ufern, brüten und sterben dort, denn nicht selten entdecken die salzsuchenden Gauchos ihre vollkommen erhaltenen Körper zwischen den Schichten der verhärteten Oberfläche der Seen. So ist also auch das unfruchtbarste Land nicht ohne Bewohner! Becken mit Salzauflösung erfüllt oder in den Tiefen feuerspeiender Berge verborgen, warme Mineralquellen, die größte Tiefe des Oceans, die obersten Regionen der Atmosphäre und selbst die Oberfläche des ewigen Schnees enthalten und ernähren organische Wesen.

In vollkommener Übereinstimmung mit der Armuth des Bodens steht die Vegetation. Nur in dünn verstreueten Gruppen vermögen braune saftlose Grasarten ihre Existenz kümmerlich zu fristen. Fußhohe Gesträuche sind überall selten, Bäume aber so wunderbare Erscheinungen, daß der einzige, der an dem Pfade durch die Wüste zwischen dem Rio negro und dem Rio colorado vorkommt, von den Indiern eine göttliche Verehrung empfängt und seine

Digitized by Google

sparsamen Blätter unter den armseligen Opfergaben verschwinden, zu welchen jeder Vorüberlebende beiträgt, um den Gualichu, den Lenker der menschlichen Schicksale, zu ehren, der seine Macht hier in einem Wunder darlegt. Was aus der großen Familie der Insekten in diesen kahlen Gegenden sich aufhält, scheint von der Vegetation zwar unabhängig, allein es leidet auf andere Art durch die eigenthümliche Beschaffenheit des Wohnortes. Von den heftigen Landwinden ergriffen, finden solche Geschöpfe nirgend den Schutz eines Hügels oder Gebüsches, und mit nicht geringer Verwunderung bemerkten Seeleute (unter ihnen außer Fitzroy auch Cook) Schmetterlinge zwischen dem Takelwerke ihrer Schiffe, Spinnen, die auf ihren Geweben segelten, und Käfer, die im Meere schwammen, und zwar in einer Entfernung vom Lande, wo eben die Küste undeutlich am Horizonte dämmerte. In der trockenen Jahreszeit, wenn Regen zu den seltensten Erscheinungen gehören, ist das Land in seiner größten Ausdehnung wie erstorben. Alle Thiere haben sich geflüchtet und entweder am Fuße der Anden oder in den wenigen Flußthälern Schutz und Nahrung gesucht. Indessen ist auch in den letztern der fruchtbare Boden auf zwei schmale Uferstreifen beschränkt, deren vorzüglichster Schmuck in zahlreichen Weidenbäumen besteht. Es genügt, die schroffen Wände dieser tiefen Einschnitte zu ersteigen, um einen auf einer Strecke von fast 200 deutschen Meilen unverändert bleibenden Anblick zu haben. Überall zeigt sich dieselbe dürre Ebene und Verkümmerung der Pflanzen; Vögel und Insekten sind überall gleich, und selbst die Umrisse der Landschaft ändern sich nicht, denn das Auge sucht umsonst nach einer Unterbrechung der horizontalen Linien, die bis an die entfernteste der regelrechten Terrassen sich fortsetzen, wo erhitzte und zitternde Luftschichten der weitern Forschung ein Ziel setzen. Im Ganzen ernährt Patagonien weit weniger Thierarten als andere unter gleicher Breite gelegene Länder; Raubthiere und Geier sind die bezeichnenden Bewohner von Gegenden, wo der civilisirte Mensch auch in später Zukunft keine Städte erbauen, vielleicht sich nicht einmal ländliche Heimaten begründen wird. Auch sie müßten nach andern Gegenden entweichen, trügen nicht zahlreiche Heerden von Guanacos zu ihrer Erhaltung bei, die flüchtig genug sind, um in wenigen Tagen das Land von der Meerenge bis in die Nähe des Pampas zu durchmessen, und die spärlichen Weidegründe aufzusuchen. In der Urzeit hingegen war Patagonien das Vaterland zahlreicher und höchst seltsamer Thiere. Die von d'Orbigny an der nördlichen Grenze gemachte Entdeckung fossiler Knochen ist durch Darwin bestätigt und erweitert worden, der weiter im Süden ganze Schichten von solchen Resten auffand, einmal sogar auf einem Raume von 500 Quadratfuß die Überbleibsel von acht Arten ausgestorbener Säugethiere sammelte. Da die meisten von denselben auf Pflanzennahrung angewiesen waren, so entsteht nothwendig die Frage, wie sie vermochten in einem Lande zu leben, dessen auffälligster Charakter in Dürre und in Armuth an Pflanzen besteht. Daß die Beschaffenheit des Bodens seit jener Zeit bedeutend schlechter geworden, widerspricht der geognostischen Untersuchung. Der Vergleich mit den südlichen Ländern Afrikas lehrt aber, daß eine zu allen Zeiten üppige Vegetation durchaus nicht erfodert werde, um einer großen Zahl von grasfressenden Thieren das Leben zu sichern. Die Ebenen im Norden der Capcolonie sind im Sommer so vertrocknet wie die Wüsten Arabiens, aber nirgend leidet der Landmann so viel durch die unübersehlichen Schwärme von Antilopen als dort, und nirgend treten Säugthiere, die allein von Pflanzen leben, in gleich kolossalen Formen auf. Es scheint sonach, als ob das Vorkommen von dergleichen Geschöpfen nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von der Menge, sondern vielmehr von der Beschaffenheit des sich darbietenden Futters abhänge. Wanderungen je nach der Jahreszeit aus der Ebene nach den Bergen und umgekehrt mögen viel dazu beitragen, ihnen die Auffindung ihrer Nahrung zu erleichtern, und aus diesem Grunde scheint die Annahme Vieles für sich zu haben, welche die kolossalen Mammuth als ursprüngliche Bewohner der Regionen ansieht, die wie Siberien zwar einen Klimawechsel erlitten haben mögen, allein wol niemals an Pflanzen reicher waren als Deutschland in seiner gegenwärtigen Gestalt oder in jenen geologischen Epochen, welche die tertiairen Bildungen hervorriefen, wo aber dennoch gewaltige Wiederkäuer und ähnliche Thiere in Mengen gelebt haben. Dieselben Thierformen wie die Gegenwart bietet auch die Vorwelt, nur im riesigsten Maßstabe. Die Gürtelthiere und Ameisenfresser Patagoniens sind in unserer Zeit selten länger als einige Fuß; in der Urzeit standen ähnliche Gestalten, aber von der Größe eines Stieres an ihrer Stelle. Welcher allgewaltige Einfluß aber das Leben ganzer Generationen von solchen Riesen auf einmal enden konnte, wo keine Spuren von Zerstörung der Erdrinde in neuer Zeit sich ergeben, bleibt in Patagonien nicht minder als in allen geologisch ähnlichen Weltgegenden eine unlösbare Frage. Der Anblick der weiten Gräber von untergegangenen Familien des Thierreichs führt auf die Idee, daß es mit der Existenz im Großen sich verhalte wie mit derjenigen im Einzelnen; wenn der zugemessene Zeitraum des Lebens abgelaufen ist, verschwinden am Ende großer Epochen Gattungen oder Arten der Geschöpfe nicht minder, als in gewöhnlichen Verhältnissen die Individuen, ewigen Gesetzen unterthan, welchen und durch andere ersetzt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Dritter Band. Berlin, A. Duncker. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Wir haben uns bereits bei Erscheinung der ersten beiden Bände dieser jedenfalls sehr interessanten Sammlung über einiges Allgemeine, Dahingehörige ausgesprochen: als über das Recht, vertrauliche Briefe dem Drucke zu übergeben; über die oft unermeßliche Unbill, die einem Charakter durch ein aus dem Zu-

*) Vgl. über den ersten und zweiten Band Nr. 243 d. Bl. f. 1838.
D. Red.

sammenhange seines ganzen Lebens und aller besondern motivirenden Umstände herausgerissenes und so der Öffentlichkeit preisgegebenes Document widerfahren kann; andererseits über das Scheinheiligkeitswesen, das in jüngster Zeit mit der Herausgabe von Briefen getrieben worden, die die zarteste und ebenste Gesinnung athmeten, während genau gekannte, wenngleich nicht immer erweisliche Thatsachen bisweilen ganz andere Lebenszeugnisse geben würden u. s. w. Wir wollen dies Alles hier nicht ausführlich wiederholen, aber doch durch die Hindeutung darauf kund geben, daß unsere Ansicht im Allgemeinen sich in keinem Punkte geändert hat.

Was indessen das besondere Verfahren bei der Herausgabe dieser Briefe und Documente betrifft, so müssen wir es jetzt vollkommen billigen; nicht nur wird Niemand etwas dawider einwenden können, sondern Jedermann sogar für die zahlreichen interessanten Mittheilungen sehr dankbar sein müssen. Eigentlich war es auch nur die Vorrede des ersten Bandes, gegen die man sich erklären mußte; der Vers. scheint sie selbst als eine Übereilung erkannt zu haben und macht sie durch das Verfahren bei dem Werke selbst wieder gut. Wir wollen es jetzt versuchen, in kurzen Andeutungen den Leser mit dem wesentlichsten Inhalte des Buchs bekannt zu machen. Die Reihe der Briefe wird mit einer Anzahl sehr interessanter Mittheilungen von Wilhelm v. Humboldt und Varnhagen v. Ense eröffnet; einige darunter sind wahre Meisterstücke an klarer geistiger Zerlegung von Charakteren und Zuständen. Ein merkwürdiger Brief von Niebuhr wird von dem Herausgeber, wir uns dünkt, etwas ungerecht eingeleitet. Die Ansichten, welche Niebuhr in dem Schreiben über die politischen Verhältnisse des Jahres 1815 ausspricht, sind sehr beherzigenswerth und die eines redlichen Mannes. Über allzu große Redlichkeit in den Staatsverhandlungen des Jahres 1815 wird aber die Geschichte sonst nicht eben zu klagen haben. Wenigstens sind folgende Worte Niebuhr's gewiß sehr zu beachten: „Gebe uns (d. h. den Preußen) Gott Verstand, für unsern Antheil eine historisch begründete Verfassung einzurichten und ein Regierungssystem anzunehmen, wodurch in den Übrigen das Gefühl erwache, zu bejammern, daß sie nicht preußisch geworden sind!" Dies ist wol ein patriotisches Wort, wenn wir auch die Frage, ob Gott den Wunsch erfüllt und uns diesen Verstand gegeben habe, hier unbeantwortet lassen können. Einige Briefe von E. T. A. Hoffmann liest man mit Antheil, doch hatten wir mehr von ihnen gehofft, und es sind interessantere Documente aus dem Leben dieses Schriftstellers aufbewahrt. Ein ganz merkwürdiges, die Zeit charakterisirendes Document ist der Brief der Prinzessin Wilhelmine von Baireuth, welchen diese an ihren Bräutigam, den Grafen Metternich, richtet. Das Schreiben ist aus dem Jahre 1725 und kann einen Begriff von dem damaligen Styl der Liebesbriefe geben. Hier eine kleine Probe: „Meins liebem Engels sein Engels Portrait und heutiges freuden, hatt mich ganz außer mir vor Vergnügen gesetzet, und weiß ich nicht expressions genug zu finden mich vor das liebe Bild zu bedanken" ꝛc. Wir würden gern den ersten Satz bis zum Punktum abschreiben, allein er ist fast anderthalb Druckseiten lang. Spaßhaft ist auch das hinzugefügte Document, die Verhandlungen wegen dieser Heirath enthaltend, worin auch der Passus vorkommt: „Ad quod Herr von Benkendorf: „Ob dem Herrn Grafen bekannt, daß die Prinzessin ein wenig ausgewachsene Schultern habe." Ad quod ego: Ja. Item, ob dem Herrn Grafen bekannt, daß die Prinzessin unglücklich*) gewesen sei. Ad quod ego similiter: Ja" u. s. w. Ein hierauf folgender Brief von Gresset ist unbedeutend. Doch es würde die Grenzen d. Bl. überschreiten, diese Analyse in begonnener Art durchzuführen. Wir beschränken uns daher auf das Wichtigste. Die Sammlung enthält noch Briefe von Friedrich Heinrich Jacobi, Johannes Falk, Gottsched, Graf Bernstorff, Lord Heytesbury (Sir William A'Court), Fr. Adolf Grafen Kalckreuth, Joh. Friedrich Kleucker, Elisabeth v. der Recke, Graf Schladendorff u. s. w. Gottsched's Brief enthüllt eine literarische Kleinheit und Gemeinheit. Die Briefe von Lord Heytesbury geben, den englischen, oft recht glücklichen Humor nicht einmal gerechnet, auch über manche interessante Ereignisse in der Geschichte und diplomatischen Welt Italiens aus dem Jahre 1819 Auskunft. Sie sind an den Legationsrath Barthaldy gerichtet. Sehr bemerkenswerth durch den Stoff ist ein Brief des ehemaligen preußischen Großkanzlers Beyme an Varnhagen, aus welchem hervorgeht, daß sowol Schiller als Goethe die Absicht und Aussicht hatten, nach Berlin zu kommen, wo ihnen (augenscheinlich durch Vermittelung Beyme's, der ein ausgezeichneter Freund der Dichtkunst und jedes Wissens war) reicher Gnadengehalte aus königlicher Huld zu Theil werden sollten. Endlich für uns vielleicht die wichtigste Mittheilung des Buchs ist das von Adam Müller herrührende Memoire, welches sowol die aristokratischen Umtriebe des Adels gegen die Regungen freisinniger Regierungsprincipien in der achtungswerthesten Periode der Verwaltung Hardenberg's als auch die Eitelkeit des Verf., der auch darin ganz ein würdiger Schüler seines Meisters und Gönners Gentz war, in das hellste Licht stellt. So vielseitige Interessen anregend, kann diese Fortsetzung der interessanten Publicationen nur allgemein willkommen geheißen werden. 82.

*) Eine nähere Erklärung dieses Unglücks fehlt.

Literarische Notizen.

Unter den neuesten lyrischen Erzeugnissen der französischen Presse sind zu nennen: „Les noces de Thétis et de Pélée, poème de Catulle, traduit en vers français, suivi de poésies diverses", von Henri Dottin, und „Océanides et fantaisies", von Amédée Pommier. Die Übersetzung des Catull'schen Gedichts von Dottin ist kräftig und leicht in flüssigen und harmonischen Versen geschrieben; anmuthig und erhaben zu gleicher Zeit, treu und genau ist die Übersetzung freilich nicht. Die Originalpoesien Dottin's sind etwas nachlässig gearbeitet, aber nicht ohne Verdienst. Pommier zeigt viel mehr Kraft, die aber nicht selten etwas Gemachtes hat, indem der Dichter nach bizarren Worten und ungeheuerlichen Ausdrücken zu haschen pflegt; man findet bei ihm: le flot rumoreux, servide, exestuant, les rocs fluctisonnans, un coup d'oeil sublime à triple dose, le flot ourlé de blanc u. dergl. Unter diesen gesuchten Wortungeheuern leidet auch die Harmonie des Verses. Seine Gedichte, worin er häufig den Ocean, den Ruhm und andere ins Weite gehende Gegenstände besingt, gehören zu demjenigen Genre, welches die Franzosen das intime nennen. Dennoch prophezeit man dem Dichter einen glänzenden Erfolg, da er überall ein nicht unbedeutendes Talent zeigt, wo er Gegenstände von reellerm und allgemeinerm Interesse behandelt. Verse wie folgende:

Après le grand guerrier brille le grand poète,
Epandant les trésors qu'il tire de sa tête etc.

würde man in Deutschland freilich nicht für Poesie halten.

Von der Reise des Grafen Anatole Demidoff in das südliche Rußland (was den beschreibenden Theil anbetrifft, bereits beendet) ist die erste Lieferung der scientifischen Abtheilung erschienen. Man rühmt den raschen und zierlichen Styl des Textes und die Zeichnungen, welche der sinnreiche Raffet bald in naivem und lachendem, bald in schrecklichem Charakter in den Text verwebt hat. Es findet sich hier all das köstliche Material vereinigt, woran die Naturgeschichte so reich ist, die Vögel, die Reptilien, die Flora, die Mineralien des geschilderten Landes in ihrer bunten Mannichfaltigkeit. Die geschicktesten Zeichner des pariser Pflanzengartens sind dabei beschäftigt. 103.

Verantwortliche Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 349. — 15. December 1839.

Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaenslandes in den Jahren 1826—36.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

Wenden wir uns zu der gebirgigen westlichen Hälfte Patagoniens und dem Archipel des Südens, so begegnen wir einer völlig verschiedenen, darum aber nicht lockendern Natur. An sehr vielen Orten erscheinen die granitischen Berge nicht minder öde und unfruchtbar als die steinigen Ebenen des Ostens. Die Steilheit der aschfarbenen Wände verhindert die Bildung eines fruchtbaren Erdreiches. Der an der Oberfläche leicht verwitternde Granit stürzt herab, bedeckt die Abhänge mit seinen Trümmern, und Gießbäche reißen in den engen Schluchten die sich bildende Dammerde stets von neuem mit fort. Wo aber die Wurzeln der Bäume eindringen können, Schutz gegen die brausenden Seewinde sich darbietet, da bekleiden Wälder von undurchdringlicher Dicke die Gebirgseiten bis zur Schneelinie und erfüllen die Thäler. So gering ist indessen die Festigkeit des Bodens, daß ein leichter Wind die Bäume reihenweis niederstürzt und selbst das Gewicht eines Menschen einzelne zum Weichen bringt. Daher ist die Erde nach jeder Richtung mit ihren Trümmern bedeckt und Treibholz über alle Kanäle verbreitet. Selten ist hingegen der Anblick dieser Vegetation erheiternd, denn ein graues, regenschwangerer Himmel hängt auf die Landschaft herab. Der Boden besteht fast ganz aus Torf, der wie ein Schwamm mit Wasser durchzogen ist, wenige Vögel sind sichtbar, und unter ihnen besitzt nicht einer einen angenehmen Gesang. An sonnigen Tagen zeigt sich dieses Land allein in vortheilhafterer Gestalt; aber nur der malerische Eindruck ist angenehm, denn die Untersuchung der Einzelnheiten erweckt stets den Gedanken der Unwohnlichkeit und großer Entbehrungen. Am Gestade der außerordentlich tiefen Seearme beginnt der Wald und bedeckt bis in die kältern Regionen die Bergwände. Zerrissene Felsenkämme krönen die letztern, und über alle ragen beschneite Kegel von regelmäßigster Gestalt hinaus, die in einzelnen Fällen die Höhe von 6000 Fuß noch übersteigen. Zwischen den düstern Gehölzen nach unten und den unermeßlichen Schneefeldern, die bestimmt zu sein scheinen in unveränderter Starrheit bis zum Ende der Dinge da zu liegen, herrscht ein schöner Contrast. Die Umrisse der höchsten Spitzen sind dann bewundernswürdig klar und scharf, und selbst auf der Oberfläche dieser weißen Dome fehlen die Schatten, indem die glänzende Decke des Schnees die Sonnenstrahlen überall gleichmäßig zurückwirft. In gewundenen Bahnen senken sich Gletscher von der Schneelinie bis an den Strand herab. Sie gleichen ungeheuern gefrorenen Wasserfällen und ertheilen der Landschaft durch ihre Größe sowie durch die Zahl und den Umfang der sie deckenden blauglänzenden Eisblöcke einen mehr malerischen Charakter, als bewegte Ströme es vermöchten. Die Ursache ihres großartigen Eindrucks auf den Beschauer liegt besonders in ihrer ununterbrochenen Steilheit und in dem geringen Zwischenraume oder dem Mangel aller verbindenden Stufen zwischen den schneebedeckten Berggipfeln und dem im schwarzblauen Schatten dalliegenden Meeresarm. Doch ist die Betrachtung solcher Scenen nicht ohne große Gefahr, denn oft stürzen die schroffen Gletscherwände ohne mahnendes Vorzeichen mit einem Male krachend hinab und bringen das Wasser in so furchtbare Aufruhr, daß selbst gutbemannte Böte nur mit Schwierigkeit der Gewalt der herbeirollenden Wogen entgehen. Die zertrümmerten Eismassen schwimmen endlich davon in der Gestalt kleiner Eisberge; beladen mit gleichzeitig losgebrochenen Granitklippen, gelangen sie, durch die Flut getrieben, zuletzt in das offene Meer und gehen im Kleinen durch denselben Proceß, der in den Zeiten große Umwälzungen über die Ebenen des nördlichen Europa eine während langer Zeit unerklärliche Menge gewaltiger Blöcke verstreuete. Der Tag gilt jedoch als eine schöne Ausnahme, wo alle diese Wunder sich unverhüllt darlegen und ein heiterer Abend dem hellen Mittag folgt. Ohne bemerkliche Ursachen entstehen plötzlich Dünste, dunkle und vielfach zerrissene Wolken ziehen mit reißender Schnelligkeit dahin, vereinen sich und hüllen gar bald die Berge bis an ihren Fuß in einen dichten Schleier, dem Regengüsse, Hagel oder Schnee entströmen, während ein herbeibrausender Sturm die Gewässer in bedrohliche Unruhe versetzt. Dann erst erscheint das Land in seiner ganzen Öde und Trauer, denn hohe Wellen verhindern das Anlanden an einer unwegsamen, durch Regenfluten überschwemmten Küste, wo der erstarrte Seemann umsonst nach einem trockenen Stück Holz für sein Wachfeuer sich

Digitized by Google

umsieht und selbst die eingeborenen Wilden nur bei gelegentlichen Besuchen sich einstellen. Was soll auch der Mensch auf der Mehrzahl dieser Inseln, deren äußerste Kette der Wuth der antarktischen Meere begegnet und in so viele Klippen zerspaltet ist, daß sie seit alter Zeit den Namen der östlichen und westlichen Furien und der Milchstraße trägt! Wo das Unorganische, die Felsen, Eis, Schnee, Sturm und Meer in ununterbrochenem Kampfe liegen, aber sich vereinen, um den schwachen Menschen zu bekämpfen, da bleibt diesem nichts übrig, als der unbestreitbaren Übergewalt zu weichen.

Die Ursache dieser so höchst verschiedenen äußern Beschaffenheit der beiden Hälften Patagoniens liegt in dem Klima; die auffallenden Eigenthümlichkeiten des letzteren finden hinwiederum ihre Begründung in der geographischen Lage des Landes. Der Vorwurf einer unerträglichen Kälte treffe jedoch das letztere mit Unrecht und entstand durch die Erzählungen der spanischen Seefahrer, welche natürlich nicht geeignet waren, über körperliche Eindrücke dieser Art ein richtiges Urtheil abzugeben. Allerdings herrscht das ganze Jahr hindurch eine ungewöhnlich niedrige Temperatur, allein die Nähe des Meeres gestattet nie einen scharfen oder anhaltenden Frost. Die Rauheit und Veränderlichkeit, die selten unterbrochenen Stürme und Regengüsse dieses Klimas, besonders aber sein dunkler Himmel haben verstimmend auf alle Besucher eingewirkt und eigentlich die erwähnten ungünstigen Urtheile hervorgerufen. Dennoch bleibt die relativ größere Kälte der südlichen Halbkugel eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, denn auf einer Breite, derjenigen von Paris entsprechend, reichen Gletscher bis an das Meer hinab. Wie unangenehm nun auch ein solches Klima unserm Gefühle vorkomme, und wie wenig die aus Südeuropa stammenden Pflanzen es ertragen würden, so ist es dennoch der einheimischen Vegetation nicht feindlich. Die Wälder, welche die Westküste und den Archipel von Chiloe überziehen, nähern sich hinsichtlich der Schönheit der Formen und des Glanzes der Farben jenen Forsten der tropischen Gegenden, die von jeher durch ihren Glanz die Bewunderung der Europäer auf sich zogen. Mannichfaltige und stattliche Bäume mit glatten und bunten Rinden tragen wie in Brasilien eine Menge von schönblühenden und parasitischen Gewächsen, und baumartige Gräser steigen zwischen ihnen bis zur Höhe von 40 Fuß empor. Selbst in der Meerenge sind Orte nicht selten, wo die Gestalten der Thiere und das Pflanzenreich mit dem Klima durchaus nicht im Einklange stehen. Kolibris schwärmen zwischen blühendem Gesträuch und scheuen selbst die mitten im Sommer ausbrechenden Unwetter nicht; sie sind die einzigen Repräsentanten einer Familie, die sonst nur in sonnigen und schönen Ländern anzutreffen ist; doch sind sie nicht verschlagen nach dem unwirthlichen Süden durch Stürme, wie man ehedem wol meinte, sondern Bewohner desselben aus freier Wahl. Manche Gewächse, die man in Europa mühsam erziehet und der Winterkälte nicht aussetzen darf, sind demnach Bürger jener Region, wo die immergrüne Buche den schönsten Contrast mit den Schneegipfeln bildet. In Sommernächten fällt bisweilen das Quecksilber bis in die Nähe des Gefrierpunktes, aber dennoch leidet die Vegetation nichts, und so groß sind die Widersprüche zwischen dem an sich harten Charakter dieses Klimas und seiner Einwirkung auf das Lebende und selbst seinem Eindrucke auf das körperliche Gefühl des Menschen, daß man sich in Vermuthungen erschöpft hat, ohne zu Resultaten zu gelangen. Welches aber auch seine Milde, ungeachtet der äußern bedrohenden Erscheinungen, sein möge, so steht doch so viel fest, daß es die Cultur des Bodens nach europäischer Art niemals gestatten wird. Die Feuchtigkeit ist in der Nähe der Meerenge zu groß und allen von Menschenhand gezogenen Pflanzen entgegen. Selbst in dem um 10 Grad nördlicher liegenden Archipel von Chiloe ernten die Bewohner ihr weniges Getreide in halbreifem Zustande und geben den Körnern die nöthige Härte durch Trocknen am Feuer. In den geschützten Thälern an der Meerenge und im Feuerlande erregt zwar mancher Baum Bewunderung durch die stattliche Höhe und den Umfang seines Stammes, allein bei genauer Untersuchung ergibt sich stets, daß allgemeine Fäulniß sein Inneres angegriffen und zerstört habe.

(Der Beschluß folgt.)

Die gesammelten (?) Werke von Calderon. Stuttgart, Scheible. 1840.

Von dieser Übersetzung des spanischen Dichters, die in zwölf (?) Theilen abgeschlossen werden soll, liegt gegenwärtig der erste vor, der „Das Leben ein Traum" und „Das Haus mit zwei Thüren" enthält. Durch das Vorwort, worin angekündigt wird, daß Calderon hier gleich dem Phönix aus seiner Asche erstehe, glaubte Ref. sich zu der Erwartung berechtigt, etwas zu lesen, was tanto hiatu dignum wäre, mußte jedoch eine gänzliche Täuschung erfahren.

Schon beim flüchtigen Durchlesen von „Das Leben ein Traum" konnte ein großer zwischen verschiedenen Theilen in Sprache und Behandlung stattfindender Unterschied nicht unbemerkt bleiben, der Ref. so lange in Erstaunen setzte, bis er an einzelnen Stellen sich deutlich der früher einmal gehörten Übersetzung von Gries erinnerte und bei späterer Vergleichung mit dieser fand, daß aus ihr wenigstens der dritte Theil des Stücks, besonders die gereimten Abtheilungen fast ganz, in die neue stuttgarter Übersetzung übergegangen war. So sind bei Beurtheilung dieses Stücks zwei Elemente zu unterscheiden, die sich, auf welche Art auch immer, hier discorde concordia vereinigt haben: das Gries'sche und das eigene des ungenannten neuen Übersetzers, wobei Ref. jedoch unentschieden lassen muß, ob letzteres ein wahres Element sei, oder noch, wie das Wasser, in andere trennbar. Jenes kann als fremd nur gelegentlich berührt werden, und wir wenden uns also zu diesem. Wer unter obigem Titel eine Übertragung Calderon's herausgibt, der muß es sich nothwendig zur Pflicht gemacht haben, das Original sowol dem Sinne als der Form nach möglichst treu wiederzugeben, da auch in der Form Niemand etwas blos Zufälliges sehen wird. Nur darf auf der andern Seite die Treue nicht so blind sein, daß der wahre Sinn sich aus der wortgemäßen Übersetzung in eine andere Sprache nicht entnehmen läßt. In jeder dieser Beziehungen ist der Übersetzer weit vom Ziele entfernt geblieben, wenn er anders sich in solcher Art ein Ziel gesteckt hatte. Betrachten wir zunächst die Form der Übersetzung, so nehmen wir schon von außen mit Erstaunen wahr, daß das Stück unverantwortlicherweise, im Widerspruche mit dem Ori-

Digitized by Google

ginale wie mit aller Regel der Spanier, in fünf Aufzüge abgetheilt ist. Allein das Erstaunen wächst, wenn man entschlossen genug ist, in das Innere des Stücks einzudringen. Das Original beginnt in gemischten sieben- und elfsylbigen gereimten Versen. Wo im weitern Fortgange diese Versart wiederkehrt, findet sie sich allerdings in dieser Übersetzung mit obenbelobter Treue aus der von Gries entnommen. Jedoch vermuthlich wollte der Übersetzer nicht, daß man beim ersten Aufschlagen des Buchs schon seine Verwandtschaft mit Gries erkennen sollte, und hat sich deshalb wohlmeinend der Mühwaltung unterzogen, diesen Theil gräßlich mishandelt in vierfüßigen gereimten Jamben wiederzugeben, einer Versart, die Calderon nie anwendet. Jedoch nicht sklavisch sich der Form hingebend, hindert den Übersetzer nichts, ad libitum reimlose Verse unterlaufen zu lassen, so wenig, als „Thränen" auf „nehmen" zu reimen. Noch übler wird fernerhin den Assonanzen des Originals mitgespielt. Vielleicht, daß sie ihre Wirkung auf das böotische Ohr des Übersetzers verfehlen; genug, wir finden statt ihrer abwechselnde Reime in willkürlicher Zahl, die nur durch eine gewisse Ähnlichkeit der Vocale in ihnen an die Assonanz erinnern, gleichsam wie um dieselbe auszuhöhnen. Ref. ist jedoch der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß zwischendurch auch wirkliche Assonanzen erscheinen, wo Theile aus der Übersetzung von Gries entnommen sind. Das geringste Übel im Einzelnen möchten Verse sein, wie

S. 35: Wol, so duldet's, daß auch Der als
Angestammter Fürst regiere,

wozu, um Wiederholung zu vermeiden, bemerkt werde, daß kein König je seine Unterthanen bitten wird, seinen Sohn und rechtmäßigen Nachfolger zu dulden. Calderon gebraucht das Wort gozar, was sich erfreuen heißt. Ferner

S. 46: Den man in des Himmels und der
Berge Götterschule höret.

Dazu kommt aber auch noch eine eigenthümliche Mishandlung der deutschen Sprache, wie

S. 3: — — Durch' Geriegel
Des nackten Fels (Felles?) wo rennst du hin?

S. 4: Vom Fels, der — —
— — mit verworrner Scheitel
— — zur Sonne strebt.

S. 8: Wo Sigismund erscheint, „um Leib und Füßen an lange Ketten geschlossen". S. 18: Wo ein Schwert die Hüften „umwindet".

S. 35: Endlich, wird der Fürst fürwahr
Seiner bösen Lust Verkünder,
So erwähl' ich u. s. w.

S. 36: Laßt's als Weiser mich euch rathen.

S. 105: Da euch Stimm' und Körper mangeln,
So bethört mich nicht, und fleucht.

Was die Auffassung des Sinnes betrifft, so darf es nicht befremden, daß, wo Gries denselben verfehlt hat, dasselbe hier stottfindet, oft in höherm Grade. So lesen wir

S. 62: Höflich seid Ihr und galant,

wo das Original sagt: „Seid ein galanterer Hofmann", also ungefähr das Gegentheil, wie der Sinn es auch nothwendig erfodert.

S. 89: — Wahrlich! schön zu nennen
Wäre dieser Farben Mischung.

Gries sagt: „Das Gemälde ist nicht übel." Estrella spricht aber nicht als Kunstkennerin vom Werthe des Gemäldes, sondern sie sagt blos: „Die Farben sind in Wahrheit nicht grausam", d. i. das Bild schmeichelt dir etwas.

S. 124: — Ich fühl' es, nie durchrollte
Mich so adliges Geblüt,
Daß ich jemals wähnen sollte
Er (mein Vater) sei gleich dem Gotte u. s. w.

läßt der Übersetzer Rosaura sprechen zur Bekräftigung ihrer Vermuthung, daß sie einen sehr edeln Vater haben müsse. Welcher Unsinn! Die Stelle sagt: „Ich bedauere jetzt, nicht als Heidin geboren zu sein, um mir einbilden zu können, mein Vater sei ein Gott gewesen" u. s. w. O armer Pförtner-Calderon, wie solltest du, wenn du aus deiner Asche erständest, deine eigenen Gedanken so wiedererkennen! Gries ist freilich auch nicht auf den Einfall gekommen, daß gentil hier Heide, nicht aber adelig bedeutet.

S. 134: Darf man näher kommen?

Nicht dies ist die Bedeutung von: „Es hora de verte", sondern: „Sieht mon dich einmal wieder?" was doch gewiß zweierlei ist.

Jetzt noch einige Proben von Dem, was unser Übersetzer de suis gegeben haben mag:

S. 4: Wohl sagt's mein Stern mir: Wird Erbarmen
Je einen Unglücksfohn erfreun?

Abgesehen davon, daß die Worte: „Wohl — mir", gar nicht auf das Folgende zu beziehen waren, enthält dieser Satz eine Ungereimtheit. Denn der Stern sagt nichts, sondern fragt etwas, was von den Sternen unerhört ist.

S. 43: Kann aus solchem Labyrinthe
Wol der Faden der Vernunft
Einen sichern Ausweg finden?

Das Original sagt vernünftigerweise: „Welch ein verworrenes Labyrinth ist dies, wo die Vernunft den Faden nicht finden kann!"

S. 50: Dem Hatschier —
Zahlt' ich draußen durch vier tücht'ge
Rippenstöße 's Eintaßgeld.

Wer das liest, muß glauben, Clarin habe den Hatschier gepufft. Es ist aber umgekehrt.

S. 51: — Kein Fenster in der Welt
Ist so klar wie die zwei Fenster,
Die der Mensch im Kopfe trägt;
Weil man, wo nur was zu gaffen,
Keck hindurch zu lugen pflegt.
Ohne daß man den Cassirer
Erst betätschelt (?) und befragt.

Calderon sagt: „Es gibt kein gewisseres Fenster als das, welches ein Mensch, ohne den Kassirer zu befragen, bei sich trägt. Denn allen Festen schaut er, ohne Grämen oder Schämen (wie Gries dies gut wiedergibt, der jedoch das Fenster dunkel läßt und somit den Sinn des Ganzen), zu seiner Unverschämtheit heraus zu." Da ist also keine Rede von den Augen, die Jeder hat, sondern, wie Clarin einen Vorzug in Anspruch nimmt, von der Unverschämtheit, die nicht Allen gegeben ist. S. 60 sagt ein Diener zum Prinzen Sigismund:

Eure Hoheit mag betrachten,
Daß als Berges Ausgeburt
Ihr mit Allen hier verfuhrt.

„En montes nacido" ist keine Berges-Ausgeburt, sondern diese Meinung ist eine Ausgeburt des Übersetzers.

S. 79: Schmeicheleien und Eidgeflechte,
Die in fremder Damen Dienst man
Auszustellen sich erfrechte,
Sind vor Amor's Tribunalen
Falsche Wechsel ohne Rechte.

Das „erfrechte" ist eine sinnentstellende Zugabe des Übersetzers, dagegen hat er die Könige, von denen die Rede ist, in petto behalten.

S. 87: Astolf (scherzend (?)):
Du Gewalt'ge!

Hier ist nur zu sagen, daß Ref. nicht glaubt, der Übersetzer habe den Sinn auch nur scherzend so gewaltig verfehlt.

Digitized by Google

S. 88: Dein ich? Lügner! Missethäter!

Seit wann heißt villano Missethäter? Gries übersetzt es durch „Frevler", und das ist etwa noch zulässig. Daß sich aber unser Übersetzer dadurch ermuthigt fühlen durfte, einen aemen Sünder daraus zu machen!

S. 90: — Ha! vermessen
Trotzest du mir, plumpes Rittee,
Der sich bäurisch bläht?

Das heißt einfache Worte unnütz und ungeschickt aufblähen. Das Original sagt nur: „Du bist ein ungeschliffener grober Liebhaber."

S. 99: Da rief Jeder wohl: Hab Mitleid
Mit dir selbst, zum Zeitvertreib.

So möchte man auch dem Übersetzer zurufen, wenn man ihn folgenden Gedanken so entstellen sieht: „Ich bedaure mich selbst. Alle werden sagen: Das glaub' ich wohl."

S. 105: — Wer Scherz treibt mit dem Unheil,
Hat dem Unheil vorgedrungt.

Unbegreiflich, wie solcher Unsinn aus Calderon's Worten heraus, oder in dieselben hineingedeutet werden kann! Sie sagen doch blos: „Des Unheils spotten ist's, wenn man ihm mit Überlegung zuvorkommt!"

S. 108: Deiner Herrschermacht geweiht
Sei mein Leben —

kann nur bedeuten: Ich erbiete mich lebenslänglich zu deinen Diensten. Es soll aber bedeuten: Ich komme vor deine königlichen Füße, wie ich schon weiß, zum Sterben.

S. 109: Dank für deine Gütigkeit!

Wie jämmerlich kahl klingt dies gegen die spanische Phrase sowol als gegen die Größe eines Geschenkes, das in nichts Geringerm als in Leben und Freiheit besteht!

Um endlich wenigstens ein Beispiel anzuführen, wie der Übersetzer andererseits dadurch, daß er sich an die Worte bindet, was ihm indeß vielleicht auch nicht als ängstliche Treue auszulegen, unverständlich ist, werde die Stelle erwähnt

S. 4: — Laßt mich, wollt Ihr klagen,
Hinfort im Wirthshaus nicht allein.

Wer vermag diesen Worten den Sinn zu entnehmen, der in denen Calderon's liegt? Clarin's Klagen, die er hinterher führt, lassen vermuthen, daß er sein Schicksal gepriesen hätte, wenn er in irgend einem Wirthshause ruhig sitzen gekonnt hätte. Auch ist ja das Factum nicht denkbar, da er eben mit Rosaura in der Wildniß ist. Man müßte denn vermuthen, Rosaura habe ihn früher als Pfand für die Zeche zurückgelassen, und er sei dem Wirthe wieder entwischt! Die wahre Bedeutung der spanischen Redensart, welche ist: „Bringt mich auch in Rechnung", möchte aber schwerlich errathen werden.

Ref. glaubt sich nur wenige Worte über „Das Haus mit zwei Thüren", soweit es vorliegt, gestatten zu dürfen, da es an Werth das erste Stück sicher nicht übertrifft. Wer sich überzeugen mag, lese beispielshalber (S. 153 fg.) das Gespräch zwischen Calabazas und Silvia, oder (S. 155 fg.) das zwischen Lisardo und Calabazas, wo, um nur Eins anzuführen, eine „äußerst kluge, häßliche Dame" (muy discretisima fea) in

Eine Hex', ein Zauberbild,
Das wol gar der Höll' entstiegen,

verwandelt wird. Noch könnte etwa erwähnt werden, daß auch jenes Surrogat für die Assonanz hier spurlos verschwindet.

Ref. kann schließlich nicht umhin, dem deutschen Publicum vom Ankauf so loser Waare wohlmeinend abzurathen, obgleich der Preis von 6 Gr. für jeden Theil bei dem anerkennungswerthen Druck und Papier nicht zu hoch wäre, wenn diese Übersetzung von Calderon etwas mehr als den Namen und das Titelkupfer hätte. Jedoch so, wie sie ist, würde sie um jeden Preis zu theuer gekauft. 171.

Notizen.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Preußens und insbesondere des Bisthums Ermeland kommt uns unter dem Titel zu: „Die evangelische Kirche in Braunsberg. Erinnerungsblätter." herausgegeben von S. A. Köhler (Königsberg 1839). Die Schrift enthält außer einer umständlichen Beschreibung der bei Einweihung der neuerbauten evangelischen Kirche in Braunsberg stattgefundenen Feierlichkeiten einige historische Notizen von allgemeinerm Interesse. Das Bisthum Ermeland (Warmia), eine der fruchtbarsten und anmuthigsten Landschaften Ostpreußens, liegt im Süden des frischen Haffs am rechten Ufer des Passargeflusses und bildet in seinen jetzigen, gegen die ältern etwas abweichenden Grenzen ein ziemlich regelmäßiges Dreieck. Es enthält auf 76 Quadratmeilen etwa 172,000 der Mehrzahl nach katholische Einwohner. Die bedeutendste unter seinen zwölf Städten ist Braunsberg. Diese Stadt wurde gleichzeitig mit Königsberg 1255 gegründet und, wie dieses zu Ehren des Königs Ottokar von Böhmen, so nach dem Bischofe Bruno von Olmütz benannt, der jenen auf seinem Kreuzzuge gegen die heidnischen Ureinwohner des Landes Preußen begleitete. Demnach fällt der Ursprung beider Städte unmittelbar mit der Pflanzung des Christenthums in diesen Gegenden zusammen. Die Einwohnerschaft Braunsbergs bestand in deutschen Einzüglingen und zurückgebliebenen Kreuzfahrern. Die Einverleibung der Stadt in das ermeländische Bisthum, welches dem deutschen Orden gegenüber selbständigere Verhältnisse erlangte als die übrigen preußischen Bisthümer, und dessen Bischof seit dem 14. Jahrhunderte den deutschen Reichsfürstenstand besaß, hatte zur Folge, daß sie mit der ganzen Landschaft nach dem thorner Frieden 1466 vom Hauptlande getrennt ward und unter die Herrschaft der polnischen Krone kam. Die Reformation drang rasch bis hierher vor. Schon 1520 ward unter dem Schutze des Burggrafen Peter zu Dohna und auf Empfehlung des samländischen Bischofs Georg von Polenz ein lutherischer Prediger hier eingeführt. Doch wirkte der Bischof Mauritius Ferber und später vor Allen der berühmte Stanislaus Hosius, der 1551 ermeländischer Bischof wurde, der Reformation entgegen. Über diesen Hosius urtheilte Melanchthon: „qui, si papista non esset, primus omnium doctorum hoc seculo esset"; allen Nichtkatholiken verbot derselbe, sich in Ermeland niederzulassen und länger als ein Jahr sich hier aufzuhalten. Braunsberg erlangte in der Zeit insofern eine Wichtigkeit, als hier eben der Cardinal Hosius das erste Collegium der Jesuiten in Polen gründete, mit Hülfe welcher die allgemein verbreitete Reformation in Polen wieder unterdrückt worden ist. Daher war auch die Anzahl der Nichtkatholiken bis 1772, bis zur Besitznahme Preußens, in Ermeland nur sehr gering. 9.

Literarisches aus Paris.

Von besonderm Interesse ist das jüngst herausgekommene Werk: „Voyage en Arabie", in zwei Bänden mit einer Karte, von Tamisier, der sich schon früher durch eine Reise in Abyssinien bekannt machte.

Wie geneigt die Franzosen sind, jede nur gedenkbare literarische Form zu einer Stätte der Discussion umzuschaffen, beweist das Drama: „Le pourvoyeur d'une maison d'aliénés" (discussion-drame), von einem Philanthropen; es hat nur Acte und ist in Prosa abgefaßt.

Ganz unermüdlich sind die französischen Schriftsteller in der Geschichtschreibung ihres eigenen Landes und Volkes; angekündigt wurde neuerdings: „Histoire de France, depuis l'établisement des Francs dans la Gaule jusqu'en 1830", von Th. Burette, Verf. der „Cahiers d'histoire à l'usage des colléges", illustrirt mit 500 Stichen und Vignetten, nach Zeichnungen von J. David gestochen von Edroin. Das Werk wird mit dem größten Luxus ausgestattet sein, in 160 Lieferungen à 25 Cent. ausgegeben werden und fünf Octavbände bilden. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 350. — 16. December 1839.

Die Reisen der Engländer zur geographischen Aufnahme der Küsten des Magalhaenslandes in den Jahren 1826—36.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 349.)

Ein Land wie das beschriebene ist nicht geeignet, eine starke Bevölkerung zu enthalten, und noch weniger die Entstehung und das Fortschreiten menschlicher Sitte zu begünstigen. Wo das Streben eines an sich durch Geistesgaben nicht ausgezeichneten Volksstammes allein auf Fristung des Lebens gerichtet sein muß, wo ein großer Theil der Zeit in Kämpfen mit feindseligen Elementen vergeht, da kann derselbe, so lange ihm keine äußere Hülfe wird, sich niemals weit von der niedrigen an Thierheit grenzenden Stufe entfernen, auf welcher wol unser ganzes Geschlecht ursprünglich gestanden hat. Dem civilisirten Menschen ist dieser Gedanke unangenehm und sogar schmerzlich, und er wird bei dem ersten Zusammentreffen mit Wilden sich selbst kaum zugeben wollen, daß er, wenn auch ein später Abkömmling, von Vorältern entsprossen sei, die, wenn den Schriftstellern des Alterthums Glauben beizumessen ist, vor 2000 Jahren im Norden Europas ebenso wild und thiergleich waren, als gegenwärtig allein jene Völker der entlegensten Erdenwinkel es sind, deren Schilderung den Ungereisten mit Grauen erfüllt. Zu diesem Studium der geringsten Entwickelung im Menschen geben die in vielen Beziehungen von den Bewohnern des patagonischen Festlandes abweichenden Eingeborenen des Feuerlandes reichlichen Stoff. Weit entfernt, körperlich verkümmerte Wesen zu sein, wie die ältern Reisenden behaupteten, die bei der Schilderung von dem verderblichen Einflusse des antarktischen Klimas von ihrer Phantasie sich hinreißen ließen, gehören sie jedenfalls in geistiger Hinsicht zu den Unvollkommenern, in sittlicher zu den Wildesten unsers Geschlechts. Wie ihr Vaterland, so sind auch die Patagonier seit der Entdeckung Gegenstände der sonderbarsten Fabeln gewesen. Die Überraschung, welche bei dem ersten Anblick einer großartigen und meist unbegreiflichen Natur die rohen Entdecker der neuen Welt fühlten, mag ebenso viel Theil an der Sitte gehabt haben, alle minder erreichbare Gegenden des Innern mit Riesen und andern noch abenteuerlichern Gestalten zu bevölkern, als Aberglaube oder jene halbe Gelehrsamkeit, die da voraussetzte, daß die fabelhaften Geschöpfe der classischen Dichter in Amerika eine Zuflucht gefunden, seit sie aus der übrigen Welt verschwunden waren. Vor den andringenden Colonien wichen diese Wesen nicht minder als der Dorados in immer größere Fernen, und als der größte Theil von Südamerika so weit erforscht war, daß selbst das Volk nicht länger an beide glauben mochte, verlegte sie die Sage nach Patagonien, dem von jeher am meisten vernachlässigten, aber auch der Untersuchung am wenigsten zugänglichen Lande. Jedermann hat wol einmal von den furchtbaren Eingeborenen gelesen, die der wunderliebende Begleiter des Magalhaens, der Ritter Pigafetta, zuerst beschrieb, jenen Menschen „von vier Varas (12 Fuß) Höhe, welchen die Europäer nur bis an den Gürtel reichten und deren Stimme an Stärke dem Gebrüll eines Ochsen nichts nachgab"; oder von den Wilden, deren Appetit nach der Aussage eines Priesters aus dem Jahre 1526, wie bei Ovido zu finden ist, so groß war, daß sie auf jeden Bissen ein zweipfündiges Stück von rohem Fleische verschlangen und in einem Zuge sechs Arrobas Wasser (150 Pfund) zu sich nahmen, mit dem Teufel in engster Vertrautheit standen und durch die Nähe frommer Christen sich nicht von Gesprächen mit dem Bösen abhalten ließen. Welche Verbreitung diese widersinnigen Fabeln zeitig gefunden haben, geht unter Anderm auch aus Shakspeare hervor, dessen Setebos ein patagonischer Dämon und den frühesten Reiseberichten entnommen ist. Verwunderung muß es aber erregen, daß nach längerm Stillschweigen der Seefahrer die alte Sage von Riesen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgefrischt und mit so ernster Miene als Thatsache vorgetragen werden konnte, daß selbst klare Naturforscher (z. B. Pennant) sich irre führen ließen. Was Byron mit seiner Erzählung von einem Menschenschlage von sieben und einem halben Fuße durchschnittlicher Körperhöhe gemeint habe, ist jetzt kaum zu errathen; da jedoch kein Grund berechtigt, an der Wahrheitsliebe dieses ausgezeichneten aber nie glücklichen Seemannes zu zweifeln, so ist wol anzunehmen, es habe ihn der Anblick einiger Häuptlinge von so ungewöhnlicher Statur zu der vorschnellen, späterhin sichtbar bereueten Behauptung veranlaßt, daß alle Patagonier dieselben Dimensionen besäßen. Jedenfalls sind seit jener Zeit diese Indianer wieder zu gewöhnlichen Menschen geworden. Alle spätern Seereisenden haben sich die Aufklärung jener Fabel um so mehr angelegen sein lassen, je überraschender ihre Erneuerung in einem Zeitalter sein

Digitized by Google

mußte, welches dem Abenteuerlichen in Naturschilderungen nicht länger hold war. Die seit den letztverflossenen 60 Jahren vorgenommenen Messungen geben den Patagoniern zwar eine stattliche Größe, in der Mittelzahl 6 Fuß, 2—3 Zoll; allein von Riesen ist nicht mehr die Rede. Dieses jedenfalls ansehnliche Körperliche steht außerdem mit einem so ungewöhnlich robusten Baue in Verbindung, daß bloße Abschätzung nach dem Augenmaße zu übertriebenen Folgerungen führen mußte, zumal wenn diese aus größerer Entfernung versucht wurde, wo theils die Sitte der Eingeborenen, ihre breiten Gestalten in Mäntel von Thierfellen zu verhüllen, theils eine in jenen Gegenden sehr gewöhnliche und täuschende Luftspiegelung den Irrthum des Auges unvermeidlich machte. So gewöhnt sind übrigens die an der Meerenge lebenden Stämme, sich zu Gegenständen der wissenschaftlichen Untersuchung gemacht zu sehen, daß sie freiwillig zur Messung sich stellen, oder an muthwilliger Vergleichung ihrer eigenen Größe mit derjenigen ihrer Besucher sich ergötzen. Indessen sind diese großen Körper keineswegs Modelle von schönen Verhältnissen; denn wie bei allen Indianern sind die Glieder zu mager, die Gesichtsbildungen nicht vortheilhaft und, wenn auch mit dem Ausdrucke einer gewissen Gutmüthigkeit, doch nie mit dem einer höhern Geisteskraft versehen. In ältern Schriften sind die Namen zahlreicher Stämme verzeichnet, aus welchen das ganze Volk bestehen soll; aber es herrscht auch hier die große Verwirrung, welche ethnographische Untersuchungen nirgend mehr erschwert als in der neuen Welt. Eine körperliche Verschiedenheit ist zwischen den zahlreichen Horden nicht wahrzunehmen, die, ohne ein gemeinsames Haupt anzuerkennen, ihren Kaziken folgen und bald in kleine Haufen sich spalten, bald wieder in größere verschmelzen, aber zur Nation kaum im Falle eines Alle bedrohenden Angriffes von außen sich vereinigen. Die englischen und amerikanischen Robbenschläger, die zahlreichsten Besucher der patagonischen Küsten, theilen die Eingeborenen treffend genug in berittene und kahnfahrende ein. Die Bewohner des Continents gehören fast ganz zu den Erstern, während die Eingeborenen des Feuerlandes einen Theil ihres Lebens auf dem Meere verbringen, welchem sie hauptsächlich ihre Nahrung verdanken. Die Gesammtzahl der Bevölkerung zwischen dem Rio negro und Cap Horn übersteigt wahrscheinlich nicht 7000; denn eine größere Menge würde es schwer, wo nicht unmöglich finden, die dringendsten Bedürfnisse in einem von Hülfsmitteln so entblößten Lande zu befriedigen. Große Küstenstriche sind namentlich am westlichen Ocean ganz ohne Bewohner, vielleicht in Folge der spanischen Verfolgungen, die, wie man mit ziemlich gutem Grunde vermuthet, ehedem, wenn auch im Geheimen, bis in diese entlegenen Wüsten sich ausdehnten und die Erlangung von Sklaven für den Bergbau in dem südlichsten Chile bezweckten. Klima und Boden des Landes zwingen den Patagonier zur wandernden Lebensweise. Nirgend ist die Ausdehnung der cultivirbaren Ländereien hinreichend groß, um den Anbau von Nahrungsmitteln für die Menschen und Weidegründe für die unentbehrlich gewordenen Pferde zu gestatten, und wenn auch manche Gegend im Frühjahr fruchtbar erscheint, so vertreibt der Wassermangel im Sommer doch alle Bewohner. Darum ziehen die Eingeborenen ewig umher, hausen bald am Abhange der Anden, bald in den Flußthälern, überwintern in den Ebenen, oder machen Streifzüge bis an die nördlichste Grenze, bald bis an die atlantische Küste, sei es, um dort Salz zu sammeln, oder um hier in der Mitte einer unbelebten Wüste nach altem Gebrauche die Gebeine der im letzten Jahre Gestorbenen unter Denkmälern von eigener, aber sehr eigenthümlicher Art zu vergraben. Die Größe dieser Wanderungen hat mehrfache Bestätigung erhalten; denn man hat im Laufe weniger Monate dieselbe Horde am Rio negro und auch an der Meerenge gesehen, an Punkten also, die gegen 200 geographische Meilen voneinander entfernt sind. Die Sitten und häuslichen Einrichtungen stehen im Verhältniß zu diesem Wanderleben. Den Reichthum des Einzelnen bilden die Pferde, die, an Mangel gewöhnt, in kurzer Zeit ihren Reiter von den Anden bis an die Küste des atlantischen Meeres tragen, flüchtig und dem Zuruf gehorsam ihn im ungleichen Kampfe mit wohlbewaffneten Weißen retten, auf friedlichen Wanderungen aber mit den leichten Gezelten aus Thierfellen belastet werden, welche, in wenigen Augenblicken errichtet, mitten in der steinigen Wüste ein Dorf bilden. Heerden sind selten Besitze jener Volksstämme; denn sie erfodern Vorsorge und verhindern schnelle Bewegungen, auch wird ihr Mangel wenig empfunden, indem Pferdefleisch dem Patagonier stets das willkommenste Gericht ist und die Guanacos ihm nicht leicht entgehen, wie flüchtig und scheu sie auch sein mögen. Die nördlichen Stämme verstehen es überdem, auf Kosten ihrer weißen Nachbaren in Chile und den Platastaaten zu leben. Mit der unbegreiflichsten Schnelligkeit versetzen sie sich nach den entlegensten Orten und überfallen gerade da die friedlichsten Niederlassungen, wo man sie am wenigsten erwartet hatte. Eine merkwürdig genaue Ortskenntniß, die sich auf alle legend zugängliche Pässe der Cordillera nicht minder als auf die Übergangspunkte der Flüsse ausdehnt, die Gabe, sich in der spurlosen Sandwüste zu orientiren und das Ziel in der geradesten Richtung zu treffen, machen sie zu gefährlichen Feinden. Völlig unabhängig als Einzelne im Frieden, unterwerfen sie sich im Kriege einer Art von Mannszucht. Der Anblick eines Haufens von diesen Kriegern, die, Alle wohlgebildet und stark, mit außerordentlich langen Lanzen bewaffnet, in ziemlich regelmäßigen Gliedern vorrücken und im hitzigsten Angriffe die Gewalt über ihre Pferde nicht verlieren, wird selbst von alten Offizieren der Platatruppen für imponirend und junge Truppen erschreckend erklärt. Man hat an der Grenze Patagoniens eine Kette von Forts gegen diese Indianer errichtet; allein ihre Raubeinfälle haben fortgedauert bis zu dem vor einigen Jahren durch die vereinigte Streitkraft der Weißen über sie verhängten Strafgerichte. Viele Hunderte von Weibern und Kindern der Colonisten sind nach und nach in die Gefangenschaft der Eingeborenen gerathen und haben die Entstehung einer Halbkaste veranlaßt. Die gefangenen Frauen der Weißen werden dem Kaziken zu Theil und erlangen gemeiniglich einen so großen Einfluß über die Horde, daß sie die Bewegungen derselben bestimmen und später die gebotene Ge-

Digitized by Google

legenheit, in die civilisirte Heimat zurückzukehren, von sich weisen. Vielleicht ist es ihnen und den entflohenen Verbrechern und Soldaten von Buenos Ayres, die sich in der Mitte der Indianer befinden, zuzuschreiben, daß Spuren von Christenthum, oder vielmehr einzelne, jedoch sehr veränderte Ceremonien der katholischen Kirche unter den Stämmen bemerkt werden, die mit den Briten an der Meerenge Gemeinschaft hatten. Den zwischen den nördlichen Patagoniern und Colonisten fast ununterbrochen bestehenden Krieg mag die Raubsucht und Rachgier der Indianer ebenso veranlaßt haben als die Ungerechtigkeit, der Wortbruch und die Grausamkeit der Weißen. Die Letztern halten jedes Mittel erlaubt, um ihre Erbfeinde auszutilgen. *D'Orbigny war Zeuge, wie man einem zum Angriff herbeizielenden Haufen einige Maulthierladungen von Brot und Wein in die Hände spielte, die mit Arsenik vergiftet waren. Derselbe Rosas, der gegenwärtig in Buenos Ayres der französischen Macht trotzt, weil eine selbst flachen Böten unzugängliche Küste ihn schützt, unternahm vor einigen Jahren die Besiegung der unruhigen Indianer. Mit der Grausamkeit, aber auch mit dem Talente eines Ganchos führte er einen Kampf, der mehr als irgend ein früherer den Eingeborenen verderblich und stets mit rücksichtslosem Niedermetzeln verbunden war, aber endlich doch aufgegeben werden mußte, ohne vollständige Erfüllung des Planes, der nichts Geringeres bezweckte als die Ausrottung aller Eingeborenen bis in die südlichsten Gegenden Patagoniens. So unvortheilhaft auch meistens die Berichte über jene Indianer lauten, die, in der Nähe der Platastaaten wohnend, nicht Eine der bessern Eigenschaften des Wilden besitzen, aber von allen Fehlern und Lastern ihrer weißen Nachbarn angesteckt sind, so günstig ist im Allgemeinen das Urtheil der Seefahrer von nicht spanischer Abkunft über die Anwohner der Meerenge. Ihr Charakter ist offen und zutraulich; sie beweisen sich theilnehmend und gastfrei gegen die Fremden und verrathen die diebischen Neigungen nicht, die sonst den Umgang mit allen rohen Völkern unangenehm, wo nicht gefährlich machen. Die englischen Offiziere empfingen manchen überraschenden Beweis von Dankbarkeit, und selbst die zuchtlosen Mannschaften der auf Robbenjagd ausgehenden Schiffe sprachen mit Achtung von dem Charakter dieser Wilden, die vielleicht die Scheu und das heimliche Wesen anderer Amerikaner nicht theilen, weil sie körperlich als tüchtigere Männer dastehen und sich glücklich fühlen. Alle äußern Umstände vereinigen sich, um in ihnen dieses Gefühl hervorzurufen; unabhängig führen sie ein ihrer Körperkraft zusagendes unstetes, mit Anstrengung verbundenes Leben und befolgen unverändert die Sitten ihrer Vorfahren. Gedanken an Verbesserung quälen sie nicht, denn die Zahl ihrer Bedürfnisse ist gering; zufrieden mit dem im Sommer freundlichen Klima, mit der ungebundenen Freiheit des Wanderns und Jagens über unbewohnte, aber ausgedehnte Landstriche, beneiden sie den weißen Mann nicht, den sie meist nur als den Bewohner von engen Schiffen und hungerigen Käufer von Guanacos kennen. Allein trotz dieser empfehlenden Ruhe und Gutmüthigkeit überlassen diese Indianer in leidenschaftlichen Augenblicken sich den Ausbrüchen schrankenloser Wildheit. Weder Mann, Weib, noch der lächelnde Säugling sind dann sicher vor dem Tiger in Menschengestalt. In einem Anfalle des blindesten Zornes zerschmetterte einer der Indianer, die den schiffbrüchigen Byron begleiteten, sein eigenes Kind an einem Felsen, obgleich er sich zu andern Zeiten als der zärtlichste und geduldigste Vater erwiesen hatte und unbedenklich für die Seinen das Leben gewagt haben würde. Erziehung und Achtung der fremden Meinung, Einflüsse, von welchen man nur in der Mitte der Civilisation berührt wird, zähmen die natürliche Heftigkeit des Menschen und beugen deren Folgen, Gewaltsamkeit, Haß und Rachsucht, in dem Maße vor, daß Diejenigen zur Entwerfung des Bildes ihre Phantasie anstrengen müssen, die so glücklich waren, nie die Wuth eines Wilden in der Wirklichkeit zu beobachten.

Das Klima der südlichen Inseln oder des Feuerlandes ist so viel mehr stürmischer als das des Festlandes, die Lebensweise eines Fischervolkes ist da, wo das Meer fast immer in gefährlichen Wogen sich bricht, so viel mehr beschwerlich als die eines berittenen Jägers auf großen Ebenen, daß nothwendig die Eingeborenen die wildesten der Wilden sein müssen. In der That entspricht auch das von dem oft genannten Seefahrer entworfene Bild dieser ungünstigen Voraussetzung. Sie scheinen sogar der greulichen Gewohnheit des Kannibalismus in Zeiten des Mangels nachzugeben und kennen keine höhere Sorge als die der Erhaltung ihres elenden Lebens. Ohne Kunstfleiß, ohne Geselligkeit, ohne das Band einer gemeinsamen, wenn auch noch so primitiven Regierung und selbst ohne Spuren irgend einer religiösen Überzeugung, tragen sie in Neigung und Sitte mehr das Gepräge des unveredelten Thieres als des Menschen. Der Hunger und der Kampf mit den Elementen hat über sie eine Selbstsucht gebracht, die sogar gegen die Bande der Verwandtschaft gleichgültig läßt und den Nächsten mit Mistrauen betrachten macht. Thiere zeigen bei Begegnungen mehr gegenseitige Theilnahme, als die aus England rückkehrenden Zöglinge Fitzroy's bei dem Wiedersehen von ihren Familien erfuhren. Mit Verwunderung hat man bemerkt, daß Sklavenhandel unter diesen traurigen Horden ein gewöhnliches Mittel zur Verschaffung von Dingen ist, welche ihre unfreundlichen Inseln nicht hervorbringen. Sie verkaufen aber nicht ihre Kriegsgefangenen, sondern ihre eigenen Kinder an die Patagonier des Festlandes, bei welchen jedoch ausschließlich junge Sklaven gesehen wurden, sodaß also das Loos derselben im Alter noch unerrathen ist. In schwierigen Lagen entwickeln sie schnelle Entschlossenheit und die größte Furchtlosigkeit; denn im Vertrauen auf ihre Gewandtheit und ungewöhnliche körperliche Stärke fechten sie bis zum letzten Augenblicke, allein nicht wie Menschen, sondern wie durch Wuth verblendete Thiere. Daher scheuen sie auch den ungleichen Kampf nicht, und man hat gesehen, daß ein Einzelner über die wohlbewaffnete Mannschaft eines Bootes hergefallen ist, in der Absicht, sie zu tödten. Es ist traurig, daß ein Mann von so aufgeklärter Denkart und so menschlichen Grundsätzen wie Fitzroy den Glauben äußern mußte, daß Güte und nachsichtige Behandlung im Umgange mit diesen Wesen erfolglos bleiben würden, so lange man kein

Digitized by Google

dauerndes Verständniß mit ihnen begründet hätte; daß vielmehr Furcht bisher das einzige Mittel gewesen sei, sie von Feindseligkeiten gegen jeden Weißen ohne Unterschied abzuschrecken. Ein junger Mann versuchte als Missionnair auf einer der Inseln zurückzubleiben; allein sein Leben war innerhalb weniger Tage so oft von seinen entmenschten Umgebungen bedroht worden, daß Fitzroy sich Glück wünschte, als es ihm gelungen war, den gutmeinenden Enthusiasten glücklich an Bord seines Schiffes zurückzubringen. Solche Erfahrungen beweisen zur Genüge, daß auf die gewöhnliche Weise die Verpflanzung menschlicher Sitte nach dem Feuerlande nicht ausführbar sein wird. Nur die Versetzung einiger Eingeborenen nach Europa und zurück in ihr Vaterland nach Ertheilung einiger Erziehung mag das Mittel sein, jenen Wilden wie durch Apostel aus ihrer eigenen Mitte die Vortheile der Civilisation zu verkünden und sie für dieselben empfänglich zu machen. Der Versuch Fitzroy's, im Kleinen gemacht, bewies, daß Einzelne nicht ohne Bildungsfähigkeit sind; denn wenigstens behielten nach der Rückkehr in ihr Vaterland das Mädchen und einer der Männer, aus welchen ein Ehepaar geworden, die in England angenommenen äußern Gewohnheiten, die anständige Bekleidung des Körpers und Reinlichkeit bei, obgleich die Ausplünderung ihres Landsmannes und Reisegefährten, des dritten Indianers, bald nach der Landung eben nicht glauben läßt, daß sie moralisch durch jene Reise gewonnen haben. Bisher ist die Civilisation des Feuerlandes noch nie versucht worden, und in der That ist auch kein Grund zu einem solchen Unternehmen vorhanden. Auf dem Continent Patagoniens jedoch haben die Spanier zu verschiedenen Zeiten Niederlassungen begründet, die aber entweder schnell wieder untergingen, oder mit großer Schwierigkeit sich erhalten, weil sie nicht wie die von den Engländern in andern Weltgegenden angelegten den Keim der Vergrößerung in sich selbst tragen. Um so mehr ist zu wünschen, daß der lange Aufenthalt der britischen Expeditionen in jenen Einöden, die wol niemals durch Einwanderung oder Handel verändert, noch in den Bereich europäischer Civilisation gezogen werden dürften, nicht ohne alle Früchte geblieben sein möge. Vielleicht geht die Hoffnung in Erfüllung, daß die Kinder der drei Eingeborenen, welche England besuchten, bewogen durch das Beispiel ihrer Ältern und deren Erzählungen von den Menschen und Sitten anderer Völker, einem Theil der wilden Gewöhnung ihrer übrigen Landsleute entsagen, und somit der Anfang einer, wenn auch kleinen Gesellschaft besteht, welcher der Gedanke der Pflichten gegen Gott und den Nächsten nicht vollkommen fremd ist. 91.

Die Erinnerungen zweier alten Männer.

Am 2. Nov. d. J. beging der als Mathematiker und Physiker hochgeachtete Friedrich Kries in Gotha sein funfzigjähriges Amtsjubiläum. Große Freude und viele Ehre von nah und fern ist dem noch rüstigen Greise zu Theil geworden, der Tag war ein wahrer Festtag für die vielen Schüler, welche der verdiente Lehrer im gothaischen Lande zählt; aber eine besondere Überraschung mußten ihm zwei Schriften seiner treuen Freunde gewähren, zu denen dies Jubelfest Veranlassung gegeben hatte. Es sind folgende:

1. Viro illustri Friderico Kriesio — solemnia semisaecularia faustis ominibus celebranti, fido per quinquaginta annos amico, pie gratulatur *Fridericus Jacobs*, civis Gothanus. Gotha, Becker. 1839.
2. Erinnerungen an das Jahr 1789. Ein Sendschreiben an Herrn Professor Fr. Kries zur Feier seiner funfzigjährigen Amtsführung am 2. Nov. 1839, von Christ. Ferdin. Schulze. Gotha, Gläser. 1839.

Der gelehrte und würdige Veteran Fr. Jacobs, dem erst ganz neuerdings in Monheim ein so schönes Zeugniß der einstimmigen Verehrung zu Theil geworden ist, beginnt seine Zuschrift mit der Erinnerung an sein und Kries' erste Begegnung in Göttingen. Da bald darauf Kries zum Lehrer am Gymnasium zu Gotha ernannt ward und Jacobs mit Ausnahme seines sechsjährigen Aufenthalts in München in engern, persönlichen Verkehr mit ihm geblieben ist, so konnte er diesem treuen Genossen mit um so größerm Rechte die Rückblicke auf eine Zeit, die sie Beide gemeinsam durchlebt hatten, widmen. Und so führt er uns zuvörderst die politischen Hauptereignisse, an denen jener Zeitraum von 1789—1839 so reich gewesen ist, in trefflich gezeichneten Umrissen vor, wendet sich dann zu den Veränderungen auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie und Pädagogik und bespricht hierauf die großen Entdeckungen, durch welche die Erdkunde, die Naturwissenschaften und die Astronomie bereichert worden sind, nicht minder gedenkt Hr. Jacobs der Dichter und Historiker, deren sich die deutsche Literatur in dieser Periode zu erfreuen gehabt hat, Alles in einer so anmuthigen, belebten, präcisen Sprache und mit so geschickter Anwendung auf Hrn. Kries, daß wir bedauern, nicht einzelne Stellen mittheilen zu können, wie über Napoleon's Herrschaft und Sturz, über Constitutionen und Confessionsunterschiede, über Kant und Hegel, über die classischen Studien und das Verhältniß der Muttersprache zu ihnen, über Geologie, Entomologie und Mineralogie, über Goethe und Schiller. Und nicht der kleinste Vorzug der Schrift ist der schöne, lateinische Ausdruck. Wir glauben, dies gegen alle Die besonders hervorheben zu müssen, die da wähnen, daß man über neuere Gegenstände nicht gut oder nicht gemüthlich lateinisch schreiben könne, und möchten sie wol auffodern, uns in der vorliegenden Schrift eine einzige Stelle nachzuweisen, die nicht von einem treuen Herzen und einem wahrhaft ergriffenen Gemüthe zeugte.

Herr Schulze, der Schüler, Amtsgenosse und Freund des Jubilars, ist durch seinen „Historischen Bildersaal", seine „Beiträge zur gothaischen Landesgeschichte" und neuerdings durch seine „Darstellung der salzburger Ausgewanderten" so rühmlich bekannt, daß wir auch aus seiner Hand Rückblicke auf die denkwürdige Zeit, welche er mit Hrn. Kries verbunden durchlebt hat, gern entgegennehmen. Er gedenkt hier besonders des Beginnens der französischen Revolution 1789, des Ausgangs der Regierung Joseph's II. und der Verfinsterungsversuche in Preußen durch Bischoffswerder und Wöllner, mit zweckmäßigen Bemerkungen über damalige Zustände und Bestrebungen in Deutschland. Wir glauben gewiß, daß selbst die Kundigen diese Übersicht gern lesen werden; den Jüngern empfehlen wir sie besonders wegen der klaren, gemäßigten Schreibart. Der letzte Theil des Schriftchens ist mit Recht den damaligen Zuständen Gothas gewidmet, seinem weisen Herzoge Ernst II. und dessen trefflichen Ministern, der gebildeten Hofdame der Herzogin Luise Dorothea, der Frau von Buchwald, die am 19. Dec. 1789 starb, und den damaligen Verhältnissen des gothaischen Gymnasiums, seinen Lehrern und ausgezeichneten Schülern, unter denen wir die berühmten Namen eines Augusti, von Wangenheim, Heinrich, Ast und Stieler neben Andern finden. Die aus den Akten des gothaischen Oberconsistoriums abgedruckten Verhandlungen über die Anstellung des Candidaten Kries in Gotha und seine Verwaltung des Amts in den ersten Jahren — Alles sehr rühmliche Zeugnisse — bilden den Schluß der kleinen Schrift, die Niemand, der für Verdienst und edle Thätigkeit Gefühl hat, ohne Befriedigung von sich legen wird, selbst wenn er auch die Herren Kries und Schulze nicht persönlich kennen sollte. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 351. — 17. December 1839.

Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Zweiter Theil: Kunstwerke und Künstler in England. Dritter Theil: Kunstwerke und Künstler in Paris. Berlin, Nicolai. 1838—39. Gr. 12. 5 Thlr. 12 Gr. *)

Nachdem wir dem ersten Theile dieses reichhaltigen Werkes in diesen Blättern eine ausführliche Betrachtung gewidmet, freut es uns, jetzt auch von den folgenden Theilen eine Anzeige liefern zu können, die zwar verspätet worden, aber bei einem so bewährten und der ephemeren Dauer nicht unterworfenen Buche stets zur rechten Zeit kommt.

Im zweiten Theile fährt Hr. Dr. Waagen fort, die namhaftesten Sammlungen in und außerhalb London zu beschreiben und, obschon er viele bedeutende nicht gesehen und Schottland und Irland gar nicht besucht hat, uns durch den Kunstreichthum in Erstaunen zu setzen, welcher in England angehäuft ist und größtentheils sich im Privatbesitze befindet. Es ist nicht möglich, ihm mit dieser Anzeige in alle Details seiner Wanderungen zu folgen, die er, der meistens spärlich zugemessenen Zeit ungeachtet, vortrefflich auszubeuten verstand; wir können hier nur auf das Wichtigste hinweisen und Kunstfreunde zum nähern Studium des sehr reichhaltigen und gutgeschriebenen Buches einladen. Die erste Sammlung, die Hr. Waagen in diesem Theile bespricht, ist die des bekannten Hrn. E. Solly, welche noch bedeutende Gemälde und unter diesen einen Rafael, Luini und als Hauptbild einen höchst ausgezeichneten Giorgione enthält. Durch den vierundneunzigjährigen Kunstkenner Day eingeführt, sah dann der Verf. bei Lord Garvagh ein sehr schönes Bild von Rafael, welches der Madonna della Sedia vergleichbar und wahrscheinlich in seine erste römische Zeit zu setzen ist; durch denselben Hrn. Day auch die Sammlung des Sir Abraham Hume, welche treffliche Portraits von Tizian, Pordenone, Tintoretto, van Dyk, Rembrandt u. A. besitzt. Wir folgen jetzt Hrn. Waagen auf einen Ausflug nach Oxford und Blenheim. Wer Oxford kennt, den darf es nicht wundern, auch unsern Verf. mächtig ergriffen zu sehen von dem genius loci einer Stadt, die, wahrhaft einzig in ihrer Art, den Beschauer unmittelbar in das Mittelalter versetzt, dessen Poesie für vorzüglich an ihren prächtigen Gebäuden auf die anziehendste Weise versinnlicht. Ref., der dort eine Woche zugebracht und noch jetzt oft einen Nachgenuß seines dortigen Aufenthalts in Ingram's schönen „Memorials of Oxford" feiert, beklagt den Verf. aufrichtig, daß ihm dort nur anderthalb Tage zu weilen vergönnt war. Was Blenheim betrifft, das auch in den „Briefen eines Verstorbenen" so glänzend erscheint, so sind wir mit Hrn. Waagen einverstanden, daß, wenn in England nichts zu sehen wäre als dieser Sitz mit seinem Parke, Einem die Reise hierher nicht gereuen dürfte. Zwanzig Seiten sind fast ausschließlich der Gemäldesammlung gewidmet, welche durch ihren Reichthum überhaupt, vorzüglich aber an Werken von Rubens mit den königlichen Galerien von München, Wien, Madrid und Paris in die Schranken treten darf. Nach London zurückgekehrt, muß Hr. Waagen nun gleich einem Musikfeste bei der Herzogin von Sutherland in Staffordhouse beiwohnen, und obgleich hier aller Zauber weiblicher Schönheit ihn umgibt und der Gesang einer Malibran und Grisi, eines Lablache und Rubini durch die prächtigen Räume erklingt, bleibt doch unser eifriger Kunstforscher seinem Zwecke treu und mustert die ausgezeichnete Bildersammlung des Hauses. Zwei Tage darauf wird ihm ein gleicher Ohren- und Augenschmaus in Lansdownehouse zu Theil, dessen Festsaal, antike Sculpturen und Gemälde mehr noch den edeln und gebildeten Geschmack als den Reichthum des hohen Besitzers verrathen. Die nächste sehr ausgezeichnete Gemäldegalerie, welche der Verf. beschreibt, ist die des Lord Ashburton (ehemals Alexander Baring); dann folgen Apsleyhouse, der Wohnsitz des Herzogs v. Wellington; die berühmte Grosvenor-Galerie, jetzt im Besitze des Marquis v. Westminster, wo die trefflichsten Niederländer (vorzüglich Rembrandt), aber auch Hauptwerke der italienischen, spanischen und französischen Schule, und unter diesen von Claude Lorrain vereinigt sind, und die reiche Sammlung des Hrn. H. Th. Hope. Unter den Kunstwerken, welche die Akademie der Künste besitzt, sind der zu einem Altarbilde für die Servitenkirche in Florenz entworfene Carton des Leonardo da Vinci, dann der Carton der berühmten Leda des Michel Angelo wie auch eine Marmorarbeit desselben höchst merkwürdig.

*) Vgl. Nr. 52—55 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Digitized by Google

Der Verf. beschreibt hierauf die Privatsammlung des Königs Georg IV., welche eine reiche Auswahl von Hauptwerken der größten Meister der holländischen und flamändischen Schule enthält; die Bildersammlung in Dulwich-College bei London, die ihrem Rufe nicht ganz entspricht; zwei vortreffliche große Gemälde von Holbein in Barbershall und Bridewell-Hospital, endlich die mehr oder weniger flüchtig besuchten Sammlungen der Lords Grey, Normanton (wo Hr. Waagen in einem fälschlich benannten Bilde eines der vortrefflichsten Portraits von Holbein entdeckt), Yarborough, Northwick, Dudley, ein Meisterstück des Hobbema bei Lord Hatherton, dann die Kunstsachen der Herren Huysch, Knolls, Munro, Wynne Ellis, und zuletzt werden noch mehre Sammlungen in London namhaft gemacht, die Hr. Waagen nicht gesehen. Der Verf. beschließt seine Kunstschau in London mit einem Ausfluge nach Pensangar, dem uns durch Passavant schon bekannten Landsitze des Grafen Cowper, wo unter meistens italienischen Bildern auch zwei ausgezeichnete von Rafael vorhanden sind, und tritt dann seine Reise in das Innere von England an.

Er wendet sich zuerst nach Stratton, dem Landsitze des Sir Thomas Baring, wo er, freundlich aufgenommen, mehr als das elegante Haus und den Park eine reiche Gemäldesammlung aus der italienischen und spanischen Schule zu bewundern findet. Von Stratton aus besucht er Winchester, merkwürdig durch seine vorgothische, oder, wie man es in England nennt, im normännischen Style erbaute Kathedrale, und sodann Salisbury, dessen schöner, reingothischer Dom 1220—58 erbaut ist. Nahe liegt Longford-Castle, der Sitz des Grafen Radnor, mit einer Gemäldesammlung, welche, obwol an Bildern von Holbein vielleicht die wichtigste in England, von Hrn. Waagen nur sehr flüchtig gesehen werden konnte. Besser erging es ihm bei dem Grafen v. Pembroke in Wilton-House, wo die Antikensammlung, die durch ihre van Dyk ausgezeichnete Bildergalerie und selbst der altfranzösische Schloßgarten mit einer nach Holbein's Zeichnung gebauten Halle genug zu schauen und zu bewundern gaben. Über die öde und kahle Hochebene von Salisbury, vorbei dem nur in weiter Entfernung gesehenen Stonehenge, begab sich nun Hr. Waagen nach Devizes und dem schönen Besitzthume des Marquis v. Lansdowne, dem benachbarten Bowood, in welchem wegen eines Baues die meisten Gemälde nicht gesehen werden konnten, aber doch die Perle der Sammlung, ein kleines Bild von Rafael (die Predigt Johannes des Täufers), sichtbar war. Eine große Ausbeute gewährte Hrn. Waagen noch Corsham-House in Wiltshire, der Familie Methuen gehörig, das durch seine reiche Bildersammlung, Gärten u. s. w. auf unsern Verf. einen sehr erfreulichen Eindruck gemacht zu haben scheint.

Bei Bath, welches ungeachtet seiner schönen Lage, stattlicher Gebäude und anderer Annehmlichkeiten von der unbarmherzigen Mode jetzt entthront ist, besucht Hr. Waagen den Thurm des Hrn. Beckford, welcher als ehemaliger Besitzer von Fonthill-Abbey und großer Kunstkenner bekannt genug ist. Außer den Bildern enthält dieser sogenannte Thurm noch einen reichen Schmuck an Gefäßen von Majolika, Emaillen von Limoges, Mosaiken, chinesischen und mittelalterlichen Gläsern u. s. w. Im Hause des Hrn. Beckford, worin dem Verf. das „Speisezimmer auf immer unvergeßlich bleiben wird", befindet sich unter den auch nur im Fluge besichtigten Kunstschätzen das durch Denoyer's Stich allbekannte Originalbild der heiligen Katharina von Rafael, an dessen technischer Behandlung jedoch Hr. Waagen mancherlei auszusetzen findet. Eine ganz herrliche Gemäldesammlung, die seine hochgespannten Erwartungen beiweitem übertraf, fand er sodann bei Bristol in Leight-Court, dem Landsitze des Hrn. J. P. Miles, eines ungemein reichen Kaufmanns und Fabrikherrn, dessen Kunstschätze „den Gemächern der ersten Monarchen Europas die größte Ehre machen würden" und selbst in der Schilderung des Verf., dem dort nur ein kurzer Besuch vergönnt war, unser Erstaunen erregen. Über Gloster und das jetzt fashionable Cheltenham gelangte nun Hr. Waagen nach dem berühmten Warwick-Castle, wo ihm durch die Gemälde, unter welchen auch eine für das Original geltende Johanna v. Aragonien von Rafael, durch die Sculpturen, limousiner Emaillen, die Warwickvase, den Park und die reiche gothische Begräbnißkapelle Richard's Beauchamp, Grafen v. Warwick, der 1439 starb, ein hoher Kunstgenuß bereitet ward.

In Birmingham hatte Hr. Waagen nur zwei Stunden Zeit, um die Ausstellung trefflicher Fabrikwaaren in Stahl, Silber und andern Metallen, unter diesen auch eine Copie der Warwickvase in Bronze, bei Hrn. Thomassin zu bewundern, worauf er über Wolverhampton und Stafford durch Cheshire nach Liverpool kam. Auch diese interessante Stadt gewährte nur einen sehr kurzen Aufenthalt, den der Verf. benutzte, um die sehr werthvollen, meistens dem 14. u. 15. Jahrhunderte entstammenden, altitalienischen und niederländischen Gemälde der von dem berühmten Roscoe gestifteten Liverpool-Institution kennen zu lernen und einen Besuch in Oak-Hill bei Sir John Tobin zu machen, der das berühmteste Manuscript mit Miniaturen in England besitzt. Es ist dieses ein Meßbuch, das sogenannte Bedford-Missal, für den Herzog von Bedford, der nach Heinrich's V. Tode eine Reihe von Jahren Regent von Frankreich war, in der Zeit von 1423—31 angefertigt, und hat dem jetzigen Besitzer 1000 Pf. Sterl. gekostet, „vielleicht die größte Summe, welche jemals für ein Denkmal der Art bezahlt worden ist". Auch noch andere sehr schöne, mit Miniaturen gezierte Breviere und Gebetbücher wurden dem Verf. hier gezeigt. Auf der Eisenbahn gelangte er nun nach Manchester, wo es ihm jedoch nicht gelang, die dort vorhandenen Gemäldesammlungen zu sehen, und dann über Leeds nach York, wo eben ein großes Musikfest im Gange war, dessen dritten Tag Hr. Waagen, mächtig von der Ausführung ergriffen, ausführlich beschreibt; daß er der berühmten Kathedrale mit verdientem Lobe gedenkt, versteht sich von selbst. Zunächst besucht er Castle Howard, den Landsitz des Grafen Carlisle, der einer der drei Haupt-

Digitized by Google

käufer der Galerie Orleans war und dessen reiche Kunstsammlung vorzüglich aus Meisterwerken der Carracci und ihrer Schüler sowie aus niederländischen Bildern aus der Zeit des Rubens besteht, aber auch zahlreiche antike Sculpturen und griechische Thongefäße in sich schließt. Somit hatte Hr. Waagen den nördlichsten Punkt seiner Reise erreicht, da Edinburg und die schottischen Hochlande zu sehen ihm versagt blieb. Er trat also seine Rückreise an, die ihn zuerst nach Chatsworth führte, dem Hauptlandsitze des Herzogs von Devonshire, welcher, persönlich anwesend, ihn mit der großartigsten Gastfreiheit empfing. Das prächtige Schloß zu Chatsworth enthält nicht nur Alles im größten Style, was zu den Comforts des materiellen Lebens gehört, z. B. eine großartig angelegte Küche und Köche, „welche ein Geflügel der delicatesten Art, hier Graus genannt (Hr. Waagen meint die bekannten grouse), mit solcher Meisterhand bearbeiten, daß es die Geschmacksnerven in ihren zartesten Bebungen in Anspruch nimmt" (!), sondern auch die seltensten Schätze der Literatur und Kunst. Jene befinden sich in der bedeutenden Bibliothek, welche an Incunabeln in England nur von der berühmten des Lord Spencer in Althorp übertroffen wird und durch ihre Manuscripte mit Miniaturen unsern Verf. besonders anzog. Er hebt unter diesen ein angelsächsisches Benedictionale, mit prächtigen Bildern und reichem Schmuck der Ränder, und ein Meßbuch König Heinrich's VII. von England vorzugsweise hervor. Die Sammlungen für die Kunst bestehen in Handzeichnungen der größten Meister, Gemälden, unter welchen ein sehr merkwürdiges von Jan van Eyk von 1421, und Sculpturen, besonders neuerer Künstler, für welche neuerdings ein eigener sehr schöner Saal erbaut worden ist. Außerhalb des Schlosses beurkunden Park, Gärten und Treibhäuser den Geschmack und Reichthum des fürstlichen Besitzers. Nicht minder wohlwollend wurde Hr. Waagen im Schlosse zu Alton Tower, dem Landsitze des Grafen Shrewsbury, aufgenommen, wo ihn die Gebäude, Gärten, Gemälde und die Gesellschaft sehr anzogen. Er besuchte von hier aus Oakoverhall, der Familie gleichen Namens gehörig, welche eine Replik der heiligen Familie Rafael's besitzt, die unter dem Namen: die Perle, sich in Madrid befindet, und hierauf Barron-Hill, den Landsitz des Hrn. M. A. Whyte, der unter andern ein sehr schönes Bildchen von Rafael, eine Pietà (gestochen von Duflos), sein Eigenthum nennt. Auch in Keddlestone-Hall, bei dem Grafen Scarsdale, findet er eine interessante Bildersammlung, und nachdem er mehre Sammlungen in Nottingham und Leicestershire ungesehen lassen mußte, gelangt er nach Burleigh-House, dem Landsitze des Marquis von Exeter. Dieses im sogenannten Elisabethanstyle der Engländer erbaute Schloß gewährt hauptsächlich eine Anschauung des unter den englischen Großen herrschenden Kunstgeschmacks von der Mitte des 17. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Unter den 550 hier befindlichen Gemälden gehören darum auch die meisten den spätern italienischen Schulen an; doch fehlt es auch nicht an werthvollen Bildern aus glücklichern Kunstepochen. Nach einer sehr gastlichen Aufnahme in Burleigh-House begibt sich Hr. Waagen nach Holkham.

(Die Fortsetzung folgt.)

Almanach für das Jahr 1839. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus. Mit Stahlstichen und Karten. Stuttgart, Hoffmann. 1839. 8. 2 Thlr.

Der als Geograph rühmlich bekannte Verfasser bietet auch in diesem zweiten Jahrgange seines Almanachs den Freunden der Erdkunde eine durch Mannichfaltigkeit und Abwechselung der darin behandelten Gegenstände ebenso unterhaltende als belehrende Lectüre. Der wesentliche Inhalt ist folgender: „Galerie berühmter See- und Landreisen der ältern und neuern Zeit", „Berichte aus Sumatra", „Über den gefrorenen Boden in Sibirien", „Untersuchungen über die Geographie der Sandwichinseln", „Astronomische Ortsbestimmungen in der europäischen Türkei, in Kaukasien und Kleinasien", „Bemerkungen über die Lage und Temperatur der Linie", „Flüchtige Blicke auf die neuesten Fortschritte in der Erdkunde".

In der „Galerie" finden wir diesmal Georg Adolf Erman, James Cook und Martin Frobisher, drei Namen, die in der Geschichte der geographischen Entdeckungen und naturhistorischen Forschungen einen ausgezeichneten Rang einnehmen. Erman, ausgerüstet mit allen Kenntnissen, welche dem verfeinerten Zustande eigen geworden sind; Cook, der Repräsentant der geographischen Entdecker des 18. Jahrhunderts, der Begründer echtwissenschaftlicher Entdeckungsreisen, ein Vorbild für seine Nachfolger auf gleicher Bahn, für die Seefahrer aller kommenden Zeiten; Frobisher, dessen Name geknüpft ist an diejenigen Unternehmungen des 16. Jahrhunderts, welche die Erforschung der nordwestlichen Durchfahrt zum Ziele hatten, der die drei ersten von den zehn Expeditionen führte, welche unter der Regierung der Königin Elisabeth von England aus zu jenem Zwecke abgefertigt wurden. Was der Verf. über jeden dieser berühmten Männer sagt, verdient sehr gelesen zu werden. Es enthält des Interessanten viel. Nicht weniger beachtungswerth ist die „Erinnerung an Hearne". Der Hudsonsbai-Compagnie gebührt der Ruhm, die erste wissenschaftliche Reise im arktischen Amerika veranstaltet zu haben. Die gegen Norden wohnenden Indier, welche die Forts der Compagnie des Handels wegen besuchten, sprachen immer von einem großen Flusse, der wegen der Menge Kupfer, welches in seiner Nähe vorkommen sollte, bei den Engländern von da an unter dem Namen des Kupferminenflusses bekannt war. In dem Wunsche, diese Aussagen näher zu prüfen, befahl die Compagnie ihrem Gouverneur von Prinz von Walesfort, einen geeigneten Mann unter Escorte von zuverlässigen Führern nach dem in Rede stehenden Flusse abzufertigen, um den Lauf desselben genau aufzunehmen und ihn bis zu seiner Mündung zu verfolgen. Samuel Hearne, ein junger Mann in Diensten der Compagnie, der alle Kenntnisse und Fertigkeiten besaß, die erfoderlich sind, um Breiten- und Längenbeobachtungen anzustellen, sowie Ansichten von dem zu bereisenden Lande zu zeichnen, wurde mit dieser wichtigen Expedition beauftragt. Er brach von Prinz von Walesfort am 7. Dec. 1770 auf und kehrte am 30. Jun. 1772 dahin zurück. Die außerordentlichen Drangsale, welche Hearne zu überstehen hatte, und die großen Dienste, welche er durch seine Reise nicht allein der Wissenschaft, sondern auch insbesondere den Interessen der Compagnie leistete, wurden von seinen Vorgesetzen würdig anerkannt, denn die Compagnie ernannte ihn später zum Gouverneur des Forts Prinz von Wales.

Den größten und wichtigsten Theil von diesem Jahrgange des Almanachs nehmen des Verfassers „Blicke auf die neuesten Fortschritte in der Erdkunde" ein, welche gewiß jeder Wißbegierige mit Vergnügen und Nutzen lesen wird. Da der uns in diesen Blättern vergönnte Raum keinen Auszug davon ge-

Kattet, so wollen wir uns darnuf beschränken, einige Bemerkungen des Hrn. Verfassers, die er in der Einleitung zu dieser Übersicht der in der neuesten Zeit gemachten Fortschritte in der Erdkunde vorausschickt, hervorzuheben. Er sagt:

„Wie unendlich groß ist das Feld für geogeaphische Forschungen! Es gibt Räume, die nach Hunderttnusenden nan Geviertmeilen zählen, in die der christlich-civilisirte Mensch noch eindringen soll zur Erkundigung van Verhältnissen, von denen wir nicht die leiseste Ahnung haben."

„Ungeheuere Länderstrecken liegen verschlossen da, europäische Intelligenz soll sie erst öffnen. Ganze Festländer spotten gleichsam den Bestrebnngen der Entdecker: Afrika, dieser Glühafen der Erde, Australien, rin räthselhafter Continent voll Anomalien der physischen Welt."

„Aber auch sie verfallen der Macht der christlichen Gesittung; was Jahrhunderte in Afrika nicht nermocht haben, das ist den zuletzt vergangenen drei Lustern gelungen. Vom Südrande des Erdtheils wälzt sich das Verhängniß über die Völker schwarzer Hautfarbe, über die halbwilden, halbcivilisirten Bewohner der Steppen Hochafrikas, unaufhaltsam ist das Drängen der weißen Race, unwiderstehlich ihr Anlauf! Nordafrikas große Wüstenei ist auf einzelnen Linien durchzogen, jenseit der südlichen Grenze des Sandoceans sind Berge, Ströme, Seen und Länder aufgefunden worden, der Sitz kleinerer und größerer Gemeinden, der Schauplatz non Bewegungen, Wanderungen und Kämpfen von Völkern unbekannten Ursprungs, undekannter Geschichte."

„Viel ist dadurch gewonnen worden; doch wie wenig ist all dies Viel im Verhältniß zum gonzen Erdtheil!"

„Europas intellectuelle und materielle Interessen umspannen den ganzen Erdkreis. Ganz Nordasien ist dem Europäer unterthan, die Küstenländer des nördlichen Afrikas, das Nilthal, die Staaten von ganz Vorderasien stehen unter seinem Einfluß, ganz Südasien unter seiner Herrschaft; Australien und die Eilondfluren des stillen Oceans sind ihm für immer verfallen; hier bildet er neue gesellschaftliche Vereine, wie er seit viertehalb Jahehunderten ganze Reiche gestiftet hat jenseit des atlantischen Oceans in der nenen Welt."

„Die mittelaltertichen Straßen nach Indien werden wiederaufgesucht; der Weg ums Vorgebiege der guten Hoffnung wird verlassen. Der Dampf, dirse unscheinbare Kraft, treibt das Menschengeschlecht anf eine Bahn des Zeitgewinns, der nach dem Maßstab unserer bisherigen Begriffe ans Fabelhafte grenzt, Wenn mon in drei Wochen von Bombay in Indien nach London gelangen kann, wenn ein Dampfschiff in zwölf Tagen von Neuyork nach Bristol fähet, soll man da nicht staunen über die Macht des Verstandes, dessen Herrschaft über die Kräfte der Natur mit reißender Schnelligkeit zunimmt!"

„Das Verhängniß will es, daß die Erdenge non Suez und das Nilthal in den nnmittelbaren Kreis europäischer Interessen gezogen werde. Die Vorbereitungen dazu sind getroffen. Hier ist die Stelle für einen neutralen Staat, oder nielmehr für einen Staat, an dem die Völker Europas, verbunden zu Einer Familie, verhältnißmäßigen Antheil haben!"

„Die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir mit Dampfschiffen rund um die Erde fahren werden. Man wird von Europa nach der Landenge von Panama steuern, diese überschreiten, in Panama sich wieder einschiffen nnd den großen Ocean durchschneiden nach Sidney, der Hauptstodt der australischen Welt, von dort nach Indien und auf der Straße durch das rothe Meer nach Europa zurück. Man wird die Reise um die Welt vielleicht in ebenso vielen Monaten zurücklegen können, als man in Segelschiffen Jahre gebraucht."

Ja, gewiß kann dieser beschleunigte Weltverkehr dem ganzen menschlichen Geschlechte die wohlthätigsten und heilsamsten Früchte bringen, wenn durch denselben die politischen, sittlichen nnd religiösen Interessen der Menschheit in eben dem Grade gefördert werden wie die intellectnellen und materiellen. 60.

Notizen.

Über die Übersetzung des „Orlando furioso" von A. Mazuy, welche unter dem Titel: „Roland furieux, nouvelle tradaction, avec la vie d'Arioste et des notes" (3 Bde.), neuerlichst erschienen ist, spricht sich ein französischer Kritiker folgendergestalt nus: „Es ist fast nnmöglich, aus riner Sprache in die andere diese dichterischen Schönheiten zu übertragen, welche auf den sonoren Beugnngen riner zugleich kräftigen und graziösen Sprache beruhen. Vergebens, denken wir, würde es sein, daß der französische Vers den so reichen Tonfall, welcher Ariost's Rhythmen charakterisirt, zu erreichen strebte; der französische Vers würde mit seiner Monotonie bald alle Anmuth dieser glanzvollen Poesie zerstören. Die engherzigen Gesetze der französischen Prosodie bilden ein unübersteigliches Hinderniß, wenn man den Genius, welcher riner feemden Sprache eigenthümlich ist, im Französischen wiedergeben will. So haben auch die bisher angestellten Versuche, den „Orlando furioso" in französische Verse zu übersetzen, nur zu sehr mittelmäßigen Resultaten geführt, nnd obgleich die Übersetzungen in Prosa auch nur unvollkommen waren, konnten sie doch für besser gelten und waren die einzigen, welche vom Publicum gelesen wurden. Die neue Übersetzung nan Mazuy ist der Mehrzahl ihrer Vorgänger überlegen, sowol an Treue wie an stylistischer Schönheit. Ohne Zweifel wird der Kenner Mnnches an dieser Übersetzung zu tadeln haben; aber man muß auch gerecht sein, mon muß die Mängel mit den Schwierigkeiten entschuldigen, welche der Übersetzer zu überwinden hatte. Daher meinte der Graf Tressan, nachnhmen sei hier zweckmäßiger als übersetzen, gestattete sich demgnfolge eine größere Freiheit als selbst der italienische Dichter nnd schod, wo ihm die Schwierigkeiten unübersteiglich schienen, eigene Inspirationen denen seines Originals unter; so wnede dos Original nach Tressan's eigener Taille zugeschnitten. Mazuy hat sich in seiner Übersetzung fast zu ängstlich an den Buchstaben gehalten, ohne den Reiz nnd die Anmuth des Originals vollkommen zu erreichen, was im Französischen auch unmögtich ist. Der reiche nnd bunte romanhafte Inhalt wied jedoch den Leser über die Mängel der Arbeit unwillkürlich hinwegtragen. Die schönen Holzschnitte, womit dos Werk geschmückt ist, verleihen der Lecture einen großen Reiz, indem sie den Helden des Gedichts nnd ihren Waffenthaten Körper und Gestalt ertheilen."

Man hatte früher das Bedauern ausgesprochen, daß man in nnd um Autun, das alte Bibracte, so wenig Nachforschungen nach Alterthümern angestellt; und doch war Bibracte, später, als die gallische Herrschaft gebrochen war, Augustodunum genannt, lange Zeit der Sitz der gallo-römischen Civilisation. Diese Hauptstadt der Äduer war kühn genug, sich saror et aemulu Romae zu nennen, zu einer Zeit, als Paris ein gonz unscheinbarer nnd schmaziger Flecken war. Daß hier ein großer Reichthum an Alterthümern vorhanden sein müsse, war gewiß, aber Wenige spürten ihnen noch. Zu diesen Wenigen gehört der geschmackvolle und kenntnißreiche Alterthumsforscher Jovet, der mehre Ausgrabungen veranstatten ließ, welche mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurden. Ein französisches Jouenal macht jetzt auf sein Cabinet aufmerksam. Es befinden sich kostbare Stücke darin, besonders ein Mosaikstück von bedeutender Größe, welches den Kampf des Bellerophon mit der Chimäea darstellt, non unvergleichlich geschmackvoller Arbeit. Wenn französische Eitelkeit hier nicht mit Pfauenangen sieht, so ist dies mnsivische Gemälde an Rong und Werth gleich das zweite nach dem berühmten van Palestrina. Später entdeckte Hr. Jovet ein anderes Meisterwerk alter Kunst, eine Camee in Achat, von vortrefflicher Ausführung. Viele französische Gelehrte, wie Raoul Rochette, und Künstler, wie Delacroix, wünschten dem Besitzer zu seinem Schatze Glück und bewunderten die Kunstwerke; selbst der Herzog von Orleans besuchte Hrn. Jovet's Cabinet und sagte ihm darüber viel Schmeichelhaftes. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 352. — 18. December 1839.

Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Zweiter und dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 351.)

Das Schloß Holkham in der Grafschaft Norfolk ist der Landsitz des Hrn. Coke, des Erben des Grafen Leicester, welcher, ein mehr als achtzigjähriger, aber äußerst rüstiger Greis, zu den reichsten und ausgezeichnetsten Landwirthen Englands gehört und, wie wir schon durch Passavant wissen, der dort fünf ganze Tage zugebracht, im Besitze der seltensten Kunst- und literarischen Schätze sich befindet. Die Kunstsammlungen bestehen aus einer sehr schönen Statuengalerie und einer beträchtlichen Gemälde- und Handzeichnungensammlung, in welcher unter andern der Carton der Belle jardinière von Rafael vorhanden ist. Den literarischen Schatz bildet eine Sammlung von mehr als tausend kostbaren Manuscripten, über welche ein von Roscoe verfertigter, handschriftlicher Katalog von zehn starken Foliobänden genauen Bericht ertheilt. Viele davon enthalten Miniaturen, die der Verf. näher bezeichnet. Dieser läßt sodann auf Holkham Cambridge folgen, welches, obwol weit hinter Oxford zurückbleibend, doch immer eine sehr merkwürdige und anziehende Stadt bleibt. Hr. Waagen bespricht zuerst Kings College, dessen herrlicher, von 1441 — 1530 gebauter Kapelle er nur Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn er sie das Gelungenste und Geschmackvollste nennt, was die späte Blüte der gothischen Architektur hervorgebracht hat. Vorzugsweise aber zog ihn hier das Fitzwilliam-Museum an, welches aus einer Sammlung von 144 Ölgemälden, 520 starken, prächtig in Maroquin gebundenen Foliobänden mit Kupferstichen, einer großen Anzahl von Zeichnungen, Sculpturen und Musikalien, welche letztere Sammlung in England nur der königlichen nachsteht, aus einer gewählten Bibliothek von 7000 Bänden und etwa 150 mit Miniaturen geschmückten Meß- und Gebetbüchern besteht. Dieses Museum vermachte 1816 der Viscount Fitzwilliam der Universität, außerdem aber noch 100,000 Pf. St., um aus den Interessen derselben mit der Zeit ein für die Aufnahme jener Sammlungen würdiges Local zu bauen: eines von den vielen glänzenden Beispielen des in England herrschenden großartigen Sinnes für öffentliche Stiftungen! Seit 1834 besitzt die Universität auch noch eine Sammlung von 246 Bildern, die ein Hr. Mesman ihr vermacht hat, welche aber dem Fitzwilliam-Museum sehr nachsteht. Auf der Universitätsbibliothek fand Hr. Waagen unter den 2000 Manuscripten mit sehr interessanten Miniaturen versehene, namentlich drei von den Bibliographen sogenannte Bestiarien; auch die Bibliothek in Trinity-College bot sehr bemerkenswerthe Manuscripte mit Miniaturen dar.

In Althorp, dem Landsitze des Grafen Spencer, konnte wegen Abwesenheit des Besitzers Hr. Waagen von der durch Dibdin's „Aedes Althorpianae" so berühmten Bibliothek nur die Aufstellung in mehren Zimmern sehen und von den 430 vorhandenen Gemälden ebenfalls nur eine flüchtige Ansicht gewinnen. Nicht besser, oder noch schlimmer ging es ihm in Woburn-Abbey, dem berühmten Landsitze des Herzogs v. Bedford, wo ihm für die bedeutende Gemäldegalerie, deren Schau durch die Ungunst eines ganz finstern Himmels und durch herabgelassene Vorhänge erschwert ward, nur — eine Stunde Zeit vergönnt war. Und doch gibt er uns die Beschreibung einer namhaften Anzahl von Bildern. Wenigen eilig und bei besserer Beleuchtung durfte er die in einer sehr schönen Rotunda aufgestellte Sculpturengalerie bewundern, deren Prachtstück die Vase Lanti ist. Außer den Antiken und namentlich den stattlichen Reliefs, durch welche diese Sammlung alle Privatsammlungen Englands übertrifft, enthält sie auch Werke moderner Künstler, und unter diesen in einem nach Wyatt's Plane erbauten Tempel die Grazien von Canova, von denen ein zweites Exemplar in der Leuchtenberg'schen Sammlung enthalten ist. Am andern Ende der Galerie befindet sich ein Tempel der Freiheit, der durch die darin aufgestellten Büsten berühmter Staatsmänner die bekannte politische Gesinnung der Familie Russel deutlich ausspricht. Der 2000 englische Morgen im Quadratinhalte habende Park mit seinen unzähligen Damhirschen, die herrlichen Gärten mit ihren Pleasuregrounds, Treibhäusern und einem kostbaren aviary (Vögelsammlung) sind des hohen Besitzers würdig. Die letzte Sammlung, von welcher der Verf. berichtet und die er glücklicherweise mit mehr Muße betrachten durfte, ist die des Marquis von Bute in Luton-House, die in Hinsicht der Auswahl trefflicher Bilder aus der flamändischen und holländischen Schule vielleicht die bedeutendste in England sein dürfte, aber auch von italienischen, französischen, spanischen und deutschen Meistern manches Schätzbare besitzt.

Vor vielen Kunstforschern war Hr. Waagen durch Bildung, Kenntnisse und die bedeutendsten Empfehlungen an die Großen des Landes begünstigt, sodaß der Zutritt zu den meisten Sammlungen, dee Andern ganz versagt, oder nur durch einen goldenen Schlüssel möglich ist, ihm offen stand. Wie schade daher, daß die Kürze der Zeit odee auch die Beschränktheit der Kasse ihn an so vielen wichtigen Orten nur flüchtig verweilen und so viele andere gar nicht besuchen ließ. Er selbst macht sehr bedeutende Sammlungen in England namhaft, die er nicht kennen geleent; und vergleicht man vollends den von Passavant mitgetheilten Katalog, so sieht man erst recht, wie viele ihm entgangen sind. Es wäre daher im Interesse der Kunstgeschichte zu wünschen, daß es dem Verf. möglich würde auf einer zweiten Reise nach England das Versäumte nachzuholen und uns in einem nachträglichen Bande hierüber zu belehren. Jedenfalls aber muß man ihm füe die bisherigen Mittheilungen, die, wenn auch häufig unter den ungünstigsten Verhältnissen entstanden, doch stets sehr reichhaltig und lehrreich sind, zu aufrichtigem Danke verpflichtet sein. Durchgehends ist die Daestellung gewandt und angenehm, und auch hier wie im ersten Theile kein Mangel an mancherlei pikanten, das englische Leben und Treiben, zumal der Aristokratie, betreffenden Notizen, denen sehr paßlich hier und da Aussprüche gastronomischer Kennerschaft eingeflochten sind. Durch ein sehr gutes, die beiden ersten Theile umfassendes Register wird die Brauchbarkeit des Buches sehr erhöht.

Wir wenden uns nun zum dritten Theile, der von den Kunstwerken und Künstlern in Paris in neun Briefen handelt, aus deren sacheeichem, mit vielem Fleiße behandeltem Inhalte hiee nur das Hauptsächlichste angedeudet werden kann. Nachdem der Verf. im ersten Beiefe den Contrast schildert, welchen man vollends bei der so plötzlichen Versetzung von England nach Frankreich, und zwar nicht zum Vortheile des letztern Landes, empfindet, und dann einen Blick auf Paris überhaupt geworfen und auf Alles, wodurch diese Weltstadt so einzig interessant ist, gibt er uns im zweiten Briefe eine sehr belehrende Geschichte des Sammelns von Kunstwerken und der Kunst in Frankreich überhaupt. Als der erste Sammlee ist Karl V. (gest. 1380) anzusehen, von dessen Sculpturen, Malereien und Glasgemälden nichts mehr, wol aber noch eine Sammlung von 1122 Manuscripten mit vortrefflichen Miniaturen vorhanden ist. Der erste Sammler im großartigsten Maßstabe und eifrigste Kunstbeschützer war jedoch Franz I. (gest. 1547), der, von dem Flore der bildenden Künste in Italien mächtig angezogen, diese nach Frankreich zu verpflanzen und die berühmtesten Meister, wiewol oft erfolglos, in sein Interesse zu ziehen suchte. Wir wollen nur an L. da Vinci, A. del Sarto, Rosso (Maitre Roux), Pacchiarotto, Primaticcio, B. Cellini u. s. w. erinnern, zu denen sich noch die einheimischen Künstlee Jean Goujon und Philibert de Lorme gesellten. Ref. erinnert sich, zu Rom in der Wicar'schen Sammlung untee andern Seltenheiten ein Handschreiben dieses Königs an Michel Angelo gesehen zu haben, worin er diesen bittet, ihm irgend etwas Fertiges von seiner vortrefflichen Arbeit zu senden, welches der Abbé de St.-Trove (Primaticcio) „en bien payant" mitbeingen solle. Mit den künstlerischen Mitteln, die dem Könige auf diese Weise zu Gebote standen, schmückte und baute er seine Schlösser aus, unter welchen ee vor allen Fontainebleau in eine Kunstwelt umschuf, in deren Verherrlichung Architektur, Sculptur und Malerei wetteiferten; aber auch als Förderee der Literatur ist er zu schätzen, indem ee die Bibliothek mit den seltensten Manuscripten und Büchern zu bereichern bemüht wae. Ganz in die Fußstapfen seines Vaters trat Heinrich II., dessen Kunstliebe seine berühmte Maitresse, Diana v. Poitiers, in hohem Grade getheilt zu haben scheint; unter ihm vorzüglich arbeiteten Primaticcio und Niccolo del Abbate, deren Werke und Compositionen so bedeutend anwuchsen, daß die Zahl der nach ihnen als école de Fontainebleau gestochenen Blätter 640 beträgt. Leider waltete über Fontainebleau und seine Kunstschätze kein günstiger Stern. Das Schloß wurde während der Kriege von 1563 — 89 vernachlässigt und von den Sammlungen Vieles verschleppt und verzettelt, sodaß namentlich viele duech Franz I. gesammelte Bildee ersten Ranges gänzlich verschollen sind. Ludwig XIII. sammelte keine Kunstwerke, aber seine Mutter, Maria von Medici, ließ die berühmten 21 Bilder, Hauptvorgänge ihres Lebens darstellend, von Rubens für ihren Palast Luxemburg ausführen, wo sie 1625 aufgestellt wurden. Eine neue große Epoche für die Kunst und das Sammeln von Kunstwerken begann mit Ludwig XIV., untee welchem seine kolossale Schöpfung Versailles der Mittelpunkt aller künstlerischen Unternehmungen wurde, deeen Leitung dem berühmten Colbert übertragen war. Durch diesen wurde der bekannte Maler Charles Lebrun an die Spitze aller Schöpfungen im Gebiete der Malerei und Sculptur gestellt, welcher Künstler allerdings dem Geschmacke und den Absichten des Königs am besten entsprach, indem seine weitläufigen, stets das Reiche, Glänzende und Pomphafte darlegenden Compositionen „die Idee von Herrschergröße erwecken oder doch ihr schmeicheln mußten". Durch ihn und Colbert ließ der König auch eine geoße Gemäldesammlung, das berühmte Cabinet du roi anlegen, dessen Grundbestand die von Franz I. gesammelten Bilder in Fontainebleau und eine Auswahl aus der trefflichen Sammlung des reichen, aus Köln stammenden Bankiers Jabach bildeten. Außerdem wurde dee Grund zu dem berühmten Cabinete der Handzeichnungen und der Kupferstiche gelegt, die antiken Sculpturen wurden aus dem Louvre und andern Schlössern nach Versailles versetzt, es kam die Anlage eines Cabinets von Anticaglien, geschnittenen Steinen, Medaillen und Münzen auf eine sehr glänzende Weise zu Stande und die königliche Bibliothek wurde durch die wichtigsten Erweedungen bereichert. Das Beispiel des Königs wirkte auf die Großen der Hauptstadt, von denen viele sich im Sammeln von Kunstwerken gefielen; aber die wichtigste Sammlung, welche nächst der königlichen entstand, war die des Herzogs Philipp von Orleans, bekannt unter

Digitized by Google

dem Namen des Regenten, über deren Quellen und Reichthum unser Verf. befriedigende Nachricht ertheilt. Als Kunsthistoriker und Theoretiker traten damals, nicht ohne nachtheiligen Einfluß für die Folge, Felibien und de Piles auf, welcher letztere in seiner „Balance des peintres" die Grade der Vollkommenheit, die ein Maler nach seiner Meinung in den verschiedenen Eigenschaften der Malerei erreicht hat, durch Zahlen ausdrückt, nach welchen Dürer, Michel Angelo und andere Heroen sehr übel gegen die Carracci und andere Eklektiker wegkommen. Unter Ludwig XV. wurde die königliche Gemäldesammlung beträchtlich vermehrt und durch eine daraus in den Palast Luxemburg versetzte Auswahl zum ersten Male dem Publicum zugänglich gemacht, aber auch eine Handlung des ärgsten Vandalismus begangen, als man in Fontainebleau, um Wohnungen für den Hof zu gewinnen, die große Galerie und mit ihr 73 Frescobilder aus der Odyssee, das Hauptwerk des Primaticcio und Niccolo del Abbate, niederriß. Unter den Sammlern jener Zeit ragt der reiche J. A. Crozat hervor, der außer marmornen Statuen, Büsten, Bronzen und geschnittenen Steinen eine Sammlung von 400 Bildern aus allen Schulen besaß, „deren sich kein Fürst zu schämen gebraucht hätte", und die später in den Besitz der Kaiserin Katharina überging; ganz besonders aber durfte er sich eines Schatzes von Handzeichnungen rühmen, der aus den seltensten Erwerbungen in allen Ländern zusammengeflossen war. An der Spitze der Sammler von Kupferstichen wie der Kunstkenner stand um diese Zeit der berühmte feinsinnige Mariette, dessen Sammlung die Werke von mehr als 1500 Künstlern und außerdem noch 1400 Handzeichnungen enthielt; unter den Archäologen ragte der vielseitige Graf Caylus hervor, der selbst eine werthvolle Sammlung hinterließ. Unter der Regierung Ludwig's XVI. erhielten die königlichen Sammlungen manche ansehnliche Bereicherungen, die der Verf. getreu angibt, und mehr als je wurde jetzt Paris der Mittelpunkt des Kunsthandels, an dessen Spitze namentlich der thätige Kupferstecher Basan stand. Allzerstörend brach nun die französische Revolution ein, die nicht nur alle dem Königthume, der Kirche und dem Adel gewidmeten Denkmale zu vernichten trachtete, sondern auch viele Kunstsammlungen, vor allen die Galerie Orleans und die des Ministers Calonne, zerstreute und die königlichen Schlösser der gröbsten Vernachlässigung preisgab. Inzwischen suchten einige besonnene Männer aus dem allgemeinen Schiffbruche zu retten, was möglich war, und so entstand zuerst, vorzüglich durch den Betrieb des edeln Alexandre Lenoir, jenes unvergleichliche Musée des petits Augustins ou des monuments français, welches auch Ref. stets unvergeßlich bleiben wird. Alle übrigen Kunstschätze wurden nun in den Louvre versetzt und dann bekanntlich durch die Plünderung aller Länder unglaublich vermehrt. Ein neues Leben in alle diese Kunstanstalten brachte Napoleon durch die Einheit der Verwaltung, indem er dieselbe dem feinen Kunstkenner Denon übertrug und den berühmten Visconti zum Aufseher der Antiken machte, wie er auch die zusammengehäuften Schätze durch ein großes Prachtwerk veröffentlichen ließ und die Abtheilung der Sculpturen durch den Ankauf der berühmten Sammlung der Villa Borghese und einer Auswahl aus der Villa Albani vermehrte. So wurde der Louvre der Sammelplatz alles Großen und Einzigen, was die bildende Kunst aufzuweisen hatte; und wie groß auch die Freude war, mit welcher Ref. später alles Geraubte an seiner alten rechtmäßigen Stelle wiedersah, so schätzt er sich doch glücklich, 1814 während sechs Monaten fast jeden Tag dem Genusse und dem Studium der unendlichen Kunstwelt im Louvre haben widmen zu können. Aber auch nach der Auflösung des Musée Napoléon, welchem die Restauration auch die des Musée des petits Augustins folgen ließ, blieben in Paris die bedeutendsten Kunstschätze zurück, da die Reclamationen, besonders von Italien aus, mit so wenig Strenge gemacht wurden, daß eine beträchtliche Anzahl trefflicher Sculpturen und Gemälde davon ausgeschlossen blieb und mit den kleinern Gegenständen, Zeichnungen, Kupferstichen, Büchern, Münzen, es noch weniger genau genommen ward. Ludwig XVIII. vermehrte die Sammlungen durch neue Ankäufe, er ließ in der Galerie Angoulème, einem Theile des Louvre, in fünf Sälen 88 Denkmale der französischen Sculptur vom 16. bis zu Ende des 18. Jahrhunderts zusammenstellen, das Cabinet der Münzen wurde durch die beträchtlichsten Erwerbungen erweitert, sodann unter Karl X. in neun Sälen des Louvre ein Museum ägyptischer Alterthümer aus der Drovetti'schen Sammlung und griechischer und römischer Anticaglien angelegt und der Palast Luxemburg zur Aufnahme moderner Gemälde und Sculpturen eingerichtet. Unter den Privatsammlungen nahm die des Herzogs von Berri den ersten Rang ein; aber sie, wie die ebenfalls sehr vorzüglichen Sammlungen des Fürsten Talleyrand, des Generaleinnehmers Lapeyrière und zum Theil des Baron Denon entgingen dem Hammer nicht und gelangten größtentheils nach England.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tuttolasso's Wanderungen durch Deutschland, Polen, Ungarn und Griechenland im Jahre 1836. Stuttgart, Verlag der Classiker. 1839. 8. 2 Thlr.

Man weiß in der That nicht recht, was man aus diesem Buche machen soll; denn die Wanderungen, welche der unbekannte Verf. desselben darin beschreibt, hat er gewiß ebenso wenig gemacht, als er wol auch kein deutscher Baron ist, für den er sich ausgibt. Was also hat er mit vorliegender Beschreibung dieser angeblichen Wanderungen, mit den darin enthaltenen Mittheilungen, Raisonnements nun eigentlich gewollt? Zunächst vielleicht eine Art Persiflage des Fürsten Pückler-Muskau, eine Vermuthung, zu der man nach dem Namen: Tuttolasso, sowie nach der darin liegenden Anspielung auf Semilasso, auch nach der, übrigens witzig sein sollenden, aber ziemlich matten Einleitung: „An den Leser", und einigen hin und wieder sich findenden Seitenblicken veranlaßt wird. Eine tiefere Ironie in dieser Beziehung hat jedoch wenigstens Ref. in dem Buche nicht finden können, es müßte denn diese etwa darin liegen sollen, als der Herr Baron, der dem alten Adel, nicht dem neuen angehört, die historischen und sonstigen Vorrechte jenes alten Adels und der guten alten Zeit in

Schutz nimmt gegen die neue Zeit und gegen die Angriffe dieser neuen Zeit auf und die Eingeiffe in jene Vorrechte, dabei überhaupt die Interessen des Aristokratismus verficht und gegen den politischen Liberalismus und Sansculottismus der modernen Zeit zu Felde zieht. Inwiefern in dieser Hinsicht die Sache bisweilen auf die Spitze gestellt ist, dagegen aus mehren Gründen eine diesfallsige Überzeugung des Verf. von der Wahrheit Dessen, was er hiebei behauptet, und seiner Meinungen hierüber kaum vorausgesetzt werden kann, so bleibt fast weiter nichts übrig, als anzunehmen, daß der Zweck desselben insoweit kein anderer sei als eben — Ironie, die nun aber nicht blos der Sache selbst gelten, sondern wol auch ihre persönlichen Beziehungen nach irgend einer Seite hin haben mag. Indeß ist Ref., wie gesagt, nicht so glücklich gewesen, diese selbst aus dem Buche herauszudeuten. Jenes aber anzunehmen, dazu findet sich auch noch darin eine nicht fernliegende Veranlassung, daß der Verf., selbst wenn er in den von ihm durchwanderten Ländern nicht gewesen ist, gleichwol, um über sie in verschiedenen Beziehungen zu belehren, aufzuklären und zu berichtigen, andere Bücher hätte benutzen können; allein er hat diesen Zweck selbst, wie es scheint, gar nicht gehabt, wenigstens kann man gerade nicht sagen, daß er für bessere und richtigere Kenntniß jener Länder geschrieben und zu diesem Zwecke die Wanderungen selbst — gemacht habe. Höchstens könnte man dies von Griechenland gelten lassen wollen, über dessen Geschichte der letzten Jahre weitläufig raisonnirt wird; indeß scheint auch dies Alles nur jenen Zwecken einer mitunter etwas frivolen Ironie dienen zu sollen, und es hat in seiner einseitigen Auffassung und ungenügenden Darstellung ebenso wenig ein historisches Interesse, als ihm auch in subjectiver Beziehung die Absicht, zu belehren, keineswegs unterliegen dürfte. Nimmt man übrigens in dieser letzten Hinsicht noch darauf Rücksicht, daß mit Griechenland der beiweitem größere Theil des Buches sich beschäftigt, so kommt man in Verfolgung, dies bei Deutung der eigentlichen Absicht des Verf. nicht außer Acht zu lassen, und vielleicht könnte hierüber auch das Capitel mit der Aufschrift: „Der Philolog-Philhellene", in gewissem Betracht einigen Aufschluß geben. Dies Capitel ist nun aber weiter nichts als eine schändliche, oft ziemlich gemein gehaltene Persiflage des, trotz mancher anleugbaren Schwächen dennoch verdienstlichen Philologen und ungeachtet verzeihlicher Irrthümer gleichwol höchst achtbaren Philhellenen Friedrich Thiersch, theils in Betreff seines persönlichen Auftretens in Griechenland 1831 und 1832 und seiner Wirksamkeit daselbst, namentlich zu Beschützung des Bürgerkriegs in Morea im Frühjahre 1832, theils in Ansehung des von ihm 1833 herausgegebenen Werks über Griechenland. Objective Wahrheit kann diesen Mittheilungen höchstens nur in einem sehr geringen Grade zum Grunde liegen; subjectiv genommen aber, so leuchtet überall die injuriös-calumniöse Absicht, Thiersch lächerlich und über ihn sich lustig zu machen, ihn moralisch-wissenschaftlich mit Koth zu bewerfen und auch in Betreff des Charakters zu beandmaeken, so deutlich hervor, daß man hierüber nicht einen einzigen Augenblick in Zweifel sein kann. Woraus der Verf. die Faden zu diesem Zerrbilde entnommen habe, ist, wenn nicht aus seiner eigenen böswilligen Phantasie, ungewiß; denn Griechen, die hier als angebliche Auctoritäten angeführet werden, können auch die nackten Thatsachen, die dann jene uneeine Phantasie zu ihren Zwecken weiter benutzt und ausgeschmückt, ihm nicht mitgetheilt haben. Äußere und innere Gründe sprechen dagegen, und namentlich läßt der satirisch-teuflische Hohn, womit der Verf. über Thiersch herfällt, kaum etwas Anderes annehmen, als daß er, wer weiß aus welchen Gründen, auf alle mögliche Art und von verschiedenen Seiten hee über ihn sich hat lustig machen, vorzüglich aber, was die ihm bisher nue von Ignoeanten oder Böswilligen streitig gemachten Verdienste um Griechenland anlangt, diese ihm durch einen moralischen Todtschlag greadezu absprechen wollen. Wie man auch in den angegebenen Beziehungen über Thiersch mag urtheilen wollen, so sollte dies doch, zumal öffentlich, nur im Interesse der Wahrheit, nur mit Anstand und Würde geschehen; und auch der Roman, auch der Scherz ist kein Deckmantel, hinter welchem hervor es gestattet sein könnte, Ehre und guten Namen Anderer mit teuflischem Spotte anzufallen und zu morden. Wehe auch hier der öffentlichen Sittlichkeit, wehe dem Gefühle für Anstand, wenn der Verf. seine Absicht, Lachen zu erregen, in dieser letzten Beziehung wirklich erreichen könnte! Wehe der deutschen Rechtlichkeit und Unbescholtenheit, wenn hier nicht unerbittlich strenges Recht über solche mit kalter Bosheit meuchlings mordende Verleumder gehalten würde!

So viel über diese „Wanderungen" Tuttolasso's. Nach bestem Wissen und Gewissen können wir darnach das ganze Buch nur als eine faule Frucht der, heutzutage gewaltig überhand nehmenden Buchmacherei bezeichnen und — dem Verfaulen anheimfallen lassen. 25.

Literarische Notizen.

Journalistik und Literatur in Warschau.

Die Stagnation, welche gegenwärtig in der heimatlichen polnischen Literatur überhaupt eingetreten ist, macht sich natürlicherweise ganz besonders auch in der Journalistik bemerkbar. Die vier in Warschau erscheinenden Zeitungen, die „Gazeta Warszawska", die „Gazeta codzienna", der „Korrespondent" und die „Gazeta poranna" sind mehr Anzeiger als politische Blätter und suchen, was ihnen in diesee Hinsicht mangelt, durch Erzählungen und Anekdoten zu ersetzen. Die zuerst genannte ist von einem Beiblatt „Tecza" (Der Regenbogen) begleitet, der seine Spalten mit Novellen aus dem Französischen und Deutschen füllt. Außer diesen sogenannten politischen Zeitungen bestehen in Warschau noch 10 kleine Blätter für besondere Zwecke, z. B. für Ackerbau, Heilkunde, Musik, auch ein Modejournal („Magazyn mod") und eine Theaterzeitung („Swiat dramatyczny") mit den Bildnissen der vorzüglichsten Schauspieler in Warschau. Größere Werke von Bedeutung erscheinen nur sehr wenige; als die einzigen der Art können bezeichnet werden: 1) „Numizmatyca Krajowa" (National-Münzkunde) von K. Wladyslav Sterynski Bandtkie, jetzt unter der Presse befindlich und in zwei Bänden Abdrücke von 1000 polnischen Münzen enthaltend; 2) „Pamietniki o dziejach, pismiennictwie i prawodawstwie slawian az do wieku XIV", vom Prof. Maciejowski. In dem letzten halben Jahre hat die polnische Literatur übrigens drei ihrer glänzendsten Zierden verloren: Anselm Swejkowski, den Präsidenten der warschauer Universität; Joseph Mosinski, den Verfasser einer ausgezeichneten polnischen Grammatik, und den Prof. Ludwig Osinski, bekannt durch seine Übersetzung Corneille's sowie durch eigene Gedichte.

Angekündigt sind von neuen englischen Werken: „An account of the british settlements in the straits of Malacca, including Penang, Malacca and Singapore", vom Lieutenant Newbold; „Continental India, travelling sketches and historical recollections" ꝛc., von J. W. Massie; „Travels in Koordistan, Mesopotamia" ꝛc., von John Baillie Fraser; „Memoirs of the court of England, during the reign of the Stuarts, including the Protectorate", von John Heneage Jesse; „The life, times and select correspondence of Madame de Sevigné", von Mrs. Gore; „Woman and her master", von Lady Morgan; „The letter bag of the Great Western", vom Verfasser des „Sam Slick"; „Memoirs of admiral Sir Sidney Smith", von E. Howard; „Scripture and geology", von dem Doctor der Theologie J. Pye Smith; „A history of the british sponges and corallines", von Dr. Johnson; „Visits to remarkable places", von Hrn. Howitt, und wie gewöhnlich eine große Anzahl Novellen. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 353. — 19. December 1839.

Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Zweiter und dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 352.)

Nachdem Hr. Dr. Waagen diese an den merkwürdigsten Thatsachen reichen und für jeden Kunstfreund interessanten Notizen vorangeschickt, geht er im dritten Briefe über zum Studium der Antiken des Louvre. So prachtvoll und selbst zweckmäßig die Anordnung derselben zu nennen ist, durch welche sie einen reichen, würdigen und malerischen Eindruck erzeugen, so ist doch auf eine Zusammenstellung des der Arbeit und Zeit nach Gleichartigen so wenig Rücksicht genommen, daß Spätrömisches mit Ägyptischem und Altgriechischem u. s. w. gemischt ist. Der Verf. unternimmt es nun, die wichtigsten antiken Sculpturen in chronologischer Folge zu betrachten und so „in den großen Wust der Sammlung eine etwas genauere, historisch-organische Gliederung zu bringen". Man muß ihm unbedingt beipflichten, wenn er die Antikengalerie des Louvre als die glücklichste Ergänzung zu den Schätzen ähnlicher Art im Britischen Museum betrachtet, welches jener an imposanten Massen großartiger altägyptischer Kunstwerke sowie griechischer aus der Epoche des Phidias unendlich überlegen ist, dagegen an den trefflichsten Werken aus der Zeit der Nachfolger Alexander's des Großen wie der römischen Kaiser beiweitem nachsteht. Beide Museen, durch welche die Entwickelung der bildenden Kunst im Alterthum auf das anschaulichste dargelegt wird, lassen sich gewissermaßen als ein einziges ansehen, da bei der Schnelligkeit der Verbindung zwischen London und Paris für den Kunstfreund kaum ein Zwischenraum vorhanden zu sein scheint. Hr. Dr. Waagen ertheilt dem vom Grafen Clarac sehr fleißig bearbeiteten Antikenkataloge das verdiente Lob und fügt jedesmal die Nummer desselben den von ihm betrachteten Gegenständen bei. Es versteht sich von selbst, daß wir ihm in das Einzelne dieser meistens sehr ausführlichen und geistvollen Betrachtungen nicht folgen können, die aber jeder Kunstfreund, zumal an Ort und Stelle, oder durch Abbildungen unterstützt, gewiß nicht ohne Gewinn studiren wird. Den Anfang machen die ägyptischen Denkmale, bei welcher Gelegenheit Hr. Waagen auch die von Champollion dem Jüngern zu dessen Werk hinterlassenen Zeichnungen bespricht; dann folgen die Sculpturen im altgriechischen Styl und die aus der Zeit des Phidias und dessen Schule. Aus der Schule des Skopas wird der berühmten Venus von Milo eine vorzugsweise genaue Schilderung zu Theil und rühmend der kolossalen, auch nicht dem Vatikan zurückgegebenen Melpomene gedacht, worauf die Werke aus der Schule des Praxiteles und Lysippus folgen. An diese reihen sich dann die Denkmale aus der Epoche der Nachfolger Alexander's des Großen oder der Diadochen, „an welchen, nachdem die naive Begeisterung die Kunst zur höchsten Meisterschaft ausgebildet, mit dem Bewußtsein dieser Meisterschaft die künstlerische Gelehrsamkeit und das Bedürfniß, diese auszudrücken, sich entwickelt". Namentlich gehören der Borghese'sche Fechter, der sogenannte Jason, der Torso eines Athleten (Nr. 702), der gefesselte Marspas, eine Zingarella (Zigeunerin) genannte Diana, der berühmte Borghese'sche Hermaphrodit u. s. w. hierher. Dann folgen die Werke römischer Kunst, als deren vorwaltende Eigenschaften der Verf. „den Ausdruck einer derben, gesunden Kraft und Tüchtigkeit und den naiven und herzigen Ausdruck häuslicher Beziehungen" bezeichnet. Hier betrachtet er unter den Werken von J. Cäsar bis Trajan zuerst die zahlreichen Portraitbildungen, dann die Denkmale von freier Erfindung, in denen sich ein eigenthümlich römisches Wesen abspiegelt, an welche die zahlreichen und wohlerhaltenen Meisterwerke aus der Zeit des Hadrian (auch sehr reich an Portraitbildungen), die Sculpturen aus der Zeit der Antonine, der Epoche von Commodus bis Elagabal, von A. Severus bis Licinius und von Konstantin bis Justinian sich anschließen, worauf noch eine Nachlese sonst wichtiger Sculpturen im Louvre folgt. Wir haben hier nur flüchtig auf einen Reichthum hinweisen können, der über 88 Seiten des Buches ausgebreitet ist.

Im vierten Briefe mustert Hr. Dr. Waagen die kleinern Anticaglien, Bronzen und Vasen, welche das Museum Karl's X. enthält, und das Antikenkabinet, welches mit der königlichen Bibliothek verbunden ist. Hier werden zuerst die großen Cameen und geschnittenen Steine betrachtet; sie nehmen sieben Schaukästen ein, während in zwölf andern eine sehr lehrreiche Auswahl der antiken Münzen und Medaillen enthalten ist. Dann folgen 206 meistens sehr werthvolle altgriechische und etruriſche Figuren aus Bronze, herrliche Gefäße in kostbaren Steinarten, Bronze und edeln Metallen, die 1830 zu Berthouville aufgefundenen silbernen Statuetten, Büsten, Opfergeräthe

Digitized by Google

u. dgl., gebrannte Erden, antike Schmuck- und Glassachen, persische und babylonische Cylinder, Metallspiegel u. s. w.

Von ganz besonderm Interesse für die Kunstgeschichte ist der fünfte Brief, der sich mit dem Studium der Miniaturen auf der königlichen Bibliothek beschäftigt. Wir wissen bereits aus frühern Mittheilungen unsers Verf., welchen hohen Werth mit Recht er den Miniaturen beimißt, um die Geschichte der Malerei in allen Ländern Europas durch alle Jahrhunderte des Mittelalters zu verfolgen. Sie ersetzen nämlich den Mangel der größern Denkmale aus den frühern Jahrhunderten, von denen man sie als eine treue Übersetzung im Kleinen betrachten kann, und lehren, wie die christliche Malerei, noch lange der antiken in Auffassung und Technik getreu, allmälig in beiden Stücken zu einer neuen eigenthümlichen Weise übergegangen ist und sich später die Sinnesart der verschiedenen Nationen darin ausgeprägt hat. Hr. Dr. Waagen nennt sehr bescheiden in der Vorrede diesen Abschnitt über die Miniaturen den ersten Versuch, die Geschichte der Malerei in Frankreich, den Niederlanden, England und Deutschland vom 7. bis zum 15. Jahrhundert in ihren allgemeinsten Umrissen „auf die Anschauung von Denkmalen" zu begründen. Paris besitzt nun einen fast unermeßlichen Reichthum an Manuscripten mit Miniaturen, die sich von der ersten Hälfte des 8. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, mithin über einen Zeitraum von mehr als 900 Jahren erstrecken. Doch waren die frühern pariser Studien unsers Verf. in diesem Kunstgebiete nur sehr unvollkommen, da kein Specialkatalog vorhanden war und man das wenige Bekannte mühsam zusammensuchen mußte. Jetzt ist auch diesem Übelstande durch die mehrjährigen, angestrengten Arbeiten des Grafen August v. Bastard abgeholfen, welcher alle in sämmtlichen pariser Bibliotheken enthaltenen Manuscripte mit Miniaturen bis zum 13. Jahrhundert inclusive katalogisirt hat. So fand denn Hr. Dr. Waagen das Feld zu den anziehendsten Untersuchungen in den Stand gesetzt, auf welche wir aber ihrer großen Reichhaltigkeit wegen eben auch nur hinweisen können. Nachdem er zuerst von dem Geiste und der Art der christlichen Malerei von Konstantin dem Großen bis 750 n. Chr. G. gehandelt, geht er zur Beschreibung der Miniaturen vom 9. Jahrhundert über, dessen Hauptrepräsentant die Predigten des Gregorius von Nazianz sind; Hauptdenkmal des 10. ist ein merkwürdiges Psalterium. Wie bis zum 14. Jahrhundert die byzantinischen Miniaturen immer geistloser, mechanischer und kümmerlicher werden, wird vom Verf. mit vielen Beispielen belegt. Dann folgt die Betrachtung der Miniaturwerke aus den Abendländern, zuerst der fränkischen aus dem 8. Jahrhundert, der auf Befehl Karl's des Großen entstandenen und der angelsächsischen, worauf der allgemeine Kunstcharakter der abendländischen Miniaturen entwickelt wird. Aus dem 10. Jahrhundert und selbst aus der sonst kunstarmen Zeit von 1000 — 1150 bieten sich viele französische, englische, niederländische, deutsche und italienische Miniaturen zum Studium dar, das der Verf. theils durch allgemeine, tiefeingehende Charakterisirungen, theils durch specielle Schilderungen bekundet. Auch der sechste Brief (118 Seiten lang) ist ganz diesem Kunstgegenstande gewidmet, welchen bis zu dessen höchster Entwickelung unser Verf. mit großer Liebe und Einsicht verfolgt und die dargebotenen Schätze mit redlichem Fleiße ausbeutet. Sehr erfreulich ist die Nachricht von dem großen Werke des Grafen Bastard, welches durch meisterhaft lithographirte und ausgemalte Facsimiles die Hauptbilder der wichtigsten Denkmale getreu wiedergeben, nur leider seines wahrscheinlich sehr hohen Preises wegen vielen Kunstfreunden ein versagtes Gut bleiben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Altes und Neues aus Andalusien.

Zweiter Artikel.*)

3. Tarifa, die Meerenge und Algesiras.

Über den St.-Petrifluß führt die auf römischem Unterbau ruhende Brücke del Zuazo auf den Weg nach Malaga. An dem Felsen vorbei, auf dem einst der Tempel des Herculs, die erste Station der römischen, ursprünglich aber von den Phöniciern angelegten Heerstraße von Cadiz nach Malaga stand, und der jetzt, befestigt, den Zugang zu der Insel beherrscht, über Chiclana, von wo man links auf steilem Hügel Medina Sidonia, die Stadt Sidon, sieht, geht derselbe über eine unbebaute und einsame Ebene, ohne Baum, ohne Haus und ohne Leben wie die gegenüberliegende Küste von Afrika nach dem auf steilem Abhange liegenden Vejer und von da durch eine lange Felsschlucht nach Tarifa. Hier treten beide Erdtheile sich am nächsten; hier blicken sie, die einst vereinigt waren, einander drauend an; zwischen ihnen strömt die Meerenge, tiefer als irgend ein Fahrwasser, und der Seemann eilt mit einem gelinden Grauen hier vorüber, wo weder Wasser noch Land ihm freundlich sind. Auf der gegenüberliegenden Küste sieht man die weißen Mauern von Tanger glitzern und dahinter liegt, dem Auge zwar unsichtbar, aber der Einbildungskraft desto schreckhafter, die öde Region wilder Thiere und noch wilderer Menschen. Westwärts liegt Trafalgar; ostwärts, wo beide Erdtheile immer mehr auseinandertreten, weht auf dem hohen Felsen von Gibraltar die rothe Flagge des meerbeherrschenden Englands.

Die beiden Erdtheile, die hier höchstens 2½ Meile voneinander entfernt sind, hingen, wie sich geologisch erweisen läßt, ursprünglich zusammen; ebenso gewiß ist, daß die Meerenge im Laufe der Zeiten allmälig erweitert worden ist. Der Sagen zu geschweigen, die auf einen von den Phöniciern eröffneten Kanal zu beziehen, wol nicht nöthig sein möchte, so schätzte Skylax, um 500 v. Chr., die Breite der Meerenge auf etwa ¼ Stunde; Eukemon, 100 Jahre nach ihm, auf beinahe ⅓ Stunden; Turranius Graellis, ein Spanier, der in jener Gegend einheimisch war und von Plinius angeführt wird, 500 Jahre später auf 1 Meile; Livius und Cornelius Nepos geben sie auf fast 1½, Procopius auf 2¼ und Victor Vitcasis auf 2½ an. Eine fernere Erweiterung ist durch die Höhe der Küste auf beiden Seiten unmöglich geworden. Dieselbe geschah übrigens, so lange sie möglich war, wahrscheinlich in Folge der heftigen aus dem atlantischen Ocean eindringenden Strömung, die bis Malaga fühlbar ist. Merkwürdig ist aber, daß ungeachtet dieses beständigen Zuflusses aus dem atlantischen Ocean und den vielen und großen Strömen, vom Nil bis zum Ebro, die Wassermasse des mittelländischen Meeres sich fortwährend vermindert, sodaß Murviedro, einst ein Seehafen, jetzt eine Landstadt geworden ist. Eine untere Strömung, wodurch schon 1684 ein Gelehrter dies Phänomen zu erklären suchte, ist mit den Gesetzen der Hydrostatik unvereinbar; richtiger hat den Dr. Halley eine Reihe von Versuchen zu dem Resultate geführt,

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 291 u. 294 d. Bl. D. Red.

daß durch Ausdünstung in jedem Sommer um 5280 Millionen Tonnen mehr Wasser verloren geht, als der Zufluß beträgt.

Tarifa, wie es dem Lande der Mauren am nächsten liegt, bewahrt auch noch die meisten Züge maurischen Lebens in seinem Innern. Berühmt bis zur Sprüchwörtlichkeit ist die Schönheit seiner Frauen, von der jedoch der Fremde sehr wenig zu sehen bekommt, da sie nach orientalischer und altspanischer Weise dicht in ihre Mantillen gehüllt einhergehen, aus denen nur das rechte Auge gleich einem glänzenden Stern hervorblickt. An das alte Castel, jetzt ein Gefängniß, knüpft sich Guzman's (Gudmann, der Abkömmling einer alten echt gothischen Familie) Heldenname. Als er dasselbe 1292 gegen die Bestechungen und Angriffe der Mauren mit gleicher Standhaftigkeit vertheidigte, brachte zuletzt der Verräther Juan seinen einzigen Sohn unter die Mauern des Schlosses mit der Drohung, denselben vor seinen Augen zu tödten, wenn jenes nicht übergeben würde; der Vater warf dem Drohenden seinen Dolch herab und sah einige Minuten nachher sein Kind unter den Händen der Mauren verscheiden. Sein König ehrte ihn für die That mit dem Beiworte: El buena, der Gute, und machte ihn zum Stifter der herzoglichen Familie von Medina Sidonia. Es war der 1340 bei Tarifa von Alonzo XI. erfochtene Sieg, der den Weg zur endlichen Vertreibung der Mauren bahnte, und man kann in keinem Gedicht etwas Unterhaltenderes lesen als die Beschreibung, welche ein Augenzeuge von jener Schlacht entworfen hat. In derselben sollen nach Conde zum ersten Male Kanonen, die in Damaskus verfertigt waren, gebraucht worden sein. Auf dem Felsenvorsprunge unterhalb Tarifa wird schon lange ein Fort erbaut, dessen Kosten mit dem Ertrage einer auf alle nach Gibraltar gehende Güter und Personen gelegten Abgabe bestritten werden; diese trifft demnach vorzugsweise die Engländer, deren Handelsschiffe durch die spanischen Kanonenböte von Tarifa oft sehr beträchtlichen Schaden erlitten haben. Der Bau des Forts schreitet nichtsdestoweniger sehr langsam fort, da die Fonds durch die Hände des Gouverneurs von Algesiras gehen und von ihnen, wie wenn man Öl aus einer Flasche in die andere gießt, in transitu immer etwas hängen bleibt. In Spanien ist das unvermeidlich. Die Stelle eines Gouverneurs von Algesiras ist darum aber auch der einträglichste Posten in der Monarchie, kein Generalcapitain einer Provinz steht sich so gut.

Höchst romantisch ist der nur etwa drei Leguas weite Weg von Tarifa nach Algesiras (Gezira alhadra von seiner Lage genannt). So unbedeutend der letztere Ort jetzt ist, so wichtig war er einst, was man schon daran erkennt, daß der König von Spanien auch den Titel eines Königs von Algesiras führt. Den Mauren in Bezug auf Spanien Das, was den Engländern Calais in Bezug auf Frankreich, wurde ihnen dieser wichtige militairische Punkt 1344 von Alonzo XI. nach einer zwanzigmonatlichen Belagerung wieder entrissen, zu der Ritter aus allen christlichen Ländern herbeigeströmt waren, wie hinwiederum die mohammedanischen Fürsten und Ritter einen Feldzug gegen die Christen einer Wallfahrt gleich achteten, woraus sich die Langwierigkeit des Kampfes erklärt. Ungeachtet die Begeisterung für die Kreuzzüge nach dem Morgenlande damals in Europa schon erloschen war, so muß doch die Theilnahme der Herzen an diesem Nationalkriege auf der Halbinsel ziemlich groß gewesen sein, da wie so viele tapfere Hände aus allen Ländern darin beschäftigt finden. Besonders sandte England manch wackern Kämpfer, selbst sein König Eduard III. wollte hier in Person gegen die Feinde der Christenheit fechten, und das höchste Lob, welches 40 Jahre später Chaucer seinem Ritter zu ertheilen weiß, besteht darin, daß dieser mit vor Algesiras gewesen ist. Die maurischen Festungswerke wurden nach der Einnahme der Stadt abgetragen. Das jetzige Algesiras, von Karl III. 1760 wieder aufgebaut, ist als Freibeuternest in Kriegs- und als die Herberge von Küstenwächtern (guarda-costas) in Friedenszeiten ein schmerzhafter Stachel in Gibraltars Seite. Der an der Küste fortlaufende Weg von dort hierher beträgt nur zwei Leguas. Etwa in der Mitte desselben, wo jetzt der Meierhof Rosadillo, lag nach Ukert, der mit Recht auf Conduit's und Carter's Bestimmungen baute, da der Letztere die Gegend in Person durchforscht hat, das alte Carteja, von den Phöniciern ursprünglich Meleaeth (die Königsstadt), von den Phokäern aber Tartessus Herakleon genannt, ein Doppelname, der letztere, dessen näher bestimmende zweite Hälfte anzudeuten scheint, daß Tarschisch, Tartessus, wenn auch vielleicht anfangs ein Ort oder die Gegend in der Nähe von Gades damit gemeint war, etwa wie Westindien bald ein allgemeiner Name wurde, der den Küstenstrich von Bätika bezeichnete. Es sind an der für die Lage des alten Carteja bezeichneten Stelle manche nicht unwichtige Alterthümer gefunden worden, darunter eine Reihe noch aneinanderhängender Münzen, wie sie eben aus der Prägform gekommen waren.

Carteja muß sich bald von Tyrus unabhängig gemacht haben; dafür spricht wenigstens des Königs Arganthonius Freundschaft mit den Phokäern, den Nebenbuhlern des karthagischen Handels. Unter den Römern erlangte Carteja als Hafenstadt große Wichtigkeit. Hierher floh der jüngere Pompejus nach der Niederlage bei Munda, und die Einwohner, die ihn erst unterstützt hatten, erboten sich nun mit echt punischer Treue gegen Cäsar, auf den sie sogleich eine Medaille schlagen ließen, den verwundeten und hülflosen Schutzflehenden auszuliefern.

4. Gibraltar.

Das noch in der Markung des alten Carteja gelegene San-Roque, dessen Alcalden sich in ihren amtlichen Schriften noch immer als Ortsobrigkeit von Gibraltar bezeichnen, wie der König von Spanien sich noch immer König von Gibraltar nennt, ist von den Flüchtlingen aus dieser Feste, als dieselbe von den Engländern eingenommen war, erbaut worden. Dies geschah bekanntlich am 24. Jul. 1704, als Sir G. Rooke, von nutzlosem Umherkreuzen im mittelländischen Meere zurückkehrend, zufällig den Gedanken faßte, die Stadt anzugreifen, die, mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit der Spanier nur von 150 Mann besetzt und mehr in heiligen Bildern und Reliquien als in Waffen ihre Rettung suchend, ohne Mühe seine Beute wurde. Seitdem ist dieser Punkt ein wunder Fleck an dem spanischen Staatskörper geblieben, und wie schmerzhaft derselbe namentlich für das spanische Ehrgefühl ist, beweisen die zur Wiedereroberung gemachten Versuche, von denen die Belagerung 1782 der furchtbarste war. Die Einzelheiten derselben sind vom Obersten Drinkwater sehr gut beschrieben worden. Die Spanier und Franzosen waren des Sieges so gewiß, daß selbst der Graf d'Artois (Karl X.) von Paris herbeikommen mußte, um an dem Ruhme desselben Theil zu nehmen. Seine Gegenwart diente nur dazu, den des siegreichen Elliot zu erhöhen, der hier das vereinte Haus der Bourbons demüthigte. Der königliche Prinz eilte nach Versailles zurück und suchte hier vor seinen Höflingen die Schmach der Niederlage in den unköniglichen Scherz aufzulösen: „La batterie la plus effective fut ma batterie de cuisine.“

Die nahe Berührung Spaniens und Englands auf diesem schmalen Felsenvorsprunge bildet einen auffallenden Contrast, und man kann es den Bewohnern von San-Roque nicht verdenken, daß sie ihre Blicke unverwandt und sehnsüchtig nach der Plaza (so nennen sie Gibraltar) richten, dem Marktplatze wohlfeiler Waaren und Cigarren, dem Eldorado ihrer Wünsche. Schmutz, Unordnung, Dürftigkeit und Armseligkeit auf der einen und die englische Eleganz und Nettigkeit, Reichthums- und Machtfülle auf der andern Seite. Die sogenannten spanischen Linien, eine Reihe elender Hütten, da die eigentlichen Werke 1810 von den Engländern zerstört worden sind, um sie nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen, erregen eher Spott oder Bedauern als Furcht, und die magern Soldaten mit ihren gelben Gesichtern bieten ein wahres Bild des Hungers dar. Nur unter Ferdinand's Regierung wurden sie wirklich beköstigt (sonst ist in Spanien bis auf den heutigen Tag die Verpflegung der Truppen ein Gegenstand, der der Regierung wenig

Sorge macht), und zwar so, daß eine große Bratpfanne mit Kartoffeln, die mit schlechtem Öl und Knoblauch gebraten waren, auf einen freien Platz gestellt wurde und die Compagnie im Kreise um dieselbe antreten mußte. Nach der Reihe trat jeder Mann vor, nahm einen Löffel voll von dem gemeinsamen Mahle und ging dann wieder an seinen Platz, um den Inhalt mit spanischer Würde zu verzehren. Dabei beobachteten die Soldaten stets die orientalische und echt spanische Artigkeit, daß sie jeden Vorübergehenden einluden, an ihrem Mahle Theil zu nehmen.*) Man sollte glauben, daß Leute, die ein so elendes Leben fristen, dies gern und willig in die Schanze schlagen würden, wie im Alterthum ein witziger Gourmand die Tapferkeit der Spartaner erklärte; allein diese litten keinen Hunger, es sei denn zur Übung in der Jugend, aßen kräftige Fleisch- und andere Speisen neben ihrer schwarzen Suppe und tranken Wein, ja im Felde lebten sie festlich. Hunger bricht den Muth, Mangel und Entbehrung macht furchtsam. Wenn Hadrian den Spaniern einen ventre solitarius beilegte, so gilt dies von Soldaten überhaupt: ihr Magen vor Allen gleicht einer Uhr, die nicht geht und schlägt, wenn sie nicht aufgezogen ist. Als Torrijos 1831 die spanischen Linien mit nur 50 Mann angriff, lief die ganze Besatzung bei dem ersten Schuß davon und machte nicht eher Halt, bis sie sich in San-Roque geborgen sah. Spaniens neueste Geschichte ist reich an ähnlichen Beispielen. Den Engländern ist übrigens von der spanischen Regierung nicht weniger als von Stimmen aus ihrer eigenen Mitte ein schwerer Vorwurf daraus gemacht worden, daß Torrijos von Gibraltar aus jenen Angriff machen durfte; ein noch größerer und verdienterer trifft die Politik, mit der sie gegen ihr eigenes Interesse den Schmuggelhandel mit Cigaren begünstigen, von dem Fremde allein Gewinn ziehen. Die Amerikaner bringen ihren Taback abgabenfrei nach Gibraltar, die Genuesen machen Cigaren daraus, und Fremde schmuggeln diese in fremden Schiffen unter englischer Flagge ins Land, die sich dadurch manchen Kränkungen von Seiten der spanischen Zollknutter ausgesetzt sieht. Gegen die Einfuhr englischer Stahl- und Baumwollenwaaren würden die Spanier weit eher durch die Finger sehen, da sie deren bedürfen und ihr Manufactur- und Finanzinteresse nicht dadurch beeinträchtigt wird, während der Taback das einträglichste Monopol der Krone ausmacht. Durch die Hindernisse, welche Spanien dem Cantrebandiren entgegensetzt, wird auch der erlaubte Handel nicht wenig belästigt. Überhaupt bedarf in Gibraltar Manches einer administrativen Reform. Ein Theil der Kasten vermöchte sogar durch den Ort selbst gedeckt zu werden, wenn auf jenen Taback eine Abgabe gelegt, ein Kaigeld u. s. w. eingeführt würde; doch nur wer selbst in den Augiasstall hineingeblickt hat, vermag die Mißbräuche anzugeben, die sich darin aufgehäuft haben. Wir kehren daher zu dem Orte selbst zurück.

Wenn man die elenden hölzernen Hütten der Spanier mit den schlecht gekleideten und abgemagerten Soldaten passirt hat, dann steht man vor dem schroff aus dem Sandboden aufsteigenden Gibraltar, und die zahlreichen in den Fels gearbeiteten Schießlöcher, von den Spaniern los dientes de la vieja genannt, blicken wie tausend Augen des Todes den Kommenden an. Je näher man herangeht, desto mehr häufen sich die Anstalten der Vertheidigung. Der gepflasterte Weg führt über einen Moorgrund, der jeden Augenblick überschwemmt werden kann, eine Bastei reiht sich an die andere, aus jeder Schießscharte starrt den ängstlich nahenden Fremden eine schußfertige Kanone an, und die zahlreichen, gut postirten und wohlgenährten Schildwachen deuten auf eine Wachsamkeit, die jeder Überrumpelung Trotz bietet. Innerhalb der Werke bieten die Casernen ein wahres Kaninchengehege dar, das von Soldatenfrauen und Kindern wimmelt, im auffallenden Contrast gegen die klösterliche Ehelosigkeit eines spanischen quartel. Einen gleich starken Gegensatz gegen das Innere eines spanischen Ortes gewährt die Hauptstraße, gleichsam die Pulsader der Stadt, die auf dem Westrande der Höhe liegt. Wirthshaus drängt sich an Wirthshaus, und die einladenden englischen Schilder mit den Namen der spanischen Eigenthümer darunter, sowie die aufgedunsenen Gesichter, denen man bei jedem Schritt begegnet, zeigen, daß man aus dem Lande der Nüchternheit und Mäßigkeit an einen Ort hyperboreischer Völlerei gekommen ist. Doch ist auf der Straße Alles Leben und Bewegung, keine Ruhe nach Rast, Zeit wie baares Geld und dies der Gott, dem Jeder nachjagt und das Jeder hier verdienen kann, da der ganze Handel der Halbinsel auf diesen Fleck zusammengedrängt scheint, wo Individuen aller Nationen und Glaubensbekenntnisse mit keinem andern Verlangen als nach Gewinn sich zusammenfinden. In diesem Gewühl ist an die Mantilla und den verstohlenen Blick der schwarzäugigen Andalusierin nicht mehr zu denken; hier herrschen andere Sitten. Angenehm ist für den Fremden die Gastfreundschaft der Kaufleute, deren Tafel er gewöhnlich mit den gastronomischen Seltenheiten des In- und Auslandes besetzt findet. Dagegen ist das ewige Einerlei des Garnisonlebens höchst widrig und für den Geschäftslosen Gibraltar deshalb ein unerträglicher Aufenthaltsort; ebenso widrig der Ton in der Gesellschaft Derjenigen, welche sich ausschließlich in jener Sphäre bewegen. Heiteres geselliges Leben ist den südeuropäischen Völkern beiweitem mehr eigen als den nördlichen, bei denen es durch strenge Rangordnung *), durch Amtsmiene und Vornehmthun gestört oder aufgehoben wird, sodaß alle Unbefangenheit, Natürlichkeit und Wahrheit schwindet; die Engländer haben diesen Misston des germanischen Lebens mit unter jenes heitere Klima gebracht, dessen Genuß in einem dolce far niente, wie es der Süden erlaubt, durch ihren Rangstolz, die feinen Distinctionen der Etikette, durch das ewige Geleier von Frau Majorin A., Frau Hauptmännin B. u. s. w., überhaupt durch den Geist der Kleinstädterei, der sich hier so natürlich wie in dem ärgsten deutschen oder schweizerischen Krähwinket breiten mußte, und durch den Garnisonston nur nach schraffer, wenngleich mit vornehmerer Miene hervortritt, auf das unbehaglichste gestört wird. Doch wird der gebildete Fremde, je seltener er hier erscheint, in allen Zirkeln um so lieber gesehen, und in der That möchte es wenige Punkte auf der Erde geben, die für einen kurzen Aufenthalt ihm mehr Unterhaltung und Genuß darböten.

(Der Beschluß folgt.)

*) So unglaublich dies klingt, wird es im „Quarterly review", Märzheft 1839, von einem Augenzeugen erzählt, der sich lange in Gibraltar aufhielt.

*) Man vergleiche nur die Gesellschaften Frankreichs mit denen Deutschlands, dann Englands u. s. w.

Literarische Notiz.

Mauvault gab heraus: „Le tombeau sur la montagne, et autres nouvelles, traduit de l'Italien." Der Übersetzer wählte diese Novellen aus verschiedenen Sammlungen von Bertoletti, Gazzi, Bandello u. s. w. Es sind kurze und einfache Erzählungen, deren Hauptreiz im Styl liegt, in einer gewissen Naivetät, welche der italienischen Sprache, besonders in Novellen, eigenthümlich ist und in Übersetzungen zum größern Theile verloren geht. Mauvault ist in der Auswahl überhaupt nicht recht glücklich gewesen, da einige der hier übersetzten Novellen doch gar zu inhaltlos sind. Eine derselben, entweder aus dem Englischen ins Italienische, oder aus dem Italienischen ins Englische übersetzt, ist sogar schon längst durch Mrs. Edgeworth zu allgemeinerer Kenntniß der Lesewelt gelangt. 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 354. — 20. December 1839.

Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von G. F. Waagen. Zweiter und dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 353.)

Im siebenten Briefe werden wir in die Gemäldegalerie des Louvre eingeführt, die der Verf. ebenfalls nach Zeitfolge und Schulen betrachtet, auf welche bei der Aufstellung und im Kataloge fast gar keine Rücksicht genommen ist. So vortrefflich die Antiken katalogisirt sind, so planlos und mangelhaft sind es die Gemälde, indem die Meister alphabetisch geordnet, die Bilder oft willkürlich benannt, viele historische Angaben ganz irrig sind und eine Angabe des Stoffes, worauf jedes Bild gemalt ist, durchgängig fehlt. Hier finden wir Hrn. Waagen ganz auf seinem Felde, wo er mit geübter Hand zuerst die italienischen Meister nach ihren Schulen chronologisch ordnet und ihre Werke beschreibt oder einer, meistens sehr umsichtigen Kritik unterwirft, wodurch freilich manches Bild zu einem ganz andern Namen als dem bisher geführten gelangt. Im achten Briefe werden die niederländische, deutsche, spanische und französische Schule, letztere von 1540 — 1789, gemustert und die Wanderungen durch die Bilderschätze des Louvre endlich mit einer Bemerkung beschlossen, die sich auch Ref. vor drei Jahren zu seinem Schrecken aufgedrängt hat. Es ist nämlich die, daß die Gemälde mit raschen Schritten ihrem Untergange entgegengehen. Als Hauptursache hiervon nimmt Hr. Waagen den Umstand an, daß in dem Locale der Galerie die jährlichen Kunstausstellungen gehalten werden, wodurch ein unermeßlicher Staub entsteht, der so tief in die feinen Risse und Vertiefungen der alten Bilder eindringe, daß sie eine mehr oder minder erschütternde Reinigung und durch Erblinden des Firnisses wenigstens stellenweise häufig einen neuen erfodern. Dazu kommt der sehr starke Wechsel der Temperatur, namentlich wenn nach strenger Winterkälte im Frühlinge die oft entsetzliche Hitze folgt, welche das Menschengedränge auf der Ausstellung verursacht, wodurch bei den auf Holz gemalten Bildern die Farbe stellenweise sich heben und abfallen muß. Auch erzeugt sich bei eintretender Frühlingswärme auf der Oberfläche der Gemälde eine bläulich scheinende Feuchtigkeit, die den Firniß trübt und daher entweder ein neues Firnissen erheischt, oder bei öfterer Wiederkehr allmälig eine braune Haut bildet, mit welcher die Farbe darunter sich in vielen Rissen zertheilt. So wird ein öfteres Firnissen oder eine eigentliche, leider oft unglücklich ablaufende Restauration nothwendig, was allmälig nur zum Verderben der Bilder führen muß. Diese gewiß nicht übertriebene, drohende Gefahr sollte der Regierung die Augen öffnen und des Verf. wohlgemeinte Rede von den Pflegern ähnlich bedrohter Kunstschätze auch in Deutschland beherzigt werden.

Der neunte Brief deutet wenigstens den von Hrn. Waagen nicht gesehenen Schatz der Handzeichnungen an, von dessen 20,000 Blättern aller Schulen und Zeiten seitdem 1298 aufgehangen und dem Publicum zugänglich geworden sind. Mehr berichtet er von den „unermeßlichen Schätzen" des Kupferstichcabinets, bei dessen ältesten Holzschnittwerken, Niellen wie bei einigen der berühmtesten ältesten Kupferstecher der Verf. etwas länger verweilt. Sodann folgt eine Übersicht der Sculpturen von der ältesten christlichen Zeit bis 1789. Hier werden zuerst einige Diptycha und Triptycha, dann merkwürdige Bücherdeckel des Mittelalters und zuletzt die bedeutendsten Sculpturen betrachtet, welche der Louvre aus der Epoche der sogenannten Renaissance besitzt. Dahin gehören Werke von Demugiano, Michel Angelo, A. Riccio, B. Cellini, J. Goujon, J. Cousin, G. Pilon, E. Prieur u. s. w. Keine andere Sammlung dürfte sich mit der pariser messen können an Arbeiten der Sculptur in kleinerm Maßstabe, namentlich an geschnittenen Steinen und Medaillen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Nicht minder interessant ist eine Sammlung von kirchlichen und häuslichen Geräthen in Metall, Stein, Elfenbein und Holz aus der Zeit des Mittelalters, welche mit Bildhauerarbeit, Emaillen oder anderweitig geschmückt sind, ebenso eine Sammlung von reichverzierten Waffen aus dem Cinquecento u. s. w. Sehr anziehend ist die nun folgende Schilderung Dessen, was die französische Kunst seit der Revolution 1789 geleistet hat, und namentlich zuerst im Fache der Malerei, deren Charakter sehr gut entwickelt ist. Ausführlich werden die Koryphäen derselben und ihre Werke besprochen, sodaß über David, Lethière, Gérard, Gros, Girodet, Prud'hon die treffendsten Bemerkungen hier zu finden sind. Eine große Veränderung trat in dieser Schule nach der Restauration und namentlich zuerst durch Horace Vernet ein, der, ganz im Gegensatze mit den bisher befolgten Principien von Styl und Nachahmung der Antiken, von

Digitized by Google

der unmittelbaren Auffassung aus dem Leben ausging. Sein mächtiger Einfluß würde vielleicht die strengere und stylistische Malerei ganz verdrängt haben, hätte diese nicht an dem sehr ausgezeichneten Ingres einen würdigen Vertreter gefunden. Von andern bedeutenden Künstlern werden noch Gericault, Steuben, Leopold Robert, Delaroche, Scheffer und Deveria ausführlich erwähnt. Auch die bedeutendsten Genremaler und Landschafter macht der Verf. namhaft, obschon er von ihren im Privatbesitze zerstreuten Werken nur wenig gesehen; von Seemalern werden Gudin, Isabey, Roqueplan, Tanneur, Lepoitevin u. A. genannt. Die Aquarellmalerei hat sich durch die überall verbreitete Mode des Albums jetzt in Paris ebenfalls sehr beliebt gemacht; doch wird hier meistens nur ein ungeheurer Wust effectvoller Fabrikwaare geliefert, dem jedes geistige Kunstinteresse fehlt. Unter den Porcellanmalereien stehen die der berühmten Madame Jacquotot, denen auch Ref. nicht Bewunderung genug zollen konnte, obenan. Proben neuester Glasmalerei, in welcher besonders Goldgelb, Purpurroth und Rosa vortrefflich sein sollen, sah der Verf. bei Brogniard in Sèvres; schwerlich jedoch dürfte dieser Kunstzweig hier zu dem Grade der Vollkommenheit gebracht sein, die er in München erreicht hat. Viel weniger als die Malerei ist in neuerer Zeit die Sculptur bei den Franzosen angebaut worden. Zu den Bildhauern, bei denen man eine meist stylgemäße, aber kalte Nachahmung der Antike findet, zählt der Verf. Chaudet, Bosio, Pradier, Cortot und Roman; mehr unter dem Einflusse von Canova scheinen Dumont der Jüngere, Jaley der Jüngere und Duret gestanden zu haben; als ganz allein stehend bezeichnet Hr. Waagen den Künstler Rude, an dessen Fischerknaben, der voll kindischer Freude eine kleine Schildkröte betrachtet, er „die hier seltenste Eigenschaft eines durchaus naiven und wahren Gefühls" erkennt; der genreartig-naturalistischen Richtung gehören David, Barye u. A. an. Von den wichtigsten öffentlichen Bauten bespricht der Verf. die Magdalenenkirche, den Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, die Schule der schönen Künste und die Kirche St.-Vincent de Paul, welche die Stadt Paris nach dem Plane von Hittorff erbauen läßt; nur flüchtig (im ersten Briefe) erwähnt wird das schöne Palais auf dem Quai d'Orsay und manches andere wichtige Bauwerk. Daß Hr. Waagen nicht drei Stunden erübrigen konnte, um die herrliche Kirche in St.-Denis und ihre ausgezeichneten Restaurationen zu sehen, scheint in der That unverantwortlich. Den Beschluß der ganzen Kunstschau macht das interessante, auch dem Ref. unvergeßliche Hotel de Cluny, in welchem Hr. v. Sommerard eine köstliche, das ganze Gebäude füllende Sammlung von Kunstwerken und Hausgeräthen aller Art von den frühesten Zeiten des Mittelalters bis zum 17. Jahrhundert angelegt hat. Sehr zu beklagen ist es, daß Hr. Waagen sonst fast gar keine bedeutende Privatsammlung gesehen; denn selbst die „in der Auflösung begriffene" des Marschalls Soult war ein Jahr später noch ziemlich vollständig und die des Marquis de las Marismas (Aguado) gewiß eines Besuches werth. Ein sehr gutes allgemeines Sachregister und zwei Listen über sämmtliche erwähnte Antiken und Gemälde, wonach die Notiz über jedes Kunstwerk sogleich aufzufinden ist, sind dem Buche angehängt.

Viel weniger als in England scheint der Verf. in Paris Gelegenheit gehabt zu haben, die Freuden der höhern Geselligkeit kennen zu lernen; auch bietet die dortige viel beschränktere Gastfreiheit statt substantieller Genüsse in den allerdings oft geistig sehr belebten Abendgesellschaften nur Conversation, etwas Thee und Zuckerwasser dar. Nur wenige aristokratische, literarische und artistische Notabilitäten macht Hr. Waagen namhaft, mit welchen er in nähere Berührung kam. Desto eifriger hat er seinen Zweck verfolgt, und so haben wir seinem Fleiße ein Werk zu danken, das für die Geschichte der Kunst überhaupt und der großen öffentlichen Sammlungen in Paris insbesondere von bedeutendem Interesse ist. Kunstfreunden, die sich zu einer Reise an die Ufer der Seine anschicken, wird es als eine treffliche Vorbereitung dienen, noch mehr aber an Ort und Stelle der lehrreichste Begleiter und Wegweiser zu tiefern Studien sein. Jedenfalls rechtfertigt es den Beifall, der ihm im In- und Auslande bereits zu Theil geworden, und der unsern durch seine Stellung, Erfahrung und Darstellungsgabe so begünstigten Verfasser veranlassen möge, uns öfter die Ergebnisse seiner Kunststudien mitzutheilen. Hermann Friedländer.

Altes und Neues aus Andalusien.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 353.)

Für die Juden ist Gibraltar ein anderes gelobtes Land, die, von den Spaniern gehaßt und verfolgt, hier wie im Paradiese leben, ungeachtet ihre Wohnungen sich von denen des Thiers, das sie so sehr verabscheuen, nicht unterscheiden und der in ihrem Viertel herrschende Schmutz und üble Geruch allein schon hinreicht, das böse Gibraltarfieber zu erzeugen. Es ist dies ein endemisches Fieber, das im Durchschnitt alle zehn Jahre sich einstellt. Eine Wohlthat für die Stadt ist die Alameda oder der öffentliche Spaziergang, der bisher von einer, auf die innerhalb der Festung verkauften spanischen Lotterieloose gelegten Abgabe im Stande erhalten wurde. Da aber in England die Lotterien aufgehoben sind, dürfen auch in Gibraltar keine spanische Loose mehr verkauft werden. Dies geschieht natürlich vor wie nach, indem man dieselben auf spanischem Gebiete kauft; die Stadt aber sieht sich auf diese Weise einer Einnahme beraubt, die eine Quelle für die Gesundheit ihrer Bewohner war.

Die Oberfläche des Felsens, im Sommer kahl und schwarzgelb, erblickt man nach den Herbstregen plötzlich mit frischem Grün bekleidet, und man wundert sich dann, eine Flora von mehr als 300 Pflanzengattungen auf diesem nackten Gestein zu finden. Die höchsten Spitzen desselben werden von Affen bewohnt, die sich jedoch sehr selten blicken lassen, außer wenn ein scharfer Ostwind sie von der Ost- nach der Westseite treibt. Wahrscheinlich stammen sie aus jener Zeit, wo beide Erdtheile noch verbunden waren. Die Bewohner von Gibraltar, welche nie einen todten Affen gefunden haben, hegen den Glauben, daß diese Thiere ihre Todten auf einem Wege unter der Meerenge nach Afrika bringen, um sie hier auf dem Affenhügel zu begraben, wie die Türken sich im Tode von Konstantinopel nach Asien hinüberschaffen lassen.

Im Alterthum war Gibraltar nicht bewohnt. Aus dem Namen Atube, mit welchem die Phönicier es benannten, haben die Griechen, oft sehr wunderlich und willkürlich in ihrer Auf-

Digitized by Google

findung von Ähnlichkeiten, Kalpe (einen Eimer) gemacht, mit dem doch der Felsen sehr wenig gemein hat. Dieses Kalpe, auch in Strabo's Zeit noch unbewohnt, und Abyla bildeten die Säulen des Hercules. Bekannt und auf arabische Autorität gestützt ist, daß der gegenwärtige Name Gdjibel-Taric den Hügel Tarik's bedeutet; die Erklärung Gdjibel-Tar, Hügel der Teennung, ist weit hergeholt.

5. Die Serrania de Ronda.

Über Gaurin, einer auf steiler Klippe liegenden Bergfeste, wo Guzman der Gute in einem Gefechte mit den Mauren fiel, und dessen Hort el Niño Dios, ein Bild des Christuskindes, ist *), führt von Gibraltar ein enger Pfad, von dem aus man ringsum zahlreiche maurische Dörfer erblickt, deren Bewohner jetzt Christen sind, nach Ronda (Arunda), das, mitten zwischen jähen Klippen und lieblichen grünen Thälern gelegen, wegen seiner rothwangigen Äpfel und Mädchen, beides eine Seltenheit in Spanien, und wegen seiner Vorliebe für Stiergefechte berühmt ist. Weit merkwürdiger aber als diese Dinge ist der ungeheuere Felsenschlund (el tajo), in dessen Tiefe der Guadalevi braust, während eine, die alte maurische Stadt mit einer neuern Vorstadt verbindende Brücke hinüberführt, von der man schwindelnd in den jähen Abgrund hinabschaut. Wie der Niagara gehört dieser Anblick zu denen, welche jede zuvor gehegte Erwartung übertreffen und von keiner Beschreibung erreicht werden können. Ronda liegt im Mittelpunkte einer Natur, die nicht großartiger, nicht romantischer und begeisternder sein kann, nach welcher Seite hin man sich auch wendet. Zwar sind die Wege schlecht, die Ventas erbärmlich, und der Reisende, Fußwanderer oder Reiter, muß auf die Genüsse des Gaumens und auf alle Bequemlichkeiten verzichten und eine rüstige Constitution, einen stählernen Magen und wo möglich die zähe Ausdauer einer Gemse mitbringen; aber dann auch, welch eine Belohnung, diese Hügel, Felsen, Klippen und Gießbäche vom reinsten Äther umweht, diese Thäler, die ihre Frische dem Herzen mittheilen, jener gesunde Appetit und Schlaf, jene stählernen Nerven und frohen Lebensgeister, jene Freiheit von Sorgen und Mürrsinn, jene volle Gesundheit des Leibes und der Seele, die stets der Lohn des Verkehrs mit der Natur zu sein pflegt.

Wendet man sich von Ronda über die gleichnamige Sierra und das auf hohem Felsen gleich einem Adlernest erbaute Arcos nach Xeres, dann betritt man am Ufer des Guadalete (Guad al ledel, el Rio del deleite oder der Wonnefluß) die Wahlstatt, wo Roderich am 26. Jul. 711 Krone und Leben gegen die Araber verlor. Den Ruf, in dem jetzt Xeres wegen seines Weins (Sherris und Sherrysack bei den Engländern) steht, genoß im Alterthum das nahe Nebrissa, die Stadt des Bacchus, während von Xereswein damals nichts verlautet. Jetzt dagegen wohnt der Gott in Xeres. Die Weinniederlagen (botegas) gleichen hier Kathedralen in ihrem Äußern und sind, wie diese in Kapellen, in Räume abgetheilt, die nach Heiligen benannt und Heiligen geweiht sind. Es läßt sich leicht denken, daß keine Gottheit je so zahlreiche und treue Verehrung empfangen hat, wie sie jenen zu Theil wird. Die Bereitung des Weins ist dem capataz (etwa Oberkellner) anvertraut, der sein ganzes Leben mit Kosten hindringt. Diese Leute sind sämmtlich aus Asturien und zeichnen sich durch eine äußerst feine Zunge aus, eine seltene Eigenschaft bei den knoblauchessenden Spaniern, wie auch ein feines Gehör in Folge der vielen Stürme. Die Spanier nennen den Xereswein seco, trockenen, und bezeichnen ihn als einen vino generoso — lene et generosum, trinken ihn aber sehr selten, außerhalb der unmittelbaren Nähe von Xeres fast gar nicht, sodaß er in Granada oder Sevilla oft nicht für Geld und gute Worte zu haben ist und in Gibraltar allein mehr geschlürft wird als auf der ganzen Halbinsel.

*) Dem Capitain Scott sagte der Sacristan, der ihm dasselbe zeigte: „Ese caballerochico ha hecho muchisimos milagros.“ (Dieser kleine Herr hat schon viele Wunder gethan.)

Die Wege, welche von Ronda durch die Serrania führen, sind, wie schon angedeutet, natürlich alle schlecht und erfodern Ausdauer und Geduld, mag man den soeben bezeichneten, mag man den über Olvera, das Asyl der Mörder *), und Moron, des berüchtigten Räubers Jose Maria Hauptquartier, nach Sevilla, mag man den nach Ecija, die, als die heißeste Stadt in Spanien und darum la sartanilla (die Bratpfanne) von Andalusien genannt, sehr passend eine flammende Sonne in ihrem Wappen führt, oder den nach Granada einschlagen. Der letztere führt über die Kleine, durch ihre Belagerung und Einnahme 1328 und den Heldentod des Lords James Douglas bekannte Stadt. Von seinem sterbenden Freunde Bruce beauftragt, sein Herz nach dem heiligen Lande zu bringen, landete er auf der deshalb unternommenen Reise an der spanischen Küste, nahm, während er auf Abfahrt wartete, an der Belagerung der genannten Feste Theil, und als er sich beim Sturm von der ganzen Last des Kampfes bedrängt und allein sah, warf er die silberne Kapsel, welche das Herz seines Freundes umschloß, unter den dichtsten Haufen der Feinde mit den Worten: „Erst geh ins Gefecht, wie du immer zu thun pflegtest, und Douglas wird dir folgen oder sterben!“

Im Thale unterhalb Antequeras (Anticaria), das seitwärts vom Wege liegt, erhebt sich der Peñon de los enamorados (der Fels der Liebenden), von dem ein christlicher Ritter mit seiner maurischen Braut sich in die Tiefe hinabgestürzt haben soll. Vielleicht ist ein alter Gebrauch, wie wir ihn auf dem Vorgebirge Leukas, bei Delphi und an andern Orten wiederfinden, im Munde des Volks zu dieser Sage umgestaltet worden), da ja auch aus dem leukadischen Sprunge, einem alten Sühngebrauche, später ein Liebessprung gemacht wurde. Der Schlüssel zu Granada ist das hübsche Loja. Als hier auf Ferdinand's und Isabella's Zuge gegen die Hauptstadt des maurischen Königreichs der sie begleitende Lord Scales, ein wahrhafter Don Quixote, ein paar Zähne verlor, äußerte er in dem nämlichen Augenblicke kaltblütig: Es wäre eine Kleinigkeit, zwei im Dienste des Herrn zu verlieren, der sie alle gegeben hätte. Fray Antonio Agapida, der diese Äußerung zugleich witzig und fromm findet, wundert sich, daß sie von Jemanden gemacht wurde, der aus einer Castilien so fernen Insel gebürtig war.

6. Der Küstenweg von Gibraltar nach Malaga. Manilba, Marbella Malaga, Alhama, das Thal von Granada, Cordova.

Die Küstenstraße von Gibraltar nach Malaga unterscheidet sich von den steinigen Gebirgswegen (trochas) dadurch, daß sie sandig ist; im Übrigen ist sie gleich abscheulich. Sie ist ganz mit Atalayas oder Warte- und Sicherheitsthürmen besetzt, die an dieser, den afrikanischen Seeräubern so bloßgestellten Küste stets unentbehrlich waren. Sie sind schon sehr alt, hießen zu Plinius' Zeit Hannibalsthürme, und Castilien hat von ihrer Menge, deren schon Livius gedenkt, den Namen erhalten. Auf den Hügeln hinter Estepona, einem armseligen Dorfe, das Gibraltar mit Gemüsen versorgt, liegt der Badeort Manilba, dessen übelriechendes Wasser für den Magen ebenso gesund und wohlthuend wie für Nase und Gaumen widrig ist. Von Marbella, dessen Einwohner als Kleiderdiebe berüchtigt sind, weshalb der Spanier von ihnen singt:

Marbella es bella — no entres en ella!
Quien entra con capa — sale sin ella —

sind noch neun Leguas nach Malaga, der alten phönicischen Stadt Malach, von den Salzfischen so genannt, die sie von hieraus verfuhren. Noch jetzt machen Sardellen nebst Wein und Rosinen einen Hauptausfuhrartikel Malagas aus. Von dieser Stadt führt über die Alpujarros eine Gebirgsstraße nach Granada. Alhama, auf dieser Seite einst der Schlüssel zu der maurischen Hauptstadt und an Großartigkeit des Felsgeklüfts, worüber es

*) Wie es durch das spanische Sprichwort: „Mata al hombre y vete a Olvera“ bezeichnet wird.

Digitized by Google

tiegt, nur Ronda nachstehend, ist jetzt ein armseliger Ort; schlechter als hier kann der Reisende in ganz Spanien nicht gebettet sein, da er sich ohne irgend eine Erquickung oder Bequemlichkeit, wie er sie sich nach einer beschwerlichen Tagereise wünscht, der Peinigung der unsaubersten Thierchen anheimgegeben sieht. Ein angestrengter Ritt bringt ihn am andern Morgen in das blühende Thal von Granada mit seinen wogenden Weizen-, Flachs- und Kleefeldern; wol nirgend wird weder das eine noch das andere dieser Producte in solcher Höhe gefunden wie hier. Je weiter man in Andalusien sich umsieht, um so mehr fühlt man das Bedürfniß einer guten Karte von diesem paradiesischen Landstrich, um so mehr lernt man Strabo's, dieses Meisters in Behandlung der Geographie noch immer unerreichte und für die Kenntniß des Landes noch jetzt unentbehrliche Beschreibung schätzen.*) Die Schwierigkeiten, welche der Reisende hier bei Erkundung des Landes trifft, sind zuweilen fast ebenso groß wie im Orient, da die Bewohner, wenn sie ihn mit Pinsel und Schreibtafel versehen erblicken, selten etwas Gutes von ihm vermuthen und ihn entweder für einen Spion oder für einen Schwarzkünstler halten, der gekommen ist, um vergrabene Schätze aufzuspüren. Was war dieses herrliche Land unter römischer Verwaltung, was war es selbst unter arabischer gegen jetzt! Diese Notizen, die eigentlich nur auf die wichtigsten Punkte der südlichen Küste berechnet waren, um an das frühe vielseitige und großartige Leben zu erinnern, das im Alterthum hier stattfand, und die Vorstellung von einer terra incognita oder Barbarei, die man gewöhnlich mit der vorchristlichen Zeit dieser Gegenden verknüpft, weil sie von den Griechen weniger besucht, wenigstens von ihren Schriftstellern weniger beachtet wurden, so viel der Raum gestattet, zu zerstören, wollen wir jetzt mit einigen wenigen Bemerkungen über Cordova beschließen. Wiewol Strabo diese Stadt von Marcellus gegründet nennt, so ist dies doch nur von einer römischen Colonisation zu verstehen, da er bald darauf sagt, daß die Römer die erste Colonie hierher geführt hätten, eine solche aber immer nur schon bestehende Orte in Besitz nahm. Cordova ist demnach eine karthagische Stadt. Wie Gades, mit dem sie von dem nämlichen Schriftsteller hinsichtlich des Reichthums zusammengestellt wird, verließ sie die Metropolis, um sich dem glücklichern Rom anzuschließen; da sie später aber, weniger klug als jene, im Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus die Partei des Letztern ergriffen hatte, wurde sie von dem Sieger schwer gezüchtigt. Häuser und Grundstücke wurden eingezogen und von Marcellus, dem neuen Gründer der Stadt, an arme römische Nobiles vertheilt. Dieses Asyl vornehmer Armen wurde Patricia genannt, und ihr Stolz wie ihre Dürftigkeit hat sich bis auf die neuesten Zeiten vererbt, weshalb Gonzalvo de Cordovo, der große Capitain, bemerkte: es gebe viele Städte, in denen es sich besser wohnen lasse, keine aber, in der es ehrenvoller sei geboren zu sein, als Cordova; und in der That gilt ia cepa (der Stamm) von Cordova dem echtesten adeligen Geblüt gleich. Mit den Erinnerungen, die sich daran knüpfen, wie mit ihren von fern gesehenen maurischen Thürmen, Wällen und Mauerzinnen regt sie den Betrachtenden zu poetischen Träumen auf; oder ihr Inneres zeigt Armuth und Verfall, in dessen Mitte, großartig als Denkmal frühern Glanzes, die Mesquee, denn die stolze Kathedrale führt noch heute den Namen la Mesquita, sich erhebt, eins der sehenswerthesten Gebäude in Europa, das den Beschauenden plötzlich von Spanien nach Syrien, von Cordova nach Damaskus versetzt, das endlich unwillkürlich eine Vergleichung zwischen den Zeiten der Herrscher von Cordova und den jetzigen in ihm hervorruft. 145.

*) Mag Strabo's hohes Verdienst von Allen gleich anerkannt werden oder nicht, unstreitig läßt sich die Behauptung aufstellen, daß unter den Neuern allein Ritter ihm nahe gekommen ist.

Bibliographie.

Angelina. Taschenbuch für 1840. Mit Beiträgen von J. Krebs, Fr. Robert, L. Tarnowski und F. Schreiber. 1ster Jahrg. Mit 1 Stahlstiche. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Bookmeyer, J., Predigten. Zum Besten der Kinder des Verstorbenen herausgegeben von einigen seiner Freunde. Mit einem Vorworte von Harms. Gr. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr.

Denkbuch der Erbhuldigung in Tirol 1838. Vom Verfasser des Handbuches für Reisende in Tirol. Schmal gr. 4. Innsbruck, Wagner. 1 Thlr. 16 Gr.

Dumas, A., Caligulo. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Ed. Jerrmann. Frei bearbeitet. Gr. 8. Berlin, Schlesinger. 16 Gr.

Düntzer, H., Kritik und Erklärung der horazischen Gedichte. 1ster Theil: Die Oden. — Auch u. d. T.: Kritik und Erklärung der Oden des Horaz. Ein Handbuch zur tiefern Auffassung der Oden des Horaz. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1840. 1 Thlr. 8 Gr.

Edward in Rom. Eine Novelle in neun Büchern. 2 Bändchen. 8. Breslau, Max u. Comp. 1840. 2 Thlr. 16 Gr.

Gaertner, G., Über die wissenschaftliche Behandlung des deutschen Staatsrechtes. Zwei Abhandlungen nebst einem Systeme des deutschen Staatsrechtes. Gr. 8. Bonn, Marcus. 12 Gr.

Geschichte und System der Staatswissenschaft. In 3 Theilen. Von F. J. Buß und G. Ph. Hepp. 1ster, 2ter Theil. Geschichte der Staatswissenschaft von F. J. Buß. — Auch u. d. T.: Geschichte der Staatswissenschaft, dargestellt nach den wichtigsten Entwickelungen derselben in Staat und Schule, als vorwortliche Einleitung zu einer objectiven Staatslehre von F. J. Buß. — 3ter Theil. System der Staatswissenschaft von G. Ph. Hepp. — Auch u. d. T.: System der Staatswissenschaft, oder Versuch einer Theorie des staatsgesellschaftlichen Lebens und der repräsentativen Regierung, als Einleitung in das Studium der Gesellschaftswissenschaft oder des Staatsrechts und der Staatswissenschaften von G. Ph. Hepp. Aus dem Französischen übersetzt von F. J. Buß. Gr. 8. Freiburg, Gebr. Groos. — Karlsruhe, Groos. 6 Thlr.

Hager, E., Voigtländische Volkssagen. 1. Bändchen. 8. Plauen, Schmidt. 3 Gr.

Hammer, J., Leben und Traum. Novellen. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Herbstrosen. Erzählungen und Novellen von B. Nicolai, Wisotzky und L. Lanthanon. 8. Emden, F. Fechner. 18 Gr.

Keil, C. F., Der Tempel Salomo's. Eine archäologische Untersuchung. Gr. 8. Dorpat, Severin. 1 Thlr.

Lonbe, H., Geschichte der deutschen Literatur. 1ster, 2ter Band. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 5 Thlr. 12 Gr.

Rheinisches Odeon. Herausgegeben von J. Hub und A. Schnezler. 3ter Jahrgang. Gr. 12. Düsseldorf. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

Reybaud ausgewählte Romane. X.—XII. Mézélie. 3 Bändchen. — Auch u. d. T.: Mézélie. Von *Charles Reybaud*. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 3 Bändchen. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 1840. 1 Thlr. 3 Gr.

Rückert, F., Gesammelte Gedichte. 1ster Band. 5te Auflage. — 2ter Band. 3te Auflage. Gr. 8. Erlangen, Heyder. 1839, 40. 4 Thlr.

Schott, F., Die orientalische Frage und ihre Lösung aus dem Gesichtspunkte der Civilisation. 8. Leipzig, Brockhaus. 18 Gr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. 4ter Jahrgang. Mit 4 Kupfern. 8. Leipzig, Brockhaus. 1840. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 355. — 21. December 1839.

Spaziergänge und Weltfahrten von Theodor Mundt. Dritter Band. Ausflug durch die Schweiz nach der Provence. Altona, Hammerich. 1839. 8. 2 Thlr.*)

Wer nur immer dem Ideengange mit einigem Interesse gefolgt ist, welcher, von dem sogenannten jungen Deutschland ausgehend, in Philosophie, Politik und Geschichtswissenschaft zu seiner Zeit eine Art von literarischer Krise hervorgebracht hat, und der nun von denselben Geistern, welche den Sturmlauf gegen das Bestehende versuchten, in gemilderter Gestalt zu einer bloßen speculativen Ergötzlichkeit, zu einem Spaziergange auf dem Felde der Skepsis, zu einem Verstandesexercitium umgestaltet ist, an dessen reale Bedeutung Niemand mehr glaubt; wer dieser der Jugend verzeihlichen Aberrung nur irgend mit einiger Theilnahme gefolgt ist, der hat gewiß auch mit Lust und Befriedigung die „Spaziergänge" Th. Mundt's auf eben diesem Wolkengebiet durchlesen. Dem vorliegenden dritten Bande dieser „Spaziergänge" verdanken wir unsererseits wenigstens Genuß und Befriedigung in Fülle. Denn, sollte es uns nicht erfreuen, einen reichbegabten Geist, voll Kraft des Gedankens, voll Reichthum der Erfindung, voll Wissenschaft selbst, und sogar zuweilen voll Geschmack, durch nichts Anderes als durch die eigene Kraft des Gedankens zur Erkenntniß früherer Verirrungen, wahrgeglaubter Trugschlüsse, versplitterter oder falsch angewandter Kräfte gelangen zu sehen? Indem der Verf. mit seinen alten Verbindungen bricht, indem er den Extremen entsagt, um aus dem Mittelpunkt der Wahrheit, den historischen Erfahrungen, zu schöpfen, indem er in jeder Zeile das Bekenntniß früherer Übertreibungen ablegt, soll es uns nicht erfreuen, mit einem Denker von seinem Vermögen wieder übereinstimmen und sein lehrreiches Beispiel Andern, die von dieser Umkehr zur Wahrheit noch fern stehen, vorhalten zu können? Ein verlorener Sohn des Gedankens ist uns ebenso willkommen wie ein für die Tugend verloren geglaubter Sohn.

Es will indeß doch scheinen, daß der Verf. noch einige Mühe hat, sein Bekenntniß der Schuld rein und naiv, wie wir wünschten, auszusprechen. Er umwickelt es noch mit Worten, er sucht noch den Grundgedanken zu tetten und läßt uns seine Umkehr mehr aus dem Zusammenhange herauslesen, als daß er sie kurzweg bekennt. Dies müssen wir ihm nachsehen; er folgt darin berühmten Beispielen und einer erlaubten Selbstliebe. Es sei uns genug, daß er den Trug erkannt habe, dem wir rettungslos verfallen, wenn der Geist es unternimmt, Weltverhältnisse ausschließlich nach Ideen aufzubauen, indem er die Erfahrung verschmäht und die Bedeutung der Geschichte verkennt. Die Construction idealer Staatsverhältnisse hat ihren Werth, aber nur im Reiche des Gedankens. Soll sie praktisch werden, so hat sie die Gesetze anzuerkennen, welche die Materie gibt, die Welt, der Mensch, die Geschichte; und das ist der Irrthum, den das junge Deutschland gemein hat mit Rousseau und Robespierre, daß in ihren Ideen jene Schmelzung ideeller und materieller Bedingungen vermißt wird, welche die gesammte Natur der Erde und ihr edelstes Erzeugniß, der Mensch selbst, überall und in jeder Richtung hin darstellt. In den Staatsverhältnissen wächst dies materielle Element aus zwei Wurzeln hervor, Psychologie des Menschen und Exegese seiner Thaten, d. h. Geschichte; und diese Wurzeln verschüttete das junge Deutschland. Die Gewalt der Verhältnisse hat zu ihrer Wiederaufdeckung geführt, und unser Verf. gehört zu Denen, welche am frühesten zu der Erkenntniß gelangten, daß der Versuch, rein ideelle Staatsverhältnisse zu construiren, ein Irrthum, ein hohles Werk, ja ein frevelhaftes sei. Für sich selbst — mag er es uns offen gestehen oder nicht — stehe er nun auf dem Standpunkt absoluter Negation. Er kann sich noch nicht entschließen, das Bestehende gut zu finden, und wir haben kein Recht, irgend Jemand zu diesem Optimismus zu zwingen; allein er wurde uns die Antwort schuldig bleiben, wenn wir ihn fragten, was denn nun wünschenswerther und besser sei als das Bestehende. Fragen wir nur sein Buch darnach! Verwirft er nicht, um hiermit anzufangen, den schwärmerischen Cultus der Volksidee, welchem sich Troxler hingibt? Sagt er nicht, daß jene unbedingte Heiligsprechung des Volkssouverainetät ein Götzendienst, ein Zurücktreten der königlichen Autorität aus dem Oberleibe der Menschheit in den Unterleib sei? Und spricht er nicht das lauteste Anathema gegen diese Verirrung mit kräftigen Worten auf S. 150 aus? Gehen wir weiter. In dem Constitutionalismus sieht der Verf. den Niederschlag aus dem

*) Über den ersten und zweiten Band berichtete G. O. Marbach in Nr. 95—97 und 345 u. 346 d. Bl. für 1838.
D. Red.

Digitized by Google

Kampfe der Idee mit den Realitäten des Menschenlebens. Gut! Aber bekennt er nicht selbst mehr als einmal, daß der praktische Versuch nirgend geglückt sei, daß Frankreich einen traurigen Beweis davon liefere, daß es scheine, der ganze Constitutionalismus sei blos zu einem Durchgang der Culturgeschichte bestimmt, und es bedürfe noch einer Reform der Menschheit, ehe er heilsame Früchte bringen könne. Drückt er nicht mehr als einmal die Überzeugung aus, daß der ganze Begriff des Liberalismus ungestaltig sei und einer richtigern Fassung bedürfe? Gibt er uns ferner nicht als seine Ansicht, daß die Demokratie in sich unmöglich und die Aristokratie, in welche jene nothwendig übergehe, schlecht und dem angeborenen Adel des Menschen zuwider sei? Was bleibt nun noch übrig? Der Herr Verf. ist auf so gutem Wege, wie wir sehen; warum scheut er sich, den letzten Schritt zu thun? Ist es eines Denkers würdig, aus Selbstliebe zu straucheln? Er spreche es doch aus, was sein Buch zu verstehen gibt: die Bedingungen des Staatslebens — wie die Menschheit dermalen beschaffen ist — erfüllt nur die Monarchie! Mag der speculirende Geist sich dagegen sträuben; die Wahrheit, welche zwischen Himmel und Erde schwebt, welche Idee und Bedingung der Materie in sich aufnimmt und sie verschmilzt, diese so zu sagen irdische Wahrheit ist dafür; eine andere kennt die Erde nicht. Hätte die Gottheit den Menschen anders gemacht, so wäre etwas Anderes *seine* Wahrheit; sowie er ist, ist es diese.

Wie müssen diese wichtige Palinodie des Verf. mit einigen guten Stellen seines Buches belegen. So sagt er bei Gelegenheit des Portraits, das er von Troxler entwirft, und nachdem er seine Vergötterung der Volksidee gerügt hat:

Wenn im unbedingten Königthum der Einzelwille sich von Gottes Gnaden schreibt, so schreibe sich in der Volkssouverainetät der Gesammtwille von Gottes Gnaden, und beide sind in ihren Resultaten für die *individuelle* Freiheit nicht Gegensätze, sondern ein und dasselbe. Es müssen vielmehr diese nackten und einseitigen Extreme aufgehoben und für beide die vermittelnden Formen gefunden werden. Die schweizerischen und amerikanischen Republiken sind gewiß eine *höchst gewagte* Vermittelung dieser echtmenschlichen Gegensätze. Es ist wahr, daß es mir im Königthum schlimm ergehen kann; aber wenn das Königthum mich todtschlägt meiner Ideen wegen, so schlägt mich die Volkssouverainetät vielleicht todt, weil ich einen bessern Rock anhabe und gern Champagner trinke. Das *volksthümliche* Königthum, auch repräsentative Monarchie genannt, ist bis jetzt noch immer auf halbem Wege stehen geblieben und hat mit der einen Hand genommen, was es mit der andern gegeben, sodaß es gerade in den Ländern, die damit den größten Lärm gemacht haben, wie Frankreich, seiner innern Auflösung bereits wieder nahe gebracht ist. Das Volk muß wie in England zu einer *Raelon* erzogen werden.... Wie lange wird man noch mit der Maxime durchkommen, das Volk sei unreif zu einer volksthümlichen Verfassung? Diese Illusion ist gefährlich genug, und ihr steht die andere, nicht minder gefährliche gegenüber, die, wie bei Troxler, das Volk schon durch den göttlichen Beruf auf der Stufe voraussetzt, zu der es erst durch politische Erziehung gelangen soll und kann.

Dies Dilemma, das der Verf. scharf und richtig hinstellt, wäre wahrhaft verzweifelt, wahrhaft trostlos, wenn wir nicht an das Humanitätsgesetz der Weltgeschichte glaubten und unsere Beruhigung darin fänden, daß die Geschichte gerade zu jeder Zeit Das gibt, was die Menschheit auf ihrem Culturgange gerade zu dieser Stunde braucht oder vertragen kann, und wenn wir nicht zweitens annähmen, daß die Sitte stärker sei als das Gesetz. Jener Zügel gegen diese Extremitäten, den der Verf. sucht, wo wird er anders gefunden als in der Sitte, welche macht, daß das Königthum trotz der ideell vorausgesetzten Macht, mich meiner Idee wegen todtzuschlagen, von dieser Macht doch keinen Gebrauch macht? Wenn die Sitte es nun dahin gebracht hat, daß dieser Gebrauch unmöglich ist, was bleibt mir oder dem Verf. dann noch zu wünschen übrig, vollends wenn er betrachtet, daß das Gesetz des Königthums sich selbst zerstören würde, wenn es den Zügel der Sitte zerrisse? Diese vorausgesetzten Extreme, diese Nichtbeachtung der Allmacht der Sitte ist es, was unsere jungen Staatsreformatoren immer irre führet, ein Wolkenbild ohne alle Gestalt.

Und Troxler hat es selbst erfahren, daß auch die Volkssouverainetät wegen Ideen — und nicht blos wegen des bessern Rockes — einkerkert und respective todtschlägt. Was wird auf dieser Seite am Ende auch gesucht? Eine formale Befriedigung des speculirenden Geistes, nichts weiter, und diese kann der Gegenstand unserer innigsten Überzeugung nach nie gewähren, seiner Mischungsverhältnisse wegen, welche die rein ideelle Befriedigung in der Zeit ausschließen, indem sie sie ans Ende der Menschengeschichte stellen.

Mit jenen Ideen stimmen die gelegentlichen Gedanken des Verf. über die politischen Staatsformen, Demokratie, Aristokratie, wovon die eine nur ein nothwendiger Durchgang zur andern ist, was der Verf. als Schicksal betrachtet, überein. Es ist wenig erbaulich, dabei länger zu verweilen, und wir eilen daher zu andern Gegenständen seines Buchs, das uns vorzüglich durch die treffliche Schilderung einiger hervorragenden Charaktere anziehend geworden ist.

Die erste interessante Bekanntschaft, welche uns der Verf. machen läßt, ist die Edgar Quinet's, des Dichters des „Ahasver", der mit so standhafter Vorliebe, wie sie bei jungen Franzosen einem Wunder ähnlich ist, sich in deutsche Zustände versenkte und gestrebt hat, denjenigen Skepticismus, der das vorbehaltene Erbtheil der deutschen Natur ist, körperlich zu erfassen und mit dem Verstande zu ergreifen, was ihm denn eben soweit gelungen ist, als dies einem Nichtdeutschen überhaupt gelingen kann. In diesem Punkte werden wir Deutschen den Franzosen, ja allen Fremden stets ein unauflösliches Räthsel sein. Der Verf. erklärt sich hierüber selbst mit einer Klarheit, die uns überrascht hat. Wir finden in ihm den Ausdruck für diese deutsche Naturanlage, den wir selbst lange umsonst gesucht haben.

Die deutsche Natur — sagt er S. 25 — untergräbt Alles, möchte es aber wieder mit keinem Dinge in der Welt ganz verderben, und wenn sie den Glauben an ein Heiliges zerstört, so überredet sie sich, daß aus der Zerstörung erst der wahre, höhere Glaube sich entwickeln müsse. Das Zweifeln soll für sie ein Erkennen sein, und doch ist das Erkennen am Ende nur ein Zweifeln. Diese Dialektik von Sein und Nichtsein ist das wahre Grundwesen der deutschen Philosophie und aller deutschen

Lebensbewegung. Ob diese skeptische Natur der deutschen Wissenschaft, des deutschen Lebens zu einem heilbringenden Resultate für unsere Nationalität ausschlagen werde, wer kann es sagen? Nur das ist unleugbar, daß wir in allen Stücken dieser zitternden Bewegung überliefert und überlassen sind, und heute mehr als jemals. Diese skeptische Natur, die zugleich mit dem reinsten Bewußtsein nach Wahrheit strebt, die sich jedes Mal stark genug dünkt, die von ihr selbst entseelte Leiche wieder zu beleben, diese exprässentirt sich in unserer Zeit in Dr. Strauß auf das reinste. Man muß ein Deutscher sein, d. h. man muß selbst an dieser Zwiespältigkeit des Wesens leiden, um eine solche Natur zu verstehen, zu würdigen. Dem Franzosen muß sie ewig fremd bleiben u. s. w.

Diese Ausführung ist tief geschöpft und wahr. Jenes Doppelleben des Deutschen, der zugleich im Erkennen und im Glauben wurzeln möchte, der zur selben Stunde am Altar der Idee und an dem der Materie Weihrauch verbrennen möchte, der das doppelte Dasein der Welt in eine Umarmung zu fassen strebt, diese Zwietracht unserer Natur, die uns zu stolzer Geringschätzung der positivern Naturen anderer Völker verleitet, hat Niemand noch klarer bezeichnet als Th. Mundt. Nicht mit Unrecht schalt Napoleon uns Alle als Ideologen; er hatte nur darin Unrecht, daß er nicht den absoluten Werth der Ideologie zu erkennen und sie, was sie werth ist, gelten zu lassen vermochte. Denn die Idee bringt ewig nach Verkörperung; sie ist ein Ziel, aber kein Zustand, und alle Welt wäre sofort einig und befriedigt, könnte die Erkenntniß dieses einfachen und großen Weltgesetzes jemals Gemeingut werden und lebenskräftig die ringenden Geister durchdringen. Sie enthielte zugleich die vollständigste Abfertigung der jungen Staatsreformatoren, welche nur zu sehr vergessen, daß die Idee nicht dazu da ist, um rein verwirklicht zu werden, sondern um die Wirklichkeit zu regeln und zu moderiren.

(Der Beschluß folgt.)

Ilmenau.

Wer diese freundliche, vormals hennebergische, jetzt großherzoglich weimarische Bergstadt am Thüringerwalde mit ihren romantischen Umgebungen kennen lernte, der freut sich gewiß, neue Kunde von ihr zu erhalten. Aber insbesondere auf Solche, die sie noch nicht kennen, ist diese Mittheilung berechnet, vorzüglich um der seit zwei Jahren dort bestehenden Kaltwasserheilanstalt willen, die schon vielen Leidenden Hülfe gewährte und auch in einem weitern Kreise empfohlen zu werden verdient. Ref. der in diesem Sommer sechs schöne Wochen dort verlebte, fühlte, von der herrlichen Bergluft und dem krystallhellen Quellwasser erquickt und neubelebt, sich dankbar verpflichtet, gleich nach der Heimkehr über den Ort und die Anstalt sich öffentlich auszusprechen.

Wir knüpfen dies an eine Ortsbeschreibung an*), die neuerlich erschienen und mit Liebe und treuem Fleiß bearbeitet ist, berechnet auf die verschiedenartigen Interessen der Leser. Sie enthält: I. Geschichtliches. 1) Älteste Nachrichten über Ilmenau. 2) Ilmenau unter Sachsen-Weimar. II. Topographisches. 1) Die Stadt Ilmenau. 2) Die nächste Umgebung der Stadt. 3) Gemeindebezirk des Amtes Ilmenau. 4) Die merkwürdigsten Orte des Auslandes in der nächsten Umgebung. III. Naturwissenschaftliches. 1) Die geognostischen Verhältnisse, Mineral und Petrefacten in der Umgegend. 2) Flora. 3) Fauna. IV. Medicinisches. 1) Gesundheits- und Krankheitscharakter von Ilmenau. 2) Die Kaltwasserheilanstalten zu Ilmenau.

Wir übergehen den ersten kurzen Abschnitt, zu dessen befriedigenderer Bearbeitung Quellen und Materialien fehlten, und heben aus dem zweiten nur Das heraus, was für unsern Zweck, vornehmlich auf die treffliche Heilanstalt aufmerksam zu machen, das Wichtigste zu sein scheint. Stadt und Amt Ilmenau liegt völlig getrennt von den übrigen Gebietstheilen des Großherzogthums Weimar, eings umgeben von preußischem, sachsen-gothaischem, fürstlich schwarzburgischem (Sondershausen und Rudolstadt) und meiningischem Gebiet, am nordöstlichen Abhange des Thüringerwaldes, südlich das linke Ilmufer berührend, auf dem höchsten Punkte 1621, bei der Stadtkirche 1526, an der Ilm 1484 pariser Fuß über der Nordsee, und zählt jetzt 2683 Einwohner, meist evangelisch-lutherische. Die auf- und absteigenden Straßen entbehren zum Theil noch eines guten Pflasters, sind aber reinlich und freundlich. Die Häuser sind großentheils aus Holz, aber wohnlich gebaut. Drei Wasserleitungen führen reichlich köstliches frisches und reines Trinkwasser herbei. Die Ortsbehörden sind die Superintendentur, das Justizamt, das Rentamt, das Stadtgericht, der Stadtrath, die Thurn-und-Taxis'sche Postverwaltung. Für die Gesundheitspflege sind zwei Ärzte, drei Chirurgen und eine wohleingerichtete ausgezeichnet gute Apotheke vorhanden, zur Aufnahme der Reisenden acht zum Theil sehr bequeme Gasthöfe. Der sogenannte Felsenkeller, mit einem stattlichen Gebäude, und nahe an demselben das Schützenhaus sind schöngelegene Vergnügungsplätze.

Die hohe Lage des Orts und die weite Ausdehnung des herrlichen, bis nahe an die Stadt reichenden Waldes läßt keinen bedeutenden Feldbau zu, und erst im Spätsommer gedeiht gutes Gemüse, dessen seltnerer Mangel aus den Niederungen bei Arnstadt und Erfurt reichlich ersetzt wird. Üppige und anmuthige Wiesengründe bieten den weidenden Heerden reiche Nahrung, dem Auge überall Erquickung. Der Bergbau auf Braunstein, Eisenstein und Braunkohle gewährt dem Orte und der Gegend einen eigenthümlichen Reiz, zahlreichen, fleißigen Familien Beschäftigung und Erwerb; die einst ergiebigen Silber- und Kupfergruben sind vorlängst durch die eingedrungenen Wasser ersäuft; nur hohe Halden erinnern noch an den frühern Betrieb, der nicht ohne großen Aufwand erneuert werden könnte. Die Bierbrauerei ist ausgezeichnet und liefert ein treffliches, auch in der Ferne berühmtes, aber den Wassergästen versagtes Product. Eine Porzellan-, eine Hohlglas-, eine Papiermachéfabrik und eine Kammwollspinnerei nähren viele Einwohner und bewirken einen lebhaften Verkehr, welcher durch die Kunststraßen nach allen Seiten hin befördert wird. Der Armen sind viele, aber bei ihrer gewohnten Lebensweise (sie nähren sich einen großen Theil des Jahres hindurch fast lediglich von den Kartoffeln, die in diesem Boden vortrefflich gedeihen) und bei der wohleingerichteten Almosenpflege findet keine Bettelei statt.

Der Winter währt hier lange, ohne verhältnißmäßig streng zu sein; der Frühling ist ein rascher Übergang von der Kälte zur Wärme, aus der tiefen Schneehülle zum üppigen Wiesengrün; im Sommer steigert sich die Hitze bisweilen zu einem hohen Grade, der aber selten lange anhält; besonders günstig und beständig ist die Witterung im Herbst, heiter der Himmel, warm die Luft, oft bis tief in den October hinein. Das Klima ist der Gesundheit sehr zuträglich; die Reinheit der Luft, die Frische und Klarheit des Quellwassers, die Nähe des duftenden Nadelwaldes erhöht die Lebenskraft und die Gemüthsheiterkeit;

*) Der ganze etwas langathmige und schwerfällige Titel des kleinen Buchs ist:
Historisch-topographische Beschreibung der Bergstadt Ilmenau und ihrer Umgegend, vorzüglich in naturwissenschaftlicher und medicinischer Beziehung. Ein brauchbares Tagebuch für Einheimische und Fremde, insbesondere für Freunde der Natur und alle Diejenigen, welche die daselbst bestehende Kaltwasserheilanstalten besuchen. Mit einem Grundriß der Stadt und einer Karte der Umgegend. Herausgegeben von J. A. C. Schmidt. Ilmenau. Richel. 1829. 8. 1 Thlr.

daher denn auch viele Einwohner, deren Berufsarbeiten und Lebensweise nicht nachtheilig auf den Körper einwirken, ein hohes Alter erreichen. Epidemien kommen äußerst selten vor, häufiger Rheumatismen und rheumatisch-katarrhalische Fieber. Lungenkranken sagt das Klima nicht zu. Aber die leise Luftströmung, welche durch das von Westen nach Osten laufende Ilmthal und durch die übrigen in dasselbe einmündenden Thäler beständig unterhalten wird, läßt, weil die Atmosphäre unaufhörlich in Bewegung ist und sich stets erneuert, eine Anhäufung von Miasmen nicht leicht zu. Im vierten Abschnitte der vorliegenden Topographie ist nach den Angaben des einsichtsvollen und erfahrenen Ortsphysikus über die Sanitätsverhältnisse sehr befriedigende Auskunft mitgetheilt.

Die nächsten und die entfernteren Umgebungen der freundlichen Stadt gehören zu den reizendsten Gegenden des herrlichen Thüringerwaldes. Wald und Flur, Berge und Thäler bieten in jeder Jahreszeit eine Fülle der schönsten Ansichten und Aussichten dar, in höchst mannichfaltiger Abwechselung. Die Ilm, die, anspruchlos im schmalen Bett dahinfließend, durch die Lieder, die weiter hinab an ihren Ufern entsprossen, longe sonans geworden*), entspringt nicht fern von der Stadt aus der Vereinigung mehrer Bäche und gewährt dem von Abend nach Morgen sich hinziehenden, schon vier Stunden oberhalb Ilmenau, am Fuße des Schneekopfs und des Finsterberge beginnenden Thal, das von ihr den Namen trägt, einen vorzüglichen Reiz.

Es können hier nicht alle die reizenden, zum Theil höchst romantischen Punkte, die in der Nähe sich darbieten und bei jeder Wanderung oder Fahrt zu den Bergen oder Thälern dem Freunde der Natur immer neuen frischen Genuß gewähren, aufgeführt werden. Auszeichnen wollen wir nur den Wenzelsberg, dicht an der Stadt, mit schönen Gartenanlagen, einem Pavillon und mehren Lauben, durch den liberalen Besitzer Einheimischen und Fremden geöffnet; ferner den hohen Gabelbach mit einem fürstlichen Jagdschlößchen und einer hohen Hütte, in der man Labung findet, bevor man zum Gipfel des 2643 Fuß hohen Kickelhahn hinansteigt, von dem aus eine unvergleichliche Aussicht das Auge erquickt; nahe dabei, im Walde verborgen, das hölzerne, thurmähnliche Häuschen, in welchem Goethe vordem öfters wohnte und einige sinnige Worte einschrieb, die er 1831 bei der Feier seines letzten Geburtstages eigenhändig erneute**); der Schneekopf und der Finsterberg, hohe Gebirgsgipfel in romantischen Umgebungen. Nicht fern von der Stadt entfalten das Manebacher- und das Schortenthal mannichfache Reize; ein Besuch bei den sogenannten Felsenkammern oder Kammerlöchern, tiefen Spalten im Muschelkalkgebirge, zwischen schroffen Felsen und hohem Walde, unfern von den Dörfern Mortinroda, Gera und Angelrodo, belohnt an einem günstigen Tage die kleinen Beschwerden der Wanderung reichlich. Weiterhin loden Schwarzburg und die herrlichen Ruinen von Paulinzelle, das großartige und liebliche Schwarzathal und die freundlichen Umgebungen von Rudolstadt, Arnstadt und dem Städtchen Plaue, nahe Ilgersburg, mit einer ansehnlichen Kaltwasserheilanstalt und einer berühmten Porzellan- und Steingutfabrik, und wenige Minuten davon entfernt der Körndach, ein enges, kleines, aber höchst romantisches Thal, von dessen Höhe eine wunderliebliche Aussicht sich eröffnet, zu öfterer Wiederkehr ein. Überhaupt gewährt jede Wanderung zu den benachbarten Dörfern, Eisenhämmern, Schachten und den Hütten der Waldarbeiter mannichfachen Genuß, und wer wie die Badegäste täglich Vor- und Nachmittags recht ex officio spazieren gehen muß, kann an jedem Tage ein anderes anziehendes Ziel auf anmuthigem Wege wählen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Meine Ufer sind arm, doch höret die fernere Welle.
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied
Schiller.

**) Über allen Wipfeln ist Ruh',
In den Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch
Goethe.

Literarische Notiz.

Es kann für die Deutschen nicht ohne Interesse sein, mit den kritischen Stimmen, welche sich in Frankreich über deutsche Dichter vernehmen lassen, bekannt zu werden. Hören wir, wie sich die „Revue critique" von Cherbuliez über Marmier's „Théâtre de Goethe" äußert. „Von allen Werken Goethe's", heißt es hier, „sind seine Dramen bisher in Frankreich am besten gewürdigt worden. Auch sind dieselben fast unter allen theatralischen Productionen der Ausländer noch am besten in Frankreich zu verstehen und zu genießen. Goethe neigte sich von Natur dem classischen Genre zu und hielt außerordentlich auf die Reinheit der Form. Doch scheint er sich um die Scene sehr wenig zu kümmern, als vergäße er, daß dramatische Productionen bestimmt sind, dargestellt zu werden. „Götz von Berlichingen", das Hauptwerk im Marmier'schen Bande, da der „Faust" davon ausgeschlossen worden, bietet dafür einen Beleg. Diese so wahre, so vollendete Schilderung des Mittelalters, welche alle ähnliche Versuche der jüngsten Zeit weit hinter sich läßt, erfüllt die wesentlichen Bedingungen keineswegs, die ein Drama erst zum Drama machen. Die Intrigue tritt ganz zurück, wir haben nur abgerissene Scenen vor uns, die bloß durch das historische Interesse, welches sich an den Namen des Helden knüpft, eine Art Verbindung haben. Aber der Charakter des Götz ist wunderbar gezeichnet: er ist ein Mensch des Mittelalters, ganz von Eisen, der vor keiner Gefahr, vor keiner Mühseligkeit zurückschreckt, um seinem Kriegsmuthe genugzuthun, und der, nachdem er ihm genuggethan, in der Stille der Häuslichkeit alle Freuden des Familienlebens zu genießen weiß; ein Mann voll Freiheitsgefühl, welcher sich auf eigene Faust die verweigerte Gerechtigkeit zu verschaffen sucht. Alle Details stehen mit diesem Charakter in der vortrefflichsten Harmonie; das Mittelalter mit all seiner Treuherzigkeit ist es, dessen Athem uns hier überall anweht. In scenischer Hinsicht sind allerdings „Clavigo" und „Egmont" besser angelegt und durchgeführt. „Clavigo", bemerkenswerth durch naturwahre Charakteristik, ist voll Leben und Gefühl. „Egmont" spricht durch Adel und Größe an; für die Bühne ist unter Goethe's Dramen keines geeigneter als „Egmont". Bei alledem übertrifft „Götz von Berlichingen" durch seine größere Lebenstreue und Wahrheit in den größten wie kleinsten Zügen die übrigen Dramen Goethe's. Das Genie des Dichters tritt im „Götz" am gewaltigsten hervor; sein Schriftstellertalent wir seine Eigenschaften als Historiker sind hier am innigsten verbunden. „Tasso" und „Die natürliche Tochter" dagegen sind reine Kunstwerke, worin Alles der Form geopfert ist. Goethe wollte damit die Plastik in die Dichtkunst einführen. Interesse und Intrigue erscheinen hier nur als Nebensache. Es kam ihm darauf an, irgend eine literarische Doctrin anzuwenden, und der Gegenstand war ihm nur ein Mittel, ein Vorwand. „Tasso" ist mehr ein Gedicht als ein Drama. „Die natürliche Tochter" bietet ein noch geringeres Interesse; sie ist in stylistischer Hinsicht ein Meisterwerk, aber ohne Bewegung, ohne Wärme, und die darin auftretenden Figuren scheinen nichts als bloße Abstractionen zu sein. Das Lustspiel „Die Mitschuldigen" erscheint nur als eine Nachahmung des französischen Theaters, ist von Goethe in seiner Jugend geschrieben worden und nur insofern von Interesse, als es die erste Epoche seiner dramatischen Versuche bezeichnet." Etwas wesentlich Neues erfährt man aus dieser Kritik nicht, aber für die Kritik eines Franzosen erscheint sie doch recht vernünftig und voll gesunden Urtheils. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 356. — 22. December 1839.

Spaziergänge und Weitfahrten von Theodor Mundt. Dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 355.)

Rotteck und Welcker in Freiburg sind die nächsten anziehenden Gestalten, welche der Verf. uns in lebendigen Charakterbildern vorführt. Wir sehen die kleine, gedrungene Gestalt des Erstern, halb Östreicher, halb Franzose (seine Mutter war Französin), fein und doch fest als Vertheidiger seiner Bewegungsideen vor Metternich, dem Heros der Stabilität, oder darin besiegt, im Kreise seiner Familie lebendig vor uns. Mit vollem Fug wirft ihm der Verf. vor, in jüngster Zeit durch seine Antipathie gegen Preußen vom Katholicismus überrascht und in eine ganz falsche Stellung gebracht worden zu sein. „Es mit einer falschen Sache zu halten, um eine persönliche Gegnerschaft auszufechten", ruft er ihm mahnend zu, „ist eine unnatürliche und gefährliche Situation." Und wahrlich, der Heros des deutschen Liberalismus, der Vertheidiger der freiesten Volksbildung, der Mann, der 1819 die Emancipation der deutschen Kirche in den Kammern seines Landes zur Debatte brachte, durfte in diesem Streite kaum unter der Fahne der Römlinge erwartet werden! Es ist auch gar nicht anders möglich, als daß diese Fahne bei ihm eine verkappte politische Opposition verhüllt, die mit der Sache selbst nichts gemein haben sollte, und daß der jetzige Rotteck'sche Katholicismus eine Demonstration ist, die wie andere künstliche Demonstrationen wieder verschwinden wird. Als Geschichtschreiber verdient Rotteck den Vorwurf, den ihm der Verf. macht, die Tagesstimmung in die „Weltgeschichte" hineingetragen zu haben, um die Angelegenheiten der Gegenwart gefahrlos darin zu verfechten. Daher auch die Discrepanz der verschiedenen Auflagen seiner „Weltgeschichte", der er gern eine fremde Seele einsetzt.

Der Denker und Philosoph des deutschen Liberalismus, Welcker, steht dem einseitigen Rotteck in manchem Betracht schroff gegenüber. Eine große, einfache, achtunggebietende Erscheinung, die entschiedene, protestantische Geistesrichtung, positivere Wissenschaft, mit Muth und Wärme des Gemüths gepaart, die zuweilen bis an die Grenzen des Träumerischen ausschweift, und endlich die Überzeugun von dem productiven Reichthum der geschichtlichen Formen wonach man sich bei jeder Form beruhigen kann, wenn sie nur den Inhalt der Freiheit darstellt — diese Besitzthümer unterscheiden ihn wesentlich von Rotteck, und die Allianz beider Männer ist jetzt, außer dem Bande, welches das „Staatslexikon" erhält, eine ziemlich lockere geworden.

Über Schaffhausen betritt der Verf. nun die Schweiz, wie es scheint, mit ziemlich starken Vorurtheilen. Oder sollen die zum Theil wunderlichen Ausstellungen, die er gegen dies Land macht und die wirklich etwas vom Nicolaismus an sich tragen, nur einen desto bessern Contrast gegen die Lobpreisungen bilden, mit welchem er Land und Leute in Süddeutschland überschüttet? In der Schweiz ist ihm wenig oder nichts recht. Die Berge verhüllen sich hinter Wolkenschleiern; das städtische Leben erscheint hier wie ein lästiger Eindringling; die Frauen sind nicht schön und ohne alle Grazie, die Volkstracht geschmacklos, der Gesang unerträglich, die Gesellschaft entweder monoton oder französische Nachäfferei, und dergleichen seltsame Gedanken mehr. Die armen Schweizer kommen selbst in politischer Beziehung übel an; der Verf. wirft ihnen im Allgemeinen Untreue gegen sich selbst, Krähwinkelthum und Eitelkeit vor. Die eitle Lust, blos gegen seinen Nachbar Contrast zu machen, sich gegen ihn abzusondern, als worin man den Begriff der Cantonalsouverainetät setzt, bringt alle diese lächerlichen Particulargesetzgebungen, politischen und Lebensunterschiede, in deren Verewigung die Eitelkeit der Schweizer sich gefällt, hervor und begründet zugleich die aristokratische Hinneigung für jede ausgezeichnetere Natur, auf die man sogleich stolz zu werden anfängt. An dem Bilde von Troxler construirt der Verf. so ziemlich sein ganzes Urtheil über das politische Leben der Schweiz, und dies Bild ist weder besonders schmeichelhaft, noch neidenswerth. Dem Nationalverein weist der Verf. seine Schwächen nach, erzählt dann die Umtriebe, welche bei Bildung der berner Universität obsiegten, schildert die Bonderien der Aristokratie, die über ein Kleines in Been wieder die Oberhand gewinnen muß, und tadelt sowol die geheime Mitwissenschaft bei dem savoyer Zuge als die mit einem gewissen Prunk betriebene Anstellung von Männern wie Siebenpfeiffer u. A., die ihm in Verbindung mit einer wissenschaftlichen Anstalt ganz verwerflich erscheint.

Diese Hambachiaden und journalistischen Freiheitsorgien — sagt er —, dieser Saus und Braus eines abenteuernden, lieder-

Digitized by Google

tichen Liberalismus, mit dem ohne Plan und Verstand, ohne Kenntniß der historischen und politischen Verhältnisse in den Tag hinein gewirthschaftet wird — diese Klage verliehen der Reaction in Deutschland so viel Gewicht.

Besonders aber spottet der Verf. der schweizerischen Diplomatie. Die Schweiz, zum Naturleben, zum geschichtlichen Unschuldsstande hingewiesen, macht nach ihm, der europäischen Politik, dem Ludwig-Philippismus gegenüber, die lächerlichste Figur.

Denkt man sich dies Bild aus, die Schweiz im Conflict mit dem Jesuitismus — jenem Judaskuß der Versöhnung, wie Troxler einmal sagte —, so muß man in jenen Zustand von Lachen und Weinen, von Regen und Sonnenschein sich versetzt fühlen, bei dem, wie der Volksglaube geht, der Teufel seine Großmutter prügelt.

Das Bestreben der Nationalpartei, das uns bis jetzt ziemlich mystisch erschien, setzt der Verf. zuletzt darein, aus dem anorganischen Staatenbunde zu einem Bundesstaate zu gelangen, der, aus nationalen Elementen erwählt, den Gesammtwillen des Volks vertrete. Und allerdings wird anerkannt werden müssen, daß die jetzige Verfassung den kleinen Cantonen ein Übergewicht in der Vertretung der Schweiz nach außen hin einräumt, das ihnen wenig zukommt.

Unter den schweizerischen Charakterbildern verdient die Abtheilung, welche uns einen weiblichen Schöngeist in Julie Bondeli vorführt, besondere Erwähnung. Doch dies treffliche Bild ist schon anderweit wiedergegeben worden, und wir bezeigen daher dem Verf. blos unsern Dank für diese Art von Entdeckung, die denn doch am Ende belegt, daß die Rahel-Bettina'sche Geistesrichtung so selten nicht ist, als man eine Zeit lang bei uns glauben wollte.

Von der Krankheit unserer Zeit, welche der Verf. mit einer originellen Bezeichnung den Ludwig-Philippismus nennt, entdeckt er auch in der Schweiz schon ganz ausgebildete Symptome. Diese Krankheit besteht nach ihm in einer Art von Lebenslähmung, durch die Klügelei des jesuitischen Verstandes hervorgebracht, eine künstlich ausgeklügelte Lebenslähmung. Der Organismus wagt nicht mehr die kräftige Naturbewegung, und das quellende Lebensblut, von den Intriguen des selbstsüchtigen Verstandes gemeistert, geht sachter und sachter wie ein scheinheiliger Schleicher durch seine Adern, um das matte Herz nicht aus dem Schlafe zu stören. Die ersten Zeichen dieser Krankheit sind ein Übel- und Wehewerden bei den allerleisesten Windstößen der Geschichte; aber zum Erbrechen kommt es nicht u. s. w.

Dergleichen Äußerungen des Verf., welcher gern schmollt und bocirt, sind nun wol als unwillkürliche Reminiscenzen einer früher vergötterten Bewegungstheorie anzusehen und so ernstlich nicht zu nehmen. Denn in der That, kann der Mann, welcher eben erst gegen den Saus und Braus eines liederlichen Liberalismus perorirte, es ernst meinen mit diesem Jammer über die Bemühungen, welche es kostet, Ordnung, Frieden und die wahre Freiheit aus der Verwirrung zu retten? Sollten diese schweren Mühen nicht vielmehr, wenn er consequent wäre, seinen Dank ansprechen?

Mit größerer Befriedigung als bei solchen und ähnlichen rückschreitenden Ausbrüchen folgen wir dem Verf. in der kräftigen Darstellung, die er von dem Jesuitismus im Canton Freiburg, seinen Operationen und seinen letzten Zielpunkten entwirft. Bekanntlich kam die Sache bei dem Streit der freiburger Jesuiten mit der zofinger Gesellschaft laut zur Sprache. Nachdem der Verf. in einem Abriß der Geschichte des Jesuitenthums in Freiburg uns gezeigt hat, wie die Gesellschaft Jesu durch eine geschickte Allianz mit dem Patriciat zur wahren Beherrscherin des Cantons geworden ist, in welchem Alles nur ihr Gepräge trägt, zergliedert er Geist und Streben des Instituts von St.-Michel.

Eine Zusammensetzung von Bettelmönch, Philosoph und Weltmann, läuft und rennt, kriecht und schleicht der Jesuitismus über alle Erdtheile hinweg, hascht nach allen Dingen der Welt, um geschäftig daraus das große Netz zu weben für die Spinne Rom.

Es ist das freigelassene, sich accommodirende Christenthum, dem Alles gestattet ist, wenn nur das große Ziel, die römische Erziehung der Welt, erreicht wird, welche den Papst auf den Rectorstuhl der Erde setzen soll. Zu diesem Ende hat der Jesuitismus bei dem Wiedererwachen der Wissenschaft sich dieser Wissenschaft selbst bemeistert; die Wissenschaft zu katholisiren, ist sein gegenwärtiges Lebensziel. Diese Hauptfeindin der Kirche zu entnerven, ihr Schwert und Stachel zu entwinden, sie zur Dienerin ihrer alten Gegnerin zu machen, das ist die Tendenz der Jesuitenschulen. Was nun den Inhalt der auf diesen Schulen gelehrten Wissenschaft betrifft, so entwirft der Verf. hiervon das allertraurigste Bild. Ganz besonders aber wird beispielsweise die Geschichte und namentlich die Geschichte der Schweiz in dem Collége von St.-Michel zu katholischen Zwecken auf unglaubliche Art verunstaltet. Nach dem dafür angenommenen Lehrbuche ging die Staatenbildung der Schweiz überall von den Klöstern aus, Wilhelm Tell ist ein roher Meuchelmörder; die Reformation wird unter dem Bilde eines Klosterscandals dargestellt, dessen Resultat war, daß die Magistrate an mehren Orten sich geistliche Gerichtsbarkeit anmaßten; die große Pest von 1610 blieb an den Marken der katholischen Cantons stehen, weil der heilige Canisius versprochen hatte, „d'user de son crédit auprès de Dieu pour délivrer leur ville du fléau de la peste!" Nach diesem Pröbchen kann man das Maß von Wissenschaft messen, das den Geschichtsschülern des Instituts von St.-Michel beigebracht wird. Zum Schluß dieses Abschnitts gibt der Verf. diese beherzigenswerthen Worte:

Der Jesuitismus hat in den letzten Jahrzehnden seine Feldzüge so meisterhaft geführt, daß es eine große Anzahl von Leuten gibt, welche gar nicht mehr an seine Existenz glauben, und welche die Gefahr, die dem europäischen Völker- und Geistesleben droht, nicht anders als wie ein Märchen und eine verbrauchte Erfindung der Schriftsteller betrachten. Wir sind über den Jesuitismus hinaus, und doch bedarf man seiner. Welcher Fluch des Schicksals hat denn unsere Zeit in diesen Widerspruch mit sich selbst gebannt?

Der Verf. beleuchtet nun die französische Schweiz. Seltsamerweise lächelt ihn hier Alles an. Er findet die Frauen schöner, gibt eine glänzende Ansicht des Genfersees, schreibt der Einheit des Idioms ein größeres Hervortreten der Nationalität und bessere Verständigung unter den verschiede-

nen Classen der Gesellschaft zu und preist das protestantische Genf aus allen Tonarten. Der evangelisch-puritanische Eifer zeigt ihm jedoch auch bald seine Schattenseite. Die hierauf folgende Schilderung von Lyon, in dem die legitimistischen Erinnerungen mit dem Republikanismus im Kampfe liegen, und das zuerst die drohende Krankheit unsers heutigen Gesellschaftskörpers, die Handwerkeremeute, zur Anschauung brachte, ist überaus geistreich und nur allzu wahr.

Die Überflutung der industriellen Interessen, die sich selbst überlassen bleiben, bildet den Charakter Lyons, das auf einem Krater steht, der mit seinem Auswurf die ganze Welt bedroht. Eine der herrlichsten Städte Europas, Lyon, in allem Schmuck der Natur, macht daher einen düstern unheimlichen Eindruck auf den Reisenden. Die Anarchie des Egoismus, dies Grundleiden Frankreichs, zeigt sich hier in seinen grellen Wirkungen, Unsicherheit des Besitzes, Elend und tiefste moralische Depravation.

Die Franzosen — meint der Verf. — sind in ihrem prinzipienlosen Egoismus überhaupt zu wahren Schacherjuden geworden und ernten bei den andern Völkern jetzt etwas von dem unwillkürlichen Widerwillen, den jene einflößen. Der französische Einfluß auf die moderne Völkergeschichte scheint überhaupt im Aufhören und wird durch die gegenwärtige Charlatanerie der parlamentarischen Debatte mehr und mehr abgeschwächt. In Paris scheine alle moralische Haltung und Würde verloren gegangen zu sein, und Frankreich steht wie eine moralisch-kompromittirte Person in der Geschichte da. (Wahr! sehr wahr!) Bei Deutschen und Engländern ist von Hause aus ein unwillkürlicher Franzosenhaß vorhanden, der sich mit dem Instinctartigen des Judenhasses vergleichen läßt. Dieser Haß, von der fortschreitenden Völkerbildung der letzten Zeit überwoben, fängt an sich zu erneuern, und der französische Nationalcharakter sieht sich wiederum von den wachsenden Antipathien anderer Völker bedroht. Besonders ist es einerseits die Schroffheit, andererseits die Charlatanerie des französischen Wesens, was deutsche und englische Gemüther abwendig macht u. s. w., sodaß sie schadenfroh der französischen Begriffsanarchie zusehen.

Die Reise mit dem Dampfschiff die Rhone hinab und Avignon malt der Verf. mit düsterm Pinsel. Er hat wol Recht; das Reisen ist in Frankreich, bei dem hervortretenden gemüthlosen Egoismus, dem Schmuz und dem anarchischen Wesen aller französischen Zustände, die wie ein chaotischer Knäuel, wie eine rohe, der Bildung noch gewärtige Masse durcheinanderliegen, höchst unerfreulich. Erfreut aber hat es uns, daß der Verf. mit uns in die Vorliebe und in die Hoffnungen einstimmt, welche wir noch immer für eine Regeneration Frankreichs auf den Süden dieses Landes setzen. Hier wirken noch heilversprechende Elemente, die im Norden todt sind: Gemüth, Religion, Begeisterung, Hingebung, Aufopferung, Humanität mit einem Wort, und Frankreich wäre zu retten, wenn sein Thron in Bordeaux oder Toulouse stände, statt in dem sophistischen Paris, dem Babel des vom Gemüth abgelösten Gedankens. Dies und die fortschreitende Decentralisation der Provinzen ist denn auch die letzte Heilshoffnung aller denkenden Franzosen.

Und so entlassen wir den Verf. mit unserer Achtung, mit unserm Dank und mit der Erwartung, daß er seine anziehenden „Spaziergänge und Weltfahrten", bei welchen er mit stets heller blickendem Auge ihre bedeutendsten Verhältnisse durchmustert, bald fortsetzen werde. 30.

Ilmenau.

(Beschluß aus Nr. 356.)

Was über die geognostischen Verhältnisse, Mineralien und Petrefacten, über die Flora und Fauna der Umgebung von Ilmenau in dem Schmidt'schen Buche mitgetheilt ist, das beweist ebenso sehr die Sachkunde des Verf. wie den großen Reichthum der Gegend an Producten aus allen Naturreichen, sehr geeignet, den Naturforscher und Naturkundigen anzuziehen und festzuhalten. Wir können hier nicht dabei verweilen und bemerken nur, daß der dortige wackere Rentamtmann Mohr seine schönen Sammlungen dem Beobachter gern öffnet und, wie der treffliche Physikus Dr. Fitzler, einsichtsvoll und höchst gefällig, den Freunden der Naturwissenschaft jede wünschenswerthe Auskunft ertheilt. Ein Dr. Rieth steht jener empfehlungswerthen Mineralienhandlung vor, die auch Tauschgeschäfte macht.

Verweilen wir nur noch bei den Wasserheilanstalten, die, im Sommer 1833 eröffnet, alsbald zahlreich besucht und benutzt worden sind und seit dem März des laufenden Jahres noch viel mehr Kranke, meist mit dem günstigsten Erfolge, herbeigezogen haben. Der vorerwähnte Dr. Fitzler, ein Mann von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, ansprechender Gemüthlichkeit und liebenswürdiger Humanität, dessen herzinniges Christenthum überall in Wort und That sich beurkundet, hat geraume Zeit die berühmten hydriatrischen Anstalten des genialen Prießnitz in Gräfenberg sowie des Arztes Weiß in Freienwalde und das dort angewendete Heilverfahren beobachtet, und dann in Verbindung mit mehren angesehenen Männern seines nächsten Bereichs die ilmenauer Badeanstalt gegründet. Ort und Gegend sind, wie schon aus dem Obigen erhellt, dazu ganz vorzüglich geeignet und gewähren Alles, was die Badegäste billig in Anspruch nehmen mögen. In den Häusern der Stadt finden sich bereits viele bequeme und reinliche Wohnzimmer für die Fremden, und da die Zucht der Letztern bedeutend sich gemehrt hat, sind die Hausbesitzer ermuthigt worden, in Herstellung und anständiger Einrichtung der Zimmer und Badevorrichtungen miteinander zu wetteifern. Das ist der große Vorzug dieser Badeanstalt vor ähnlichen, daß die Kranken nicht in engen Räumen zusammengeschichtet, manchen unvermeidlichen Unbequemlichkeiten und Störungen unterworfen und von fremder Willkür abhängig gemacht werden, sondern in wohleingerichteten Privatwohnungen, die sie, wenn ihnen die eine nicht zusagt, nach Belieben wechseln dürfen, die gewohnte häusliche Ordnung und Gemächlichkeit wiederfinden, zugleich Alles, was sie zu den mannichfachen Hausbädern bedürfen; denn die Badecommission weist die ankommenden Gäste nur in solche Häuser, die bereits mit einem vollständigen Badeapparat versehen, wie denn in mehren auch bereits Douchen angelegt sind. Die auch sonst schon bekannte Höflichkeit, Freundlichkeit und Gemüthlichkeit der Ilmenauer kommt den Fremden fast in allen Häusern entgegen.

Diese Privatwohnungen gewähren auch die große Annehmlichkeit, daß jeder Fremde nach Belieben und nach seinem Vermögen sich einrichten kann, und daß auch die Ärmern ohne übermäßigen Aufwand Befriedigung finden. Wohnung, Aufwartung und Kost sind für Alle, die nicht zu luxuriös leben wollen, was schon durch die nothwendige Badeordnung verpönt ist, zu billigen Preisen zu haben. Die besonders für solche Kranke, welche des ganzen Heilverfahrens, also auch des Einwickelns zum Schwitzen bedürfen, unentbehrlichen Badewärter und Badewärterinnen sind, von der Badeinspection sorgfältig ausgewählt, bescheidene, gefällige und zuverlässige Leute.

Wie man in den Wohnungen die Sitzbäder, ganze und halbe Wannenbäder mit Bequemlichkeit und nach Bedürfniß nehmen kann, so bietet die öffentliche Badeanstalt selbst alle

Digitized by Google

übrigen Vorrichtungen zur Anwendung des kalten Wassers nach der Prießnitz'schen Methode dar. Von dem ganz nahen Felsenkeller aus leitet ein anmuthiger Weg am grünen Ilmufer hin zu einer mäßigen Anhöhe, auf welcher ein stattliches Gebäude steht, das sowol unter seiner Säulenhalle als auch in dem in der Mitte befindlichen Salon Schutz gegen die Witterung, Raum zum Ruhen und zum Auf- und Abwandeln der Gäste und eine liebliche Aussicht gewährt und zwei Wellenbäder enthält, das eine für Damen, das andere etwas stärkere für Männer, und für jedes zwei Ankleidezimmer, damit während der Eine badet und in sein Zimmer sich zurückzieht, der Andere sich langsam auskleiden und dann gleich in die schäumenden Wellen hinabstürzen kann. Der Wellenschlag entsteht hier nicht im Flusse durch Mühlräder, sondern durch das in weiten Röhren vom Berge herabstürzende und in dem geräumigen, oben unbedeckten, dem Sonnenlicht zugänglichen Behälter sich sammelnde und wogende Wasser, dessen gewaltige Bewegung auch einen kräftigen Mann umwerfen würde, wenn er sich nicht an einem starken Seile festhielte. In jedem Wellenbade ist auch eine zweckmäßige Vorrichtung zum Staubregenbade und eine kleine Douche angebracht, damit man nach Neigung oder Bedürfniß gleichzeitig mehr als eine Einwirkung des kalten Wassers auf den Körper sich bereiten könne. Das Wellenbad wirkt höchst wohlthätig auf den ganzen Organismus ein und hat auch an Solchen, welche die übrigen Bäder nicht benutzen, sich kräftig bewährt.

Nächstdem haben die Sturzbäder oder Douchen vielen an der Gicht, an Lähmungen oder Hautkrankheiten Leidenden, Letztern in Verbindung mit der Schwitzeur und den Wellenbadern, die erwünschtesten Dienste geleistet. Eine Douche, die ihr Wasser aus einem frischen Brunnen empfängt, bei einem Fall von 12 Fuß Höhe, befindet sich in der Stadt selbst und ist bequem für Kranke, denen ein weiterer Weg noch zu schwer oder unmöglich wäre. Eine zweite, zunächst für Damen bestimmte, steht nahe an dem Wellenbade mit 16 Fuß Fall und 6 Grad Wärme (Réaumur); eine dritte etwas weiter hinaus, mit 19½ Fuß Fallhöhe, und eine vierte noch etwas entfernter, die ihr Wasser aus einem kalten Quell empfängt und 22 Fuß herabstürzt. Man hat also die Wahl und kann allmälig von der schwächern zur stärkern Douche aufsteigen. Auch sind im Freien, am Abhange des Berges, welcher die Badeanstalten begrenzt, anständig umfriedigt, Sitzbäder angebracht, in denen immer frisches Quellwasser zuströmt, sodaß eine beständig gleiche Temperatur und wohlthätige Kälte erhalten wird.

Es ist hier nicht der Ort, das ganze Heilverfahren zu erörtern; wir bemerken nur noch, daß der häufige Genuß des köstlichen Quellwassers zur Cur wesentlich nothwendig ist. Zu dem Ende sind auch in der Nähe der Badeanstalten und an den Spaziergängen hin überall Quellen gefaßt, die den Vorübergehenden zu fleißigem Trinken einladen. Den Genuß geistiger Getränke müssen die Badegäste sich gänzlich versagen; dagegen bietet sich ihnen in der Stadt und auf den nahen Dörfern überall unvergleichlich wohlschmeckende Milch dar.

Wer anständige und erheiternde Gesellschaft sucht, wird nicht unbefriedigt bleiben. Die Ilmenauer selbst sind heitere, gesellige Leute, viele Gebildete unter ihnen, und sie ziehen die Fremden gern mit zuvorkommender Freundlichkeit in ihre Kreise. Der Badeanstalt kann man nur wünschen, daß der gute Ton, der in dieser Saison herrschte, die überall vorwaltende Anspruchslosigkeit, gegenseitige Aufmerksamkeit und wohlwollende Theilnahme, die Wohlanständigkeit und ungetrübte Fröhlichkeit bei gemeinsamen sich immer erneuenden Landpartien in jedem Jahre wiederkehren mögen, und es ist dies um so sicherer zu hoffen, da die umgebende Natur und die ganze Örtlichkeit auf die zu gleichem Zwecke Vereinten wohlthätig und ermunternd einwirkt und der treffliche, vielseitig gebildete Badearzt den bisherigen wohlthätigen Einfluß auf die Geselligkeit wie auf die Heilung seiner Kranken gewiß behaupten wird.

Es ist vorauszusehen, daß die heilsamen Wirkungen eines ärztlich geordneten Gebrauchs des kalten Wassers sich immer weiter bewähren, und daß in gleichem Maße die Kaltwasserheilanstalten sich mehren werden, zumal zur Gründung derselben fast nur eine Fülle reinen und frischen Wassers, eine gesunde, wo möglich bergige Gegend und ein mäßiger Aufwand erforderlich sind. Immer aber wird Ilmenau nicht blos der Zeit, sondern auch der Verfassung nach als eine der ersten sich behaupten und von nah und fern Gäste herbeiziehen.

Vielleicht macht diese Anzeige manchen Leidenden auf den Ort und die Anstalt aufmerksam und erinnert an den Gebrauch des kalten Wassers, das immer wieder und recht dringend empfohlen werden muß, obwol mit dem nothwendigen Vorbehalt, daß es als Heilmittel nur unter Leitung eines erfahrenen Arztes angewendet werden sollte. 139.

Literarische Notizen.

Von Balzac erschien: „Une fille d'Ève, scène de la vie privée, suivie de Massimilla Doni." Am besten hören wir hierüber einen Kritiker französischer Zunge selbst. „Hr. von Balzac", sagt der Kritiker, „hat viel Geist, viel Talent, und doch schreibt er Romane, welche weniger als Mittelgut sind. Wie andere sinnreiche Leute mit kleinen Gaben große Resultate erzielen, so scheint sich Balzac darauf gesteift zu haben, mit großen Mitteln bloße Nichtsnutzigkeiten hervorzubringen; er ist ein talentvoller litterarischer Taugenichts. Er will originell sein. Traurige Originalität, meiner Treu, welche darin besteht, seine Fähigkeiten in unfruchtbaren, mittelmäßigen, zuweilen läppisch-unsittlichen Arbeiten abzunutzen! Wie kann ein geistreicher Mann so sich selbst täuschen? Aber Balzac will leben, auf einem großen Fuße leben; daher jene Nachlässigkeit, welche in seinen Werken herrscht, jene geringschätzende Gleichgültigkeit, womit er seine Productionen in das Publicum hinausschleudert. Der Verleger liest ihn nicht, er kauft nur seinen Namen, ja seinen Namen noch mehr als seine Werke. „Une fille d'Ève" ist bereits früher im Feuilleton des „Siècle" abgedruckt gewesen. Das Privatleben, welchem Balzac seine Scenen entlehnt, ist ein undefinirliches Gemisch von Salon- und Coulissenintriguen, von Ausschweifungen, Schurkereien und empfindsamer Liebe. Für Den, welcher die übrigen Romane des Verfassers gelesen hat, ist es nicht nöthig, gegenwärtigen Roman zu analysiren, es sind immer dieselben Fäden und dieselben Personen, von denen sie gesponnen werden; ganz wie in der Bude des Hanswursts, mit dem Unterschiede, daß die Narrheiten des Letztern immer ein freiwilliges Lachen erregen, obgleich man ihnen schon hundert Mal zugeschaut hat, während der prätentiöse Styl Balzac's, seine umständlichen Bescheidungen und seine kleinliche Darstellung falscher Gefühle nichts bewirken als den tiefsten Ekel, oder man müßte alles Gefühl für das Wahre und Schöne verloren haben. Das ist doch eine gar zu traurige Gesellschaft, von der Balzac seine Helden und Heldinnen entlehnt, und ich begreife nicht, wie es möglich ist, daß man diese Gesellschaft als den allgemeinen Typus des gesellschaftlichen Lebens in dieser sublunarischen Welt betrachten kann." In so herben, vielleicht allzu herben Ausdrücken eifert die unabhängige französische Kritik gegen Balzac, während man ihn in Deutschland übersetzt und ihm nicht selten auch das Wort redet.

Im Druck erschienen folgende von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und der Gesellschaft für christliche Moral gekrönte oder belobnte Werke: „Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes et des moyens de les rendre meilleures", von H. A. Frégier, Bureauchef der Seinepräfectur (2 Bde.) und „Du progrès social et de la conviction religieuse", von Mad. Bayle-Mouillard (Elisabeth Celnart). 108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 357. —— 23. December 1839.

Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhundert. Von Friedrich Förster. Dritter Band. — A. u. d. T.: Friedrich August II. König von Polen und Kurfürst von Sachsen; seine Zeit, sein Cabinet und sein Hof. Potsdam, Riegel. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. *)

Es ist ein Gebot der Geschichte, Persönlichkeiten und Ereignisse, die ihr anheimgefallen sind, im Zusammenhange mit ihrer Zeit zu erforschen und zu beurtheilen. Denn weit entfernt, daß die Menschen sich für die unabhängigen Schöpfer und Beherrscher ihrer Zeitverhältnisse ansehen dürften, stehen sie vielmehr, allerdings oft genug gegen ihren Willen und Wunsch, unter dem Einflusse und der Leitung der unsichtbaren Macht **), welche den Strom der Dinge wie einen Zauberkreis um sie herumzieht. Daß das Maß der geistigen Größe, der Willenskraft und Rechtsgewalt das Mehr oder Minder entweder der Abhängigkeit oder des Einflusses bedinge, wird Niemand in Abrede stellen können; aber allen gewaltigen Söhnen der beglaubigten Geschichte, die mit den Mächten der Zeit haderten, erging es wie den mythischen Riesen der Erde, die den Olymp stürmen wollten: sie erlagen den Blitzen einer höheren Macht; und wenn sie auch wie Typhoeus, unter der Last des Ätna begraben, Feuer schnoben und die Erde erschütterten: die diamantene Feste, von der herab die Dinge der Menschheit und der Völker regiert werden, ist unversehrt geblieben. Allein nicht blos die äußern Zustände und Beziehungen hat der Geschichtschreiber aufzufassen und zu beleuchten, auch die individuellen Grundsätze und selbst charakteristische Äußerungen muß er einer besondern Aufmerksamkeit widmen. Sie bilden oft die besten Erklärungsmittel gewisser Handlungsweisen und Thatsachen. Und gerade die Zeit, in welche uns das obengenannte Buch versetzt, gibt die einleuchtendsten Beweise dafür an die Hand.

„Raisonnir Er nicht", war Friedrich Wilhelm's I. von Preußen Machtgebot gegen Widerspruch, und „L'état c'est moi", sagte der feinste und stolzeste Meister der despotischen Fürsten jener Zeit, Ludwig XIV. Diese Worte, weit entfernt, blos den Charakter dieser beiden Fürsten zu bezeichnen, drücken vielmehr auf das treffendste die Regierungssysteme der damaligen Zeit überhaupt und die der genannten Könige insbesondere aus. Daß das Gewicht solcher Worte und Grundsätze ziemlich schwer auf die Völker fiel, weiß Jeder, der mit der Geschichte jener Periode vertraut ist. Während aber Friedrich Wilhelm, wenn er mit seinem derbdeutschen Königsworte durchdrang, entweder die Wahrheit auf seiner Seite hatte, oder doch wenigstens einen festen und redlichen Willen verrieth und auf diese Weise dem Genie und der Thatkraft seines Sohnes die materiellen Mittel und innere Zustände hinterließ, die ihn in den Stand setzten, sich in die Reihe der ersten Staaten Europas hineinzukämpfen, verflüchtigten sich Frankreichs Schätze durch Ludwig's grenzenlose Verschwendung, Selbstsucht und Eroberungslust, und als Erbtheil vermachte dieser König seinen Nachkommen eine furchtbare Revolution. „Denn", sagt Bülau ganz wahr, „Richelieu und Mazarin hatten gesät, Ludwig genoß die glänzende Blüte, die tauben und giftigen Früchte aber mußten seine Nachkommen erben." Beide Monarchen waren aber auch rücksichtlich ihrer Regierungsmaximen und Charaktere gleichsam das Ergebniß einer unmittelbaren Vergangenheit und bildeten nur neue, theils stärkere, theils schwächere Glieder unaufhaltsamer Entwickelungen. In Friedrich Wilhelm's Grundsätzen und Charakter hatte sich ein bedeutender Überrest von der Staatsklugheit und Willensfestigkeit des Großvaters, des großen Kurfürsten von Brandenburg (st. 1688), mit der Eitelkeit und Sonderbarkeit der Vaters, Friedrich's I., zu einer grobkörnigen Natürlichkeit verkörpert, die, ohne von höhern Ansichten geleitet zu werden, dennoch nach Innen auf Ordnung und nach außen auf Ehre, freilich in eigenthümlicher Art, zu halten wußte. Ludwig XIV. endlich, von Richelieu und Mazarin auf die Bahn der Politik und der Ausschweifung gewiesen, die er als Regent betrat, von eigenem Ehrgeiz und Kraftgefühl vorwärts getrieben und in der ersten Hälfte seiner Regierung vom Glücke begünstigt, mußte den Gedanken einer vollkommenen Autokratie um so natürlicher und einschmeichelnder finden, da der alte Stolz des Adels durch Richelieu bereits gebrochen war, sodaß er sich jetzt mit dem Privilegium be-

*) Über den ersten und zweiten Band des obengenannten Werks wurde von einem andern Mitarbeiter in Nr. 157 u. 158 d. Bl. f. 1837 berichtet. D. Red.

**) Der Mensch macht, durch die höhere Macht wird. In dem Gemachten wohnt die Schwäche und Vergänglichkeit, bei dem Gewordenen ist die Stärke und Dauer.

Digitized by Google

gnügte, auf der Arena des königlichen Glanzes einherwandeln zu dürfen, und da Frankreich durch seine Größe, seine geographische Lage und Beschaffenheit und durch den Geist seines Volkes berufen zu sein schien, die erste Rolle auf dem Welttheater zu spielen. An die Durchführung dieses unveränderlichen Gedankens, der mit seiner königlichen Person aufs innigste verwachsen war, setzte er Alles und, als das Glück ihm untreu zu werden ernstlich Miene machte, sich selbst, wie der spanische Successionskrieg beweist. Ludwig's Ruhm hat dabei wahrlich nichts verloren, wol aber ward im Geiste seiner Regierungsmaximen und seiner Zeit überhaupt die Nation mit ihrem ganzen Gut und Blut ohne Bedenken eingesetzt und hingeopfert. Denn ehe Ludwig XIV. sein Silberservice in die Münze schickte, hatte der Bauer schon längst das Huhn Heinrich's IV. nicht mehr im Topfe.

Der sächsische Hof — um unserer Aufgabe etwas nähere zu rücken —, war gleich den meisten deutschen Höfen des damaligen Zeitalters fast in jeder Beziehung der Abglanz des Lebens und der Regierungsgrundsätze Ludwig's XIV., aber beinahe ebenso in jeder Hinsicht das Widerspiel des Hof- und Staatshaushalts in Berlin. Und dieses Widerspiel tritt erst recht deutlich hervor, als die Zügel der Regierung dem gewissenlosen, eingebildeten, nur im Intriguiren, Verschwenden und Vermögenerwerben geschickten Minister Brühl *), unabhängig von dem bessern Willen des Fürsten, in die Hände fielen. Auf die Persönlichkeit dieses Mannes muß man zurückgehen, um Sachsens damalige Politik sowol als die äußern und innern Verhältnisse dieses Staates zu erklären; um ihn selbst wiederum erklärlich zu finden, darf man nicht vergessen, daß er ein Sohn der Zeit und ihrer Verhältnisse war.

Und dieses Zeitalter, das in so vielen Beziehungen als merkwürdig und einflußreich genannt werden muß, hat den Historikern den reichhaltigsten Stoff zu ihren Studien und Darstellungen geliefert. Aus der jüngsten Zeit müssen unter den Deutschen Schlosser, Bülau und Böttiger („Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen") obenangestellt werden. Auch Hrn. Förster sind wir bereits in seinen „Höfen und Cabineten Europas" auf diesem Gebiete zweimal begegnet. Jetzt begegnen wir ihm zum dritten Male und glauben ihm eine um so größere Aufmerksamkeit schenken zu dürfen, da sein Buch lediglich sächsische Zustände bespricht, noch dazu unter der Regierung eines Fürsten, der aus Ehrgeiz und Kraftgefühl — das letztere entbehrte freilich oft genug der Führung der Weisheit — Sachsen eine Berühmtheit und Stellung im europäischen Staatensysteme zu geben suchte, deren Widernatürlichkeit auf der Hand lag. Daß der Verf. ein ziemlich rüstiger Bücherschreiber ist und das nonum prematur in annum nicht liebt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Indeß, da er in seinen „Höfen und Cabineten" keine zusammenhängende Geschichte, sondern nur ausführliche Beiträge liefern will, die zugleich einer unterhaltenden Geschichtslecture dienen sollen, so ermäßigen sich allerdings die Ansprüche, und ein unparteiisches Urtheil wird immerhin eingestehen müssen, daß kein Historiker, der jene Zeit zum Gegenstande seiner Studien macht, seine Bücher unbenutzt lassen könne. Das Hauptverdienst besteht aber unleugbar darin, daß Vieles, was entweder nur aus Citaten bekannt ist, oder allein in seinen Resultaten oder der Hauptsache nach in den Geschichtswerken aufgeführt zu werden pflegt, hier ausführlich Jedem zugänglich gemacht wird. So ist denn auch in dem gegenwärtigen Bande das Handschriftliche, was der Verf. als seine Quelle nennt, zum größten Theile bereits bekannt und benutzt; aber sein Buch ersetzt nun die Quellen selbst. Allein das darf nicht ungerügt bleiben, daß der Verf. Alles um Friedrich August gruppirt hat, was ihm oder seiner Regierung zur Unehre gereicht, ohne des Guten zu gedenken, das sogar die Gegenwart noch zu einer dankbaren Erinnerung an jene Zeit verpflichtet. Liegt dabei Absicht zum Grunde, so hat derselbe sich an der historischen Wahrheit schwer versündigt; ist es absichtlos geschehen, so hat er seinem Buche einen Werth entzogen, zu dessen Einverleibung er aus Klugheit und Gerechtigkeit verpflichtet war. Unter den gedruckten Büchern, die der Verf. als benutzt namhaft macht, hätte bei Weinart's „Literatur der sächsischen Geschichte", Weiße's „Museum", Bd. II, 2, S. 228 fg., mit seinen vielen und wichtigen Zusätzen nicht übersehen, und Böttiger's „Geschichte des Kurstaates und des Königreiches Sachsen" nicht unter die Handbücher gerechnet und mit Pölitz in eine Classe gesetzt werden sollen.

Sehr treffend sagt Hr. Förster in der Vorrede, nachdem er zuvor von der goldenen Reiterstatue Friedrich August's gesprochen hat:

> Als ich meine Arbeit begann und mit historischem Scheidewasser die goldene Rüstung zusammt Roß und Mann im ursprünglichen Glanze wiederherzustellen mich bemühte, da gewahrte ich zu nicht geringem Erstaunen, wie bald dieser oberflächliche Schimmer verschwand und aller Orten das Kupfer schamroth durchblickte. Möge man mich nun der Unvorsichtigkeit, des Ungeschicks, ja selbst des Undanks anklagen; zu meiner Entschuldigung kann ich nichts weiter sagen, als daß der Geschichtschreiber nur Einer Göttin angehört: der Wahrheit, und wenn diese auch keine Hufeisen zerbrechen, keine silbernen Teller aufzurollen vermag, so ist sie dennoch stärker als Friedrich August der Starke in aller seiner Pracht und Herrlichkeit.

Diese Worte verrathen allerdings nicht undeutlich das Bewußtsein der Schuld, die sich der Verf., wie wir eben rügten, durch die einseitige Darstellung von August's Leben und Regierung zugezogen hat; aber von seinem Standpunkte aus betrachtet müssen sie gleichwol als treffend bezeichnet werden, wie sie denn auch beinahe durch jedes Blatt seines Buches ihre historische Bestätigung erhalten. Wir finden S. 23 den Bericht eines Zeitgenossen, der August's Hof besuchte, des Hrn. v. Loen, über die religiöse Gesinnung seines Königs:

*) Sein Testament von 1762 ist nebst den dazu gehörigen Codicillen abgedruckt in Weiße's „Museum", II, 2, S. 42—103, und bildet ein höchst merkwürdiges Actenstück. Wir versagen es uns ungern, Mittheilungen daraus zu machen, da dasselbe in seinem ganzen Umfange nur Männern von Fach bekannt zu sein pflegt; wir können aber nicht umhin, unsere wissenschaftlich gebildeten Leser auf dieses Document der sächsischen Geschichte dringend aufmerksam zu machen: Heuchelei und Schuld haben hier ihre Selbstverräther gefunden. Übrigens vgl. Schlosser, „Geschichte des 18. Jahrhunderts", II, 18.

Digitized by Google

Auguſt, ſagt man, habe die Religion verändert. Ich würde es zugeben, wenn ich gewiß wüßte, daß er zuvor eine gehabt hätte. Es iſt bekannt, daß er von Jugend auf ein kleiner Freigeiſt war, der nichts mehr glaubte, als was viele unſerer Fürſtenkinder insgemein zu glauben pflegen, nämlich: daß ein Gott im Himmel ſei, ſie aber als Fürſten auf Erden thun könnten, was ſie wollten.

Dies ſowol als die übrigen merkwürdigen Worte, welche der genannte Zeitgenoſſe in dieſer Beziehung über Auguſt hinzugefügt hat, die wir in dem Buche ſelbſt nachzuleſen bitten müſſen, laſſen es recht wohl erklärlich finden, wie dem Haupte der proteſtantiſchen Kurfürſten die Königskrone eines ſtrengkatholiſchen Landes unbedenklich angeboten werden konnte. Wie ſchön contraſtirt dagegen der große Kurfürſt Friedrich von Brandenburg *), als ihm die polniſche Krone unter derſelben Bedingung des Religionswechſels wie ſpäter dem ſächſiſchen Auguſt angetragen ward, mit ſeiner frommen Äußerung:

Da ſei Gott vor, daß ich meinen Heiland verleugnen, das freie Wort Gottes aufgeben und unter des Papſtes Tyrannei mein Haupt beugen ſollte! Und wenn ihr mir die größte Kaiſerkrone der Welt anbieten wolltet, um ſolchen Preis würde ich ſie nicht annehmen.

Und dieſer Geſinnung hat Sorgen über das brandenburgiſche Königshaus und ſeinen Staat gebracht: Preußen bemächtigte ſich der proteſtantiſchen Baſis, die der ſächſiſche Staat in den politiſchen Beziehungen des deutſchen Reichs faktiſch aufgab, ſodaß ſein politiſches Geſchick eine nicht zu ändernde Wendung nahm. Und mag immerhin nicht Alles auf Schmrichelei beruhen, wenn der ſchon erwähnte Baron v. Loen von Auguſt urtheilt:

Man kann ſagen, daß die Natur dieſen Fürſten zu einem Könige gemacht, und daß Diejenigen Unrecht hatten, die ihm dieſe Würde ſo lange verweigert haben. Der Bau ſeines Leibes iſt ſtark, unterſetzt und wohlgewachſen. Alle Gliedmaßen an demſelben haben ein abgemeſſenes Verhältniß. Die Züge ſeines Geſichtes formiren eine ſolche Bildung, die mit einem Male etwas Großes und Erhabenes ausdrückt. Man findet darin nichts als männliche Zeichen: einen großen Mund, ſtarke Lippen und Augenbrauen, eine hohe Stirn und breite Kinnbacken. Nur die Augen miſchen in ihr lebhaftes Feuer einen Blick, der huldreich und freundlich iſt. So hat die Natur dieſen König gezeichnet. Die Beſchaffenheit ſeines Gemüthes kommt damit vollkommen überein. Er hat ein ganz königliches Weſen. Er iſt tapfer, großmüthig, angenehm, gefällig und der liebenswürdigſte Fürſt von der Welt. — Ich ſcheine hier dem Könige zu ſchmeicheln; ich will mich mit ſeinen Fehlern rechtfertigen. Er hat ſeine Religion verändert, er iſt den Wollüſten ergeben, er übertritt das ſechste Gebot, ohne einmal ſich etwas Böſes dabei zu denken. Auguſt hat gemeine Fehler und ungemeine Tugenden. Er iſt ein Menſch, aber dabei ein großer König, ſeine Fehler ſind Fehler ſeines Gleichen, ſie haben nichts Wildes, nichts Grauſames.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Durch das neueſte Werk über Friedrich Wilhelm („Geſchichte des preußiſchen Staates im 17. Jahrhundert" ꝛc., von Leopold v. Orlich, Th. 1, Berlin 1838) ſind wir erſt in den Stand geſetzt worden, die Trefflichkeit und die Verdienſte dieſes Fürſten wahrhaft zu würdigen. Dieſes Werk verdient weiter verbreitet zu werden, als blos im Kreiſe der Geſchichtsgelehrten. Schade, daß die Lectüre deſſelben durch den Charakter ſeiner Darſtellung erſchwert iſt.

Pariſer Skizzen.*)

2. Die vier kleinſten Theater in Paris: Lazary, Funambules, Dorſay-Saeqni und Folies dramatiques nebſt ihren Couliſſen.

Der Zutritt hinter den Couliſſen der pariſer Theater iſt, je nachdem der Rang der Bühne höher oder tiefer, um deſto ſchwieriger, oder vielmehr um ſo verſchiedener. Welcher Abſtand vom Theater petit Lazary, wo der Eintritt in die erſten Logen 10 Sous, und der italieniſchen Oper, wo die ſtalles 10 Francs koſten. Im petit Lazary erhält die erſte Liebhaberin jährlich 500 Francs Gehalt, im italieniſchen Theater die Primadonna 50,000 Francs für ſechs Monate. Hier erblickt man Deputirte, Pairs von Frankreich und Diplomaten hinter den Couliſſen, dort außer dem wachthabenden Spritzenmann höchſtens den Bühnendichter in abgeſchabtem Rocke, ſchmuzigen Stiefeln und einige Bekannte der Schauſpieler in Mützen, Fuhrmannskitteln oder runden Jacken. Die Schauſpielerinnen des petit Lazary treiben gewöhnlich nebenbei noch mehre Handwerke, ein Hut iſt bei ihnen eine Seltenheit, eine Spitzenhaube ein großer Luxus. Sie eſſen Gerſtenzucker und tragen Kattunkleider, putzen ſich mit dem Lampenputzer und dem Souffleur und beginnen entweder in dieſem kleinen Theater ihre theatraliſche Laufbahn, oder beſchließen ſie dort, als gänzlich Unbrauchbare von allen andern Bühnen zurückgeſtoßen. Welcher Contraſt mit den Damen der Oper, dieſen Ariſtokratinnen der Bühnenwelt!

Doch kehren wir fürs erſte zum kleinen Lazary, ich hätte beinahe geſagt, zum armen Lazarus zurück. Dieſes Theaterchen iſt nämlich das letzte unter den pariſern. Vor den Barrièren gibt es in Belleville, Montmartre u. ſ. w. auch einige kleine Bühnen, die jedoch ſämmtlich im Range höher ſtehen als Lazary, wenn man nicht die Ombres chinoises im Palais royal, wo bloßes Puppenſpiel getrieben wird, als letzten theatraliſchen Tempel gelten laſſen will. Das Theater Lazary iſt auf dem Boulevard du Temple am Ende jener Reihe von Schauſpielhäuſern gelegen, die aus dieſem Stadtviertel eine wahre Schauſpielercolonie machen. Hier ſind dicht nacinander Franconi's Circus, les Folies dramatiques, la Gaité, les Funambules, Théâtre Dorsay, einſt Saeqni, endlich Lazary, und zu beiden Seiten dieſer Front links ein Wachsfigurencabinet, rechts militairiſche Scenen, Algier, Konſtantine, Ulloa, Antwerpen oder Navarin.

Im kleinen Lazary iſt der Director zu gleicher Zeit Controleur, Regiſſeur, Wächter der öffentlichen Moral im Saale, Kaſſirer und bei feierlichen Gelegenheiten auch Redner, Beſänftiger des Publicums und Familienvater! Der Saal des kleinen Lazary iſt nur ein Stockwerk hoch, hier gibt es Orcheſter, Parterre und einen erſten, einzigen Rang mit ſeinen verſchiedenen Abtheilungen, ſelbſt den ſtolzen Namen avant-scènes für hölzerne Bänke, ſchmuzige Stände und abgenutzte ökonomiſche Malerei. Als höchſter Luxus erſcheinen vier bis fünf Muſikanten, die hier ihre muſikaliſchen Vorſtudien zum Schmerze unſerer Ohren beginnen. Im Parterre zu zwei Sous wimmelt es von Knaben, Gamins, jungen Arbeitern; ein Käppchen iſt hier ſchon eine Art Überfluß, die meiſten Köpfe ſind bloß, Strümpfe eine Ausnahme, zerriſſene Blouſen in Majorität; Stiefeln kennt man hier wenig, Schuhe mit niedergetretenen Hacken, ſogenannte savates, Pfeifen, Lärmen, Schreien aber deſto mehr. Im erſten Range erſcheinen einige Griſetten, einige kleine Commis, ein paar Neugierige, welche auch dieſes Theater kennen wollen, arme Cleres und Ladendiener der letzten Claſſe. Die Liebhaber der Schauſpielerinnen, die Freunde der Bühnendichter, einige Bekannte des Directeurs, Fuhrleute, Geſellen und Stammgäſte fehlen nicht.

Im petit Lazary gibt man Vaudevilles, Luſtſpiele, mitunter ein kleines Drama. Die Schauſpielerinnen tragen ſchmuzige Handſchuhe, wenn ſie anders ſolche zum Beſten geben, ab-

*) Vergl. Nr. 336 d. Bl. D. Red.

genutzte, ausgebleichte Shawls, dünne Kleider und graue Strümpfe, die vor einigen Tagen weiß waren; die Schauspieler knüpfen aus Mangel an Wäsche ihre Röcke bis oben zu, ihre Beinkleider sind außer der Mode, die Hüte abgeschabt und faltig. Sie gehen auf den Hacken und sprechen mit heiserer Stimme, singen falsch, ohne den Muth zu verlieren, und leben von Hoffnungen, Billardspielen, Liebesabenteuern und gezwungener Ökonomie.

Nach dem kleinen Lazary folgt eine Bühne, die jedoch etwas größer, und ein Schauspielhaus, welches mit mehren Rängen versehen ist: les Funambules. Das Publicum ist hier ungefähr dasselbe wie in jenem Theater. Orchester und erster Rang bieten jedoch schon einige Aristokratie, viel Studenten, die hier den Mimiker Deburau, den langen, mehlfarbenen Spaßmacher, den drolligen Pierrot betrachten wollen. Dieses Theater gehört zu den Lieblingsorten des Volks, Deburau wird auf dem ganzen Boulevard du Temple in allen Werkstätten vergöttert. Seine Grimassen erregen stets ein wieherndes Lachen, seine Sprünge und Fratzen, Verkleidungen und Prügeleien setzen das gesammte Publicum in jubelnde Begeisterung! In die Funambules geht jeder Fremde ein paar Mal, um die Pantomimenstücke mit Verwandlungen, Tanz, bengalischem Feuer und derber Komik zu sehen. Hier erblickt man auch dann und wann ein paar hommes des lettres, auch George Sand ist früher hier eingekehrt, selbst die Prinzen haben Deburau spielen sehen. Vor den Pantomimen wird meist ein kleines Vaudeville gegeben. Die Schauspielerinnen sind hier schon etwas hübscher, sie haben weniger rothe Hände als im Lazary, die Liebhaber kleiden sich schon mit Koketterie, das Orchester zählt sechs bis sieben Mann. Im Saale werden Birnen, Cider, Limonade, Gerstenzucker, Orangen und Äpfel verkauft. Die Ammen geben den Kindern Süßigkeiten, der Schneemeister mit seiner Pelzkappe bietet seiner Geliebten eine Orgeade, die Orangenschalen werden ins Parterre geworfen. Man balgt, zankt, stößt und schimpft sich oft. Ein tugendhafter, ordnungsliebender Municipalgardist stellt den Frieden mit einigen Drohungen bald wieder her, oder packt die Widerspenstigen beim Collet und transportirt sie auf die Straße oder gar in die Wache. In den Zwischenacten wird gesungen, gepfiffen, der Takt geschlagen, die Marseillaise verlangt, irgend ein komisch aussehendes Individuum verhöhnt, zwischen Galerie und Parterre Spaß gewechselt, Bekanntschaft gemacht, Grüße geworfen. Der Kronleuchter der Funambules hat 10—12 Lampen, und von dieser Bühne aus sind manche niedliche Schauspielerinnen allmälig groß und bekannt geworden. Deburau allein bezieht hier einen stattlichen Gehalt; er ist die Säule dieses Instituts; alle übrigen Gagen sind unbedeutend, die Kosten des Directeurs geeing, seine Einnahmen fast jeden Abend gesichert, wenn nur der Pierrot mit seinen weiten Ärmeln und Pumphosen einherschreitet, alle Mitspielenden prügelt, tanzt, mit den Augen blinzelt, durch die Wand rennt und seine lange Gestalt mit großer Beweglichkeit dreht und wendet.

An diesem Theater war einst der jetzt so berühmte Frédérie Lemaitre, der Verf. des „Robert Macaire", der große tragische Schauspieler, engagirt. Er war damals noch ein armer, unglücklicher, unbeschäftigter Kauz, der, als Türke gekleidet, die Billets vor der Thüre anbieten, das Publicum anlocken und im glücklichsten Falle eine elende Bedientenrolle übernehmen mußte. Jetzt ist er in seinem Genre der erste tragische Schauspieler Frankreichs. Seine Schöpfungen des Antony, des Kean, des Ruy Blas und die eigenthümliche Auffassung des Robert Macaire haben ihn populair gemacht, vieler andern Rollen gar nicht zu gedenken.

Neben den Funambules liegt das ehemalige Theater der Madame Saqui, wo diese Dame mit ihren Seiltänzerkünsten einst viel Geld gewann und ihr Privilegium an Herrn Doesay abgelassen hat, der jetzt dieser Bühne den Namen gibt. Dieses Theater ist um Vieles größer als die beiden erstgenannten. Hier werden schon große Melodramen, Spectakelstücke, sentimentale Dramen und selbst Trauerspiele von den Schauspielern mit Heulen, Brüllen, Zähneklappen, Stampfen, Schnarren des R und allem möglichen Pathos aufgeführt. Die Helden rollen hier die Augen gar fürchterlich und geberden sich wie Rasende. Bei jedem Abgange wird geschrien, daß die Wände zittern, die Sylben werden gedehnt und gesungen ausgesprochen, dabei wird der Kopf zurück und der Oberkörper vorgeworfen. Die Hände fahren viel in die Haare, die wie Löwenmähnen geschüttelt werden. Das Publicum findet solche Action und Declamation vortrefflich. Die Schauspielerinnen winseln, die erste Liebhaberin keucht und ficht mit den Armen, verdreht die Augen, wenn sie nicht von Natur schon schielt, was auch mitunter vorkommt. Das Publicum hier ist schon eine Stufe höher als in den Funambules: ältere Handwerksmeister, Krämer, sentimentale Dienstmädchen, Gesellen, Modistinnen, Verkäuferinnen vom Tempie oder Trödelmarkt bilden die Hauptmasse der Zuschauer.

Eine bedeutende Stufe höher steht das Theater der Folies dramatiques, eins der glücklichsten Schauspielhäuser von Paris. Hier werden Feenstücke wie die beliebte „Fille de l'air", ferner Vaudevilles von Paul de Kock, Volksscenen, derbe Komik und viele anspruchlose gute kleine Stücke gegeben. Das Haus ist hübsch, der erste Rang zeigt schon viel Damen mit Hüten, in den Vorderlogen bemerkt man schon einige Elegants mit weißen Handschuhen. Das Parterre ist von der arbeitenden Classe besucht. Der ehrsame Bürger ergötzt sich hier gern, die gute Bürgersfrau lädt sich hier an einer Sonntagsvorstellung. Hier darf man auch ohne Gefahr eine Lorgnette oder ein Opernglas gebrauchen, ohne daß die muthwilligen Buben im Parterre, wie dies bei den obengenannten Theatern geschieht: à bas la lorgnette! rufen. Diese Tyrannei der Gleichheitssucht fällt hier schon weg. Das Publicum ist hier zwar auch sehr laut, aber nicht mehr in der Mehrzahl von ausgelassenen Gamins gebildet.

In den Folies dramatiques gibt es schon einen kleinen Foyer und Logenschließerinnen, die uns die Namen der niedlichsten Schauspielerinnen und vielleicht auch ihre Adresse mittheilen. Die jungen Damen sind hier meist hübsch und einige wirklich angenehme Schauspielereinnen. Lemaitre spielte hier lange Zeit den Robert Macaire. Fast alle Schauspieler erscheinen hier mit Gewandtheit. Die beste Schauspielerin dieses Theaters ist Madame Houdry, welche in ihrem Fache, in den Rollen der etwas carikirten komischen Alten, sehr brav ist und selbst, was bei französischen Schauspielerinnen eine Seltenheit, sehr richtig und angenehm singt. Chaeles Potier, der Sohn des berühmten Komikers, befindet sich auch bei dieser Gesellschaft, welche stets ein zahlreiches Publicum versammelt. Dieses Theater gehört zu den wenigen, die noch nie schlechte Geschäfte gemacht haben. Das Feuilleton spricht selten von dieser Bühne; auf jeden Fall aber ist das Repertoir derselben weit besser als das elende, oft gemeine der jetzigen Variétés, oder das so viele fade Stücke bringende des Vaudeville, die auf Witz Anspruch machen, und als so manche seichte Chargen im Theater des Palais royal.

A. v. Bornstedt.

Notiz.

Die Türken fangen, mit Hinwegsetzung über das alte religiöse Vorurtheil gegen die Malerei, nicht nur an Gemälde zu kaufen und zu lieben, sondern auch selbst Maler zu werden. Capitain Ibrahim Effendi, einer von den zu ihrer Ausbildung nach England gesandten jungen türkischen Offizieren, hat es, obgleich nur Dilettant, in dieser Kunst außerordentlich weit gebracht. Seine Ölgemälde wie Zeichnungen in Wasserfarben werden sehr gerühmt, und Styl und vollendete Feinheit seiner Miniaturbilder soll unübertrefflich sein. Das Englische spricht er mit großer Geläufigkeit. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 358. — 24. December 1839.

Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhundert. Von Fr. Förster. Dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 357.)

Mag ferner der bekannte Graf v. d. Schulenburg nicht ganz Unrecht haben, wenn er, um Voltaire's Neugierde zu befriedigen, an diesen schreibt:

Es ist gewiß, daß der König Friedrich August einer der vollkommensten Monarchen war, die man sich nur denken kann, der den richtigsten Verstand und das sicherste Urtheil, außergewöhnliche Gewandtheit und Stärke besaß, sehr arbeitsam und mehr als irgend ein Privatmann geschickt war, Glück zu machen, da er sich zu verstellen und in einem Grade zurückzuhalten verstand, wie man es nicht glaubt, wenn man nicht bei verschiedenen Gelegenheiten sein Benehmen gesehen hat. Er wußte sehr wohl, was um ihn her vorging, kannte alle Angelegenheiten des Krieges im Großen und im Kleinen, zeichnete selbst zu Pferde ganz gut, verstand eine jede Art der Befestigung, die Vertheidigung und den Angriff fester Plätze, wußte jede Art von Disposition und die nöthigen Instructionen für alle Operationen zu machen. Er kannte die Artillerie gründlich so gut wie Diejenigen, welche davon Profession machen und sie commandiren.

Mag endlich der Behauptung des noch nicht gewiß ermitteiten, aber mit den Verhältnissen genau bekannten und freimüthigen Verf. der Schrift: „Les caractères des ministres de la cour de Pologne et l'electeur de Saxe", die Wahrheit nicht abzusprechen sein:

daß so großes Unglück über das Land gekommen sei durch jenen Haufen unwissender, dummer, fader, eigennütziger, dosshafter und feiger Leute, welche der König sehr wohl kannte, die ihn aber verhinderten, die Früchte seines Ruhmes und seiner Größe zu ernten.

Friedrich August vermochte trotzdem sein und Sachsens Geschick nicht zu ändern: die Macht der Verhältnisse ist stärker als der Stärkste der Menschen. Will man übrigens den theilweise harten Urtheilen, die diesee Fürst schon von seinen Zeitgenossen erfuhr, namentlich vom Zar Peter, dee überhaupt mehe Kraft und Scharfsinn als Höflichkeit besaß, Wahrheit zugestehen, so möchte man allerdings auch zweifeln, ob er fähig war, auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg gegen die Phalanx feindlicher Verhältnisse anzukämpfen. Und was unser Verf. über das Verhältniß des Königs zu Patkul und dessen tragisches Ende sagt, trifft gleichfalls schwer. Vermag die Geschichte ihn zu widerlegen? oder vermag sie den König zu rechtfertigen in Betreff der Behandlung, welche die beiden bevollmächtigten Unterhändler mit Karl XII., Imhoff und Pfingsten, erfuhren? Schlosser in seinem neuesten Werke und unser Verf. geben Auskunft daeübee. An August's politischen Fähigkeiten muß man aber ferner deshalb zweifeln, odee wenigstens zugestehen, daß sein Ehrgeiz beiweitem größer war, weil er nicht sah, daß er Östreichs Begünstigung seinee Pläne lediglich jesuitischen Zwecken zu danken habe, während der klugberechnende Zar von Rußland ihn nue gegen Schweden zu gebrauchen beabsichtigte und unbedenklich geneigt war, ihn seinem Schicksale zu überlassen, sobald sich die Aussicht auf einen nur einigermaßen vortheilhaften Vergleich mit Karl XII. darbot. Göez wußte seinen König recht wohl davon zu überzeugen.*) Übrigens konnte Peter den Kurfürsten von Sachsen in Polen sich mit den Paeteien bis zur Ermüdung abkämpfen lassen, er war dann um so sicherer, daß die nur neben dem Kurhute stehende, aber nimmee damit zu veeeinigende Krone seinen Plänen keine ernstliche Gefahr bringen werde. Und wenn endlich Friedrich August dennoch gegen Schweden die polnische Krone wiedergewann, so möchte darin des Ruhmes nicht viel zu finden sein. Denn will man ihm auch den Bruch des altranstädter Friedens verzeihen, den er überhaupt zu halten nie für Pflicht erachtete, so wird man doch zugestehen müssen, daß Karl XII. ihm nur dadurch den Sieg möglich machte, weil Starrsinn und Rachsucht dessen Genie zu noch größerer Thorheit veeleiteten als seinen Gegnee. Wer die Beweise zu unsern Behauptungen noch nicht von andern Seiten her kennt, den verweisen wir auf das Buch unsers Verf., wo sie an vielen Stellen zu finden sind.

Das 20. Capitel, das der Verf. mit inhaltschweren Worten eingeleitet hat, behandelt weitläufig den erzwungenen Übertritt des Kurprinzen (Friedrich August III. von Polen) zue katholischen Kirche, sein heimliches Bekenntniß in Bologna, das öffentliche in Wien und die Folgen dieses Übertrittes in Beziehung auf das Kurfürstenthum und auf das deutsche Reich. Weder die Umfänglichkeit des Ganzen noch die kirchlich-religiöse Beschaffenheit desselben erlauben uns, in d. Bl. speciell darüber zu berichten; wir bemeeken nur, daß außee andern interessanten Actenstücken

*) Daß dieser im Sinne seiner Zeit höchst gewandte Diplomat das Opfer eines Justizmordes wurde, daran war er selbst schuld: man traute ihm so wenig wie andern Diplomaten zu, daß er einmal klug und redlich zugleich sein könne.

Digitized by Google

auch die berüchtigte Abschwörungsformel, die bekanntlich katholischerseits hartnäckig abgeleugnet worden ist, aus einer alten Handschrift der königlichen Bibliothek in Berlin hier eine abermalige Veröffentlichung erfahren hat. Hr. Förster behauptet aber wol mit Recht, daß dieses Glaubensbekenntniß nicht von dem Kurprinzen, sondern bereits von seinem Vater 1697 abgelegt worden sei. Übrigens hat derselbe die Dunkelheit, die über einigen Punkten schwebt, ebenso wenig wie Böttiger u. A. aufzuhellen vermocht. Nur das steht fest: jene Actenstücke liefern ihrerseits einen der schlagendsten Beweise zu der schon oft und mit Recht ausgesprochenen Behauptung, daß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis in die zweite Hälfte des 18. in keinem christlichen Staate der civilisirten Welt auch nur Ein Ereigniß von politisch-kirchlicher Bedeutung vorgekommen, bei welchem die Jünger Loyola's nicht ihre Hände im Spiele gehabt hätten: ihr Plan ging und geht auf Weltherrschaft.

Wenn wir das Capitel, in welchem der Verf. den Proceß und die Hinrichtung Patkul's ausführlich und nach den besten Quellen darstellt, mit seinen Abscheulichkeiten, Verleumdungen und Völkerrechtsverletzungen hier übergehen, so berechtigt uns theils der Charakter d. Bl. dazu, theils sträubt sich in der That unser Gefühl gegen eine abschriftliche Darlegung. Denn wer sich das Herz bis zum tiefsten Schmerz und Unwillen gleichsam vollgelesen hat in den Geschichten der barbarischen Blutscenen, welche die Justiz in dem 16. u. 17. Jahrhundert aufführte*) und zum Theil noch in das 18. Jahrhundert übertrug, der hält gern seine Feder von solchen Schilderungen entfernt, wenn er sie nicht dazu hergeben — muß: mit der Tigernatur in Menschengestalt vermag sich das Herz nicht auszusöhnen; Klio's Antlitz ward düster und schmerzvoll, als Asträa die Erde verließ. Genug, wir verweisen jeden einzelnen unserer Leser nach seinem Gefühle oder Interesse auf das Buch selbst: ohne Belehrung über den Charakter der Zeit und der hochgestellten Personen wird sicherlich Keiner davongehen.

Einen freundlichern, aber auch interessanten Theil des Buchs bildet die Charakteristik der einflußreichsten Personen der Umgebung des Königs — es sind deren dreißig — sowie die Galerie weiblicher Portraits an seinem Hofe und deren sind zehn: die Gräfin Königsmark, die Gräfin Esterle, Fatime **), die Gräfin Lubomirska, die Gräfin Hoymb (Cosel), Mad. Rénard, Mlle. Duparc, Gräfin Dönhof, Fräulein v. Dieskau, Fräulein v. Osterhausen. Der Verf. des „Galanten Sachsens" konnte mit Recht auch in dieser Beziehung sagen: „La cour de Frédéric Auguste fut jusqu'à la mort de ce grand roi la plus brillante cour de l'Europe." Der Hof war eine Mischung französischer Galanterie und polnisch-orientalischer Üppigkeit; ein großes Heer von Beamten, Polen, Litthauen und Sachsen repräsentirend, bewegte sich im Dienste der glänzenden Hofhaltung um die Person des Königs, der in Dingen der Verschwendung, der Pracht und festlicher Aufzüge mit einem merkwürdigen Takte die Hauptrolle selbst spielte und gleichsam der verkörperte Geschmack seiner Zeit war. Natürliche Talente, Reisen nach Wien, Paris, Madrid und Lissabon sowie seine Feldzüge gegen die Türken befähigten ihn zu dem Tonangeber damaliger Courtoisie, und in keinem Punkte horchte er auf Schmeicheleien so gern als in diesem. Daß indeß an diesem Hofe, der wegen seiner Galanterien und Feinheiten so berühmt war, bei der Feier seiner Orgien doch manches Unfeine vorkam und im Rausche derselben, was man sonst nicht wagte, manche Dinge mit ihrem wahren Namen benannt wurden, davon hat uns der Verf. S. 457 ein schönes Pröbchen mitgetheilt, das wir aber hier aus Rücksichten unterdrücken wollen. Man kann sich jedoch dabei der Bemerkung nicht enthalten, wie die feinste und von Üppigkeit geschwängerte Courtoisie, wenn sie aller sittlichen Grundsätze entbehrt, der gemeinsten Roheit fähig ist.

War denn aber Friedrich August allein schuld an dem Unheil, was in so vollem Maße politisch und moralisch über Sachsen kam? Keineswegs. Die zahlreiche Hofpartei, an deren Spitze der sächsische Adel stand, machte den Greuel der Verwüstung in beiderlei Beziehung erst so furchtbar. Sie hielt das Königsschloß streng blokirt, daß kein Uneingeweihter oder Parteiloser eindrang, der dem Könige die Augen über Alles geöffnet hätte, und der General Benkendorf sagte daher bezeichnend genug: „Lieben Kinder, lassen wir die Dinge laufen, wie sie laufen, und klären wir die hohen Herren nicht mehr auf, als sie es schon sind, wir ertheilen ihnen ja nur gegen uns selbst Rath; wir müssen uns zu halten suchen und es machen wie der Adel in Brandenburg". Diese Hofpartei war es, die, wie Löscher in einer Predigt sagt: „Gärten, Güter, Weinberge und prächtige Häuser besitzt von dem Schweiße des armen Landes und armer Unterthanen unterschlagenen Capitalien". Und verlautete ja etwas Freimüthiges über die Camarilla, den Hof, die Zustände des Landes und seine Verwaltung, so gab man einer solchen Kühnheit ohne Umstände in den Gewölben des Sonnensteins oder Königsteins die längste Muße, um, wie man meinte, sich eines Bessern zu besinnen. *) Hatten denn ferner die Stände alle Gewalt und Rechte verloren? Das allerdings nicht. Allein, den einen Theil, den sie davon noch besaßen, vernichteten sie selbst durch den Kastengeist, den der Adel den Bürgerlichen gegenüber in starrer und Zerwürfniß erzeugender Schroffheit bewies, und den andern Theil, den sie durch sich zu bewahren vermögend gewesen wären, vernichtete der Hof durch Erklärungen, wie z. B. „die Landstände aus landesfürstlicher Macht zu vermehren, zu ändern und zu verbessern". Was solch eine Erklärung zu bedeuten hatte, wissen Alle, die mit der sächsischen Geschichte vertraut sind; seit Georg II. dienten die Stände nur als Mittel zum Zwecke,

*) Wer neue oder wenig bekannte Actenstücke der Art lesen will, vgl. den jüngst erschienenen achten Band von Menzel's „Neuerer Geschichte der Deutschen".

**) Ihr Name verräth ihre Geburt; sie war in einem Türkenkriege dem Feldmarschall v. Schöning als Beute zugefallen. Dem Könige gebar sie den Grafen Rutowsky; es ist derselbe, der die Schlacht bei Kesselsdorf verlor (1745).

*) Daher sind auch die besten Schriften, die über die damaligen Verhältnisse, insbesondere des Hofes, freimüthig sprachen, anonym erschienen.

Digitized by Google

d. h. die Schulden des Hofes zu vertreten. In Betreff des Adels hat unserm Verf. die Geschichte nur zu sehr das Recht auf seine Seite gegeben, wenn er ihm einen durch die damalige Gesetzgebung förmlich geregelten Kastengeist zur Last legt; wie denn z. B. ein Adeliger im erlaubten Spiele einen Thaler, ein Bürgerlicher nur einen halben Thaler verlieren sollte. Das war auf der andern Seite so übel nicht. Die Bürgerlichen sind dadurch reich und jene arm geworden; wie ja überhaupt die Hofhaltungen der beiden Auguste den sächsischen Adel materiell ruinirten, was seine wichtigen Folgen für die Zukunft hatte.

Wir brechen hier ab, in der Hoffnung, genug gethan zu haben, um diesen dritten Band der „Höfe und Cabinete Europas" zu charakterisiren, und wünschen ihm recht viele Leser, weil die Lecture solcher Bücher besonders auch das Gute hat, durch Vergleichung mit der Vergangenheit Aussöhnung mit der Gegenwart herbeizuführen. Nur die Bemerkung können wir zuletzt nicht unterdrücken, daß die Notiz über den damaligen sächsischen Bergbau und die Schmelzadministration (S. 273), offenbar aus Böttiger entlehnt, so oberflächlich und zum Theil ganz wahrheitswidrig ist, daß sie nur Achselzucken veranlassen kann und am besten ganz weggeblieben wäre. (30.

Memoirs of Charles Mathews, Comedian. By Mrs. *Mathews*. Dritter und vierter Band.*)

Der erste dieser interessanten Bände, denen wir vor so vielen mittelmäßigen Romanen eine Aufnahme in die deutsche Literatur wünschen möchten wegen der Masse anziehenden und erheiternden Stoffs, zugleich aber auch wegen mannichfacher psychologischer Belehrung, welche sie enthalten, zeigte uns den jungen Künstler mit den Schwierigkeiten seiner anfangs dornenvollen Laufbahn im Kampfe begriffen; im zweiten sahen wir ihn sich zu Anerkennung und zu äußerlich würdiger Existenz emporringen, und diese letzten beiden Bände zeigen uns denselben auf der Höhe seines Ruhms, in der Fülle seiner Wirksamkeit, im Genuß der Früchte seiner Kunst; sie zeigen uns den an witzigen Einfällen unerschöpflichen Komiker, der, wo er war, auf den Bretern oder bei einem Mahle, unter seinen Freunden oder in einer größern Gesellschaft, Alles zu erheitern wußte. Ein solches Leben bietet wegen seiner Beweglichkeit, gleichsam wegen der vielen einzelnen Scenen, aus denen es besteht, eigentlich keinen gemeinsamen Faden dar, und es ist daher auch für uns unmöglich, in dem kurzen Hinblick auf die weitere Darstellung desselben, wie sie von der geistreichen Gattin des Künstlers entworfen wurde, einen solchen festzuhalten. Dagegen ist es reich an interessanten Einzelnheiten, reich, ja überreich an Anekdoten und lustigen Abenteuern, die gleichsam aus der Natur eines Mannes, dem die komische Laune angeboren war, wie von selbst hervorzugehen scheinen. Mit diesen ist das Leben des berühmten Schauspielers bunt und anmuthig durchflochten, und sie machen daher auch den Hauptreiz und den Hauptreichthum dieser Bände aus, ohne daß sich dieselben jedoch von einer biographischen Ordnung und chronologischen Reihenfolge der Erzählung ganz entfernten. Sie sind zum Theil so unterhaltend, so wahrhaft komisch und belustigend und von der Verfasserin so unmuthig erzählt, daß wir eine große Anzahl derselben mittheilen möchten, wenn der Raum es gestattete. Indeß können wir uns nur auf wenige beschränken. Die Geschichte, welche wir zuerst auswählten, betrifft nicht Herrn, sondern Frau Mathews, die Verfasserin dieser Memoiren.

Von Leeds aus, wo er einige Vorstellungen zu geben gedachte, hatte Mathews seine Frau eingeladen, zu ihm zu kommen. Diese schlug es ihm in ihrem Antwortschreiben ab, änderte aber schon am andern Morgen ihren Entschluß und nahm einen Platz auf der Diligence nach Leeds. Man hatte ihr auf der Post versichert, sie würde Abends 10 Uhr an dem Orte ihrer Bestimmung sein; zu ihrem nicht geringen Verdruß war es aber bereits 1 Uhr durch, als sie hier anlangte. Voll der tödtlichsten Angst, ihr Gatte möchte durch ihr Antwortschreiben bestimmt worden sein, Leeds wieder zu verlassen, ohne daselbst anzutreten, ließ sie sich nach dem Gasthofe führen, an welchen sie dasselbe hatte adressiren müssen. Nachdem sie hier zu so ungewöhnlicher Zeit mit genauer Noth Einlaß gefunden hatte, wurde ihr Herz durch die erfreuliche Nachricht erleichtert, daß Hr. Mathews noch da wäre, den Abend aber außer Hause in einer Gesellschaft von Freunden speise und noch nicht wieder zurück sei. So beruhigend diese Versicherung auf die Frau auch wirkte, so quälend und niederdrückend waren die scheelen und mistrauischen Blicke, die man von allen Seiten auf sie richtete, so demüthigend war für sie in ihrer ungewöhnlichen und hülflosen Lage die beleidigendste Geringschätzung, welche man ihr erwies. „Zu wem wollen Sie?" fragte auf ziemlich unceremoniöse Weise, und sie mit mistrauischen und verächtlichen Blicken vom Kopf bis zum Fuße messend, die Wirthin. „Ich wünsche zu Hrn. Mathews, komme auf eine von ihm erhaltene Einladung von London und bin seine Frau." „In der That, sind Sie das wirklich?" erwiderte die Wirthin mit einem höhnischen Lächeln. Diese Antwort, ganz das Gegentheil von der Änderung des Benehmens, welche Mrs. Mathews durch ihre Erklärung hervorzubringen gehofft hatte, und der kalte Hohn, von welchem sie begleitet war, kränkte die arme Frau so tief, daß sie in einen Strom von Thränen ausbrach. Das weibliche Herz der Wirthin vermochte bei diesem Anblick nicht ganz gefühllos zu bleiben, und ihren Ton beträchtlich mildernd, fragte sie die Weinende, ob sie vielleicht Hrn. Mathews, der nicht lange mehr ausbleiben könne, in seinem Zimmer erwarten wolle; und da diese, erschöpft an Leib und Seele, wie sie war, den Antrag mit Freuden annahm, gab sie ihr eines ihrer Mädchen mit, um ihr bis zur Rückkunft des Inhabers des Zimmers Gesellschaft zu leisten. Die Ermüdung der Mrs. Mathews war indeß so groß, daß sie die Augen nicht mehr offen zu halten vermochte, und sie bat deshalb die Kammerzofe, sie in das Schlafgemach ihres Mannes zu führen. Diese starrte sie anfangs mit großen, verwunderungsvollen Augen an, gehorchte aber endlich ihrem Verlangen. Nachdem die Todmüde und auf das äußerste Angegriffene durch den Gebrauch von Seife und frischem Wasser wieder etwas zu sich selbst gekommen war, dachte sie an Georg, den Diener und Kutscher ihres Gatten. Sie fragte daher das Mädchen, ob derselbe vielleicht zu Bett wäre? „Hr. Mathews hat keinen Diener", lautete die Antwort. „Ist denn der Wagen vielleicht gleich weiter gefahren?" „Es ist mir nichts davon bewußt, daß Hr. Mathews einen Kutschwagen besitzt." „Dann wird derselbe wahrscheinlich noch nachkommen?" „Das weiß ich nicht." Während die Fragende noch hierüber nachsann, setzte die Zofe die Nachtlampe auf das Kaminesimms und ging. Aber schon wenige Minuten darauf, eben als Mrs. Mathews ins Bett stieg, um sich dem Schlummer zu überlassen, dessen sie so sehr bedurfte, kam jene nebst der Wirthin zurück, die, im tiefen Négligé, ein Licht in der Hand und in der höchsten Aufregung, die Müde mit einem: „Halt, halt, Sie können hier nicht schlafen!" wieder aus dem Bett vertrieb. Mrs. Mathews war außer sich über diese gehäuften Kränkungen; aber bald löste sich das Räthsel. Sie befand sich allerdings in dem Zimmer des Hrn. Mathews, aber nicht des Mathews, den sie suchte, denn der war bereits wieder abgereist, sobald er ihr Schreiben empfangen hatte, sondern eines jungen Handlungsreisenden, der hier immer einzukehren pflegte, und an den, als an den Bekanntesten, Jedermann im Hause allein gedacht hatte. Ein Trost für Mrs. Mathews in ihrer Verlegenheit war es noch, daß die Wirthin, sobald sie die Sache in ihrem

*) Vgl. über den ersten und zweiten Band Nr. 194 d. Bl. D. Red.

wahren Lichte und Zusammenhang erblickte, ihr Benehmen völlig änderte und sich fortan ebenso gütig, freundlich und ehrerbietig erwies, wie sie zuvor das Gegentheil gewesen war. Was Mrs. Mathews in eine so nachtheilige Stellung versetzt hatte, war der Umstand, daß Jedermann im Hause wußte, daß der junge Handlungsreisende noch unverheirathet war.

Außerordentlich komisch ist folgende Postwagenscene. Hr. Mathews hatte auf einer Rückreise aus dem nördlichen England einen Platz auf der Diligence genommen und war so glücklich, sich mit nur noch zwei andern Herren im Wagen zu befinden, sodaß das vierte Plätzchen für seinen lahmen Fuß übrig blieb. Gegen Abend hüllten alle Drei sich ein und überließen sich dem Schlaf, aus dem sie bald wieder durch ein plötzliches Halten des Wagens, durch laute Stimmen, den Schimmer von Licht und den Eintritt einer kolossalen, mit einem dicken Friesmantel bekleideten und über und über mit Schneeflocken bedeckten Figur gestört wurden. Mit einem im groben und platten Yorkshiredialekte der fröhlichen Gesellschaft, mit der er gezecht hatte, zugerufenen „Gute Nacht, meine Herren, meine Rechnung die is bezahlt" kroch er zu den Dreien ein, die durch ihn so unangenehm aus dem Schlafe gestört waren. Dies sowie die Nässe und Kälte, welche er mit sich brachte, und die lange Störung, die er verursachte, indem er beständig umherrutschte, ohne zum Stillsitzen kommen zu können, den Einen auf die Zehen tretend, den Andern mit dem Ellbogen in die Seite stoßend und Niemand dafür um Verzeihung bittend, machte ihnen seine Anwesenheit im höchsten Grade widerlich, und alle Drei kamen stillschweigend überein, nicht mit ihm zu sprechen. Nachdem dies Schweigen einige Zeit gedauert und der Viehhändler, denn das war der Eindringling im Friesrittel, endlich seine Lage gefunden hatte, wurde es von ihm mit den donnerartigen Worten, bei denen er den Riemen des Ziehfensters in der Hand hielt, unterbrochen: „Gesellschaft! Uf oder bäi?" Keine Antwort. Wiederum, aber noch lauter, die nämliche Frage und wieder keine Antwort. Gewiß fünfmal wiederholte er in immer gesteigertem, immer unwilligerm Tone seine Anrede, bis er endlich, darauf verzichtend, von so unhöflichen Fremden eine Erwiderung zu erhalten, den Riemen des Fensters mit einem Tour des Aergers fahren ließ. Die Drei hofften, daß die starke Ladung geistiger Getränke, welche dem Viehhändler in seinem Friesrocke so warm machte, daß er das Fenster in der rauhen Nachtluft zu öffnen wünschte, bald ihre Wirkung thun und über ihn den Schlaf bringen würde, den sie sich selbst so sehnlich wünschten. Aber sie irrten sich. Die Veränderung des Wetters, welche er, vom Mahl erhitzt, vor dem Wirthshause beim Einsteigen nicht bemerkt hatte, und die er erst jetzt wahrnahm, versetzte seine Lebensgeister in neue Aufregung, und mit einem einfältigen Erstaunen rief er einmal über das andere aus: „Ei, was ist das? Das Land ganz allseit mit Schnee bedeckt! Jh, das ist so wundervoll! Gesellschaft, wachet uf und seht den Schnee! Sie schlafen alle wie die Ratten! Wie wundervoll, wir prächtig süht das aus! Was für eine Nacht! Gott behüte und bewahre alle armen Schiffer an der Westküste diese Nacht!" Dann heftiger: „Gesellschaft wachet uf, sage ich, und seht die Nacht!" Diesen Lärm setzte er noch eine Weile fort, bis einem der Reisenden die Geduld riß und er den Ruhestörer mit den Worten zurechtwies: „Ich dächte, mein Herr, Sie zeigten einige Rücksicht für uns und hielten ihren Mund. Sie haben uns Alle durch ihre Ankunft aus dem Schlafe gestört und uns seitdem noch keinen Augenblick Ruhe vergönnt. Sie sind ein wahrer Plagegeist für uns." „Was", war die Antwort, „habe ich nicht ebensu viel Recht hier wie jeder Andere? Habe ich nicht meinen Platz bezahlt? Bin ein ansehnlicher Mann, heiße Jahn Luckie, bin Niemanden nichts schuldig, bezahle dem Könige meine Abgaben und helfe Kirche und Staat unterstützen." In diesem Zuge ging es immer weiter fort, bis der Reisende wieder seinem Unwillen Luft machte, was von Seiten des Viehhändlers eine neue und heftigere Berufung auf seine Rechte hervorrief. Zuletzt gerieth er so in Hitze, daß er erklärte, er würde nicht schweigen, und wenn der Baron Hullock oder der große Hr. Bruffem (Brougham) selbst im Wagen wären. Hier kam Hrn. Mathews der Gedanke, der Sache eine komische Wendung zu geben und mit dem plumpen Reisegefährten einen Scherz zu treiben. Er bog sich daher, sobald derselbe die letzten Worte ausgestoßen hatte, zu ihm hinüber und sagte halb leise: „Ei bst! Sie wissen nicht, daß Sie die ganze Zeit über mit Niemanden anders als mit Baron Hullock gesprochen haben." Der Viehhändler wurde ganz bestürzt: „Wie, was sagen Sie?" „Es ist die Wahrheit; die ihm gegenüber sitzende Dame ist Lady Hullock." Die gemeinte Person, ein Schotte, der Kopf und Hals ganz in einen weißen leinenen Überzug eingehüllt hatte, konnte sich kaum das Lachen verbeißen. „O Gott, was soll ich anfangen? Guter Lord, was habe ich gesagt? Aber weißt du es auch gewiß?" „Ganz gewiß", versetzte Herr Mathews; „sie sind Baron und Lady Hullock und ich bin Mr. Brougham." „Oh", brüllte der Mann im Tone des größten Schreckens, „laßt mich heraus, laßt mich heraus!" und bemühte sich zugleich, den Kutschenschlag zu öffnen. „Ich bin keine Gesellschaft für so vornehme Leute, habe keine Büchergelehrsamkeit, bin blos Jahn Luckie! Conducteur! halt! Ich muß heraus!" Aber er rief vergebens, und der Wagen rollte fort. Hier nahm Hr. Mathews seine Bauchrednerkunst zu Hülfe, um seinen Abzug zu beschleunigen, und plötzlich fing im Wagen, als wäre es getreten oder gestoßen, ein Kind an zu schreien. „Wie, ist auch ein Kind im Wagen? Oh, bitte um Vergebung, Hr. Baron, ich hatte keine böse Absicht, heiße Jahn Luckie, bin ein achtbarer Mann u. s. w. Mylady Hullock, ich hoffe, ich habe deinem Kinde nicht wehe gethan." Hier wurde das Kindergeschrei stärker und die Angst des Mannes immer größer. Immer lauter rief er den Conducteur, bis seine Stimme gehört wurde. Der Wagen hielt, und unter tausend Entschuldigungen gegen Baron und Lady Hullock und Mr. Bruffem stieg der Mann aus, um sich auf den obern Theil der Diligence translociren zu lassen.

Solcher Stoff ist's, aus welchem diese Bände zusammengewebt sind: frischer Witz, zuweilen ein wenig derb und farcenartig, dem Charakter des englischen Komikers gemäß, aber gesund, natürlich, originell und stets neu in der Erfindung. 145.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Taschenbuch

dramatischer Originalien.

Herausgegeben

von

Dr. Franck.

Vierter Jahrgang.

Mit Castelli's Bildniss und drei scenischen Darstellungen.

8. Elegant cartonnirt. 3 Thlr.

Inhalt: D' Eehwoagariu a Lumädigsthdöl a so s'amagsödyd, wie d' in Gdeeraich röd'n doan, von J. F. Castelli. — **Liebesabtheuer.** Lustspiel in zwei Acten, von K. Weichselbaumer. — **Das Gespenst auf der Brautschau.** Ritterliches Lustspiel in drei Aufzügen, von J. W. v. Jahthal. — **Der Heckthaler.** Schwank in zwei Acten, von M. v. Bagnstus. — **Der Bräutigam von Haiti.** Lustspiel in fünf Acten und in Alexandrinern, von Dr. Franck.

Der erste bis dritte Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Franck, F. Halm, Immermann, Liebenau, Maltitz und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann, Grabbe, Albini, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 359. — 25. December 1839.

Gedichte Ludwig's des Ersten, Königs von Baiern. Dritter Theil. München, Cotta. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Es sind jetzt zehn Jahre, daß der Referent über diesen dritten Theil der Gedichte eines Monarchen die beiden ersten Theile in d. Bl. angezeigt hat.*) Er erinnert sich noch vollkommen der Empfindung, mit welcher er die Feder zu diesem Unterfahen schnitt. Dieselbe war dem Gefühle des Horaz nicht unähnlich, mit welchem dieser Dichter des großen Staatsmannes, Feldherrn, Redners und Dichters Pollio Memoiren über den Bürgerkrieg, die es mit lauter großentheils noch lebenden mächtigen Zeitgenossen zu thun hatten, der Welt ankündigte:

Periculosae plenum opus aleae
Tractas, et incedis per ignes
Suppositos cineri doloso!

Indessen faßte Ref. neuen Muth, sobald er sich über den Standpunkt orientirt hatte, der jedem Recensenten fürstlicher Gedichte durch den Anstand und das Zartgefühl angewiesen ist. Er sagte sich, daß ein solcher es vorzugsweise mit dem sittlichen Gehalte, mit den Gesinnungen des hohen Dichters zu thun, daß er nicht die Kunstwelt, sondern die Gemüthswelt desselben ins Auge zu fassen hat. Bei dem Könige Ludwig I. von Baiern tritt noch der besondere Umstand ein, daß er an einer Reihe von Kunstpoesien den wesentlichsten Antheil hat, gegen welche als Kunstprodukte auch die schönsten lyrischen Gedichte zurückstehen müssen, wir meinen die unsterblichen Kunstwerke der Sculptur, Malerei und Architektur, mit welchen er seine Hauptstadt wie mit Göttererscheinungen bevölkert und in welchen die herrlichsten Ideen mangellos verkörpert erscheinen. Diese dürfen — weil wir doch einmal am Horaz sind — sein „momentum aere perennius" genannt werden, das „der Reihe unzähliger Jahre und der Flucht der Zeiten" Trotz bieten und mit welchem der beste Theil seines Königslebens der Libitina entgehen wird.

So will denn Ref. mit diesem dritten Theile es nicht anders machen als mit dem ersten und zweiten: er wird in denselben als in den Spiegel eines fürstlichen Gemüthes hineinblicken und den Lesern in Umrissen zeigen, was er darin Wesentliches geschaut hat. Er findet, daß die Grundempfindungen des königlichen Dichters nicht nur, wie natürlich, in den ältern Gedichten, die eine Nachlese zu den frühern bilden, sondern auch in den seit dem verhängnißvollen Jahre 1830 neu hinzugekommenen dieselben geblieben sind. Es wird kein Gefühl, keine Lebens- und Weltansicht zurückgenommen, alle treten vielmehr als bekannte Freunde, nur durch die Umstände und neue Objecte (denn wie viel Ereignisse und Gegenstände des Nachdenkens und Empfindens, des Beifalls und Widerspruchs für jeden Liederdichter und insbesondere für einen Sänger auf dem Throne häufen sich zwischen den J. 1829 und 1839!) modificirt und in ihren Äußerungen wohlthätig vermannichfaltigt, dem Leser entgegen. So erscheint gleich am Eingange der neuen Sammlung eine Rhapsodie: „Hellas schönste Zeit", welche die wohlbekannte, erprobte Begeisterung des Königs fürs alte Griechenland athmet, sowie die Gedichte: „An Hellas nach beendigtem Kampfe" (S. 79), „Auf Athen" (S. 214), „An Smyrna" (S. 221), „An Hellas" (S. 222), „Abschied von Athen" (S. 225), uns unter die jetzigen Griechen versetzen. Wer folgt nicht insbesondere dem Evergeten Athens mit inniger Theilnahme auf seiner Musterung in den sechs „Attischen Elegien" (S. 194 — 201) und läßt sich duech den Dichter nicht mit Wonne bei der ersten Landung in eine attische Mondnacht versetzen:

Wohin bin ich jetzt plötzlich versetzt, wie durch herrlichen Zauber!
Neben mir, nahe, dehnt mild sich im Scheine des Monds
Mit dem Heiligthum Zeus' Panhellenions Äginas Insel,
Attika ahnet der Blick mehr nur noch, als er es sieht.
Bläßer wird der Mond, aus den Fluten des Meeres erhebet
Eos sich —

Und nun zeigt Helios dem Entzückten Alles, was bisher nur seine Seele geschaut hat; die ganze Welt, in die sich schon das Kind versetzte, ist vor ihm aufgethan:

Hier ist Salamis Bucht, wo die Hellenen gesiegt;
Da auf der Höhe saß Xerres und sah, wie die Flotte vernichtet
Ihm schnell wurde, der sich unüberwindlich gedünkt.
Dort streckt sich das Vorgebirge Sunium ins Meer, noch immer mit seinem Tempel geziert; dort ist der Piräus;

*) Vgl. Nr. 1 und 2 d. Bl. f. 1830. D. Red.

in der Ferne erspäht er die Säulen des Parthenon, das ganze attische Gebiet und mit ihm Jahrtausende breiten sich vor ihm aus.

In der zweiten Elegie führt er uns nach Athen selbst; nach Athen, wo nicht, wie in Rom, nur die Geschichte der Welt sich zusammendrängt, wo

Nicht wie der tödtende Blitz, wie das belebende Licht
Hat es geleuchtet, und seit Jahrtausenden leuchtet's —

wo die Herrschaft des Geistes, unsterblich wie er selbst, währt und immer den Samen zu neuen Blüten und Früchten verbreitet. Deswegen verschwand auch die Herrschaft des classischen Roms, während die Herrschaft Athens besteht.

Die dritte Elegie sieht sich im Innern der Stadt Athen um:

Welcher Verein von Gebäuden verschiedenster Zeiten und Völker
Mannichfaltigster Art bietet sich dar in Athen!

Zuerst die gediegenen, schönen hellenischen Tempel voll unübertroffener Kunst; dann die römischen Säulen, prächtig, wie Roms Macht einst über die Länder, über alles Andere hervorragend; dann die nicht erhabenen, aber ansprechenden dächerreichen Kirchen byzantinischen Styles; dann die Festungswerke aus der traurigen Zeit der fränkischen Botmäßigkeit, deren Mauerwerk selbst auf den Propyläen aufgepflanzt ist; endlich die zierlichen türkischen Moscheen, die immer noch kunstreich sind; ganz zuletzt die mit wenigen Ausnahmen anspruchsvollen, aber gemeinen Bauwerke der Modernen. So zeigt Athen

Bauten jeglicher Art und Menschen auch jeglichen Volkes,

den Orient und Occident zugleich; doch

Von der Akropatis auf das bunte Gemische herunter
Sieht das Schönste der Welt immer, das Parthenon, noch.

Die vierte Elegie geleitet uns über die Pnyx die Felsenstufen, wo einst Demosthenes stand, hinan:

Da, wo wo sein Donner zur Rettung der Freiheit erschallte,
Widerhallend im Volke, das sich zum Kampfe erhob.

Seit Jahrtausenden unbetreten, trauert sie; die Schafe weiden da, wo sich sonst das horchende Volk versammelte; die Umgebungen sind verschwunden, der Areopagus schweigt, die Chöre der Panathenäen sind verstummt, kein Zug wallt nach Eleusis auf dem heiligen Wege.

Nur die Natur ist dieselbe geblieben; es schimmern im Dunkeln
Veilchenblau noch fort immer die Berge wie sonst;
In namlos gewundnen, entzückenden Linien ziehen,
Einziger Anmuth, sie an dem Gesichtskreis sich hin;
Endlos erstreckt sich das Meer, in dem sich die Blicke verlieren,
Wie, in die Zukunft versenkt, sich der Gedanke verliert.

Die fünfte Elegie sucht aus den Trümmern alter und neuester Zeit die glänzenden, herrlichen Gebäude der alten Hauptstadt der Künste heraus; aber sie findet nur Säulen, nur Bruchstücke von Dem, was war; der Forscher kann nur muthmaßen, was da gestanden, nur in der Einbildungskraft sieht der Wanderer Athen noch, weder die Stadt des Cecrops noch Hadriansstadt (das römische Athen) ist übrig, nur der Bogen, der beider Namen bezeichnet. Nur wenige Gebäude, die den Verlust um so schmerzlicher machen, stehen noch; ja, selbst auf die Bäume hat sich die Vernichtung erstreckt, und der Ruhm Athens, die Platane, ist verschwunden. Auf all diesem Schutte wird jetzt eine kunstlose Stadt errichtet, die nur, weil sie auf der Stelle des alten steht, Athen heißt und welche die Gegend der Schönheit vollends zu berauben droht. Eine Note sagt uns hierzu, wie es ganz nahe gewesen, daß der Areopag gesprengt worden wäre, um Bausteine zu erhalten.

Die sechste und letzte Elegie gedenkt der größten Athener, der zahllosen, erhabenen Namen, welche ihre Stadt und die Welt verherrlicht haben.

Reiche entstanden und schwanden, es hat sich Alles verändert:
Aus dem Süden hinweg zog sich die Bildung nach Nord.

Doch hat ihr Andenken die Zeitflut nicht verschlungen, denn

Nur das Ird'sche versinkt, das Geistige lebet und wirket,

und es hat auch auf die Wiedererweckung Athens gewirkt. Von Erstaunen ergriffen, sah die Menschheit Helden und Thaten der Altvordern werth, namentlich jene Meereshelden, die, fast waffenlos, die Heimat befreit haben.

Zuletzt wird dem hellenischen Volke von dem königlichen Sänger das Lob zuerkannt, daß es besser als in der (nächsten) Vorzeit und besser als viele Völker Europens sei, einfach, häuslich, fromm.

Wie der Muth, so der Geist auch der Ahnen durchlebt euch, Hellenen!

Groß werden sie in Allem sein; aber nur unter dem Schatten des Ölbaums gedeiht Wissenschaft und Kunst.

Diese Griechenlieder verhalten sich zu denen der frühern Theile wie die Sehnsucht zur Erfüllung. Ein anderes Verhältniß zeigt sich in den vaterländischen Liedern; hier sprechen sich vielfach getäuschte fürstliche Erwartungen aus. Ein Gedicht: „Auf und an die Deutschen, im Anfange des vierten Jahrzehnds des 19. Jahrhunderts", sieht mit Wehmuth rückwärts auf die schöne, herrlich hohe Zeit, wo das deutsche Volk, von Einem Sinne belebt, nur den äußern Feind zu besiegen strebte. Jetzt sind die Deutschen entzweit: die Einen streben zu erhalten, die Andern haben dem Alten den Tod geschworen; der Damm ist eingerissen, unaufhaltsam rast der Strom fort, nur auf Neuerung ist Alles bedacht; der Mord setzt sich selbst auf den Thron der Themis (!), und für das Gräßlichste gibt es noch schöne Worte. Hat das einst so fromme, biedere deutsche Volk denn ganz der Schwindelgeist ergriffen, hat ihm der Aberwitz Alles geraubt, was die Welt einst hochachtend von ihm glaubte? Der königliche Sänger will sich nicht davon überzeugen. Mag auch der Feind giftigen Samen streuen; in der großen Mehrheit lebt die kindlich-heilige Scheu doch noch fort, und die alte Liebe währet noch. Dichterischer werden diese Empfindungen in dem nachfolgenden Gedichte: „Gleichniß", ausgesprochen, aber auch viel hoffnungsloser:

Ein angestammtes Haus besitzt ein Mann,
Das seiner Väter alter, fester Sitz;
Die Zeit nichts über ihn im Kampf gewann,
Und seit Jahrhunderten trotzt es dem Blitz;
Doch — mächtiger als sie, der Menschen Streben,
Es macht das Allerfestste erbeben.

Der Boden unter seinen Füßen weicht,
Der Balken stürzt, auf den er sich gestützt,
Und glaubt er ja einmal das Ziel erreicht,
So zeigt sich ihm, daß Alles nichts genützt;
Und welche Stütze er auch denkt zu fassen,
Wird er alsbald von solcher doch verlassen.

Gelangt er in dem zusammensinkenden Baue auf eine Diele, so bricht sie; die Hoffnung winkt dann von einer andern, aber wird nicht erfüllt; eine Täuschung nach der andern jagt vorbei; keine wird erfüllt. Jede Wand des untergrabenen Baues wird eingerissen; vom Schlage der Axt erbebt das Gebäude, hineingeschleudert wird der Feuerbrand,

Und Alles, Alles ist vereint, verschworen,
Auf daß es gehe rettungslos verloren.

Eine so trübe Ansicht von dem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft oder des Thrones erzeugt denn auch (März 1831) in dem Dichter eine sehr düstere Stimmung. Seine Tage rinnen stille dahin wie ein trüber Strom duech flaches, kahles Feld. Die Welt liegt vor ihm verödet, und sein ganzes Leben ist eine Klage. Selbst den schmerzlichen Genuß der Wehmuth muß seine Seele entbehren; die Wirklichkeit erscheint ihm dieich; was sie berührt, macht sie erblassen; er erliegt der Last der Alltäglichkeit.

Von demselben Gefühle sind die Lieder: „Mein Inneres im Anfange des Jahres 1832" (S. 20), „In Beziehung auf den bairischen Landtag des Jahres 1831" (S. 25), „Wäheend des nämlichen Landtags" (S. 26), „Europa" (S. 31), eingegeben. Die Länder, heißt es in dem letztern Gedichte, waren glücklicher als je, nach vielen kampferfüllten Jahren schien der Zerstörung Lauf beendigt;

Ach! da ward nach heimlich langer Gährung
Der Pandora Büchse aufgethan;
Durch Gewalt will Jeder, daß Gewährung
Allem werde, was begehrt sein Wahn.
Schwindel hat die Völker jetzt ergriffen,
In das Bodenlose zieht er sie;
Aus der Leidenschaften Felsenriffen
Unzerschmettert schifft das Fahrzeug nie.
Selbst die stärksten, Albions Säulen, wanken;
Was auf dieser Erde steht noch fest?
Alles unterjochen die Gedanken,
Jede Stütze nun die Welt verläßt.

Überall Sprachverwirrung; die Menschen, losgerissen von allen heiligen Banden, werden im Sturme fortgeschleudert; Gott ist aus den Herzen gewichen; Jeder ist nun sich selbst ein Gott; die Revolution verzehrt ihre eigenen Kinder wie Saturn, sie stürzt den alten wie den neuen Thron. Aber der Mensch, was ihm auch immer die Geschichte zeigen mag, ist mit Blindheit geschlagen.

Güt' und Milde nur nicht jetzt mehr frommen,
Noch vermag allein es der Verstand;
Blos durch festen Muth kann Hülfe kommen,
Er nur ist der Rettung Unterpfand.

Keine Journalkritik, selbst wenn sie censurfrei wäre, wird sich erlauben, auf solche Klagen und Anklagen zu antworten; das audiatur et altera pars ist hier der landständischen Tribune verbehalten, und wenn auf ihr ein Demosthenes sich zeigte und die Sache der Völker, die gesetzliche Freiheit, den Fortschritt gegen das System des Widerstandes vertheidigte, und sein Donner Widerhall im Volke fände — König Ludwig, der Freund der alten Athener, des freiesten Volkes der Erde, würde dem beredten Munde kein Stillschweigen auferlegen.

Widerspruchsloser werden von dem großen Publicum, das diese neue Sammlung erwartet, die Kunstgedichte des erhabenen Beschirmers und Beförderers der Kunst aufgenommen werden. Aus ihnen heben wir von vielen bemerkenswerthen nur das gehaltvollste aus: „Die täuschende Ansicht." Dies ausgezeichnete Gedicht tröstet die Künstler wegen des vielen Schlechten, wodurch die Welt ihnen die Gegenwart verleidet, mit der Zukunft und ihrem Nachruhme:

Das heut'ge Dasein scheinet dann verkläret,
Des Künstlers Leben wolkenlos und rein,
Das Günstigste demselben hold beschceret —
Erschaffen und Genießen — nur zu sein;
Von Allen Jeder freudig hochgeehret,
Ein liebevoll verbundener Verein,
In himmlisch lichtem, endelosem Glanze,
Geschmückt mit einem ew'gen Lorberkranze.

Verleumdung, welche das Verdienst benaget,
Die Eifersucht, die arg zurückgestellt
Sich glaubt, sich immer quält, beständig klaget,
Der aege Tadel, dem auch nichts gefällt,
Die Herrschsucht, die das Ziel sich sieht versaget,
Weil ihr gehorchet nicht die Künstlerwelt;
Sie alle sind auch jetzo viel beschäftigt,
Und, daß der Schein betrügt, wird neu bekräftigt.

Doch vom Gewes'nen ruhen die Gebrechen
Wie die versunkne Welt im Meeresschoos,
Mit allen seinen Mängeln, seinen Schwächen;
Es raget einzig Das heraus, was groß;
Dasselbe wird allein zur Nachwelt sprechen,
Sie sehnt sich immer nach der Vorwelt Loos.
Beglückend in der Ferne Alles scheinet,
Was jedesmal die Nähe doch verneinet.

Und wie der Farben zauberischer Schimmer
Verschönert alle Gegenstände zeigt,
Der Ruhm uns so den holden Künstler immer,
Zu dem das Glück sich niemals doch geneigt;
Umgeben nur von magischem Geflimmee
Sein Leben der Vergangenheit entsteigt,
Und wonnig, wie die Einbildung sich's malet,
So wähnet sie, daß es zurückestrahlet.

Aber, ach, wüßten Jene, die ihn beneiden, wie oft sein Auge von Thränen feucht geworden ist! Ja, während sein Werk noch die Freude der spätesten Nachwelt ist, wird der Gram des Künstlees die Beute der Vernichtung.

Und so wird's immer sein, wie es gewesen,
Anziehend blos ist die Vergangenheit;
Doch nie vom Wahne wird der Mensch genesen,
Nur süße Täuschung bleibt die goldne Zeit;
Von ihr ist nie und nirgendwo zu lesen,
Sie tag von dieser Erde ewig weit.
Was Phantasie uns zeigt im frohen Blühen,
Belastet war es mit des Lebens Mühen.

Einige dieser Stanzen zeigen, wie tief der König in die Zeitlichkeit des Künstlerlebens hineingeblickt hat. Das Gedicht ist auch der Form nach unter die glücklichsten der Sammlung zu zählen.

Digitized by Google

Begeisterte Worte stammen aus Italien, wie „Ischia" (S. 34), „Auf Pästum, Elegie" (S. 123), und aus den Gebirgen, wie die Sonette LXXX und LXXXI, jenes in Beziehung auf Salzburgs Gegend, dieses Abschied von Berchtesgaden im regnerischen Herbste. Im ersten Sonette heißt es vom Genusse im Reiseflug gar schön:

Rasch, wie die Wasserfälle sich ergießen,
Erhascht das Auge jetzt; doch im Betruge
Ist Der, der so vermeinet zu genießen.

Befried'gung gibt es nicht in schnellem Fluge,
Nur dann, wenn uns in schöner Heimat fließen
Die Tage hin, in heiterm stillen Zuge.

In den ersten Theilen waren mehre Lieder hervorzuheben, welche die Klagen des Königs über die Last und undankbare Mühe seines Regentenberufes aussprachen. Auch an solchen fehlt es dieser neuen Sammlung nicht. Mit der lebhaftesten Theilnahme und mit verschiedenen Empfindungen, je nach der Stelle, welche die Leser im politischen Zwiste unserer Tage behaupten, wird von ihnen das LXIV. Sonett des Königs (S. 17) erwogen werden, das dem Jahre 1831 angehört:

Auf Weihrauchwolken früherhin erhoben
Bis zu dem endelosen Himmelsbogen,
In der Verleumdung Tiefe nun gezogen,
Versank mein Name durch des Sturmes Toben.

Veränderlich ist gleich den Meereswogen
Der Menschen Gunst; was heute selbe loben,
Ist Morgen schon zerronnen und zerstoben;
Wer sich auf sie verläßt, der ist betrogen.

Sowie die Wellen kommen und verschwinden,
Entsteht das Lob der Menge und vergehet,
Und Thorheit nur, sein Glück daran zu binden.

Was auf Bewußtsein ruht, blos sicher stehet,
Das Heil, es ist bei Gott allein zu finden,
Dies bleibt, wenn alles Andere verwehet.

Von einem Fürsten, der nie vergißt, daß auch er ein Mensch ist, und der Gott allein die Ehre gibt, kann sich die Menschheit im Liede schon Solches dieten lassen. Inzwischen ist nicht allen Liedern dieser Gattung das gleiche Siegel der Schwermuth aufgedrückt, und in dem Gedichte: „Späteres Königsgefühl" (S. 267), werden auch die Früchte einer segensreichen Regierung ins Auge gefaßt:

Wenn die gute Saat, die er gestreuet,
Aufgegangen nun der König sieht,
Daß, was er gegründet, gut gedeihet,
Daß er sich vergebens nicht bemüht;

Daß, was sonsten nur sein leeres Sehnen,
Er als reiche Wirklichkeit erblickt:
Ja, alsdann ist's nimmermehr ein Wähnen,
Daß sich auch ein König fühlt beglückt.

Wenn bei einem solchen vollends die Erfüllung der Berufspflicht mit der freudigen Pflege der Künste wetteifert, wenn gediegene Bauten seinem Winke entsteigen, wenn ihre Wände Malereien voll seelenvoller, lebensfrischer Herrlichkeit zeigen; wenn er ferner das durchwonnende Gefühl empfindet, Thränen stillen und helfen zu können, wie es das Herz begehrt; wenn die Mittel seinem Willen gleich sind, wenn die Abneigung allmälig schwindet, wenn Liebe der Liebe Lohn wird:

Schön ist dann des Herrschers Loos, und selig
Sitzt's alsdann sich auf dem Königsthron.

Auch den zärtlichen Gefühlen einer uns schon aus der frühern Sammlung bekannten platonischen Zuneigung sowie den glühendsten Äußerungen der Gattenliebe begegnen wir wieder in diesem dritten Theile. Am lieblichsten spricht das Gedicht: „An meinen Sohn Adalbert in seinem sechsten Jahre" (S. 140) an:

Herzig, Adalbert, wie du, ist Keiner,
Herzenssöhnchen, vielgeliebter Kleiner!
Ach! daß fliehen muß die schönste Zeit,
Bald, wie bald ist sie Vergangenheit.

— — — — — —

Will mich noch an diesem Anblick weiden,
Muß ja doch von ihm so schleunig scheiden;
Ausgezogen mit dem Kinderkleid
Ist für immer auch die Lieblichkeit.

Herzenssöhnchen, laß ans Herz dich drücken,
Laß mich selig schweigen im Entzücken,
Dich noch, wie du jetzo bist, zu sehn,
Ehe es für ewig muß vergehn.

Noch gar Vieles ließe sich ausheben, was für Gemüth und Gesinnung des königlichen Verfassers bezeichnend erscheint; da aber doch diese Anzeige dem Raume der Blätter, welche sie aufnehmen sollen, angepaßt werden muß, so mag sie mit den Distichen des Dichters auf dem Throne schließen, welche, wenn auch die strengste Kritik solcher Seltenheiten, wie Königsgedichte sind, erlaubt und schicklich wäre, dennoch durch ihre edle Aufrichtigkeit geeignet sind, jedes schärfere Urtheil, und würde es nur im Geiste gefällt, zu entwaffnen. An sich selbst richtet nämlich der königliche Sänger in Betreff der Aufnahme der beiden ersten Theile seiner gedruckten Gedichte folgendes Distichenpaar:

Daß dich nicht täusche das reichliche Lob; denn was du gedichtet,
Ungepriesen blieb's, läßest du nicht auf dem Thron.

Finster bliebe der Mond, empfing' er nicht Licht von der Sonne;
Was du gedichtet, auch es, glänzte die Krone nicht drauf.

Wie viele deutsche Dichter, von denen die da leben, wären einer verhältnißmäßig gleichen Bescheidenheit fähig?

121.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen aus dem Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

Erstes Bändchen: **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Zweites und drittes Bändchen: **Die Nachbarn.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Das im vorigen Jahr erschienene erste Bändchen dieser Skizzen hat sich eines großen Beifalls von Seiten der Kritik und der Publicums zu erfreuen gehabt, der gewiß in nicht minderm Grade der Fortsetzung zu Theil werden wird.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 360. — 26. December 1839.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Neue Folge. Erster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1840. Gr. 12. 2 Thlr.

Wenn ein Buch vorliegt, das auf würdige Weise seine Wissenschaft repräsentirt, so fühlt man sich zu dieser von neuem hingezogen; ihre Reize stellen sich gleichsam in frischen Farben dar, die dann um so lebhafter das Verlangen nach dem Genusse aufregen, ihre Gründe, ihr Wesen und ihren Umfang zu erforschen. Dieser Genuß ist aber auch stets, wenn wir so sagen sollen, von wissenschaftlichem Segen begleitet. Denn mag der wissenschaftliche Denker immerhin etwas Positives und eine gewisse feste Überzeugung nöthig haben: Beides darf und soll ihm nur als ein Höhepunkt dienen, von wo aus die erlangten Resultate mit ihren nähern und entferntern Umgebungen zu überschauen sind, und jeder neue Höhepunkt wird seinen Blicken auch neue Felder für seine Forschung eröffnen; die unerschöpfliche Fülle der Dinge, für menschliche Geistesthätigkeit bestimmt, wird sich ihm offenbaren. Diese und ähnliche Gedanken, auf deren Darlegung hier Verzicht geleistet werden muß, entstanden in uns, als wir das oben angezeigte Taschenbuch lasen. Indeß bei Betrachtung der außerordentlichen Menge historischer Schriften und Werke, die in unsern Tagen erscheinen, wie der jüngste Meßkatalog von neuem Zeugniß ablegt, schien die Besorgniß Derer, daß man gar nicht absehe, wo das hinauswolle, das Nachdenken besonders in Anspruch zu nehmen. Allein wir überzeugten uns abermals lebhafter als je, daß vermöge der unübersehbaren Ausdehnung, die der historischen Wissenschaft unleugbar zugestanden werden müsse, nicht nur keinerlei Besorgnissen Raum zu geben, sondern viemehr noch eine große und langdauernde Thätigkeit erforderlich sei, um formell und materiell der Idee der Geschichtswissenschaft auch nur approximativ zu entsprechen. Die formelle Seite ganz übergehend, wollen wir in möglichster Kürze auf analytischem Wege ihren Reichthum zu entwickeln suchen, um unsere soeben ausgesprochene Überzeugung zu rechtfertigen.

Die Geschichte ist wie jede andere Wissenschaft nur für und durch den Menschen selbst möglich; auch ist er, außer der Erde, seinem Veränderungen unterworfenen Wohnplatze, ihr einziges Object, ihre unerschöpfliche Quelle. Sie betrachtet den Menschen als ein in Zeit und Raum *) seiendes und handelndes Wesen, d. h. sie betrachtet seine durch Thatsachen und Handlungen entwickelten Zustände und unterscheidet sich durch die Verbindung beider Beziehungen von jeder andern Wissenschaft. Mit der Philosophie allein hat sie gemeinschaftlich die Betrachtung des Seins, d. h. sie muß wissen, was ist der Mensch an sich und unter gewissen Zuständen; die Erforschung und Darlegung des Werdens dagegen hat sie mit jeder andern Wissenschaft gemein. Darum muß der Geschichtsforscher sowol als der Geschichtschreiber zuerst Philosoph sein, bevor Beide ihrem Berufe mit Würde vorstehen zu können hoffen dürfen. Alle andern Disciplinen stehen nur in einer nähern oder entferntern Relation zu ihnen. Die Geschichte kennt aber das Sein **) des Menschen entweder von dem Standpunkte der Gesammtheit seines Geschlechtes (Menschheit, Geschichte der Menschheit), oder der Individualität (Biographie), oder der Familie, oder des Stammes, oder des Volkes, oder des Staates. Dies sind die Formen des historischen Seins. Der Staat aber ist die vollendetste Form desselben. Hier tritt der Mensch erst mit der ganzen Reichhaltigkeit seines Wesens und mit dem Bewußtsein höherer Thätigkeit und Bestimmung hervor. Hier erscheint er als geselliges (ζῶον πολιτικόν), ethisches und geistiges Wesen; der Trieb zur Geselligkeit aber ist die Grundbedingung zur Erreichung des ethischen und geistigen Zweckes. Der Mensch als geselliges Thier, dessen Sein nothwendig in gewissen Formen sich bewegen muß, schafft sich sein Staatsleben entweder als Despotie, oder Monarchie, oder Aristokratie ***), oder Demokratie.

*) Dabei erklärt sich die Nothwendigkeit der beiden formalen Hülfswissenschaften der Geschichte, der Chronologie und Geographie. Daß man diese Hülfswissenschaften am natürlichsten in formale und materiale theile, kann hier nur angedeutet werden.

**) Das historische und philosophische Sein unterscheidet sich aber wesentlich insofern voneinander, daß das erstere das Veränderliche, das letztere dagegen das Unveränderliche im Menschen zur Grundlage hat, daher heiße die Geschichte auch mit Recht die Wissenschaft von den menschlichen Veränderungen.

***) Schon die Alten unterscheiden eine Aristokratie der Geister und der Geburt; der Streit zwischen beiden ist bis diese Stunde noch nicht geschlichtet. Wer da weiß, was z. B. die Franzosen mit ihrem Prinzip der capacité wollen, wird diese Bemerkung begründet finden.

Digitized by Google

Von jeder dieser einzelnen Staatsformen ist eine Geschichte denkbar, die wir zur Zeit aber noch nicht besitzen. Als ethisches Wesen mit unabweisbaren Rechtsgefühlen und Rechtsbedürfnissen ausgestattet, constituirt der Mensch im Staate gewisse Rechtsverhältnisse, entweder unter Anleitung der Natur oder der Gewalt, oder reinen Vernunft, und zwar theils nach außen, theils nach innen: Mann, Weib, Ehe, Eigenthum, Erbschaft, Sklave, Bürger (Stände), Staatsrecht, Völkerrecht, Politik ꝛc., auch sie fallen in ihren Entwickelungen und Zuständen der Geschichte anheim. Die ethische Natur des Menschen führt ihn aber auch nothwendig auf gewisse Götterculte. Als System bilden sie Monotheismus, Polytheismus, Sabäismus ꝛc.; als Formen, innerhalb deren sich der ethische Mensch als geselliges Wesen bewegt, sind sie Institute, die wir Kirchen zu nennen gewohnt sind; als Inhalt oder Materie, die von diesen Formen eingeschlossen wird, nennen wir sie Religion. So kann z. B. die christliche Offenbarung in dreierlei Beziehung ein Gegenstand der Geschichte werden: als eine einzelne Erscheinung des monotheistischen Systems, als eine der vielen kirchlichen Formen und als ein Indegriff eigenthümlicher Religionslehren. Wenn wir den Menschen endlich von seiner reingeistigen Seite in Betrachtung ziehen, d. h. als ein Wesen, das von seiner Vernunft genöthigt wird, das Mannichfaltige durch ein Princip auf eine Einheit zurückzuführen, so sehen wir in ihm den Schöpfer der Wissenschaften und Künste. Sie Alle, so viel deren bereits sein mögen, haben ihre Anfänge und Entwickelungen. Wie unendlich groß ist das Feld, das sich auf diese Weise den Geschichtstudien eröffnet! So wird selbst eine Geschichte der Geschichte möglich. Dieser Geist aber kann ferner betrachtet werden: 1) nach seiner absoluten Thätigkeit und Fortentwickelung (Geschichte des menschlichen Geistes); 2) nach seinen Vorzügen (Sprache, Tugenden, Leidenschaften; wie merkwürdig müßte eine Geschichte der letztern sein!); 3) nach seiner Verbindung mit der körperlichen Thätigkeit (Handwerke, Erfindungen). Vergebens möchte nun das Bestreben eines einzelnen menschlichen Geistes sein, diese Geschichten alle zu umfassen. Es wird aber auch dieser skizzirte Versuch — weiter durften wir hier nicht gehen —, die historische Wissenschaft aus dem Menschen selbst abzuleiten und die Größe ihres Umfanges darzuthun, hinlänglich beweisen, wie wenig zur Zeit noch von einer Überfüllung der historischen Literatur und einer Erschöpfung des Stoffes die Rede sein könne; und diese Überzeugung muß um so stärker werden, wenn man die formalen und materialen Hülfswissenschaften der Geschichte in Rücksicht nimmt und bedenkt, welche historische Aufgaben z. B. in dem Völker- und Staatsleben Asiens mit mehr oder minder Hoffnung noch ihrer Lösung harren. Darum sei uns jedes neue Werk willkommen, das entweder im Allgemeinen oder in besondern Beziehungen auf eine befriedigende Weise die Kenntniß der Geschichte aufklärt, berichtigt und erweitert. So rufen wir denn auch dem vorliegenden „Historischen Taschenbuche" ein dankbares Willkommen zu. Sein Inhalt ist folgender:

1) „Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst und Erzbischof von Köln", von F. W. Barthold. Dieses Thema aus der Geschichte des Reformationszeitalters ist durch die wohlbekannte Feder des Verf. eine recht anziehende Monographie geworden und ganz geeignet, den nicht gelehrten Geschichtsfreund über den Charakter der damaligen Zeit überhaupt einen neuen Aufschluß zu geben und von der in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Begebenheit selbst genauere Kenntniß zu gewähren. Gelehrte Geschichtskenner wissen, daß die Hauptquelle für eine Darstellung dieses kirchlichen Dramas die Schrift eines katholischen Zeitgenossen ist: M. v. Isselt's „Historia belli Coloniensis" (Köln 1584). Hüdertin, gestützt auf diese Schrift (Ausgabe 1620) und andere Urkunden, hat den ganzen dreizehnten Band seiner „Neuesten deutschen Reichshistorie" diesem Gegenstande gewidmet; wer seine Darstellungsweise kennt, wird wissen, welche Pein es ist, einen ganzen Band seines Werkes durchlesen zu müssen. Menzel verbreitet sich ziemlich ausführlich, und mit Recht, in lobenswerther Klarheit über dasselbe Factum im fünften Bande seiner „Neuesten Geschichte der Deutschen". Die Frage wäre, ob nicht v. Raumer in seinem bekannten Geschichtswerke (Bd. 3) etwas länger hätte dabei verweilen sollen. Übrigens kommt man bei der Lecture und einer genauern Betrachtung des Ganzen zu der Überzeugung, daß der Zeitgeist seinen mittelalterlichen Charakter noch keineswegs völlig abgestreift hatte; daß weder der Erzbischof selbst noch sein Unternehmen rein genug war, um eine moralische Stärke zu gewinnen, die zur Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang hätte berechtigen können; daß endlich die Politik der akatholischen Fürsten ebenso selbstsüchtig als kurzsichtig war, während Rom, geübt in der Weltanschauung, das Ganze stets unverrückt und klug im Auge behielt und an das Einzelne mit Energie Alles setzte, um das Ganze zu retten. Unser Verf. hat dem Schlusse seiner Erzählung einige dahin dezügliche sehr richtige Reflexionen beigegeben. Wir theilen als Beispiel Folgendes mit:

Überblicken wir die Lage der aus religiösem Interesse kämpfenden Parteien der christlichen Welt zwischen 1580 und 1590 in Frankreich und in den Niederlanden, in Kurköln und in Aachen, Westfalen, am Oberrhein, in Böhmen, Östreich, wo nie so drängend das geistige Bedürfniß sich aussprach, so stand, wenn die Streitkräfte der Protestanten nach einem Ziele gerichtet wurden, die Sache des Katholicismus, wenigstens zwischen Scheldt und Weser, zwischen Vogesen und Schwarzwald, auf dem Zünglein der Wage; Waffennachdruck am Niederrhein, statt die Tausende wackerer Kämpfer aus Niedersachsen, Brandenburg, Preußen und Pommern nach dem entlegenen Frankreich in den Krieg unterer Hugenotten und der Ligue zu schicken, würde der neuen Kirche, hätte selbst das Erzbisthum und das Domkapitel sich behauptet, einen gedeihlichen Lebensraum zwischen Weser und Scheldt eröffnet haben. Aber eine (so) großartige Übersichtlichkeit der Weltlage blieb den damaligen, über kleine Interessen daherrenden Fürsten des Lutherthums und ihren dummzelotischen Hoftheologen gleich fern; im unbehaglichen Gefühle ihrer Schwäche übten sie vereinzelt, kopflos in Neckereien ihren florrischen Sinn gegen eine Partei, welche als ein furchtbares Ganze dastand und ihre, Fürsten und Völker lenkende, gebieterische Einheit in der römischen Curie willenlos anerkannte. Die römische Curie übersah die Weltverhältnisse mit ihrem concentrischen Blicke, wurde zeitig die Blöße ihrer Macht in dem gefährdeten Köln inne und bot alle reichen Mit-

Digitized by Google

tel ihrer geistlichen und weltlichen Rüstkammer auf, um dieses Bollwerk zu behaupten.

2) „Die Belagerung von Breda in den J. 1624 und 1625 durch Ambrosio Marquis von Spinola", von Ernst Münch. Wir empfangen hier einen interessanten Beitrag des wunderbar viel schreibenden Verf. zur Kriegsgeschichte, hauptsächlich nach niederländischen Geschichtsquellen. Es ist dieser Beitrag um so dankenswerther, weil natürlich die allgemeine Geschichte und selbst Specialwerke nicht so ausführlich über diese merkwürdige Belagerung sich verbreiten können. Auch in dieser Arbeit zeigt sich die, wie allgemein bekannt ist, durch Leichtigkeit, Klarheit und Gewandtheit ausgezeichnete Schreibart des Verf.; doch wollen wir hier und da eine gewisse Flüchtigkeit nicht in Abrede stellen. Das Ganze ist übrigens so geschlossen gehalten, daß wir nicht wüßten, wie ein verständlicher Auszug daraus gemacht werden könnte. Wir müssen unsere Leser deshalb auf die historische Arbeit selbst verweisen. Nur zu folgenden Bemerkungen finden wir uns veranlaßt. Es offenbart sich nämlich an dieser Kriegsscene etwas Großartiges, wahrhaft Tragisches und darum höchst Anziehendes. Große Geister, gewaltige Künste, patriotische Aufopferung, Tapferkeit und Edelmuth ringen miteinander um den Preis; und als der Gegner, dem Schicksale sich unterwerfend, fällt, versagt ihm der Sieger seine Achtung, seine Bewunderung sogar nicht. Der Marquis v. Spinola ist des Prinzen Moritz von Oranien, die Besatzung und die Bürgerschaft von Breda sind der belagernden Spanier vollkommen würdig. Eine Vergleichung mit der Belagerung von Antwerpen, die uns Schiller so meisterhaft geschildert hat, liegt sehr nahe. Aber der Prinz Farnese entbehrte der gemüthlichen Ritterlichkeit Spinola's, und die Antwerpener fallen als Opfer der Engherzigkeit und kaufmännischer Berechnung, und deshalb entgingen sie auch dem Hohne des Siegers nicht. Übrigens war die Gewinnung Bredas für Spanien eine politisch sehr nachtheilige Ehre geworden. Das Unternehmen, im Laufe der Zeit aus dem Bereiche kluger Berechnung in die kostspielige Sphäre des Ehrgeizes gedrängt, erschöpfte Spaniens Finanzen im Verhältnisse noch mehr als in früherer Zeit das bekannte Symbol spanischer Aufgeblasenheit, die Armada, die England zerschmettern sollte. Eine stillschweigende Waffenruhe war die nächste Folge jener Erschöpfung.

(Der Beschluß folgt.)

Napoléon, ses opinions et jugements sur les hommes et sur les choses, recueillis par ordre alphabetique, avec une introduction et des notes, par M. *Damas-Hinard*. Paris 1838.

Vorliegendes Buch, die Arbeit eines jungen Enthusiasten, ist weniger dem Gehalte als der Form nach neu. Bekanntlich wurden die Gespräche Napoleon's auf St.-Helena von den Gefährten seiner Gefangenschaft sorgfältig aufgefaßt und niedergeschrieben. Hr. Damas-Hinard verschaffte sich die unterschiedlichen darüber erschienenen Memoiren sowie die Protokolle des Staatsraths, ungedruckte Correspondenzen und andere amtliche Actenstücke. Diesen Quellen nun entschöpfte er die Urtheile Napoleon's über die Menschen und Dinge seiner Zeit, im gewissen Sinne sogar aller Zeiten. Er theilte den auf diese Weise zusammengebrachten Stoff nach alphabetischer Ordnung ab und verfertigte daraus eine Art Lexikon, worin der Leser Alles findet, was Napoleon über den größten Theil seiner Zeitgenossen, über die großen Fragen der Kriegs- und Staatskunst, der Gesetzgebung und selbst über einige geschichtliche, philosophische und literarische Gegenstände gedacht und geäußert hat. Das Durcheinander der alphabetischen Ordnung verleiht dieser Sammlung einen eigenen Reiz der Mannichfaltigkeit. Man stößt in dem Buche auf eine ausführliche und sehr ins Einzelne gehende Kritik der „Aeneide" neben einer strategischen Abhandlung über die Schlacht von Waterloo; auf eine Theorie der Ehescheidung folgt eine Vertheidigung des Continentalsystems. Hannibal, Cäsar, Mohammed, Homer, Virgil, Corneille, Racine, Voltaire und Talma haben sich ein Stelldichein an den Schranken dieser Gerichtsstätte gegeben und drängen einander in dieser Galerie wie in den elysischen Gefilden.

Napoleon, man braucht es wol kaum erst zu sagen, nimmt darin die erste Stelle ein. Napoleon beurtheilt sich selbst und wägt sich ab in der Wagschale, worin er die Völker und Könige, die Staats- und Kriegsmänner, Europas Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft abwägt. Vielleicht bietet die Geschichte aller verflossenen Jahrhunderte kein so stechendes und tragisches Beispiel dar. Cäsar, in Mitte des geknechteten Roms, das ihm die Ehren des Triumphs zuerkennt und ihm Standbilder errichtet, genießt prunkend seines Ruhms, indem er der Geschichtschreiber seiner gallischen Feldzüge wird. Napoleon, abgeschnitten von der Welt, die er regierte, von Europa, das er zu Pferde durcheilte, gleich einem alten Titanen an den Kaukasus von St.-Helena gefesselt, beschwört von der Höhe seines öden Felsens, mit der Ruhe und Heiterkeit eines Thucydides, 20 Jahre von Ruhm und Wunderthaten herauf; und dieser Napoleon ist gewiß das imposanteste Organ, das mit seiner Majestät der ewigen Majestät der Geschichte einen erhöhten Glanz verlieh. Inzwischen erkennt der besiegte und niedergeworfene Napoleon auf St.-Helena nicht die Gerechtigkeit der von Europa gegen den triumphirenden und auf dem ersten Throne der Welt sitzenden Napoleon erhobenen Beschuldigungen an; gleich der Kaisergarde auf dem Schlachtfelde von Waterloo, ergibt er sich nicht. Er begreift und klagt vielmehr nur die Tücken des Schicksals an. Auf die Plane und Entwürfe seiner Politik einen beifälligen Rückblick werfend, findet er, daß Alles wohl gemacht sei, daß Alles nur die Wohlfahrt Frankreichs und Europas bezweckt habe, und daß Alles blos an der hartnäckigen Tücke des Schicksals scheiterte. Die consularische und kaiserliche Dictatur war gut; der Traum der Universalmonarchie war gut: das Schicksal allein machte 15 Jahre der großherzigsten Anstrengungen und Hoffnungen zu Schanden. Die Eroberung Spaniens war gut: der Erfolg brach den Stab über die kaiserliche Politik. Der russische Feldzug war gut: die entfesselten Elemente, der Brand von Moskau und die strenge Kälte eines übernatürlichen Winters haben die Katastrophe herbeigeführt. Der Feldzug von Waterloo war das Werk des Genies selbst: Alles ging verloren durch die Verrätherei des Einen, durch die Ungeschicklichkeit des Andern, kurz, durch ein unerhörtes Zusammentreffen unglücklicher Umstände. Und ist Napoleon auf St.-Helena ein Gefangener der Engländer, so ist es das Schicksal allein, das den Abgrund höhlte, worein das kaiserliche Glück versank. Gedachte Napoleon auf diese Weise seine politische und militairische Laufbahn zu rechtfertigen, so werden freilich Manche dagegen erwidern, es heiße dies das Schicksal allzu sehr verleumden; die Vertheidigung sei zu stolz und zu bequem, des Kaisers Leidenschaften, Verwegenheit und unbemessener Ehrgeiz seien die Mitschuldigen des Unglückssterns, den er anklagt. Diese Anklage des Schicksals zieht sich wie ein langer Faden durch alle von Napoleon in die Feder dictirten Schriften, und auch unser Lexikograph faßt ihn bei mehr als einer Gelegenheit auf, weil er ein Bewunderer des außerordentlichen Mannes ist und ihn daher nur groß und ruhmwürdig darzustellen bezweckt. In-

Digitized by Google

deß geht nicht minder aus diesen Schriften hervor, daß Napoleon Augenblicke hatte, wo er seine Sendung gar wohl begriff, wenn schon die Erkenntniß seines hohen Berufs zu spät kam. Wir entlehnen nun dem vor uns liegenden Werke einige der betreffenden Stellen.

„Nichts", so spricht Napoleon, „vermag fortan die großen Grundsätze unserer Revolution zu vernichten oder zu verwischen. Diese großen und schönen Wahrheiten müssen fortan dauernd verbleiben, so vielfältig haben wir sie mit Glanz, Denkmälern und Wunderthaten verschlungen; die ersten Flecken dieser Revolution haben wir in Fluten von Ruhm ertränkt; sie (jene Wahrheiten) sind fortan unsterblich. Auf der französischen Rednerbühne entsprossen, durch das Blut der Schlachten befestigt, mit den Lorbern des Sieges geschmückt, von dem Zurufe der Völker begrüßt, durch Verträge und Bündnisse mit den Souverainen genehmigt, den Ohren wie dem Munde der Könige vertraut geworden, können sie nicht mehr rückgängig werden! Sie leben in Großbritannien, sie erleuchten Amerika, sie sind in Frankreich nationalisirt: dies ist der Dreifuß, von welchem das Licht der Welt aaflodern and seine Strahlen verbreiten wird! Sie werden die Welt regieren; sie werden der Glaube, die Religion, die Sittenlehre aller Völker sein; and diese denkwürdige Zeitrechnung wird sich, was man auch darüber hat sagea mögen, an meine Person knüpfen, weil dessen Allen ungeachtet ich es war, der die Fackel erglänzen ließ und den Grundsätzen ihre Weihe ertheilte, und weil jetzt die Verfolgung mich vollends zu deren Messias macht. Freunde und Feinde werden mich ihren ersten Soldaten, ihren großen Repräsentanten nennen. Auch selbst, wenn ich nicht mehr bin, werde ich für die Völker der Stern ihrer Rechte, ihrer Bestrebungen, ihrer Hoffnungen, und mein Name wird ihr Sinnspruch und ihr Kriegsgeschrei sein." Man könnte wol sagen, daß Napoleon, als er diese Gedaaken äußerte, ganz andern Sinaes geworden war; denn er ging mit fliegenden Fahnen in das Lager der Ideologie über. An jenem Tage hatte Napoleon die Staatsgefängnisse, die Conscription, die Censur, die Confiscationen vergessen; der Kaiser hatte die kaiserliche Regierung vergessen. Wahr bleibt es gleichwol, daß bei Napoleon, selbst im Schooße des Despotismus, die alten Triebe seiner revolutionnairen Abstammung glimmten. Das Herz des Artillerielieutenants und des Generals Bonaparte hatte immer in der Brust des Kaisers geschlagen. Sich selbst ausgenommen, liebte Napoleon nichts so sehr als die Revolution; nächst dem Interesse seines Despotismus, verstand er sich auf nichts so gut als auf die Rechte und die Interessen der Revolution. Gleich einem Sieyès oder Benjamin Constant begriff er die Rechte des Gedankens und des intellectuellen Verdienstes und wußte solche zu vertheidigen. Einst ward im Staatsrathe die Frage zur Erörternag gezogen, ob der Orden der Ehrenlegion rein militairisch, oder militairisch and bürgerlich zugleich sein sollte. Napoleon behauptete den Vorrang des bürgerlichen Verdienstes vor dem militairischen, des Geistes und des Gedankens vor der rohen Kraft.

„In allen Ländern", sagt er, „steht die physische Kraft den bürgerlichen Eigenschaften nach. Die Bayonnette senken sich vor dem Priester, der im Namen des Himmels spricht, und vor dem Manae, der durch sein Wissen Achtung gebietet. Ich habe Militairs, die einiges Bedenken teugen, vorhergesagt, daß eine militairische Regierang nimmer in Frankreich Wurzel fassen würde, wofern nicht die Nation durch funfzigjährige Unwissenheit verdummt worden wäee. Alle desfallsigen Versuche werden scheitern uad ihre Urhebir werden das Opfer daaon sein. Ich regiere nicht als General, sondern weil die Nation glaubt, daß ich die zur Regierung tauglichen bürgerlichen Eigenschaften besitze. Hegte sie nicht diese Meinung, so würde die Regierung sich nicht behaupten. Ich wußte wohl, was ich that, da ich als Befehlshaber des Heeres die Würde eines Mitglieds des Instituts annahm; ich war gewiß, selbst der letzte Trommelschläger würde mich verstehen. Die gegenwärtigen Zeiten darf man nicht nach den Jahrhunderten der Barbarei beurtheilen. Wir sind unser 30 Millionen Menschen, die durch Einsichten, Grundbesitz und Handel vereinigt sind. Drei- oder viermalhunderttausend Militairs sind nichts im Vergleich zu dieser Masse. Derjenige General verrichtet große Thaten, der zugleich bürgerliche Eigenschaften besitzt; weil man ihm den meisten Verstaad zutraut, zollt ihm der Soldat Gehorsam und Achtung. Hören seine Berufsverrichtungen auf, so tritt er in den bürgerlichen Stand zurück. Die Soldaten selbst sind nnr die Kinder der Bürger. Die Armee ist die Nation. Dem Militair ist es eigen, Alles despotisch zu wollen; der bürgerliche Mann aber will Alles der Erörterung, der Wahrheit, der Vernunft unterwerfen. Somit nehme ich keinen Anstand, in Betreff des Vorranges, mich dahin zu bestimmen, daß derselbe ohne Widerstreit dem bürgerlichen Stande angehört. Wollte man die Menschen in Militairs und Bürgerliche unterscheiden, so würde man zwei Stände einführen, während es nur eine Nation gibt. Wollte man Ehrenauszeichnungen nur den Militairs zuerkennen, so wäre dies noch ärger, denn von nun an würde die Nation gar nichts mehr sein. Würde die Ehrentegion nicht der Lohn bürgerlicher Dienste ebenso wol wie militairischer Dieaste werden, so würde sie aufhören Ehrenlegion zu sein. Die Soldaten, die weder lesen noch schreiben können, werden stolz daraaf sein, mit den großen Talenten des bürgerlichen Standes ein und dasselbe Ehrenzeichen zu tragen; und ebenso werden andererseits diese einen desto größern Werth auf diesen Lohn ihrer Anstrengungen legea, als dasselbe das Ehrenzeichen der Tapfern sein wird."

Unser Lexikograph, bei aller Begeisterung für seinen Helden, ist gleichwol weit entfernt, aus demselben jenes Universalgenie zu machen, das in allen Fächern des menschlichen Wissens gleich hervorstach. Zu seinen schwächern Seiten gehörte unstreitig sein Geschmack in der Literatur, und Hr. Damas-Hinard ist wahrheitsliebend genug, um in seine Sammlung Napoleon's kritische Bemerkungen über einige ältere und neaere Schriftsteller aufzunehmen, die diese Blöße verrathen. Dahin gehört beispielsweise der seltsame Tadel, den er über Virgil verhängt, seine Urtheile über Shakspeare und Voltaire, die er durchaus verkannte. Von desto lebendigern and verständigern Gefühlen war er für andere große Namea, für einen Homer, einen Corneille, Racine und Chateaubriand durchdrungen, obwol dieser Letztere einer seiner heftigsten politischen Gegner war. „Chateaubriand", sagt er, „hat von der Natur das heilige Feuer empfangen; seine Werke bezeugen es. Sein Styl ist nicht der Styl Racine's, wol aber der Styl eines Propheten. Nur er allein in der ganzen Welt konnte ungestraft auf der Rednerbühne der Pairs sagen, daß Napoleon's grauer Oberrock and Hut an das Ende eines Stabes auf der Küste von Brest gesteckt, Europa zu den Waffen eilen machen würde. Gelangt jemals Chateaubriand an das Staatsruder, so ist es möglich, daß er in Irrthümer verfällt; so viele Andere hat das nämliche Schicksal betroffen; allein gewiß muß alles Große und Nationale seinem Genie zusagen." 13.

Notiz.

Nach einem etwa fünfjährigen Aufenthalt in Indien, Kaschmir u. s. w. ist der englische Reisende T. Vigne in sein Vaterland zurückgekehrt. Englische Blätter berichten über ihn aus der „Bombay Gazette", daß er so glücklich gewesen sei, in Kleinthibet und bis nach Iskardoh vorzudringen, wohin in neuester Zeit kein Europäer vor ihm gekommen ist; ferner daß er die Alexanderaltäre auf einer, den Sutledsch, bekanntlich einen Nebenfluß des Indas, überragenden Anhöhe besucht und eine an Landschaftszeichnungen und Portraits von den vornehmsten Männern jener Gegenden, wie Rundschit Singh, Dost Mehammed Khan, dem Schah von Kleinthibet u. A., sehr reiche Mappe und zugleich ein sehr schönes Panorama von dem Thal Kaschmir and der Stadt Kabul mitgebracht hat. 161.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 361. — 27. December 1839.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Neue Folge. Erster Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 360.)

3) „Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen", von Karl Georg Jacob. Wir haben diese Skizzen mit dem größten Interesse gelesen, und wir glauben keine undegründete Hoffnung auszusprechen, daß sie auf alle Leser einen gleichen Eindruck machen und dasselbe Urtheil hervorrufen werden. An Monographien weiblicher Charaktere, die in dieser Zeit hervorstechen, fehlt es nicht, und der Verf. hat eine ziemliche Anzahl derselben benutzt; aber in ihrer Totalität ist diese Seite der französischen Revolution noch nicht betrachtet worden. Auch der Verf. wollte nur skizziren und zusammenstellen; aber schon dieser Versuch legt hinlänglich an den Tag, was eine förmliche Geschichte der Frauen in der französischen Revolution sein würde, und von welchem Werthe überhaupt eine Geschichte des weiblichen Geschlechts sein müsse, die wir zur Zeit noch so gut als gänzlich entbehren. Wollte man boshaft sein, so könnte die Behauptung aufgestellt werden, daß, wie die alten weltbeherrschenden Römer aus Furcht ihre Sklaven durch keine abstechende Kleidung zum Bewußtsein ihrer Zahl und Macht kommen lassen wollten, so die Herren der Erde das weibliche Geschlecht aus dem Gebiete einer allgemeinen Geschichte verbannen, um mit der Erinnerung an seine Tugenden und Thaten keine neue rivalisirende Macht auftauchen zu sehen. Die vorliegenden Skizzen haben unleugbar ein nationales, religiöses und psychologisches Interesse, von der Erhabenheit der Frauen v. Bonchamp, de la Roche-Jaquelin, v. Stael und Roland bis zur Caricatur weiblicher Wesen, den berüchtigten Fischweibern herab. Und wenn es irgend eines Beweises noch bedürfte, daß die erste französische Revolution den untersten Grund des ganzen Gesellschaftsverbandes der Nation aufgewühlt habe, so würde ihn die Geschichte der damaligen französischen Frauenwelt liefern. Fragt man, wie denn auch diese so gänzlich habe in die Umkehr der Dinge gezogen werden können, so ist die Antwort im Allgemeinen wenigstens daraus zu entlehnen, daß die Frauen der höhern Gesellschaftskreise, namentlich seit Ludwig XIV., nicht ohne starken Einfluß und Antheil an der Leitung politischer Verhältnisse waren, und als die tiefer stehenden Volksclassen die höhern aus ihrer Stellung getrieben hatten, bemächtigte sich auch der Frauen dieser Volksclassen die Leidenschaft — und wer war damals ohne Leidenschaft! — eine ihrer Männer und den verdrängten Mitschwestern würdige Rolle zu spielen. Daß sie aber auch oft der leidende Theil waren, das hat der Verf. sowol an erhabenen als niedrigen Beispielen dargethan.

4) „Die Entwickelung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance", von Eduard Kolloff. Diese Monographie, gegen gewisse seit Winckelmann aufgekommene kunstgeschichtliche Ansichten gerichtet, verräth nicht gemeine Kenntnisse in der Geschichte der christlichen Kunst und zeichnet sich zugleich durch eine sehr belebte und frische Darstellungsweise aus; ein Charakterzug, der in seiner Raschheit gegen manche Ausdrücke, die jeder ruhige und aufmerksame Leser sogleich selbst finden wird, zu nachsichtig gewesen ist. Auch war Genserich kein Westgothe, und Gallianus statt Gallienus (S. 324) ist wol Druckfehler. *) Diese kleinen Ausstellungen können aber dem Werthe des Ganzen keinen Eintrag thun; und wenn der Verf. auch nicht in allen Punkten von Männern seines Fachs Recht erhalten sollte, so sind doch so viel gesunde und klare Ansichten in der Abhandlung ausgesprochen, daß insbesondere der gebildete Laie nicht ohne Belehrung und Zufriedenheit von der Lectüre derselben sich trennen wird. Sehr wahr äußert der Verf. — um an einigen Beispielen unsere Behauptung zu erweisen —:

> Als die Griechen ihre Sprache, ihre frohen und lichten Sitten, ihre Kunst und ihren Luxus mit allen seinen Lastern nach Latium verpflanzten, wurden die dornigen Walddäume an zu vielen Stellen geimpft, der wilde Saft floß zu schnell aus, und die Impflinge konnten nicht einfassen. Die Verfeinerung der Römer ward übereilt, und nie mehr kam ihnen das gehaltene Maß in der Beweglichkeit und das unbewußte Spielen mit der Freude. Sie lebten und genossen als Sünder mit gräflicher Wuth, als ihres Staates Herrlichkeit zerfiel. Daß ihre tändelnden Poesien fast alle unzüchtig, ihre verfeinertsten Genüsse fast alle bald barbarisch, ihre größten Gelehrten und Künstler fast alle freigelassene Sklaven und Kriegsgefangene sind, ist der beste Beweis für das Gesagte.

Uns hat diese Stelle um so mehr angesprochen, als wir vor nicht langer Zeit in einer philologischen Abhandlung dieselbe Ansicht weitläufiger zu begründen versucht haben. Wem Manso's „Leben Konstantin's des Großen"

*) S. 515 muß es auch statt censimus heißen censuimus.

Digitized by Google

nicht bekannt sein sollte — diese Schrift zerstöete unsers Wissens zuerst den falschen Nimbus, den parteiische Priesterurtheile um diesen ersten christlichen Monarchen des römischen Staates gebildet hatten —, dem zu Gefallen und zur Aufklärung lassen wir hier das Urtheil unsers Verf. folgen, das im Wesentlichen historisch begründet ist:

Konstantin der Große ist in gewisser Beziehung ein viel absoluterer Typus des heidnischen Charakters als jeder seiner Vorgänger. Seine Sitten und Handlungen, seine Welt- und Menschenverachtung, seine grass materielle Gesinnung stempeln ihn zu einem echten Heiden. Kaum hat er den Maxentius besiegt, so erlaubt er den afrikanischen Städten, den Fürsten des Flavischen Hauses, von welchem er abstammt, Tempel zu weihen, und deficirt, oder was auf eins hinauskommt, bewilligt dem Senat, ihm göttliche Ehre zu erweisen und seine Göttlichkeit auf Münzen zu verewigen. Er ist ein größerer Wüstling als Heliogabal und Caracalla; er übertrifft den Hadrian und Diocletian in Prachtliebe und Verschwendung; er plündert Rom, wie Rom einst Griechenland geplündert, um sich eine neue Stadt (Konstantinopel) von Marmor, Porphyr, Granit, Jaspis, Gold und Bronze zu bauen; er erscheint nie öffentlich ohne sein langes, mit Gold und Seide durchwirktes Schleppkleid, ohne sein kostbares Diadem, ohne seine Halsketten und Armbänder, welche von Perlen und Edelsteinen knistern; er bevölkert die Sophienkirche mit 427 Statuen, welche aus den heidnischen Tempeln Griechenlands und Asiens zusammengestohlen sind; er läßt seine Statue neben der des Heilandes und das Bild der Kaiserin-Mutter Helena neben dem Bilde der heiligen Jungfrau aufstellen; er leert die Steinbrüche Phrygiens und der Insel Prokonnesos *) aus für seine 14 Paläste, 14 Tempel, 8 öffentlichen Bäder, für seinen Hippodrom und sein Forum, welches eingzum mit einem Säulengange umgeben war und auf jeder Seite mit einem Triumphbogen schloß, und in dessen Mitte sich sein kolossales Standbild auf einer 120 Fuß hohen Porphyrsäule erhob. Und wie Alles fertig ist, zerstört er seiner eigenen Hände Werk und wird aus einem eifrigen Bildersammler ein wüthender Bilderstürmer, um bald darauf wieder ins entgegengesetzte Extrem zu fallen. So viel ich weiß, hat Konstantin der Große am meisten gebaut: Perikles, Alexander, Hadrian, Karl der Große, Julius II., Franz I., Ludwig XIV., Napoleon können sich nicht mit ihm messen; aber so viel ich weiß, hat er auch am meisten zerstört: Attila, Alarich, Aldoin, Odoaker sind nicht mit ihm zu vergleichen; und in dieser doppelten Hinsicht charakterisirt Konstantin der Große vollkommen die Barbarei und Geisteszerrüttung seiner Epoche.

Bekanntlich hat man behauptet, und es hat diese Behauptung auch vielen Beifall gefunden, daß das Christenthum der antiken Kunst und dem guten Geschmacke sehr nachtheilig und feindlich gewesen sei von der Zeit an, als es zur Staatsreligion des römischen Reichs erklärt ward. Diese Meinung bestreitet der Verf., indem er sagt:

Die Ursachen der Kunst- und Geschmacksverwilderung waren schon vorher da, und die Lage der antiken Kunst, welche allmälig in den schlaffsten, gleichgültigsten Eklekticismus ausgeartet war und ohne Wahl und Qual Alles durcheinander würfelte, konnte nicht schlimmer werden. Konstantin handelte ganz im heidnischen Geiste und änderte durchaus nichts an der antiken Kunst, woran bereits alle seine Vorgänger ihre Launen und Verrücktheiten ausgelassen hatten, und welche wie ein Krebs, der jede Hoffnung auf Rettung verlosen, Alles mit sich machen ließ. Obschon sie allerdings immer tiefer und tiefer herabkam, so scheint doch Konstantin nicht schuld daran zu sein.

*) So schreiben den Namen Landschaft die alten Schriftsteller, nicht Prokonnese, wie der Verf. Sie war durch Marmor und Alabaster berühmt.

Es war früher ein weitverbreiteter Glaube, daß die Barbaren der Völkerwanderung gleich den Wilden die besiegten Völker decimirt und den Boden der alten Cultur schonungslos zertreten hätten. Es hat dieser Glaube in Absicht auf die socialen Verhältnisse nach den besten Urkunden schon längst eine vollkommene Berichtigung erfahren, Hr. Kolloff versucht dieselbe auch in Beziehung auf die Kunstdenkmäler, und, wie wir glauben, mit glücklichem Erfolge. Überhaupt bildet dieser Theil der Abhandlung einen ihre besten Abschnitte; er stützt sich auf gute historische Studien, und wir bedauern es, ihn wegen seiner Länge nicht mittheilen zu können. Er verdient ganz besonders in die gewöhnlichen Lehrbücher über die Geschichte des Mittelalters aufgenommen zu werden. Zuletzt sei uns noch erlaubt, den Satz des Verf. hier niederzuschreiben, der gleichsam die Spitze der ganzen Monographie bildet:

Die christliche moderne Kunst ist wie die griechische, antike Kunst aus dem Gefühl des menschlichen Stolzes, aus dem Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit entsprungen.

5) „Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien", von F. W. Schubert. Der Verf. hat sein in dem vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches gegebenes Versprechen der Fortsetzung gehalten. Wer Hrn. Schubert's anderweite Leistungen kennt, wird ihm auch hier gern begegnen; uns hat wenigstens diese abermalige Bekanntschaft Vergnügen gewährt. Sobald man mit Schlosser's und v. Raumer's Leistungen für diese Periode der spanischen Geschichte vertraut ist, wird man allerdings in dieser Abhandlung keine wesentlich neuen Ergebnisse finden und bei dem gestellten Zwecke des Taschenbuches auch nicht unbedingt erwarten wollen; aber das Ganze ist ein wohlgetroffenes Bild jener spanischen Geschichtsepoche geworden: Spaniens Unglück und die Unfähigkeit der beiden Thronbewerber, des Bourbons Philipp und des Habsburgers Karl, sind zur klaren Anschauung gebracht. Eben darum, weil das Ganze ein wohlgetroffenes Bild ist, lassen sich einzelne Theile ohne Verkümmerung ihres Werthes davon nicht losreißen. Nur der Schluß, als Resultat der Erforschung dieser ganzen Geschichtsepoche, mag in d. Bl. einen Platz finden:

Die Abhängigkeit Spaniens von dem französischen Cabinet war erkämpft, indem Spaniens Selbständigkeit als europäischer Staat gerettet zu sein schien. Spanien hatte dadurch unbezweifelt seinen Rang unter den europäischen Großmächten aufgegeben, weil es seinen eigenen Kräften nicht mehr vertraute. Aber Spanien hatte die unglückliche Frucht einer entsetzlichen Parteienzwietracht, einer tobenden Mordsucht im Brudekriege, ein unsägliches Frohnen des plattesten Egoismus, die eitelste Großsprecherei und den leersten Stolz mit dem Mangel aller edeln und großartigen Kraft geerntet. Dieser unglücklicher Sinn vermochte damals auch nicht durch die entsetzlichste Noth des Vaterlandes gebeugt zu werden, ein Katalog steht als ein verödetes Beispiel zur dereinstigen Nachahmung für die erhabene Saragossa; aber die gesammte Geschichte des spanischen Volks in dieser Zeit wirft leider zu viel Stoff uns hin, um seine Geschichte im 19. Jahrhundert zu erläutern!

6) „Die Philosophie und die Philosophen des 12. u. 13. Jahrhunderts", von F. v. Raumer. Wenn man die große Literaturfülle über die Philosophen des Mittel-

Digitized by Google

alters, gewöhnlich Scholastiker genannt, in den Kirchengeschichten z. B. von Danz und Gieseler, und in der Dogmengeschichte von Baumgaeten-Crusius sammt den neuesten Monographien, die auf diesem Gebiete der Wissenschaft erschienen sind, in das Auge faßt, so sollte man bei dem ersten Anblicke glauben, es sei eher eine Überfüllung als ein Mangel dahin einschlagender Schriften vorhanden. Gleichwol findet sich bei genauerer Untersuchung, daß dem nicht so sei. Über einzelne Scholastiker, deren philosophische Meinungen und Dialektik sind allerdings zahlreiche Schriftwerke von französischen und deutschen Gelehrten insbesondere zu Tage gefördert worden, obschon auch in diesem Punkte noch außerordentlich viel zu thun übrig ist; aber eine Geschichte der Scholastik selbst, die diese merkwürdige Geistesthätigkeit und Richtung des Mittelalters als ein Ganzes auffaßte, ihre mannichfachen Gestaltungen gründlich erörterte, ihre Einwirkung auf die Kirche in das wahre Licht stellte und mithin einen neuen Standpunkt darböte, von wo aus das vielfach verkannte Mittelalter beurtheilt und gewürdigt werden könnte, besitzen wir zur Zeit noch nicht. Fragt man: warum? so liegt die Antwort ziemlich nahe: Vorurtheile gegen das Wesen des Mittelaltees überhaupt; die mit geringen Ausnahmen barbarische Sprache der Scholastiker; eine Dunkelheit erzeugende Dialektik und Geschraubtheit der Ausdrücke in den einzelnen Philosophemen, um mit der Kirche nicht in Conflict zu gerathen und die wahre Meinung einem gewöhnlichen Leser nicht errathen zu lassen; zuweilen schreckt aber auch die muthigsten und eifrigsten Forscher die rohe Heftigkeit der Speache ab, mit welcher kirchliche Fanatiker die freisinnigern und aufgeklärtern Scholastiker angreifen und verfolgen. Wer Schriften der Art gelesen hat, wird uns Recht geben. Hr. v. Raumer hat durch den vorliegenden Versuch einer Geschichte der Scholastik mehr anregen als erschöpfen wollen; aber schon dieser Versuch ist für den Geschichtsforscher sowol als für den Beobachter der menschlichen Thätigkeit nicht ohne Interesse. Und bei dem Lesen der Philosopheme Abälard's (st. 1142), dessen Werth Baumgaeten-Crusius wol zu niedrig anschlägt, und bei der Charakteristik des vielseitigen, trefflichen Roger Bacon (st. 1292 oder 1294) fiel uns unwillkürlich die bekannte Äußerung Fr. v. Schlegel's ein: „War das Mittelalter eine Nacht, so war es eine sternenhelle Nacht." 130.

Choix de contes et nouvelles, traduits du Chinois par *Théodore Pavie*. Angers 1839.

Frankreich, das so viele Männer besitzt, die sich den trockensten und strengwissenschaftlichen Studien gewidmet haben, hat nur eine sehr beschränkte Anzahl von solchen hervorgebracht, für welche das Studium der Sprachen der Gegenstand ausschließlicher Neigung und Sorgfalt geworden wäre. Allerdings konnten die europäischen Idiome den neuen Bedürfnissen einer Civilisation nicht fremd bleiben, welche allmälig dahin strebt, sich Alles anzueignen. Die, wenn auch unvollständige Ähnlichkeit der Sitten derjenigen Nationen, woraus dieser Welttheil besteht, die immer mehr sich erweiternden Handelsverbindungen, die Leichtigkeit und Zunahme des Reisens, die zahllosen Fremden, welche uns den nächsten wie aus den entferntesten Ländern jährlich nach Frankreich und insbesondere nach seiner Hauptstadt strömen, um sowol Land und Volk kennen zu lernen, als auch von den intellectuellen Schätzen, welche in jenem Mittelpunkte moderner Bildung angehäuft sind, Gewinn zu ziehen — all diese verschiedenen Umstände konnten nicht verfehlen, den Eifer der Franzosen zu einem, ohne Zweifel anstrengenden, aber auch für so lange Mühe lohnenden Studium anzuregen, das fähig ist, dem Geiste die unmittelbarste und wahrhafteste Befriedigung, die ihm vergönnt ist, zu verschaffen. Allein die semitischen Sprachen, die todten oder lebenden Sprachen jener merkwürdigen Völkerschaften, welche die ungeheuern Hochebenen von Asien, die Gestade des persischen Meerbusens, die Halbinseln des indischen Oceans ehemals bewohnten und deren Nachkommen noch zur Stunde dort hausen, welche tüchtige Kämpfer haben sich in Frankreich versucht, die in ihnen liegenden Schwierigkeiten mit den Waffen der Ausdauer, des Glücks und des Genies zu bekämpfen und zu überwinden? Condorcet konnte im vorigen Jahrhundert diesen Fortschritt in seiner berühmten Aufzählung der Eroberungen, welche der menschliche Geist gemacht hatte, noch nicht anführen. Es bedurfte des religiösen Proselytismus, um mit Muth, wenn auch nur vereinzelt, die Bahn zu eröffnen, welche die diplomatischen, wissenschaftlichen und Handelsverbindungen erweitern und vervollkommnen müssen. Und diese Verbindungen, in unsern Tagen die wichtigsten von allen, haben bis jetzt vielleicht wegen der ungeheuern Opfer und der Hingebung, welche das erwähnte Studium unerläßlich macht, nur eine Plejade von edeln und hoffnungsvollen Geistern für sich gewinnen können.

Herrn Pavie wird die ausgezeichnete Ehre zu Theil werden, unter jenen Eroberern der Wissenschaft eine würdige Stelle einzunehmen; er wird den Muth besessen haben, in ihrem Lande die geheimnißvollen Symbole zu studiren, deren noch auf den Mauern von Babylon, in den heiligen Büchern von China und in den Pagoden von Hindostan sichtbare Spuren nach dem Chaos der Weltschöpfung zum ersten Mal auf die Urschichten des Erdballs eingedruckt worden zu sein scheinen; nicht zufrieden damit, wird er mitten durch die Gefahren einer unbegrenzten Schiffahrt und die noch größern einer Landreise die Stelle selbst aufsuchen, wo die Sprache entstand, lebte und ausgestorben ist, nachdem er an dem entgegengesetzten Ende der Erde ihre Principien erlernt und sich die erforderlichen Kenntnisse vorher erworben. Nach vierjährigem rastlosen und mühevollen Studium, wodurch er nacheinander, ohne andern Führer im Anfange als sich selbst, sich mit dem Hebräischen, dem Sanskrit, dem Hindostanischen und mit jener, mit Recht für die schwierigste von allen geltenden Sprachen, dem Chinesischen, bekannt machte, hat sich dieser junge Orientalist endlich in Stand gesetzt, die gefahrvolle Sendung, welcher er sich gänzlich widmet, mit Erfolg auf sich zu nehmen. Diejenigen, welche in Paris in seine Nähe kamen, waren Zeugen seiner Anstrengungen und Nachtwachen; sie haben das schmeichelhafte Lob seiner Lehrer gehört. Und gleichwol als Herr Pavie, durch seine Reisen nach den beiden Amerikas mit den Anstrengungen und Beschwerden, die seiner warteten, bekannt gemacht, sich anschickte, aus freiem Antriebe, im Dienste der Wissenschaft einen Theil seines Vermögens, seine Gesundheit und vielleicht sein Leben zum Opfer zu bringen, wollte er aus höchstem Zartgefühle des Gewissens nicht, daß alle Andern, ausgenommen seine Freunde, sich über den Zweck seines ungeheuern Unternehmens täuschen könnten. Er hat demnach seinem Lande ein Zeugniß von den raschen Fortschritten in dem Studium der asiatischen Sprachen hinterlassen. Das oben angeführte Werkchen dient dazu, den Anfang der von dem Verfasser bereits durchlaufenen Strecke kennen zu lernen, und gestattet ein Urtheil über den künftigen Erfolg Dessen, dem man diese Arbeit verdankt. „Es sind nur Erzählungen und Romellen", sagt die Vorrede des Buches; allein wenigstens wird man einräumen, daß diese, mit jener alle Schriften von Pavie auszeichnenden durchsichtigen Klarheit des Styls über-

Digitized by Google

tragenen Erzählungen und Novellen die Aufmerksamkeit lebhaft anzuziehen verdienen. Ihrem inneren Gehalte nach besitzen sie eine unbestreitbare historische Autorität, denn sie sind in vielfacher Hinsicht das getreue Gemälde einer Civilisation, die nicht gealtert, die sich in keiner Weise geändert, die sich, allen Eroberungen und dem Sturze der Dynastien zum Trotz, unversehrt und mächtig erhalten hat. 40.

Notizen.

Nichts erscheint in einer Demokratie ungereimter und lächerlicher als Titel- und Rangsucht und Geburtsstolz, weil nichts dem Princip der Demokratie mehr zuwider ist. Dennoch werden diese Lächerlichkeiten hier sehr häufig gefunden, weil da, wo Alle gleich sind, gemäß einem Zuge der menschlichen Natur Jeder etwas mehr sein will als der Andere. Wir sehen dies an einem Rechtshandel, den der nordamerikanische Schriftsteller Fenimore Cooper gegen Hrn. Webb, den Herausgeber des „New-York enquirer", wegen eines gegen ihn gerichteten Schmähartikels und gegen die Inhaber mehrer andern Blätter wegen Abdruck desselben anhängig gemacht hat. Der Fall ist der Art, daß er nur in einer Republik vorkommen kann, und erinnert daran, wie die beiden großen Redner Äschines und Demosthenes sich öffentlich die Standesmakel ihrer Ältern, die Fehler ihrer Geburt und die Niedrigkeit ihrer frühern Lage vorwarfen. Kindisch, wie uns das erscheint, ist es doch geeignet, auf die Sitten einer Demokratie Licht zu werfen. Der Fall verhält sich nach Webb's freilich einseitiger Darstellung folgendermaßen. Cooper hatte ein Buch („Home as found") geschrieben, womit er im Auslande den Eindruck hervorzubringen trachtete, als lebe er, würdig seiner Abkunft von altadeliger englischer Familie, und der feinsten Erziehung und Bildung, die er genossen habe, angemessen, ganz auf dem Fuße eines Barons, während seine Landsleute unwissende, platte und ungehobelte Bauern wären, über welche die ihn besuchenden Engländer und die französische Gouvernante seiner Kinder nur lachen könnten. Hr. Webb, mit Cooper's Jugendverhältnissen genau bekannt, belehrte hierauf das Publicum, derselbe sei von rechtschaffenen, aber ganz armen Ältern; der Vater habe Fische in den Straßen von Burlington ausgerufen, sei dann Stellmacher geworden und habe es als solcher durch Fleiß und Anstrengung bis zum Friedensrichter seiner Grafschaft gebracht. Seine Großmutter, Mrs. Fenimore, habe noch vor 20 Jahren einen Hökerstand eingenommen und Gemüse am Markte von Philadelphia verkauft, die vor allen andern beliebt gewesen wären, wie Viele sich noch erinnerten.

Criminalität auf Corsica.

Robiquet, ein Civilingenieur, der sich fünf Jahre auf Corsica aufhielt, hat der französischen Akademie der Wissenschaften folgende Thatsachen über die Insel mitgetheilt. In den Jahren zwischen 1832 und 1836 wurden 333 Personen ermordet und 448 gefährlich verwundet bei einer Gesammtbevölkerung von 200,000 Seelen; $\frac{1}{600}$ der Getödteten und $\frac{1}{446}$ der Verwundeten waren durch Feuerwaffen verletzt worden. Die meisten Mordthaten geschehen im December, Januar und Februar, wovon der Grund wahrscheinlich im Mangel an Beschäftigung während der Wintermonate liegt.

Dr. Lorrey hat vor einiger Zeit der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein Verfahren mitgetheilt, dessen sich die Ägypter mit sehr glücklichem Erfolge bedienen, um eine Entstellung des Gesichts durch Pockennarben zu verhüten. Dem Kranken wird vom ersten Beginn der Krankheit an Morgens und Abends das Gesicht mit Blattgold belegt, das, mit ein wenig Gummiwasser aufgethan, auch zur Zeit, wo die Pocken in der höchsten Blüte stehen und das Gesicht geschwollen ist, fest liegen bleibt. Dies Mittel besitzt zugleich die Eigenschaft, den Reiz der Haut zu mildern, der diese Krankheit zu begleiten pflegt. 16t.

Bibliographie.

Baader, F. von Paula, Erinnerungen an Ignaz Albert von Riegg, Bischof von Augsburg. Eine kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens. Gr. 8. Augsburg, J. Wolff. 8 Gr.

Bayrhoffer, Beiträge zur Naturphilosophie. 2ter Beitrag. Die Theorie der ursprünglichen und geschlechtlichen Erzeugung des Menschen. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1840. 1 Thlr.

Bernhard, E., Lebensbilder aus Dänemark in Novellen und Erzählungen. 1ster Band. Die Hospital-Verlobung. — Auch u. d. T.: Die Hospital-Verlobung. Novelle. 2ter Band. Eine Familie auf dem Lande. — Auch u. d. T.: Eine Familie auf dem Lande. Novelle. 8. Leipzig, Weber. 1840. Jeder Band 1 Thlr.

Braun, E., Kunstvorstellungen des geflügelten Dionysos. Herrn Professor Welcker zur Beurtheilung vorgelegt. Gr. Fol. München, Franz. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Tages und des Hercules und der Minerva heilige Hochzeit. Eine Abhandlung rein archäologischen Inhalts. Gr. Fol. München, Franz. 2 Thlr. 16 Gr.

Frohberg, R., Vergangenheit und Zukunft. Roman. 2 Theile. 8. Gera, Heinsius. 1840. 2 Thlr. 12 Gr.

Grillparzer, F., Weh' dem, der lügt! Lustspiel in fünf Aufzügen. Ge. 8. Wien, Wallishausser. 1840. 1 Thlr.

Großmann, Julie v., Gedichte. Gr. 12. Breslau, Kern. 1 Thlr. 8 Ge.

Kämtz, L. F., Vorlesungen über Meteorologie. Mit 6 Tafeln in Steindruck. Gr. 8. Halle, Gebauer. 1840. 2 Thlr. 12 Gr.

Das Leben und die Thaten christlicher Helden und Kriegee. Nach den besten Quellen dargestellt. 1stes Bändchen. Enthaltend: Das Leben des Cid, — Gottfried's von Bouillon, — Bayards. Gr. 8. Augsburg, Kollmann. 1840. 12 Gr.

Drei Novellen von zwei Freunden. Von dem Verfasser der Novelle: Der Magister und das Zigeunermädchen. Aus dem Dänischen. 8. Kiel, Baurmeister u. Comp. 1840. 1 Thlr.

Hannoversches Portfolio. 2ter Band, enthaltend die bedeutendsten der in den Monaten Juni bis September 1839 dem Bundestage übergebenen Vorstellungen und Erklärungen. — Auch u. d. T.: Vorstellungen und Erklärungen an den Bundestag, betreffend die Hannoversche Verfassungsangelegenheit. Gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Reich der Geister, nach den Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen ***. 2ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1840. 12 Gr.

Kathâ sarit sâgara. Die Mährchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. 1stes bis 5tes Buch. Sanskrit und Deutsch herausgegeben von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Thlr.

Steiger, K., Volks- und Jugendschriften. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Das Himmelbett. Oder: Sara Chüng ab Gois. Eine wahre Geschichte. — 2tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Das Gutleutenhaus. Oder: Die grünen Schwestern. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. 8. St.-Gallen, Antiquariats-Buchh. zur Ilge. 20 Gr.

Die Trennung der Justiz und Administration. Ein Beitrag zur Staatsphilosophie und zum positiven deutschen Staatsrechte. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1840. 2 Thlr.

Wiener, M., Herbstrosen. Erzählungen und Novellen. 8. Breslau, Kern. 1840. 1 Thlr.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 6. 27. December 1839.

Schlußsatz über das altenburgische Consistorialrescript vom 13. Nov. 1838.

1. Bedenken der theologischen Facultäten der Landesuniversität Jena und der Universitäten zu Berlin, Göttingen und Heidelberg über das Rescript des herzoglichen Consistoriums zu Altenburg vom 13. Nov. 1838 (den kirchlichen Separatismus in der Ephorie Ronneburg betreffend) und über zwei verwandte Fragen. Altenburg, Schnuphase. 1839. Gr. 8. 16 Gr.
2. Motivirtes Votum über die wegen eines altenburgischen Consistorialrescripts zwischen biblischem Rationalismus, Pietismus und Separatismus entstandenen Streitigkeiten. Nebst einem Friedensantrag: Wie — durch Erhebung der christlichen Pflichtenlehre über das Dogmatische — aller Dogmenstreit gehoben werden könnte und sollte. Dem hohen Ministerium zu Altenburg dargelegt von H. E. G. Paulus. Mannheim, Hoff. 1839. Gr. 8. 20 Gr.

Die vorliegenden Blätter können, als ein Archiv des für den Gebildeten Wissens- und Besprechenswerthen im Literaturgebiete, sich nicht der Verpflichtung entziehen, über ein kirchliches Ereigniß zu berichten, das großes Aufsehen erregt und die verschiedensten Urtheile hervorgerufen hat. Den Theologen muß begreiflicherweise überlassen bleiben, sich über die Dogmen auszusprechen, deren Vernachlässigung das in der Überschrift genannte Rescript rügt und ihr wie anderes Unheil so zum großen Theil die Auswanderungslust beimißt. Die hallesche „Allgemeine Literaturzeitung" und Dr. Bretschneider im „Theologischen Literaturblatt" haben über diese Angelegenheit ihre Stimme bereits erhoben und dem berliner „Bedenken" alle mögliche Fehler nachgewiesen; Dr. Hengstenberg liegt es ob, auf diese Urtheile mit Gründen zu antworten.

In dem Altenburgischen fanden unter Ernst II. und seiner Söhne Regierung der unvergeßliche Demme und seine Nachfolger keine Schwierigkeiten, das kirchliche Wesen auf eine mehr rationnelle Dogmatik zu gründen. Alles ging seinen ruhigen vorwärtsschreitenden Gang, bis vor mehren Jahren weimarische Pfarrer und der fanatische Arzt de Valenti, in Dresden der böhmische Pastor Stephan zu schreien anfingen, man gehe dem Untergange des Christenthums entgegen; Sachsen und endlich ganz Deutschland werde ein heidnisches Babel, wer seine und der Seinigen Seele retten wolle, möge über das Meer fliehen. Im Muldenthal von Glauchau bis unterhalb Penig wucherte der längst ausgestreute Samen reichlich durch einige dahin gerufene, gegen den Unglauben donnernde Geistliche, die nicht unterließen, vor vielen ihrer Amtsbrüder als vor falschen Propheten zu warnen und Mistrauen, Zwietracht in und zwischen Gemeinden und Familien zu verbreiten. Doch wurde das neue Reich bald in sich selbst uneins: die Rudelbach-Scheibel'sche Fraction fand zwar die lutherische Kirche bedrängt, doch nicht hoffnungslos, erkannte endlich die Freiheit an, die ihr noch immer in Sachsen zu Theil würde, und hielt es selbst für unrecht, von dem Kampfplatze zu weichen und die rechtgläubigen Häuflein mit der guten Sache rath- und hülflos zu verlassen. Siehe: „Die Fanatiker im Muldenthal" ꝛc. von Pleißner (Altenburg 1839), gut und mit Ruhe geschrieben und für populaire Belehrung genügend; ferner Siedenhaar's in christlich ernstem und mildem Geiste abgefaßte „Altar- und Kanzelreden", sowie auch die treffliche, aber doch in der Rheinwald'schen „Kirchenzeitung" verketzerte Vatanzpredigt des Pastor Wildenhain in Limbach bei Chemnitz, in dem durch den Sectirer Krll beunruhigten Mittelfrohne gehalten. Der Candidat Lütkemüller, Hauslehrer bei Rudelbach, jetzt Prediger in Brüssel, deckte in unbeholfenem Styl die auffallendsten Blößen an Stephan auf („Die Lehren und Umtriebe der Stephanisten ꝛc.", Altenburg 1839) und der Katechet L. Fischer in Leipzig benutzte diese und andere Nachrichten zu einem vollständigern Berichte („Das falsche Märtyrerthum oder die Wahrheit in der Sache der Stephanianer", Leipzig 1839). Beide sind übrigens eifernde Lutheraner von Rudelbach's Fraction; der Letztere bei guten Anlagen nur schon etwas schreibselig und absprechend über Gegenstände, über welche die tüchtigsten Veteranen untereinander noch nicht einig sind. Auch schleicht ein „Pilger" herum.

Im Altenburgischen ließen sich zwei, durch Gesinnung und Wandel ehrenwerthe, aber geistig beschränkte Geistliche, Löber, der schon als Hauslehrer sich vor dem Volke durch Pietismus lächerlich machte, und der weniger gelehrte Gruber von dem Stephanismus bethören und suchten vor mehren Jahren mit einem Lieutenant Wurmb aus dem Rudolstädtischen durch allenthalben vertheilte Conventikel und Traetätchen pietistisch-methodistischen Geist zu verbreiten. Löber's schöne Predigtgaben, sein frommer gutgemeinter Eifer wirkten wol Gutes; aber die Verdächtigungen und Verketzerungen Andersdenkender, die oftmaligen Privatzusammenkünfte, mystische, zum Theil mit Unsinn angefüllte Schriftchen erzeugten sehr bald geistlichen Hochmuth, häuslichen Zwiespalt, Pflichtversäumnisse, und die herzogliche Regierung und das Consistorium schritten bereits 1838 zwar schonend, doch mit Ernst ein. Gruber trieb sein Wesen auf gleiche Weise; ein Baron von J. K., der nachher fortzog, und andre Missionnaire reisten hin und her zu den geliebten Brüdern, und es kam dahin, daß vom 1. Oct. 1837 bis dahin 1838 150 Köpfe von den 121,260 Einwohnern des Herzogthums Altenburg auswanderten, zum Theil unter dem Vorgeben, daß ihnen nicht mehr das wahre lutherische Christenthum gepredigt werde. Alle Vorstellungen waren vergeblich; Löber, und im Aug. 1839 auch Gruber, verließen das vor vielen Ländern gesegnete und weise regierte Vaterland. Im J. 1838 traf die vor einigen Jahren wiedereingeführte Generalvisitation die Ephorie Ronneburg, welcher der berühmte Dr. Jon. Schuderoff auf 30 Jahre als Ephorus vorgestanden, sehr etlichen Jahren aber einen Vicarius gewünscht und erhalten hatte. Es sollten durch den Commissarius, Consistorialrath Dr. Hesekiel, zugleich die Ursachen der kirchlichen Stöeungen, des Separatismus und der Auswanderungslust ermittelt werden, um diesen Übeln zu steuern. Gruber wurde zurechtgewiesen, aber der Commissarius glaubte gefunden zu haben, daß einige benachbarte Geistliche weder durch gründliche Belehrung, noch durch sonstige Pastoralklugheit die Verirrten genugsam auf den rechten Weg geleitet hätten, sowie auch ihre Visitationspredigten nicht genügten. Der Zulauf zu Gruber schien die Klagen anderer Parochianen über Mangel an den rechten Glaubenspredigten zu begründen. Das gab die Veranlassung zu dem so merkwürdig gewordenen Rescript vom 13. Nov. 1838. Noch S. 13 der „Bedenken" sollte es weniger „ein Tadel für eine größere oder kleinere Anzahl, und noch weniger der ganzen Geistlichkeit sein, die ja so viele Beweise der unzweideutigsten Achtung ihrer Vorgesetzten erhalten, als vielmehr eine allgemeine Reflexion über den Gang und Zustand des kirchlichen Lebens überhaupt, dergleichen das Consistorium schon öfter in Generalreferipten seinen Geistlichen mitgetheilt habe". Der erste Eindruck von dem Erlaß war allerdings auf die größte Mehrheit (nicht „angebliche") sehr ungünstig. Zwar erkannte sie wohl, daß es durchaus kein Wöllner'sches Religionsedict wäre, sowie Das, was S. 13 über seine mildern Bestimmungen gesagt ist; daß es nicht für das größere Publicum ausgegangen sei, daß es die beste Absicht habe, daß gewiß für einzelne Mitglieder eine Mahnung, die Einseitigkeiten mancher bloßen Moralprediger zu

Digitized by Google

vermeiden, sogar nöthig sein möchte. Allein das Reskript war offenbar von der „allgemeinen Reflexion" zu sehr in das Specialisiren, von dem Gebiete der Religion in das der Dogmatik und zwar auch der Dogmen gerathen, die von den Theologen verschieden aufgefaßt, zum Theil mit Heftigkeit bestritten und nach den kirchlichen Bestimmungen nicht von Allen als Fundamentalartikel anerkannt werden.

Mistrauen ist eine Krankheit der Zeit und daher wol erklärlich und verzeihlich, wenn noch manchen gefallenen Äußerungen und Ereignissen, die man jedoch dem Consistorium nicht unbedingt und unmittelbar beimessen kann, das Reskript nicht als eine „allgemeine Reflexion" von der Mehrheit angenommen, sondern an das Principiis obsta gedacht wurde und viele Geistliche fürchteten, mit ihrer Überzeugung und bisherigen Lehrweise ins Gedränge zu kommen. Bei den vielen Beweisen der Zufriedenheit, wie sie zuletzt noch Dr. Großmann ausgesprochen hatte, und bei der offenbaren Vorlage, daß die Leute nach der vernunftgemäßen Lehrart auch bei Vernunft und zufrieden im Vaterlande geblieben, die Auswanderer hingegen gerade durch die, wenigstens früherhin gerühmten zwei Stocklutheraner in die Ferne geführt worden waren, mußte es allerdings die Geistlichkeit etwas befremden, in diesem Reskript, das für die Wissenschaft zu wenig, für eine Lehranweisung zu viel gab, vor und mit ihren Schullehrern zurechtgewiesen, statt etwa in einem freundlichen Hirtenbriefe aufmerksam gemacht zu werden auf die Ergebnisse der Visitation, und was etwa im Allgemeinen zu thun oder zu unterlassen sei, wie sie denn schon über verschiedene Angelegenheiten sehr human um ihre Gutachten durch Generalreskripte befragt worden war. Eingedenk jedoch, wie außerordentlich viel sie diesem Consistorium, seinen mühsamen und vieljährigen Arbeiten und unermüdeten Verwendungen zur Verbesserung ihrer Lage zu verdanken hatte, erwägend, wie mislich es sei, einer so ehrenwerthen Behörde schriftlich gegenüber zu treten, wie bedenklich und erfolglos, wo nicht unbescheiden besondere Anfragen scheinen müßten, schwieg die Geistlichkeit in der Mehrzahl, ehrte die gute Absicht und that im Stillen, was sie für Pflicht erkannte. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung" machte unterdeß das Reskript mit einigen scharfen Glossen bekannt. Jetzt entstand die größte Aufregung gegen dasselbe und die schweigenden Geistlichen, und eine Menge zum Theil in den heftigsten Ausdrücken abgefaßter Aufsätze kam zum Vorschein. Die vor ganz Deutschland gescholtene Geistlichkeit hielt noch immer zurück, ihre Gefühle auszusprechen. Da erschien in der Rheinwald'schen „Kirchenzeitung" ein samöser, Altenburg, den 29. Dec. 1838 datirter Artikel, der dem Lande die Kenntniß des wahren Christenthums geradezu absprach, damit dem Reskripte die schlimmste Bedeutung des Henastenbergianismus gab und so die Erbitterung im ganzen Herzogthum und in den Nachbarlanden aufs höchste brachte. Hier war nun unstreitig der geeignetste Zeitpunkt zu einer beruhigenden authentischen Erklärung, wie sie das heidelberger „Bedenken", (S. 174) ebenfalls wünscht. Aber erst Ende Febr. 1839 kam, nach vielfacher Berathung, Archidiakonus Klötzner's Schrift: „Beitrag zur Ehrenrettung einer verunglimpften christlichen Glaubens- und Predigtweise ꝛc." (Leipzig), die zunächst den Berliner angriff, der noch lange mit Verketzerung, Lug und Trug fortfuhr, aber, da nachher der Wind sich wendete und ihm officiell seine Unziemlichkeit vorgehalten wurde („Bedenken", S. 19, Note), allmälig eine andere Fahne aufsteckte. Klötzner berührt natürlich auch mit aller Bescheidenheit die aufgestellten Dogmen des Reskripts, und erklärt, daß und inwiefern sie auch von der neuen Theologie gelehrt würden, beurtheilt die berlinischen und neuhollischen neumodischen Floskeln von christlicher Tiefe und dergl. Diese Schrift hält sich nur an die Sache und hat den Beifall Aller, denen es nur darum zu thun ist, erhalten. Weit entfernt aufzuregen, besänftigte sie vielmehr viele Aufgeregte und wurde von Vielen, selbst öffentlich als allzu rücksichtsvoll („Bedenken", S. 94) abvotirend genannt.

Wenige Tage nach Klötzner's Schrift erschien das „Sendschreiben an den Herrn Consistorialrath Dr. Heseliel" von dem Veteran Dr. Schuderoff, das ihm eine Zeit lang Suspension von den sich noch vorbehaltenen Amtsarbeiten zuzog. Nicht er war in dem Reskript, sondern nur sein Vicarius erwähnt worden, er berichtete aber nun, mit noch immer gewandter Feder, wie er die Sache als Ephorus angesehen und behandelt habe. Das Schriftchen erhielt sehr bald eine neue Auflage. Nachher kamen, sehr entbehrlich, „Trostgründe an die altenburgische Geistlichkeit ꝛc." aus der Schweiz; ferner: „Gedanken eines alten Pfarrers über die Kämpfe wider das herzoglich Sachsen-altenburgische Consistorialreskript"; gut gemeint und tolerant, doch ohne Principien, für das Reskript, aber widerspruchsvoll. Prof. Richter's Schrift: „Das Kirchenregiment und die Symbole" (Leipzig 1839), war juristisch-symbolisch, lenkte aber am Schlusse sehr ein.

Unter diesem Reden und Schreiben fand sich das Ministerium zu Altenburg „mit höchster landesherrlicher Ermächtigung veranlaßt", die auf dem Titel der in der Überschrift zuerst genannten Schrift gedachten „hochwürdigen theologischen Facultäten um ihr einsichtsvolles und pflichtmäßiges Bedenken über die Angelegenheit zu ersuchen". Es sind dazu drei Fragen aufgestellt:

1) Trifft das Consistorialreskript vom 13. Nov. mit Recht der Tadel, daß seine Foderung dem Gewissen der Landesgeistlichkeit zu nahe trete?
2) Ist die Tendenz des Consistoriums, wie sie aus den Beilagen dieses Aufsatzes hervorgeht, eine dem Pflichtenkreise und der Stellung dieses Collegiums angemessene oder nicht?
3) Ist der vom Hrn. Archidiakonus Klötzner eingeschlagene Weg zur vermeintlich nothwendigen Abwehr vorausgesetzter Angriffe gegen die Geistlichkeit an sich und unter den angegebenen, obwaltenden Umständen für angemessen zu achten, und was ist von der Schrift desselben nach Inhalt und Form zu urtheilen?

Die Offenheit und Humanität der hohen Behörde, die ihres Rechts und ihrer guten Gesinnung sich bewußt war, die aber bei den verschiedenen theologischen Richtungen und nach bisherigen Erfahrungen keineswegs auf durchgängig ihr beistimmende Urtheile rechnen durfte, und dennoch diesen Weg, nicht den die Kirche so oft verwirrenden der Cabinetsentscheidung wählte, verdient die größte Achtung und kann das Vertrauen, wo es wankend geworden war, nur wieder befestigen.

Es muß für das ganze Land nur erfreulich sein, hier auch eine neue öffentliche Bürgschaft zu haben, daß nichts von Versuchen zur Verfinsterung zu fürchten sei, die auch hier vergeblich sein würden. Schon die Versicherung der Einleitung (S. 20): „daß mit dem Glaubensbekenntniß, das Klötzner über mehre Gegenstände der Religionslehre aufgestellt habe, wol alle Systeme im Wesentlichen zufrieden sein können, und wenn sie immer und überall so vorgetragen worden wären, es sich noch gar sehr fragen könnte, ob das Consistorialreskript erfolgt sein würde", muß die Überzeugung beleben, wie es auch in dem Sinne und Willen der neuen Landesherrschaft liege, daß sie, treu ihrer Glaubensansicht, und ein hochachtungswerthes Vorbild auch der kirchlichen Andacht, auf der alten, vorgefundenen Bahn und im Geiste ihres großen Ahnherrn, Ernst des Frommen, mit ihren Ministern und Collegien fortgehen, keineswegs die Fesseln des Buchstabens der Confessionsschriften anlegen (wie denn auch das Reskript z. B. nicht die Athanasianische Trinitätsbestimmung u. s. w. aufstellt), sondern Gesetz und Ordnung, aber auch Glaubens- und Gewissens- und so auch Lehrfreiheit in Kirchen und Schulen stets ehren und schützen wolle.

Der Wahrheitsfreund muß sich freuen, daß durch diese so seltene Veröffentlichung sich manches hohe Urtheil über den Conzipienten des Reskripts, wobei man zuweilen vergaß, daß, wenn es auch sehr natürlich das Gepräge einer eigenthümlichen dogmatischen Ansicht an sich trug, es doch zuletzt der Ausfluß

Digitized by Google

eines Collegiums war, berichtigen wird, namentlich der Tadel über das zu milde Verfahren gegen den Pastor Gruber. Dies war ein irrender, verblendeter, aber rechtschaffener Mann; dabei, wie auch seine brave Gattin, die sehr ungern mit auswandern wollte, kränklich und ein Vater von acht Kindern, darunter ein Säugling. Er war früher beliebt bei seiner kleinen Gemeinde, die sich zugleich durch den Zulauf von Fremden geehrt fühlte, bis ihr doch endlich seine unaufhörlichen Strafpredigten, worin auch sie selbst für seiner nicht werth erklärt wurde, unerträglich werden mußten und Viele ihm abgeneigt wurden. Man wollte ihn nicht hülflos in die Welt hinauslassen, hoffte den Verirrten zu ändern, ihn das volle Vertrauen wieder zu verschaffen und die Familie vom drohenden Untergange zu retten; daher die glimpfliche, vielem Tadel ausgesetzte Rede des Herrn Commissarius am Altare nach der nicht befriedigenden Visitationspredigt. Liest man dagegen („Bedenken", S. 53—61) von der herzlichen Sorgfalt des Consistoriums für Gruder und die durch ihn Verführten, von der Verhandlung mit ihm in Gegenwart des wackern Ephorievicar Reimschüssel in Ronneburg (14. Oct. 1838), und die vortreffliche Anrede des Hrn. Dr. Hesekiel an Pastor Gruber, so wird man über Vieles milder sprechen. Der Redner bietet Alles auf, was überzeugen und rühren konnte: „die Bitten eines vielbedrängten treuen Weibes, die Lage des Kirchen- und Schulwesens in Nordamerika, wo die Ungebundenheit der Lehre und der Presse in unzähligen Sekten neben den Verirrungen des Methodismus die freieste Mittheilung der verderblichen Lehren völliger Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit begünstigt". „Sie sind auf das unsichere Gebiet des Sektenwesens gerathen, haben Ihre Geistesfreiheit in Christo hingegeben und sich dem täuschenden Einfluß eines Mannes überlassen, dessen Lebenswandel wenigstens nicht unanstößig ist, und bei dessen Verehrung Sie einem eigentlichen evangelischen Papismus huldigen u. s. w." „In Ihren öffentlichen Vorträgen werden Sie alle verdammende Urtheile über Andersdenkende meiden und namentlich sich hüten, Ihre Amtsbrüder öffentlich der unreinen Verkündigung des Evangeliums oder der falschen Verwaltung der Sacramente zu beschuldigen, wie erst kürzlich von Ihnen geschehen ist. Sie werden, lieber Bruder, fortan Alles, was Sie reden und thun, in heiliger Liebe geschehen lassen u. s. w."

Pastor Gruber versprach zu bleiben und sich zu bessern; aber es reuete ihn bald, besonders da häusliche Noth einkrat, die er als Gottes Strafgericht für seinen Treubruch an dem Versprechen auszuwandern ansah. Er bat wieder um seine Entlassung und erhielt sie definitiv; er wollte nachher seinen Aufenthalt bis in den October verlängern, vielleicht, da Stephan's Schlechtigkeit und der Colonie Verlegenheit laut wurde, ganz zurücktreten; aber die gemißbrauchte Güte war erschöpft, das Amt besetzt, er zog fort.

Die einzelnen Bedenken so hochangesehener Facultäten machten auf die Mehrheit der altenburger Geistlichkeit den besten Eindruck. Es kann sie nur erfreuen und zum Danke verpflichten, daß das Triumvirat: Jena, Göttingen und Heidelberg, in Dem, was ja die Hauptsache ist, in dem Lehrtypus derselben, namentlich wie sich Klötzner darüber erklärt, nichts Bedenkliches und Verwerfliches findet. Jena, dem Lande und dem Ereigniß näher, ist allerdings in den richtigen Sinn und in die Absicht der betheiligten Geistlichen am tiefsten und besten eingegangen, hat die eigentlichen Ursachen und Beschaffenheiten solches separatistischen und fanatischen Treibens auch in Zeiten, die glaubensvoll hießen, mit sorgfältiger Benutzung der Beispiele aus der Kirchengeschichte, woran man den wackern und gewandten Hase erkannt, hervorgehoben und von Dem, was allenfalls einer anklagenden Deutung unterliegen konnte, auch einer andern, günstigern Raum gegeben.

Die berliner Facultät ist mit den drei andern in der dritten Frage geradezu in offenbarer Opposition, sowie auch mit dem Urtheil der hohen Behörde über Klötzner's System und Glaubensbekenntniß. Wenn diese nun (S. 22) erklärt, daß ihr „an der Ansicht dieser Facultät wesentlich gelegen sei", so irren Die, welche in jenem „wesentlich" eine Bevorzugung und Hinneigung zu der in den Sprachgebrauch längst aufgenommenen „berliner Weise oder preußischen Theologie" im Gegensatz der sächsischen gefunden haben. Es hat vielmehr nach jener herausgegangenen Erklärung den Anschein, als habe man der altenburgischen Geistlichkeit indirect sagen wollen: Siehe, dieses System, vor dem du dich so fürchtest, verlangen wir nicht. Der Versuchung, sich etwas zu schmiegen, hat die hochweise Facultät glücklich widerstanden, sie ist ihrer Orthodoxie, mit einigen wenigen freiern Zügen, die man wol den mildern Gesinnungen der mitunterzeichneten Herren Doctoren Neander, Strauß und Twesten verdankt, treu geblieben, und das ist zu rühmen. Aber nicht zu rühmen ist, daß sie auch der alten Orthodoxie darin treu blieb, des Gegners Gesinnung möglichst zu verdächtigen.

Über die selbst in Amerika besprochene Reskriptsangelegenheit findet sich eine ziemlich ausführliche historische Darstellung in den ersten Blättern des Juni der „Allgemeinen Kirchenzeitung" (1839); eine sehr gründliche Beurtheilung des Reskripts in der Beilage Nr. 44 der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", mit der Aufschrift: „Über kirchliche Gesetzgebung", eine scharfe Kritik desselben in der „Minerva", Juni 1839, später gemildert. In den Beilagen zu Nr. 195 u. 196 der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", ist ein geistreicher, vielleicht halboffizieller Aufsatz für das Reskript und über „das neueste Actenstück in der kirchlichen Angelegenheit des Herzogthums Altenburg", sowie dieses Blatt auch sonst noch viele Berichte in dieser Sache geliefert hat. Auch ist die Erscheinung in der von den beiden würdigen Dr. Friedrich in Frankfurt a. M. und Archidiakonus Dr. Fischer in Leipzig begonnenen „Lichtfreunde" gut besprochen.

Der ehrwürdige Paulus in Heidelberg „sah nach der Wahrscheinlichkeit voraus, daß er zufolge seines Bestrebens für Harmonie mit seinen Collegen in den wesentlichen Punkten übereinstimmen würde"; doch wollte er „in dieser, für die wahre, reine Christlichkeit in Deutschland wichtigen altenburgischen Kirchenangelegenheit seine speciellere Ansicht sich selbst mehr verdeutlichen und sein Votum seinen Collegen vor der mündlichen Berathung freundschaftlich vorlegen". An der Hand der Wissenschaft, der Geschichte und vieler Erfahrungen spricht sich nun der Verf. in der unter 2 genannten Schrift ungemein geistvoll über die Principien und über den Zustand der Theologie und Religion aus, sodaß seine lehrreiche Gabe die größte Aufmerksamkeit und Beherzigung verdient und es Niemand gereuen wird, die Schrift gelesen zu haben, wenn man auch nicht in eine Trennung der Glaubens- und Pflichtenlehre, wie sie der Verf. will, mit einstimmen kann. Die christliche Pflicht und noch mehr die Kraft und der Muth zur treuen Pflichterfüllung ruht und wurzelt auf dem Boden des christlichen Glaubens. Edr. 10. Übrigens urtheilt der Verf. mit Wahrheitsliebe, aber auch mit Achtung gegen das Collegium, wie gegen Klötzner, auch da, wo er mit Letzterm nicht einverstanden ist.

Wir benutzen die Gelegenheit, des rüstigen Hrn. Verf. kürzlich erschienene „Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte zum Andenken an mein funfzigjähriges Jubiläum. Mit vielen den Zeitgeist charakterisirenden Zuschriften von der Universität Tübingen, von 16 Facultäten, von der Stadt Heidelberg und von 12 Diöcesen aus der baierischen Pfalz. Den Theilnehmenden gewidmet von Dr. Paulus" (Heidelberg, 1839), noch zu erwähnen. Daß ein so langes, im fortschreitenden Streben, treffliche geistige Kräfte auszubilden, Wahrheit zu erforschen und zu verbreiten, in verschiedenartigen Aemtern, unter wechselnden Umgebungen und in verhängnißvollen Zeiten zurückgelegtes wirksames Leben reich an anziehenden Mittheilungen sein müsse, werden die Leser mit Vergnügen in dieser Schrift finden. Das „Conversations-Lexikon" (Bd. 8) gibt genügende Auskunft über die Schicksale des Mannes, der, den 1. Sept. 1761 geboren, 1789 das vom 15. April datirte

Digitized by Google

Vocationsschreiben als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen in Jena erhielt und daher den 15. April 1839 ein wahrhaft rührendes, erhebendes Jubelfest feierte. Dem Ref. ist vorzüglich lieb auch die Schilderung des jenaischen Aufenthalts, der trefflichen Männer, die von 1790—94 auch seine Lehrer mit ihm waren, dessen heldenmüthige, glorreiche Disputation er mit anhörte, dessen Kühnheiten über das Alte Testament ihm anfangs Herzklopfen, aber auch Beruhigung gewährten. Seine Ansichten fanden Widerspruch, aber trefflich spricht (S. 18) sein College Umbreit: „Bei einer verschiedenen theologischen Richtung hat sich mir die sichere Erfahrung kundgegeben, daß Ihnen selbständige Forschung über Alles gehe und jenes berühmte Grundwort Ihres Systems: Überzeugungstreue, zur wirklichen That des Lebens geworden." So spricht der christliche Theologe, so Tübingen, so Alle. Hr. Dr. Hengstenberg entschuldigt auf eigene Art (S. 182) das Stillschweigen von Berlin. 105.

Reise- und Lebensskizzen nebst dramaturgischen Blättern von Friedrich Heinse. Zweiter Theil. Leipzig, Hinrichs. 1839. 8. 16 Gr.*)

In diesem zweiten Theile der „Reise- und Lebensskizzen" rührt eigentlich gar nichts von Heinse selbst her, sodaß der Titel nur als eine Art seiner Charlatanerie anzusehen ist. Von „Reise- und Lebensskizzen" ist gar nichts darin vorhanden, und die „dramaturgischen Blätter" rühren nicht von Heinse, sondern von Amadeus Wendt her. Für die Herausgabe dieser „dramaturgischen Blätter" von Wendt können wir dem Herausgeber immerhin Dank sagen; Wendt zeigt sich darin, wie stets, als einen gewandten, redlichen, ziemlich scharf eindringenden und besonders geschmackvollen Kritiker; er geht in die Intentionen des Dichters, Componisten oder darstellenden Künstlers ein, er detaillirt scharf, ohne die allgemeine Bedeutung des kritisirten Werkes darüber zu vergessen; er will nicht, wie es jetzt zu geschehen pflegt, nur sein eigenes Licht, statt das Licht des Products, das er beurtheilt, leuchten lassen, er will eben nur Interpret sein; und selbst wo er tadelt, ist die Liebe zu dem Künstler oder dessen Werke sein Ausgangs- und Endpunkt. Daß dies die wahre und echte Art der Kritik sei, ist nicht weiter zu beweisen, sondern ergibt sich von selbst. Die hier abgedruckten Kritiken Wendt's sind allerdings nicht geeignet, in das literarische Leben der Gegenwart maßgebend einzugreifen, aber sie können sämmtlich als Muster dienen, wie man kritisiren sollte; denn sie sind in einer Form der Kritik gehalten, welche nichts blos Individuelles und Temporaires an sich trägt und für alle Zeiten und unter allen Umständen mustergültig sein wird. Der ausführlichste und merkwürdigste kritische Commentar ist der über Weber's „Euryanthe", welcher mit seinem Nachtrage 78 Seiten umfaßt; sodann folgt eine Kritik über einige Darstellungen der Schauspielerin Dem. Lindner in Leipzig, worin sich der Kritiker über eine gewisse Gattung von Theaterstücken auf eine beherzigenswerthe Weise äußert wie folgt: „Im Grunde dient bei solchen Darstellungen — den sogenannten Schnbladenstücken — der Dichter immer nur einem Schauspieler oder einer Schauspielerin; diese aber dienen beim Abspielen derselben wieder dem Publicum und zwar auf eine der Schauspielkunst unwürdige Art, indem es dabei auf das Gefallen, auf äußere Fertigkeiten abgesehen ist." In dieser Kritik macht der Beurtheiler auch einige Abschweifungen auf den verstorbenen Schauspieler Stein, den er zuweilen, z. B. als Hamlet, scharf tadelt, wobei er sich als einen Kritiker bewährt, der in die feinern Nuancen der Rolle tief eingedrungen. Der Aufsatz über die Sängerin Schechner ist nicht erschöpfend und enthält eben nur Andeutungen, wie sie in einem laufenden Bericht in irgend einem Zeitblatte ganz an Ort und Stelle sind; dagegen ist die Auseinanderlegung des Calderon'schen Schauspiels „Das Leben ein Traum" so gründlich wie überzeugend. Die Novelle „Donna Elena", welche den Schluß des Bandes bildet, würde von Heinse herrühren, wenn sie nicht von einem Beiten herrührte; sie ist nämlich aus dem Almanach „Friendship's offering for 1837" übersetzt, nicht eben gut; auch ist sie so weitschweifig wie unwahrscheinlich und gerade von keinem ergiebigen Humor. Für den dritten Band verspricht uns Heinse eine Originalarbeit, welche vaterländisch-sächsische Zustände behandeln soll. Wir wollen für dieses Zuständliche das Beste hoffen. 84.

*) Vgl. über den ersten Theil den Bericht eines andern Mitarbeiters in Nr 382 d. Bl. f. 1837. D. Red.

Miscellen.

Wenn man erwägt, wie streng hier und da noch die neuesten peinlichen Gesetze das Verbrechen der beleidigten Majestät, verübt durch Beschimpfung des Staatsoberhauptes, oder durch bloße Verachtung desselben, bestraft haben, so muß man sich in der That wundern über die in diesem Punkte beiweitem mildern Ansichten der Vorzeit. So erzählt Plutarch in der Lebensbeschreibung des Perserkönigs Artaxerxes (Cap. 5), daß dieser einem Menschen Namens Euklides, welcher den König gröblich durch Worte beleidigt hatte, eine Offiziersstelle verliehen habe mit den Worten: „Dir steht es frei, vom Könige zu sprechen, was du willst; der König aber kann reden und thun, was ihm beliebt." Ebenso legt Dio Cassius (52, 31) dem Mäcenas treffliche Rathschläge, gegeben dem Imperator Augustus, betreffend die Nichtachtung der Beleidigung der Majestät durch Schmähung, in den Mund, und an einem andern Orte (66, 19) erwähnt eben dieser Schriftsteller, daß der Kaiser Titus Untersuchungen über das Verbrechen der beleidigten Majestät durch Beschimpfung nicht gestattet habe; „denn", pflegte er zu sagen, „mich kann Niemand durch Worte beleidigen oder herabsetzen, weil ich nichts Tadelnswerthes begehe; Alles aber, was fälschlich gegen mich vorgebracht wird, verachte ich durchaus." Endlich athmet die vom Kaiser Theodosius am 8. August 393 gegebene und im Justinianischen Codex befindliche Constitution (L. un. C. Si quis imperatori maledixerit 9, 7) im Ganzen einen dem römischen Despotismus fremden Geist.*) „Wenn", heißt es hier, „Jemand, der von Bescheidenheit und Scham keinen Begriff hat, durch böshliche oder leichtfertige Schmähung unserer Hoheit anzutasten wagt und im Sinnenrausch als ein unruhiger Widersacher unserer Regierung sich zeigt, so wollen wir, daß ihm etwas Unangenehmes und Hartes nicht zugefügt werde. Denn handelte er aus Leichtsinn, so ist es zu verachten; ist er wahnsinnig, so verdient er Mitleid; will er beleidigen, so muß man ihm verzeihen. Daher werde irgend etwas gegen ihn nicht unternommen, sondern Bericht an uns erstattet, damit wir nach den persönlichen Eigenschaften jener Menschen deren Äußerungen erwägen und dann bestimmen können, ob die Sache auf sich beruhen oder untersucht werden soll."

Ein Beispiel harter Bestrafung von Injurien im 16. Jahrhundert wird in C. T. Gemeiner's „Regensburger Chronik", Bd. 4, S. 337 fg., angeführt.: „Am Tage Kiliani (1521) hat man eines Bürgers Sohn, Jorg Gartner genannt (des Abts zu St.-Emmeram Camerer), und N. Pleininger, genannt Phreiler (desselben Abts Bereiter) frühe auf den Pranger gestellt von Red wegen. — — Der Bereiter gestund der Rede; das ander jung Mensch weinte nur, und wollte darauf sterben, er hätte solches nie gedacht. Man stach ihnen beiden die Augen aus." 166.

*) Nicht so günstig urtheilt davon Weber „über Injurien und Schmähschriften", Bd. 1, S. 190, in der Note.

Verantwortlicher Herausgeber. Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 362. — 28. December 1839.

München 1839.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Es ist eigen, an die Vandalen zu denken in dem kunstreichen München. Aber wer kann für Gedanken! Die Vandalen brechen oft da hervor, wo man sie am wenigsten erwartet. Das lustige alte England, wer dachte es, heckte in seinem Schooße die finstern Puritaner. Schon da, als Elisabeth und Shakspeare regierten, blickten die Rundköpfe hervor, und der Stahl ward geschliffen, den Cromwell's Dragoner nachher zückten. Die Jakobinermützen waren schon gewebt, als der Parc aux cerfs wucherte und die Feste von Trianon durch die Nacht erklangen. Nur nachher wurden sie roth gefärbt.

Doch an solche Vandalen dachte ich eigentlich nicht. Aber man hört seltsame Stimmen in München. Wenn der Fremde entzückt ist über die wunderbare Fülle neuer Schöpfungen, sieht ihn wol ein Gesicht auch mit wunderbarem Lächeln an. „Kunst, und nichts als Kunst, und täglich Kunst, und morgen wieder Kunst; halte das ein anderer Magen aus!" sagte ein junger Mann, nicht heimlich, vor einer großen Gesellschaft. Das könnte der Widerhall von vielen Stimmen unter den Gebildeten sein. Es widersprach ihm Keiner; sie lächelten nur. Von diesen Gebildeten ist nichts zu fürchten. Sie haben Respect vor dem Geschaffenen, vor der Muse, die schafft. Nur die Übersättigung stimmt sie apathisch; nur wenn die Kuh von der Weide, das Rind vom Pfluge genommen wird, um am Tempel der Musen geopfert zu werden, das macht sie bilderstürmisch. Aber das Volk — wer kennt es? Wer weiß, welche Kräuter in 15 — 20 Jahren in das Bier gemischt werden, daß es keinen Niederschlag mehr wirkt, sondern einen Aufflug. Bilderstürmer im Bierrausche, eine fürchterliche Vorstellung! Einstweilen wissen wir nur das, und Niemand hat es bestritten, die Säulen und Bilder, Steine, Portiken und ehernen Männer sind Fremde in München. Der Baier hat noch keine Kanne Bier mit ihnen geleert, noch nicht die Hand zur Brüderschaft ihnen gedrückt. Wie es sich nun in Zukunft gestalten wird? Sie können in keine Bierstube gehen und können auch keine Hand ausstrecken. Solche Gleichgültigkeit verstimmt. Willst du nicht mein Freund sein, so bist du mein Feind. Ja, wenn der Baier erst gar den Gedanken nähete, daß diese steinernen Männer doch heimlich von seinem Biere tränken und es darum weniger würde oder dünner — ! Doch weg mit den Hirngespinnsten, wer berechnet die Zukunft!

Nicht mit Äxten und Stangen werden Vandalen aus Kellern und Schenken hervorbrechen; aber die größte Vandalin ist die Zeit. Sie zerstört wie Brecheisen und Beile; langsamer, aber dafür desto sicherer. Kaum zehn Jahre hält ein neues, gut gearbeitetes Bauwerk ohne bedrutendere Reparaturen (die in München bedürfen oft schon im dritten Jahre deren, namentlich die Metalldächer; durch die mit Eisenblech bedeckte Kuppel der noch nicht fertigen Ludwigskirche hat es schon so geregnet, daß eine der Fresken im Gewölbe verdorben ist); werden sie versäumt, so wächst die zerstörende Kraft mit jedem folgenden Jahre ins Ungeheuere. Das conservative Fieber grassirt zwar in Europa ebenso heftig als das Zeugungsfieber in München; aber nur wo es Einnehmen gilt, nicht Ausgeben. Hier zu conserviren, gehören enorme Summen, Summen, die mit der Totaleinnahme Baierns in keinem Verhältnisse stehen. Wenn nun einmal das Zeugungsfieber vorüber wäre, wenn selbst die Kraft noch, die sie hervorrief, die Schöpfungen gleichgültiger ansähe, und ihre Unterhaltung kostete so viel als ihr Entstehen! Oder nach dem Naturgesetze kommt eine andere Kraft an die Reihe; wenn die anders denkt oder empfindet, nach andern Richtungen sich hinwendet, anderwärts Ruhm sucht und Unsterblichkeit! Wie gehört es zu den Seltenheiten in der Geschichte, daß Vater, Sohn und Enkel dieselbe Neigung theilen, auf demselben Wege vorwärtsstreben. Die germanische Bildung nährt keine orientalische Tyrannenlaune mehr, und es wird, Gott sei gedankt, nicht mehr vorkommen, daß der Sohn am Tage, nachdem der Vater das Auge geschlossen, mit seinen Grenadieren in des Vaters Garten marschirt, um fällen und niederreißen zu lassen, was der mit Liebe ein Leben durch pflegte. Unser Gefühl ist gesittigt, und die Pietät gebietet viel. Aber erhält Pietät ein Palmyra aufrecht gegen Sturm und Wetter und Beduinenschwärme?

Man weiß, mit welcher Pietät im preußischen Staate die gothischen Denkmäler des Mittelalters gepflegt werden;

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 329 u. 330 d. Bl.
D. Red.

welche Summen kostete allein der Dom in Magdeburg, welche noch größere frißt jährlich der kölner Dom! König, Gemeinde und der religiöse Sinn der Bevölkerung steuern nach Kräften bei. Und zähle man die Bauwerke, welche auf diese Weise mit äußerster Anstrengung in der Monarchie erhalten werden, und dagegen die, welche man ihrem Schicksale überlassen muß! Was wollen die genannten Kirchen und das herrliche Schloß zu Mariendurg, was die einzelnen Rheindurgen, welche durch die Vorliebe ihrer prinzlichen Besitzer erhalten und restaurirt werden, bedeuten gegen die zahllosen Kirchen, Abteien, Schlösser am Rheine, in Westfalen, im Halberstädtischen und im alten Preußen, die beim besten Willen unberücksichtigt liegen bleiben müssen. Kaum daß die Kosten zu einem Wetterdache, zur Bretterverkleidung der offenen Thüren und Fenster zu erschwingen sind! Und diese Bauwerke haben alle ihre Heimat; tausend Erinnerungen, Sagen der Jetztlebenden knüpfen sich daran! Wie Viele, die noch die Bogen von der Abtei Heisterbach sich über ihren Häuptern wölben sahen, der Orgel Klang, der Mönche Frühgesang dort hörten! wie viel Arme, denen vor diesem Portale, wo jetzt die Diestel wuchert, Spenden gereicht wurden! Und diese Schlösser und Burgen, in unsern Märchen, in den unsterblichen Werken unserer Dichter fortlebend — es hilft nichts, sie sind und bleiben Ruinen; es fehlt nicht der Sinn, es fehlt das Geld. Unser poetisch patriotisches Gefühl ist übel gestimmt, wenn es ein Kloster zur Caserne, einen gothischen Dom zu einem Speicher verwandelt sieht; aber man sagt uns: Ihr solltet euch noch freuen, das war der einzige Weg, die Kosten zur Erhaltung der Baulichkeit zu ermitteln.

Gewiß thut auch die östreichische Regierung alles Mögliche, Venedigs Prachtbauten zu erhalten, diese ewigen Marmorpaläste, an denen tausendjährige Erinnerungen haften. Aber fahre den Canale grande hinauf und sieh die Bretterverschläge zwischen den Marmorsäulen, die Kochtöpfe, die trocknenden Hemden und Hosen an den Fenstern. Es ging nicht; ein Wille und Östreichs Reichthum genügte nicht was sich selbst überlebt hatte zu erhalten. Und wie unsere Romantiker und einige Historiker auch geschweigt haben, uns in fürchterlichen Bildern einen Knecht-Ruprechts-Abscheu gegen die finstere Regierung der Bleidächer und Pozzi einzuflößen, dennoch sieht kein Auge ohne tiefstes Mitgefühl diesen Verfall alter Größe und Herrlichkeit. Alles möchte helfen, man sinnt und spricht und thut auch das Mögliche; aber es geht nicht.

Wo, wenn andere Zeiten kommen, wenn das Auge fehlt, das neuen Herrschergianz aus der Anschauung der selbstgeschaffenen Wunder saugt, die Hand, die in unerschöpfliche Truhen greift, um das Unmögliche möglich zu machen, wo ist dann jene Sympathie zu suchen, die elegische Klage, die das Gefühl aufruft und zu den Bessern spricht: Helft! helft! Laßt nicht untergehen die Werke unserer Väter, die Runensteine unserer Geschichte! Wird der Kunstsinn so wuchern im Volke, daß die Kindeskinder der Jetztlebenden Den steinigen werden, der da sagen könnte: Es ist nicht unsere Geschichte; es war nur ein schönes Impromptu! Baierns Volksgeschichte lehrt, daß das Fremde hier niemals Wurzel schlug und gedeihen mochte. Es ist ein kerniger, geschlossener Volksstamm; er hält fest in ehrenwerther Treue am Alten. Den Firniß, den man ihm geben will, reibt er sich wieder ab. Viele Fremde, zu verschiedenen Zeiten sind eingebürgert. Sie tragen Ehren und Würden und heißen auch Baiern; für den Altbaier sind sie aber doch Fremde; gesondert freilich in viele Classen, je nach der Zeit ihrer Aufnahme, wie es die cives Romani auch lange blieben, bis der ausgedehnte Organismus des römischen Kolosses sie alle verschmolz und gleich machte. Ein Koloß kann viel.

Wer wagte es zu tadeln, wenn man vergessene Helden der vaterländischen Vorzeit aus den bestäubten Büchern wieder ins Leben ruft und sie hinzaubert dem Volke im Glanze der Farbe, in ihrer gigantischen Muskelkraft durch Meisel und Erzguß, so „wie sie waren, oder wir sie uns denken, oder das Volk sie sich denken soll. Mag da auch manche Schwäche überpinselt, manche rauhe Seite abgefeilt sein, mag Mancher ein Standbild erhalten, der auf seinem Todtenbette wünschte, daß sein Gedächtniß auf Erden vergessen weede; es thut nichts, es ist Pietät. Die Orientalen verehrten in den Traditionen des Mittelaltees den Alexander als einen Helden des Lichtes, den Darius als einen der Finsterniß. Die historische Mythe hat auch ihr Recht für sich. Mögen die Kinder der künftigen Geschlechter vor dem ehernen Bilde des guten Königs Max, vor dem des schlauen und kräftigen Kurfürsten und vor allen den goldenen Rittern des künftigen wittelsdacher Saales ehrfürchtig stehen und sie wie Heiligenbilder vor frevler Hand schützen! Aber die Götter Griechenlands, die Apotheosen der italienischen Maler, die Faune und die Aegineten werden immer Fremde bleiben. Da erwarte man keine Sympathie. Und die kolossalen Paläste, sie werden mehr als Fremde sein. Jeder, der darin wohnt, hätte, wenn sie nicht waren, in Altmünchen wohnen können; und wie viel Wohnungen stehen dort leer, und wie viel mehr werden leer stehen, wenn die Fremden nicht mehr in großen Scharen hinpilgern, um Neuathen zu sehen.

Das sind gewiß sehr trübe Ansichten und, hoffen will ich's, ungerechte. Aber die münchener Luft wirkt ungünstig auf den Fremden; das ist bekannt. Der scharfe Wechsel zwischen Hitze und Kälte, der rauhe Wind von den Alpen herüber in den breiten Straßen — man fühlt ordentlich, das starke Bier ist nöthig, um gegen die klimatischen Einflüsse sich zu wappnen; aber dazu gehören so viele Maße, als ein Fremder ohne Übung kaum Gläser verträgt. Und dann, es kam noch ein Umstand hinzu, die vielen Engländer und Engländerinnen, denen man auf jedem Tritte begegnet, die vor jedem Bilde stehen, ihren Katalog oder ihr Itinerar in Händen, und Alles verschlingen, was ihnen zum Verschlingen aufgegeben ist. Die Engländer sind gewiß ein praktisches Volk und daher nur im Verkehre mit Lebendigen, von denen etwas zu gewinnen ist; wo sie sich aber auf die Kunstbeschauung einlassen, da sind es immer todte Werke. Das Leben-

Digitized by Google

dige, Wachsende, was uns erfreut, steht noch nicht in ihren travellee's keepsakes. Daher existiet es für sie noch nicht. Sie kommen mir wie die Geier vor, die über einem sterbenden Löwen schweben, wenn ich sie etwas bewundern sehe, was noch lebt; ich denke, sie riechen schon die Verwesung, und daß es sich bald eignen wird für ihre Sammlungen und Naritätenkammeen. Sie schätzen es ab, wie viel es werth sein wird. Behüte der Himmel Deutschland und Baiern, daß dereinst ein Lord Elgin Schwanthaler's herrliche Frontispizbilder zur Walhalla, die teutoburger Schlacht, abhauen und nach Albions Küsten verpacken läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Theoretische Philosophie.

Obwol jene Wissenschaft, welche die Erforschung des menschlichen Geistes sich zum besondern Gegenstand erwählt hat, den Veränderungen, welche die Zeit nothwendig mit sich führte, nicht ganz fremd geblieben war, so mußte man doch im Allgemeinen von ihr sagen, daß sie sich auf einer ziemlich untergeordneten Stufe befand, auf der sie besondere Umstände festhielten, deren Beseitigung allein ihre freie Entwickelung möglich machte. Sicilien, von der scholastischen Schule unterjocht, hatte sich für geraume Zeit durch die Abstractionen und jene scheinbaren und seltsam klingenden Formeln, welche, anstatt die Wahrheit einfach und klar hervortreten zu lassen, auf dem Wege der Täuschung zum Irrthum führen, in Schlummer wiegen lassen. Cartesius war in jener Zeit nur von Wenigen gekannt, welche Anhänger seiner Philosophie wurden. Trotz der Anstrengungen und Einsprüche jener Minderzahl, welche, hartnäckig an den alten Gewohnheiten hängend, auf alle Weise die scholastische Philosophie aufrecht zu erhalten bemüht war, gerieth dieselbe immer mehr in Verfall und verbreitete sich das Interesse an Wolf und Leibnitz. In diesem Zustande befand sich die Schulwissenschaft, als durch die Werke von französischen und englischen Schriftstellern, Condillac's, der Encyklopädisten und Hume's, die Locke'sche Philosophie, wie bereits früher schon im übrigen Italien, so jetzt auch in Sicilien eingeführt wurde. Allein leider erzeugte sie hier nicht jene nützlichen Früchte, welche Frankreich, England und Deutschland ihr zu verdanken hatten. Die Philosophie, welche auf der Insel die Oberhand gewann, wurde eine unfruchtbare im Besitze von Leuten, welche, in langgesponnenen und geistlosen Lehrsätzen festgebannt, nicht daran dachten, die einmal angenommenen Doctrinen, ich will nicht sagen zu bekämpfen, ja nicht einmal zu modificiren oder auch nur um ein Haar breit davon abzuweichen, und die ebenso wenig darauf hinarbeiteten, neue, leichtere und sichrere Methoden ausfindig zu machen, um in die Phänomene des Geistes schärfer eindringen zu können. Auch ließe sich aus jener Periode kein einziges verdienstvolles Werk anführen, das alle oder einen Theil der philosophischen Disciplinen mit Glück behandelt hätte. Noch lebte, in hohem Alter stehend, Tommaso Natale, Verf. einer schönen und elegant verfaßten Darstellung der Leibnitz'schen Philosophie, welche ihm von Seiten der Inquisition Mißfallen und Verdammung zugezogen hatte, — unter tausend Beispielen eins von den unglücklichen Schicksalen jener Gelehrten, welche, um ihrem Vaterlande zu dienen, sich bereitwillig jeder Verfolgung aussetzen. Unbekümmert um seine Privatverluste, hatte Natale den Zustand der Philosophie in Sicilien zu verbessern sich angelegen sein lassen; allein ungeachtet aller seiner Bestrebungen war sie nicht zu jener Würde gelangt, deren sie sich bei den andern Nationen und in gewissem Grade auch in Italien erfreute. Bei diesem niedrigen Zustande konnte man sich blos der Hoffnung hingeben, daß nach Beseitigung der Hindernisse die Sicilier sich mit größerm Eifer dieser Wissenschaft widmen würden, indem sie ihre Studien nicht blos auf Bücher beschränkten, sondern unter der Leitung der Weisen vergangener Jahrhunderte alle innern Bewegungen ihres Selbst beobachteten und ihre Resultate auch Andern mittheilten.

Moralphilosophie.

Jene Hindernisse, welche sich zur Zeit der neuaufkeimenden Bildung in Sicilien dem Fortschritte der Metaphysik in den Weg stellten, machten sich auch bei dem Studium der Moralphilosophie störend geltend. Diese wurde gegen die Mitte und das Ende des verflossenen Jahrhunderts allgemeiner gepflegt. Professoren des Naturrechts waren in Monreale und in Palermo Vincenzo Heres, welcher ein Werk darüber geschrieben und noch im Anfange dieses Jahrhunderts geehrt lebte, und Francesco Carì, Lehrer in Palermo. Außer diesen sind zu nennen Vincenzo Gaglio von Girgenti, gefeiert wegen seines „Saggio sul diritto della natura, delle genti e della politica"; Agostino Giuffrida wegen seiner Moralphilosophie, und Gaetano Sarri, der eine ziemlich gelehrte Abhandlung schrieb, worin er die Moral der alten Philosophen einer Prüfung unterwirft, die hauptsächlichsten neuern Schriftsteller über Naturrecht nach ihrem Verdienste würdigt und die menschlichen Pflichten entwickelt, wie sie, im Naturrechte wurzelnd, alle unter sich in Verbindung stehen. Allein gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gerieth das so wichtige Studium der Moralphilosophie in Verfall, und nur dem wahrhaft menschenfreundlichen Monsignore Gioeni, dem der Verlust einer so einflußreichen Wissenschaft unerträglich erschien, verdankt man die Errichtung eines Lehrstuhls der Moralphilosophie in Palermo, wo die lernbegierige Jugend durch Preise zu einem rühmlichen Wetteifer angespornt wurde. Ebenso erschienen in Folge dieses von ihm ausgegangenen Impulses eine Übersetzung der philosophisch-moralischen Maximen des Lords Chesterfield, ferner „il mondo riformato nella istituzione ed educazione dei fanciulli" und „Elementi di morale del conte *Carli*".

Unter solchen Umständen kam weniger der Mangel an tüchtigen Schriftstellern in diesem Fache in Betracht, als daran gelegen war, daß diese Wissenschaft wieder zu Ehre und Ansehen kam. Als Schriftsteller verdient rühmliche Erwähnung Carmelo Controsceri von Naso, der 1788 seine „Instituzioni di giurisprudenza naturale" herausgab, die später mehre Auflagen erlebten; sie handeln vom Menschen und seinen Hauptvermögen, von den Naturgesetzen u. s. w. Auch hatte derselbe im Auftrage von Gioeni einen „Catechismo dell' uomo e del cittadino, ossia ristretto de' nostri doveri naturali adattato alla commune intelligenza" herausgegeben, welcher, nicht zufrieden, daß die Moral als Wissenschaft auf der Universität gelehrt würde, auch noch die Ausarbeitung eines Volkskatechismus wünschte, der an die Bischöfe vertheilt werden sollte, und es möglich mache, durch Anpassung der Grundsätze des Guten und des Rechten für die Auffassungskraft einer jeden Volksclasse den Zweck der öffentlichen Erziehung befördern zu helfen.

Öffentliches Recht.

Unter den Moralwissenschaften war das öffentliche Recht (diritto pubblico) im Allgemeinen nicht vernachlässigt, und wenn es sich nicht vieler Werke rühmen konnte, so war es doch ohne Zweifel bei allen Gelehrten jenes Zeitalters sehr beliebt, wovon sie in ihren Schriften, die sich auf andere Materien bezogen, einen deutlichen Beweis gaben. Es wurde in Verbindung mit der Ethik und dem Naturrechte an der Universität Palermo gelehrt, und der Würde seiner Doctrinen verdankte Sicilien allmälige Verbesserung seiner Cultur. Der vorhin erwähnte Carmelo Controsceri hatte im dritten Bande seiner

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 285—287 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

„Instituzioni" das von ihm mit so vielem Beifalle gelehrte öffentliche und Völkerrecht mit einbegriffen. Mit Recht gilt es für den besten Theil seines Werks und verdiente das Lob Scinà's durch die Wahl und Tüchtigkeit seiner Lehrsätze sowie die Ordnung und Leichtigkeit seines Vortrags. Wenn aber außer Controseeri nur noch ein Einziger als Schriftsteller über das öffentliche sicilische Recht namhaft zu machen ist, so möge zum Troste dienen, daß der Geist dieses Mannes allein hinreichte, um diese Wissenschaft aus dem Nichts zu schaffen und sie sogleich in ihrer Vollendung darzustellen. Rosario Gregorio, dieser begeisterte Beförderer vaterländischen Ruhms, hatte als Professor des öffentlichen Rechts an der Universität von Palermo die Einsicht gewonnen, daß alle Theile, welche das öffentliche Recht der Insel constituiren, als die Einsetzung der öffentlichen Behörde zu den verschiedenen Zeiten, die Magistraturen, die Einführung und Entwickelung der Gesetze, die Staatsökonomie, die öffentlichen Gebräuche, Künste und Handel u. s. w., auf unverzeihliche Weise vernachlässigt worden waren. Wo aber die dahin gehörigen Notizen schöpfen, wenn die Geschichtsforscher, Rechtsgelehrte und Diplomaten bei ihren Untersuchungen ganz andere Dinge im Auge hatten als Diejenigen, welche den politischen und moralischen Zustand der sicilischen Nation kennen lehren konnten? Gregorio war demnach gezwungen, zuerst die alten Chroniken, Diplome und andern geschichtlichen Denkmale zu erforschen und bekannt zu machen, um daraus die Sitten und Gebräuche der Zeiten, und was sonst zur Erläuterung des öffentlichen nationalen Rechts dient, zu schöpfen. Mitten unter so großen gelehrten Anstrengungen sah er sich veranlaßt, zuerst seine „Introduzione al diritto pubblico di Sicilia" zu veröffentlichen, worin er, während er von einer Seite den unglücklichen Zustand dieses Studiums darthut, andererseits die Quellen eröffnet, aus denen die zuverlässigsten Mittheilungen zu schöpfen sind, nämlich die Constitutionen und Capitularien des Königreichs, die Städtegewohnheiten, Diplome und alle Denkmale. Nach einer Prüfung der sicilischen Geschichtsforscher und Jurisconsulten untersucht er das besondere Verdienst eines Jeden, erwägt die verschiedenen bisher beobachteten Methoden, worunter er die beste anzeigt, und bestimmt die verschiedenen Perioden, in welche das Studium des sicilischen Rechts, von den Normannen angefangen, abgegrenzt werden muß. Als das 18. Jahrhundert sich seinem Ende zuneigte, setzte dieser Gelehrte noch seine Vorlesungen an der Universität Palermo fort, die er durch seine persönliche Würde, durch die Urbanität seines Benehmens und die Eleganz seines schönen und gebildeten Vortrags noch einflußreicher und angenehmer machte. Deshalb strömte auch die Jugend zahlreich zu denselben herbei und sammelte sich Schätze des Wissens. Noch hatte Gregorio nicht sein großes Werk: „Delle considerazioni sulla storia di Sicilia", das das öffentliche Recht Siciliens umfassen sollte, herausgegeben. Als es nun aber wenige Jahre später erschien, wurde es von Allen als eine Quelle höchster Belehrung bewundert und der Verfasser bis in den Himmel erhoben, und jetzt, wo die Würde und der Ernst seines Urtheils sowie seine glühende Vaterlandsliebe Jedem klar vor Augen schweben, kann man nur schmerzlich bedauern, daß dieser so gründliche Gelehrte nicht die bürgerliche Geschichte Siciliens geschrieben hat.

Gesetzgebung.

Das Studium der Gesetze war zu jener Zeit sehr geehrt, und die Sicilier widmeten sich demselben zahlreich und mit Eifer. Das bürgerliche Recht Siciliens war damals beinahe nichts Anderes als das alte römische Recht, da die Könige Siciliens, welche zur Zeit der Fremdherrschaft einander folgten, blos Veränderungen und Reformen daran vorgenommen hatten. Bei einer so großen Mannichfaltigkeit besonderer Gesetze, wovon häufig das eine dem andern widersprach, die überdies manchmal nicht leicht zu verstehen waren, hatte sich eine Verwirrung erzeugt, die man schnell zu beseitigen suchen mußte.

Zu diesem Zwecke vermehrten sich einerseits die Schriftsteller über das Civilrecht Siciliens, das dem Wesen nach jenes des alten Roms war, und die Jünglinge, welche zur Erlernung desselben die Schulen besuchten, befaßten sich hauptsächlich mit dem römischen Rechte, aus dem, wie aus seiner Quelle, das sicilische entsprang. Nicola Amedeo Balsamo hatte die Institutionen Justinian's publicirt, Antonino Garaio jene des römisch-sicilischen Rechts zum Gebrauche der Universität von Palermo, woran er Professor war. Desgleichen gab Francesco Gandini die Gewohnheitsrechte, bürgerlichen, peinlichen, administrativen und politischen Gesetze Siciliens in einem lateinischen Werke heraus, und Francesco Beltrano Baron von S. Niccolò, der 1802 starb, hatte die durch ihre Anordnung und Klarheit sich rühmlich auszeichnenden „Elementi del diritto privato di Sicilia" bekannt gemacht. Andererseits gab es Mehre, welche die einheimischen Gesetze sammelten, und seit einiger Zeit hatte Domenico Maria Giarrizzo in Palermo den „Codice siciliano" herausgegeben, der die Constitutionen, Capitularien, Pragmatiken und andere Gesetze, nach ihren Titeln geordnet, nebst einer Beigabe von historischen und juridischen Abhandlungen, welche sämmtlich die einzelnen Materien zu erläutern bestimmt waren, enthielt. Hier ist auch der Sammlung der sicilischen pragmatischen Verordnungen (prammatiche) zu erwähnen, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Francesco Paolo di Blasi veranstaltet hatte; sie ist die vollständigste, enthält alle ihrer Zeitfolge nach, verbessert die Mängel der vorhergehenden Ausgaben und führt auch jene Verordnungen auf, welche, obwol außer Gebrauch, nichtsdestoweniger als Denkmale für die Geschichte und Gesetzgebung ihrer Zeit betrachtet werden müssen. Unter den übrigen Gesetzcompilatoren, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts blühten, kann der Advocat Francesco di Paola Avolio, der die sicilischen Gesetze über Jagd und Fischfang in zwei besondern Werkchen gesammelt herausgab, angeführt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Beiträge
zur neuern Geschichte
aus dem
britischen und französischen Reichsarchive
von
Friedrich von Raumer.

Erster Theil: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. 1836. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Zweiter Theil: König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. 1836. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Dritter bis fünfter Theil: Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—83.) Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. Drei Bände. 1839. Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 16 Gr.

Wie der erste und zweite Theil, so enthalten auch die soeben erschienenen drei neuen Theile höchst wichtige Beiträge zur Geschichte, aus Quellen, die der Herr Verfasser bei seiner Anwesenheit in London und Paris zum ersten Male in dieser Weise benutzen konnte.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 363. — 29. December 1839.

München 1839.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

Doch fort von den trüben Aussichten auf die frohe Gegenwart. Wer ist froher als die Künstler, und sie sind es mit Recht. Hier ist ein Reich für sie, wie es Athen nicht war, nicht Rom, nicht Florenz. Hier ist Freiheit für sie, Luft, Leben. Sie brauchen nicht zu warten auf des Künstlers Apotheose. Nicht erst auf der Auction erhalten ihre Bilder Werth; nicht der Aufkäufer, der Trödler, sie selbst ernten die Früchte ihrer Thätigkeit. O, es ist nur Ein München; aus Düsseldorf, aus Berlin und aus Dresden, und wo Künstler sonst kümmerlich ihre Nahrung finden, dahin geht ihre Sehnsucht. Schon sind sie colonienweise dahin ausgewandert, und haben es nicht bereut, und schreiben ihren Anverwandten nachzukommen. Die Glücklichen! Ihnen ist die rauhe Luft ein beständiger Zephyrhauch. Sie brauchen nicht zu rechnen und denken nicht, wie es kommen wird. Sie hören auch nicht, ein isolirtes Völkchen, die summenden Stimmen umher. Sie sprechen ihre eigene Sprache, und die schwelgt in Entzückung und Bewunderung. Den Boden, auf dem sie stehen, haben sie nicht untersucht, nicht ob die fruchttragende Erde nur aufgetragen und darunter Felsboden; was sie säen, geht auf. Es ist Frühling und Morgenroth. Auch die nicht so glücklich sind, deren Flügel nicht bis dahin reichen, man muß sie von München, diesen hesperischen Gärten, diesem Eldorado der Kunst, sprechen hören, die Augen gehen ihnen über, die Stimme versagt ihnen. Nur Einen großen, herrlichen Gönner und Förderer der Kunst gibt es Deutschland.

Und wer verargt es ihnen, wer freut sich nicht mit ihnen; wer freut sich nicht, daß so reine Freude, unbekümmert um die Zukunft, noch in einer jungen Generation lodern kann! Sie sind im Rechte. Es ist nicht der reiche Erwerb allein, nicht daß die Mehrzahl sorgenfrei leben kann; ihre Lust ist reinerer Art: daß sie, unbekümmert um die Launen der Mäcene, um die Bedürfnisse und den Curswerth des Marktes, ihrem Genius folgen dürfen. Das ist König Ludwig's unsterbliches Verdienst, daß er die Künstler sich selbst entfalten läßt, daß er Dem, der sich gedrungen fühlt, Heroen zu schaffen, nicht Arabesken zu malen gibt, und bei Dem, dem die Grazien erschienen, nicht einen Parademarsch bestellt. Er leitet wol an, aber er folgt auch gern, wo ein Genius seinen eigenen Flug hinrichtet. Diese Wechselwirkung und Verständigung zwischen Gunst und Kunst ist das Bewunderungswürdige in München; das schlägt ewig neue Funken, und Blitze geistiger Erfindung zücken. Eine unverhältnißmäßig große Schöpfungskraft regt sich daher hier. So vollendete, liebliche und tiefsinnige Bilder die Düsseldorfer zu Tage gefördert, sie arbeiten sich ängstlich ab an den von den wenigen Glücklichen zu Tage geförderten Ideen. In München schreitet man vom Schaffen zum Schaffen, und, mit der Ausführung es nicht genau nehmend, tritt eine Idee auf die Schultern der andern. Das ist eine wahrhafe königliche Werkstatt. Wie viele der großen Talente, die sich hier zu Meistern gebildet, wären anderwärts verkommen; die Freiheit, die Möglichkeit, ihre Kräfte zu entfalten, hat sie zu Dem gebildet, was sie sind. Auch ein Rafael wäre verkommen, wenn man ihm nur Portraits abgekauft hätte.

Ob ich die Baumeister zu den Künstlern rechnen soll! Wer in München baut, d. h. diese kolossalen Bauten schafft, der ist ein Herr, hinaus über das sorgenlose Völkchen, von dem ich sprach. Eben in dem Maße aber, als seine Kisten und Kasten sich füllen, wachsen seine Sorgen. Wo der irdische Segen so in die Augen springt und das Füllhorn der Gnade einen goldenen Regen sichtlich ausschüttet, steht der Neid natürlich vor der Thür. Wer ein Millionnair wurde, kann es freilich ertragen, wenn Die, welche nicht Millionnaire sind, ihn mit bösen Augen anschauen und Alles, was er schafft und wirkt, bereden, und sich herzinnig freuen, wenn ihm etwas mißräth, oder die Gunst ein Auge abwendet. Über dieses Verhältniß ist man offen und klar in München, beide Theile wissen, wie sie zueinander stehen, daß es keine Klätscherei ist, darüber zu sprechen. Es cursiren die lustigsten und bittersten Anekdoten, um dem Hasse Luft zu machen, der gegen den fremden Herrn v. Klenze in der Brust der Münchener kocht. Gern möchte man ihm jeden Ziegelstein, der vom Dache fällt, jeden Mauerriß und jedes Stocken in einer Wand zur Lust legen. Er ist gekommen, heißt es, aus der Fremde, mit einer Mappe Risse unterm Arme, nicht eigene Erfindung, Studien, Copien aus Italien, die hat er ausgebreitet auf einem Tisch, und da man dergleichen in München noch nicht

Digitized by Google

gesehen, ist er als ein Wunderthäter ausgeschrien, und das Resultat ist, er hat Neumünchen gebaut, ist ein Seigneur geworden, aber kein Baier, und wenn es aus ist, wird er das Land als ein gemachter Mann verlassen, er hat gar kein schöpferisches Talent, nur die Gabe eines sehr geschickten Decorateurs, der die Schätze seiner Mappen zue innern Ausschmückung vortrefflich zu benutzen weiß u. s. w. Möglich, daß die Höhe, auf die die Gunst ihn setzte, ihn selbst blendete, und seine Seigneurie gegen die Andern, welche nicht Seigneure sind, die Misstimmung so weit nährte, daß die Kritik ihm alles Verdienst absprechen will. Das ist nun einmal das allgemeine Loos allee schnell hochgestiegenen Männer; nur Wenigen ist es geglückt, in den dunstigen Höhen sich selbst klar zu erhalten, und nur Wenigen, ihre Gemüthlichkeit in den Conflicten mit Hofgunst, Amtswürde, Intriguen und Oppositionen sich so zu retten, um dadurch auch Popularität zu bewahren. Männee, die so gewirkt, können nue an die Nachwelt appelliren, um ein richtiges Urtheil zu erlangen. Wo Alles sich überhastet, damit es wirke und glänze, kann auch ein Talent nicht in allen Branchen reifen. Viele Vorwürfe, gegen ihn speciell gerichtet, treffen wol nur die Verhältnisse. Auch Klenze's neuere Bauten überragen seine frühern Werke an Klarheit und Großartigkeit. Der witteisbacher Saal im neuen Schloßflügel wird an Würde und Einfachheit seines Gleichen suchen.

Wer ist der Glückliche, der Klenze's Gunst erbte, der ihn überflügelt? Vor fünf Jahren wies man dem Fremden mit Freude die schönen Bauten des Herrn v. Gärtner: „Der ist unser Held! Einige Jahre noch und er sticht ihn ganz aus!" Hr. v. Gärtner ist allerdings in der Gunst gestiegen, er steht in hoher Gunst; aber in diesem Jahre wollte man nicht so in die Lobposaune überall einstoßen. Er ist auch schon auf dem Wege, ein Millionnair zu werden. Ein Weg mit schönen Aussichten, adee die Volksgunst beschattet ihn nicht. — Wer ist nun der Liedling, der Koryphäe? Ja das ist er, ein Genius erster Größe, ein herrlicher Künstler, von tiefem Gemüthe, ganz und durchaus Künstler, jung noch, also was ist von ihm zu erwarten! Schade, er ist schon todt. Niemand beneidet den Todten. Es war dee Erbauer der Kirche in der Au. — Ich erfuhe nicht, auf welches neue Licht die Hoffnungen jetzt gerichtet sind. Einem Meister hätten Viele gewünscht, daß er in München geboren worden, oder daß ihm diese Sonne königlicher Gunst geleuchtet hätte, dem berliner Schinkel. Was dieser Meister ausgeführt der Nachwelt hinterläßt, ist nur ein schwacher Abdruck von Dem, was er wollte und entwarf. Seine Verehrer sagen: Er darf danach nicht beurtheilt werden; tausend Verhältnisse und Umstände durchfuheen seine Entwürfe, machten das Große klein und veränderten das Ursprüngliche bis zur Unkenntlichkeit. Hätte Schinkel einen Mäcen gefunden, der mit der vollen Begeisterung und den Mitteln König Ludwig's auf seine Ideen einging und sie zu den seinigen machte, es wären Werke entstanden, wie sie noch nicht da waren. Wer weiß das! Auch Schinkel hätte sich verführen lassen können durch die zu große Leichtigkeit, die Gedanken ins Werk zu setzen, ehe sie reif waren. Fieber sind ansteckend, und ohne Widerstand ist kein Fortschritt möglich. Jemand bestreich die Schienen einer Eisenbahn mit Fett, damit die Dampfwagen noch schneller führen: sie blieben ganz stehen; der Widerstand fehlte.

Die Fresomalerei hat außerordentliche Fortschritte gemacht, wie sich das erwarten ließ. Man mußte die Einflüsse der Witterung erst kennen lernen. Vieles muß daher abgehauen, renovirt werden. Auch ist man gewiß jetzt zur Erkenntniß gekommen, daß diese Malerei nur auf großartige Effecte zweckmäßig anzuwenden ist. Zu Miniaturgemälden am Fries der Wände und an den Decken, wozu da diese halsbrechende Arbeit für den Maler wie für den Beschauer? Vor fünf Jahren stieg man mit Entzücken auf Gerüste und Leitern, um die zierlichen Bilder, die fertigen und die halbfertigen, in den Wohnzimmern der Residenz zu bewundern. Die Idee entzückte, daß ein König seine eigenen Gemächer mit Bildern aus den Werken der classischen Dichter ziere; auch die Ausführung schien vortrefflich. Heute, wo man schon die ungeheuern Fresken des Habsburgs-, des Hohenstaufensaales in der neuen Residenz, die in der Ludwigskirche anstaunt, erscheinen dem Fremden diese Bilder wie Kupferchen in den Taschenbüchern, nachdem er eine große Ausstellung von Ölgemälden bewundert hat. Man ist gesättigt, zu übersättigt, um sich die Mühe zu nehmen, diese kleinen verschlungenen Bilder, die uns nur noch wie Arabesken vorkommen, zu verfolgen, sich klar zu machen und ihren Eindruck in sich aufzunehmen. Noch schmerzlicher dünkt uns die halbverlorene Arbeit in den Kuppeln der Seitengalerie zur Pinakothek. In äußerst sinnvoller Auffassung haben da bekanntlich Cornelius und die ersten Maler die ganze Kunstgeschichte der Malerei in fortlaufenden Bildern dargestellt. Vortrefflich, zart und kräftig ausgeführt, ist es ein großes schönes Gedicht; aber wer wird es da oben an der Decke lesen! Hohe Kuppeln und kleine Figuren. Das Beschauen allein ist eine genickbrechende Arbeit, und mit einer Stunde ist es nicht abgethan. Wer mag nun mehre Stunden den Kopf übergelehnt tragen und zugleich die Augen und den Geist anstrengen! Genießbae wird diese vortreffliche Arbeit erst durch die Übersetzung aus der Freske in den Kupferstich werden.

Noch kann man ins Innere der Ludwigskirche nur über Haufen von Schutt, auf Nothbrücken und zwischen Kalkgruben gelangen, und drinnen sind Gerüste über Gerüste aufgethürmt, daß man den Totaleindruck dee Kirche nur ahnt, und auch das kaum; wie man denn über ihre architektonische Wirkung noch in Zweifel ist. Aber hier ist eine Freske, ein echtes großes, würdiges Altarbild, welches die ungeheuere Arbeit lohnt. Das ist eine Totalwirkung, ein Ineinandergreifen der Figuren, eine Charakteristik der einzelnen, eines Meisters würdig wie Cornelius, und würdig, daß es auf diese sauere Weise für die Ewigkeit gefertigt wird. Jeden Morgen in der Frühe arbeitet der Maurer dem Maler vor. Dieser bestimmt ihm, wie viel

Digitized by Google

Flächenraum sein Pinsel an dem Tage ungefähr bewältigen wird. Diesen Raum bewirft der Maurer mit Kalk und glättet ihn mit der Kelle. Alsdann setzt sich der Maler an die frische Wand und muß unter dem Schweiße seines Angesichts den Schweiß der Mauer benutzen, damit seine Farben in alle Poren eindringen und mit dem Kalke zugleich trocknen. Trocknet dieser früher, hört des Malers Arbeit auf; der Putz muß wieder abgehauen werden; ebenso wird verfahren, wenn der Künstler sich veranlaßt findet zu ändern. Da helfen keine Pinselstriche, kein Wegwischen, die Kelle muß wieder abhacken und neu aufwerfen, und des Maurers rohes Streichbrett fährt über die zarten Lineamente und Tinten des Künstlers. Wir Alle, denen die Frescomalerei etwas Ungewohntes ist, vermissen die glühenden, schweren, saftigen Töne der Ölgemälde; es kostet uns Mühe, die Kraft und Glut des Pinsels in den mattern Farben mehr angedeutet als ausgeführt zu sehen. Aber verweilt nur länger vor diesem jüngsten Gerichte, und die Wirkung wird eine andere. Die mattern Kalkfarben treten immer dunkler, kräftiger vor, das Auge gewöhnt sich an die neue Farbensprache und sieht die vielen Tinten heraus, die das Ganze beleben. Es verdiente wol ein Bild vom Bilde entworfen zu werden: den Meister Cornelius, wie er mit der Blouse angethan, die Palette in der Hand, ein kleiner Mann, vor dem ungeheuern Wandbilde sitzt und malt; einen Maurer mit Schürze und Kelle, einige bewundernde Kunstfreunde als Portraits, die Holzgerüste als Staffage. Ein großartiges Genrestück der Art, in Öl ausgeführt, möchte auch dazu dienen, die verschiedenen Wirkungen der Ölfarben und der Frescomalerei ins Licht zu stellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

Schon seit einiger Zeit hatte man die Nothwendigkeit einer Reform in der sicilischen Gesetzgebung eingesehen. Vincenzo Gaglio hatte in seinem „Saggio sopra il diritto della natura" dieses Bedürfniß mit den Worten ausgesprochen: es sei wünschenswerth, daß unter Bevollmächtigung des Staatsoberhauptes eine Reform hinsichtlich so vieler sich entgegengesetzter Meinungen zu Stande käme, welche in den Schriften der sicilischen Rechtsgelehrten allenthalben sich begegnen und zum Nachtheile der Rechtsuchenden täglich vor den Gerichtshöfen die verwickeltsten Streitigkeiten hervorrufen. Nicht weniger als Gaglio wünschte eine Reform in der Gesetzgebung Francesco Paolo di Blasi aus Palermo, welcher in seinem in kräftiger Kürze geschriebenen „Versuche" viele Ideen über diesen Punkt mittheilte. Derjenige aber, der sich über Alle erhob, war Tommaso Natale, der, von dem Beifalle der Gelehrten und den Segnungen der Menschheit begleitet, am Anfange dieses Jahrhunderts ein hohes Alter erreicht hatte. Wir müssen hier ausführlicher dieses Mannes erwähnen, dessen Schriften für Sicilien ebenso viel Heil gebracht als jene von Beccaria für ganz Italien. Natale erkannte das Bedürfniß einer Reform in der gesammten Gesetzgebung, vor Allem aber schien ihm die peinliche Gesetzgebung die Aufmerksamkeit der Philosophen zu verdienen, da sie, als eine Frucht der barbarischen Zeitalter, in vielen europäischen Staaten sich nicht mehr einer Zeit andequemte, die gegen Unwissenheit und Barbarei alle mögliche Anstrengung machte und, um sich zu civilisiren, die Sitten änderte. Wenn Mailand seinen Beccaria erstehen sah, welcher, von glühendem Eifer für das Wohl der Menschheit begeistert, durch die Reinheit der Doctrinen, die er in seinem Werke „De' delitti e delle pene" predigte, sie von den Übeln zu befreien suchte, denen sie durch alte Vorurtheile und nachtheilige Gewohnheiten ausgesetzt war, so sah Palermo gleicherweise seinen Natale sich erheben, um auf demselben Pfade zu einer Verbesserung des peinlichen Gesetzbuchs und der Criminalgerichtsbarkeit zu gelangen. Seine „Riflessioni politiche intorno alla efficacia delle pene dalle leggi minacciate", die er dem Rechtsgelehrten Gaetano Sarri widmete, wurden allerdings erst nach dem Werke von Beccaria veröffentlicht, allein gewiß einige Jahre vorher entworfen und niedergeschrieben, wofür als Zeugniß die Äußerung des Verf. selbst gelten kann, daß er sie während seines Aufenthalts in Neapel 1759 ausgearbeitet und Familienverlegenheiten wegen nicht habe drucken lassen können, obschon seine Freunde ihn dazu angespornt hatten. Allein auch ohne dieses Zeugniß versichertea es einstimmig die sicilischen Journalisten, und der Verf. der „Notizie de' letterati di Palermo" äußerte, daß er 1772 nebst andern Gelehrten die „Betrachtungen" Natale's gelesen und bewundert habe, ziemliche Zeit vor der Erscheinung des Beccaria'schen Werks.

Sicilien konnte sich in jener Zeit eines Antonino Pepi rühmen, der in seinem berühmten Werke „Sulla ineguaglianza degli uomini" einige Winke über die Civil- und Criminalgesetzgebung mittheilte; eines Francesco Paolo di Blasi, der außer seinem Versuche über die Reform in der Gesetzgebung ein Buch „Sulla disuguaglianza degli uomini" schrieb; ferner eines Grafen Sebastiano di Ayala von Castrogiovanni, der „Della libertà e della uguaglianza degli uomini e dei cittadini con riflessioni su di alcuni nuovi dommi politici" geschrieben, und mehre andere Schriftsteller von geringerm Gewichte.

Es wird nicht unwillkommen sein, wenn wir die Doctrinen, welche Natale in seinen „Riflessioni" u. s. w. entwickelte, in kurzen Zügen darstellen. Sein Hauptziel war, nachzuweisen, daß weder die zu große Strenge der Strafen noch ihre häufige Anwendung ihaen Wirkung verschaffen kann, sondern dies allein von ihrem zweckmäßigen Gebrauche abhängt, mögen sie auch weniger streng sein und minder häufig verhängt werden. Als Strafzweck stellte er die Verbesserung der Verbrecher und das für Andere gegebene Beispiel auf; er behauptete, die Gesetze müßten der Regierungsform, den Neigungen und dem Charakter des Volks, den verschiedenen Classen der Gesellschaft und der Natur der Verbrechen angepaßt sein. Durch Erfahrung und Vernunftgründe suchte er zu beweisen, daß sich die Menschen an die Strenge nach häufige Anwendung der Gesetze gewöhnen und nicht mehr von der Idee der Ehre und der Tugend, sondern allein der Furcht getrieben werden, welche, indem sie ihr Herz verdirbt, sie kleinmüthig macht; er hielt die sanften und verhältnißmäßigen Strafen, auf welche eine rasche und genaue Vollstreckung folgt, für die bestea. Er wies die hauptsächlichsten Gebrechen der Gesetze und Criminalvorschriften nach, welche damals in Neapel und Sicilien in Kraft waren; er bestritt der Gesellschaft nicht das Recht, die Todesstrafe zu verhängen, allein er wünschte sie nur für die größtea und seltensten Verbrechea, ja vielmehr für den einzigen Fall aufgespart, wo die Gegenwart des Verbrechers den Staat gefährde. An die Stelle der Todesstrafe wollte er, jedoch nur bei schweren Verbrechen, die Verurtheilung des Schuldigen zu einem unglücklichen Leben, wie etwa zu der Amputirung der Gliedmaßen nach Anderm dergleichen, setzen; in leichtern Fällen dagegen sollten die Schuldigen zu öffentlichen Arbeiten und zur Brandmarkung an sichtbaren Theilen des Körpers als warnendes Bei-

Digitized by Google

spiel für die Übrigen verurtheilt werden. In Beziehung auf die Tortur billigte er sie als Strafe, allein verwarf sie auf das bestimmteste als ein Mittel, das Geständniß des Verbrechens zu erzwingen. Schöne Ideen entwickelte er über die mitleidigeren Wege und Anstalten, die Verbrechen durch Verstopfung der Quellen des Übels zu verhüten, und in dieser Absicht wies er auf die politische Erziehung hin, indem er die Fehler der gewöhnlichen Erziehung aufzeigte und die Mittel, sie zu verbessern, angab. Hieraus ergibt sich der humane Zweck dieses ausgezeichneten Criminalisten, welcher die peinliche Gesetzgebung und die öffentliche Erziehung zugleich verbessern wollte. So ehrenvoll diese Aufgabe war, ebenso viel Nachtheil hätte das Bestreben des catanesischen Advocaten Vincenzo Malerba, welcher die Rechtmäßigkeit und den Gebrauch der Tortur vertheidigte, verursachen müssen, wenn nicht sein Werk bald in die wohlverdiente Vergessenheit gerathen wäre.

Politische Ökonomie.

Wenn Natale durch seine „Riflessioni politiche" und durch seinen Brief über das System des Beccaria in Beziehung auf die Todesstrafe und auf die entgegengesetzten Ansichten des Linguet der Criminalgesetzgebung in Sicilien Ehre machte, so gereichten andererseits Vincenzo Sergio, Paolo Balsamo und Saverio Scrofani der Staatswirthschaftslehre zur wahren Zierde. Diese Wissenschaft kam dann noch mehr in Aufschwung in Sicilien, als der Vicekönig Marchese Caracciolo 1785 seine „Riflessioni sulla economia o l'estrazione de' frumenti della Sicilia" herausgab. Damals, als sich ein Theil der Gelehrten Siciliens erhob, um die Ideen des Vicekönigs zu loben, zu vertheidigen und zu verbreiten, ein anderer, um sie zu bekämpfen, bot sich die Gelegenheit dar, die wichtigsten Gegenstände der Staatsökonomie zu untersuchen, und einmal in jene Bahn gedrängt, fuhren die Gelehrten fort, die Mittel zur Beförderung des Nationalreichthums Siciliens ausfindig zu machen.

Zur Verbreitung der ökonomischen Studien hatte viel beigetragen Vincenzo Sergio aus Palermo, der mit Recht eine Ruhmeskrone und die Dankbarkeit aller Guten verdiente, weil er zuerst über diese Materie in Sicilien geschrieben hat. Durch ihn wurden seine Mitbürger zum Studium der politischen Ökonomie angeleitet, welche bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dieser Insel völlig unbekannt war, während sie in Europa und selbst in Italien schon Fortschritte gemacht hatte; durch ihn endlich wurden die Werke des Auslandes nebst Wiederabdruck ihrer Übersetzungen verbreitet. Zu jenen Beschäftigungen wurde er blos von dem Eifer für das Gemeinwohl seines Vaterlandes und nicht durch das Beispiel der Andern angetrieben, und dessenungeachtet fing er über den Handel zu schreiben an, worauf sich damals alle staatswirthschaftlichen Ideen allein beschränkten. Nebst seiner „Dissertazione storico-politica sul commercio di Sicilia" hatte er ein langes Memoire abgefaßt, welches er der Handelsbehörde zur Vertheidigung eines Projects des damaligen Gesandten in England, Marchese Caracciolo, zustellte, und worin er einen gedrängten Überblick der sicilischen Manufacturen gab, den er aus öffentlichen Documenten geschöpft hatte. Auch hatte er einen Plan zu einem Codex diplomaticus des sicilischen Handels veröffentlicht, in welchem Werke, das übrigens nicht ausgeführt wurde, er die Absicht hatte, eine Sammlung aller Acte der obersten Behörde in Bezug auf Staatsökonomie zu veranstalten. Da er nur einzig auf das Wohl von Sicilien bedacht war, so gab er einen Plan zu einem neuen Erziehungshause für die untersten Classen heraus, und als in Palermo bei Ankunft des Königs eine Junta errichtet wurde, um ihm die Mittel, den Zustand Siciliens zu verbessern, vorzuschlagen, überreichte er der derselben 1799 ein Memoire, welches einen Plan zur Küstenfortification und einen „Saggio di economia civile" zur Verbesserung der öffentlichen Verwaltung enthielt. Wer ein wahres Urtheil über die Leistungen Sergio's fällen wollte, müßte eingestehen, daß zur Seite nützlicher Wahrheiten auch große Irrthümer sich befinden; letztere aber gehörten seinem Zeitalter an, während sein Eifer, Gutes zu schaffen, die Frucht seines edeln Herzens war, das nur das Beste seines Vaterlandes wollte.

Wenn Vincenzo Sergio damals den Namen eines Gründers und Verbreiters der politischen Ökonomie sich erwarb, obwol er die Irrthümer seiner Zeit nicht zu bekämpfen gewußt hatte und vielmehr von ihrem Strome fortgerissen worden war, so führten Balsamo und Scrofani, jener aus der Nähe, dieser aus der Ferne, Sicilien auf die Bahn, welche ihnen als die geeignetste erschien, um sein Bestes zu befördern. Die Staatsökonomie hatte langsame Fortschritte gemacht, als Balsamo von seinen Reisen zurückkehrte, und wenn er mit seinen im Auslande erworbenen Kenntnissen der eigentlichen Agricultur wesentlich genützt hat, so bemühte er sich noch weit mehr, der Staatsökonomie und noch insbesondere der politischen Agronomie nützlich zu sein. Da er mit den tüchtigsten ausländischen Ökonomisten in genaue Berührung gekommen war, so erhielt er Gelegenheit, aus ihren Kenntnissen Nutzen zu ziehen, und weil er sich bald da bald dort in den Hauptländern Europas aufhielt, so hatte er den Vortheil, die berühmtesten Werke kennen zu lernen und zu studiren und den Reichthum der Nationen in der That und nicht in abstracten Theorien vor Augen zu sehen. Hauptsächlich hatte er sich die Ideen Young's und Smith's angeeignet, und da er den niedrigen Zustand wahrnahm, worin sich die Staatsökonomie in Sicilien befand, so bekämpfte er sowol von dem Lehrstuhle als durch seine Schriften aufs kräftigste die veralteten Meinungen und zerstörte die im Volke wurzelnden Vorurtheile. Er wies nach, daß der Ackerbau die wahre Quelle des öffentlichen Reichthums sei, daß ohne ihn die Manufacturen, die Künste und der Handel für nichts gelten, daß der Fortschritt und die Verbesserung des Ackerbaues von den politischen Einrichtungen abhänge, daß dagegen directe und Zwangsgesetze ihm große Nachtheil bringen, daß man, um ihn zu begünstigen, ihm kein Hinderniß in den Weg legen dürfe, und daß der Ackerbauer, der Kaufmann und der Manufacturist frei sein müssen. Diese nützlichen Wahrheiten verbreitete im Anfange dieses Jahrhunderts Balsamo und freute sich, daß dem Widerstande, den er anfangs gefunden, bald die Überzeugung seiner Mitbürger gefolgt war.

Von seinen Vorlesungen veröffentlichte er 1802 einige Denkschriften über Ackerbau und Staatsökonomie in Sicilien, andere gingen verloren, und mehre wurden in den „Effemeridi siciliane" abgedruckt. Man mußte zu seinem Lobe anerkennen, daß er nicht blos in seinen theoretischen Schriften über diese Wissenschaft sich auszeichnete, sondern, was, da es weit schwieriger, darum auch anerkennungswürdiger ist, auch im Stande war, den speciellen Grad des Reichthums eines Landes zu ermessen, seine Hülfsquellen zu entdecken, die Hindernisse, die sich seinem Aufschwunge entgegenstellen, und die Mittel zu erkennen, dieselben zu beseitigen.

Was Balsamo in seiner nächsten Umgebung zu Stande brachte, dasselbe bewirkte Scrofani aus den schönsten Städten Italiens, wo er sich damals aufhielt. Bereits in den Schriften der classischen Ökonomisten gut bewandert, widersetzte er sich mit aller Kraft den Grundsätzen, welche Caracciolo in seinem Memoire über die Getreideausfuhr von Sicilien aufgestellt hatte, und ließ in Florenz im J. 1791 eine Denkschrift „Sopra la libertà del commercio de' grani di Sicilia dedicata al rè di Napoli" drucken, worin er sein Vaterland mit jenen Maßregeln bekannt zu machen bemüht war, welche bereits in Toscana und anderwärts so vortheilhaft in Anwendung gekommen waren. Später schrieb er eine Denkschrift „Sopra il commercio generale di Europa col commercio particolare della Sicilia", und „Alcune reflessioni sopra le sussistenze desunte da' fatti osservati in Toscana".

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 364. — 30. December 1839.

München 1839.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

Cornelius hat sich nach Einiger Meinung eine schwierige Aufgabe gestellt, indem Rubens' zweites Meisterwerk, sein jüngstes Gericht, gerade in München sein muß, zur Vergleichung und Kritik sogleich zur Hand. Freilich wer diese Farben auf der Leinwand, diese Fleischtöne des Niederländers mit Cornelius' keuschem Wandgemälde vergleichen will! Auffassung und Bestimmung lassen aber keinen Vergleich zu. Es ist etwas großartig Originelles in dieser kannibalischen Fleischfülle; aber wie damals nur ein Niederländer und unter diesen nur ein Rubens von dem Gerichte Gottes ein solches Gesicht haben mochte, könnte heute nur die Phantasie eines Metzgers es so auffassen. Die schöne Entfaltung und Lösung der Gruppen, das Aufschweben der Seligen in Cornelius' Gemälde erinnert unwillkürlich an die ähnliche Lösung einer schwierigen Aufgabe in Kaulbach's Hunnenschlacht. Das Auge seines Christus ist von keinem Maler seit Tizian, so die Seelen durchschauend, so von heiligem Ernste geadelt aufgefaßt. Es muß, wenn die Kirche von den Gerüsten geräumt ist und eine andächtige Menge sie füllt, von der ungeheuersten Wirkung sein. Das mögen wir auch mit Sicherheit von den Gemälden an den Kuppeln erwarten. Hier wird es sich schon lohnen den Hals überzulegen, diese große, durchgeführte Dichtung von der Weltschöpfung bis zur Geburt des Heilands und zum jüngsten Gerichte zu verfolgen. Das sind Deckengemälde von schauerlicher Größe, wenn man jetzt darunter steht, sie mit dem Scheitel fast berührend, und ihre Wirkung wird nicht fehlen, wenn die Kirche erst frei ist und man von allen Seiten diesen Himmel schaut. Aber Eine solche Kirche in einem Menschenalter gemalt, das genügt vollkommen; Ein Exempel, daß wir noch können, was die Alten vollbracht; wozu ein zweites! Wir von heute sind nun einmal der Meinung, daß, um den Himmel zu suchen, wir nicht nöthig haben, uns köpflings überzuziehen. Wäre er nur da über unserm Scheitel, warum hätte uns der Schöpfer nicht die Augen oben auf den Kopf gesetzt! Es ist eine furchtbare Arbeit dieses Deckenmalen; nicht gerade halsbrechend, denn der Maler liegt in einem gefügigen Lehnstuhle auf dem Rücken; aber nun so liegen müssen einen ganzen Tag, und einen Tag nach dem andern, dicht über dem Gesichte sein feuchtes Kalkgemälde, das den Hauch des Mundes dir zurückgibt und nur widerstrebend die Farbe annimmt, und nichts Gefälliges in Dem, was der Pinsel hinwirft, kolossale, schiefe, verzerrte Figuren, Linien, Glieder, Alles berechnet auf eine Wirkung, die zu probiren der gequälte Maler ein paar hundert Stufen hinabsteigen muß; und auch dann hat er sie nicht, die Gerüste sind im Wege. In der bürgerlichen Architektur sind wir zur Natur zurückgekehrt; wir haben die Stuckatur der Decken aufgegeben, auch fällt es uns als Ungeschmack auf, wenn ein Stubenmaler aus der alten Zeit mit seinen Arabesken, Linien und Guirlanden über die äußersten Ränder der Decke hinausrückt. In der Mitte dulden wir nur eine angehauchte Rosette. Wir wollen es da oben frei haben. Ist es im Kirchenstyle anders? Die Zeit, als man bei uns den Himmel voll Geigen malte, war nur ein Intermezzo im Geschmacke, als unsere Väter nicht mehr verstanden die ins Unendliche auslaufenden Wölbungen der gothischen Kreuzbogen herzustellen. Male man den Himmel blau und hefte allenfalls Sterne daran, aber die Wolken und Geigen, und Posaunen und Engel — doch das gehört nicht hierher. Der Himmel in der St.-Ludwigskirche wird seinem Zwecke entsprechen.

Wie Schnorr selbst seine Nibelungen im Vergleiche zu seinen historischen Gemälden in der neuen Residenz beurtheilt, ist schon im vorigen Artikel gesagt. Es zeugt nur dafür, daß der Künstler aus dem Dufte der Sage sich zum klaren Ausdrucke der historischen Gewißheit durchgearbeitet und jetzt dafür gestimmter ist als für jene. Er will auch in die drei Cyklen aus der deutschen Kaisergeschichte nichts aufnehmen, was der Sage angehört. Dies erscheint uns in dem Cyklus von Karl dem Großen fast ungerecht. Karl zu denken ohne seine Paladine, ohne Turpin und Roland, ohne das Thal von Roncesvalles, ohne Eginhard und Emma! Der rein historische Karl der Große ist nur eine halbe Größe. Indessen ist es der königliche Wille, daß in diesen drei Sälen nur historisch beglaubigte Momente der großen Kaisergeschichte dargestellt werden, und dieser Wille ist der höchsten Achtung werth. König Ludwig's Aufgabe: das Andenken Kaiser Karl's, der Hohenstaufen und Rudolf's von Habsburg, als der

Digitized by Google

leuchtendsten Epochen der deutschen Kaisergeschichte, in drei aneinanderhängenden Sälen in ihren Hauptmomenten zu feiern, ist ein ebenso königlicher Gedanke, als ihn Schnorr, nach Dem, was wir schon sahen, wahrhaft künstlerisch aufgefaßt hat und durchzuführen verspricht. Er schreitet in der Ausführung in historisch aufsteigender Linie fort. Der Habsburgssaal ist fertig, der Hohenstaufensaal ist im Werden, der karolingische schwebt noch im Entwurfe. Dem Momente, wo der Graf von Habsburg den Meßpriester über den Waidbach führt, läßt sich kaum eine neue Seite abgewinnen; der Gegenstand ist auch vielleicht zu balladenhaft-romantisch, um als ein großes historisches Gemälde zu wirken. Die Schlacht zwischen ihm und Ottokar ist eben auch kein Moment von geistiger Entwickelung; das Kriegsglück entscheidet zwischen zwei berechtigten Parteien, nur die Costume, die slawischen und germanischen Physiognomien bieten dem Künstler hier einigen Stoff zur Individualisirung, zum geistigen Schaffen. Das große Bild: Rudolf als Richter über die Raubritter, sitzend unter einer deutschen Eiche und mit zürnendem Gesichte auf die verletzte treuga Dei deutend, ist aber durchaus Eigenthum des dichtenden Künstlers und in seiner Composition und Symbolik so großartig und einfach, als in der Ausführung vollendet. Die Gruppe der gebundenen und verurtheilten Raubritter ist von einer markigen Charakteristik, die ihres Gleichen sucht, Gesichter von einer Ausdrucksfülle und einem Colorit, das Rubens abgestohlen scheint, aber durchgeistet von aller Intelligenz unserer Bildung. Wäre es dies Bild allein, Schnorr träte dadurch in die Reihe unserer ersten historischen Maler. Im Hohenstaufensaale sahen wir nur noch Anfänge; sie versprechen aber noch großartiger Vollendetes. Es sind die Hauptmomente gewählt aus Friedrich Barbarossa's Geschichte; aber auch hier zeigt sich der Künstler als Dichter, so genial faßt er das Getrennte zusammen und weiß dem scheinbar unbedeutenden Momente den Stempel aufzudrücken, der ihm Bedeutung gibt. Wie die Schwanthaler'schen Sculpturarbeiten am Fries sich zu den Gemälden in der Wirkung verhalten werden, läßt sich nicht voraussehen.

Auch in den daranstoßenden wittelsbacher Saal blickt man schon hinein, die Säulen strahlen in Marmorglanz, die Capitäler von Gold, eine prachtvolle Stuckatur um Fries und Decke, das Ganze ein wahrhaft königlicher Thronsaal. Zwischen den Säulen werden die vergoldeten Ritterbilder der Wittelsbacher zu stehen kommen; aber wir müssen, um diese zu sehen, vors Thor in die Werkstatt des trefflichen Stiglmayer, der mit echt künstlerischer Liebenswürdigkeit jeden Fremden unter seinen Schöpfungen umherführt und den unterrichtetsten Cicerone macht. Er führt uns in ein kleines, roth verschlagenes Gemach, wo bereits drei vergoldete Wittelsbacher fertig stehen, herrliche Statuen, gleiche Ehre bringend dem Modelliren (Schwanthaler) wie Dem, der sie geschickt in Erz und Gold umwandelte. Aug' und Sinn fühlt sich angenehm gesättigt von einem Reichthume, der, nicht verschwendet, auf seinen Zweck zurückgeführt ist. Ähnliches, wenn die zwölf Statuen fertig sind, wird die moderne Welt nicht gesehen haben. Aber es ist mehr als zweifelhaft, ob diese herrlichen Bilder, die jetzt wie Erscheinungen aus einer goldenen Zeit (ob sie es war, bleibe billig unerörtert) in dem kleinen Raume, trefflich gehoben durch den dunkelrothen Hintergrund, uns entgegentreten, dieselbe Wirkung hervorbringen werden in dem weißen Marmorsaale, zwischen Säulen so eingezwänge, daß ein mäßig beleibter Mann sich zwischen diesen und den Statuen kaum wird hindurchquetschen können. Ihre Seitenansichten gehen gewiß verloren; und Gold gegen weißen Marmorglanz, es gehört zwar zur Pracht des Palaststyls, und ist von Anbeginn, daß man Paläste baute, angewandt, gewiß aber nicht um das Gold zu heben. Wo das Gold nur bloße Verzierung ist, Leisten, Arabesken, da bescheidet es sich selbst; aber wie, wo es Duft, Färbung, Luft, Element eines Kunstwerks ist und dieses Kunstwerk die Hauptsache sein soll? Hinzukommt, daß der Saal von beiden Seiten Fensterlicht hat, die Statuen werden also von hinten durch das stärkste, von vorn durch ein schwächeres Tageslicht beleuchtet. Wo wird da der Effect des Goldes bleiben, abgesehen von den griechischen Säulen, zwischen welche mittelalterliche Statuen zu stehen kommen? Der Kunstsinn fragt (freilich nicht der der Architekten): Ist denn die griechische Kunstform die alleinige, einzig wahre, daß ihren Regeln sich Alles unterordnen muß? Ich weiß, was die Architekten antworten. Würde aber ein Quaglio die Walhalla als einen griechischen Tempel für die germanischen Heroen erbauet haben? Freilich, dort würde er in Zweifel gewesen sein; ein positiver Grund fehlte, da auch ein gothischer Tempel nicht an der Stelle gewesen wäre. Aber wäre ihm die Aufgabe geworden, einen Saal für diese wittelsbacher Ritterbilder zu bauen, so würden wir eine gewölbte feierliche Ritterhalle, gothisch oder byzantinisch, erhalten haben, mit einem schweren, dunkelfarbigen Hintergrunde und einem gedämpften Fensterlichte. Vielleicht daß es durch eine große bunte Rosette von den Giebelseiten auf beide Reihen sich wirkungsreich ergossen hätte. Auch gewiß würden diese geharnischten breitschultrigen Ritter zwischen schlanken Pfeilern kräftiger dagestanden haben als zwischen den breiten griechischen Säulen. Die Allerheiligenkapelle liegt so nahe; das Kirchliche hinweggedacht, und es wäre ein herrlicher Fürstensaal für diese Statuen. Aber ob wol zu dem florentinisch-römischen Anbaue der alten Residenz ein solcher Rittersaal paßte? Warum nicht ebenso gut als diese florentinische Fronte und der neue römische Hinterthell zu dem jetzt eingeschachtelten alten Schlosse, in dessen Höfen wenigstens der mittelalterliche Charakter noch nicht ganz erloschen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

Statistik.

Obwol diese Wissenschaft auf der italienischen Halbinsel nicht gänzlich unbekannt war, so war sie doch noch nicht bis nach

Sicilien durchgedrungen, welches jener Vortheile, die sie ihm hätte verschaffen können, derandt blieb. Indessen muß man bemerken, daß noch im vorigen Jahrhunderte einige wohlverdiente Sicilier es für ein schönes und nützliches Unternehmen hielten, die wichtigsten Gegenstände Siciliens zu beschreiben, in welcher Absicht denn Massa sein „Sicilia in prospettiva", Mongitore „La Sicilia ricercata" und der Abate Arcangiolo Leanti 1761 seine „Breve e distinta descrizione della Sicilia" herausgab. Letzterer näherte sich mehr als die Übrigen dem Plane einer Statistik, allein er behandelte nicht Alles in der Art und Weise, wie es zu wünschen gewesen wäre, vielmehr verbreitete er sich darin über Gelehrsamkeit und Alterthümer. Gleichwol aber muß man doch anerkennen, daß Leanti in seinem Buche zuerst die Wichtigkeit zu fühlen schien, Alles, was den Zustand der Insel betraf, geordnet zusammenzustellen. Auch auf diesem Felde begegnen wir dem schon rühmlichst erwähnten Saverio Scrofani, der, die Wichtigkeit der Statistik für alle staatsökonomischen Verhältnisse erkennend, sein Augenmerk auf sie gerichtet und bereits seine „Descrizione della Morea, sua arti, costumi, agricoltura, colle tavole del commercio d'importazione ed esportazione" und ähnliche Werke herausgegeben hatte. Seiner Anregung verdankt man es, daß 1810 der Advocat Giuseppe Emmanuele Ortolani und Costantino S.-Rafinesque, ein Kaufmann, die Idee einer allgemeinen Statistik von Sicilien auffaßten, welche in zwei Theilen die physische und moralische Seite der Insel darstellen sollte, und wovon leider nur der erste erschien.

Theologische Studien.

Seit einigen Jahren hatte Sicilien seinen Niccolò Spedalieri von Bronte verloren, der außer seinem Werke „Sui diritti dell' uomo", worin er als des Menschen sicherste Bürgschaft die christliche Religion darstellt, noch „Il fanatismo teologico" und „Le confutazioni di Freret e Gibbon" schrieb. Er hatte eine sehr zahlreiche Schule hinterlassen, welche die Ehre seiner Doctrinen vertheidigte. Derjenige aber, welcher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts am meisten zur Reform und zum Fortschritte der theologischen Studien beigetragen, war Francesco Caci, von dem man mit Recht rühmte, daß er der Erste gewesen, der, um die Meinungen zu verbannen, die Kritik einführte, auf das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter drang, sowie jenes der Sprachen empfahl und endlich auf die Quellen hinwies, aus denen die Beweise geschöpft werden müssen. In die Fußstapfen von Caci tretend, führte am Anfange dieses Jahrhunderts Paolo Filipponi die Jugend von Palermo in das Studium der Dogmatik ein, zu welchem Behufe er einen Cursus dieses Studiums entwarf, der vor nicht langer Zeit auch gedruckt erschien. Indem er sich der Werke eines Buddeus, Mosheim, Brucker und anderer protestantischen Theologen dabei bediente, gibt er keinem Systeme darin den Vorzug vor einem andern, sondern prüft mit gründlicher Gelehrsamkeit die Ansichten der Philosophen und ist bemüht, die Wahrheiten der Religion glänzender und reiner hervortreten zu lassen. Die Schule von Catania wurde durch die Bemühungen des Dominicaners Antonio Pennisi gefördert, der in jenem Klerikalseminar, wo er theologische Vorlesungen hielt, die scholastischen Spitzfindigkeiten zu verbannen und sich an die Lehren von Cano und Estio zu halten verstand. Hinsichtlich der Moraltheologie konnte Sicilien mit seinem Mercurio Teresi zufrieden sein, der verschiedene Werke darüber herausgegeben hatte und viele andere vorbereitete. Marullo, Professor an der Universität von Palermo, hatte seine Eleven auf den rechten Pfad der kirchlichen Jurisprudenz zu führen gesucht, zu welchem Behufe er die „Instituzioni" des Cavallaro nebst dem sicilischen „Diritto particolare" herausgab. Damals schien in Dichiarn ein tüchtiger Kanonist aufgestanden zu sein, welcher die Prärogative der Krone den Kirchen und königlichen Kapellen Siciliens gegenüber aufzuhellen bemüht war, in welcher Absicht er versuchsweise seine „Preminenze della corona sopra la chiesa di S. Maria di Troina" herausgegeben. Ein Zögling Cavallaro's war Filippo Cajaro von Cosenza, erwählter Professor des Kirchenrechts in Catania. Außer vielen Andern, die einer lobenden Erwähnung würdig wären, muß man noch Antonino Barcellona (de' preti dell' Oratorio) von Palermo und Giuseppe Logoteta aus Syrakus namhaft machen, welche sich eifrigst angelegen sein ließen, die Richtigkeit der christlichen Lehren zur Anerkennung zu bringen. Nicht blos in den heiligen, sondern auch in den Natur- und physikalischen Wissenschaften war Barcellona unterrichtet, wovon die einen den andern zu Hülfe kamen. Seine Schriften betreffen sämmtlich das Studium der Bibel, woraus er seine Geschichte und die Dogmen schöpfte. Logoteta, welcher in der profanen wie in der kirchlichen Wissenschaft hoch stand, lehrte bald Theologie, bald gab er ein theologisches Journal heraus, worin er von den bedeutendsten Werken der italienischen und ausländischen Litteratur, welche von Dogmatik oder Moraltheologie, Kirchengeschichte oder heiliger Liturgie handelten, Bericht erstattete, und war so auf alle Weise bemüht, das theologische Studium in Ansehen zu erhalten.

Reine und angewandte Mathematik, Naturwissenschaften.

Wenn auch die mathematischen Wissenschaften von den sicilischen Gelehrten nicht gerade wesentlich gefördert worden sind, insofern sie keine Werke darüber publicirten, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß das Studium derselben in den hauptsächlichsten Städten verbreitet war, und daß viele tüchtige Männer lebten, die einen glühenden Eifer dafür zeigten und die Hoffnung gewährten, daß das gegenwärtige Jahrhundert die Früchte ihrer Anstrengungen genießen werde. Unter ihnen genüge es, Giuseppe Pazzi namhaft zu machen, welcher, nachdem er in Rom den Unterricht von Le Seur und Jacquier genossen, nach dem Tode Cento's an der Universität von Palermo zum Professor ernannt wurde und die mathematischen Elementarvorlesungen von Marie, nebst der Übersetzung und den Zusätzen von Canovai und Riccò, die auf der ganzen Halbinsel schon allgemein im Gebrauch waren, dort einführte. Unter den Professoren, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts die mathematischen Kenntnisse verbreiteten, verdient mit Recht Giuseppe Zahra aus Malta genannt zu werden, welcher, in russische Dienste getreten, die Bekanntschaft des berühmten Euler an der Akademie von Petersburg machte und später den Lehrstuhl der höhern Mathematik an der Universität von Catania erhielt, welche Stadt ihm ihren kleinen, aber gutgebauten Hafen verdankt. Außer den Genannten verdienen noch Erwähnung Lorenzo Federici am Klerikalseminar von Palermo, Giuseppe Orlando in Catania, Vincenzo Russo und Pares in Syrakus, Andrea Gallo in Messina, der Abate Antonio Jaci, der eine „Dissertazione sopra l'equazioni cubiche e il caso irriducibile" herausgegeben, und endlich Giovanni Silio am Colleg von Caltagirone, der besonders darum genannt werden muß, weil er sich aufs lebhafteste dem Abate Nicolai entgegenstellte, welcher gegen alle Vernunft und mit großer Anmaßlichkeit neue Regeln der Analyse einführen wollte, indem er diejenigen, welche seit den ältesten Zeiten gegolten hatten, für falsch erklärte. Hier darf man nicht übergehen, daß Guglielmo Silio die neapolitanische Jugend an der königlichen Militairakademie in der Algebra unterrichtete; ein Freund von Filangieri, und wie dieser sich gern mit den ökonomischen Wissenschaften beschäftigend, trat er in die Fußstapfen von Beccaria, indem er mit Hülfe der Algebra Untersuchungen anstellte, welche jener unterlassen hatte und 1792 einen „Saggio su l'influenza dell' analisi nelle scienze politiche ed economiche" herausgab, worin er auf geschickte Weise und mittels des Calculs Probleme auflöste, die alle die Belebung des Handels und durch Erleichterung von Abgaben die Steigerung der Anhänglichkeit an die Regierung zum Zwecke hatten.

Astronomie.

Sicilien, die Geburtsstätte von Archimedes, Empedokles, Maurolico, Ventimiglia, Odierna und Leonardo Ximenes, war

Digitized by Google

zu Anfange des Jahrhunderts im Andaue der Himmelskunde nicht zurück. Nicht mehr war diese Wissenschaft darauf beschränkt, bald in dem Castell von Poliua mit Maurolico, bald auf dem Kirchthuemr von Palma mit Odierna herumzuirren; die Einführung eines Lehrstuhls nnd die Errichtung des Observatoriums von Palermo erhalten die Namen des Vicekönigs Füesten non Caramanico, der so viel nützliche Einrichtungen machte, nnd Ferdinaud's III., der gern seine Einwilliguug dazu gab, in dankbarer Erinnerung. Gewiß wae es empfindlich, Barnaba Oriani, der sein Observatoriam an der Brera nicht verlassen wollte, nicht den Lehrstuhl, wie man gehofft hatte, besteigen zu sehen; allein man konntr mit seinem Stellvertreter, Giuseppe Piazzi, vollkommen zufrieden sein. Er, der, obwol in Ponti im Beltlin geboren, sich aus eigener Wahl zum sicilischen Bürger umgewandelt hatte, war zur Zeit, wovon hier die Rede ist, erst vor wenig Jahren von seiner Reise nach England und Frankreich wieder zurückgekehrt, wo ee die Observatorien unterfucht, in dem Umgange mit Herschel, Lalaude, Maskelyne und andern berühmten Astronomen Vieles gelerne und sich mit den besten Instrumenten, die er sich von Ramsden in England hatte eigens fertigen lassen, versoegt hatte. Es würde zu lang und hier nicht am Platze sein, wollte man alle die besondern Studien verzeichneu, welche Piazzi bis zum Anfange des Jahrhunderts gemacht hatte, nachdem rr 1790 zum ersten Male von dem Kathedee seine Stimme erhoben, um in schönrr und beredtre Sprache das Lod und den Nutzen der Astronomie zu verkünden. Ebenso wenig soll der fortgesetzten Beobachtungen gedacht werden, welche er zum Behufe der Bestimmnng der Breite und Länge sowie jener, dir er über die Planeten nud die Sonne angestellt; auch die Werke, welche er über diese und andere Gegenstände herausgegeben, sollen hier übergangen werden. Am Anfange des laufenden Jahrhunderts durchforschte Piazzi, das Augr mit dem Teleskope bewaffnet, spähend den ganzen Himmelsraum, um die Stellungen der Fixsterne zu beschreiben, deren Größe er, mit Bemerkung der Differenzen, die sich bei Flamstedt, Lacaille, Lalaude und Zach rrgaben, aufzeichnete, sodaß er bald darauf ein Verzeichniß von 6000 Sterneu bekannt machen konnte, wovon mehr als 1600 von ihm zum ersten Mal beobachtet und beschrieben worden waeen. Wer konnee damals norhersehen, daß diese Untersuchungen zur Entdeckung eines Planeten führen müßten, dee bereits vergebens die Aufmerksamkeit der Astronomen zwischen Mars und Jupiter beschäftigt, nämlich der Ceres, womit sich dee Name ihres Entdeckers, schon so berühmt in dee menschlichen Familie, am Himmel verewigte!

Schiffahrtskunde.

Höchstes Lob gebührt dem unvergänglichen Gedächtniffe von Monf. Giuseppe Gioeni, der nicht, wie die Mehrzahl der reichen Patrizier zu thun pflegen, seine Reichthümer thörichterweise neegendete, sondern, ganz erfüllt von der Geoße des heiligen Berufes eines Bürgers, dieselben zu dem gemeinen Besten seines Vateriandes auf edle Weise verwendete. Durch ihn wurde das Studium der Nautik befördert und die lerndegierige Jugend in einem nautischen Seminae versammelt, damit durch sie die sicilische Marine wiedre zu ihree alten Größe gelangen möge. Gioeni, der immer nur das allgemeine Beste im Auge hatte, dotirte dieses Seminar aus eigenen Mitteln. Auf diese Weise wurde das nautische Studium auf dieser Insel wieder gehoben, welche zu allen Zeiten der Schiffahrt ihren Wohlstand verdankte, wo die Bewohner von Messina, Palermo und Trapani das Lob geübter Seefahrer sich erworben und Giacomo Alagna ous Trapani durch seine neue und eigenthümliche Bauart von Schiffen, zu deren Leitung die Kraft eines einzigen Menschen hinreichte, einen neuen Beweis füe die Thatsache abgab, daß dee sicilische Geist füe neae Erfindungen nicht untauglich ist. Giovanni Filoti, berühmt durch seine nautischen und mathematischen Kenntnisse, unterrichtete damals die Jugend und aebeitete mit Ausdaner füe ihren Unterricht an einem Elementaewerke über dir Handelsschiffahrt, das auch einige Jahre später erschien. Auch könnte man mit Recht den Sicilieru zum Vorwurfe machen, daß sie das Gedächtniß eines ihrer tapfeesten Mitbüeger, eines würdigen Nebenbuhlers von dem Rahme Nelson's, des Admirals Federigo Geavina, nicht mit der verdienten Anerkennung feierten.

Naturwissenschaften.

Bereits hatte man in Sicilien das Vergnügen und den Nutzen kenurn lernen, welche uus der Erforschung der Natur sich ergeben, und dir dessern Köpfe hatten sich mit Eifer ihrem Studium hingegeben. Giovanni Cancilla lehrte an der Universität von Palermo die Naturwissenschaften und hatte zu diesem Behufe für die Jugeud Elementurbüchee ausgearbeitet. Das Bedürfniß von naturhistorischen Museen machte sich fühlbar; das beerits an der Universität bestehende war dieses Namens nicht würdig. Dagegen gelangte zu hohem Rufe das zahlreiche und gutgeordnete Cabinet des Cav. Giuseppe Gioeni in Catania, den Europa mit Recht als einen der ersten Naturforscher nicht blos von Sicilien, sondern von ganz Italien anerkannte. Durch dieses Museum, worin in verschiedenen Abtheilungen nach der Sitte der Zeit die Konchylien, die Laven des Ätna nnd Äoliens und die übrigen Gegeaständr gesammelt und mit Eleganz geordnet waren, durch seine von allen Seiten zusammengebrachte Bibliothek nnd duech seinen trefflichen Unterricht, den er vom Lehrstuhie herab der Jugend non Catania ertheilte, hatte Gioeni das Studium der Naturwissenschaften in Catania so angeregt, daß es nunmehr nicht mehr erlöschen, sondern nue foetschreiten konnte.

Mineralogie.

Nicht ohne Glück hat der ebenerwähnte Gelehrte diese Wissenschaft angebaut und eine „Relazione della eruzione dell' Etna nel mese di luglio 1787" heraasgegeben, die duech Dolomieu's Bemühung ouch in Europa bekonnt wuede, wo jedoch sein „Saggio di litologia vesuviana", worin re die Geschichte des Vesuvs in der Sprache der Wissenschaft erzählte, noch mehr Anerkennung fund. Wenn auch die von so vielen Seiten gehegte Hoffuung, daß dieser Gelehete, was er füe den Vulkan Neapels gethan, auch für die Geschichte des Ätna thun möchte, leider nicht eefüllt wuede, so hatte er doch die Aufmerksamkeit seinee Landsleute diesem Gegenstande zugewendet, welche, seinem Beispiele folgend, das Studium der Mineralogie mit Eifer detrieben. Giuseppe Lombardo Buda hatte einen „Catalogo della materie vulcaniche dell' Etna", und mit noch größerm Erfolgr der Abate Francesco Ferrara die „Storia generale dell' Etna" herausgegeben, welche die Beschreibung jenes Berges, die Geschichte seiner Eruptionen und seiner Phänomene, dir wissenschaftliche Classificieeung seinee Peoducte und die Mittheilung alles Dessen umfaßte, was zur Geschichte der Vuicane gehört. Derselbe hat auch Bonnet's „Contemplatiou de la nature" mit Anmerkungen herausgegeben und sich in jeder Weise als einen tüchtigen Naturforscher beurkundet.

Zoologie.

Hatte gleich Gioeni diese Wissenschaft nicht mit dem besten Erfolge angebaut, so war rr doch der Erste in Catania, der sich mit ihr beschäftigte nnd in seinem Naturalieneabinete Fische nnd Vögel, Zoophyten nnd Konchylien, nach dem d'Argenville'schen Systeme geoednet, zeigte. Außer ihm betrieb die Zoologie nur noch Girolamo Recupero, der, von seinem Onkel, dem Kanonikus Recupero, dazu angespoent, viele Naturproducte sammelte, darunter vorzüglich sicilische Bernsteine und fremde Konchylien, und sich mit besonderer Vorliebe auf das Studium der Schwämme nnd Insekten verlegend, von erstern über 200 Tafeln gezeichnet und colorirt hinterließ, von den andern nne drei, nämlich Apis Sicula, Mutylla Catanensis, Curculio barbatus entdeckte, die in der „Fauna etrusca del Rossio" veröffentlicht wueden.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 365. —— 31. December 1839.

München 1839.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Nahe der Vorstadt Au liegt Kaulbach's Atelier, ein königliches Gnadengeschenk, nicht unanmuthig von Wiesengrün und Gartengebüschen umgeben. In der Fremdenzeit wimmelt es hier von Besuchern; denn Kaulbach's Ruf ist in der Fremde größer als in seinem erwählten Vaterlande. Ist doch, so viel mir bewußt, von seinen bedeutendern Werken in München keines aufgestellt. Dagegen wird er überstürmt von auswärts mit Bestellungen, und es ist zu wünschen und hoffen, daß der geniale Künstler Kraft und Gesundheit sich erhält, ihnen zu genügen. Zuerst wird aber seine Zerstörung Jerusalems noch auf Jahre seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen. Er ist im Begriffe, die kleinere Kreidestizze, die fertig ist, in den größeen Carton zu übertragen. Bis jetzt kann man nur jene beurtheilen, obgleich im Carton schon größere Änderungen projectirt und gewiß nöthig sind. Wenn schon in seiner Hunnenschlacht der Reichthum der Gedanken und der Composition überrascht und der Adel der Ausführung entzückt und die Seele hebt, so muß man über den noch größeen Reichthum des neuen Bildes erstaunen. Jenes war eine Vision, er konnte geben und lassen, was ihm gefiel; er traf das Maß. Dies ist ein großer historischer Gegenstand, aber nur in der symbolischen Auffassung erhält er die Bedeutung, die der Künstler will. Eine brennende Stadt, Gemetzel, Flucht und Einzug der Sieger durch die gebrochenen Mauern, das wäre ein Schlachtenbild wie hundert andere. Kaulbach's Entwurf repräsentirt ein Weltgericht, Vergangenheit und Zukunft des Judenthums, die neue christliche Ära und die Macht des römischen Reiches. Es wäre überflüssig, dieses schon vielfach besprochene Werk noch einmal umständlich zu detailliren; aber, wie es als Skizze vor uns steht, entbehrt es noch des Totaleindrucks, den seine Hunnenschlacht hervorbringt. Freilich kann eine Zerstörung keinen durchaus wohlgefälligen Charakter athmen. Aber wie er eine wilde gespenstige Schlacht, in Lüften und auf Erden, auf einen Mittelpunkt concentrirte und Anmuth darüber hauchte, so läßt sich erwarten, daß sein Genius auch in dem Zerreißen und Zerfallen einen Stamm, einen Kern, von wo die Radien ausgehen und doch auf ihn wieder zurückgehen, finden wird. Vielleicht ließe sich dies schon dadurch bewirken, daß die verschiedenen Gruppen, die sich den Rücken wenden, nicht räumlich zu sehr geschieden dtieben. Wir sind im Allerheiligsten, natürlich nur symbolisch; der Tempel selbst kann nicht die Arena für alle die Vorfälle gewesen sein, noch weniger kann der aufgefaßte Zeitpunkt alle angedeutete Momente zugleich umfaßt haben. Dieser Altar ist schon verlassen von seinen Priestern; römische Krieger haben ihn erstiegen und verkünden durch die Tuba den Sieg ihres Volkes, den Untergang des Judenthums. Rechts vom Beschauer im Hintergrunde zieht der Imperator mit den fliegenden Adlern, den Beilen und unter Tubastößen seiner Reiterschar ein, links wilde Zerstörung; in den Lüften die Boten des Gerichts, gleichfalls in die Trompeten des Weltgerichts stoßend, und darüber, außerhalb der Architektur, die Altväter und Propheten, die Jerusalems Untergang verkündet haben. Ich berichte nach dem Gedächtnisse und habe keine Skizze vor Augen. Die Wirkung der wie Wetterstrahlen zückenden Trompeten durch Qualm und Wolken ist sehr groß, man glaubt die Zuckungen und Stöße dieser Blasinstrumente zu hören; die Luft muß gereinigt, es muß Platz nach den vorangegangenen Greueln für eine neue Ära werden, und diese wird weltlich durch die kernhaften Gestalten des Imperators und seiner Römer vergegenwärtigt. Aber ob nicht der Trompetergruppen zu viele, ob nicht eine unvortheilhafte Verschmelzung des Wirklichen mit dem Symbolischen ist? So weiß man nicht bestimmt, ob diese auf dem Altare knieenden Tubabläser dämonische Wesen in römischen Kleidern oder römische Soldaten sind. Wären es jene, warum die Wiederholung, da ihr Boten des Gerichts in den Wolken schon die Trompeten schmettern lassen; sind es aber nur römische, vorangesprengte Krieger, wie kommen die auf den seltsamen Einfall, auf den schmalen Opferaltar hinaufzukriechen und hier, nebeneinander gehockt, in ihre Hörner zu stoßen? Der Wirkung, wie gesagt, entbehrt dies Mittelstück nicht, aber es entspricht nicht den Anfoderungen von Klarheit, welche wir nach der Hunnenschlacht an den Künstler zu machen berechtigt sind. In der Mitte vorm Altare steht der Hohepriester, umgeben von Verzweifelnden, und bohrt sich den Stahl in die Brust; links flieht der starre Jude in die ewige Verbannung — der ewige Jude; rechts schleppen hier rö-

Digitized by Google

mische Krieger ihre schöne Beute fort; dort fliehen die neuen Christen in Gottergebenheit von der Stätte der Greuel. Diese verschiedenen Gruppen sind von ungemeiner Schönheit, jede ein vollendetes Bild für sich. Möchten sie in der Ausführung zusammengenommen Eines werden! Nur die Attitude des Hohenpriesters selbst erscheint noch in der Skizze zu theatralisch; er ersticht sich, vielleicht natürlich die Brust zurückgebeugt, aber seine Gestalt erinnert an einen gespannten Bogen, was gegen die natürliche Anmuth in den Bewegungen und Stellungen der um ihn Liegenden und Stehenden unvortheilhaft heraustritt. Das wird sich leicht ändern lassen, und auf der Leinwand in Ölfarben wird dieses Gemälde gewiß von ungeheurer Wirkung sein. Es dürfte ein Stadium in der münchener Kunstentwickelung bezeichnen. Seine Hunnenschlacht in Farben auszuführen, weigert sich Kaulbach, trotz der vielfach geäußerten Wünsche, entschieden, und ich kann seinen Gründen nur beistimmen. Die Beleuchtung müßte eine gesuchte werden, wenn der materielle Charakter, den die Farbe dem Bilde geben würde, nicht seinen Visionscharakter zerstören sollte.

Mein Artikel wächst über die vorgesteckten Grenzen. Der Reisende kann nicht alle Kunstwerkstätten besuchen, und wie Vieles entgeht ihm in denen, die er besucht. Wol hätte ich gern eine statistische Übersicht des jungen Künstlerreiches gesehen, und wie viele unter der großen Zahl durch die Geburt Altbaiern angehören. Von den Bekanntern ist kaum Einer, den nicht erst Münchens neuerer Ruf hergelockt hätte.

Das reichhaltigste unter allen Ateliers ist unstreitig Schwanthaler's. Wer zählt, wer beschreibt alle diese noch Ausführung ringenden Entwürfe. Hier documentirt sich die reiche productive Kraft, die König Ludwig's Munificenz hervorgerufen, am schlagendsten. Wo anderwärts vielleicht gleichbegabte jüngere Bildhauer sinnen und horchen müssen, was wol einem Mäcen gefallen, was wol Käufer im großen Publicum finden könne, daß ihre Arbeit sich bezahle, sie ihr Leben fristen, wo sie ihre großen Lieblingsentwürfe ein Leben durch in der Mappe tragen, höchstens zu kleinen Modellen kneten — hier kann der Künstler nicht genug schaffen. Großartig sind die Bestellungen, und was sein eigener Genius schöpft und andeutet, wird willig von seinem Gönner ergriffen. Das zündet, das weckt Ideen, Entwürfe gestalten sich aus Entwürfen, und wie die Noth eine gute Primairschule, so ist nur das Glück und der Erfolg die hohe Schule der Kunst. Der Maler kann selbständig im Volke sich und seiner Kunst leben; der Bildhauer ist, wie unsere Verhältnisse sind, auf die Großen der Erde verwiesen. Wohl ihm und Ehre ihnen, wenn er nicht ihnen zu dienen braucht, sondern der König die Kunst als eine königliche ehrt. Dies Atelier ist, wie gesagt, zu reichhaltig, um alle fertigen und im Werden begriffenen Werke, die Modelle und Abgüsse, nur anzudeuten. Die wittelsbacher Fürsten, die teutoburger Schlacht für das Frontispiz der Walhalla, die mächtigen und höchst charakteristischen Friese aus der Hohenstaufengeschichte, es überwältigt das Auge, der Sinn vermag nicht zu folgen. Nur Ein bestelltes Modell möchte dem Künstler einige Schwierigkeiten veranlaßt haben: die Bavaria, die, eine sechzig Fuß hohe Jungfrau, auf der Theresienwiese aufgestellt werden soll, zum Mittelpunkte der Spiele des Octoberfestes. Ein sechszig Fuß hohes Menschenbild! Auf welche Effecte muß der Künstler hinarbeiten! Arbeitet er den Kopf proportionirt zum Körper, so erscheinen in der Entfernung die Gesichtszüge viel zu fein, der Kopf zu klein für die Wirkung. Wenn er aber für die Wirkung arbeitet, wo bleibt die Wahrheit? Die Bavaria mit einem größeren Kopfe als ihr Leib, ihre Füße! Und wer ist diese Bavaria? Wo gehört ihr Arm, ihr Fuß, ihre Schulter hin, wenn wir die Reichsgeschichte nachschlagen? Wohin flögen alle Glieder, wenn das Princip der Restaurationsmänner siegte, die mit so großer Beredtsamkeit in der bairischen Kammer die gute alte Zeit loben und sie von den Heiligen zurückerbitten! Schwanthaler hat das Modell gefertigt und Stigimayer wird den Guß besorgen. Immer aber, indem ich es beschaute, dieses wunderbare Bild, dachte ich an einen Dritten, einen großen Compositeur, der freilich noch andere größere Kolosse zusammensetzte, und unwillkürlich meinte ich, daß, wenn irgendwo in Deutschland, in diesem Standbilde die Billigkeit fodere, auch Napoleon eine Votivtafel des Dankes anzubringen. Und ich sympathisire sonst nicht mit denen meiner Landsleute, welche vor seinem Bilde Weihrauch streuen.

Es geht ein dunkles Gerücht, daß diese großen Kunstschöpfungen nur noch fünf Jahre fortdauern sollen; alsdann solle dieselbe Kraft den wissenschaftlichen Bestrebungen zugewandt werden. Es berechtigt uns nichts, dies zu glauben; indessen was ruht im Schoose der Zukunft, und was ist unmöglich! Der Pinakothek gegenüber erwächst jetzt eine mächtige Basilika. Der Zutritt ist dem Fremden nicht gestattet. Aus der Entfernung zu schließen ein herrliches Gebäude. Es ist zu Aufnahme eines großen Convents künftiger Benedictiner bestimmt, und darunter ist eine gewölbte Halle bereits fertig, wo die sterblichen Reste der künftigen heiligen Männer dereinst ruhen sollen. Das ist eine weite Aussicht, und wer sieht in die Zukunft! Wer gibt uns Bürgschaft, daß, was zu Katakomben bestimmt war, nicht von der Nachwelt zu Bierkellern benutzt wird! 20.

Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 301.)

Dryktognosie.

Dieser Zweig der Naturwissenschaften war fast vergessen und unangebaut, und nur Messina rühmte sich unter allen sicilischen Städten, die Geburtsstätte von Vincenzo Ramondini zu sein, der damals in Neapel, wo er Proben von seinem tüchtigen Geiste ablegte, in Ehren stand. Ramondini hatte in letzterer Stadt Anatomie, Physiologie und Chemie gelehrt und eine „Lettera sulla nitriera naturale di Pulla di Molfetta" herausgegeben, wohin er aus Veranlassung der zwischen den neapolitanischen Chemikern und dem Abate Fortis entstandenen

Sterilfrage abgeschickt worden war. Durch seine Kenntnisse in dem Bergwesen zu Anerkennung gelangt, wurde er nebst andern jungen Leuten aus Neapel ins Ausland gesendet und besuchte Freiberg, wo er drei Jahre dem theoretischen und praktischen Studium der Metallurgie und des Bergwesens oblag; hierauf durchreiste er Ungarn, kehrte nach Freiberg zurück, wo er die Vorlesungen von Werner besuchte, und ging dann nach England, wo er Bergwerken und Schmelzöfen seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Nach Neapel zurückgekehrt, wohin ihn der Ruf seiner ausgedehnten Kenntnisse, die er sich während seiner siebenjährigen Reisen zu erwerben Gelegenheit hatte, begleitete, wurde er sogleich nach den angeblichen Steinkohlengruben von Gifuri, dann nach den calabresischen Eisenbergwerken von Stilo und nach den Schmelzhütten von Mongiana abgeschickt, um allenthalben die neuen Schmelzmethoden und die verbesserte Administration einzuführen. Allein in Folge der 1799 ausgebrochenen Revolution, welche seine Arbeiten unterbrach, kehrte er nach Neapel zurück, und Sicilien, das sich nur aus der Ferne des Ruhms eines seiner Söhne erfreute, vermißte schmerzlich die Früchte, die es von seinem Geiste erwarten konnte, um so mehr, als die Wissenschaft, der er sich mit so großem Erfolge gewidmet hatte, auf der Insel fast unbekannt war und er allein im Stande gewesen wäre, sie aus ihrem Schlummer zu erwecken.

Botanik.

Nicht in derselben ungünstigen Lage befand sich die Botanik, welche, wenn sie auch durch den Tod des Cupani und der beiden Bonanno, Vater und Sohn, lange Zeit daniederlag, doch durch die Bemühungen vieler ausgezeichneten Männer bald wieder zu ihrer frühern Blüte sich erhob. Bereits lehrte Giuseppe Tinea in Palermo vollständig die Pflanzenkunde. Auch verband er mit seiner theoretischen Anweisung einen praktischen Cursus, wozu ihm der an einheimischen und fremden Pflanzen reiche botanische Garten zu Gebote stand. Ihm beigegeben war Giuseppe Bartolatta, ein junger Palermitaner, der aus Liebe zur Wissenschaft zweimal den Ätna und die Madonie, sowie die boschi di Caronia und die in der Nähe von Trapani liegenden Inseln besucht hatte, wo er ein Herbarium von mehr als 2000 Pflanzen gesammelt, die er nach dem Systeme von Linné benannte und damit das kostbare Material für die so sehnlichst gewünschte Flora siciliana lieferte. Auf diese Weise hatte sich über die ganze Insel die Liebe zur Botanik verbreitet und überall sammelte man unbekannte Pflanzen, deren besondere Kennzeichen man mit Genauigkeit anmerkte. Catania besaß seinen Matteo de Pasquale, der nicht blos für sein Privatstudium einen reichen Garten gegründet hatte, sondern der Jugend mit Bereitwilligkeit seine Sammlungen öffnete; dieselbe Stadt war auch der Geburtsort von Ferdinando Cosentino, Messina von Antonio Arroste und Antonio Bivona Bernardi, desgleichen von Vincenzo Tineo, die sich alle mit Glück dem Studium der Botanik widmeten.

Agricultur.

Sicilien hieß einstens die Kornkammer Italiens, und alle Umstände vereinigen sich darin, daß die Natur diesem Lande den Ackerbau als die Hauptquelle seines Reichthums angewiesen hat. Trotz einer Menge nachtheiliger und außerordentlicher Umstände ist die Bodenbeschaffenheit dieses Landes noch immer dieselbe und kann es sich wieder einmal durch die Erzeugnisse seiner Fluren zu einem hohen Range erheben. Wol war der Ackerbau in Folge von Unwissenheit, Trägheit und vieler andern Ursachen, die die Wechselfälle der Zeit herbeiführten, in Sicilien in einen Zustand tiefen Verfalls gerathen; viele Felder lagen unbebaut und verlassen, die nützlichsten Verfahrungsweisen zur Verbesserung des Bodens sowie die tauglichsten Ackerbaugeräthe, wie Egge und Walze, unbekannt, und nur ein roher Pflug, die Sense, der Karst und die Haue, die den Landmann sehr ermüden und dem Zwecke nicht angemessen sind, im Gebrauch. Allein bereits war seit mehren Jahren Paola Balsamo aus Termini nach Palermo zurückgekehrt und hatte seine Vorlesungen über Agricultur begonnen. Auf seinen Reisen nach Italien, Frankreich und England hatte er sich einen sehr reichen Schatz von Kenntnissen gesammelt, neue Methoden und neue Instrumente kennen lernen, aus dem Umgange mit Zucchini in Florenz, Brussonet in Paris und Arthur Young in der Nähe von London vielfache Belehrung geschöpft, sich mit den besten, sowol ältern als neuern Schriftstellern über den Landbau bekannt gemacht, und da er den beklagenswerthen Zustand der sicilischen Agricultur, verglichen mit jenen Nationen, die er besucht hatte, in der Nähe sah, war er auf alle mögliche Weise auf dessen Verbesserung bedacht. Er suchte die richtigen Grundsätze zu verbreiten, die er im Auslande kennen gelernt hatte, und hielt sich mit besonderer Vorliebe an die englische Methode. Noch während seines Aufenthaltes in den Niederlanden hatte er seine „Notizie sull' agricoltura di Fiandra" in Arthur Young's „Annalen des Ackerbaus", in Paris seinen „Ragguaglio di una fattoria inglese" herausgegeben, in Neapel in dem „Magazzino georgico" „Sopra la cagioni della moderna scarsità paragonata alla antiche raccolte di grano nella Sicilia" geschrieben, und in Venedig „Alcune pratiche osservazioni sopra i terreni umidi" herausgegeben, worin er die verschiedenen Verfahrungsweisen miteinander verglich, wie in der Lombardei und in England wegen Unebenheit der Oberfläche nasser oder von Natur thoniger Boden trocken gelegt wird. Inmitten so vieler zum Besten der Wissenschaft und Siciliens entworfener Pläne bereitete er seine „Lezioni di agricoltura" vor, wovon schon einige Jahre darauf das erste Heft unter dem Titel: „Principj di agricoltura a di vegatazione per gli agricoltori di Sicilia", ans Licht trat. Allein was vermochte ein einziger, von Capitalien entblößter Mann in seinem Kampfe gegen veraltete Vorurtheile der Menge, die ihrer Natur nach jede Neuerung haßt? Unter Denjenigen, welche die Agricultur mit Liebe betrieben, verdienen Silvestra Gustavelli aus Messina und Saverio Serofani aus Modica ehrenvolle Erwähnung. Ohne Zweifel konnte der Erstere als Muster in dem Anbaue des Bodens gelten; ihm verdankte man den geschätzten Farowein, der einen einträglichen Handelszweig bildete; ihm die Erfindung der hölzernen Kufe, der er oben die konische Form gab, worin er den Most nebst den Trestern aufbewahrte und daraus bereits nach Verlauf von neun Tagen den klaren Wein zog; ihm endlich die Vorkehrung, die Weintrauben völlig reif zu lesen, nachdem die Weinbeeren durch den Einfluß der Sonnenstrahlen vom Thau und Regen getrocknet worden sind. Obwol Saverio Serofani fern von seinem Vaterlande lebte, so war ihm doch stets seine Liebe und Thätigkeit zugewandt. Unter seinen, einem so nützlichen Zwecke gewidmeten Werken verdient sein „Corso completa di agricoltura" Erwähnung, den er während seines Aufenthaltes in Venedig zu schreiben angefangen, wovon jedoch nur der erste Band ans Licht getreten, da er von der venetianischen Republik zum Oberintendanten des Ackerbaus und des Handels ihrer levantischen Besitzungen ernannt worden und bald mit dem Auftrage dahin abgegangen war, die Beschreibung derselben in agrarischer, ökonomischer und commercieller Beziehung zu liefern. Als er dann seine „Descrizione della Morea, della sua arti" u. s. w. herausgab, fügte er zwei besondere Denkschriften „Sopra la coltura dell' uva passa e del tabacco" bei, die in Florenz 1795 erschienen.

Physik und Chemie.

Es war ein charakteristisches Merkmal jener Zeit, daß jede nützliche Wissenschaft sich von den an ihr haftenden Irrthümern zu reinigen und zweckmäßige Reformen einzuführen suchte. So erhoben sich auch allmälig aus ihrem niedrigen Zustande die Physik und Chemie, wovon erstere sich auf die hauptsächlichsten Experimente beschränkte, welche mit der Elektrisir- und pneumatischen Maschine angestellt zu werden pflegen, und letztere, ganz den Weg der Wissenschaft verlassend, sich nur mit Bereitung von Getränken und Arzneien abgab. Die Anregung, den bisherigen unwissenschaftlichen Schlendrian zu

verlassen, gab vorzüglich die Erfindung des Luftballons, welche der berühmte Montgolfier damals gemacht und wodurch die sicilischen Gelehrten aus ihrer Lethargie plötzlich aufgeweckt wurden. Nachdem sich der Mangel der physikalischen Kenntnisse fühlbar gemacht hatte, berief man aus Neapel den P. Elisco della Concezione, der durch seine reichhaltige Sammlung von Instrumenten und Maschinen, die er mit sich führte, in den Gemüthern der studirenden Jugend die Lust erweckte, Alles dem Experimente zu unterwerfen. Nicht so, wie seine praktische Anweisung, gelang ihm die Bearbeitung der Theorie in seinen „Elementi di fisica", welche, ohne Methode und von falschen Principien angefüllt, bald in verdiente Vergessenheit geriethen. Nicht mehr kann man von Zappala's Versuch sagen, der nur dazu dienen kann, den Zustand, worin sich die physikalische Wissenschaft jener Zeit befand, daraus kennen zu lernen. Allein seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hatte den Lehrstuhl an der Universität von Palermo Domenico Scinà inne, welcher, mit den vortrefflichsten Geistesanlagen ausgestattet, von wahrer Liebe zur Wissenschaft erglühte und in die innersten Geheimnisse der Natur, soweit es menschliche Kräfte vermögen, einzudringen suchte.

In höherm Range als die Physik hatte sich die Chemie erhoben, der sich die tüchtigsten Köpfe mit Fleiß widmeten, indem sie in allen sicilischen Städten die bereits gewonnenen nützlichen Kenntnisse zu verbreiten und zu erweitern suchten. Die phlogistische Lehre, welche seit geraumer Zeit, besonders nach Crawford's Vorgang, von den sicilischen Chemikern mit Eifer vertheidigt worden war, war gänzlich in Abnahme gerathen, seitdem zum ersten Male Giovanni Meli die palermitanische Jugend in dem Systeme Lavoisier's unterrichtete. Ihm verdankt Sicilien auch die damals immer mehr verbreitete Bekanntschaft mit den richtigern Doctrinen der französischen Chemiker. Zur Seite stand ihm für den praktischen Cursus Stefano Chiarelli, welcher außer mehren andern nützlichen Entdeckungen auch die Aufmerksamkeit auf diejenigen Krachylien lenkte, aus denen man eine Purpurfarbe, die der der Alten nichts nachgäbe, gewinnen könne. Unter Anleitung von Giuseppe La Pira, Professor an der Universität von Catania und Verf. des „Discorso sulle arie artificiali", hatte man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich mit der interessanten Theorie der Gase vertraut gemacht. Gaetano La Pira, sein Sohn, hatte aus Sicilien zuerst die neue pneumatische Theorie nach Neapel verpflanzt. Catania konnte sich damals des vortrefflichen Chemikers Giuseppe Mirone rühmen, der in seiner Vaterstadt selbst eine bessere Lehrmethode in der Chemie einführte. Er bediente sich dabei anfangs der „Elementi di chimica e di farmacia dello *Scopoli*", die er mit Anmerkungen und den Bergmann'schen Tafeln in zwei Bänden herausgegeben hatte. Sobald er aber zur Einsicht gelangte, daß dieselben nicht ganz für die wissenschaftliche Behandlung der Chemie geeignet wären, bearbeitete er die „Filosofia chimica o verità fondamentali della chimica moderna del Fourcroy", die er dann auch in zwei andern Bänden mit Anmerkungen herausgab.

M e d i c i n.

Wenn sich auch Sicilien in entfernterer oder näherer Vergangenheit seiner großen Männer, als Herodikus, Akron und Empedokles aus Agrigent, Philonides aus Centuria, eines Heraklides, Alcadino und Alcimo, eines Ingessia und Galeazo mit Recht rühmen konnte, so war es doch in jener Zeit, wovon hier die Rede ist, mit dem Zustande zufrieden, zu welchem jene Gelehrten die Wissenschaft der Medicin erhoben hatten, und zehrte, so zu sagen, von seinem alten Ruhme. Doch war bereits jene eingerostete barbarische Gewohnheit, der zufolge man die von einheimischen Ärzten gemachten Beobachtungen nicht mehr der Öffentlichkeit übergab, in Abnahme gekommen. Denn schon sah man viele Abhandlungen, die den einen oder andern wichtigen Theil der Medicin betrafen, ans Licht treten, und die einheimischen Ärzte wendeten ihre Aufmerksamkeit alle Dem zu, was in Italien und im Auslande sich bemerkbar machte, ohne daß sie jedoch sehr geneigt waren, ohne vorgängige Prüfung rasch fremde Meinungen anzunehmen. Sie studirten mit Eifer die Werke der berühmtesten alten Meister, eines Hippokrates, Galen, Sydenham, Stoll, als die besten Schutzmittel gegen blos scheinbare und am Ende haltlose Neuerungen. Durch Geist, Liebe zur Wissenschaft und tiefe Kenntnisse zeichneten sich vor allen sicilischen Ärzten die beiden Scuderi, Francesco und sein Neffe Rosario, aus, wovon der Erstere durch sein Werk „Sul vajuolo", das er in Neapel in zwei Bänden 1789 herausgab, zu hohem Rufe gelangt war. In demselben, worin er von dem Ursprunge und der Ursache der Blattern und der contagiösen Krankheiten im Allgemeinen handelt, spricht er die Meinung aus, daß die Pocken in Äthiopien zu Hause und von da nebst andern ansteckenden Krankheiten in Europa eingeführt worden seien, und daß man dahin kommen könne, die eine wie die andern durch zweckmäßige Vorkehrungen auszurotten. Diese Meinung zog ihm die Feindschaft Michele Sarcone's, eines Neapolitaners, welcher ihn des Plagiats beschuldigte, und den Neid von Santoro Papa, eines nicht unberühmten Arztes von Modica, zu, welcher seine Ansichten mit dem Principe bekämpfte, daß sich die Pocken heilen, aber nicht ausrotten ließen, Angriffe, gegen die sich Scuderi meisterhaft vertheidigte. Zur Ehre des Mannes mag hier angeführt werden, daß die Journale Italiens wie des Auslandes diesem Werke, sowie es erschienen war, nagemeines Lob zollten, und die Könige von Preußen und Spanien, denen er es zum Geschenke gemacht hatte, ihren Beifall schenkten, und daß, seinem Beispiele folgend, der Spanier Gil in einer darüber geschriebenen Abhandlung gleichfalls von den Mitteln sprach, die Pocken zu mertilgen, sowie auch Haygarth in England dasselbe Thema behandelte. Scuderi, dieser philosophische Arzt, der sich mehr mit der Theorie als mit der Praxis befaßte und mit großem Vortheile für die Jugend in Catania Vorlesungen hielt, veröffentlichte einige Jahre später seine „Elementi fisiologici e patologici secondo i principj d'Ippocrate", dessen Studium er niemals auf die Seite gelegt hatte. Desgleichen bekämpfte er vom Katheder herab das Brown'sche System, das, wie in Italien von Rasori und Andern, so auch in Sicilien gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der scheinbaren Einfachheit seiner Principien wegen mit Eifer und Wärme von einigen Ärzten angenommen worden war. Noch höheres Lob aber gebührt in diesem Betrachte seinem Neffen Rosario Scuderi, der in dem jugendlichen Alter von 27 Jahren bei der Entwickelung des Brown'schen Systems so viel Scharfsinn und Geist bewiesen hatte, daß er durch Aufzeigung seiner Irrthümer dasselbe bald in Miscredit brachte. Ungeachtet er sich schon durch die Werke, welche er über diesen Gegenstand schrieb, einen Namen gemacht, so wurde dieser doch besonders durch seine „Introduzione alla storia della medicina" berühmt, die er in Neapel 1794 herausgegeben, und worin er wie in einem Rahmen die verschiedenen Systeme zusammenfaßt und sie mit so großem Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit prüft, daß dieses Werk von allen Gelehrten der Halbinsel und selbst des Auslandes als classisch anerkannt und in mehre Sprachen übersetzt wurde. Um so mehr war es daher zu bedauern, daß sein „Sistema di medicina teorica", das, nach den Principien der analytischen Methode geordnet, ein vollständiges System der Physiologie, Pathologie, Materia medica und Therapie bilden sollte, nicht ans Licht trat. 40.

Das Register zum Jahrgang 1839 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1840.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's.

8. Auf feinem Velinpapier. Elegant cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Pulcherie.** Von **A. von Sternberg.** — II. **Die blaue Blume.** Novelle von **Julius Mosen.** — III. **Angelica.** Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von **Th. Mügge.** — IV. **Ein Frühlingstraum.** Novelle, nach den Mittheilungen eines Freundes, von **Eduard von Bülow.** — V. **Der Todte von St.-Anna's Kapelle.** Ein Criminalfall. Nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von **Otto Ludwig.**

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Ge. kosten, aber

zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,
einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr.

abgelassen werden.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Martell, E. Mörike, A. Öhlenschläger, Posgaru, P. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, A. von Saetorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Scävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Öhlenschläger, Dannecker, Zeiter, Tegner, Audee, A. von Humboldt, Zedlitz, und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Der Jahrgang 1839, oder der Neuen Folge erster Jahrgang, mit dem Bildnisse Lamartine's, enthält Beiträge von Tieck, Eichendorff, Schefer, Franz Berthold, und Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, und kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Die Bildnisse zu den verschiedenen Jahrgängen der Urania sind in besondern Abdrücken in gr. 4. einzeln zu dem Preise von 8 Gr. zu erhalten.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei **G. Franz** in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Adam v. Müller's

Gesammelte Schriften. 1ster Band.

Gr. 8. Mit 1 Kupfer. Brosch. 4 Fl., oder 2 Thlr. 8 Ge.

Gewiß werden die Schriften eines Mannes, welcher mit Gentz ꝛc. in nächster Beziehung stand und die großen Fragen seiner wie aller Zeiten vom national-religiösen Standpunkte aus besprach, eines Mannes, der namentlich Adam Smith's national-ökonomische Ansichten bekämpfte und berichtigte, eines Mannes, auf den jüngst selbst O'Connell wieder aufmerksam machte, jetzt Jedem willkommen sein, welcher die gleichzeitig erschienenen gesammelten Werke eines Gentz, Jarcke ꝛc. in seine Bibliothek aufgenommen hat.

Digitized by Google

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eduard Heinel's
Geschichte
des
Preußischen Staates
und Volkes
für alle Stände bearbeitet.
In sechs Bänden.

Bd. I. II. u. III. 1. 2. (Lief. 1—18.)

Gr. 8. Geh. Jede Lief. von 6—8 Bog. ¼ Thlr.

Indem wir dem Publicum anzeigen, daß die „**Geschichte Preußens** ꝛc.", bisher Verlag des Herrn Gerhard in Danzig, unser Eigenthum geworden ist, haben wir zugleich die nöthigen Bemerkungen über Zweck, Wesen und Fortgang dieses Werkes beizufügen. Wie groß auch das Interesse für preußische Geschichte in den letzten Decennien sich gezeigt hat, wie sehr sich die Forschung bemüht, aller Orten Verborgenes an das Licht zu ziehen, Zweifelhaftes aufzuhellen, Unbekanntes zu veröffentlichen, so fehlte es dennoch bis auf die Erscheinung des genannten Buches an einem Werke, welches alle diese einzelnen und zerstreuten Forschungen mit Talent, Fleiß und Sorgfalt zu einem treuen Gesammtbilde zu vereinigen unternommen hätte, und das Publicum sah sich trotz der vortrefflichsten Arbeiten im Detail, trotz der gelungensten Resultate einzelner Studien, wenn es das Ganze der preußischen Staatsentwickelung übersehen wollte, immer auf veraltete und dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft, ja sogar der heutigen Bildung durchaus unangemessene Darstellungen oder auf dürre Compendien zurückgewiesen. Solchem Bedürfniß abzuhelfen, schritt der Herr Verf. zu seinem großen Unternehmen. Aber es war nicht die Rücksicht auf das Publicum allein, was ihn bestimmte; keiner literarischen Speculation wollte er dienen, auch dem Bedürfniß der Sache, dem Mangel der Wissenschaft wollte er abhelfen, denn wie aus dem allgemeinen Gange der Ereignisse das Einzelne hervorgegangen, so muß auch die Erforschung und Darstellung des Einzelnen wieder in den allgemeinen Zusammenhang zurückversetzt werden, um hier erst ihr wahres Licht, ihre rechte Bedeutung und Würdigung zu finden; und wie die Darstellung des allgemeinen Zusammenhanges und Laufes der Dinge aus den einzelnen Forschungen sich zusammensetzt, so können wiederum diese nur durch die Erkenntniß des Fadens, der das Ganze zusammenhält, eindringend und tief geführt und vor gefährlicher Einseitigkeit bewahrt werden. Darum hat der Herr Verf. die vorgefundenen Resultate nicht blos äußerlich aneinander gereiht, sondern auch innerlich verknüpft und mit dem angestrengtesten Fleiße die vorhandenen Lücken durch eigenes Quellenstudium ausgefüllt, aber bei der Formirung und Darstellung des Stoffes nicht sowol die gelehrte Welt als das gebildete Publicum im Allgemeinen vor Augen gehabt, und seinen ausdauernden Bemühungen ist in beider Rücksicht das verdiente Lob von Seiten der wissenschaftlichen Kritik, sowie die gewünschte Anerkennung und Theilnahme von Seiten des lesenden Publicums nicht vorenthalten worden. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Werk nicht im Verlauf weniger Monate vollendet werden konnte, sollte aber der bisherige langsame Gang der Erscheinung das Interesse des Publicums hier und da haben erkalten lassen, so können wir versichern, daß die vorzüglichsten Hindernisse nunmehr beseitigt sind; die Gesundheit des Verf., deren übler Zustand vor allem Andern die Erscheinung des 1ten Bandes verzögerte, ist wiederhergestellt, mit neuem Eifer und erfrischter Kraft hat er die Arbeit ergriffen und jetzt bereits die entlegenern und darum schwierigern Gebiete der preußischen Geschichte hinter sich gelassen. Der 3te und 4te Band sind für die Geschichte der sächsischen, westfälischen und rheinischen Landestheile, und für die Pommerns und Schlesiens bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges bestimmt, der 5te und 6te Band wird die Geschichte des Gesammtstaates seit dem dreißigjährigen Kriege enthalten. Auf die Wichtigkeit der preußischen Geschichte in wissenschaftlicher Beziehung hinzuweisen, würde überflüssig sein, für das größere Publicum erinnern wir daran, daß die Gegenwart nur aus der Vergangenheit erkannt werden mag, daß die Thaten sowie der Geist eines Volkes in seiner Geschichte niedergelegt sind; die Jugend machen wir aufmerksam, daß sie die würdigsten Beispiele ausharrenden Muthes, felsenfester Treue, sittlicher Reinheit, einsichtiger Staatsleitung in den Blättern der vaterländischen Geschichte verzeichnet finden wird, daß diese der Platz sei, auf dem auch sie zu handeln berufen sei, damit sie nicht hinter den Vätern zurückbleibe. Der dritte Band erscheint wie bisher in Heften. Alle zwei Monate wird ein Heft ausgegeben und ist das erste und zweite des dritten Bandes eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie die frühern Bände.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorschule der Geometrie
von
M. G. Wunderlich,
Ephorus des Seminars in Schönthal
Mit vier lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Gegenwärtige Schrift enthält den vorbereitenden Cursus zur Geometrie. Es ist für denselben der praktisch heuristische Weg gewählt; aus den Anschauungen und Verzeichnungen werden die Begriffe und die wichtigsten elementarischen Sätze abgeleitet; wie bei der Sprache durch mehrfällige Übung Richtigkeit und Fertigkeit zu erhalten gesucht wird, so wird auch hier durch vielfache Übung an immer neuem, der Fassungskraft der Schüler angemessenem Stoffe eine vertraute Bekanntschaft mit den abstrahirten Lehrsätzen, besonders mit denen über die Congruenz der Dreiecke, erzielt. In den ersten Aufgaben, wo es sich zunächst um Anleitung zur genauen Ausführung der am häufigsten vorkommenden Constructionen handelt, wird Einiges ohne weitern Beweis aufgestellt, im Verfolge aber derselbe meist so einfach als möglich gegeben, oder kurz angedeutet, um allmälig an die Führung desselben zu gewöhnen. Die Aufgaben selbst sind so weit fortgeführt, daß sie zusammen ein Ganzes bilden, daß der Anfänger leicht überschauen, und durch dessen Anwendung bei Gegenständen des gemeinen Lebens er sich von dem Nutzen des Gelernten überzeugen und zur weitern Beschäftigung mit der Geometrie aufgemuntert finden kann.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neuer Verlag von F. Rubach in Berlin.

Wahlert (Rector in Lippstadt), Deutsche Sprachlehre. Für Bürger- und Volksschulen. 5te Auflage. 4 Gr.

Lucas, Fr., Erster Unterricht im Lesen. 8te Auflage. 2 Gr.

Arndt's Christenthum. 6tes Heft. 2 Gr.

Preußische National-Encyklopädie. 11tes Heft. 8 Gr.

Chronik von Berlin von **Geppert.** 20stes Heft. 4 Gr.

Forunt, W., Allgemeine Weltgeschichte für Töchter gebildeter Stände. Ein Leitfaden zum Gebrauche in Schulen und zum Selbstunterricht. 17 Bogen gr. 8. 16 Gr. Ausgabe mit Kupfern geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Vierte Auflage
des Freiherrn von Sandau!

Soeben ist erschienen:

Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe.

Eine Geschichte unserer Tage.
Von Dr. **K. G. Bretschneider.**
Vierte Auflage.
Nebst einem **Offenen Briefe**
an den Verfasser der Schrift: „Der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze einer unbefangenen Kritik."
Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Für die Besitzer der 1., 2. und 3. Auflage des Freiherrn von Sandau ist der „Offene Brief" besonders abgedruckt worden und kann durch jede solide Buchhandlung für 6 Gr. (7½ Sgr.) bezogen werden.

Halle, im November 1839.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Für Freunde classisch-belletristischer Literatur.

Soeben ist erschienen und in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben:

Ein ausführliches Verzeichniß schönwissenschaftlicher Werke (aus dem Verlage und Vorrathe von **Karl J. Klemann** in Berlin) zu ganz ungewöhnlich billigen Preisen.

Dasselbe enthält, außer andern werthvollen Werken, auch 32 der beliebtesten Taschenbücher zu den Preisen von 6—15 Gr.

NB. Um Verwechselungen zu vermeiden, beliebe man stets zu verlangen: „Belletristisches Verzeichniß von Klemann in Berlin."

James' Romane.
Billigste Taschen-Ausgabe.

In gleicher Ausstattung, wie unsere viel verbreitete Taschen-Ausgabe von E. L. Bulwer's Romanen und von den gleichen Herren Herausgebern, erscheint bei uns eine deutsche Bearbeitung der Romane von James, einem Landsmanne Bulwer's, der neben diesem eine der bedeutendsten Stellen unter den jetzt lebenden Romanendichtern Englands einnimmt.

Unter dem Titel:

G. P. R. James' Romane, in deutschen Übertragungen herausgegeben von **Fr. Notter** und **G. Pfizer.** 16. Geh. Stuttgart, **Metzler**'sche Buchhandlung.

sollen hier die 6 ausgezeichneten Romane: Der Zigeuner, Der Hugenotte, Attila, Darnley, Richelieu und Die Tage Heinrich's IV. gegeben werden. Jeder Roman wird 6 bis 8 Bändchen umfassen, und ungefähr jeden Monat sollen 2 Bändchen erscheinen. Der Subscriptionspreis für jedes Bändchen ist auf nur:

12 Kr. Rhein., oder 3 Gr.

bestimmt. **Bereits erschienen** sind:

Der **Zigeuner.** In 6 Bändchen. 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Der **Hugenotte.** 1stes bis 3tes Bändchen.

In der bei Kollmann in Leipzig erscheinenden deutschen Übersetzung, welche von den bis jetzt vorhandenen bisher die wohlfeilste war, ist der Preis jedes Romans 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr. Die Vergleichung dieses Preises der leipziger mit dem Preise des „Zigeuners" in vorliegender Ausgabe wird genügen, um darzuthun, daß unsere Ausgabe in der That die billigste ist. — Die fertigen 9 Bändchen sind vorräthig und Subscriptionen werden angenommen in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der östreichischen Monarchie.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aesthetik
oder
Wissenschaft des Schönen
auf dem
christlichen Standpunkte
dargestellt von
Dr. G. M. Bursch.

Gr. 8. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Statt aller Empfehlung heben wir nachstehenden Hauptabschnitt des reichen Inhalts hervor: Erster Theil. Das subjectiv Schöne oder Geistschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne und Erhabene. Einleitung. Standpunkt der Aesthetik. a) Das transcendente oder jenseitige Schöne. Die absolute Schönheit, Gott. b) Das diesseitige subjectiv Schöne. Die Hauptbeziehungen des christlichen Lebens. I. Das christliche Leben in Bezug auf die Gottheit und die Kirche. II. Das christliche Leben des Staates. Zweiter Abschnitt. Das Häßliche. Das subjective Häßliche als Gegensatz des subjectiv Schönen. Ableitung und Begriffsbestimmung des Häßlichen. a) Das transcendente Häßliche. b) Das diesseitige Häßliche. Zweiter Theil. Das objectiv Schöne oder Naturschöne. Erster Abschnitt. Das Schöne im Gebiet der Natur. Zweiter Abschnitt. Das Häßliche im Gebiet der Natur.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Zu Neujahrs-Geschenken.

Ausgewählte
Novellen und Dichtungen.
Von Heinrich Zschokke.
Vierte vollständige Original-Auflage
in sechszehn Theilen auf weißem Papier
à 5 Thlr. 8 Gr., oder 8 Fl.

Ferner sind, dem Obigen sich anreihend, erschienen:

Genfer Novellen.
Nach dem Französischen von H. Zschokke.
Zwei Theile. 2 Thlr., oder 3 Fl.

Auch diese vierte Auflage der Novellen, kaum im Druck vollendet, ist bald wieder vergriffen; der ungemein billige Preis für diese schöne beliebte Ausgabe mag allerdings auch viel zum raschen Abgang beitragen; man findet in allen guten Buchhandlungen vollständige Exemplare vorräthig.

H. R. Sauerländer,
Verlags-Buchhandlung in Aarau.

Digitized by Google

24 Holzschnitte zu Schiller's Werken.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

Schiller's Werken in zwölf Bänden.

Dritte Lieferung,

Graf Eberhard der Greiner. — Don Carlos. — Wallenstein's Tod. — Der Parasit. — Das Mädchen aus der Fremde. — Der Taucher. — Warbeck. — Schiller.

Preis 15 Kr., oder 4 Gr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden, Taschen-Ausgabe,

zu erfreuen hat, veranlaßte uns zu dieser Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Foemat deeselben, und besonders für diese gefertigt.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration dieser Ausgabe selbst vollkommen an.

Die 24 Holzschnitte werden zusammen nur 1 Fl., oder 16 Gr., kosten.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Empfehlenswerthe neue Festgeschenke für Knaben!

Pallas Athene

und

die kleinen Griechen.

Erstes Lesebuch für Knaben,
die einst wackere Männer werden sollen.

Von

Chr. Oeser.

Mit 1 Kupfer.

Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wörterspiel

zur

leichten Einübung

der deutschen Satzlehre.

(Aus Pallas Athene besonders abgedruckt.)

Im Futteral.

Von

Chr. Oeser.

Preis 16 Gr.

Leipzig, **W. Einhorn.** 1839.

Von der Voss'schen Buchhandlung in Berlin wurde soeben versandt:

Gotthold Ephraim Lessing

über das

Apostolische Glaubensbekenntniss

gegen

David Schulz.

8. Geh. Preis ⅓ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich füe Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1839. Siebentes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahegangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blättee für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahegang 1839. Monat November, odee Nr. 305—334, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXXVIII—XXXXII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thle.

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Siebzehntes Heft, Bogen 1—10 des dritten Bandes. **Kabilen** bis **Kupferstechkunst.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Kabilen. — **Kabul**, s. am Ende des Bandes. — **Kaffern und Hottentotten.** — **Kaiser** (Christian Ernst Nik.). — **Kaiser** (Gottlieb Philipp Christian). — **Kaiser** (Petrus Leop.). — **Kanäle und Kanalsysteme.** — **Kanne-gießer** (Karl Friedr. Ludw.). — **Kärcher** (Emil). — **Karl** Friedrich August (Herzog von Mecklenburg). — **Karl Anton Friedrich** (Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen). — **Karl Friedrich** (Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach). — **Karl** Ludwig Ferdinand (Herzog von Lucca). — **Karmarsch** (Karl). — **Karsten** (Karl Joh. Bernhard). — **Kattun-fabrikation.** — **Kaulbach** (Wilh.). — **Kausler** (Franz v.). — **Kautschuk und Kautschukfabrikate.** — **Kefer-stein** (Christian). — **Keil** (Joh. Georg). — **Keilschrift.** — **Kemble** (John Mitchell). — **Kent** (Marie Luise Victoria, Herzogin von). — **Kersten** Friedr. Aug. Wilh. v.). — **Keyser** (Nicaise de). — **Kieser** (Dietrich Georg). — **Kießling** (Gottlieb). — **Kinker** (Joh.). — **Kirche und Staat**, s. **Staat und Kirche.** — **Kirchengüter.** — **Kirchenver-einigung in der neuesten Zeit.** — **Klee** (Heinr.). — **Klengel** (Aug. Alex.). — **Klenze** (Clemens Aug. Karl). — **Klenze** (Otto E. F.). — **Klumpp** (Friedr. Wilh.). — **Knapp** (Joh. Friedr.). — **Kniaziewicz** (Karl). — **Knowles** (James Sheridan). — **Koch** (Jean Baptiste Frédéric). — **Koch** (Wilh. Dan. Jos.). — **Kocher** (Konrad). — **Kock** (Charles Paul de). — **Koekkoek** (Bernard Kornelius). — **Köhler** (Karl Wilh.). — **Kohlrausch** (Heinr. Friedr. Theodor). — **Kollar** (Joh.). — **Kölle** (Friedr. v.). — **Kölner Angelegenheit**, s. am Ende des zweiten Bandes. — **Kolowrat Liebsteinsky** (Franz Anton, Graf von). — **Konarski** (Simon). — **König** (Georg Friedr.). — **Koenig** (Heinr. Jos.). — **Könneritz** (Jul. Traug. Jak. v. — Hans Heinr. v.). — **Konstantine.** — **Kopisch** (Aug.). — **Kopitar** (Bartholo-mäus). — **Korallenbildung.** — **Korngesetze.** — **Korös-Csoma.** — **Korte** (Wilh.). — **Kortüm** (Joh. Friedr. Christoph). — **Koserit** (Ernst Ludw.). — **Köster** (Joh. Friedr. Burchhard). — **Koethe** (Friedr. Aug.). — **Kraft** (Jens Edward). — **Krakau.** — **Kraut** (Wilh. Theodor). — **Krehl** (Aug. Ludw. Gottlob). — **Kreutzberg** (Karl Jos.). — **Kreyßig** (Friedr. Ludw.). — **Krug** (Joh. Friedr. Adolf). — **Krylow** (Iwan Andrejowitsch). — **Kugler** (Franz Theodor). — **Kühn** (Karl Gottlieb — Otto Bernhard). — **Kühne** (Ferdinand Gustav). — **Kühnöl** (Christian Gottlieb). — **Ku-luglis.** — **Kunstvereine.** — **Kunth** (Karl Sigismund). — **Kupferstechkunst.**

Leipzig, im November 1839.

F. A. Brockhaus.

Entweder — Oder.

(Eine — durch Umstände verspätete — literarische Anfrage.)

Hr. Dr. Köppen, der Recensent der beiden neuesten deutschen Übersetzungen von Snorre Sturlason's Heimskringla (von G. Mohnike und F. Wachter), sagt im Septemberhefte der vorjährigen Hallischen Jahrbücher, Nr. 232, S. 1853: „Mohnike hat nicht für nöthig gehalten, die Principien, denen er gefolgt, vorläufig anzugeben; — er geht ohne Einleitung an die Sache selbst, fügt außer wenigen, fast überflüssigen Noten nichts zur Erleichterung des Verständnisses bei, verweist indeß auf spätere Erläuterungen.“— Diese Worte wurden im Herbst des Jahres 1838 gedruckt. Der Unterzeichnete, der weder über die beiden Übersetzungen noch deren Kritik irgendwie zu urtheilen gesonnen ist, erlaubt sich, getrieben von dem Gefühle für Wahrheit und Recht, nur die einfache Frage: „Warum wurden von dem Herrn Kritiker nur die ersten elf Bogen der Mohnike'schen Bearbeitung, und nicht der vollständige erste Band derselben berücksichtigt, da dieser doch schon nach Ablauf des Jahres 1836, also über anderthalb Jahr vor Abdruck jener Kritik erschienen war?“— Dieser Band enthält ja außer einer 24 Seiten starken Vorrede noch fünf umfangreiche Abhandlungen (S. 505—438), ferner Erläuterungen (S. 439—528), und endlich drei Beilagen (S. 529—562), deren letztere noch von einer Landkarte begleitet ist. Den Beschluß machen vier Seiten berichtigender Zusätze. — Der Unterzeichnete (und wol mancher unparteiische Leser mit ihm) vermag hierzu nur Folgendes zu sagen: entweder kannte Hr. Dr. Köppen den vollständigen ersten Band wirklich nicht, oder wollte ihn nicht kennen. Indessen kann Hr. Dr. Köppen vielleicht die bescheidene Frage noch anders beantworten, und wird hiermit höflichst darum ersucht.

Stralsund, Anfang November 1839.

Dr. E. Zober.

Digitized by Google

Elegante Ausgabe
von beliebten
ITALIENISCHEN SCHRIFTSTELLERN.
In Sedez.
Format und Druck wie Schiller's Werke.

Raccolta de' scrittori moderni d'Italia. Distribuzione prima. *Cantù*, Marguerita Pusterla. 3 vol. in Taschenformat wie Schiller's Werke auf gutem Papier, das Bändchen 10 Gr., oder 40 Kr.

Das 1ste Bändchen dieses Romans, den man mit Recht den besten deutschen, englischen, amerikanischen ꝛc. an die Seite setzen darf, ist an alle Buchhandlungen versendet, das 2te und 3te folgt auf Bestellung sogleich nach. Daß die Ausgabe schön, correct und billig ist, davon wird sich Jedermann selbst überzeugen. Für die folgenden Bändchen werden stets solche Werke gewählt, deren Werth durch eine günstige Aufnahme in Italien bereits anerkannt ist.

Georg Franz
in München.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leichtfaßliche Anfangsgründe
der
Naturgeschichte
des
Mineralreiches.
Zum
Gebrauche bei seinen Vorlesungen über die Mineralogie
von
Friedrich Mohs,
k. k. wirklichem Bergrathe, Ritter des königl. sächsischen Civil-Verdienst-Ordens und Mitgliede mehrer in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften.
Zweites Theil.
Physiographie,
bearbeitet von
Herrn **F. X. M. Zippe,**
Professor am ständischen Institute und Custos am vaterländischen Museum in Prag.
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 31 Kupfertafeln.
Gr. 8. Wien 1839. Preis 4 Thlr. 8 Ge. Sächs.

Dieser zweite Theil der leichtfaßlichen Anfangsgründe, welcher der ersten Auflage dieses Werkes fehlte, enthält die Physiographie, eines der wichtigsten Hauptstücke der Naturgeschichte des Mineralreiches, bearbeitet von dem Herrn Professor Zippe in Prag, dessen gründliche Einsicht in die naturhistorische Methode, unterstützt von einer ausgezeichneten Sammlung von Mineralien und einer zahlreichen Bibliothek, ihn geschickt gemacht haben, eine Arbeit zu unternehmen, die dem Urheber dieser Methode selbst auszuführen, Zeit und Umstände nicht gestattet haben. Es ist daher beinahe überflüssig zu bemerken, daß nach dem Plane des Grundrisses der Mineralogie, die Physiographie auch in dieser zweiten Auflage der Anfangsgründe eingerichtet, daß darin alles Neue, insofern es nur einigermaßen wissenswürdig geschienen, aufgenommen, und wo es erforderlich oder thunlich gewesen, berichtigt worden, was besonders in Beziehung auf die Fundörter der Mineralien in den k. k. Staaten oft geschehen ist, und daß daher diese zweite Auflage der Anfangsgründe für eine neue Bearbeitung des Grundrisses, der ersten wissenschaftlichen Grundlage, der Mineralogie, angesehen werden kann, die außerdem, daß sie dem gegenwärtigen Zustande und Umfange der Erfahrung entspricht, nicht nur einige Berichtigungen in ihren philosophischen Theilen, sondern auch eine bedeutende Erleichterung im Gebrauche der Charakteristik erhalten, ungeachtet die Anzahl der Specierum wesentlich sich vermehrt hat. Wenn daher auch Jemand, dem es lediglich um eine empirische Kenntniß und um einige historische Notizen von den Mineralien zu thun ist, durch andere mineralogische Werke, deren einzige Bestimmung hierin besteht und die derselben auch wohl entsprechen, sich befriedigt finden könnte, so wird doch Derjenige, der in der Mineralogie eine Wissenschaft sucht und eine Wissenschaft zu schätzen weiß, allein an die Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches sich zu halten haben, um so mehr, da nicht nur die berühmtesten und ausgezeichnetsten Sammlungen in den k. k. Staaten der naturhistorischen Methode angemessen eingerichtet sind, sondern da diese Methode auch an den wichtigsten Lehranstalten als Leitfaden des Unterrichtes dient.

Die Zeichnungen sind größtentheils aus dem Grundrisse genommen, weil sie, wie die in nicht geringer Anzahl neu hinzugefügten, ihrem Zwecke vollkommen entsprechen.

Empfehlenswerthe Festgeschenke für Töchter gebildeter Altern!

Weihgeschenk
für
deutsche Jungfrauen
in
Briefen an Selma
über höhere Bildung
von
Chr. Oeser.
Ge. 8. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die
guten Mädchen
oder
der Pfarrer von Lindenheim und seine Kinder.
Ein Lesebuch für Mädchen
von 12 — 15 Jahren
mit
eingestreuten Novellen, Schauspielen und Gedichten
von
Chr. Oeser.
19 Bogen. Mit 1 Kupfer. Elegant cartonnirt.
Preis 1 Thlr. 8 Gr.
Leipzig, **W. Einhorn.** 1839.

Digitized by Google

In Format, Druck und Velinpapier ganz gleich der **neuen Taschen-Ausgabe** von **Schiller's** Werken erscheinen:

Cervantes
sämmtliche Romane und Novellen.

Aus dem Spanischen zum ersten Mal vollständig übertragen von Adelb. Keller und Friedr. Notter. In 12 Bänden. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung. 16. Geh. Subscriptionspreis für den Band 27 Kr., oder 6 Gr.

Von dieser, durch treue und gelungene Übertragung wie durch höchst billigen Preis bei schöner Ausstattung ausgezeichneten, ersten vollständigen deutschen Ausgabe des Cervantes sind **bereits 3 Bände erschienen,** und zwar der 1ste, 2te und 11te Band, welche die beiden ersten Theile von Don Quixote und den ersten Theil der Geschichte von Persiles und Sigismunda enthalten. Weitere 2 Bände (Don Quixote 3ter Theil und der Schluß von Persiles) folgen im kurzem, und sämmtliche 12 Bände werden vor der nächsten Ostermesse ausgegeben sein. — Die fertigen 3 Bände sind einzusehen und Subscription wird angenommen in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der östreichischen Monarchie.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

Tutti Frutti
der neuesten Literatur des Auslandes.

1839. (1ster Bd.: April—Juni; 2ter: Juli—Sept.; 3ter: Oct.—Dec.)

Mit 36 illum. und schwarzen artistischen Beilagen.

Preis pr. Band roh 1 Thlr., gebunden 1¼ Thlr.

(Berlin, Verlag von **Karl J. Klemann.**)

Wer die gediegensten Erzeugnisse der neuesten belletristischen Literatur Frankreichs und Englands in gelungenen deutschen Übersetzungen zu lesen wünscht, dem kann dieses in jeder Beziehung würdig ausgestattete Werk mit gutem Rechte empfohlen werden. — Der Preis ist wahrhaft beispiellos billig.

Zedlitz' Gedichte und Todtenkränze (Canzonen).
Zweite vermehrte Auflage.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.
Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinpapier in Umschlag broschirt. Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Inhalt: I. Romanzen, Balladen, Lieder, Gelegenheitsgedichte, Sonette, Übersetzungen, Epigramme. II. Canzonen: Vorwort, Todtenkränze, das Kreuz in Hellas, die Wanderungen des Ahasverus.

Bei dem ungemeinen Beifall, welchen die Canzonen des gefeierten Zedlitz durch ganz Deutschland und in mehrern Auflagen erhalten haben, dürfte die Anzeige dieser zweiten vermehrten Auflage seiner gesammelten Gedichte aller Orten um so freudiger aufgenommen werden, als man hier in Einem typographisch auf das eleganteste ausgestatteten Bande alle seine Dichtungen vereinigt findet, welche in dieser Auflage durch die Wanderungen des Ahasverus bedeutend vermehrt sind.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist in der **Hinrichs'**schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Jahreszeiten.
Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet.

Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von **O. Marbach.** **Herbst und Winter 1839.** Inhalt: Blicke ins Leben von **L. Schefer.** Gedanken und Sprüche von **L. Schefer.** Das Häuschen auf der Stadtmauer von **Henr. Hanke.** Kleine Gedichte von **R. Morning, K. Reder, R. Zachmann, Marbach.** **Jung-Tristan** von einem der berühmtesten deutschen Dichter. Gegenwart und Zukunft der Tonkunst von **A. Kahlert.** An Fr. Rückert; die Liebesprobe; Schweiger's physikal. Deutung der alten Mythologie von **Marbach.** — Die Erben von **Fr. v. Heyden.** Rivalin und Blanscheflur von **Marbach.** Der Abenteuer und die Kleinstädter von **Jul. v. Mörner.** Über den jetzigen Standpunkt des Theaters und der dramatischen Literatur in Deutschland von **R. Morning.** —

8. Velinp. in elegantem Umschlage à 1 Thlr. 8 Gr.

(Vergl. „Blätter für literarische Unterhaltung", 1839, Nr. 283 u. 284, die ausführliche Würdigung dieses Unternehmens.)

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bode, G. H. *Dr.*, *Geschichte der* dramatischen Dichtkunst der Hellenen bis auf Alexander den Grossen. I. Theil: Tragoedien und Satyrspiele. (Auch unter dem Titel: Geschichte der hell. Dichtkunst. III. Bd. I. Abth.) Gr. 8. 36 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Den Verehrern und Kennern der griechischen Dichtkunst wird diese Abtheilung des Bode'schen Werkes eine sehr willkommene Gabe sein. Der gelehrte Herr Verfasser gibt die gesammte *dramatische* Dichtkunst in einem Bande, wovon die erste grössere Abtheilung soeben erschien und die zweite, als schliessende Abtheilung, im nächsten Jahre erscheinen wird.

Diese schwierige Arbeit ist mit ebenso viel Fleiss als Genauigkeit ausgeführt, und den Verehrern und Studirenden der griechischen Dramatik ein höchst brauchbares Handbuch dadurch gegeben worden.

Vollständiges Inhalts-Verzeichniss und Register ist dem Werke beigegeben.

Bis jetzt erschien von diesem Werke:

Geschichte der hellenischen Dichtkunst: I. Band: Geschichte der epischen Dichtkunst. (1838.) 35½ Bogen. 2 Thlr. 8 Gr.

——— II. Band I. Abth.: Jonische Lyrik, nebst Abhandl. über ältesten Kultus in Volksliedern und Tonkunst der Hellenen. Gr. 8. (1838.) 25 Bogen. 2 Thlr.

——— II. Band II. Abth.: Dorische und Aeolische Lyrik. (1838.) Gr. 8. 31½ Bogen. 2 Thlr. 8 Gr.

Digitized by Google

Bei Ed. Klönne in Wesel ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schule
des Französischen Stils
und des
mündlichen Ausdrucks im Französischen.
Für
die obern Classen von Gymnasien, Real- und Militairschulen.
Nach einer neuen Methode bearbeitet
von
L. Bischoff,
Professor und Gymnasialdirector.
Geh. 1 Thlr.

Es herrscht unter den Verlegern die Sitte, den Ankündigungen ihrer Verlagswerke große Empfehlungen beizufügen. Das Publicum läßt sich jedoch durch solche Empfehlungen (denn wer lobt nicht gern seine eigene Waare?) nicht mehr verlocken, sich die betreffenden Werke vor einer gehörigen Durchsicht anzuschaffen. Wir sind deshalb weit entfernt, obiges Werk mit brillanten Empfehlungen in die Welt zu senden, sondern richten nur die bescheidene Bitte an alle Diejenigen, welche die heutige französische Sprache mit ihren Feinheiten sich aneignen wollen, sich dieses Werk von jeder beliebigen Buchhandlung zur Durchsicht vorlegen zu lassen, um sich von der wirklichen Brauchbarkeit und Gediegenheit desselben zu überzeugen.

Theoretisch-praktisches
Lehrbuch
der englischen Sprache
von **F. W. Stenz.**
Geh. 1 Thlr.

Was wir von ersterm Werke gesagt haben, müssen wir auch hier wiederholen.

In der Unterzeichneten sind im Laufe d. J. erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Byron, Junkherrn Harold's Pilgerfahrt. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von **H. v. Pommer-Esche.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Cramer, Dr. F., Über das Wesen und die Behandlung der deutschen Literaturgeschichte auf Gymnasien und über Schiller's Maria Stuart insbesondere. Gr. 4. 6 Ge.

Fischer, J. K., Deutsche Satzlehre für die mittlern und höhern Lehranstalten, nebst einem Anhange über Wortbildung und Orthographie. Ge. 8. 12 Gr.

Gerth, Dr. A., Materialien zum Englisch-Sprechen, für den Schulgebrauch bearbeitet. Gr. 8. 12 Ge.

— —, Buchhaltung für Kinder; oder Anweisung zur Ordnung und Sparsamkeit in Geldsachen für den Selbstunterricht und Gebrauch in Schulen. 8. Geh. 9 Gr.

Hill, Dr. J. C., Introductio in elementarum functionum ellipticarum theoriam. Sect. 1—3. 4. 1 Thlr.

Rietz, E. F. A., Deutsches Lesebuch für die untere Bildungsstufe der Gymnasien. Gr. 8. 12 Gr.

Schulze, Dr. H., De philosophia et moribus Juliani Apostatae. 4maj. 6 Gr.

Sponholz, Dr. C. M., Die Controverse der Zurechnung bei zweifelhaften Gemüthszuständen. Ein psycholog.-forensischer Versuch für Ärzte und Juristen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

(Zober, Dr. E. H.) Zur Geschichte des stralsunder Gymnasiums. Erster Beitrag. Die Zeit der drei ersten Rectoren. (1560—69.) Mit dem Grundrisse des Gymnasiums und einigen Facsimiles. Gr. 4. 12 Gr.

C. Löffler'sche Buchhandlung (C. Hingst)
in Stralsund.

Nachfolgendes wichtige Werk
ist im Verlage von **Graß, Barth & Comp.** in Breslau soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der katholische Seelsorger
nach seinen Amtsverpflichtungen und Amtsverrichtungen. Mit besonderer Bezugnahme und Rücksicht auf die Gesetze des königl. preuß. Staates. Von **Eduard Herzog,** Domcapitular von Kulm ꝛc. — Mit hoher Approbation des Hochwürdigsten Bischofs von Kulm.
3 Bände. 8. Velinp. Geh. Preis des 1sten u. 2ten Bandes 3 Thlr.

Bei **Karl Focke** in Leipzig erschien:

Napoleon
vom Verfasser des „**Türk**" u. a. m.
Sauber broschirt. Preis 1 Thlr.

Dieser Roman zieht durch tiefe Blicke in Napoleon's Leben und in den Zeitgeist nicht minder an, als durch seltene poetischer Vorzüge.

Wir erhielten in Commission und ist in jeder Buchhandlung zu erhalten:

Traité du consulat,
par
le Commandeur
Jose Ribeiro dos Santos,
consul-général,
et
le Docteur
Jose Feliciano de Castilho-Barreto,
vice-consul.
2 vols. In-8. Hambourg. 3 Thlr. 12 Gr.

Eine ausführliche und günstige Beurtheilung dieses Werks, dessen Werth schon in mehren der geachtetsten Zeitschriften anerkannt worden, findet sich in Nr. 339—342 der Blätter für literarische Unterhaltung.

Leipzig, im November 1839.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst und Erzbischof von Köln. Von **F. W. Barthold.** — II. Die Belagerung von Breda in den Jahren 1624 und 1625, durch Ambrosio Marquis von Spinola. Von **E. Münch.** — III. Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen von **K. G. Jacob.** — IV. Die Entwickelung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance. Von **Ed. Kolloff.** — V. Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien. Von **F. W. Schubert.** — VI. Die Philosophie und die Philosophen des 12. und 13. Jahrhunderts. Von **F. von Raumer.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Die Beiträge zu den zehn ersten Jahrgängen dieser interessanten Sammlung lieferten folgende geachtete Schriftsteller: W. A. Arendt, F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorentz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Sotzmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken, J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Mit dem Jahr 1840 beginnt der vierte Jahrgang der Zeitschrift:

Ost und West,

redigirt und verlegt von **Rudolf Glaser.**

Auf diese Zeitschrift, welche sich der Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller erfreut, und durch Mittheilungen über Leben und Literatur der slawischen Völker ein eigenthümliches Interesse gewährt, pränumerirt man halbjährig in allen Buchhandlungen mit 3 Fl. 30 Kr. Conv.-M. (2 Thlr. 8 Gr.) Die k. k. Postämter liefern sie für 3 Fl. 54 Kr. Conv.-M. (mit Convert für 4 Fl. 18 Kr. Conv.-M.) postfrei bis an die Grenzen der östreichischen Monarchie. Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Prag, im November 1839.

Digitized by Google

Freiligrath's Gedichte.

Zweite Auflage.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinpapier in englischem Einband. Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Wir übergeben hier dem Publicum die zweite vermehrte Auflage einer Sammlung von Gedichten, deren Erstlinge den Namen ihres jugendlichen Verfassers schon vor Jahren in den Mund aller Freunde frischer Poesie gebracht haben. Die geistreiche Behandlung der Sprache, der metrischen Formen und des Reimes, noch mehr aber die künstlerische Verarbeitung neuer Stoffe, die begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde an allen Enden erbeutet und feurige Phantasie mit dichterischer Glut durchdrungen hat, werden sich in dieser Zusammenreihung des Besten, was der Dichter geleistet, in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit herausstellen. Auch die Zugabe von Übersetzungen französischer und englischer Lieder aus der neuesten Epoche, zu deren Bearbeitung derselbe seinen Beruf auch schon seit längerer Zeit bewährt hat, ist dem Leser ohne Zweifel willkommen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der **Voss**'schen Buchhandlung zu Berlin erschienen seit Ende des vorigen Jahres:

Appun, Luise, Fabeln und Parabeln für die Jugend aus gebildeten Ständen zur Unterhaltung und Belehrung. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Bégin, L. J., Lehrbuch der praktischen Chirurgie. Nach der zweiten Ausgabe deutsch bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt von A. Neurohr. — Mit einem Vorworte vom Geheimen Rath Prof. Dr. Dieffenbach. 2 Bände. Gr. 8. 4 Thlr.

Bericht über die den lithographirten Stein ersetzenden, in mehren Ländern patentirten, künstlichen lithographischen Platten und deren Handhabung. ⅓ Thlr.

Brassler, Dr. H., Die Krankheiten des Kopfes und der Sinnesorgane. Nach den neuesten und bewährtesten Forschungen deutscher, französischer und englischer Ärzte systematisch bearbeitet. Band I. Die Krankheiten des Gehirns und der äussern Kopfbedeckungen. Gr. 8. 2 Thlr.

Der zweite binnen Kurzem erscheinende Band wird die Krankheiten des Seh- und Gehörorgans (Augen- und Ohrheilkunde), der dritte zur Ostermesse 1840 erscheinende Band aber die Krankheiten des Geruchs- und Geschmacksorgans mit Einschluss der Zahnkrankheiten enthalten.

Dropsy, J. J. H., Angiectasiae morbo Brightii. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Eichholz, E., Edmund Eisen. Ein Roman. 2 Bände. 8. Geh. 2 Thlr.

Erzählungen, historische und romantische, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen des A. Puschkin, N. Bestuschew, T. Bulgarin und Anderer, deutsch herausgegeben von Fr. Tieck. 8. Geh. 1 Thlr.

Esquirol, E., Die Geistenskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneikunde. Ins Deutsche übertragen von Dr. W. Bernhard. 2 Bände. Gr. 8. Preis 4 Thlr.

Fichte, Johann Gottlieb, Die Bestimmung des Menschen. Neue Auflage. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Frauenstädt, J., Die Menschwerdung Gottes, nach ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, mit Rücksicht auf Strauss, Schuller und Göschel. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Heinse, W., Hildegard von Hohenthal. Neue Ausgabe in 6 Heften. 1¼ Thlr.

Hippel, T. G. v., Über die Ehe. 6te Auflage. 8. 1 Thlr.

Höfer, Dr. Albert (Docent an der k. preuss. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin), Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptsprachen des indogermanischen Stammes. Band I. Zur Lautlehre. Gr. 8. 32 Bogen. Geh. 2⅔ Thlr.

Lessing's, G. E., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. 12 Bände auf Velinpapier mit Portrait in Stahlstich. Gr. 8. Subscriptionspreis 12 Thlr.

(Zur leipziger Ostermesse 1840 tritt der Ladenpreis von 16 Thlr. ein.)

— — Hamburgische Dramaturgie. Neue Auflage. Gr. 8. 1½ Thlr.

— — Erziehung des Menschengeschlechts. Neue Auflage. 8. Geh. ¼ Thlr.

— — Nathan der Weise. 8te Auflage. Gr. 8. Geh. ⅙ Thlr.

— — Emilie Galotti. 6te Auflage. Gr. 8. Geh. ⅙ Thlr.

— — Minna v. Barnhelm. 6te Auflage. Gr. 8. Geh. ⅙ Thlr.

— — Nathan der Weise, Emilie Galotti und Minna von Barnhelm, zusammen in Einem Bande, in engl. Leinen gebunden. 1⅔ Thlr.

— — Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung. Neue Auflage mit 5 Kupfertafeln und 2 Vignetten. Gr. 8. Geh. ⅔ Thlr.

— — Über das Apostolische Glaubensbekenntniss gegen David Schulz. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Smidt, H., Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe 12. Geh. ⅓ Thlr.

Berliner Spaziergänge gewidmet Deutschem Volksthume. Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Spenden der Zeit. Enthaltend: Neue Dichtungen von A. v. Chamisso, Lohnfeld, Ferrand, Förster, v. Gaudy, Gentzel, Grumbach, Möllenbeck, Quien, Rellstab, v. Reitzenstein, Rösel, v. Sallet, Seidelmann, Smidt und mehren Andern. 8. Geh. ⅔ Thlr.

Tieck, Fr., Brasilianische Zustände nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahr 1837. 8. Geh. ⅔ Thlr.

Über den Ritter Gluck und seine Werke. Briefe von ihm und andern berühmten Männern seiner Zeit. Eine historisch-kritische Beurtheilung seiner Opernmusik. Aus dem Französischen von J. C. Siegmeier. Der Auflage. Gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

Valleix, F. L., Klinik der Kinderkrankheiten. Deutsch bearbeitet von Dr. H. Brassler. Gr. 8. 1⅔ Thlr.

Weissmann, K. W. (Superintendent in Müncheberg), Über das Verhältniss der Volksschule zum Staat und zur Kirche. Einige Worte zur Entgegnung auf die neuesten Äußerungen des Hrn. Seminar-Directors Dr. Diesterweg. 8. Geh. ¼ Thlr.

Wolff, Prof. Fr., Vorlesungen über die Chemie für gebildete Leser aus allen Ständen. Nach Laugier's Cours de chimie générale. 2 Bände. Neue mit der ersten Auflage gleichlautende Ausgabe in 4 Heften. 2 Thlr.

Wrangel, F. v., Reise längst der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820—24. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt, Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter, Dr. und Prof. — Mit Tafeln der Temperaturverhältnisse und einer Landkarte. 2 Theile. Gr. 8. 6 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. R. Forster und andern Gelehrten. 38ster und 39ster Band.

Digitized by Google

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leopold Ranke's
Deutsche Geschichte
im
Zeitalter der Reformation.

Theil I. u. 2. Gr. 8. Preis 5⅓ Thlr.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist soeben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Camellien.

Almanach für das Jahr 1840.

Herausgegeben
von
Ferdinand Grafen Schirnding
und
C. A. F. Hennig.

Mit ausgewählten Beiträgen von Dr. C. Drexler-Manfred, K. E. Ebert, Juliane Glaser (geborenen Ebert), W. A. Gerle, Jarno, Uffo Horn, K. Herloßsohn, J. Kaufmann, Ignaz Kuranda, Charlotte Löw, W. Marsano, J. Seidlitz, J. Umlauft, St. Zauper und andern geachteten Schriftstellern Böhmens.

Erster Jahrgang.

Mit 8 Stahl- und Stahlstichen von Karl Meyer in Nürnberg und C. Hennig in Prag, nebst einem musikalischen Souvenir.

In elegantem Einbande Preis 2 Thlr. 8 Gr.
Pracht-Exemplare, erste Abdrücke 4 Thlr.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das
Strafgesetz
über
Verbrechen
sammt
den dazu gehörigen Verordnungen.

Herausgegeben
von
J. E. Waser,

Doctor der Rechte und k. k. Professor des Natur- und des österreichischen Criminalrechtes an der Universität zu Innsbruck.

Gr. 8. Wien 1839. Preis 1 Thlr. 16 Gr. Sächs.

Die vielen zum Strafgesetze über Verbrechen nachträglich erschienenen Verordnungen machen unbezweifelt ein Handbuch wünschenswerth, welches eine vollständige und zugleich bequeme Übersicht aller gesetzlichen Bestimmungen über die Bestrafung der Verbrechen gewährt. Die Verlagshandlung glaubt in dieser Hinsicht das oben bezeichnete Handbuch sowol den Studirenden, als auch den praktischen Criminalisten vorzüglich empfehlen zu können, indem darin nicht nur die bis zum Mai 1838 kund gemachten Verordnungen mit möglichster Genauigkeit gesammelt, sondern auch die im Strafgesetzbuche vorkommenden Paragraphen wörtlich aufgenommen und bei jedem einzelnen Paragraphen die dahin gehörigen Verordnungen in chronologischer Ordnung eingeschaltet wurden. Durch diese zweckmäßige Art der Zusammenstellung zeichnet sich dieses Handbuch vor allen bisher erschienenen aus, und erhält durch dieselbe eine erhöhte Brauchbarkeit, besonders, da auch das Auffinden einzelner Verordnungen durch ein chronologisches und durch ein Sachregister erleichtert wird. Die Beziehungen der Verordnungen auf verschiedene Paragraphen werden durch kurze Noten angedeutet.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.

Zehntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1707 in Spanien. (Erster Abschnitt.) II. Die Verwendung der Cavalerie. (Fortsetzung.) III. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Der 27. März, 40. Gefecht bei Trilport. IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818–38 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Auch im Jahre 1840 wird diese nicht nur für Militairs, sondern auch für Freunde der Geschichte höchst interessante Zeitschrift wie bisher und um denselben Preis erscheinen.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 18. November 1839.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Von **Hogarth's Werken** in einem Bande ist soeben die zweite Auflage vollständig erschienen und der frühere Preis derselben von 18 Thlr. auf 6 Thlr. herabgesetzt, um dieselbe auch weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

Was Ausführung und Ausstattung dieser Ausgabe betrifft, so darf dieselbe mit jeder andern concurriren und möchte wol manche theurere noch übertreffen.

E. Pönicke & Sohn.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Glossarium saxonicum

e poemate

Heliand

inscripto

et minoribus quibusdam priscae linguae monumentis

collectum cum

vocabulario latino-saxonico

et

synopsi grammatica.

Heliand

oder die altsächsische Evangelien-Harmonie,

herausgegeben von

J. Andreas Schmeller.

Zweite Lieferung:

Wörterbuch und Grammatik nebst Einleitung und zwei Facsimiles.

Gr. 4. Velinpapier 5 Fl., oder 3 Thlr.

Druckpapier 4 Fl., oder 2 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Oct. 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der Weltbürger.

Ein historischer Roman aus den Jahren 1830—32.

Von

Ferdinand Stolle.

3 Bände. 8. Velinpapier. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Der durch sein Kaiserdrama: **„1813 und Elba und Waterloo"**, das sich eines so hohen und allgemeinen Beifalls nicht allein in Landen deutscher Zunge zu erfreuen hatte, auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans rühmlichst bekannte Herr Verfasser bietet hier dem Publicum einen neuen Roman dar, welcher die welterschütternden Ereignisse der Jahre 1830—32 in der anziehendsten Form mit kunstgewandter Hand dem Beschauer vorführt und der obengenannte Werke seiner Muse an Interesse noch überbieten dürfte.

Leipzig, im November 1839.

Eduard Meißner.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Kiel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Delffs, W., Die anorganische Chemie in ihren Grundzügen. 1 Thlr.

Günther, G. B., Bemerkungen über die Verkeümmungen des Rückgraths und besonders über die Mittel, denselben vorzubeugen. Als Resultat einer mehr als zehnjährigen Erfahrung. 8 Gr.

Harms, C., Die Religionshandlungen der lutherischen Kirche. 18 Gr.

Kalkar, C. H., Die biblische Geschichte in Vorträgen für Gebildete. 2 Bände. 3 Thlr. 16 Gr.

Maack, P. v., Die geburtshülflichen Operationen, tabellarisch dargestellt. 1 Thlr.

Pelt, A., Protestantismus, Supranaturalismus, Rationalismus und speculative Theologie. 4 Vorlesungen. 20 Gr.

Ritter, H., Über das Böse. 10 Gr.

— —, Kleine philosophische Schriften, 1stes Bändchen: über die Principien der Rechtsphilosophie oder der Politik. 1 Thlr. 16 Gr.

Schouw, J. F., Naturschilderungen. (Der Regen. Das Eis. Der Einfluß des Lichtes auf die Pflanzen. Die Pflanzen der Urwelt. Charakteristische Pflanzen verschiedener Völker. Bergwanderungen im Norden und im Süden. Die Natur in Nord-Afrika; in Süd-Afrika; auf den Südsee-Inseln rc.) Mit Abbildungen. 1 Thlr.

Sievers, G. R., Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea. 2 Thlr. 8 Gr.

Bei J. Rubach in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Analekten für die gesammte Staatsarzneikunde, oder auserlesene Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin und der medicinischen Policei. 2tes Heft. 21 Gr.

Rösch, Dr. C., **Über den Misbrauch der geistigen Getränke,** in Beziehung für medicinischen Policei und gerichtlichen Medicin. (Aus Vorstehendem besonders abgedruckt.) 16 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1839. November. Nr. 344—348.

Nr. 344. *Der Sperling. *Vom Regen. Lithographische Abdrücke von Büchern und Kupferstichen. Selligue's Gasbereitungsapparat. *Das Mickelgoter Thor in York. — **Nr. 345.** *Maria Luise, Herzogin von Parma. Das Daguerreotyp. Feuersbrünste in London im Jahre 1838. *Der Kukuk. Die Geschichte der Dampfmaschine. Mechanisches Kunstwerk. *Hafer. — **Nr. 346.** *Die Schiffer im Kampfe mit den Eisbären. Die Geschichte der Dampfmaschine. (Fortsetzung.) — *Tod des Königs Gustav von Schweden. Reise durch die Mancha. Mittel, das Brot gegen den Schimmel zu hüten. *Sherborne. — **Nr. 347.** *Cervantes. Die Geschichte der Dampfmaschine. (Beschluß.) Liepmann's Oldilderdruck. *Smyrna. Zinkguß in Berlin. Das Champagnerbier. *Die Insel Jura. — **Nr. 348.** *William Collins. Capri. *Das Andesgebirge. Howard's neue Methode der Dampferzeugung und Ericson's Treibapparat für Dampfschiffe. Das Textrin. *Roverede.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber.

Nachstehend anerkannt classische Werke über das Jagdwesen sind sämmtlich in meinem Verlage erschienen und nur der hohe Preis derselben, der freilich bei ihrem bedeutenden Umfang immer billig genannt werden mußte, hat ihnen noch nicht den allgemeinen Eingang verschafft, den sie verdienen. Ich habe mich daher durch vielfache Wünsche bestimmen lassen, den Preis derselben bedeutend zu ermäßigen und sie können von jetzt an zu den bemerkten Preisen von allen Buchhandlungen bezogen werden.

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. (172 Bogen.) Gr. 8. 11 Thlr. **Jetzt für fünf Thaler.**

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jäger-Praktika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. (82 Bogen.) Gr. 4. 10 Thlr. **Jetzt für vier Thaler.**

Jester (F. E.), Über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. (73 Bogen.) Gr. 8. 5 Thlr. **Jetzt für zwei Thaler.**

Man kann diese drei Werke als eine **vollständige Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber** bezeichnen, und wer sich zur Anschaffung aller **auf einmal** entschließe, dem werden dieselben, die im Ladenpreise 26 Thlr., im herabgesetzten Preise aber 11 Thlr. kosten, **für zehn Thaler** abgelassen.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei **Georg Franz** in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

***Rosenberg*, Dr. *H.*,** Der **Weichselzopf**; eine theoretisch-praktische Abhandlung sammt einer pragmatischen Geschichte desselben, treu nach der Natur und nach homöopathischen Grundsätzen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl.

Die glücklichen Resultate, welche die homöopathische Behandlung der Plica polonica erzielte, theilt der Herr Verfasser hierin ausführlich mit und erwirbt sich dadurch ein grosses Verdienst um die an dieser Krankheit Leidenden und um die Wissenschaft.

***Foerg*, Dr. *A.*,** Das Rückenmark des Menschen mit den Ursprüngen seiner Nerven. In morphologischer Beziehung. Mit 8 Holzschnitten. 4 Bogen. Gr. 8. 9 Gr., oder 36 Kr.

— —, Grundlinien zu einer morphologischen Betrachtung des Gehirnes. Als Programm zu seiner demnächst erscheinenden morphologischen Darstellung des Cerebrospinalorgans des Menschen. Gr. 8. Brosch. 6 Gr., oder 24 Kr.

Kann den homöopathischen Ärzten das Selbstdispensiren gestattet werden? 8. Brosch. 3 Gr., oder 12 Kr.

München, im November 1839.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Gewißheit und Würde

der

Heilkunst.

Für das nichtärztliche Publicum

dargestellt

von

Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben,

Dr. der Arzneikunde, Mitglied der medicinischen Facultät und der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien.

Wien 1839.

Gr. 12. In Umschlag brosch. Preis 16 Gr. Sächs.

Die Zuverlässigkeit oder Unsicherheit der Arzneikunst ist in der neuesten Zeit zu einer so allgemeinen Lebensfrage geworden, daß ihre Beantwortung durch einen als Schriftsteller rühmlichst bekannten Arzt das Interesse aller Gebildeten in Anspruch nehmen muß. Dieses Interesse wird dadurch noch gesteigert, daß die Anlässe dieser Lebensfrage, die Homöopathie und Wasserheilkunst hierbei ihre allgemein verständliche Besprechung finden.

Bei **Friedrich Wilmans** in Frankfurt a. M. ist soeben erschienen:

J. C. Röhling's

Deutschlands Flora.

Nach einem veränderten und erweiterten Plane bearbeitet vom Hofrath **Dr. W. D. J. Koch.**

5ter Band. 1ste Abtheilung. 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl. 3 Kr.

Ununterbrochen wird an der Vollendung dieses vortrefflichen Werkes fortgearbeitet.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MILITAIR-KARTE
von Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des königl. bairischen Generalstabes entworfen

von

Anton Klein.

Blatt Nr. 9. Die darauf vorkommenden Hauptorte sind: **Berlin, Küstrin, Brandenburg, Potsdam, Frankfurt a. d. O., Züllichau, Wittenberg, Dessau, Kottbus, Torgau, Leipzig, Bautzen, Dresden, Altenburg, Freiberg, Zittau.**

Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei **Philipp Reclam jun.** in Leipzig erschienen:

J. Janin's
Reise in Italien.

Preis 1 Thlr.

Leonore Pacheco
und
Philipp von Orleans
oder die
Giftmischer im Palais-Royal.

Romantisches Gemälde aus der Geschichte des französischen Hofes unter Louis XIV.
2 Bände. 2 Thlr.

Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin erschien soeben und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Italia.

Mit Beiträgen

von

Ada Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz Freiherrn v. Gaudy, Gaye, C. Fr. v. Rumohr, H. W. Schulz. Herausgegeben von **Alfred Reumont.**

Zweiter Jahrgang. 1840. Mit einem Titelkupfer 8.
Elegant cartonnirt 2 Thlr.

Schon der erste Jahrgang dieses gediegenen Taschenbuches, für dessen Werth so namhafte Mitarbeiter bürgen, hatte sich des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen. In jetziger Zeit, wo mehr auf den Inhalt als auf äußern Schmuck der Taschenbücher gesehen wird, wird die Italia, welche mit dem innern Gehalt ein elegantes Äußere verbindet, eine der ersten Stellen unter den besten einnehmen. Es mag genügen, hier den mannichfaltigen Inhalt des vorliegenden Jahrgangs anzuführen: Sklavin und Königin. Von der Gräfin Hahn-Hahn. — Lehr- und Wanderjahre des Rafael Santi von Urbino. Malernovelle von C. Fr. v. Rumohr. — Der Stumme. Von Franz Freiherrn v. Gaudy. — Die Herzogin von San Giuliano. Mitgetheilt von Alfr. Reumont. — Die Geschichte des Tempiers von Brindisi, Rogers von Flor, letzten Cäsaren der Romäer in Anatolien, durch F. W. Barthold. — Giacomo Leopardi. Sein Leben und seine Schriften. Von H. W. Schulz. — Die Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti. Von Dr. Gaye. — Toscanische Volkslieder. Mitgetheilt von Alfr. Reumont.

Bei **G. S. Mittler** in Berlin erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gudrun,
Nordsee-Sage.

Nebst Abhandlung über das mittel-hochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordsee-Sagenkreis.

Herausgegeben

von

San Marte (A. Schulz).

Ladenpreis cartonnirt 1 Thlr. 8 Gr.

Das Literaturblatt von Menzel nennt es:

Eine bewundernswürdige Dichtung, die wol den schönsten epischen Gedichten der Vorwelt an die Seite zu setzen ist.

Eine Sage, deren ungemeine Schönheiten nicht zu verkennen sind und unwillkürlich an die Odyssee erinnert. Wir machen nur noch auf den poetischen Werth dieser Dichtung aufmerksam. Die Kraft und die Rauhigkeit des Nordens mit so lieblicher und rührender Anmuth gepaart zu finden, ist selten und macht auf das Herz des Lesers gewiß einen tiefen Eindruck.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *F. G. Gerdorf.* 1839. Einundzwanzigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. XVIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1839. Monat November, oder Nr. 44—48, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 44—48. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1839. Nr. XXXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und berragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!"

Die **Leipziger Allgemeine Zeitung** hat sich seit ihrem Entstehen im In- und Auslande eine solche anerkannt bedeutende Stellung in der periodischen Presse zu schaffen gewußt, daß es von Seiten der Verlagshandlung überflüssig erscheint, noch ausführlicher über das Unternehmen zu sprechen. Die **Leipziger Allgemeine Zeitung** braucht den Vergleich mit der besten deutschen Zeitung nicht zu scheuen und steht keiner nach in Reichthum und Mannichfaltigkeit der Originalberichte aus allen Theilen Europas, besonders aber Deutschlands, in Schnelligkeit und Vollständigkeit der Mittheilungen, und in freisinniger Erörterung aller Verhältnisse. Die **Leipziger Allgemeine Zeitung** wird auch im Jahre 1840 auf der betretenen Bahn fortschreiten und findet in der allgemeinen großen Theilnahme des achtungswerthesten Theils des Publicums die Aufforderung, nichts zu versäumen, was ihr einen noch höhern Werth zu ertheilen vermag. Namentlich sind für den Orient, wie die letzten Monate bereits gezeigt, viele Verbindungen angeknüpft worden.

Der Preis der **Leipziger Allgemeinen Zeitung** bleibt in Sachsen vierteljährig 2 Thlr., in Preußen 2 Thlr. 22½ Sgr., in den übrigen Staaten aber wird derselbe in Verhältniß der Entfernung von Leipzig erhöht. Sie erscheint wie bisher täglich Abends in 1 oder 1½ Bogen in Hochquart auf schönem Velinpapier.

In dem Maße, als die **Leipziger Allgemeine Zeitung** den Kreis ihrer Leser vergrößerte, hat sich auch bei dem Publicum die Ueberzeugung befestigt, daß gerade in diesem Blatte

Ankündigungen aller Art

die allgemeinste Verbreitung finden, sodaß die Anzahl der Ankündigungen in dem laufenden Jahre mit der der ältesten und gelesensten Blätter Deutschlands sich messen darf. Auf die typographische Anordnung der Ankündigungen wird große Sorgfalt gewendet und sie finden ihren Platz sämmtlich in dem Hauptblatte, was nicht wenig zur Beachtung der Anzeigen beiträgt. Für den Raum einer Zeile werden 1½ Gr. berechnet.

Alle Postämter und Zeitungsexpeditionen nehmen Bestellungen an; **da indeß häufig Klagen von auswärtigen Abonnenten darüber einlaufen, daß die Leipziger Allgemeine Zeitung ihnen zu spät zukomme, so werden die Postämter ersucht, ihre Bestellungen bei denjenigen Hauptspeditionsplätzen zu machen, die nach der geographischen Lage und den Verbindungen mit Leipzig am geeignetsten für die schnelle Zusendung sind.**

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

F. D. E. Preuß,

Friedrich's des Grossen

Jugend und Thronbesteigung.

Eine Jubelschrift.

Gr. 8. Preis 2¾ Thlr.

Bei **Justus Perthes** in Gotha ist die 2te Abtheilung der 2ten Lieferung von

K. von Spruner's

historischen Atlas

im Subscriptionspreis zu 2 Thlr. erschienen. Die 2te Lieferung bildet in 13 Karten einen vollständigen Geschichts-Atlas für Deutschland, der in ähnlicher Auffassung und Zusammenstellung noch nicht vorhanden war und jedem Freunde der vaterländischen Geschichte willkommen sein muß.

Soeben ist erschienen:

J. C. F. Rolff's
PRAKTISCHES HANDBUCH
zu
gerichtlich-medicinischen Untersuchungen
und zur
Abfassung gerichtlich-medicinischer Berichte.
Gr. 8. Geh. 2⅔ Thlr.

Genügende Empfehlung wird diesem Buche der geachtete Name des Herrn Verfassers sein und dürfte nur noch angedeutet werden, dass obiges Handbuch auch den zweiten Theil des bereits in zweiter Auflage bei Eisen in Köln erschienenen: „Taschenbuch zu gerichtlich-medicinischen Untersuchungen für Ärzte, Wundärzte und Justizbeamte" bildet.

MEDICINISCH-CHIRURGISCH-THERAPEUTISCHES
Wörterbuch.
II. Band. Lieferung 7, 8.

Die beiden letzten Lieferungen dieses Bandes erscheinen noch in diesem Jahre, und der III. Band, mit welchem das ganze Werk geschlossen ist, in der ersten Hälfte des nächsten Jahres.

Berlin, im November 1839.

Alexander Duncker.

Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stille Lieder.
Von
Karl Beck.
1stes Bändchen. Gr. 12. Broschirt. 12 Gr.

Von demselben Verfasser erschienen früher:
Rächte. Gepanzerte Lieder. 1 Thlr. 6 Gr.
Der **fahrende Poet.** Dichtungen. 1 Thlr. 18 Gr.

Rheinisches Jahrbuch für 1840.

Im Verlage von M. DuMont-Schauberg in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rheinisches Jahrbuch
für
Kunst und Poesie.
Herausgegeben
von
F. Freiligrath, C. Mazerath u. K. Simrock.
Erster Jahrgang.
Mit Beiträgen
von
M. Becker, Luise v. Bornstedt, M. Delius, J. M. Hutterus, K. Immermann, W. Junkmann, G. Kinkel, A. v. Marées, C. W. Müller, H. Müller, G. Pfarrius, H. Püttmann, K. Schücking, W. Smets, einer Ungenannten und den Herausgebern.

12. 516 Seiten Velinpapier. Sauber cartonnirt.
Preis: 1 Thlr. 25 Sgr., oder 3 Fl. 12 Kr.

Da unter den hier aufgeführten Namen sich nicht wenige finden, die zu den gegenwärtig gefeiertsten im Gebiete der belletristischen Literatur Deutschlands gehören, auch der Inhalt sich ebenso sehr auf allgemein ansprechende Gegenstände bezieht, als er reichhaltig und mannichfaltig ist, so möchte zumal bei der würdigen äußern Ausstattung dieser erste Jahrgang des „Rheinischen Jahrbuchs für Kunst und Poesie", dessen vorläufige Ankündigung schon eine allgemein freundliche Theilnahme erregte, gewiß mit Beifall gegrüßt werden.

Für den Staatsbeamten und jeden gebildeten Staatsbürger von hohem Interesse sind:

Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik.
Begründet von **Pölitz.** In Verbindung mit mehreren (65) gelehrten Männern herausgegeben vom Prof. **Fr. Bülau. 1840.**
Januar.
Leipzig, **Hinrichs.** Der Jahrgang 6 Thlr.

Die Souverainetät im Staate, von **Bülau**, und die englische Kornbill, von **Karl Murhard**, eröffnen zeitgemäß den 13. Jahrgang. — In den 3 letzten Heften von 1839 befanden sich sehr interessante Aufsätze von **Friedr. Murhard, Carové, v. Blumröder**, Prof. **Reuter**, Justizrath **Heinemann** und **Scheidler** über Streckfuß's Preußische Zustände. — Die Fortsetzung erscheint fortwährend pünktlich.

Soeben ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu haben:

Die
englischen Universitäten.
Eine Vorarbeit
zur
englischen Literaturgeschichte.
Von
F. A. Huber,
Doctor und ord. Prof. der abendl. Literatur zu Marburg.
Zweiter Band.
Gr. 8. 1840.
In J. C. Krieger's Verlagshandlung in Kassel.
37½ Bogen.
Preis 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Das Allgemeine
Organ für Handel und Gewerbe

wird im Jahre 1840 (als sechster Jahrgang) in derselben Weise wie im laufenden Jahre erscheinen: dreimal wöchentlich ein ganzer Bogen in kleinem engen Druck, nebst Beilagen, so oft deren erforderlich, einem wöchentlichen Beiblatt über die Verhandlungen ꝛc. des kölnischen Gewerb-Vereins und Lithographien. Preis per Post im ganzen preuß. Staate halbjährlich 3 Thlr. 12 Sgr., im Buchhandel jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., zu beziehen durch L. Rohnen in Köln und Aachen.

Die Redaction ersucht, die Bestellungen bei den nächsten Postämtern gefälligst vor Ablauf des Jahres zu machen, um die Auflage bestimmen zu können.

Köln, im November 1839.

Bei **Eduard Anton** in Halle ist soeben erschienen:
Elias, Dr. W., Romantische Bilder der Gegenwart. Zweiter Theil. Töchter der Zeit.
8. 16 Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

2 Theile in elegantester Taschen-Ausgabe.

In englischem Einband mit goldenem Schnitt und des Verfassers Portrait.

Preis 4 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 20 Gr.

Diese neue, in typographischer Ausstattung alle frühern weit übertreffende Ausgabe von Goethe's Meisterwerk erlauben wir uns als ein vorzügliches Festgeschenk bestens zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, im November 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Preisermäßigung
eines echt deutschen Nationalwerkes.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Justus Möser's sämmtliche Werke,
nebst dessen Leben,

herausgegeben von **Friedr. Nicolai.**

9 Bände, mit dem Bildnisse Möser's.

Um die Anschaffung der Werke des unvergleichlichen Mannes (mit Recht „Deutschlands Franklin" genannt) möglichst zu erleichtern und dadurch zu der wünschenswerthen allgemeinen Verbreitung derselben nach Kräften beizutragen, haben wir uns entschlossen, den ohnehin schon sehr geringen Ladenpreis von 9½ Thlr., für 9 starke Grossoctavbände,

auf 3 Thlr. herabzusetzen.

Die unter besondern Titeln erschienenen einzelnen Schriften Möser's werden zu nachstehenden, ebenfalls bedeutend ermäßigten Preisen abgegeben, nämlich:

Die Patriotischen Phantasien, 4 Bände, mit dem Bildnisse des Verf., für 2 Thlr. (statt 3⅓ Thlr.)

Die Osnabrückische Geschichte, 3 Bände, mit Titelkupfer, für 2 Thlr. (statt 3⅔ Thlr.)

Die vermischten Schriften, nebst der Biographie Möser's, 2 Bände, für 1 Thlr. (statt 2 Thlr.)

Als eine interessante **„Zugabe"** zu den sämmtlichen Werken Möser's, namentlich zu den „Patriotischen Phantasien", verdient nachstehende Schrift empfohlen zu werden:

Reliquien von Justus Möser
und in Bezug auf ihn
herausgegeben von **B. R. Abeken.**

Nebst einer Abbildung von Möser's Denkmal und einem Facsimile seiner Handschrift. Velinpapier. Geheftet. 22½ Sgr.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" vom Jahre 1838 äußern sich bei Gelegenheit einer Beurtheilung dieser „Reliquien" wie folgt:

„Justus Möser ist ein der deutschen Nation so innig angehörender Name, daß Alles, was über ihn und von ihm dargeboten wird, die höchste Theilnahme in Anspruch nehmen muß. Seine „Patriotischen Phantasien" sollten in der Hand jedes deutschen Jünglings und Mannes sein. Seine „Osnabrückische Geschichte" ist das erste eines Deutschen würdige Beispiel, wie die deutsche Geschichte zu behandeln sei. Durch sie hat er die deutsche Nation vor sich selbst zu Ehren gebracht, die über ihre Urgeschichte so gering zu denken gewohnt war, als die Fremden — Franzosen und Engländer — es ihr vorgefabelt hatten.

Daher dürfen wir nicht zweifeln, daß jeder mit seinem Volke es wohlmeinende Deutsche dem Herrn Abeken es danken werde, daß er diese Reliquien an Möser's in neuerer Zeit in Osnabrück errichtetem Denkmal niederlegte. Vielleicht sind die wichtigsten Momente des Einflusses dieses außerordentlichen Mannes auf die Entwickelung seiner Nation in dieser Schrift berührt worden.

Wir fürchten nicht getadelt zu werden, wenn wir auf diese kleine Schrift die Verehrer Möser's und insbesondere die Besitzer der „Patriotischen Phantasien" aufmerksam gemacht haben, die durch diese Zugabe jene Sammlung vervollständigen und mehre gute Winke über Entstehung und Werth der letztern erhalten."

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

Erschienen ist und zu haben in allen Buchhandlungen:

Goulianof, J. A. de, Archéologie Egyptienne, ou Recherches sur l'expression des signes hiéroglyphiques et sur les éléments de la langue sacrée des Egyptiens. 3 Vol. gr. in 8. Brosch. 11 Thlr. 12 Gr.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In der **Aschendorff'schen** Buchhandlung in Münster ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. A. Brüning's
Erläuterungen über Freiheit, Zeit und Schöpfung ꝛc.

12. Geh. in Umschlag. 6 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1839. Achtes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst.* Jahrgang 1838. Monat September, oder Nr. 70—78. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1839. Zweiundzwanzigsten Bandes erstes Heft. (Nr. XIX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Einladung zur Subscription
auf
C. M. Wieland's sämmtliche Werke.

Von der überall mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenen neuen Ausgabe dieses classischen Schriftstellers sind bereits fertig und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Die erste und zweite Lieferung in 12 Bänden.

Inhalt der einzelnen Bände.

Band.	
I. II.	Don Sylvio von Rosalva.
III.	Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Nadine. Erdenglück. Lelia an Damen. Psyche. Das Leben ein Traum. Aspasia.
IV. V. VI.	Agathon.
VII. VIII.	Goldener Spiegel.
IX.	Danischmend.
X.	Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora und Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen, Liebe um Liebe. Schach Lolo.
XI.	Poetische Erzählungen. Das Wintermärchen. Das Sommermärchen. Geron der Adelige. Clelia und Sinibald.
XII.	Idris und Zenide. Pervonte oder die Wünsche. Der Vogelsang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenheh. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia.

Die dritte Lieferung, Band 13—18, erscheint Mitte dieses Monats, die vierte, Band 19—24, zu Anfang December dieses Jahres bestimmt.

Bedingungen der Subscription.

Wieland's sämmtliche Werke erscheinen in 36 Bänden kl. 8., auf schönem Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich; Format, Druck und Papier gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Klopstock, Thümmel rc.

Die Ausgabe erscheint im Laufe eines Jahres vollständig.

Der Subscriptionspreis für alle 36 Bände ist:
12 Thlr., oder 21 Fl. 36 Kr.

Vorausbezahlung wird nicht verlangt; man entrichtet nur immer den Betrag der abgelieferten Bände.

Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden.

Die erste Abtheilung gibt in 24 Bändchen die geschätztesten und populairsten dichterischen Werke, die zweite in 12 Bändchen die übrigen Schriften literarischen, philosophischen, historischen und politischen Inhalts.

Leipzig, im November 1839.

G. J. Göschen's Verlagsbuchhandlung.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homberg, Xinette, Mythologie der Griechen und Römer, so aufgefaßt und dargestellt, wie es das Verständniß antiker Kunst und Dichtung erleichtert und den Geschmack daran befördert; mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen und ethischen Bedeutsamkeit der Mythen. Nebst einem Anhange über das ägyptische Mythensystem. Ge. 8. (41 Bogen.) Carl. 3 Thlr.

Für Philologen und Alterthumsforscher.

Soeben ist in meinem Verlage ein Werk erschienen, welches dem gelehrten Publicum, insbesondere den Philologen und Alterthumsforschern, dringend zur nähern Ansicht und zum Gebrauch zu empfehlen ist.

Der Titel ist:

Griechische und Römische Zeittafeln

von

Dr. *E. W. Fischer* und Dr. *A. Soetbeer.*

Gr. 4. 1ste Lieferung. 20 Bogen. Preis 1⅓ Thlr.

Die Grundlage zu diesem Werke bildet **Clinton Fasti Hellenici**; die große Zweckmäßigkeit und treffliche Bearbeitung desselben ist bereits von der Kritik anerkannt, und diese **Zeittafeln** werden bald jedem Philologen und Schulmann ein unentbehrliches Handbuch abgeben.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz u. s. w. haben Exemplare vorräthig.

Altona, im December 1839.

Joh. Fr. Hammerich.

Bücher-Auction in Münster.

Am 19. März 1840 beginnt zu Münster die Versteigerung der bedeutenden, an werthvollen, seltenen und zum Theil äußerst kostbaren Werken, vorzugsweise im philologischen und medicinischen Fache, sehr reichen Bibliothek des verstorbenen Hrn. Regierungs-Medicinalraths Dr. **Borges.** Der aus zwei Theilen bestehende Katalog (der 1ste die philologischen und andern Wissenschaften, der 2te die medicinischen Wissenschaften enthaltend) ist durch alle Buchhandlungen und die bekannten Herren Antiquare von Hrn. **W. Engelmann** in Leipzig zu beziehen.

Münster, im November 1839.

Fr. Regensberg.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.

Herausgegeben
von
Dr. Franck.

Vierter Jahrgang.

Mit Castelli's Bildniss und drei scenischen Darstellungen.

8. Elegant cartonnirt. 3 Thlr.

Inhalt: D' **Schwoagarin** a Kumödigschbül a so g'nannschdd, wia s' in Osdareich röd'n doan, von **J. F. Castelli.** — **Liebesbotschaften.** Lustspiel in zwei Acten, von **K. Weichselbaumer.** — **Das Gespenst auf der Brautfahrt.** Ritterliches Lustspiel in drei Aufzügen, von **J. B. v. Zahlhas.** — **Der Heckthaler.** Schwank in zwei Acten, von **N. v. Lagusius.** — **Der Bräutigam von Haiti.** Lustspiel in fünf Acten und in Alexandrinern, von **Dr. Franck.**

Der erste bis dritte Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Franck, F. Halm, Immermann, Liebenau, Maltitz und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann, Grabbe, Albini, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Nr. 362. München 1839. Zweiter und letzter Artikel. — Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln. Zweiter und letzter Artikel. — Literarische Anzeige.

363. München 1839. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.)

Nr. 364. München 1839. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln. Zweiter und letzter Artikel. (Fortsetzung.)

365. München 1839. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Rückblicke auf den geistigen und wissenschaftlichen Zustand Siciliens am Anfange des 19. Jahrhunderts, nach italienischen Hülfsmitteln. Zweiter und letzter Artikel. (Beschluß.)

Wohlfeile Ausgaben von
Dante, Petrarca, Tasso,
in Übersetzungen von
Kannegiesser, Förster, Streckfuss.

Eine eingetretene Concurrenz nöthigt mich, die in meinem Verlage erschienenen als ausgezeichnet anerkannten Übersetzungen von Dante's, Petrarca's und Tasso's Meisterwerken, die sich zugleich durch schöne typographische Ausstattung auszeichnen, bedeutend im Preise zu ermäßigen:

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer. Dritte** sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 3 Thlr. **Jetzt für 1 Thlr. 12 Gr.**

Francesco Petrarca's **sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe.** Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **K. Förster. Zweite** verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 6 Gr. **Jetzt für 1 Thlr. 4 Gr.**

Torquato Tasso's **Befreites Jerusalem.** Übersetzt von **K. Streckfuß. Zweite** verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. **Jetzt für 1 Thlr.**

(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Ex. vorräthig, die ich für 18 Gr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 6 Gr., im herabgesetzten Preise 3 Thlr. 16 Gr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für drei Thlr.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Passavant's Rafael von Urbino.

Es gereicht [illegible] zu besonderer Freude, [illegible] dass durch die [illegible] Bearbeitung des [illegible] Passavant'schen Werkes [illegible]

RAFAEL VON URBINO

und sein Vater

GIOVANNI SANTI

von

J. D. Passavant.

In zwei Theilen mit [illegible] Abbildungen.

Text in Octavformat, [illegible] Abbildungen in Grossfolio in einem besondern Carton.

Auf feinem Velinpapier 18 Thlr.

Prachtausgabe auf [illegible] Velinpapier mit Abbildungen auf chinesischem Papier 30 Thlr.

Es erscheint als ein [illegible] Wunsch [illegible] dass dieses für die Kunstgeschichte so bedeutende Werk [illegible] vollendet ist. Der Verfasser hat seine Jahre auf die Durchforschung Deutschlands, [illegible] Italien, Frankreich, Belgien, Holland und [illegible] verwendet, um ihm noch [illegible] Material zu sammeln. Als Verleger habe ich für alle [illegible] Ausstattung keine Kosten gescheut, und [illegible] Verbreitung und Verlangt auf eine günstige Aufnahme [illegible]

[illegible] Band [illegible] Abtheilung [illegible] Abtheilung [illegible] Abtheilung

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07790 3410

Digitized by Google